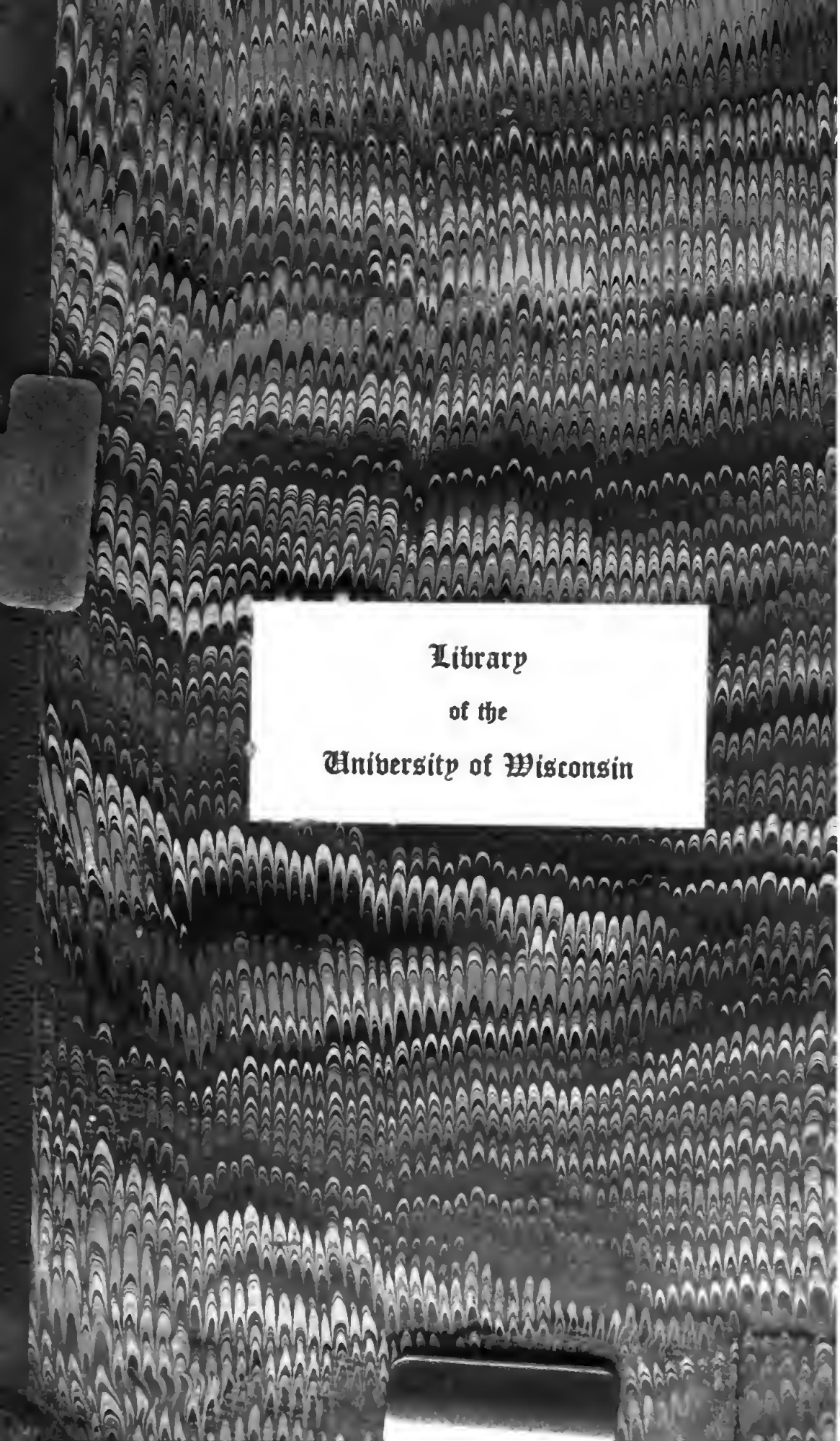
Google


Library
of the
University of Wisconsin

John Goeggerle
Beaver Dam Wis

Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Elfter Band.

Occupation bis Prämie.

Digitized by Google

Brockhaus' Konversations-Lexikon

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Elfter Band.

Occupation bis Prämie.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1867.

671442
AE
.B78
+ 1864
II

O.

Occupation (lat.), die Ergreifung einer Sache in der Absicht einseitiger Aneignung, erzeugt wirkliches Eigenthum, wenn die Sache herrenlos ist, der Occupant also mit der Ergreifung niemand Unrecht thut (res nullius cedit primo occupanti, ein Niemandsding gehört dem, der sich seiner zuerst bemächtigt). Bei den Römern galten als herrenlos die Sachen der Feinde, wilde Thiere, Fische und Vögel in freiem Zustande, selbst wenn sie auf fremdem Grunde oder in fremden Gewässern erlegt oder gefangen wurden, der aufgefundene Schatz, von welchem aber dem Eigenthümer des Fundorts wenigstens die Hälfte zukam, ausgeworfene Meeresproducte und durch den bisherigen Herrn aufgegebene, nicht aber unfreiwillig verlorene Sachen. In den Rechten der german. und roman. Völker ward dagegen die Befugniß zu O. dadurch sehr eingeengt, daß sich die Obereigenthümer an den zu abhängigem Besitz ausgeliehenen Grundstücken die Jagd und Fischerei zur Bethätigung ihrer Grundherrlichkeiten vorbehielten, woran weiterhin die Landesherren als Inhaber der obersten Schutzgewalt zu dem Anspruch gelangten, daß solche durch keine Arbeit verdiente Erwerbsgelegenheiten ihnen allein zuhingen. Jagd und Fischerei, das Sammeln des Bernsteins, hier und da die Hebung von Schätzen wurden so zu Regalien (s. d.), und in Frankreich legte sich sogar der Staat ein allgemeines Recht auf herrenlose Sachen (droit d'épaves) bei, zu denen auch die Hinterlassenschaften aller im Königreiche verstorbenen Ausländer gerechnet wurden. Noch heute sind Jagd und Fischerei meistens nicht freigegeben, wiewol hierbei mehr auf volkswirthschaftliche Gründe und, soviel manche Beschränkungen der fremden Fischerei in den eigenen Küstengewässern anlangt, auf Handels- und allgemein polit. Gründe Gewicht gelegt wird. Desgleichen nimmt das fortentwickelte Völkerrecht die Sachen der friedlichen Bürger eines bekriegten Staats unter seinen Schutz und gestattet Eroberern für die Regel nur öffentliches Eigenthum zu occupiren. Ebenso kann das staatsrechtliche Eigenthum an neuentdeckten herrenlosen Küsten und Inseln lediglich für einen Staat in Besitz genommen werden. — O. heißt auch die militärische Beschlagnahme eines Landes ohne Kriegserklärung oder die Fortbehauptung desselben nach dem Friedensschlusse, um entweder gewisse Rechtsansprüche, z. B. bei Erbfällen, geltend zu machen, oder um sich wegen Erfüllung der von dem betreffenden Staate übernommenen Verpflichtungen sicherzustellen. So hielten die alliirten Mächte nach dem zweiten Pariser Frieden Frankreich mehrere Jahre bis zur Abführung der bedungenen Kriegskosten occupirt.

Ocean, s. Meer.

Oceănus (griech. Okeanos) ist der gewaltige Strom, welcher nach der ältesten Weltansicht der Griechen Erde und Meer rings umfaßt und, selbst unbegrenzt, die Grenze aller sichtbaren Dinge bildet. Er gilt den ältesten Dichtern als Urquell aller Dinge, aus welchem nicht nur alle Quellen, Bäche und Flüsse der Erde und der Unterwelt, sondern auch die Götter selbst entstanden sind. Personificirt erscheint er als freundlicher Greis, der älteste der Götter, der mit seiner Gattin, der ehrwürdigen Tethys (d. i. Nährmutter) im fernen Westen wohnt, von einer zahlreichen Töchterschar, den Okeaniden, umgeben. Bei fortgeschrittener geogr. Kenntniß bezeichnete man mit dem Namen Oceane die äußern Meere, insbesondere das Atlantische, im Gegensatz zu den innern, namentlich zum Mittelländischen.

Ocellus Lucānus (griech. Okellos Lukanos), so genannt von seinem Geburtslande Lucanien in Unteritalien, angeblich ein unmittelbarer Schüler des Pythagoras, lebte zu Anfange des 5. Jahrh. v. Chr. und verfaßte mehrere philos. Schriften, von denen sich eine «Ueber die Natur des Weltalls» erhalten hat, welche hauptsächlich den Lehrsatz über die Ewigkeit der Welt behandelt und wahrscheinlich erst später aus der dorischen Mundart umgearbeitet worden ist. Die besten Bearbeitungen derselben lieferte Mullach (Berl. 1846 und in den «Fragmenta philo-

sophorum graecorum», Par. 1860), deutſche Ueberſetzungen Bardili in Fülleborn's «Beiträgen zur Geſchichte der Philoſophie» (Bd. 10, Jena 1799) und Schultheß in der «Bibliothek der griech. Philoſophen» (Bd. 3, Zür. 1781).

Ocher oder Ocker iſt der gemeinſchaftliche Name für ſolche metalliſch-erdige Foſſilien, welche die Geſtalt einer weichen, zerreiblichen und abfärbenden Maſſe haben, z. B. Eiſenocher, Nickel-, Wismut-, Chromocher u. ſ. w. Ohne Beiſatz gebraucht, bezeichnet O. im beſondern den Eiſenocher, welcher vielfältig als Farbeſtoff zum Malen und Anſtreichen gebraucht wird und entweder Eiſenoxyd von rother Farbe (rother O.) oder Eiſenoxydhydrat von gelber bis brauner Farbe (gelber, brauner O.) iſt. Die letztern beiden werden durch Glühen (Brennen) mehr oder weniger ſchön roth und heißen dann gebrannter O.

Ochlokratie, Maſſen- oder Pöbelherrſchaft, unterſcheidet ſich dadurch von der vernünftigen Volksherrſchaft oder Demokratie, daß in letzterer der Wille des Volks als einer geordneten Geſammtheit erſt dann die Kraft eines geſetzlichen Beſchluſſes erhält, nachdem er durch eine Reihe organiſch ineinander greifender Einrichtungen (freie Berathung in der Preſſe und in Verſammlungen, geregelte Vertretung in Gemeinde und Staat mit beſondern Bürgſchaften gegen leidenſchaftliche Uebertreibungen, z. B. Zweikammerſyſtem, und das Gegengewicht einer ſelbſtändig hingeſtellten oberſten Regierungsgewalt) hindurchgegangen und geläutert iſt, während in der O. der Wille irgendeines, oft ſehr kleinen Theils des Volks, und zwar meiſt in ſeinem unmittelbarſten roheſten Ausdrucke, für den Willen des ganzen Volks erklärt und unbedingteſte Unterwerfung unter denſelben von allen einzelnen verlangt wird. Eine wirkliche Staatsform kann man die O. nicht wohl nennen, ſondern nur einen anormalen, geſtörten Zuſtand des Staatslebens, der entweder allmählich zu normalen Verfaſſungszuſtänden ſich rückbildet oder, was das Gewöhnlichere, in einen ebenſo rechtloſen Zuſtand ſchrecklicher Einzel- oder Vielherrſchaft, Despotie oder Oligarchie, umſchlägt. Eine O. beſtand ſo dem Weſen nach, wenn auch mit Beibehaltung demokratiſch-conſtitutioneller Formen, in Frankreich, als die Communen von Paris und der Jakobinerclub durch den von ihnen tyranniſirten Convent ganz Frankreich beherrſchten.

Ochotsk, Okhotsk, hieß früher eine beſondere ruſſ. Seeprovinz in Oſtſibirien, welche, vom Gebiete Jakutsk, der Seeprovinz Kamtſchatka und dem Ochotskiſchen Meerbuſen begrenzt, in die zwei Bezirke O. und Giſhiginsk eingetheilt war und auf 8718 Q.-M. kaum 5000 E. zählte. Später trug dieſen Namen ein zum Gebiete Jakutsk gerechneter Bezirk von kleinerm Umfange. Durch Verordnung vom 20. Dec. 1858 aber wurde derſelbe in einen Diſtrict des großen oſtſibir. Küſtengebiets (Primorskaja Oblaſt) verwandelt, welcher von Jakutsk im W., von den Diſtricten Ud im S. und Giſhiga im N. begrenzt wird und 3707 Q.-M. umfaßt. Die Hauptſtadt O., unter 59° 21′ nördl. Br., 160° 57′ öſtl. Länge, etwa 1383 M. öſtlich von Petersburg, an der Mündung der Ochota in ſehr ungeſunder, trauriger Gegend gelegen, iſt ein elender Ort mit kleinen ärmlichen Häuſern und ſeit 1866 mit einer Telegraphenſtation. Früher war der Ort als Hafenplatz des Landes und als Verkehrsort nach außen, insbeſondere nach den weitern ruſſ. Beſitzungen am Großen Ocean, auch nach den amerikaniſchen, von Wichtigkeit, hatte ein Werft, ein Arſenal und eine Schiffahrtsſchule und zählte 1850 noch 748 E., wovon jedoch 394 zum Marineperſonal und den Truppen gehörten. Seit der Gründung von Ajan (ſ. d.), beſonders aber ſeitdem die Ruſſen ſich im Amurlande feſtgeſetzt haben, hat die Stadt ihre Bedeutung verloren. Handel und Schiffbau haben aufgehört, und die Einwohner, 1862 nur noch 219, beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Fiſchfang. Der Meerbuſen von O. oder das Ochotskiſche Meer, auch wol Tunguſiſches oder Lamutiſches Meer genannt, ein weiter Golf des Großen Oceans, von der Halbinſel Kamtſchatka und dem übrigen oſtſibir. Küſtengebiete, den Kurilen, der jetzt ruſſ. Inſel Sachalin und der japan. Inſel Jeſo umſchloſſen, ſteht im Süden durch die Straße Lapeyrouſe (zwiſchen Jeſo und Sachalin) ſowie zwiſchen dem Feſtlande und Sachalin durch den früher ſog. Tatarenſund, deſſen engſte Stelle die Mamiaſtraße bildet, mit dem Japaniſchen Meere in Verbindung und hat viele tiefeinſchneidende Baien, beſonders im Norden, wo die Penſchiga- oder Penſchinskiſche, die Giſhiga- oder Giſhiginskiſche und die Taui- oder Tauiskiſche Bai, und im Südweſten, wo (den Schantar-Inſeln gegenüber) die Ud-, die Tungur- und die Gulbanbai bemerkenswerth ſind. Die Küſten ſind größtentheils gebirgig ſteil, durchweg unwirthbar, vom Nov. bis April mit Eis belegt. Doch iſt der größte Theil des Gewäſſers das ganze Jahr hindurch eisfrei, im allgemeinen tief, ohne Sandbänke, aber ſtürmiſch und ſtarken Nebeln ausgeſetzt. Alljährlich finden ſich nordamerik. Walfiſchfänger ein, die in manchen Jahrgängen einen ſehr guten Fang machen. Entdeckt wurde das Ochotskiſche Meer 1639 von ſibir. Koſacken unter der Führung Iwan Moskwitin's.

Ochs oder **Rind** (Bos), eine Säugethiergattung aus der Familie der Wiederkäuer und der Gruppe der Hohlhörner oder Hornthiere, ist ausgezeichnet durch einen sehr breiten Kopf, halbmondförmige, nach außen gebogene, stielrunde, glatte Hörner bei beiden Geschlechtern, vier Zitzen und den Mangel der Thränenspalten, Drüsengruben zwischen den Zehen und in den Weichen. Die über die ganze Erde, mit Ausnahme Australiens, verbreiteten Arten sind schwerfällig gebaut, stark, am Halse mit einer herabhängenden Hautfalte (Wamme) versehen, von wildem Naturell, vielem Instinct und geringer Intelligenz. Sie sind gesellig und bilden unter Leitung der polygamisch lebenden Bullen weidende Heerden, nehmen im völlig wilden Zustande bald auf waldigen Bergen, bald in offenen Ebenen, zum Theil auch in sumpfigen Niederungen ihren Wohnort. Man hat nach der Structur des Schädels, der Hörner u. s. w. verschiedene Untergattungen unterschieden: die eigentlichen Rinder (Bos), wozu unsere Hausthiere und von wilden Arten der Gayal (B. frontalis) in Indien und Ceylon, der Gaur (B. gaurus), sehr groß, im Himalaja, der Banteng (B. Banteng) auf den Sunda-Inseln, und von zahmen der Zebu (B. indicus) oder asiatische und der Sanga (B. africanus) oder afrik. Buckelochse gehören; die Büffel (s. d.), Bubalus, mit auf der Stirn zusammenwachsenden Hörnern, darunter der seiner Wildheit wegen sehr gefährliche kafferische Büffel (Bubalus caffer), der in Indien vorkommende Arni (B. Arni), ein riesiges, 7 F. hohes Thier, der gemeine, von Indien in Italien und den übrigen Mittelmeerländern eingeführte Büffel (Bubalus vulgaris); die Bisonten (Bison) mit kurzen Hörnern und Vordermähne, darunter der europ. Auerochs (s. d.) oder Wisent (Bison europaeus), nur noch im Walde von Bialowieze in Litauen vorhanden, und der amerikanische Bison (s. d.), in großen Heerden in den Prairien Nordamerikas; die Grunzochsen (Poëphagus), wovon die einzige Art der schön weiß behangene Yak aus dem Himalaja (B. grunniens), und endlich die Moschusochsen (Ovibos), welche durch Kleinheit, schmales Maul u. s. w. sich den Schafen anschließen, und wovon die einzige Art (O. moschatus) in den amerik. Polarländern lebt. Die O. kommen in der jüngsten Tertiärzeit und in den Diluvialschichten vor, und Riltimeyer hat neuerdings nachgewiesen, daß die Rassen des zahmen Rindviehes, die man bisher als eine einzige Art ansah und Bos taurus nannte, von verschiedenen, in den Diluvialschichten gefundenen Arten stammen, nämlich die friesl., holländ., ungar. Rasse von dem Urstier (B. primigenius); das schweiz. Fleckvieh (Freiburger und Simmenthalrasse) vom stirnwölbigen Stier (B. frontosus); die Schwyzerrasse, die nordafrik. Rinder u. s. w. vom kurzhörnigen Stier (B. brachyceros); die ital. Schläge wahrscheinlich vom rundhörnigen Stier (B. trochoceros). Der Wisent, der ebenfalls im Diluvium vorkommt, ward nie gezähmt. Unter den jetzt noch vorhandenen Rindviehrassen kommt dem Urstiere der sog. Wilde O. Schottlands am nächsten, der sich gegenwärtig nur noch in geschlossenen Parks zu Chillingham in Northumberland findet. Die zahmen O. sind nach und nach über die ganze Erde, mit Ausnahme arktischer Länder, verbreitet worden und durch Mischung und Züchtung der ursprünglichen Arten in eine Menge von Rassen zerfallen. (S. Rindviehzucht.) Auf den Ebenen der Plataſtaaten, wohin der zahme O. durch die Spanier gebracht worden war, fand eine so große Vermehrung dieser Thiere statt, daß jetzt von dorther eine sehr bedeutende Ausfuhr von Häuten, Fett, Fleisch und Fleischextract stattfindet. In vielen Gegenden dient der O. als geschätztes Zugthier, in manchen Gegenden wird er auch zum Reiten benutzt. Zu den Stiergefechten Spaniens braucht man O. einer halbwilden Rasse, die sich durch Muth, Stärke und Größe auszeichnet.

Ochsenzunge, s. Anchusa.

Ockenheim (Johannes), richtiger Okeghem, einer der berühmtesten Tonsetzer des 15. Jahrh. und allgemein als das Haupt der sog. Zweiten niederländ. Tonschule angesehen, war zwischen 1420 und 1430, wie es scheint, zu Termonde in Flandern geboren und hatte wahrscheinlich den Binchois zum Lehrer. Später wirkte er sehr lange Zeit als erster Kapellsänger am königl. franz. Hofe, und um 1484 war er zugleich noch Thesaurarius an der Kathedrale St.-Martin in Tours. O. starb in hohem Alter kurz nach 1512. Seine noch aufbehaltenen Compositionen (in verschiedenen Sammelwerken, Musikgeschichten u. s. w.) beweisen, daß er die Kunst um ein Beträchtliches vorwärts gebracht hat.

O'Connell (Daniel), der irländ. Agitator, wurde 6. Aug. 1775 zu Cahir oder Cahereiveen in der irländ. Grafschaft Kerry geboren. Seine Familie will ihre Herkunft von den alten Königen des Landes herleiten; doch war sein Vater, Morgan O., nur ein Pachter der prot. Universität zu Dublin, der aber seiner Familie ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Der junge

Daniel war das älteste von zehn Geschwistern und erhielt seine erste Bildung durch einen kath. Priester. Weil er sich dem geistlichen Stande widmen sollte, schickte man ihn auf den Continent, erst zu den Jesuiten nach St.-Omer, dann nach Douay. Als er 1794 zurückkehrte, schlug er jedoch die juristische Laufbahn ein, studirte die Rechte im Mibble-Temple zu London und wurde im April 1798 beim königl. Gerichtshofe zu Dublin als Advocat zugelassen, wo er durch Gesetzkenntniß und siegreiche Beredsamkeit sich bald den Ruf eines ausgezeichneten Sachwalters erwarb. Ein kühner Patriotismus erwarb ihm besonders das Vertrauen seiner kath. Landsleute. Als 1800 die legislative Union zwischen Irland und Großbritannien vorbereitet wurde, protestirte er mit seinen Collegen heftig dagegen. Seine äußere Lage gestaltete sich damals günstig, indem er von einem Oheim Gut und Flecken Derrynane ererbte. Bei Reorganisirung des Katholischen Vereins (Catholic Association) im Mai 1809 trat er in einer von ihm veranlaßten Versammlung zuerst als Volksredner auf. Seine Worte wirkten so gewaltig auf die Gemüther der Iren, daß seitdem sein Einfluß in der Volkssache vorherrschend wurde. Viele Jahre hindurch benutzte er denselben nur, um seine Glaubensgenossen in friedlicher Duldung zu erhalten. Als aber jede Aussicht auf Abhülfe des Drucks erloschen schien, versuchte er endlich der Regierungsgewalt eine Volksgewalt entgegenzustellen. Mit seinem Freunde Shiel unterwarf er den Katholischen Verein einer demokratischen Ausbildung. Auf O.'s Betrieb erstanden auch in den größern Städten volksthümliche Zeitschriften, welche zunächst im Sinne des Vereins auf die polit. Emancipation der Katholiken hinarbeiten mußten. Außerdem verfolgte er in Volksversammlungen durch wunderbar wirksame Reden dasselbe Ziel. Der Verein erhielt allmählich unter seiner Leitung eine solche Bedeutung, daß sich die Minister 1825 veranlaßt sahen, denselben durch eine besondere Parlamentsacte zu unterdrücken. Der kluge O. löste zwar den Verein auf, stellte denselben aber unter anderer Form und anderm Namen wieder her. Wie schrankenlos damals schon O.'s Einfluß auf die Volksmasse war, zeigte sich, als 1828 die Tories unter Wellington und Peel ans Staatsruder gelangten. Er trat im Lauf des J. 1828 in der Grafschaft Clare gegen den Protestanten Fitzgeralb als Parlamentscandidat auf und vermochte durch ermuthigende Reden in der That die Schüchternheit der Wähler zu seinen Gunsten zu besiegen. Da die Emancipation der Katholiken noch im weiten Felde war und O. erklärte, daß er den Testeid, das einzige gesetzliche, aber unübersteigliche Hinderniß, welches die Katholiken vom Parlamente ausschloß, nicht leisten würde, so versetzte dieser kühne und doch wohlberechnete Schritt alle Parteien in Feuer und Flamme. Die furchtbare Bewegung, in welche Irland infolge dieser Wahl gerieth, veranlaßte indeß den Minister Wellington, die Katholikenemancipation nun selbst zu betreiben. Nachdem im April 1829 die Bill Gesetzeskraft erhalten, zog O. im Triumph nach London, um seinen Parlamentssitz einzunehmen, konnte aber, weil eine Clausel der Emancipationsacte seine Wahl für diesmal ungültig erklärte, erst im Febr. 1830 ins Unterhaus treten. Das nächste Ziel war jetzt erreicht, und O. suchte nun die Irländer in anderer Weise thätig zu erhalten. Er beantragte die Abschaffung des prot. Pfarrzehnten in Irland und verkündete plötzlich im Sommer 1830, noch vor Ausbruch der franz. Julirevolution, daß der Widerruf (Repeal) der legislativen Union zwischen England und Irland der einzige Weg sei, letzterm Gerechtigkeit zu verschaffen. Während dieses Wort die Iren entflammte, stiftete er zu Dublin einen neuen Verein, der die Auflösung der Union durch Vorbereitung und Einreichung von Petitionen betreiben sollte. Die Parlamentsreform, welche die Whigs nicht ohne Beihülfe des gewaltigen Demagogen durchsetzten, trug noch dazu bei, seine Macht zu vermehren. Bei den Wahlen von 1832 ward er selbst zu Dublin, fünf seiner Familienglieder wurden an andern Orten gewählt; außerdem traten von 105 Abgeordneten, die Irland schickte, 40 nur durch seinen Einfluß und unter der Verpflichtung ins Unterhaus, daß sie ihn in der Repeal unterstützen würden. Weil er bei den patriotischen Bestrebungen theilweise sein eigenes Vermögen verausgabt und seine einträgliche Advocatenpraxis vernachlässigt hatte, verstanden sich seine Landsleute seit 1833 zu einer durch freiwillige Beisteuer aufgebrachten Rente, die sich fortan jährlich auf 13—18000 Pfd. St. belief. Diese mehr als reichliche Entschädigung und das Wohlleben des Empfängers gegenüber dem Elende der Geber zogen O. von seiten seiner polit. Gegner oft die bittersten Vorwürfe zu. Eine höchst günstige Stellung zur Regierung erhielt O., als im Juli 1834 das Ministerium in Melbourne's (s. b.) Hände kam, welcher letztere sich nun gewissermaßen mit dem Agitator verband. Als sich im Nov. die Tories der Regierung bemächtigten, bot daher O. bei den Wahlen, welche die neuen Minister ausschrieben, die ganze Macht und Kunst seiner Demagogie auf, um der Whigpartei das Uebergewicht zu verschaffen. Er erschien bei Eröffnung der Session an der Spitze von 60 Anhängern, die bei Verhandlung der irischen Zehntbill im Unter-

hauſe nochmals den Ausſchlag gaben, ſodaß die Tories im April 1835 dem Miniſterium Melbourne weichen mußten. Mit dieſem Siege ſtieg der Einfluß O.'s auf eine kaum glaubliche Höhe; nicht nur, daß er nach ſeinen Abſichten die Gemüther der Iren beherrſchte, ſondern auch das Schickſal der Whigs, welche Großbritannien regierten, lag fortan in ſeiner Gewalt. Da aber auch dieſe nicht alles thun konnten, was er für Irland und den Katholicismus forderte, ſo fiel er bald von ihnen ab und griff ſie ebenſo heftig an wie früher die Tories. Nach dem Sturze der Whigs im Aug. 1841 wendete er ſeine Energie abermals der Ausbreitung der Repealaſſociation zu, welchen Namen er im Juli 1840 für die ſchon beſtehende Verbindung gewählt hatte. Seit dem Herbſte 1842 durchzog er die Inſel und berief Volksverſammlungen, in welchen er mit feuriger Beredſamkeit das Elend der Nation beſchrieb und die Auflöſung der Union als nahe bevorſtehend und als das Ende aller Leiden bezeichnete. Unter dem Einfluſſe der Repealer wurde O. 1842 ſogar zum Lord-Mayor von Dublin erwählt, und durch den offenen Beitritt der kath. Geiſtlichkeit nahm die Bewegung einen maßloſen Aufſchwung. Außer 70 kleinern hatte O. bereits 20 große Volksverſammlungen, ſog. Monster-Meetings, auf verſchiedenen Punkten Irlands gehalten, als er zum 8. Oct. 1843 eine ſolche Rieſenverſammlung ausſchrieb, die in der Ebene bei Clontarf abgehalten werden ſollte. Noch am Abende des 7. Oct. aber wurden die in der Nähe von Clontarf anlangenden Haufen der Repealer durch Militärgewalt auseinandergetrieben. Gegen O. und die übrigen Häupter der Repeal eröffnete hierauf die Regierung einen Staatsproceß, der 10. Febr. 1844 mit ſeiner Verurtheilung zu einjährigem Gefängniß und 2000 Pfd. St. Buße endete. Nachdem er das Volk zur Ruhe ermahnt, trat er 30. Mai mit ſeinen Genoſſen zu Dublin die Gefängnißſtrafe an. Am 1. Sept. erklärte ein Peersgericht das Verfahren mehrerer Formverletzungen wegen, welche die Regierung verſchuldet, für nichtig, und O. ging triumphirend aus dem Gefängniſſe hervor. Doch hatte ſein moraliſcher Einfluß einen Stoß erlitten, und es kam bald eine Spaltung unter ſeinen Anhängern zum Ausbruch, indem die Partei des Jungen Irland, der friedlichen Agitation müde, auf die Trennung von England durch gewaltſame Mittel hinzuarbeiten begann. O. begriff, welchen traurigen Ausgang ein ſolches Beſtreben haben müſſe, und entſchloß ſich, überdies von dem Anblicke der furchtbaren Hungersnoth, die damals über Irland hereinbrach, tief erſchüttert, mit ſchon geſchwächter Geſundheit zu einer Pilgerreiſe nach Rom, auf der er 15. Mai 1847 zu Genua ſtarb. Man hat den Charakter O.'s ſehr verſchieden beurtheilt; doch gehörte er ohne Zweifel zu den merkwürdigſten Männern unſers Jahrhunderts. Sein ungewöhnliches Rednertalent, ſeine Schlauheit und Geiſtesgewandtheit trugen ganz das Gepräge der iriſchen Nationalität. Auch ſein Ultrakatholicismus und ſein Feſthalten an Nationalvorurtheilen, wodurch er ſich zum Theil die Anerkennung ſeiner Zeitgenoſſen verſcherzte, ſind wol aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten. Man hat von ihm «A memoir of Ireland, native and Saxon» (Dubl. 1843). — Sein älteſter Sohn, Maurice O., wurde 1827 Barriſter in Dublin und trat 1831 als Repräſentant der Grafſchaft Clare ins Unterhaus. 1832 wählte man ihn zum Abgeordneten für die Stadt Tralee, welche er ſeitdem faſt ohne Unterbrechung vertrat. Er ſtarb in London 17. Juni 1853. Der zweite Sohn, John O., geb. 1808, trat gleichfalls ſchon 1833 ins Parlament, wurde in die Anklage ſeines Vaters verwickelt und theilte ſein Gefängniß. Nach dem Tode deſſelben ſtellte er ſich an die Spitze der verwaiſten Repealaſſociation, die aber unter ſeiner Leitung immer mehr von ihrem Einfluß verlor und nach fruchtloſen Verſuchen, ihr neues Leben einzuhauchen, 1852 ſich ganz auflöſte. Schon vorher hatte John O., weil er ſich den ultramontanen Anſichten nicht unbedingt fügen wollte, ſein Mandat als Abgeordneter der Stadt Limerick niederlegen müſſen. Später erhielt er von der Regierung eine Sinecure beim iriſchen Kanzleigericht mit einem Gehalt von 800 Pfd. St. und ſtarb zu Kingstown 24. Mai 1858. Als Schriftſteller iſt er durch eine Biographie ſeines Vaters unter dem Titel «Life and speeches of D. O.» (2 Bde., Dubl. 1846—47) ſowie durch ſeine «Recollections and experiences during a parliamentary career from 1833 to 1848» (2 Bde., Lond. 1849) bekannt.

O'Connor (Feargus Edward), ehemaliges Haupt der Chartiſten in England, war der Sohn des Roger O. auf Connorville in der Nähe von Cork und wurde 1796 geboren. Er ſchlug die juriſt. Laufbahn ein, ſchloß ſich als angehender Advocat mit jugendlicher Begeiſterung der iriſchen Volkspartei an und fand bei Auflöſung des Parlaments nach der Annahme der Reformbill 1832 Gelegenheit, als Abgeordneter der Grafſchaft Cork das Intereſſe ſeiner Nation im Unterhauſe zu vertreten. Obwol ihn ſeine rauhe, leidenſchaftliche Art wenig zum Parlamentsredner befähigte, erhob er ſeine Stimme nicht ohne Wirkung in den iriſchen Angelegenheiten und erwarb ſich die Achtung der Radicalen. Seine Gegner verhinderten darum bei der

Erneuerung des Parlaments 1835 seine Wiederwahl, indem sie nachwiesen, daß ihn sein kleiner Grundbesitz zur Wählbarkeit nicht befähige. O., ohnedies unzufrieden mit der gemäßigten Politik, welche O'Connell beobachtete, faßte jetzt den Entschluß, als Agitator in England aufzutreten. Er verband sich mit den Häuptern der Radicalen, durchzog die Provinzen, hielt in den polit. Vereinen glühende Reden, in welchen er die Unzulänglichkeit der Parlamentsreform und das Elend und die Rechtlosigkeit der arbeitenden Klassen darlegte, und unterstützte dadurch wesentlich den Entwurf der Volkscharte und die Vereinigung der sog. Chartisten zu einer festen Partei. (S. Chartismus.) Unter seiner Leitung kam 6. Aug. 1838 zu Birmingham eine große Chartistenversammlung zu Stande, worauf der Zusammentritt eines Nationalconvents in London erfolgte, der einen allgemeinen Aufstand vorbereiten sollte. In dem blutigen Zusammenstoß zu Newport 4. Nov. 1839 unterlagen jedoch die Chartisten. Mehrere Anführer wurden ergriffen, vor Gericht gestellt und deportirt. O., die Seele der Bewegung, entging der gerichtlichen Verfolgung, weil er klug alles vermieden hatte, wodurch er persönlich dem Gesetze verfallen konnte. Er gründete jetzt zur Bearbeitung der niedern Klassen das Journal «The Northern Star», das ungeheuere Verbreitung fand, und ward 1847 durch die Bemühungen seiner Partei wieder für Nottingham ins Parlament gewählt. Die franz. Februarrevolution von 1848 erfüllte ihn mit den ausschweifendsten Hoffnungen. Er berief einen neuen Chartistenconvent, überreichte dem Unterhause eine Monsterpetition für Einführung der Nationalcharte und ließ diese durch eine Volksdemonstration unterstützen, die zwar 10. April 1848 stattfand, aber ohne weitere Resultate blieb. O.'s Reformvorschläge wurden vom Parlament mit Verachtung zurückgewiesen, und das klägliche Ende der in Irland ausgebrochenen Bewegung schreckte auch die Chartisten von allen fernern Unternehmungen zurück. Dieses Misgeschick brachte auf das reizbare Gemüth O.'s einen tiefen Eindruck hervor, wozu noch der schlechte Erfolg einer durch Actienzeichnung nach seinem Plane gestifteten und nach communistischen Principien verwalteten Gemeinde kam. Die neuen Ansiedler geriethen in große Noth, und es erhoben sich gegen O. zahlreiche Klagen. Schon bei den gerichtlichen Verhandlungen darüber legte er eine Excentricität des Betragens an den Tag, die man anfangs für erkünstelt hielt, die aber bald in unheilbaren Wahnsinn ausartete. Man brachte ihn im Juni 1852 nach der Irrenanstalt zu Chiswick, aus der er erst wenige Tage vor seinem Tode entlassen wurde. Er verschied zu Notting-Hill bei London 30. Aug. 1855. — Sein Oheim, Arthur O., geb. 1766, stand mit an der Spitze des irischen Aufstandes von 1798 und mußte deshalb nach Frankreich entfliehen, wo er die Tochter Condorcet's heirathete. Er stieg in franz. Kriegsdiensten bis zum General und starb 25. April 1852. — Die Familie O. ist übrigens sehr alt, übte sonst die souveräne Herrschaft über die Provinz Connaught und zählt noch gegenwärtig viele große Grundbesitzer in der Grafschaft Sligo. Das Haupt derselben führt den Titel O'Connor Don. Der letzte O'Connor Don, Denis O., geb. 1794, war seit 1832 Parlamentsmitglied für Roscommon, ward 1846 Lord des Schatzes im Ministerium Russell und starb zu London 15. Juli 1847.

Octaëder heißt in der Stereometrie einer der fünf regelmäßigen Körper, und zwar derjenige, welcher von 8 gleichseitigen Dreiecken eingeschlossen wird. Derselbe hat 6 Ecken, 12 Kanten und 3 Diagonalen. Man kann ihn als aus zwei vierseitigen Pyramiden zusammengesetzt ansehen, welche ein Quadrat zur gemeinschaftlichen Grundfläche haben.

Octave heißt im diatonischen Tonsystem der achte Ton von einem angenommenen Grundtone oder, mit diesem zusammengefaßt, ein Intervall (s. d.) von acht Stufen, und kommt als Intervall in zweierlei Größen vor: als vollkommene oder reine O., acht diatonische Stufen, als verminderte O., einen chromatischen (kleinen) halben Ton weniger als die vollkommene enthaltend. Die letztere gehört zu den vollkommenen consonirenden Intervallen, sodaß, wenn sie mit dem Grundtone zugleich angegeben wird, das Ohr fast nur einen Klang vernimmt und kaum im Stande ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Ebendeshalb muß auch die O. in unserm Tonsystem eine vollkommene Reinheit besitzen, während alle andern Intervallen etwas über oder unter sich schweben dürfen. Nach der Einrichtung unsers neuern, d. h. diatonischen Tonsystems ist die O. die Grenze, innerhalb welcher alle sieben wesentlich voneinander verschiedene Töne enthalten sind, und alle Töne außerhalb der Grenze einer O. sind nichts anderes als Wiederholungen der bereits in dem Umfange der O. enthaltenen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Man nennt daher O. auch den ganzen Inbegriff der Töne des diatonischen Systems, welche eine O. umschließt. (S. Tonleiter.) Die O., als Intervall betrachtet, hat unter allen Intervallen den wenigsten harmonischen Reiz, und es gilt für fehlerhaft, wo nur eine Hauptstimme ist, in O. fortzuschreiten, außer im Anfange oder bei einem Schlusse. Falsche oder verbotene O. sind

daher im mehrstimmigen Tonsatze Fortschreitungen zweier Stimmen in gerader Bewegung durch O. Dagegen bringt eine Reihe aufeinanderfolgender O., wenn eine Melodie dadurch hervorgehoben werden soll, eine sehr gute Wirkung hervor. Die verminderte O. kommt (nach einigen Theoretikern) nur im Durchgange, nicht aber als Accordbestandtheil mit harmonischer Bedeutung vor und entsteht entweder durch Erniedrigung des obern oder Erhöhung des untern Gliedes einer vollkommenen O. um einen halben Ton (d — des, dis — d). Auch wird von einigen Harmonisten eine übermäßige O. (c — cis) angenommen; sie ist aber im Grunde kein selbständiges Intervall, sondern nur die um eine O. versetzte übermäßige Prime. — O. oder Ottave rime (s. d.) heißt eine Stanze von acht Versen, eine der schönsten Dichtungsformen, deren Erfindung man den Italienern verdankt. — In der katholischen Kirche bezeichnet O. diejenigen religiösen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern und sich auf ein Hauptfest in dieser Zeit beziehen. Dieser Ritus ist jüd. Ursprungs, nach 3 Mos. 23, 2c. Zuerst wurden die O. nur bei dem Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfest, seit dem 4. Jahrh. aber auch bei den kleinern Festen, namentlich bei den Festen der Maria und der Heiligen angewendet. Treffen in einer Woche zwei O. zusammen, wie dies z. B. bei dem Feste Johannis des Täufers und dem Fronleichnamsfeste der Fall, so muß nach dem Kirchenrituale die O. des wichtigern Festes vorgezogen, die Feier des andern Festes aber doch erwähnt werden. In der prot. Kirche wurden die O. durch die Reformation abgeschafft.

Octavia, die Gemahlin des Triumvir Marcus Antonius (s. d.) und Schwester des Octavianus Augustus (s. d.), ausgezeichnet durch edeln Charakter und weibliche Tugend wie durch Schönheit, war die jüngere Tochter des Cajus Octavius und der Atia und zuerst mit Cajus Claudius Marcellus verheirathet. Nach des letztern Tode sollte ihre Vermählung mit Antonius 40 v. Chr. die Versöhnung zwischen diesem und ihrem Bruder sichern, und wirklich gelang es ihr, als zwischen beiden bald neue Mißhelligkeiten entstanden, diese in einer Zusammenkunft mit Octavianus 36 noch einmal beizulegen. Als Antonius hierauf nach Asien ging, sendete er sie von Korcyra aus zurück, und da sie ihm auf die Nachricht, daß er gegen die Parther zu ziehen gedenke, dennoch folgte, um ihm Truppen und Geld zuzuführen (im J. 35), nahm er, den die buhlerischen Reize der Kleopatra (s. d.) von neuem ganz gefesselt hatten, zwar ihre Gaben an, ihr selbst aber sendete er nach Athen das Verbot, zu ihm zu kommen. Obwol Octavian schon damals auf Trennung drang, blieb sie doch in dem Hause ihres Gatten in Rom, und erst als Antonius selbst ihr 32 den Scheidebrief schickte, verließ sie dasselbe; ihr Leben aber blieb der Erziehung des Marcus Claudius Marcellus aus ihrer ersten Ehe gewidmet, der später 23 v. Chr. in der Blüte seiner Jugend starb, der beiden Töchter, die sie dem Antonius geboren hatte, und des jüngern Sohnes desselben von der Fulvia, Julus. Als nach des Antonius Besiegung und seinem und seines ältesten Sohnes Antyllus Tode, 30 v. Chr., die drei Kinder, die Antonius mit Kleopatra gezeugt hatte, nach Rom gebracht wurden, nahm sie auch diese bei sich auf und widmete ihnen dieselbe mütterliche Sorgfalt wie den ihren. Sie starb 11 v. Chr.; Augustus hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, die ihr der Senat zuerkannt hatte. — O. hieß auch die unglückliche Gemahlin des Kaisers Nero, die Tochter des Kaisers Claudius und der Messalina, die Schwester des Britannicus. Mit Nero 49 verlobt, dann 53 vermählt, wurde sie stets hinter den Maitressen des Kaisers zurückgesetzt. Als nun Nero sein Verhältniß mit der schändlichen Poppäa Sabina angeknüpft hatte und dieselbe zu seiner legitimen Gemahlin erheben wollte, wurde O. auf Grund der Aussage meineidiger Zeugen fälschlich als Ehebrecherin verurtheilt, zuerst (62 v. Chr.) auf eine Strafinsel abgeführt, bald nachher, etwa 20 J. alt oder wenig darüber, umgebracht.

Octavius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das aus dem ehemals volskischen Veliträ im Latium abstammte und aus welchem zuerst Cnejus O. Rufus 230 v. Chr. zu einem Ehrenamt, der Quästur, gelangte. Sein älterer Sohn, Cnejus O., zeichnete sich im zweiten Punischen Kriege als Prätor in Sardinien 205 v. Chr. und dann in der Schlacht bei Zama 202 aus und wurde der Stammvater der ältern Familie des octavischen Geschlechts, die zu den angesehensten zählte und später zu der Partei der Optimaten gehörte. In ihr erwarb sein gleichnamiger Sohn, dem sich, da er unter Aemilius Paulus im macedon. Kriege als Prätor die Flotte befehligte, Perseus nach der Schlacht bei Pydnä 169 ergeben hatte, zuerst 165 das Consulat. Im J. 162 als Gesandter zu Laodicea, wurde er wegen seines gewaltsamen Auftretens in Syrien ermordet. — Sein jüngerer Sohn, Marcus O., leistete als College des Tiberius Gracchus im Volkstribunat 133 v. Chr. diesem unbeugsamen Widerstand und wurde deshalb auf Gracchus Antrag von dem Volke seiner Würde entsetzt. — Sein Enkel von

einem ältern Sohne, Cnejus O., vertrieb 87 als ſtreng optimatiſcher Conſul ſeinen demokratiſchen Collegen Lucius Cornelius Cinna aus Rom, fiel aber bei deſſen und des Marius Rückkehr durch Mörder. — Cajus O., der jüngere Sohn des zuerſt erwähnten Cnejus O. Ruſus, röm. Ritter, war der Stammvater des jüngern Zweigs des octaviſchen Geſchlechts, der, reichbegütert, erſt durch Cajus O., den Vater des Auguſtus, zu ſenatoriſchen Ehrenſtellen gelangte. Derſelbe verwaltete, nach der plebejiſchen Aedilität, 61 die Prätur, 60 und 59 mit dem Titel eines Proconſuls die Provinz Macedonien und zeichnete ſich durch ſeine Siege über die thraziſchen Beſſier im Hämus und durch Milde und Gerechtigkeit aus. Er war in zweiter Ehe mit Atia, der Tochter des plebejiſchen Marcus Atius Balbus und der Julia, Cäſar's jüngerer Schweſter, vermählt, die ihm einen Sohn, Cajus O., und eine Tochter, Octavia (ſ. d.), gebar, und ſtarb 58 kurz nach ſeiner Rückkehr nach Italien, im Begriff, ſich um das Conſulat zu bewerben, zu Nola in demſelben Zimmer, wo ſpäter ſein Sohn Cajus ſtarb. Letzterer erhielt durch ſeinen Großoheim Julius Cäſar 45 v. Chr. das Patriciat und nahm infolge der Adoption durch Cäſar den Namen Cajus Julius Cäſar Octavianus an, welchem er dann 27 v. Chr. den Ehrennamen Auguſtus (ſ. d.) hinzufügte.

October (vom lat. octo, acht) bei den alten Römern der achte, bei uns der zehnte Monat des Jahres, der Weinmond, iſt der zweite Herbſtmonat. Er ſteht im Zeichen des Skorpion, hat ſechs Loſtage, davon der wichtigſte St.-Gallus, und 31 Tage. Die Wärme nimmt im O. ſehr raſch ab, denn während bis zum 12. durchſchnittlich eine Temperatur herrſcht, welche derjenigen der Mitte des Mai entſpricht, folgt darauf gewöhnlich gleich vom 13. bis 20. eine ſolche, wie ſie die Mitte des April im Durchſchnitt zeigt. Daher müſſen ſchon vor dem 14. die exotiſchen Pflanzen in die Gewächshäuſer gebracht werden. Der Landwirth betreibt im O. ſeine Winterbeſtellung; Obſternte und Weinleſe fallen theilweiſe in dieſen Monat. Der Forſtmann ſammelt Baumſamen; die Hauptjagd auf Sauen, Dachſe, Füchſe, Haſen und Schnepfen beginnt; die Brunſtzeit der Hirſche geht zu Ende. Für die Teichwirthſchaft iſt der O. der wichtigſte Monat, in ihn fällt die Ausfiſchung, die Ernte dieſes Betriebszweigs. Das Füttern der Bienen muß beginnen.

Octroi oder Octroy, ein Wort der alten franz. Kanzleiſprache, aus dem lat. auctorium oder auctoritas entſtanden), das urſprünglich ſo viel wie Bewilligung, Verſtattung einer Freiheit von ſeiten einer Regierung bedeutet und daher beſonders von Handelsprivilegien gebraucht wurde, welche einer Geſellſchaft oder einer Perſon ertheilt wurden. Daher hießen «octroirte Handelscompagnien» die, welchen das ausſchließliche Recht, einen Handel nach einem gewiſſen Lande hin oder mit gewiſſen Gegenſtänden zu treiben, durch ein Privilegium beſtätigt worden war. Octroyirte Verfaſſungen ſind, im Gegenſatz zu ſolchen, welche mit einer Volksvertretung vereinbart oder von einer conſtituirenden Nationalverſammlung (Convent) beſchloſſen werden, diejenigen, welche einſeitig und aus allerhöchſter Machtvollkommenheit von Fürſten gegeben werden. Ebenſo bezeichnet man als octroyirte Geſetze diejenigen, welche der Fürſt, ſei es in verfaſſungswidriger Weiſe, ſei es auf Grund eines für Nothfälle geſtatteten Verfaſſungsparagraphen, ohne vorherige Zuſtimmung der Volksvertretung mit oder ohne Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung der letztern erläßt. — In Frankreich verſteht man unter O. die von der Regierung geſtattete ſtädtiſche Acciſe, eine auf Lebensmitteln, Brenn- und Bauholz und andern Gegenſtänden ruhende, meiſt bei ihrem Eingange in das Stadtgebiet zu zahlende indirecte Steuer. Dieſelbe gehört zu den ungerechteſten und nachtheiligſten Abgaben, welche mit jedem Jahre lautere Klagen mit Recht hervorruft und in naher Zeit ſelbſt in Paris, wo ſie allerdings ſchwer zu erſetzen, beſeitigt ſein dürfte.

Ocular oder Ocularglas, auch Augenglas, heißt in einem Fernrohre oder Mikroſkope dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt iſt. Nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des O., das man mit dem Objectiv eines Fernrohrs verbindet, erhält letzteres verſchiedene Namen. Bei dem holländ. Fernrohre iſt das O. eine Hohllinſe, die ſich in einer ſolchen Stellung zum Objectiv befindet, daß die Entfernung beider Linſen voneinander nahe dem Unterſchiede ihrer Brennweiten gleichkommt. Ein ſolches Fernrohr zeigt die Gegenſtände aufrecht, hat aber ein ſehr kleines Geſichtsfeld. Bei dem aſtron. Fernrohre iſt das O. eine convexe Linſe und ſteht von dem Objective nahe um die Summe der Brennweiten beider Linſen ab. Bei dem Erdfernrohre wendet man, um ein aufrechtes Bild zu erhalten, mehrere hintereinander befindliche Sammellinſen an. Durch Anwendung verſchiedener Oculargläſer kann man bei demſelben Fernrohre ſehr verſchiedene Vergrößerungen hervorbringen, da die Vergrößerung von dem Verhältniſſe zwiſchen den Brennweiten des Ocular- und des Objectivglaſes abhängt und durch den Quotienten beider beſtimmt wird. Die O. guter Fernröhre und Mikroſkope müſſen natürlich ebenſo

wie deren Objective achromatisirt sein, doch kann man dies hier in vielen Fällen (wie bei dem Campanischen O.) auch ohne Anwendung verschiedener Glasarten (Crown- und Flintglas) schon durch bloße passende Vereinigung von Linsen verschiedener Krümmung erreichen.

Oculi, s. Sonntag.

Oculiren oder Aeugeln heißt diejenige Art, wilde Obstbäume und Ziersträucher besonders hinsichtlich der Blüte und Frucht zu veredeln, bei welcher man eine oder mehrere Knospen (Augen) mittels eines anhängenden Rindenstücks des Edelreises auf die entrindete Stelle des Wildlings überträgt. Man unterscheidet O. mit dem Schilde und O. mit der Rindenröhre. Bei der ersten Art nimmt man ein kleines, mit einer Knospe versehenes Rindenstück des Edelreises, dem man eine dreieckig-keilförmige oder seltener viereckige Gestalt gibt, und trägt es auf den Wildling über, indem man entweder ein gleichgroßes Stück Rinde wegnimmt oder, wie es fast immer geschieht, einen Querschnitt bis auf den Splint und von der Mitte dieses Querschnitts abwärts einen ebenso tiefen Längenschnitt macht, sodaß der Schnitt einem T ähnlich ist. Die Rindenränder des Schnitts werden behutsam getrennt und so weit von deren Splint gelöst, daß das Rindenschildchen des Edelreises darunter geschoben werden kann, wobei die obern querlaufenden Ränder der Rinde und des Schildes genau aneinanderstoßen müssen. Dann legt man die Wundlefzen der Rinde über das eingeschobene Schildchen und umwickelt die Wunde, jedoch nicht zu fest, mit Hanf, Bast u. s. w., sodaß die Knospe frei vorsteht. Nimmt man das O. im Frühjahre vor dem Laubausbruche vor und entfernt alle übrigen Knospen und Zweige des Wildlings, so nennt man dies das O. auf das treibende Auge, weil dann das Auge noch in denselben Jahre treibt; wird aber erst im zweiten Safte (von Ende Juni bis Mitte August) oculirt und nichts von dem Wildlinge abgeschnitten, so heißt dies das O. auf das schlafende Auge, weil dann das Auge erst im nächsten Frühjahre treibt, wo die übrigen Knospen des Wildlings entfernt werden. Bei dem O. mit der Rindenröhre oder Pfeife, was man auch Belzen nennt, nimmt man einen mit den Knospen mehrerer Blattwinkel versehenen Rindenring des Edelreises und legt ihn um den gleichweit entrindeten und gleich dicken Zweig des Wildlings. Entweder nimmt man eine vollständig geschlossene Rindenröhre und schiebt sie über das obere Ende des bis hierher entgipfelten Zweigs des Wildlings, oder man spaltet den Rindenring an der einen Seite der Länge nach auf und legt ihn dann wie ein Querband um die gleich große geschälte Stelle des nicht entgipfelten Zweigs des Wildlings. Doch ist diese Methode viel weniger anwendbar und zuverlässig als das gewöhnliche O. Das O. wendet man weniger bei der Veredlung von Obstbäumen als bei derjenigen von Ziersträuchern, insbesondere der Rosen, welche auf eine andere Weise (z. B. durch Pfropfen) sich schwierig veredeln lassen, an. Man bedient sich zur Ausführung der Operation des Oculirmessers, welches eine halbmondförmig gekrümmte dünne und sehr scharfe Klinge und ein breites, nach oben verdicktes Heft (damit es fest und sicher in der Hand liegt) haben muß. Am andern Ende des Heftes bringt man gewöhnlich einen Schnabel von hartem Holze oder von Elfenbein an, welcher dazu dient, die Rinde zu lösen.

Oczakow oder Otschakow, eine Stadt im russ. Gouvernement Cherson, nördlich an der Mündung des Dnjeprlimans, Kinburn (s. d.) gegenüber, war unter türk. Herrschaft eine der wichtigsten Festungen, die eine besondere Citadelle schützte. Die Stadt war vielen Kriegsstürmen ausgesetzt und fiel schon 1737 unter Münnich und zuletzt 1788 unter Potemkin und Suworow in die Hände der Russen, worauf die Werke bis auf wenige geschleift und im Frieden zu Jassy 1792 der verödete Platz von der Pforte an Rußland abgetreten wurde. Nur langsam erholte sich O. wieder, woran wol die Gründung der drei Nachbarstädte Cherson, Odessa und Nikolajew schuld ist. O. zählt (1863) 5390 E., hat einen kleinen Kauffahrteihafen, eine Quarantäneanstalt und treibt einigen Handel. Die den Liman hinauffahrenden Schiffe müssen hier löschen. Als 17. Oct. 1855 Kinburn in die Hände der Westmächte gefallen war, sprengten die Russen 18. Oct. die noch übrigen Festungswerke von O.

Od, ein aus dem Nordischen entlehntes Wort, mit dem K. von Reichenbach (s. d.) eine Kraft bezeichnet, welche er entdeckt zu haben glaubt, und über die er seit länger als 20 J. in Schriften sich hat vernehmen lassen. Indessen steht unbedingt fest, daß eine solche Kraft, wie sie Reichenbach annimmt, nicht existirt, und daß alle Angaben über ihre Wirkungen auf Selbsttäuschung der Experimentirenden beruhen. Um dies beurtheilen zu können, ist es nöthig, die Erscheinungen, welche sein Entdecker dem Od zuschreibt, kurz anzuführen. Nach Reichenbach erhebt sich das Od aus den Fingerspitzen und bildet im schwachen Tageslichte über denselben eine feine, einige Linien hohe zarte Lohe (dustigen Hauch), die aufwärts zieht, jedoch etwas nach Süden geneigt; indeß sehen nicht alle Menschen diesen Vorgang, sondern nur gewisse bevorzugt reizbare, sog. Sensitive.

Dieſes Od, das aus den Händen ausſtrömt, kann auch auf andere Körper, z. B. Waſſer, übertragen (verladen) werden, und es tritt dabei ein eigenthümlicher Gegenſatz ein. Nimmt man in jede Hand ein Glas Waſſer und hält es 5 Minuten darin, ſo wird ein Senſitiver zwiſchen den beiden Waſſermengen einen Unterſchied finden; das in der rechten Hand gehaltene ſchmeckt ihm friſch, kühl, angenehm, das in der linken Hand gehaltene laulich, abgeſtanden, unangenehm. Aber auch in der unorganiſchen Natur tritt das Od auf. Die chem. Subſtanzen zeigen ein verſchiedenes Verhalten. Die einen üben auf die genäherten Finger eines Senſitiven ein Ziehen aus, die andern nicht. Die Finger der linken Hand empfinden über dem ausgebildeten Ende eines großen Bergkryſtalles ein kühles Lüftchen, während das untere (Wurzel) Ende eine lauliche Empfindung erzeugt; die Finger der rechten Hand empfinden jedoch eigenthümlicher Weiſe gerade im umgekehrten Sinne, aber ſchwächer, alſo laulich über dem erſten, kühl über dem zweiten Ende. Noch ſtärker werden dieſe Empfindungen über den Polen eines Magnets; den Nordpol empfinden die rechten Finger laulich, den Südpol kühlig; umgekehrt und kräftiger erfolgt die Einwirkung auf die linke Hand. Im Dunkeln ſtrahlen die Kryſtalle und Magnete aus ihren Ecken, Kanten und Flächen (dem Senſitiven) ſichtbare Lohen aus. Eine gleiche Lohe erhebt ſich von den Rändern der Gläſer, in denen ein chem. Proceß ſtattgefunden hat, ſowie von allen Theilen einer Volta'ſchen, aus einigen Elementen beſtehenden Batterie. Das Sonnenlicht zeigt gleichfalls odiſche Wirkungen. Hält ein im Schatten ſtehender Senſitiver einen Stab mit der einen Hälfte in den Sonnenſchein, ſo wird er das andere mit der linken Hand erfaßte Ende kalt finden; hält er das erſte Ende des Stabes in die blauen und violetten Strahlen des Spectrums, ſo wird die linke Hand am untern Ende die Kühle noch reiner und erfriſchender empfinden, während, in die gelben und rothen Strahlen gehalten, die Kühle verſchwindet und eine unangenehme Läne den Stab erfüllt. Wird das erſte Ende des Stabes anſtatt dem Sonnenlichte einer ſtarken Reibung ausgeſetzt, ſo empfindet die haltende Hand, wenn es die linke iſt, das untere Ende lau, dagegen ſchwach kühl, wenn es die rechte iſt. Auch ein blas ſenkrecht gehaltener Stab zeigt ſich an ſeinen Enden verſchieden; der Einfluß der Erdkugel macht ihn unten odnegativ, oben adpoſitiv. Die zuvor genannten Wirkungen laſſen ſich auch auf andere Körper übertragen. Dach werden alle dieſe Wirkungen, wie ſchan erwähnt, nicht von allen Menſchen empfunden, ſondern nur van den ſag. Senſitiven. Je nach dem Grade der Senſitioität ſteigen in valler Dunkelheit die leuchtenden Lohen und Flammen auf beträchtliche Höhen; die Senſitiven ſehen daſelbſt eine tönende Glocke ſich in Lichtwalken hüllen und den eigenen Hauch wie feurig aus dem Munde ausfahren. Der Senſitive vermag ſogar durch ſeine odiſche Kraft Bewegungen hervorzurufen; legt er die Hand auf eine Welle, von welcher in einer Glasglacke ein Pendel (ein Faden mit einem kleinen Gewicht) herabhängt, ſa ſetzt ſich das Pendel in Schwingungen, und dieſe Schwingungen können durch in die andere Hand genommene Subſtanzen verſtärkt oder vermindert werden, u. ſ. w. Dies ſind die hauptſächlichſten Wirkungen, welche Reichenbach in ſeiner Schrift «Aphorismen über Senſitivität und Od» (Wien 1866) dem Od zuſchreibt. Einem jeden leuchtet wal das Unſichere und völlig Subjective der Wahrnehmungen ein; nur Ein Verſuch, der zuletzt angeführte Pendelverſuch, hat, ſazuſagen, etwas Faßbares. Stellt man aber einen ſolchen Pendelapparat ſo feſt auf, daß er durch das Auflegen der Hand auf die Welle nicht erſchüttert wird, ſo bleibt das Pendel unter allen Umſtänden unbeweglich. So wenig dieſer Verſuch ein Reſultat liefert, ebenſo wenig leiſten dies auch die übrigen Verſuche bei vorurtheilsfreier Ausführung.

Odaliske (türk. Odalik), heißt im allgemeinen eine Beiſchläferin. Insbeſondere aber verſteht man darunter diejenigen Sklavinnen in dem Harem des Großſultans, welche keinen Sohn gebaren haben oder auch ſanſt noch nicht zu dem Range einer Favoritin gelangt ſind.

Ode nannten die Griechen, bei denen das Wort urſprünglich Geſang überhaupt bedeutet, jedes lyriſche Gedicht, das ſich vorzüglich zum Geſange eignete, und ſchloſſen ſelbſt das eigentliche Lied nicht davon aus. In dieſem weitern Sinne gehören hierher die Chargeſänge der griech. Dramen, die Poeſien des Pindar, der Sappho, des Alcäus und Anakreon, die Skolien, auch die Hymnen mit ihren verſchiedenen Benennungen (z. B. die Dithyramben). Die Römer ahmten auch hierin die Griechen nach. Die O. der Alten unterſcheiden ſich van den lyriſchen Gedichten der Neuern dadurch, daß ſie, gemäß dem plaſtiſchen Grundzuge des Alterthums, das Gefühl mehr durch die Gegenſtände ſelbſt ſchildern. In neuern Zeiten hat man die O. von dem Liede (ſ. d.) getrennt, ſodaß man die O. als diejenige Art der lyriſchen Paeſie betrachtet, welche die tiefern Bewegungen des Gemüths und den Wechſel ſtarker, erhabener Gefühle der Luſt und Unluſt mit hohem Schwunge der Begeiſterung verkündet. In ihr offenbart ſich die kühnſte Kraft des Gefühls; das Ideal wird im Gefühl ergriffen und durch die von demſelben aufgeregte

Phantaſie angeſchaut. Damit hängt die höchſte Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit rhythmiſcher Bewegungen zuſammen, welche ſich durch kunſtvolle Bildung und Verſchlingung der Strophen kund thut, ferner der freieſte Gedankenſchwung. Doch hat der im 17. Jahrh. erneute Gebrauch der von den Alten erfundenen lyriſchen Strophen, z. B. der Alcäiſchen und Sapphiſchen, bewirkt, daß wir im allgemeinen alle lyriſchen Gedichte, welche in jenen, für die O. beſtimmten oder dieſen ähnlichen Versmaßen gedichtet werden, ebenfalls O. nennen, auch wenn ſie in Hinſicht ihres Charakters ſich mehr oder weniger dem Liede nähern. Man hat die O. nach den verſchiedenen Gegenſtänden derſelben mit drei verſchiedenen Namen belegt. Die höchſte Gattung iſt die religiöſe O. oder die Hymne (ſ. d.), ſofern ſie nicht epiſch iſt. Hierher gehören aus dem Alterthume viele hebr. Pſalmen, das ſog. Lied Moſis und der Deborah, einige O. des Pindar, der Hymnus des Kleanthes und viele Chöre in den griech. Dramen, einige O. des Horaz; ferner viele chriſtl. Kirchenhymnen und altdeutſche Lobgeſänge; bei den Franzoſen die Hymnen Jean Bapt. Rouſſeau's; unter den Engländern die Hymnen von Gray, Akenſide und Thomſon, Cowley und Prior; unter den Deutſchen die von Cramer, Denis, Kretſchmann und Haller, vor allen von Klopſtock; unter den Spätern aber Gedichte und Lieder von Herder, Lavater, Maler Müller, Stolberg u. a. Zunächſt der Hymne ſteht die heroiſche O., welche die höhere Menſchheit, Heroen, Heldenleben, Kriegsruhm, Geiſtesgröße u. ſ. w. beſingt. Hierher gehören die meiſten Pindariſchen O. und einige des Horaz, viele O. der Engländer, namentlich Dryden's, und unter den Deutſchen von den genannten Dichtern ſowie von Gleim, Ramler, Schiller und Goethe. An die heroiſche O. ſchließt ſich die didaktiſche O., welche große, das Gemüth begeiſternde Wahrheiten oder die Ideale der Kunſt und des Lebens zu Gegenſtänden hat, aber leicht in kalte Reflexion und trockenes Moraliſiren übergeht, wodurch ihr Charakter ebenſo wie durch die Hinneigung zum Schwermüthigen, Elegiſchen geſtört wird. Schon Horaz verfällt oft in den Reflexionston, und ſeine Bilder ſind nicht ſelten nur künſtliche Erzeugniſſe einer gereizten Phantaſie. Die neuern lat. Dichter, ſelbſt Balde, Lotichius und Johannes Secundus, ſind gleich den Italienern Nachahmer der Alten. Unter den Italienern zeichnete ſich beſonders Chiabrera aus. Dieſen am ähnlichſten ſind die Spanier, z. B. Garcilaſo de la Vega, Quevedo, Gongora u. a. Die Engländer nehmen meiſt einen kräftigen Lehrton an und haben häufig Zeitgegenſtände behandelt. Die Franzoſen, wie J. B. Rouſſeau, Racine, Greſſet, Chénier und Lebrun, ſind zu declamatoriſch und ſtrotzen von moraliſchen Sentenzen und Bildern ohne poetiſche Anſchauung. Unter den Deutſchen ſind Weckherlin, Opitz, Flemming, Haller, Hagedorn, Uz, Klopſtock, Lavater, Ramler, Stolberg, Voß, Kofegarten, Hölderlin, Schubart, Herder, Schiller, Arndt, Stägemann und Platen anzuführen.

Oedem, ſ. Anaſarca und Waſſerſucht.

Oedenburg (ungar. Sopron), Comitat im jenſeitigen Donaukreis des Königreichs Ungarn, grenzt im W. und N. an Niederöſterreich, im N. auch an das Wieſelburger, im O. an das Raaber und Veßprimer, im S. an das Eiſenburger Comitat und hat ein Areal von 60 Q.-M. Der Weſten und Norden ſind von einigen aus Steiermark ſich erſtreckenden Gebirgszügen durchſchnitten, daher gebirgig, waldig und außer zu Kartoffeln zum Anbau nicht geeignet. Der Süden und Oſten iſt durchgehends eben und gehört zu den geſegnetſten Theilen Ungarns. Das Comitat iſt beſonders an Obſt und Wein reich. Der Ruſzter Wein ſteht dem Tokayer nur wenig nach. An mehrern Orten findet Bergbau auf Steinkohlen ſtatt. Bedeutend ſind die Kohlenwerke am Brennberg. Die in 3 königl. Freiſtädten, 36 Marktflecken und 202 Dörfern wohnende Bevölkerung wurde für Ende 1864 auf 229407 Seelen berechnet. Nach der Zählung von 1857 wurden in der einheimiſchen Bevölkerung (212826 E.) gezählt: 90552 Deutſche, 87608 Magyaren, 26370 Kroaten und 8296 Iſraeliten; ferner: 178067 Katholiken, 26387 Lutheraner und wenige Reformirte. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner iſt Feld-, Garten- und Weinbau; aber auch der Handel iſt ſehr bedeutend, da O. namentlich den Getreideverkehr zwiſchen Ungarn, Steiermark und Niederöſterreich vermittelt. Hauptort des Comitats iſt die königl. Freiſtadt O., die zu den ſchönſten in Ungarn gehört. Sie hat ein evang. Lyceum (mit theol. und jurift. Curſen und einem Obergymnaſium), ein kath. Obergymnaſium, zwei Unterrealſchulen, drei Klöſter, bedeutende Gewerbs- und Handelsthätigkeit, mehrere Fabriken, ſtarkbeſuchte Märkte, die namentlich für den Rind- und Borſtenviehhandel ſehr bedeutend. Die 20000 E. ſind vorherrſchend Deutſche. Die zweite königl. Freiſtadt iſt Eiſenſtadt (ſ. d.), die dritte Ruſzt (ſ. d.).

Odenſe, deutſch Ottenſee, die Hauptſtadt der dän. Inſel und des ganzen Stifts Fünen, zugleich die anſehnlichſte dän. Provinzialſtadt und älteſte Stadt des Königreichs, liegt links an der 8 M. langen und für Prahmen ſchiffbaren Odenſe-Aa und wird durch den 1795—1804

angelegten, 26000 F. langen, 24 F. breiten und 8—10 F. tiefen Odenſekanal mit dem 2 M. langen Odenſefjord oder Stegeſtrand verbunden, deſſen tiefe Ausmündung, Midſund, $2\frac{1}{4}$ M. breit iſt. Außerdem wurde neuerdings die Stadt durch eine 10 M. lange Eiſenbahn einerſeits mit Middelfart am Kleinen Belt, andererſeits mit Nyborg am Großen Belt in Verbindung geſetzt. Der Ort hat theilweiſe krumme Straßen mit einem Gemiſch alter und neuer Gebäude, drei Kirchen, ein Rathhaus, ein königl. Schloß (1726 erbaut von Friedrich IV., der hier 1731 ſtarb), ein Hospital und ein Krankenhaus. N. iſt der Sitz des Biſchofs und des Stiftsamtmanns von Fünen, hat ein Gymnaſium (Kathedralſchule), eine ökonomiſche, eine literariſche und eine Bibelgeſellſchaft und zählt (1860) 14255 E., welche das reinſte Däniſch ſprechen ſollen. Es beſtehen Eiſengießereien, Fabriken für Tuch, Handſchuhe, Leder, Taback, Seife ſowie mehrere Bierbrauereien und zwei Buchdruckereien. Aus dem Hafen der Stadt (Skibshuſene), zu welchem 77 Schiffe von 2167 Commerzlaſt Gehalt gehören, wird lebhafter Schifffahrts- und Handelsverkehr betrieben. O. gilt für die älteſte Stadt Dänemarks, angeblich ſchon von Odin gegründet, nach dem ſie, wie die Inſel ſelbſt, in den älteſten Zeiten Odinsöe genannt wurde. Das Bisthum wurde 988 geſtiftet. Die Stadt beſitzt die ſchöne goth. Domkirche St.-Knut (1086—1301 erbaut), mit deſſen Grabmal und mehrern andern Königsgräbern, ferner eine zu einem Fräuleinſtift gehörige Bibliothek, welche alle in dän. Sprache gedruckten Bücher enthält. 1527 wurde zu N. ein Reichstag gehalten, welcher den Proteſtanten gleiche Rechte mit den Katholiken in Dänemark gewährte. Auf dem Reichstag von 1539 wurde das neue, von Bugenhagen redigirte Kirchengeſetz angenommen und auf dem von 1657 der Krieg gegen Schweden beſchloſſen. Das Amt O. umfaßt den nordweſtl. Theil Fünens und zählt (1860) auf $32\frac{1}{9}$ Q.-M. 111614 E., wovon 24014 auf die fünf Hafenſtädte O., Kjerteminde, Bogenſe, Aſſens und Middelfart entfallen.

Odenwald, im Mittelalter Odunewald, Otenwald und Ottonewald, ein Gebirgszug zwiſchen dem Schwarzwald und Speſſart von etwa 10 M. Länge und 4—6 M. Breite, zieht ſich von S. nach N. und NO. durch Baden, Heſſen-Darmſtadt und mit dem öſtl. Saume in den bair. Kreis Unterfranken, ohne daß ſich ein fortlaufender, geſchloſſener Rücken verfolgen ließe. Das Gebirge bildet ein hügeliges Plateau von 13—1500 F. Mittelhöhe, das ſteil gegen W. zur Rheinebene, gegen N. zum Main in mehrern Stufen abfällt, gegen SO. allmählich ſich verflacht. Es zerfällt geologiſch und nach ſeiner Oberflächenform in zwei deutlich geſchiedene Abtheilungen. Die nordweſtliche, an die Rheinebene grenzende beſteht vorherrſchend aus kryſtalliniſchem Schiefer- und Maſſengeſtein (Granit, Gneis, Syenit, Quarzporphyr u. ſ. w.) mit einem nördl. Anhang von Rothliegendem, welches mehrfach von Grünſteinen, Trachyt und Baſalt durchſetzt iſt. Die öſtl., breitere Stufe beſteht faſt nur aus buntem Sandſtein mit einer geringen Ueberlagerung von Muſchelkalk, im Katzenbuckel bei Eberbach durchbrochen von einer Doleritkuppe. Dieſe Stufe hat, beſonders im Süden, die höchſten Punkte des Gebirgs. Die kryſtalliniſchen Geſteine bilden eine ſehr unebene, kuppige Oberfläche, von zahlreichen Thälern und Schluchten nach allen Richtungen durchſchnitten, hier und da mit kleinen Felspartien oder mit mächtigen Felsblöcken, überall mit zahlreichen alten Burgen, Dörfern und Städtchen bedeckt, in lieblichſter Abwechſelung von Wald, Feld, Wieſen und Gärten. Der Buntſandſtein dagegen zeigt einförmige, meiſt bewaldete Hochebenen, nur von wenigen monotonen Thälern durchzogen, ohne jene reiche Belebung der benachbarten Region. Im ganzen iſt der O. mehr freundlich und mild als wild und erhaben; er hat weite, fruchtbare Thäler, ſtille, idylliſche Landſchaften. Von Weſten nach Oſten wird er durch das romantiſche Querthal des Neckar (ſ. d.) durchbrochen. Er iſt mit Eichen, Buchen und Nadelholz bewachſen, beſonders dicht nach der Rheinebene hin, in welcher ſein weſtl. Fuß, die obſt- und weinreiche, durch ihre Naturſchönheiten berühmte Bergſtraße (ſ. d.), ſteht. Außer den Waldungen bietet er auch große Strecken Acker- und Wieſenland und wird ſtark bewohnt. Die Dörfer liegen jedoch weit in einzelnen Häuſern und Gehöften zerſtreut. Die bemerkenswertheſten Kuppen ſind: der Hardberg, 1909 F. hoch (nach anderer Angabe 1832 F.), eine mit ungeheuern Syenitblöcken bedeckte Buntſandſteinmaſſe bei Siedelsbrunn; die Neukircher Höhe, 2 M. öſtlich von Zwingenberg, 1816 F.; die Seesbacher Höhe, 1708 F.; der Krähberg bei Beerfelden, 1703 F.; der Winterhauch oder Katzenbuckel nordöſtlich von Erbach in Baden, 1677 F.; der Melibokus (ſ. d.) 1600 F.; der Felsberg, 1591 F., an deſſen Abhang die Rieſenſäule liegt. An den freundlichen O., der ſchon in einer Urkunde des Frankenkönigs Dagobert von 628 vorkommt, knüpft ſich manche ernſte und wehmüthige Sage. Hier hielten die Recken der Burgunder die Jagd, auf welcher Siegfried durch Hagen fiel. Noch heute zeigt man bei Grasellenbach den ihm verhängnißvollen Born. Die Bewohner des Gebirgs

ſind Abkömmlinge der zurückgebliebenen und in fränk. Knechtſchaft gerathenen Alemannen, neben welchen jedoch, beſonders in ſpäterer Zeit, viele Einwanderer fränk. Stammes ſich niederließen. Die Odenwälder, ein kräftiger, biederer, gewerbfleißiger Menſchenſchlag, zeigen ungeachtet ihrer Armuth ein zufriedenes, heiteres Gemüth und, wie die in ihrem Munde lebenden Sagen beweiſen, eine lebhafte Phantaſie. Vgl. Grimm, «Vorzeit und Gegenwart an der Bergſtraße, am Neckar und im O.» (Darmſt. 1822); Jäger, «Die Land- und Forſtwirthſchaft des O.» (Darmſt. 1842).

Oder (lat. Viadrus, ſlaw. Vjodr), einer der Hauptſtröme Deutſchlands, entſpringt 1986 F. über dem Meere in Mähren aus einem Sumpfe des Leſelbergs, zwiſchen den Dörfern Kazlau, Neueigen und Haslich, unfern des Städtchens Liebau, 3 M. öſtlich von Olmütz, auf dem niedrigen Höhenzuge, der den weſtl. Arm der Karpaten oder das Titſcheiner Gebirge mit dem mähr.-ſchleſ. Gebirge aber dem Bergzuge des Altvaters verbindet. Nach einem Laufe von $7\frac{3}{4}$ M. erreicht ſie die Grenze Oeſterreichs, macht dann 4 M. weit ſelbſt die Grenze und tritt hierauf bei Oderberg ganz auf das preuß. Gebiet, dem ſie $107\frac{1}{4}$ M. weit bis zur Mündung verbleibt. Sie durchſtrömt $60\frac{1}{4}$ M. weit die Provinz Schleſien, dann 33 M. die Provinz Brandenburg, wo ſie ſehr inſelreich wird, in nordweſtl. Richtung, zuletzt, mehrfach getheilt, 14 M. in nördl. Richtung die Provinz Pommern. Ihren Oberlauf legt ſie bis Oderberg in einem tiefeingeſchnittenen Thale zurück. Der Mittellauf geht dann bis Glogau und zwar zunächſt bis Breslau in einem breiten, flachen, mit Gebüſch, Wieſen und Lachen erfüllten Thale. Erſt von der Katzbachmündung an werden die Thalränder hoch, indem das Bett zwiſchen Sand- und Lehmhügeln tiefer eingeſenkt iſt, bis oberhalb Glogau, wo der Durchbruch durch die ſüdl. Landhöhe Norddeutſchlands endet. Der Unterlauf geht meiſtens durch fruchtbare Niederungen in breitem Thale, die theilweiſe ſumpfig und buſchreich, an einigen Stellen aber, wie bei Wartenberg, Rathenburg und Fürſtenberg auf dem linken, bei Carolath, Kroſſen und Frankfurt auf dem rechten Ufer, hoch und bewaldet ſind. Unterhalb Frankfurt folgt der 2 M. breite Oderbruch bis Wriezen, Freienwalde und Oderberg, welcher wegen ſeines üppigen Wieswachſes und ſeiner ergiebigen trefflichen Viehzucht bekannt iſt. Dieſer wie andern Niederungen iſt die O. durch Ueberſchwemmungen ſehr gefährlich, weshalb man koſtbare Deiche und Dämme angelegt hat. Unterhalb des Oderbruchs folgt der Durchbruch durch die nördl. Landhöhe, wo die oft ſehr maleriſchen Thalränder, bei Schwedt, Stettin, 3—400 F. Höhe haben und der Strom ſich vielfach ſpaltet. Unterhalb Schwedt, bei Fiddichow, entſtehen kurz vor dem Eintritt in Pommern zwei Hauptarme, von denen der öſtliche anfangs Kranichſtrom (bis Greifenhagen), dann die Große Reglitz, auch wol Zollſtrom heißt und ſich unweit Stettin in den Dammſchen See ergießt, der weſtliche aber den Namen O. behält und in das nördliche Ende des Dammſchen Sees fließt, wo das Papenwaſſer bei Politz beginnt und bis zum Anfange des Pommerſchen oder Stettiner Haffs reicht. (S. Haff.) Aus dieſem endlich fällt die O. mit drei ſtarken ausgehenden Strömen, Diwenow, Swine und Peene, welche die Inſeln Wollin und Uſedom bilden, nach einem Laufe von 120 M. in die Oſtſee. Ihr an Flüſſen überaus reiches Stromgebiet nimmt einen Flächenraum von 2110 Q.-M. ein, welches durch die Sudeten vom Donau- und Elbgebiete getrennt, in das obere, mittlere und untere getheilt wird, und von welchem 120 Q.-M. auf das öſterr. Staatsgebiet gehören. Die O. iſt bei Ratibor in Oberſchleſien zuerſt für kleine Fahrzeuge, bei Kaſel für größere Kähne und bei Breslau für große Oderkähne oder für Ladungen von faſt 1000 Ctrn., im ganzen auf einer Länge von $103\frac{1}{2}$ M. ſchiffbar. Allein ihre Verſandung iſt in ſo rapider Zunahme begriffen, daß dieſe Lebensader ſchon jetzt in dürren Sommern faſt ganz nutzlos daliegt und die Ausfuhr der Landesproducte auf den koſtſpieligen Eiſenbahntransport ſich verwieſen ſieht. Mit der Havel iſt die O. durch den $5\frac{1}{3}$ M. langen Finowkanal, mit der Spree, einige Meilen unterhalb Frankfurt, durch den 3 M. langen Friedrich-Wilhelmskanal vereinigt. Ein dritter Kanal, der den Namen der Neuen O. erhalten hat, wurde von 1746—53 gegraben und führt aus dieſem Strome bei Güſtebieſe, einem Dorfe mehrere Meilen unterhalb Küſtrin, bis zum Dorfe Hohenſaaten, wo er ſich wieder mit der Alten Oder vereinigt, nachdem dieſe ihren Lauf über Wriezen, Freienwalde und Oderberg fortgeſetzt hat. Dieſer neue Kanal iſt gegenwärtig der Hauptſtrom, wogegen die eigentliche Alte O., ſeit 1832 abgedämmt, nur noch Stauwaſſer aus dem jetzigen Hauptſtrom ſowie aus einigen Abzugsgräben des Oderbruchs erhält. Die Fiſcherei iſt in der O. bedeutender als in der Elbe. Die Nebenflüſſe der O. ſind links die Oppa, die Hotzenplatz, die Schleſiſche Neiſſe, die Ohlau, welche in Breslau ausmündet, die auf dem Rieſengebirge entſpringende Weiſtritz, die Katzbach, der Baber, welcher unfern Kroſſen mündet, die Lauſitzer Neiſſe, die kanaliſirte Finow, die auf kurzer Strecke fahrbare Welſe, die Ucker und die Peene; rechts die Klodnitz, wichtig wegen ihres

Kanals, die Stober, die Weida, die Malapane, die Bartſch, die bei Küſtrin ausmündende Warthe (ſ. d.), welche ihrerſeits die ſchiffbare Netze aufnimmt, die durch den Bromberger Kanal und die Brahe mit der Weichſel verbunden iſt, die Plöne, Ihna und Stepenitz, welche ſämmtlich in den Dammſchen See und in das Haff fließen. Der Haupthafen des Oderſtroms, der zugleich der Handelshafen für Stettin iſt, befindet ſich bei Swinemünde auf der Inſel Uſedom. In militäriſcher Hinſicht iſt die O. als Transport- und Feſtungslinie wichtig. An ihr liegen von Süden nach Norden die Feſtungen Koſel, Großglogau, Küſtrin und Stettin.

Oderberg, ein Städtchen von 1200 E. im öſterr. Herzogthum Schleſien, an der Oder und der preuß. Grenze, $3^3/_4$ M. im NW. von Teſchen und $3^1/_2$ M. im SSO. von Ratibor, iſt wichtig als letzte Station der $37^1/_2$ M. langen Wien-Oderberger Eiſenbahn, an welche ſich hier die Schleſiſche Bahn nach Breslau (24 M.) und die Galiziſche Bahn über Krakau (18 M.) nach Lemberg ($63^1/_2$ M.) anſchließt. Hier fand 25. Jan. 1745 ein Gefecht zwiſchen Preußen und Oeſterreichern ſtatt. Die Minderherrſchaft O. gehörte ehemals dem Grafen Henckel von Donnersmark und gelangte 1844 an den Freiherrn von Rothſchild. Dieſelbe liegt theils auf öſterr. Gebiet, theils im Kreiſe Ratibor des preuß. Regierungsbezirks Oppeln. — Ein anderes Städtchen O. liegt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, links an der (Alten) Oder, $2^1/_4$ M. ſüdſüdöſtlich von der uckermärkiſchen Kreisſtadt Angermünde, aber urſprünglich zur Mittelmark gehörig. Der ſehr alte Ort war ehemals befeſtigt und zählt 3022 E., welche Leinweberei und Zeugdruckerei, Fiſcherei und Flußſchiffahrt treiben.

Odermennig (Agrimonia L.), eine Pflanzengattung aus der Familie der Roſaceen, die aus ausdauernden Kräutern mit unterbrochen fiederſchnittigen Blättern, großen, den Blattabſchnitten ähnlichen Nebenblättern und ährig-traubigem Blütenſtand beſteht. Der Kelch iſt frei, kreiſelförmig, außen an ſeiner Röhre mit zahlreichen hakigen, weichen, zur Zeit der Fruchtreife vergrößerten und verhärteten Dornen beſetzt und hat einen fünfſpaltigen Saum. Die fünf kurzgenagelten Blumenblätter ſind gelb und ſtehen, wie die 15 Staubgefäße, vor einem drüſigen, den Schlund verengernden Ringe. Die beiden Fruchtknoten ſind in der Kelchröhre verborgen und enthalten ein oder zwei nußartige Früchtchen. Den Griffel krönt eine kopfige Narbe. Die bekannteſte Art iſt der gemeine O. oder Ackermennig, auch Lederklette und Steinwurz genannt (Agrimonia Eupatoria oder officinalis), der als ein $^1/_2$—$1^1/_2$ F. hohes Kraut auf trockenen Grasplätzen, Rainen, Hügeln, in lichten Wäldern, an Hecken u. ſ. w. in ganz Europa wild wächſt. Die Pflanze hat einen angenehmen, aber ſchwachen Geruch, ſchmeckt gelind zuſammenziehend-bitterlich, etwas gewürzhaft und war früher officinell (als Herba Agrimoniae s. Lappulae hepaticae) gegen Atonie der Unterleibsorgane, Harnbeſchwerden und Schwindſucht ſowie auch als Wundmittel angewandt. Der weit größere, in Südeuropa heimiſche wohlriechende O. (Agrimonia odorata) wirkt als Arzneipflanze viel kräftiger.

Odeſſa, die bedeutendſte See- und Handelsſtadt im ſüdl. Rußland, zwiſchen den Mündungen des Dnjeſtr und Dnjepr im Gouvernement Cherſon gelegen, aber ein eigenes Stadtgouvernim von $8^2/_5$ Q.-M. bildend, wurde unter der Regierung der Kaiſerin Katharina II. 1794, bald nach dem Frieden von Jaſſy, in welchem die Kaiſerin dieſen Landſtrich erhalten hatte, unweit der Stätte der althellen. Stadt Odeſſos erbaut und erhob ſich ſchnell unter der Leitung des vom Kaiſer Alexander zum Gouverneur ernannten Herzogs von Richelieu zu einer ungewöhnlichen Bedeutung, wozu die Lage am Geſtade des Schwarzen Meeres nicht wenig beitrug. Die Stadt iſt in Form eines länglichen Vierecks regelmäßig angelegt und zieht ſich an $^3/_4$ M. weit auf dem Hochplateau der Steppe hin, welches hier etwa 130 F. tief ſteil zum Meere abfällt. Die dem Meere zugewandte Seite der Stadt iſt die ſchönſte. Hart am äußerſten Rande des Plateau ziehen ſich Baumreihen hin (der Boulevard), hinter welchen ſich, mit Ausſicht auf die See, eine Reihe palaſtähnlicher Gebäude erhebt, unter denen beſonders das frühere Hotel Nariſchkin, jetzt der Regierung gehörig und vom Generalgouverneur von Neurußland bewohnt, hervortritt. In der Mitte des Boulevard, vor der Ausmündung der Katharinenſtraße, erhebt ſich das bronzene Standbild des Herzogs Richelieu, und dieſem gegenüber führt eine großartige Granittreppe von 200 Stufen den Abhang hinunter zum Geſtade und zu den daſelbſt befindlichen Badeanſtalten. Gegen Nordweſten ſchließt das vom Boulevard gebotene Panorama mit dem Woronzow'ſchen Palaſte, gegen Südoſten mit dem nicht unſchönen Börſengebäude. Unten am Geſtade befinden ſich der etwa 400 Schiffe faſſende Quarantänehafen und der bedeutend kleinere Binnenhafen. Die öſtlich der Stadt gelegene Feſtung beſteht aus Erdwerken und dient nur noch der nunſterhaft eingerichteten Quarantäne. Die Rhede iſt ſehr geräumig und der Ankergrund gut; dagegen gewährt ſie wenig Schutz vor den beſonders im Herbſte heftigen Nord-

oſtwinden. Der Hafen wurde 1817 auf 30 Jahre zu einem Freihafen erklärt, was ſehr zum Gedeihen des Handels und Verkehrs beitrug. Die eigentliche Stadt iſt ſchön gebaut und hat gerade und breite, ſich rechtwinkelig ſchneidende Straßen mit faſt durchgängig zweiſtöckigen Häuſern. Unter den Gebäuden zeichnen ſich, außer den genannten, aus: die ruſſ. Kathedrale, das Zollhaus, das Admiralitätsgebäude, das Theater, in welchem abwechſelnd ruſſ. Stücke und ital. Opern gegeben werden, das Hospital (mit 800 Betten) und das Univerſitätsgebäude. Auch die reſtaurirte kath. und die neuerbaute luth. Kirche ſind bemerkenswerth. Die Umgegend iſt eine ausgedehnte, baum- und waſſerloſe Ebene. Der Stadt fehlte es daher an Trinkwaſſer, welchem Uebelſtande man durch viele Brunnen, Ciſternen und durch eine Waſſerleitung abzuhelfen geſucht hat. Letztere Anlage liefert indeß nur zur Viehtränke taugliches Waſſer. In der Mitte der Stadt befindet ſich ein öffentlicher Garten. Seit 1865 iſt Gasbeleuchtung eingeführt. Die Hauptſtraßen ſind vortrefflich mit Granitquadern gepflaſtert. Die übrigen ſind macadamiſirt, aber unter Benutzung eines weichen Kalkſteins, der im Sommer dichten Staub, im Winter bei Thauwetter großen Schmutz veranlaßt. O. beſitzt vortreffliche Lehranſtalten. An der Spitze derſelben ſteht die 19. Sept. 1865 mit 148 Studirenden und 32 freien Zuhörern eröffnete kaiſerl. Neuruſſiſche Univerſität, die an die Stelle des frühern Richelieu-Lyceum getreten iſt. Außerdem beſtehen noch drei Gymnaſien (darunter ein aus Privatmitteln beſtrittenes), zwei Handelsſchulen, eine Menge Penſionate, das adeliche Fräuleinſtift u. ſ. w. Auch beſitzt O. ein 1825 errichtetes Muſeum für ſüdruſſ. Alterthümer. Die Seebäder der Stadt ſind ſehr beſucht. O. hat bedeutende Brauereien, Seilereien, Tabacks- und Lichtfabriken, Eiſengießereien, Seifen- und Talgſiedereien und führt beſonders viel Weizen, den Volhynien, Podolien und die Ukraine hierher liefern, nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England aus. Andere Gegenſtände der Ausfuhr ſind Flachs, Bauholz, Leinſaat, Wolle, Talg und Rindshäute, während die Haupteinfuhrgegenſtände in Colonialwaaren und Fabrikaten aller Art beſtehen. O. ſteht in unmittelbarer Verbindung mit Trieſt, Livorno, Marſeille, Barcelona und London, durch regelmäßige Dampfſchiffahrt mit ſämmtlichen Häfen des Schwarzen Meeres, außerdem auch direct mittels der Fahrzeuge der Ruſſiſchen Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft, die nach dem Vorbilde des Oeſterreichiſchen Lloyd gegründet iſt und hier ihren Sitz hat, mit den wichtigſten Seeplätzen der Levante, mit Marſeille, London und Antwerpen. Zur Verbindung mit dem Innern Rußlands wird die Südbahn dienen, die Anfang 1867 bereits 30 M. weit (bis Balta) befahren wurde. Von deutſchen Handelsplätzen iſt bisjetzt Wien der einzige, mit welchem O. unmittelbare Wechſelgeſchäfte macht. Der Waarenverkehr iſt großen Schwankungen unterworfen. 1861 betrug der Werth der Ausfuhr 40,302325, 1862: 31,656755, 1863: 28,201349, 1865: 26,773717 Rubel, die Einfuhr 14,311736, 13,108831, 9,489325 und 11,207361 Rubel. Der Hauptausfuhrartikel iſt Getreide, deſſen Werth z. B. 1864 beinahe 90 Proc. (23,004396 Rubel) der Geſammtausfuhr betrug. In den letzten Jahren liefen gegen 2100 Schiffe ein und aus. Unter den Einwohnern der Stadt, deren Zahl ſich Ende 1863 auf 118970 belief, gibt es viele Franzoſen, Engländer, Deutſche und Italiener, wozu noch Griechen, Armenier und Juden kommen, in deren Händen zugleich auch hauptſächlich der Handel iſt. Die Umgegend wird von Anſiedlern aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands, namentlich aus Schwaben, von Bulgaren, kleinruſſ. und ruſſ. Bauern bewohnt, deren Lage zum Theil eine ſehr traurige iſt, ſodaß ſich alljährlich viele jener Coloniſten in die Stadt überſiedeln. Das Stadtgebiet enthält viele Obſt- und große Weingärten. Im Orientkriege wurde O. 22. April 1854 von einer franz.-engl. Flotte und 14. Mai abermals von engl. Schiffen bombardirt, wodurch jedoch die Stadt keinen bedeutenden Schaden erlitt.

Odēum, griech. Odeion, hieß ein für Aufführungen und Wettkämpfe in Geſang und Inſtrumentalmuſik, wie ſolche ſeit alten Zeiten bei vielen Götterfeſten in Griechenland üblich waren, beſtimmtes Gebäude, gewöhnlich von kreisrunder Form mit einer Bühne für die Sänger und Muſiker in der Mitte, um welche ſich die Sitze der Zuhörer amphitheatraliſch erhoben, und einem kuppelförmigen, von Säulen getragenen Dache. Der älteſte Bau dieſer Art, von dem wir Kunde haben, war die von dem Baumeiſter Theodoros um 670 v. Chr. am Markte von Sparta erbaute Skias. Auch Athen hatte ſchon frühzeitig ein Odeion im ſüdöſtlichſten Theile der Stadt, nahe am Iliſſos, das ſpäter, nachdem Perikles ein weit ſchöneres und prachtvolleres am ſüdöſtl. Abhange der Akropolis, neben dem Theater des Dionyſos, erbaut hatte (um 444 v. Chr.), als Gerichtslocal benutzt wurde. Ein noch größeres, ſeiner Grundform nach einem Theater entſprechendes Odeion erbaute in Athen Herodes Atticus am ſüdweſtl. Abhange der Akropolis; von dieſem ſind noch bedeutende Reſte erhalten, während von dem des Perikles, das

im Mithridatiſchen Kriege (86 v. Chr.) zerſtört, aber auf Koſten des Königs Ariobarzanes II. von Kappadocien wieder aufgebaut worden war, ſich keine Spuren mehr vorfinden. Ferner kennen wir Odeen in Korinth, Paträ und andern griech. Städten. Auch die Römer haben in der Kaiſerzeit dieſe bauliche Form von den Griechen angenommen (O. des Kaiſers Domitian in Rom). — In neueſter Zeit bezeichnet man mit dem Namen O. oder Odeon größere, für geſellige Vergnügungen, wie Concerte, Tanz u. dgl., beſtimmte Räume.

Odilon-Barrot, ſ. Barrot (Camille Hyacinthe Odilon).

Odin, die ſkandinav. Namensform des Gottes, welchen die ſächſ. Völker Wodan, die oberdeutſchen Wuotan hießen. Er war einer der größten Götter, und die nordiſchen Mythologen ſtellten ihn ſogar in die Mitte ihres Syſtems. Seine Verehrung ging durch alle Stämme; am meiſten blühte ſie bei Dänen und Gauten, bei Sachſen, Thüringern, Franken und einem Theil der Alemannen. Nach nordiſcher Ueberlieferung erſchlug er mit ſeinen Brüdern Wili und We den Urrieſen Ymir und bildete darauf eine neue Welt. Seine Gattin iſt Frigg (ſ. d.). In ſeinem Weſen liegen elementare und geiſtige Eigenſchaften verbunden, und es erklärt ſich daraus, daß er der gewaltigſte Himmels- und Luftgott war. Einäugig, weil die Sonne nur einen Theil des Tages erhellt, fliegt O. auf dem achtfüßigen Roſſe Sleipnir durch alle Welt, mit dem tiefen Wolkenhut und dem dunkeln Himmelsmantel bedeckt, und ſchleudert den ſtets in ſeine Hand zurückkehrenden Blitz, den Ger Gungnir. Die Sturmritte O.'s leben in dem Wüthenden Heere oder der Wilden Jagd fort, welche nach ſchwediſchem und ſchoniſchem Volksglauben noch heute O. führt, nach holſteiniſchem, mecklenburgiſchem und pommerſchem der Wod; der Schwabe ſpricht noch von Muotes Heer. Die Wilde Jagd brauſt beſonders zu altheiligen Zeiten über die Erde, wo der Gott ſeinen Feſtumzug dereinſt hielt. Als Windgott beherrſchte O. auch die Schifffahrt; er hieß in dieſer Eigenſchaft Huikar und Hlêfreyr. Größer war jedoch ſein Einfluß auf den Feldbau. Daher iſt er der deutſche Erntegott, dem von den Feldfrüchten Opfer gebracht wurden, und der zu Herbſt und Mittwinter hoch gefeiert ward. In dem Schimmelreiter deutſcher Erntegebräuche ſpielt er noch ſeine Rolle. O. galt auch im allgemeinen als der Geber des Reichthums (Gibich). Sturm und Krieg fallen in der Vorſtellung des Alterthums zuſammen; O. war daher Kriegsgott. Zu ihm beteten die Völker vor der Schlacht und weihten ihm die Feinde durch feierlichen Speerwurf zum großen Opfer. Seinen Günſtlingen lehrte er die Kriegskunſt. Die Walküren, ſeine Schlachtjungfrauen, lenkten nach ſeinem Befehl die Schlachten und geleiteten die Gefallenen in O.'s Halle, die Walhöll, wo ſie ein unſterbliches Kriegerleben führten. In den Sagen von den bergentrückten Königen mit großem Gefolge klingt O. in der Walhalle mit ſeinem Einherjar nach. Damit iſt zugleich ſeine Eigenſchaft als Todtengott bezeichnet. In ſinnbildlicher Weiſe bezeichnete das Alterthum die geiſtige Herrſchaft O.'s. Er iſt der Allwiſſende, indem er von ſeinem Himmelsſitz Hlidſkialf alle Vorgänge der Welt ſieht und ihm außerdem ſeine beiden Raben Hugin und Munin, Gedanke und Gedächtniß, alles Geſchehene zutragen. Täglich verkehrt er mit Saga, und Bragi, der Gott der Dichtkunſt, iſt ſein Sohn. Er ſelbſt ſpendet den echten Dichtern die Gabe der Poeſie durch einen Trunk aus dem Methe Odhroeris, welchen er abenteuerlich von einer im Berge verſchloſſenen Jungfrau erworben hatte. O. erfand auch die Runen und beherrſchte damit die Zauberkunſt. Ferner galt er als Geſetzerfinder und oberſter Richter der Welt. Den Römern erſchien der deutſche Wodan dem Mercur verwandt und ſie nannten ihn ohne weiteres Mercurius. Daher ward auch der dies Mercurii in Wodan's-(Odin's-)Tag überſetzt. Was Saxo Grammaticus, Snorre Sturluſon und andere Euhemeriſten über O. erzählen, gehört zum guten Theil falſcher Deutung an. Vgl. Menzel, «Zur deutſchen Mythologie» (Bd. 1, Stuttg. 1855).

Oedipus war nach der Homeriſchen Odyſſee der Sohn der Epikaſte, welche er, ohne daß es beide wußten, heirathete, nachdem er ſeinen Vater erſchlagen. Als dieſes Verhältniß offenkundig geworden, erhing ſich Epikaſte; O. aber herrſchte, gequält von den Erinnyen, über Theben fort, bis er endlich in einem Kampfe fiel. Später hat dieſe Sage, hauptſächlich durch die attiſchen Tragiker, folgende Geſtalt erhalten: Laïos, des Labdakos Sohn, König von Theben, heirathete Jokaſte, die Tochter des Menökeus und Schweſter des Kreon. Weil er kinderlos blieb, befragte er deshalb das Orakel. Dieſes verkündete ihm, daß der ihm aus dieſer Ehe entſprießende Sohn ſein Mörder werden würde. Als daher Jokaſte wirklich einen Sohn gebar, ließ er dieſen mit durchſtochenen Füßen auf dem Kithäron ausſetzen. Hier fand ihn ein Hirt des Königs Polybos von Korinth und brachte ihn ſeinem Herrn, deſſen kinderloſe Gemahlin Merope das Kind erzog und von ſeinen angeſchwollenen Füßen Oedipus (d. i. Schwellfuß) nannte. Als dieſem ſpäter von einem Korinther die Dunkelheit ſeiner Abkunft zum Vorwurf gemacht wurde,

wandte er ſich an das delphiſche Orakel, von dem er die Antwort erhielt, daß er ſeinen Vater ermorden und ſeine Mutter heirathen werde. Um dem zu entgehen, kehrte er nicht nach Korinth zurück, begegnete aber, da er den Weg nach Theben einſchlug, in einem Engpaß in Phocis ſeinem wirklichen Vater, deſſen Wagenlenker ihm auszuweichen befahl. O. that dies nicht und erſchlug im Streite beide. Nichts Böſes ahnend, ſetzte er ſeinen Weg weiter nach Theben fort. Hier wüthete damals die Sphinx (ſ. d.), welche den Vorübergehenden ein Räthſel aufgab und jeden, der es nicht löſen konnte, tödtete. Dem Retter des Landes ward daher der erledigte Thron und die Hand der Königin zugeſagt. O. löſte das Räthſel, befreite ſo das Land von dem Ungeheuer, erhielt den Preis und erfüllte hiermit das Orakel. Mit ſeiner Mutter zeugte er nun den Eteokles und Polyneikes, die Antigone und Ismene. Die Folge dieſer unnatürlichen Verbindung war eine Peſt, von der das Orakel nur dann Befreiung verſprach, wenn der entfernt werde, der den Fluch über das Land gebracht. Nach vergeblichen Bemühungen, dieſen zu entdecken, erfuhr O. vom Seher Tireſias das unglückliche Geheimniß. Jokaſte erhing ſich, O. ſtach ſich beide Augen aus und verlangte, daß man ihn aus dem Lande ſtoße. Dieſes that man aber erſt ſpäter auf Verlangen ſeiner herrſchbegierigen Söhne. Erzürnt ſprach er den Fluch über ſie aus, daß das Schwert ihr Erbe theilen ſolle. Dagegen ſchloſſen ſich ſeine beiden Töchter an ihn an. Nach langem Umherirren kam er endlich in Begleitung der Antigone (ſ. d.) in den Hain der Eumeniden bei Kolonos in Attika, wo er, nachdem der Zorn der Götter verſöhnt war, auf geheimnißvolle Weiſe von der Erde entrückt wurde. Dieſer Mythus iſt von den attiſchen Tragikern vielfach behandelt worden; erhalten ſind uns von den darauf bezüglichen Tragödien nur des Sophokles «König O.» und «O. auf Kolonos» ſowie von denjenigen, welche die Schickſale der Kinder des O. behandelten, die «Sieben gegen Theben» des Aeſchylos, die «Antigone» des Sophokles und die «Phönizierinnen» des Euripides; aus der röm. Tragödie der «Oedipus» und die «Phöniſſä» des Seneca. Auch die bildende Kunſt hat die Schickſale des O. und ſeines Hauſes häufig dargeſtellt; namentlich ſind uns noch zahlreiche darauf bezügliche griech. Vaſenbilder erhalten. Vgl. Schneidewin, «Die Sage vom O.» (Gött. 1852).

Odoacker (lat. Odoacer), german. Heerkönig, war von herulſcher Abſtammung und im Lager des Attila aufgewachſen, wo ſein Vater Eticho eine hohe Stellung eingenommen hatte. Durch einen Segenswunſch des heil. Severinus aufgemuntert, trat er in weſtröm. Kriegsdienſt und ſchwang ſich ſchnell empor. Als der Oberbefehlshaber in Italien, Oreſtes, den Kaiſer Julius Nepos verjagte und ſeinen eigenen Sohn Romulus Auguſtulus mit dem Purpur bekleidete (475), befehligte O. jenſeit der Alpen ein zweites röm. Heer, welches nach damaliger Sitte ganz aus geworbenen barbariſchen Söldlingen beſtand. Dieſe Söldner forderten jetzt, daß ihnen feſte Wohnſitze in Italien angewieſen würden, ebenſo wie früher mit andern Germanen in Gallien und Spanien geſchehen war, und zwar verlangten ſie ein Drittheil von dem geſammten Grund und Boden. Als man dies verweigerte, brach O. in Italien ein. Oreſtes ward in Pavia belagert und nach Erſtürmung der Stadt hingerichtet; der Kaiſer Romulus Auguſtulus capitulirte in Ravenna und entſagte der Herrſchaft. Darauf mußte der röm. Senat ein Schreiben an den byzant. Kaiſer richten, wodurch das weſtröm. Kaiſerthum förmlich als aufgehoben bezeichnet wurde (25. Aug. 476). O. ſeinerſeits begnügte ſich mit dem german. Königstitel, und der byzant. Hof erkannte ihn auch, nach einigem Sträuben, als Patricius von Rom an. Nun vertheilte O. das geforderte Drittel des Grundbeſitzes unter ſein Heer, ließ aber überdies die röm. Staatseinrichtungen faſt unverändert fortbeſtehen und bewies, obwol er ſich ſelbſt zum Arianismus bekannte, große Schonung gegen die orthodoxe röm. Kirche. Auch über Dalmatien breitete er 480 ſeine Herrſchaft aus und bekriegte mit Erfolg die Rugier in Noricum 487. Aber ſein Reich ſtand nur auf ſchwacher Grundlage. O. war nur ein glücklicher Soldat und nicht von altkönigl. Geſchlecht. Sein in Italien angeſiedeltes Heer entbehrte des nationalen Zuſammenhangs und war aus Horden verſchiedener Abſtammung zuſammengeſetzt. O. genoß daher nicht dieſelbe Anhänglichkeit wie die german. Volkskönige; jeder Häuptling hielt ſich dem König gleichberechtigt und that, was ihm gutdünkte. Das zeigte ſich, als der König der Oſtgothen, Theodorich (ſ. d.), gegen Italien heranzog; die Häuptlinge waren ungehorſam und unzuverläſſig, manche gingen ſogar zum Feinde über. So trug der Volkskönig Theodorich über den Heerkönig O. den Sieg davon, doch erſt nach tapferm Widerſtande. Drei große Schlachten wurden geſchlagen, am Iſonzo unweit Aquileja 28. Aug. 489, bei Verona an der Etſch 27. Sept. 489, an der Adda 11. Aug. 490. Dann behauptete ſich O. noch länger als zwei Jahre in der feſten Stadt Ravenna. Endlich kam ein Friedensvertrag zu Stande, wonach beide

Könige nebeneinander in Italien wohnen ſollten. Die genauern Bedingungen dieſes Vertrags ſind nicht bekannt. Doch ward O. gleich darauf, 5. März 493, bei einem Trinkgelage erſchlagen, wahrſcheinlich nicht ohne Mitſchuld Theodorich's.

O'Donnell oder **O'Donel**, eine alte Familie in Irland, welcher die frühere Landſchaft Tyrconnel, die jetzige Grafſchaft Donegal, gehörte. In einem fortgeſetzten Kampfe mit den O'Neals verlor die Familie O. ihre Beſitzungen, erhielt dieſelben aber nach dem Sturze ihrer Feinde unter der Königin Eliſabeth wieder zurück. Der Bruder des tapfern und klugen Hugh Roe O., Rory oder Roderick O., wurde 1603 von Jakob I. zum Baron von Donegal und Grafen von Tyrconnel erhoben. Als Jakob II. nach ſeiner Vertreibung vom engl. Throne wenigſtens Irland zu behaupten ſuchte, ſtellten ſich auch die O. unter die Fahne der Stuarts und mußten darum nach der Schlacht am Boynefluß faſt ſämmtlich ihr Vaterland verlaſſen. Sie machten ſich hierauf zum Theil in Oeſterreich unter dem Namen der Grafen von Tyrconnel anſäſſig und gelangten zu hohen Staatswürden. Karl, Graf O. von Tyrconnel, trat in kaiſerl. Dienſte und erwarb ſich 1746 in der Schlacht bei Piacenza den Grad eines Generals. 1756 kämpfte er in Böhmen; nach der Schlacht bei Lobositz wurde er Feldmarſchallieutenant, und in der Schlacht bei Kollin befehligte er die Cavalerie. Er erhielt ſodann den Rang eines Cavaleriegenerals und betheiligte ſich als ſolcher bei Hochkirch und bei Maxen. Nach der Verwundung Daun's bei Torgau übernahm er den Oberbefehl, aber nur, um das Heer nach Böhmen zurückzuführen. Weniger glücklich war er in Schleſien, wo er 1762 bei Reichenbach geſchlagen und zur Uebergabe von Schweidnitz gezwungen wurde. 1764 führte er den Oberbefehl in den Niederlanden, und 1768 erhielt er das Generalgouvernement von Siebenbürgen. Er ſtarb zu Wien 1770. — Franz, Graf O., trat 1809 an die Spitze der öſterr. Finanzen, ſtarb aber ſchon 1810. — Moritz, Graf O. von Tyrconnel, öſterr. Kämmerer und Feldmarſchallieutenant, war vermählt mit Chriſtine, Tochter des Fürſten von Ligne, und ſtarb 1. Dec. 1843. Sein älteſter Sohn, Maximilian Karl Lamoral, Graf O. von Tyrconnel, geb. 29. Oct. 1812, öſterr. Generalmajor und Flügeladjutant des Kaiſers Franz Joſeph, machte ſich bei dem Attentat auf den Monarchen 18. Febr. 1853 durch Muth und Geiſtesgegenwart bemerklich. — Nicht minder zeichneten ſich die O. aus, welche nach Spanien überſiedelten. Joſeph Heinrich O., Graf von Abispal, geb. 1770, trat in die ſpan. Garden und wohnte dem Feldzuge von 1795 gegen die Franzoſen bei. In dem ſpan. Inſurrectionskriege gegen Napoleon ſtieg er zum General, erwarb ſich durch einen Sieg bei La Bispal den Grafentitel, wurde aber 1810 und 1811 mehrmals geſchlagen und endlich im Streite mit den Cortes gefangen geſetzt. Ferdinand VII. ernannte ihn 1814 zum Generalkapitän von Andaluſien und 1818 zum Gouverneur von Cadix; 1819 aber erhielt er den Befehl über ein nach den ſüdamerik. Colonien beſtimmtes Armeecorps. Ehe er ſich jedoch einſchiffte, brach die Verſchwörung auf der Inſel Leon aus, die er vergebens zu unterdrücken ſuchte. Der König übergab ihm hierauf den Befehl über die in der Provinz Mancha verſammelten Truppen, an deren Spitze er ſich auf dem Zuge nach Galicien zu Ocaña für die Conſtitution erklärte. Indeſſen benahm er ſich alsbald ſo zweideutig, daß ihm die Conſtitutionellen wenig Zutrauen ſchenkten. Beim Einbruche der Franzoſen 1823 gewann er mit einem zur Unterſtützung des Generals O'Daly abgeſchickten Corps dem Feinde einige Vortheile ab und übernahm dann den Befehl über die Reſervearmee, die Madrid decken ſollte. Weil er jedoch mit der royaliſtiſchen Partei in Unterhandlung trat, zwangen ihn ſeine eigenen Soldaten, das Commando niederzulegen. Er ſuchte nun nach Frankreich zu entkommen, wurde aber zu Villareal von den Conſtitutionellen gefangen. Nachdem ihn die Franzoſen wieder befreit, ging er nach Bordeaux, von da nach Limoges, wo er ſich niederließ. 1834 auf der Rückkehr nach Spanien begriffen, ſtarb er zu Montpellier aus Entſetzen über die Nachricht, daß der Karliſtenchef Zumala-Carregui ſeinen kriegsgefangenen Sohn habe erſchießen laſſen. Sein Bruder, Heinrich Karl O., ſtarb 1830 als Generalkapitän von Altcaſtilien. — Das jetzige Haupt des in Irland zurückgebliebenen Zweigs der Familie iſt Sir Richard Annesley O., Baronet von Newporthouſe, geb. 1808, der ſeine Würden 1828 von ſeinem Bruder erbte.

O'Donnell (Don Leopoldo), Graf von Lucena, Herzog von Tetuan, der zweite Sohn des Grafen von Abispal, geb. 12. Jan. 1809 zu Sta.-Cruz auf der Inſel Teneriffa, trat ſchon 1819 durch beſondere Gunſt König Ferdinand's VII. als Lieutenant beim Regiment Kaiſer Alexander ein, wohnte 1823 der Belagerung von Ciudad-Rodrigo durch die Royaliſten bei und ward 1828 Hauptmann. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs 1833 entſchied er ſich für die Sache Iſabella's und kämpfte mit ſolchem Glück gegen die Karliſten, daß er bereits 1834 zum Oberſten und 1836 zum Brigadier befördert wurde. Nachdem er durch ſeine Entſchloſſenheit eine

gefährliche Meuterei der königl. Truppen unterdrückt, erhielt er im Sept. 1837 das Commando der Armee von Cantabrien, mit der er die Karliſten 20. Febr. 1838 bei Urieta ſchlug und Oyarzun einnahm. Hierauf zum Generalkapitän von Aragonien, Valencia und Murcia ernannt, ſiegte er 17. Juli 1839 über Cabrera in dem denkwürdigen Treffen bei Lucena, das zur Beendigung des Bürgerkriegs weſentlich beitrug und ihm den Grafentitel und das Patent als Generallieutenant einbrachte. Der verunglückte Aufſtand gegen Eſpartero, den O. 1841 in Gemeinſchaft mit Narvaez und Concha unternahm, nöthigte ihn, ſich nach Frankreich zu flüchten, wo er zwei Jahre im Gefolge der Königin Chriſtine verweilte, bis der Sturz Eſpartero's 1843 ihn in ſein Vaterland zurückführte. Durch den Einfluß Chriſtinens zum lucrativen Poſten eines Gouverneurs von Cuba ernannt, ſchiffte er ſich 1848 nach vierjähriger Amtsführung mit einem Vermögen von 1 Mill. Duros wieder nach Spanien ein. Mit dem Miniſterium zerfallen, hielt er ſich jetzt im Senat zur Oppoſition, während er insgeheim gegen die Regierung conſpirirte. Einer Verhaftung entging er durch Hülfe ſeiner Freunde und Genoſſen und blieb fünf Monate lang in Madrid verſteckt, bis er ſich 28. Juni 1854 an die Spitze des Militär-Pronunciamiento ſtellte. Am 30. Juni beſtand er gegen die Beſatzung von Madrid unter dem Kriegsminiſter Blaſer das Gefecht von Vicalvaro, das mit dem Rückzuge der Regierungstruppen endete, und von dem die Anhänger O.'s ſpäter den Namen der Vicalvariſten annahmen. Durch die Proclamation von Manzanares rief er alsdann die Spanier zum Sturz des verfaſſungsfeindlichen Regiments und zur Herſtellung der Charte von 1837 auf und zog, mit Eſpartero vereint, unter dem Jubel der Bevölkerung 29. Juli 1854 in Madrid ein. Zum Kriegsminiſter und Marſchall erhoben, wußte er mit Hülfe der Moderados bald den ſchwachen Eſpartero zu beſeitigen, den er 14. Juli 1856 als Premierminiſter erſetzte. Eine darüber in Madrid ausgebrochene Volksbewegung ſchlug er energiſch nieder, verhing über ganz Spanien den Belagerungszuſtand und löſte auch die Cortes auf, wodurch er jedoch nur die Progreſſiſten erbitterte, ohne den Hof zu verſöhnen, ſodaß er ſchon 12. Oct. ſeinen Platz an Narvaez räumen mußte. Er ſuchte nun als Vertreter der ſog. liberalen Union eine Verſchmelzung aller Parteien zu bewirken, die ihn wirklich, 30. Juni 1858, von neuem ans Ruder brachte, wo er ſich diesmal über fünf Jahre hindurch behauptete. Um die Aufmerkſamkeit des Volks von den innern Angelegenheiten abzulenken, begann er zunächſt einen Krieg mit Marokko, in dem er ſelbſt den Oberbefehl übernahm. Im Nov. 1859 landete er an der Küſte Afrikas, ſchlug die Mauren in mehrern Treffen und erſtürmte 4. Febr. 1860 das feindliche Lager vor Tetuan, was die Uebergabe dieſer Stadt und einen für Spanien ſehr günſtigen Frieden zur Folge hatte. Zum Lohn verlieh ihm die Königin Iſabella den Titel eines Herzogs von Tetuan. Auch nach Cochinchina wurde in Gemeinſchaft mit den Franzoſen eine Expedition unternommen, und im März 1861 ließ O. ein Truppencorps auf San-Domingo landen und von dem ehemaligen ſpan. Theile dieſer Inſel Beſitz ergreifen, der indeß ſpäter wieder aufgegeben werden mußte. Verhängnißvoller wurde der Streit, in den er ſich mit den ſüdamerik. Republiken einließ. Noch vor Ausbruch deſſelben hatte O. ſeine Entlaſſung erhalten, aber nur, um 21. Juni 1865 zum dritten mal an die Spitze der Regierung zu treten. Trotz dem Widerſtreben des Hofs ſetzte er die Anerkennung des Königreichs Italien durch und bemühte ſich, auch im Innern nützliche Reformen einzuführen, ſah ſich aber gleich anfangs von den extremen Parteien angefeindet, die ſich zu ſeinem Sturz vereinigten. Ein gefährlicher Militäraufſtand unter der Leitung Prim's wurde glücklich niedergeſchlagen; es folgten Emeuten in Salamanca und in Madrid ſelbſt, welche letztere 22. Juni 1866 nach einem blutigen Straßenkampfe unterdrückt wurde. Um der Anarchie zu ſteuern, legte O. den Kammern einen Geſetzentwurf vor, der die durch die Verfaſſung geſicherten conſtitutionellen Bürgſchaften einſtweilen ſuspendirte, und der in beiden Häuſern durchging, ebnete aber hiermit gerade den Weg für ſeinen Nebenbuhler, den Marſchall Narvaez, der 11. Juli von der Königin berufen ward, ein neues Miniſterium aus lauter reactionären Elementen zu bilden. Unter der Schreckensherrſchaft, die jetzt eintrat, glaubte O. ſeine eigene Sicherheit gefährdet, weshalb er ſich nach Paris zurückzog, um den fernern Gang der Ereigniſſe abzuwarten.

Odyſſeus, bei den Römern Ulyſſes oder richtiger Ulixes, eine der intereſſanteſten und bedeutendſten Geſtalten in dem Sagenkreiſe vom Trojaniſchen Kriege, ein treuer Spiegel des griech. Nationalcharakters mit ſeinen Vorzügen und Schattenſeiten, von Homer (ſ. d.) in der Odyſſee verherrlicht, war der Sohn des Laërtes und der Antikleia, Gemahl der Penelope (ſ. d.), Vater des Telemachos (ſ. d.), König von Ithaka. Auf einem Beſuche bei ſeinem Großvater Autolykos erhielt er auf der Jagd eine Wunde am Knie, an deren Narbe ihn ſpäter ſeine Amme

wiedererkannte. In Meſſene, wohin ihn einſt ſein Vater geſchickt hatte, um Vergeltung zu fordern, weil Meſſenier Schafe von Ithaka geraubt hatten, traf er mit Iphitos zuſammen, der ihm jenen berühmten Bogen des Eurytos ſchenkte, den die Freier nicht zu ſpannen vermochten. Zum Zuge gegen Ilios vermochte ihn Agamemnon nur mit Mühe zu überreden. Er verſuchte vorher die Auslieferung der Helena (ſ. d.) in Güte zu bewerkſtelligen und reiſte deshalb nach Ilios; allein vergebens. Nach der ſpätern Sage war es vorzüglich Palamedes, der ihn zur Theilnahme am Zuge nöthigte. Er nahm nun mit zwölf Schiffen als Führer der Kephallenier daran theil und zeigte ſich ebenſo wol als tapfern Streiter wie als gewandten, beredten und ſchlauen Kundſchafter und Unterhändler. Er vermittelte die Ausſöhnung zwiſchen Agamemnon und Achilles und gewann nach des letztern Tode durch ſeine Beredſamkeit deſſen Waffen, weshalb Ajax (ſ. d.) ſein Feind wurde. Unter ſeiner Führung ſtiegen die Helden in das hölzerne Roß, aus welchem er mit Menelaos zuerſt in die Wohnung des Delphobos eilte und in ſchrecklichem Kampfe ſiegte. Noch reichern Stoff gaben der Sage und Poeſie ſeine zehnjährigen Irrfahrten nach dem Falle von Ilios, welche die Odyſſee ausführlich beſchreibt. Zuerſt wurde er an die thraziſche Küſte zu den Kikonen verſchlagen, wo er 72 Gefährten verlor. Dann kam er zu den Lotophagen an der libyſchen Küſte, dann zu den Cyklopen (nach der ſpätern Anſicht an der Weſtküſte von Sicilien; doch ſind geogr. Beſtimmungen in dieſer phantaſtiſchen Märchenwelt des fernen Weſtens, in welche uns die Odyſſee führt, überhaupt nicht möglich), wo Polyphem (ſ. d.) ſechs ſeiner Gefährten verzehrte und ihm daſſelbe Geſchick bevorſtand, wenn er jenen nicht berauſcht und im Schlafe ſeines einzigen Auges beraubt hätte, weshalb ihn nun Poſeidon, der Vater des Polyphem, verfolgte. Von da gelangte er zur Inſel des Aeolos, der ihm einen Schlauch, in welchem er die Winde eingeſchloſſen hatte, mitgab. Als O.' Gefährten dieſen Schlauch, bereits im Angeſicht der Küſte von Ithaka, öffneten, wurden die Schiffe mit Gewalt zurückgeworfen und kamen, von Aeolos zurückgewieſen, zu den menſchenfreſſenden Läſtrygonen, vor denen O. nur mit einem einzigen Schiffe ſich rettete. Hierauf führte ihn ſein Geſchick zur Inſel der Zauberin Circe (ſ. d.), die ihn endlich entließ und ihm auftrug, in das Reich des Hades hinabzuſteigen, um dort den Tireſias zu befragen, wie er in ſeine Heimat zurückkehren könne. Dieſes that er, kehrte dann zur Circe zurück, ſegelte von dieſer zur Inſel der Sirenen und gerieth dann zwiſchen die Scylla und Charybdis, wo er wiederum ſechs Gefährten verlor. Hierauf landete er an der Inſel des Helios Trinakria, wo ſeine Gefährten, während er ſchlief, aus Hunger Stiere von der Heerde des Gottes ſchlachteten. Dafür wurde ſein Schiff auf der Weiterreiſe von Zeus durch einen Blitzſtrahl zerſchmettert und alle Gefährten wurden getödtet. Ganz allein kam O. auf den Trümmern ſeines Schiffs auf der Inſel Ogygia an, wo ihn die Nymphe Kalypſo gut aufnahm und ſieben Jahre bei ſich zurückhielt. Endlich, als Hermes ihr den Willen der Götter, daß O. heimkehre, verkündigt hatte, baute dieſer ſich ein Floß und fuhr auf dieſem fort. Aber Poſeidon ſendete Sturm, infolge deſſen die Wellen ihn davon herabſchleuderten. Schwimmend erreichte er das Ufer des Phäakenlandes. Hier traf ihn die Königstochter Nauſikaa, von der er zu ihrem Vater Alkinoos geführt wurde, der ihn gaſtlich aufnahm und reich beſchenkt in die Heimat ſandte. Im Schiffe feſt eingeſchlummert, langte er endlich nachts in Ithaka nach 20jähriger Abweſenheit wieder an, wo er die Penelope, die ihm treu geblieben war, und ſeinen Sohn Telemachos wieder antraf. Die Freier, welche ſich um die Hand ſeiner Gattin beworben und ſein Hab und Gut verpraßt hatten, tödtete er. Von ſeiner ſpätern Lebenszeit erzählt Homer nur die Weiſſagung des Tireſias, nach der ihm ein ſanfter Tod in hohem Alter bevorſtand. Nach einer ſpätern Sage wurde er von ſeinem mit der Circe gezeugten Sohn Telegonos, der, ſeinen Vater ſuchend, auf Ithaka gelandet war, im Kampfe, während beide einander nicht kannten, getödtet. Auch die bildende Kunſt hat die Abenteuer des O., wie überhaupt die troiſchen Sagen, vielfach dargeſtellt.

Oeil-de-Bœuf (franz., d. i. Ochſenauge) heißt in der Architektur eine runde oder ovale Oeffnung, die in einer Wand, in einem Dache oder in einer Kuppel der Beleuchtung wegen angebracht iſt. Berühmt iſt im Schloſſe zu Verſailles ein Zimmer, das von einem ſolchen im Frieſe durchgebrochenen Rundfenſter den Namen Oeil-de-Bœuf führt und in der franz. Hofgeſchichte unter Ludwig XIV. eine wichtige Rolle ſpielt. Es war die Antichambre der Wohnzimmer des Königs und diente als Wartezimmer für die Generale, Prälaten und großen Herren, die ſich jeden Morgen zum Lever einſtellten. Infolge der Menge der Zuſtrömenden wurde die perſönliche Vorlaſſung von Ludwig XIV. ſo erſchwert, daß auch die Vornehmſten ſtundenlang ehrerbietigſt zu antichambriren hatten, bis endlich die Thür des anſtoßenden königl. Schlafgemachs aufging und ein heraustretender Kammerdiener von einer Liſte die Namen derjenigen ablas,

welche das Glück haben sollten, dem Könige bei seinem Lever aufzuwarten oder ihn auf seiner Morgenausfahrt zu begleiten.

Oeynhausen, ein in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommener, jetzt zur Stadt erhobener Curort mit vielbesuchtem Solbad im preuß. Regierungsbezirk Minden in Westfalen, an der Minden-Kölner Eisenbahn, im Weserthale, 2 M. im Südwesten von der Kreisstadt Minden, 1,2 M. von der Porta-Westphalica, kurz vor dem Einfluß der Werre in die Weser gelegen, hat 1447 E., mehrere Hotels, ein neues Badehaus mit 206 F. langen Seitenflügeln, 64 Badezellen und 4 Douchecabineten, ein neugebautes Dunstbad mit 24 Zellen, eine Kaltwasserdouche von 28 F. Fall, ein Gasbad, ein Wellenbad in der Werre, einen gymnastischen Cursaal, einen Säulengang, eine Trinkhalle, eine Molkencur u. s. w. Die Sole kommt aus der 1/8 M. entfernten, bei dem Dorfe Rehme (mit 753 E.) gelegenen bedeutenden königl. Saline Neusalzwerk, die schon seit 1746 besteht und jährlich eine Ausbeute von 60000 Ctr. Salz liefert. Die kohlensaure Solquelle tritt mit 26,2° R. Temperatur aus einem 2220 F. tiefen Bohrloch zu Tage und gibt in jeder Minute 60 Kubikf. Wasser, wobei in jeder Minute 8 Kubikf. Kohlensäure entweichen. O. wird als Curort besonders gegen Uterusleiden, Skrofeln, Gicht, Rheumatismus, Hautkrankheiten, chronischen Katarrh u. s. w. empfohlen. Vgl. Möller und Oeynhausen, «Das königl. Solbad O.» (2. Aufl., Berl. 1849); Möller, «Bad O. bei Rehme» (Berl. 1850); Lehmann, «Die Solthermen zu Bad O.» (Gött. 1856) und «Das Soldunstbad zu O.» (Gött. 1857).

Ofen nennt man im allgemeinen jeden eingeschlossenen Raum, welcher dazu bestimmt ist, in ihm durch Verbrennung Wärme zu entwickeln und in zweckmäßiger Weise auf zu erwärmende Körper zu übertragen. Handelt es sich um die Erwärmung oder Erhitzung fester Körper, so werden diese ins Innere des O. gebracht, entweder direct zwischen das Brennmaterial, auch wol auf einen von dessen Flamme bestrichenen herdförmigen Raum; oder in Gefäßen (Tiegeln) wie bei den Schmelz- und Glühöfen. Wasser und andere Flüssigkeiten erwärmt man in Kesseln, welche in den Ofenraum eingehängt oder eingelegt werden, Kesselöfen. Zum Kochen der Speisen hat man Kochöfen, wo die Gefäße auf eine vom Feuer erhitzte Eisenplatte gesetzt oder in Oeffnungen derselben eingesenkt, folglich direct dem Feuer dargeboten werden. Die Erwärmung der Luft in mehr oder weniger großen Räumen geschieht entweder so, daß man den O. innerhalb eines solchen Raums selbst aufstellt, Stubenöfen, oder auf die Weise, daß man die mittels des O. in einer kleinen Heizkammer erwärmte Luft durch Kanäle nach den bewohnten Räumlichkeiten leitet, Luftheizungsöfen. Die Stubenöfen müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, darauf hin construirt sein, das Heizmaterial so schnell als möglich zu verbrennen, den durch die Verbrennung erzeugten Rauch möglichst abgekühlt in den Rauchfang zu führen und dem Zimmer selbst eine nach Verhältniß möglichst große Ausstrahlungsfläche der an die Ofenwände abgegebenen Wärme darzubieten. Dem Material nach sind die Oefen entweder eiserne oder steinerne oder Kachelöfen. Ihrer Construction nach sind bei weitem die meisten Oefen Kastenöfen, die älteste Art, und Zugöfen. Besondere Arten der Zugöfen sind der schwedische, bei welchem eine Luftschicht aus dem Zimmer durch den Kasten geleitet, dort erwärmt wird und dann wieder ins Zimmer tritt, und der russische, welcher sich durch seine große Anzahl von Zügen und seinen Verschluß auszeichnet. Die Füllöfen werden am Morgen mit Brennmaterial gefüllt und verzehren dasselbe ohne weitere Aufsicht nach und nach; sie sind mit einer Vorrichtung zum Reguliren der Verbrennung versehen und heizen vortrefflich. Den Uebergang zu den Kochöfen bilden die Corsischen Oefen, in welchen die zum Heizen des Zimmers erforderliche Wärme zugleich zum Kochen der Speisen benutzt wird. Zu den Oefen für technische Zwecke, bei denen das Feuer besonders geleitet werden muß, gehören hauptsächlich die Oefen zur Gewinnung der Metalle aus ihren Erzen und zur Schmelzung der Metalle selbst. Außer den Hohöfen (s. d.) sind von dieser Art zu nennen die Flammöfen oder Reverberiröfen, die so construirt sind, daß das zu schmelzende oder reducirende Erz oder Metall nicht unmittelbar mit dem Feuer in Berührung kommt, sondern nur der Einwirkung der Flamme ausgesetzt ist; ferner die Gefäßöfen, d. h. diejenigen Oefen, in welchen besondere, aus feuerfestem Thon oder Gußeisen gefertigte Gefäße, Tiegel, Retorten und Röhren durch Kohle oder anderes Brennmaterial erhitzt und darin enthaltene Stoffe geschmolzen, calcinirt oder sonstigen technischen und chem. Operationen unterworfen werden. Dahin rechnet man z. B. die Gußstahlöfen, Messingöfen, Glasöfen, Emailliröfen, Cementiröfen, Zinköfen u. s. w. Die Cupolöfen, die hauptsächlich zum Umschmelzen des Roheisens für bessere Gußstücke dienen, sind eigentlich auch Hohöfen, unterscheiden sich aber von diesen durch geringere Größe sowie dadurch, daß sie freistehend von Gußeisenplatten zusammengesetzt und innen ausgemauert sind.

Ofen, ungar. **Buda**, die Hauptſtadt des Königreichs Ungarn, im Peſther Comitat am rechten Donauufer, Peſth (ſ. d.) gegenüber gelegen, beſteht aus der Feſtung oder innern Stadt, fünf Vorſtädten (Waſſerſtadt, Landſtraße, Neuſtift, Chriſtinenſtadt, Taban oder Raizenſtadt) und dem 1850 einverleibten Marktflecken Altofen. Der Haupttheil iſt die Feſtung, die frühere Reſidenz der ungar. Könige, auf einem felſigen Berge 192 F. über der Donau gelegen. Bis 1849 hatte ſie faſt ganz die Geſtalt, in der ſie 1686 den Türken durch Karl von Lothringen entriſſen wurde. Bei der Belagerung von 1849 litten die Mauern und Baſteien bedeutend; doch wurden die Werke wiederhergeſtellt. Die Feſtung iſt regelmäßig gebaut, hat reinliche Straßen und enthält ausgezeichnet ſchöne Paläſte. Das königl. Schloß, von Karl VI. erbaut, bildet gegen die Donau eine 94 Klafter lange Fronte, enthält die Hofkirche (den Aufbewahrungsort der Reichskleinodien), eine Gemäldeſammlung und Bibliothek, ſowie einen ſchönen Garten und iſt ſeit dem Brande von 1849 wieder in ſeiner frühern Geſtalt hergeſtellt worden. In der Feſtung ſind ſonſt noch zu nennen: das Zeughaus, die Paläſte der Grafen Sandor und Teleki, die Statthalterei-, Kameral- und Kriegsrathsgebäude, die Buchdruckerei der peſther Univerſität, das 1851 errichtete Denkmal zur Erinnerung an den General Hentzi, den Oberſt Allnoch und die 418 andern Oeſterreicher, welche während der Belagerung O.s durch die Ungarn unter Görgei (4. bis 21. Mai 1849) fielen. Die Chriſtinenſtadt liegt in einem anmuthigen Thale hinter der Feſtung und hat nette Gebäude, darunter namentlich das im Horvath'ſchen Garten gelegene Sommertheater und das neue, großartige Palais des Grafen Karácſonyi. Die andern vier Vorſtädte liegen an der Donau. Die bedeutendſte derſelben iſt die Raizenſtadt, die namentlich ſeit dem Brande von 1811 im Aeußern viel gewonnen hat. Größer und volkreicher als dieſe fünf ältern Vorſtädte iſt der frühere Marktflecken **Altofen**, das röm. Acincum oder Aquincum, von welchem noch ein Bad, Spuren des Amphitheaters und zahlreiche Inſchriftenſteine erhalten ſind. Bemerkenswerth ſind hier namentlich die große, breite und mit ſchönen Gebäuden verſehene Hauptſtraße, die kath. und reform. Kirche, das Kameralgebäude, die königl. Monturanſtalt mit einem Caſtell und einer Kaſerne, das ſechsſtöckige, früher als Seidenfabrik benutzte königl. Caſtell, das jetzt zur Kaſerne umgeſtaltete Kloſter Mariazell, die Synagoge, die ſchönſte im ganzen öſterr. Kaiſerſtaate, und die Schiffswerfte, auf welcher die Schiffe der Donau-Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft gebaut und ſtets an 5—600 Arbeiter beſchäftigt werden. Die Bevölkerung betrug 1850 ohne Studirende und Soldaten 45653 (mit Altofen), 1857 bereits 61596 Seelen. Der Nationalität nach iſt das deutſche, der Confeſſion nach das röm.-kath. Element vorherrſchend. Man rechnet 8000 Magyaren, 5000 Juden und 3000 Slawen. Die Einwohnerſchaft der Feſtung beſteht größtentheils aus Beamten. Die Bevölkerung der fünf ältern Vorſtädte betreibt Handwerke, Handel, Feld- und beſonders Weinbau. O. iſt im Halbkreiſe von Weinbergen umſchloſſen, die ein ſehr gutes Erzeugniß liefern. In Altofen wird ausgedehnter Handel und Gemüſeanbau betrieben. An höhern Unterrichtsanſtalten beſitzt die Stadt ein kath. Hauptgymnaſium und eine Realſchule. Die Zahl der Wohlthätigkeitsanſtalten iſt bedeutend. Es befinden ſich zu O. fünf Heilquellen, unter denen das Raizenbad in der Raizenſtadt, das Königsbad am Nordende der Waſſerſtadt und das zwiſchen dieſer und Altofen gelegene Kaiſerbad zahlreich beſucht ſind. Letzteres war ſchon den Römern (Aquae calidae superiores) bekannt und bei den Türken ſehr beliebt, die hier eine Moſchee gegründet hatten, zu der man ſelbſt aus Perſien Wallfahrten unternahm. Mit dem auf dem andern Donauufer gelegenen Peſth iſt O. ſeit 1849 durch eine großartige, 1200 F. lange Kettenbrücke verbunden, von deren Mündung aus ein durch den Schloßberg getriebener Tunnel in die Chriſtinenſtadt führt. Die Entſtehung der heutigen Stadt O. knüpft ſich an das Schloß, welches König Bela IV. 1247 auf dem Berge gegenüber Peſth erbaute, und das unter dem Namen Peſther-Neubergs-Schloß auch zu Peſth gehörte. Als zeitweilige Reſidenz der Könige gewann dieſes Schloß mehr und mehr an Bedeutung, ſodaß auch die um daſſelbe ſich bildende Stadt ſelbſtändig wurde und den Namen der alten, etwas weiter nördlich gelegenen Stadt Buda annahm. Erſt König Ludwig I. wählte 1351 das Schloß zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte, und Matthias Corvinus erbaute daſſelbe neu. Eine in demſelben aufgeſtellte berühmte Bibliothek wurde 1526 bei der Eroberung durch die Türken vernichtet. Während 300 J. trafen das Schloß 20 Belagerungen, und ſeit 1541 war es 145 J. in den Händen der Türken, denen es Karl von Lothringen 1686 entriß. Seitdem hatte die Feſtung erſt 1849 wieder einen heftigen Angriff zu beſtehen. Nachdem Görgei 4. Mai die Beſchießung der von Hentzi mit 5000 Mann beſetzten Feſtung begonnen, aber bald wieder eingeſtellt hatte, machte derſelbe 16., 19. und 20. Mai ernſtliche Angriffe, die aber tapfer abgeſchlagen wurden. Erſt durch den Sturm in der Nacht vom 20. bis 21. Mai fiel die Feſtung in

die Hände der Ungarn. Nach dem Abzuge der revolutionären ungar. Regierung wurde 11. Juli die Festung durch die Russen besetzt und dann den Oesterreichern übergeben. Vgl. Nemedy, «Die Belagerungen der Festung O. in den J. 1686 und 1849» (Pesth 1853).

Offenbach, Fabrikstadt in der großherzogl.-hess. Provinz Starkenburg am linken Ufer des Main und nur 1 St. östlich von Frankfurt, freundlich zwischen Wäldern und Wiesen gelegen, ist Sitz eines Landgerichts und eines Kreisamts und zählte 3. Dec. 1864 bereits 19377 E. (1831 nur 7802, 1855 schon 13724 und 1861: 16685), die sich durch Strebsamkeit und Gewerbfleiß auszeichnen. Das Aeußere der Stadt ist durchaus modern. Von ältern Bauwerken ist nur das Isenburg'sche Schloß (1570—72 erbaut), ein schönes Denkmal der Renaissance, von neuern die drei prot., die kath. und die stattliche deutschkath. Kirche, die Synagoge, das geräumige Rathhaus, die Kasernen, das Palais des Fürsten Isenburg, das Gesellschaftshaus (Großes Colleg) hervorzuheben. O. hat sich in neuerer Zeit zur ersten Fabrikstadt des Großherzogthums Hessen emporgeschwungen. Die Einwohnerschaft trieb anfänglich fast blos Ackerbau, bis sich mit Uebersiedelung des Hofs des Fürsten von Isenburg um 1685 eine kleine Hof- und Beamtenaristokratie zu bilden begann. Zu Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrh. siedelten sich franz. Réfugiés im Orte an, meist Strumpf- und Kappenwirker, Kunstweber und Posamentirer, die ihre Gewerbe auch nach der neuen Heimat verpflanzten. Die Anlage eigentlicher Fabriken begann erst 1774 mit der Begründung der noch bestehenden Schnupftabackfabrik der Gebrüder Bernard, der alsbald der Musikverlag und die Notendruckerei von Joh. André (s. d.) folgte, dessen Geschäft ebenfalls noch jetzt in den Händen der dritten Generation blüht. Etwas später entstanden Etablissements für Rauchtaback, Brieftaschen und Etuis, Wagen, Wachslichter und «Offenbacher Pfeffernüsse». Als sich Hessen-Darmstadt (14. Febr. 1828) dem Zollverein angeschlossen, blühten Handel und Verkehr in O. rasch auf, und die beiden neubegründeten Messen machten Frankfurt mit Erfolg Concurrenz. Doch gingen die Messen, nachdem Frankfurt 1836 ebenfalls dem Verein beigetreten, wieder ein. Einen desto lebhaftern Aufschwung nahm seitdem die offenbacher Industrie. Den Hauptgegenstand derselben bilden die Portefeuillewaaren (theils eigentliche Leder- und Galanteriewaaren, theils Kästchen und Etuis, Reiseutensilien u. dgl.), in welcher Branche O. mit Paris, Wien und Berlin direct concurrirt. Derselben schließt sich an die Fabrikation von Stahl- und Gürtlerwaaren, Sattlerwaaren, Schuhen und Stiefeletten. Außer den bereits erwähnten Etablissements bestehen auch Maschinenfabriken, Eisen- und Gelbgießereien, Fabriken für Firnis, Lackfarben und Druckerschwärze, für Hüte, Dachfilz, Wachstuch, Glanzleder, Stearinkerzen, Parfumerien, Bunt- und Glanzpapier, Leim, Chemikalien (Anilin, Bleiweiß u. s. w.), Nadeln, Knöpfe, Saiten, Kleider, Dünger- und Knochenmehl, Cichorien; ferner eine Haarschneiderei, Tricot- und Börsenwebereien, eine Gold- und Silberspinnerei, Schriftgießereien u. s. w. Im ganzen zählt man an 500 Werkstätten, Fabriken und größere Etablissements. Handel und Verkehr werden durch eine Handelskammer sowie die sehr frequente Eisenbahn nach Frankfurt unterstützt. Eine Eisenbahnverbindung mit Hanau war 1867 projectirt. Industrie und Handel, die in O. ohne Zuthun der Staatsregierung aufgeblüht, haben die Stadt wohlhabend gemacht und zugleich ein selbstbewußtes Bürgerthum geschaffen. Es bestehen an 50 Vereine für gesellige, wissenschaftliche, commerzielle, gewerbliche und polit. Zwecke. O. wird als Ort zuerst 970 genannt und war damals im Bann des Dreieicher Reichsforstes gelegen, dessen Vögte die Herren von Hagen (Hain) waren. Durch Heirath und Erbtheilung kam O. an die Dynastie von Falkenstein im Taunus (1257), dann (1419) an die Herren von Sayn und die Grafen von Isenburg-Büdingen gemeinsam, endlich 1486 durch käufliche Abmachung zwischen beiden Häusern an die Isenburger allein. Mit der Mediatisirung des Fürstenthums Isenburg (1815) gelangte auch O. unter hess. Hoheit.

Offenbach (Jakob), beliebter Componist burlesk-komischer Operetten, von israel. Aeltern zu Köln 20. Juli 1822 (nach andern 21. Juni 1819) geboren, erhielt von seinem Vater den ersten Musikunterricht und machte dann 1835—37 auf dem Conservatorium in Paris seine Studien, nach deren Beendigung er als Violoncellist nacheinander in verschiedene Theaterorchester, zuletzt in das der Opéra-Comique, eintrat. Seit 1841 veröffentlichte er verschiedene kleine Violoncellcompositionen, die Beifall erhielten, sowie er selbst auch als Violoncellist in Concerten auftrat. Um diese Zeit entstanden auch seine Compositionen verschiedener Lafontaine'scher Fabeln, welche schon von jenem drastisch-komischen Talente, dem er später so viele Erfolge verdankte, die ersten Spuren zeigten. 1848 ging er nach Deutschland, kehrte aber 1850 wieder nach Paris zurück und wurde hier Musikdirector am Orchester des Théâtre-Français, wo er sich um die Hebung der sehr vernachlässigten Zwischenactsmusik Verdienst erwarb. Inzwischen hatte sein Talent für

muſikaliſche Schwänke und Buffonerien im Kreiſe von Bekannten, Künſtlern und Schriftſtellern mehr und mehr Aufmerkſamkeit erregt, und man drängte ihn, dieſe Komik in förmlichen Theaterſtücken vor dem größern Publikum zur Geltung zu bringen. Während ihm dazu Texte von allen Seiten zugingen, fand ſich jedoch kein Theater, das die Sachen aufführen wollte, und er bewarb ſich deshalb ſelbſt um eine Theaterconceſſion und eröffnete 1855 ſeine Bühne, die er Bouffes-Pariſiens benannte. Durch einige glückliche Würfe gleich zu Anfang erwarb er ſich ſo großen Zudrang, daß er ſchon nach Verlauf kaum eines Jahres ſein Theater in den Champs-Elyſées mit dem größern der Salle-Comte in der Paſſage-Choiſeul vertauſchen mußte. Später beſuchte er mit ſeiner Truppe mehrmals die franz. Provinzen, England und einige Städte Deutſchlands, trat jedoch neuerdings von der Leitung des Unternehmens zurück. Die Thätigkeit, welche O. in der Verfertigung von Operetten-Burlesken entwickelte, iſt erſtaunlich. Die vorzüglichern ſeiner derartigen Productionen dürften ſein: «Les deux aveugles», «La nuit blanche», «Bataclan», «Le violoneux», «Pepito», «Tromb-Alcazar», «Les soixante-dix», «La demoiselle en loterie», «Dragonette», «Croquefer», «La rose de Saint-Flour», «Le financier et le savetier», «Les trois baisers du diable», «Le mariage aux lanternes», «La chanson de Fortunio», «Orphée aux enfers» (in Paris allein über 400 mal aufgeführt), «Le pont aux soupirs», «Les dames de la Halle», «Les bavards», «Le voyage de Dunanan père et fils», «Il Signor Fagotto», «Les belles Géorgiennes», «Lieschen et Fritzchen», «La belle Hélène» u. ſ. w. Einen hohen Kunſtmaßſtab darf man an dieſe Erzeugniſſe nicht anlegen. O. will Spaß machen, und dazu hat er ein unzweifelhaft großes Talent. Die mancherlei Trivialitäten und Geſchmackloſigkeiten, die dabei mit unterlaufen, werden indeß häufig durch wirklich geſunde muſikaliſche Komik und namentlich eine zuweilen unwiderſtehliche parodiſtiſche Draſtik aufgewogen. O. hat ſich auch auf dem Felde der höhern muſikaliſchen Dramatik verſucht mit der komiſchen Oper «Barcouf» (1860 in der Opéra-Comique in Paris aufgeführt) und mit der romantiſchen Oper «Die Rheinnixe» (1864 in Wien gegeben), die beide ohne Erfolg blieben.

Offenbarung (revelatio) heißt überhaupt eine göttliche Kundgebung an die Menſchen. Der Glaube an dergleichen göttliche O. iſt ſo alt wie die Religion. Schon das heidniſche Alterthum glaubte, daß alles höhere Wiſſen und Können der Menſchen auf göttlicher Mittheilung beruhe und hielt nicht nur die Religionsſtifter und Seher der Zukunft, ſondern auch die Weiſen, Künſtler und Dichter für angehaucht vom göttlichen Geiſte oder für inſpirirt. (S. Inſpiration.) Man dachte ſich dabei die Götter bald als perſönlich dem Menſchen erſcheinend und in menſchlicher Rede ſprechend, bald durch Geſichte und Träume mit ihnen verkehrend, bald den Menſchengeiſt auf wunderbare Weiſe überwältigend und zum willenloſen Organe ihres übernatürlichen Wirkens benutzend. Daneben glaubte man, daß die Götter durch Orakel, Wunder und Zeichen den Menſchen ihren Willen verkündigten und ihnen Enthüllungen gaben über zukünftige Dinge. In der griech. Welt erſtreckt ſich das Gebiet der göttlichen O. über den ganzen Umfang des natürlichen, bürgerlichen und polit. Lebens und bezieht ſich nur zum geringern Theile auf Mittheilung eigentlich religiöſer Erkenntniſſe. Enger abgegrenzt auf das ſpecifiſch religiöſe Gebiet erſcheint der Offenbarungsglaube bei den Hebräern. Nach altteſtamentlicher Anſchauung iſt O. jede Mittheilung des göttlichen Willens an die Träger des Bundes, den Jahveh mit dem auserwählten Volk geſchloſſen hat. Wie Gott mit Adam und Eva auf leiblich ſichtbare Weiſe im Paradieſe verkehrt, ſo offenbart er ſich den Patriarchen durch Engel und Geſichte, dem Moſes im brennenden Dornbuſch und in den Gewittern auf Sinai, dem Volke auf der Wanderung durch die Wüſte in der Feuerſäule, die bei Nacht, in der Rauchwolke, die bei Tage vor Iſrael herzieht. In der Geſetzgebung auf Sinai ſtiftet er ſelbſt ſeinen Bund mit dem Volke, gräbt ſeine Gebote mit ſeinem Finger in ſteinerne Tafeln ein und verheißt, perſönlich über den Cherubim (ſ. d.) der Bundeslade ſeinen Wohnſitz zu nehmen. Der entwickelte Moſaismus der Folgezeit hat nicht nur in der ganzen levitiſchen Geſetzgebung eine unmittelbar göttliche Eingebung geſehen, ſondern glaubte auch, daß Jahveh fort und fort durch den Mund der von ihm berufenen und inſpirirten Propheten ſeinen Willen an Iſrael, ſeine Verheißungen und Drohungen, Mahnungen und Warnungen verkünde. Das nachexiliſche Judenthum dehnte dann den Begriff göttlicher O. auf Inhalt und Form der in einem heiligen Codex zuſammengeſtellten altteſtamentlichen Schriften aus, ohne darum aufzuhören, an unmittelbare Kundgebungen Gottes durch Stimmen vom Himmel, Engelserſcheinungen und andere Wunderzeichen zu glauben. Derſelbe Offenbarungsglaube ging auch ins älteſte Chriſtenthum über und wurde durch die religiöſe Begeiſterung der Urkirche aufs lebhafteſte erregt. Das Leben Jeſu erſchien als eine fortlaufende Kette wunderbarer O.; aber auch die Apoſtel und Propheten des neuen Bundes redeten und

handelten, «wie der Geiſt Gottes ihnen es eingab», alſo als Träger unmittelbarer O. Gottes, und auch in der Folgezeit ſtellte jeder Fortſchritt religiöſer Erkenntniß in der Kirche, wie er namentlich durch den Epiſkopat und nachmals durch die Beſchlüſſe der Kirchenverſammlungen ſich vermittelte, dem frommen Bewußtſein als eingegeben vom heiligen Geiſte ſich dar. Während die unmittelbaren individuellen O. Gottes, deren im kirchlichen Alterthum die gnoſtiſchen und montaniſtiſchen Propheten und das ganze Mittelalter hindurch einzelne Myſtiker ſich rühmten, als mecht verworfen wurden, iſt dagegen die kirchliche Tradition, wie deren Begriff ſich in der röm.-kath. Kirche fixirt hat, gewiſſermaßen eine fortgeſetzte O., daher unfehlbar und durch manche Zeichen und Wunder als göttliche Wahrheit beglaubigt, die dem Worte Gottes in der Heiligen Schrift ebenbürtig zur Seite tritt. Doch hatte dieſe Ausweitung des Offenbarungsbegriffs nothwendig eine Abſchwächung deſſelben zur Folge, indem die Grenzlinien zwiſchen unmittelbarer und mittelbarer O. ſchwer zu ziehen ſind, letztere aber faſt ganz in die allgemeinere Vorſtellung einer ununterbrochenen Leitung der Kirche durch den in ihr gegenwärtigen heiligen Geiſt übergeht.

Es war nur eine Folge der prot. Oppoſition gegen den kath. Traditionsbegriff, daß mit dem Begriffe des «göttlichen Worts» auch der Offenbarungsbegriff wieder ſtrenger gefaßt wurde. O. iſt daher der altprot. Theologie ſo viel als übernatürliche Belehrung, und zwar vorzugsweiſe über übervernünftige Wahrheiten oder Glaubensgeheimniſſe, welche die natürliche Vernunft aus ſich ſelbſt weder zu ſchöpfen noch zu begreifen vermag. Der Form nach wird dieſelbe dargeſtellt als wunderbares oder pſychologiſch unvermitteltes Einlegen fertiger Erkenntniſſe ins menſchliche Bewußtſein. Als Träger dieſer unmittelbaren O. gelten jetzt ausſchließlich Propheten und Apoſtel; da aber als vornehmlicher Zweck dieſer Belehrungen die Fortpflanzung der mitgetheilten Erkenntniſſe auf die Nachwelt galt, ſo gewöhnte man ſich bald, die Propheten und Apoſtel einfach mit den Verfaſſern der altteſtamentlichen und neuteſtamentlichen Schriften, und die übernatürliche O. mit der Inſpiration der bibliſchen Bücher zu identificiren. Da wir alſo nur vermittels der Schrift von der göttlichen O. Kunde haben, ſo iſt nach der prot. Dogmatik die O. für uns nur eine mittelbare, ein Satz, welcher ebenſo wol der röm.-kath. Lehre von der ununterbrochenen O. Gottes in der Kirche als den vorgeblichen unmittelbaren Erleuchtungen Gottes, deren die «Schwarmgeiſter» ſich rühmten, gegenübertreten ſoll. Neben dieſer übernatürlichen O. kennt nun allerdings die prot. Theologie ebenſo wie die Scholaſtik des Mittelalters eine natürliche, und verſteht unter letzterer die freilich durch die Sünde greulich geſchwächte natürliche Erkenntniß Gottes durch Vernunft und Gewiſſen. Aber einmal iſt auch dieſe wenigſtens ihrer urſprünglichen Entſtehungsform nach ſelbſt wieder übernatürlich; man betrachtet ſie nämlich als den Ueberreſt der dem Adam im Paradieſe zutheil gewordenen Uroffenbarung, wenn ſie gleich auf natürlichem Wege fortgepflanzt wird, und ſodann iſt ſelbſt die Erkenntniß der ſog. natürlichen Wahrheiten eine ſo dunkle, mit Irrthümern untermiſchte und ungewiſſe, daß man ſich ohne deutliche Stellen der Heiligen Schrift auf ſie nicht verlaſſen kann.

Eine eingehendere Erörterung des Offenbarungsbegriffs datirt erſt aus der Mitte des 18. Jahrh., alſo aus einer Zeit, in welcher das altkirchliche Dogma auf allen Punkten erweicht, umgedeutet und abgeſchwächt wurde. Im Kampfe gegen den Deismus (ſ. d.) und Naturalismus handelte es ſich für die Apologetik zunächſt um die Vertheidigung des Glaubens an eine übernatürliche Mittheilung Gottes überhaupt. Während die ältere Dogmatik die von Gott unmittelbar inſpirirte Heilige Schrift als «Princip der Theologie» oder als Grundlage alles religiöſen Erkennens betrachtet hatte, ſah ſich die Apologetik genöthigt, dieſe Schriftautorität ſelbſt erſt aus Vernunftprincipien zu begründen. Zu dem Ende wurde der Offenbarungsbegriff ſelbſtändig behandelt, und man haffte aus dem allgemeinen Offenbarungsglauben den Glauben an die Inſpiration der Heiligen Schrift rechtfertigen zu können. Aber bald genug wurde der Begriff der O. ſelbſt wieder in Frage gezogen. Man ſtritt theils über den übervernünftigen Inhalt, theils über die übernatürliche Form der göttlichen O. In erſterer Beziehung wurde es im Aufklärungszeitalter zur herrſchenden Meinung, daß es ſog. übervernünftige Wahrheiten überhaupt nicht gebe, da das Uebervernünftige zugleich widervernünftig ſei, die Vernunft aber allein entſcheiden könne, ob etwas göttlich offenbart ſei oder nicht. Hierdurch war der weſentlichſte Inhalt des kirchlichen Dogmas mit Einem Schlage beſeitigt, da die Lehren über Dreieinigkeit, Menſchwerdung Gottes, Erbſünde, ſtellvertretende Genugthuung u. ſ. w. der ältern Dogmatik ſelbſt als der natürlichen Vernunft widerſprechende galten. Auch die Supernaturaliſten vertheidigten die «Glaubensgeheimniſſe» immer ſchwächer und mattherziger, und wetteiferten mit ihren rationaliſtiſchen Gegnern in der Rationaliſirung der Kirchenlehre. Dagegen hielt man insgemein auch rationaliſtiſcherſeits die Möglichkeit einer übernatürlichen (oder wie man jetzt ſagte, unmittelbaren) Mittheilung ver-

nünftiger Wahrheiten fest und ſtritt nur über die Nothwendigkeit einer ſolchen göttlichen Veranſtaltung und über die Kriterien ihrer Erkennbarkeit. Kant ſah in dem Zugeſtändniſſe jener Möglichkeit den Unterſchied des Rationalismus vom Naturalismus, forderte aber, daß alles «Statutariſche» und Hiſtoriſche in der chriſtl. Religion nur als eine vorübergehend erforderliche Hülle der reinen Vernunftreligion betrachtet werde, und Fichte fand in dem «Verſuch einer Kritik aller O.» (Königsb. 1792) die Bedingung, unter welcher das Eintreten einer übernatürlichen O. nothwendig werde, in dem Falle erfüllt, daß durch das Ueberhandnehmen des Böſen in der Welt die allgemein ſittlichen Wahrheiten dem Menſchengeſchlecht ſich völlig verdunkelt hätten. Leſſing, welcher über die O. ſpottete, «welche nichts offenbart», betrachtete doch in der «Erziehung des Menſchengeſchlechts» die übernatürliche O. als vorläufige Mittheilung von Wahrheiten an die Menſchen, zu deren Verſtändniß aus natürlicher Vernunft dieſelben erſt nach und nach, auf dem Wege langſamer Entwickelung, zu gelangen vermöchten. Obwol daher ſeines urſprünglichen Inhalts völlig entleert, blieb der Begriff der O. als übernatürlicher göttlicher Mittheilung fertiger Verſtandeserkenntniſſe unangetaſtet. Aber auch dieſe Vorſtellung wurde durch die nachkantiſche Philoſophie vernichtet. Nachdem ſchon Hamann, Lavater, Herder und Goethe (die beiden erſtern in der Abſicht, den Offenbarungsbegriff in Schutz zu nehmen) auf die Verwandtſchaft der religiöſen und künſtleriſchen Inſpiration aufmerkſam gemacht hatten, betrachtete Schleiermacher alles Originale, Urſprüngliche, aus einem ſchöpferiſchen Quell nur im Geiſtesleben Erzeugte als O. Hiermit war der Begriff der religiöſen O. auf eigenthümliche und neue Erfahrungen des religiöſen Lebens und auf die ſchöpferiſche Begeiſterung religiöſer Genien zurückgeführt, anſtatt einer äußern wunderbaren Mittheilung fertiger Verſtandeserkenntniſſe alſo ein inneres, pſychologiſch vermitteltes Wirken und Schaffen des göttlichen Geiſtes im Menſchengemüthe behauptet. Im weſentlichen war dies auch die Auffaſſung der Identitätsphiloſophie, welche von Hegel nur in einſeitig theoretiſcher Weiſe gewandt wurde als ein Denken Gottes im Menſchengeiſte, welches in der «offenbaren Religion» zum Sichſelbſterfaſſen des unendlichen Geiſtes im endlichen Denken geſteigert ſei. Die moderne Vermittelungstheologie, welche dieſen Offenbarungsbegriff als «pantheiſtiſch» verwarf, iſt, wenn auch in ſchwankenden Formeln, zu der Vorſtellung übernatürlicher Belehrung zurückgekehrt, ohne jedoch das Recht der «gläubigen» Vernunft, die übervernünftigen Wahrheiten ſpeculativ «nachzudenken», zu beſtreiten. Dieſe der O. «nachdenkende» Speculation gerieth jedoch als ein trübes Gemiſch kirchlicher und Hegel'ſcher Phraſen bei der neurеſtaurirten Orthodoxie ſchnell in Verruf. Dennoch hat auch dieſe ebenſo wie die Vermittelungstheologie die «übernatürliche Belehrung» durch Hinzufügung einer übernatürlichen Beglaubigung Gottes durch wunderbare Geſchichtsthatſachen (Manifeſtation) zu ergänzen, wo nicht gar zu verdrängen geſucht, während die Alten umgekehrt den Glauben an jene Geſchichtswunder auf die Inſpiration der Bibel, alſo auf die wunderbare Belehrung begründeten. In der Inſpirationslehre mehr oder minder neologiſch, legt die moderne Gläubigkeit alles Gewicht auf jene wunderbaren «Offenbarungsthatſachen», und verlangt die O. vielmehr als eine in die natürliche Menſchengeſchichte hineingeſtellte «übernatürliche Geſchichte» zu begreifen. Dagegen weiß die freie Theologie der Gegenwart von einer Offenbarungsgeſchichte nur in demſelben Sinne wie von einer Entwickelungsgeſchichte des religiöſen Bewußtſeins zu reden und betrachtet O. und Religion als Wechſelbegriffe. O. iſt hiernach das dem religiöſen Bewußtſein zu Grunde liegende Sichkundgeben des göttlichen Geiſtes im Menſchengeiſte, welches geſchichtlich mit der geiſtigen Entwickelung der Menſchheit fortſchreitend im Chriſtenthum von der Kundwerdung der allgemeinen ſittlichen Weltordnung Gottes zur Kundwerdung der Heils- und Reichsordnung Gottes geſteigert iſt. Als höchſte Weiſe der göttlichen O. aber gilt die unmittelbare perſönliche Selbſtbezeugung des unendlichen Geiſtes im endlichen Geiſte.

Offenbarung des Johannes, ſ. Johannes, der Evangeliſt.

Offenburg, Kreisſtadt und Hauptort eines Amtsbezirks im Großherzogthum Baden, in fruchtbarer Gegend am Eingange des Kinzigthals und an der bad. Staatsbahn, von welcher ſich hier die Kinzigthalbahn abzweigt, iſt regelmäßig gebaut und hat ein freundliches, heiteres Anſehen. Die Stadt iſt Sitz eines Kreis- und Hofgerichts, beſitzt ein kath. Gymnaſium und eine weibliche Unterrichtsanſtalt in dem Frauenkloſter und zählt 5196 E. (1864), die ſtarken Getreide- und Weinbau ſowie nicht unbedeutenden Speditionshandel betreiben und ſich außerdem auch durch Gewerbfleiß auszeichnen. Von größern Induſtrieetabliſſements beſtehen eine Spinnerei und Weberei ſowie Fabriken für Hüte, Glas und Cigarren. 1853 wurde zu O. dem engl. Admiral Drake (ſ. d.), dem «Verbreiter der Kartoffeln», ein Denkmal errichtet. O. war angeblich ſchon in alter Zeit eine Freie Reichsſtadt, wurde dann an Baden, von dieſem 1330

an den Bischof von Strasburg verpfändet, welcher die Hälfte der Stadt an Kurpfalz abtrat; von jenem machte sie sich Ende des 15. Jahrh. und von dieser 1504 frei. Ihre Reichsstandschaft wurde 1635 erneuert. Die Stadt stand nun unter dem Schutze Oesterreichs und war Sitz der kaiserl. Landvögte in der Ortenau bis zum Presburger Frieden 1805. Von den Schweden wurde die Stadt 1632 erobert unter Horn und 1638 angegriffen unter Bernhard von Weimar, von den Franzosen 1689 zerstört. Auch im Spanischen Erbfolgekriege hatte sie zu leiden. Am 24. Sept. 1707 erfochten daselbst die Kaiserlichen unter Mercy einen Sieg über die Franzosen unter Vivans. Der Kreis O., der 1864 aus einem Theile des vormaligen Mittelrheinkreises gebildet ist, hat ein Areal von 29,037 Q.-M., zählt 148164 E. und zerfällt in die sechs Amtsbezirke Gengenbach, Kork, Lahr, Oberkirch, O. und Wolfach. Unweit O. liegt das Dorf Ortenberg, mit 1317 E., vorzüglichem Weinbau und der in neuerer Zeit restaurirten Ruine der stattlichen Burg gleiches Namens. Außer den Städten im Thale der Kinzig (s. d.) gehört zum Kreise O. auch die Fabrikstadt Lahr (s. d.).

Offensive (lat.) heißt der Angriff (s. d.), im strategischen wie im taktischen Sinne. Ein Offensivkrieg beginnt mit dem Einmarsche in Feindesland, seine Operationen, die Offensivoperationen, sind gegen die feindlichen Streitkräfte oder strategisch wichtige Punkte gerichtet. Die strategische O. kann, wie die taktische, durch einen parallelumfassenden oder durchbrechenden Angriff ausgeführt werden. Dieselbe geht, wenn sie in die Waffensphäre des Feindes tritt, in die taktische O., d. h. in das Angriffsgefecht über. Wie letztere, trotz unleugbarer Vortheile der Defensive (s. d.), wird auch die strategische O. bei energischer Führung zu entscheidenden Erfolgen führen. Alle großen Feldherren, von Alexander bis auf Friedrich II. und Napoleon, haben immer die O. gewählt. Offensivelement einer Truppengattung heißt die besondere Eigenthümlichkeit, welche sie zum Angriffe befähigt. Dazu gehört vorzüglich Beweglichkeit und Einbruchskraft. Die Cavalerie ist nur Offensivwaffe, weil ihr zur Vertheidigung das wirksame Feuergefecht fehlt. Die Offensivkraft eines Heeres beruht auf seiner Manövrirfähigkeit und seinen vorherrschenden Tendenzen zum Angriff (Franzosen, Preußen).

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege. Die Aufrechthaltung der äußern Rechtsordnung ist eine, die eigensten Anliegen jedes Mitglieds der Staats- und Volksgemeinde so nahe berührende Aufgabe, daß die dahin abzielenden Gesetze und Gewohnheiten von jeher bei den verschiedensten Nationen in unmittelbarer Beziehung auf die Gesammtheit gehandhabt wurden. Besonders unter den german. Völkern erfolgte die Bildung und Anwendung der Rechte in beständigem Einvernehmen mit den Gerichtseingesessenen, die hierbei in dem Rechtsgebote eine Forderung des Volksgewissens und in seiner allgemein überwachten Durchführung eine Gewährleistung des öffentlichen Zustandes erkannten. Erst als die Vorahnung des modernen Staats das Verlangen nach grundsätzlich formulirten, aus sich selbst verwerthbaren Gesetzen und eine übereilte Befriedigung dieses Verlangens durch die Aufnahme des röm. Rechts veranlaßt hatte, verschwand die Wechselwirkung zwischen den Gerichten und den Rechtsgemeinden schon um deswillen, weil das Urtheil bei gelehrten Spruchcollegien eingeholt und als ein unverstandenes Verhängniß hingenommen werden mußte. Seit dieser Zeit entwickelte sich jenes Schreiberunwesen, das den Glauben an Treue und Vollständigkeit seiner im geheimen verfaßten Protokolle gebieterisch forderte und die Urtheiler nicht über den wirklichen Fall, sondern über dessen actenmäßige Feststellung nach den uncontrolirten Mittheilungen eines Referenten erkennen ließ, bis endlich die Französische Revolution eine Wiedereinbürgerung des altvolksthümlichen, in England niemals abhanden gekommenen Verfahrens auf dem Continente anregte. Auch in Deutschland wuchs allmählich das Mistrauen gegen den geheimen Inquisitionsproceß, zumal aus Anlaß vieler gehässiger Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe, sodaß zuletzt die verbesserten deutschen Proceßgesetze dem öffentlichen Unwillen nachgaben und das Princip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei der Strafrechtspflege zu erneuter Anerkennung brachten. Hiernach soll dem Ankläger, den Angeklagten, Zeugen und andern Auskunftspersonen sowie den Vertheidigern Gelegenheit gegeben werden, sich in einer Hauptverhandlung über die Anklage und die Entlastungsmomente nebeneinander auszusprechen, damit aber das Gericht in den Stand zu setzen, sich ein Urtheil über die Individualität des Angeklagten und der Zeugen zu bilden, etwaige Zweifel durch geeignete Fragen rasch zu erledigen und aus diesem lebendigen Ineinandergreifen der Beweise das Erkenntniß zu schöpfen. Oeffentlichkeit dieser Verhandlung ist schon deshalb geboten, weil es sich bei Verbrechen um Angriffe auf die ganze Gesellschaft, demnach bei ihrer Bestrafung um das Recht als ein schlechthin allgemeines Interesse handelt. Daneben kann die Oeffentlichkeit zur Vermehrung der Beweismittel, z. B. zur Auffindung bisher unbekannter Zeugen ver-

helfen, wie ſie denn auch erfahrungsmäßig das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Auskunftsperſonen ſowol als bei den Mitgliedern des Gerichts erhöht, die Strafrechtspflege eindringlicher macht und bei Freiſprechungen dem Angeſchuldigten eine auf andern Wegen nicht zu erlangende moraliſche Genugthuung gewährt. Ausſchließung der Oeffentlichkeit iſt gewöhnlich vorbehalten, wenn, wie bei fleiſchlichen Vergehen, ein ſittliches Aergerniß oder ſonſt eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit zu befürchten ſteht. Eine gleiche Ausſchließung macht ſich auch für die Voruntersuchung nothwendig, welche zunächſt blos die Materialien zu der Entſcheidung aufſucht, ob ſich eine Anklage erheben laſſe, da hier die Behörde, wenn ſich die Richtung ihrer Nachforſchungen gleich erkennen ließe, leicht alle Spuren verlegt finden könnte. (S. Colluſion.) Hinſichtlich der Civilrechtspflege beſteht in Deutſchland noch Abneigung gegen die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, weil niemand Unbetheiligten einen Einblick in ſeine Privatverhältniſſe geſtatten mag und weil die Parteien vermöge des Verzichtsprincips, welches im bürgerlichen Verfahren zu durchgehender Anerkennung gelangt, den in der Oeffentlichkeit belegenen Garantien der Gerechtigkeit für ſich entſagen können.

Offertorium heißt in der kath. Kirche der erſte Haupttheil der Meſſe (ſ. d.), wo der Prieſter unter Gebet den Wein und das Brot und ſich ſelbſt zur Conſecration vorbereitet.

Official heißt der Vicar eines Biſchofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten, z. B. Eheſachen, der als ſolcher für die geiſtlichen und Kirchenſachen den Titel Weihbiſchof zu führen pflegt. Die O. kamen im 13. Jahrh. auf, als die Archidiakonen ihre Gewalt vielfach zu misbrauchen anfingen. Officialat nannte man das biſchöfl. Gericht, hauptſächlich in peinlichen Fällen, wo ein O. an des Biſchofs Statt den Vorſitz hatte und Recht ſprach.

Officiell nennt man das von einer öffentlichen Behörde Ausgehende, im Gegenſatz zu dem, was Privatperſonen thun; es iſt alſo ungefähr gleichbedeutend mit amtlich. Wenn eine Behörde, z. B. in der Preſſe oder bei Verhandlungen mit Privatperſonen, nicht geradezu und ausgeſprochenermaßen amtlich auftreten will, aber doch ſo, daß den von ihr veranlaßten Kundgebungen oder Vorſchlägen ein größeres Gewicht als den von Privatperſonen ausgehenden beigelegt werden ſoll, nennt man eine ſolche Art des Verfahrens officiös. So gibt es officiöſe Zeitungsartikel, welche von Regierungsorganen in der Form von Privatmittheilungen veröffentlicht werden, um die öffentliche Meinung zu ſondiren oder um Nachrichten zu verbreiten, für welche man nicht gern die volle amtliche Verantwortung übernehmen will. Ebenſo gibt es officiöſe Zeitungen, d. h. ſolche, die notoriſch einer Regierung eigenthümlich gehören oder von ihr direct beeinflußt werden, ohne wirklich amtlichen (officiellen) Charakter zu haben.

Officinell wird alles dasjenige genannt, was als einfaches oder als zubereitetes Arzneimittel nach der Beſtimmung der Pharmakopöe (ſ. d.) eines Landes in der Apotheke (Officin) vorräthig gehalten werden muß. Officinelle Pflanzen oder Arzneigewächſe nennt man diejenigen Pflanzen, welche, weil ſie entweder ganz und gar oder weil einzelne ihrer Theile (Wurzel, Blätter, Blüten, Früchte, Samen) ſich als Heilmittel bei Krankheiten der Menſchen und Hausthiere erwieſen haben, in die Pharmakopöen aufgenommen ſind. Zu ihnen gehört auch die Mehrzahl der Giftpflanzen. Die Pharmakopöen der verſchiedenen Länder enthalten aber nicht durchgängig dieſelben Pflanzen, ſondern es ſind je nach Bedürfniß und Gelegenheit bald mehr, bald weniger Arzneipflanzen in den Arzneiſchatz aufgenommen. Solche officinelle Pflanzen, welche in großer Menge gebraucht, aber nicht ſo zahlreich und leicht wild gewachſen geſammelt werden können, werden, ſoweit es Boden und Klima geſtatten, angebaut. In Deutſchland wird hauptſächlich im Süden, namentlich in Baden, Würtemberg und Baiern die Cultur von Arzneipflanzen betrieben, wo z. B. Süßholz, Eibiſch, Pfefferminze, Enzian u. ſ. w. in größerer Ausdehnung angebaut werden. Auch im Schwarzburgiſchen, Weimariſchen und im Königreiche Sachſen befleißigt man ſich in manchen Gegenden des Anbaues von Arzneigewächſen, z. B. der röm. Kamillen, der Bertramswurz, Engelwurz, des Alant u. a. Viele officinelle Pflanzen wachſen in Deutſchland auch wild auf Wieſen, in Wäldern und auf Bergen, und ſolche ſind gewöhnlich noch kräftiger als die cultivirten. Man hat mehrere Sammlungen von Abbildungen aller officinellen Gewächſe, und unter ihnen ſind beſonders hervorzuheben: Hayne, «Getreue Darſtellung und Beſchreibung der in der Arzneikunde gebräuchlichen Gewächſe u. ſ. w.» (4 Bde., Berl. 1805—46); Nees von Eſenbeck, Weihe, Walter und Funke, «Vollſtändige Sammlung officineller Pflanzen» (3 Bde., Düſſeld. 1821—33); Brandt, Phöbus und Ratzeburg, «Abbildung und Beſchreibung der in Deutſchland wild wachſenden und in Gärten im Freien ausdauernden Giftgewächſe» (Berl. 1838); Berg und Schmidt, «Darſtellung und Beſchreibung ſämmtlicher in der Pharmacopoea Borussica aufgeführten officinellen Gewächſe» (Lpz. 1854—63).

Offizier ist der allgemeine Name des Befehlenden im Militärstande. Eigentliche Offiziercorps haben sich erst im 16. Jahrh. gebildet. Man unterscheidet dem Namen nach Ober- und Unteroffiziere, versteht aber unter O. nur die erstern. Sie zerfallen in Subaltern- und Stabsoffiziere und die Generalität. In der preuß. Armee bilden die Hauptleute (Rittmeister) noch eine besondere Klasse zwischen beiden obigen. Die verschiedenen Abstufungen in jeder dieser Klassen kommen in der Hauptsache bei allen Heeren überein und weichen nur in einzelnen Benennungen ab. Sie folgen: Fähnrich, bei der Cavalerie Cornet (nur in der russ. und engl. Armee noch als O.), Lieutenant (Unter-, Sous- oder Secondlieutenant, auch blos Lieutenant genannt und Ober- oder Premierlieutenant), Stabskapitän (im russ. Heere), Hauptmann oder Kapitän, bei der Cavalerie Rittmeister; Major, Oberstlieutenant, Oberst (diese drei Chargen Stabsoffiziere); Generalmajor, Generallieutenant (Feldmarschallieutenant in der österr. Armee), General der Infanterie (Feldzeugmeister in der österr. Armee) oder Cavalerie, General-Feldmarschall. Besondere Functionen veranlassen noch Nebentitel: Compagnie-, Escadrons-, Batteriechef, Bataillons-, Regiments- u. s. w. Commandeur oder Commandant, Rechnungsführer, Adjutant, Chef des Generalstabs, Generalquartiermeister, Gouverneur u. s. w.

Osterdingen (Heinr. von) tritt im ersten Theile des Gedichts vom Sängerkrieg auf der Wartburg dem Walther von der Vogelweide entgegen und singt das Lob des Herzogs Leopold von Oesterreich, während dieser den Landgrafen von Thüringen preist. Unter Bezugnahme auf dies Gedicht nennt ihn Hermann von Damen, ein Zeitgenosse Konrad's von Würzburg, lobend neben Wolfram und Klinsor von Ungerland. Am Schlusse einer Handschrift des Laurin wird O. in einem offenbar unechten Zusatze als Verfasser dieser Märe genannt. Das ist alles, was man von ihm weiß. Er ist eine sagenhafte Gestalt, deren wirkliche Existenz nur schwach verbürgt ist; doch hat Simrock in seiner Ausgabe des Wartburgkriegs (Stuttg. und Augsb. 1858) wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Heinrich von O. (ein Ort dieses Namens liegt bei Rottenburg in Würtemberg) ein Schwabe und Verfasser des zweiten Theils des Wartburgkriegs (des Räthselspiels) war. Spann's Hypothese, daß er der Dichter des Nibelungenliedes sei (s. d.), entbehrt jedes Grundes. Novalis hat ihn zum Helden eines schönen, aber unvollendeten Romans gemacht.

Og, nach der hebr. Stammsage ein König von Basan, aus dem Volksstamme der Amoriter, welcher von den zu Moses' Zeiten in Palästina eindringenden Hebräern bei der Stadt Edrei besiegt worden sein soll. Sein Land wurde dem Stamme Manasse überlassen. Die Sage schildert ihn als einen furchtbaren Riesen, und sein eisernes Bett, welches 9 Ellen lang und 4 Ellen breit war, wurde später noch zu Rabbat-Ammon gezeigt. Noch Fabelhafteres wissen die Rabbinen von O. zu erzählen.

Oggione (Marco d'), auch Uggione und Uglone genannt, gest. 1530, gehört zu den ältern Schülern des Leonardo da Vinci und lieferte tüchtige Arbeiten im Stile des Meisters. Doch sind seine Staffeleibilder höher zu stellen als die Frescogemälde, welche er in Sta.-Madonna della Pace ausführte, und die jetzt in der Brera aufbewahrt werden. Diese zu ihrer Zeit sehr bewunderten Arbeiten zeigen sich schwach in der Composition und haben etwas Kleinliches in der Ausführung. Dagegen sind seine drei Erzengel in der Brera von schönem und edelm Ausdruck und bemerkenswerth in der Zeichnung. Im Louvre befindet sich eine Heilige Familie, in Sta.-Euphemia zu Mailand ein Altarblatt, im Museum zu Berlin eine Madonna von dem Meister. Besonders bekannt ist O. durch die zwei Copien, die er von dem berühmten Abendmahle Leonardo's fertigte. Die eine in der Originalgröße und in Oel gehörte dem Refectorium der Kartause zu Pavia und kam nach mancherlei Schicksalen endlich an die Akademie nach London. Die andere befindet sich im Refectorium des Klosters zu Castellazza bei Mailand. Sie ist al fresco (wahrscheinlich 1514) ausgeführt, hat einige Veränderungen an sich, und es ging von ihr die Sage, daß Leonardo selbst bei dem Kopfe Christi und des Judas geholfen haben soll. Bei der fast gänzlichen Vernichtung des Originals sind diese Copien von großer Wichtigkeit.

Oginski, eine litauische Magnatenfamilie, die ihren Ursprung von den reussischen Fürsten ableitet, ist besonders seit dem 18. Jahrh. berühmt geworden. Die bekanntesten unter ihren Mitgliedern sind: Michael Kasimir O., Großhetman von Litauen, geb. zu Warschau 1731, verband mit vortheilhaftem Aeußern den liebenswürdigsten Charakter und ein ausgezeichnetes Talent für Musik und Malerei. Sein Schloß zu Slonim war der Vereinigungspunkt aller berühmten Künstler und durch Rang oder Geist ausgezeichneter Persönlichkeiten. Die Vaterlandsliebe rief ihn 1771 aus dem Schoße des reichsten und feinsten Lebensgenusses auf das Schlachtfeld. An der Spitze der Conföderation in Litauen kämpfte er gegen die in Polen eingedrungenen russ. Heere; doch von Suworow überwunden, mußte er nach Preußen flüchten, und seine Güter

wurden mit Sequester belegt. Nachdem die Conföderation von Bar, der O. angehört hatte, aufgelöst und er noch einige Jahre in Deutschland geblieben war, wurde er 1776 amnestirt. Er kehrte auf seine Güter zurück und ließ auf eigene Kosten den 45 Werst langen Kanal graben, der seinen Namen führt und durch Vereinigung des Prypec und Niemen die Ostsee und das Schwarze Meer in Verbindung setzt. Während des Reichstags von 1791 stand er auf der Seite der Patrioten und Anhänger der Constitution vom 3. Mai, obgleich er durch dieselbe seiner Hetmanswürde verlustig ging. Er starb zu Slonim 1799. — Sein Neffe, Michael Kleophas O., Großschatzmeister von Litauen, geb. 1765, trat, 19 J. alt, in den Staatsdienst, wurde Abgeordneter beim Reichstage, dann außerordentlicher Gesandter in Holland und 1793 Schatzminister. Als Kosciuszko 1794 das Volk zum allgemeinen Aufstande rief, gab O. sein Portefeuille zurück und wurde Chef eines auf seine Kosten ausgerüsteten Jägerregiments. Nach glänzenden Beweisen von Muth und Ausdauer zwang ihn der unglückliche Ausgang des Kampfes zur Flucht. Von den poln. Patrioten zu ihrem Agenten in Paris und Konstantinopel ernannt, bot er für die Wiederherstellung seines Vaterlandes alles auf, und erst, als jede Hoffnung dazu verschwunden war, suchte er beim Kaiser Alexander um die Erlaubniß nach, auf sein Landgut Zaleste bei Wilna zurückzukehren, die er 1802 erhielt. Hier lebte er mehrere Jahre den Wissenschaften, der Musik und dem Gartenbau, nebenbei beschäftigt mit der Redaction seiner Memoiren. Nach dem Tilsiter Frieden begab er sich mit seiner Familie nach Frankreich und Italien. Zwar kehrte er 1810 als Senator und Geheimrath nach Rußland zurück und erwarb sich das Vertrauen des Kaisers Alexander, doch schon 1815 wendete er sich wieder nach Italien, wo er 1831 starb. Unter seinen Compositionen sind besonders die Polonaisen berühmt. Seine «Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815» (4 Bde., Par. 1826—27; deutsch von Pipitz und Finke, Bellevue 1845) enthalten interessante Aufschlüsse, vorzüglich über die Zeit von 1794—98.

Oglio (lat. Ollius), ein 28 M. langer linker Nebenfluß des Po in Oberitalien, bis 1859 Grenzscheide zwischen Oesterreich und dem Königreich Sardinien, entspringt am Monte-Gavia südsüdöstlich von Bormio an der obern Adda und mündet bei Scorzarolo oberhalb Borgoforte 2 M. im SW. von Mantua. Sein gegen 10 M. langes oberes Thal, Val-Camonica, streicht in südl. und südsüdwestl. Richtung mit schmaler Sohle zwischen hohen Rändern durch die Alpen der oberital. Seen. In diesem läuft er über Edolo (2200 F. über dem Meere) und Breno mit sehr starkem Gefälle, tritt zwischen Lovere und Pisogne in den herrlichen Iseosee (Lago d'Iseo, bei den Alten Lacus Sevinus), der 590 F. über dem Meere liegt, etwa 3 Q.-M. groß, bis 918 F. tief ist, jetzt mit Dampfbooten befahren wird und dessen Umgebungen mit den Landschaften um den Gardasee an Lieblichkeit und trefflichem Anbau wetteifern. Bei Sarnico tritt der O. aus dem See, wendet sich in der lombard. Ebene mit einem westl. Bogen südwärts, wird bei Palazzolo von der Eisenbahn überschritten, nimmt bei Pontevico, wo er schiffbar wird ($4\frac{1}{2}$ M. weit), eine dem Po parallele Richtung an, berührt Ostiano, Cannete und Marcaria und mündet 800 F. breit in einer Seehöhe von 79 F. Aus den Alpen nimmt der O. zwei Zuflüsse auf: die 11 M. lange Mella, die südlich vom Monte-Dasdana, östlich vom Iseosee entspringt und oberhalb Ostiano mündet, und die 19 M. lange Chiese, die südöstlich von dem Monte-Adamello auf der tiroler Grenze entsteht, das Val-Bona durchströmt, unterhalb Storo auf das ital. Gebiet tritt, hier im Val-Sabbia in den Lago d'Idro oder Idrosee fließt (der 906 F. über dem Meere liegt, $\frac{3}{4}$ M. lang und $\frac{1}{4}$ M. breit ist), sich weiterhin dem Gardasee nähert, hierauf südwärts durch die Ebene über Montechiaro und Asola geht und unterhalb Canneto mündet.

Ogyges, ursprünglich ein Dämon des Wassers (der Name gehört zu dem gleichen Stamme wie Okeanos), erscheint in den Landessagen von Attika und Böotien als uralter König, unter dessen Herrschaft eine Sintflut, die sog. Ogygische Flut, beide Länder heimsuchte und die Bevölkerung vernichtete. Die Dichter gebrauchen «ogygisch» öfters für «böotisch» oder «thebanisch».

Ohio (spr. Oheio), einer der größten Flüsse Nordamerikas, dessen Stromgebiet gegen 9000 Q.-M. beträgt, entsteht bei Pittsburg aus der Vereinigung des Alleghany und des Monongahela, welche auf der Nordwestseite des Alleghanygebirgs in einer Höhe von 13—1400 F. entspringen, und strömt zwischen den Staaten Ohio, Indiana, Illinois auf seiner Nordwestseite und einem Theile Pennsylvaniens, Virginiens und Kentuckys auf der Südostseite meist in südwestl. Richtung in einer Länge von 292 M. mit den Krümmungen und von 152 M. ohne dieselben durch eins der fruchtbarsten Gebiete, über Cincinnati und Louisville, dem Mississippi zu. Er ist sehr wasserreich und, die Stromschnellen von Louisville abgerechnet, die jetzt durch einen Kanal umgangen werden, aufwärts bis Pittsburg (220 M. weit) für große Flußschiffe zu befahren. So

iſt er, in Verein mit den Kanälen, die in ihn münden, und den Eiſenbahnen, die ihn berühren, einer der Hauptverkehrswege, welche den Miſſiſſippi und ſein Stromgebiet mit den großen Canadiſchen Seen und dem Atlantiſchen Ocean verbinden, und zahllos ſind die Dampf- und andern Flußſchiffe, die ihn befahren. Unter ſeinen zum Theil ſehr anſehnlichen Nebenflüſſen, wie Wabaſch und Cumberland, iſt der ebenfalls weit aufwärts ſchiffbare Tenneſſee der waſſerreichſte.

Ohio (ſpr. Oheia), einer der Vereinigten Staaten von Amerika, von Indiana im W., von Michigan im N., von Pennſylvanien im O. begrenzt, von Virginien und Kentucky im S. durch den Ohioſtrom geſchieden, hat ein Areal von 1886 Q.-M. Im allgemeinen hat O. den Charakter eines Tafellandes. Gebirgig iſt es nirgends, abwal im Oſten hügelig; der Nordweſten iſt eben und zum Theil noch ſumpfig, der Weſten von Prairien und dichten Waldungen durchzogen. Der Hauptfluß iſt der Ohio (ſ. d.), welcher bei Marietta den Muskingum, bei Portsmouth den Scioto ſawie den Kleinen Miami und den Großen Miami aufnimmt. Der Maumee, Sandusky, Cahuyoga, Vermillan, Aſhtabula und andere fließen in den Eriſee, der 32½ M. weit den Staat begrenzt und verſchiedene Häfen hat. Das Klima iſt im allgemeinen gemäßigt und geſund. Der Boden iſt faſt durchgängig ſehr fruchtbar, namentlich in den Flußthälern. Unter den ſehr mannichfaltigen Holzarten der Waldungen iſt die weißblühende Roßkaſtanie aber Buck-Eye bemerkenswerth, nach welcher ſcherzweiſe die Bewohner des Staats genannt werden. Weizen iſt das Stapelproduct des Staats, doch werden auch Mais und andere Getreidearten ſawie Taback, Obſt, Wein und Seide in ziemlicher Menge gebaut. Der Viehſtand an Pferden, Rindern und Schweinen iſt ſehr bedeutend. Neben der blühenden Landwirthſchaft, der Nutzung der immer nach anſehnlichen Wälder und dem Bergbau, der indeß blas auf Steinkohlen (das Lager der bituminöſen Kahle nimmt 582 Q.-M. ein) und Salz betrieben wird, macht die Induſtrie mächtige Fortſchritte, namentlich in Eiſenwaaren jeder Art, in Wall- und Baumwallmanufactur, Papier, Gerberei, Lederarbeiten, Pulver, Seide, fertigen Kleidungsſtücken u. ſ. w. Der Handel und die Schiffahrt nehmen den erſten Rang für den Binnenverkehr im Weſten der Union ein, beſonders in rohen, unverarbeiteten Producten der Landwirthſchaft, wie Salzfleiſch, Weizen, Mais, Mehl u. ſ. w. 1860 erzeugte der Staat an Mehl und an Getreide für 27,129405, an Bauhalz für 8,615329, an Leder für 2,799239, an Kohlen für 1,529713 und an Wein für 562640 Dollars, während der Viehſtand auf 80,433780 Dollars geſchätzt wurde. Dieſen Verkehr fördern ſo zahlreiche künſtliche Communicationsmittel wie in keinem andern Staate des Weſten, ein Kanalnetz von 821 engl. M. Länge und 43 Eiſenbahnen, von denen 1860 eine Strecke von 2999½ engl. M. im Betrieb war. 1860 hatte der Staat 55 Banken. Die Bevölkerung, welche 1790 nur 3000, 1800 bereits 45365, 1810 ſchon 230760 Seelen betrug, war bis 1860 auf 2,339511 geſtiegen, darunter 25279 freie Farbige und wenigſtens ¾ Mill. Deutſche und Schweizer, welche weſentlich den Staat zu ſeiner gegenwärtigen Blüte gebracht haben. Für den Volksunterricht iſt mit großer Freigebigkeit und mehr als in den übrigen weſtl. Staaten geſorgt. Außer der Ohio-Univerſität zu Athens, der Miami-Univerſität zu Oxford und der Wesleyaner-Univerſität zu Delaware gibt es noch elf andere Colleges, 7 theol., 1 juriſt., 4 medic. Schulen, eine große Anzahl mittlere und 15152 niedere Schulen. Die Staatsſchuld belief ſich 1860 auf 16,927833 Dollars, die jedoch zum großen Theil auf gewinnbringende öffentliche Unternehmungen, wie Eiſenbahnen, Kanäle u. ſ. w., verwendet worden ſind. O. gehörte früher zu Virginien, bildete dann einen Theil des Nordweſtgebiets, wurde ſeit 1788 meiſtens von Neuengland und Pennſylvanien aus colaniſirt und ſeit 1802 ein eigener Staat. Nach der 1851 verbeſſerten und vam Volke ſanctionirten Verfaſſung iſt jeder weiße Bürger von 21 J., der ein Jahr vor der Wahl im Staate anſäſſig war und Steuern zahlte, ſtimmfähig. Die geſetzgebende Gewalt übt ein Senat von 35 Mitgliedern und ein Haus von 100 Repräſentanten aus; beide werden auf zwei Jahre gewählt. Die ausübende Gewalt ruht in den Händen eines Gouverneurs, der einen Gehalt von nur 1800 Dollars bezieht und auf zwei Jahre durch Stimmenmehrheit gewählt wird. Der Staat zerfällt in 88 Grafſchaften. Sitz der Regierung iſt die Hauptſtadt Columbus (ſ. d.); die größte Stadt aber iſt Cincinnati (ſ. d.). Andere volkreiche Städte ſind Cleveland (ſ. d.), Daytan am Großen Miamifluſſe mit 20081, Zanesville am Muskingum mit 19229, Steubenville am Ohia mit 6154, Chillicathe am Scioto mit 7223 E., ſämmtlich mit bedeutendem Induſtriebetrieb.

Oehlenſchläger (Adam Gottlob), berühmter dän. Dichter, geb. 14. Nov. 1779 auf Frederiksberg bei Kopenhagen, wo ſein Vater, ein Schleswiger, Organiſt und zuletzt Schloßverwalter war, verabſäumte anfangs eine ſtrengere Schulbildung, indem er mit ſeiner Schweſter und einigen Spielgenoſſen auf dem Schloſſe Komödien aufführte. Im Alter van 19 J. ſchlug

er jedoch eine ernstere Laufbahn ein und studirte ein Jahr die Rechte unter A. S. Oersted. Beim Angriff der combinirten engl. Flotte unter Nelson und Parker auf die dänische vor Kopenhagen, 2. April 1801, diente er als Fahnenjunker im Studentencorps. In dieser Zeit beschäftigte er sich auch mit lebenden Sprachen, altnordischer Geschichte und Isländisch. Sein dichterisches Talent legte er zuerst dar in einer Sammlung von «Gedichten» (1803), denen «Poetische Schriften» (2 Bde., 1805) folgten, worin er die Wiedergeburt der nordischen Poesie in «Vaulundurs Saga» verkündigte und die Farben- und Märchenpracht des orient. Geistes in «Aladdin» aufzeigte. 1807 erschienen seine «Nordischen Gedichte», unter denen sich «Hakon Jarl» befand, ein Gedicht, welches seinen Ruf mit begründete. Inzwischen hatte er 1805 eine Reise nach Deutschland angetreten, die für ihn höchst fördernd wurde. In Berlin hörte er Fichte, und durch häufiges Vorlesen seines «Hakon Jarl» und «Aladdin», die er gleich beim Lesen ins Deutsche übertrug, bereitete er sich zum deutschen Schriftsteller vor. Schleiermacher machte ihn mit dem Trimeter und den anapästischen Kunstformen bekannt. Besonders enge Freundschaft schloß er mit Tieck und Steffens. Von Deutschland wandte er sich nach Paris, wo er zwei Jahre verbrachte. Sodann kehrte er nach Deutschland zurück und verkaufte, um die Mittel zu einer Reise nach Italien zu gewinnen, zu Tübingen an den Buchhändler Cotta seine deutschen Manuscripte. Hierauf verweilte er fünf Monate in Coppet bei Frau von Stael-Holstein und lernte daselbst A. W. Schlegel, Benj. Constant, Sismondi und Zach. Werner kennen. Endlich besuchte er Italien und dichtete in Rom seinen «Correggio», dem die beiden nordischen Trauerspiele «Palnatoke» und «Axel und Walborg» vorangegangen waren. Nach seiner Rückkehr nach Dänemark wurde er 1810 an der Universität zu Kopenhagen Professor der Aesthetik und hielt nun eine Reihe von Jahren hindurch zum Theil sehr besuchte ästhetische Vorlesungen. Eine neue Sammlung seiner «Dichtungen» (2 Bde., 1810) enthielt mehrere lyrische Stücke, die zu dem Vortrefflichsten seiner Muse gehören. Ein Conflict mit J. Baggesen, besonders 1815—16, berührte O. zwar schmerzlich, trug aber wesentlich zur Förderung eines gereinigtern Kunstgeschmacks und zur Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen der poetischen Form und der Productivität bei. Auf einer zweiten Reise nach Deutschland und Italien von 1817—18 erweiterte O. seinen Gesichtskreis, wie die Beschreibung dieser Reise, die 1819 im Druck erschien, beweist. Die Mittagshöhe des Dichters bezeichneten das Epos «Nordens Guder» (1819; Prachtausgabe 1852), das dramatische Märchen «Fiskeren» und der nordische Romanzencyklus «Helge». Der spätern Zeit gehören die didaktischen Dichtungen «Digtekunsten» (1848) und der Romanzencyklus «Regnar Lodbrog» (1849) an. Daneben verfaßte er eine Reihe von Trauerspielen, die mit den frühern in einer dän. Gesammtausgabe unter dem Titel «Tragödier» (10 Bde., 1831—38; Prachtausgabe, 10 Bde., 1849) gleichzeitig mit einer zweiten Hauptsammlung seiner «Digterværker» (10 Bde., 1835; Prachtausgabe, 23 Bde., 1851—52) erschienen. Noch 1850 veröffentlichte er «Neue dramatische Dichtungen» (2 Bde., Lpz.). In spätern Jahren wandte sich O. auch seinem Talente fremden Gebieten zu, was ihm selbst und andern die Freude an dem früher Errungenen verkümmerte. Er starb als dän. Conferenzrath, von seinen Landsleuten vielfach gefeiert, 20. Jan. 1850. Noch ist seine Uebertragung von Holberg's «Lustspielen» (4 Bde., Lpz. 1822—23) zu erwähnen. Seine «Werke» erschienen deutsch zweimal gesammelt (18 Bde., Bresl. 1829—30, und 21 Bde., 1839), in denen auch seine an interessanten Zügen reiche Selbstbiographie (Bd. 1—2) eingeschlossen ist. Die erste vollständige Ausgabe von O.'s Schriften bilden die «Samlede Værker» (38 Bde., 1848—52); auch wurde eine besondere Ausgabe seiner «Lyriske Digte, Romancer og Ballader» (5 Bde., 1852) veranstaltet. Nach seinem Tode erschienen noch seine «Lebenserinnerungen» (4 Bde., Lpz. 1850—51). Neuerdings hat Liebenberg eine vollständige kritische Ausgabe der «Poetiske Skrifter» (32 Bde., Kopenh. 1857—65) O.'s veranstaltet.

Ohlmüller (Jos. Dan.), namhafter deutscher Architekt, geb. 10. Jan. 1791 zu Bamberg, machte seine Studien theils in München, theils seit 1815 in Italien und Sicilien. Als bair. Regierungsrath starb er in München 22. April 1839. Bei höchst umfassender Kenntniß aller Baustile hatte sich seine Neigung vorzüglich denjenigen des christl. Mittelalters zugewendet, in welchen auch seine Hauptwerke ausgeführt sind. So die 1831 begonnene goth. Kirche in der Vorstadt Au bei München, welche in ihren drei Schiffen von gleicher Höhe die Form deutscher Kirchen aus der Mitte des 13. Jahrh., in ihrem Thurm aber das Motiv des Münsterthurms von Freiburg im Breisgau wiederholt. Ferner gehören ihm das Nationaldenkmal zu Oberwittelsbach, eine schlanke goth. Pyramide, die meisterhafte Restauration des Schlosses Hohenschwangau, zum Theil nach Dan. Quaglio's Plan, die Kapelle zu Kiefersfelden und ähnliche

Werke mittelalterlichen Stils, deſſen Prineipien er mit dem höchſten Schwunge der Phantaſie anzuwenden wußte. Sein glänzender Entwurf zu einer großen Ruhmeshalle in goth. Stil kam nicht zur Ausführung. O.'s Werke zeichnen ſich überdies durchgängig durch Gewiſſenhaftigkeit und Schönheit des Details aus, ſeine Zeichnungen durch die größte Sauberkeit und Vollendung.

Ohm, in Niederdeutſchland auch Ahm (Aam), iſt ein beſonders für Wein gebräuchliches Flüſſigkeitsmaß in Deutſchland, der Schweiz, Livland, Eſtland, den Niederlanden, Dänemark und Schweden, das jedoch eine ſehr verſchiedene Größe hat. In Deutſchland begreift die O. gewöhnlich 2 Eimer oder 4 Anker, und 1½ O. gehen auf ein Oxhoft. In Hamburg, wo die O. zu 4 Anker oder 5 Eimer gerechnet wird, iſt im Geſchäft mit franz. Weinen für O. auch der Name Tieree gebräuchlich.

Ohm (Martin), ausgezeichneter deutſcher Mathematiker, geb. 6. Mai 1792 zu Erlangen, beſuchte erſt das Gymnaſium, dann ſeit 1808 auch die Univerſität daſelbſt, auf der er ſich kameraliſtiſchen Studien widmete. Nachdem er 1811—17 als Privatdocent in ſeiner Geburtsſtadt gewirkt, folgte er einem Rufe als Oberlehrer für Mathematik und Phyſik an das Gymnasium Academicum zu Thorn. 1821 wandte er ſich nach Berlin, wo er ſeitdem erſt als Privatdocent, ſeit 1824 als außerord. und ſeit 1839 als ord. Profeſſor ununterbrochen wirkte. Außerdem hielt er 1824—31 Vorträge an der Bauakademie, 1833—52 an der Artillerie- und Ingenieurſchule, woneben er ſeit 1826 auch als Lehrer an der allgemeinen Kriegsſchule thätig war. Unter den verſchiedenen Lehrbüchern, die O. verfaßte, ſind die «Reine Elementarmathematik» (3 Thle., Berl. 1826; 3. Aufl. 1844), das «Lehrbuch für den geſammten mathem. Elementarunterricht» (Lpz. 1836; 5. Aufl. 1856) und das «Lehrbuch für die geſammte höhere Mathematik» (2 Bde., Lpz. 1839) beſonders hervorzuheben. Sein Hauptwerk iſt jedoch der «Verſuch eines vollkommen conſequenten Syſtems der Mathematik» (Bd. 1—9, Nürnb. 1822—52; Bd. 1 und 2, 3. Aufl. 1853—55). Von ſeinen übrigen ſtreng wiſſenſchaftlichen Arbeiten verdienen, außer dem «Lehrbuch der Mechanik» (3 Bde., Berl. 1836—38), noch beſondere Erwähnung: «Aufſätze aus dem Gebiete der höhern Mathematik» (Berl. 1823); «Lehre vom Größten und Kleinſten» (Berl. 1824); «Geiſt der mathem. Analyſis» (2 Thle., Berl. 1842—45). Für ein größeres Publikum beſtimmt iſt «Die Dreieinigkeit der Kraft» (Nürnb. 1856; 2. Aufl. 1860). Von einem berliner Wahlkreiſe 1849 in die Zweite Kammer gewählt, nahm er drei Jahre hindurch vom Standpunkte eines conſervativen Liberalismus aus an den Arbeiten derſelben thätigen Antheil. — O.'s Bruder, Georg Simon O., geb. 16. März 1787 zu Erlangen, ſeit 1833 Profeſſor an der Polytechniſchen Schule in Nürnberg, ſeit 1849 Profeſſor der Phyſik zu München, geſt. daſelbſt 7. Juli 1854, hat ſich als Phyſiker einen geachteten Namen erworben. Seinen Ruf begründete er mit «Die galvaniſche Kette, mathematiſch bearbeitet» (Berl. 1827). Außer ſeinem Hauptwerke: «Beiträge zur Moleeularphyſik» (Bd. 1, Nürnb. 1849) ſind noch beſonders hervorzuheben: «Beſtimmung des Geſetzes, nach welchem die Metalle die Contact-Elektricität leiten» (1826), in welcher Abhandlung er das nach ihm benannte Ohm'ſche Geſetz erörtert, und «Erklärung aller in einachſigen Kryſtallplatten zwiſchen geradlinig polariſirtem Lichte wahrnehmbaren Interferenzerſcheinungen» (Münch. 1852—53). Auch hat O. Beachtenswerthes auf dem Gebiete der Akuſtik geleiſtet.

Ohnmacht (animi deliquium, lipothymia, lipopsychia, syncope) iſt der Zuſtand, bei welchem krankhafterweiſe das Bewußtſein mehr oder minder vollſtändig ſchwindet und die von demſelben abhängigen Thätigkeiten des Körpers (Bewegung, Sinnesempfindung) zugleich mit der Athmung und Herzthätigkeit beeinträchtigt ſind. Wer in O. fällt, wird blaß, fühlt ſich höchſt hinfällig, der Körper verſagt ihm ſeinen Dienſt, die Sinne vergehen ihm. Endlich iſt er ganz bewegungs- und empfindungslos, die Reſpiration ſchwach oder unregelmäßig, der Herzſchlag oft kaum wahrnehmbar, der ganze Zuſtand ein dem Tode ähnlicher. Die O. tritt ein nach heftigen Gemüths- und ſtarken Sinneseindrücken, körperlichen Ueberanſtrengungen, Blutverluſten u. ſ. w., iſt daher bei den zarter organiſirten Individuen (Frauen, ſchwächlichen Männern) häufiger als bei kräftigen Perſonen. Häufig iſt die O. auch eine Theilerſcheinung von Erkrankungen anderer Art (Herzkrankheiten, Hyſterie) oder Vergiftungen. Manchmal geht die O. dem Tode vorher, in den meiſten Fällen iſt ſie aber nur ein vorübergehender Zuſtand. In den gewöhnlichen Fällen kann die Wiederkehr des Bewußtſeins beſchleunigt werden durch Erleichterung der Athmung (Entfernung beengender Kleidungsſtücke), Hautreize (Beſpritzen mit kaltem Waſſer, Reiben der Haut, Senfteige) oder Sinnesreize (Riechmittel von Salmiakgeiſt, Eſſig u. ſ. w.). Eine häufige Wiederholung der O. iſt ſtets bedenklich und läßt entweder auf eine ſchwächliche

Organisation oder ein anatomisch begründetes Leiden schließen. Die höchsten Grade der O. nennt man Scheintod (s. d.).

Ohr (auris) ist das Gehörorgan, derjenige Sinnesapparat, welcher die Schallwellen der Luft zu Empfindungen umwandelt. Dies geschieht dadurch, daß sich die Luftwellen in Form von Stößen einer ausgespannten dünnen Haut (dem Trommelfell, membrana tympani) mittheilen und von diesem durch ein System durch Gelenke verbundener Knöchelchen (Gehörknöchelchen) auf den Wasserbehälter übertragen werden, in welchem sich die Enden des Gehörnerven schwimmend erhalten. Zu diesem wesentlichen Apparat, welcher bei allen mit einem solchen versehenen Thieren im ganzen derselbe ist, gehören noch einige Hülfsvorrichtungen, die bei verschiedenen Thieren verschieden gestaltet sind. Das Trommelfell ist quer in einer Röhre, dem Gehörgange, straff ausgespannt. Die vor dem Trommelfell liegenden Theile des O. heißen das äußere, die hinter dem Trommelfell gelegenen Theile das innere O. Dem äußern O. gehört also ein Theil des Gehörgangs sowie der Ohrlappen (auricula) oder die Ohrmuschel an, welche nicht bei allen Thieren vorhanden, wo sie aber vorhanden, sehr verschieden gestaltet ist und von vielen Thieren willkürlich nach verschiedenen Richtungen hin gestellt werden kann. Die Ohrmuschel dient als Schalleiter. Im äußern Gehörgange liegen Hautfalbendrüsen, welche das Ohrenschmalz absondern. Das innere O. zerfällt in die Paukenhöhle (cavitas tympani), in welcher der eigentliche Gehörapparat liegt, und in die Fortsetzung des äußern Gehörgangs, die mit Schleimhaut ausgekleidete, in der Rachenhöhle mündende Eustachische Trompete (tuba Eustachii). Der Umstand, daß der Gehörgang an beiden Seiten offen ist, gestattet dem Trommelfell, an auch sehr leichten wellenförmigen Bewegungen der Luft theilzunehmen, weil die in dem Gange eingeschlossene Luft nach allen Seiten ausweichen kann. Gehörknöchelchen (ossicula auditus) sind drei vorhanden: der Hammer (malleus), der Amboß (incus) und der Steigbügel (stapes), nach ihrer Gestalt so benannt. Der Hammer ist mit seinem Griff im Trommelfell festgewachsen und macht alle Bewegungen desselben mit; mit seinem Kopfe ist er in den Amboß eingelenkt, welcher seinerseits wieder mit dem obern Theile des Steigbügels in Gelenkverbindung steht. Der Fußtritt des Steigbügels sitzt auf einer Haut des ovalen Fensters (fenestra ovalis) in der Knochenhöhle, in welcher die Enden des Gehörnerven liegen. Diese Knochenhöhle, das Labyrinth, besteht aus drei miteinander in offener Verbindung stehenden kleinern Höhlen, dem Vorhof mit dem ovalen Fenster und dem unter diesem liegenden, durch eine Haut geschlossenen runden Fenster (fenestra rotunda), die Gegenöffnung des ovalen Fensters, welche der dies Labyrinth füllenden Flüssigkeit bei Druck durch den Steigbügel auf das ovale Fenster auszuweichen gestattet. Der zweite Bestandtheil sind drei halbcirkelförmige Kanäle (canales semicirculares) und die Schnecke (cochlea), der wichtigste Theil des Labyrinths. In demselben beschreibt nämlich eine dünne Knochenplatte $2\frac{1}{2}$ spiralförmige Umläufe, auf welchen die Enden des Gehörnerven ruhen, und von welchen aus sie mit ihren äußerst dünnen Endfäserchen in die Flüssigkeit des Labyrinths hineinragen. Nach seinem Entdecker heißt dieser Theil des O. das Corti'sche Organ. Die Endfäserchen des Gehörnerven sind nicht von einer Länge, sondern nehmen von unten nach oben stetig an Länge ab. Dringen Schallwellen in das äußere O., so geräth das Trommelfell in Schwingungen von gleicher Zahl wie die der Luft. Diese Schwingungen setzen die Gehörknöchelchen in Bewegung, diese durch den Steigbügel das Wasser des Labyrinths und dieses endlich die Enden des Gehörnerven. Die letzten Bewegungen werden als Gehöreindrücke empfunden. Es werden aber von Einem Tone nicht alle Nervenenden zu gleicher Zeit bewegt, sondern von einem tiefen Tone (mit wenig Wellen) nur lange, von einem hohen Tone (mit viel Wellen) nur die entsprechenden kurzen Endfäserchen; daher stammt das Vermögen des O., nicht nur Töne von verschiedener Höhe wahrnehmen, sondern auch Töne von verschiedener Höhe voneinander unterscheiden zu können. Die Stärke der Töne wird empfunden durch die Größe, die Höhe des Tones durch die Schnelligkeit der Schwingungen. Das menschliche O. ist so eingerichtet, daß es Luftschwingungen von weniger als 40 in der Secunde nicht mehr als Ton, sondern einzeln wahrnimmt, Schwingungen von mehr als einigen tausend aber eine schmerzhafte Empfindung erregen. (S. Gehör.)

Ohrenbeichte, s. Beichte.

Ohrenkrankheiten. In früherer Zeit unterschied man die Krankheiten des Gehörorgans, entsprechend der dürftigen Kenntniß derselben, meist nur nach ihren Erscheinungen, in Schwerhörigkeit, Taubheit, Ohrenfluß u. dgl. Jetzt theilt man diese Krankheiten, nachdem namentlich Tröltzsch in Würzburg und Politzer in Wien die Lehre von den Gehörkrankheiten zur Wissenschaft erhoben haben, ein nach den erkrankten Theilen des Ohrs (s. d.), in Krankheiten des innern

und äußern Ohrs, der Ohrmuschel, des äußern Gehörgangs, des Trommelfells, der Gehörknöchelchen, der Eustachischen Röhre, des Labyrinths und seiner Theile. Ferner geschieht die Eintheilung nach der Veränderung, welche die kranken Theile erlitten haben, z. B. Katarrh der Eustachischen Röhre; Anhäufung von Ohrenschmalz; Entzündung, Verdickung, Durchbohrung, Verlust des Trommelfells; Verknöcherung der Gelenkverbindungen der Gehörknöchelchen. Man besitzt schon viel Mittel, den kranken Theil und die Art seiner Erkrankung kennen zu lernen. Zu den Untersuchungsinstrumenten gehören unter anderm der Ohrspiegel, ein konischer, innen polirter Metallcylinder, welcher zur Beleuchtung des äußern Gehörgangs und des Trommelfells angewendet wird; der Ohrkatheter, ein am Ende winkelig dünnes Metallrohr, welches man in die innere Mündung der Eustachischen Röhre einführt, um die Durchgängigkeit derselben für Luft zu prüfen. Auch die Heilmittel sind zum Theil ganz andere geworden. Der Katheter dient zu gleicher Zeit zum Eintreiben von Luft und Flüssigkeit in den innern Gehörgang. Man legt künstliche Trommelfelle (in einen Metallring gespannte Häutchen) in das Ohr ein und ersetzt so unter Umständen theilweise das verloren gegangene natürliche Trommelfell.

Oehringen, ein Oberamt im würtemb. Jaxtkreise, am Kocher gelegen, hat ein Areal von 6½ Q.-M., zählt (1861) 31589 E., darunter 1502 Katholiken, und umschließt mit Ausnahme eines Theils der ehemals dem Kloster Schönthal und den Freiherren von Berlichingen gehörigen Gütern nur hohenlohesche Besitzungen, insbesondere die Standesherrschaft O. des Fürsten von Hohenlohe-O. (S. Hohenlohe.) — Die Hauptstadt O., am Kocherzufluß Ohrn und an der Hall-Bietigheimer Eisenbahn, 3½ M. im ONO. von Heilbronn, in angenehmer, fruchtbarer Gegend gelegen, ist ein zwar nicht regelmäßig angelegter, aber freundlicher Ort, Sitz der Bezirksstellen und einer fürstlichen Domänenverwaltung, hat ein 1547 gestiftetes Lyceum und zählt (1864) 3399 E., welche neben ergiebiger Landwirthschaft und namhafter Bierbrauerei ziemlich viele Kleingewerbe treiben, eiserne Fensterbeschläge, Drainröhren, Essig und Ziegeln fabriciren und starkbesuchte Schafmärkte unterhalten. Außer dem fürstl. Residenzschloß mit schönen Gartenanlagen und großartigen Kellern ist die im 15. Jahrh. erbaute Stiftskirche bemerkenswerth, welche die Fürstengruft mit interessanten Grabdenkmälern enthält, und mit der vor der Reformation ein reiches, 1037 vom Bischof Gerhard von Regensburg gegründetes Chorherrenstift verbunden war. Unweit östlich von der Stadt lief der röm. Grenzwall vorüber, und nördlich von ihr, auf der sog. Burg, stand eine röm. Niederlassung, wahrscheinlich ein Garnisonsplatz, aus dessen Trümmern eine reiche Ausbeute an röm. Gebäuderesten, Anticaglien, Gräber und besonders Denksteine mit Inschriften gehoben wurden. Unter diesen Inschriften geben zwei, die erst 1861 bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues ausgegraben wurden, Vicus Aurelius als Namen des röm. Orts an. Historisch bekannt ist die Stadt durch die Versöhnung des Kaisers Friedrich IV. und des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz 14. Febr. 1464 sowie durch die Union der Protestanten 1603. Die vier andern Städtchen des Oberamts sind Forchtenberg im Kocherthal mit einer Schloßruine und 1011 E., Neuenstein an dem Epbach und der Eisenbahn, mit 1635 E. und einer Armenanstalt, früher Residenzschloß der Hohenlohe-Neuensteiner Linie, Sindringen mit 773 E., Eigenthum des Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein, und Waldenburg an der Eisenbahn, mit 1313 E. und einem ansehnlichen Schloß, Besitzthum des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der im Schlosse des großen, 1394 E. zählenden Dorfes Kupferzell residirt. Zu den Mediatbesitzungen des Fürsten von Hohenlohe-O. gehören auch in dem östlich angrenzenden Oberamte Künzelsau die Städtchen Künzelsau am Kocher, mit einem Schloß, einer Realschule und 2320 gewerbthätigen E., Ingelfingen mit 1522 E., einer Lateinschule und einem Schloß, ehemals Residenz der Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, Niedernhall am Kocher, mit 1413 E., ziemlich namhaftem Weinbau, Gerbereien, Leder- und Saffianmanufactur und einer Salzquelle.

Ohrling oder Ohrwurm (Forficula), eine Insektengattung aus der Ordnung der Geradflügler, ausgezeichnet durch die Zange am Ende des Hinterleibes, die sehr kurzen Flügeldecken und die längs und zugleich auch quer gefalteten Hinterflügel. Es sind nächtliche Thiere, die sich gern in Höhlungen verkriechen, keineswegs aber für die Ohröffnungen des Menschen eine Vorliebe haben, wie der Name andeutet und man früher geglaubt hat. Dadurch, daß sie gern reife, süße Früchte benagen, Nelken, Georginen u. s. w. zerfressen, werden sie lästig. Man kann sie aber leicht in Papierdüten, Rohrstengel, kleine mit Moos gefüllte Blumentöpfe, aufgehängte Lappen u. dgl. locken und dann ohne Mühe tödten. Der gemeine O. (F. auricularia) ist 7—10 Linien lang, braun, unbehaart und hat vierzehngliederige Fühler; er findet sich

überall häufig. Seltener ist der kleine O. (F. minor) mit schwarzem Kopfe und Halsschilde; er lebt besonders unterm Miste.

Oïdium, s. Traubenfäule.

Oise, ein Fluß in Frankreich, der auf den Ardennen südwestlich von Chimay in Belgien entspringt, die Depart. Aisne und Oise durchströmt und im Depart. Seine-Oise bei Conflans Ste.-Honarine, $7\frac{1}{2}$ M. unterhalb Paris, in die Seine sich ergießt. Er hat einen 40,7 M. langen Lauf, nimmt, außer andern kleinen Flüssen, links die Serre, Lette und Aisne, rechts die Brêche und den Therain auf und wird beim Eintritt in das Oise-Departement bei Chauny 21,7 M. weit schiffbar. — Das nach ihm benannte Departement O. umfaßt ehemalige Bestandtheile von Isle-de-France, Valais, Noyonnais und Soissonais und von der Picardie die Landschaften Santerre und Amiénais und wird von den Depart. Somme, Aisne, Seine-Oise, Seine-Marne, Eure und Seine-Inférieure begrenzt. Es zählt auf $106\frac{1}{3}$ Q.-M. 401417 E. (1861) und zerfällt in die vier Arrondissements-Beauvais, Clermont, Compiègne und Senlis, mit 35 Cantonen und 700 Gemeinden. Von der O., der Aisne, dem Ourcq und vielen kleinen Flüssen und von einer Menge niedriger Hügel durchzogen, bringt das Land gutes Rindvieh und in reichem Maße Getreide, Obst und Gartengewächse aller Art hervor, während die lebhaft betriebene Industrie sich mit Fertigung von Leinwand, Spitzen, Teppichen, wollenen und baumwollenen Waaren, Leder, Töpferarbeiten und vielen andern Artikeln beschäftigt. Der ziemlich lebhafte Handel wird durch die O. und Aisne sowie durch die Kanäle und Eisenbahnen bedeutend unterstützt. Hauptstadt ist Beauvais (s. d.). Nächstdem sind die Städte Compiègne (s. d.), Clermont (s. d.), Senlis (s. d.), Noyon (s. d.), Crespy (s. d.), Chantilly (s. d.), der Flecken Liancourt mit 2612 E., einem Schlosse und dem Grabe des Herzogs von Larochefoucault-Liancourt, sowie das Dorf Ermenonville (s. d.) bemerkenswerth.

Oka, die türk. Gewichtseinheit, eingetheilt in 400 Dramm oder Drachmen zu 64 Grän, in der Schwere von 1285,56 franz. Grammen = 2,57 deutsche Zollpfd. = $2\frac{3}{4}$ preuß. Pfd. = $2\frac{3}{10}$ wiener Pfd.; 44 Oken machen den Kantar aus. In Aegypten ist die gewöhnliche O. = 1235,36 Grammen = 2,47 deutsche Zollpfd. Es gibt dort auch für einige Waaren nach zwei schwere Oken von 420 und 412 Drachmen. Auch in Griechenland bedient man sich häufig noch der O., welche daselbst = 1280 Grammen. In der Walachei ist die O. (von 4 Litra oder 400 Drachmen) = 1283,474 Grammen, in der Moldau = 1292,98 Grammen. Die O. dient in diesen Ländern gewöhnlich auch für den Verkauf der Flüssigkeiten.

Okeanos, s. Oceanus.

Oken (Lorenz), eigentlich Ockenfuß, welchen Namen er später in Oken verwandelte, ausgezeichneter philos. und praktischer Naturforscher, geb. zu Bohlsbach in der schwäb. Landschaft Ortenau 1. Aug. 1779, studirte zu Würzburg und Göttingen und lebte dann daselbst mehrere Jahre als Privatdocent, bis er 1807 als außerord. Professor der Medicin nach Jena berufen wurde, wo seine Vorlesungen über Naturphilosophie, allgemeine Naturgeschichte, Zoologie mit vergleichender Anatomie, Pflanzen-, Thier- und Menschenphysiologie bald den verdienten Beifall fanden. 1810 wurde er Hofrath, 1812 ord. Professor der Naturwissenschaften. Im Spätherbst 1816 fing er an, die «Isis» herauszugeben, ein encyklopädisches Blatt, vorzugsweise aber naturhistor. Inhalts. Da damals in Weimar größere Preßfreiheit als anderwärts herrschte, so wurden an O. alle Beschwerden und Klagen gesendet, die man wollte laut werden lassen, und die auch O. in die «Isis» aufnahm, sobald sie ein allgemeines Interesse hatten. Dadurch erregte O. auswärts großes Missfallen, sodaß endlich die weimar. Regierung ihm die Alternative stellte, entweder die Professur oder die «Isis» aufzugeben. O. that das erstere, während die «Isis» im Weimarischen verboten und nun in Rudolstadt gedruckt wurde, bis sie 1848 zu erscheinen aufhörte. Gleichzeitig wurde er in die Angelegenheit des Wartburgfestes verwickelt, jedoch von aller Schuld frei gefunden. Er lebte nun mit geringer Unterbrechung als Privatgelehrter in Jena, einzig mit der Herausgabe der «Isis» und seiner naturhistor. Werke beschäftigt, bis er 1828 an die neuerrichtete Universität zu München ging, wo er anfangs als Privatdocent naturhistor. Vorlesungen hielt und dann ord. Professor wurde. Weil er auf eine Versetzung an eine andere bair. Universität nicht einging, nahm er auch hier seine Entlassung und folgte 1832 einem Rufe an die neuerrichtete Universität zu Zürich, wo er 11. Aug. 1851 starb. Sein Hauptbestreben war die Darstellung eines allgemeinen, in sich zusammenhängenden, alle Reiche der Natur und deren Elemente umfassenden Natursystems, dessen philos. Begründung den Inhalt seines «Lehrbuch der Naturphilosophie» (Jena 1808—11; 2. Aufl. 1831) bildet, während er es in dem «Lehrbuch der Naturgeschichte» (3 Bde., Lpz. 1813—27) vollständig entwickelte. Da sein

Naturſyſtem ſehr eigenthümlich iſt und von allen vorhandenen Syſtemen abweicht, deutſche Benennungen oft mangelten und die leitenden Grundſätze der Eintheilungen durch die Namen derſelben angedeutet werden ſollten, ſo ſchuf O. eine eigene Nomenclatur, die in vielen Fällen gezwungen klingt, meiſt aus neugebildeten Ausdrücken beſteht, ſchwer zu behalten iſt und ſomit keinen Beifall gefunden hat. Seine Naturphiloſophie wurde vielfach misverſtanden und veranlaßte, daß manche flache Schriftſteller auftraten, die in myſtiſche Einkleidung ihr Hauptverdienſt legten, die alltäglichſten Erſcheinungen in geheimnißvollem Tone beſprachen und an die Stelle des klaren Urtheils Schwärmerei und Willkür ſetzten. Solche Auswüchſe haben bei Engländern und Franzoſen die Naturphiloſophie O.'s ſehr in Miscredit gebracht, während ſie in den praktiſchen Schriften derſelben leitend geworden. In Deutſchland hingegen erkannte man wol an, daß durch die philoſ. Anſchauung O.'s der Naturforſchung eine neue und vortheilhafte Richtung gegeben worden iſt. O. war auch als praktiſcher Anatom und Phyſiolog ausgezeichnet und hat auf dieſem Felde viel geſchrieben. Ein Hauptwerk iſt ſeine «Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände» (13 Bde., Stuttg. 1833—41). Seine Anregungen in der «Iſis» haben zur Begründung des deutſchen Naturforſchervereins beigetragen. O.'s Büſte, von Drake in Berlin gefertigt, wurde 1853 auf dem Eichplatze in Jena errichtet.

Oekolampadius (Joh.), eigentlich Heußgen oder Hußgen (nicht Hausſchein), neben Zwingli einer der namhafteſten Mitarbeiter am ſchweiz. Reformationswerke, wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines milden Charakters der Melanchthon der Schweiz genannt, wurde 1482 zu Weinsberg in Schwaben geboren. Von ſeinem Vater war er zum Studium der Rechtswiſſenſchaft beſtimmt, das er auch in Heidelberg und Bologna betrieb. Doch aus Neigung wendete er ſich zur Theologie, die er dann in Heidelberg ſtudirte. Nach Ablauf ſeines akademiſchen Curſus ward er zuerſt Hofmeiſter bei den Söhnen des Kurfürſten von der Pfalz, dann Prediger in Weinsberg. Er legte aber ſeine Stelle nieder, ging zu Reuchlin nach Stuttgart und widmete ſich dem genauen Studium der griech. Sprache, während er bei dem ſpan. Arzte Matth. Adrian Hebräiſch lernte. Hierauf erhielt er durch Capito einen Ruf als Prediger nach Baſel, wo er die Bekanntſchaft des Erasmus machte, der die ausgezeichnete claſſiſche Bildung des O. ſo ſchätzte, daß er ſich der Hülfe deſſelben bei der Herausgabe des Neuen Teſtaments bediente. Doch ſchon 1516 gab O. ſeine Stelle wieder auf und folgte einem neuen Rufe als Prediger nach Augsburg. Auch hier blieb er nur kurze Zeit, indem er in das Brigittenkloſter Altenmünſter eintrat. Inzwiſchen war aber Luther aufgetreten, deſſen Wort ihn ſo mächtig ergriff, daß er das Kloſter verließ und die Stelle eines Schloßpredigers bei ſeinem Freunde, dem Ritter Franz von Sickingen, antrat. Nach deſſen Tode ging er wieder nach Baſel zurück (1522), wo er nun ſeine reformatoriſche Thätigkeit als Prediger und Profeſſor der Theologie eröffnete und die früher von Capito begonnene Reformation Baſels fortführte. Nach ſeinen Disputationen zu Baden 1526 und Bern 1528 mit den kirchlichen Gegnern führte er 1528 die Reformation in Baſel und Ulm völlig ein. In dem über die Abendmahlslehre mit Luther entſtandenen Conflicte ſchloß ſich O. im weſentlichen der Anſicht Zwingli's an. Von ihm rührt namentlich die exegetiſche Begründung der bildlichen Auffaſſung der Einſetzungsworte her, welche er 1525 in der Schrift «De genuina verborum Domini: hoc est corpus meum, interpretatione» unternommen hat. Die ſchwäb. Prediger ſetzten dieſem Buche das «Syngramma Suevicum» entgegen. Später disputirte O. bei dem Religionsgeſpräch zu Marburg 1529 mit Luther und ſtarb kurz nach dem Hingange ſeines Freundes Zwingli zu Baſel 24. Nov. 1531. Unter den Schriften, die er zur Förderung der Reformation ſchrieb, ſind noch hervorzuheben «De ritu paschali» und ſeine kurz nach der leipziger Disputation erſchienene «Epistola canonicorum indoctorum ad Eccium». Vgl. die biograph. Schriften von Herzog (2 Bde., Baſ. 1843) und Hagenbach (Elberf. 1859).

Oekonomie (griech.), d. h. wörtlich Haushaltung, bezeichnet im allgemeinen und in Bezug auf alle möglichen Geſchäftsbetriebe die wirthſchaftliche Führung und da dieſe, wenn ſie untadelhaft ſein ſoll, von Ordnungsmäßigkeit und Zweckmäßigkeit geleitet ſein muß, diejenige wirthſchaftliche Führung, welche dem wirthſchaftlichen Zweck wirklich entſpricht. Nach und nach hat das Wort O. eine Nebenbedeutung ähnlicher Art erhalten, wie diejenige, welche ſich mit Wirthſchaftlichkeit verbindet, und man denkt dabei an Einſchränkung, Sparſamkeit, Benutzung kleiner Nebenvortheile u. ſ. w. beim Wirthſchaftsbetrieb. Ferner verſteht man unter O. namentlich die wirthſchaftliche Thätigkeit in der Landwirthſchaft (ſ. d.), und ein Oekonom iſt deshalb bald ein Landwirth, der eine mittlere oder kleinere Landwirthſchaft betreibt, oder ein Beamter (Wirthſchafter) in einem größern landwirthſchaftlichen Betriebe. Die Volkswirthſchaftslehre wird mit dem Namen Nationalökonomie (ſ. d.), Politiſche O., Nationalökonomik bezeichnet.

Oekonomiſten hieß man im 18. Jahrh. die Anhänger des die Landwirthſchaft hervorhebenden phyſiokratiſchen oder ökonomiſtiſchen Syſtems. (S. Phyſiokratiſches Syſtem.)

Oekumeniſch (griech.), d. i. allgemein, dann auch, weil es früher keine andere Kirche gab als die rechtgläubige chriſtliche, ſo viel als katholiſch. Das Papſtthum nahm daher den Ausdruck mit «römiſch-kirchlich» in gleicher Bedeutung, obſchon die röm. Kirche die allgemeine Kirche nicht war. Das Wort Ö. iſt ein gewöhnliches Prädicat für den allgemeinen Kirchenvorſteher einer Provinz, alſo für den Erzbiſchof oder Patriarchen. Ein ausſchließliches Prädicat für den Oberhirten zu Rom war es aber nicht, wie ſich ſchon daraus ergibt, daß die Patriarchen von Konſtantinopel, Antiochien u. ſ. w. daſſelbe Prädicat ſich beilegten. Ö. heißen insbeſondere auch mehrere Kirchenverſammlungen. (S. Concilium.)

Oel iſt der Gattungsname für flüſſige, in Waſſer wenig oder nicht lösliche, in Weingeiſt und Aether lösliche, der Hauptmaſſe nach aus Kohlenſtoff nnd Waſſerſtoff beſtehende Körper organiſchen Urſprungs. Zwar haben auch mineraliſche Flüſſigkeiten zuweilen ölige Conſiſtenz und das äußere Anſehen der Oele, z. B. die deshalb Vitriolöl genannte Schwefelſäure; doch läßt ſich kein wahres Ö. mineraliſchen Urſprungs nachweiſen, da die Erdöle zwar foſſil, aber jedenfalls organiſchen Urſprungs ſind. Die Ö. zerfallen in zwei Hauptklaſſen, in die ſog. fetten oder fixen und in die Aetheriſchen Oele (ſ. d.) oder flüchtigen, die chemiſch ganz verſchieden ſind. Die fetten oder fixen Ö. ſind ſämmtlich ſauerſtoffhaltig nnd ſtickſtofffrei, leichter als Waſſer, mit Waſſer gar nicht miſchbar, jedoch mit Hülfe von Gummi oder Eiweiß darin zu einer Emulſion zertheilbar, ohne Zerſetzung nicht flüchtig, auch in kaltem Weingeiſt nur ſchwer löslich und von den Fetten und Talgarten nur durch die Conſiſtenz verſchieden, daher bei niedrigen Temperaturen, wobei viele Ö. erſtarren, oder in der Wärme, wo die Fette ſchmelzen, dieſen ganz gleich. Sie ſind, wie das Fett (ſ. d.), eine Verbindung von Glycerin mit Oelſäure, geben mit Alkalien Seifen, wie jenes, und mit Bleioxyd Pflaſter. Durch ſtarke Erhitzung oder Deſtillation werden die fetten Ö. zerſetzt, wobei ſich mancherlei Producte bilden. Von dieſen ſei hier nur das Akrolein genannt, ein äußerſt flüchtiger, die Augen heftig zum Thränen reizender, bei gewöhnlicher Temperatur flüſſiger Körper von unangenehmem, kratzendem Geruche. Derſelbe iſt die Urſache des übeln Geruchs, den eine bei mangelndem Luftzutritt brennende Oellampe von ſich gibt, oder der ſich nach dem Ausblaſen einer Oellampe mit ſtark verkohltem Docht oder eines Talglichts, deſſen Docht eine lange Schnuppe erhalten hat, geltend macht. Alle Ö. verändern ſich an der Luft; die einen werden dabei übelriechend, ſauer und ranzig, bleiben aber flüſſig; die andern trocknen zu einer harzigen Maſſe ein. Jene nennt man ſchmierige Ö., wie das Baumöl, Mandelöl und Rüböl; dieſe trocknende Ö., wie Mohnöl, Nußöl nnd Leinöl. Die ſchmierigen Ö. eignen ſich vorzüglich zur Verwendung als Brennmaterial für Lampen, als Schmiermittel für Maſchinen, zum Einfetten der Wolle u. ſ. w. und kommen mit den flüſſigen thieriſchen Fetten, wie Thran, Klauenfett u. ſ. w., ganz überein. Die trocknenden Ö. eignen ſich, da ſie ſehr rußen, nicht zum Brennen, wegen des Trocknens auch nicht zum Einſchmieren, dafür aber vorzüglich zur Oelmalerei und zu Firniſſen; wie denn der Leinölfirnis (ſ. Firnis) mit etwas Bleiglätte gekochtes oder mit Zinkoxyd behandeltes Leinöl iſt. Als Speiſeöl kann jedes mild und rein ſchmeckende fette Ö. benutzt werden. Die fetten Ö. ſind vorzüglich in den Samen der Pflanzen enthalten, und nur das Baumöl findet ſich im Fleiſche der Oliven. Sie werden durch Auspreſſen mittels Stampfwerken, Walzen, Preſſen u. ſ. w. in den Oelmühlen gewonnen. Wendet man dabei Wärme an, ſo gewinnt man das Ö. vollſtändiger, aber unreiner als durch kaltes Preſſen. Alle gepreßten Samenöle enthalten Verunreinigungen, welche das Ranzigwerden beſchleunigen und die Flamme rußig machen. Man raffinirt daher die Brennöle, indem man durch Schwefelſäurezuſatz jene Beimiſchungen abſcheidet, die Säure dann aber durch Kalk wieder entfernt. Geſchieht letzteres unvollſtändig, ſo bleibt das Ö. ſauer nnd greift das Metall der Lampen an. Kupfer und Meſſing wird übrigens auch von reinem Ö. unter Luftzutritt allmählich angegriffen und mit grüner Farbe aufgelöſt. Die Rückſtände des Preſſens ölhaltiger Säuren, die Oelkuchen, finden als Viehfutter und als Düngemittel Anwendung. — Der Oelhandel, mit Baumöl in Italien, Frankreich, Spanien nnd der Berberei, mit Rüböl im nördl. Europa, iſt überaus wichtig. Dort, wie noch mehr hier, werden in demſelben eine Menge Lieferungsverträge abgeſchloſſen, die größtentheils auf Differenzgeſchäfte (ſ. d.) hinauslaufen, was namentlich am Rhein, in Norddeutſchland, Belgien und Holland ſehr gewöhnlich der Fall iſt. In gewiſſen Mittelpunkten von Gegenden, die viel Oelſaat erbauen, hat ſich in neueſter Zeit eine Art Börſenverkehr der Producenten, Conſumenten nnd Mäkler für jenen Handel gebildet, die ſog. (periodiſchen) Oelbörſen, deren Termin im voraus bekannt gemacht wird. Große Plätze haben indeſſen ihre regelmäßigen Oelbörſen.

Olaf iſt der Name mehrerer Könige von Norwegen. — O. Tryggvaſon, ein Urenkel des Königs Harald (ſ. d.) Harfager (Schönhaar), wurde in Schweden geboren, wohin ſeine Mutter Aſtrid nach der Ermordung ihres Gemahls, des Unterkönigs Tryggve, ſchwanger entflohen war, und in Nowgorod bei den ſtammverwandten Warägern erzogen. In ſeiner Jugend befuhr er als Vikingerhäuptling die Nordſee und ſuchte England, Irland, Frankreich wiederholt plündernd heim. Von einem Einſiedler auf den Scilly-Inſeln ließ er ſich taufen. 996 bemächtigte er ſich der Herrſchaft über Norwegen und ſuchte eifrig das Chriſtenthum daſelbſt einzuführen; aber ſeine Regierung dauerte nur wenige Jahre. Flüchtige norweg. Große fanden Bundesgenoſſen an den Königen Svend Gabelbart von Dänemark und Olaf Schooßkönig von Schweden. Als O. mit ſeiner Flotte gegen ſie auszog, ward er im J. 1000 in einer großen Seeſchlacht im Öreſund beſiegt und erſchlagen. — O. der Heilige, bei ſeinen Lebzeiten der Dicke genannt, war ein Ururenkel Harald Schönhaar's. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters Harald, Unterkönigs über den Diſtrict Gränland am Miorsſee, wurde er bei Verwandten erzogen und vom Könige O. Tryggvaſon zur Taufe gehalten. Als Jüngling focht er in Schweden, dann in England auf der Seite der Gegner Knut's d. Gr. (ſ. d.). 1017 bemächtigte er ſich der Herrſchaft über Norwegen und nahm ſeinen Sitz in Nidaros (Drontheim). Er war ein eifriger Chriſt und wurde der eigentliche Bekehrer Norwegens, indem er aufs ſtrengſte mit Leibes- und Lebensſtrafen, mit Verbannung und Güterconfiscation gegen die hartnäckigſten Anhänger des altnationalen Heidenthums verfuhr. Auch die Geſetzgebung ward im chriſtl. Sinne modificirt und namentlich der Seeraub an den Küſten des Landes ſtreng verboten. Aber O. gerieth in Unfrieden mit Knut d. Gr., weil er ſich weigerte, Norwegen als dän. Lehn zu nehmen, und unternahm einen verheerenden Kriegszug gegen Dänemark. Die Folge war, daß 1028 Knut mit Uebermacht in Norwegen erſchien und O. vertrieb. Als bald nachher O. verſuchte, ſein Reich wiederzugewinnen, fand er den Tod in der Schlacht bei Sticklestad am Drontheimer Meerbuſen, 29. Juli 1030. Bald nach ſeinem Tode hieß O. ſchon überall der Heilige und galt als Schutzpatron von Norwegen; auch wurden ſeine Reliquien in der Domkirche zu Drontheim beigeſetzt. Nach ihm benannt iſt der norweg. Orden des heiligen O., geſtiftet von König Oskar 21. Aug. 1847.

Öland, eine 19 M. lange und nur $^1/_2$—2 M. breite Oſtſee-Inſel an der Oſtküſte des ſüdl. Schweden, zur Landeshauptmannſchaft Kalmar gehörig und vom Feſtlande durch den durchſchnittlich 1 M. breiten, tiefes und ſicheres Fahrwaſſer bietenden Öland- oder Kalmarſund getrennt, hat ein Areal von 24,4 Q.-M. und zählt (1860) 35118 E., die einen eigenen Dialekt reden. Die Inſel iſt nichts anderes als ein langgeſtreckter Kalkfels, der jedoch nicht durchweg gleiche Natur zeigt. In der Mitte des größern ſüdl. Theils beſteht der Fels aus dem hohen, ebenen, kahlen und waſſerloſen, nur ſpärlich mit Erde bedeckten und daher für keine Cultur geeigneten «Midtlandet» (Mittellande), zu beiden Seiten eingefaßt von den nach der Küſte ſich ſenkenden «Landtborgar» (Landburgen), auf denen eine zahlloſe Menge von Windmühlen ſteht. Von dieſen Landburgen iſt die weſtliche eine Kalkſteinwand, die öſtliche ein auf Kalk ruhender Sandberg, beide aber ſind fruchtbar, beſonders die weſtl. Abdachung. Die unfruchtbare Mitte, welche über die Hälfte der Breite einnimmt, heißt Allvar und liegt gleich einem See eingeſenkt zwiſchen den Landburgen mit den ebenen rothen Kalkſteinfeldern. Der nördl. Theil der Inſel hat kein Allvar und keine Landburgen, ſondern iſt reich bewaldet und überhaupt fruchtbar. Das Klima Ö.s iſt mild und angenehm. Hauptbeſchäftigungen der Bevölkerung iſt Ackerbau, Rinder- und Schafzucht. Die kleine Pferderaſſe der Inſel, die ſog. Ölandsklepper oder Königspferde, iſt jetzt faſt ganz ausgeſtorben; doch findet ſie ſich noch auf Gottland. Demnächſt liefert die Fiſcherei gute Ausbeute, und viele Einwohner beſchäftigen ſich mit Schiffahrt. Der Reichthum an Kalk wird wegen des Holzmangels nur wenig benutzt; im Norden aber werden Kalkſteine gebrochen, gebrannt, behauen und geſchliffen. Auch beſitzt die Inſel bei Möckelby das bedeutendſte Alaunwerk Schwedens. An der Weſtküſte liegt Borgholm, die einzige Stadt Ö.s, erſt 1817 mit Stadtgerechtſamen verſehen, unbedeutend, ohne Kirche, mit 773 E. (Ende 1865) und der prächtigen Ruine des 1806 durch Feuersbrunſt zerſtörten Schloſſes Borgholm, in welchem zuletzt Karl X. vor ſeiner Thronbeſteigung 1654 gewohnt hat. Im Süden der Inſel befindet ſich der belebte Flecken Mörbylånga und an der Nordoſtküſte der Hafen Böda, Ueberfahrtsort nach Klintehamn auf Gottland. Im Kalmarſund liegen die bis 200 F. hohe ſchauerlich-wilde Klippe Jungfrun, an deren höchſte Spitze, Bläkulla (Blauer Berg), ſich ähnliche Hexenſagen knüpfen wie an den Blocksberg oder Brocken in Deutſchland, und Grimſkär, beide bekannt durch die Seeſchlachten zwiſchen Schweden und Dänen 1564 und 1679.

Oelbaum (Olea) heißt eine zur 2. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur

Familie der Oleaceen gehörende Pflanzengattung, welche ſich durch einen kleinen, vierzähnigen Kelch, eine trichterig-radförmige, viertheilige Blumenkrone, zwei Staubgefäße, eine zweiſpaltige Narbe und eine Steinfrucht mit zweifächerigem Steinkerne auszeichnet. Die hierher gehörigen Gewächſe ſind immergrüne Bäume und Sträucher, mit gegenſtändigen, lederigen, meiſt ganzrandigen, kahlen oder feinbeſchuppten Blättern. Die kleinen, oft wohlriechenden Blüten ſtehen traubig-riſpig in den Blattwinkeln oder ſtraußförmig am Ende der Zweige. Am bekannteſten iſt der echte O. (O. europaea L.), der im wilden Zuſtande ſtrauchig und faſt dornig iſt, durch Cultur aber zu einem 20—40 F. hohen, dornenloſen Baume wird. Er ſtammt wahrſcheinlich aus dem Oriente, kam dann nach Attika in Griechenland und wird jetzt in allen Ländern am Mittelländiſchen Meere, außerdem auch auf den Canariſchen Inſeln, in Südafrika und Amerika in äußerſt zahlreichen Varietäten cultivirt. Durch ſeine den Weidenblättern ähnlichen, oberſeits matt dunkelgrünen und unterſeits feinſchuppigen, weißlich-grauen Blätter gibt er den Landſchaften ein eigenthümliches Anſehen. Er trägt kleine weiße Blüten in kurzen dichten Trauben, und ſeine Früchte ſind die Oliven (ſ. d.), aus denen man das Baumöl (ſ. d.) erhält, weshalb er überall, wo er gedeiht, gern und häufig cultivirt wird. Schon ſeit den älteſten Zeiten widmete man ihm religiöſe Verehrung. Bei den Griechen war er der Pallas Athene geweiht, in welcher man auch die Spenderin deſſelben verehrte, und ein Sinnbild der Keuſchheit, weshalb nur keuſche Jünglinge und Jungfrauen die Früchte brechen und ſammeln durften. Ein Kranz von Oelzweigen war bei den Griechen die größte Auszeichnung des um das Vaterland hochverdienten Bürgers ſowie der höchſte Preis des Siegers bei den Olympiſchen Spielen. Der Oelzweig war ferner das Symbol des Friedens, und Beſiegte, die um Frieden zu bitten kamen, trugen Oelzweige in den Händen. Die bitter aſtringirende Rinde des Baums wie auch die Blätter beſitzen fieberwidrige Heilkräfte. Das aus ältern Stämmen ſchwitzende, vanillenartig riechende Harz, welches dem Storax ſehr ähnlich iſt und eine eigene kryſtalliniſche Subſtanz, Olivin, enthält, wird in ganz Italien zum Räuchern verwendet. Da das Holz des O. eine ſchöne Politur annimmt und auf grünlich-gelbem Grunde ſchwarze wolkige Flecken und Adern hat, ſo wird es hauptſächlich zur Verfertigung feiner Tiſchler- und Drechslerarbeiten verwendet. Vorzüglich ſchöne Zeichnungen, die oft ganz denen auf dem florent. Ruinenmarmor gleichen, enthält das Holz der Wurzel, woraus unter anderm ſehr ſchöne und koſtbare Tabaksdoſen gefertigt werden. In Carolina werden die Früchte des amerikaniſchen O. (O. americana L.) als Speiſe verwendet; die Blüten ſind wohlriechend, und das ſehr harte Holz führt den Namen Devilwood. Die äußerſt wohlriechenden Blüten des in China, Japan und Cochinchina einheimiſchen wohlriechenden O. (O. fragrans Thunbg.) werden dem chineſ. Thee oft beigemengt, um dieſem den angenehmen Geruch zu ertheilen. Dem auf Neuſeeland und Norfolk einheimiſchen blumenloſen O. (O. apetala Vant.) fehlt die Blumenkrone. Alle Arten der Gattung Olea gedeihen bei uns nur im Gewächshauſe.

Oelberg, ein in der Bibel, namentlich im Neuen Teſtamente wiederholt genannter Berg, oſtnordöſtlich von Jeruſalem gelegen und von dieſer Stadt durch das Kidron- oder Joſaphatthal getrennt, von deſſen Sohle aus er ſich ungefähr 420 F. hoch erhebt. Der Berg überragt Jeruſalem um etwa 200 F. Seine abſolute Höhe beträgt nach Schubert's Barometermeſſung 2556 F. Der Name bezeugt den vor alters an ſeinen Abhängen betriebenen, jetzt aber nur geringen Olivenbau, auf welchen auch die durch die Leidensnacht Chriſti bekannt gewordene Oertlichkeit an ſeinem Fuße, Gethſemane, d. i. Oelkelter, hindeutet. Der Berg beſteht aus einer dem tertiären Kalk des paläſtinenſiſchen Hochlandes aufgelagerten Kreidekuppe. Seine Spitze ſetzt ſich, von Jeruſalem aus geſehen, gegen den Horizont als eine dreifach ſanft geſchwungene Linie wellenförmiger Erhebungen ab, deren mittlere, die höchſte, als die Stätte der Himmelfahrt Jeſu gilt, die nördliche mit Bezugnahme auf Apoſtelgeſch. 1, 11 den Namen Viri Galiläi erhalten hat, während die ſüdliche von der Legende unbeachtet geblieben iſt. Im Süden lehnt ſich an den O. der viel niedrigere Berg des Aergerniſſes (Mons scandali), um deſſen Fuß herum ſich das Kidronthal nach anfänglich nordſüdl. Lauſe oſtwärts dem Todten Meere zuſenkt, ſowie überhaupt die ganze Bergreihe als ein vom Scopus beginnender Ausläufer der Hauptwaſſerſcheide des Landes gegen die Jordanniederung zu betrachten iſt. Die Erwähnung des O. und der an ſeinen Gehängen gelegenen Oertlichkeiten, namentlich Bethaniens, in den Evangelien hat ihm früh die Verehrung der Chriſtenheit zugewandt. Schon im 4. Jahrh. galt er als die Stätte der Himmelfahrt Jeſu, und zwar auf Grund des 1. Kap. der Apoſtelgeſchichte, gegen welches die widerſprechende Stelle im 24. Kap. des Evangeliums Lucä nicht in Betracht kam. Auch Bethanien beſaß damals ſchon eine St.-Lazarus- (oder Eleaſar's-) Kirche, welche bald den alten

Namen des Orts vergessen ließ und ihm den heutigen Eleazarijeh beilegte. In den folgenden Jahrhunderten entstanden am Fuße des O. die Mariengrabkirche und das heutige Gethsemane. Die angeblich von der Kaiserin Helena erbaute, aber zur Zeit der Kreuzfahrer schon zerstörte Himmelfahrtskirche wurde von diesen prachtvoll in Form einer die Himmelfahrtskapelle umgebenden Rotunde wieder aufgeführt und von Augustiner- (schwarzen) Mönchen bedient. Die Kirche ist längst wieder verschwunden, aber die Kapelle hat sich als christl.-mohammed. Heiligthum erhalten. Man zeigt in ihr, einer dort zu Tage tretenden Platte des Bergfelsens eingedrückt, den letzten Fußstapfen des scheidenden Erlösers.

Olbers (Heinr. Wilh. Matthäus), ausgezeichneter Astronom, geb. zu Arbergen im Herzogthum Bremen 11. Oct. 1758, besuchte die Domschule in Bremen, studirte dann seit 1777 in Göttingen die Arzneiwissenschaft und ließ sich als praktischer Arzt in Bremen nieder, das er bis zu seinem 2. März 1840 erfolgten Tode nie auf längere Zeit verlassen hat. Als Arzt wie als Mensch stand er in hoher Achtung. 1811 gewann er mit Jurine in Genf den von Napoleon ausgesetzten Preis für die beste Abhandlung über die häutige Bräune. Schon in früher Jugend erwachte seine Liebe zur Astronomie, deren Studium ihm nachmals zur eigentlichen Hauptaufgabe seines Lebens wurde. Vorzugsweise aber beschäftigte er sich mit den Kometen. Er fand unter anderm eine neue Methode, um aus drei Beobachtungen die Bahn eines Kometen zu berechnen, die er in einer 1797 zu Weimar erschienenen Abhandlung veröffentlichte, und die noch gegenwärtig allgemein in Gebrauch ist. Auch lieferte er das vollständigste Verzeichniß der berechneten Kometenbahnen und entdeckte 1815 einen nach ihm benannten Kometen. Noch bekannter wurde er durch die Entdeckung zweier neuer Planeten, der Pallas (1802) und der Vesta (1807). Außerdem untersuchte O. die Wahrscheinlichkeit eines lunarischen Ursprungs der Meteorsteine; auch entwickelte er eine Methode zur Berechnung der Sternschnuppen u. s. w. Viele seiner höchst interessanten Abhandlungen, durch die er die Astronomie in allen ihren Zweigen bereicherte, finden sich in Zach's «Monatlicher Correspondenz», Schuhmacher's «Astron. Nachrichten» und andern Zeitschriften. 1850 wurde ihm zu Bremen eine von Steinhäuser modellirte Marmorstatue errichtet.

Oldenbarneveldt (Jan van), niederländ. Staatsmann, geb. zu Ammersfort in der Provinz Utrecht 1547, war zuerst Pensionarius von Rotterdam und seit 1586 Großpensionar (Landssyndicus) der Provinz Holland. Er arbeitete dem engl. Grafen Leicester, welcher 1586 von den Niederlanden als Generalkapitän angenommen war und offenbar nach der Herrschaft daselbst strebte, mit Erfolg entgegen. Dagegen bestellten auf O.'s Rath zunächst die Provinzen Holland und Seeland den jungen Prinzen Moritz von Oranien zu ihrem Statthalter, der bald auch von den übrigen Provinzen anerkannt wurde und den Krieg gegen die Spanier glücklich führte. (S. Niederlande.) O. selbst übte als Großpensionar viele Jahre lang den wichtigsten Einfluß im Staatsrath, und hauptsächlich durch ihn erhielt die Bundesverfassung der niederländ. Republik ihre definitive Ausbildung. Anfangs war O. in gutem Einvernehmen mit dem Statthalter Moritz; aber mit der Zeit gestaltete sich das Verhältniß immer feindlicher, da O. als Führer der republikanisch-ständischen Partei der Patrioten entschieden einer weitern Ausdehnung der statthalterlichen Gewalt widerstrebte. Auch gelang es O., gegen den Willen des kriegslustigen Moritz, den Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstandes mit Spanien durchzusetzen (1609). Endlich bot der Religionsstreit der Arminianer oder Remonstranten und der Gomaristen dem Statthalter eine Gelegenheit, seinen großen Gegner zu verderben. Auf O.'s Rath hatten nämlich die Provinzen Holland und Utrecht eigene Milizen angeworben, um die verfolgten Remonstranten zu beschützen, was Moritz für einen Eingriff in seine kriegsherrlichen Rechte erklärte. So ließ er im Haag 29. Aug. 1618 den O. nebst Hugo Grotius und andern Freunden verhaften und durch ein parteiisches Gericht verurtheilen. Da O. und auch seine Gemahlin sich weigerten, um Gnade zu bitten, wurde der 72jährige Greis am 13. Mai 1619 enthauptet. Seine beiden Söhne Wilhelm und René wurden gleichzeitig ihrer Aemter entsetzt und betheiligten sich 1623 bei einer Verschwörung gegen den Statthalter. Dieselbe ward jedoch vor der Zeit entdeckt. Wilhelm entkam nach Antwerpen, René aber ward gefangen und hingerichtet. Vgl. Deventer, «Gedenkstukken van O. en zijn tijd» (3 Bde., Haag 1862—65).

Oldenburg, deutsches Großherzogthum, hat auf einem Flächeninhalt von 116,$_{29}$ Q.-M. eine Bevölkerung (3. Dec. 1864) von 314416 E. und besteht aus drei räumlich weit getrennten Landestheilen: dem Herzogthum O. mit Einschluß der Herrschaften Jever (s. d.) und Kniphausen (s. d.), dem Fürstenthum Lübeck (s. d.) und dem Fürstenthum Birkenfeld (s. d.), welche aber durch gemeinschaftliche Erbfolge und Verfassung zu einem untheilbaren Staate vereinigt sind.

Das eigentliche Haupt- und Stammland, das Herzogthum O., umfaßt 98,$_{44}$ Q.-M.

mit 244480 E. und grenzt im N. an die Nordſee, welche mit dem faſt $3\frac{1}{2}$ Q.-M. großen Jadebuſen ſich in das Land hineindrängt, und an das $\frac{1}{4}$ Q.-M. große preuß. Jadegebiet. Außerdem wird es ringsum von dem vormaligen Königreich, jetzt preuß. Provinz Hannover umſchloſſen, bis auf eine kleine Strecke im Oſten, wo es an das Gebiet der Freiſtadt Bremen ſtößt. Das Herzogthum O. gehört zu der norddeutſchen Tiefebene, an deren allgemeinen Eigenſchaften es theilnimmt. Längs der Küſte und den Flußmündungen erſtreckt ſich die Marſch, eine fruchtbare Kleiregion, welche durch Deiche gegen den Andrang des Meeres geſchützt iſt. Weiter landeinwärts folgt die ſandige Geeſt, welche bis zu einer Höhe von 2—300 F. aufſteigt und zum Theil mit ausgedehnten Heiden und Mooren bedeckt iſt. Die Marſch umfaßt 20,66, die Geeſt 77,78 Q.-M. Das Klima iſt vorwiegend rauh und unfreundlich, in der feuchten Marſch ungeſünder als auf der trockenen Geeſt; der Herbſt pflegt die angenehmſte Jahreszeit zu ſein. Im Oſten fließt die Weſer, welche auf einer großen Strecke die Oſtgrenze bildet und unter andern die bis zur Stadt Oldenburg ſchiffbare Hunte aufnimmt. Außerdem münden direct in die Nordſee eine Anzahl kleiner Küſtenflüſſe, darunter die Jade, welche kanaliſirt ſind (Sieltiefen) und ihre Gewäſſer mittels koſtſpieliger Schleuſen (Siele) durch die Deiche hindurch abführen. Einige kleine Flüſſe im Weſten und Süden münden in die Leda und die Haſe, die zum Stromgebiet der Ems gehören. Ein Kanal zwiſchen Hunte und Ems iſt projectirt, aber die Arbeit ſchreitet nur langſam vorwärts. Unter den Landſeen zeichnet ſich das Zwiſchenahner Meer ſowol durch landſchaftliche Schönheit wie durch ſeinen Reichthum an Fiſchen aus. An Holz iſt das Land arm, indem die Forſten noch nicht 4 Q.-M. betragen; doch hat die Anpflanzung von Nadelholz auf der Heide einige Fortſchritte gemacht. Dagegen werden die mächtigen Torfmoore noch für Jahrhunderte ausreichen; Steinkohlen fehlen gänzlich. In der Marſch iſt die Bevölkerung urſprünglich von frieſ., die in der Geeſt von ſächſ. Abſtammung. Dieſer Unterſchied hat ſich zwar allmählich verwiſcht, iſt aber doch noch in Dialekt und Sitte zu erkennen. Nach der Religion theilte ſich 1864 die Bevölkerung in 175961 Lutheraner nebſt 1159 Reformirten und 87 Unirten, 65491 Katholiken, 941 Baptiſten und andere Sektirer, 826 Juden; bei 15 Perſonen fehlte die Angabe. Die Oberaufſicht über die luth. Kirche führt (in Gemäßheit des revidirten Geſetzes vom 11. April 1853) ein evang. Oberkirchenrath zu Oldenburg, welchem eine Landesſynode aus weltlichen und geiſtlichen Mitgliedern gegenüberſteht. Unter derſelben wirken ſieben Kreisſynoden, und jede Gemeinde (82 Kirchen und 3 Kapellen) hat ihre Presbyterialverfaſſung. Ein evang. Schullehrerſeminar beſteht in der Stadt Oldenburg, evang. Gymnaſien zu Oldenburg und zu Jever. Die Katholiken (32 Pfarrſprengel und 3 Kapellengemeinden) wohnen faſt ſämmtlich im ſüdweſtl. Theile des Landes, welcher vormals zum Bisthum Münſter gehörte (Aemter Frieſoythe, Kloppenburg, Löningen, Vechta, Steinfeld und Damme). Die kirchliche Oberaufſicht führt ein Official des Biſchofs zu Münſter, welcher in Vechta ſeinen Sitz hat. Ebendaſelbſt iſt ein kath. Gymnaſium und ein kath. Schullehrerſeminar. An Volks- und Mittelſchulen beſtehen etwa 280 evangeliſche und 127 katholiſche, außerdem mehrere höhere Bürgerſchulen. Das evang. Oberſchulcollegium iſt zu Oldenburg, das katholiſche zu Vechta. Von der Geſammtbevölkerung entfallen nur etwa 18 Proc. auf die Städte und Flecken, unter denen die Hauptſtadt Oldenburg (ſ. d.), der Fabrikort Varel mit etwa 5500 und Jever mit etwa 4200 E. hervorragen. Als das Hauptgewerbe iſt die Landwirthſchaft anzuſehen, welche über 62 Proc. der Bevölkerung beſchäftigt. In der Marſch iſt mehr Rinder- und Pferdezucht. Der Pferdemarkt in Stadt Oldenburg am Medardustage ſowie der Hornviehmarkt zu Ovelgönne zählen zu den erſten ihrer Art in ganz Deutſchland. Doch wird in der Marſch auch der Ackerbau ſtark betrieben und liefert Roggen, Weizen, Gerſte, Haſer, Bohnen u. ſ. w. zum Verkauf. Auf der Geeſt wird vorzugsweiſe Roggen producirt und daneben Haſer. Die Schweine-, Schaf- und Bienenzucht ſind hier beträchtlich. Auch wird auf den Mooren etwas Buchweizen gebaut. Der Sandboden der Geeſt iſt zum Theil ganz unfruchtbar und keiner Cultur fähig, und nicht ſelten dehnen ſich zwiſchen vereinzelten Dörfern ſtundenweite Heiden aus, welche nur als Weide für die kleinen, grobwolligen Schafe dienen. Am dünnſten iſt die Bevölkerung in dem über 10 Q.-M. großen Amt Frieſoythe, wo nur etwa 900 E. auf die Quadratmeile kommen, während die Durchſchnittszahl auf der Geeſt 2200, auf der Marſch 3400 E. auf die Quadratmeile beträgt. Die Auswanderung und das ſog. «Hollandsgehen» (zur Arbeit an holländ. Kanälen und Induſtrien) war früher ſehr beträchtlich, und in den vormals münſterſchen Aemtern hat die Volkszahl deshalb ſeit 20 J. geradezu abgenommen. Die Urſache davon war zum Theil, daß hier und überhaupt auf der Geeſt die ſog. Geſchloſſenheit der Bauerſtellen gilt. Die Höfe vererben hiernach ungetheilt, und die erbloſen Kinder erhalten nur eine ſehr

geringe Abfindungssumme. Dagegen in der Marsch, besonders im Stad- und Butjadingerlande, findet sich freie Theilbarkeit des Bodens. Große Güter sind wenig vorhanden. Die guts- und schutzherrlichen Lasten wurden theils 1849 aufgehoben, theils ablösbar gemacht. Von Manufacturen und Fabriken ist, außer einigen Baumwollspinnereien, Eisengießereien, Tabacksfabriken u. s. w., nur die häusliche Leinenindustrie des Ammerlandes, die Strumpfstrickerei im Amt Kloppenburg und die Korkschneiderei im Amt Delmenhorst zu erwähnen. Unter oldenb. Flagge fuhren 1. Jan. 1864 650 Schiffe mit 33339 Last und 2628 Mann Besatzung. Infolge der Zeitereignisse hatte sich dieser Bestand bis 1. Jan. 1865 auf 610 Schiffe mit 29470 Last und 2396 Mann vermindert. Der Handel beschränkt sich auf den Umsatz der Landesproducte gegen Colonialwaaren und Fabrikate und ist größtentheils von der Nachbarstadt Bremen abhängig. Die Communicationsmittel bedürfen noch der Verbesserung; doch ist in neuerer Zeit viel für Chausseeban geschehen. Auch waren Anfang 1867 Eisenbahnen von Stadt Oldenburg nach Bremen und von Oldenburg über Varel nach dem preuß. Jadehafen bereits vollendet, eine solche nach Leer im Bau begriffen und eine Bahn von Oldenburg südwärts nach Damme und der hannov. Grenze projectirt. In administrativer Hinsicht ist das Herzogthum, abgesehen von den drei Städten Oldenburg, Varel und Jever, in 19 Aemter eingetheilt. Die Oberaufsicht führen die Regierung zu Oldenburg und die Kammer (Finanzbehörde) ebendaselbst. Die einzelnen Communen haben gemäß der Gemeindeordnung vom 1. Juli 1855 eine ausgedehnte Selbstverwaltung. Die niedere Gerichtsbarkeit wird von den Amtsgerichten ausgeübt. Als zweite und dritte Instanz fungiren die Obergerichte zu Oldenburg, Varel und Vechta und das Appellationsgericht zu Oldenburg. Für Verbrechen, politische und Preßvergehen tritt das Schwurgericht ein. Das Oberappellationsgericht zu Oldenburg (für Nichtigkeitsbeschwerden) ist zugleich höchste Instanz für die Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld, also dem ganzen Großherzogthum gemeinschaftlich.

Im Großherzogthum O. gilt das revidirte Staatsgrundgesetz vom 22. Nov. 1852, welches immerhin noch eine der freisinnigsten Verfassungen in Deutschland ist. Die Todesstrafe, desgleichen die Fideicommisse, Steuerbefreiungen, Standesvorrechte, Feudallasten u. s. w. sind abgeschafft. Zu dem vereinigten Landtag des Großherzogthums, welcher in Einer Kammer tagt, stellt das Herzogthum O. 40, das Fürstenthum Birkenfeld 5 und das Fürstenthum Lübeck 4 Abgeordnete, welche auf indirecte Weise durch Wahlmänner gewählt werden. Die Urwähler sind in drei Klassen eingetheilt (Wahlgesetz vom 24. Nov. 1852). Ordentliche Landtage sollen alle drei Jahre stattfinden. In der Zwischenzeit fungirt ein ständiger Landtagsausschuß, welcher aus vier oldenburgischen, einem birkenfelder und einem lübecker Abgeordneten besteht. Außerdem sind in den Fürstenthümern Lübeck und Birkenfeld noch besondere Provinzialräthe, die jedoch keine beschließende Competenz, sondern nur eine gutachtliche Wirksamkeit haben. Der Landtag hat die Mitwirkung bei der Gesetzgebung und die Steuerbewilligung, außerdem auch das Recht der Ministeranklage; für diesen Fall tritt der Staatsgerichtshof ein, und das Verfahren ist durch Gesetz vom 24. März 1855 geregelt. Das Staatsministerium zerfällt in vier Hauptdepartements: 1) Ministerium des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, ingleichen der Justiz, Schul- und geistlichen Angelegenheiten; 2) Ministerium des Innern; 3) Ministerium der Finanzen; 4) Departement der Militärangelegenheiten. Unter dem Staatsministerium stehen die drei Provinzialregierungen zu Oldenburg für das Herzogthum O., zu Eutin für das Fürstenthum Lübeck und zu Birkenfeld für das Fürstenthum Birkenfeld. Das reichhaltige Haus- und Centralarchiv zu Oldenburg enthält auch sehr viel Material für die Geschichte der Herzogthümer Schleswig-Holstein. An Militär stellte das Großherzogthum im vormaligen Deutschen Bunde drei Feld- und ein Ersatzbataillon Infanterie (3051 Mann) und drei Schwadronen Cavalerie (509 Mann), nebst Artillerie und Pionnieren (447 Mann), zusammen 4007 Mann. Die Wehrpflicht war allgemein, jedoch mit Losung und Stellvertretung. Die Finanzen der drei Landestheile werden getrennt verwaltet, und dazu kommen die gemeinschaftlichen Finanzen des Großherzogthums, sodaß es ein vierfaches Budget gibt. Für 1865 waren die Einnahmen des Herzogthums O. auf 1,368000, die des Fürstenthums Lübeck auf 155160, die des Fürstenthums Birkenfeld auf 161100, endlich die des Großherzogthums auf 540000 Thlr. veranschlagt. Letztere bestehen fast ausschließlich aus Matricularbeiträgen der drei Landestheile, indem das Herzogthum 81, Lübeck 11 und Birkenfeld 8 Proc. zahlt. Die Ausgaben sind etwas höher veranschlagt. Die Staatsschuld betrug zu Ende 1864 für das Großherzogthum 45600, für das Herzogthum O. 3,807000, für Lübeck 290300, für Birkenfeld 10600, im ganzen 4,153500 Thlr. Der Großherzog genießt außer dem «Krongut», welches 1848 zum jährlichen Pachtwerth von 85000 Thlrn. ausgeschieden wurde, noch eine

Civilliſte (Gebührniſſe) zu dem gleichen Betrage von 85000 Thlrn., die auf die Staatsdomänen radicirt iſt. Dieſelbe wird vorweggenommen und kommt im Budget der Einnahmen und Ausgaben gar nicht vor. Apanagen u. dgl. braucht das Land nicht zu zahlen. Inzwiſchen iſt die Einnahme aus dem Krongut bedeutend geſtiegen. Außerdem beſitzt die großherzogl. Familie die einträglichen ſchleswig-holſtein-gottorpiſchen Fideicommißgüter im öſtl. Holſtein und anſehnliche Allodialbeſitzungen. Die Thronfolge vererbt im Mannsſtamme des Herzogs Peter Friedrich Ludwig (geſt. 1829) nach dem Recht der Erſtgeburt und der Linealfolge; die weibliche Erbfolge iſt ausgeſchloſſen. Der Titel des Regenten iſt: Großherzog von O., Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig, Holſtein, Stormarn, der Dithmarſchen und zu Oldenburg, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, Herr von Jever und Kniphauſen u. ſ. w. Das große Wappen zeigt in dem mit einer Königskrone bedeckten Hauptſchild die Inſignien von Norwegen, Schleswig, Holſtein, Stormarn, Dithmarſchen und Kniphauſen (ein ſchwarzer gekrönter Löwe im goldenen Feld). Darauf ruht ein Mittelſchild, welcher im erſten und zweiten Quartier die Wappen von O. und Delmenhorſt enthält. Das dritte Quartier zeigt im blauen Felde ein ſchwebendes, mit einer Biſchofsmitze bedecktes goldenes Kreuz für das Fürſtenthum Lübeck, das vierte Quartier ein roth und weiß geſchachtes Feld für Birkenfeld und dazwiſchen eine Spitze im blauen Feld einen goldenen gekrönten Löwen für Jever. Die Flagge iſt blau mit einem rothen Kreuz; blau und roth ſind auch die Landesfarben. Ein «Haus- und Verdienſtorden Herzogs Peter Friedrich Ludwig» wurde von deſſen Sohn, Großherzog Paul Friedrich Auguſt, 27. Nov. 1838 geſtiftet und beſteht aus vier Klaſſen. Vgl. Kohli, «Handbuch einer hiſtor.-ſtatiſt.-geogr. Beſchreibung des Herzogthums O. ſammt der Herrſchaft Jever und der beiden Fürſtenthümer-Lübeck und Birkenfeld» (3 Bde., 2. Aufl., Oldenb. 1844); Böſe, «Das Großherzogthum O., topogr.-ſtatiſt. Beſchreibung deſſelben» (Oldenb. 1863); das jährlich erſcheinende «Hof- und Staatshandbuch des Großherzogthums O.» und die «Statiſt. Nachrichten über das Großherzogthum O.», herausg. vom Statiſtiſchen Bureau zu Oldenburg; von Schrenck, «Topogr. Karte des Herzogthums O. in 14 Blättern, Maßſtab 1 : 50000», und «Ueberſichtskarte, Maßſtab 1 : 200000» (Oldenb. 1856 fg.).

Geſchichtliche Ueberſicht. Die Bildung des oldenb. Staats ging aus von der Oldenburg (d. h. alten Burg), wo ein uraltes Grafengeſchlecht ſaß, das ſeinen Urſprung gern von dem ſächſ. Häuptling Wittekind ableitete. Unter dem Schutz derſelben entſtand die jetzige Hauptſtadt Oldenburg (ſ. d.). Der erſte hiſtoriſch beglaubigte Stammvater iſt Egilmar, welcher in einer Urkunde von 1108 als «ein mächtiger Graf an der Grenze von Sachſen und Friesland» genannt wird. Seine Nachkommen erſcheinen unter den Vaſallen des ſächſ. Herzogs Heinrich des Löwen. Die oldenb. Grafen wirkten auch mit bei dem Kreuzzug gegen die frieſ. Stedinger (ſ. d.), welchen der Erzbiſchof Gerhard von Bremen veranlaßte, und nach dem großen Siege bei Alteneſch 1234 kam der größte Theil des Stedingerlandes unter oldenb. Herrſchaft. Graf Otto II. erbaute 1247 die Burg Delmenhorſt, neben welcher die gleichnamige Stadt entſtand, und ſeine Nachfolger nannten ſich «Grafen von O. und Delmenhorſt». Nach mittelalterlicher Weiſe wurden die Beſitzungen wiederholt getheilt. Neben der Hauptlinie O. erſcheint im 13. Jahrh. eine Nebenlinie Wildeshauſen. Dieſe verkaufte 1270 ihre Herrſchaft an das Erzbisthum Bremen, mit dem das Amt Wildeshauſen zuletzt an Hannover überging. 1334 zweigte ſich eine Nebenlinie Delmenhorſt ab. Nach deren Erlöſchen vereinigte Graf Dietrich der Glückliche (geſt. 1440) wieder den ganzen Familienbeſitz unter ſeiner Alleinherrſchaft. Dietrich's älteſter Sohn, Graf Chriſtian, wurde 1448 zum König von Dänemark gewählt (ſ. Oldenburger Haus) und überließ die Stammlande ſeinen Brüdern Gerhard dem Streitbaren und Moritz, welche 1458 abermals theilten. Jedoch die von Moritz geſtiftete (zweite) Nebenlinie Delmenhorſt erloſch ſchon mit deſſen Sohn. Während des ganzen Mittelalters hatten die oldenb. Grafen wiederholt mit den freien Frieſen an der Nordſee, mit dem Erzbisthum und der Stadt Bremen, dem Bisthum Münſter und andern benachbarten Dynaſten und Städten zu kämpfen gehabt. Aber die allerſtürmiſchſte Zeit war die zweite Hälfte des 15. Jahrh., wo Gerhard der Streitbare faſt ununterbrochen mit ſeinen Brüdern und Nachbarn in Fehde lag, bis er 1486 das Land verlaſſen mußte; er ſtarb in Frankreich 1500. Damals ward 1481 die ſog. Frieſiſche Weede (Amt Varel) für O. gewonnen, wogegen Delmenhorſt an das Bisthum Münſter verloren ging. Gerhard's Sohn, Johann XIV. (1486—1526), erwarb nach ſchweren Kriegen das frieſ. Stad- und Butjadingerland, theils durch Eroberung, theils durch Kauf 1517—23. Der Enkel, Anton I. (1526—73), führte die Reformation ein, hielt aber im Schmalkaldiſchen Kriege treu zu Kaiſer Karl V., und ſo gelang es ihm damals, 1547 Delmenhorſt wiederzuer-

obern. Er nahm auch zuerſt (1531) die Grafſchaften förmlich vom Kaiſer zu Lehen. Seitdem wurden die Grafen von O. und Delmenhorſt auf dem Reichstage zur Weſtfäliſchen Reichsgrafenbank gerechnet und hatten Sitz und Stimme auf den weſtfäl. Kreistagen. Anton's Söhne theilten abermals, aber die (dritte) Nebenlinie Delmenhorſt erloſch 1647 mit Chriſtian IX., ſodaß nun die Grafſchaften unter Anton's Enkel, Anton Günther (1603—67), auf immer miteinander vereinigt wurden. Inzwiſchen waren auch die letzten freien frieſ. Herrſchaften, Jever durch Erbſchaft 1575 und Kniphauſen durch Vergleich 1623, an O. gefallen. Anton Günther regierte mit Kraft und Klugheit, und das Land bewahrte unter den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs einen faſt ungeſtörten Frieden und Wohlſtand. Die landesherrl. Gewalt war unumſchränkt. Die Grafen hatten keinen privilegirten Adel aufkommen laſſen, und die Städte waren von geringer Bedeutung; die Landbevölkerung blieb von der Leibeigenſchaft verſchont. Anton Günther war der letzte ſeines Stammes, und die Bemühungen, ſeinem natürlichen Sohn, dem Reichsgrafen Anton von Aldenburg, die Erbfolge zuzuwenden, blieben erfolglos. So ſetzte er durch den Rendsburger Vertrag vom 13. Aug. 1649 ſeine mächtigen Agnaten, den König von Dänemark und den Herzog von Schleswig-Holſtein-Gottorp, zu ſeinen Lehnserben ein, welche denn auch nach Anton Günther's Tod 19. Juni 1667 Beſitz ergriffen. Dagegen erhob der Herzog von Schleswig-Holſtein-Plön (ſ. Oldenburger Haus, D) als näher berechtigter Agnat Klage beim Reichshofrath. Derſelbe erhielt auch ein günſtiges Urtheil und wurde durch Reichsexecution in den Beſitz der Grafſchaften O. und Delmenhorſt geſetzt, worauf er dieſe durch Ceſſionsacte vom 22. Juni 1676 gegen anderweitige Entſchädigung an den König Chriſtian V. von Dänemark abtrat. Ueber einen Theil ſeiner Beſitzungen hatte jedoch Graf Anton Günther anderweitig verfügt. Die Herrſchaft Jever als Weiberlehn vererbte auf die Nachkommenſchaft ſeiner Schweſter Magdalena, welche mit dem Fürſten Rudolf von Anhalt-Zerbſt vermählt war, und als dieſe Dynaſtie 1793 im Mannsſtamm erloſch, kam Jever durch die Erbtochter (Kaiſerin Katharina II., geborne Prinzeſſin von Zerbſt) an Rußland. Die Herrſchaft Kniphauſen (nebſt dem oldenb. Amt Varel u. ſ. w.) erhielt der Reichsgraf Anton von Aldenburg, und als Hinterlaſſenſchaft einer Erbtochter ging dieſelbe 1761 an die holländ. Familie von Bentinck über.

Die Grafſchaften O. und Delmenhorſt blieben nun 100 J. lang unter Herrſchaft der dän. Könige (Chriſtian V., geſt. 1699; Friedrich IV., geſt. 1730; Chriſtian VI., geſt. 1746; Friedrich V., geſt. 1766; Chriſtian VII.), und das Land erfreute ſich einer milden Behandlung. Namentlich als die große Waſſerflut von 1717 alle Deiche zerſtörte, wurden die Marſchbewohner freigebig unterſtützt. Endlich überließ König Chriſtian VII. durch Traetat vom 1. Juni 1773 die Grafſchaften an den Großfürſten von Rußland und regierenden Herzog von Holſtein-Gottorp, Paul Petrowitſch (ſpäter Kaiſer Paul I.), welcher dagegen auf alle gottorpiſchen Beſitzungen und Anſprüche in Schleswig-Holſtein (ſ. d.) verzichtete. Zugleich erklärte der Großfürſt als Chef des gottorpiſchen Hauſes (ſ. Oldenburger Haus, C), daß er die Grafſchaften zum Etabliſſement der jüngern gottorpiſchen Linie beſtimme. Demgemäß wurde das Land 10. Dec. für den Großfürſten in Beſitz genommen, aber bereits 14. Dec. 1773 dem gottorpiſchen Prinzen Friedrich Auguſt übertragen, der ſofort die Regierung antrat. Durch Diplom des Kaiſers Joſeph II. vom 29. Dec. 1774 wurden die Grafſchaften O. und Delmenhorſt zu einem Herzogthum (Holſtein-O.) erhoben, welches 1778 auch eine Virilſtimme im Reichsfürſtenrath erhielt.

Herzog Friedrich Auguſt (geb. 20. Sept. 1711), welcher bereits ſeit 1750 Fürſtbiſchof von Lübeck war, ſtarb 6. Juli 1785. Sein Sohn Peter Friedrich Wilhelm (geb. 3. Jan. 1754) war geiſteskrank und wurde deshalb durch Teſtament ſeines Vaters, mit Zuſtimmung der Häupter beider oldenb. Hauptlinien, des Königs von Dänemark und des Großfürſten Paul, von der Regierung ausgeſchloſſen. Derſelbe erhielt ſeine Reſidenz auf dem Schloß Plön in Holſtein, wo er 2. Aug. 1823 ſtarb. Die Regierungsgewalt wurde dem gottorpiſchen Prinzen Peter Friedrich Ludwig übertragen, welcher der Sohn von Georg Ludwig (geb. 1. März 1719, geſt. 7. Sept. 1763), dem jüngſten Bruder des Herzogs Friedrich Auguſt, war. Peter Friedrich Ludwig (geb. 17. Jan. 1755), ſeit 1785 Fürſtbiſchof von Lübeck und regierender Landesadminiſtrator des Herzogthums O., nach dem kinderloſen Tode ſeines Vetters 1823 Herzog von O., wurde der Stammvater des jetzt regierenden großherzogl. Hauſes.

Unter dem mild gehandhabten Syſtem des aufgeklärten Despotismus, das bereits unter dem dän. Miniſter Johann Hartwig Ernſt Bernſtorff (ſ. d.) begonnen hatte und unter den Herzogen Friedrich Auguſt und Peter Friedrich Ludwig fortgeſetzt wurde, blühte das Land immer mehr auf, bis auch O. in den Strudel der franz. Revolutionskriege hineingeriſſen ward. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Febr. 1803 wurde die Aufhebung des oldenb. Weſer-

zolles zu Elsfleth ſtipulirt, welcher jedoch erſt 1820 wirklich aufhörte. Dagegen erhielt O. zur Entſchädigung das hannov. Amt Wildeshauſen und einen Theil des Bisthums Münſter; zugleich erhielt Peter Friedrich Ludwig das ſäculariſirte Bisthum Lübeck als weltliches Fürſtenthum. Während des Kriegs von 1806 ſah ſich die herzogl. Familie, wegen ihrer Verwandtſchaft mit Rußland, von Napoleon feindlich behandelt und mußte flüchten. Die Franzoſen beſetzten das Herzogthum, gaben es aber im Tilſiter Frieden 7. Juli 1807 wieder zurück. Dagegen mußte O. ſich dem läſtigen franz. Continentalſyſtem unterwerfen und nach dem Erfurter Congreß auch dem Rheinbunde beitreten (14. Oct. 1808). Das franz. Senatsconſult vom 13. Dec. 1810, welches die ganze Nordſeeküſte mit dem franz. Kaiſerthum vereinigte, entſchied auch über O.s Schickſal. Die von Napoleon angebotene Territorialentſchädigung (Stadt Erfurt und Grafſchaft Blankenhain in Thüringen) lehnte Peter Friedrich Ludwig entſchieden ab und zog ſich mit ſeiner Familie nach Rußland zurück. Darauf erfolgte durch Napoleon's Decret vom 22. Jan. 1811 die förmliche Beſitzergreifung, und das Herzogthum wurde an die beiden franz. Departements der Weſermündung und der Oberems vertheilt. Bald nach der Schlacht bei Leipzig übernahm jedoch Peter Friedrich Ludwig (1. Dec. 1813) wieder die Regierung. Die franz. Neuerungen wurden meiſtentheils ſchnell beſeitigt, und alles kehrte wieder in das alte Gleis zurück. O. trat nunmehr (1815) dem Deutſchen Bunde bei und erhielt durch die Wiener-Congreß-Acte das hannov. (früher münſterſche) Amt Damme ſowie einen Theil des vormaligen franz. Saardepartements, der ſeitdem das Fürſtenthum Birkenfeld bildet. Auch wurde O. der Rang und Titel eines Großherzogthums zugeſtanden, wovon jedoch Peter Friedrich Ludwig niemals Gebrauch machte. Außerdem trat der ruſſ. Kaiſer Alexander I. 18. April 1818 die Herrſchaft Jever an O. ab. Die Verhältniſſe der Herrſchaft Kniphauſen wurden nach längern Streitigkeiten durch das Berliner Abkommen vom 8. Juni 1825 dahin geregelt, daß die Familie Bentinck die vormalige Landeshoheit behielt, während O. daſelbſt diejenigen Oberhoheitsrechte ausüben ſollte, welche früher dem deutſchen Kaiſer und Reich zugeſtanden hatten. Peter Friedrich Ludwig ſtarb 21. Mai 1829, und ihm folgte ſein älteſter Sohn, Paul Friedrich Auguſt (ſ. d.), welcher 28. Mai 1829 den großherzogl. Titel annahm. Das patriarchaliſche Regiment hatte im Lauf der letzten Jahrzehnte immer mehr ſtarr bureaukratiſche Formen angenommen. Die Folge war, daß die auf Artikel 13 der Deutſchen-Bundes-Acte geſtützten Wünſche nach einer ſtändiſchen Verfaſſung ſich wiederholt geltend machten. So namentlich 1830 unter dem Eindruck der franz. Julirevolution, jedoch ohne Erfolg. 1836 trat das Herzogthum O. mit Hannover und Braunſchweig in einen gemeinſamen Zollverband, den ſog. Steuerverein, wogegen die Fürſtenthümer Birkenfeld ſchon 1830 an den preuß. Zollverein, Lübeck an den ſchleſw.-holſtein. Zollverband angeſchloſſen wurden. Der Aufſchwung des polit. Lebens ſeit 1840 machte ſich auch in O. fühlbar, und als Preußen 1847 mit der Berufung eines allgemeinen Landtags voranging, ſetzte der Großherzog eine Commiſſion nieder, welche eine Verfaſſung ausarbeiten ſollte. Bevor aber dieſe Arbeit vollendet war, brach die franz. Februarrevolution 1848 aus. Auch in O. nahm jetzt die Volksbewegung einen lebhaftern Charakter an. Obſchon keine ernſtliche Ruheſtörungen vorfielen, herrſchte doch längere Zeit eine demokratiſche Richtung vor, welcher die Regierung ſich nicht entziehen konnte. Nach langen, oft ſtürmiſchen Verhandlungen mit dem ſog. «vereinbarenden Landtage» (29. Aug. 1848 bis 14. Febr. 1849) kam das ſtark demokratiſch gefärbte Staatsgrundgeſetz vom 18. Febr. 1849 zu Stande. Bald darauf, 30. April, trat eine verfaſſunggebende Synode von geiſtlichen und weltlichen Abgeordneten zuſammen, und 15. Aug. ward das neue Kirchenverfaſſungsgeſetz publicirt, welches die Presbyterial- und Synodalordnung durchführte. Gleichzeitig betheiligte ſich O. am deutſchen Parlament, und die deutſche Reichsverfaſſung ward daſelbſt 17. Mai amtlich verkündigt. Dann trat der Großherzog 13. Juli 1849 dem ſog. Dreikönigsbündniß bei, zu welchem Schritte der Landtag hartnäckig ſeine Genehmigung verſagte. Ueberhaupt waren die erſten Jahre des Verfaſſungslebens ziemlich ſtürmiſch, indem zu wiederholten malen die Miniſter gewechſelt und die Stände vertagt oder aufgelöſt wurden. Endlich beruhigten ſich die Gemüther, und es gelang der Regierung, mit dem Landtag, reſp. der Synode, eine Reviſion ſowol der Staats- wie der Kirchenverfaſſung zu vereinbaren, woraus das revidirte Staatsgrundgeſetz vom 22. Nov. 1852 und die revidirte Kirchenordnung vom 11. April 1853 hervorgingen. Inzwiſchen war der Großherzog Paul Friedrich Auguſt 27. Febr. 1853 geſtorben, und ihm ſuccedirte ſein älteſter Sohn, Großherzog Nikolaus Friedrich Peter (ſ. d.). Durch die Verträge vom 20. Juli und 1. Dec. 1853 trat O., gegen eine Entſchädigung von 500000 Thlrn., der Krone Preußen ein kleines Gebiet an der weſtl. und öſtl. Seite des Jadebuſens zur Anlegung eines Kriegshafens

ab. Zugleich übernahm Preußen den Schutz der oldenb. Küste und Handelsflagge. Der Beitritt des Herzogthums O. zum preuß. und deutschen Zollverein, bereits durch Vertrag vom 1. März 1852 stipulirt, wurde 1. Jan. 1854 vollzogen und gab der Industrie einen frischen Anstoß. Ein langjähriger Erbfolgestreit innerhalb der Familie Bentinck (s. d.) fand seine Erledigung durch die Verträge vom 13. April und 30. Juni 1854, in denen beide streitende Parteien ihre Rechte und Ansprüche auf das reichsgräfl. aldenburgische Fideicommiß gegen Geldentschädigung von 2 Mill. Thlrn. an O. überließen. Demgemäß fand 1. Aug. 1854 die Besitzergreifung statt, und die Herrschaft Kniphausen wurde dem Herzogthum O. einverleibt. Im Laufe der nächsten Jahre kam eine Reihe von wichtigen organischen Gesetzen zu Stande, unter denen die Gemeindeordnung vom 1. Juli 1855 hervorzuheben ist. Seit der Verfassungsrevision hatte der Beamtenstand auf den Landtagen die Majorität, und so geschah es, daß in der Session von 1857 die misvergnügte Minorität der bäuerlichen Abgeordneten austrat und dadurch den Landtag beschlußunfähig machte. Bei den folgenden Neuwahlen erhielten die Bauern die Mehrheit und behaupteten fortan dieselbe. Durch den Vertrag vom 16. Febr. 1864 trat O. abermals ein Stück Land zur Vergrößerung des preuß. Jadegebiets ab. Nach dem glücklichen Ausgang des deutsch-dän. Kriegs versuchte der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter, gestützt auf eine Cession des russ. Kaisers Alexander II. vom 19. Juni 1864, die Erbansprüche der Gottorpischen Linie auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein geltend zu machen. In dem preuß.-österr. Conflict 1866 stellte sich O. auf Seite Preußens, schickte auch seine Truppen zur preuß. Mainarmee ab. Am 18. Aug. 1866 trat O. dem neugebildeten Norddeutschen Bundesstaate bei. Darauf ward ein Vertrag zu Berlin 27. Sept. 1866 abgeschlossen, wodurch der Großherzog auf alle Ansprüche seines Hauses an Schleswig-Holstein zu Gunsten der Krone Preußen verzichtete. Dagegen zahlte Preußen eine Entschädigungssumme von 1 Mill. Thlrn. und trat das holstein. Amt Ahrensböck nebst einigen kleinen benachbarten Districten (2,677 Q.-M. mit 12604 E.) an O. ab. Zugleich nahm man eine abermalige Erweiterung des preuß. Jadegebiets durch neue oldenb. Abtretungen in Aussicht. Vgl. Halem, «Geschichte des Herzogthums O.» (3 Bde., Oldenb. 1794—96); Runde, «Oldenb. Chronik» (3. Aufl., Oldenb. 1863).

Oldenburg, Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Großherzogthums, liegt an der schiffbaren Hunte, $2^1/_2$ M. oberhalb deren Mündung in die Weser, ist Sitz der höchsten Behörden des Staats und zählt (Ende 1864) 13402, mit dem Vororte Osternburg 17500 E. Unter die bemerkenswerthen Gebäude der Stadt gehört zunächst das Schloß, mit vielen Werken Tischbein's und anderer neuerer deutscher Künstler, der Privatbibliothek des Großherzogs (40000 Bde.), dem Kupferstichcabinet und dem Nachlasse Tischbein's, ferner dem Münzcabinet (besonders das Land und das fürstl. Haus Oldenburg betreffend) und einer Sammlung deutscher Alterthümer. Das großherzogl. Palais enthält ebenfalls viele Werke der modernen Kunst. Das Augusteum, ein sehr schönes, monumentales Gebäude zum Andenken an den Großherzog August, dient zu Kunstausstellungen u. dgl.; auch befinden sich in demselben die großherzogl. Gemäldegalerie und die Sammlung von Gipsabgüssen. Die fürstl. Grabkapelle ist mit Werken Dannecker's geschmückt. Ansehnliche Gebäude sind noch die Bibliothek, das Hospital, das Schwurgericht, das Arsenal, die Artilleriekaserne. Ferner hat die Stadt eine kath. und zwei luth. Kirchen, von denen die Kirche zu St.-Lambertus, äußerlich unschön und ohne Thurm, im Innern eine Rotunde mit einer von zwölf Säulen getragenen Kuppel bildet, die andere zum Vorort Osternburg gehört. Auch ist eine Synagoge vorhanden. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, ein Seminar, eine höhere Bürgerschule und eine höhere Töchterschule. Unter den Sammlungen für Wissenschaft sind, außer den genannten, noch hervorzuheben: die öffentliche Bibliothek von mehr als 100000 Bänden, und das Naturhistorische Museum, in welchem besonders das Troth'sche Herbarium; die norddeutschen und indischen Vögel sowie die geognostische Sammlung bemerkenswerth sind. Hieran schließt sich das Theater, das als Kunstanstalt Anerkennenswerthes geleistet hat. Zu den Vereinen für verschiedene wirthschaftliche Zwecke kam neuerdings eine Feuerversicherungsgesellschaft. Industrie und Handel der Stadt befinden sich in blühendem Zustande. Außer einer Spinnerei, Eisengießereien und Schiffswerften bestehen auch Fabriken für Taback, Leder, Seife, Handschuhe, Musikinstrumente u. s. w.; ferner fünf Buchdruckereien und drei Buchhandlungen. Die Hunte, auf welcher Fahrzeuge bis zu 40 Last zur Stadt gelangen können, vermittelt einen sehr lebhaften Schiffahrtsverkehr, zunächst mit der Weser. 1865 kamen 1489 Schiffe mit 22614 Last an und gingen 1412 Fahrzeuge mit 22245 Last ab. Zur Ausfuhr gelangen, außer den Erzeugnissen des städtischen Gewerbfleißes, auch Landesproducte überhaupt, wie Schiffsbauholz, Getreide und Vieh. Der Import ist nicht min-

der lebhaft. Die Pferdemärkte (10. Jan., 1. April, 8. Juni und 1. Aug.) der Stadt sind die bedeutendsten in ganz Norddeutschland. O. ist durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit Bremen und Bremerhaven verbunden; auch führen Eisenbahnen nach Bremen und nach Heppens (am Jadebusen). Eine Eisenbahn nach Leer war 1867 im Bau begriffen, desgleichen eine Kanalverbindung mit Weser und Ems. Die Umgebungen des Orts sind sehr freundlich. In der Stadt ist der Schloßgarten sehenswerth. Als eigentlicher Hafenplatz für O. gilt die Stadt Elsfleth (s. d.) mit (1864) 2563 E. an der Einmündung der Hunte in die Weser.

Oldenburger Haus, ein ursprünglich reichsgräfl. Geschlecht, das im Mittelalter auf sein kleines Stammland beschränkt war und erst zu größerer Bedeutung durch eine Familienverbindung mit dem Schauenburgischen Hause gelangte, indem Graf Dietrich der Glückliche von Oldenburg (gest. 1440) sich 1424 mit der Tochter des Herzogs Gerhard VI. von Schleswig-Holstein, Hedwig (gest. 1436), vermählte. Ein jüngerer Sohn Dietrich's, Graf Gerhard (gest. 1500), setzte A) die gräfliche Linie zu Oldenburg fort, welche mit Graf Anton Günther (gest. 1667) erlosch. (S. Oldenburg, Großherzogthum.) Der älteste Sohn Dietrich's, Christian (gest. 1481), wurde aber auf Veranlassung seines Oheims, des Herzogs Adolf VIII. von Schleswig-Holstein, zum König von Dänemark 1448 und Norwegen 1450, nach Adolf's Tode auch zum Landesherrn von Schleswig-Holstein 1460 erwählt und stiftete B) die königlich Dänische Linie (s. Dänemark), welche in der deutschen Reichsmatrikel auch als die Linie Holstein-Glückstadt bezeichnet wurde und endlich mit dem Könige Friedrich VII. (s. d.) 1863 ausstarb. Dagegen blühen nach zwei von der dän. Hauptlinie abgezweigte Linien fort, nämlich C) die Gottorpische Linie, gestiftet vom Herzog Adolf (gest. 1586), drittem Sohn des Königs Friedrich I. von Dänemark. Die Herzoge dieser Linie regierten bis 1773 als Landesherren in einem Theile von Schleswig-Holstein (s. d.), während gleichzeitig das Bisthum Lübeck (s. d.) regelmäßig von jüngern Söhnen desselben Hauses beherrscht wurde. Endlich bestieg der regierende Herzog Karl Peter Ulrich, welcher durch seine Mutter Anna ein Enkel des Zaren Peter d. Gr. war, 1762 den russ. Thron als Kaiser Peter III. (gest. 1762) und stiftete a) die kaiserlich Russische Linie. (S. Rußland.) Ein Oheim (Großonkelssohn) Peter's III., Adolf Friedrich (gest. 1771), wurde durch Wahl König von Schweden 1751 und stiftete b) die königlich Schwedische Linie (s. Schweden), welche mit dem Sohne des 1809 entthronten Königs Gustav IV. Adolf, dem Prinzen Gustav von Wasa, österr. Feldmarschallieutenant (geb. 1799) erlöschen wird. Ein Bruder Adolf Friedrich's, Friedrich August (gest. 1785), gelangte durch den Tauschvertrag von 1773 (s. Schleswig-Holstein) in den Besitz des Stammlandes, und von dessen jüngerm Bruder, Georg Ludwig (gest. 1763), stammt c) die großherzoglich Oldenburgische Linie (s. Oldenburg, Großherzogthum), welche seit 1803 auch das säcularisirte Bisthum Lübeck als erbliches Fürstenthum besitzt. D) Die Sonderburgische Linie wurde gestiftet von Herzog Johann dem Jüngern (gest. 1622), drittem Sohne des Königs Christian III. von Dänemark. Die Herzoge dieser Linie haben niemals, wie die dän. Könige und die gottorper Herzoge, an der Landesregierung und Landeshoheit von Schleswig-Holstein theilgenommen, sondern sie übten die Regierungsrechte nur in den besondern Gebieten, welche ihnen als Apanage angewiesen waren (abgetheilte Herren). Zum Theil waren sie auch nur große Grundbesitzer ohne irgendwelche Regierungsrechte. Von den zahlreichen Zweigen, in welche das Haus sich spaltete, sind erloschen: die Linie Plön 1706, die Hauptlinie Sonderburg-Franzhagen 1709, die Linie Norburg 1722, die sog. Schlesische Linie 1727, die Linie Nethwisch 1729, Wiesenburg 1744, Norburg-Plön 1761 und Glücksburg 1779. Noch blühen aber d) die Linie Augustenburg (s. d.), gestiftet von einem Enkel Johann's des Jüngern, Herzog Ernst Günther (gest. 1689). Das gegenwärtige Haupt dieser Linie ist durch den Verzicht seines Vaters Christian Karl Friedrich August (s. d.) der Erbprinz Friedrich Christian August (s. d.), welcher 1863 den erfolglosen Versuch machte, als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein Besitz zu ergreifen. E) Die Linie Beck, seit 1825 Glücksburg genannt, wurde gestiftet von einem andern Enkel Johann's des Jüngern, Herzog August Philipp (gest. 1675). Gegenwärtiges Haupt derselben ist Herzog Karl, geb. 1813, vermählt mit der Prinzessin Wilhelmine Marie, Tochter König Friedrich's VI. von Dänemark, kinderlos. Sein Bruder Friedrich, geb. 1814, vermählt mit der Prinzessin Adelheid von Schaumburg-Lippe, wird die Linie fortsetzen. Ein jüngerer Bruder, König Christian IX. (s. d.), gelangte in Gemäßheit des sog. Londoner Protokolls 1863 zur Herrschaft in Dänemark, und dessen zweiter Sohn, Georg I. (s. d.), wurde 1863 König der Hellenen. (S. Griechenland.) Sämmtliche Mitglieder der Glücksburger Linie führen kraft eines Patents des Königs Christian IX. das Prädicat «Hoheit».

Oleander (Nerium) iſt der Name einer zu der 5. Klaſſe, 2. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zu den Apocyneen gehörenden Pflanzengattung, deren Kennzeichen in einem fünftheiligen Kelche, der innen am Grunde mit vielen zahnartigen Zipfelchen aber Drüſen beſetzt iſt, einer tellerförmigen, fünfſpaltigen Blumenkrone mit fünftheiliger, mehr aber weniger gezähnter aber zerſchlitzter Schlundkrone, fünf Staubgefäßen, deren Staubbeutel der Narbe anhängen, und in zwei länglich-walzenförmigen Balgkapſeln mit ſchopfigen Samen beſtehen. Es ſind immergrüne Sträucher mit lederigen, gegenſtändigen oder zu dreien ſtehenden und von vielen parallelen Seitennerven durchzogenen Blättern. Die Trugdolden ſind end- aber achſelſtändig und die Blüten anſehnlich. Der gemeine O. (N. Oleander L.), welcher im ſüdl. Europa, im nördl. Afrika und im Orient bis beinahe nach Oſtindien verbreitet iſt, wird ſeiner ſchönen rothen oder öfters auch weißen Blumen und ſeiner immergrünen Blätter halber auch bei uns häufig als Zierſtrauch cultivirt. Die Engländer nennen ihn Roſenlorber (Rose-bay) und die Franzoſen Lorberroſe (Laurier-rose). Er liebt feuchte Stellen, wächſt daher vorzüglich an Bächen und wird 8—15 F. hoch. Durch ſeine rothen Blütenbüſchel gibt er manchen Ruinen Süditaliens ſowie den Bächen in Südſpanien (z. B. in der Sierra-Morena) und Südportugal, wo er ungemein häufig iſt, ein prächtiges Anſehen. Alle Theile des O. enthalten einen bittern und narkotiſch-ſcharfen, für Menſchen und Thiere giftigen Saft, der beim Abbrechen junger Zweige als weiße Milch ausfließt. Die ganze Pflanze beſitzt ſcharf narkotiſche Kräfte, weshalb auch der nicht unangenehme Geruch der Blumen betäubend wirkt. Die Blätter wurden ehedem als Folia Oleandri s. Rosaginis gegen chroniſche Hautausſchläge angewendet. Nach jetzt pflegt man ſie zu Pulver gerieben und mit Fett gemengt als Krätzſalbe zu gebrauchen. Der in Oſtindien einheimiſche wohlriechende O. (N. odorum Lamk.), der bei uns gleichfalls cultivirt wird, aber wärmer gehalten werden muß, zeichnet ſich durch den Wohlgeruch ſeiner Blumen aus, welche auch größer und deren Schlundſchuppen in 4—7 linealiſche Zipfel geſpalten ſind. Der Fiſchfangsoleander (N. piscidium) beſitzt eine ſehr faſerige Rinde, welche in Bengalen wie Hanf benutzt wird. Legt man ſie ins Waſſer, ſo werden die Fiſche im Umkreiſe jener Stelle getödtet. Man vermehrt die Oleanderarten durch Stecklinge, welche man in mit Waſſer gefüllten Glasflaſchen ſich bewurzeln läßt. Die daraus erzogenen Pflanzen werden in Orangerieerde eingeſetzt und eine Zeit lang alljährlich verpflanzt. Im Winter müſſen ſie im Kalthaus oder froſtfreien Zimmer licht geſtellt, im Sommer ſtark begoſſen und an einen etwas ſchattigen Ort geſtellt werden. Gegen die den O. ſo häufig heimſuchenden Schildläuſe ſchützen gute Lüftung, regelmäßiges Begießen und Reinlichkeit am meiſten. Weniger ſchadet die große Raupe des herrlichen Oleanderſchwärmers (Sphinx Nerii), welche ſich bei uns nur ſelten (in ſehr heißen Sommern) zeigt und von den Schmetterlingsſammlern theuer bezahlt wird.

Olearius (Adam), eigentlich Oelſchläger, einer der beſten proſaiſchen Schriftſteller ſeiner Zeit, geb. um 1600 zu Aſchersleben im Halberſtädtiſchen, wendete ſich nach Vollendung ſeiner Studien in Leipzig nach Holſtein und wurde des Herzogs von Holſtein-Gottorp, Friedrich III., Hofmathematikus und Bibliothekar. 1633 ſchickte ihn der Herzog mit einer Geſandtſchaft, bei der ſich auch Paul Flemming (ſ. d.) befand, als fürſtl. Rath und Secretarius an ſeinen Schwager, den Zar Michael Feodarowitſch, nach Moskau. In gleicher Eigenſchaft kam er 1635 zum zweiten mal nach Rußland und von da an den perſ. Hof. Nach ſeiner Rückkehr nach Gottorp 1639 gab er eine in mehrerer Hinſicht merkwürdige und reichhaltige, auch von ſeiten der Sprache verdienſtliche Beſchreibung ſeiner Reiſe unter dem Titel «Neue oriental. Reiſebeſchreibung» (Schlesw. 1647 u. öfter) heraus. Er hatte in Perſien die Landesſprache erlernt und lieferte unter anderm eine Ueberſetzung des «Roſengarten» von Sadi. Er wurde 1651 Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft und ſtarb 22. Febr. 1671. — Gottfried O., geb. 1. Jan. 1604, geſt. als Superintendent in Halle 20. Febr. 1685, und deſſen Sohn, Johann O., geb. 5. Mai 1639, geſt. als Profeſſor der Theologie zu Leipzig 6. Aug. 1713, ſind als theol. Schriftſteller und als Herausgeber der «Acta eruditorum» bekannt. — Des letztgenannten Bruder, Johann Chriſtoph O., geb. 17. Sept. 1668, geſt. als Generalſuperintendent zu Arnſtadt 31. März 1747, machte ſich um die Numismatik ſehr verdient ſowie auch als geiſtlicher Liederdichter.

Ole Bull, ſ. Bull (Ole Bornemann).

Oleïn oder Elain, reines Oel oder Oelſtoff, iſt einer der beiden Beſtandtheile, welche alle fetten Oele des Pflanzen- und alle Fette des Thierreichs zuſammenſetzen, nämlich der flüſſige; der andere, der feſte, iſt entweder Stearin (ſ. d.) oder Margarin (ſ. d.). Man betrachtet das O. gegenwärtig als ein Glycerid der Oelſäure. (S. Fett.) Auch ſoll das Oelſäureglycerid der ein-

trocknenden Oele von dem der nicht trocknenden verschieden sein, und versteht man unter O. im engern Sinne dasjenige der trocknenden Oele, während man Elaïn dasjenige der nicht trocknenden nennt. Das Elaïn wird durch salpetrige oder schweflige Säure in einen festen Körper, Elaïdin, verwandelt. Die flüssigen Oele enthalten mehr O. als die fetten Talgarten. Es erstarrt erst in viel größerer Kälte als Stearin, ist der Krystallisation nicht fähig und löst sich viel leichter in Weingeist. Im kleinen trennt man daher das O. vom Stearin am besten durch Weingeist. Im größern Maßstabe bedient man sich des Auspressens der Oele und Fette bei einer Temperatur, wobei das Stearin völlig fest, das O. aber noch völlig flüssig ist. Reines O. ist, da es in der Kälte nicht dick wird, ein sehr gutes Schmiermittel für feine Maschinentheile. Noch besser eignet sich dazu die aus dem O. dadurch, daß man es an Kalk bindet und die Verbindung nachher wieder durch Schwefelsäure zersetzt, meist als Nebenproduct der Stearinsäurefabriken gewonnene Oleïnsäure oder Oelsäure. Sie muß aber dann sorgfältig von aller beigemengten Schwefelsäure befreit sein, weil diese die metallenen Theile angreifen würde.

Oléron, eine Insel an der Westküste Frankreichs, den Mündungen der Charente und Seudre gegenüber, zum Depart. Nieder-Charente gehörig, im S. vom Festlande durch den 3/4 M. breiten Pertuis de Maumusson, im N. von der Insel Ré durch den Pertuis d'Antioche getrennt und mit Leuchtthürmen versehen, zählt (1861) auf 4 Q.-M. 18178 E., die geborene Seeleute und großentheils Protestanten sind. Die Insel besteht größtentheils aus Dünensand mit Salzseen, erzeugt aber auf ihrem wohlbewässerten Culturboden eine Menge Getreide, Gemüse, Hülsenfrüchte und Wein und ist besonders wichtig durch ihre bedeutende Seesalzproduction. Außer dieser und dem Feldbau beschäftigen sich die Einwohner mit Seefischerei, Schiffbau, Fischsalzerei, Fabrikation von Branntwein, Essig, Weingeist, Weinstein, mit Kalk- und Ziegelbrennerei sowie mit Korn-, Salz-, Wein- und Fabrikatenhandel. Die Insel hat, außer mehrern Flecken und Dörfern, drei Städte: Château oder Le Château d'Oléron, an der südöstl. Küste, mit einer 1630 erbauten Citadelle, einem Lehrerinnenseminar, einem Hafen, Schiffswerft, Seilerbahnen und 3518 E.; Saint-Pierre d'Oléron, in der Mitte, mit 4981 E. und einem Handelsgericht, und Saint-Georges d'Oléron, etwas nördlicher, mit 4818 E. Im 16. Jahrh. wurde die Insel von den Hugenotten aus Rochelle in Besitz genommen, 1623 aber diesen von Ludwig XIII. wieder entrissen. Im 18. Jahrh. befestigte sie Montalembert zur Deckung der Charentemündung. Ein Decret vom 9. Oct. 1799 bestimmte sie zum Verbannungsort. — Nach der Insel O. (lat. Uliarus) führt eine uralte Sammlung von seerechtlichen Bestimmungen, die Rôles, Jugements oder Lois d'Oléron (corrumpirt Rôles de Leyron), den Namen. Dieselbe enthält Rechtsgewohnheiten und Urtheilssprüche über Schiffahrt und Seehandlung, außerdem nur die eine Criminalverordnung, daß der Steuermann das Leben verwirkt, wenn er vorsätzlich das Fahrzeug untergehen läßt. Der älteste Theil, bestehend aus 25 Artikeln, ist wahrscheinlich in der Mitte des 12. Jahrh. unter Autorität der alten Herzoge von Guyenne zu Stande gekommen. Das älteste Actenstück, welches die Geltung der Rôles d'Oléron in Frankreich bestätigt, gehört ins J. 1364. Auch in Spanien und den Niederlanden kam Jahrhunderte hindurch dieses Seerecht zur Anwendung. Durch die Vermählung Heinrich's II. von England mit Eleonore, der Erbin von Guyenne, erhielt dasselbe sogar auf den brit. Inseln großes Ansehen und wurde subsidiarisch gebraucht. Ueber die Stadt O. im Depart. Niederpyrenäen s. Oloron.

Oelfarben heißen die Farben, welche sich dazu eignen, mit Oelfirnis versetzt zu werden, um sie dann entweder zur feinen Kunst- und Oelmalerei (s. d.) oder zu gewöhnlichem Anstrich zu verwenden; desgleichen aber auch die wirklich schon mit Oelfirnis angemachten Farbestoffe. Es sind durchgehends sog. Deckfarben, namentlich außer den verschiedenen Rußarten und einigen Lackfarben fast nur mineralische Pigmente. Anstreichfarben reibt man mit Leinölfirnis an und verdünnt sie oft durch Terpentinöl.

Olga, die Heilige, war die Gemahlin des russ. Großfürsten Igor von Kiew, welcher sie auf einer Jagd im Pskowschen hatte kennen lernen. Nach dem in einer Schlacht gegen die Drewlier erfolgten Tode ihres Gatten, 945, führte sie bis 955 für ihren minderjährigen Sohn Swätoslaw die Regierung und ging dann nach Konstantinopel, wo sie sich von dem Patriarchen Theophilaktes taufen ließ. Obgleich sie bei der Taufe den Namen Helena empfing, wurde sie doch nach ihrem Tode, der 969 erfolgte, von der griech. Kirche unter ihrem frühern Namen O. heilig gesprochen und der 11. Juli alten Stils zu dem Tage ihrer Feier bestimmt. Sie erscheint den Russen um so verehrungswürdiger, weil sie unter allen Großfürstinnen die erste war, welche die christl. Religion annahm; die röm. Kirche hat sie nicht unter ihren Heiligen.

Oligarchie oder Oligokratie heißt wörtlich die Herrschaft weniger. Da aber an sich die

Zahl hier nicht entscheiden kann, die ohnedies nur relativ beurtheilt werden könnte, so wird darunter eigentlich jene Abart der Aristokratie verstanden, bei welcher, wie in dem alten Venedig, die Herrschenden nicht das Interesse ihres Standes, sondern die Forderungen einer rücksichtslosen Geschäftsroutine oder gar die eigene Willkür zur höchsten Richtschnur nehmen, wobei sie sich dann, um ihre gemeinschädliche Stellung zu behaupten, aller Mittel der Unterdrückung bedienen müssen. Es verhält sich also die Oligokratie zur Aristokratie wie die Despotie zur Monarchie, die Ochlokratie zur Demokratie.

Oliphant (Lawrence), engl. Reisender und Diplomat, ist der Sohn des Oberrichters von Ceylon, Sir Anthony O., und wurde 1832 geboren. Schon als 18jähriger Jüngling machte er im Gefolge Jung-Bahadur's eine Reise nach Nepal, die er in der sehr anziehenden «Journey to Katmandu» (Lond. 1852) beschrieben hat. Nach England zurückgekehrt, ließ er sich an der Universität Edinburgh immatrieuliren und studirte dann die Rechte in Lincoln's-Inn. 1852 besuchte er Rußland, drang bis zum Ural, dem Kaukasus und der Krim vor und legte die Resultate seiner Beobachtungen in dem Werke «The Russian shores of the Black-Sea» (Lond. 1853) nieder. Hierauf wurde er Privatsecretär des Gouverneurs von Canada, Lord Elgin, und ließ einen Bericht über seine Wanderungen im brit. Nordamerika und im Westen der Vereinigten Staaten unter dem Titel «Minnesota» (Lond. 1855) erscheinen. Beim Ausbruch des Orientkriegs eilte er wieder nach dem Schwarzen Meere, schloß sich dem Hauptquartier Omer-Pascha's an und machte mit ihm den Feldzug gegen Kutais und den beschwerlichen Rückzug nach der Küste mit, den er in «The Caucasian campaign of Omer-Pasha» (Lond. 1856) schilderte. Als Lord Elgin 1857 mit einer außerordentlichen Mission nach China betraut wurde, begleitete ihn O. in der doppelten Eigenschaft eines Privatsecretärs und Historiographen und veröffentlichte nach seiner Rückkehr in dem «Narrative of the Earl of Elgin's mission to China and Japan» (Lond. 1860) einen Bericht über die Expedition, der schätzbare Beiträge zur Kenntniß jener entlegenen Regionen und ihrer Bewohner enthält. Bald nachher begab er sich abermals als brit. Consul nach Japan, wo er 5. Juli 1861 von gedungenen Meuchelmördern in seiner Wohnung überfallen und schwer verwundet wurde, sodaß er zu seiner Heilung nach Europa zurückkehren mußte. Im Juli 1865 ward er für den schott. District Stirling ins Parlament gewählt.

Oliva, ein Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Danzig, unweit der Ostsee, 1 M. im Nordnordwesten von Danzig und ½ M. südlich von dem Badeorte Zoppot, am Fuße des 272 F. hohen, aussichtsreichen Karlsberg gelegen, der sich über das liebliche, an Hammerwerken reiche Freuden- und Schwabenthal erhebt, ist belebt durch viele Landhäuser vornehmer und reicher Danziger und zählt 2022 E., die außer den gewöhnlichen Gewerben Kupfer- und Eisenhämmer sowie Papierfabrikation betreiben. Berühmt ist der Ort durch die einst reiche Cistereienserabtei (Mons Olivarum), welche 1170 vom pommerschen Herzog Subislaw gegründet und erst 1829 aufgehoben wurde. Die frühere Abtei-, jetzt Pfarrkirche, ein stattlicher, 1581 aufgeführter Bau, 300 F. lang, 100 F. breit und 75 F. hoch, ist überaus schön und hat an 40 Altäre, eine sehr große, vortreffliche Orgel sowie mancherlei Sehenswürdigkeiten. Das Schloß der ehemaligen Aebte, deren letzter, Joseph Fürst von Hohenzollern (gest. 1831), zugleich Bischof von Ermeland war, ist jetzt nebst den ausgezeichneten Gartenanlagen und dem Karlsberge Eigenthum der verwitweten Königin Elisabeth von Preußen. Der Abt Christian ward 1215 der erste Bischof in Preußen. Die Abtei wurde 1224 und 1234 von den heidnischen Preußen verbrannt, 1243 und 1245 von den Polen geplündert, 1252 von den Deutschen Ordensrittern und 1350 durch Feuersbrunst in Asche gelegt, 1433 von den Hussiten unter Czepka geplündert und verbrannt, 1576 von den Danzigern zerstört, stets aber wieder aufgebaut. Historisch denkwürdig ist sie besonders durch den in ihr 3. Mai (23. April) 1660 abgeschlossenen Frieden, welcher den Krieg zwischen Schweden, Polen, dem Kaiser und Brandenburg beendete. König Johann Kasimir von Polen entsagte seinen Ansprüchen auf Schweden und überließ das nördl. Livland, Estland und die Insel Oesel an Schweden. Schweden verzichtete auf Kurland, und beide Theile bestätigten Preußens Unabhängigkeit. Hierauf gab Schweden im Frieden zu Kopenhagen 27. Mai 1660 Drontheim und Bornholm an Dänemark zurück; mit Rußland aber schloß es 1661 den Frieden zu Kardis auf den vorigen Besitzstand. Der Friede zu O. ordnete die Staatenverhältnisse des Nordens und befestigte Schwedens Uebergewicht.

Oliva (Maestro Fernan Perez de), ein berühmter span. Humanist und Prosaist, geb. um 1497 zu Cordova, studirte in Salamanca und Alcala Philosophie und die schönen Wissenschaften

und dann in Paris hauptsächlich Mathematik. Von hier ging er nach Rom zu einem Oheim, der im Dienste des Papstes Leo X. stand, und in dessen Stelle er nachmals eintrat. Er hielt nun drei Jahre in Rom Vorlesungen über Moralphilosophie. Um sich aber in den Wissenschaften noch mehr auszubilden, kehrte er nach Paris zurück, wo er ebenfalls einen dreijährigen Curs über denselben Gegenstand abhielt. Nach dem Tode des Papstes Hadrian VI., der ihm eine geistliche Pension verliehen hatte, verfügte er sich wieder nach Spanien und las auf der Universität von Salamanca über Philosophie, Mathematik und Theologie. Er zeichnete sich so sehr aus, daß er zum Rector dieser Universität und endlich sogar zum Lehrer Philipp's II. ernannt wurde; doch ein frühzeitiger Tod, um 1533, verhinderte ihn, letztere Stelle wirklich anzutreten. Obschon O. an der humanistischen Zeitrichtung lebhaften Antheil nahm und nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Griechischen kundig war, schrieb er doch nur in seiner Muttersprache, die er nach dem Muster der classischen zu bilden suchte. Um zugleich seine Landsleute mit dem Theater der Alten bekannt zu machen, bearbeitete er mehrere griech. und röm. Dramen, die indessen ohne Einfluß auf die Gestaltung der span. Bühne blieben. Selbständigen Werth hatte dagegen sein «Dialogo de la dignidad del hombre», der, in der Manier des Cicero geschrieben, in der span. Literatur für das erste Muster einer klaren und zusammenhängenden Untersuchung in einer correcten, edeln und eleganten Sprache gilt. Auch schrieb er in gleicher Manier einen «Dialogo de la castidad» und einen «Dialogo del uso de las riquezas», die aber nicht so berühmt geworden sind; noch weniger bedeutend sind seine poetischen Versuche. Seine gesammten Werke wurden von seinem Neffen Ambrosio de Morales (Cordova 1586) herausgegeben; seine «Obras poeticas» erschienen in Madrid (2 Bde., 1787).

Olivarez (Don Gasparo de Guzman, Graf von), Herzog von San-Lucar, Premierminister Philipp's IV. von Spanien, stammte aus einem vornehmen, aber sehr herabgekommenen span. Geschlechte und wurde zu Rom 6. Jan. 1587 geboren, wo sein Vater Gesandter am Hofe Papst Sixtus' V. war, den er vergiftet haben soll. Er erhielt eine gelehrte Bildung, und ehrgeizig, wie er war, gelang es ihm, der Vertraute Philipp's IV. in dessen Liebeshändeln zu werden. Vom Günstlinge schwang er sich zum Premierminister empor und übte nun 22 J. eine fast unumschränkte Gewalt. Den Anfang seines Ministeriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen; bald aber war er bemüht, nur Geld aus dem Lande zu ziehen, um den Krieg mit den benachbarten Mächten zu unterhalten. Seine Härte verursachte, daß Catalonien und Andalusien sich empörten und daß die Portugiesen das span. Joch zerbrachen nnd 1640 den Herzog von Braganza für ihren König anerkannten. Dem Könige kündigte er dieses Ereigniß als etwas Erfreuliches an, indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Besitzungen des Herzogs in Spanien einzuziehen. Doch der Krieg nahm für Spanien, dessen Heere von den Franzosen und dessen Flotten von den Holländern geschlagen wurden, eine so unglückliche Wendung, daß der König sich 1643 genöthigt sah, seinen verhaßten Minister zu entlassen. O. mußte vom Schauplatze abtreten, wo er vielleicht, befreit von seinem furchtbaren Nebenbuhler Richelieu, der 1642 gestorben war, die Angelegenheiten des Reichs wiederherzustellen vermocht hätte. Auch wäre er zurückberufen worden, wenn er nicht zu seiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt, die mehrere mächtige Personen beleidigte, sodaß der König es gerathen fand, ihn noch weiter zu entfernen und auf Toro zu beschränken, wo er 12. Juli 1645 starb. Neben Grausamkeit und Geiz beschuldigte man ihn noch mancher Verbrechen, die jedoch nicht erwiesen sind.

Oliven nennt man die Steinfrüchte des Oelbaums (s. d.), welche höchstens die Größe eines Taubeneies erlangen, meistens oval, aber auch kugelig, eiförmig, verkehrt-eiförmig, stumpf oder zugespitzt und von Farbe schwarz, violett, röthlich, weißlich oder grün sind, mit grünlich-weißem Fleische, aus welchem das für Medicin, Oekonomie und Technologie gleich wichtige Olivenöl oder Baumöl (s. d.) gewonnen wird. Auch werden die O., noch vor der völligen Reife abgenommen, auf verschiedene Art, am häufigsten mit Essig und Salz, eingelegt, indem man sie vorher in Kalkwasser einweicht, wodurch sie einen mildern Geschmack erhalten und weicher werden. In Südeuropa werden die eingelegten sowie besonders auch die getrockneten O. häufig gegessen; doch erfordern sie, in größerer Menge genossen, eine starke Verdauungskraft. Bei uns nimmt man die eingelegten O. nur zu Salaten und Brühen.

Olivier (Louis Heinr. Ferd.), der Erfinder einer nach ihm benannten Lesemethode, wurde 19. Sept. 1759 zu la Sarra im Canton Waadt geboren und besuchte die Hochschule zu Lausanne. Nach Vollendung seiner Studien ging er 1779 als Hofmeister nach Livland. Als das von Basedow gegründete Philanthropin in Dessau allgemeines Aufsehen zu erregen begann, kehrte O. aus Livland zurück und wurde Lehrer der franz. Sprache an jener Erziehungsanstalt

mit dem Titel Profeſſor. In Deſſau ſchloß er einen innigen Freundſchaftsbund mit Matthiſſon und Spazier. Nach der 1793 erfolgten Auflöſung des Philanthropins errichtete er eine bald ungemein aufblühende Erziehungsanſtalt, die er aber 1801 wieder aufgab, um ganz für die weitere Ausbildung und Ausbreitung der von ihm erfundenen Leſemethode zu leben, die er in einigen in ſeinem Hauſe errichteten Klaſſen von Knaben und Mädchen erprobte und in Leipzig und Berlin perſönlich zur Anerkennung und Einführung in mehrere Lehranſtalten brachte. Mehrere junge Männer, die ſich dem Lehrſtande widmen wollten, wurden zu ihm nach Deſſau geſchickt, um in die neue Leſemethode eingeweiht zu werden. Mit einem derſelben, Tillich, errichtete er 1809 von neuem ein Erziehungsinſtitut, das er aber nach einigen Jahren dem letztern ganz überließ. Im Sommer 1811 machte er eine Reiſe in die Schweiz, um ſich dort anzuſiedeln und eine Erziehungsanſtalt nach Art der Salzmann'ſchen in Schnepfenthal zu begründen. Wegen der damaligen Kriegszuſtände verſchob er die Ausführung ſeines Plans und ging indeß nach Wien, um ſich mit ſeiner Familie, deren meiſte Glieder ſich dort befanden, wieder zu vereinigen. Hier ſtarb er 31. März 1815. Auf den Wunſch der Fürſtin Schwarzenberg wurde er auf der fürſtl. Herrſchaft Worlik in Böhmen beerdigt. Seine Leſemethode gehört zu den Lautmethoden (ſ. Leſen und Leſemethoden), die von dem Grundſatze ausgehen, daß die Leſekunſt auf der Kenntniß des jedem Buchſtaben eigenthümlichen Lauts beruhe. O. hat ſeine Methode in mehrern Schriften dargeſtellt. Sein Hauptwerk iſt das «Orthoepographiſche Elementarwerk» (Deſſau 1804).

Olivier, drei ausgezeichnete Maler, die Söhne des vorigen, die ſich um das Wiederaufblühen der Kunſt zu Anfang unſers Jahrhunderts Verdienſt erworben haben. Ihr Vater ſuchte den einen nach dem andern in ſeine Berufsbahn einzulenken, gab aber dann immer als einſichtsvoller Erzieher der Naturanlage nach. Heinrich von O., der älteſte der Brüder, wurde 1783 in Deſſau, Ferdinand von O. 1. April 1785 geboren. Beide genoſſen zunächſt den Unterricht des trefflichen Malers K. W. Kolbe und gingen dann 1804 nach Dresden, nicht ohne vorher den Vater als Hülfslehrer unterſtützt und als ſolche nach Berlin begleitet zu haben, wo Ferdinand ſich, unter Unger's Leitung mit der xylographiſchen Technik vertraut geworden, ſchon durch die Illuſtration des Elementarwerkes ſeines Vaters bekannt gemacht hatte. In Dresden reihten ſich die Brüder O. den Strebenden durch tüchtige Leiſtungen in der Landſchaftsmalerei würdig an. Die polit. Verhältniſſe riefen Ferdinand 1806 auf kurze Zeit zu diplomatiſchen Zwecken in die Dienſte ſeines Landesherrn, der die Brüder freigebig unterſtützt hatte. Doch konnten beide ſchon im Jahre darauf nach Paris gehen und ihre Studien im Muſée Napoléon fortſetzen. 1810 kehrten ſie nach Deſſau zurück; aber ſchon im folgenden Jahre zog es ſie nach Wien. Dorthin begleitete ſie auch der jüngſte Bruder, Friedrich von O. Dieſer, 1791 in Deſſau geboren, war anfangs ebenfalls längere Zeit Hülfslehrer des Vaters, bis auch er zur Kunſt überging. Erſt in Wien konnte er ſich indeß einem planmäßigern Studium der Malerei ergeben, dem er aber 1813 durch den Eintritt in das Lützow'ſche Freicorps wieder entriſſen wurde. Er focht tapfer als Offizier und nahm dann 1814 in Wien ſeine Studien wieder auf, welche ihn beſonders zu bibliſchen Darſtellungen führten. In Wien war inzwiſchen durch Wächter, den Nachfolger von Carſtens, ein kleiner Kreis von Jüngern für die neuerwachte Kunſtrichtung gewonnen worden, und das Haus Ferdinand O.'s bildete für längere Zeit den Vereinigungspunkt jenes Kreiſes. Ferdinand gab 1823 eine Folge eigenhändig lithographirter Blätter unter dem Titel: «Sieben Gegenden aus Salzburg, Berchtesgaden u. ſ. w.» heraus. Dieſe vortrefflichen, in dem Geiſte der damaligen Richtung componirten Blätter ſchöpfen ihre Stimmung aus den ſieben Tagen der Woche und ſind durch zwei allegoriſche Blätter verbunden. In ſeinen Oelbildern (größtentheils hiſtor. Landſchaften oder rein hiſtor. Werke) zeigte Ferdinand eine klare Entwickelung des Gedankens neben großer Formenbeſtimmtheit und ſorgfältiger Durchführung. Heinrich fertigte in Wien eine Copie von Pordenone's Bild von der heil. Juſtina aus dem Belvedere, daneben eigene Compoſitionen, deren man in den Kirchen ſeiner Vaterſtadt ſieht, wohin er bald zurückkehrte. Friedrich ging 1818 nach Rom und fand günſtige Aufnahme in dem Kreiſe, der in der ewigen Stadt die neue Kunſtära anbrechen ließ. Das erſte in Rom ausgeführte Gemälde von ihm war Chriſtus mit dem Zinsgroſchen. Außerdem lieferte er Landſchaften mit hiſtor. Staffage. 1824 kehrte er nach Wien zurück, wo er nun die Porträtmalerei übte. Das Verlangen nach größerer Wirkſamkeit führte ihn endlich 1829 nach München. Hier malte er verſchiedene bibliſche Gegenſtände und half auch bei den Fresken im Königsbau, in den Nibelungenſälen und im Saale der Homeriſchen Hymnen. Was ihn aber zumeiſt beſchäftigte, war der Entwurf zu einer Volksbilderbibel, wozu er ſchon in Wien Zeichnungen begonnen hatte. Seit

1834 erſchien dieſes Werk zu Gotha unter dem Titel: «Volksbilderbibel in 50 Darſtellungen aus dem Neuen Teſtamente» (den Text ſchrieb G. H. von Schubert; Thäter, Merz u. a. lieferten die Stiche). Inzwiſchen war auch 1833 Ferdinand als Profeſſor der Kunſtgeſchichte und Generalſecretär der Akademie nach München berufen worden, welche Aemter eine Zeit lang ſeine praktiſche künſtleriſche Thätigkeit in den Hintergrund ſchoben. Doch erſchien er 1838 wieder mit Gemälden auf der Ausſtellung und zeigte, daß ſich unterdeß ſeine künſtleriſchen Kräfte eher concentrirt und gehoben als vermindert hatten. Ferdinand ſtarb 11. Febr. 1841. Heinrich war nach der obenerwähnten Bibelausgabe eine Zeit lang Wirthſchaftsrath in Deſſau und ging dann nach Berlin, wo er Zeichen- und Sprachunterricht gab und 3. März 1848 ſtarb. Friedrich lebte ſeit 1850 in Deſſau, ebenfalls mit Unterricht beſchäftigt.

Olla potrida (wörtlich: fauliger Topf) bezeichnet eigentlich die in einen Topf zuſammengeworfenen Reſte von Fleiſch, Gemüſe und andern Speiſen, dann aber insbeſondere ein beliebtes Nationalgericht der Spanier, das aus einem Gemiſch von verſchiedenen Fleiſchſorten und Gemüſe bereitet (gedämpft) wird. Man gebraucht daher auch das Wort für jeden Miſchmaſch, z. B. auf Büchertiteln für Allerhand, in Zeitſchriften für Miscellen, Feuilleton u. ſ. w.

Ollech (Karl Rudolf von), preuß. General, geb. 1811 zu Graudenz, erhielt ſeine militäriſche Erziehung ſeit 1823 erſt im potsdamer, dann im berliner Cadettenhauſe und trat 1828 als Secondelieutenant in das 16. Infanterieregiment ein. Nachdem er 1832—35 die Kriegsſchule beſucht, wirkte er einige Jahre als Lehrer an der 14. Diviſionsſchule und 1839—45 beim Cadetteneorps. Seit 1843 Premierlieutenant, ward O. 1847 zum Hauptmann befördert und zum 30. Infanterieregiment verſetzt. Als ſolcher machte er 1849 den Feldzug in Baden mit, wo er bei Durlach eine leichte Schußwunde erhielt. 1853 wurde er zum Major im Generalſtabe der 13. Diviſion ernannt, 1855 aber zum Großen Generalſtab verſetzt und mit der Direction der kriegsgeſchichtlichen Abtheilung deſſelben betraut. Daneben lehrte er 1855—65 auch an der Kriegsſchule, wo beſonders ſeine Vorträge über Taktik und Kriegsgeſchichte Beifall fanden. Inzwiſchen war O. zum Mitglied der Studieneommiſſion des Cadetteneorps und der Diviſionsſchulen ſowie auch 1858 der Kriegsſchule ernannt und 1857 zum Abtheilungschef im Großen Generalſtabe, 1858 zum Oberſtlieutenant, 1860 zum Oberſten befördert worden. 1861 trat er als Commandeur an die Spitze des Cadettencorps, das er auch 1862 im Hauſe der Abgeordneten beredt vertheidigte. Bei der Krönung König Wilhelm's I. wurde er in den Adelſtand erhoben. Seit 1864 Generalmajor, erhielt O. 1865 das Commando der 17. Infanteriebrigade, welche er in dem Kriege von 1866 ins Feld führte, und an deren Spitze er bei Skalitz ſchwer verwundet wurde. Als Schriftſteller hat ſich O. durch eine Reihe trefflicher kriegsgeſchichtlicher Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Dahin gehören: «Hiſtor. Entwickelung der taktiſchen Uebungen der preuß. Infanterie» (Berl. 1848), «Die leichte Infanterie der franz. Armee» (Berl. 1856); ferner die als Beihefte zum «Militär-Wochenblatt» ausgegebenen Schriften: «Friedrich d. Gr. von Kolin bis Leuthen», «Der Feldzug der Nordarmee im J. 1813» (Thl. 1—3, 1859—65), «General Reyher's Leben» (Thl. 1, 1861), «Friedrich d. Gr. und die Cadettenanſtalten» (1862), «Friedrich d. Gr. und der Friede zu Hubertusburg» (1863) u. ſ. w. Gegen Ende 1866 wurde O. zum Generallieutenant befördert.

Ollivier (Olivier Emile), franz. Advocat und Abgeordneter, geb. 2. Juli 1825 zu Marſeille, widmete ſich dem Rechtsſtudium und wurde 1847 zu Paris Advocat. Nach der Februarrevolution ſchickte ihn die republikaniſche Regierung als Generaleommiſſar nach Marſeille, ernannte ihn auch zum Präfecten in Langres. Doch kehrte er ſchon im Jan. 1849 zu ſeinem Berufe zurück und erwarb ſich als freiſinniger Vertheidiger vor Gericht einen Namen. 1857 wählte ihn ein pariſer Bezirk, gegen den von der Regierung aufgeſtellten Candidaten, in den Geſetzgebenden Körper, wo er ſich der nur aus einigen Mitgliedern beſtehenden Oppoſition zugeſellte und in den wichtigern Angelegenheiten ein bedeutendes oratoriſches Talent geltend machte. So betheiligte er ſich glänzend 1858 in der Discuſſion über die ſog. Sicherheitsgeſetze, 1859 in den Verhandlungen über den Kriegszug nach Italien, 1860 in den Debatten über die Preſſe. Nach ſeiner Wiedererwählung 1863 zog er beſonders als Berichterſtatter über das ſog. Coalitionsgeſetz die Aufmerkſamkeit auf ſich. Bereits in dieſer Angelegenheit zeigte er aber ein ſolches Einverſtändniß mit der Regierungspolitik, daß ſich das Verhältniß zu ſeinen frühern polit. Freunden zu lockern begann. In den folgenden Seſſionen ſprach er bald für, bald wider die kaiſerl. Politik und wurde thatſächlich als ein Abtrünniger von ſeiner Partei betrachtet. 1865 erfolgte die Wahl O.'s als Mitglied des Generalraths im Depart. Var. In demſelben Jahre ernannte ihn der Vicekönig von Aegypten mit einem großen Gehalt zu ſeinem juriſt. Beirath und Commiſſar,

infolge deſſen er die Advocatur niederlegen mußte. O. iſt Mitbegründer der «Revue de droit pratique» (ſeit 1856), in welcher Zeitſchrift er eine Menge juriſt. Arbeiten veröffentlichte. Auch gab er einige in das praktiſche Rechtsgebiet eingreifende ſelbſtändige Schriften heraus. — Sein Vater, Démoſthènes O., geb. 25. Febr. 1799, war früher Chef eines von ihm zu Marſeille begründeten Handelshauſes und that ſich nach der Februarrevolution von 1848 als eifriger Republikaner hervor. Er ſtimmte in der Conſtituirenden Verſammlung mit dem Berge, trat auch heftig gegen die Politik und die Abſichten des Präſidenten Ludwig Napoleon auf. Nach dem Staatsſtreiche vom 2. Dec. 1851 mit Deportation bedroht, floh er nach Belgien, von da nach Italien. Erſt infolge der Amneſtie von 1860 kehrte er nach Frankreich zurück.

Olm (Proteus anguinus) heißt eine höchſt eigenthümliche, nur in den unterirdiſchen Höhlengewäſſern von Kärnten und Krain vorkommende, zu den geſchwänzten Amphibien gehörende Gattung mit etwa fußlangem Leibe, ringsum von einer Floſſe umgebenem plattgedrücktem Fiſchſchwanze, ſehr kleinen verkümmerten Füßen und äußern Kiemenbüſcheln, die an den Seiten des Halſes ſtehen. Die winzigen Augen liegen in der Tiefe zwiſchen den Muskeln, und die röthliche oder etwas marmorirte Haut geht glatt, ohne Verdünnung, über die unbrauchbaren Sehorgane weg. Das kleine Maul iſt mit ſehr kleinen Zähnchen bewaffnet. Der O. iſt eine ſtehengebliebene Larvenform. Er athmet durch Lungen und Kiemen zugleich und nährt ſich von Inſekten und Würmern. Seine Organiſation iſt beſonders durch die Anpaſſung der Organe an den dunklen Aufenthaltsort intereſſant.

Oelmalerei, die Kunſt, mit Oelfarben (ſ. d.) zu malen, hat wegen der Lebhaftigkeit, Kraft und Naturwahrheit der Farben, wegen der Mannichfaltigkeit und Miſchung der Tinten vor allen übrigen Arten der Malerei große Vorzüge. Die Farben ſind etwas dunkler, aber auch glänzender als die Waſſerfarben. Man erreicht in Oelfarben den Schmelz, womit die Natur die Gegenſtände ſchmückt, die zarten Uebergänge, das Durchſichtigere der Schatten. Auch leiden Oelgemälde minder vom Waſſer und andern Feuchtigkeiten, denn die Oelfarbe löſt ſich nicht ſo leicht wieder auf, wenn ſie einmal angetrocknet iſt, und eine Stelle kann, ſo oft der Maler nur will, übermalt werden. Durch öfteres Uebermalen aber wird die beſte Harmonie und die höchſte Wirkung der Farben beſſer erreicht, als wenn man die Farben ſtehen laſſen muß, wie ſie zuerſt aufgetragen worden ſind. Auch können Oelfarben übereinandergeſetzt werden, ſodaß die untere durchſcheint. Da ferner die Oelfarbe zähe iſt und die nahe aneinandergelegten Tinten nicht ineinanderfließen, ſo kann der Maler mit ihr eine beſſere Miſchung und bequemere Nebeneinanderſetzung der Farben erreichen als in Waſſerfarben. Durch einen Ueberzug von Firnis ſucht man dem Staube, der leicht darauf haftet, zuvorzukommen und die Bildfläche überhaupt gegen die Einwirkungen der Temperatur zu ſchützen. Jetzt ſind Harzfirniſſe gebräuchlich. Die neue Erfindung des Conſervators Eigner in Augsburg, welcher einen durchſichtigen, mild glänzenden und beſſer verfließenden Wachsfirniß herzuſtellen vermochte, hat Aufſehen gemacht und dürfte mit der Zeit die alten Firniſſe beſeitigen. Zum Malen bedient man ſich gewöhnlich des Nußöls, mit welchem die Farben aufgelöſt und gerieben werden, und welches ſeiner Natur nach trocknend iſt. Das Leinöl, als das gröbſte und fetteſte, wird zum Gründen gebraucht. Auch erſetzt man das Nußöl durch Mohnöl, welches weißer und heller iſt als dieſes und ebenfalls trocknet. Ein großer Vortheil der O. iſt auch der, daß der Maler die Wirkung ſeiner Arbeit ſchon während des Arbeitens ſicherer beurtheilen kann, indem die Farben im Trocknen ſich nicht ſo ſehr verändern wie die Waſſerfarben; nur muß er, um dem Nachdunkeln entgegenzukommen, gleich anfangs den Ton etwas kräftiger und heller halten und das rechte Maß im Oele zu treffen wiſſen. Man malt mit Oel auf Holz, Pappe, Kupfer und andere Metalle, auch auf Mauern und groben Taffet, gegenwärtig am gewöhnlichſten auf Leinwand. Wenn dieſe zubereitet iſt, pflegt man das Bild zu zeichnen und fängt dann an, mit Farben den Grund zu machen. Man reibt die Farben vorher, thut ſie in kleine Blaſen, die aus Schweinsblaſen geſchnitten werden, bindet ſie zu und ſticht ſie beim Gebrauch mit einem Kreuzſtich an. Die Farbenblaſen liegen in einem Farbenkaſten, eine jede in einem beſondern Fach. Der ganze Apparat wird heutzutage vorbereitet im Handel gefunden. Bei dem Auftragen der Farben bedient man ſich der Palette (ſ. d.). Mit derſelben zugleich hält die Linke den Malſtock von leichtem Holze oder Rohr; er dient der Rechten, welche den Pinſel führt, zur Unterlage. Die Pinſel ſind zumeiſt Borſtpinſel, deren Spitzen durch Spalten der einzelnen Borſten elaſtiſch gemacht werden. Größere Pinſel aus Dachshaaren, womit man Hintergründe, Lüfte, Untermalungen u. ſ. w. herſtellt, heißen Vertreiber; zum Ausziehen langer, gerader Contouren bedient man ſich der langhaarigen ſog. Schlepper. Die vorbereitete Leinwand ſtellt man zum Bemalen auf die Staffelei, jene bekannte

Vorrichtung, welche sich auf- und abschieben läßt. Die Kunst, die Farben der Oelgemälde vom Holze abzulösen und auf Leinwand überzutragen, soll von einem gewissen Picault erfunden worden sein; auch pflegt man in neuerer Zeit das wurmfräßige Holz bis auf die Unterfläche des Gemäldes ganz fein abzuhobeln und diese auf neues Holz zu fourniren. Oelgemälde, an denen die Leinwand zu fäseln anfängt oder Risse bekommt und abspringt, werden auf neue Leinwand gezogen, was die Franzosen rentoiler nennen. Die Kunstgeschichte nennt Hubert van Eyck als Erfinder der O. (um 1410). Dies ist indeß nur so zu verstehen, daß es ihm gelang, diese für größere Aufgaben verwendbar zu machen. In der Miniaturmalerei und zu untergeordneten Zwecken war sie im Mittelalter schon seit Jahrhunderten angewendet worden. Hubert van Eyck's Verdienst besteht wesentlich darin, daß er den Firnis, welcher der Oelfarbe beigesetzt werden muß, um ihr langsames Trocknen zu beschleunigen, zuerst ganz farblos zu bereiten verstand. Beim Malen selbst trug er die Farbe auf einem so stark geleimten Kreidegrund auf, daß sie nicht in dessen Oberfläche dringen konnte. Dann zeichnete er den Umriß, untermalte das Bild mit einer warmbräunlichen Lasurfarbe, welche den Grund durchscheinen ließ, und trug endlich die Localfarbe, dünner in den Lichtern, stärker in den Schatten auf. Vor der spätern O. hat die seinige den Vortheil, daß sie nicht nachdunkelt und überhaupt dauerhafter ist, voraus, was großentheils an der Qualität des Oels liegt. Italiener (wie Antonello da Messina) und Deutsche, die in der Schule der Brüder van Eyck lernten, brachten die O. in ihre Heimat. Erst Ende des 15. Jahrh. aber drang sie den deutschen Leimfarben und der ital. Temperamalerei gegenüber vollständig durch. Vgl. Eastlake, «Materials for a history of oilpainting» (Lond. 1847).

Olmütz, slaw. Olomauc oder Holomauc, die zweite Hauptstadt der Markgrafschaft Mähren und eine der Hauptfestungen des österr. Kaiserstaats, liegt auf einer Insel der March, welche durch Schleusen geschwellt werden kann, und zählt ohne die starke Garnison 14000 E., bei denen die deutsche Sprache vorherrschend ist. Den großen schönen, Oberring genannten Platz der Stadt zieren eine 114 F. hohe Dreifaltigkeitssäule, die schönste der Monarchie, und zwei Springbrunnen von Georg Rafael Donner. Merkwürdige Gebäude sind die Domkirche, ein kühner, alter Bau; die Mauritiuskirche von 1412 mit der berühmten Orgel von 48 Registern und 2332 Pfeifen; die Residenzen des Erzbischofs und Domdechanten; das schöne Rathhaus mit dem künstlichen Uhrwerke von 1574 auf dem 246 F. hohen Thurme, und das Zeughaus. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, dessen Wahl vom Domkapitel abhängt, der mit dem Wirkungskreise einer polit. Behörde betrauten Gemeindeverwaltung, des Bezirksamts für die Umgebung von O., der Finanzbezirksdirection, der Berghauptmannschaft für ganz Mähren und Schlesien und einer Handels- und Gewerbekammer. Die Universität, 1581 gestiftet, 1778 nach Brünn übertragen, 1827 in O. wiederhergestellt, wurde 1853 aufgehoben bis auf die theol. Facultät mit der Studienbibliothek von 54000 Bänden und dem naturhistor. und fiscalischen Museum. Außerdem bestehen an höhern Unterrichtsanstalten eine medic.-chirurgische Lehranstalt, ein erzbischöfl. Seminar, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, die Diöcesan-Musterhauptschule mit der Lehrerbildungsanstalt. Das Theater ist Eigenthum der Stadtgemeinde. Unter den Humanitätsanstalten sind zu nennen das Allgemeine Landesversorgungshaus, ein reichdotirtes Armeninstitut u. s. w. An Vergnügungsorten ist Mangel, da selbst die Restaurationsgärten von den innern Werken weit entfernt liegen müssen. Die in neuerer Zeit innerhalb der Werke angelegten Alleen und Spaziergänge wurden 1866 großentheils demolirt. An ihrer Stelle sollte 1867 ein Stadtpark angelegt werden. Neuerdings ist O. mit einem Kranze von Forts umgeben worden, wegen deren Erbauung die frühern Vorstädte der Stadt abgetragen werden mußten. Eine Viertelstunde von O. auf einem Hügel liegen die Gebäude des 1074 gegründeten und 1846 wieder erneuerten Prämonstratenserklosters Hradisch. Lange Zeit war O. der Hauptort Mährens und der Sitz der Regierung, bis diese 1640 nach Brünn verlegt wurde. Früher blos ein Bisthum, als dessen erste Verweser die Bischöfe Cyrill und Method genannt werden, wurde dasselbe 1777 zu einem Erzbisthum erhoben, nachdem den Bischöfen schon 1588 die Reichsfürstenwürde ertheilt worden war. Die Stadt wurde vielfach von den Wechselfällen des Dreißigjährigen und der Schlesischen Kriege betroffen. Zur Zeit des erstern wurde sie 1619 in den Aufstand Böhmens und Mährens verwickelt und 1642 von den Schweden unter Torstenson eingenommen, die sie erst nach dem Frieden wieder herausgaben. 1741 ergab sie sich an die Preußen, die sie im April 1742 wieder räumten. 1758 durch die Preußen von neuem belagert, wurde sie von der Besatzung unter dem General von Marschall und von der Bürgerschaft so lange tapfer vertheidigt, bis der Feldmarschall Daun sie entsetzte. Maria Thersia belohnte die damals von den Bürgern bewiesene Treue dadurch, daß sie das Stadtwappen mit

einem Lorberkranze und ihrem Namenszuge vermehrte, die meiſten Rathsherren in den Adelsſtand erhob, andere mit goldenen Schaumünzen und Ketten beſchenkte, den erlittenen Schaden wiedererſtattete u. ſ. w. Am 2. Dec. 1848 entſagte zu O. Kaiſer Ferdinand I. der Regierung zu Gunſten ſeines Neffen Franz Joſeph. Sodann fanden 28. und 29. Nov. 1850 hier die bekannten Conferenzen zwiſchen dem preuß. Miniſter von Manteuffel, dem öſterr. Miniſter Fürſten von Schwarzenberg und dem ruſſ. Geſandten am öſterr. Hofe, dem Grafen Meyendorff, ſtatt, die zur Feſtſtellung der ſog. Olmützer Punctation in Bezug auf die friedliche Schlichtung der deutſchen Wirren führten. In dem Preußiſch-Deutſchen Kriege (ſ. d.) von 1866 bildete O. einen wichtigen Stützpunkt für die Operationen der öſterr. Armee. Vgl. Woldrich, in den «Mittheilungen der Wiener Geographiſchen Geſellſchaft» (Bd. 8, 1866).

Olonez, ein 2717,27 Q.-M. großes, Anfang 1864 nur von 296593 Menſchen bewohntes Gouvernement des europ. Rußland, begrenzt von dem Großfürſtenthume Finland, von den Gouvernements Archangelsk, Wologda, Nowgorod, Petersburg und vom Ladogaſee, hat eine der finländiſchen ähnliche Oberfläche und bildete in früher Zeit einen Beſtandtheil des nowgorodiſchen Staats. Im ganzen iſt es ein ſehr unfruchtbares, theils ſumpfiges, theils ſteiniges oder ſandiges flaches Land, welches nur im N. von ſchroffen Hügelketten durchſchnitten wird. Ueber 341 Q.-M. kommen auf die großen Waſſerflächen. Die Hauptſeen ſind der Ladogaſee, von dem jedoch nur der öſtlichſte Theil hierher gehört, der Onega-, Wygoſega- und Wodlaſee. Unter den Flüſſen ſind der Swir, welcher den Onega mit dem Ladoga verbindet, die Wodla, die aus dem Wodlaſee in den Onegaſee fließt, und der Onegafluß, der in den Onegabuſen des Weißen Meeres fällt, die bedeutendſten. Das Klima iſt rauh, der Winter lang und ſtreng, dagegen im kurzen Sommer die Hitze unerträglich. Nur $^1/_{35}$ der Bodenfläche iſt Culturland. Das Getreide kommt oft nicht zur Reife; Flachs und Hanf aber werden viel gebaut. Die Waldungen, die über $^3/_4$ des Areals einnehmen, enthalten ſchönes Nadelholz (beſonders Lärchen), vieles Wild und Geflügel. Auch an Fiſchen iſt großer Ueberfluß. An Mineralien, edeln Metallen und Steinen herrſcht Reichthum; beſonders wird viel Eiſen und Blei, prächtiger ſchwarzer Schiefer, Quarzdiorit, Amethyſte, Bergkryſtall, Topaſe ſowie ſchöner Serpentin, Porphyr, und der berühmte kareliſche Marmor gewonnen. Die Bewohner, größtentheils Ruſſen, wozu ſich auch etwa 53000 Finnen, meiſt Karelen, geſellen, nähren ſich durch Waldwirthſchaft, Jagd und Fiſcherei, verlaſſen auch gewöhnlich einen großen Theil des Jahres ihr Land, um auswärts Arbeit zu ſuchen. Das Gouvernement zerfällt in ſechs Kreiſe. Die frühere Hauptſtadt, jetzige Kreisſtadt O., 2 M. öſtlich vom Ladogaſee, beſtand ſchon im 13. Jahrh. und zählt nur 1204 E. Gegenwärtig hat das Gouvernement zur Hauptſtadt Petroſawodsk, in wildromantiſcher Gegend am Zuſammenfluſſe der Loſſoſſinka und Neglinka am weſtl. Felſenufer des Onegaſees gelegen. Die Stadt wurde 1703 von Peter d. Gr. gegründet, beſteht meiſt aus hölzernen Häuſern, iſt der Sitz eines Civilgouverneurs, eines Erzbiſchofs, eines Bergamts, eines Domänenhofs, einer Medicinal- und einer Gefängnißverwaltung und zählt 11431 E. Der Ort hat ſechs Kirchen, ein Gymnaſium, mehrere Kreis- und Parochialſchulen, eine Privattöchterſchule, vier Bibliotheken, ein Muſeum für ſämmtliche Mineralien des Gouvernements nebſt Modellen von Maſchinen und andern auf das Bergweſen bezüglichen Gegenſtänden, ferner zwei Häfen, die große Kanonengießerei Alexandrowsk, einen Kupferhammer, mehrere Fabriken und nicht unbedeutenden Handel. Im Kreiſe der Hauptſtadt befinden ſich bei dem Dorfe Kontſche-Oſero eine Eiſenhütte und der Petersbrunnen, eine eiſenhaltige Mineralquelle, welche Peter d. Gr. 1720 mit Erfolg benutzte. Die vier andern Kreisſtädte ſind: Wytegra mit 2479 E., ein wichtiger Handelsplatz mit gleichnamigem Fluß und Kanal; Lodejnoje Pôle, am Swir, mit 1124 E. und einer Schiffswerfte ſeit Peter d. Gr.; Kargopol an der Onega, mit 1946 E., wahrſcheinlich die älteſte Stadt des Gouvernements, früher Reſidenz der nach ihr benannten Fürſten; Powjenez, die nördlichſte Stadt des Landes, am nördl. Ende des Onegaſees, mit nur 571 E.; in ihrem Kreiſe werden beſonders ſchwarze Füchſe, Marder und Hermeline gefangen, jährlich etwa 50000 Thiere. An der Wodla liegt die Landſtadt Pudoſh mit 1099 E.

Oloron oder Oloron Sainte-Marie, öfters auch Oléron genannt, die Hauptſtadt eines Arrondiſſements im franz. Depart. Niederpyrenäen, in der alten Grafſchaft Béarn, bis zur Revolution Biſchofsſitz, 4,3 M. ſüdweſtlich von Pau an der hier aus den Gaven Oſſau und Aſpe entſtehenden Gave d'Oloron gelegen, durch die ſehr hohe Brücke der Gave d'Aſpe mit Sainte-Marie zu einem Ganzen verbunden, iſt Sitz eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Friedensgerichts, einer Manufactur- und einer Ackerbaukammer, hat zwei um 1080 erbaute Kirchen (Ste.-Croix und Ste.-Marie) ſowie Reſte alter Befeſtigungen und zählt (1861) 9362 E.

Der Ort ist sehr gewerbreich und die zweite Handelsstadt des Departements. Es bestehen eine große Drahtzieherei, Wollwäschen und Wollspinnereien, zahlreiche Gerbereien und Färbereien, Fabriken in Tuch und andern Wollwaaren, in Leinwand, Strumpfwaaren u. s. w. Bedeutend ist der Transithandel mit Spanien, namentlich in Wolle, Schaffellen, Wollwaaren, Bayonner Schinken, Pferden und Maulthieren. Die Stadt hat auch ein Entrepot von Holz zu Mastbäumen. Die zwei unter dem Namen Feas und Armendiou bekannten Mineralquellen sind zu keiner Bedeutung gelangt. O. wurde 732 von den Arabern, später von den Normannen zerstört, dann durch den Grafen Centale IV von Bearn wieder aufgebaut und ist namentlich historisch durch den Frieden, der hier 25. Juli 1287 zwischen Alfons III. von Aragonien und Karl II. von Neapel durch Vermittelung des Papstes und Eduard's I. von England zu Stande kam.

Olozaga (Don Salustiano de), span. Staatsmann und Progressist, geb. 1803 zu Logroño, widmete sich dem Rechtsstudium und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. 1831 fand er sich in eine Verschwörung gegen Ferdinand VII. verwickelt und wurde festgenommen, entkam aber 1832 aus der Haft und flüchtete nach Frankreich. Als er nach dem Tode Ferdinand's zurückkehrte, wählte man ihn in die Cortes, wo er in der Opposition als Redner gegen das Ministerium Isturiz sich hervorthat. 1836 schloß er sich anfangs an Mendizabal an; nach der Revolution von La Granja aber trat er an die Spitze der monarchischen Opposition und zeigte sich thätig für das Interesse der Königin Maria Christina. Obschon O. 1838 als Generalfiscal sich weigerte, den General Cordova in Anklagestand zu setzen, ernannte ihn doch Espartero 1840 zum Gesandten in Paris. Nach der Majorennitätserklärung der Königin Isabella wurde er nach dem Rücktritt des Ministeriums Lopez zurückgerufen, um an die Spitze des neuen Cabinets zu treten. Doch dauerte sein Ministerium nur wenige Tage. Von Anfang an mit den Moderados und der Hofpartei, an deren Spitze Narvaez stand, in Zwiespalt, glaubte er sich und sein Ministerium nicht anders halten zu können als durch die Auflösung der versammelten Cortes. Nach der Behauptung der Hofpartei zwang er die junge Königin in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. 1843, das Auflösungsdecret zu unterzeichnen. Die Cortesauflösung entschied vollends seinen durch die Intriguen des Hofs vorbereiteten und von den Moderados durchgeführten Sturz. Verfolgt und in Lebensgefahr, floh er nach Portugal, und da er auch hier keine freundliche Aufnahme fand, ging er nach England, später nach Frankreich. Anfang 1847 ward O. in zwei Wahldistricten in die Cortes gewählt. Da auch er in der Amnestie, welche die Königin gewährt hatte, eingeschlossen war, kehrte er nach Spanien zurück, wurde aber auf dem Wege nach Madrid infolge eines Befehls des Ministeriums Isturiz verhaftet und auf die Citadelle nach Pampeluna gebracht. Dieser ungesetzliche Schritt des Hofs erbitterte fast alle Parteien, sodaß O. freigelassen, doch aber wieder des Landes verwiesen ward. Als im März 1847 das Ministerium Pacheco ans Ruder trat, erfolgte die Rückberufung O.'s und sein Eintritt in die Kammer, wo er an die Spitze der Progressisten trat. Infolge des republikanischen Aufstandes im Mai 1848 verhaftete die Regierung auch O., ließ ihn jedoch als schuldlos bald wieder frei. Bei den Wahlen der nächsten Jahre setzte die Regierung alle Mittel in Bewegung, um den Eintritt des einflußreichen Mannes in die Cortes zu hindern. In der Revolution von 1854 schloß sich O. an Espartero, der ihm den Gesandtschaftsposten am franz. Hofe verlieh. Außerdem ward er in die Cortes gewählt, in denen er zu den reinen Progressisten gehörte und auf die Verfassungsveränderung einen bedeutenden Einfluß übte. Die Constitution von 1855, die einen gewählten Senat einführte, konnte fast sein Werk genannt werden. Infolge der Contrerevolution im Juli 1856, aus der General O'Donnell als Sieger hervorging, verlor er seinen Gesandtschaftsposten und die Gelegenheit für weitere polit. Wirksamkeit.

Oelpalme (Elaëis Jacqu.) ist der Name einer Pflanzengattung, welche sich durch den reichen Gehalt an fettem Oel im Fleische ihrer Früchte auszeichnet und zu der Gruppe der kokosartigen Palmen mit eingeschlechtigem Kolben gehört. Diese Palmen, welche das in neuerer Zeit zu einem sehr wichtigen Handelsartikel gewordene Palmöl liefern, haben einen bald aufrechten, bald niederliegenden, mit Schuppen und Narben bedeckten, bisweilen sehr langen und dicken Stamm, eine mächtige Krone langer, fiedertheiliger Blätter mit stachelichem Stiel und große, vielfach verzweigte Blütenkolben. Die sechs Staubbeutel der männlichen Blüten sind sternförmig ausgebreitet, der Fruchtknoten der weiblichen trägt einen dreikantigen Griffel mit drei hackigen Narben. Daraus entwickelt sich eine eiförmige, einsamige Steinfrucht mit faserig-schwammiger, ölhaltiger Außenhülle, einfächerigem Steinkern und darin eingeschlossenem hornartigem Eiweiß. Es gibt nur wenige, im tropischen Afrika und Amerika wachsende Arten. Das meiste und beste Palmöl liefert die berühmte O. von Guinea (E. guineensis Jacqu.), eine der stattlichsten Pal-

men, da sie auf ihrem aufrechten, sehr hoch werdenden Stamme Blätter von 15 F. Länge trägt, deren Abschnitte bis 18 Zoll Länge erreichen, und deren Stiele mit sehr starken, langen, gekrümmten Stacheln besetzt sind. Die fruchttragenden Kolben erlangen bis 40 Pfd. Schwere und tragen 6—800 Früchte von 1—3 Zoll Länge. Sie sind gelb, braun oder dunkelroth und haben ein härtliches, nach Veilchen duftendes Fleisch, aus dem das salbenartige, gelbliche, in reinem Zustande geschmacklose Oel durch Auspressen und Kochen mit Wasser gewonnen wird, nachdem die Früchte zuvor einige Tage an die Sonne gelegt worden sind. Das Oel dieser Palme dient den Negern Guineas anstatt der Butter, auch reiben sie sich damit die Haut ein und gebrauchen es als Medicin bei Entzündungen und Hautkrankheiten. Erst seit die Engländer angefangen haben das Palmöl technisch zu verwerthen (namentlich zur Kerzenfabrikation), ist dasselbe zu einem wichtigen Handelsartikel geworden. Der Palmölhandel ist ganz in den Händen der Engländer, welche alljährlich eine Menge Schiffe nach Guinea senden, um Palmöl zu holen. Die afrikanische O. wird jetzt auch im Küstenlande von Brasilien angepflanzt. Dort und im Flußgebiete des Amazonenstroms wächst auch eine in Amerika einheimische O. (E. melanococca Gärtn.), welche einen meist niederliegenden und aufsteigenden Stamm von nur etwa 12 F. Länge, aber mit stattlicher, reichblätteriger Krone trägt. Die zollangen, fünf- bis sechskantigen Früchte enthalten in ihrem orangefarbenen Fleische, welches die Indianer essen, ein Oel, welches unter dem Namen Manteca del cororo zum Brennen in Lampen benutzt wird.

Oelpflanzen heißen diejenigen Gewächse, welche ihrer ölhaltigen Samen oder Früchte halber zur Gewinnung eines fetten Oels cultivirt werden. Es gehören daher, strenggenommen, zu ihnen auch der Oelbaum (s. d.), die Oelpalme (s. d.) und andere Holzgewächse mit ölhaltigen Früchten, oder Samen. Gewöhnlich versteht man aber unter O. nur Kräuter, welche ölhaltige Samen haben. Der Anbau dieser Pflanzen wird im großen betrieben, und man nimmt an, daß allein an Rüböl alljährlich über 2 Mill. Ctr. in den Handel kommen. Die hauptsächlichsten Oelgewächse, welche in Deutschland auf dem Felde im großen angebaut werden, sind Winterraps und Winterrübsen, Sommerraps und Sommerrübsen, Leindotter, Mohn, Lein und Hanf. Außerdem wird hier und da noch die Sonnenrose, das Madiakraut und der Oelrettich angebaut. Letzterer, nur eine Abart des gewöhnlichen Rettichs, ward aus China, wo man ihn hauptsächlich cultivirt, zuerst von Ekeberg nach Schweden eingeführt und von da nach Deutschland und Italien verbreitet. In Chile wird vorzüglich Madia (s. d.) als Oelpflanze angebaut, in Ostindien und Abyssinien die Ramtille (Guizotia oleifera) und der indische Sesam (Sesamum Indicum), in Aegypten und dem ganzen Orient bis nach China und Japan der orient. Sesam (Sesamum Orientale) und in den Tropenländern die Erdeichel (Arachis subterranea). Der Oelgewächsbau im Felde ist sehr lohnend; er verlangt aber mildes Klima, guten, fruchtbaren Boden und vielen Dünger.

Oels, eine Standesherrschaft mit dem Titel eines Fürstenthums in Niederschlesien, zum preuß. Regierungsbezirk Breslau gehörig, hat einschließlich des seit 1745 wieder damit vereinigten Fürstenthums Oels-Bernstadt einen Flächeninhalt von 35¼ Q.-M. mit etwa 150000 E. Das Fürstenthum umfaßt die Kreise O. (16,15 Q.-M., mit 62995 E.) und Trebnitz (15,02 Q.-M. mit 53521 E.), die Herrschaft Medzibor im Kreise Wartenberg, Stadt und District Konstadt im Kreise Kreuzburg des Regierungsbezirks Oppeln, zusammen 8 Städte, 1 Marktflecken, 324 Dörfer und 164 Vorwerke. Der Boden ist im ganzen fruchtbar, vorzüglich an Getreide, Flachs und Obst, wohlbewässert, im Norden reich bewaldet, im Südosten aber von Sandstrichen durchzogen. — Die Hauptstadt O., auf einer Ebene an der Oelsa und an der Eisenbahn, 3 M. im NO. von Breslau, ist Sitz des Landrathsamts, des Kreisgerichts, der Direction der Fürstenthumslandschaft und zählt 7749 E. (mit Einschluß von 900 Militärpersonen), die außer den gewöhnlichen Gewerben insbesondere Tuchfabrikation betreiben. Das 1558 erbaute Schloß mit einer ansehnlichen Bibliothek, einer Gemäldesammlung, einem Garten, Park und einer Fasanerie ist von Wällen und Gräben umgeben. Die Stadt hat ein 1594 gestiftetes evang. Gymnasium mit der 1727 gegründeten gräfl. Kospoth'schen Stiftung, ein Predigerwitweninstitut, drei evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Schauspielhaus und treffliche Armenanstalten. In der Nähe liegen die Dörfer Wilhelminenort und Sibyllenort, beide mit herzogl. Lustschlössern. Die andern Städte des Fürstenthums sind im Kreise O.: Bernstadt an der Weida mit einem Schloß und 3775 E., Hundsfeld mit 1043 E., Juliusburg mit 928 E.; im Trebnitzer Kreise: Trebnitz am Fuße der Trebnitzer Höhe und am Trebnitzer Wasser, mit 4443 E., und Stroppen mit 814 E. Die Städte Medzibor und Konstadt (an der Eisenbahn) haben je 1662 und 1934 E. — Das Herzogthum O., welches in frühern Zeiten den schles. Herzogen gehörte, dann dem Könige

Wladiſlaw von Böhmen zufiel und zuletzt durch Tauſch an den Herzog Heinrich von Münſterberg aus dem Piaſtengeſchlecht wieder überging, gelangte nach dem mit dem Tode des Herzogs Karl Friedrich 1647 eintretenden Erlöſchen des münſterbergſchen Mannesſtamms an deſſen Schwiegerſohn, den Herzog Silvius Nimrod von Würtemberg, den Stifter der Linie Würtemberg-Oels. Als dieſe Linie 1792 mit Herzog Karl Chriſtian Erdmann ausſtarb, fiel durch deſſen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (geſt. 1789) das Fürſtenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig, und nach deſſen Tode 1805 an deſſen Neffen, den 1815 in der Schlacht bei Quatrebras gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge 1785 durch Friedrich d. Gr. zugeſichert worden war, und der ſich nun Braunſchweig-Oels nannte. Hierauf kam es an deſſen Sohn und Nachfolger Karl, der es durch den Vertrag vom 13. Jan. 1824 ſeinem Bruder Wilhelm (ſeit 1830 Herzog von Braunſchweig) als Seeundogenitur unter Bedingung des Heimfalls abtrat.

Olshauſen (Herm.), prot. Theolog, geb. 21. Aug. 1796 zu Oldesloe im Holſteiniſchen, erhielt ſeine Vorbildung im väterlichen Hauſe und auf der Schule zu Glückſtadt. Nachdem er in Kiel und Berlin ſtudirt, wurde er 1818 Repetent in Berlin, 1821 außerord. Profeſſor in Königsberg und hier 1826 Doctor und 1827 ord. Profeſſor der Theologie. Er richtete ſeine Thätigkeit vorzugsweiſe auf die Exegeſe des Neuen Teſtaments und ließ mehrere Schriften erſcheinen, in denen zwar Geiſt und lebendige Liebe zum Chriſtenthum, aber nicht überall die nöthige wiſſenſchaftliche Unbefangenheit zu erkennen iſt. 1834 ging er als ord. Profeſſor und Geh. Kirchenrath nach Erlangen, wo er 4. Sept. 1839 ſtarb. Von O.'s Schriften ſind vorzugsweiſe zu nennen: «Die Echtheit der vier Evangelien aus der Geſchichte der beiden erſten Jahrhunderte erwieſen» (Königsb. 1823); «Ein Wort über tiefern Schriftſinn» (Königsb. 1824); «Die bibliſche Schriftauslegung, noch ein Wort über tiefern Schriftſinn» (Königsb. 1824), worin er der allegoriſchen Erklärung das Wort redet. Das bedeutendſte ſeiner Werke iſt: «Bibliſcher Commentar über ſämmtliche Schriften des Neuen Teſtaments» (Bd. 1—4, Königsb. 1830—40; Bd. 1 und 2, 4. Aufl. 1853—61; Bd. 3, 2. Aufl. 1840; Bd. 5—7, von Ebrard und Wieſinger, 1850—53). Gegen die Altlutheraner ſprach er ſich in den Schriften «Ueber die neueſten kirchlichen Ereigniſſe in Schleſien» (Lpz. 1835) und «Erwiderung gegen Scheibel u. ſ. w.» (Lpz. 1836) aus.

Olshauſen (Juſtus), verdienter Orientaliſt, Bruder des vorigen, geb. 9. Mai 1800 zu Hohenfelde in Holſtein, beſuchte die Schule zu Glückſtadt und Eutin und widmete ſich ſeit 1816 zu Kiel, ſeit 1819 zu Berlin und dann auf Koſten der dän. Regierung zu Paris unter Silveſtre de Sacy dem Studium der orient. Sprachen. Nach ſeiner Rückkehr 1823 erhielt er eine außerord., 1830 eine ord. Profeſſur zu Kiel und wurde 1845 Etatsrath und ordentliches Mitglied der dän. Akademie der Wiſſenſchaften. Bald nach der Erhebung der Herzogthümer 1848 vertraute man ihm das Curatorium der Univerſität zu Kiel und die Leitung des Medicinalweſens an. Die Stadt Kiel wählte ihn 1848 in die erſte Landesverſammlung, deren Vicepräſident er bis gegen Ende 1849 blieb. Nach der Uebergabe des Landes an die dän. Regierung 1852 ward O. erſt ſeines Amts als Curator, bald nachher auch ſeines Lehramts enthoben, aber 1853 von der preuß. Regierung als Oberbibliothekar und Profeſſor der orient. Sprachen nach Königsberg berufen. Seit Ende 1858 wirkte er als Geh. Regierungsrath und vortragender Rath im Miniſterium der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten zu Berlin, in welcher Stellung ihm vorzugsweiſe die Bearbeitung der Univerſitätsangelegenheiten obliegt. Auch wurde er 1860 zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften erwählt. O.'s wiſſenſchaftliche Arbeiten betreffen vorzugsweiſe das Altperſiſche und das Alte Teſtament. Zu erſtern gehören «Vendidad. Zendavestae pars vicesima adhuc superstes» (Hamb. 1829), der Anfang einer von ihm vorbereiteten Ausgabe des Zendaveſta, zu der er 1826 in Paris und 1828 zu Kopenhagen reiches Material geſammelt, und die Unterſuchungen über «Die Pehlewi-Legenden auf den Münzen der letzten Saſſaniden» (Lpz. 1843). Das Hebräiſche und die Erklärung des Alten Teſtaments betreffen: «Emendationen zum Alten Teſtament» (Kiel 1826), «Erklärung der Pſalmen» (Lpz. 1853) und «Lehrbuch der hebr. Sprache» (Buch 1 und 2, Braunſchw. 1861). Von ſeinen übrigen Schriften ſind noch zu nennen: «Zur Topographie des alten Jeruſalem» (Kiel 1833) und aus neuerer Zeit die Abhandlung «Ueber den Charakter der in den aſſyr. Keilinſchriften erhaltenen ſemit. Sprache» (Berl. 1866). Auch wurden von O. die Kataloge der arab. und perſ. Handſchriften der königl. Bibliothek zu Kopenhagen bearbeitet, die (1851 und 1857) im Druck erſchienen ſind.

Olshauſen (Theodor), bekannt durch ſeine Theilnahme an der ſchlesw.-holſtein. Bewegung,

Bruder der vorigen, geb. 19. Juni 1802 zu Glückstadt, besuchte die Schulen zu Glückstadt und Eutin und studirte 1820—24 die Rechte zu Kiel und Jena. Die Theilnahme an den damaligen Freiheitsbestrebungen der akademischen Jugend nöthigte ihn 1824—28 zu einem längern Aufenthalte in Frankreich und der Schweiz. Nach der Rückkehr in die Heimat lebte er seit 1830 anfangs als Advocat, später als städtischer Beamter in Kiel und gründete 1830 das «Kieler Correspondenzblatt». Durch dieses Organ wirkte er kräftig auf die Entwickelung vaterländischer und freiheitlicher Gesinnung in Schleswig und Holstein ein. Den Bestrebungen Christian's VIII. zur Durchführung gesammtstaatlicher Einrichtungen trat er (1845—47) im Einverständnisse mit dem ganzen Lande entgegen. Wegen der von ihm und andern zum 14. Sept. 1846 nach Nortorf berufenen Volksversammlung wurde er verhaftet und auf die Festung Rendsburg gebracht, bald aber auf Verfügung des Oberappellationsgerichts wieder auf freien Fuß gesetzt und hierauf 1847 von der Stadt Kiel zum Abgeordneten in die holst. Ständeversammlung erwählt. In den Märztagen 1848 mit fünf andern Mitgliedern der Stände nach Kopenhagen abgeordnet, um Friedrich VII. zu einer den Rechten entsprechenden Behandlung der Herzogthümer zu vermögen, gerieth er hier bei der Aufregung der dän. Bevölkerung in Lebensgefahr, mußte auch mit seinen Genossen ohne Erreichung des Zwecks nach Kiel zurückkehren. O. trat nun 28. März in die Provisorische Landesregierung zu Rendsburg ein, nahm aber wegen Meinungsverschiedenheit im Aug. 1848 seine Entlassung. Bald nachher trat er für Itzehoe in die Landesversammlung, in der er bis zuletzt als Führer der Linken große Energie entwickelte. Als die Statthalterschaft im Febr. 1851 abtrat, zog sich O. nach Hamburg zurück, wo er 1849 die «Norddeutsche freie Presse» begründet hatte. Von der dän. Regierung exilirt, wandte sich O. im Juni 1851 nach Nordamerika. Er ließ sich zu St.-Louis nieder und war daselbst theils mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, theils wirkte er mit Energie als Herausgeber einflußreicher deutscher Zeitungen zu Gunsten der republikanischen Partei. Doch kehrte er 1865 nach Europa zurück und nahm nun seinen Wohnsitz zu Zürich. In Amerika veröffentlichte er mehrere treffliche Schriften: «Die Vereinigten Staaten von Nordamerika» (Kiel 1853), «Das Mississippithal» (Kiel 1854) und die «Geschichte der Mormonen» (Gött. 1855).

Oelung. Die letzte O. (unctio extrema, unctio infirmorum) ist seit dem 12. Jahrh. eins der sieben Sakramente der kath. Kirche, welches durch das Tridentiner Concil von neuem bestätigt wurde und an Todtkranken durch Salbung der Augen, Ohren, der Nase, des Mundes, der Hände, Füße und der rechten Seite (die beiden zuletzt genannten Theile aber nur bei Männern) mit einem vom Bischofe geweihten Oele (s. Chrisma) unter Gebet vom Priester verrichtet wird. Die kath. Kirche gründet dieses Sakrament auf Marc. 6, 13 und Jac. 5, 14 und legt ihm die Kraft bei, die Vergebung der verzeihlichen Sünden, Stärkung der Seele und, wenn es Gottes Weisheit gemäß ist, auch leibliche Genesung zu bewirken. Vollzogen wird das Sakrament nur durch den Priester nnd kann, weil es die eigene Andacht des Genießenden erfordert, nur an solchen Kranken geschehen, denen der Genuß des Heiligen Abendmahls verstattet ist. In der Regel geht der Genuß des Heiligen Abendmahls (die sog. Krankencommunion, communio clinicorum) vorher, daher beide Sakramente mit dem Namen der Heiligen Sterbesakramente zusammengefaßt werden. Kleine Kinder nnd Excommunicirte sind dieses Sakraments nicht fähig, auch darf es in derselben Krankheit nicht wiederholt werden. Die Protestanten haben die letzte O. nicht beibehalten, weil nichts von einer Einsetzung dieses Gebrauchs durch Christus selbst bekannt ist. In der griech. Kirche wird sie nicht nur bei den Sterbenden, sondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zur Genesung und zur Vergebung der Sünden dienliches Sakrament angewendet.

Olymp (griech. Olympos), ein in verschiedenen Gegenden Griechenlands und Kleinasiens wiederkehrender Bergname, der sich noch jetzt mehrfach unter der Form Elymbos erhalten hat. Das bedeutendste unter den Gebirgen dieses Namens ist das an der Nordgrenze Thessaliens, welches, im Südosten durch das Thal Tempe (s. d.) vom thessalischen Ossa (s. d.) getrennt, sich nach Norden weit in die macedon. Landschaft Pierien hineinerstreckt, gegen Westen in der Kette der Kambunischen Berge sich fortsetzt, welche es mit dem Lakmon, dem Hauptknotenpunkte der nordgriech. Gebirge, verbinden. Der höchste Gipfel des O., nach Copeland's trigonometr. Messung 9757 engl. F. über dem Meere, ist häufig mit Wolken umhüllt, hat aber keinen ewigen Schnee. Die Abhänge des Gebirgs sind theils mit Tannen- und Laubwald bewachsen, theils schroff abfallend, kahl und von wilden Bergströmen zerrissen. Die griech. Dichter von Homer an betrachten den O. als den Wohnsitz des Zeus nnd der übrigen himmlischen Götter und gebrauchen den Namen daher bisweilen zur Bezeichnung des Himmels überhaupt. Den nächsten Rang nach

dem theſſaliſchen nimmt der myſiſche O. ein, ein ſtattlicher Gebirgszug im nordöſtl. Kleinaſien, auf den Grenzen der Landſchaften Myſien, Bithynien und Phrygien, deſſen Hauptmaſſe ſich unmittelbar ſüdlich der Stadt Bruſa (ſ. d.) erhebt. Ferner gab es Berge des Namens O. in Lydien, Lykien, auf der Inſel Kypros, im nördl. Lakonien nahe bei der Stadt Sellaſia, im mittlern Elis (Landſchaft Piſatis) nahe bei Olympia, auf der Inſel Euböa in der Nähe von Eretria und im ſüdöſtl. Attika.

Olympia, der Schauplatz der berühmten Olympiſchen Spiele (ſ. d.), iſt ein ſchön gelegenes Thal in dem mittlern, Piſatis genannten Theile der peloponneſiſchen Landſchaft Elis (ſ. d.), ungefähr 6 St. vom Meere entfernt; eine Ortſchaft O. hat es nie gegeben, ſondern nur einzelne Häuſer, welche Wohnungen für die Prieſter und für die zahlreich hier zuſammenſtrömenden Fremden (von denen aber die große Mehrzahl während der Feſttage im Freien unter Zelten campirte) enthielten. In O., dem großen Nationalheiligthume der Hellenen, häuften ſich auf kleinem Raume die koſtbarſten Schätze der griech. Kunſt aus allen Stämmen und Zeitaltern, Tempel, Grabmale, Altäre, Schatzhäuſer, Theater, Stadium, Hippodrom und Tauſende von Götterbildern, Statuen von Siegern in den Spielen und Weihgeſchenken aus Erz und Marmor; ſogar zur Zeit des ältern Plinius ſtanden hier noch 3000 Statuen. Ebenſo wurden hier unter dem Schutze des Gottesfriedens, der über dieſe heil. Stätte ausgeſprochen war, wichtige Staats- und Privaturkunden, Verträge und ſonſtige Inſchriften aller Art aufbewahrt. Der heil. Hain, der den großen Tempel des Zeus und zahlreiche kleinere Tempel und Heiligthümer umſchloß, die Altis, bildete ein rings von Mauern umgebenes Viereck von etwa 1800 F. Länge und 1500 F. Breite. Im Norden war er von felſigen, aber ſanft anſchwellenden Hügeln begrenzt, aus denen das Kronion, ein im Alterthume mit einem Heiligthume des Kronos geſchmückter Hügel, am weiteſten gegen Süden vorſpringt. Im Süden reichte er bis nahe an den hier 180 F. breiten und waſſerreichen Alpheios, im Weſten bis an den Kladeos, einen munter rieſelnden Bergbach. Außerhalb der Ringmauer aber, in unmittelbarer Nähe der Altis, befanden ſich die Anlagen für die Feſtſpiele: der Hippodrom, das Stadion, ein Theater und ein Gymnaſion. Die Pracht und Herrlichkeit dieſer alten Anlagen iſt nicht nur völlig verwüſtet und verſchwunden (nur vom Zeustempel ſind noch die von der franz. Expedition 1829 aufgedeckten Fundamente und einige jetzt in Paris aufbewahrte Reſte von den Bildwerken der Metopen erhalten), ſondern der Boden hat ſich ſogar durch die von den Höhen herabgeſpülte Erde und durch die Ueberſchwemmungen der beiden angrenzenden Flüſſe durchgängig um 4—6 F. erhöht. Der Pflug des Landmanns durchfurcht jetzt träg und mühſam die Bahnen, die einſt ſiegesſtürmend die von Pindar gefeierten Helden und Roſſe durcheilten. Eine vollſtändige und ſyſtematiſche Ausgrabung des Raums der Altis und der nächſten Umgebungen derſelben iſt ſchon mehrfach projectirt, aber die Ausführung immer durch ungünſtige Umſtände verhindert worden; dieſelbe würde, abgeſehen von den topogr. Reſultaten, ohne Zweifel eine ſehr bedeutende Ausbeute an Bildwerken und Inſchriften liefern. Vgl. Curtius, «Olympia» (Berl. 1852) und «Peloponneſus» (Bd. 2, Gotha 1852).

Olympiade hieß bei den Griechen ein Zeitraum von vier Jahren, weil je nach Ablauf eines ſolchen die Feier der Olympiſchen Spiele (ſ. d.) wiederkehrte. Die gezählten O. beginnen mit dem J. 776 v. Chr., weil von dieſem an die Namen der Sieger in dieſen Spielen officiell aufgezeichnet wurden. Will man nun eine Zeitangabe nach O. in die uns geläufige Zeitrechnung nach Jahren vor Chriſti Geburt umwandeln, ſo multiplicirt man die der gegebenen O. vorhergehende Zahl (weil ja die gegebene O. noch nicht ganz abgelaufen iſt) mit 4, addirt dazu die Zahl 1, 2, 3 oder 4, je nachdem vom erſten, zweiten, dritten oder vierten Jahre einer O. die Rede iſt, und ſubtrahirt die Summe von 777 (weil 776 ja ſchon das erſte Jahr der erſten O. iſt); der Reſt gibt das Jahr vor Chriſto, mit deſſen Mitte (Anfang Juli) das genannte Olympiadenjahr beginnt. So entſpricht z. B. das zweite Jahr der 94. O. dem Jahre von Juli 403 bis Juli 402 v. Chr., denn $96 \times 4 + 2 = 374$, dies abgezogen von 777 bleibt 403. Der Hiſtoriker Timäus hat die Zeitrechnung nach O. zuerſt für die Chronologie verwerthet, worin die ſpätern griech. Hiſtoriker faſt allgemein ſeinem Beiſpiele gefolgt ſind.

Olympias, die Gemahlin König Philipp's II. von Macedonien, Mutter Alexander's d. Gr., Tochter des Königs Neoptolemos von Epirus, verband mit ſcharfem Verſtande einen ränkevollen und herrſchſüchtigen Charakter. Als Philipp infolge eingetretener Misverhältniſſe ſich von ihr getrennt und mit Kleopatra, der Nichte des Attalos, vermählt hatte, trug ſie nicht nur zur Ermordung ihres frühern Gemahls (336 v. Chr.) weſentlich bei, ſondern brachte auch die Kleopatra dahin, daß dieſe ſich ſelbſt den Tod gab. Nach dem Tode Alexander's, der ſie ſtets mit kindlicher Ehrfurcht behandelt hatte, ſuchte ſie bei den Streitigkeiten der Thronbewerber ihre

eigenen Anſprüche auf den Thron geltend zu machen und gewann auch den Polyſperchon (ſ. d.) für ihre Plane; allein die Grauſamkeit, mit welcher ſie den Stiefbruder und Nachfolger Alexander's, Philippos Arrhidäos, nebſt deſſen Gattin Eurydice und 100 vornehmen Macedoniern hinrichten ließ (317 v. Chr.), fand ſehr bald Vergeltung. Kaſſander, Polyſperchon's Gegner, nahm ſie nach mehrmonatlicher Belagerung in Pydna, wohin ſie ſich geflüchtet hatte, gefangen und ließ ſie durch die Verwandten der auf ihren Befehl hingerichteten Macedonier tödten (316 v. Chr.).

Olympiodorus, ein Platoniker aus Alexandria zu Ende des 6. Jahrh. n. Chr., verfaßte, außer dem Leben des Plato, auch Commentare oder Scholien zu mehrern Dialogen deſſelben. — Auch gibt es zwei Peripatetiker O., von denen der ältere, der Lehrer des berühmten Neuplatonikers Proklus, im 5. Jahrh. n. Chr., der jüngere in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. lebte und einen Commentar über des Ariſtoteles «Meteorologica» hinterlaſſen hat, herausgegeben von Aldus (Ven. 1551). — Noch iſt ein vierter O. aus Theben in Aegypten zu erwähnen, der in der erſten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. lebte und in 22 Büchern eine allgemeine Geſchichte ſeiner Zeit von 407—425 als Fortſetzung des Eunapius ſchrieb, wovon ſich in der «Bibliothek» des Photius Auszüge finden, die in Bekker's und Niebuhr's Ausgabe von «Dexippi, Eunapii etc. historiarum quae supersunt» (Bonn 1829) abgedruckt ſind.

Olympiſche Spiele, die berühmteſten unter den vier großen Nationalfeſten der Griechen, wurden jedes fünfte Jahr am erſten Vollmond nach der Sommerſonnenwende (Anfang Juli) in Olympia (ſ. d.) zu Ehren des Zeus gefeiert. Die Gründung und erſte Einrichtung derſelben wird von den Alten in die mythiſche Zeit verlegt und gewöhnlich auf Herakles zurückgeführt. 884 v. Chr. ſollen ſie von dem eleiſchen Fürſten Iphitos in Gemeinſchaft mit dem ſpartan. Geſetzgeber Lykurg erneuert und neu geordnet worden ſein. Die hiſtor. Feier beginnt indeß erſt mit 776 v. Chr., wo der Eleer Koröbos den Preis im Wettlauf davontrug, und von welchem an ein ununterbrochenes Verzeichniß der Sieger in dieſen Spielen geführt wurde, welches dann zu der Zeitrechnung nach Olympiaden (ſ. d.) Veranlaſſung gab. So wurden dieſe Spiele bis auf das Zeitalter des Kaiſers Theodoſius, 394 n. Chr., regelmäßig fortgeſetzt. Die Wettkämpfe, an welchen jeder Hellene, wo er auch wohnte (Barbaren, d. h. Nichtgriechen, waren bis auf die Zeit der röm. Herrſchaft ausgeſchloſſen) theilnehmen konnte, dauerten mit Einſchluß der Vertheilung der Preiſe (Kränze von wildem Oelbaum) an die Sieger fünf Tage. Die Kämpfer mußten ſich dazu 10 Monate lang ſorgfältig vorbereiten, in den letzten 30 Tagen im Gymnaſium zu Elis ſelbſt. Die Feſtlichkeit nahm abends mit großen Opfern ihren Anfang, die eigentlichen Spiele aber mit dem Anbruche des folgenden Tages. Dieſe beſtanden in Wettrennen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Diskuswerfen, Ringen und Fauſtkampf in ſehr mannichfachen Modificationen. Die meiſten Kampfarten wurden ſowol von Männern als von Knaben ausgeführt. Die vorkommenden Kampfarten ſowie die Reihenfolge derſelben wurden jedesmal vor Beginn des Feſtes durch ein beſonderes Programm bekannt gemacht. Aus allen Gegenden ſtrömten Zuſchauer herbei; doch war außer der Prieſterin der Demeter den Frauen der Zutritt verboten; diejenigen, welche dieſes Geſetz übertraten, ſollten von einem Felſen herabgeſtürzt werden. Andere Feſtlichkeiten, beſonders feierliche Aufzüge, an denen die von den einzelnen Staaten abgeſchickten Feſtgeſandtſchaften theilnahmen, ſchloſſen ſich an die eigentlichen Spiele an. Die Sieger, die man Olympioniken nannte, wurden öffentlich ausgerufen, mit dem Siegeskranze geſchmückt und mit Palmenzweigen in der Hand dem Volke vorgeſtellt. Auch außerdem wurden ihnen große Auszeichnungen zutheil: Verherrlichung durch Lobgeſänge und Bildſäulen, bei der Rückkehr in ihre Vaterſtadt ein feierlicher Einzug im Purpurgewand auf einem Viergeſpann weißer Roſſe, ein Ehrenplatz bei öffentlichen Schauſpielen und Befreiung von öffentlichen Laſten, in Athen Speiſung im Prytaneum und ein Geldgeſchenk von 500 Drachmen. Die Anordner und Leiter der Spiele waren die Eleer; ſie beſtimmten die Tage und verkündeten die während dieſer Zeit geſetzlich vorgeſchriebene Waffenruhe im ganzen Peloponnes, ſowie die Unverletzlichkeit des Feſtes und der zum Feſte Reiſenden. Die ungefähr ein Jahr vorher beſtellten Kampfrichter (Hellanodiken) nahmen die Anmeldungen derer, welche an den Kämpfen theilnehmen wollten, entgegen, unterſuchten, ob ſie Hellenen und Freigeborene und im Genuſſe der bürgerlichen Ehre waren, beeidigten ſie dann, daß alles im Kampfe ehrlich vor ſich gehen ſollte, ordneten die Kampfhandlung, entſchieden darüber, wenn jemand nach der öffentlichen Aufforderung der Herolde als Ankläger gegen die Kämpfer auftrat, paarten dieſe endlich durch das Loos und ſahen auf die Beobachtung der Kampfgeſetze. Die Aufſeher, welche bei den Spielen ſelbſt Ordnung hielten, hießen Alyten und ſtanden wieder unter einem Vorgeſetzten, Alytarches genannt. Von Pindar (ſ. d.) hat man noch 14 Hymnen auf Sieger in dieſen Spielen.

Olympos, ſ. Olymp.

Olynthos, eine von der euböiſchen Stadt Chalkis gegründete griech. Colonie auf der thraziſchen Halbinſel Chalkidike an der Nordweſtſeite des Taranäiſchen Meerbuſens, gelangte beſonders ſeit dem Ende des Pelapanneſiſchen Kriegs, in welchem ſie auf ſeiten der Spartaner geſtanden hatte, zu bedeutender Blüte und Macht. Indem es eine größere Anzahl ſchwächerer griech. Städte Thraziens an ſich zog und ein enges Bündniß mit ihnen ſchloß, wußte es ſich allmählich zum Haupte eines centraliſirten Bundesſtaats zu machen, wurde aber von den auf ſeine Macht eiferſüchtigen Spartanern durch den ſog. Olynthiſchen Krieg (382—379) zur Auflöſung dieſes Bundesſtaats und Freigebung ſeiner Bundesgenoſſen genöthigt. Als König Philipp VI. von Macedonien ſeine Macht immer weiter gegen Oſten ausdehnte, bedrohte er auch das unterdeß wieder zu Wohlſtand und Blüte gelangte O., das nun durch ein Bündniß mit Athen Hülfe gegen den gemeinſamen Feind ſuchte. Hier war es beſonders Demoſthenes (ſ. d.), der durch ſeine drei uns noch erhaltenen «Olynthiſchen Reden» die Athener mit der größten Energie zur Rettung O.s anfeuerte; allein man konnte ſich nicht zu durchgreifenden Maßregeln entſchließen, ſondern ſandte nur einzelne Hülfscorps, deren letztes das Ziel gar nicht mehr erreichte, da unterdeß Philipp mit Hülfe zweier Verräther, des Laſthenes und Euthykrates, O. eingenommen und zerſtört hatte (348 v. Chr.). Seitdem iſt die Stadt nicht wiederhergeſtellt worden.

Omajjaden, richtiger Omejjaden, eine arab. Khalifen-Dynaſtie, welche ihren Namen von ihrem Ahn Omejja Ibn-Abd-Schems führt, von deſſen Großvater auch Mahammed, der Stifter des Islams, abſtammt. Der erſte Fürſt aus dieſem Geſchlechte war Muawia I., der Sohn Abu-Sofjan's, zur Zeit Mahammed's das Oberhaupt der heidniſchen Mekkaner. Muawia machte, nach der Ermordung des Khalifen Osman 656, Anſprüche auf das Khalifat, führte mehrere Jahre Krieg gegen ſeinen Mitbewerber Ali und ward bald nach deſſen Tod (661) Alleinherrſcher. Sein Geſchlecht, das, wie er ſelbſt, in Damask reſidirte, blieb im Beſitze des Khalifats bis zum J. 750. Merwan II., der letzte deſſelben, wurde in Aegypten getödtet, und der öſtl. Theil des Reichs fiel in die Gewalt der von einem Oheim Mahammed's abſtammenden Abbaſiden (ſ. Abbas), welche, in Verbindung mit den Nachkommen Ali's, fortwährend bemüht geweſen waren, das Volk gegen die Herrſchaft der O. aufzureizen. Während aber im Orient ihr Reich in andere Hände kam, gründeten ſie in Spanien, das bisher mit dem öſtl. Khalifat verbunden geweſen, eine neue Dynaſtie. Abd-Errahman I., ein Enkel des Omajjaden-Khalifen Hiſcham, flüchtete ſich nach Weſtafrika, ſetzte, von den Gegnern der damals in Spanien herrſchenden Partei unterſtützt, über die Meerenge von Gibraltar und bemächtigte ſich nach mehrern ſiegreichen Gefechten der Hauptſtadt Cordova (756). Trotz mannichfaltiger Empörungen und einer furchtbaren Coalition, an deren Spitze der Kaiſer Karl d. Gr. ſtand, behauptete er ſich doch und ward ſo der Gründer des vom Oſten unabhängigen Khalifats von Cordova, das, faſt ganz Spanien umfaſſend, im Norden bis über den Ebro hinaus und bis zu den Gebirgen Altcaſtiliens, Aſturiens, Leons und Galiciens ſich erſtreckte. Die Regierung ſeiner Nachfolger, Hiſcham I. (778—96) und Hakam I. (bis 822), war ſehr unruhig. Das von Pelagius gegründete neue chriſtl. Königreich in Spanien gewann unter Alfonſo II. an Kraft und dehnte ſich immer mehr nach Süden und Weſten aus. Hakam hatte zwar in den letzten Jahren ſeiner Regierung die aufrühreriſchen Mahammedaner ſowol als die Chriſten in Toledo gezüchtigt, doch brachen unter ſeinem Sohne und Nachfolger Abd-Errahman II. (bis 852) wieder ernſte Unruhen aus, welche ihn nöthigten, gegen die Rebellen, namentlich gegen die fanatiſchen Chriſten, mit aller Strenge zu verfahren. Es widerſtrebte dies ſeinem Charakter, denn er war ein friedliebender, milder und lebensfroher Fürſt, der auch ſeinen Unterthanen, ohne Unterſchied des Glaubens, ein frohes, unverkümmertes Daſein gönnte. Zwar begnügte er ſich noch mit dem beſcheidenen Titel eines Emir (Befehlshaber), wetteiferte aber mit dem Hofe von Bagdad an Glanz und Pracht und zog durch ſeine Freigebigkeit die ausgezeichnetſten Gelehrten, Dichter und Künſtler an ſeinen Hof. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed (bis 886) hatte gegen die chriſtl. Spanier, die unter Alfonſo III. Aſturien, Navarra, Galicien und Leon beherrſchten, ſchwere und unglückliche Kriege zu führen, in welchen ſich ein in Liedern gefeiertes ritterliches Heldenthum entwickelte. Selbſt das Verhältniß der Frauen erhielt ein romantiſches Gepräge, wie ſonſt nirgends in der mohammed. Welt. Zu dieſen Kriegen kamen noch die Einfälle der Normannen und die Empörung des Omar Ibn-Hafßun, die auch noch unter Mohammed's Sohn und Nachfolger Mundſir fortdauerte. Mundſir wurde (888), während der Belagerung von Bobaſtro, der Feſtung, welche Ibn-Hafßun vertheidigte, auf Anſtiften ſeines Bruders Abd-Allah getödtet, der ihm auch auf dem Throne folgte. Abd-Allah ſetzte den Krieg gegen Ibn-Hafßun, dem noch andere Rebellen ſich anſchloſſen, mit wechſelndem

Glück fort, und erſt unter ſeinem Enkel und Nachfolger Abd-Errahman III. (von 912—961) wurde dieſer gefährlichſte aller Aufſtände vollkommen unterdrückt. Unter dieſem Fürſten, der zuerſt, wie die Khalifen im Oſten, den Titel Emir Almuminin (Befehlshaber über die Gläubigen) führte, gelangte das Omajjaden-Khalifat in Spanien auf den höchſten Punkt der Blüte und Macht. Abd-Errahman erlitt zwar ſchwere Verluſte in ſeinem Kriege gegen Ordoño II., Ramiro II. und Ordoño III., doch blieb er zuletzt Sieger und wurde von den unter ſich ſelbſt ſtreitenden Chriſten als Helfer und Vermittler angerufen. Auch er war ein Beſchützer der Kunſt und Wiſſenſchaft und ein Förderer des Handels, der Induſtrie und des Ackerbaues. Seinem Beiſpiele folgte ſein Sohn und Nachfolger Hakam II. (bis 976), ſelbſt einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit. Er gründete eine Anzahl Armenſchulen und ſorgte derart für den höhern Unterricht, daß die Univerſität von Cordova eine der berühmteſten des Mittelalters wurde. Auch er erfocht glänzende Siege über die Chriſten ſowol als gegen die Idriſiden und Fatimiden in Afrika, denen er einen Teil von Mauritanien entriß. Mit ſeinem Tode beginnt der Verfall des Omajjadenreichs. Unter ſeinem Sohne Hiſcham II., der erſt 11 J. alt war, als er die Regierung antrat, ſtritten herrſchſüchtige und ehrgeizige Männer um das Vezirat, bis endlich Ibn-Abi-Amir ſeine Rivalen beſeitigte und unter dem Beinamen Almanßur (der Siegreiche) die Zügel der Regierung allein führte. Das Reich erhielt ſich zwar unter ſeiner trefflichen Leitung auf der Höhe, aber der Khalif ſelbſt war nur noch ein Schatten, dem nichts als der Name eines Emir gelaſſen wurde. So blieb es auch nach dem Tode Manßur's (1002) unter deſſen Sohne Abd-Almelik (bis 1008). Als aber des letztern Bruder, Abd-Errahman, auch nach dem Titel eines Emirs gelüſtete, wurde derſelbe geſtürzt, der ſchwache Hiſcham zur Abdankung genöthigt und Mohammed, ein Urenkel Abd-Errahman's III., zum Fürſten der Gläubigen erhoben. Die Legitimität der Khalifen hatte hiermit ihr Ende erreicht, und es folgten fortwährend innere Unruhen und Thronſtreitigkeiten, welche durch die gemiſchte Bevölkerung und Heeresmacht (Berber, Slawen und Araber) genährt wurden und das Entſtehen kleiner ſelbſtändiger Reiche in den Provinzen möglich machten. Auf Mohammed, der durch Irreligioſität und Grauſamkeit ſeinen Sturz beſchleunigte, folgte Suleiman (1009), den die Berber unterſtützten. Er wurde von Hiſcham II. verdrängt, um den die Slawen ſich ſcharten. Dieſer wurde (1013) abermals von Suleiman beſiegt. 1016 bemächtigte ſich Ali Ibn-Hammud, der Statthalter von Ceuta, der Regierung, dem bald Abd-Errahman IV. entgegentrat. So dauerten, mit geringen Unterbrechungen, die Thronſtreitigkeiten und Bürgerkriege fort, bis endlich Hiſcham III., der letzte Omajjaden-Khalif, genöthigt wurde abzudanken, und das arab. Spanien, das infolge fortgeſetzter Aufſtände an Macht und Wohlſtand viel eingebüßt, ſich in eine Reihe kleiner unabhängiger Königreiche und Republiken auflöſte. Dieſe führten häufig gegeneinander Krieg und riefen mitunter die Chriſten zu Hülfe, wodurch letztere, unter Ferdinand I. und Alfons VI., immer mächtiger wurden, ſodaß die von gänzlicher Unterjochung bedrohten Araber kein anderes Rettungsmittel mehr ſahen, als die Morabiten oder Almoraviden (ſ. d.) aus Afrika herbeizurufen (1086), welche bald die Herren des Landes wurden. Vgl. Aſchbach, «Geſchichte der O. in Spanien» (2 Bde., Frankf. 1829—30), der jedoch, da er dem unzuverläſſigen Conde in Bezug auf arab. Quellen folgte, mit Vorſicht zu gebrauchen; Makkari, «History of the Mohammedan dynasties in Spain» (aus dem Arabiſchen von Gayangos, Bd. 1—2, Lond. 1840—43); Dozy, «Histoire des Musulmanes en Espagne» (Bd. 1—4, Leyd. 1861); Weil, «Geſchichte der islamitiſchen Völker» (Stuttg. 1866).

Omar, der zweite der Khalifen, ſ. Khalif.

O'Meara (Barry Edward), der Arzt Napoleon's auf St.-Helena, ward 1770 in Irland geboren, trat als Schiffswundarzt in die brit. Marine und diente als ſolcher am Bord des Bellerophon, auf welchem Napoleon 7. Aug. 1815 Zuflucht ſuchte. Weil er während der Ueberfahrt von Rochefort nach Plymouth mehrern franz. Offizieren zuvorkommend Hülfe geleiſtet, forderte ihn der Kaiſer bei der Verſetzung auf den Northumberland auf, als Leibarzt mit nach St.-Helena zu gehen. O. wirkte ſich die Erlaubniß bei ſeinen Vorgeſetzten aus und widmete ſeine Kunſt dem Gefangenen drei Jahre hindurch mit allem möglichen Eifer. Der Gouverneur Hudſon Lowe wollte ihn beim Kaiſer als Spion benutzen; allein er widerſtand dieſem Anſinnen mit ehrenhafter Feſtigkeit und mußte deshalb 25. Juli 1818 St.-Helena verlaſſen. Er hatte die täglichen Geſpräche mit Napoleon gewiſſenhaft in ein Tagebuch eingetragen, deſſen einzelne Blätter durch einen auf der Schiffsſtation befindlichen Freund nach London an einen Agenten des Kaiſers gelangten. Nachdem Napoleon geſtorben, ließ O. mit Bewilligung der Teſtamentsexecutoren das Tagebuch unter dem Titel «Napoleon in exile, or a voice from

St. Helena» (2 Bde., Lond. 1822; deutsch, Stuttg. und Tüb. 1822; franz., 5 Bde., Par. 1831—32) erscheinen. Wiewol sich Napoleon gewiß nicht absichtslos mittheilte, sein Arzt auch sicherlich nicht unbefangen genug war, um die Rolle eines wirklichen Beobachters durchzuführen, so bleibt doch diese Schrift immer ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte des Kaisers. O. verlor nach Veröffentlichung des Buchs seine Anstellung als brit. Marinearzt, wurde aber von der liberalen Partei unterstützt und starb zu London 3. Juni 1836.

Omen oder Prodigium nannten die Römer bedeutsame Zeichen, die sich zufällig und ungesucht darboten, und aus denen man Glück oder Unglück verkündete. Genauer unterschied man beide so, daß man unter ersterm jedes hörbare Zeichen, besonders das gesprochene Wort, unter letzterm Erscheinungen in der Menschen- und Thierwelt, wie Misgeburten, Schlangen, Heuschrecken, ferner das Anstoßen des Fußes, Reißen des Schuhriemens, selbst das Niesen u. s. w., verstand. Sollte die Verheißung eines solchen Zeichens in Erfüllung gehen, so mußte es von dem, welchem es begegnete, aufgenommen werden; doch fand, wie auf seiten der Götter im Geben der Zeichen Freiheit herrschte, so auf seiten der Menschen in Hinsicht der Annahme derselben Willkür statt. Man konnte bei einem ungünstigen Zeichen das drohende Unglück durch Opfer und Sühnungen, sogar durch gewisse Zauberformeln oder auch dadurch abzuwenden suchen, daß man ihm sogleich eine passende glückliche Deutung unterschob, wie z. B. Cäsar, als er bei der Landung an der Küste Afrikas zu Boden stürzte, durch die Worte: «Ich fasse dich, Afrika!» das widrige Zeichen in ein günstiges umwandelte. Bisweilen achtete man auch absichtlich nicht auf solche Zeichen oder verhöhnte sie, wie P. Claudius im ersten Punischen Kriege die heiligen Hühner, als sie nicht aus dem Käfig herausgehen wollten, mit den Worten: «Nun, wenn sie nicht fressen wollen, so sollen sie saufen!» ins Meer werfen ließ. Doch erkannte der allgemeine Glaube die Unterwürfigkeit unter solche Zeichen an, und die Alten gebrauchten daher bei ihren gottesdienstlichen Handlungen die größte Vorsicht, um alles Widerwärtige in dieser Beziehung abzuhalten. In späterer Zeit gebrauchte man O. für jede Vorbedeutung und sagte z. B. von einer Person, deren Name zugleich mit der Beschäftigung übereinstimmte, wie Fleischer, Müller u. s. w.: nomen et omen habet, d. h. er hat den Namen mit der That. Vgl. Fallati, «Ueber Begriff und Wesen des röm. Omen» (Tüb. 1836).

Omer-Pascha, türk. General, ein Renegat, stammt aus der kroat. Familie Lattas, die in der österr. Militärgrenze angesessen, und wurde Anfang 1806 zu Plaski im Oguliner Grenzbezirke geboren. Er trat, nachdem er Schulunterricht genossen, bei dem oguliner Grenzregiment als Cadet ein und wurde dann Schreiber beim Straßenbandirector Major Kueczig, dessen Nachsicht er jedoch gemisbraucht haben soll. Die Geschäfte in Unordnung zurücklassend, entwich er 1833 nach Zara und ging von da nach Bosnien. Hier trat er in die Dienste eines türk. Kaufmanns, der ihn später, als er zum Islam übergetreten, zum Lehrer seiner Söhne machte und mit diesen nach Konstantinopel schickte. Wegen seiner ausgezeichneten Handschrift wurde Omer-Esendi, wie er jetzt hieß, als Schreiblehrer in einer Militäranstalt und dann als solcher beim Prinzen und spätern Sultan Abd-ul-Medschid angestellt, zugleich auch mit dem Range eines Jüz-Baschi (Kapitän) in die türk. Armee aufgenommen. Als sein Zögling zur Regierung kam, erhielt er den Rang eines Obersten und wohnte, unter dem Befehle des türk. Divisionsgenerals und spätern deutschen Reichsministers Jochmus, dem Feldzuge von 1840 in Syrien bei, wo er zum Brigadegeneral aufstieg. 1842 erhielt O. das Militärgouvernement im Libanon, wurde aber alsbald davon entbunden, weil die dortigen Christen sich über Härte und Verfolgungssucht des Renegaten beklagten. In den folgenden Jahren half er an mehrern Orten im Reiche Aufstände unterdrücken, 1848 in Verbindung mit den Russen den in den Donaufürstenthümern, wo er Militärgouverneur wurde und sich mit der Schwester des bekannten Simunic aus Siebenbürgen vermählte. Im Sommer 1850 besiegte O. den Aufstand, welchen der bosnische Adel gegen die Conscription und den Tanfimat erhob, und im Herbst wandte er sich gegen die Herzegowina, um die Bewegungen dieser Provinz niederzuhalten. Unterdessen brachen aber die Unruhen in Bosnien, namentlich in der Kraina, aufs neue aus, die O. erst im Mai 1851 mit Erstürmung der Veste Bihac völlig niederschlagen konnte. Er ordnete hierauf die Entwaffnung des Landes an, begann aber dieselbe mit Entwaffnung der gänzlich unbetheiligten Christen, die er überhaupt mit rücksichtsloser Strenge behandelte. Nachdem er im Sommer 1852 nach Konstantinopel berufen worden, erhielt er im Dec. den Oberbefehl über die Armee gegen Montenegro (s. d.). Diese von O. selbst in Verbindung mit der alttürk. Partei betriebene Expedition hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und mußte endlich im Jan. 1853 auf Einschreiten Oesterreichs aufgegeben werden, ohne daß O. auch nur entfernt sein Ziel erreichen konnte. Er erhielt

nun den Oberbefehl über das Heer, welches während der Entwickelung des ruſſ.-türk. Streits am rechten Donauufer aufgeſtellt ward, und eröffnete im Oct. 1853 den Orientkrieg (ſ. d.), indem er mit der bulgariſchen Armee die Donau überſchritt, um die Ruſſen aus den Fürſtenthümern, die ſie beſetzt hatten, zu vertreiben. Doch unternahm er nichts Ernſtliches und zog ſich ſchon im Nov. wieder über den Strom zurück. Im Jan. 1854 beſtand zwar eine türk. Abtheilung ein günſtiges Gefecht bei Tſchetate, und die Ruſſen mußten im Juni die Belagerung von Siliſtria aufheben. O. hatte jedoch mit ſeiner Armee von Varna aus keinen Entſatzverſuch gemacht, und die Räumung der Donaufürſtenthümer wurde nur durch das Auftreten Oeſterreichs veranlaßt. Nach der Ankunft der weſtmächtlichen Hülfsarmee trat O. unter Saint-Arnaud's Befehl. Er folgte jedoch den Verbündeten erſt 1855 mit einem türk. Corps in die Krim, wurde aber bald für ſeine Perſon wieder abberufen, um Streitkräfte nach Aſien zu führen. Anfang Oct. begann er hier ſeine Operationen, ohne zum Entſatz von Kars etwas zu thun. Der Fall dieſer Feſtung veranlaßte ihn, nachdem er langſam in das Innere von Mingrelien vorgedrungen war, zum Rückzuge nach der Küſte, womit ſein erfolgloſer Feldzug ſchloß. Nach dem Frieden lebte O. einige Zeit in Ungnade und ſah ſich ſogar in Ruheſtand verſetzt. Im Nov. 1857 erfolgte indeß ſeine Ernennung zum Generalgouverneur in Irak-Arabi, in welcher Eigenſchaft er zu Bagdad ſeinen Sitz nahm. Sein ebenſo energiſches als willkürliches Verfahren in dieſer allerdings ſchwierigen Stellung brachte ihn abermals in Ungunſt und hatte 1859 ſeine Abſetzung und Verbannung nach Kutahia zur Folge. 1861 ward er wieder nach Konſtantinopel berufen und ihm das Generalgouvernement von Rumelien übertragen. In demſelben Jahre übernahm er den Befehl über die Truppen, die zur Unterdrückung der Unruhen in der Herzegowina beſtimmt waren. Sodann eröffnete er 1862 den Krieg gegen Montenegro (ſ. d.), und zwar zum erſten mal mit ſolchem Erfolge, daß ſich Fürſt Nikolaus zu einem für die Pforte ſehr günſtigen Friedensſchluß gezwungen ſah. O. führte hierauf einige Zeit den Titel eines Oberbefehlshabers ſämmtlicher türk. Armeen. Seit 1864 ſtand er als Feldmarſchall (Muſchir) an der Spitze des 3. Armeecorps, welche Stellung er noch 1867 bekleidete.

Omnibus (lat., d. i. für alle), nennt man gegenwärtig in allen civiliſirten Ländern geräumige, gewöhnlich auch mit unbedeckten Oberſitzen verſehene Fuhrwerke (Stellwagen, Geſellſchaftswagen), welche zu beſtimmter Zeit und auf beſtimmten Routen für ein verhältnißmäßig ſehr niedriggeſtelltes Fahrgeld in den größern Städten neben den Fiakern (ſ. d.) den Perſonenverkehr theils zwiſchen den verſchiedenen Stadttheilen, theils zwiſchen den Bahnhöfen und gewiſſen Verkehrsmittelpunkten, theils auch mit den Ortſchaften der nächſten Umgebung vermitteln und gewöhnlich auch unterwegs Paſſagiere nach deren Belieben ein- und ausſteigen laſſen. In den O. laufen die Sitzbänke in der Regel der Länge nach. Die Thür ſowie die Stiege zu den Oberſitzen befindet ſich hinten bei dem Sitze des Conducteurs, der die Einkaſſirung des Fahrgeldes und die Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Paſſagieren zu beſorgen ſowie dem Kutſcher das Zeichen zum Anhalten oder Weiterfahren zu geben hat. Gewöhnlich nehmen die O. 14—18 Perſonen auf, wozu noch 8—10 auf dem Oberdeck kommen. Die Idee dieſer Art von regelmäßiger Perſonenbeförderung iſt nicht neu und angeblich ſchon von Pascal aufgeſtellt worden. Infolge eines Edicts Ludwig's XIV. trat 18. März 1662 in Paris das Inſtitut der ſog. Carosses à cinq sous ins Leben (ein jeder Wagen zu acht Perſonen), welche zu beſtimmten Zeiten beſtimmte Linien befuhren, mochten die Wagen beſetzt ſein oder nicht. Dies Unternehmen wurde anfänglich ſehr beifällig aufgenommen, konnte ſich jedoch nur kurze Zeit aufrecht erhalten. Die Anfänge des modernen Omnibusweſens wurden 1823—27 abermals zu Paris gemacht, von wo aus ſich die Einrichtung mit ihrem damals aufgekommenen Namen allmählich überallhin verbreitete. In London errichtete ein gewiſſer Shillibeer (nach welchem die O. auch eine Zeit lang benannt wurden) 4. Juli 1829 die erſten Omnibuslinien. 1830 erfolgte daſſelbe in Neuyork, 1839 in Amſterdam. Gegenwärtig ſind die O. in allen volkreichen und belebten Städten bereits ein unentbehrliches Mittel für den Perſonenverkehr geworden. Der Betrieb befindet ſich, unter Aufſicht der Sicherheitsbehörden, meiſt in den Händen von Geſellſchaften, weniger in denen einzelner Unternehmer. In Paris vereinigten ſich 1. Juni 1854 ſämmtliche Omnibusgeſellſchaften zu einer einzigen Compagnie mit centraliſirter Verwaltung. In Neuyork und einzelnen andern größern Städten Amerikas und Europas (z. B. Berlin, Genf, Wien) fahren O. von größerm Umfange auch auf Schienenbahnen.

Omphale, die Tochter des lydiſchen Königs Jardanes und Gemahlin des Tmolos, nach deſſen Tode ſie ſelbſt regierte, kaufte von Hermes den Herakles (ſ. Hercules) und gebar dieſem

einen Sohn. Spätern und zwar asiat. Ursprungs ist die Sage, daß Herakles in ihrem Dienste weibisch geworden, Wolle gesponnen u. s. w., sie dagegen Keule und Löwenhaut geführt habe.

Onanie (von Onan, 1 Mos. 38, 9, so benannt) oder Selbstbefleckung. Wie der übermäßige, mit der Ernährung des Körpers nicht Schritt haltende natürliche Geschlechtsgenuß den Körper (auch die Nervenapparate und somit die geistigen Fähigkeiten) wesentlich schwächt, übt auch die Selbstbefleckung unter denselben Bedingungen einen verderblichen Einfluß auf den Körper aus, sodaß die bedenklichsten Störungen der Gesundheit herbeigeführt werden können, indeß nicht nothwendig müssen. Denn die vielverbreitete Ansicht, daß die sog. Rückenmarkslähmung jedesmal Folge (vorzugsweise unnatürlicher) geschlechtlicher Ausschweifungen sei und Selbstbefleckung immer Rückenmarkslähmung herbeiführe, ist erwiesenermaßen unrichtig und verdankt ihren Ursprung theils gutgemeinten Uebertreibungen, theils gewinnsüchtigen Absichten von Charlatanen. Dennoch dürfen die übeln, Geist und Körper zerrüttenden Folgen der Selbstbefleckung auch nicht zu leicht angeschlagen werden, indem dieselbe den Keim zu einer großen Abschwächung des Körpers und Geistes und selbst zu jener schrecklichen Krankheit legen kann. Außerdem aber schädigt die Selbstbefleckung im hohen Grade den sittlichen Charakter des Menschen und ist nach dieser Seite hin ein abscheuliches Laster. Um namentlich Kinder vor diesen Ausschweifungen zu behüten, ist deren Umgang mit andern nicht ohne Auswahl zuzulassen, die Art ihrer Beschäftigung und Spiele zu überwachen, das Verweilen an versteckt gelegenen Orten zu verhindern, aufregende Lektüre zu entziehen. Man halte die Kinder zu einer gesunden, geistigen und körperlichen Thätigkeit an, versorge sie mit genügender, kräftiger, aber nicht übermäßiger Nahrung, steuere der Trägheit. Man lasse sie auch nicht länger im Bett liegen als nöthig. Hat man Verdacht, daß Kinder von der unheilsvollen Gewohnheit angesteckt sind, so muß die Ueberwachung doppelt sorgfältig ausgeführt werden. Auch ist es wol eher förderlich als nachtheilig, den Kindern in angemessener Weise die Folgen des Lasters vorzustellen, da schließlich nichts besser dem Uebel Einhalt thut als die eigene Energie.

Oenänthe, Rebendolde, ist der Name einer zur 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linnéschen Systems und zur Familie der Doldengewächse gehörenden Pflanzengattung, deren großentheils in Europa vorkommende Arten kahle Sumpfkräuter mit büschelförmig gruppirten, knolligen Wurzeln, ästigem Stengel, feinzertheilten Blättern und vielblütigen, nach der Blütezeit meist stark zusammengezogenen Dolden sind und giftige Eigenschaften besitzen. Die Blumenblätter sind weiß, die Frucht ist walzig, kreiselförmig oder länglich, mit zwei langen, aufrechten Griffeln gekrönt. Für die giftigste Art gilt die gemeine Rebendolde (O. fistulosa L.), welche in ganz Deutschland, doch nur hier und da auf Sumpfwiesen, in Wassergruben und stehenden Gewässern sich findet und sich durch einen hohlen, röhrigen Stengel vor den meisten andern Arten auszeichnet. Die Döldchen der endständigen Dolden, welche allein Zwitterblüten enthalten, sind zur Fruchtzeit kugelig zusammengezogen, diejenigen der seitenständigen (männlichen) flach. Zu dieser Gattung gehört auch der Wasserfenchel (O. Phellandrium Lam., Phellandrium aquaticum L.), dessen Früchte als Semina Phellandrii s. Foeniculi aquatici offieinell sind und ehedem als ein Mittel gegen Lungenschwindsucht galten, übrigens auch für giftig gehalten werden. Diese Pflanze wächst häufig in Sümpfen, Teichen, Gräben, an Flußufern und unterscheidet sich von den übrigen Arten durch einfache, spindelförmige Wurzel, viel größere Statur und lauter fruchtbare Dolden.

Onegasee, nach dem Ladogasee (s. d.) der größte europ. See, in Rußland im Gouvernement Olonez gelegen, ist 33 M. lang, in der Mitte 14 M. breit, bis 554 F. tief, hat eine Wasserfläche von 228,35 Q.-M. (nach Abrechnung der 2,09 Q.-M. großen Insel Klimezkoje) und ergießt sich mittels des Swirflusses in den Ladogasee, während er durch die Wodla die Wasser des Wodlasees aufnimmt, durch unzählige andere kleinere und größere Flüsse gespeist wird und durch das System des Marienkanals, der von der Kaiserin Maria Feodorowna, der Gemahlin Paul's I., seinen Namen hat, sowol mit der Wolga und dem Kaspischen See, als auch mit der Dwina und dem Weißen Meere in Verbindung steht. Durch den Onegakanal, der von Wytegra am gleichnamigen Flusse nach Woßnessenskoé am Swirflusse führt, wird die Schiffahrt auf dem gefährlichen O. umgangen. Am westl. Ufer des O. liegt die Hauptstadt von Olonez, Petrosawodsk, zwischen malerischen Felsengruppen. Der O. ist sehr fischreich, hat klares, helles Wasser und umschließt mehrere Inseln. — Es gibt auch einen Fluß Onega, der aber mit dem O. nicht in Verbindung steht, sondern der Abfluß des Latschasees ist und im archangelschen Gouvernement nach einem Laufe von etwa 96 M. bei der 1821 E. zählenden Hafenstadt Onega in den Onegagolf des Weißen Meeres mündet. Die Schiffbarkeit dieses Flusses ist durch vier Gruppen von Stromschnellen gehindert.

Oeneus war der Sohn des Portheus, Gemahl der Althäa, Vater des Tydeus und Meleager (ſ. d.) und König von Pleuron und Kalydon (ſ. d.) in Aetolien. Nach der ſpätern Sage der Tragiker war er der Sohn des Porthaon und der Eurythe, der Enkelin des Flußgottes Acheloos, und zeugte mit der Althäa den Toxeus, Thyreus, Klymenos, Periphas, Agelaos, Meleagros, die Gorge, Eurymede, Melanippe, Mothone und Deïaneira. Hierauf vermählte er ſich mit Periböa, des Hipponoos Tochter, die ihm den Tydeus gebar, des Diomedes (ſ. d.) Vater. Zur Zeit des Trojaniſchen Kriegs war ſein Stamm untergegangen, und ein Fürſt aus anderm Geſchlecht, Namens Thoas, führte die Aetoler gegen Troja. Nach noch ſpäterer Sage raubten ihm die Söhne ſeines Bruders Agrios in ſeinem Alter die Herrſchaft, gaben dieſe ihrem Vater und mishandelten ihn ſogar; ſein Enkel Diomedes aber erſchlug dafür den Agrios und deſſen Söhne bis auf zwei. Diomedes nahm den Greis mit ſich in den Peloponnes, wo er von jenen beiden Söhnen des Agrios bei dem Altare des Telephos in Arkadien erſchlagen wurde. Diomedes beſtattete den Leichnam in Argos und benannte nach ihm die Stadt Oenoë. Nach andern ſtarb er in hohem Alter bei Diomedes in Argos.

Ongaro (Francesco Dall'), ital. Schriftſteller, geb. 1808 im Bezirke Oderzo im Venetianiſchen, war zuerſt Zögling des Seminars della Salute in Venedig und ſtudirte dann auf der Univerſität Padua Theologie und orient. Sprachen. Hierauf erhielt er die Prieſterweihe, zog ſich aber alsbald durch ſeine Predigten das Misfallen ſeiner Obern zu, ſodaß er dem geiſtlichen Berufe entſagte und ſich dem Lehramt und der Schriftſtellerei widmete. Seinen Aufenthalt nahm er in Trieſt, wo er Vorleſungen über Literatur und Philoſophie hielt und mit mehrern gleichgeſinnten Freunden ein Blatt, «La Favilla», von national-ital. Tendenz gründete. 1847 wegen eines Toaſtes, den er bei dem zu Ehren Richard Cobden's von der Stadt Trieſt veranſtalteten Banket ſprach, aus Trieſt gewieſen, wandte er ſich nach Toscana und dann nach Rom, fortwährend an den Beſtrebungen der nationalen Partei theilnehmend. Auf die Nachricht vom Ausbruch der franz. Februarrevolution von 1848 eilte er nach Mailand und betheiligte ſich am Krieg im Venetianiſchen. Nachdem Treviſo gefallen, ging er nach Venedig, wo er das Blatt «Fatti e parole» herausgab. Doch wurde er als Gegner der Union mit Piemont von Manin aufgefordert, Venedig zu verlaſſen. Er ging nun nach Ravenna und traf hier mit Garibaldi zuſammen, der ihn nach Rom ſchickte, um dort die Bildung des erſten ital. Freiwilligencorps einzuleiten. In Rom wurde er auch als Volksrepräſentant in die Conſtituirende Verſammlung gewählt. Nach dem Falle der Stadt flüchtete er in die Schweiz, in den Canton Teſſin, wo er ſich aber 1852 auf Betrieb der öſterr. Regierung ausgewieſen ſah. O. ging zuerſt nach Brüſſel, wo er vielbeſuchte Vorleſungen über Dante's «Göttliche Komödie» hielt, 1855 aber nach Paris, wo er mehreres in franz. Sprache veröffentlichte. 1859 kehrte er als Correſpondent eines franz. Blattes nach Florenz zurück und wurde daſelbſt von der Proviſoriſchen Regierung zum Profeſſor der Literatur an dem neugegründeten wiſſenſchaftlichen Inſtitute ernannt. In dieſer Stellung hält er ſeitdem Vorleſungen über das antike und moderne Drama. O. hat ſehr verſchiedenartige Werke in Proſa und Verſen verfaßt, welche alle Bezug auf die nationale Sache Italiens haben und, weniger in die Tiefe als in die Breite gehend, öfters glücklich den Volkston treffen. Namentlich verſchafften ihm mehrere ſeiner Balladen und Stornelli eine weite und dauernde Popularität. Aus der großen Zahl ſeiner Schriften ſind hervorzuheben zwei Bände Poeſien, die er in Trieſt herausgab, eine Reihe von Dramen («Il Fornaretto», «Bianca Cappello», «L'ultimo barone» u. ſ. w.), Novellen, polit. Gedichte in der populären Form der Stornelli, «Fasma», ein Luſtſpiel, das gewiſſermaßen eine verloren gegangene altgriech. Komödie Menander's herſtellen will. Außerdem veröffentlichte er «Fantasie drammatiche e liriche», Danteſtudien, polit. Aufſätze u. ſ. w.

Oenologie (griech., d. i. Weinbaulehre) iſt ein erſt in neuerer Zeit gründlich und wiſſenſchaftlich ausgebildeter Zweig der Bodencultur. Die O. begreift in ſich die Lehre von der Anpflanzung der Reben in dazu günſtigem Boden und in geeigneter Lage, ihrer naturgemäßen Cultur, ihrer Pflege nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen und der zweckmäßigen Behandlung ihrer Früchte, der Trauben, um aus deren Saft das geiſtige Getränk, Wein, darzuſtellen. Eine naturwiſſenſchaftliche Ausbildung muß auch für den Oenologen die erſte Baſis des rationellen Fortſchritts in dieſem Zweige der Landwirthſchaft bilden. (S. Wein, Weinſtock.)

Onomakritos, ein im griech. Alterthume berühmter Wahrſager und Dichter, im Zeitalter der Piſiſtratiden zu Athen lebend, ordnete und erklärte die Weiſſagungen oder ſog. Orakel des Muſäus und benutzte die Mythen des Orpheus zu polit. Zwecken, daher er von Hipparchus um 516 v. Chr. aus Athen verwieſen wurde, obgleich er ſeine dichteriſche Thätigkeit ganz dem Dienſte

derſelben gewidmet zu haben ſcheint. Von ihm ſtammt vielleicht das meiſte, was zu Herodot's Zeiten unter dem Namen des Orpheus vorhanden war. So viel iſt gewiß, daß er der Begründer einer Orphiſchen Myſtik war, welche ein Syſtem von Büßungen ſchuf, um die gefallene Seele zu entſühnen, wozu auch die Zerſtreuung des Pythagoräiſchen Bundes beitrug, deſſen Lehrſätze von der Seelenwanderung und Heiligung damals unter den Griechen in Umlauf kamen und eine Läuterung der Dichtermythen und des dadurch bedingten Götterthums beförderten.

Onomastikon (griech.), eigentlich jedes Namen- oder Wortverzeichniß, nennt man vorzugsweiſe ein Real- oder Sachwörterbuch, wovon die einzelnen, in Eigennamen oder Sachen beſtehenden Artikel nach einer gewiſſen ſyſtematiſchen Anordnung, urſprünglich aber ohne Berückſichtigung der alphabetiſchen Reihenfolge, aufgeführt und erklärt werden. Das älteſte Wörterbuch unter dieſem Namen ſtammt aus dem 2. Jahrh. v. Chr., iſt von Pollux (ſ. d.) in griech. Sprache geſchrieben und behandelt verſchiedene Gegenſtände des religiöſen, bürgerlichen, häuslichen und künſtleriſchen Lebens. Unter den ſpätern Werken dieſer Art ſind zu nennen: Glandorp's «Onomasticon historiae Romanae» (Frankf. 1589), worin die berühmteſten Namen und Geſchlechter der Römer geſchichtlich erläutert werden; ferner Saxe's «Onomasticon literarium» (8 Bde., 1775—1803), noch immer ein Hauptſchatz für die Literaturgeſchichte; endlich aus der neueſten Zeit Orelli's und Baiter's «Onomasticon Tullianum» (3 Bde., Zür. 1836—38), welches außer dem Leben und der Literaturgeſchichte des Cicero die geogr. und geſchichtlichen Namen, ein Verzeichniß der Geſetze und der von Cicero gebrauchten griech. Ausdrücke u. ſ. w. umfaßt. In ſpäterer Zeit bezeichnete man mit O. auch ein meiſt kürzeres Gedicht auf den Geburts- oder Namenstag einer Perſon.

Onomatopöie (griech.) nennt man in der Sprachlehre die Bildung von Wörtern nach dem Naturlaute oder nach dem Klange eines Gegenſtandes, z. B. brüllen, blöken, raſſeln, ſchmettern u. ſ. w. Die ſo gebildeten Wörter, die ſchon bei den Alten Onomatopoietika hießen, gehören zu den früheſten Erſcheinungen in jeder Sprache, und viele derſelben ſind beſonders von den Dichtern, wie unter den Griechen von Ariſtophanes, unter den Deutſchen von Bürger in den Balladen, mit vielem Glücke geſchaffen worden. Einige rechnen die O. ſogar zu den ſog. phonetiſchen Figuren in der Rhetorik und verſtehen dann die Nachahmung eines Schalls in ganzen Wortſätzen darunter, wie in dem von Voß trefflich nachgebildeten Homeriſchen Verſe, wodurch das Zurückſtürzen des Steins des Siſyphus bezeichnet wird: «Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückiſche Marmor», oder in einem Verſe bei Ovid, worin das Geſchrei der Fröſche nachgeahmt wird: «Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant.»

Onoſander, einer der vorzüglichſten Kriegsſchriftſteller der Alten, lebte in der Mitte des 1 Jahrh. n. Chr. unter der Regierung des Claudius und Nero zu Rom und verfaßte in griech. Sprache unter dem Titel «Strategetikos» ein auf die Erfahrungen der Römer gegründetes vortreffliches Werk über die Feldherrnkunſt, welches am beſten von Schwebel (Nürnb. 1762) und Koraïs (Par. 1822) bearbeitet und von Baumgärtner (Manh. 1779) nebſt Planen und Zeichnungen ins Deutſche überſetzt worden iſt.

Oenothēra nannte Linné eine zur 8. Klaſſe, 1. Ordnung, ſeines Syſtems und zur Familie der Onagrarieen gehörende Pflanzengattung, deren der Mehrzahl nach außerhalb Europa, namentlich in Nordamerika und Aſien vorkommende Arten bei uns Nachtkerzen genannt zu werden pflegen. Sie haben einfache, abwechſelnde Blätter und meiſt große und ſchöngefärbte, in Aehren, Trauben, Sträuße geſtellte Blumen, welche aus einem unterſtändigen Fruchtknoten, einem langröhrigen Kelch mit viertheiligem Saum, einer vierblätterigen Blumenkrone, acht Staubgefäßen und einem fadenförmigen Griffel mit vier kreuzweiſe ausgebreiteten, doch bisweilen zu einer Keule verwachſenen Narben zuſammengeſetzt ſind. Die Frucht iſt eine vielſamige, vierklappige, der Länge nach aufſpringende Kapſel mit ſchopfloſen Samen. Außer mehrern ſchönen, meiſt aus Amerika und Aſien ſtammenden Zierpflanzen unſerer Gärten mit gelben, roſen- oder purpurrothen oder geſcheckten Blumen, deren Mehrzahl im Freien aushält und durch Samen leicht vervielfältigt werden kann, gehört zu dieſer Gattung die zweijährige oder gemeine Nachtkerze (O. biennis L.), welche bei uns als Salatpflanze angebaut wird, indem ihre durch die Cultur fleiſchig werdende rübenartige Wurzel, die in Sachſen Rapontika- oder Rapuntikawurzel genannt wird, gekocht und in Scheiben geſchnitten, einen angenehmen Salat abgibt. Dieſe Pflanze ſtammt zwar aus Nordamerika, wächſt aber ſeit langer Zeit in faſt ganz Deutſchland an ſandigen Flußufern, in Sandgruben, Steinbrüchen und auf wüſten ſteinigen Plätzen wild. Ihre Stengel erreichen auf gutem Boden bis 5 F. Höhe und ſind mit dichtſtehenden, lanzettförmigen, gezähnelten Blättern beſetzt. Die grundſtändigen Blätter dagegen, welche

eine ausgebreitete Rosette bilden, sind gestielt, verkehrt-eiförmig oder elliptisch und buchtig gezähnt. Die schön schwefelgelben, großen Blumen bilden eine lange Traube. Die wilde Pflanze hat eine schmächtige, oft mehrere Fuß lange Wurzel. Will man die Pflanze als Salatpflanze cultiviren, so muß man den Samen in verrottete Misibeeterde säen und die jungen Pflanzen in einen schweren, nahrhaften Boden versetzen, der nicht frisch gedüngt sein darf, wo dann die Wurzel dick und fleischig wird.

Oenotrer nannten die Griechen die ältesten Bewohner der südwestl. Spitze Italiens, die sich im Norden ungefähr durch eine von Poseidonia (Pästum) nach Metapontum gezogene Linie begrenzen läßt. Sie gehörten wahrscheinlich dem pelasgischen Volksstamme an und zerfielen in zwei Theile, die Choner im Norden und die Italer im Süden; von den letztern breitete sich der Name Italia allmählich über die ganze Apenninische Halbinsel aus. Die O. wurden schon früh theils durch die Griechen, welche sich an den Küsten niederließen, theils durch die Lucaner, die zum sabellischen Stamme gehörten und von Norden her eindringend dem von ihnen eroberten Lande den Namen Lucanien (s. d.) gaben, unterworfen. In den Bergwäldern der südlichsten Spitze bildete sich aus entlaufenen önotrischen Leibeigenen der Griechen und Lucaner, denen sich oskische Flüchtlinge zugesellt hatten, das Volk der Bruttier, nach welchem dann diese Landschaft Bruttium genannt wurde.

Onslow (George), ausgezeichneter Instrumentalcomponist, geb. zu Clermont in Frankreich 27. Juli 1784, war der Sohn eines engl. Aristokraten, der sich in Frankreich niedergelassen und mit einer adelichen Dame vermählt hatte. Die Musik bildete nur einen zufälligen Theil seiner Erziehung, und obschon ihm bei einem ziemlich langen Aufenthalte in seiner Jugend in London Hüllmandel, Dussek und Cramer Klavierunterricht ertheilten, so erwachte doch in ihm der musikalische Trieb erst später und entwickelte sich langsam. Die Ouverture zu «Stratonice» von Méhul war es, die den in seinem Innern schlummernden Funken erweckte, während vordem Werke, wie «Don Juan» oder «Die Zauberflöte», spurlos an ihm vorübergegangen. Nachdem der musikalische Durchbruch in ihm erfolgt, lenkte seine Aufmerksamkeit sich vornehmlich auf die Kammermusik der großen deutschen Meister Haydn, Mozart und Beethoven, namentlich auf deren Streichquartette und Quintette, die er nach allen Seiten hin zu ergründen suchte. Diese Studien ersetzten ihm den theoretischen Unterricht, den er erst später (1808, nachdem schon mehrere seiner Compositionen erschienen waren) in Paris bei Reicha nahm. Das Bedürfniß, selbst in Tönen zu schaffen, stellte sich bei ihm ein, nachdem er schon sein 22. J. vollendet hatte. Nach mannichfachen vorgängigen Versuchen componirte er seine ersten Quintetten, die Ende 1807 zu Paris im Druck erschienen. Es folgten sodann eine Klaviersonate, einige Klaviertrios und die ersten Streichquartette. Die Anerkennung, welche diese Sachen fanden, ermunterte O. zu weiterm Schaffen, welches überdies durch unabhängige Lebensstellung sowie durch seinen Aufenthalt fern vom Gewirr der großen Welt begünstigt wurde. O. lebte fast immer in Clermont oder auf einem Gute in der Nähe dieser Stadt und besuchte nur hier und da Paris. Auf Zureden seiner Freunde wandte er sich 1824 der Bühne zu, indem er auf dem Théâtre Feydeau in Paris die Oper «L'Alcalde de la Vega» aufführen ließ, die jedoch keinen nachhaltigen Erfolg hatte, ebenso wenig wie «Le Colporteur» (1827) und «Guise, ou les États de Blois» (1837). 1842 wurde O. zum Mitgliede der Französischen Akademie der Künste (an Cherubini's Stelle) ernannt. Er starb 5. Oct. 1853. Auf dem Gebiete der Kammermusik hat O. geliefert: 34 Streichquintetten und 36 Streichquartetten, Quintette für Klavier und Streichinstrumente, Klaviertrios, einige Sextetten für Klavier mit Streich- oder Blasinstrumenten, ein Septett und ein Nouett, Sonaten für Klavier allein und für Klavier mit Begleitung, Variationen, Toccaten u. s. w. für Klavier. Symphonien sind vier von ihm vorhanden. Unter diesen Werken befinden sich viele, die O. einen hervorragenden Platz unter den Tonsetzern der Neuzeit anweisen. Seine Erfindungen, wenn auch nicht immer das Gepräge der Eigenartigkeit und Gemüthstiefe tragend, sind doch meist von edel-anmuthigem Wesen, und in der Ausführung seiner Conceptionen zeigt er sich stets gediegen und correct, ohne dabei steif zu sein.

Ontariosee, der unterste der fünf großen Canadischen Seen, ist in seiner größten Ausdehnung von O. nach W. 43 M. lang, von N. nach S. bis 13 M. breit, hat einen Umfang von 116 M. und bedeckt ein Areal von 296 Q.-M. Ueber dem Meere liegt der See 217 F.; seine Tiefe erreicht in der Mitte 560 F. Die im allgemeinen niedrigen und dichtbewaldeten Ufer bieten verschiedene treffliche Häfen dar, besonders auf der nördl., canadischen Seite, wo Burlington-Bai und Kingston, auch Toronto und Coburg besonders hervorzuheben. Der beste Hafen der Südküste ist Sacket's Harbour im Staate Neuyork. Mit dem Eriesee (s. d.), welcher

310 F. höher liegt, ſteht der O. durch den Niagara (ſ. d.), mit dem Ocean durch den Lorenzſtrom (ſ. d.), der bei Kingſton unter dem Namen Cataraqui den See verläßt, in Verbindung. Durch die Inſel Grand-Isle wird dieſer Ausflußſtrom in zwei Kanäle geſpalten, von denen der nördliche der Kingſton-, der ſüdliche der Carlſton-Islandkanal heißt. Die ſchwierige Schiffahrt auf dieſem Fluſſe, deſſen Mitte übrigens die Grenze zwiſchen Canada und den Vereinigten Staaten bildet, hat beide Staaten veranlaßt, künſtliche Waſſerſtraßen durch eigenes Gebiet aus dem O. nach ihren öſtl. Provinzen anzulegen. So die Amerikaner den Oswegokanal, der von Syracuſe aus dem Eriekanal abgeht und bei Oswego den See erreicht; die Briten den großartigen Rideaukanal, der den O. mit dem Ottawa verbindet. Mit dem Erieſee iſt der O. engliſcherſeits durch den 6 M. langen, mit 37 Schleuſen verſehenen Welland kanal verbunden. Der See friert nie zu, weshalb die Schiffahrt auf demſelben vor der auf den übrigen Seen einen großen Vorzug hat; doch kommen auf ihm nicht ſelten heftige Stürme und ſtarker Wellenſchlag vor.

Ontologie (griech.) heißt die Lehre von dem Seienden. Der Name iſt auf Plato und Ariſtoteles zurückzuführen, welche erkannt hatten, daß die Aufgabe der Metaphyſik (ſ. d.) darin beſtehe, zu den Erſcheinungen das Seiende zu finden und in Begriffen zu beſtimmen. Deshalb wurde das Wort ſpäter als Bezeichnung für die allgemeinen Unterſuchungen der Metaphyſik (philosophia prima) gebraucht, und die O. bildete in der Wolf'ſchen Schule den erſten Haupttheil der Metaphyſik, dem die Kosmologie, die Pſychologie und die natürliche Theologie ſich anſchloſſen. In der Kant'ſchen Periode verſchwand der Name der O., weil an die Stelle der auf die Erkenntniß des Seienden gerichteten Metaphyſik die Unterſuchung des Erkenntnißvermögens trat. Denn die Grundbeſtimmungen des Seienden (wie Subſtanz, Urſache u. ſ. w.) wurden von Kant nicht mehr für angeborene Begriffe genommen, ſondern aus den Functionen der urtheilenden Thätigkeit entwickelt und damit die O. in ein Kapitel der Denklehre umgeſchmolzen, welches Kant die transſcendentale, Hegel die objective Logik nannte. Andere, wie z. B. Herbart, haben für dieſe Art der Unterſuchungen wieder den Namen O. eintreten laſſen. — *Ontologiſcher Beweis* heißt der aus dem Begriffe Gottes geführte Beweis für das Daſein Gottes.

Onyx nennt man diejenige Spielart des geſtreiften Chalcedon (ſ. d.), bei welcher weiße und ſchwarze oder weiße und dunkelbraune, ſcharfbegrenzte, gerade oder concentriſche Streifen miteinander abwechſeln. Seltener findet ſich über dem weißen noch ein dritter farbiger Streifen. Die Spielart des Chalcedon mit abwechſelnden weißen und grauen Streifen bezeichnet man als *Chalcedonyx*. Von den verſchiedenen Varietäten des Chalcedon iſt der O. die geſchätzteſte. Bei den alten Griechen und Römern, welche den O. wahrſcheinlich aus dem Orient erhielten, ſtanden dieſe Steine bereits in hohem Werthe, und es wurden aus den geradſtreifigen die bekannten Cameen geſchnitten, wobei es der Künſtler ſo einrichtete, daß die dunkeln Lagen des Steins den Grund abgaben und aus den weißen die halberhabenen Figuren geſchnitten wurden. Bei ſolchen Steinen, welche über dem weißen noch einen dritten Streifen hatten, benutzte der Künſtler dieſen zuweilen, um einigen Theilen der halberhabenen Figuren, wie Haaren, Gewändern u. ſ. w., eine andere Farbe zu geben. Aus den größern concentriſch geſtreiften O. verfertigte man in alten Zeiten verſchiedene Gefäße mit halberhabener Arbeit, und eins der ſchönſten Stücke dieſer Art iſt das ſog. *Mantuaniſche Gefäß* oder Vaſe, bis 1830 in Braunſchweig. Die ſchöne, 3 Zoll breite und über 3 Zoll lange Onyxplatte im Grünen Gewölbe zu Dresden wird auf 44000 Thlr. geſchätzt. (S. *Sardonyx*.)

Oort (Adam van), richtiger *Noord*, der Sohn eines Glasmalers zu Antwerpen, geb. gegen Ende des 16. Jahrh., geſt. 1641, war einer der beſſern Hiſtorienmaler der antwerpener Manieriſtenſchule, welche Rubens voranging. Letzterer war ſogar einige Zeit ſein Schüler, verließ ihn aber, weil ihm die unbändige Roheit des Meiſters nicht zuſagte; Jordaens hielt länger aus, weil er van O.'s Tochter liebte. Seine Werke ſind nicht häufig und finden ſich meiſt in Belgien.

Oost (Jak. van), einer der beſten niederländ. Maler, geb. zu Brügge 1600, bildete ſich, nachdem er die Anfangsgründe der Kunſt in ſeinem Vaterlande erlernt hatte, hauptſächlich unter Annibale Caracci in Rom aus. Er copirte in ſeiner Jugend mit ſolcher Geſchicklichkeit nach Rubens und van Dyck, daß ſeine Gemälde noch jetzt die Kenner täuſchen, und lernte auf dieſe Weiſe die Grundſätze einer ſchönen Färbung und zierlichen Führung des Pinſels. Später malte er nur große Geſchichten. Seine Compoſitionen ſind ungekünſtelt und wohlüberlegt, ohne müßige Figuren; die Verzierungen ſinnreich, voll edler Einfalt und die Gewänder ſchön. Seine Hintergründe ſchmückte er mit Architektur, die er, wie die Perſpective, gut verſtand; ſeine Zeichnung iſt in gutem Geſchmack, das Colorit ſeines Nackten friſch und natürlich. Er ſtarb 1671. — Sein Sohn, *Jakob van O.*, der Jüngere, geb. 1637, ſtudirte zu Paris und Rom, lebte dann

über 40 J. zu Lille und ſtarb in Brügge 1713. Große hiſtor. Gemälde von ihm finden ſich in den Kirchen und Paläſten zu Lille. Zeichnung ſowol als Colorit ſind vortrefflich. Seine Manier iſt markiger und ſein Pinſelſtrich freier als bei ſeinem Vater. Er drapirte im größten Stil. Seine Compoſitionen waren nicht überreich, aber ſehr verſtändig geordnet.

Opal, ein Mineral aus dem Kieſelgeſchlechte, findet ſich faſt immer nur derb oder eingeſprengt, niemals kryſtalliſirt, hat meiſt vollkommen muſcheligen Bruch, einen ziemlich beträchtlichen Glanz, der oft bis ins Starkglänzende übergeht und nur ſelten in das Wenigglänzende ſich verliert, zum Theil einen hohen Grad von Durchſichtigkeit, der faſt nie unter das Durchſcheinende herabſinkt, und zeigt häufig ein lebhaftes ſchillerndes Farbenſpiel (Opaliſiren). Er iſt vor dem Löthrohre für ſich unſchmelzbar, erleidet aber einen bedeutenden Gewichtsverluſt und zerſpringt in Splitter. Seine Hauptbeſtandtheile ſind Kieſelerde und Waſſer, wozu bei einigen Varietäten oft Eiſenoxyd und Thonerde kommen. Es werden folgende Varietäten unterſchieden: 1) Perlmutteropal oder Kaſcholong iſt perlmuttergläuzend, undurchſichtig bis durchſcheinend, milchweiß ins Grauliche, Gelbliche und Röthliche, am Bruch flachmuſchelig und der weiße oft mit Dendriten verſehen. Er findet ſich auf Island, den Faröer, in Kärnten, der bucharischen Kalmückei. Dieſer Opal nimmt eine ſchöne Politur an und heißt bei den Juwelieren Kalmücken-Achat. 2) Der Feueropal iſt hyacinthroth ins Gelbe, an lichten Stellen iriſirend, auch karminroth und apfelgrün, ſtark glasglänzend und durchſichtig. Er findet ſich in Mexico und auf den Faröer und iſt als Schmuckſtein geſchätzt. 3) Der edle O. iſt waſſerhell, milchweiß ins Wein- und Schwefelgelbe, ſeltener ins Blaue, Rothe und Grüne, mit lebhaftem, wandelbarem Farbenſpiel, ſtarkglänzend, mit Glas- bis Wachsglanz, mehr oder minder halbdurchſichtig und findet ſich hauptſächlich und am ſchönſten in Ungarn. Man trägt ihn als Ringſtein, Kopf- und Halsſchmuck und verwendet ihn auch zu Verzierungen; doch ſind Steine von einiger Größe theuer, da er gewöhnlich viel Riſſe hat. Am geſuchteſten ſind die rothſpielenden Stücke. Als Schmuck muß er jedoch behutſam getragen werden, da er ſeiner geringen Härte halber ſich leicht bereibt. Deshalb ſchleift man ihn auch gewöhnlich linſenförmig, wodurch zugleich ſein Farbenſpiel erhöht wird. Bei den Alten ſtand er in noch weit höherm Werthe; ſo wurde der haſelnußgroße O. des Nonius auf 800000 Thlr. geſchätzt. 4) Der Glasopal oder Hyalith iſt waſſerhell, gelblich-, röthlich- und graulich-weiß, gelblich und aſchgrau, glasglänzend, durchſichtig und halbdurchſichtig und auf der Oberfläche glatt. Er findet ſich z. B. bei Frankfurt a. M., im Breisgau, in Ungarn u. ſ. w. 5) Der gemeine O. iſt milchweiß ins Röthliche, Gelbliche und Grünliche, auch gelb und grün in verſchiedenen Nuancen, zuweilen baumförmig gezeichnet (Moosopal), glas- bis wachsglänzend, halbdurchſichtig und durchſcheinend. Die weißlichen Abänderungen ſpielen manchmal in Roth und Blau. Er findet ſich auf Gängen und in Gebirgsmaſſen, und zwar an vielen Orten, in Sachſen, Schleſien, Ungarn u. ſ. w. Einige Abänderungen des gemeinen O., wie der apfelgrüne, ſchleſiſche u. a., werden geſchliffen und zu Ringſteinen und Petſchaften benutzt. Der gelbe gemeine O. war ſonſt unter den Namen Wachsopal und Pechopal bekannt. 6) Der Holzopal (in O. umgewandeltes foſſiles Holz) hat Holzgefüge und Holzgeſtalt, iſt durchſcheinend, zuweilen nur an den Kanten, weiß ins Gelbe, Graue, Braune, ſeltener gelb und ſchwarz und zuweilen geſtreift und geflammt. Er findet ſich in vollkommener Holzgeſtalt, als Aſt-, Stamm- und Wurzelſtücke, und zwar von ziemlich bedeutender Größe in Siebenbürgen und in Ungarn. Man ſchneidet ihn in Platten und verarbeitet ihn zu Doſenſtücken, beſonders in Wien. 7) Das Weltauge oder Hydrophan iſt ein edler oder gemeiner O. von eigenthümlicher Verwitterung, indem er an der feuchten Lippe anklebt, ins Waſſer gelegt daſſelbe unter Ausſtoßen von Luftbläschen einſaugt und dadurch an Durchſichtigkeit, zuweilen auch ein buntes Farbenſpiel gewinnt. Er kommt weiß, gelblich und röthlich vor. 8) Der Halbopal klebt nicht an der feuchten Lippe, iſt durchſcheinend, manchmal nur an den Kanten, weiß ins Gelbe, Grüne, Rothe, Braune und Graue, zuweilen auch gefleckt und geſtreift oder mit baumförmigen Zeichnungen und von größerer Härte und Schwere. Er iſt die gemeinſte Abart und findet ſich an vielen Orten, z. B. zu Steinheim bei Hanau, in Mähren, Schleſien, Würtemberg, Ungarn u. ſ. w. Man benutzt ihn ebenfalls zum Theil zu Ringſteinen u. dgl. 9) Der Jaspopal oder Eiſenopal, welcher von manchen zum Jaspis gerechnet und daher auch Opaljaspis genannt wird, ſteht dem Halbopal ſehr nahe, iſt aber ſtark fettglänzend, undurchſichtig oder an den Kanten ſchwach durchſcheinend, gelb, roth oder braun und findet ſich, wie die übrigen O., in Porphyrgebirgen u. ſ. w., z. B. in Ungarn.

Oper, der Kern- und Mittelpunkt der Bühnen- oder Theatermuſik. (S. Muſik.) Der Name entſtand in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. in Italien (Opera), und belegte man dieſe

Stücke damit, weil keine der bisherigen poetiſchen und muſikaliſchen Bezeichnungen auf ſie anwendbar war. Später nannte man die O. Dramma per musica, Muſikaliſches Drama, welches auch bis auf den heutigen Tag die vornehmere Bezeichnung geblieben iſt. Die Aufgabe der O. iſt Dichtung, Geſang und Inſtrumentenſpiel mit wirklicher Darſtellung geſchickt und wirkungsvoll zu verbinden, alſo innerhalb dieſer Grenzen ein vollkommenes Drama herzuſtellen, und zwar ſo, daß jede der einzelnen Künſte die Fülle ihrer Mittel darin glänzend entfalten kann. Von einer O. verlangt man vor allem einen zeichenreichen, blühenden Sologeſang, ergreifende, mehrſtimmig componirte Scenen (ſog. Enſembleſätze) und wirkungsvolle, lebhafte, nicht zu künſtliche Chöre, dazu ein farbenreiches, volles und möglichſt individualiſirtes Orcheſter, ſchöne Decorationen und Verwandlungen. Die zu Grunde liegende Arbeit des Dichters (das Textbuch, Libretto) hält ſich beſcheiden im Hintergrunde und erwartet Glanz und Licht von der Muſik und von der Scene. Diejenigen Operntexte, welche dies in wohlberechneter Weiſe thun, haben ſich noch immer als die beſten erwieſen. Der Textdichter kann ſeine Meiſterſchaft aber in der Löſung dreier Aufgaben zeigen: in der Wahl des Gegenſtandes, in der Entwickelung deſſelben zu einer pſychologiſch richtigen, in wirkungsvollen, contraſtirenden Scenen ſich fortbewegenden Handlung und in der Ausbildung einer muſikaliſchen oder bequem componirbaren Sprache. Starke, allgemeine, ſinnlich anſchauliche Gegenſätze der Motive und Charaktere werden vorzugsweiſe einer wirkſamen muſikaliſchen Behandlung fähig ſein. Das muſikaliſche Drama kann nicht, wie das rein poetiſche, Charaktere und Handlung dialektiſch entwickeln und verſtandesmäßig zurechtlegen, aber es kann dieſelben mit einer weit unmittelbarern Naturkraft der Empfindung zur Anſchauung bringen. Es werden darum in der O. die Charaktere und Situationen weit weniger allmählich und in ſtetiger logiſcher Vermittelung vor unſerm Auge aufwachſen wie im Drama, ſondern mehr als gegebene gegeneinandergeſtellt, dagegen um ſo breiter und tiefer in ihren Contraſten ausgemalt. Die O. gibt eine Reihe dramatiſcher Bilder, deren innerer Zuſammenhang ſelbſtverſtändlich ſein muß, weil er muſikaliſch nicht im einzelnen entwickelt werden kann. Das ſchablonenhafte Anſehen, welches die äußere Anlage der O. dadurch erhält, wird noch erhöht durch die typiſche Gleichartigkeit der muſikaliſchen Charaktere, die ſich unabänderlich in höchſtens ſechs Stimmlagen (Sopran, Mezzoſopran, Alt, Tenor, Bariton, Baß) bewegen müſſen, und zwar ſo, daß durch den jeweiligen Charakter der Stimme im voraus der Charakter der Perſon beherrſcht wird. Die handelnden Hauptperſonen der O. ſind daher in ihren allgemeinen Zügen großentheils ſtereotyp geworden. Nimmt man hinzu, daß das Wort in der O. die Beſtimmung hat, Muſik zu werden, und daß die Muſik, wenn ſie einigermaßen ſich entfalten ſoll, mit Nothwendigkeit zu breiten und ſymmetriſch angelegten Formen hindrängt, ſo wird durch dieſes alles das Gebiet des Textdichters gar ſehr eingeengt.

Die O. als ein Kunſtwerk, an welchem mehrere Künſte mitarbeiten müſſen, wenn es zu Stande kommen ſoll, iſt, wie alle componirte Werke, der Gefahr ausgeſetzt, einzelne Theile auf Koſten der übrigen zu bevorzugen und dadurch das Ganze zu gefährden. Weil der Sologeſang nirgends in ſolcher Unmittelbarkeit und Stärke wirkt als von der Bühne aus, liegt für die O. der Abweg nahe, in der Entfaltung virtuoſer Geſangskünſte ihre Hauptaufgabe zu ſuchen. Dies war der Mangel der italieniſchen O. des 18. Jahrh. (und eigentlich bis auf die neueſte Zeit), die dadurch faſt zu einem Concert in Coſtüm herabſank und zur Löſung höherer Aufgaben unfähig ward. Die deutſchen O. unſers Jahrhunderts dagegen, ja faſt ſämmtliche O. der Jetztzeit, leiden an einer zu ſtarken Inſtrumentation auf Koſten des Geſangs, eine Folge verkehrter Anwendung des Beethoven'ſchen Inſtrumental-Orcheſters auf die Geſangscompoſition. Eine Uebertreibung anderer Art, welche aber gern mit lärmenden Inſtrumenten Hand in Hand geht, liegt nahe bei der Verwendung von Decorationen, Maſchinen und Verwandlungen. Schon gegen Ende des 17. Jahrh. war die O. auf dieſem Abwege, den ſie ſeit Meyerbeer abermals in bedenklichſtem Maße betreten hat. Eine vierte Verirrung entſteht, wenn die O. auf das Gebiet des recitirenden Dramas übergreift und ſich nicht begnügt, ein muſikaliſches Drama zu ſein, ſondern die Stellung eines Centraldramas einzunehmen ſtrebt. Dieſe Ausſchreitung iſt von all den genannten die berechtigtſte, die legitimſte, denn ein Beſtreben dieſer Art war es, dem die O. ihre Entſtehung und ſpäter unter Gluck ihre Reform verdankte. Aber demungeachtet liegt eine Täuſchung zu Grunde, und da die großen frühern Erfolge in dieſer Richtung zu immer neuen Verſuchen anſpornen, ſo wäre es nicht zu verwundern, wenn gerade dieſes an ſich edle Streben, die O. zu einem vollkommenen Drama zu erheben, beſtimmt ſein ſollte, die Periode des gänzlichen Verfalls der O. einzuleiten, und zwar dadurch, daß es in das tollkühne Beginnen umſchlägt, das Muſikdrama an die Stelle des Dramas überhaupt zu ſetzen. Alle genannten vier Seiten

oder Kunstzweige haben im Laufe der Geschichte der O. schon zu Ausschreitungen von histor. Bedeutung geführt, nach denen sich daher die Hauptperioden dieser Geschichte bestimmen lassen. Einseitige Pflege des Sologesangs nämlich, bei Vernachlässigung der Handlung oder des dramatischen Elements, bildet die Eigenthümlichkeit der O. Scarlatti's, Händel's, Hasse's und ihrer Zeitgenossen bis auf Gluck. Einseitige Betonung des Dramatisch-Recitativischen oder der Handlung in ihrem hohen und tragischen Zuge bildet dagegen das Kennzeichen der O. Gluck's, welche sich an die schon ähnlich gehaltenen, nur unentwickeltern altfranz. Musiktragödien von Lully und Rameau lehnte. Obwol über dem Streben nach dramatischer Wahrheit und einer durch energischen Ausdruck derselben zu erzielenden Wirkung hier die Fülle der Musik und der Reiz der Mannichfaltigkeit nicht genügend und weniger als bei den genannten Vorgängern zur Geltung gekommen ist, behaupten Gluck's O. doch ihren hohen classischen Werth. Alle vier vorhandenen Seiten in Harmonie unter besonderer Geltendmachung der wesentlichsten, im ersten Grade der musikalischen und sodann der dramatischen, bilden die O. Mozart's. Alle vier Seiten in geschickter, aber oft ans Geschmacklose streifende Uebertreibung bilden die O. Meyerbeer's. Die drei Seiten: Text oder dramatische Recitation, Instrumentation und decorative Künste, in zum Theil stärkster Uebertreibung unter Verkümmerung des vierten und hauptsächlichsten Elements, des musikalisch-gesanglichen, bilden die Signatur der O. der deutschen und wesentlich aller Componisten der Gegenwart, an deren Spitze Richard Wagner steht.

Das Erörterte bezieht sich auf die eigentliche oder große O. (Opera seria), d. h. auf ein ohne Ausnahme gesungenes Schauspiel von ernstem, nicht selten tragischem Gehalte. Die komische O. (Opera buffa) ist meistens geringern Umfangs und hat oft gesprochenen Dialog. In manchen der besten O., z. B. in denen Mozart's, wie früher in denen Scarlatti's und Keiser's, ist Ernst und Scherz verschmolzen, wie in Shakspeare's Tragödien. Um 1700 nannte man in Deutschland alle O. Singspiele. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurde dieser Name aber gebräuchlich für Liederspiele, kleinere Werke mit gesprochenem Dialog, die sich nach der engl. Balladenoper (Ballad Opera) und der franz. Conversationsoper (Opéra comique) bildeten. Jetzt wird eine kleine, oft einactige O. mit gesprochenem Dialog und leichter Musik Operette genannt.

Die O. entstand um 1590 in Florenz im Kreise der dortigen platonischen Akademie aus dem Bestreben, die Weise der altgriech. Tragödie wieder aufzufinden und ihre Wirkung zu erneuern. Zu diesem Zwecke wählte man pathetische, ergreifende Gedichte und wandte einstimmigen, namentlich recitativischen Gesang an. Das erstere größere Werk war «Dafne», 1597 aufgeführt, von Ottavio Rinuccini gedichtet und von Jacopo Peri componirt. Das zweite und glänzendere Werk dieser Art war «Euridice», von denselben Verfassern, 1600 bei der Vermählung Heinrich's IV. mit Maria von Medici zu Florenz mit großer Pracht dargestellt. Zu gleicher Zeit führte einer der florent. Akademiker, Emilio del Cavalieri, in Rom das erste Oratorium in diesem neuen Stile auf. (S. Oratorium.) Durch das Hinzutreten eines so großen Componisten wie Monteverde, der Rinuccini's «Arianna» componirte und 1608 zu Mantua aufführte, kam in diese Bestrebungen ein neuer Geist, der sich nach und nach das ganze Gebiet der Musik unterthan machte. Die genannte «Dafne» verdeutschte Opitz, und Heinrich Schütz brachte sie 1627 in Musik. Doch faßte die O. erst gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland Wurzel; in Frankreich zur selben Zeit; gegen 1660 in England. Das erste wirkliche Operntheater entstand 1637 zu Venedig; das erste deutsche (von Schloßtheatern zu Dresden, Wolfenbüttel, Wien u. a. abgesehen) 1678 zu Hamburg. In Frankreich erstand Lully, in England Purcell, in Deutschland (Hamburg) Keiser, in Italien Scarlatti, sämmtlich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Von jenen vier Männern beherrschten Lully und Scarlatti die folgende Entwickelung. Die weitere Geschichte des musikalischen Dramas ist schon oben in ihren Hauptrichtungen und Höhenpunkten angedeutet. Ueber die O. der Gegenwart herrscht bei allem Zwiespalt der Ansichten wenigstens so viel Einheit des Sinnes, daß der Zustand derselben kein glänzender zu nennen ist, und daß sie sich in ihren Erzeugnissen weder an Fruchtbarkeit noch an musikalischem Vollgehalte mit der großen Vergangenheit messen kann. (S. Musik.)

Opera supererogationis, d. i. überflüssige Werke, nennen die Scholastiker mit Beziehung auf Luc. 10, 35 (nach der Vulgata) die Verdienste Christi und der Heiligen. Wie nämlich Christus nicht blos das göttliche Gesetz erfüllte, sondern auch durch sein freiwilliges Leiden und Sterben ein unendliches Verdienst erwarb, so haben auch die Heiligen mehr geleistet, als sie zu thun schuldig waren, indem sie nicht blos die göttlichen Gebote (praecepta), sondern über dieselben hinaus die sog. evangelischen Rathschläge (consilia evangelica) befolgten. Dadurch ist ein

Schatz überſchüſſiger Verdienſte oder guter Werke entſtanden, welchen die Kirche in Verwaltung hat. Sie kann aus demſelben denjenigen, welche hinter den Geboten Gottes zurückbleiben, zugute kommen laſſen, indem ſie ihrem Mangel durch Zurechnung eines Theils deſſen, was andere zu viel geleiſtet, abhilft. Dieſe Lehre wurde 1343 von Clemens VI. durch die Bulle Unigenitus zum kirchlichen Dogma erhoben. (S. Ablaß.)

Operation (lat.) nennt man im medic. Sinne ein zum Behuf der Heilung oder Linderung von Krankheiten (beziehentlich Verunſtaltungen) vorgenommenes mechan. Einſchreiten des Arztes am menſchlichen Körper mit bewaffneten oder unbewaffneten Händen. Es iſt demnach das einfache Frottiren mit den Händen ebenſo gut eine O. als die Entfernung eines ganzen Gliedes mittels der Amputation, und O. führt nicht nur der Chirurg, ſondern auch der Krankenwärter, die Hebamme, der Geburtshelfer und der Arzt aus. Die O. ſind untereinander in ihrem Werthe ſo verſchieden, daß in civiliſirten Staaten auf geſetzlichem Wege einer jeden Klaſſe der Medicinalperſonen beſtimmte Grenzen in Hinſicht auf das Recht, O. auszuüben, geſteckt ſind. Als Hauptabtheilungen ſtellt man unblutige und blutige O. auf, von denen die letztern ſich durch die Trennung organiſcher Theile charakteriſiren. Zu erſtern gehört z. B. das Einrichten verrenkter Gliedmaßen, von Brüchen. Die Lehre von den blutigen O. heißt Akiurgie.

Operationen heißen in der Militärſprache die Kriegsunternehmungen einer Armee zur Erreichung des allgemeinen Zweckes. Es gibt ſtrategiſche und taktiſche O., je nachdem ſie auf die Entſcheidung des Kriegs oder nur auf den augenblicklichen Waffenerfolg berechnet ſind. Der Operationsplan, d. h. die allgemeine Anordnung der Unternehmungen, muß zwar der Eröffnung des Feldzugs vorangehen; doch beſtimmt er das, was geſchehen ſoll, nur in allgemeinen Umriſſen, da ſich die Geſtaltung der Verhältniſſe nicht vorausſehen läßt und der Feldherr in der Freiheit des Handelns nicht zu ſehr beſchränkt werden darf. Das ganze Terrain, in welches die Operation trifft, nennt man das Operationsfeld. Der Punkt, von welchem eine Operation ausgeht, heißt Operationsſubject; es wird gewöhnlich ein Hauptwaffenplatz, eine Feſtung oder ſonſt ein wichtiger Punkt, urſprünglich im eigenen Lande, ſein. Der Punkt oder das Ziel (es kann auch das feindliche Heer ſein), welches dadurch erreicht werden ſoll, iſt das Operationsobject. Richtig gewählt wird daſſelbe für die Entſcheidung des Kriegs von Wichtigkeit ſein. Die allgemeine Richtung, welche nach dieſem Ziele führt, heißt Operationslinie. Es iſt die Bewegungslinie zur Vernichtung des Feindes, meiſt aber zugleich die eigene Verbindungslinie (Communication) nach dem Subject, aus welchem die Zufuhr aller Kriegsbedürfniſſe, der Erſatz u. ſ. w. zu beziehen. Gefährlich iſt es, folglich fehlerhaft, nur Eine Verbindungslinie bei ſeinen O. zu haben: man nennt dieſe dann ſchlecht baſirt. Daraus geht die Nothwendigkeit mehrerer Operationsſubjecte hervor, und die Linie, welche dieſelben verbindet, mögen ſie in einer Richtung oder gruppenweiſe liegen, heißt die Operationsbaſis. Bei langen Operationslinien wird nach dem Kriegsſchauplatze im Vorrücken immer eine neue Baſis gebildet. So lag z. B. Napoleon's Operationsbaſis im Sommer 1813 an der Elbe. Als Operationslinien ſind in neueſter Zeit die Eiſenbahnen wichtig geworden.

Operette, ſ. Oper.

Operment, ſ. Auripigment.

Opfer bildeten ſchon in den heidniſchen Religionen einen weſentlichen Beſtandtheil des Gottesdienſtes. Die Grundvorausſetzung des O. iſt die, daß der Menſch einerſeits von der Gottheit ſich abhängig fühlt, andererſeits aber ſelbſt auf den Willen derſelben beſtimmend glaubt einwirken zu können. Indem er alſo ſein Schickſal in der Hand jener höhern Macht weiß, hofft er dieſelbe dadurch, daß er ihr freiwillige Gaben darbringt, günſtig für ſich zu ſtimmen, ein drohendes Unheil abzuwenden oder die Hülfe und den Beiſtand des Gottes auf ſich herabzuziehen. Der Opferdienſt iſt daher ſo alt wie die Religion überhaupt. Auf der Stufe der Naturreligion erwartet der Opfernde von den Göttern vorzugsweiſe leibliche Güter oder Verhütung leiblicher Uebel: Schutz vor Krankheit und allerlei Noth und Gefahr, günſtige Witterung, Beiſtand im Kriege u. ſ. w. Dem entſprechen nun auch die Gaben, welche der Menſch ſeinen Göttern zum O. bringt. Weil dieſe Götter ſelbſt als menſchenähnliche Weſen vorgeſtellt werden, ſo bietet ihnen der Menſch von ſeinem Eigenthum dar, was nach ſeiner Meinung auch in ihren Augen einen Werth hat. Das Urtheil des Opfernden über den Werth dieſer Güter beſtimmt daher die zu opfernden Gegenſtände. Hirten bringen Thiere der Heerde, Jäger erbeutetes Wild, Ackerbauer Feldfrüchte und Brot, ein jeder das Beſte und Werthvollſte, was er ſelbſt beſitzt. Die Vorſtellung, daß die Götter an dem aufſteigenden Opferduft Wohlgefallen haben und die dargebrachten Speiſen und Getränke zum eigenen Genuſſe in Empfang nehmen, geht durch das

ganze heidniſche Alterthum hindurch. Auch die Menſchenopfer, welche im Namen von Fürſten, Völkern und ſtädtiſchen Gemeinweſen dargebracht wurden, beruhen auf derſelben Vorausſetzung. Das Blut dient nach einer in der heidniſchen Welt weitverbreiteten Anſchauung zur Nahrung der Götter, daher Kriegsgefangene und Fremdlinge auf den Opferaltären geſchlachtet wurden. Doch tritt dieſe Sitte, welche urſprünglich mit Menſchenfreſſerei zuſammenhängt, bei fortſchreitender Geſittung überall zurück, wogegen die O. von Kindern, Jünglingen und Jungfrauen aus dem eigenen Volke und meiſt von vornehmer, jedenfalls freier Geburt, wie dieſelben bei den meiſten ſemit. Stämmen einen weſentlichen Beſtandtheil des nationalen Cultus bildeten und unter orient. Einfluſſe auch in der griech. Heroenzeit vorkamen, auf die allgemeine religiöſe Anſchauung zurückgehen, daß nur die Aufopferung des Edelſten und Beſten die Gunſt der Götter zu erkaufen vermöge. Außer dieſen Bittopfern kennt das heidniſche Alterthum auch Dank- und Freudenopfer, bei denen die Opferthiere oft maſſenhaft geſchlachtet wurden (Hekatomben). Verbrannt wurden jedoch nur die Fettheile, während das übrige bei den feierlichen Opfermahlzeiten verzehrt wurde. Dagegen weiß das heidniſche Alterthum von eigentlichen Sühnopfern noch nichts, wenn man auch in dem Maße, als die Naturreligion ſittliche Elemente in ſich aufnahm, die Gewährung geiſtiger Güter von den Göttern erhoffte.

Auch bei den Hebräern hatten die O. urſprünglich eine ähnliche Bedeutung wie in der heidniſchen Welt, daher die Opfergebräuche beinahe die nämlichen ſind wie bei den ſtammverwandten heidniſchen Völkern. Aber der ſittliche Kern der moſaiſchen Religion gab auch dem Opferweſen eine tiefere Beziehung. Die vermuthlich älteſte und auch nachmals häufigſte Form des hebräiſchen O. war das Brandopfer beim täglichen Gottesdienſte (Morgen- und Abendopfer) und bei den drei Nationalfeſten, aber auch bei Weihungen, Reinigungen und wichtigen Ereigniſſen des privaten Lebens. Die Opferthiere, Stiere, Widder, Ziegenböcke, auch männliche Tauben oder Turteltauben wurden ganz verbrannt, nachdem das Thier am Altar geſchlachtet und das Blut zum Zeichen der Zueignung an Jahveh über den Altar geſprengt worden war. Dieſe O. hatten nur den allgemeinen Zweck, Gott den Opfernden geneigt zu machen. Verwandter Art waren die Dank- und Lobopfer, bei Gelegenheit freudiger Ereigniſſe im öffentlichen oder häuslichen Leben, bei welchen auch weibliche Thiere geopfert werden durften. Von den Opferthieren wurden ebenſo wie bei den entſprechenden heidniſchen O. nur die Fettheile verbrannt, während das übrige den Prieſtern gehörte. Speis- und Trankopfer aus Oelkuchen und Wein finden ſich in regelmäßiger Verbindung mit den Brandopfern und Dankopfern, doch gehört auch die Darbringung der Erſtlingsgaben des Feldes (der Pfingſtbrote) unter den Geſichtspunkt der Speisopfer. Eigenthümlich aber ſind dem iſrael. Cultus die Schuld- und Sündopfer mit eigenem Ritual. Am wichtigſten war das Sündopfer für das Volk am großen Verſöhnungstage, an welchem das Blut der Opferthiere ins Allerheiligſte (alſo ſo nahe als möglich zu Jahveh) gebracht und theils gegen den Deckel der Bundeslade, theils auf den Rauchaltar geſprengt wurde. Bei Sünd- oder Schuldopfern für einzelne wurde mit einem Theile des Bluts der Brandopferaltar, mit einem andern der zu Entſündigende beſprengt. Die entſündigende Wirkung der Blutbeſprengung beruht nach hebr. Anſchauung darauf, daß das Blut als Sitz des Lebens Jahveh's Eigenthum iſt, die ſündigen Seelen alſo durch die Seele im Blute vor Jahveh's Augen überdeckt und dadurch gereinigt, geheiligt und unter Jahveh's Schutz geſtellt werden. Verwandt hiermit ſind die Blutbeſprengungen am Paſſahfeſt und bei andern Anläſſen zum Zwecke der Verſchonung. Wenn das Blut theils an den Altar Jahveh's, theils über den zu Reinigenden geſprengt wird, iſt die Vorſtellung dieſe, daß Gott und Menſchen an Einem Blute Antheil nehmen und dadurch miteinander in Gemeinſchaft treten. An eine Stellvertretung des geſchlachteten Opferthieres für das dem Tode verfallene Leben des Opfernden iſt urſprünglich nicht gedacht worden, wie denn z. B. am großen Verſöhnungsfeſte der ſinnbildlich mit den Sünden des Volks beladene Bock nicht geſchlachtet; ſondern in die Wüſte gejagt wird. Erſt weit ſpäter, als die eigentliche Bedeutung des Opferrituals ſich verdunkelt hatte, kommt die Vorſtellung auf, daß das Leben des Opferthieres hingegeben werde, um als Aequivalent oder Löſegeld für das Leben des Sünders zu dienen.

Das älteſte Chriſtenthum, welches den Gedanken eines am Kreuze geſtorbenen Meſſias ſich ſelbſt erſt zurechtlegen mußte, verglich ſein Blut bald mit dem Blute des hebr. Paſſahlamms, bald mit dem Blute des Sündopfers am Verſöhnungstage. So bildete ſich ſchon im Neuen Teſtamente die Vorſtellung von der ſchützenden, reinigenden, ſühnenden Kraft ſeines Todes, welche durch wechſelnde Bilder des hebr. Rituals erläutert wurde. Der Hebräerbrief ſpinnt die Sühnopferidee am weiteſten aus; er läßt Jeſum als Hoheprieſter und O. zugleich einmal für

allemal ins Allerheiligſte eingehen und im Gegenſatz zu den jährlich wiederholten Verſöhnungsopfern des Alten Teſtaments eine ewige Verſöhnung erfinden. So trat nach chriſtl. Anſchauung Jeſu einmaliger Opfertod für die Sünden der ganzen Welt an die Stelle der jüd. und heidniſchen O., und die entwickelte chriſtl. Theologie ſah in dieſem Tode nicht blos eine reinigende, die Sünden vor Gottes Augen zudeckende, alſo ſühnende Wirkung, ſondern ein dem Satan gezahltes Löſegeld, um die Menſchen aus ſeiner Herrſchaft zu befreien, oder nach einer mittelalterlichen Wendung ein nach altgerman. Civilrechte dem verletzten Gatte an der Beleidiger Statt geleiſtetes «Wergeld» (Schadenerſatz, Pön, Buße oder Genugthuung, Satisfaction). Letztere Vorſtellung wurde von der prot. Orthodoxie durch Vermiſchung des moraliſchen und des civilrechtlichen Geſichtspunktes dahin vergröbert, daß Chriſtus als ſtellvertretendes «Sühnopfer» unſere Sünden im ſittlichen Sinne des Worts «abgebüßt» habe, d. h., daß die Strafe für die menſchliche Schuld ſtellvertretend an dem Unſchuldigen vollſtreckt worden ſei. Mit der neuteſtamentlichen und vollends der altteſtamentlichen Opferidee hat dieſe Lehre aber gar nichts mehr zu ſchaffen.

Obwol die heidniſchen und jüdiſchen O. in Chriſtus ihr Ende gefunden, ſo fand doch die Opferidee auch in der chriſtl. Frömmigkeit ihre Stelle. Wie die Hebräer Thiere und Früchte als Brand- und Dankopfer darbringen, ſo ſollen nach chriſtl. Anſchauung die Gläubigen ihre Herzen Gott zum wohlgefälligen O. weihen und Früchte der Heiligung bringen. Daneben wurden frühzeitig die freiwilligen, zur Unterſtützung der Armen, zu den Liebesmahlen (ſ. d.) und zum Unterhalte des Klerus dargebrachten Gaben unter den Geſichtspunkt von Opfergaben (Oblationen) geſtellt. Auch nach der Einführung des Zehnten blieben dieſe Gaben als freiwillige Spenden an die Geiſtlichkeit beſtehen. Dieſelben ſind noch heutigentags bei den meiſten Kirchenparteien in Gebrauch, und die bei der Abendmahlsfeier von den Communicanten auf den Altar gelegten Geldſpenden führen noch immer den Namen O. (Opferpfennig). In der alten Kirche wurden nach Einführung der von den Liebesmahlen getrennten Abendmahlsfeier auch die von den Gemeindegliedern dazu mitgebrachten, von den Diakonen zum Altar gebrachten und von den Prieſtern geweihten Spenden von Brot und Wein O. genannt. Unterſchieden hiervon iſt die in der kath. Kirche ſchon ſeit dem 4. Jahrh. ausgebildete Vorſtellung vom Meßopfer. Indem man nämlich das Abendmahl als Sakrament des O. Chriſti am Kreuze zu betrachten pflegte, führte die Lehre von der Verwandlung der Abendmahlselemente in Chriſti Leib und Blut zu der weitern Annahme einer unblutigen Wiederholung des blutigen O. Chriſti im Abendmahl, indem der Meßprieſter durch die Conſecration des Brotes und Weines Chriſti Leib und Blut auf dem Altare von neuem opfere. Dieſe unblutigen O. ſind nach röm.-kath. Lehre eine immer von neuem zu wiederholende Sühne für die läßlichen Sünden, da Chriſti blutiger Opfertod nur die Erbſünde getilgt habe.

Ophikleïde, ein urſprünglich aus dem Fagott hervorgegangenes, zur Zeit ſeiner Erfindung (1805) auch aus Holz, gegenwärtig aber aus Meſſingblech verfertigtes, weitmenſurirtes, mit ſechs Tonlöchern und vier Klappen verſehenes Orcheſter-Baßinſtrument. Der Klang der O. iſt ſehr ſtark, aber rauh und dumpf, und ihre Beweglichkeit nur gering. Sie kommt in drei Größen vor: als Baßophikleide, mit einem Umfang von Contra-B chromatiſch bis eingeſtrichen g, a oder etwas darüber; als Contrabaß-Ophikleide, eine Octave tiefer ſtehend; als Altaphikleide. Am gebräuchlichſten iſt, beſonders in Deutſchland, die Baßophikleide, welche ihre Hauptverwendung namentlich in der Militärmuſik findet. Eine Anweiſung, die O. zu ſpielen, findet ſich unter anderm in Nemetz' «Allgemeiner Muſikſchule für Militärmuſik» (Wien 1840).

Ophioglossum L., Natterzunge, heißt eine Farnkrautgattung, welche zu den Trauben- oder Aehrenfarrn (ſ. Farrn) gehört. Die weniger bekannten Arten haben einen kurzen knolligen Wurzelſtock, welcher einen unfruchtbaren und einen fruchtbaren Wedel treibt. Erſterer iſt ein einfaches, ganzrandiges, geſtieltes, netzaderiges Blatt, letzterer trägt an der Spitze eine einfache zweizeilige Fruchtähre, deren rundliche, derbwandige Kapſeln mit einem Spalt ſich öffnen. In Deutſchland kommt nur die gemeine Natterzunge (O. vulgatum L.) vor, eine etwa 6 Zoll hohe Pflanze, welche an trockenen Grasplätzen wächſt und früher officinell war.

Ophir wird mehrmals im Alten Teſtamente eine Gegend genannt, aus welcher unter anderm Salama auf Schiffen, die in den edamitiſchen Häfen ausgerüſtet wurden und drei Jahre auf der Reiſe waren, Gold nebſt Edelſteinen, Sandelholz u. ſ. w. bezog. Das ophiritiſche Gold galt bei den Hebräern für das reinſte und gediegenſte. Ueber die Lage dieſes O. ſind die verſchiedenſten Anſichten aufgeſtellt worden. Während es einige in Sofala an der Oſtküſte Afrikas wiederfinden, ſuchen es andere in Arabien oder in Indien. Die meiſte Wahrſcheinlichkeit dürfte die letztere Anſicht behalten, wenn auch gegen das Ergebniß von Laſſen's Unterſuchung («Indiſche

Alterthumskunde», Bd. 1, Bonn 1844; 2. Aufl., Lpz. 1867), welcher das Volk der Abhira an den Küſten der Indusländer mit O. combinirt, ſich noch manches einwenden läßt.

Ophiten oder Ophianer, auch (noch hebr. Bezeichnung) Naaſſener, d. h. Schlangenverehrer, iſt die gemeinſame Benennung für eine ganze Reihe gnoſtiſcher Parteien des chriſtl. Alterthums. (S. Gnoſis). Die älteſte Vorſtellung knüpft an die altteſtamentliche Erzählung von der Paradieſesſchlange, die als gottfeindlicher, der Materie entſtammter, die Menſchen zu allerlei Sünde und Geſetzesübertretung verführender Dämon gedacht wird. Den O., welche Irenäus ſchildert, iſt der ſchlangengeſtaltete Dämon (Ophiomorphos) die böſe Weltſeele oder das Princip alles Böſen in der Welt; aus dem Paradieſe hinabgeſtürzt in die untere Welt, umgibt ſich hier Ophiomorphos, der entartete Sproß des Weltbildners und Judengottes Jaldabaoth, mit ſechs Dämonen, und dieſe ſieben böſen Weltgeiſter verführen die Menſchen zum Widerſtande gegen Jaldobooth und ſein Geſetz. Aber ſchon in der untergeordneten Stellung, welche in dieſem judenfeindlichen Syſteme der Judengott einnimmt, lag der Anknüpfungspunkt für die Vorſtellung, daß eine höhere geiſtige Macht (die Sophia) ſich des böſen Schlangengeiſtes als Werkzeugs bedient, um die von Jaldabaoth in Unwiſſenheit über ihre höhere Abkunft erhaltenen Menſchen durch die Uebertretung ſeines Geſetzes zur Erkenntniß zu führen. Dieſe Vorſtellung führte einen Theil der O. dazu, in den Gottloſen des Alten Teſtaments, Kain, Eſau, Korah, den Sodomiten, dem Verräther Judas u. a. die wahren Geiſtesmenſchen zu verehren (Kainiten). Die Schlange, welche die Menſchen zur Erkenntniß des Guten und Böſen führt, galt daher dieſer Partei ſelbſt als ein guter, pneumatiſcher Dämon. Unter dem Einfluſſe heidniſcher Ideen bildete ſich ſo die Vorſtellung von der Schlange als der Weltſeele überhaupt oder als des Principes des durch alles Daſein ſich hindurchwindenden leiblichen und geiſtigen Lebens heraus. So ward die böſe Paradieſesſchlange zur Himmelskönigin, welcher alle Heiligthümer, Weihen und Myſterien gehören. Dies iſt die Lehre der Naaſſener nach den Philoſophumena des Pſeudorigenes. Anders wieder die Peraten der Philoſophumena, welche, beide Vorſtellungen combinirend, die gute oder allvollkommene Schlange der böſen gegenüberſtellten und jene mit dem Logos oder Chriſtus identificirten, welcher die Menſchen von der Herrſchaft der Wüſtenſchlangen, den Göttern der vergänglichen Geburt, befreit. Jener wahren «katholiſchen» Schlange wurde daher auch bei den Peraten ein Cultus geweiht. Als Sinnbild derſelben ernährte man lebendige Schlangen in den Tempeln und brachte ihnen Opfergaben dar. Der Einfluß ägypt. und phöniz. Vorſtellungen iſt bei dieſem Schlangencultus nicht zu verkennen. Die verſchiedenen ophitiſchen Parteien erhielten ſich zum Theil bis ins 6. Jahrh.

Ophthalmiatrik (vom griech. ophthalmos: Auge) bezeichnet ſo viel wie Augenheilkunde. Aehnliche Bildungen ſind Ophthalmie (ſ. d.), Augenkrankheit, Augenübel, bei den Alten beſonders vom Augentrieſen, gegenwärtig meiſt von der äußern Augenentzündung gebraucht. Ophthalmiten heißen Steine, welche das Anſehen eines Auges haben, wie mouche Arten des Achat und Cholcedon. Ophthalmologie nennt man die Lehre von den Augen, Ophtholmotherapie, die Lehre von der Behandlung der Augenkrankheiten u. ſ. w.

Ophthalmie (griech.) heißt wörtlich Augenentzündung, aber man verſteht darunter nicht die Entzündung des ganzen Auges, ſondern nur die entzündlichen Zuſtände der zunächſt ſichtbaren Theile des Auges, nämlich der Augenbindehaut und ihrer Nachbartheile. Die Entzündungen der Lidbindehaut unterſcheidet man noch ihrem Weſen hauptſächlich als Bindehautkatarrh, von welchem es wieder verſchiedene Arten gibt, als Bindehautcroup und als körnige Bindehautentzündung. Die wichtigſten der am häufigſten vorkommenden, als O. bezeichneten Entzündungen ſind die körnige oder granulöſe Bindehautentzündung und der bei Kindern auftretende Schleimfluß der Bindehaut. Die Augenentzündung der Neugeborenen iſt keine weſentlich beſondere Art der Bindehautblennorhöe, ſondern wird nur aus praktiſchen Gründen von dem gewöhnlichen Bindehautkatarrh getrennt. Dieſelbe tritt auf bei Kindern meiſt bald nach der Geburt und iſt ausgezeichnet durch eine außerordentlich ſtarke entzündliche Schwellung der Bindehaut und der Lider mit reichlicher Abſonderung eiterähnlicher Subſtanz. In hohen Graden der Krankheit, welche durch Vernachläſſigung des Uebels leicht zu Stande kommen, wird das Auge ſelbſt von der Entzündung ergriffen und geht ſo leicht völlig zu Grunde. Folge davon iſt natürlich Erblindung des Kindes. Die Krankheit entſteht durch zu grelle Lichteindrücke auf das Auge, Aufenthalt in ſchlechter Luft, Unreinlichkeit der Wäſche des Kindes und der Hände der Pflegerinnen ſowie durch Anſteckung. Wichtig iſt der Umſtand, daß die Krankheit auch leicht entſtehen kann durch Beſudelung der Augen des Kindes mit der bei weißem Fluß abgeſonderten Flüſſigkeit der Mutter oder Amme. Verhütet kann die Krankheit alſo werden

namentlich durch ſorgfältige Reinlichkeit. Bekommt ein neugeborenes Kind kranke Augen, ſo muß ſofort, wenn man das Kind nicht dem Schlimmſten ausſetzen will, ein Arzt zu Rathe gezogen werden. In weitgediehenen Fällen verſpricht nur energiſche Aetzung der Bindehaut Geneſung. Die granulöſe O. wird auch aſt Aegyptiſche Augenentzündung (ſ. d.) genannt, weil die Europäer mit derſelben erſt während des ägypt. Feldzugs der Franzoſen am Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt wurden. Neben der entzündlichen Schwellung zeigt die Augenbindehaut ein körniges, warziges, Fiſcheiern oder Froſchlaich ähnliches Anſehen. Dieſe Krankheit verbreitet ſich hauptſächlich durch Anſteckung, und es treten daher an Orten, wo Menſchen dicht zuſammenleben (in Kaſernen, Arbeitshäuſern u. ſ. w.), die Erkrankungen in Menge auf, namentlich dann, wenn die Verpflegung eine ſchlechte iſt (bei Truppen im Felde). Die ägypt. Augenentzündung iſt ſehr hartnäckig und bösartig, gibt bei der Behandlung keine beſonders günſtigen Reſultate und führt häufig zur völligen Zerſtörung des Auges. Nur ein Arzt ſoll ſich mit ihrer Behandlung befaſſen.

Opiate, ſ. Opium.

Opitz (Martin), der Begründer der erſten Schleſiſchen Dichterſchule, wurde 23. Dec. 1597 zu Bunzlau in Schleſien geboren, wo ſein Vater Bürger und ſpäter auch Rathsherr war. Auf der dortigen Schule und den Gymnaſien zu Breslau und Beuthen gebildet, gab er ſchon 1616 eine kleine Sammlung lat. Epigramme, «Strenae», und 1618 die Abhandlung «Aristarchus seu de contemptu linguae teutonicae» heraus. 1618 bezog er die Univerſität zu Frankfurt a. O. und 1619 Heidelberg, wo er Mittelpunkt eines jungen Dichterkreiſes wurde. Um den Kriegsſtürmen auszuweichen, ging er zu Ende 1620 mit ſeinem Freunde Hamiltan, einem Dänen, nach den Niederlanden, ſtellte ſich in Leyden ſeinem bewunderten Vorbilde Dan. Heinſius vor und begleitete dann jenen Freund auf deſſen Güter nach Jütland. 1621 kehrte er nach Schleſien zurück und folgte 1622 einem Rufe Bethlen Gabor's, des Fürſten von Siebenbürgen, an das Gymnaſium zu Weißenburg (jetzt Karlsſtadt); aber die Sehnſucht trieb ihn ſchon im folgenden Jahre wieder in die Heimat. Eine Frucht ſeines Aufenthalts in Siebenbürgen war das Lehrgedicht «Zlatna oder von Ruhe des Gemüths». 1624 ward er Rath beim Herzog von Liegnitz und Brieg. In demſelben Jahre erſchien ſein epochemachendes «Buch von der Deutſchen Poeterei», welches bis 1668 neunmal wieder aufgelegt wurde. Im folgenden Jahre gab O. die «Deutſchen Poemata» heraus, nachdem Zinkgref ein Jahr vorher eine Sammlung O.'ſcher Gedichte hatte erſcheinen laſſen. 1625 reiſte er nach Wien und empfahl ſich hier durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl, Fürſt-Erzbiſchofs von Breslau, dem Kaiſer Ferdinand II., aus deſſen Händen er dafür den poetiſchen Lorberkranz erhalten haben ſoll. 1626 trat er als Secretär in die Dienſte des ſtreng kath. kaiſerl. Burggrafen Karl Hannibal von Dohna, des Kammerpräſidenten von Schleſien. 1627 wurde er vom Kaiſer als M. O. von Boberfeld in den Adelsſtand erhoben und 1629 unter dem Namen des Gekrönten in die Fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen. In diplomatiſchen Angelegenheiten ſchickte ihn 1630 der Burggraf nach Paris, wo er Hugo Grotius kennen lernte und deſſen Gedicht von der «Wahrheit der chriſtl. Religion» überſetzte. Nach der Verjagung des Burggrafen aus Breslau, 1632, blieb O. zunächſt ohne Amt in Breslau und gab ſein Lehrgedicht «Veſuv» und die ſchon in Jütland gedichteten «Troſtgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges», ſein beſtes Dichtwerk, heraus. Nachdem er hierauf eine Zeit lang im Dienſte der Herzoge von Liegnitz, Brieg und Oels, beſonders als Agent bei den Schweden, geſtanden, zog er 1635 nach Danzig, wo ihn König Wladiſlaw IV. von Polen, an welchen er 1636 ein Lobgedicht gerichtet hatte, 1637 zum königl. poln. Hiſtoriographen und Secretär ernannte. Auf der Höhe ſeines Ruhms ſtarb er in Danzig 20. Aug. 1639 an der Peſt. Von den Arbeiten ſeiner letzten Jahre ſind zu nennen das Schauſpiel «Judith», die Ueberſetzung der «Antigone» des Sophokles, die Pſalmenüberſetzung und die Ausgabe des altdeutſchen «Annolieds». O. brachte die in Verachtung geſunkene deutſche Dichtung auch äußerlich wieder zu Ehren und wurde von ſeinen Zeitgenoſſen gefeiert wie ſelten ein Dichter. Er erwarb ſich beſonders bleibende Verdienſte um die Form der deutſchen Dichtkunſt. Er drang auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache und führte zuerſt wieder die Meſſung der Silben ſtatt der ſeit vollen zwei Jahrhunderten herrſchenden Zählung derſelben ein. Der Inhalt ſeiner Dichtungen iſt durchaus der einer verſtändigen Reflexion mit nur geringen Beimiſchungen von Phantaſie und Gefühl, obgleich entſchieden ſittlich-lehrhafter Richtung, und es kann deswegen auch jetzt den meiſten derſelben nur ein ſehr geringer äſthetiſcher Werth beigelegt werden. Aber eine ſolche Natur eben war erforderlich, um die deutſche Dichtkunſt aus ihrem tiefen Verfall zu erheben. Zugleich erwies ſich O. als Mann von ausgebreiteter und gründlicher Gelehrſamkeit, die er jedoch auch als Dichter zu viel hervortreten ließ. Von O.' Dichtungen ſind mehrere Ausgaben

ſowol bei ſeinen Lebzeiten als ſpäter erſchienen, aber keine iſt vollſtändig. Eine gute Auswahl gab Wilh. Müller in der «Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1822) heraus. Vgl. die Biographien von Strehlke (Lpz. 1856), Weinhold (Kiel 1862) und Palm (Bresl. 1862); ferner Guttmann, «Ueber die Ausgaben der Geſammtwerke von O.» (Ratibor 1850).

Opium (Meconium, Laudanum) heißt der eingetrocknete Milchſaft der unreifen Köpfe von Papaver somniferum, des im Orient einheimiſchen Mohns (ſ. d.). Man gewinnt den Milchſaft entweder dadurch, daß man die Köpfe anritzt und den an der Luft getrockneten Saft ſammelt, oder (eine ſchlechtere Sorte) durch Auskochen der Mohnköpfe und Auspreſſen derſelben. Der in Europa cultivirte Mohn gibt nur ein geringes Product. Am häufigſten kommen in den Handel das ägyptiſche, das konſtantinopolitaniſche und das ſmyrnaiſche O., ſeltener das perſiſche, oſtindiſche. Man erhält es in Form flacher brauner, undurchſichtiger, harzähnlicher Kuchen von $^1/_2$—2 Pfd. Gewicht, die, um das Zuſammenkleben der einzelnen Kuchen zu verhüten, mit den dreikantigen Samen einer Kampherart beſtreut ſind. Der Werth des O. richtet ſich nach ſeinem Gehalt an Morphium (ſ. d.) oder Morphin (2—10 Proc.). Außer dem Morphin enthält das O. noch verſchiedene andere Subſtanzen, von welchen hervorzuheben ſind das Narcein und Codein, welche wie das Morphin Schlaf machen, und drei andere, erregende Alkaloide: Narcotin, Papaverin, Thebain. Ein wichtiger Beſtandtheil des O. iſt auch die Mekonſäure, welche wegen ihrer charakteriſtiſchen Reactionen den chem. Nachweis des O. erleichtert. Das O. wirkt wegen ſeines Gehalts an den genannten Alkaloiden giftig; die Mekonſäure iſt unwirkſam. Für die medic. Verwendung iſt das O. wichtig wegen ſeiner beruhigenden, ſchlafmachenden und ſtuhlverſtopfenden Wirkung; als ſchlafmachendes Mittel dient jetzt vorzugsweiſe das Morphin. Man gibt in Krankheitsfällen das O. ſelbſt ſowol als Präparate deſſelben (Opiate), von welchen zu nennen ſind: Extractum Opii (der wäſſerige, minder eingetrocknete Auszug), die Opiumtinctur (alkoholiſche Löſung, Laudanum liquidum), Dover'ſches Pulver (O. mit Ipecacuanha, ein vorzügliches verſtopfendes Mittel). Außerdem kommen noch zur Verwendung die Mohnköpfe (Capita papaveris) als Thee oder als Sirup und die Blütenblätter der Klatſchroſe (Flores rhoeados). Dieſe haben die beruhigenden Wirkungen des O. in geringerm Grade. Wegen ſeiner berauſchenden Wirkung dient das O. im Orient als Genußmittel (Opiumeſſer, Opiumraucher). Bei Opiumvergiftungen iſt namentlich dem Schlaf entgegenzuarbeiten, und man verſucht dies unter anderm durch Darreichung von ſtarkem Kaffee. Auch gibt man Gerbſäure (Tannin) in der Hoffnung, die Alkaloide in die in Waſſer unlöslichen gerbſauren Salze zu verwandeln.

Opodeldoc (Linimentum saponato-camphoratum) heißt eine mit Ammoniak und ätheriſchen Oelen verſetzte Löſung von Seife und Kampher in Alkohol; in der Wärme iſt die Maſſe flüſſig, beim Erkalten bildet ſie eine Gallerte. Der flüſſige O. (Spiritus saponato-camphoratus) beſteht aus denſelben Subſtanzen, enthält aber keinen Ammoniak und bleibt in der Kälte flüſſig. Er dient als Einreibung zur Erzeugung eines leichten Hautreizes bei verſchiedenen ſchmerzhaften Zuſtänden der Haut und unter ihr gelegener Theile.

Opörin (Joh.), eigentlich Herbſt, einer der gelehrteſten und verdienteſten ältern Buchdrucker, geb. 25. Jan. 1507 zu Baſel, wurde, nachdem er zu Strasburg ſtudirt hatte, Profeſſor der griech. Sprache in ſeiner Vaterſtadt, gab aber dieſe Stelle bald wieder auf und errichtete daſelbſt eine Druckerei, der er bis an ſeinen Tod, 6. Juli 1568, mit großer Einſicht und Sorgfalt vorſtand. Aus ſeiner Officin, die man an dem auf einem Delphin reitenden Arion erkennt, ging eine Reihe der correcteſten Drucke alter Claſſiker und wiſſenſchaftlicher Werke hervor, für deren würdige Ausſtattung er ſelbſt in Verbindung mit mehrern gelehrten Freunden ſorgte.

Oporto oder Porto, nach Liſſabon die größte und bedeutendſte Stadt Portugals, Hauptort des gleichnamigen Diſtricts in der alten Provinz Entre Douro e Minho, Sitz eines Biſchofs, eines Civilgouverneurs, eines Militärcommandanten, eines Appellationshofs, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, Kriegshafen für Corvetten und Briggs, Handelsplatz erſten Ranges, liegt 37 M. im N. von Liſſabon, in einem engen, von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thale ungemein maleriſch auf zwei ſteilen, felſigen Anhöhen am rechten Ufer des (am Hafen 900 F. breiten) Douro, 1 M. oberhalb ſeiner Mündung in den Atlantiſchen Ocean. Die Stadt bietet mit ihren ſteilen Straßen, vielen ſtattlichen Häuſern, hochgethürmten Kirchen und Kloſtergebäuden, zahlreichen Gärten und einer hochgeſpannten Drahthängebrücke, welche über den Douro nach Villa nova de Gaya führt, vom Strome aus einen impoſanten Anblick dar und hat mit den ſechs Vorſtädten, ohne Villa nova de Gaya, welches eine eigene Commune mit 7515 E. bildet, nach dem Cenſus von 1863 eine Bevölkerung von 86257 E. Die eigentliche

Stadt zerfällt in die obere und die untere, in administrativer Hinsicht in die vier Quartiere (bairros) San-Ildefonso, San-Nicolas, Sé, Victoria und hat 53 Hauptstraßen, 11 Plätze und viele öffentliche Brunnen, meist Springbrunnen. Mehrere der Plätze zeichnen sich durch ihre Aussicht auf die Stadt, das tiefe Stromthal und das Meer aus. Außerdem hat O. schöne Promenaden, und ein großartiges Panorama bietet der Signalthurm bei Villa nova. Die Stadt ist reich an gutem Wasser, hat Gaserleuchtung und wird durch die Umgegend und die Schifffahrt reichlich mit Lebensmitteln versehen. Zur Klosterzeit besaß sie gegen 80 Kirchen und Kapellen. Gegenwärtig bestehen nur drei Nonnenklöster, die übrigen der 1834 aufgehobenen Mönchsklöster sind verschwunden, oder liegen in Ruinen, oder dienen andern Zwecken. So ist das Kloster Serra do Pilar zur Citadelle, San-Bento zur Kaserne, San-Francisco zur Börse umgewandelt. Unter den sieben Pfarrkirchen sind bemerkenswerth die vom Grafen Heinrich von Portugal gegründete Kathedrale oder Sé im höchsten Theile der Stadt, neben dem bischöfl. Palast, die kleine goth. Kirche Cedofeita, die älteste von allen (559 vom Suevenkönig Theodomir gegründet), in der Nähe des schönen, mit Linden bepflanzten prot. Kirchhofs, die Kirche dos Clérigos mit dem höchsten Thurm in Portugal, Nuestra-Senhora da Lapa und die Kirche des großartigen Barmherzigkeitsstifts. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden treten hervor die engl. Factorei, das große Haupttheater, der Justizpalast, das Stadthaus, der im chines. Geschmack erbaute Getreidemarkt und unterhalb der Vorstadt Rio d'Ouro das königl. Seearsenal mit großen Werften. O. hat ein Lyceum, eine Lateinschule, ein geistliches Seminar, eine polytechnische Akademie, die zugleich als Marine-, Handels- und Gewerbeschule dient, mit 19 Professuren und einem Botanischen Garten, eine medic.-chirurg. Akademie sowie eine Akademie der schönen Künste, außerdem zahlreiche Elementarschulen und höhere Bildungs- und Erziehungsanstalten für beiderlei Geschlecht, darunter auch eine deutsche Schule. Ferner ist vorhanden eine öffentliche Bibliothek von 80000 Bänden und 1200 Handschriften, verbunden mit einem Münzcabinet, ein Gemäldemuseum, mehrere gelehrte Gesellschaften, Lesecabinete, darunter das großartige Casino (Assemblee), elegante Cafés und Kaufläden. Ueberhaupt reiht sich O. den cultivirtesten Städten Europas an, und seine Bewohner zeichnen sich, namentlich der eigentliche Bürgerstand, durch Bildung und Weltsitte vortheilhaft aus.

O. ist nach Lissabon der Hauptsitz der portug. Industrie, die sich hier fast ganz unabhängig von England zu machen gewußt hat. Schon 1857 gab es hier 160 Werkstätten für Baumwollweberei, 1 für Wollweberei, 41 für Fabrikation von Seiden- und Halbseidenstoffen, Gerbereien, Metallgießereien, Wachstuch-, Papier- und Hutfabriken, 2 Werften, mehrere Brauereien, Brennereien, Zuckersiedereien, Pottasche-, Fayence-, Korkpfropfen-, Lichtfabriken u. s. w. Außerdem fertigt man Messer- und Stahlwaaren, Gold- und Juwelierarbeit, Silber- und Golddraht, Taue und andern Schiffsbedarf. In dem trefflichen, durch ein Fort geschützten Hafen liefen im Handelsjahr 1861/62 nicht weniger als 1957 Schiffe mit 336672 Kubikmeter Inhalt ein und aus. Die Einfuhr betrug 8,936000, die Ausfuhr 6,130000, beide zusammen 15,066000 Milreis (à $1^3/_5$ Thlr. preuß.), während Lissabon gleichzeitig zwar eine Einfuhr von 14,287000, dagegen eine Ausfuhr von nur 4 Mill. Milreis hatte. O. ist seit alter Zeit der Hauptverschiffungsplatz des Portweins (s. d.), welcher im portug. Ausfuhrhandel eine hervorragende Stelle einnimmt. 1850—58 wurden, ungeachtet geringer Ernten infolge der Traubenfäule am Alto-Douro (s. d.), 318000 Pipen (Durchschnitt jährlich 36333 Pipen) im Gesammtwerth von 44,520000 preuß. Thlrn. ausgeführt, wovon etwa 75 Proc. des Verbrauchs auf England kamen. In bessern Jahren schätzt man die Weinausfuhr auf 41000 Pipen, und in manchen erreicht dieser Export die Summe von 60 Mill. Bouteillen. Nächst England sind an O.s Handel am meisten betheiligt Brasilien, Frankreich, die Vereinigten Staaten und Hamburg. Außer dem Wein sind wichtigere Exportartikel: Rinde und Korke, Sumach, Lorberblätter, Orangen, Citronen, Kastanien, eingemachte Früchte (Dulces), Salz, Zwiebeln, Knoblauch, Seide, Nägel, Nadeln, Schlosser- und Messerschmiedewaaren, Hüte, Leder, Baumwollwaaren, Leinengewebe und Getreide. Die Einfuhr umfaßt hauptsächlich Eisen, Hanf, Flachs, Schiffbaumaterialien, Colonialwaaren, engl. Manufacte, Luxusartikel u. s. w. Unter den sehr zahlreichen Handelshäusern machen die englischen und deutschen am meisten Geschäfte. Es befinden sich am Platze eine Handels- und Dampfschiffahrts- sowie mehrere Versicherungsgesellschaften und zwei Banken (Banco commercial, seit 1835, Banco mercantil Portuense, seit 1856). Eisenbahnverbindung findet mit Lissabon durch die 37 M. lange Nordbahn, regelmäßiger Dampfbootverkehr mit Lissabon und über Vigo nach Southampton statt. Auch legen die mit Lissabon verkehrenden span., franz. und engl. Dampfer hier an. Die Umgebungen O.s sind

überaus reizend und dicht besetzt mit geschmackvollen Landhäusern (Quintas). Im Alterthume lag an der Stelle der Stadt der Hafenort Portus-Cale, später Porto-Cale, von welchem der Name Portugal herkommt. In neuerer Zeit wurde O. merkwürdig durch den Ausbruch der Revolution vom 24. Aug. 1820; dann unter Dom Miguel's Usurpation durch das Blutgericht gegen die Anhänger der Königin Donna Maria, wobei die Stadt durch Auswanderung über 10000 Bewohner verlor; ferner in den J. 1832 und 1833 durch ihre Vertheidigung gegen Dom Miguel und als Stütz- und Mittelpunkt der Operationen Dom Pedro's gegen jenen. Zu O. erhoben sich auch die Aufstände von 1842 und vom 8. März 1846, wo sich hier 12. Oct. eine provisorische Regentschaft wie 1847 eine Revolutionsjunta bildete, die bis zur Capitulation der Stadt 27. Juni bestand. Ein abermaliger Abfall der Stadt von der Regierung fand zu Gunsten Saldanha's 24. April 1851 statt. — Der District O. zählte 1863 auf 51,15 Q.-M. 423678 E. (1850 nur 299640) und ist der am dichtesten bevölkerte in Portugal (8278 E. auf 1 Q.-M.). Die wichtigsten Ortschaften in der nähern Umgebung der Hauptstadt sind: San-João da Foz, eine Villa von 3064 E. mit sehr schönen Häusern und Gärten, an der Mündung des Douro, dessen gefährlich zu passirende Barre ein Fort beherrscht, der beliebteste Sommeraufenthalt der Bewohner von O., mit sehr besuchten Seebädern; Bizella, ein reizend gelegener Badeort mit warmen Schwefelquellen (26—39° R.) und Ueberresten röm. Bäder; Valongo oder Vallongo, ein Flecken $1\frac{1}{2}$ M. im NO., berühmt wegen seiner frühern sehr reichen Abtei, mit Antimonium- und Goldbergwerken.

Opossum nennt man eine zur Gattung Beutelratte (Didelphys) gehörende Art, welche im System den Namen virginische Beutelratte (D. Virginiana) führt. Diese zu den fleischfressenden Beutelthieren (s. d.) gehörende und nur in Amerika vorkommende Säugethiergattung unterscheidet sich von den Verwandten durch die mit nagellosem, abgesetztem Daumen versehenen Hinterfüße und den langen, nur am Grunde behaarten, übrigens nackten und mit Schuppenringen besetzten Schwanz. Der Körperbau ist gestreckt, der Kopf lang und zugespitzt und die Zahl der Zähne sehr bedeutend, indem ihre Gesammtzahl 50 beträgt. Die Füße sind kurz, mit starken krummen Krallen bewehrt und die Augen mit einer Nickhaut versehen. Das von Mexico bis Pennsylvanien verbreitete O. ist die größte Art dieser Gattung, 18 Zoll lang, ohne den 11 Zoll langen Schwanz. Der werthlose Pelz, der immer wie abgerieben aussieht, ist schmuzigweiß, hier mehr ins Gelbliche, dort ins Gräuliche und an den Füßen und Augen, über welchen letztern ein weißlicher Fleck steht, in rußiges Braun übergehend. Die großen, dünnhäutigen, schwärzlichen Ohren, der unbehaarte, widerlich bleich-fleischfarbene Wickelschwanz, die vorstehenden Augen und die eigenthümliche, starke, widrige Ausdünstung machen das O. zu einem widerlichen und überall gehaßten Thiere. Es verschläft den Tag in hohlen Bäumen und geht des Nachts auf die Jagd nach Vögeln, kleinen Säugethieren, Reptilien und Insekten, dringt aber auch in die Hühnerställe, wo es alles tödtet, was es erreichen kann. Um bei Verfolgungen sich zu retten, rollt es sich in einen Knäuel zusammen und behauptet, wenn es aufgefunden wird, hartnäckig den Schein des Todes, sodaß es alle Stöße und Verwundungen erträgt, ohne durch einen Laut oder Zucken das Leben zu verrathen. Die 12—16 Jungen, welche sehr unvollkommen, als kleine, formlose, nur 10 Gran wiegende Klumpen geboren werden, hängen sich in der Beuteltasche an die Zitzen der Mutter, wo sie sich festsaugen und in etwa 50 Tagen die nöthige Ausbildung erlangen. Aber auch nachher suchen die Jungen gelegentlich noch Schutz in der Beuteltasche der Mutter, welche die Tasche ganz eng und fest schließen und dann durch keine Marter dahin gebracht werden kann, sie zu öffnen. Das Fleisch ist zwar weiß, zart und fett, besitzt aber einen eigenthümlichen widrigen Geruch und wird daher nur von Negern gegessen. Eine zweite Art dieser Gattung, die surinamische Beutelratte (D. dorsigera), ist ebenfalls schon lange bekannt und besonders dadurch merkwürdig, daß sie die Jungen auf dem Rücken herumträgt und ihnen dabei den Schwanz zum Anhalt darbietet, weil sie statt einer Beuteltasche nur eine flache Hautfalte hat. Sie ist graugelb, an Stirn und Wangen weiß, etwa 8 Zoll lang, ohne den 7 Zoll langen Schwanz, und lebt in Surinam, Guiana und dem nordöstl. Brasilien.

Oppeln, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schlesien, am rechten Ufer der Oder, ist Sitz einer Regierung, einer Oberpostdirection, eines Haupt- und Kreissteueramts, eines Kreisgerichts und anderer Behörden und zählt (1864) 10579 E. Die Stadt hat seit ihrer Erhebung (1816) zum Regierungssitz, besonders aber seit Vollendung der Oberschlesischen (1844—46) und Oppeln-Tarnowitzer (1857) Eisenbahn viel gewonnen. Sie besitzt vier kath. Kirchen (darunter die schon 995 erbaute Adalbertskirche) und eine evan-

gelische, eine Synagoge und ein altes Schloß (auf der Oderinsel Paschcke). Von höhern Unterrichtsanstalten besteht ein kath. Gymnasium, das aus dem 1801 aufgehobenen Jesuitencollegium entstanden ist und von etwa 450 Schülern besucht wird. In dem königl. Hebammeninstitut wird der Unterricht abwechselnd in deutscher und poln. Sprache ertheilt. Gewerbfleiß und Handel sind nicht unbedeutend. Die städtische Industrie erstreckt sich auf Band, Leinwand, Leder und Töpferwaaren. Der Handel ist hauptsächlich Speditionshandel mit Wein, Vieh und Bergwerksproducten. Außer Viehmärkten werden zu O. auch Getreide- und Wollmärkte gehalten. Die Oderschiffahrt bildet ebenfalls eine Erwerbsquelle für die Stadt. O. war früher die Hauptstadt des unmittelbaren Fürstenthums O. (137 Q.-M.) und seit 1200 die Residenz der oberschles. Herzoge aus dem Stamme der Piasten. Schon um 1024 galt O. als ein beträchtlicher Ort, der später in der schles. Landesgeschichte, besonders aber in den Zeiten des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Kriegs häufig genannt wird. Nach dem Aussterben jenes Fürstenhauses (1532) wurde das Land vom Kaiser eingezogen. Vgl. Idzikowski, «Geschichte der Stadt O.» (Oppeln 1863). Der gegenwärtige Regierungsbezirk O., das Herzogthum Ratibor, die Fürstenthümer Oppeln und Neisse und die freie Standesherrschaft Pleß umfassend, hat ein Areal von 243,06 Q.-M., zählt (1864) 1,192384 E. und zerfällt in 16 Kreise. Im Kreise O. liegen, außer der Stadt Krappitz an der Oder mit 2449 E., noch das Dorf Königshuld, mit 360 E. und einer großen Stahl- und Eisenwaarenfabrik, der Flecken Malapane am gleichnamigen Flusse, mit dem größten königl. Eisenwerke Schlesiens (500 Arbeiter), Maschinenbauerei, Hüttenamt u. s. w., ferner die Flecken Proskau mit 1460 E. und einer berühmten landwirthschaftlichen Lehranstalt, sowie Karlsruhe oder Pokoi mit 2182 E., einem schönen Schlosse und Gärten (Majorat des Herzogs von Würtemberg). Vgl. Triest, «Topogr. Handbuch von Oberschlesien» (Bresl. 1864).

Oppenheim, Kreisstadt der großherzogl. hess. Provinz Rheinhessen, zur Pfalz gehörig, am Rhein und an der Eisenbahn 2½ M. südlich von Mainz und 3½ M. nördlich von Worms, auf dem steilen Abhange rebenreicher Hügel gelegen, hat 3010 E. (1864), bedeutenden Weinbau, lebhaften Handel und ansehnliche Schiffahrt. O. liegt an der Stelle des Römercastells Bauconia und wird unter den Karolingern als königl. Pfalz genannt. Später war es eine der bedeutendsten rhein. Reichsstädte. 1218 wurde es vom Erzbischof Adalbert von Mainz, 1620 von den Spaniern unter Spinola, 1631 von den Schweden unter Gustav Adolf, 1634 von den Kaiserlichen erobert und hart mitgenommen. 1689 zerstörten es die Franzosen unter Melac fast gänzlich. Noch jetzt liegt die prot. St.-Katharinenkirche, ein herrliches Denkmal deutscher Baukunst aus den J. 1262—1317, im kleinen ein Nachbild des kölner Doms, bis auf den östl. Theil, der 1838—43 restaurirt wurde, in Trümmern. Auf Glasbildern und Grabsteinen des 15. Jahrh. sieht man mehrfach die Wappen der Dalberge, Sickingen, Gemmingen u. s. w. Oberhalb der Stadt, mit ihr durch eine Mauer und durch unterirdische Gänge zusammenhängend, steht die Ruine der einst berühmten, ebenfalls 1689 zerstörten Reichsfeste Landskron, erbaut unter Kaiser Lothar, hergestellt von Kaiser Ruprecht, der hier 18. Mai 1410 starb. Bemerkenswerth sind bei O. auch die Schwedensäule und das romantisch gelegene Nierstein (s. d.), berühmt durch seinen Weinbau, der auch in den benachbarten Dörfern Dienheim und Schwabsburg stark betrieben wird. Auf der großen Ebene zwischen der Stadt und dem 1 M. südlicher an der Eisenbahn gelegenen Flecken Guntersblum, welcher 2064 E., ein großes hübsches Rathhaus, ein schönes gräfl. Leiningisches Schloß nebst Garten besitzt, wurde 4. Sept. 1024 der Salier Konrad II. zum Kaiser erwählt. Vgl. Franck, «Geschichte der ehemaligen Reichsstadt O.» (Darmst. 1859).

Oppert (Julius), ausgezeichneter deutscher Orientalist, geb. 9. Juli 1825 zu Hamburg von israel. Aeltern, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Johanneum daselbst und ging 1844 nach Heidelberg, um die Rechte zu studiren. Doch entsagte er bald der juristischen Laufbahn und wandte sich zu Bonn und Berlin mit Eifer und Erfolg den orient. Studien zu. Nachdem er zu Kiel 1846 promovirt und zu Berlin die Untersuchung über «Das Lautsystem des Altpersischen» (Berl. 1847) veröffentlicht, wandte er sich 1847 nach Paris, wo er alsbald mit Letronne, Burnouf, de Saulcy und Longpérier in nähere Beziehungen trat. Bereits 1848 erhielt er eine Anstellung als Lehrer des Deutschen am Lyceum zu Laval, von wo er 1850 in gleicher Eigenschaft nach Rheims versetzt ward. Neben seinem Lehramte beschäftigte sich O. ununterbrochen mit dem Studium des Altindischen und Altpersischen, als dessen Frucht eine gediegene Arbeit über die Inschriften der Achämeniden (Par. 1852) erschien. 1851 wurde er von der franz. Regierung mit Fresnel und dem Architekten Thomas zur Er-

forschung der alten Ruinenstätten nach Mesopotamien gesandt, von wo er erst 1854 zurückkehrte. Es gebührt ihm das Verdienst, die Stätte des alten Babylon zum ersten mal im ganzen und zugleich auch gründlich erforscht zu haben. An 150 Quadratkilometer wurden von ihm trigonometrisch aufgenommen. Nach seiner Rückkehr wandte sich O. vorzugsweise der Entzifferung und Erklärung der assyr. Keilschrift zu. Seine Arbeiten auf diesem äußerst schwierigen Gebiete waren von glänzendem Erfolge begleitet. Er brachte nicht nur die eigentliche Entzifferung jener complicirten Schriftgattung wenigstens in ihren Principien zu einer gewissen Vollendung, sondern er ist auch der erste, welcher die Wiedererweckung der seit länger als zwei Jahrtausenden erstorbenen altassyr. Sprache sowie den Aufbau der Grammatik und des Wörterbuchs derselben glücklich begonnen hat. Außer zahlreichen kleinen Schriften, Journalartikeln und Beiträgen zu encyklopädischen Sammelwerken veröffentlichte er das Prachtwerk «Expédition de Mésopotamie» (Bd. 1, «Résultats de l'expédition», Par. 1859; Bd. 2, «Déchiffrements des inscriptions cunéiformes», 1861), ferner die «Études assyriennes» (Par. 1857), die «Éléments de la grammaire assyrienne» (Par. 1860), die Entzifferung der «Grande inscription du Palais de Khorsabad» (mit Ménant, 2 Bde., Par. 1863) sowie der «Inscriptions assyriennes des Sargonides» (Par. 1862). O.'s wissenschaftliche Leistungen wurden 1863 auch durch Verleihung des großen Kaiserpreises von 20000 Frs. anerkannt. Seit 1857 wirkt er als Professor des Sanskrit an der kaiserl. Bibliothek zu Paris. Für die Zwecke des Unterrichts hat er eine «Grammaire sanscrite» (Par. 1859) verfaßt.

Oppianus, ein griech. Lehrdichter gegen Ende des 2. Jahrh. n. Chr., aus Anazarba in Cilicien, wird für den Verfasser zweier noch vorhandener Gedichte gehalten, «Kynegetika» oder über die Jagd, und «Halieutika» oder über den Fischfang, die eine sorgfältige Nachahmung älterer Muster verrathen und einzelne wahrhaft dichterische Schilderungen darbieten. Die neuere Kritik hat sich jedoch für zwei verschiedene Dichter desselben Namens entschieden und schreibt nur die «Halieutika» dem genannten Cilicier, die «Kynegetika» aber einem weit jüngern O., aus Apamea in Syrien, zu. Die besten kritischen Ausgaben besorgten J. G. Schneider (Strasb. 1776; gänzlich umgearbeitet, Lpz. 1813) und Lehrs (Par. 1846).

Oppolzer (Johann), ausgezeichneter deutscher Arzt, geb. 3. Aug. 1808 zu Gratzen im böhm. Kreise Budweis, besuchte das Gymnasium zu Prag, wo er auch seinen philos. Cursus zurücklegte und sich dann an der Universität medic. Studien widmete. Nachdem er 1835 zu Prag promovirt, assistirte er erst einige Zeit dem Chirurgen Fritz, dann dem Professor Edlem von Krombholz und trat hierauf 1838 in die Privatpraxis ein, in welcher Stellung er bald einer der gesuchtesten Aerzte in der Hauptstadt Böhmens war. Bereits 1841 erfolgte seine Ernennung zum Professor der medic. Klinik und Primararzt des Allgemeinen Krankenhauses in Prag, und seine Vorlesungen wurden von In- und Ausländern ungewöhnlich stark besucht. 1848 folgte O. einem Rufe als Professor der speciellen Pathologie und Therapie und Director des Jakobshospitals nach Leipzig, wo er sich ebenfalls bald die ungetheilte Achtung der Studirenden erwarb und nach einiger Zeit vom Könige von Sachsen den Hofrathstitel erhielt. Aus Liebe zu seinem engern Vaterlande folgte er indeß schon 1850 einem Rufe an die Hochschule zu Wien, wo er seitdem ununterbrochen thätig war. In seinem ärztlichen Wirken beschränkte sich O. seit seiner Uebersiedelung nach Leipzig nur auf die Conciliarpraxis. Wiederholt wurde er von Leipzig und Wien aus in weite Entfernung an das Krankenbett hochgestellter Personen gerufen. Umfangreichere Werke hat O. nicht verfaßt, doch veröffentlichte er zahlreiche gediegene Aufsätze in der prager «Medic. Vierteljahrschrift», der wiener «Medic. Wochenschrift» und andern Fachzeitschriften. — Sein Sohn, Theodor O., geb. 26. Oct. 1841 in Prag, besuchte das josephstädter Piaristengymnasium zu Wien und widmete sich dann auf der dortigen Hochschule der Medicin. Neben dieser beschäftigte er sich eifrig mit mathem., besonders astron. Studien, für die er von Jugend auf große Vorliebe zeigte. Seit 1861 veröffentlichte er in den Fachzeitschriften eine Reihe astron. Arbeiten, darunter vorzugsweise Berechnungen von Kometen- und Planetenbahnen, die von wissenschaftlicher Bedeutung sind.

Opposition (lat., Gegensatz, Widerspruch, Widerstand) wird besonders von den Gegensätzen im Staate gebraucht und bezeichnet hier die der Regierung oder deren jeweiligen Trägern widerstrebenden Ansichten und Richtungen. Bei der Mannichfaltigkeit und Unstetigkeit der geschichtlichen Bedingungen werden Maßregeln der obersten Gewalt und allgemeine Institutionen nur selten und vorübergehend einhellige Zustimmung erfahren. Auch die gewiegteste Staatskunst vermag ihren Beschlüssen nicht diejenige Vollendung des Inhalts und der Form zu sichern, welche jede Beschwerde ausschließt und die Bürgschaft einer fortwährenden Berechtigung gewährt.

Die Frage, ob wenigſtens das relativ Beſte erreicht und ob die Summe der mit einer Entſcheidung oder Einrichtung geſchaffenen Nachtheile nicht größer ſei als die Summe der Vortheile, muß daher immer offen und einem jeden die Befugniß vorbehalten bleiben, durch Beibringung abweichender Anſprüche der im Staate vertretenen höchſten Intelligenz alle Mittel der Beurtheilung zuzuführen. Sich hierin blos abweiſend zu verhalten und jede O. mit wegwerfender Gleichgültigkeit aufzunehmen oder gar zu unterdrücken, iſt eine Verirrung des Despotismus, welcher die Beſtimmung des Staats, innerhalb alles Wechſels das Bleibende und Dauernde darzuſtellen, auf gleichviel welche Einſichten und Geſchäftsgewohnheiten der Regierenden überträgt. Die Folgen einer derartigen Selbſtverblendung ſind Misgriff und gemeinſchädliche Irrthümer auf der einen, Herabſtimmung des öffentlichen Geiſtes, wenn nicht leidenſchaftliche Feindſeligkeit und deſtructive Geſinnungen auf der andern Seite. An der Spitze des parlamentariſchen Syſtems ſteht deshalb der Grundſatz, daß die Erörterung abweichender Meinungen und die Möglichkeit, bisherige Widerſacher zu überzeugen, gerade zu begünſtigen ſei. Gegenparteien, welche offen mit der Sprache herausgehen und ſich darauf gefaßt halten müſſen, ihr Programm ſelbſt durchzuführen, gerathen nicht ſo leicht auf den Abweg gehäſſiger Verbitterung, unpraktiſcher Ideologie und factiöſer, blos die Perſon der Staatslenker oder gar die ganze Staatsordnung befehdender O. Zugleich bringt es der Kampf ſelbſt mit ſich, daß haltloſe Forderungen beſeitigt und die allein gewichtigen Anſprüche auf wahrhaft polit. oder volkswirthſchaftliche Principien zurückgeführt werden. Conſtitutionelle Staaten gewinnen ſo ihre Macht und Einſicht aus dem Aufeinandertreffen der Parteien, von denen die jeweilig zur Mehrheit in der Volksvertretung anwachſende an die Regierung gelangt, während die andere in die Stellung der O. zurücktritt. Inſofern ſich dieſelbe auf nothwendige Grundgedanken bezieht und die daraus hervorgehenden Folgerungen zu verwerthen ſucht, wird ſie als ſyſtematiſche O. zur Gegnerin aller principiellen Maßregeln der das Ruder führenden Staatsmänner. Dieſes berufsmäßige, die Regierung in Wahrheit ergänzende Vorgehen ſchließt aber deren Unterſtützung in allen Fragen, wo der Principienſtreit aus dem Spiele bleibt, keineswegs aus. Im Gegentheile müßte eine Partei, welche ihren Widerſtand auch auf ſolchen Gebieten fortſetzt und den Regierenden äußerſtenfalls ſelbſt die Mittel zur Vertheidigung der äußern Macht und Ehre des Staats verweigert, als perſönliche und factiöſe O. ihre Berechtigung verlieren.

Optativ nennt man in der griech. Grammatik eine Form des Verbums, die zum Ausdruck der Beziehungen des Wunſches (daher der lat. Name optativus von optare, wünſchen), der Bedingung und überhaupt der bloßen Möglichkeit dient. Dieſe Verbalform iſt urſprünglich allen indogerman. Sprachen gemeinſam; ſie wird von den Stammformen des Verbums durch Anfügung von j oder ja abgeleitet. Auch die Form, welche in der deutſchen Grammatik Conjunctiv genannt wird, iſt die Optativform, die im Gothiſchen noch deutlich vorliegt, z. B. bar, ich trug, bar-ja-u, ich trüge. In der ſpätern Sprachentwickelung zeigt ſich das j (ja) nur im Umlaut der vorhergehenden Silbe: trug, trüge.

Optik (vom griech. optikos, d. i. zum Sehen gehörig) heißt wörtlich die Lehre vom Sehen; weil aber das Licht die Urſache alles Sehens iſt, ſo bezeichnet man damit die Lehre vom Lichte. Da das Sehen der Objecte uns auf verſchiedene Weiſe durch das Licht vermittelt wird, ſo theilt man die Lehren der O. in verſchiedene Hauptkapitel. Erſtens kann das Licht von ſelbſtleuchtenden Körpern aus ſich fortpflanzen, und dies geſchieht, wenn kein Hinderniß im Wege ſteht, nach allen Seiten hin geradlinig. Den Inbegriff aller hierhergehörigen Thatſachen und Lehren nennt man oft O. im engern Sinne. Zweitens kann das Licht von mehr oder weniger undurchſichtigen (opaken) Körpern an der Oberfläche zurückgeworfen (reflectirt, geſpiegelt) werden. Alle hierhergehörigen Thatſachen werden in der Katoptrik erörtert, während drittens die Fälle, welche eintreten, wenn das Licht durch durchſichtige (diaphane) Körper hindurchgeht, alſo die Phänomene der einfachen und doppelten Brechung, in der Dioptrik abgehandelt werden. Hierzu kommt noch die Lehre von den beſonders in neuerer Zeit genauer unterſuchten Erſcheinungen der Interferenz (ſ. d.) und der Polariſation (ſ. d.) des Lichts. Einen wichtigen Theil der O. im engern Sinne bildet auch die Lehre von der Lichtſtärkemeſſung oder Photometrie (ſ. d.), und einer wichtigen Anwendung optiſcher Lehren begegnen wir außerdem in der Perſpective (ſ. d.). Aus einem Buche des Euklid über O. geht hervor, wie unentwickelte Anſichten die Alten über dieſe Lehre hatten. Im Mittelalter wurde ſie beſonders durch Alhazen, Vitellio, Porta und Kepler gefördert, während ſie in neuerer Zeit durch Newton, Young, Fresnel, Brewſter, Herſchel, Euler, Fraunhofer, Kirchhoff u. a. einen ungeahnten Aufſchwung erhielt.

Optimates und **Populares** ſind zwei Namen, mit welchen die beiden polit. Parteien, die

in den spätern Zeiten der röm. Republik sich gegenüberstanden, benannt wurden. Man könnte die erste, deren eigentlichen Kern der größte Theil des Senats und der Notabilität überhaupt (s. Nobiles) bildete, die aristokratische oder conservative nennen, während die zweite, welche aus der Masse des Volks bestand, die demokratische und, weil häufig für Neuerungen streitende Führer, selbst aus den Reihen der Notabilität, in reiner oder ehrgeiziger Absicht an ihre Spitze traten, die Bewegungspartei vorstellt. Der Kampf zwischen beiden begann, als die beiden Gracchen, Populares, d. i. Volksmänner im edelsten Sinne des Worts, der Bedrückung und Armuth des Volks aufzuhelfen unternahmen. Nachdem dieselben an dem Widerstande der sog. Gutgesinnten, der Optimaten, gescheitert, erneuerte sich der Kampf durch Marius und Cinna. Noch einmal siegten die Optimaten durch Sulla; endlich aber unterlagen sie mit ihrem oft schwankenden Führer Pompejus der Kraft und dem großen Geiste Julius Cäsar's, der, um seine umfassenden polit. Plane auszuführen und zur Alleinherrschaft zu gelangen, an die Spitze der Populären getreten war. Der Versuch, nach Cäsar's Ermordung die alte Herrschaft wiederzugewinnen, endete mit der Niederlage des Brutus und Cassius durch Antonius und Octavianus, in deren spätern eigenen Streitigkeiten die alten Gegensätze erloschen.

Optimismus (vom lat. optimus, der beste) wird die philos. oder religiöse Lehrmeinung genannt, welche behauptet, daß die Welt, worin wir leben, ungeachtet ihrer scheinbaren Unvollkommenheiten im einzelnen, im ganzen vollkommen und auf die Glückseligkeit der darin lebenden Geschöpfe berechnet sei. Dieser Lehrmeinung waren schon im Alterthume die Stoiker und Plotin zugethan. Vorzugsweise aber versteht man darunter die Wendung, welche Leibniz in seiner Theodicee mit Hinsicht auf Bayle's Zweifel in Beziehung auf die vielen Uebel in der Welt, dieser Lehre gab: Gott habe unter allen möglichen Welten, welche sein unendlicher Verstand gedacht, nach der Vollkommenheit seines Willens die beste auswählen und hervorbringen müssen. Denn wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt oder nicht haben schaffen können oder nicht schaffen wollen, welches alles mit seiner Vollkommenheit streiten würde. Das Gegentheil des O. ist der Pessimismus, welcher annimmt, es sei alles in der Welt so schlecht, als es nur sein könne, um nicht augenblicklich gänzlich zu Grunde zu gehen, welches das Bessere wäre. Außerdem gibt man aber auch dem Worte die Bedeutung einer Gemüthsstimmung, indem man einen Optimisten den nennt, welcher alle Begegnisse seines Lebens von der besten und heitersten Seite auffaßt, den Menschen, mit denen er zu thun hat, das Beste zutraut und überall die Hoffnung und den guten Muth vorwalten läßt, während ein Pessimist der ist, welcher überall zuerst die Hindernisse erblickt, die Menschen im allgemeinen für schlecht ansieht und am Siege der guten Sache verzweifelt.

Optische Täuschung oder Augentäuschung, Gesichtsbetrug, ist eine Täuschung hinsichtlich einer wahrgenommenen Erscheinung, welche aus einem falschen Urtheile über das Gesehene hervorgeht. Eine große Menge solcher Täuschungen kommt namentlich bei dem Anblicke der Himmelskörper vor. Wir halten z. B. sämmtliche Gestirne für gleichweit von uns entfernt, als befänden sie sich an der innern Fläche einer hohlen Halbkugel, halten Sonne und Mond für flache Scheiben von gleicher Größe, welche aber beim Auf- und Untergange größer sind als zu jeder andern Zeit u. s. w. Sehr viele optische Täuschungen haben ihren Grund darin, daß der Lichteindruck auf das Auge eine gewisse, wenn auch sehr kleine Zeit erfordert, um vom Auge deutlich empfunden zu werden, daß er aber, einmal empfunden, im Auge eine gewisse Zeit, etwa eine Viertelsecunde, fortdauert. Von besonderer Wichtigkeit sind auch die sog. geometrischen Augentäuschungen, von denen die einfachsten etwa folgende sind. In einem horizontal gestellten Quadrate erscheinen die beiden horizontalen Seiten viel kleiner als die beiden verticalen. Dasselbe gilt in Bezug auf die horizontalen Seiten in jedem regelmäßigen Polygon. Parallele Linien erscheinen bedeutend convergent oder divergent, wenn sie in geeigneter Weise von schrägen Linien durchschnitten werden. Alle sehr spitzen Winkel erscheinen größer, als sie wirklich sind, u. s. w.

Optometer (griech.) heißt eine Vorrichtung zur Bestimmung der deutlichen Sehweite des menschlichen Auges. Für die Wahl und Berechnung der Krümmung der Brillengläser ist es nöthig, die normale deutliche Sehweite des Individuums, für welches die Brille bestimmt ist, kennen zu lernen. (S. Accommodationsvermögen und Brille.). Das einfachste O. besteht nun darin, daß man vermittels eines Maßstabs die Entfernung bestimmt, in welcher der Betreffende eine Schriftprobe von bestimmter Größe geläufig lesen kann. Gewöhnlich wendet man hierzu die Jäger'schen Schriftproben an. Man kann diesem O. eine bequemere und handlichere Form in folgender Weise geben. Von zwei, nach Art eines Fernrohrs ineinander verschiebbaren Messingröhren trägt die eine an ihrem Ende auf einer mattgeschliffenen Glasplatte

ein photographiſches verkleinertes Bild verſchiedener Schriftproben. Die andere Röhre enthält ein als Mikroſkop oder Lupe dienendes Linſenſyſtem. Der Hindurchblickende muß nun, um die Schrift deutlich leſen zu können, je nach der Größe ſeiner Sehweite das eine Rohr mehr oder weniger weit in das andere hineinſchieben oder aus ihm herausziehen. Die Größe dieſer Verſchiebung kann man auf einer daneben befindlichen Scala erkennen, auf welcher am beſten gleich die für die betreffenden Stellungen des O. berechneten Krümmungsnummern der Brillengläſer verzeichnet ſind. Auf weſentlich andern Principien beruht die Conſtruction der O. von Stampfer und Young. Dieſen liegt nämlich die unter dem Namen des Scheiner'ſchen Verſuchs bekannte Thatſache zu Grunde, daß, wenn man dicht vor das Auge einen Schirm mit zwei feinen Oeffnungen, etwa Nadelſtichen, bringt, deren Entfernung geringer als der Durchmeſſer der Pupille iſt, dann ein ſchmales Object, etwa ein feiner Faden, wie bei Young, oder eine ſchmale Spalte, wie bei dem Stampfer'ſchen O., im allgemeinen in verſchiedenen Entfernungen vom Auge doppelt erſcheint und nur in dem Falle einfach wahrgenommen wird, wenn es ſich genau in der Entfernung der deutlichen Sehweite des Auges befindet.

Opuntia, Fackeldiſtel, Feigendiſtel, Indianiſche Feige, Wundfeige, eine zu der 12. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Cacteen gehörende und nur in Amerika einheimiſche, jetzt aber auch nach Aſien, Afrika und Südeuropa verbreitete Pflanzengattung, beſitzt einen fleiſchigen, meiſt aus zuſammengedrückten Gliedern beſtehenden, ſeltener walzlichen Stengel, der nur an den jüngſten Trieben kleine ſtielrunde, ſehr hinfällige Blätter trägt, übrigens aber blattlos iſt und aus den Stachelbüſcheln oder dem Rande oder Scheitel der Glieder einzelne oder ſelten doldentraubig-riſpige Blüten treibt, welche eine gelbe, ſeltener weiße oder rothe Blume beſitzen, und deren Griffel am Grunde zuſammengeſchnürt iſt. Die hierhergehörenden Pflanzen ſind mit mehr oder minder langen Stacheln oder Stachelborſten bewehrt, ſelten ſtachellos, und werden dadurch oft unangenehm, daß ihre Stachelborſten ſehr leicht in der Haut haften bleiben und beſchwerliches Jucken erregen. Die Früchte ſind feigenartig, nach Entfernung der äußern ſtacheligen Haut meiſtens eßbar, ſchleimig, mehr oder minder ſüß oder fade und haben das Eigenthümliche, den Harn roth zu färben. In den heißern Ländern werden mehrere Arten zu Einfriedigungen verwendet, welche wegen ihres dichten Wachsthums und ihrer Stacheln einen guten Schutz abgeben. Am bekannteſten iſt die ſog. indiſche Feige oder echte Feigendiſtel (O. vulgaris Mill.), welche, zeitig aus Amerika gebracht, in ganz Südeuropa und Nordafrika angepflanzt und an Felſen und dürren Orten verwildert iſt. Ihre Früchte ſind groß und werden in jenen Gegenden allgemein gegeſſen. Eine zwerghafte Form dieſer Pflanze, welche mit Unrecht für eine eigene Art gehalten und Zwergfeigendiſtel (O. nana) genannt worden iſt, iſt ſelbſt in Südtirol und der ſüdl. Schweiz an ſonnigen Felſen verwildert. Sie zeichnet ſich durch Kleinheit und ihren ausgebreitet niederliegenden, kriechenden Stengel aus. Wichtig iſt für manche Gegenden die Cochenillopuntie oder Nopalpflanze (O. coccinellifera Mill.), welche ſich durch rothe, nicht ausgebreitete Blüten und lang vorragende Staubgefäße unterſcheidet. Sie wird, wie gleichfalls die Tunaopuntie (O. Tuna Mill.), welche durch die Anweſenheit langer Stacheln kenntlich iſt, in Südamerika eigens im großen angepflanzt, weil auf ihnen die Cochenillſchildlaus (ſ. Cochenille) lebt. Die Verſuche, ſie in Südfrankreich im großen zu ziehen und hierdurch die Zucht jener für die Färberei wichtigen Inſekten dort einheimiſch zu machen, ſind ohne genügenden Erfolg geblieben. Dagegen hat man in neuerer Zeit mit glücklicherm Erfolge dieſe Cultur in Spanien, Sicilien und Algerien eingeführt. Faſt alle Opuntienarten ſchwitzen in ihrem Vaterlande ein Gummi aus, welches dem Traganth oder Baſſoragummi ähnlich ſein ſoll. Die O. laſſen ſich leicht durch Abſchnitte von Stengelgliedern vermehren, welche man mit der Schnittfläche in den Boden (leichten, mit Humus vermengten Sandboden) ſteckt, wo ſie ſich bald bewurzeln. Man zieht die O. vulgaris bei uns häufig im Topfe als Zimmerpflanze, um ihre ſaftigen Stengelglieder bei Wunden und Hautentzündungen in Stücke zerſchnitten zur Kühlung aufzulegen, woher der Name Wundfeige.

Opus operatum bezeichnet nach kirchlichem Sprachgebrauche jedes Werk, welches, an dem Menſchen oder für den Menſchen vollbracht, auch ohne ſein perſönliches Zuthun demſelben zugute kommt. Nach röm.-kath. Lehre bedarf es, um den Menſchen zum Heile zu führen, von ſeiner Seite weiter nichts, als daß er der Wirkſamkeit der kirchlichen Heilsveranſtaltungen kein Hinderniß entgegenſetzt. So wirken namentlich die Sakramente ex opere operato, d. h. rein objectiv, ohne daß es erſt des ſubjectiven Glaubens bedarf, um ſie wirkſam zu machen. So kann die Kindertaufe von der Verdammniß erlöſen, desgleichen können Seelenmeſſen aus dem Fegfeuer befreien, ohne daß dabei ein Zuthun deſſen, an dem oder für den das Sakrament

vollbracht wird, erforderlich wäre. Die Reformatoren haben dieſe rein objective (d. h. magiſche) Wirkſamkeit der Sakramente bekämpft und als unerlaßliche Bedingung ihrer Wirkſamkeit den perſönlichen Glauben gefordert, obwol nur die reform. Kirche dieſe prot. Grundanſchauung feſtgehalten hat, während die ſchon zu Ende des 16. Jahrh. ausgebildete luth. Sakramentslehre weſentlich zu der röm.-kath. Auffaſſung des Opus operatum zurückkehrte. Im erweiterten Sinne hat die prot. Polemik gegen die röm. Kirche mit dem Namen Opus operatum überhaupt jede Handlung bezeichnet, bei welcher nicht ſowol die innere Geſinnung, aus der ſie hervorgeht, als die äußere Leiſtung rein für ſich als werthvoll betrachtet wird, als Beten, Singen, Faſten, Wallfahrten, Almoſengeben u. ſ. w. Eine ſolche Werthſchätzung des äußern Werks als ſolchen, wie ſie namentlich aus der röm.-kath. Lehre von der Genugthuung (satisfactio operis) als eines weſentlichen Beſtandtheils der Buße (ſ. d.) hervorging, hängt allerdings nahe genug mit der Lehre von einer rein äußern Wirkſamkeit der kirchlichen Gnadenmittel zuſammen.

Opzoomer (Karl Wilh.), namhafter niederländ. Philoſoph der Gegenwart, geb. 20. Sept. 1821 zu Rotterdam, gab ſchon als Student zu Leyden ein «Sendſchreiben an da Coſta» heraus zur Beſtreitung der holländ. Orthodoxie und eine «Beurtheilung der holländ. theol. Jahrbücher», in welcher er den Verſuch, die chriſtl. Apologetik auf das ſog. Zeugniß des Heiligen Geiſtes zu gründen, angriff. Nachdem er 31. Oct. 1845 zu Leyden Doctor der Rechte geworden, auch die philoſ. Doctorwürde honoris causa erhalten, ward er 21. Jan. 1846 zum Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Utrecht ernannt. Durch ſeine polit. Schriften «Ueber directe oder indirecte Wahlen» wirkte er 1848 für Einführung des neuen Grundgeſetzes. In demſelben Jahre ernannte ihn der König zum Mitgliede und Secretär einer Commiſſion, die ein neues Univerſitätsgeſetz entwerfen ſollte. Er ſelbſt bezweckte hierbei eine radicale Reform und die Verſchmelzung der drei Univerſitäten des Landes in eine, gab auch, da ſeine Collegen ſich dem nicht geneigt zeigten, ſeinen Plan als «Geſetzentwurf über die Reform der Univerſitäten» heraus. O.'s philoſ. Standpunkt iſt der eines rationalen Empirismus. Sein Handbuch der Logik, «De weg der wetenschapen» (Utrecht 1851; deutſch von Schwindt, Utrecht 1852), erſchien in dritter, gänzlich umgearbeiteter Auflage unter dem Titel «Het wezen der kennis» (Amſterd. 1863). Demſelben ſchloſſen ſich zunächſt an die beiden Werke «Wetenschap en wijsbegeerte» (Amſterd. 1857) und «De waarheid en hare kenbronnen» (Amſterd. 1862). Außerdem trat er in vielen andern Schriften für den Fortſchritt auf polit., rechtsphiloſ. und auch religiöſem Gebiete in die Schranken. Die moderne niederländ. Theologenſchule betrachtet ihn als ihren hauptſächlichſten Begründer und Förderer. Seine eigenen theol. und religionsphiloſ. Anſichten legte er am ausführlichſten in dem Werke «De godsdienst» (Amſterd. 1864) dar. Von ſeinen übrigen Schriften ſind noch zu nennen die Rede «De philosophiae natura» (Utrecht 1852), «Conſervatismus und Reform» (deutſch, Utrecht 1852), «Commentar zum Civilgeſetzbuche Hollands», «Sechs Reden über die Ethik» u. ſ. w.

Orakel (oracula) nannten die Römer ſowol die angeblichen Götterausſprüche, welche an beſtimmten heil. Stätten den Anfragenden durch prieſterliche Perſonen, als auch die Orte ſelbſt, an welchen dieſe Ausſprüche unter beſondern Vorbereitungen und Gebräuchen ertheilt wurden. Der Urſprung derſelben reicht bis in das höchſte Alterthum zurück. Schon bei den Aegyptern finden ſich verſchiedene Orakelſtätten, unter denen aber nur die des Amun-Chnubis (von den Griechen Zeus-Ammon genannt) in der Oaſe von Siwah eine über die Grenzen Aegyptens hinausreichende Bedeutung gewann. In Griechenland erlangte zuerſt das O. des Zeus zu Dodona (ſ. d.), ſpäter das des Apollon zu Delphi (ſ. d.) den größten Ruhm und weitreichendſten Einfluß. Außerdem hatten Zeus zu Elis, zu Olympia und auf Kreta, Apollon auf Delos, zu Abä in Phokis, zu Klaros unweit Kolophon und im Heiligthume der Branchiden bei Milet angeſehene Orakelſtätten; auch erhielt ſich das O. des Throphonius zu Lebadea und das des Amphiaraus in Oropus längere Zeit in Anſehen und Einfluß; ferner gab es noch außer manchen Götterorakeln von mehr localer Bedeutung eine ziemliche Anzahl von Traum- und Todtenorakeln. Die Römer hatten, wenn man die Albunea, welche in einem Haine und einer Grotte bei Tibur weiſſagte, die cumaniſche Sibylle (ſ. d.), die Sibylliniſchen Bücher, das O. des Faunus und das der Fortuna zu Präneſte abrechnet, welche größtentheils nur der älteſten Zeit angehören und nachher verſchollen ſind, keine einheimiſchen O., ſondern nahmen ihre Zuflucht zu denen in Griechenland und zu dem des Ammon. Der Zweck der O. war im allgemeinen wol auf Beförderung milder Sitten und Beſſerung der Menſchheit durch Gebote und Warnungen gerichtet, daher durch dieſelben nicht ſelten Unglückliche gerettet, Rathloſe berathen, gute Anſtalten mit göttlichem Anſehen bekräftigt und Sittenſprüche ſowol als Staatsmaximen geheiligt wurden. Bei

Gründung von Colonien, bei Einführung neuer Verfassungen, bei wichtigen Unternehmungen im Kriege und Frieden, namentlich aber bei außerordentlichen Unglücksfällen wendete man sich an die O., und die Vorsteher derselben bedurften ebenso vieler Behutsamkeit als Klugheit, um den Erwartungen der Anfragenden zu entsprechen oder wenigstens sich nicht bloßzustellen. Dunkelheit und Zweideutigkeit in den Aussprüchen war ein gewöhnliches Auskunftsmittel. Doch war diese berüchtigte Zweideutigkeit der Orakelsprüche ursprünglich nicht auf Betrug abgesehen, wie es die spätern Zeiten auslegten, sondern es schien dieser Räthselstil, wie er überhaupt dem Alterthum eigenthümlich, so auch der göttlichen Natur vorzüglich angemessen, theils weil dies zu weiterm demüthigen Forschen nöthigte, theils vielleicht auch darum, weil man glaubte, daß die Götter ihr höheres Wissen dem untergeordneten Menschengeschlechte nie ohne einiges Widerstreben offenbar machten. Bisweilen lag auch in der Dunkelheit der O. jene Ironie, die sich selbst im Alten Testamente findet und der Misbilligung des Unrechts eine schärfere Schneide gibt. Obwol die O. auch dem Betruge und der Bestechung sicherlich unterworfen waren, haben sie doch lange ihre Bedeutsamkeit behalten; sie sanken erst nach dem gänzlichen Verluste der Freiheit und Unabhängigkeit Griechenlands, bis zuletzt unter der Regierung des Theodosius die Tempel der weissagenden Götter für immer geschlossen oder zerstört wurden. Augenscheinlich haben in den O. auch die Erscheinungen des Schlafwachens und Hellsehens, ja sogar der Hysterie (wo Frauenzimmer den Willen der Götter verkündigten) eine Rolle gespielt. Vgl. F. A. Wolf, «Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus aus dem Alterthum» in dessen «Vermischten Schriften und Aufsätzen» (Halle 1802), Clavier, «Mémoire sur les oracles des anciens» (Par. 1818), sowie die Schriften von Wiskemann (Marb. 1838), Papst (Bonn 1840) und G. Wolff (Berl. 1854).

Oran, die Hauptstadt der gleichnamigen und westlichsten Provinz der franz. Colonie Algier, am Mittelländischen Meere, im Hintergrunde des nach ihr benannten Golfs, mit 35307 E. (1861), wovon zwei Drittel Europäer, meist Spanier, ist gut befestigt, neu und gut gebaut, der Sitz eines Militärgouvernements und daher vor allem mit vielen Gebäuden für die Militärverwaltung versehen. Die Stadt besitzt zwei Häfen, den unmittelbar dabei gelegenen, der minder gut, und den von Mers-el-Kebir, 2 St. nördlich von O. und durch eine Straße mit demselben verbunden. O. war schon im Alterthum von einer Römercolonie besetzt oder gegründet (Unica colonia) und kam nacheinander an die Vandalen, Berbern, Araber und Türken. 1509 bemächtigten sich der Stadt die Spanier, die als ihre zweiten Begründer gelten können. Sie behielten dieselbe bis 1708, wo sie in die Hände der Türken fiel, eroberten sie aber 1732 aufs neue und vermehrten mit ungeheuern Kosten die Festungswerke, als die des wichtigsten Punktes ihrer Besitzungen auf der nordafrik. Küste. Infolge des furchtbaren Erdbebens vom 9. Oct. 1790, welches die Stadt fast zu einem Trümmerhaufen machte, und der darauffolgenden Angriffe des Bei von Maskara sahen sich aber die Spanier gezwungen, im März 1792 die Stadt den Türken durch Capitulation zu übergeben, unter deren Herrschaft sie nun immer mehr verfiel, bis sie die Franzosen, in deren Gewalt sie 1831 bei der Eroberung Algiers kam, wieder aufbauten und als den wichtigsten Punkt des Westens ihrer algier. Besitzungen von neuem befestigten, auch zur Hauptstadt des nach ihr benannten Militärgouvernements machten. Diese Provinz O., die Mauritania Cäsariensis der Römer, zuletzt unter den Türken die Provinz Maskara, erstreckt sich an der Küste vom Cap Magroue bis zur Mündung des Ued-Adjeroud. Der fruchtbare nördl. Theil oder Tell umfaßt 680, die Steppenregion im hochgelegenen mittlern Theile 1170, die Sahara 3410 Q.-M. Die Provinz hat vier Arrondissements: Maskara, Mostaganem, Tlemsen und O., und fünf Militärsubdivisionen: O., Maskara, Mostaganem, Sidi-Bel-Abbes und Tlemsen. Die Bevölkerung belief sich 1861 auf 109464 Seelen, wovon 78442 Europäer. Die bedeutendsten Städte sind an der Küste Mostaganem, Handelsentrepôt von O., mit 11500 E., und Arzew, mit der sichersten Rhede auf der ganzen Küste und 1050 E., unweit der Trümmer des alten Arsenaria der Römer und in der Nähe des großen, meist trockenliegenden Salzsees Melah, dessen Ausbeute dem Staatsschatz großen Gewinn bringt; im Innern Maskara, sonst die blühende Hauptstadt der Provinz, in der überaus fruchtbaren Egresebene, mit 8092 E., Gewerbeanlagen, Weinbau; Tlemsen, in sehr fruchtbarer, wasser- und obstreicher Gegend, mit 19673 E., Achat-, Blei- und Kupferminen und bedeutendem Handel in das Innere, sonst der Sitz eines Bei, und Sidi-Bel-Abbes mit 5105 E.

Orange, Orangenbaum, s. Citrus.

Orange, die Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Vaucluse, in einer wohlbewässerten, herrlichen Ebene der Provence, am Flüßchen Meyne, kaum 1 M. östlich von

dem Rhône, an der Lyoner Eisenbahn $3^1/_2$ M. im Norden von Avignon gelegen, ist eng gebaut, besitzt aber mehrere öffentliche Plätze und vortreffliche Fontainen. Der Ort ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat zwei Friedensgerichte, ein Arbeiterschiedsgericht (Conseil de prud'hommes), ein Communalcollége, eine öffentliche Bibliothek, eine Ackerbaukammer, eine akademische Gesellschaft sowie Societäten für Landwirthschaft, für Künste und Wissenschaften und zählt (1861) 10007 E. (darunter viele Protestanten), welche außer Wein- und Krappbau zahlreiche Seiden- und Krappmühlen, Seiden- und Baumwollspinnereien, Färbereien, Gerbereien und hydraulische Schneidemühlen unterhalten, Woll- und Baumwollstoffe, Mosaiken, Oel und Essenzen fabriciren und Handel mit Wein, Krapp, Safran, Sämereien, Trüffeln, Wachs, Honig, Wolle, Branntwein und andern eigenen Fabrikaten treiben. Die Stadt, das Arausio der Alten im Laude der Cavari, ist berühmt wegen ihrer bedeutenden röm. Alterthümer, unter denen vorzüglich ein ziemlich wohlerhaltenes Theater, ein prächtig decorirter Triumphbogen, gewöhnlich Arc de Marius genannt, und eine Wasserleitung sich auszeichnen. Im J. 105 v. Chr. erlitten hier der röm. Proconsul Q. Servilius Caepio und Consul Cn. Manlius durch die Cimbern eine gänzliche Niederlage. Im Mittelalter und noch im Anfang der Neuzeit war O. der Hauptort des Fürstenthums Oranien (s. d.) sowie bis zur Revolution Sitz eines Bischofs. Auch besaß es von 1365 bis zur Revolution eine Universität. Als einer der Sitze der Hugenotten hatte es in den franz. Bürgerkriegen im 16. Jahrh. viel zu leiden. Zu O. wurden in alten Zeiten mehrere Concile gehalten, unter denen das im J. 529, in dem man die Semipelagianischen Streitigkeiten verhandelte, das berühmteste ist. Von der alten Kathedrale, welche 529 vollendet, später von den Barbaren zerstört, dann 1085 und 1176 wieder aufgebaut und 1208 eingeweiht wurde, sind nur wenige Reste übrig. Ganz verschwunden sind die Festungswerke, welche 1622 Moritz von Oranien errichten, Ludwig XIV. aber 1660 demoliren ließ.

Orangelogen heißen die polit. Vereine, welche die engl.-prot. Partei in Irland den Bestrebungen der kath. Partei entgegenstellte. Als der Bund der vereinigten Irländer gegen Ende des 18. Jahrh. das engl. Interesse in Irland (s. d.) bedrohte, vereinigten sich 21. Sept. 1795 die entschlossensten Orangemen (Orangemänner, wie die katholischen, den vertriebenen Stuarts anhängenden Irländer die dem Oranier Wilhelm III. und dessen Nachfolgern ergebenen Protestanten nannten) niedern Standes in eine Orangeloge oder ein Ordensbündniß, welches die Aufrechthaltung des prot. Uebergewichts überhaupt sowie die des Hauses Braunschweig auf dem Throne der drei Königreiche zum Zweck hatte. Bei der dringenden Gefahr und der Loyalität des Bundes aus engl. Gesichtspunkte traten bald Protestanten der höhern Stände, selbst königl. Prinzen hinzu, und bereits 1798 wurde die große Loge von Irland gestiftet. Einen großen Aufschwung nahm der Orangebund nach der legislativen Union 1800; selbst in England kamen Logen zu Stande. Die Wirksamkeit des Bundes äußerte sich jedoch länger als ein Jahrzehnt nur in Aufzügen und Reibungen gegen die Katholiken. Erst als O'Connell (s. d.) den Katholischen Verein reorganisirte und die Frage der Katholikenemancipation näher rückte, erreichte der gegenseitige Haß seinen Gipfelpunkt. Doch vermochte der Orangebund die toleranten Gesinnungen der Mittelklassen nicht zu unterdrücken. Die Tories selbst mußten 1829 die Katholikenemancipation einleiten, durch welche Maßregel eigentlich die prot. Suprematie von seiten des Staats aufgegeben wurde. Die Orangisten geriethen hiermit in Widerspruch mit der Regierungspolitik, den Gesetzen und der öffentlichen Meinung. Ihre neue Stellung erhielt einen noch schroffern Charakter, als 1830 die Whigs ans Staatsruder gelangten und im Einverständnisse mit der irischen Nationalpartei die Parlamentsreform durchsetzten. Nach einer Menge blutiger Scenen wurde 1832 die Jahresfeier der Schlacht am Boynefluß verboten; zugleich traf die vom Könige befohlene Auflösung aller Vereine noch während der Parlamentsdebatten auch die O. Der Bund nahm jetzt die Form eines geheimen Ordens an, der in wenigen Jahren zahlreiche Mitglieder über das ganze brit. Reich gewann und sich auch in den Colonien verbreitete; in Canada, Neusüdwales, sogar in Vandiemensland gab es Orangisten. Der Herzog von Cumberland (der spätere König Ernst August von Hannover), der als Toryhaupt und Feldmarschall doppelten Einfluß besaß, war Großmeister des Ordens, und man beschuldigte die Orangisten, zu Gunsten desselben die Thronfolge verändern zu wollen. Die Zahl der Logen belief sich auf dem Höhepunkte des Bundes in Irland auf 1500, in England auf 350; die Gesammtzahl der Ordensbrüder schätzte man auf 300000. In der Parlamentssession von 1835 trug endlich der irländ. Abgeordnete Finn auf eine Untersuchung des Zustandes der O. an, die zu lebhaften Erörterungen führte. Die Regierung begann die Orangisten von den öffentlichen Aemtern auszuschließen, und das Parlament von 1836 richtete an den König eine Adresse, in

der es die Unterdrückung der orangistischen Umtriebe verlangte. Der Herzog von Cumberland erklärte hierauf, daß er sämmtlichen Logen die Auflösung empfohlen habe, und bald lösten sich die Logen nacheinander auf oder galten wenigstens der Form nach für aufgelöst. Mit den Logen waren jedoch die Orangisten selbst mit ihren Volksversammlungen und Demonstrationen nicht verschwunden. Als die nicht mehr von O'Connell zurückgehaltene Repealpartei 1848 einen offenen Aufstand versuchte, wirkten die Orangemen ihr energisch entgegen und schleuderten den Vorwurf ungesetzlicher Tendenzen mit Erfolg auf ihre Widersacher zurück. Auch nach dem Mislingen des Insurrectionsversuchs führte die gegenseitige Erbitterung nicht selten zu blutigen Auftritten, wie 12. Juli 1849 bei Dolly's Brae und 14. Juli 1863 zu Belfast. Seitdem hat das revolutionäre Gebaren der Fenier eine vermehrte Thätigkeit der Orangemänner hervorgerufen, die von neuem als die Vertheidiger der engl. Herrschaft in Irland auftreten und unter den gegenwärtigen Umständen wieder mehr von der Regierung begünstigt werden.

Orangerie ist der gemeinschaftliche Name für alle zur Familie der Aurantiaceen und besonders zur Gattung Citrus (s. d.) gehörenden Gewächse, welche in Deutschland nur in Kübeln oder Töpfen gezogen und blos während des Sommers ins Freie gestellt werden können, im Winter dagegen im Kalthause (auch Orangeriehaus genannt) aufbewahrt werden müssen. Obwol die Cultur der Orangeriegewächse wegen deren Schönheit und Anmuth zu den ältesten und verbreitetsten Zweigen der Gärtnerei gehört, ist sie doch eine ziemlich unsichere und schwierige. Die Hauptbedingung ihres Gelingens ist die rechte Mischung der Erde. Frischer Dünger darf durchaus nicht verwendet werden. Eine Mischung von 1 Theil Humus, 2 Theilen schwerer Wiesenerde und 1 Theil Kuhdüngererde soll der zweckmäßigste Boden sein. Die jungen Bäumchen, welche man gewöhnlich aus Samen erzieht, müssen alle zwei Jahre umgepflanzt werden. Mit dem Begießen muß man sehr vorsichtig sein. Während des Winters sind die Orangeriegewächse in einem recht hellen Local, dessen Temperatur nie über 8° R. betragen darf, aufzubewahren. Die aus Samen gezogenen Pflanzen werden durch Pfropfen, Oculiren und Copuliren veredelt und die Edelreiser von recht kräftigen Bäumen genommen. Unter den zahlreichen Spielarten der Orangengewächse ist die kleine myrtenblätterige Varietät des Citrus Aurantium L. zur Zimmercultur besonders beliebt und empfehlenswerth.

Orang-Utang (Simia oder Pithecus) ist der Name einer Affengattung, welche sich durch dicke fleischige Schwielen auf den Wangenknochen, die fast bis auf den Boden reichenden Arme, den nagellosen Daumen der hintern Hände von den andern menschenähnlichen, schwanzlosen Affen oder Anthropomorphen (Gorilla und Schimpanse) unterscheidet. Durch die langen, bis zum Knöchel reichenden Arme und die Structur seines Gehirns schließt er sich am nächsten an die Gibbons (Hylobates) an. In der Jugend ist der Schädel gerundet und das Gesicht menschenähnlich. Im Alter entwickelt sich das ungeheure Gebiß und Knochenleisten auf dem Schädel mit den Wangenschwielen. Wahrscheinlich gibt es nur eine einzige Art, der rostfarbene O. (S. Satyrus), die aber nach Alter, Geschlecht und Abstammung viele Spielarten zeigt. Jung eingefangen, läßt sich der O. leicht zähmen; alte Thiere sind fürchterlich. Während er im wilden Zustande kaum aufrecht geht, sondern sich mit den langen Armen und Händen fortschiebt, die er, wie die Füße, mit dem äußern Rande aufsetzt, so lernt der gezähmte mittels eines Stocks aufrecht gehen, Löffel, Tassen und Gläser gebrauchen, sein eigenes Bett bereiten und sich ohne Hülfe warm zudecken; wie denn überhaupt der gezähmte O. ohne Zweifel eine hohe Stufe der Intelligenz zeigt. Die Berichte von Vorstehern zoolog. Gärten, in denen junge O. einige Jahre lebten, sind in dieser Beziehung überzeugend. Der wilde O. lebt einsam in den Wäldern des Innern von Borneo und Sumatra, wird bis zu 5 F. hoch und hat eine wunderbare Körperstärke, durch welche er dem Angreifer gefährlich werden kann, zumal da er in den gewaltigen Eckzähnen auch Vertheidigungswaffen besitzt.

Oranien oder Orange, ehemals ein kleines Fürstenthum in Frankreich im jetzigen Depart. Vaucluse, hatte vom 11. bis 16. Jahrh. eigene Fürsten. Der letzte, Philibert von Châlons, starb 1531 ohne Kinder, worauf das Land durch seine Schwester, die mit einem Grafen von Nassau vermählt war, an das Haus Nassau (s. d.), und zwar an die Dillenburger Linie, kam, deren Haupt damals der Graf Wilhelm war, der Vater Wilhelm's I., des Statthalters der Vereinigten Niederlande. Erst 1570 konnte indeß das Haus Nassau zum ruhigen Besitz des Fürstenthums kommen, und erst 1697 im Ryswijker Frieden wurde ihm die Souveränetät darüber bestätigt. Nach dem 1702 erfolgten kinderlosen Tode Wilhelm's III., Prinzen von O. und Königs von England, entstand namentlich über den Besitz des Fürstenthums O. der langwierige Oranische Erbfolgestreit. Hauptbewerber waren der König Friedrich I. von

Preußen, nach dem Teſtamente ſeines mütterlichen Großvaters, des Prinzen Heinrich Friedrich von O., und der Fürſt Johann Wilhelm Friſo von Naſſau-Dietz. Auch die Fürſten von Naſſau-Siegen machten Anſprüche darauf, und ſämmtliche Bewerber nahmen einſtweilen den Titel des Fürſtenthums an. Das Ende davon war, daß der König von Preußen, des Widerſpruchs der ſchwächern naſſauiſchen Häuſer ungeachtet, das Land im Utrechter Frieden 1713 gegen anderweitige Vergünſtigungen an Frankreich abtrat, welches ſeitdem im ungeſtörten Beſitze deſſelben verblieben iſt. Der Fürſt von Naſſau-Dietz erhielt jedoch für ſich und den älteſten ſeiner Nachkommen den Titel «Prinz von O.», der dann auf den König der Niederlande überging und gegenwärtig nach dem Staatsgrundgeſetze von dem älteſten Sohne des Königs oder dem präſumtiven Thronerben geführt wird. Hauptort des Fürſtenthums war die Stadt Orange (ſ. d.).

Oranienbaum, eine kleine, 5½ M. von der ruſſ. Hauptſtadt Petersburg entfernte Stadt, in überaus maleriſcher Lage am Finniſchen Meerbuſen und Flüßchen Karoſta, gegenüber der Feſtung Kronſtadt, iſt beſonders wegen ihres kaiſerl. Luſtſchloſſes und herrlichen Parks berühmt. Das Schloß, welches vom Fürſten Menſchikow, dem Günſtlinge Peter's d. Gr., erbaut wurde, ſpäter an die Krone fiel und der Lieblingsaufenthalt Peter's III. war, liegt auf einem hohen Abhange des Geſtades und gewährt eine vortreffliche Ausſicht über die Stadt, den Golf und die Inſel und Feſtung Kronſtadt. Es beſteht aus drei durch Colonnaden verbundenen Gebäuden und wird auf allen Seiten von Gärten und Orangerien umgeben, durch welche ein ſchnurgerader Kanal bis in den Golf geleitet iſt. Beſonders intereſſant im Schloſſe iſt der japaniſche Saal. In einem nahen Fichtenhain liegt die Solitude oder das nach dem Laut der Ueberraſchung benannte Schlößchen Ha, wohin ſich Katharina II. oft in die Einſamkeit zurückzog. Die Stadt ſelbſt beſteht meiſt aus hölzernen Häuſern und zählt 3379 E. (1863). Der Weg von Petersburg nach O., der über die kaiſerl. Luſtſchlöſſer Strelna und Peterhof führt, iſt prächtig, indem er faſt der ganzen Länge nach mit Parkanlagen und Villas oder Datſchen beſetzt iſt. — O. heißt auch eine Stadt von 2288 E. im Herzogthum Anhalt (Deſſau), 1½ M. im Oſtſüdoſten von Deſſau. Dieſelbe hat ein herzogl. Schloß nebſt Luſtgarten und großer Orangerie, iſt Hauptort eines Kreisgerichts-Commiſſionsbezirks und unterhält zahlreiche Tabacks- und Cigarrenfabriken, Oel-, Schneide- und Getreidemühlen, eine Eſſigfabrik, eine Bierbrauerei und Gerberei. Der Ort war früher ein Dorf, Niſchwitz, und wurde nach der oraniſchen Gemahlin des Fürſten Johann Georg II. von Deſſau benannt.

Oranjefluß, holländ. Oranje Rivier, in der Landesſprache Kai Garip, d. i. Großer Strom, der einzige perennirende und zugleich der bedeutendſte Strom der Capcolonie (ſ. d.) ſowie einer der längſten Afrikas überhaupt. Seine Länge wird auf 220 M., ſein Stromgebiet auf 20000 Q.-M. geſchätzt. Er entſteht aus zwei Hauptquellflüſſen, einem ſüdlichen, dem Nu Garip oder Schwarzen Fluß (Zwarte Rivier), der als Oberlauf des Hauptſtroms gilt und daher auch Oranje genannt wird, und einem nördlichen, dem Hai Garip oder Gelben Fluß (Vaal Rivier), die beide mit ihren zahlreichen Quellarmen an der Weſtſeite des Quathlambagebirgs entſpringen und ſich unter 29° 10′ ſüdl. Br. und 42° öſtl. L. vereinigen, worauf der Geſammtſtrom eine weſtl. Richtung annimmt. Der Nu Garip entſpringt, wie ſeine bedeutendſten Zuflüſſe Cornet-Spruit und Caledon, am Mont-aux-Sources in etwa 7000 F. Höhe, bewäſſert das Baſutoland und bildet die Grenze zwiſchen der Oranje-Rivier-Republik und der Capcolonie. Der Hai Garip oder Vaal trennt die Oranje-Rivier-Republik von der Transvaaliſchen Republik und dem Betſchuanenland und nimmt aus letzterm den Hartfluß auf. Der vereinigte O. durchzieht als Nordgrenze der Capcolonie das Hottentottenland in bedeutenden Krümmungen und mündet unter 28° 38′ ſüdl. Br. in den Atlantiſchen Ocean. Seine periodiſchen Zuflüſſe ſind von Norden der Malapo oder Fluß von Kuruman, der Noſop, Kejcop und der Große Fiſchfluß, von Süden aus der Capcolonie der Dugars und Hartebeeſt. Zwiſchen den Mündungen des Hartebeeſt und des Noſop bildet der O. 150 F. hohe Waſſerfälle. Weſtlich von der Vereinigung ſeiner Quellarme hat er ſchon die Breite des Rhein bei Düſſeldorf, in ſeinem unterſten Laufe während der Regenzeit die Breite einer Stunde. Im ganzen Laufe iſt er entweder von hohen Felsmaſſen umſchloſſen, oder es erſcheint ſein Beit in den Ebenen als ein ſehr tiefer, von ſenkrechten Felswänden gebildeter Canal. Seine Waſſermenge iſt ſo gering, daß er den größten Theil des Jahres hindurch an den meiſten Stellen zu Fuß durchwatet und ungeachtet der großen Länge ſeines Laufs nirgends für die Schiffahrt tauglich gemacht werden kann. Seine nur etwa 4000 F. breite Mündung wird ſogar meiſt noch durch eine Sandbank ſo geſchloſſen, daß in der trockenen Jahreszeit nicht einmal ein Canot darin einlaufen kann. Kurz vor der Mündung bildet der durch die vorliegende Sandbank aufgeſtaute Strom einen ſeichten Süßwaſſerſee. Die in allen dieſen

Theilen Afrikas oft plötzlich und mit ungemeiner Heftigkeit eintretenden Gewitterregen bewirken oft ein Steigen des Stroms von 20—30 F. über den gewöhnlichen Waſſerſtand, worauf indeſſen gewöhnlich ebenſo ſchnell ein Abfließen bis zum geringſten Niveau erfolgt. Die genauere Kenntniß und eine Karte des Fluſſes verdankt man R. Moffat, der ihn 1856 aufnahm. Vgl. Hall, «Manual of South-African geography» (Capſtadt 1866).

Oranje-Rivier-Republik, ein von holländ. Coloniſten (Boeren) im Binnenlande von Südafrika gegründeter Freiſtaat. Der Vaalfluß trennt den Staat im W. von dem Betſchuanenlande und im N. von der Transvaal-Republik (ſ. d.), der obere Oranjefluß oder Nu-Gariep im S. von der Capcolonie, ſeitdem die Griquas, welche zwiſchen dem Nu-Gariep und dem Freiſtaate wohnten, ihr Gebiet an letztern verkauft haben. Im NO. bilden die Drakenberge die Grenze gegen Natal, und im O. grenzt der Freiſtaat an das Baſſutoland. Der neuerdings geführte Krieg gegen die Baſſutos, unter dem Häuptling Moſcheſch, endete 3. April 1866 durch einen Friedensvertrag, worin als Grenze eine Linie vom Cornet-Spruit, einem Nebenfluſſe des Nu-Gariep, über den Kraal Buchuli, einen 3 engl. M. von Letſea entfernten Spitzberg und durch Cathcarts-Drift nach dem Caledonfluß, dieſer ſelbſt aufwärts bis zum Einfluß des Puttiſanie, dieſer und endlich eine Linie von ihm zum Mont-aux-Sources in den Drakenbergen feſtgeſetzt wurde. Der ſo erweiterte Freiſtaat hat ein Areal von etwa 2260 Q.-M. und etwa 15000 weiße ſowie 10000 farbige ſeßhafte Bewohner (nach der Zählung von 1859: 12859 Weiße und 5000 Farbige). Außerdem leben im Gebiete des Staats wandernde Korannas und verſchiedene Betſchuanenſtämme, ſodaß die Bevölkerung im ganzen 50000 Seelen betragen mag. Das Land liegt im Durchſchnitt 5000 F. über dem Meere und beſteht hauptſächlich aus großen wellenförmigen Ebenen, die ſich von den Drakenbergen und deren Nebenzweig, den Wittebergen, gegen Nordweſten abdachen, oft von felſigen Hügeln (Kopjes) unterbrochen, im nördl. Theile aber auf weite Strecken ganz flach. Wald findet ſich faſt nur an den Flüſſen. Die letztern gehören alle zum Gebiet des Oranje, indem ſie dem Vaal, dem Caledon oder dem Nu-Gariep zufallen. Das Klima iſt ſehr geſund für Europäer, der Winter kalt, der Sommer reich an heftigen Gewittern; langanhaltende Dürrungen kommen häufig vor. Wilde Thiere ſind noch immer in Menge vorhanden, namentlich Antilopen, auch Löwen, wogegen die Giraffe, das Rhinoceros und der Elefant nicht mehr ſüdlich vom Vaal angetroffen werden. Für Schafzucht eignet ſich das Land ganz vorzüglich. Es beſitzt über 1 Mill. Schafe, und Wolle iſt Hauptausfuhrartikel, daneben Rinder, Horn, Häute, Antilopenfelle. Als nach dem Kaffernkriege von 1835—36 die holländ. Boeren an den Grenzen der Capcolonie mit der engl. Colonialregierung in Streit geriethen, wanderten viele nach Norden und Oſten bis jenſeit der Drakenberge nach Natal (ſ. d.) aus. Allmählich beſiedelten ſich ſo die Flußthäler in der ehemaligen Wildniß, und die Boeren erklärten ihre Unabhängigkeit von der brit. Krone. Nach mehrmaligem blutigem Zuſammenſtoß unterwarfen ſie ſich 1848 der engl. Regierung wieder, erhielten aber 1854 ihre Selbſtändigkeit zurück und bildeten die Transvaalſche und die Oranje-Rivier-Republik. Die letztere zerfällt in fünf Diſtricte, die nach den Hauptorten Bloemfontein, Winburg, Smithfield, Harriſmith und Faureſmith genannt werden. Der in Bloemfontein reſidirende Präſident wird von den Landdroſten und Heemraden der einzelnen Diſtricte gewählt, während der Volksraad die geſetzgebende Macht bildet. Vgl. Hall, «Manual of South-African geography» (Capſtadt 1866).

Oratorium heißt in der Kirchenſprache jedes zum Beten beſtimmte, mit einem Crucifixe, einem kleinen Altar und andern die Andacht erweckenden Gegenſtänden verſehene Zimmer, in den Klöſtern der Betſaal. In der erſten Zeit des Chriſtenthums führten ſelbſt Kirchen, die überdies doch nur klein waren, den Namen Oratorien. Seit dem 6. Jahrh. wurde es indeß in der abendländ. Kirche gewöhnlich, an die großen und prachtvollen Kirchen noch beſondere Betkapellen oder Bethäuſer anzubauen, die man nun Oratorien nannte, weil ſie eben, wie jetzt noch in der kath. Kirche, vorzugsweiſe zum Beten dienten. Nur mit Genehmigung des Biſchofs konnte und kann Meſſe in ihnen gehalten werden; doch darf er an großen Feſten die Erlaubniß hierzu nicht geben. Aus dem Gebrauche jener Bethäuſer gingen die Kapellen hervor. — Prieſter vom O. oder Prieſter vom Bethauſe hießen die Glieder einer geiſtlichen Verbrüderung, die Philipp von Neri aus Florenz (geb. 1515), urſprünglich unter dem Namen der «Brüderſchaft von der heil. Dreieinigkeit», in Rom (1548) ſtiftete, und die nach der Regel des heil. Auguſtin in Uebungen der Andacht und Barmherzigkeit lebte und dem Studium der theol. Wiſſenſchaft ſich widmete, ohne ſich durch Kloſtergelübde zu binden. Anfangs beſtand die Verbrüderung nur aus 15 Perſonen. Allmählich verſtärkte ſie ſich, und Neri gründete darauf ein großes Hoſpital zur Aufnahme armer,

zu den Gräbern des Petrus und Paulus in Rom wallfahrender Priester. Paul IV. bestätigte die Stiftung und übergab dem Vereine die Kirche des heil. Benedict. In dem O. hielt Neri geistliche Uebungen und Unterredungen, die mit Gebet, Lob- und Dankliedern für Gott und die Heiligen schlossen, worauf die Mitglieder des Vereins die Hospitäler besuchten, um Arme und Kranke zu unterstützen. Daher erhielt die Verbrüderung den Namen «Priester vom O.» oder auch Oratoristen, der indeß erst seit dem Tode (1595) und der Kanonisation Neri's durch Gregor XV. (1622) gewöhnlich wurde. Neri erhielt 1574 ein sehr großes O. in Florenz und verbreitete seine Stiftung in ganz Italien, wo der Orden mit seinen frühern Constitutionen noch jetzt besteht. Ihm gehörte der bekannte Gelehrte und nachmalige Cardinal Baronius an. — Verschieden von diesem Orden ist die Congregation der Väter vom O. Jesu in Frankreich, welche 1614 zu Paris durch Peter von Berulle, ebenfalls ohne Verpflichtung zu Klostergelübden, gestiftet und 1613 von Paul V. unter dem Namen «Priester vom O. Jesu» sanctionirt wurde. Zweck der Stiftung war, das gesunkene Ansehen der Geistlichen durch Veredlung wieder zu heben; die Glieder der Congregation waren und sind Weltpriester. Die Stiftung verbreitete sich in Frankreich, besonders nach Berulle's Tode (1629), und zählte zu ihren Mitgliedern große Gelehrte, wie Malebranche, den Orientalisten Morin und den freimüthigen Theologen Richard Simon, während andere als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geistliche sich verdient machten. Nach der Vertreibung der Jesuiten in Frankreich standen die Priester dieses Ordens an der Spitze vieler Seminarien und Collegien. Während der Restauration entfalteten sie abermals große Thätigkeit, die sie auch gegenwärtig noch, besonders im Missionswesen, zeigen.

Oratorium (Musik) heißt ein eigenthümliches Musikwerk, das seinen Namen von dem durch Philipp Neri (gest. 1595) gestifteten geistlichen Orden der «Priester vom O.» erhielt. Dieser Orden wandte sich vom Anfang an, unterstützt durch die päpstl. Kapellmeister Animuccia und Palestrina, mit besonderm Eifer der Pflege einer möglichst einfachen und populären geistlichen Musik zu. Das erste wirkliche O. aber wurde 1600 in der Kirche jenes Ordens aufgeführt. Dasselbe hieß «L'anima ed il corpo», war von dem Florentiner Emilio del Cavalieri componirt und bildete einen Ring in der Kette der Bestrebungen florent. Kunst- und Alterthumsfreunde um Wiederherstellung der griech. Musiktragödie. (S. Oper.) Obwol dieses erste oratorische Werk in Costüm und Action gegeben wurde, nennen wir doch jetzt O. ein Musikwerk, welches Bühnenaction ausschließt und Costüm wenigstens nicht erfordert. Das O. verleugnet seine erste Pflegestätte insofern nicht, als es mit Vorliebe religiöse Stoffe behandelt, namentlich alttestamentliche, ist aber deshalb keine geistliche und noch weniger eine kirchliche Musik, ebenso wenig als aus der Behandlung nichtreligiöser oder weltlicher Stoffe ein weltliches O. entsteht. (S. Musik.) Diejenigen Gegenstände, welche zu groß und zu umfassend sind, als daß sie in den Bereich der Bühne gezogen werden könnten, und sich deshalb gegen eine opernartige Behandlung sträuben, weil sie durch dieselbe nur verkleinert und unter Umständen entwürdigt werden müßten, eignen sich vorzüglich für das O., falls sie so geartet sind, daß ein großes, mächtiges Pathos in ihnen aufflammt. Viele religionsgeschichtliche und einige allbekannte weltliche Stoffe sind dieser Art, aber in so reicher Fülle liegen dieselben nicht vor wie für die Oper, weshalb auch das Gebiet des O. leichter erschöpft ist und geschichtlich früher zum Abschluß gelangte. Seinem geistigen Inhalte nach liegt der Kern des O. nicht im Dramatischen, sondern in der Ideengestaltung, während die Textanlage sowol dramatisch als lyrisch, als episch sein kann. Auf seinen musikalischen Inhalt gesehen, tritt hier die Musik mit allen ihren Mitteln in unumschränkter Herrschaft auf, ist daher nicht genöthigt, wie die Oper, der Bühne zu Liebe dramatische Scenen weit auszuspinnen, selbst wenn sie musikalisch geringe Ausbeute gewähren, sondern kann sich kürzer fassen, und hat andererseits wieder Raum, den Chor in seiner ganzen Macht und in allen seinen Formen zur Geltung zu bringen, welches der größte Vorzug vor der Oper ist. Ja, so sehr findet der Chor seine Heimat im O., daß eins der größten dieser Werke, «Israel in Aegypten», fast nur aus Chören besteht und bei vielen andern der Schwerpunkt ebenfalls in den Chören liegt. Die Charakterzeichnung ist im O. eine rein musikalische. In einem guten oder vollkommenen O. ist mehr Geist und mehr Musik als in einer gleich guten Oper. Das O. steht aber hinter der Oper zurück wie an Mannichfaltigkeit der Stoffe, so auch der Mittel, reizend und anziehend zu erscheinen, und es hat die Gefahr der Monotonie zu bekämpfen. Diejenigen Werke, in denen solches mit Glück geschehen ist unter Wahrung aller musikalischen Rechte, auch der eines schönen, voll entwickelten Sologesangs, kann man als das Höchste der Musik ansehen, denn sie nehmen eine centrale Stellung im Reiche der Tonkunst ein und bringen in ihrer Wirkung am weitesten und am tiefsten. Das O. stellt sich gewissermaßen in Gegensatz zur Oper, der aber kein feindlicher

iſt oder zu ſein braucht, und hat ſich neben derſelben hergehend entwickelt. Als ſeit 1637 von Venedig aus die Oper in Schwung und in die Mode kam, legte Giacomo Cariſſimi in Rom durch eine ganze Reihe von Werken die muſikaliſchen Grundlagen des O. und traf ſchon die richtigen Gegenſtände. Seine Nachfolger (Ceſti, Stradella, Scarlatti, Buononcini, Caldara und viele andere) entfernten ſich mehr und mehr von dem rechten Wege, auf welchen dann Händel (ſ. d.) ſeit 1720 plötzlich wieder einlenkte, angeregt durch den ernſten Zug der deutſchen Paſſionen, auch Paſſionsoratorien genannt, die in Bach culminirten. In einer Reihe von Werken namentlich bibliſchen und griech. Stoffs, erſtaunenswürdig durch ihre Zahl und ihre Mannichfaltigkeit, erreichte Händel das Höchſte. Wiewol ſich bis auf die jüngſte Zeit dieſen großartigen Tonſchöpfungen eine Reihe mehr oder minder dauernder Werke anſchloß (von Haydn, Schneider, Mendelsſohn und vielen andern Deutſchen und Engländern), trat doch keins hervor, das Händel's Leiſtungen völlig zu erreichen oder die herrſchende Stellung ſeines O. zu erſchüttern vermocht hätte. Das italieniſche O. iſt ſeit 1730 (ein franzöſiſches exiſtirt nicht) verkümmert und völlig reſultatlos verlaufen, obwol es ſich der Betheiligung der erſten Componiſten und ſo großer Dichter wie Zeno und Metaſtaſio erfreute. Dies kam daher, weil es ſich der Einwirkung Händel's entzog. Die aus freier Vereinigung entſtandenen bürgerlichen Chorgeſangvereine in Deutſchland verdanken den Werken Händel's ihr Daſein, deren Pflege ihre hauptſächlichſte Aufgabe iſt. Das O. iſt der Höhepunkt der Concertmuſik, entbehrt aber, namentlich in Deutſchland, einer feſten Organiſation und geſicherten Praxis, wodurch es gegen die Oper ſehr in Nachtheil geſtellt wird.

Orbilius Pupillus, ein durch ſein finſteres Weſen und ſeine Zuchtmeiſterei berüchtigter röm. Grammatiker aus Benevent, ertheilte, nachdem er im Macedoniſchen Kriege als gemeiner Soldat gedient, lange Zeit in Rom ſeit Cicero's Conſulate Sprachunterricht, wobei er zum großen Verdruß der Lernenden ganz veraltete Gedichte erklärte. Er ſtarb in dem Alter von faſt 100 J. in größter Dürftigkeit. Dem Horaz, der ihn infolge eigener Erfahrungen den «ohrfeigenden Magiſter» nennt, verdankt er hauptſächlich die Ehre, daß noch jetzt ſein Name ſprichwörtlich für einen Pedanten gebraucht wird.

Orbis pictus (lat.), wörtlich «die gemalte Welt», iſt der Titel eines Schulbuchs, welches Amos Comenius 1657 in Nürnberg zuerſt herausgab. Der vollſtändige Titel des merkwürdigen, unzähligemal aufgelegten und umgearbeiteten Buchs lautet: «Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclatura.» Der Zweck deſſelben war, das Lateinlernen dadurch zu erleichtern, daß es die Worte für alle möglichen Gegenſtände, Perſonen, Begriffe und Thätigkeiten, jedes einzeln mit einem Bilde ausſtattete, ſo Begriff und Anſchauung verband und damit zugleich den erſten Anſtoß zur Einführung der Realien in die Schulen gab. Eine Erneuerung des «Orbis pictus» im Sinne des 18. Jahrh. war Baſedow's «Elementarwerk». Neuerdings haben eine Menge von Bilderbüchern von meiſt nur geringer pädagogiſcher Brauchbarkeit denſelben Namen zum Titel gewählt. Vgl. K. von Raumer, «Geſchichte der Pädagogik» (Bd. 2).

Orcagna (Andrea), eigentlich Andrea di Cione, genannt Arcagno oder Arcagnolo, ein florent. Maler, Bildhauer und Architekt des 14. Jahrh., war der Schüler des Giov. Piſano. Er ſoll 1329 geboren ſein und ſtarb 1389. Unter ſeinen Gemälden haben ihn beſonders diejenigen Fresken im Campo-Santo zu Piſa berühmt gemacht, welche unter dem Namen Triumph des Todes und Weltgericht bekannt ſind. Die Fortſetzung, eine Hölle, ſoll von O.'s Bruder Bernardo, die Thebaiſchen Einſiedler von Pietro di Lorenzo gemalt ſein. O.'s Geſtalten ſind ſchon ungleich freier aufgefaßt und richtiger gezeichnet als diejenigen Giotto's. Außer Piſa beſitzt nur noch Florenz in der Kapelle Strozzi zu Sta.-Maria novella Gemälde von O.'s Hand, nämlich ein Altarbild mit der Jahrzahl 1357 und ein Weltgericht in Fresco, daneben aber ſeine einzigen urkundlich erwieſenen Bauwerke, die zierliche Kirche Or San-Michele und die einfach-grandioſe, nur aus drei hohen und weiten Bogen beſtehende Loggia de' Lanzi, deren Sculpturen ebenfalls zum Theil von O. herrühren.

Orcheſter (griech. Orchestra) nannte man im Alterthum den Raum vor der Bühne bis zu den Sitzen der Zuſchauer, der bei den Griechen für den Chor und die Muſiker, bei den Römern zu Ehrenplätzen für die Senatoren beſtimmt und daher auch in den röm. Theatern weit niedriger als in den griechiſchen war. Gegenwärtig bezeichnet man mit dieſem Namen in dem Schauſpielhauſe den vor dem Theater befindlichen und von den Zuſchauern abgeſonderten Ort, und in dem Concertſale diejenige etwas erhöhte, oft amphitheatraliſch den Sitzen der Zuhörer gegenüber ſich erhebende Abtheilung, wo ſich die Sänger und Inſtrumentaliſten befinden. Dieſe Ortsbezeichnung hat man übertragen auf die Inſtrumentalmuſiker oder die Kapelle, welche demnach

auch O. genannt wird. In noch weiterer Uebertragung endlich wird der Name O. den zu einem Tonwerke erforderlichen und in demſelben vereinigten Inſtrumenten beigelegt. In dieſer Beziehung iſt die Orcheſtration gleichbedeutend mit Inſtrumentation, und es gehören hierher die Ausdrücke Großes und Kleines O., Saitenorcheſter u. dgl. Der Ausdruck Militärorcheſter bezieht ſich ſowol auf die Inſtrumente als auf die Muſiker; andere Bezeichnungen, wie Theaterorcheſter, Badeorcheſter u. ſ. w. gehen nur auf letztere. Wird Orcheſtration ſtatt Inſtrumentation, und Orcheſtermuſik ſtatt Inſtrumentalmuſik geſagt, ſo bedeutet dies, daß nur Solo- oder einſtimmige Inſtrumente zur Anwendung kommen, alſo Klavier, Orgel und derartige Harmonieinſtrumente ausgeſchloſſen ſind. Man ſagt auch z. B. das O. des 17. Jahrh., Händel's O., Beethoven's O., wodurch ſämmtliche in der Muſik jener Zeit oder der genannten Meiſter zur Anwendung gekommenen Inſtrumente bezeichnet werden.

Orcheſtik, ſ. Tanzkunſt.

Orchideen nennt man eine zu den Monokotyledonen (ſ. d.) gehörende Pflanzenfamilie, welche bei Linné die 20. Klaſſe von deſſen Syſtem ausmacht und ſich hauptſächlich dadurch auszeichnet, daß das einzige Staubgefäß mit dem Griffel in einen Körper, die Griffelſäule, zuſammengewachſen und der Blütenſtaub eines jeden Fachs zu einer Maſſe (Pollenmaſſe, Pollinarium) vereinigt iſt. Aeußerſt ſelten ſind zwei Staubbeutel an der Griffelſäule, wie bei dem Frauenſchuh (Cypripedium), oder gar drei, wie bei der Gattung Apoſtaſia, vorhanden. Alle haben einfache, unzertheilte, ganzrandige, meiſt krummnervige, ſaftvolle, manche auch lederartige Blätter und meiſt in Trauben oder Riſpen geſtellte Blüten. Letztere beſitzen einen unterſtändigen, bisweilen ſeilartig um ſeine eigene Axe gedrehten Fruchtknoten, aus dem ſich eine vielſamige Kapſel, ſelten eine Beere entwickelt. Die Blume beſteht aus zwei dreigliederigen, miteinander abwechſelnden Wirteln von Blättern, unter denen das eine meiſt nach unten gerichtete Blatt des innern Wirtels ſich durch eigenthümliche Form und Färbung auszeichnet und Honiglippe genannt wird, weil es an ſeinem Grunde gewöhnlich Nektar abſondert. Der Formenreichthum und die Farbenpracht dieſer Blume, beſonders der Honiglippe, geht ins Unglaubliche, zumal bei den tropiſchen O. Viele erinnern durch ihre Form an fliegende Inſekten. Die zu dieſer ſehr großen und ſchönen Familie gehörenden Pflanzen kommen zwar in allen Klimaten und Welttheilen vor, doch finden ſich ihre zahlreichſten und ſchönſten Formen nur zwiſchen den Wendekreiſen. Sie wachſen theils auf der Erde, theils ſcheinbar ſchmarotzend auf der Rinde der Bäume. Die auf der Erde wachſenden Arten haben großentheils zwei Wurzelknollen, welche das in der Heilkunde gebräuchliche Salep (ſ. d.) geben, andere einen kriechenden, mit vielen Wurzelzaſern beſetzten Stock. In den Tropengegenden gibt es auch O. mit langen, vermittels Stützwurzeln kriechenden oder kletternden Stengeln. Die an Baumſtämmen in der feuchten Atmoſphäre der tropiſchen Urwälder wachſenden, pſeudoparaſitiſchen Arten haben grüne Stengelknollen, an deren Grunde eine Menge fleiſchiger, in die Luft hinausragender Wurzeln (Luftwurzeln) entſpringen. Einige wenige beſitzen durch ein angenehmes ätheriſches Oel ausgezeichnete Früchte, wie die Vanille (ſ. d.), und bei manchen ſind ſelbſt die Blätter wohlriechend, wie bei dem duftigen Angurek (Angraecum fragrans Pet. Th.), deſſen Blätter unter dem Namen Faam oder Faham oder Thee von Bourbon auch nach Europa als Heilmittel gegen die Schwindſucht eingeführt worden ſind. Bei ſehr vielen beſitzen die Blüten einen angenehmen, meiſtens vanillenartigen Wohlgeruch, wie unſere wohlriechende Nacktorche (Gymnadaenia odoratissima Rich.), ſehr ſelten einen widrigen, wie die Wanzen-Ragwurz (Orchis coriophora L.). In neuerer Zeit, namentlich ſeit den dreißiger Jahren, ſind die O. bei uns der Gegenſtand einer mit Vorliebe betriebenen Cultur geworden und werden in beſondern Warmhäuſern (Orchideenhäuſern) mit großen Koſten cultivirt. Auch wurden dieſelben vielfach monographiſch behandelt, wie von Hooker, Richard, Brown, Reichenbach dem Jüngern und namentlich Lindley. Die Cultur der O. gehört zu den ſchwierigſten Zweigen der Kunſtgärtnerei. Schon die einheimiſchen gedeihen, in Gärten verpflanzt, ſchwer, beſonders verlangen aber die tropiſchen eine höchſt ſorgſame Behandlung. Die pſeudoparaſitiſchen z. B. müſſen in durchlöcherten Töpfen, Ampeln, Körbchen, auf Rinden- und Holzſtücken in der Luft hängend in dem Warmhauſe gehalten und mit Waſſerdampf getränkt werden, indem ſie das Begießen gar nicht vertragen. Die größten Orchideenſammlungen finden ſich in England, Belgien, Paris und Hamburg.

Orchis L., die typiſche Gattung der Familie der Orchideen (ſ. d.), beſteht aus Kräutern mit gedoppelten, meiſt eiförmigen, fleiſchig-faſtigen Knollen, einfachem und beblättertem, in eine Blütentraube endigendem Stengel, ganzen und ganzrandigen, am Grunde ſcheidigen Blättern

und meiſt ſchöngefärbten Blumen, deren Fruchtknoten ſeilartig gedreht und deren Honiglippe am Grunde in einen bald langen, bald kurzen, kegel- oder ſackförmigen, hohlen Sporn verlängert iſt. Die drei äußern Blumenblätter ſind in der Regel zuſammengeneigt und bilden einen ſog. Helm, die Pollinarien mehlartig, meiſt graugrün. Von den ſehr zahlreichen, durch ganz Europa und die Mediterranzone verbreiteten Arten kommen viele auch in Deutſchland vor, wo ſie unter dem Namen Knabenkräuter und Kukuksblumen bekannt ſind. Sie wachſen vorzüglich auf feuchten und ſumpfigen Wieſen. Nur die gemeinſte, O. Morio L., liebt trockenen Boden und findet ſich daher auf kurzbegraſten, ſonnigen Hügeln am häufigſten. Manche Arten, wie die im Mai und Juni auf allen Sumpfwieſen blühende O. latifolia L., und die in Laubgebüſchen auf feuchter Erde vorkommende O. maculata L., haben braunſchwarz- oder rothbraungefleckte Blätter. Die Blumen beſitzen vorzugsweiſe eine purpurrothe Farbe, ſind aber gewöhnlich geſcheckt. Gelbe Blumen hat unter den einheimiſchen nur die in Gebirgslaubgehölzen und auf Bergwieſen wachſende O. sambucina L., welche ſich zugleich durch einen angenehmen Wohlgeruch auszeichnet. Dagegen duftet die auf ſumpfigen Wieſen hin und wieder vorkommende, mit braunrothen Blumen verſehene O. coriophöra L. auffällig nach Wanzen. Die Knollen verſchiedener Orchisarten (unter den einheimiſchen diejenigen von O. Morio, mascula, militaris, palustris) ſowie auch verwandter Orchideen (z. B. Anacamptis pyramidalis und Ophrysarten) kommen getrocknet unter dem Namen Salep, Salepwurzel (Radix Salep) in den Handel. Früher wurden dieſelben ausſchließlich aus dem Orient zu uns gebracht, jetzt werden ſie auch in Frankreich und Deutſchland geſammelt. Man verwendet ſie in der Heilkunde in gepulvertem Zuſtande als ſehr nahrhaftes Mittel zu Suppen und Getränken für ſchwächliche Kinder und durch Krankheit von Kräften gekommene Perſonen. Ihr hauptſächlichſter Beſtandtheil ſoll Baſſorin, ein nahrhafter Schleim, ſein.

Orchomĕnos war der Name zweier alter griech. Städte, einer in Böotien und einer in Arkadien, die beide auf ihren Münzen und Steinſchriften den Namen nach dem einheimiſchen Dialekte Erchomenos ſchrieben. Das böotiſche O., die Hauptſtadt des in vorhiſtor. Zeit mächtigen Staats der Minyer, lag an der Nordweſtküſte des Sees Kopais (ſ. d.), bei dem jetzigen Dörfchen Skripu, am linken Ufer des Kephiſſos, von welchem ſich die Stadt am öſtl. Abhange des Akontionberges emporzog, von der Akropolis, deren Ringmauern noch auf einem ſteilen Felsgipfel erhalten ſind, überragt; am Fuße des Berges finden ſich noch einige Reſte des berühmten Tempels der Chariten (Grazien) und eines unterirdiſchen Kuppelbaues, der ſchon im ſpätern Alterthum als das Schatzhaus des (mythiſchen) Königs Minyas bezeichnet wurde, wahrſcheinlich aber, wie die ähnlichen Denkmäler in Mykenä (ſ. d.), ein altes Königsgrab iſt. Die Stadt, deren Macht frühzeitig durch die Uebermacht der an der Spitze des böotiſchen Bundes ſtehenden Thebaner gebrochen worden war, wurde 367 v. Chr. von dieſen gänzlich zerſtört, wobei alle männlichen Bewohner getödtet, Weiber und Kinder als Sklaven verkauft wurden. Erſt Philipp von Macedonien ſtellte ſie wieder her, und ſie beſtand dann, wenngleich ohne polit. Bedeutung, bis in das ſpäte Alterthum fort. Vgl. O. Müller, «O. und die Minyer» (2. Aufl., Bresl. 1844); Burſian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862). — Das arkadiſche O. lag im öſtlichern Theile dieſer Landſchaft an und auf einem ſteilen Felshügel, welcher zwei Thalkeſſel, deren nördlicherer jetzt zum Theil von einem Sumpfſee eingenommen iſt, beherrſcht, bei dem jetzigen Dorfe Kalpaki; außer bedeutenden Stücken der Ringmauer ſind noch die Trümmer eines doriſchen Tempels erkennbar. Die Stadt war vermöge ihrer günſtigen Lage eine der mächtigſten in ganz Arkadien, wurde bis gegen die Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs von Königen beherrſcht; ſpäter, als ihre polit. Bedeutung ſank, wurde die feſtere Oberſtadt verlaſſen, und nur die Unterſtadt blieb bewohnt. Vgl. Curtius, «Peloponneſos» (Bd. 1, Gotha 1851).

Orcus, ſ. Unterwelt.

Ordalien oder Gottesurtheile. Zu dem Beweis einer Anklage oder Vertheidigung durch verſtändige Mittel reicht das geiſtige Vermögen kindlicher Völker nicht hin. Noch das Mittelalter legte hier eine Berufung an das höchſte Weſen ein, damit daſſelbe die Wahrheit durch Zeichen offenbare. Beide Parteien oder der Angeklagte allein mußten ſich unter prieſterlicher Mitwirkung Gefahren ausſetzen, welche niemand ohne Gottes vermeintliche Hülfe zu beſtehen vermochte, und wer unverſehrt daraus hervorging, konnte ſich auf ein für die Gerechtigkeit ſeiner Sache geſchehenes Wunder beziehen. Solche Gottesurtheile wurden erlangt durch den gerichtlichen Zweikampf, in welchem der Beſiegte für ſtrafbar geachtet wurde, die Feuerprobe, die Waſſerprobe, die Probe des geweihten Biſſens, des Heiligen Abendmahls, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. Vgl. Majer, «Geſchichte der O., insbeſondere der gerichtlichen Zweikämpfe

in Deutſchland» (Jena 1795); Grimm, «Deutſche Rechtsalterthümer» (Gött. 1828). Die Feuerprobe beſtand darin, daß der Beklagte über glühende Kohlen oder neun glühende Pflugſchare mit bloßen Füßen gehen oder ein glühendes Eiſen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen mußte, oder daß man ihm glühende Kohlen auf den bloßen Fuß legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Verſuche ihm oft ein mit Wachs überzogenes Hemd angezogen wurde, weshalb man dies auch die Probe des wächſernen Hemdes nannte. Fand keine Verletzung durch das Feuer ſtatt, ſo erklärte man ihn für ſchuldlos. Bei der Waſſerprobe hatte der Angeklagte einen Ring oder Stein aus einem Keſſel ſiedenden Waſſers herauszunehmen, oder er wurde, an Händen und Füßen gebunden, in fließendes Waſſer geworfen. Letztere Probe mußten häufig Frauen, die der Zauberei angeklagt waren, beſtehen; ſank die Angeklagte unter, ſo war ſie unſchuldig, ſchwamm ſie aber auf dem Waſſer, ſo galt ſie für ſchuldig (Hexenwage). Die Probe des geweihten Biſſens beſtand darin, daß man dem Angeklagten ein Stück Brot oder Käſe unter vielen Verwünſchungen in den Mund ſteckte. Derjenige, welcher es ſogleich ohne Mühe verſchlucken konnte und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Der Probe des Heiligen Abendmahls unterwarfen ſich beſonders Geiſtliche und Mönche, welche zum Beweiſe ihrer Unſchuld das Abendmahl nahmen, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach deſſen Genuſſe ſogleich tödten oder krank machen werde. Das Kreuzgericht war doppelter Art. Entweder ſtellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgeſtreckten oder kreuzweiſe ausgebreiteten Armen eine Zeit lang unter ein Kreuz und verurtheilte den, der zuerſt die Hände bewegte oder ſinken ließ, oder man bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze und ließ ziehen, wo dann, wenn der gezogene Würfel das Zeichen des Kreuzes hatte, Befreiung von der Strafe erfolgte. Das Bahrrecht wurde hauptſächlich bei Erforſchung der Mörder angewendet und beſtand darin, daß man den Ermordeten auf eine Bahre legte und den vorgeblichen Mörder die Leiche, insbeſondere die Wunden berühren ließ. Floß dabei Blut aus denſelben oder trat Schaum aus dem Munde des Gemordeten, oder veränderte und bewegte ſich angeblich der todte Körper, ſo beſtrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen hatte der bis auf die Hüften entblößte Angeſchuldigte blos die vor Gericht gebrachte Hand des Ermordeten zu ergreifen, wobei er für ſchuldlos galt, wenn ſich keine Zeichen an ihm ereigneten. Dies hieß das Scheingehen. Was Einfalt und Rathloſigkeit geſchaffen, kam nachher durch Aberglauben und Betrug zum höchſten Anſehen, und ſelbſt Verbote der Kaiſer ſeit Ludwig's des Frommen Zeit konnten dieſen vernunftloſen Gebräuchen nicht Einhalt thun. Stärker wirkte ihnen der päpſtl. Stuhl durch das an die Geiſtlichkeit erlaſſene Verbot einer Betheiligung und durch Abänderungen im gerichtlichen Verfahren entgegen, ſodaß die O. ſchon im 14. Jahrh. immer ſeltener wurden, bis ſie im 15. Jahrh. durch das weitere Umſichgreifen des kanoniſchen Rechts, welches den Reinigungseid einführte, noch mehr aber durch die Aufnahme des röm. Rechts außer Gebrauch kamen. Eine Erinnerung an dieſelben bewahrte indeß der Strafproceß bis faſt auf die Neuzeit durch ſein Vertrauen auf die Folter. Gegenwärtig gelten Gottesurtheile noch bei einer Menge außereurop. Völker als Ueberführungsmittel. Vgl. Zwicker, «Ueber die Ordale» (Gött. 1818); Wilda in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Erſch und Gruber (Sect. 2, Bd. 4, Lpz. 1833); Pfalz, «Die germaniſchen O.» (Lpz. 1865).

Orden (weltliche) nennt man die äußern, gewöhnlich in Sternen, Kreuzen und Bändern beſtehenden Auszeichnungen, die in faſt allen civiliſirten Staaten für bürgerliches oder militäriſches Verdienſt ertheilt werden. Der Gedanke des Inſtituts wurzelt in den mittelalterlichen Ritterorden (ſ. d.), jenen geiſtlich-feudalen Verbindungen, die zu irgendeinem kriegeriſchen oder religiöſen Zweck geſtiftet wurden und auf ſtrenger Aſſociation der Mitglieder mit beſtimmten Gelübden und Pflichten beruhten. Daraus erwuchſen die von Monarchen geſtifteten Ordensverbindungen, in denen die Idee einer ritterlichen Aſſociation noch nicht verwiſcht iſt, aber doch zugleich ſchon der Gedanke des Dienſtes, der einem beſtimmten Fürſten oder Staate geleiſtet wird, dem Inſtitute zu Grunde liegt. Solche O. waren der engl. Hoſenbandorden von 1350 und der burgundiſche O. des Goldenen Vließes (geſtiftet 1430), deſſen Großmeiſterthum den Abkömmlingen des burgund. Hauſes, den Dynaſtien in Oeſterreich und Spanien, verblieben iſt. In ihnen gibt ſich bereits der Uebergang von dem mittelalterlichen Ordensweſen zu dem modernen monarchiſchen kund. Daran ſchloß ſich im 16. Jahrh. der von Heinrich III. in Frankreich geſtiftete Heilige-Geiſtorden (1578). Mit dem 17. Jahrh. verwiſchte ſich die Erinnerung an das Mittelalter völlig, und die ſeitdem gegründeten O. entſprangen weſentlich aus dem mon-

archiſchen Intereſſe, wie es ſich ſeit Ludwig XIV. ausbildete. So ſtiftete Ludwig XIV. ſelbſt den Heiligen-Ludwigs-Orden (1695), der erſte König von Preußen (1701) den Schwarzen Adlerorden, Peter d. Gr. den Alexander-Newſkij-Orden (1722), Maria Thereſia (1751) nach dem Siege bei Kollin den Maria-Thereſien-Orden. Auch die röm. Curie und der türk. Padiſchah haben O. in dieſem Sinne. Eine eigenthümliche Ausnahme bildete der in Nordamerika 1783 geſtiftete Cincinnatusorden, ein moderner Ritterorden zur Erhaltung der republikaniſchen Freiheit, der aber ſchon mit ſeinen Stiftern erloſch. Für die neuere Geſchichte iſt der im März 1813 geſtiftete preußiſche O. des Eiſernen Kreuzes bedeutſam geworden. Heutzutage beſtehen in den meiſten, auch ſelbſt in ſehr kleinen Staaten ein oder mehrere O., oder nur bei wenigen verleiht die Mitgliedſchaft den Anſpruch auf eine beſondere Dotation. Die Erwerbung ſolcher Auszeichnungen iſt, auch abgeſehen von einzelnen O., die einen gewiſſen ariſtokratiſchen Vorzug behaupten, nicht mehr durch einen höhern Rang des Empfängers bedingt. Bei der Mehrzahl können Perſonen der verſchiedenſten Stände vom Bürger und Beamten an bis zu den fürſtl. Geſchlechtern Inhaber ſein, nur macht dann die verſchiedene Klaſſe im Orden ſelbſt einen Unterſchied. Die rein militäriſchen (z. B. der Maria-Thereſien-Orden) oder die ausſchließlich für wiſſenſchaftliches Verdienſt geſtifteten (z. B. der preußiſche O. Pour le mérite) ſind natürlich auf gewiſſe Klaſſen der Geſellſchaft beſchränkt. Das Anſehen und die Bedeutung des Ordensweſens hat im Laufe unſers Jahrhunderts weſentlich abgenommen, vielleicht weniger infolge ſocialer und polit. Anſichten als der großen Zahl und der verſchwenderiſchen Vertheilung wegen, welche in vielen Staaten mit den einzelnen O. getrieben worden iſt. Abzeichen und Statuten, die geheime Verbindungen von dem Ordensweſen entlehnen, haben begreiflichermaßen mit dieſem ſelbſt nichts gemein. Vgl. Perrot, «Collection historique des ordres de la chevalerie civils et militaires» (Par. 1820); Gottſchalck, «Almanach der Ritterorden» (33 Bde., Lpz. 1817—19); das Prachtwerk von Geldke, «Abbildung und Beſchreibung der Ritterorden u. ſ. w.» (11 Lfgn., Berl. 1832—39), und deſſen ſpecielle Arbeiten: die «Ritterorden und Ehrenzeichen der preuß. Monarchie» (Erf. 1837), «Ritterorden und Ehrenzeichen Sachſens» (Weim. 1838) und «Ritterorden und Ehrenzeichen des ruſſ. Kaiſerreichs» (Lpz. 1839); Biedenfeld, «Geſchichte und Verfaſſung aller geiſtlichen und weltlichen Ritterorden» (2 Bde., Weim. 1841).

Orden (geiſtliche) nennt man in der Kirche Verbindungen zu einem durch gewiſſe Regeln oder Ordnungen beſtimmten andächtigen und enthaltſamen Leben. Von den religiöſen Brüderſchaften (ſ. d.) unterſcheiden ſie ſich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den ſog. Ordensregeln oder Kloſtergelübden (ſ. d.), welche jeder Novize nach überſtandenem Noviziat abzulegen hat. (S. Mönchsweſen.) Religiöſe Brüderſchaften finden ſich ſchon im Heidenthum, ſo bei den Griechen in Verbindung mit dem Cultus einzelner Gottheiten und mit dem Myſterienweſen. In der chriſtl. Kirche treten ſie in außerordentlich vielen Nuancen auf, und hier hängt ihre Entſtehung und Entwickelung mit der Ausbildung des Papſtthums zur Hierarchie innig zuſammen. Nach dem Geſchlechte ihrer Glieder theilt man ſie in Mönchs- und Nonnenorden oder in Ordensbrüder und Ordensſchweſtern. Beide werden auch, mit dem gemeinſamen Namen der Ordensperſonen oder Ordensleute bezeichnet, ihre ganze Geſammtheit aber nach ihrem Aufenthaltsorte, den Klöſtern (ſ. d.), Kloſterorden genannt. Die gewöhnliche Kleidung, welche von den Ordensperſonen getragen werden muß, bildet die Ordenstracht. Bei beſondern Gelegenheiten, namentlich im Chordienſte, wird die gewöhnliche Kleidung mit einem Feſtkleide vertauſcht, welches das Chorkleid heißt. Die Geſetze, welche von dem Stifter eines O. mit päpſtl. Beſtätigung oder von dem Papſte für einen O. gegeben wurden, heißen die Ordensregel. Die Mönche und Nonnen im Orient, beſonders die griechiſchen, richten ſich nach der ſog. Regel des heil. Baſilius (ſ. d.), der auch die Baſilianer in Spanien folgen. In der röm. Kirche hingegen erhielt das Mönchsweſen ſeine Grundregel vom heil. Benedict (ſ. d.) von Nurſia, der als der erſte Stifter eines geiſtlichen O. betrachtet werden muß. Die Klöſter der orient. Kirchen tragen den Namen gemeinſchaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem ſo feſten Verbande miteinander zu ſtehen wie im Occident. Inſofern die Regel Benedict's und die ſchwarze Kutte vom 6. bis zu Anfange des 10. Jahrh. faſt allen Mönchen und Nonnen im Occident gemein waren, kann der Benedictinerorden für den einzigen während jener Zeit gelten, obgleich die dazugehörigen Klöſter ohne gemeinſame Ordensoberе noch unter den Biſchöfen ſtanden und ſich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten. (S. Benedictiner.) Im Mittelalter äußerte ſich das Beſtreben, dem Mönchsweſen noch größere Strenge und Heiligkeit zu geben, theils durch Reformationen, theils durch die Stiftung mehrerer O., die auf die

Grundregel Benedict's neu gebaut waren. So entſtanden die Camaldulenſer, die grauen Mönche von Vallombroſa, die Silveſtriner, die Grandimontaner, die Kartäuſer, die Cöleſtiner, die Ciſtercienſer, nebſt den von ihnen ausgegangenen Brüderſchaften, und der O. von Fontevraud. Von einer bedeutenden Anzahl geiſtlicher O. wurde aber auch die vermeinte Regel des heil. Auguſtinus (ſ. d.) angenommen. Auguſtinus hatte zwar, ohne an die Stiftung eines Mönchsordens zu denken, Geiſtliche an ſeiner Hauptkirche und mehrern andern Kirchen ſeines Sprengels zur Beobachtung des kanoniſchen Lebens vereinigt, nnd die Mönche, welche man noch im 7. Jahrh. unter die Laien rechnete, konnten die zunächſt für Geiſtliche beſtimmten Vorſchriften des Auguſtinus gar nicht auf ſich anwenden; aber ſchon im 8. Jahrh. fing man an, ſie als Glieder des geiſtlichen Standes zu betrachten, und im 10. Jahrh. wurden ſie durch die Verwilligung der Tonſur förmlich für Geiſtliche erklärt. Die Meinung des Volks und ſelbſt päpſtl. Bullen ſetzten ſie wegen ihrer vorzüglichern Heiligkeit noch über die Weltgeiſtlichen, welche dadurch genöthigt wurden, häufig ſelbſt in den Mönchsſtand zu treten oder ſich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des kanoniſchen Lebens zu vereinigen. Von dieſer Art waren die nach der Regel des Auguſtinus gebildeten Congregationen der regulirten Chorherren oder Kanoniker. Eigentliche Mönchsorden nach der Regel des Auguſtinus ſind die Prämonſtratenſer, Auguſtiner, Serviten, Hieronymiten, Jeſuiten und der Brigittenorden. Unter die Klaſſe der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der ſtillen Betrachtung ergebenen O. gehören auch die eigenthümlich conſtituirten Karmeliter.

Schon mehr Neigung, der Welt zu dienen, zeigten die Trinitarier und der O. von der Gnade. Charakteriſtiſch aber wurde das Streben nach hierarchiſchem Einfluſſe auf die Welt bei den im Anfange des 13. Jahrh. geſtifteten O. der Bettelmönche (ſ. d.), nämlich der Dominicaner (ſ. d.) und Franciscaner (ſ. d.), während die aus letztern hervorgegangenen Minoriten und Minimen (ſ. d.) mehr Neigung zum beſchaulichen Leben zeigten. Obwol ſpäter die Stiftung neuer Mönchsorden vom päpſtl. Stuhle und von einigen Kirchenverſammlungen ausdrücklich unterſagt worden war, ſo wußten ſich doch mehrere, ſeit dem Anfange des 16. Jahrh. entſtandene Inſtitute dieſer Art die päpſtl. Genehmigung zu verſchaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß ſie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, ſondern ſich regulirte Chorherren des heil. Auguſtinus nennen ließen und die ſchwarze Kleidung der Weltgeiſtlichen trugen. (S. Stift.) Der große Verluſt, welchen die alten O. durch die Reformation erlitten, machte die Päpſte geneigt, dergleichen Unternehmungen wieder eifriger zu unterſtützen. Hierher gehören ganz vorzüglich die Jeſuiten (ſ. d.), dann aber auch die Theatiner, Barnabiten, die Prieſter und Väter vom Oratorium, die Lazariſten, Bartholomäer, Piariſten und Barmherzigen Brüder und Schweſtern.

Bei der Bildung neuer Mönchsorden ſchloſſen ſich gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an, aber ohne an der prieſterlichen Wirkung derſelben theilzuhaben. Der männliche Zweig eines O. heißt der erſte O., der weibliche dagegen der zweite; ſo gehören z. B. die Kapuziner zum erſten und die Kapuzinerinnen zum zweiten O. des heil. Franz. Auch entſtanden Congregationen von Kloſterfrauen, welche ſich gewiſſen Mönchsorden anſchloſſen, ohne deren Namen zu tragen, wie die Clariſſinnen, die Urbaniſtinnen, die Nonnen von der Empfängniß Unſerer Lieben Frau in Italien und Spanien und die Annunciaten oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten O. des heil. Franz gehören, und die Angeliken oder Engliſchen Schweſtern, welche der Regel der Barnabiten folgen. Weibliche O., welche keinem männlichen O. angeſchloſſen ſind und ſämmtlich nach der Regel des heil. Auguſtinus leben, ſind die Kloſterfrauen von der Buße der Magdalena, die Saleſianerinnen, die himmliſchen Annunciaten, die Urſulinerinnen und die Barmherzigen Schweſtern.

Außer den Kloſterfrauen erhielten faſt alle geiſtlichen O. noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienſchweſtern (sorores conversae), die man zur Verrichtung der Hausarbeiten in den Klöſtern und zur Beſorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Profeſſen, d. h. die eigentlichen Religioſen, welche die Kloſtergelübde abgelegt und im Chore der Kirche die Horas oder kanoniſchen Betſtunden abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht geſtört würden. Unter dem Namen von Oblaten, d. h. Dargebrachten, und Donaten, d. h. Geſchenkten, widmeten ſo unzählige Andächtige ihre Perſon oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienſte der geiſtlichen O. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf dieſe Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu der regulirten Geiſtlichkeit. Der heil. Franz gab dieſem Verhältniß zuerſt eine beſtimmte Form, indem er Laien, die ſich mit den Mönchen verbrüdern wollten, ohne Geiſtliche zu werden, in eine beſondere Corporation unter dem Namen des dritten O. der Minoriten (Tertiarier) ver-

einigte. Nach dieſem Muſter geſellten ſich außer ſämmtlichen Bettelorden auch die Ciſtercienſer, Trinitarier und die Religioſen von der Gnade dergleichen Tertiarier zu, von denen nur wenige in die Clauſur traten und die Kloſtergelübde leiſteten. Die meiſten Mitglieder derſelben blieben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen und verpflichteten ſich nur zu einem frömmern Leben. Dazu gehörte, daß ſie täglich einige Ave-Maria und Paternoſter beteten und zu gewiſſen Zeiten faſteten. Die Tertiarier durften die Kleidung ihres O. anlegen, begnügten ſich aber in der Regel, das Scapulier (Gürtel) deſſelben unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen.

Die O. älterer Stiftung regierten ſich anfangs auf ariſtokratiſch-republikaniſche Weiſe ſelbſt. Die Benedictinerklöſter blieben lange voneinander ganz unabhängig. Die Ciſtercienſer gehorchten einem hohen Rathe, der den anfangs jährlich, ſpäter in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalkapiteln der Aebte und Prioren aller Ciſtercienſerklöſter verantwortlich war. Schwächere O., wie die Kartäuſer, Grandimontaner u. ſ. w., hatten bei ähnlichen Verfaſſungen überdies noch mit den Biſchöfen zu kämpfen, deren alte Anſprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöſter ihres Sprengels ſie nicht ſo leicht abzuweiſen vermochten, wie die eximirten Benedictiner und Ciſtercienſer. In ein engeres Verhältniß zum Papſte ſetzten ſich aber gleich bei ihrem Entſtehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehenen Privilegien unmittelbar abhängig von Rom, bewährten ſie die Stärke ihrer monarchiſch-militäriſch geordneten Verfaſſung mit großem Erfolge. Bald folgten die meiſten der übrigen O. ihrem Syſteme, welchem gemäß an der Spitze jedes geiſtlichen O. ein General oder Regent ſteht, der alle drei Jahre gewählt wird, zu Rom ſeinen Sitz hat und nur dem Papſte verantwortlich iſt, jedoch bei einigen O. noch einen Admonitor zur Seite hat, der ſeine Schritte im Namen des O. beobachtet. Die Definitoren oder Räthe des Generals ſind die Ordensprovinzialen, Obere, denen die Aufſicht und Regierung der Klöſter in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden unter dem Vorſitze des Generals das Generalkapitel des ganzen O. und präſidiren wieder als Generalvicare auf den Provinzialkapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöſter einer Provinz als ſtimmfähige Kapitularen (suffraganei) theilnehmen. Dieſe, die bei den verſchiedenen O. Aebte, Prioren, Superioren, Miniſtri, Guardiane, Pröpſte oder Rectoren heißen und im Sinne des kanoniſchen Rechts Prälaten ſind, verhandeln die Angelegenheiten eines Kloſters in einem Kapitel oder Convente mit den zum Chor gehörigen Religioſen deſſelben, doch jeder für ſich allein. Daher führen die Religioſen (auch wol Choriſten genannt) den Namen der Conventualen und Väter (patres), zum Unterſchiede von den niedern Mönchen, den Brüdern (fratres), welche als Neulinge der höhern Weihen noch nicht theilhaftig ſind oder als Laienbrüder zu Hausdienſten des Kloſters gebraucht werden. Auch werden bei den Bettelorden nur die letztern zum Terminiren (Betteln) ausgeſendet, während die Väter blos zur Verwaltung prieſterlicher Amtshandlungen im Kloſter und auf den Pfarreien, die zum Patronate des Kloſters gehören, berechtigt ſind. Die Kapitel der einzelnen Klöſter einer Provinz ſtehen unter dem Provinzial, als ihrer Behörde in erſter Inſtanz. Die letzte Inſtanz für alle Glieder eines O. iſt der General deſſelben, der auch dem zweiten und dritten O. (den Nonnenklöſtern und Verbrüderungen der Laien) vorſteht. Die Frauenorden haben eine ähnliche Verfaſſung, nur können ſie nicht ohne einen Propſt beſtehen, der mit ſeinen Kapläuen das geiſtliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn ſie keinem zweiten O. angehören, ſind ſie, wie die Hospitäler und alle nicht befreiten Klöſter, der Gerichtsbarkeit und Aufſicht des Biſchofs untergeben, in deſſen Sprengel ſie liegen. Galten ſchon die Bettelmönche als Stützen des röm. Stuhls, ſodaß man ſie häufig als «das ſtehende Heer des Papſtes» bezeichnete, ſo gewannen doch die Jeſuiten unter allen geiſtlichen O. die größte Bedeutung, und ihr Fall war der Vorbote der Beſchränkung oder ſelbſt des Untergangs mehrerer anderer O. Vgl. Helyot, «Histoire des ordres monastiques et militaires» (8 Bde., Par. 1714; neue Aufl. 1792; deutſch, Lpz. 1753); Crome, «Pragmatiſche Geſchichte der Mönchsorden» (10 Bde., Lpz. 1774—83); Döring, «Geſchichte der Mönchsorden» (2 Bdchn., Dresd. 1828).

Ordinaten heißen in der analytiſchen Geometrie 1) parallele gerade Linien, die von einer der Lage nach gegebenen geraden Linie, der Abſciſſenlinie, zu einer krummen oder auch an eine andere gerade Linie in derſelben Ebene gezogen ſind; 2) parallele gerade Linien, die von einer der Lage nach gegebenen Ebene an eine krumme Fläche oder doppeltgekrümmte Linie gezogen werden. (S. Coordinaten.)

Ordination heißt in der chriſtl. Kirche die Weihe zum geiſtlichen Amte. Die Sitte, die zu kirchlichen Beamten, Prieſtern, Diakonen u. ſ. w. Erwählten durch Gebet und Handauflegung zu weihen, geht bis in die älteſten Zeiten der Kirche zurück und bildet die geſchichtliche Grundlage für das Sakrament der Prieſterweihe (ſ. d.) in der kath. Kirche. Der Name O. be-

zeichnet urſprünglich die Aufnahme in den Klerus (ordo) oder in den geiſtlichen Stand. Bei den Proteſtanten iſt die O., obwol ſie denſelben nicht als Sakrament gilt, beibehalten worden, kann aber von jedem Pfarrer vollzogen werden, während ſie in der kath. Kirche ein Vorrecht des Biſchofs iſt. Die prot. Praxis hat ſich indeß dahin ausgebildet, daß dem Ordinandus, d. h. dem zu weihenden Candidaten, von einem obern Geiſtlichen die Pflichten des geiſtlichen Amts vorgehalten und mit Anreden, Segenſprechen und Auflegung der Hände die Rechte und Befugniſſe zur Verwaltung des geiſtlichen Amts ertheilt werden. Bei dieſem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird der Beiſtand mehrerer, gewöhnlich noch zweier anderer Amtsgeiſtlichen erfordert, welche damit einen Segenswunſch für den Ordinandus verbinden, der gleich darauf, zum Zeichen ſeiner Kirchengemeinſchaft, das Heilige Abendmahl genießt. Die Erlaubniß, Candidaten zu ordiniren, wird von den Kirchenräthen und Conſiſtorien in der Regel nur den als Examinatoren und Conſiſtorialaſſeſſoren angeſtellten Superintendenten, Dekanen oder Inſpectoren übertragen, in England und in den nordiſchen Reichen den prot. Biſchöfen. Die röm.-kath. Kirche betrachtet alle von prot. Superintendenten und Geiſtlichen vollzogenen O. als ungültig, weil ihr zur rechtsgültigen O. die von der Apoſtelzeit ununterbrochene Succeſſion des biſchöfl. Amts und die in dieſer Succeſſion durch Handauflegung fortgepflanzte Amtsgnade gilt. Ebenſo urtheilt auch die griech. Kirche und unter den prot. Kirchen die Anglikaniſche. Eine Wiederholung der O. beim Hinaufrücken in höhere Aemter findet nicht ſtatt.

Ordnung heißt die geſetzmäßige Aufeinanderfolge oder Zuſammenſtellung der Dinge. Auch wird der Inbegriff der letztern ſelbſt ſo genannt, wenn ſie nach irgendeinem Geſetze zuſammengehören, daher z. B. die Naturforſcher diejenigen Abtheilungen, welche ſie unter gewiſſen Klaſſen der Naturgegenſtände finden und annehmen, Ordnungen (ordines) nennen. Ferner ſpricht man von einer moraliſchen Weltordnung als der Zuſammenſtimmung aller Dinge in der Welt zu einem abſoluten, ſittlichen Zwecke. O. überhaupt bewirkt ſchon für ſich ein Wohlgefallen, ſelbſt unabhängig von dem Inhalt der Gegenſtände; denn alles Geordnete wird überſchaulich und faßlich. Daß der äſthetiſche Reiz der Darſtellungen der ſchönen Kunſt gleichwol nicht auf bloßer O., etwa des Rhythmus, der Symmetrie u. ſ. w., beruht, verſteht ſich von ſelbſt. — Im juriſt. Sinne bezeichnet O. (ordinatio) ein umfaſſendes Geſetz über die Organiſation einer Behörde und die bei ihren Geſchäften zu beobachtenden Formen. So gibt es Gerichts- und Proceß-, Appellations-, Städte-, Gemeinde-, Kirchen-, Polizeiordnungen u. ſ. w. Ordnungsſtrafen nennt man die Beſtrafung wegen verletzter O., welche von der aufſehenden Behörde ohne eigentliches richterliches Gehör und Urtheil verhängt wird, und wogegen alſo auch kein eigentliches Rechtsmittel, ſondern nur Vorſtellung oder Beſchwerde bei der vorgeſetzten Behörde ſtattfindet.

Ordonnanz bezeichnet zunächſt ein militäriſches Geſetz im allgemeinen und ſpeciell diejenigen Vorſchriften, welche für einzelne Zweige des militäriſchen Dienſtes gegeben ſind. Außerdem nennt man diejenigen Militärs Ordonnanzen, welche höhern Truppenführern zugetheilt werden, um ihre Befehle und Aufträge zu beſtellen. Beim Oberbefehlshaber der Armee oder eines Corps ſind Ordonnanzoffiziere, von jedem Truppentheile commandirt, die andern Führer erhalten nur einen Unteroffizier oder Gemeinen als O., je nach ihrem Range. Der Ordonnanzoffizier unterſcheidet ſich vom Adjutanten dadurch, daß er nur auf kurze Zeit, gewöhnlich 24 Stunden, zu ſeinem Dienſt commandirt iſt und mit allen übrigen Geſchäften des Adjutanten (ſ. d.) nichts zu thun hat. Ordonnanzcompagnien hießen die von Karl VII. von Frankreich 1445 errichteten 15 adelichen Reiterfahnen, durch welche er die Krone in Kriegszeiten von dem guten Willen der Vaſallen unabhängig machte. (S. Gensdarmen.) Sie werden als die erſten Anfänge zu ſtehenden Heeren betrachtet. Der Adel ſuchte eifrig den Dienſt in denſelben, und Frankreichs berühmteſte Krieger ſind Capitaines der Ordonnanzcompagnien geweſen. Erſt 1660 wurden ſie aufgehoben.

Ordonnanzen (ordonnances) nannte man in Frankreich vor der Revolution von 1789 und während der Reſtaurationszeit alle Erlaſſe des Königs oder Regenten. Die O. im weitern Sinne zerfielen in eigentliche O., welche alle Gegenſtände des öffentlichen Rechts, Ediete, welche das Finanzweſen, und Declarationen, offene Briefe (Lettres patentes) und Reglements, welche die Erläuterung, Beſtätigung und Anwendung der Geſetze zum Gegenſtande hatten. Dieſe ſämmtlichen Erlaſſe beſaßen die Eigenſchaft von Geſetzen, weil die Könige nach dem Grundſatze «si veut le roi, si veut la loi» wenigſtens factiſch das Recht der Geſetzgebung ausſchließend übten. Verweigerte das Parlament (ſ. d.) die Einregiſtrirung und mithin die Publication, ſo erſchien gewöhnlich ein offener Brief, welcher den Provinzialbeamten die Publication und den Unterthanen die Beobachtung der O. befahl und auf dieſe Weiſe der Sache Rechtskraft verlieh.

Die O. im engern Sinne waren, wie die Edicte und Declarationen, vom Könige unterzeichnet, von einem Staatssecretär contrasignirt, mit dem großen Siegel beurkundet und vom Siegelbewahrer visirt. Gleich den Edicten datirten auch gewöhnlich die O. nur vom Monate des laufenden Jahres und schlossen mit der bekannten Floskel: «Car tel est notre plaisir» (Denn so beliebt es uns). Um der maßlosen Verwirrung zu begegnen, befahl Ludwig XIV. die Veranstaltung einer Sammlung aller O., welche die Könige der dritten Dynastie erlassen. Diese Sammlung, deren erster Band 1723 zu Stande kam, zählt gegenwärtig eine ganze Reihe von Foliobänden, welche die O. von 1051 bis ins 15. Jahrh. enthalten. Seit Einführung der constitutionellen Charte erhielten die O. in Frankreich wie in allen constitutionellen Staaten einen wesentlich andern Charakter. Während Gesetze nur unter Mitwirkung der Kammern zu Stande kommen konnten, sollte die Regierung nach Art. 14 der Charte im Verordnungswege nur über die Ausführung der Gesetze Bestimmung treffen, dagegen weder neue Rechtsgrundsätze aufstellen, noch gesetzliche Normen abändern. Die treulose Auslegung jenes 14. Artikels in den O. vom 25. Juli 1830 brachte den Sturz der alten Dynastie und die Julirevolution von 1830 zu Wege. Durch die neue Verfassung von 1852 und deren spätere Modificationen wird der Unterschied zwischen Gesetzen und O. fast wieder aufgehoben und das Staatsoberhaupt, wie im ersten Kaiserreiche, zu eigentlich gesetzgeberischen Acten ermächtigt. Hierdurch ist namentlich den Décrets-loix, welche Napoleon III. in der Zeit vom 2. Dec. 1851 bis zur Eröffnung der Kammern im April 1852 erließ, Gesetzeskraft beigelegt. O. heißen noch die proceßleitenden Decrete der Gerichtshöfe, besonders in Strafsachen.

Ordre de bataille heißt die Anordnung und Eintheilung eines zusammengesetzten Heertheils oder der ganzen Armee für einen Feldzug oder einen bestimmten Operationszweck. Danach ist die allgemeine und specielle Ordre de bataille zu unterscheiden. Die erstere wird beim Ausbruche eines Kriegs festgestellt, darf ohne höhere Ermächtigung nicht abgeändert werden und gilt in der Regel für die ganze Dauer eines Feldzugs oder des Kriegs. Die specielle Ordre de bataille für einen bestimmten Zweck, meist für das Gefecht, wird nach den jedesmaligen Verhältnissen von dem betreffenden Truppenführer ausgegeben und bildet einen Theil der Disposition (s. d.).

Oreaden, s. Nymphen.

Örebro, die Hauptstadt des Örebro-Län oder der schwed. Landschaft Nerike (160,65 Q.-M. mit 162717 E. im J. 1865), eine der wohlhabendsten Städte Schwedens, 1/4 M. vom westl. Ende des Hielmarsees, der hier den Svart-Elf aufnimmt und den Hafen der Stadt bildet, hat eine schöne Stadtkirche mit einem hübschen Altargemälde und unter andern Grabmälern das des hier 1436 bestatteten Reichsverwesers Engelbrecht, ein altes, aber schönes und berühmtes Schloß, welches vom Wasser umflossen ist, ein Rathhaus, ein Assembleehaus, ein Lazareth und zählt 9007 E., welche Schnupftabacks-, Strumpf-, Wachstuch- und andere Fabriken unterhalten und Handel mit Bergproducten treiben. Der Ort kommt schon im 8. Jahrh. unter dem Namen Eyrarsund, Eyrarsundbro oder Öresundbro vor. Das Schloß wurde im 13. Jahrh. von Birger Jarl angelegt. Es wurden zu Ö. mehrere Reichstage gehalten, z. B. 1347, auf welchem das Landesgesetz des Königs Magnus Smek gegeben wurde, 1529 gegen den kath. Ritus, 1531 wegen der Reichsschuld an Lübeck, 1540, wo Schweden ein Erbreich wurde unter Gustav I. Wasa. Das Haus, in welchem letzterer geboren wurde, ist noch vorhanden. Auf dem Reichstag von 1810 wurde 21. Aug. Bernadotte zum Thronfolger in Schweden erwählt. Auch wurde zu Ö. 20. April 1812 der Präliminarfriede zwischen Schweden und England und 12. Juli 1812 der Friede zwischen England und Rußland abgeschlossen.

Orĕgon, einer der wegen ihrer Lage am Stillen Meere sog. Pacific-Staaten der Vereinigten Staaten von Amerika, grenzt im Norden an das Gebiet Washington, im Osten an das Gebiet Idaho, welche beide Gebiete früher mit O. einen Theil des Oregonterritoriums bildeten, im Süden an die Staaten Nevada und Californien, und im Westen an das Stille Meer. Der Staat umfaßt in seiner gegenwärtigen Gestalt 4481 Q.-M. und zählte nach dem Census von 1860 nur 52465 E. Als Territorium bedeutend größer, wurde er 14. Aug. 1848 als solches organisirt und 14. Febr. 1859 als Staat zugelassen. Seine Verfassung ist derjenigen der nordöstl. Staaten nachgebildet. Der Gouverneur wird für vier Jahre gewählt. Ihm zur Seite steht eine Legislatur, die aus einem Senat von 10, und einem Repräsentantenhause von 34 Mitgliedern zusammengesetzt ist und sich ein Jahr ums andere Anfang Sept. versammelt. Der Staat zerfiel Anfang 1867 in 20 Grafschaften und sendet zwei Senatoren sowie einen Abgeordneten in den Congreß nach Washington. Die polit. Hauptstadt ist Salem am Willamette, Hauptstadt Portland an demselben Flusse nicht weit von dessen Mündung ins

Meer. Andere Anſiedelungen ſind Empire-City, Jackſon und Oregon-City. Hauptfluß iſt der Columbia (ſ. d.), welcher etwa zwei Drittel der nördl. Grenze bildet. Das Hauptgebirge ſind die Cascadengebirge mit herrlichen Fichten- und Cedernwaldungen und vielen zum Theil mit Schnee bedeckten Kegelbergen, wie der Mount-Jefferſan und der 14000 F. hohe Mount-Hood. Hinter dieſer, im Norden vom Columbiaſtrom durchbrochenen Gebirgskette breitet ſich eine weite Berg- und Plateaulandſchaft aus mit den Blauen Gebirgen (Blue Mountains), welche, von Nordoſten nach Südweſten laufend, den Staat durchziehen. Die außerordentlichen Hülfsquellen des Landes ſind bisjetzt ſo gut wie gar nicht entwickelt, und nur das dem Meere zunächſt gelegene Land iſt dünn angeſiedelt. Außer den edlen Metallen und Holz bildet der Weizen den Hauptſtapelartikel. Oregan-Grenzfrage (Boundary Question) nannte man die Verhandlungen, welche die Vereinigten Staaten und England um die nördl. Grenze des damaligen Oregongebiets pflogen. Bei der ſchraffen Sprache, welche hierbei der Präſident Polk führte, drohten dieſe Verhandlungen einen Krieg herbeizuführen, wurden aber ſchließlich durch Nachgiebigkeit des waſhingtoner Cabinets in dem Vertrage vom 15. Juni 1846 dahin erledigt, daß der 49. Breitengrad, ſtatt des anfangs von den Amerikanern beanſpruchten 54° 40′, fortan die Grenze zwiſchen den Vereinigten Staaten und den engl. Beſitzungen bildete.

Orel (ausgeſprochen Arjol), ein 859,12 Q.-M. großes, im J. 1863 von 1,533619 Seelen bevölkertes Gouvernement des europ. Rußland, in deſſen mittlerm Theile es (ſüdlich von Kaluga und Tula) liegt, iſt eine der geſegnetſten und fruchtbarſten Provinzen des ruſſ. Reichs, und namentlich gleicht die Gegend von Mzensk bis zur Gouvernementsſtadt einem anmuthigen Garten. Die Flußgegenden, hauptſächlich die Hochufer der Oka, zeigen eine Menge pittaresker Anſichten, und nicht minder ſchön ſind die Gegenden am Don, an der Sosna und Desna. Das Klima iſt mild, und außer den gewöhnlichen Getreidearten, wovon jährlich große Quantitäten nach den nördl. Provinzen ausgeführt werden, baut man auch Buchweizen, Hirſe, Spelt, Hanf, Mohn, Taback und beſonders viel Hopfen. Die Obſtcultur ſteht ſehr hoch. Im Oſten des Gouvernements gibt es viele Waldungen und zahlreiches Wild; beſonders ergiebig iſt der Wachtelfang. Viehzucht, Bienenzucht und Fiſcherei ſind zum Theil ſehr erheblich; beſonders gibt es vortreffliche Stutereien und ſtarkes Rindvieh. Von Federvieh halten die Bauern viele Maſchuſenten. Die Erzeugniſſe des Mineralreichs ſind unbedeutend. Man gewinnt Sumpfeiſen, Kreide, Kalk, Alabaſter und Salpeter; auch gibt es einige Steinbrüche, wo gute Mühl- und Schleifſteine gewonnen werden. Unter den zahlreichen Fabriken zeichnen ſich die Tuch- und Leinwandfabriken, die Gerbereien, Talgſchmelzereien, die Glasfabriken, die Hanfälmühlen (5900) und Branntweinbrennereien vorzüglich aus. Lebhafter Handel wird mit den Reſidenzſtädten ſowie mit dem Schwarzen und Kaſpiſchen Meere unterhalten. Die Einwohner, die faſt nur aus Groß- und Kleinruſſen oder Koſacken (auch Tſcherkeſſen genannt) beſtehen, bekennen ſich ſämmtlich zur griech. Kirche. Das Gouvernement zerfällt in 12 Kreiſe. Die Hauptſtadt O., Sitz eines Civilgouverneurs und eines Biſchofs, zählt 34973 E. (1863) und hat 24 Kirchen, zwei Klöſter, ein Prieſterſeminar, ein Gymnaſium nebſt adelicher Penſion ſowie vier Kreis- und Parochialſchulen, einen großen Kaufhof, ein altes, in ein Magazin verwandeltes Schloß. O. liegt reizend auf dem ſteilen Ufer der Oka, die hier die Orlika aufnimmt. Die Bevölkerung unterhält zahlreiche Fabriken, beſonders Leinwebereien, Gerbereien und Talgſiedereien, ſowie einen durch Jahrmärkte geförderten Handel und Verkehr. Unter den Kreisſtädten ſind die bedeutendſten: Jeléz, ein alter, aber freundlicher und ſchön gelegener Ort an der Sosna, mit 26505 E., 15 Kirchen, 2 Klöſtern, zahlreichen Gärten, vielen Fabriken, namentlich berühmter Fabrikation von verſchiedenen Sorten Weizenmehls und von Buchweizengrütze, ſowie mit ſtarkem Viehhandel; Liwny, an der Sosna und Liwenka, mit 13674 E., 6 Kirchen und mehrern Fabriken; Bálchow, an der Nugra, ein hübſcher Ort inmitten zahlreicher Gärten, mit 18540 E., 19 Kirchen, vielen Fabriken und bedeutendem Handel; Brjansk, an der Desna, mit 13241 E., 18 Kirchen, einem Kloſter, einem Arſenal, einer Kanonengießerei, 25 Gerbereien und ausgedehntem Handel mit Getreide, Hanfäl, Wachs und Honig. Im Kreiſe befinden ſich eine große Kryſtall-, Glas- und Spiegelfabrik, zahlreiche Glashütten, gegen 200 Oelmühlen und über 400 Theerhütten. Außerdem iſt zu nennen Mzensk, an der Suſcha, mit 13619 E. und 13 Kirchen, ein Stapelplatz für landwirthſchaftliche Producte, für Spiritus, Branntwein, Seife, Kreide, Schleifſteine u. ſ. w.

Orelli (Joh. Kaspar), ausgezeichneter Philolog und Kritiker, geb. zu Zürich 13. Febr. 1787, erhielt ſeine erſte Bildung zu Wädenſchweil, wo ſein Vater einige Zeit Landvogt war, und ſeit 1799 beſuchte er das Caralinum in Zürich. Er widmete ſich mit Eifer und Erfolg beſonders dem Studium der alten, aber auch neuern Sprachen und Literatur und ward 1806 als Geiſt-

licher ordinirt. Im Institute Pestalozzi's lernte er diesen selbst und dessen Unterrichtsmethode kennen, für die er ein lebhaftes Interesse gewann. Zu Bergamo, wo er 1807—13 als Hauslehrer lebte, hielt er religiöse Vorträge in deutscher, franz. und hauptsächlich ital. Sprache. Hier faßte er den Plan zu einer Geschichte der ital. Literatur, ließ auch schon 1810 zwei Hefte «Beiträge zur Geschichte der ital. Poesie» erscheinen. 1813 folgte O. gern einem Rufe an die Cantonsschule zu Chur, zumal ihm der Predigerberuf zu Bergamo seiner kirchlichen Ansichten wegen verleidet war. In seiner Stellung als Lehrer wirkte er nun mit rastlosem Eifer zur Förderung der Anstalt. 1819 kehrte O. als Professor der Eloquenz und Hermeneutik in seine Vaterstadt zurück, und nach Gründung der züricher Hochschule, wofür er selbst thätig gewirkt hatte, war er eine der Zierden derselben. In dieser Zeit seines thätigen Lebens veröffentlichte er die meisten seiner gelehrten Werke und führte zugleich zahlreiche Schüler durch lebendige und belebende Vorträge in den Geist des Alterthums ein. Auch betheiligte er sich durch Wort und That an allen bedeutenden Zeitbestrebungen, so an der Sache Griechenlands, den polit. Reformen seines Heimatlandes, der Umgestaltung des Schulwesens u. s. w. O. starb 6. Jan. 1849. Unter seinen zahlreichen, mit echt kritischem Geiste veranstalteten Ausgaben griech. und besonders röm. Classiker sind vor allem zu nennen die des Horaz, des Tacitus und der Werke Cicero's, an welche sich eine Ausgabe der Scholiasten des Cicero (Zür. 1833) und ein «Onomasticon Tullianum» (3 Bde., Zür. 1836—38) anschloß. Letztere beide Werke bearbeitete O. gemeinschaftlich mit Baiter, der auch nebst Halm die Vollendung der zweiten Ausgabe des Cicero übernahm. Ferner nahm O. an Baiter's und Sauppe's Ausgabe der Werke des Plato wesentlichen Antheil. Von seinen übrigen philolog. Arbeiten ist die «Inscriptionum Latinarum selectarum collectio» (2 Bde., Zür. 1828) von hohem Werthe. — Konrad O., des vorigen Bruder, geb. in Zürich 6. Nov. 1788, erhielt 1810 die Ordination, widmete sich aber dem Lehrerstande und wurde 1819 Lehrer der franz. Sprache an der Bürgerschule in Zürich, 1833 daselbst Professor der Philosophie am obern Gymnasium und Lehrer der franz. Sprache an der Industrieschule. In dieser Stellung starb er 10. Juli 1854. O. bearbeitete von der 3. bis 16. Aufl. (Aargau 1852) Hirzel's «Franz. Grammatik» und schrieb unter anderm eine «Altfranz. Grammatik» (2. Aufl., Zür. 1848) und «Spinoza's Leben und Lehre» (2. Aufl., Zür. 1850).

Orenburg, ein russ. Gouvernement auf der Grenze von Europa und Asien, hatte, nachdem drei seiner Kreise (Bugulma, Buguruslan und Busulut) zu dem durch Ukas vom 6. (18.) Dec. 1850 neugebildeten Gouvernement Samara geschlagen worden, mit Einschluß des von ihm abhängigen Landes der Uralischen Kosacken ein Areal von 6917,31 Q.-M. und 1851 eine Bevölkerung von 1,712718 E. Davon entfielen, den Uralfluß als Grenze angenommen, auf die cisuralische oder europ. Seite 4685,12, auf die transuralische oder asiat. Seite 2232,19 Q.-M. und von der Gesammtbevölkerung auf erstere 75,56 Proc. (1,249149), auf letztere 24,44 Proc. (418596). Die Zahl der Uralischen Kosacken betrug damals (1851) 67002, die der Orenburgischen 175659, zusammen 243661 Seelen. 1863 wurde die Zahl der Gouvernementsbevölkerung zu 1,843371 angegeben, ungerechnet der etwa 250000 Kosacken, deren bestimmte Zahl sich 1866 auf 258396 belief. Das Gouvernement O. grenzt im O. an Tobolsk in Sibirien, im N. an Perm, im NW. an Wjätka und Kasan, im W. an Samara, im S. und SO. an das Steppengebiet der Kleinen Kirgisenhorde oder der Orenburgischen Kirgisen, von welchem es im allgemeinen durch den Mittel- und Unterlauf des Ural sowie von einer Strecke des obern Tobol getrennt ist. Das Land ist theils ein von dem breiten Rücken des südlichen oder Orenburger Ural (im Iremel 4758 F. hoch) sowie gegen SW. von der Landhöhe Obtschij-Syrt durchzogenes waldreiches Bergland und hier nicht ohne malerische Scenerie, theils aber auch ödes Steppenland, das im W. von Baschkiren, im S. und SO. von Kirgisen durchwandert wird. Die zahlreichen Gewässer sammeln sich im Westen zu der Bjelaja, welche in den Wolgazufluß Kama geht, in der Mitte zum Ural oder Jaik, auf der sibirischen oder Ostseite, die eine sehr große Menge von Seen darbietet, zum Tobol. Die Bevölkerung umfaßt etwas über 1 Mill. Christen, 8—900000 Mohammedaner und gegen 60000 Heiden. Unter den turk-tatar. Bewohnern sind am zahlreichsten die Baschkiren, über $^2/_5$ Mill. Dann folgen die Teptjaren, die Metscherjaken, die Tataren, die Tschuwaschen. Minder zahlreich sind die Völker finn. Stammes, wie die Tscheremissen, Wotjaken und Mordwinen, zusammen etwa 134000. Fast $^1/_3$ des Areals ist mit Wald bedeckt, etwa die Hälfte Unland, nur $^1/_{17}$ beackertes Culturland. Viehzucht wird in großem Maßstabe getrieben, und das Gouvernement hat unter allen am meisten Pferde. Man gewinnt Eisen und Kupfer, unterhält Gießereien und Hammerwerke sowie ansehnliche Goldwäschereien. Seine Hauptbedeutung aber erhält das Land als Centralgebiet und Passageland des mittelasiat. und

ruſſ. Handels, der namentlich zwiſchen der Stadt O. und den Kirgiſenländern, Bokhara, Khokand und Chiwa durch Karavanen (Pferde und Kamele) lebhaft unterhalten wird. Ein- und Ausfuhr über die Stadt O. beliefen ſich 1840—50 auf 15½ Mill. Rubel, 1861 der Export auf 5,882335, der Import auf 8,371695 Rubel. 1863 wurde die Ausfuhr an der Grenze von O. und Sibirien zu 4,904925, die Einfuhr zu 9,760727 Rubel angegeben. Aus Aſien kommen hauptſächlich Baumwolle, Rohſeide, getrocknete Früchte, Reis, Krapp, rohe Häute, Schlachtvieh. Exportirt werden Baumwollwaaren, Tuch, Eiſen, Kupfer, Wolle u. ſ. w. Eigenthümlich iſt die Weiſe, wie die Grenze geſichert wird. Auf je 3—4 M. Entfernung befindet ſich ein von Koſacken bewohnter befeſtigter Ort. Die kleinern dieſer Orte heißen Redouten oder Vorpoſten, die größern Krepoſt. Nur die letztern haben einen von Wall und Graben umzogenen Raum, der die Kirche, die Magazine u. ſ. w. enthält. Dieſe Feſtungsreihe bildet längs der Südgrenze bis zum Tobol die Orenburgiſche Linie und iſt von den Orenburgiſchen Koſacken beſetzt. Im Anſchluß an dieſe zieht ſich einerſeits außerhalb des Gouvernements gegen Oſten die Iſchimſche und die Irtyſchlinie bis zur chineſ. Grenze, andererſeits die Linien der Uraliſchen Koſacken vom Krepoſt Iezkoi-Gorodok unterhalb der Stadt O. längs des Uralſtroms erſt gegen Weſten, dann gegen Süden bis zum Kaſpiſchen Meere hinab. Das Land zwiſchen dieſer letztern Stromlinie, den Gouvernements Samara und Saratow, und dem an das Gouvernement Aſtrachan ſtoßenden wüſten Gebiete der Bukejew- oder Innern Horde der Kirgiſen (ſ. d.) heißt das Land der Uraliſchen Koſacken und ſteht nebſt den Gebieten der Bukejewhorde (1082 Q.-M. mit 82000 E.) und der Kleinen oder Orenburgiſchen Horde (17255 Q.-M. mit 800000 E.) unter dem Gouverneur von O., ſodaß das ganze Orenburgiſche Ländergebiet 25254 Q.-M. mit nahezu 2,984000 E. umfaßt.

Die Hauptſtadt des Gouvernements O. war Ufa (ſ. d.), bis daſſelbe durch Ukas vom 17. Mai 1865 in die zwei Gouvernements O. und Ufa getheilt wurde. Die Hauptſtadt des Gouvernements O. in ſeinen neuen Grenzen iſt die Stadt O., am rechten Ufer des Ural in dürrer Steppe gelegen, 1742 erbaut, Sitz des Civilgouverneurs und des General-Militärgouverneurs von O. und Samara, die Hauptfeſtung der nach ihr benannten Linie, Sammelpunkt für die Karavanen aus Mittelaſien, mit einzelnliegenden Häuſern in breiten, ungepflaſterten Straßen. Der Ort hat zwei Kathedralen, fünf andere griech. Kirchen, ein luth. Bethaus, eine Moſchee, ein Gymnaſium, eine Militär-, eine Töchter-, eine Kreis- und eine Pfarrſchule, einen großen Kaufhof und zählt 27593 E., die zahlreiche Fabriken unterhalten. Bemerkenswerth ſind außerdem: das überaus wichtige Iezkiſche Steinſalzwerk, ſüdlich von der Hauptſtadt am Uralzufluß Ilek, welches jährlich ½—2 Mill. Pud Salz liefert; Orsk, an der erſten Biegung des Ural gegen Weſten, eine Feſtung mit 4200 E.; dann auf der Oſtſeite des Uralgebirgs Werchne-Uralsk am linken Ufer des obern Ural, mit 4149 E.; Troizk, am Tobolzufluß Uj, nach O. die wichtigſte Handelsſtadt, mit 6188 E., einem Tauſchhof und berühmter Meſſe (15. Mai bis 15. Juni); Tſchelabinsk, am Mjas unweit der Nordgrenze, mit 5857 E.; endlich die Bergſtadt Slatouſt, am Ai, einem Zufluß der obern Ufa, in dem metallreichen Ilmengebirge, 1230 F. über dem Meere gelegen, mit 9640 E., einer trefflichen Waffenfabrik (mit deutſchen Klingenſchmieden) und Eiſenhämmern von großer Ausdehnung. Unfern davon gegen SW. liegt das 1776 gegründete Hüttenwerk Mijask, in einer an Goldſeifen überaus reichen Gegend. Im Lande der Uraliſchen Koſacken liegen die Hauptſtadt Uralsk an dem hier gegen Süden ſich zum Meere wendenden Uralfluß, eine 1613 erbaute Feſtung mit 10820 E., und an der Mündung des Stroms in das Kaſpiſche Meer die Stadt Gurjew mit 2098 E. — Das Gebiet des Gouvernements O., im 16. Jahrh. unter dem Namen der Baſchkirei bekannt und von Nomadenvölkern durchzogen, unterwarf ſich, von den Kirgiſen bedrängt, 1556 freiwillig dem Zar von Moskau. Zwiſchen 1574 und 1586 wurde die Feſtung Ufa angelegt; auch ließen ſich damals die Koſacken am Ural nieder. 1708 wurde das Land zum Gouvernement Kaſan geſchlagen und 1744 als beſonderes Gouvernement organiſirt.

Orenſe, Hauptſtadt (Ciudad) und Biſchofsſitz der gleichnamigen Provinz (128,7 Q.-M. mit 383340 E. im J. 1860) im ſpan. Königreich Galicien, am linken Ufer des Miño, auf einem von höhern Bergen umgebenen Hügel gelegen, iſt regelmäßig und gut gebaut, hat eine ſehr ſtattliche Kathedrale und zwei Pfarrkirchen, zwei Klöſter, ein großes Prieſterſeminar und zählt (1860) mit ihrem Gebiet 10775 E., welche Leinengarn, Chocolade und vorzügliche Schinken liefern. O. iſt berühmt wegen ſeiner impoſanten Brücke über den Miño, welche 1319 F. lang, 18 F. breit iſt und 7 Bogen (der mittelſte in der Höhe 137, in der Spannung 156 F.) hat, ſowie wegen der am Fuße des Stadthügels faſt ſiedendheiß hervorſprudelnden, ſchon den Römern

bekannten Schwefelquellen Las Burgas, die ſtark benutzt werden. Außerdem gibt es in der Nähe noch andere Schwefelwäſſer zu Caldas und Mende. In der Umgebung der Stadt wächſt guter Wein. O. hieß bei den Römern Aquae Originis, im Mittelalter Auria, Aurienſe oder Orienſe und war ſehr frühzeitig Sitz eines Bisthums, das, nach der Zerſtörung durch die Araber, um 884 von Alfons I. wiederhergeſtellt wurde.

Oreodoxa nannte Martius eine Palmengattung aus der Gruppe der Coccineen, deren Arten in Weſtindien und dem tropiſchen Südamerika zu Hauſe und durch Schönheit und Nutzbarkeit ausgezeichnet ſind. Sie haben hohe, geringelte Stämme, lange, kammförmig-fiederſchnittige Blätter, einhäuſige Blütenkolben, ſechs bis zwölf Staubgefäße in den männlichen Blüten, in den weiblichen einen dreifächerigen Fruchtknoten mit drei Narben, woraus eine ovale Steinbeere mit faſeriger Außenſchicht entſteht. Zu dieſer Gattung gehört die auf den Antillen heimiſche Kohlpalme (O. oleracea Mart.), deren Herzblätter als Kohl oder Salat genoſſen werden und in Eſſig eingemacht als Palmenkohl ſogar bisweilen nach Europa kommen. Die Höhe des Schafts ſoll nach den einen bis 70, nach den andern bis 200 F. betragen. Der Stamm iſt gleichmäßig dick; aus ſeinem Holze verfertigt man Stöcke, aus dem Mark Sago. Noch berühmter iſt die Königspalme von Havana (O. regia Humb. B. K.), welche auf Cuba ſowol wild als angepflanzt vorkommt und dort namentlich als Alleebaum Verwendung findet. Ihr 70—80 F. hoher Stamm entſpringt aus einer dicken Baſis, iſt überaus ſchlank, doch in der Mitte verdickt, grün, und trägt eine gewaltige Krone, deren elegant zerſchnittene Blätter allgemein zum Dachdecken benutzt werden. Die äußere, 2—3 Zoll ſtarke Schicht des Stammes iſt ſteinhart, ſodaß oft die Aexte an ihr zerſplittern, das Innere weich. Die Stämme verwendet man zu Dachſparren, die Blütenſcheiden zu Waſſerbehältern ſowie zum Emballiren, die erbſengroßen Früchte als Schweinefutter.

Oreſtes, der Sohn des Agamemnon (ſ. d.) und der Klytämneſtra, Bruder der Chryſothemis, Laodike (bei den Tragikern Elektra) und Iphianaſſa (bei den Tragikern Iphigenia; Sophokles nennt beide nebeneinander), kam im achten Jahre nach der Ermordung ſeines Vaters, der ihn bei der Rückkehr von Troja nicht wiedergeſehen hatte, von Athen nach Mykene und rächte den Vater an Aegiſthos und ſeiner Mutter. Dieſes iſt die einfache Erzählung der Homeriſchen Odyſſee, die von den Tragikern, welche den O. zu einem der Haupthelden der griech. Tragödie gemacht haben, mehrfach erweitert worden iſt. Nach ihnen würde bei der Ermordung des Agamemnon den O. daſſelbe Schickſal betroffen haben, wenn ihn nicht Elektra durch ſeinen Erzieher zum Könige von Phokis, Strophios, dem Gatten der Schweſter Agamemnon's, geflüchtet hätte. Hier wuchs O. mit dem Sohne des Strophios, Pylades (ſ. d.), zuſammen auf und ſchloß mit dieſem einen im Alterthum viel gefeierten Freundſchaftsbund. In ſeinem Plane, den Vater an ſeinen Mördern zu rächen, von dem delphiſchen Gotte ſelbſt beſtärkt und von der Elektra oft dazu aufgefordert, kam er mit Pylades in ſeine Heimat zurück und ermordete die Klytämneſtra nebſt ihrem Buhlen. Doch nun verfiel er als Muttermörder den Eumeniden (ſ. d.), die ihn in Raſerei ſtürzten und unabläſſig verfolgten, bis er auf Apollo's Rath ſeine Zuflucht nach Athen nahm, wo Athene ſeine Sache zur Entſcheidung vor den Areopag brachte. Bei der Abſtimmung waren die Stimmen gleich; da legte Athene ihre Stimme ein zu den freiſprechenden und entſchied ſo den Streit zu Gunſten des O.; die Eumeniden wurden durch Stiftung eines Heiligthums für ſie in Athen verſöhnt. Nach einer andern Wendung der Sage befahl Apollo dem O. auf ſein Befragen, wie er von ſeiner Qual befreit werden könne, nach Taurien zu ſchiffen, um von dort das Bild der Artemis zu holen. In Begleitung des Pylades ging er dahin. Bei ihrer Ankunft wurden beide ergriffen und ſollten nach Landesbrauch als Fremdlinge der Artemis geopfert werden, Iphigenia (ſ. d.) als Prieſterin ſollte dieſe Opferung vollziehen. Aber die Schweſter erkannte den Bruder, entwendete mit Liſt jenes Bild und entkam mit ihnen glücklich in ihre Heimat. Hier lebte nun O. ruhig als König von Mykene, Argos und Sparta und vermählte ſich mit Hermione, der Tochter des Menelaos, mit der er den Tiſamenos zeugte. Seinen Tod ſoll er in hohem Alter durch einen Schlangenbiß in Arkadien gefunden haben und in Tegea beſtattet worden ſein, von wo einem Orakel zufolge ſeine Gebeine nach Sparta gebracht wurden. Unter den uns erhaltenen griech. Tragödien behandeln die Oreſtesſage die mit dem «Agamemnon» die Trilogie «Oreſteia» bildenden Stücke «Choëphoren» und «Eumeniden» des Aeſchylos, die «Elektra» des Sophokles, die «Elektra», «Oreſtes» und «Iphigeneia in Taurien» des Euripides. Aus der ſpäteſten Zeit des röm. Alterthums beſitzen wir eine epiſche Behandlung der Sage in 971 lat. Hexametern unter dem Titel «Orestis tragoedia» von einem unbekannten Verfaſſer (herausg. von Mähly, Lpz. 1866).

Orfila (Matthieu Joſ. Bonaventure), franz. Arzt und Chemiker, beſonders bekannt durch ſeine Wirkſamkeit auf dem Gebiete der gerichtlichen Medicin, geb. 24. April 1787 zu Mahon auf Minorca, wo ſein Vater als wohlhabender Kaufmann lebte, beſuchte die Schulen ſeiner Vaterſtadt, machte 1801 eine Reiſe nach Aegypten und Italien und widmete ſich, urſprünglich zum Seedienſt beſtimmt, ſeit 1805 zu Valencia, Barcelona, Madrid und Paris der Heilkunde. Nachdem er in Paris 1811 die medic. Doctorwürde erworben hatte, hielt er Vorträge über Chemie, Botanik und Anatomie, die ihm neben ſeiner medic. Praxis bald einen bedeutenden Ruf und eine behagliche Stellung verſchafften. Eine Einladung nach Spanien 1816 lehnte er ab; dagegen wurde er 1819 zum Profeſſor der gerichtlichen Medicin und Toxikologie ernannt. Von dieſer Stelle 1822 dispenſirt, erhielt er 1823 die Profeſſur der medic. Chemie und gerichtlichen Medicin. Sein erſtes Hauptwerk, der «Traité des poisons, ou toxicologie générale» (2 Bde., Par. 1814; 5. Aufl., 2 Bde., Par. 1852), welchem einige Jahre darauf die «Éléments de chimie médicale» (2 Bde., Par. 1817; 8. Aufl., 3 Bde., 1851) folgten, war ein Werk von höchſter und nachhaltigſter wiſſenſchaftlicher Bedeutung, das ſeinen Verfaſſer den Autoritäten des Fachs beigeſellte. Ludwig XVIII. ernannte O. zu ſeinem Leibarzte, Ludwig Philipp ſeit 1830 erſt zum Offizier, dann zum Großoffizier der Ehrenlegion, zum Dekan der medic. Facultät, Mitglied des Generalraths der Hospitäler und des Generalraths des Seine-Departements u. ſ. w. Dabei entwickelte er vor Gericht eine außerordentliche Thätigkeit, die ihn öfters in Streitigkeiten verwickelte, bei denen auch ſeine conſervative polit. Geſinnung nicht ohne Anfechtungen blieb. Bekannt wurde unter anderm ſeine Controverſe mit Raspail bei Gelegenheit des Proceſſes Laſarge. Auch in den Proceß Bocarmé war O.'s Name verflochten. Seit der Februarrevolution 1848 ſeiner Function in der medic. Facultät enthoben, ſtarb er 12. März 1853 zu Paris. Als Schriftſteller genießt O. eines Weltrufs im eigentlichen Sinne des Worts. Die meiſten ſeiner Werke, wie außer den genannten namentlich die «Leçons de médecine légale» (3 Bde., Par. 1823; 4. Aufl. 1846) und der «Traité de toxicologie» (2 Bde., Par. 1831; 5. Aufl. 1852), ſind zum Theil ſelbſt wiederholt in alle abendländ. Sprachen, der «Secours à donner aux personnes empoissonnées ou asphyxiées» (Par. 1818; 6. Aufl. 1832) ſelbſt ins Arabiſche und Türkiſche überſetzt worden. In Verbindung mit Leſueur bearbeitete O. den «Traité des exhumations juridiques» (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1836).

Organ (griech. organon) heißt Werkzeug oder Inſtrument, als ein Mittel, wodurch beſtimmte Zwecke erreicht werden. Der Sprachgebrauch hat aber zwiſchen dem griech. organon und dem lat. instrumentum den Unterſchied feſtgeſtellt, daß unter Inſtrumenten mechaniſch wirkende und durch äußere Kräfte in Bewegung geſetzte Werkzeuge, unter O. hingegen die Werkzeuge eines durch innere Kräfte in Bewegung geſetzten lebendigen Organismus verſtanden werden. Das charakteriſtiſche Unterſcheidungsmerkmal des Organismus im Gegenſatz zur Maſchine iſt ſeine durch innere Zweckmäßigkeit hervorgebrachte Selbſterhaltung, wonach zwiſchen ſeinen Gliedern als O. ein ſolcher Zuſammenhang geſetzt iſt, daß die Erhaltung des einen von der Erhaltung des andern und umgekehrt abhängt. Die Pflanze wächſt z. B. durch den Saft, durch welchen ſie neue Zellen bildet, aber der Saft iſt ſeiner Miſchung nach ein Product der Pflanze aus den aſſimilirten Stoffen; die Blätter werden vom Stamme aus erzeugt, dienen aber auch wieder dem Stamme, u. ſ. w. Obgleich dieſe Wechſelwirkung in Betreff der verſchiedenen O. ihre ſehr verſchiedenen Grade hat, ſo unterſcheidet ſich doch durch ſie der Organismus ſtreng von der Maſchine, bei welcher die verſchiedenen Theile zwar ebenfalls auf einen beſtimmten Zweck arbeiten, ohne daß ſie aber ſich untereinander erzeugen und hervorbringen. Zu der gegenſeitigen Erzeugung der Theile auf Veranlaſſung einer Aſſimilation äußerer Stoffe tritt beim Organismus noch die Erzeugung ähnlicher Organismen in der Fortpflanzung. Man hat daher den Organismus definirt als Naturganzes, in welchem ſämmtliche Theile ſich gegenſeitig als Mittel und Zweck verhalten. In der Stufenfolge der natürlichen Organismen, von den niedrigſten Pflanzen und Thieren bis zum Menſchen hinauf, iſt ein wachſender Reichthum der O. und ihrer Functionen zu bemerken. Im Thierreiche erſcheint das organiſche Leben als Träger der Functionen ſinnlicher Empfindung und ſpontaner Bewegung; im Pflanzenreiche zeigt es ſich auf die Functionen des Wachsthums, der Aſſimilation und Fortpflanzung beſchränkt. Die Frage nach dem Weſen des Organiſationsproceſſes ſchließt beſonders die Frage nach dem Verhältniß des chem. Proceſſes als ſeines Anfangs zu den pſychiſchen Functionen als ſeiner höchſten Blüte in ſich. Dabei beſteht die Schwierigkeit bei der Erklärung organiſcher Proceſſe hauptſächlich darin, daß wir gewohnt ſind, bei einer Ausführung von Zwecken an ein bewußtes Handeln und an Vorſtellungsvorgänge zu denken, und hier im Widerſpruch damit ein

zweckmäßiges Wirken antreffen, welches ſich ohne alles Vorſtellungsleben vollzieht. Die naturphiloſ. Schule ergriff zur Auflöſung dieſes Widerſpruchs den Ausweg, daß in den organiſchen Proceſſen zwar ſchon ein vorſtellendes oder pſychiſches Princip, aber erſt auf latente Art wirke, nämlich ſo, daß auf der Stufe der Vegetation daſſelbe Princip nur erſt ſeine Wirkſamkeit nach außen als eine Erregung der chem. Proceſſe zu höhern und vollkommenern Producten äußere, welches hernach im Empfindungsleben der Thiere ſeine Wirkſamkeit nach innen als ein Vorſtellungsleben noch mit dazu hervortreten laſſe. Die Zweckmäßigkeit im Begriff des Organismus unterſcheidet ſich von der Zwecksetzung im Vorſtellungsleben darin, daß bei der erſtern der Zweck auch ebenſo wol als Mittel und das Mittel als Zweck gelten kann, was bei der letztern nicht der Fall iſt. Nachdem man den Begriff des Organiſchen im Naturgebiete feſtgeſtellt hatte, fand man denſelben ebenfalls anwendbar auf Gegenſtände anderer Art, z. B. Wiſſenſchaften, Kunſtwerke, insbeſondere aber auf das Staatsleben und alle geſellſchaftlichen Zuſammenhänge der Menſchen untereinander. Denn im geſelligen Verkehr iſt jedes Glied deſſelben nicht blos Mittel, ſondern zugleich auch Zweck, um, indem es zum Beſtehen des Ganzen mitwirkt, durch die Idee des Ganzen wiederum ſeiner Stellung und Function nach beſtimmt zu werden. Daher wird dann auch das Staatsweſen um ſo mehr den Namen eines organiſchen verdienen, je vollſtändiger das Ganze nicht nur auf jeden Einzelnen einwirkt, ſondern auch von jedem Einzelnen lebendige Rückwirkungen empfängt, oder je mehr die einzelnen Individuen ſich an den Intereſſen und Funetionen des Ganzen ſelbſtändig mitbethätigen. Den Gegenſatz hierzu bildet der Staatsmechanismus als das Verhältniß, worin den Einzelnen keine ſelbſtthätige Theilnahme an den Intereſſen und Functionen des Ganzen, an der Geſetzgebung, Verwaltung, Beſteuerung u. ſ. ſ. geſtattet iſt. Ueberhaupt verſteht man unter dem Organiſchen jedes Verhältniß einer Wechſelwirkung und Wechſelbeziehung im Gegenſatz zum Mechaniſchen, als dem Verhältniſſe einſeitiger Wirkung und Beziehung. Und weil in allen ſocialen Sitten und Einrichtungen ein geſundes und kräftiges Leben nur durch lebendige Wechſelwirkung der Individuen gedeiht, ſo hat man den Ausdruck des Organiſirens und der Organiſation auf jedwede Art von ſocialer Einrichtung oder Anordnung ausgedehnt, z. B. Organiſation des Schul- und Kirchenweſens, des Militärs u. dgl. Von einem Organismus der Wiſſenſchaften zu reden, hat inſofern einen rechten Sinn, als verſchiedene Wiſſenſchaften ſich häufig in gegenſeitiger Wechſelwirkung untereinander erzeugen, wie z. B. Politik und Geſchichte einerſeits, Mathematik und Phyſik andererſeits im Verhältniſſe wechſelſeitiger Anregung und Förderung ſtehen. Wird hingegen die Welt oder das Naturganze ein Organismus genannt, ſo iſt hiermit die naturphiloſ. Hypotheſe ausgeſprochen, daß die Geſtirne außer den phyſik. Wirkungen des Lichts und der Schwerkraft, welche ſie gegenſeitig voneinander empfangen, auch noch andere Beziehungen untereinander haben, wonach ſie auf teleologiſche Weiſe füreinander beſtimmt ſind, ähnlich wie in der uns näher anſchaulichen Naturſphäre der männliche zum weiblichen Organismus oder das Thier zu dem Elemente, in welchem es geboren iſt und lebt, in einem Verhältniſſe gegenſeitiger Zweckbeziehungen angetroffen wird. — Organiſch im Rechtsweſen insbeſondere nennt man Geſetze, Statuten u. dgl., inſoweit ſie die rechtlichen oder adminiſtrativen Grundlagen eines Inſtituts feſtſtellen, oder auch die Beſtimmungen über die Grundſätze und Grundformen enthalten, nach welchen ein zuſammengeſetztes Rechts- oder Verwaltungsinſtitut eingerichtet werden ſoll.

Orgel, das bekannte, vornehmlich kirchlichen Zwecken dienende Taſteninſtrument, deſſen Klänge durch Schwingungen der Luft in Pfeifen entſtehen (daher ebenſo gut zu den Blasinſtrumenten zu zählen), und überhaupt das größte und volltönendſte unter allen Tonwerkzeugen. Der Vortheil, daß auf der O., wie auf dem Klavier, Melodie und Harmonie zugleich ausgeübt werden können, verbunden mit der Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Stimmen, gewährt eine Pracht und Fülle der Wirkung auf das Gehör und das Gemüth, die wol hinreicht, den Mangel verſchiedener Feinheiten des Geſchmacks, beſonders des Crescendo und Decrescendo zu erſetzen, dem man indeß auch neuerdings abzuhelfen verſucht hat. Ueberdies gewinnt die O. durch die Eigenſchaft, daß jeder Ton in gleicher Stärke klingend erhalten werden kann, den Vortheil, daß ſie vorzüglich zu dem gebundenen, ernſten und feierlichen Stile, wie er namentlich in der Kirche erfordert wird, und zu den ſtärkſten Verwickelungen in der Harmonie geeignet iſt, weshalb ſie aber auch einen Spieler erfordert, der, mit dem Weſen und Umfange der Harmonie vertraut, die Geſchicklichkeit beſitzt, ſeine muſikaliſchen Gedanken ſchnell zu ordnen und zu ihrer Auflöſung die entſprechendſten Mittel zu wählen. Die Hauptbeſtandtheile der O. ſind die zinnernen oder hölzernen Pfeifen von 4, 8, 16 Fuß u. ſ. w., deren Länge durch die Höhe oder Tiefe des Tones beſtimmt iſt, die Regiſter oder Züge, wodurch einer Orgelſtimme der Zugang des Windes

entweder verſperrt oder eröffnet wird, das Manual, aus einer oder mehrern Klaviaturen beſtehend, und das Pedal (ſ. d.), die Blaſebälge und die Windlade. Vgl. Töpfer, «Orgelbaukunſt» (Weim. 1833); Seidel, «Die O. und ihr Bau» (2. Aufl., Berl. 1844).

Einige leiten den Urſprung der O. von den uralten Pfeifenwerken der Chineſen und Hindu ab; andere von denen der Hebräer, deren Nachkommen die O. ſchon in dem Tempel Salomonis, jedoch ohne Beweis, vorausſetzen, oder von der Sackpfeife; noch andere von einem der O. ähnlichern Inſtrumente der Griechen, der Waſſerorgel. Neben dieſer nämlich findet ſich die pneumatiſche O. oder die Windorgel ſchon im 3. und 4. Jahrh. erwähnt, und ein Epigramm in der griech. Anthologie, welches dem Kaiſer Julian beigelegt wird, beſchreibt dieſelbe mit Blaſebälgen, ehernen Pfeifen und Taſtatur als eine wunderbare Erſcheinung. Aus Griechenland ſcheint ſie ſich langſam in dem Abendlande verbreitet zu haben. Caſſiodorus, der im 6. Jahrh. in Italien lebte, beſchreibt eine Windorgel, und gleichzeitig war die O. auch unter den Franken bekannt. Erſt ſpäter wurden ſie in den Kirchen eingeführt, theils weil ſie früher zu koſtbar waren, theils auch weil die Päpſte Neuerungen in der Einrichtung der Kirche nicht liebten. In den Kirchen des Abendlandes kamen ſie erſt im 9. Jahrh. häufiger vor. Die Vervollkommnung der Windorgeln aber ſchritt ſo langſam vor, daß man ſich nicht wundern darf, wenn ſie häufig für eine erſt ſpäte Erfindung ausgegeben worden ſind und man ſogar behauptet hat, daß die erſte O., ſo wie wir ſie jetzt haben, 1312 durch einen Deutſchen zu Venedig erbaut worden ſei. Gewiß iſt, daß erſt im 14. Jahrh. in Deutſchland ihr Gebrauch allgemeiner wurde. Doch blieben die O. noch lange ſo unvollkommen, daß man einen vollſtändigen Accord nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral ſpielen konnte. Erſt nach und nach verſchwanden die breiten Taſten, man ſchob zwiſchen die diatoniſchen Töne die halben Töne ein und beſchäftigte auf einer zweiten Klaviatur auch die linke Hand. 1444 verfertigte H. Droßdorf aus Mainz eine große O. mit Pedal. Die größte O., die man bis zu Ende des 15. Jahrh. in Deutſchland kannte, war die in dem Stifte St.-Blaſius zu Braunſchweig, welche Heinr. Kranz daſelbſt 1499 erbaut hatte. Im 16. Jahrh. folgten die Verbeſſerungen der O. ſchneller aufeinander; man erfand die Scheidung des Pfeifenwerks in beſondere Regiſter und ſetzte die Stimmung der O. nach dem Chorton feſt. Beſonders wurden die Windladen und Blaſebälge verbeſſert, da von letztern bis dahin an einem Werke oft 20—24 geweſen waren und von 10—12 Menſchen hatten getreten werden müſſen. Den gegenwärtigen Grad von Vollkommenheit konnte die O. jedoch nicht eher erreichen, als bis im 17. Jahrh. von Chriſtian Förner die Windprobe erfunden worden war, durch welche bei allen Bälgen ein völlig gleicher Druck des Windes erhalten werden kann. Vgl. Sponſel, «Orgelhiſtorie» (Nürnb. 1771); Antony, «Geſchichtliche Darſtellung der Entſtehung und Vervollkommnung der Orgelwerke» (Münſt. 1832). Die größte O. iſt die in der Peterskirche zu Rom, welche hundert Stimmen hat. Andere große und künſtliche O. ſind die in der Petri- und Paulkirche zu Görlitz, im Münſter zu Strasburg, zu Ulm, zu Rothenburg an der Tauber, in der Stiftskirche zu Halberſtadt, in der Domkirche zu Merſeburg, in der Nikolaikirche zu Leipzig, in Maria-Magdalena zu Breslau, in der Kirche zu Harlem, im Kloſter zu Weingarten am Bodenſee und in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Als Orgelbauer haben ſich in neuerer Zeit in Deutſchland Troſt, Friederici, Schröter, Silbermann, Hildebrand, die Gebrüder Trampeli, Schulze, Buchholz, Mende, Jemlich, Ladegaſt, Walker berühmt gemacht.

Wie die O. das zuſammengeſetzteſte und kunſtreichſte muſikaliſche Inſtrument iſt, ſo erfordert auch das gute Orgelſpiel eine vorzügliche Kunſt. Zur Natur der O. gehört es, daß die Töne ununterbrochen fortklingen können; abgebrochene kurze Töne paſſen weniger für dieſes Inſtrument. Der Organiſt muß ſich alſo die Fertigkeit erwerben, im gebundenen Stile zu ſpielen. Die den Orgeltönen an ſich fehlenden Grade der Stärke und Schwäche können in ganzen Sätzen erſetzt werden durch den Gebrauch verſchiedener Regiſter. Jedes dieſer Regiſter aber hat ſeinen beſondern Charakter, iſt gleichſam ein beſonderes Blasinſtrument. Der gute Organiſt muß daher die Regiſter nach dieſem Charakter einzeln oder verbunden anwenden und dabei hauptſächlich auf den Umfang der Töne, welchen das beſondere Regiſter hat, genaue Rückſicht nehmen, um keine Mißverhältniſſe hervorzubringen. Was die Anwendung des Orgelſpiels beim Gottesdienſte betrifft, ſo kann der Organiſt ſeine Kunſt in Fugen, Variationen und Phantaſien nur zeigen bei der Einleitung und dem Ausgange des Gottesdienſtes oder in großen Zwiſchenſpielen, welche Hauptabſchnitte der Liturgie geſtatten. Einfach aber und ohne alle künſtliche Verzierungen muß das Orgelſpiel beim Choralgeſang ſein; denn es hat den Zweck, den Geſang der Gemeinde zu tragen, zu leiten und auszufüllen und darf daher mit dem Geſang der Gemeinde weder in Hinſicht der Bewegung noch in Hinſicht der Modulation in Zwie-

ſpalt ſtehen. Auch die Zwiſchenſpiele im Choral müſſen dem Charakter des einfachen Choralgeſangs und der Stimmung, welche der Choral ausſpricht, angemeſſen ſein. Sie dürfen nicht zu viel, zu überraſchend und unnatürlich moduliren und nicht zu weltlich ſich bewegen. Endlich wird das Orgelſpiel auch bei Muſikaufführungen bald begleitend, bald als Concertinſtrument angewendet. Bei der Begleitung wird dem Organiſten gewöhnlich die ſog. Generalbaßſtimme vorgelegt, in welcher nur der Grundbaß des Muſikſtücks nebſt den durch Zahlen bezeichneten Accorden angegeben iſt, und ſo ſagt man, er ſpiele den Generalbaß. In der Regel iſt aber die Begleitung der O. bei vollſtändig beſetzten Muſikſtücken überflüſſig und nur zur Verſtärkung einzelner Stellen anzuwenden. Nächſt Knecht's, Rink's und Werner's Orgelſchulen iſt zu nennen Güntersberg's «Fertiger Orgelſpieler» (2 Bde., Meiß. 1824). Die vorzüglichſten Componiſten für die O. ſind Türk, Kittel, Knecht, J. S. Bach, Häßler, A. E. Müller, Umbreit, Vierling, Krebs, Wolf, Rink, Becker, Heſſe, Köhler, Töpfer u. a. Zu den berühmteſten deutſchen Orgelſpielern gehören Joh. Schneider in Dresden, Becker in Leipzig, Heſſe in Breslau, Ritter in Merſeburg, Haupt in Berlin, Faißt in Stuttgart und Herzog in München.

Orgien (griech.) bezeichnen bei den Alten die geheimen und religiöſen Gebräuche und überhaupt den geheimen Gottesdienſt der Demeter, vorzugsweiſe aber die mit myſtiſchen Gebräuchen und trunkener Wildheit gefeierten Feſte des Bacchus (ſ. d.) und dann alle andern Feſte und Myſterien, die mit Lärm begangen wurden. Daher heißen O. noch jetzt nächtliche Trinkgelage, die mit andern Ausſchweifungen verbunden ſind.

Oriani (Barnabè), einer der berühmteſten ital. Aſtronomen, geb. zu Garignano bei Mailand 17. Juli 1752, erlangte ſchon frühzeitig ſeiner aſtron. Forſchungen wegen einen bedeutenden Ruf. 1786 von der Regierung nach London geſendet, um daſelbſt aſtron. Inſtrumente für die mailänder Sternwarte verfertigen zu laſſen, machte er dort die perſönliche Bekanntſchaft Herſchel's, mit dem er nachher in ſtetem Briefwechſel blieb. Nach ſeiner Rückkehr nahm er in Italien an der Meſſung eines Meridianbogens theil und leitete nebſt Reggio und de Ceſaris die Triangulirung zum Behuf einer Karte der Lombardei. Bei der Errichtung des Inſtituts von Italien wurde er zu einem der erſten 30 Mitglieder deſſelben und in der Folge von Napoleon zum Grafen und zum Senator des Königreichs Italien ernannt. Er war einer der erſten, welche die Bahn des Uranus beſtimmten, und als Piazzi 1801 die Ceres entdeckte, die er anfangs für einen Kometen hielt, war es O., der durch die Berechnung der Elemente ihrer Bahn die Entdeckung machte, daß ſie ein Planet ſei. Von ſeinen Werken ſind zu nennen: die «Tafeln des Uranus» (1783), die «Theoria planetae Mercurii» (1798) und ſeine claſſiſche «Trigonometria sphaerica» (Bologna 1806). Seine zahlreichen Abhandlungen enthalten treffliche Beiſpiele, Regeln und Bemerkungen für praktiſche Aſtronomie. Er ſtarb zu Mailand 12. Nov. 1832.

Oribaſius, berühmter Arzt aus Pergamum oder Sardes, geb. um 325, geſt. um 400 n. Chr., genoß das beſondere Vertrauen des Kaiſers Julianus, der ihn zu ſeinem Leibarzte und zugleich zum Quäſtor von Konſtantinopel ernannte. Seine Schriften galten lange Zeit als Quelle und Richtſchnur für die Arzneikunde, obwol er ſelbſt nur wenige neue Entdeckungen machte und mehr ein geſchickter Compilator war. Aus den frühern medic. Werken machte er nach einer ſyſtematiſchen Ordnung ziemlich vollſtändige Auszüge in 70 Büchern und ſtellte dann das Ganze wieder in eine kürzere Ueberſicht in 9 Büchern zuſammen. Nur einzelne Bücher haben ſich in griech. Sprache erhalten, von denen unter dem Titel «Medicinalia collecta» die zwei erſten Bücher von Gruner (2 Bde., Jena 1782), Buch 1—15 von Matthäi in «Veterum et clarorum medicorum Graecorum varia opuscula» (Mosk. 1808), Buch 44—45 und 48—50 von Mai in den «Classici auctores e vaticanis codicibus editi» (Bd. 4, Rom 1831) aus Handſchriften zuerſt bekannt gemacht worden ſind. Einzelnes war ſchon früher, freilich nur in Bruchſtücken erſchienen. Die meiſten Bücher des O. kannte man nur aus einer lat. Ueberſetzung, die von Roſarius unter dem Titel «Oribasii opera omnia» (3 Bde., Baſ. 1557) erſchien und von H. Stephanus in «Medicae artis principes» (2 Bde., Par. 1567) wieder abgedruckt wurde.

Orient, Morgen oder Oſten iſt im Gegenſatze zu Occident (ſ. d.) die Himmelsgegend, wo die Sonne ſcheinbar aufgeht. Orientaliſches Kaiſerthum nennt man das Byzantiniſche Reich (ſ. d.); Orientaliſche Chriſten ſind die Anhänger der Griechiſchen Kirche (ſ. d.) und letztere wird als Orientaliſche Kirche wiederum der abendländ. oder röm.-kath. Kirche entgegengeſetzt. Mit dem Namen O. oder Morgenland und Occident oder Abendland bezeichnet man auch im allgemeinen die beiden Welttheile Aſien und Europa, ſowol in ihrem tiefen innern Gegenſatze als in ihrer unauflöslichen Verknüpfung; denn beide Verhältniſſe gehen durch die ganze Weltgeſchichte hindurch. Während Aſien der Schauplatz der älteſten geſchichtlichen Entwickelung

des Menschengeschlechts gewesen, von dem die Anfänge der Cultur und der Religion wie die großen histor. Völker ausgegangen, sind diese befruchtenden Keime in Europa zu einer eigenthümlichen und selbständigen Entwickelung gediehen, deren beherrschender Einfluß wieder seit Jahrtausenden auf den O. zurückgewirkt hat. Schon geographisch fällt der Gegensatz in die Augen, worin Asien mit seinen mächtigen Gebirgsstöcken und seinen großen blühenden und fruchtbaren Thalebenen zu Europa steht. Die Natur hat es dort den Menschen unendlich viel leichter gemacht, sich den Genuß des Lebens zu sichern, der auf dem kargern Boden des westl. Welttheils erst errungen werden will. Unter der Einwirkung so verschiedener Verhältnisse sind auch die Völker, die aus Asien nach Europa wanderten, hier anders geartet und haben jene nordische Zähigkeit und Spannkraft angenommen, welche die Bevölkerung unsers Welttheils von der Asiens unterscheidet. Die passive und contemplative Art des Orientalen ist im Abendlande in Rührigkeit und thatenvolle Unruhe umgeschlagen, und Völker und Individuen haben sich hier bunt und mannichfach entfaltet, während sie in Asien noch große, unbeweglichere Massen bilden. Der mehr receptiven Geistesthätigkeit morgenländ. Völker gegenüber tritt bei den abendländischen jener schöpferische und unermüdete Thatentrieb hervor, welcher den Glanz und die Mannichfaltigkeit ihrer Geschichte ausmacht. Im O. haben sich aus eben diesen Gründen die patriarchalischen Formen des Regiments dauernd erhalten und sind entweder in der Gestalt des monarchischen Despotismus oder der priesterlichen Theokratie herrschend geblieben; im Abendlande bildeten diese Formen nur einen von den zahlreichen Uebergängen, durch welche die stetige und nie ruhende Entwickelung des europ. Welttheils hindurchgegangen ist. Im O. haben sich große umfangreiche Staaten auf mächtige Völkermassen gegründet und erhalten; im Occident wollten ähnliche Staatenbildungen nie dauernden Bestand gewinnen, sondern die Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Stammesarten, Sprachen, Bildungen u. s. w. hat sich hier eine besondere Existenz errungen. Die Geschichte des O. wechselt daher zwischen großen Massenbewegungen, deren erobernde und zerstörende Gewalt einzelne Perioden der Geschichte ausfüllt, und zwischen dem Zurücksinken in jene lethargische Ruhe, die von Natur, Volksart und Regierungsweise gleichmäßig begünstigt wird. Im Abendlande dagegen ist die Geschichte reicher und vielfältiger, ihr Charakter und ihre Localität vielseitiger, bunter und an Individualität ergiebiger: das Sonderleben hat sich hier auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit eine größere Geltung erkämpft als jemals im O. Aehnliche Gegensätze haben sich auch in den Gebieten der Dichtung und Kunst ausgeprägt. Während der O. an Bilderreichthum und Farbenpracht das Abendland überragt, hat es ihm nicht gelingen wollen, der überquellenden Macht seiner Phantasie die ordnenden Zügel anzulegen und die Harmonie der Kunst zu finden, welche die dichterischen Werke der begabtesten Nationen des Abendlandes auszeichnet. Indessen haben alle diese Gegensätze auch wiederum nirgends die innere Verwandtschaft völlig verdecken können, welche beide Welttheile miteinander verknüpft. Beides, der Gegensatz wie die Anziehungskraft, geht auch als Grundzug durch die ganze Weltgeschichte hindurch. Die größten Erschütterungen der Geschichte von den Perserkriegen und Alexander's orient. Culturzügen bis zu den Römerzeiten und den Kreuzzügen im Mittelalter, stellen die stete Wechselwirkung zwischen beiden Welttheilen, den Kampf und den gegenseitigen geistigen Austausch Europas und Asiens dar. In der gegenwärtigen Zeit verbreiten sich die Wurzeln der großen europ. Politik bis tief in den O., und von dem Ausgange des unentschiedenen Ringens um die Herrschaft in jenem östl. Welttheil hängt ein guter Theil der europ. Geschicke ab. Vgl. Beufey's Zeitschrift: «Orient und Occident» (Gött. 1860 fg.) — Orientalische Frage wird in der neuern Zeit vorzugsweise das polit. Problem über die Verhältnisse, die Entwickelung der Krisis und das Bestehen des Osmanischen Reichs (s. d.) und der damit verbundenen oder verbunden gewesenen Länder, also der Donaufürstenthümer, Montenegros, Aegyptens und der Barbaresken, Griechenlands und der Kaukasusländer, genannt. Im allgemeinen kann aber auch jedes den O., insbesondere Persien, Afghanistan, China, Japan betreffende polit. Problem, vorzüglich wenn es von allgemein europ. Bedeutung wird, so genannt werden. — Orientkrieg (s. d.) nennt man vorzugsweise den Krieg, welchen die Westmächte in Verbindung mit der Türkei 1853—56 gegen Rußland führten.

Orientalische Literatur und Sprachen ist gegenwärtig die gemeinsame Bezeichnung für die Sprachen und Literaturen aller Völker Asiens sowie des moslem. Afrika und Europa. Solange das wissenschaftliche Studium derselben in Europa sich nur auf die Sprachen und Literaturen der semit. Völker (Juden, Syrer, Chaldäer, Araber) beschränkte und höchstens die der christl. Armenier und Kopten in sein Bereich zog, verstand man unter orient. Literatur auch nur

die der ebengenannten Völker. Seit jedoch einerseits Europa durch Handel und Colonisation in einen lebhaftern Verkehr mit dem Orient getreten und mit fast allen Völkern Asiens und Afrikas in unmittelbare Berührung gekommen ist, andererseits sich in unserer Zeit immer mehr das Bestreben kund gibt, die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes bis zu seinen in Asien liegenden Uranfängen zu verfolgen und die Keime unsers modernen Seins dort aufzusuchen, sind auch die Sprachen und Literaturen des christl., jüd. und moslem. Orients nicht nur genauer und gründlicher durchforscht, sondern auch die Geisteswerke der Bewohner Hochasiens, der Völker des chines. und ind. Culturkreises in den Bereich wissenschaftlichen Studiums und praktischer Kenntnißnahme gezogen worden. Bereits ist es für einen Einzigen unmöglich, sich auf allen Gebieten zu gleicher Zeit mit Sicherheit zu bewegen. Daher haben sich von den Orientalisten einige vorzugsweise der Erschließung Ostasiens, der Literatur und Sprachen der Völker des chines. Culturkreises (Sinologen), andere der Durchforschung der ind. Welt (Indianisten), noch andere der wissenschaftlichen Bearbeitung und praktischen Erlernung der Sprachen des moslem. Orients (Arabisch, Persisch, Türkisch, nach Gelegenheit und Bedürfniß auch Malaiisch, Hindustanisch, Armenisch u. s. w.) zugewendet, während außerdem viele mit der Bibelforschung, namentlich der hebr. Alterthumswissenschaft, das Studium der ältern ganz oder beinahe ausgestorbenen Sprachen Vorderasiens (Phönizisch, Syrisch, Chaldäisch, Aethiopisch, assyr. und babylon. Alterthum u. s. w.) verbinden. Eine kleinere Anzahl von Forschern (die Aegyptialogen) haben sich der Aufhellung der altägypt. Verhältnisse gewidmet.

Die Aufmerksamkeit der europ. Gelehrten wendete sich schon im Mittelalter den orient. Sprachen, insbesondere dem Arabischen zu, und zwar aus zwei Hauptbeweggründen. Der erste Beweggrund war der Bekehrungseifer, welcher durch die Kenntniß des Arabischen die Mahammedaner widerlegen und zum Christenthume führen wollte. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. befahl Papst Innocenz IV., in Paris Lehrstühle für das Arabische zu errichten, für die auch Clemens IV. und Honorius IV. sich interessirten. Unter Clemens V. wurde 1311 auf der Synode zu Vienne beschlossen, daß zu Rom, Paris, Oxford, Bologna und Salamanca Lehrer des Arabischen und Chaldäischen angestellt sein sollten, damit man im Stande sei, die Mohammedaner und die Juden eines Bessern zu belehren. Namentlich schärfte auch Johann XXII. dem Bischof von Paris ein, daß er bei der Sorbonne auf die Erlernung dieser Sprachen sehe. Der zweite Beweggrund zur Beschäftigung mit der orient. Literatur war wissenschaftlicher Eifer, welcher die medic., astron. und philos. Schriften der Araber und die in arab. Uebersetzungen erhaltenen Werke des Aristoteles dem Abendlande zugänglich machen wollte. Auch regten hierzu unstreitig der Aufenthalt der Araber in Spanien und die Kreuzzüge gleichmäßig an. Schon in der letzten Hälfte des 12. Jahrh. erschienen lat. Uebersetzungen, namentlich aus dem Arabischen, die sich im Mittelalter sehr mehrten und seit dem 15. Jahrh. auch im Druck erschienen. Die Reformation belebte das Studium der orient. Sprachen durch die Anwendung desselben auf die biblische Exegese. Zur genauern Erforschung des hebr. Textes und der alten morgenländ. Uebersetzungen des Alten und Neuen Testaments studirten nun sowol Protestanten wie Katholiken das Rabbinische, Arabische, Syrische, Chaldäische, Samaritanische und Aethiopische. Bei den Katholiken kam auch noch die Sorge für ihre morgenländ. Missionen hinzu. Papst Urban VIII. stiftete 1627 für die kath. Missionen zu Rom das Collegium pro fide propaganda, in welchem die morgenländ. Sprachen gelehrt wurden. (S. Propaganda.) Die Jesuitenmissionare in China und Japan machten Europa auch mit den östl. Sprachen Asiens und ihrer Literatur bekannt. Eine mehr rein wissenschaftliche Richtung erhielt das orient. Sprachstudium seit der Mitte des 18. Jahrh. Man wollte nun diese Sprachen nicht mehr blos wegen biblischer und missionarischer Zwecke kennen lernen, sondern auch um die darin erhaltene Literatur und aus dieser die Bildung und die Geschichte der morgenländ. Völker zu erforschen. Der Engländer Will. Jones (s. d.) in Ostindien machte 1780—90 auf den Reichthum der indischen Literatur aufmerksam und stiftete zu Kalkutta 1784 die Asiatische Gesellschaft, welche ihre Wirkung für die morgenländ. Studien weit umher verbreitet hat. In Paris veranlaßte seit 1790 besonders Silvestre de Sacy (s. d.) eine umfassendere Benutzung der arab. Schriftsteller und ein gründlicheres Studium der arab. Sprache. Während bis dahin die orient. Studien den übrigen Wissenschaften gegenüber nur eine untergeordnete Stellung einnahmen, erhoben sie sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem ganz eigenen selbständigen Gebiet, schufen sich in den verschiedenen Asiatischen Gesellschaften (s. d.) einflußreiche Organe und sind seit einigen Jahrzehnten als ein unabweisbares Moment in unsern modernen Bildungsgang eingetreten. Haben auch bisher England, dann Rußland, Frankreich und die Niederlande der Kenntniß des Orients durch Beschaffung des

Materials den meisten Vorschub geleistet, so sind es besonders die Deutschen, welche sich um die rein wissenschaftliche Bearbeitung und histor. Durchdringung die meisten Verdienste erwarben. Namentlich wurde hier auf Grund orient. Forschung dem gesammten Sprachstudium ein ganz neues Leben eingehaucht, durch W. von Humboldt und Bopp erst die Sprachwissenschaft und vergleichende Sprachkunde geschaffen. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist der Einfluß, welchen die genauere Kenntniß orient. Geisteslebens auf andere Wissenschaften, wie Religions- und Culturgeschichte, Geographie, Ethnographie u. s. w., gewährt hat.

Die Haupttheile der orient. Literatur bilden: 1) die Chinesische Literatur. (S. Chinesische Sprache, Schrift und Literatur.) 2) Die Japanische Literatur, die sich an die chinesische anlehnt und mit ihr an Reichthum und Umfang wetteifert, aber noch ungenügend bekannt ist. (S. Japanische Sprache, Schrift und Literatur.) In Europa sind besonders Siebold, Pfizmeier und de Rosny für dieselbe thätig. 3) Die Hinterindische Literatur, worunter wir die Werke der Tunkinesen, Cochinchinesen, Siamesen und Birmanen umfassen. Einen Haupttheil derselben bilden theol. Bücher, welche die Lehren und Sagen der buddhistischen Religion enthalten. Nächstdem sind viele histor., botan. und andere naturwissenschaftliche Werke, ingleichen Romane und Schauspiele vorhanden. 4) Die Mongolische Literatur, welche im Mittelalter entstand, als die durch Dschingis-Khan vereinigten Mongolen die buddhistische Religion und das gegenwärtige mongol. Alphabet annahmen. (S. Mongolen.) Zahlreiche Werke über die Sagen und Lehren der buddhistischen Religion wurden seit dieser Zeit aus dem Tibetanischen in das Mongolische übersetzt. Auch finden sich in mongol. Sprache histor. Werke, epische Dichtungen, Romane und Märchen, theils Original, theils indischen Mustern nachgebildet, in großer Anzahl. Aehnliche Charaktere zeigt die weniger bedeutende Literatur der stammverwandten Kalmücken. 5) Die Mandschuische Literatur, die erst seit der Zeit, in welcher die Mandschu zum zweiten mal China eroberten (1644), entstand. Die mandschuische Dynastie, welche sich seitdem auf dem chines. Throne behauptet hat, übertrug allmählich auf ihr Volk die chines. Cultur. Daher wurden nun die Werke der alten chines. Literatur, besonders die heil. Bücher und histor. Schriften, in die mandschuische Sprache übersetzt, auch neue Schriften in dieser Sprache geschrieben sowie Sprachlehren und Wörterbücher derselben verfaßt. Den europ. Gelehrten empfiehlt sich daher die mandschuische Literatur auch als Hülfsmittel zum Verständniß der alten chines. Werke, da die mandschuische Sprache eine analytische ist und daher dem europ. Sprachbewußtsein näher liegt. (S. Mandschu.) 6) Die Tatarische Literatur, zu der a) die Uigurische Literatur, die seit dem 8. Jahrh. unter den westl. Uiguren, die im mittlern Asien wohnten, sich verbreitete; b) die Dschagatai'sche Literatur des tatar. Stammes gleiches Namens in der Bucharei, der diesen Namen seit der Regierung Dschagatai's, eines Sohnes des Dschingis-Khan, führte; c) die Kaptschakische Literatur, geschrieben in der Mundart der zu Kasan und Astrachan angesiedelten Tataren, und d) die Literatur der Osmanli gehören, die wir vorzugsweise die Türkische Literatur (s. d.) nennen. 7) Die Tibetanische Literatur, entstanden, seitdem Tibet im 7. Jahrh. die buddhistische Religion annahm. Sie enthält zahlreiche theol., ascetische, kosmogonische Werke der Buddhisten, die zum Theil aus dem Sanskrit übersetzt sind; ferner histor. Werke, Romane, Wörterbücher und Sprachlehren. 8) Die Malaiische Literatur, und zwar a) die eigentlich malaiische, entstanden bei dem malaiischen Stamme, welcher die Halbinsel Malakka und die Insel Sumatra bewohnt, und bestehend in Bearbeitungen theils indischer, theils moslemischer, theils einheimischer Sagen, in Erzählungen und Gedichten; und b) die Javanische Literatur, die in eine ältere und in eine neuere zerfällt; die erstere in der Kawisprache, einer zwar dem malaiischen Sprachstamme zugehörigen, aber stark mit sanskritischen Elementen versetzten Sprache; die andere in der javanischen Sprache, enthaltend besonders Erzählungen und Gedichte. 9) Die Indische Literatur. (S. Sanskrit.) Aus der indischen entwickelte sich die Pali- und Prâkritliteratur sowie die reichen Literaturen in den neuern Indischen Sprachen (s. d.) und Dialekten. 10) Die Persische Literatur (s. d.), welche in die altpersische und die neupersische zerfällt. (S. Persische Sprache und Literatur.) Daran schließt sich die dürftige Literatur der Afghanen. 11) Die Chaldäische Literatur. (S. Chaldäa.) 12) Die Hebräische Literatur und die spätere Jüdische Literatur (s. d.). 13) Die Samaritanische Literatur, ein Zweig der jüdischen, von geringem Umfange und hauptsächlich aus einer Uebersetzung des Pentateuch, liturgischen Vorschriften für den jüd.-samaritan. Gottesdienst und religiösen Hymnen bestehend. (S. Samariter.) 14) Die Phönizische Literatur, in der aber nur Inschriften auf Denkmälern und Münzen erhalten sind, zu 15) Die Syrische Literatur. (S. Syrische Sprache, Schrift und Literatur). Zum daher

Aethiopiſche Literatur. (S. Aethiopiſche Sprache, Schrift und Literatur.) 17) Die Arabiſche Literatur. (S. Arabiſche Literatur und Sprache.) 18) Die Koptiſche Literatur. (S. Kopten.) 19) Die Armeniſche Literatur (ſ. d.). 20) Die Georgiſche oder Gruſiſche Literatur, welche ſeit der Bekehrung von Georgien zum Chriſtenthume im 4. und 5. Jahrh. entſtand und erſt in neueſter Zeit durch Broſſet (ſ. d.) und Tſchubinow bearbeitet wurde. Sie enthält theol., hiſtor., geogr., philol., legislatoriſche und poetiſche Werke. Bei den übrigen Völkern Aſiens kann von Literatur zur Zeit nicht die Rede ſein. Obgleich Bücher in faſt allen Sprachen des Orients vorhanden ſind, fehlt dieſen doch jede Originalität des Gedankens, der Empfindung und des Ausdrucks, da ſie faſt ohne Ausnahme Ueberſetzungen oder Bearbeitungen von Stoffen ſind, die den höher ausgebildeten Literaturen entnommen wurden. Vgl. Zenker, «Bibliotheca Orientalis» (2 Bde., Lpz. 1846—61), und für die neueſten Erſcheinungen Trübner's «Oriental Literary Record» (ſeit 1865).

Orientiren. Sich orientiren heißt urſprünglich ſeine Stellung gegen die Weltgegenden beſtimmen, ſodaß man weiß, wo Oſten, Süden u. ſ. w. zu ſuchen ſind, wozu es nur der Beſtimmung einer einzigen Weltgegend bedarf. Stellt man ſich z. B. mit dem Geſichte nach Süden, ſo hat man links Oſten, rechts Weſten, im Rücken Norden. Einen Himmelsglobus u. ſ. w. orientiren heißt, demſelben ſeine richtige Lage gegen die Weltgegenden geben. Im weitern Sinne heißt ſich orientiren ſo viel als ſich zurechtfinden.

Orientkrieg wird vorzugsweiſe der Krieg genannt, der 1853 zwiſchen Rußland und der Pforte ausbrach und durch Frankreich und England als Verbündete der letztern zu einem Kriege von europ. Bedeutung wurde. Den Anlaß dazu gab die ſog. Orientaliſche Frage, deren Kernpunkt die künftige Machtgeſtaltung im Orient bei einem erwarteten Zerfallen des türk. Reichs bildet. Daher das Streben einzelner Großmächte nach Einfluß und Uebergewicht bei der Pforte, von anderer Seite die Bekämpfung deſſelben. Rußland ſuchte dort eine feſte Stellung als Protector der griech. Chriſten im türk. Reiche zu gewinnen, und als ein Ferman des Sultans 1852 zwar die Rechte der griech. Kirche auf den Beſitz des Heiligen Grabes anerkannte, zugleich aber den Römiſch-Katholiſchen erlaubte, in der Kapelle des Oelbergs Meſſe zu leſen, erſchien Ende Febr. 1853 Fürſt Menſchikow als ruſſ. Abgeſandter in Konſtantinopel und forderte in höchſt verletzender Form Bürgſchaft für die Rechte der griech. Kirche durch einen Vertrag, der das Protectorat Rußlands über dieſelbe, wie es, wenn auch nur indirect, im Frieden von Kutſchuk-Kainardſchi 1774 ausgeſprochen, feſtſtelle. Dieſer Vertrag wurde abgelehnt und ein ruſſ. Ultimatiſſimum, im Vertrauen auf die Hülfe der Weſtmächte, deren Flotte ſchon 14. Juni in der Beſikabai an der Inſel Tenedos erſchien, verworfen. Darauf rückte Anfang Juli ein ruſſ. Corps unter Fürſt Gortſchakow in die Donaufürſtenthümer ein und nahm dieſe als «Pfand» für die Wiederherſtellung der Rechte Rußlands und der griech. Kirche in Beſitz. Die Pforte erklärte nun den Krieg an Rußland. Omer-Paſcha, Befehlshaber der türk. Streitkräfte an der Donau, erhielt Befehl, den Fürſten Gortſchakow zur Räumung der Fürſtenthümer aufzufordern und, wenn dieſe nicht binnen 15 Tagen erfolge, die Feindſeligkeiten zu eröffnen. Der Krieg begann alſo an der Donau, gleichzeitig auch in Aſien. 1854 ging ſodann die Expedition der Weſtmächte nach der Krim ab, und der Krieg erreichte hier in dem Rieſenkampfe um Sewaſtopol ſeinen Höhepunkt, während auch nach dem Baltiſchen Meere Expeditionen der Verbündeten unternommen wurden. Auf dieſen vier Schauplätzen iſt der O. geführt worden.

Der Krieg an der Donau wurde durch Omer-Paſcha, nachdem Fürſt Gortſchakow die ihm 9. Oct. 1853 zugegangene Aufforderung abgelehnt, eröffnet, indem er 23. Oct. ein Corps bei Kalafat über den Strom gehen ließ. Bei der Zerſplitterung des Feindes, der ſich defenſiv verhalten ſollte, hätte Omer-Paſcha leicht durch einen Angriff auf ſeinen linken Flügel deſſen Rückzugslinie gefährden können; doch unternahm er nichts Ernſtliches, zog vielmehr, als ungünſtige Witterung eintrat, ſeine Truppen wieder auf das bulgar. Ufer zurück und hielt auf dem jenſeitigen nur Kalafat feſt. Die vereinigte Flotte der Verbündeten war unterdeß 25. Oct. 1853 in den Bosporus eingelaufen; eine türk. Escadre, beſtimmt die Zufuhr von Waffen und Munition an die kaukaſ. Bergvölker zu decken, legte ſich ſorglos in dem Hafen von Sinope vor Anker. Hier wurde dieſelbe 30. Nov. vom ruſſ. Admiral Nachimow überraſchend angegriffen und vernichtet. Dies veranlaßte die Weſtmächte, ihre Flotten 5. Jan. 1854 in das Schwarze Meer gehen zu laſſen und an Rußland ein Ultimatum zu ſtellen, in welchem Frankreich für den Momeur Ablehnung gleich die Kriegserklärung ausgeſprochen hatte. England erließ eine ſolche, Rußlan[illegible]ſer Nikolaus jede Antwort verſchmähte, 28. März noch ausdrücklich. Am 6. April er-

eine engl. Fregatte unter Parlamentärflagge vor Odeſſa, um die Conſuln abzuholen,

näherte ſich aber, als ihr bedeutet worden, daß dieſe ſchon abgereiſt, den Hafenbatterien, ſodaß dieſe Feuer gaben. Infolge deſſen wurde Odeſſa, nachdem die Erklärung des Gouverneurs, Baron Oſten-Sacken, unbefriedigend ausgefallen, von der Flotte am 22. bombardirt, was einigen Schaden in den Marineetabliſſements verurſachte. An der Donau hatten die Türken ſchon 6. Jan. die Offenſive ergriffen und ein günſtiges Gefecht bei Tſchetkke beſtanden, das ſie jedoch nicht benutzten. Der Kaiſer von Rußland ernannte jetzt den Feldmarſchall Paskewitſch-Eriwanſki zum Oberbefehlshaber und gebot ihm, angriffsweiſe vorzugehen. Am 23. März überſchritten ſonach die Ruſſen den Strom an drei Punkten und rückten im April bis an den Trajanswall vor. Alles kam darauf an, vor Ankunft der Alliirten, deren Einſchiffung ſchon begonnen hatte, einen entſcheidenden Schlag gegen die türk. Hauptmacht zwiſchen Schumla und Varna zu thun. Den Vormarſch dahin zu ſichern, mußte Siliſtria genommen werden. Dieſe Feſtung, 12. Mai von General Schilder berannt, wurde jedoch ſo glänzend vertheidigt, daß die Belagerung nach zwei abgeſchlagenen Stürmen 14. Juni 1854 aufgehoben werden mußte. Oeſterreich hatte inzwiſchen, wenig eingedenk der Hülfe, welche ihm Rußland 1849 geleiſtet, zuerſt ein Obſervationscorps an der Grenze Serbiens, um deſſen ruſſ. Sympathien in Schach zu halten, und dann ſtets wachſende Heeresmaſſen in Ungarn und Galizien aufgeſtellt. Dies Auftreten bewog den Kaiſer Nikolaus, die Donaufürſtenthümer räumen und eine verſöhnliche Erklärung auf der zuſammengetretenen Conferenz zu Wien abgeben zu laſſen, welche von Preußen für befriedigend anerkannt wurde, ſodaß ſich dieſer Staat von dem 9. April mit den Großmächten geſchloſſenen Vertrage zurückzog. Die Weſtmächte fanden aber die Erklärung Rußlands ungenügend und formulirten ihre Bedingungen in vier Artikeln, welche Rußland als mit ſeiner Ehre unverträglich zurückwies. Die franz. Armee war unter Saint-Arnaud, die engliſche unter Lord Raglan nach und nach bei Gallipoli gelandet, jene auf 40000, dieſe auf 15000 Mann verſtärkt. Beide waren ſchon während der Belagerung von Siliſtria zu dem türk. Heere in die Stellung von Varna gerückt, doch hinderte die ungeſicherte Verpflegung, der Mangel an Transportmitteln und der Ausbruch der Cholera bis Ende Juli alle Operationen, einen planloſen und verfehlten Marſch nach der Dobrudſcha ausgenommen. Endlich wurde die Expedition nach der Krim beſchloſſen, um Sewaſtopol zu erobern und die ruſſ. Flottenabtheilung im Schwarzen Meere zu vernichten. An der Donau ruhten ſeitdem die Waffen; das Einrücken eines öſterr. Corps in die Fürſtenthümer machte auch die türk. Truppen zu andern Zwecken verfügbar.

Der Krieg in der Krim. Am 1. Sept. 1854 gingen vier franz., vier engl. und eine türk. Diviſion, zuſammen 64000 Mann, bei Varna unter Segel, landeten 14. bei Eupatoria in der Krim und traten, nachdem die Ausſchiffung in vier Tagen erfolgt, ihren Marſch gegen Sewaſtopol an. Fürſt Menſchikow, der die ruſſ. Streitkräfte in der Krim, 35000 Mann, befehligte, nahm auf dem ſüdl. Thalrande der Alma eine Vertheidigungsſtellung, welche jedoch zu ausgedehnt war, und wurde in der Schlacht 20. Sept. geſchlagen. (S. Alma.) Die Verbündeten, ſtatt ihren Sieg zu einem raſchen Angriff auf das noch nicht vertheidigungsfähige Sewaſtopol zu benutzen, blieben zwei Tage auf dem Schlachtfelde ſtehen und beſchloſſen dann, die Feſtung zu umgehen und auf der Südſeite anzugreifen, wo ſie, geſtützt auf Balaklawa, deſſen Hafen die Zufuhr und den Erſatz ſicherte, eine neue Operationsbaſis ſuchten. Am 23. Sept. ſetzten ſie ſich in Marſch, auf welchem der todtkranke Saint-Arnaud den Oberbefehl niederlegte, der auf General Canrobert überging. Fürſt Menſchikow hatte mittlerweile von Sewaſtopol gleichfalls einen Flankenmarſch angetreten, um bei Baktſchi-Serai ſeine Verbindung mit Perekop, alſo mit dem Innern des Reichs, wiederherzuſtellen. Die feindlichen Heere kreuzten ſich dabei, ohne voneinander zu wiſſen. Am 28. Sept. kamen die Verbündeten vor Sewaſtopol an, und es begann die denkwürdige Belagerung, welche einzig in der Kriegsgeſchichte daſteht. (S. Sewaſtopol.) Nach Eröffnung der Laufgräben in der Nacht zum 10. Oct. und einem wirkungsloſen Bombardement am 17., an dem auch die Flotte theilnahm, mußte zu einer förmlichen Belagerung geſchritten werden. Fürſt Menſchikow war bereits am 29. Sept., als er Verſtärkung erhalten, wieder vorgerückt und ſtand auf den Mackenziebergen. Von hier aus unternahm er 25. Oct. einen Angriff auf die feindliche Stellung in der Richtung auf Balaklawa, wo die Engländer und Türken ſtanden. Menſchikow brachte nur zu wenig Truppen in das Gefecht, ſonſt hätte er, nachdem die vordere Verſchanzungslinie genommen war, Balaklawa wol gewinnen können. (S. Balaklawa.) Er begnügte ſich aber mit der Behauptung des Schlachtfeldes und wartete Verſtärkungen ab. Als dieſe angekommen, griff er von Inkjerman aus 5. Nov. die Engländer, jedoch wieder mit zu geringen Kräften, auf dem Plateau an. Die anfänglich errungenen Vortheile wurden ihm daher durch ein ſchnell herbeieilendes franz. Corps wieder entriſſen. (S. Inkjerman.) Vor Sewa-

ſtopal, nachdem ein ſchon vorbereiteter Sturm aufgegeben worden, hinderte nun das eintretende Winterwetter die Belagerungsarbeiten, während die ruſſ. Werke durch Todleben unausgeſetzt vermehrt und verſtärkt wurden. Der Krieg hatte ſolche Dimenſionen angenommen, daß der Kaiſer Napoleon III. neue Diviſionen nach der Krim ſchickte und die Bildung eines Reſervecorps bei Konſtantinopel befahl. Auch die Engländer ergänzten ihre Verluſte. Ende Jan. 1855 kam General Niel, Adjutant des Kaiſers, in beſonderer Miſſion vor Sewaſtopol an und bewirkte die Wahl einer andern Angriffsfront, nicht mehr direct gegen die Stadt, ſondern gegen den Malakow, welcher dieſelbe beherrſcht. Als Niel dann im April Chef des Genies vor Sewaſtopol wurde, nahm alles einen beſſern Fortgang. Die Verſtärkung der Krimarmee machte eine neue Eintheilung derſelben nöthig, und zwar in zwei Corps zu vier Diviſionen und eine Reſerve. General Péliſſier war für das 1. Corps beſtimmt und wurde erwartet, Bosquet erhielt das 2. Außerdem ſtießen von Omer-Paſcha's Anfang Febr. 1855 bei Eupatoria gelandeten Truppen, nachdem der Verſuch des ruſſ. Generals Chrulew, das verſchanzte Eupatoria 17. Febr. zu nehmen, geſcheitert war, zwei Diviſionen im April zu der Armee vor Sewaſtopol, welche dadurch auf die Stärke von 110000 Mann ſtieg. Den Weſtmächten hatte ſich 17. März 1855 auch Sardinien angeſchloſſen und ein Hülfscorps von 15000 Mann zugeſagt, während Oeſterreich ſich verpflichtete, die Aufſtellung einer franz. Reſerve von 100000 Mann in Mähren zu geſtatten, ohne Rückſicht darauf, daß der Einmarſch deſſelben durch deutſches Bundesgebiet gehen mußte. Rußland war aber entſchloſſen, den Krieg mit allen Mitteln fortzuſetzen. Der Kaiſer Nikolaus hatte eine Armee an die Grenze Galiziens rücken, bedeutende Verſtärkungen nach der Krim abgehen laſſen, den Fürſten Menſchikow des Oberbefehls enthoben und dieſen dem Fürſten Gortſchakow anvertraut. Da rief den Kaiſer 2. März 1855 plötzlich der Tod ab. Friedenshoffnungen knüpften ſich an den Thronwechſel, und die Conferenz zu Wien trat wiederum 15. März zuſammen. Allein das Manifeſt des neuen Kaiſers Alexander II., in welchem derſelbe ausſprach, daß er die Politik ſeines Vaters verfolgen werde, ließ keinen Zweifel an der Fortſetzung des Kriegs. Sewaſtopol wurde nun im April 1855 14 Tage lang bombardirt, aber ein Sturm war noch immer unmöglich. Im Mai trafen die Sardinier unter Lamarmora und das franz. Reſervecorps unter Regnault de Saint-Angely ein. Canrobert legte den Oberbefehl nieder, welcher auf ſeinen Vorſchlag vom Kaiſer Napoleon dem General Péliſſier übertragen wurde. Man betrieb nun die Belagerung mit allem Eifer, aber etwas Entſcheidendes fiel im Mai nicht vor. Doch ging eine Expedition der Verbündeten nach Kertſch ab, welche den wehrloſen Ort beſetzte, nicht ohne vandaliſche Verwüſtung, und an der Küſte des Aſowſchen Meeres viele Magazine und Etabliſſements, auch Privateigenthum, vernichtete. Vor Sewaſtopol erſtürmten die Franzoſen 7. Juni die Weißen Werke und den Grünen Mamelon; der Sturm auf den Malakow, 18. Juni, wurde jedoch abgeſchlagen. Beim engl. Heere trat jetzt auch ein Commandowechſel ein. Lord Raglan ſtarb 28. Juni an der Cholera, und der älteſte General, Simpſon, übernahm den Befehl. Während nach immer franz. Truppen anlangten, war jedoch Englands Kraft erſchöpft; auch die Anwerbung der Fremdenlegion ging langſam. So fiel die ganze Kriegslaſt auf Frankreich, dafür aber auch der ganze Kriegsruhm. Rußlands Macht in der Krim war unterdeß auf 250000 Mann gebracht worden, und Fürſt Gortſchakow, nachdem die Feldarmee in 10 Monaten nichts zur Rettung Sewaſtopols gethan, beſchloß nun einen Angriff. Aber wie ſein Vorgänger beſtimmte auch er zu wenig Truppen dazu (nur 66 Bataillone) und wurde 16. Aug. an der Tſchernaja (ſ. d.) zurückgeſchlagen. Das war der letzte Entſatzverſuch. Die Franzoſen nahmen kurz darauf 8. Sept. den Malakow mit Sturm, und da dieſes Werk die Südſeite von Sewaſtopol beherrſchte, wurde dieſe von den Ruſſen geräumt, indem ſie alles Artilleriematerial vernichteten und die Schiffe auf der Rhede verſenkten. Am 10. Sept. rückten die Franzoſen in die Stadt ein, und der Krieg in der Krim nahm, nach einer Expedition gegen Kinburn (ſ. d.), mit einigen unbedeutenden Gefechten bei Eupatoria ein Ende. Für einen letzten Entſcheidungskampf im freien Felde war die Jahreszeit zu weit vorgerückt, und ehe die Operationen 1856 wieder eröffnet werden konnten, kam der Friede zu Stande.

Der Krieg im Baltiſchen Meere. Die Weſtmächte wollten Rußlands Macht brechen und dadurch ſeinem drohenden Uebergewichte im Orient auf immer ein Ende machen. Dazu mußte Rußlands Flotte vernichtet werden. Die Tſchernamariſche Abtheilung derſelben ſollte auf der Rhede von Sewaſtopol, die Baltiſche durch eine Expedition nach der Oſtſee ihren Untergang finden. Deshalb ging im März 1854 eine engl. Flotte von 39 Schiffen mit 2000 Geſchützen unter Sir Charles Napier in See und warf, nachdem 14. April die Küſten des Bottniſchen und Finniſchen Meerbuſens in Blokadezuſtand erklärt worden, auf der Höhe von Stockholm

16. April Anker. Hier blieb die Flotte den ganzen Monat unthätig, weil Schweden in den Bund gezogen werden sollte. Die Unterhandlungen hatten jedoch, wie auch später, keinen Erfolg. Am 19. April 1854 lief von Brest die franz. Flotte, 10 größere Schiffe mit 704 Geschützen, unter dem Admiral Perseval-Deschènes aus. Napier eröffnete die Feindseligkeiten 19. Mai. Einzelne russ. Stranddatterien wurden beschossen und durch leichte Dampfer alles erreichbare Kriegs- und Schiffsmaterial an den Küsten des Bottnischen Meerbusens vernichtet, während das Gros der Flotte gegen die Flottenstation Helsingfors ging und 4. Juni in Sicht von Sweaborg, welches dieselbe deckt, im Barösund Anker warf. Hier stieß 13. Juni die franz. Flotte dazu. Die beiden Admirale begnügten sich mit einer Recognoscirung von Sweaborg und wählten dann die Alandsinseln zum Angriffsobject. Diese, für die Vertheidigung beider Meerbusen wichtig, hatten auf der großen Insel Aland einen festen Waffenplatz, Bomarsund, dessen Bau aber noch nicht vollendet war. Eine Beschießung desselben durch drei engl. Dampfer hatte keinen Erfolg, und die Admirale beschlossen daher bis auf weitere Bestimmungen eine Expedition nach Kronstadt, um die russ. Flotte zum Auslaufen und zur offenen Seeschlacht zu bewegen. Dies gelang aber nicht, und die abgeschickten 18 Dampfer kehrten nach einer Recognoscirung von Kronstadt 6. Juli zum Gros zurück. In Calais wurden nun 15. Juli 1854 10000 Mann Landungstruppen unter Baraguay d'Hilliers auf engl. Fahrzeugen eingeschifft. Dieselben trafen aber, wegen ungünstiger Fahrt, erst 31. Juli bis 7. Aug. bei der Flotte ein, die sich in der Ladsundbai der Insel Aland vereinigt hatte. Die Landung geschah 8. Aug., und nach kurzer Belagerung, deren Arbeiten General Niel leitete, mußte Bomarsund (s. d.) 16. Aug. capituliren. Die Truppen kehrten sogleich nach der Heimat zurück; die Flotten folgten, nachdem sie bis zum Winter die russ. Häfen blokirt hatten. Admiral Napier, in England wegen seines Verhaltens stark angefeindet, legte sein Commando nieder, das 1855 dem Admiral Dundas übertragen wurde. Dieser lief im April mit zwei Abtheilungen der Flotte, die auf 62 Schiffe verstärkt war, aus, warf 16. Mai vor Reval Anker und ging von hier nach Kronstadt, vor welcher Hafenfeste sich eine franz. Escadre von 4 Fahrzeugen unter Admiral Pénaud mit ihm vereinigte. Die russ. Flotte blieb aber in ihrer gesicherten Stellung, und ein Angriff auf Kronstadt war ohne Aussicht auf Erfolg, da die Kanonenboote, schwimmenden Batterien und Mörserschiffe von geringerm Tiefgang, welche der Flotte folgen sollten, noch fehlten. In den russ. Ostseeländern standen überdies bedeutende Truppenmassen. Entscheidende Operationen waren also hier unmöglich. Die Flotten nahmen wieder ihre Station vor Reval bei der Insel Nargen, von wo die Küstenverheerung fortgesetzt wurde, am erfolgreichsten durch Kapitän Yelverton. Endlich trafen im Juli und Aug. 1855 die kleinern Fahrzeuge und die Reservedtheilung ein, und die Admirale griffen nun mit 75 Schiffen Sweaborg an. Das Bombardement wurde 8. Aug. eröffnet, blieb aber ganz ohne Wirkung, sodaß man es 11. Aug. wieder einstellte. Schon im Sept. lichteten die verbündeten Flotten zur Heimkehr die Anker. Ebenso fruchtlos waren kleinere Expeditionen 1854 und 1855 im Weißen und Stillen Meere gewesen.

Der Krieg in Asien. Im Frieden von Adrianopel 1829 war Georgien an Rußland abgetreten worden. Die Pforte hoffte dieses Land in dem neuen Kriege wieder zu gewinnen und rechnete darauf, daß das kaukas. Corps der Russen von den Bergvölkern festgehalten würde. Ein türk. Heer, durch starken Zuzug der asiat. Stämme auf 65000 Mann gestiegen, überschritt 28. Oct. 1853 die Grenze, wurde aber in mehrern Gefechten vom russ. Fürsten Bebutaw, der nur etwa 25000 Mann befehligte, zurückgeschlagen und dadurch so desorganisirt, daß erst im Mai 1854, als eine Escadre der verbündeten Flotte Redut-Kaleh an der mingrelischen Küste besetzte, wieder die Offensive ergriffen werden konnte, die aber nach einer Niederlage bei Ossurgeti 16. Juli ebenso unglücklich ablief. Bisher waren die Russen durch einen Einfall Schamyl's, der endlich mit den kaukas. Bergvölkern losgebrochen, ihrerseits verhindert worden, über die türk. Grenze vorzudringen. Als aber jene Bergvölker sich wieder zurückgezogen hatten, rückten die Russen gegen die türk. Grenzfestung Bajesid vor und besetzten diese 31. Juli nach einem leichten Siege bei Kara-Bulak. Die türk. Armee griff darauf 5. Aug. bei Köruk-Dere die Russen an, erlitt jedoch eine vollständige Niederlage. Fürst Bebutow würde bei raschem Vordringen jedenfalls das nur 5 M. entfernte, noch nicht im Vertheidigungsstand gesetzte Kars, das sich im folgenden Jahre so lange hielt, genommen haben; der sonst energische Feldherr benutzte aber aus unbekannten Gründen seinen Sieg nicht, und der Feldzug war von beiden Seiten zu Ende. Im Febr. 1855 übernahm der neue Gouverneur von Kaukasien, Murawjew, den Oberbefehl über das active Corps in Transkaukasien, während Fürst Bebutow nach Ciskaukasien berufen wurde. Die türk. Armee, jetzt unter Wassif-Pascha, stand bei Erzerum und hatte Kars, den Schlüssel

von Kleinaſien, mit 13000 Mann beſetzt. In Erzerum war ſchon im Nov. 1855 als engl. Militärcommiſſar Sir Fenwick Williams angekommen und hatte durch Oberſtlieutenant Lake Kars in vertheidigungsfähigen Zuſtand ſetzen laſſen. Er ſelbſt begab ſich 7. Juni dahin, als ſchon die Ruſſen im Anmarſch waren. Kars wurde nun, wie Sewaſtopol in der Krim, der Brennpunkt des Kampfes mit gleich heldenmüthiger Vertheidigung. Murawjew rückte vor die Feſtung. Zwei Recognoſcirungen, 14. und 16. Juni, ergaben deren Stärke. Von einem gewaltſamen Angriffe mußte abgeſehen werden, und auch der förmliche Angriff war ohne Belagerungsmaterial nicht möglich; es blieb alſo nur die Blokade und Aushungerung. Für dieſen Zweck ſchloß Murawjew, nachdem er durch eine Diviſion eine von Erzerum vorgeſchobene türk. Abtheilung bis über den Paß von Dewe-Boyun zurückgeworfen, Kars eng ein, das unterdeß von der andern Diviſion unter Brümmer mehrfach allarmirt worden war. In der Stadt brach die Cholera aus; Deſertion riß ein, die Hoffnung auf Entſatz wurde ſchwächer. Die Nachricht aber, daß Omer-Paſcha mit ſtarker Macht bei Batum gelandet ſei, bewog Murawjew, ehe derſelbe zum Entſatz anrücken könnte, einen Sturm zu unternehmen. Dieſer geſchah 29. Sept., wurde aber glänzend abgeſchlagen. Die Blokade blieb darum doch ſo eng wie bisher. Da von Omer-Paſcha nichts verlautete, die türk. Befehlshaber bei Erzerum trotz der dringendſten Vorſtellungen nicht zu einer That zu bewegen waren, auch bereits Hungersnoth einbrach, mußte endlich Williams 27. Nov. 1855 capituliren. Omer-Paſcha war allerdings ſchon Ende Sept. bei Suchum-Kaleh gelandet, hatte aber nicht direct, ſondern durch eine Operation auf Tiflis die Aufhebung der Belagerung von Kars erzwingen wollen und das Gros ſeiner 30000 Mann ſtarken Armee erſt Mitte Oct. in Marſch geſetzt. Sehr langſam vorrückend, fand er 3. Dec. die Ruſſen unter Bagration in einer ſtarken Stellung, und als 7. Dec. die Nachricht vom Falle von Kars einlief, trat er den Rückzug an, der, vielfach bedrängt, 18. Dec. 1855 die Meeresküſte wieder erreichte.

So ſtand der Krieg Ende 1855, ohne daß ſein Zweck durchgeſetzt war. An der Donau war nur die Grenze des türk. Reichs behauptet, in der Krim Sewaſtopol gefallen und die ruſſ. Flottenabtheilung von den Ruſſen ſelbſt verſenkt, aber die ruſſ. Feldarmee ſtand noch in der Krim. Im Baltiſchen Meere war kein Erfolg gewonnen worden und in Aſien hatten die Ruſſen geſiegt. Man traf zur Fortſetzung des Kriegs auf allen Schauplätzen die großartigſten Vorbereitungen, als überraſchend der Friede erfolgte. Gründe der höhern Politik hatten den Kaiſer Napoleon dazu bewogen. Am 30. März 1856 wurde der Friede zu Paris geſchloſſen, 27. April ratificirt. Rußland trat einen unbedeutenden Landſtrich von Beſſarabien ab; alles eroberte Gebiet wurde zurückgegeben, das Schwarze Meer neutraliſirt. Die Pforte und Rußland verpflichteten ſich, an demſelben keine Seearſenale mehr zu unterhalten, und beſtimmten durch Specialconvention einen ſehr geringen Stand ihrer dortigen Marine. Auf den Alandsinſeln ſollte Rußland weder die Befeſtigungen noch Militäretabliſſements herſtellen. Der Vertrag von 1841 über die Schließung der Meerengen wurde neu beſtätigt; das Verhältniß der Donaufürſtenthümer näher beſtimmt; die Regelung der Donauſchiffahrt einer Commiſſion vorbehalten. Das war das ganze Ergebniß des O., deſſen Koſten, ohne die Verluſte an Privateigenthum, auf 1800 Mill. Frs. außerordentlicher Kriegsſchulden berechnet worden, während wenigſtens eine halbe Million Menſchen dabei zu Grunde ging. Vgl. außer den Schriften von Bazancourt, Anitſchkow, Niel, McClellan, Weigelt u. a. beſonders Rüſtow, «Der Krieg gegen Rußland» (2 Bde., Zür. 1855—56).

Oriflamme (aus dem mittellat. Aurea flammula), die ehemalige Kriegsfahne der Könige von Frankreich, war urſprünglich die Kirchenfahne der Abtei St.-Denis, die ſie als Schirmvögte des Kloſters führten. Dieſelbe beſtand aus dem angeblichen Leichentuch des heil. Dionyſius, einem Stück rothen Tuchs (woher der Name ſtammt), in Form eines Paniers, unten fünfzipfelig, an den Spitzen mit grünſeidenen Quaſten geziert, und war an einer goldenen Lanze befeſtigt. Die erſten Schirmvögte waren die Grafen von Vexin und Pontoiſe. Als in der Folge König Philipp I. Vexin mit der Krone vereinigte, ging die Schirmvogtei des Kloſters auf ihn über. Seitdem wurde die O. bei den Heeren geführt und nach und nach zur Hauptfahne der franz. Truppen, ſeit Karl VII. aber nicht mehr in den Krieg mitgenommen.

Origănum, Pflanzengattung aus der 14. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und aus der Familie der Lippenblütler, deren in Europa und der Mediterranzone wachſende Arten, einjährige oder ausdauernde Kräuter, ſich durch kopf- oder ährenförmig zuſammengedrängte Blütenquirle, welche trugdoldig und riſpig angeordnet ſind, auszeichnen. Die Blüten beſitzen einen glockenförmigen Kelch und eine kleine Blumenkrone mit kurzer, enger Röhre, ausgerandetem Helm und gleichmäßig-dreilappiger Unterlippe. Zu dieſer Gattung gehören der gemeine Doſten oder wilde Majoran (O. vulgare L.), eine ausdauernde, in Deutſchland an ſonnigen,

steinigen, bebuschten Hügeln häufig wachsende Pflanze mit kugeligen Köpfchen, braunen Kelchen und rosen- oder fleischrothen Blumen, und der echte Majoran (s. d.). Das Kraut des wilden Majorans kann wie dasjenige des Feldkümmels (Thymus Serpyllum) gebraucht werden und war auch früher als Herba Origani officinell.

Origĕnes, wegen seines eisernen Fleißes Adamantios genannt, der geistvollste und gelehrteste Kirchenlehrer des christl. Alterthums, geb. zu Alexandria 185 n. Chr., wurde von seinem Vater Leonidas im Christenthum und in den Wissenschaften unterrichtet und hatte nachher Clemens Alexandrinus und den Neuplatoniker Ammonius Sakkas zu Lehrern. Als sein Vater unter Kaiser Severus der Religion wegen ins Gefängniß geworfen worden war, ermahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden, als dem Christenthume zu entsagen. Nach dem Tode des Vaters erhielt er Mutter und Schwester durch Unterricht, den er in der Grammatik gab. Bereits in seinem 19. J. wurde er Katechet in Alexandria, wo er allgemeines Aufsehen erregte. Auch in Rom, wohin er nach dem Tode des Kaisers Septimius Severus 211 ging, erwarb er sich viele Gönner. Nach seiner Rückkehr setzte er in Alexandria, auf des Bischofs Demetrius Verlangen, seinen Unterricht fort, bis ein Volksaufruhr ihn bewog, nach Palästina zu flüchten, wo er sich bei den Bischöfen in solche Gunst setzte, daß sie ihm erlaubten, in ihren Versammlungen Vorträge zu halten. Dadurch eifersüchtig gemacht, rief ihn der Bischof von Alexandria zurück; doch bald darauf ging er nach Achaja, wo damals mehrere Ketzereien eingerissen waren. Auf seiner Reise nach Cäsarea in Palästina 228 wurde er von den daselbst versammelten Bischöfen zum Presbyter geweiht. Dies gab die erste Veranlassung zu den Verfolgungen, die sein Leben verbitterten, indem der Bischof von Alexandria, Demetrius, behauptete, daß es nur ihm zukomme, O. zu weihen, und nachdem er deshalb zwei Concilien versammelt, ihn 232 des Priesteramts entsetzte und ihn excommunicirte. Diese Verurtheilung wurde in Rom wie von den meisten andern Bischöfen gebilligt; allein die Kirchen in Palästina, Arabien, Phönizien und Achaja blieben mit O. in Verbindung, der die Irrthümer, die man ihm schuld gab, leugnete und sich nach Cäsarea zurückzog, wo der Bischof Theoktist ihm gestattete, die Heilige Schrift auszulegen. Gregor der Thaumaturg und sein Bruder Athenodor ließen sich von ihm unterrichten. Die Verfolgung der Christen unter Kaiser Maximinus nöthigte ihn, sich zwei Jahre in Kappadocien verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wiedergegeben hatte, machte O. eine Reise nach Athen und dann nach Arabien, wohin die Bischöfe ihn berufen hatten, um den Bischof Beryll von Bostra zu widerlegen, welcher leugnete, daß die göttliche Natur Christi vor seiner Menschwerdung existirt habe. O. sprach mit so hoher Beredsamkeit, daß Beryll widerrief und ihm für seine Belehrung dankte. Bei einer neuen Verfolgung unter dem Kaiser Decius wurde er eingekerkert und hatte harte Martern zu erdulden. Erschöpft durch diese Mishandlungen, starb er zu Tyrus 254. Wenige Menschen sind so bewundert und geachtet und doch so hart angegriffen und verfolgt worden als O., sowol bei seinem Leben wie im Tode. Namentlich beschuldigt man ihn, daß er die Wahrheiten der christl. Religion durch Platonische Ideen verfälscht habe. Allerdings führte ihn das Streben, das Christenthum philosophisch zu begreifen, auf manche Anschauungen, die schon damals sich von dem herrschenden Dogma entfernten, und auf noch mehrere, die einer spätern Orthodoxie als ketzerisch erschienen, und in seinem großartig angelegten, leider im Original nur noch fragmentarisch und außerdem in einer unzuverlässigen lat. Uebersetzung des Rufin vorhandenen Buche «De principiis» (herausg. von Redepenning, Lpz. 1836, und von Schnitzer, Stuttg. 1836) hat er ein vielfach originelles, auf die Philosophie des Plato gegründetes System aufgestellt. Von seinen Werken, angeblich 6000 an der Zahl, sind außerdem noch vorhanden eine «Ermahnung zum Märtyrerthume» (herausg. von Wetstein, Bas. 1674), die «Philosophumena» (zuerst herausg. von Miller, Oxf. 1851), Commentare, Homilien und Scholien über die Heilige Schrift, die er vielleicht zuerst ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meisten sind sehr freie Uebersetzungen. Durch sie machte O. die bildliche oder allegorische Erklärungsart der Juden allgemeiner und verwarf den buchstäblichen Sinn, den er blos als Körper der erstern ansah. Außer diesen exegetischen Werken machte er sich um die Kritik verdient durch seine «Hexapla». Seine Schrift gegen Celsus (deutsch von Mosheim, Hamb. 1745) ist die vollständigste und geistvollste Vertheidigung des Christenthums, welche das Alterthum aufzuweisen hat. Seine sämmtlichen Werke haben de la Rue (4 Bde., Par. 1733—59) und Lommatzsch (25 Bde., Berl. 1831—48) herausgegeben. Ueber seine Rechtgläubigkeit haben sich viele Streitigkeiten erhoben. Im 4. Jahrh. beriefen sich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrsätze zu beweisen. Sowol unter seinen Vertheidigern als unter seinen Gegnern finden sich die gelehrtesten und berühmtesten Kirchenväter,

wie denn z. B. Hieronymus sich gegen ihn erklärte. Vgl. Thomasius, «O. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 3. Jahrh.» (Nürnb. 1837); Redepenning, «O. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre» (Bonn 1841).

Originalität ist abgeleitet vom lat. origo, Ursprung, heißt also Ursprünglichkeit. Original nennt man das Urbild, die Urschrift; der Gegensatz dazu ist die Copie, das nachgebildete Bild, die Abschrift. Deshalb sagen wir von einem Künstler: er hat Originalität, wenn er frei aus der Ursprünglichkeit seines eigenen Genius schafft, wenn sich kein anderer Künstler nachweisen läßt, dessen Eigenthümlichkeiten er bewußt oder unbewußt nachahmt. Das wirkliche Genie ist immer originell, d. h. ursprünglich und eigenthümlich. Wenn aber manche schon darum ein Genie zu sein meinen, weil sie in ihrem Denken und Wirken von andern Menschen möglichst abweichen, so ist das nicht die geniale, sondern die affectirte O. In diesem misbräuchlichen Sinne pflegt man einen seltsamen Menschen und Sonderling auch wol ein Original zu nennen.

Orihuela, eine gewerbreiche Stadt (Ciudad) der Provinz Alicante im span. Königreich Valencia, $3\frac{1}{2}$ M. im NO. von Murcia, höchst malerisch an beiden Ufern der zweifach überbrückten Segura gelegen und von einer großen, mit Palmengruppen, Orangen-, Citronen-, Mandel-, Granat- und Maulbeerbäumen besetzten Huerta umgeben, ist der Sitz eines Bischofs wie früher auch einer (1555 gegründeten) Universität. Die im ganzen gutgebaute Stadt hat fünf Plätze, eine schöne Kathedrale und vier andere Kirchen, zwölf ehemalige Klöster, zwei Hospitäler, ein Priesterseminar, verschiedene andere Lehranstalten sowie drei Bibliotheken und ein Theater und zählt mit der Huerta (1857) 25208 E., welche Südfrüchte und Seide bauen, viele Getreide- und Oelmühlen, auch Hut-, Seifen- und Salpeterfabriken, Leinen- und Seidenwebereien unterhalten. Ein großer Jahrmarkt, der 6. Aug. stattfindet, fördert den Verkehr. Die Stadt, angeblich das röm. Orcelis, hieß unter der Herrschaft der Westgothen Auriola. 712 gehörte sie den Arabern, denen sie 1264 durch Jakob I. von Aragonien entrissen wurde.

Orinoco oder Orenoco, der Größe nach ein Strom zweiten Ranges unter den Flüssen der Erde, der fünfte Amerikas, der dritte Südamerikas, hat seine noch von keinem Europäer besuchte Quelle an dem Vereinigungspunkte der Sierra-Tapirapecu mit der Sierra-Parime, einer der Hauptketten des Hochlandes von Guiana, wahrscheinlich in einer Höhe von etwa 5000 F. und in der Nachbarschaft des Parime, eines Quellstroms des Rio-Branco, der in den Rio-Negro, einen Nebenfluß des Amazonenstroms, geht. Der Oberlauf des O., bis zu dem kleinen Wasserfall (Randa) de los Guaharibos, beträgt, die Biegungen mitgerechnet, nur 18—19 M. Nach dem Austritte aus dem Hochlande umströmt er dasselbe, indem er auf seinem weitern Laufe eine große Spirale um seine Quelle beschreibt. Von dem genannten Wasserfall, der obersten Grenze seiner Schiffbarkeit und dem Anfangspunkte des Mittellaufs, fließt er 31 M. gegen NW. bis zu der Missionsstation Esmeralda, und $5\frac{1}{4}$ M. unterhalb derselben findet in 868 F. Seehöhe die durch Alex. von Humboldt's Forschungen weltberühmt gewordene Bifurcation oder Gabeltheilung des hier 2060 F. breiten Stromes statt, indem er ein Drittel seiner Gewässer in der Breite von 923 F. unter dem Namen Casiquiare südwärts in den Rio-Negro entsendet, wodurch eine ununterbrochene Wasserverbindung mit dem Amazonenstrome vermittelt wird. Hierauf fließt der Hauptstrom $46\frac{1}{2}$ M. gegen NW. bis zur Aufnahme des von NO. kommenden Ventuari, dann 15 M. westwärts, bis er bei der in 702 F. Seehöhe liegenden Einmündung des von den Cordilleren kommenden 150 M. langen Guaviare plötzlich eine große Biegung gegen N. macht. Nachdem er in dieser Richtung zunächst $28\frac{1}{2}$ M. ungestört weiter geflossen, tritt er, indem er die Granitfelsen, welche einige Zweige der Sierra-Parime nach W. vorschieben, durchbricht, in die Region der großen, ebenfalls durch Alex. von Humboldt berühmt gewordenen Randales oder Wasserfälle und Stromschnellen, unter welchen die von Maypures unterhalb der Einmündung des von W. kommenden Rio-Vichada (5° 13′ 32″ nördl. Br.) und Atures (5° 38′ 4″ nördl. Br.) die bemerkenswerthesten sind. Unterhalb der letztern, $62\frac{1}{2}$ M. unterhalb der Einmündung des Guaviare, nimmt der O. unter 6° 20′ nördl. Br. den mächtigen, wasserreichen Rio-Meta auf, welcher auf der Cordillera von Neugranada entsteht, in seinem Oberlaufe diesem Lande angehört, ein Flußgebiet von 2000 Q.-M. hat und in der geogr. Breite von Bogotá, der Hauptstadt der Conföderation von Neugranada (etwa 25 M. westlich des Stroms gelegen), bereits schiffbar ist. Weiterhin münden in den O. die ebenfalls von der neugranadischen Cordillera kommenden Ströme Arauca und Apure (s. d.). Nahe unterhalb der Aufnahme des Apure, oder vielmehr bei der Mündung seines Armes Apurito, beginnt in 194 F. Seehöhe der O. seinen Unterlauf, in welchem er, ostwärts gewandt, rechts den Caura und Caroni, seine bedeutendsten Nebenflüsse aus dem Hochlande von Guiana, aufnimmt und langsam zwischen dichten Waldungen

auf dem rechten, und den Llanos (ſ. d.) des O. auf dem linken Ufer dahinflutet. Die Mündung des O. iſt von der Quelle 110 M. entfernt. Seine ganze Stromentwickelung beträgt über 320, nach anderer Angabe 338 M., ſein Stromgebiet, das 436 Flüſſe umſchließt, 17331 Q.-M. Während der Regenzeit ſchwillt der O. bedeutend an und überſchwemmt vorzüglich die Ebenen ſeines untern Laufs, nicht ſelten bis zu einer Breite von 25 M. Bei Angoſtura (ſ. d.) wird der Fluß in einen Engpaß eingeſchnürt, der die obere Grenze der oceaniſchen Ebbe und Flut bildet, und durch welchen der Strom in jeder Secunde 240000 Kubikfuß ergießt, mehr denn 13 mal mehr Waſſer, als der Rhein durch ſeine verſchiedenen Mündungen in die See führt. Etwa 33 M. unterhalb Angoſtura dehnt ſich der Strom zu einer Breite von 3 M. aus, und hier beginnt ſein gegen 400 Q.-M. großes, periodiſch überſchwemmtes Delta, durch welches er ſich auf einer Küſtenausdehnung von 37½ M. in 17 Mündungsarmen (Brazos) oder Kanälen (Caños) ergießt. Von dieſen iſt der ſüdlichſte, der in die Boca del Navios führende Brazo-Imataca, bei weitem der bedeutendſte und derjenige, welchen die großen Schiffe wählen. Er iſt gegen ⅔ M. breit und erweitert ſich zwiſchen Punta-Barima und der Inſel Nuia zu beinahe 5 M. Die Schiffbarkeit des O. beträgt vom Meere aufwärts bis zu den Waſſerfällen von Atures gegen 200 M. Oberhalb Maypures iſt ſie aber ebenfalls wieder auf 127 M. frei und ununterbrochen bis zu dem Waſſerfall von Guaharibos oder gegen 31 M. oberhalb Esmeralda.

Orion war nach der älteſten Sage ein großer Jäger, der ſeine Beſchäftigung auch nach dem Tode in der Unterwelt noch fortſetzte, und der ſchönſte Mann ſeiner Zeit. Seine Abſtammung wird verſchieden angegeben. Der gewöhnlichen Sage nach war er der Sohn des Hyrieus, nach andern ein Sohn des Poſeidon und der Euryale oder ein Erdgeborener. Er war von ſo ungeheuerer Größe, daß, wenn er im tiefſten Meere ging, Haupt und Schultern über das Waſſer emporragten, die, wenn er auf der Erde ging, bis in die Wolken reichten. Als er einſt nach Chios kam, welches er von wilden Thieren reinigte, verliebte er ſich in die Tochter des Oenopion, Aëro oder Merope. Da dieſer die Vermählung immer aufſchob, wollte er die Jungfrau mit Gewalt entführen. Oenopion rief deshalb den Dionyſos zu Hülfe, der den O. blendete. Das Orakel, welches er nun befragte, rieth ihm, gegen Morgen zu gehen und ſeine Augen den Sonnenſtrahlen auszuſetzen; auf dieſe Weiſe werde er ſein Augenlicht wiederbekommen. Dieſes geſchah auch. Nun kehrte er, um Rache an Oenopion zu nehmen, nach Chios zurück, fand dieſen aber nicht. Hierauf begab er ſich nach Kreta, wo er mit Artemis jagte. Die Veranlaſſung zu ſeinem Tode wird verſchieden erzählt. Nach einigen erlegte ihn Artemis mit ihren Pfeilen, weil ihn Eos ſeiner Schönheit wegen geraubt hatte und die Götter darüber zürnten. Nach andern hatte ſich Artemis in ihn ſo verliebt, daß ſie ihn zum Gemahl begehrte. Apollo, darüber erzürnt, behauptete gegen ſeine Schweſter, ſie vermöge einen fernen dunkeln Punkt auf dem Meere nicht zu treffen. Sie ſchoß, traf aber das Haupt des Geliebten, das ſie vorher nicht erkannt hatte. Nach einer dritten Sage fand er ſeinen Tod durch den Stich eines Skorpions. Asklepios wollte ihn von den Todten erwecken, wurde aber von Zeus durch einen Blitzſtrahl getödtet. Nach ſeinem Tode ward O. nebſt ſeinem Hunde an den Himmel verſetzt, wo das glänzendſte Sternbild des Himmels überhaupt jetzt ſeinen Namen führt. Daſſelbe iſt auch in Europa in den Wintermonaten ſichtbar und leicht kenntlich an drei Sternen zweiter Größe, die am Gürtel in gerader Linie nahe beiſammenſtehen und unter dem Namen des Jakobsſtabs bekannt ſind.

Oriſſa, Uriſſa (ſanskr. Ordra), ein Landſtrich an der Nordoſtecke der vorderind. Halbinſel, welcher ſich zwiſchen dem Bengaliſchen Golf im O., dem eigentlichen Bengalen im NO. und N., Nagpur oder Berar im W. ausbreitet, im S. aber an das Küſtengebiet der nördl. Circars, im Innern an den Godawery grenzt und 2493 Q.-M. mit etwa 4,530000 E. umfaßt. Die innere, wilde und nicht angeſiedelte Region iſt jetzt mit dem Obercommiſſariat der Centralprovinzen vereinigt; das übrige Land gehört zur Präſidentſchaft Bengalen. Die Küſte iſt größtentheils flach und ſumpfig. Dahinter erhebt ſich als Fortſetzung der Oſtghats eine Urgebirgskette, deren Gipfel 2000 F. Seehöhe erreichen, und ununterbrochene Wälder ziehen ſich vom Godawery bis zur Gangesebene, gegen 130 M. weit. Der Hauptſtrom iſt der Mahanadi (engl. Mahanuddy), der im Gebiete von Nowagada auf dem centralen Plateau entſteht. Der Fluß hat bei Sambalpur (54 M. vom Meere) eine Breite von ¼, bei Kattak von nahezu ½ M. Breite, theilt ſich bei letzterer Stadt in viele Arme und ergießt ſich nach einem Laufe von faſt 115 M. in etwa 12 Mündungen in das Meer. Im Juli bis Febr. iſt er 100 M. weit (bis Sewnarain) aufwärts ſchiffbar, wiewol ſein Lauf einige gefährliche Stromſchnellen hat. Der Hauptreichthum des Landes beſteht in Holz, außerdem in Gold, Diamanten und Rubinen am mittlern Mahanadi. Der Boden iſt fruchtbar und gut bewäſſert, aber dennoch fehlt es an Anſiedelungen, weil ſich

das Klima wegen der Feuchtigkeit der Luft als eins der ungeſundeſten in Indien erweiſt. Im Frühjahr tritt eine unmäßige Schwüle ein, und das Thermometer erreicht im Schatten 37° R. 1865 wurden mehrere Landſtriche durch furchtbare Orkane, im Aug. 1866 von ebenſo unheilvollen Ueberſchwemmungen heimgeſucht, ſodaß Hungersnoth und Krankheiten 5—600000 Menſchen hinrafften und an vielen Orten nur noch ein Viertel der Bevölkerung übrigblieb. In den Waldeinöden leben wilde Thiere in erſchrecklicher Menge, furchtbare Schlangen in jedem Dſchangel, in jeder Schlucht. Das ſumpfige Delta des Mahanadi wimmelt von gefräßigen Alligatoren; auch fehlt es nicht an Skorpionen, Tauſendfüßlern u. ſ. w. Die Bevölkerung beſteht aus Ordras oder Uriyas in den Ebenen und Thälern, aus halbwilden Koles oder Hos im Norden, Khonds in der Mitte, Saurias im Süden. Die drei letztern Raſſen gelten als Urbewohner des Landes, die Ordras ſind Hindus. O. war einſt ein Hindureich, welches mit dem 1524 erfolgten Tode des Radſcha Pertal Rudra Deo ſank, 1592 unter die mohammed. Beherrſcher von Bengalen, 1750 großentheils unter die Herrſchaft der Maharatten von Nagpur kam. 1765 wurde das Land vom Delhikaiſer Schah-Allum an die Oſtindiſche Compagnie abgetreten, außer Kattak, welches man erſt 1803 den Maharatten entriß. Der bekannteſte Theil von O. iſt Kuttak oder Kattak, oft auch das eigentliche O. genannt, eine brit. Provinz von 359 Q.-M. mit 2,127555 E. Dieſelbe umfaßt das Mahanadidelta und überhaupt die ganze ſumpfige Küſte von der Grenze der Präſidentſchaft Madras bis Balaſur, dahinter ein trockenes, ſandiges Gebiet, das meiſt ganz unproductiv, an den beſten Stellen mit Hainen von Mangobäumen, Bambusdickichten, Banianen und wilden Sträuchern bedeckt iſt. Noch weiter landeinwärts beginnt ein waldiger Gebirgsſtrich. Die meiſten Bewohner ſind Hindu, ein Zehntel Mohammedaner. Die Provinz zerfällt in die Diſtricte Kattak, Khurdah, Puri und Balaſur. Die Hauptſtadt Kattak, am Anfange des Mahanadideltas gelegen, hat verfallene Befeſtigungen ſowie ſchlecht erhaltene Häuſer und zählt 40000 E., die wenig Verkehr treiben. Nahe der Nordgrenze der Provinz, am Burahballong, unweit deſſen Mündung ins Meer, liegt der Hafenort Balaſur (Balaſore), einſt im Beſitz der Portugieſen, dann der Holländer, ſpäter der Dänen, die ihre Factorei nebſt Beſitzthum 1846 an die Oſtindiſche Compagnie verkauften. Die Kattak-Mehal im Weſten der Provinz Kattak ſind 18 verſchiedene Schutzſtaaten, die 796 Q.-M. mit 761805 E. umfaſſen. Der einzige größere Ort im Innern iſt Sambalpur, Hauptort des gleichnamigen Diſtricts, der früher ein Radſchathum bildete, 1849 dem brit. Gebiet einverleibt wurde und auf 220 Q.-M. 274000 E. zählt. Der Diſtrict iſt berühmt als Fundort der ſchönſten Diamanten der Welt. Die Diamantenſucher ſind vom Nov. bis zur Regenzeit im Mahanadi beſchäftigt.

Orizába, eine freundliche Stadt im mexic. Departement und 17 M. im WSW. von Veracruz, $2\frac{1}{2}$ M. von der Grenze Pueblas, in der Oſtcordillera 3766 F. über dem Meere gelegen, hat 12 Kirchen und Kapellen, 2 Hospitäler, 1 höhere Lehranſtalt (Colegio nacional) und zählt etwa 15000 E., die verhältnißmäßig viele induſtrielle Etabliſſements unterhalten. Namentlich befindet ſich hier eine große Baumwollſpinnerei. Etwa $3\frac{1}{2}$ M. im NW. der Stadt erhebt ſich der erloſchene Vulkan Pic de O. oder Volcan de San-Andres (aztekiſch Citlaltepetl), durch Höhe, Form und Umgebung einer der impoſanteſten Berge der Erde, nach Alex. von Humboldt 16302, nach Ferrer 16776 F. über dem Meere, im letztern Falle etwas höher als der berühmte Popocatepetl und der höchſte Berg von ganz Nordamerika. Zum erſten mal beſtiegen wurde dieſer Berg 1848 von zwei amerik. Offizieren, Reynolds und Maynard. Sein letzter Ausbruch erfolgte 1545, von wo er bis 1566 fortbrannte. Gegenwärtig zeigen die mit Tannen und Eichen bewaldeten Seiten des Koloſſes keine Spur mehr von ſeinen frühern Ausbrüchen. Sein höchſter Paß, Chuchilla, liegt in 13600 F. Seehöhe, die Schneegrenze 13212 F., der tiefſte Gletſcher, El-Corte, 12360, die Grenze des Baumwuchſes (Tannen) 10756, der höchſte bewohnte Ort, Rancho Jacale, 10000 F. hoch. Die von Veracruz über O. nach Puebla führende ſüdl. Nebenſtraße umgeht den Berg mittels eines 6750 F. hohen Paſſes, während der Paß der nördl. Hauptſtraße 700 F. höher liegt.

Orkadiſche Inſeln oder Orkney heißt der ſüdl. Theil der ſhetland-orkneyſchen Stewartry oder Vogtei, die auf $62\frac{1}{4}$ Q.-M. 64065 E. zählt und gegenwärtig der ſchott. Familie Dundas mit der Erbrichterwürde eigenthümlich gehört. Die Inſeln, 67 an der Zahl, ſind durch die 10 engl. M. breite Meeresſtrömung Pentland-Frith von der Nordſpitze Schottlands getrennt und haben zuſammen einen Flächeninhalt von $20\frac{3}{4}$ Q.-M. Doch ſind nur 30 davon bevölkert, mit ungefähr 32000 E. Die übrigen, Holme genannt, werden zu Weideplätzen, zur Jagd und Fiſcherei benutzt. Hierzu kommen noch die bei hohem Waſſer überfluteten Skerries oder Scheren, nackte Felſen, auf denen im Sommer Leute, welche aus Meerpflanzen Soda

bereiten, ihre Hütten aufschlagen. Im Winter haben diese Inseln häufig starke Nordlichter, viele Stürme, heftige Gewitter und stets Nebel; dagegen hält sich Frost und Schnee nie lange. Auf der Höhe ist der Boden moraſtig und im Thale Torfmoor. Man gräbt zwar Eichstämme aus dem Moor, aber gegenwärtig wachsen Bäume nur in geschützten Gärten. Der Strand liefert Bernstein und angeschwemmtes Holz. Die Inseln sind reich an See- und Landvögeln, und die Vogeljagd liefert zur Ausfuhr Schnepfen, Rebhühner und Kibitze. Wichtig ist namentlich der Robbenfang. Auch führt man viel Wolle aus sowie Vieh, Butter, Talg, Häute, Federn, Dunen, Eier, Thran, Hummer, gedörrte und gesalzene Fische. Es fehlt nicht an Eisen, Silber, Zinn und Bleistufen, obschon die Bewohner keinen Bergbau treiben. Getreide wird nicht ausreichend geerntet. Das Vieh weidet ohne Hüter, indem es blos vom Eigenthümer gezeichnet wird. Die ursprünglichen Bewohner der Orkadischen Inseln waren britisch-celtischen Stammes, gingen aber im Laufe des Mittelalters allmählich in den eingewanderten Skandinaviern auf, sodaß die gegenwärtige Bevölkerung der Inselgruppe eine rein skandinavische ist. Schon 876 wurden die Inseln von Harald Harfagr erobert. Seit dem 10. Jahrh. standen sie hierauf unter unabhängigen skandinav. Jarls, bis sie 1098 an die Krone Norwegens kamen. Im 12. Jahrh. waren die Orkadischen Inseln stärker bevölkert als gegenwärtig und konnten an 7000 Streiter nach fremden Küsten senden. 1468 kamen sie an Jakob III. von Schottland infolge dessen Vermählung mit Margarethe von Dänemark, und 1590, nach der Verheirathung des spätern Jakob von England mit der dän. Prinzessin Anna, leistete Dänemark auf alle Ansprüche vollständig Verzicht. Die Hauptinsel ist Pomona oder Mainland, d. h. Hauptland, deren Umfang so groß wie der aller übrigen. Auf ihr liegt Kirkwall, die Residenz der ehemaligen souveränen Grafen von Orkney, jetzt Bischofssitz, mit (1861) 3519 E., einer großen Kathedrale und merkwürdigen Ruinen. Auch findet man auf Pomona in der Nähe von Stromneß, dem Haupthafen der Inseln, kolossale Ueberreste sog. Druidentempel. Die vorzüglichsten Inseln außerdem sind Hoy, North-Ronaldshay, South-Ronaldshay, Stronsay, Eday, Westray, Shapinshay, Burray, Walls und Sanday. Auf der letztgenannten Insel entdeckte man 1818, als der Wind den 20 F. hohen Sand weggeführt hatte, Gebäude und Grabmäler von hohem Alterthum.

Orkan nennt man einen schweren Sturm mit doppelter Bewegung, einer kreisförmigen, sich um einen Mittelpunkt drehenden (wie bei Windhosen) und einer fortschreitenden, indem sich der drehende Windkörper bisweilen geradlinig, meistens aber in einer mehr oder minder gebogenen Curve fortbewegt. O. kommen hauptsächlich innerhalb der Tropen vor, am häufigsten in Westindien, in der Nähe von Mauritius und im Chinesischen Meere. In diesem Meere nennt man sie Teifune (engl. Typhoons). Man kennt die Bewegung der O. erst seit etwa 20 J. und weiß auch erst seitdem, daß ihre Drehung einem ganz bestimmten Gesetze unterworfen ist. Sie drehen sich nämlich im Norden des Aequators von rechts nach links (gegen den Zeiger einer Uhr) und im Süden von links nach rechts. Dieses zuerst von Reid aufgestellte und von Dove weiter ausgeführte Gesetz der Stürme ist für die Schiffahrt außerordentlich wichtig, indem seine Kenntniß die Seeleute in den Stand setzt, durch einen veränderten Curs den O. auszuweichen oder wenigstens ihrem furchtbaren, alles vernichtenden Mittelpunkte möglichst fern zu bleiben. Von der Gewalt eines solchen O. kann sich nur der einen Begriff machen, der ihn selbst erlebt hat. Es ist vorgekommen, daß in Barbadoes vier 24pfündige Geschütze aus einer Batterie und mehrere hundert Schritt weit durch die Luft geführt wurden. O. sind fast immer von sehr heftigen elektrischen Erscheinungen begleitet, und wahrscheinlich spielen diese auch bei ihrer Entstehung eine bedeutende Rolle. Für die Entstehung hat man verschiedene theoretische Erklärungen, die jedoch noch der sichern Begründung entbehren. Der Name O. (franz. ouragan, span. huracan, engl. hurricane) ist der Sprache der frühern indian. Bewohner der Insel Haiti entlehnt und durch die Spanier zu den übrigen seefahrenden Nationen gelangt.

Orkney-Inseln, bei den Alten Orcades, s. Orkadische Inseln.

Orlamünde, eine Stadt von 1179 E. im Gerichtsamt Kahla des Herzogthums Sachsen-Altenburg, auf einem steilen Berge an der Saale, hatte ehemals eigene Grafen, die bis in frühe Zeit hinaufreichen und namentlich in Thüringen sowie im Oberlande und Franken bedeutende Besitzungen hatten. Die ältere Linie der Grafen von O., der Wilhelm III., Markgraf in Meißen (1046) und Landgraf von Thüringen, angehörte, erlosch 1112. Obschon damals der Kaiser Heinrich V. die orlamündischen Güter als erledigte Lehen einziehen wollte, wußte doch Graf Siegfried von Ballenstedt, ein Nachkomme der Grafen von O. aus weiblicher Linie, in den Besitz derselben sich zu setzen und zu behaupten. Nach Siegfried's II. Tode 1123 mag Albrecht der Bär die Grafschaft O. für seinen Sohn Hermann in Anspruch genommen haben,

deſſen Nachkommen ſich nachmals in mehrere Linien theilten. Nachdem die Grafen von O. in der Fehde gegen die Landgrafen von Thüringen 1345 gänzlich unterlegen, wurden ſie des größten Theils ihrer Beſitzungen verluſtig, die an Thüringen kamen. Nur noch auf Lebenszeit blieben ihnen einige Güter in Thüringen. Ihr Geſchlecht erloſch erſt mit Graf Sigismund von O. 1447. Vgl. Michelſen, «Urkundlicher Ausgang der Grafſchaft O.» (Jena 1856).

Orlean oder Roucou heißt der rothe Farbeſtoff, welcher aus der rothen breiigen Oberhaut der Samen des Orleanbaums durch Waſchen, Maceriren, Gären und ſpäteres Abdampfen in Südamerika und Weſtindien gewonnen wird. (S. Bixa.)

Orléans, Hauptſtadt des franz. Depart. Loiret, in Geſtalt eines Halbmondes am rechten Ufer des nördl. Stromknies der Loire in einer freundlichen, durch ihre Gemüſegärtnerei (beſonders Spargelcultur) berühmten Ebene gelegen, wird durch die ſchöne, im 14. Jahrh. erbaute Loirebrücke von neun Bogen mit der ſüdl. Vorſtadt St.-Marceau verbunden. Die Stadt zählte 1866 49100 E. (gegen 50798 im J. 1861) und iſt Sitz eines Suffraganbiſchofs der Erzdiöceſe Paris, einer militäriſchen Subdiviſion, eines kaiſerl. Appellhofs für drei Departements, eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Aſſiſenhofs, eines Handelsgerichts u. ſ. w. Der älteſte Theil der Stadt, der niedrig am Fluſſe liegt, hat meiſt enge Gaſſen mit alterthümlicher Holzarchitektur. Der Platz du Martroy, ſeit 1855 mit einer Reiterſtatue der Jeanne d'Arc geſchmückt, bildet den Uebergang zu dem nördl. höhern Stadttheile, der große maſſive Gebäude hat. Auf der Höhe ſteht der 1601—1790 im goth. Kathedralenſtil erbaute impoſante Dom Ste.-Croix mit zwei Thürmen von 268 F. Höhe. Die neuen Straßenanlagen ſind nach Art der pariſer Boulevards mit großartigen Häuſern und glänzenden Läden beſetzt. Außer der Kathedrale, der alten Kirche St.-Aignan mit einer Krypta und der 1857 nach bedeutenden Reſtaurationsarbeiten eröffneten Kirche St.-Euverte ſind als merkwürdige Gebäude zu nennen: das Rathhaus mit einer ſchönen Façade und auf dem Perron mit einer Statue der Jungfrau von Orléans (Copie des Meiſterwerks der Prinzeſſin Marie von Orléans im Muſeum zu Verſailles); die Mairie, einſt Reſidenz Franz' II., der hier ſtarb, und mehrerer ſeiner Nachfolger; die Präfectur (ehemals Kloſter auf der Stelle eines Römerbaues); der 1821—24 aufgeführte Juſtizpalaſt; das Hôtel-Dieu, eins der ſchönſten Krankenhäuſer Frankreichs, und die Getreidehalle. Von hiſtor. Intereſſe ſind auch die Häuſer der Agnes Sorel, des Admirals Coligny, der Diana von Poitiers u. ſ. w. Die Stadt hat ein Lyceum an Stelle der vormals ſehr blühenden juriſt. Hochſchule, welche 1312 von Philipp IV. gegründet war und in der Revolutionszeit einging; ferner ein Prieſterſeminar, ein Lehrer- und Lehrerinnenſeminar, Gewerbe- und Handwerkerſchulen, eine höhere Elementar- und eine prot. Primärſchule der hieſigen reform. Conſiſtorialkirche, eine medic. Mittelſchule, eine Zeichen- und Architektenſchule, eine Muſik-, eine Hebammen-, eine Ackerbauſchule, eine Bibliothek von 42000 Bänden, Muſeen für Gemälde, Sculpturen, Alterthümer, Naturgeſchichte, einen Botaniſchen Garten, ein Taubſtummeninſtitut und verſchiedene Wohlthätigkeitsanſtalten, eine Geſellſchaft für Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur ſowie verſchiedene andere wiſſenſchaftliche und gemeinnützige Vereine. O. liegt an einem von alters her wichtigen Punkte, über den die Straßen aus dem nordöſtl. nach dem ſüdweſtl. Frankreich führen. Die Loire erreicht hier ihren nördlichſten und zugleich der Seine nächſten Punkt, und die Stadt iſt ein natürlicher Kreuzungspunkt der obern und der untern Schiffahrt ſowie zugleich die geeignetſte Stelle, die Waſſerſtraße nach der Seine hinüberzuführen. Von Nantes gehen die überſeeiſchen Waaren ſtromauf, von oben herab, aus dem Herzen Frankreichs, kommen Steinkohlen, Eiſenwaaren, Salz u. ſ. w., und das Land Orléannais ſelbſt bietet ſeine Getreidefülle, ſein Obſt, ſeinen Wein und ſeine Farbekräuter. Schon im Mittelalter entwickelte ſich hier reiche ſtädtiſche Blüte. In neueſter Zeit hat O. an Bedeutung noch zugenommen durch die Eiſenbahnen, die von hier nach Paris, Nantes, Bordeaux und Mittelfrankreich führen und nebſt dem Kanal von O. (9½ M. lang zwiſchen Loire und Loing) ſowie den Kanälen de Briare und du Centre den Handelsverkehr außerordentlich fördern. Außerdem nimmt O. auch eine ausgezeichnete Stelle unter den Induſtrie- und Handelsſtädten Frankreichs ein. Es gibt hier bedeutende Spinnereien, Fabriken von Woll- und Baumwolldecken, feinen Tüchern und Flanellen, Wollzeugen für die Levante, bedeutende Zuckerraffinerien, große Weineſſigfabriken, Wachsbleichen, Pergament- und Lohgerbereien, Deſtillationen, Fabriken für Chemikalien, Farben, Papier, Nadeln, Feilen, Nägel, Topfwaaren, Fayence, Mehl, Nudeln u. ſ. w. Sehr ausgebreitet iſt der Handel mit eigenen Fabrikaten, mit Wolle, Wein, Branntwein, Getreide, Mehl, Holz, Oel und andern Artikeln. O. iſt das von Julius Cäſar zerſtörte Genabum im Lande der Carnuten und hieß ſpäter Aureliani oder Civitas Aurelianorum, im Mittelalter Aurelianum. 451

belagerte Attila den Ort vergeblich. Nach Chlodwig's Tode war er Hauptſtadt eines merovingiſchen Reichs, mit welchem Burgund verbunden. Kriegsgeſchichtlich berühmt iſt O. beſonders durch die Belagerung von ſeiten der Engländer 1428 (ſeit 12. Oct. unter Salisbury, ſeit 29. Dec. unter Suffolk), von welcher Jeanne d'Arc (ſ. d.) die Stadt befreite. Das der Retterin auf der Loirebrücke errichtete Denkmal, welches ſie und König Karl VII. vor dem Kreuze Chriſti kniend darſtellte, wurde in der Revolution 1793 zerſtört. Später errichtete man ihr auf der Place du Martroy eine ſtehende Statue von Gois, die man aber 1855, als an ihrer Stelle die erwähnte Reiterſtatue von Foraſtier aufgeſtellt wurde, an dem Brückenende auf dem linken Loireufer angebracht hat. 1563 wurde O. als Waffenplatz der Hugenotten unter Coligny von dem Herzog Franz von Guiſe angegriffen, der ſchon die Loirebrücke erobert hatte, als 18. Febr. der Schuß des Hugenotten Poltrot ſeinem Leben und dem weitern Vordringen ſeiner Truppen ein Ziel ſetzte.

Orléans (Jungfrau von), ſ. Jeanne d'Arc.

Orléans (Haus). Die Stadt O. war früher mit ihrem Gebiet ein Lehn der Krone Frankreich, das unter den Valois und Bourbons mehrern Seitenzweigen des königl. Hauſes unter dem Titel eines Herzogthums als Apanagegut verliehen wurde. — Philipp, geb. 1336, der vierte Sohn König Philipp's aus dem Hauſe Valois und der Bruder König Johann's, erhielt O. 1343, ſtarb jedoch 1375 ohne legitime Erben, worauf das Herzogthum an die Krone heimfiel. — König Karl VI. gab daſſelbe 1392 ſeinem Bruder Louis, Grafen von Valois, geb. 1371. Derſelbe riß, als der König dem Wahnſinn unterlag, im Verein mit der Königin Iſabelle die Regentſchaft an ſich, fand aber an dem Herzog Philipp von Burgund und deſſen Sohn, Herzog Johann ohne Furcht, gefährliche Nebenbuhler. Weil ſich der Herzog von O. überdies rühmte, er habe die Gemahlin Johann's verführt, ließ ihn derſelbe 23. Nov. 1407 in der Straße Barbette zu Paris niederhauen. Dieſer Mord führte den wüthenden Parteikampf der Armagnacs und Bourguignons herbei, welcher Frankreich zuletzt den Waffen Heinrich's V. von England preisgab. Der Herzog Louis von O. hinterließ, außer einem Nachkommen aus der Ehe mit Valentine von Mailand, einen natürlichen Sohn, den Grafen Jean d'O., auch Baſtard von O. genannt, welcher der Stifter des Hauſes Dunois und Longueville (ſ. d.) wurde. — Charles, Graf von Angoulême, als der Sohn und Erbe des Vorigen Herzog von O., geb. zu Paris 26. Mai 1391, galt als das Haupt der gegen Burgund und England gerichteten Partei, fiel aber ſchwer verwundet in der Schlacht von Azincourt 1415 in die Hände der Engländer und erhielt erſt 1439 ſeine Freiheit. Nach ſeiner Heimkehr zog er ſich auf ſein Schloß zu Blois zurück, wo er in dichteriſcher Muße lebte. Er ſtarb 4. Jan. 1465 aus Aerger über die Brutalität, mit der ihn König Ludwig XI. behandelte. Die beſte Ausgabe ſeiner trefflichen Gedichte beſorgten Guichard und Champollion (Par. 1842). Aus ſeiner dritten Ehe mit Maria von Kleve entſprang ſein Sohn und Erbe Louis. Dieſer beſtieg 1498 als Ludwig XII. den Thron von Frankreich, ſodaß das Herzogthum O. wieder an die Krone zurückfiel. — König Franz I., aus dem Hauſe Valois-Angoulême, verlieh das Herzogthum O. ſeinem zweiten Sohne Henri, der als Heinrich II. zur Krone gelangte. Derſelbe trat Beſitz und Titel 1536 an ſeinen jüngern Bruder Charles ab, welcher 1547 unvermählt ſtarb. Das Herzogthum gelangte dann nacheinander an die jüngern Söhne König Heinrich's II., nämlich: an Louis, der 1550 als Kind ſtarb; an Charles Maximilien, der als Karl IX. den Thron beſtieg; an Henri, Herzog von Anjou, der erſt König von Polen, dann unter dem Namen Heinrich III. König von Frankreich wurde und das Geſchlecht der Valois beſchloß. — König Heinrich IV., aus dem Hauſe Bourbon, erhob ebenfalls ſeinen zweiten Sohn 1607 zum Herzog von O.; derſelbe ſtarb aber ſchon in früher Jugend. Sein Nachfolger wurde 1626 der dritte Sohn Heinrich's IV., Jean Baptiſte Gaſton, Herzog von Orléans (ſ. d.), der 2. Febr. 1660 ohne männliche Erben ſtarb.

König Ludwig XIV. verlieh hierauf das Herzogthum O. ſeinem einzigen Bruder Philipp, früher Herzog von Anjou, geb. 21. Sept. 1640, deſſen Nachkommen das heutige Haus O. bilden. Philipp erhielt außerdem die Herzogthümer Valois und Chartres, die Herrſchaft Montargis, 1672 das Herzogthum Nemours, 1693 durch den Tod ſeiner Tante, Anne Marie Louiſe, das Herzogthum Montpenſier. Aus dieſen verſchiedenen Beſitzungen ſtammen die Titel der Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes; der älteſte Sohn hieß regelmäßig Herzog von Chartres. Während ſich Ludwig XIV. zeitig die Herrſcherrolle aneignete, wurde der junge Philipp niedergehalten und entartete unter Tanz, Spiel und Luſtbarkeiten zum Schwächling. Er heirathete 1661 die ſchöne Henriette (ſ. d.) von England und, als dieſe 1670 plötzlich ſtarb, 16. Nov. 1671 die Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte (ſ. d.) von der Pfalz, deren männliches Weſen und ſtrenge Sitte zu ſeinem Charakter den ſeltenſten Gegenſatz bildeten. Ungeachtet ſeiner

Weichlichkeit zeigte er doch in den niederländ. Feldzügen viel Tapferkeit. Philipp starb 9. Juni 1701 zu St.-Cloud am Schlagflusse. — Philipp II., Herzog von Orléans (s. d.), des vorigen Sohn (aus der zweiten Ehe) und Erbe, geb. 2. Aug. 1674, ausgezeichnet durch große Talente und Laster, vermählte sich 1692 mit einer natürlichen, aber legitimirten Tochter Ludwig's XIV. und der Montespan, Françoise Marie de Bourbon, Mademoiselle de Blois, gest. 1749. Er führte verschiedene Commandos in dem Spanischen Erbfolgekriege, war während der Minderjährigkeit König Ludwig's XV. Regent von Frankreich und starb 25. Dec. 1723. — Louis, Herzog von O., des vorigen Sohn und Erbe, geb. 4. Aug. 1703, verheirathete sich 1724 mit einer Prinzessin von Baden, und als dieselbe 1726 starb, zog er sich in die Abtei St.-Geneviève zurück, wo er 4. Febr. 1752 starb. — Louis Philippe, Herzog von O., des vorigen einziger Sohn und Erbe, geb. 12. Mai 1725, wohnte den Feldzügen von 1742—47 bei und erhielt das Gouvernement der Dauphiné. Er heirathete 1743 Louise Henriette von Bourbon-Conti, nach deren Tode, 1759, er sich auf sein Landhaus zu Bagnolet zurückzog, wo er seine Zeit im Umgange mit Künstlern und in dramatischen Zerstreuungen hinbrachte. Er starb 18. Nov. 1785 und hinterließ, außer einem Sohne, die Tochter Louise Marie Thérèse Batilde, geb. 9. Juli 1750, die in der Ehe mit dem Herzog von Bourbon-Condé den durch Napoleon hingerichteten Herzog von Enghien (s. d.) zeugte und 10. Jan. 1822 zu Paris starb. — Louis Philippe Joseph, Herzog von Orléans (s. d.), des vorigen Sohn, geb. 13. April 1747, machte sich berüchtigt durch seine Theilnahme an der Französischen Revolution und starb 6. Nov. 1793 als Bürger Egalité unter der Guillotine. Seine ungeheuern Besitzungen wurden gleich den Gütern der übrigen Bourbons eingezogen. Er war seit 1769 mit Louise Marie Adélaide von Bourbon (geb. 13. März 1753), Tochter des Herzogs von Penthièvre, verheirathet, die sich aber 1792 von ihm trennte. Dieselbe wurde 1794 ebenfalls ins Gefängniß gebracht, erlangte aber 1795 ihre Freiheit und zwei Jahre später den Genuß ihres Vermögens zurück. Nach dem 18. Fructidor (s. d.) mußte sie nach Spanien auswandern, wohin man ihr ein Jahrgeld verabfolgen ließ. Sie kehrte mit der Restauration nach Frankreich zurück und starb zu Paris 23. Juni 1821. Aus ihrer Ehe entsprangen Ludwig Philipp (s. d.), Herzog von O., später König der Franzosen; Antoine Philippe, Herzog von Montpensier, geb. 1775, gest. zu London 1807; Alphonse Léodgar, Graf von Beaujolais, geb. 1779, gest. zu Malta 1808; Adélaide, geb. 1777, gest. 1847 zu Paris.

König Ludwig Philipp (geb. 6. Oct. 1773, gest. zu Claremont 26. Aug. 1850) vermählte sich 25. Nov. 1809 mit der Prinzessin Marie Amalie von Sicilien (geb. 26. April 1782, gest. zu Claremont 24. März 1866) und zeugte in dieser Ehe acht Kinder: 1) Ferdinand Philippe Joseph Louis Charles Henri, früher Herzog von Chartres, nach der Thronbesteigung seines Vaters Herzog von O. und Kronprinz, wurde 3. Sept. 1810 zu Palermo geboren. Er erhielt seine Bildung, gleich seinen Brüdern, in öffentlichen Anstalten, seit 1819 im Collége Henri IV., dann in der Polytechnischen Schule zu Paris und that sich ebenso durch vielseitiges Wissen und militärische Ausbildung wie Humanität und Adel der Gesinnung hervor. In den J. 1831 und 1832 wohnte er den franz. Expeditionen in Belgien bei, und 1836, 1839 sowie 1840 betheiligte er sich rühmlich und mit Erfolg an den Feldzügen in Algier. Nach seiner Rückkehr mit der Organisation der nach ihm benannten Chasseurs d'Orléans beschäftigt, endete er 13. Juli 1842 auf dem Wege von Paris nach Neuilly durch einen Sprung aus seinem Cabriolet, dessen Pferde durchgingen. Er hatte sich 30. Mai 1837 vermählt mit Helene Luise Elisabeth, Herzogin von O., geb. 24. Jan. 1814, Tochter des 1819 verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne hervor: a) Prinz Louis Philippe Albert von O., Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838, vermählt 30. Mai 1864 mit Prinzessin Maria Isabella (geb. zu Sevilla 21. Sept. 1848), der ältesten Tochter seines Oheims, des Herzogs von Montpensier, aus welcher Ehe die Prinzessin Amalie von O. (geb. 28. Sept. 1865) hervorging; b) Prinz Robert Philippe Louis Eugène Ferdinand von O., Herzog von Chartres, geb. 9. Nov. 1840, vermählt 11. Juni 1863 mit Prinzessin Franziska von O., seines Oheims, des Prinzen von Joinville, Tochter, aus welcher Ehe die Prinzessin Marie (geb. 13. Jan. 1865) und der Prinz Robert (geb. 11. Jan. 1866) entsprangen. Die Herzogin Helene, eine durch Geist, Bildung und seltene Tugend ausgezeichnete Prinzessin, lebte nach dem Tode ihres Gemahls gänzlich der Erziehung ihrer Kinder und wurde vom Könige Ludwig Philipp bei dessen Abdankung 24. Febr. 1848 zur Vormünderin des Kronprinzen, ihres Sohnes, und zur Regentin ernannt. Während der Aufstand in den Straßen tobte, begab sich die Herzogin zu Fuß, ihre Söhne an der Hand und von ihrem

Schwager, dem Herzog von Nemours, begleitet, aus den Tuilerien in die Deputirtenkammer, um hier jene Rechte geltend zu machen. Unter dem Lärm der Parteien und dem Andrange der hereinstürmenden Menge wurde jedoch die Herzogin genöthigt, sich unverrichteter Sache zurückzuziehen. Sie wandte sich nach dem Invalidenhotel, von da nach dem einige Stunden von Paris entfernten Schlosse Ligny und reiste 28. Febr. über Lille unangefochten nach Deutschland. Hier nahm sie mit ihren Söhnen zu Eisenach ihren Aufenthalt, begab sich später mit ihnen nach England und starb zu Richmond an der Themse 18. Mai 1858. — 2) Prinz Louis Charles Philippe Rafael von O., Herzog von Nemours, geb. 25. Oct. 1814, machte tüchtige Studien in den exacten Wissenschaften und betrat nach der Thronerhebung seines Vaters die militärische Laufbahn. 1831 wurde ihm von dem belg. Nationalcongreß die Krone Belgiens angetragen, was jedoch sein Vater in Rücksicht auf polit. Verwickelungen ablehnte. Dagegen wohnte er den beiden franz. Expeditionen nach Belgien bei und betheiligte sich 1836 und 1837 in Algier an den Zügen gegen Konstantine. Von Charakter streng und kalt, wußte er sich nur in geringerm Maße die Neigung der Franzosen zu erwerben. Im Febr. 1848 flüchtete er mit seiner Familie über Boulogne nach England, von wo aus er im Mai gegen das wider die Orléans erlassene Verbannungsdecret der franz. Nationalversammlung protestirte. Am 27. April 1840 hatte er sich mit der Prinzessin Victorie Auguste Antoinette (geb. 14. Febr. 1822, gest. 10. Nov. 1857), Tochter des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen: Prinz Louis Philippe Marie Ferdinand Gaston von O., Graf von Eu, geb. 28. April 1842, vermählt 15. Oct. 1864 mit der Kronprinzessin Isabella von Brasilien, Tochter Kaiser Pedro's II. (s. d.); Prinz Ferdinand Philippe Marie von O., Herzog von Alençon, geb. 12. Juli 1844; die Prinzessinnen Marguerite (geb. 16. Febr. 1846) und Blanche (geb. 28. Oct. 1857). — 3) Prinz François Ferdinand Philippe Louis Marie von O., Prinz von Joinville, geb. 14. Aug. 1818, widmete sich seit 1834 mit großer Vorliebe dem Seewesen, und wohnte fast allen damaligen franz. Seeexpeditionen bei. 1839 ward er Commandant der Fregatte Belle-Poule, auf welchem Schiffe er 1840 die Asche Napoleon's nach Frankreich brachte. Als Contreadmiral befehligte er 1844 die Seeexpedition nach Marokko, und 1846 wurde er Viceadmiral. Beim Ausbruche der Revolution von 1848 befand er sich mit seiner Gemahlin in Algier, wohin er seinen Bruder, den Herzog von Aumale, begleitet hatte. Die beiden Prinzen benahmen sich den Ereignissen gegenüber äußerst loyal. Sie ließen die Republik proclamiren und gingen dann über Gibraltar nach England zu ihrer Familie. Joinville protestirte von Claremont aus ebenfalls gegen das Verbannungsdecret der Nationalversammlung. Obgleich dasselbe nicht aufgehoben ward, wollte die Orleanistenpartei diesen populären Prinzen zum Präsidenten der Republik vorschlagen. Der Prinz vermählte sich 1. Mai 1843 mit Donna Francisca, geb. 2. Aug. 1824, der Tochter des verstorbenen Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien, die ihm ein sehr bedeutendes Vermögen, besonders ausgedehnten Grundbesitz zubrachte. Aus der Ehe entsprangen: Prinzessin Françoise Marie Amélie von O., geb. 14. Aug. 1844, die sich 1863 mit ihrem Cousin, dem Herzog von Chartres, vermählte; und Prinz Pierre Philippe Jean Marie von O., Herzog von Penthièvre, geb. 4. Nov. 1845. Nach Ausbruch des amerik. Bürgerkriegs begab sich der Prinz von Joinville 1861 in Begleitung seines Sohnes und seiner beiden Neffen, des Grafen von Paris und des Herzogs von Chartres, nach Neuyork. Hier ließ er seinen Sohn in die Marineschule der Vereinigten Staaten eintreten, während die Neffen einige Monate im Unionsheere als Infanterieoffiziere Dienste nahmen. Als Seemann von Fach veröffentlichte der Prinz von Joinville in der «Revue des deux Mondes» (1844—52) mehrere Studien über die franz. Marine sowie einen Aufsatz über den Krieg in China, die Aufsehen erregten. Drei dieser Aufsätze erschienen später selbständig unter dem Titel «Études sur la marine» (Par. 1859). — 4) Prinz Henri Eugène Philippe Louis von O., Herzog von Aumale (s. d.), geb. 16. Jan. 1822, trat 1840 in die Armee und war alsbald in Algier thätig. 1843 eroberte er in Algier die Smala Abd-el-Kader's (s. d.), und nachdem er 1. Sept. 1847 zum Generalgouverneur dieser Colonie ernannt worden, lieferte sich der hartbedrängte Emir selbst in seine Hände. Ein besonnener Charakter, machte der Prinz bei den Februarereignissen von 1848 von seiner Stellung in Algier keinen Gebrauch, sondern verließ sofort den franz. Boden. Als Schriftsteller machte sich der Herzog von Aumale bekannt durch zwei ausgezeichnete Artikel in der «Revue des deux Mondes» (1855) über die Zuaven und die Jäger zu Fuß, die später selbständig (4. Aufl. 1859) erschienen. Schon früher hatte er Untersuchungen über die «Gefangenschaft des Königs Johann» und eine Studie zum

Galliſchen Kriege Cäſar's, die «Belagerung von Aleſia», veröffentlicht. 1861 richtete er gegen den Prinzen Napoleon (ſ. d.) die Flugſchrift «Lettre sur l'histoire de France», welche die Verfolgung des Verlegers und Druckers nach ſich zog. Seine «Histoire des princes de Condé», die er 1863 zu Paris drucken ließ, wurde noch vor der Herausgabe in Beſchlag genommen. Der Herzog von Aumale vermählte ſich 25. Nov. 1844 mit der ſicil. Prinzeſſin Maria Carolina Auguſte von Bourbon, geb. 26. April 1822, Tochter des verſtorbenen Prinzen Leopold von Salerno, aus welcher Ehe zwei Söhne entſprangen: Prinz Louis Philippe Marie Leopold von O., Prinz von Condé, geb. 15. Nov. 1845, geſt. 24. Mai 1866 zu Sidney in Auſtralien, und Prinz François Louis Philippe Marie von O., Herzog von Guiſe, geb. 5. Jan. 1854. — 5) Prinz Antoine Marie Philippe Louis von O., Herzog von Montpenſier, geb. 31. Juli 1824, war beim Ausbruche der Revolution von 1848 Generalmajor in der franz. Artillerie. Seine Vermählung 10. Oct. 1846 mit der Infantin Maria Luiſa Ferdinanda von Spanien, geb. 30. Jan. 1832 (Schweſter der Königin Iſabella II.), wurde als ein diplomatiſcher Sieg Frankreichs angeſehen. Seit 1857 iſt der Herzog von Montpenſier Generalkapitän (Marſchall) der ſpan. Armee, und 1859 erhielt er den Titel eines Infanten von Spanien. Aus ſeiner Ehe, die den Prinzen nach Spanien führte, entſprangen: Maria Iſabella Franciſca d'Aſſiſi, vermählt mit ihrem Couſin, dem Grafen von Paris; die Prinzen Fernando (geb. 29. Mai 1859) und Antonio (geb. 23. Febr. 1866); die Prinzeſſinnen Amalia (geb. 28. Aug. 1851), Chriſtina (geb. 29. Oct. 1852), Maria de las Mercedes (geb. 24. Juni 1860). — 6) Prinzeſſin Louiſe von O., geb. 3. April 1812, vermählt 9. Aug. 1832 mit dem Könige der Belgier, Leopold I. (ſ. d.), ſtarb 11. Oct. 1850. — 7) Prinzeſſin Marie von O., geb. 13. April 1813, entwickelte ausgezeichnetes Talent für Kunſt und wendete ſich förmlich dem Studium der Plaſtik zu. Das bedeutendſte, durch zahlreiche Kupferſtiche bekannte Werk von ihr iſt die Statue der Jeanne d'Arc, welche ſie im Auftrage ihres Vaters für das hiſtor. Muſeum zu Verſailles arbeitete. Am 17. Oct. 1837 vermählte ſie ſich mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm Alexander von Würtemberg, dem ſie nach Deutſchland folgte. Der Brand ihrer Wohnung in Gotha 1838, wobei ſie im Nachtgewande flüchten mußte, mochte nachtheilig auf ihre Geſundheit wirken. Sie kehrte nach Paris zurück und gebar 30. Juli 1838 einen Sohn, Philipp Alexander Maria Ernſt. Von einer Entzündung befallen, ging ſie nach der Geneſung nach Italien, wo ſie zu Piſa 2. Jan. 1839 ſtarb. — 8) Prinzeſſin Clementine von O., geb. 3. Juni 1817, vermählte ſich 20. April 1843 mit dem Prinzen Auguſt Ludwig Victor von Sachſen-Koburg-Gotha, aus welcher Ehe drei Söhne und zwei Töchter hervorgingen. Vgl. Laurente, «Histoire des ducs d'O.» (3 Bde., Par. 1832—34); Marchal, «Histoire de la maison d'O., depuis son origine jusqu'à nos jours» (Par. 1845).

Nach der Reſtauration der Bourbons erhielt auch Ludwig Philipp, der damalige Herzog von O., die immer noch anſehnlichen Trümmer ſeiner Familiengüter zurück. Dieſelben beſtanden: 1) aus Apanagegütern, die Ludwig XIV. zu Gunſten ſeines Bruders, des Stifters der Familie, ausgeworfen hatte, und die von einem Haupte der Familie zum andern übergegangen waren; 2) in Privatgütern, die durch Heirath, Erbtheil von weiblicher Seite und Kauf reines Eigenthum der Familie geworden. Die Beſitzthümer der erſtern Art, die Apanagegüter, fielen 1830, als Ludwig Philipp den Thron beſtieg, an die Krone zurück und wurden durch das Geſetz vom 2. März 1832 zur Immobiliardotation der Civilliſte, nach der Februarrevolution von 1848 aber durch die Nationalverſammlung zum Staatseigenthum geſchlagen. Die Beſitzthümer der zweiten Art, die Privatgüter der Familie, ließ Ludwig Philipp 7. Aug. 1830, zwei Tage vor ſeiner förmlichen Thronerhebung, durch eine gerichtliche Schenkungsacte auf ſeine Kinder übertragen. Wiewol die Nationalverſammlung nach der Revolution von 1848 dieſes und anderes ſpäter erworbenes Privateigenthum der Familie mit Sequeſter belegte, um die anſehnlichen Schulden der Civilliſte Ludwig Philipp's zu decken, ſo verwarf ſie doch (25. Oct. 1848) die durch den Deputirten Jules Favre beantragte Confiscation jener in der Schenkungsacte von 1830 inbegriffenen Güter als einen Eingriff in Privateigenthum und nahm auch ſpäter ein von dem Finanzminiſter eingebrachtes Geſetz (4. Febr. 1850) an, wonach die O. eine Anleihe von 20 Mill. Frs. gegen Verpfändung der Donationsgüter aufnehmen durften. Niemand zweifelte demnach an der Rechtsbeſtändigkeit jener Schenkung. Indeſſen erließ der Präſident Ludwig Bonaparte 22. Jan. 1852 zwei vom Staatsminiſter Caſabianca unterzeichnete Decrete, von denen das erſtere beſtimmte, daß die Mitglieder der Familie O., deren Gatten, Gattinnen und Nachkommen kein Mobiliar- oder Immobiliareigenthum in Frankreich beſitzen dürften, ſondern gehalten wären, ihr freies Eigenthum binnen Jahresfriſt, das mit Schulden

belastete aber ebenfalls ein Jahr nach Auseinandersetzung der Schuldverhältnisse zu veräußern. Zu Rechtfertigung dieser Anordnung berief sich das Decret auf die ähnliche Verfügung Ludwig's XVIII. in Bezug auf die Güter Napoleon's I., auf das Decret Ludwig Philipp's vom 10. April 1832 rücksichtlich der Güter der ältern Bourbons, endlich auf Gründe des Staats- und Gemeinwohls. Das zweite Decret sprach die Einziehung des in der Schenkungsurkunde vom 7. Aug. 1830 begriffenen Vermögens der Familie O. als Staatsgut aus. Die eingezogenen Güter sollten verkauft und der Erlös nach Maßgabe zur Dotation der Gesellschaften für gegenseitige Unterstützung, zur Errichtung von Arbeiterwohnungen, zur Errichtung von Grundcreditanstalten, zur Pensionskasse für Hülfspfarrer, zur Dotation der Ehrenlegion u. s. w. verwendet werden. Auch übernahm der Staat die Schulden der Civilliste Ludwig Philipp's. Begründet wurde diese Confiscation auf das altfranz. Staatsrecht, nach welchem jeder König bei seiner Thronbesteigung alle seine Güter der Krondomäne einzuverleiben habe; und es sei eine Beeinträchtigung des Staats gewesen, daß sich Ludwig Philipp dem durch jene Schenkung entzogen. Wiewol das Decret vom 22. Jan. 1852 alle Stände an dem Genusse der Confiscation theilnehmen ließ, ward dieser Act doch in Frankreich wie im Auslande gemisbilligt. Die Mitglieder der Familie O. protestirten und brachten ihre Angelegenheit als Eigenthumssache an die Tribunale. Allein die franz. Regierung erklärte im Juni 1852, daß die Gerichte zwar über Eigenthumsangelegenheiten, aber nicht über die Zuständigkeit von polit. und Regierungsacten zu entscheiden haben.

Orléans (Jean Baptiste Gaston, Herzog von), der dritte Sohn Heinrich's IV. von Frankreich und der Maria von Medici (s. d.), wurde 25. April 1608 zu Fontainebleau geboren. Wiewol er mehr von dem Geiste seines Vaters besaß als sein älterer Bruder, der König Ludwig XIII., verhinderte doch eine harte und absichtlich vernachlässigte Erziehung die Ausbildung und Befestigung seines Charakters. Bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Marie von Bourbon, Herzogin von Montpensier, erhielt er 1626 das Herzogthum Orléans zur Aussteuer. Die Eifersucht, welche ihm der König bei der langen Unfruchtbarkeit der Königin, Anna von Oesterreich, als muthmaßlichem Thronerben bewies, gab zwischen beiden fortwährenden Anlaß zu Hader, Verfolgung und Intriguen. Nach dem bald erfolgten Tode seiner Gemahlin, die ihm eine Tochter, die berühmte Mademoiselle de Montpensier (s. d.), hinterließ, suchte ihn Richelieu im Einverständnisse mit dem Könige in Ausschweifungen zu stürzen und besonders seine Neigung für Sammlung von Kunstschätzen zu beschäftigen. Der Herzog nahm indeß die gänzliche Entfernung von den Geschäften, besonders durch die Einflüsterungen seiner Mutter, übel auf und verband sich endlich mit derselben, um den verhaßten und allmächtigen Minister zu stürzen. Er entwich im Febr. 1631 mit mehrern Großen vom Hofe, suchte Unterstützung beim Herzoge Karl von Lothringen, dessen Schwester Margarethe er heirathete, und floh, als er durch Richelieu vertrieben wurde, nach den span. Niederlanden, wo er ein Corps von 2000 Mann zusammenbrachte. An der Spitze dieser Streitmacht legte er sich den Titel eines Generallieutenants des Königs bei und brach über die franz. Grenze, wurde jedoch sogleich 1. Sept. 1632 in der Nähe von Castelnaudary vom Marschall Schomberg vollständig geschlagen. Er unterwarf sich zwar demüthig, floh aber nach der Hinrichtung seines Genossen, des Herzogs von Montmorency, wieder zu Karl von Lothringen und führte dadurch dessen Vernichtung herbei. Erst im Oct. 1634 ließ er sich durch seinen bestochenen Günstling Puylaurens zur Rückkehr an den franz. Hof bewegen. Weil das Parlament auf Richelieu's Betrieb seine Ehe mit Margarethe für ungültig erklärt hatte, entstand jetzt ein heftiger Streit zwischen Theologen und Juristen über die Gültigkeit des Bündnisses, in welchem jedoch der Herzog von O. zum ersten mal in seinem Leben eine ehrenhafte Standhaftigkeit bewies. Der Hof mußte endlich nachgeben und die Ehe im Febr. 1637 bestätigen. Der Herzog aber nahm immer wieder an den Verschwörungen gegen Richelieu theil und sah sich darum genöthigt, noch mehrmals ins Ausland zu entweichen. Nach dem Tode des Ministers söhnten ihn Mazarin und Chavigny, die durch seine Beihülfe regieren wollten, völlig mit Ludwig XIII. aus, der ihn kurz vor seinem Tode zum Generalstatthalter während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. ernannte. Da jedoch die Königin-Mutter und Mazarin die Staatsgewalt an sich rissen, ließ er sich beim Ausbruche der Unruhen der Fronde (s. d.) sehr leicht bewegen, auf die Seite der Unzufriedenen zu treten. Er schloß sich dem Cardinal Retz an, zeigte sich aber auch hier wankelmüthig und versöhnte sich wiederholt mit dem Hofe. Als Mazarin 1652 aus der Verbannung zurückkehrte, sammelte er Truppen für den Prinzen Condé, weshalb er nach Beendigung der Unruhen auf sein Schloß zu Blois verwiesen wurde. Hier starb der Herzog 2. Febr. 1660; aus seiner zweiten Ehe hinterließ er drei Töchter.

Orléans (Philipp II., Herzog von), Regent von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwig's XV., der Sohn Philipp's I. von Orléans und der Elisabeth Charlotte (s. d.) von der Pfalz, wurde 4. Aug. 1674 zu St.-Cloud geboren und erhielt den Titel eines Herzogs von Chartres. Von Natur mit großen Fähigkeiten ausgestattet, erwarb er sich Kenntnisse in Mathematik, Chemie und den schönen Wissenschaften. Später gewann Dubois (s. d.) als Lehrer und Erzieher auf den Jüngling einen traurigen Einfluß, indem er ihm die Hand zur Befriedigung mächtig erwachender Leidenschaften bot. Bereits im Alter von 17 J. wohnte der Prinz der Belagerung von Mons, hierauf den Schlachten von Steinkirchen und Neerwinden bei. Er entwickelte Muth, Geschicklichkeit und populäres Wesen, sodaß der König die in der Thronnähe emporsteigende Größe niederzuhalten beschloß. Der Prinz überließ sich damit dem zügellosesten Leben und schien jede polit. Rolle zu vergessen. Ludwig XIV. drang ihm zugleich eine seiner natürlichen Töchter, Fräulein de Blois, zur Gemahlin auf. Nachdem er nach dem Tode seines Vaters 1701 Herzog von O. geworden, gerieth er vollends in ein wüstes Treiben. Erst als er erfuhr, daß ihn Ludwig XIV. im Testamente Karl's II. von Spanien von jeder Anwartschaft auf den span. Thron förmlich ausgeschlossen, erwachte sein verletztes Ehrgefühl. Er protestirte gegen das Testament, beschäftigte sich plötzlich mit dem Kriegswesen und setzte durch Kenntnisse und Urtheile den Hof in Furcht und Erstaunen. Die Niederlagen im Spanischen Erbfolgekriege bewogen endlich Ludwig XIV., dem Neffen für den Feldzug von 1706 den Oberbefehl in Italien anzuvertrauen. Der Herzog von O. erhielt jedoch den Marschall Marsin zur Seite, sodaß er die Niederlage der Franzosen vor Turin (1706) nicht verhindern konnte. Im folgenden Jahre übernahm er den Oberbefehl in Spanien, gelangte aber erst zum Heere, als Berwick den entscheidenden Sieg bei Almanza schon errungen hatte. Er unterwarf die Provinzen Valencia und Aragonien, drang in Catalonien ein und erstürmte Lerida. Im Feldzuge von 1708 eroberte er Denia und Alicante, zwang Tortosa zur Capitulation und ging dann nach Madrid, wo er bald den Argwohn Philipp's V. und Ludwig's XIV. erweckte. Nicht nur Zeuge von der gänzlichen Unfähigkeit Philipp's, sondern auch unterrichtet, daß Ludwig XIV. im Begriff stehe, die Ansprüche der Bourbons auf Spanien fallen zu lassen, faßte der Herzog von O. den Entschluß, nach Umständen den span. Thron für sich zu gewinnen. Seine Schritte wurden jedoch sogleich zu Versailles wie zu Madrid verrathen. Ludwig XIV. zeigte sich nicht abgeneigt, den Neffen als Hochverräther zu behandeln; allein der edle Herzog von Bourgogne verhinderte diesen Skandal. Vom bigoten Hofe verachtet und gefürchtet, lebte der Herzog von O. nun in gänzlicher Entfernung und theilte seine Zeit zwischen Ausschweifungen, Musik, Malerei, Kupferstecherei und Chemie. Die letztere Beschäftigung diente jedoch dem Hofe zum Vorwande, ihn aufs neue zu verfolgen. Im April 1711 starb plötzlich der Dauphin, binnen kurzer Zeit auch die Herzogin und der Herzog von Bourgogne und deren ältester Sohn, der Herzog von Bretagne; sogar der nunmehrige Thronfolger, der zweijährige Ludwig XV., erkrankte. Zwar fand der Wundarzt Maréchal die Ursache dieser plötzlichen Todesfälle in einem bösartigen Friesel, welches überhaupt den Hof heimsuchte; doch gefälligere Aerzte sprachen von Vergiftung, und die Maintenon (s. d.) mit ihrem Anhange säumte nicht, den Herzog von O. als Giftmischer und Thronräuber zu bezeichnen. Der Herzog ertrug anfangs die Schmach mit der Gleichgültigkeit eines Wüstlings, bat aber zuletzt den König um eine strenge Untersuchung, die dieser aber verweigerte. Da der Herzog von O. nun dem Throne sehr nahe gerückt war, bewog man den König, auch den Bastarden, dem Herzoge von Maine (s. d.) und dem Grafen von Toulouse, Thronfähigkeit zuzusprechen. Desgleichen mußte der hinfällige Monarch ein Testament aufsetzen, nach welchem der Herzog von O. während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. nicht die volle Regentschaft, sondern nur die Rolle eines Präsidenten des Regentschaftsraths, der Herzog von Maine aber die Vormundschaft über das königl. Kind und das Commando der Haustruppen erhalten sollte. Die Hofleute, welche die Zukunft vor Augen hatten, verriethen jedoch das Testament an den Herzog, der nun seine Maßregeln traf. Als Ludwig XIV. 15. Sept. 1715 starb, war der Herzog seines Siegs bereits gewiß. Er erschien am folgenden Tage im Parlament, wo das Testament ohne Widerspruch umgestoßen und ihm als rechtmäßigem Regenten die Staatsgewalt zugesprochen wurde. Man kannte den neuen Machthaber als fähig, zugänglich, aufgeklärt und hoffte von ihm gründliche Reformen. Die ersten Schritte des Regenten schienen auch diese Erwartung zu rechtfertigen. Die Hebung der zerrütteten Finanzen und die Verbesserung der materiellen Lage des Volks nahmen anfangs die ganze Aufmerksamkeit des Regenten in Anspruch; allein seine übereilten Maßregeln vermehrten nur die Creditlosigkeit des Staats wie die Stockung des Verkehrs. Der Regent warf so endlich seine Augen auf den Schotten Law (s. d.), der unter dem Widerstande des Parlaments und der alten Finanzmänner

ſeine Finanzexperimente mit der Einführung des Papiercredits begann. Auf Argenſon's und Dubois' Betrieb hielt der Regent 26. Aug. 1718 das berühmte Lit de justice, in welchem dem Parlamente die Einmiſchung in Finanz- und Staatsſachen verboten, die legitimirten Prinzen aber des Throns unfähig erklärt und zu einfachen Pairs herabgeſetzt wurden. Alsbald trat auch Dubois als erſter Miniſter ans Staatsruder. Während nun Law durch ſeine Creditoperation die Nation in höchſten Schwindel, den Hof in Ueberfluß verſetzte, brach ſich der Regent an der Hand Dubois' auch in den auswärtigen Verhältniſſen eine neue Bahn. Um ſich gegen die Prätenſionen des ſpan. Hofs und die Umtriebe der legitimirten Baſtarde ſicherzuſtellen, hatte ſich der Herzog von O. noch bei Lebzeiten Ludwig's XIV. um die Freundſchaft Georg's I. von Großbritannien beworben. Dubois verfolgte eifrig dieſe Politik und brachte 4. Jan. 1717 die Tripleallianz zwiſchen Frankreich, England und Holland zu Stande. Infolge der Eroberungspläne des ſpan. Miniſters Alberoni (ſ. d.) trat 2. Aug. auch der Kaiſer hinzu, und das Bündniß geſtaltete ſich unter dem Namen der Quadrupleallianz für Spanien furchtbar. Alberoni ſetzte ſich dagegen durch den ſpan. Geſandten zu Paris, den Fürſten Cellamare (ſ. d.), mit dem Adel der Bretagne und der alten Hof- und Jeſuitenpartei in Verbindung und brachte gegen den Regenten eine Verſchwörung zu Stande, an der auch der von ſeiner Gemahlin aufgeſtachelte Herzog von Maine Antheil nahm. Man wollte ſich des Regenten bemächtigen, die Reichsſtände verſammeln und Philipp V. die Regentſchaft Frankreichs übertragen. Dubois vereitelte dieſen Anſchlag und bewog den Regenten im Jan. 1719 in Gemeinſchaft mit England an Spanien den Krieg zu erklären. Im April fiel Berwick mit 30000 Mann in Biscaya ein, beſetzte Fuenterabia und San-Sebaſtian und zerſtörte die ſpan. Schiffe und Häfen, ſodaß Philipp V. ſeinen Miniſter opfern und endlich der Allianz beitreten mußte. Nach dieſem Siege erwartete den Regenten eine um ſo drohendere Kriſis im Innern. Bereits gegen das Ende des J. 1719 begann die kühne Schöpfung Law's zu wanken, und wiewol der Regent im Jan. 1720 den Schotten zum Generalcontroleur erhob und ſelbſt zu den leichtſertigſten Operationen ſeine Hand bot, war der Sturz dieſes ſog. Syſtems nicht mehr aufzuhalten. Durch Ausſchweifungen ſtumpf, gleichgültig und leichtſinnig geworden, überließ der Regent ſchon gegen Ende 1720 die Anſtalten *Law's* der Rache der alten Finanzkünſtler, die nun mit Wuth auch die letzte Spur des öffentlichen Credits zerſtörten. Auch während dieſer furchtbaren Epoche ließ ſich der Regent ſeinem wilden Leben nicht entreißen. Allnächtlich ſchloß er ſich mit ſeinen Genoſſen, den ſog. Roués, in ſeinen Palaſt und feierte Orgien, die ſelbſt die Ausſchweifungen des Alterthums übertrafen. Seine älteſte Tochter, die Herzogin von Berri, die durch ihre Zügelloſigkeit einen frühen Tod fand, ſtellte ſich ebenfalls bei dieſen Feſten ein. Unter dieſen Umſtänden wurde es Dubois möglich, ſich gänzlich der Geſchäfte zu bemächtigen. Weil derſelbe Cardinal werden wollte, mußte der Regent die Janſeniſten aufgeben und das Parlament noch 1722 zur Anerkennung der Bulle Unigenitus zwingen. Um ſich der Regierungsbürde gänzlich zu entledigen, beeilte ſich der Regent, den König ſchon 15. Febr. 1723 krönen zu laſſen, wobei er ſeine Würde niederlegte. Als jedoch Dubois 10. Aug. ſtarb, ließ er ſich bewegen, an deſſen Stelle als erſter Miniſter einzutreten. Dieſes Amt bekleidete er aber nur kurze Zeit; er ſtarb 2. Dec. 1723. Zufolge der Finanzoperation Law's ging unter ſeiner Regierung eine vollſtändige Veränderung des Beſitzſtandes vor, zugleich aber geſtaltete ſich die Finanzzerrüttung unheilbar. Die Freiheit, welche er den Geiſtern in Politik und Religion geſtattete, legte den Grund zum geiſtigen Aufſchwunge der Nation am Ende des Jahrhunderts; doch wirkte das Beiſpiel ſeiner Sittenloſigkeit höchſt gefährlich. Außer ſeinen rechtmäßigen Kindern hinterließ der Herzog zwei anerkannte natürliche Söhne, den Chevalier d'Orléans, Großprior des Malteſerordens, und den Abbé Saint-Alban, ſpätern Biſchof von Cambrai. Vgl. Saint-Simon, «Mémoires» (15 Bde., Par. 1829); Pioſſens, «Mémoires de la régence» (5 Bde., Par. 1749); «Vie du duc d'O.», angeblich vom Jeſuiten Lamotte (2 Bde., Par. 1737); Lemontey, «Histoire de la régence, etc.» (2 Bde., Par. 1832).

Orléans (Louis Phil. Joſ., Herzog von), bekannt in der Franzöſiſchen Revolution als **Bürger Egalité**, der Urenkel des vorigen und der Vater des Königs Ludwig Philipp (ſ. d.), wurde 13. April 1747 geboren und erhielt zuerſt den Titel eines Herzogs von Montpenſier und 1752 den eines Herzogs von Chartres. Mit ſchönem Aeußern, einem beweglichen Gemüth, viel Verſtand, aber wenig Willenskraft ausgeſtattet, verſank er an dem verdorbenen Hofe Ludwig's XV. ſeit früher Jugend in grobe Ausſchweifungen. Von jeher war in der Familie O. die Oppoſition gegen den Hof gewiſſermaßen Grundſatz geweſen. Auch der Prinz verſäumte nicht, dieſe Richtung bereits unter Ludwig XV. einzuſchlagen, wiewol ihm für eine polit. Rolle die Eigenſchaften fehlten. Ludwig XVI. verabſcheute ihn als einen Wüſtling, die Königin angeblich ſeiner

Zudringlichkeiten wegen. Von vagem Ehrgeiz und Geschäftigkeit getrieben, verlangte er beim Ausbruche des Kriegs mit England die Würde des Großadmirals; der Hof gab ihm jedoch auf der Flotte im Kanal nur ein Ehrencommando und suchte dann sein Betragen in dem Gefechte bei Ouessant (27. Juli 1778) herabzusetzen. Als sich hierauf der Prinz, im Verein mit der dem Hofe feindlichen Volkspartei, als verkannten Helden darstellen ließ, erhielt er aus der Hand der Königin selbst seine Entlassung aus dem Seedienst und zugleich, um ihn dem Spotte preiszugeben, das Patent eines Generaloberst der Husaren. Seit dieser Beleidigung entfernte sich der Herzog von O., wie er seit dem Tode seines Vaters hieß, immer mehr vom Hofe, ohne doch gänzlich zu brechen. Er erwarb sich die Stelle eines Großmeisters sämmtlicher Freimaurerlogen in Frankreich, zeigte sich als eifrigen Anhänger der nordamerik. Freiheitsideen und machte sich in ausschweifender Weise mit allem zu schaffen, was der Tag Neues bot. So stieg er, als Montgolfier die Luftschiffahrt erfand, zum Ergötzen des Volks selbst in einem Ballon empor. In der Notabelnversammlung von 1787 erklärte er sich heftig gegen die ministeriellen Vorschläge, und als der König im Nov. den Widerstand der Parlamente durch ein Lit de justice brechen wollte, erhob er sich in der Versammlung und protestirte gegen das Verfahren. Ludwig XVI. verbannte den Prinzen nach Villers-Cotterets, wo er sich jedoch so langweilte, daß er um Verzeihung nachsuchte. Der Ausbruch der Französischen Revolution gewährte ihm endlich ein weites Feld für seine unklaren Bestrebungen. Beim Zusammentritt der Generalstaaten betrieb er sogleich die Constituirung zur Nationalversammlung und stimmte mit der äußersten Linken. Während er sich das Volk durch Spenden geneigt zu machen suchte, ging seine Absicht bei der Nationalversammlung dahin, sich den Weg zum Generallieutenant des Reichs, vielleicht gar zum Throne zu bahnen. Als im Juli 1789 die Aufstände zu Paris begannen, unterstützte er dieselben durch geheime Agenten und Geld. Deutlicher noch trat seine Mitwirkung bei den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. hervor. Der Hof beschuldigte ihn und Mirabeau (s. d.), der einen Augenblick sein Verbündeter war, der Anstiftung und verwies ihn in Form einer diplomatischen Sendung nach England. Er entfernte sich auch in diesem entscheidenden Augenblicke muthlos und kehrte erst, nachdem er freigesprochen, im Juli 1790 zurück, um seine Umtriebe wieder zu beginnen. Nicht ohne seine Veranlassung reichten Laclos und Brissot nach der verunglückten Flucht des Königs bei der Versammlung eine Petition um dessen Absetzung ein, und auch die darauffolgenden Vorfälle auf dem Marsfelde wurden ihm zugeschrieben. Indeß stimmte die Einsicht, daß er selbst nur das Werkzeug einer Partei sei, die seine Stellung und Reichthümer benutzte, jetzt plötzlich seinen Revolutionseifer herab. Er zog sich aus dem Jakobinerclub, dessen Mitglied er war, zurück, unternahm zur Herstellung seines Vermögens Speculationen in Zucker und Getreide und ließ sich durch die Minister sogar zur Aussöhnung und persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige im Jan. 1792 bewegen, der ihm dafür die früher erwünschte Würde eines Großadmirals ertheilte. Als er darauf bei Hofe erschien, überhäuften ihn jedoch die Höflinge mit solcher Verachtung, daß er fortan in blinder Feindschaft dem Strome der Revolution folgte. Er warf sich der Partei Danton in die Arme und betheiligte sich auch bei den Aufständen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792, aber ohne nur ein einziges mal mit seiner Person einzustehen. Diese Unthätigkeit und die Verachtung, die er schon darum von allen Parteien erfuhr, verhinderten ihn, die Ereignisse nur im geringsten auszubeuten; nach dem Sturze des Throns erklärte er sogar öffentlich, daß er auf das Thronfolgerecht verzichte. Nachdem er von der pariser Gemeinde den Namen Philippe Egalité erhalten, trat er als Abgeordneter des Depart. Seine-Marne in den Nationalconvent, nahm seinen Sitz unter der Bergpartei, sprach aber höchstens nur in persönlichen Angelegenheiten. Von den Jakobinern, wie behauptet wird, mit dem Tode bedroht, wenn er nicht für die Hinrichtung des Königs stimmen würde, gab er sein Urtheil in folgender Weise ab: «Indem ich einzig meiner Pflicht folge und überzeugt bin, daß alle, welche die Souveränetät des Volks antasten, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod Ludwig's.» Bei diesem Votum brach auf den Tribünen und zugleich auf den Bänken der verschiedenen Parteien, selbst in den Reihen seiner Genossen ein Schrei des Unwillens und der Empörung los, und er sollte bald erfahren, daß er hiermit keineswegs seine Sicherheit erkauft. Während ihn die Girondisten anklagten, daß er die Herstellung des Throns zu seinen Gunsten beabsichtige, wurde er für die Bergpartei ein Gegenstand der Verlegenheit und des Argwohns, zumal er sich nicht entschließen mochte, sein unermeßliches Vermögen den Parteizwecken gänzlich zu opfern. Nach dem Abfall Dumouriez' und seines Sohnes, des Herzogs von Chartres, gab deshalb der Berg leicht die Einwilligung, daß das Decret, welches die Verhaftung sämmtlicher Bourbons befahl, auch auf den Bürger Egalité Anwendung erhielt. Er wurde mit seiner Familie nach Marseille ins Gefängniß

gebracht, wo er sich der Völlerei ergab. Erst nach dem Sturze der Gironde suchten sich die Schreckensmänner seiner vollends zu entledigen, indem sie ihn vor dem Tribunal des Depart. der Rhönemündungen als Hochverräther anklagten. Man sprach ihn zwar frei, aber der Wohlfahrtsausschuß ließ ihn hierauf vor das Revolutionstribunal zu Paris stellen. Wiewol er hier große Fassung bewies und seine Vertheidigung mit Geschick und Ruhe führte, wurde ihm doch 6. Nov. 1793 das Todesurtheil gesprochen. Unter den Verwünschungen der Menge, die ihm so oft Beifall geklatscht, legte er noch an demselben Tage sein Haupt unter die Guillotine. Vgl. Montjoie, «Conjuration d'O.» (3 Bde., Par. 1793), und Tournais, «Histoire de Louis-Philippe-Joseph d'O. et du parti d'O., dans ses rapports avec la révolution française» (2 Bde., Par. 1842—43); erstere ist eine Anklage-, letztere eine Vertheidigungsschrift.

Orley (Bernhard van), auch Barent von Brüssel genannt, ein Maler, der sich in Rafael's Schule gebildet, wurde 1490 zu Brüssel geboren und früh in der Kunst, man weiß nicht von wem, unterrichtet, sodaß er schon Tüchtiges leistete, als er nach Rom in die Schule Rafael's zog. Seine Bilder aus der ital. Zeit unterscheiden sich von den noch in der Heimat gemalten durch den unverkennbaren Einfluß des großen Meisters, an dessen Arbeiten er helfend theilnahm. So leitete er unter anderm die Ausführung der ersten Folge der Tapeten. Daher erhielt er auch, als er ins Vaterland zurückgekehrt und van Karl V. in die Zahl der Hofmaler aufgenommen war, ähnliche Aufträge. Er mußte mehrere große Jagdstücke malen, nach denen der Kaiser kostbare Teppiche in Brüssel weben ließ. Die Gegenden um Brüssel, die Fürsten und Fürstinnen des Hauses waren als Jagdgenossen mit treuer Aehnlichkeit darauf dargestellt. Auch Margarethe van Parma, in deren Dienst der Maler später trat, zeichnete ihn aus und ließ viele große Cartons zu Tapeten van ihm ausführen. Daneben schmückte er viele Gotteshäuser und öffentliche Gebäude in seinem Vaterlande mit bedeutenden Gemälden. Aus seiner frühern Zeit besitzt das Museum zu Brüssel ein Bild des Erlösers, der von seinen Freunden und den Frauen beweint wird. Ital. Einfluß verräth dagegen sein Jüngstes Gericht in St.-Jakob zu Antwerpen. Sein umfangreichstes Werk ist ein Altarschrein in der Marienkirche zu Lübeck, dessen Mittelbild die Dreieinigkeit vorstellt. Eins seiner schönsten Bilder ist eine Heilige Familie in der Liverpool-*Institution*, nach einem Motive Leonardo's. Außerdem finden sich viele Bilder von ihm in den Galerien zerstreut. Sehr schöne hat das Belvedere zu Wien, ferner die Pinakothek zu München, die Museen in Brüssel, Paris, Berlin u. s. w.

Orlow, russ. Familie, wird schon im 16. Jahrh. und zur Zeit der falschen Demetrier erwähnt, stieg aber erst seit der Regierung Peter's d. Gr. zu geschichtlicher Bedeutung empor. Iwan O. war, der Sage nach, ein gemeiner Strelitze und zeigte, als er in Gegenwart Peter's 1689 zu Moskau hingerichtet werden sollte, eine so ungewöhnliche Kaltblütigkeit und Todesverachtung, daß sie dem Zaren imponirte, der ihn nicht blos begnadigte, sondern ihn auch zum Offizier bei seiner neugebildeten Garde erhob. Dessen Sohn, Grigorij, wurde Generalmajor und Gouverneur von Nowgorod und hinterließ fünf Söhne, von welchen der zweite und dritte, Grigarij und Alexej, wichtige Rollen spielten. — Grigarij O., geb. 17. Oct. 1734, trat mit seinen Brüdern in die Armee, lebte ausschweifend und mußte, als sein Vermögen aufgezehrt war, sich durch Spiel und andere Kunstgriffe helfen. Im Siebenjährigen Kriege mit dem gefangen genommenen Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt, lernte ihn dort zufällig die Großfürstin Katharina kennen, die damals in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des schönen Mannes fesselte ihr Herz, und seine glühende Leidenschaft wußte sie lange Zeit zu befriedigen. Als die Kaiserin ihm die Idee einer Thronumwälzung mittheilte, ergriff er diese mit Feuer, zog seine Brüder ins Geheimniß und übernahm es nebst diesen, die Garden zu gewinnen. Nachdem die Revolution 9. Juli 1762 vor sich gegangen und der unglückliche Gemahl Katharina's, Peter III., beseitigt war, wurde O. als erklärter Liebling der Kaiserin mit Ehren und Würden überhäuft und endlich zum Generalfeldzeugmeister ernannt. Bereits 22. Sept. 1762 war er nebst seinen vier Brüdern in den russ. Grafenstand erhoben worden; Kaiser Joseph II. ernannte ihn 4. Oct. 1772 zum deutschen Reichsfürsten. Seiner Macht fehlte nichts als der Kaisertitel, und auch diesen hätte er vielleicht mit der Hand Katharina's erhalten, wenn die Anstrengungen des Ministers Grafen Panin, eines bei der hohen Aristokratie sehr angesehenen Mannes, und des Feldmarschalls Grafen Tschernyschew, der als Präsident des Kriegscollegiums einen großen Einfluß auf die Armee ausübte, den Plan nicht vereitelt. O.'s rohes und rücksichtsloses Betragen war indessen auch nicht geeignet, die Kaiserin dauernd zu fesseln. Daher überredete ihn Katharina, als seine Nähe ihr lästig zu werden anfing, 1771 nach Moskau zu gehen, um persönlich Anstalten gegen die dort ausgebrochene Pest zu treffen. Von dort

glücklich zurückgekehrt, mußte er sich als Bevollmächtigter nach Fokschani begeben, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden sollte. O. erschien hier mit kaiserl. Pracht, benahm sich aber mit einer so empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Noch in Fokschani erfuhr er, daß die Kaiserin sich einen andern Günstling gewählt habe. Wüthend machte er sich sogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weisung, sich einstweilen auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Da es der Kaiserin weder durch Unterhandlungen noch durch Drohungen gelingen wollte, ihn zur Ruhe zu bringen, schrieb sie endlich selbst an ihn und bat ihn, eins ihrer Lustschlösser zu seinem Aufenthalte zu wählen. O. ging nach Zarskoje-Selo und lebte hier von orient. Prunk umgeben. Schon im Dec. 1772 söhnte sich die Kaiserin vollständig mit ihm aus und machte ihm unter anderm den prächtigen Marmorpalast zum Geschenk; O. dagegen schenkte ihr den berühmten großen Brillanten und ließ auf seine Kosten das Arsenal in Petersburg bauen. Indessen fand er auch jetzt keine Ruhe, und plötzlich kam er auf den Einfall, sich in Reval niederzulassen. Dann ging er auf Reisen und besuchte Frankreich. Bei seiner Rückkehr fand er Potemkin bereits in der Gunst der Kaiserin, und gleichsam, um sich an seiner ungetreuen Geliebten zu rächen, verheirathete er sich und besuchte nur höchst selten den Hof. Schon fing er an, wahren Geschmack an dem stillern Privatleben zu finden, da starb seine Gemahlin plötzlich auf einer Reise im Auslande, und O. wurde wieder von seiner frühern Unruhe ergriffen, die zuletzt in völligen Wahnsinn ausartete. Am 24. April 1783 beschloß er in Moskau unter den schrecklichsten Qualen sein Leben, nachdem es ihm wirklich in der letzten Zeit gelungen war, sich mehrere Freunde und Verehrer zu erwerben, während er anfangs nur gehaßt und gefürchtet wurde. Aus seiner Verbindung mit Katharina entsprang die noch blühende Familie der Grafen Bobrinskij. — Alexei O., Bruder des vorigen, geb. 1737, bewies bei der Revolution von 1762 unter allen die meiste Kühnheit, wie er denn auch durch eine Riesenstärke sich auszeichnete. Man beschuldigt ihn wol nicht mit Unrecht, daß er auf dem Landsitze des Grafen Rasumowskij, Ropscha, wo der unglückliche Peter III. gefangen saß, diesen eigenhändig erdrosselt habe. Reichlich für seine Blutthat belohnt, weihte er sich, wie sein Bruder, dem Dienste seiner Gebieterin und ward ihr nützlich durch seine Siege im russ.-türk. Kriege. Er entwarf den Operationsplan für eine Flotte in den Gewässern des Archipelagus, der die Genehmigung der Kaiserin fand, und wurde nun vom Generallieutenant und Generaladjutant der Kaiserin 1768 zum Generaladmiral der ganzen russ. Flotte im Archipelagus mit unumschränkter Vollmacht befördert. Als solcher erfocht er 5. Juli 1770 den glänzenden Seesieg bei Tschesme, der die Verbrennung der ganzen türk. Flotte zur Folge hatte. Er erhielt dafür den Beinamen Tschesmenskij und viele Ehrenbezeigungen, darunter eine prächtige Denksäule in Zarskoje-Selo. Als sein Bruder Grigorij starb, übersendete ihm die Kaiserin ihr Porträt, welches derselbe getragen hatte, ein Ehrenzeichen, welches damals nur Potemkin trug. Als Kaiser Paul später den Thron bestieg, rief ihn dieser aus Moskau, wohin sich O. zurückgezogen hatte, nach Petersburg und nahm an ihm und Barjatinskij, den einzig noch überlebenden unter den Mördern Peter's III., dadurch Rache, daß er sie bei der feierlichen Abholung der Leiche Peter's III. aus dem Alexander-Newskijkloster über das Winterpalais zur Festungskathedrale das Bahrtuch tragen ließ. Darauf ward O. vom Hofe und auch aus Moskau verbannt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Deutschland, wozu O. mit Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, kehrte er nach Kaiser Paul's Ermordung 1801 nach Rußland zurück und starb zu Moskau in seinem dortigen prachtvollen Palast 5. Jan. 1808. Seine ungeheuern Reichthümer erbte seine Tochter, die Gräfin Anna Alexejewna, Hofdame der Kaiserinnen Elisabeth und Alexandra. Ein natürlicher Sohn, dem er seinen Beinamen Tschesmenskij gab, starb als russ. Generalmajor 1820. — Iwan O., der älteste der Familie, geb. 1733, gest. 1791, wurde zwar mit seinen Brüdern in den Grafenstand erhoben und zum Kammerherrn ernannt, lebte aber zurückgezogen und ward von Katharina als der «Philosoph» bezeichnet. Dagegen that sich der vierte Bruder, Fedor O., geb. 1741, im Türkenkriege 1770 durch die Einnahme von Navarin und bei andern Gelegenheiten hervor, erhielt den Rang eines General-en-Chef und starb 1796 zu Moskau. Der jüngste Bruder, Wladimir O., war Präsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften und Geheimrath und starb erst 1832. Aus seiner Ehe mit einer Baronesse von Stackelberg hatte er vier Töchter und einen einzigen Sohn, Graf Grigorij Wladimirowitsch O., geb. 1777, welcher 1812 Geheimrath und Senator wurde, aber sich vorzugsweise mit den Wissenschaften beschäftigte und meist in Paris und Italien lebte. Er schrieb mehrere geschätzte Werke in franz. Sprache, wie die ins Deutsche, Englische und Italienische übersetzten «Mémoires historiques, politiques et

littéraires sur le royaume de Naples» (2. Aufl., 5 Bde., Par. 1825) und «Voyages dans une partie de la France» (3 Bde., Par. 1824), und ſtarb kinderlos zu Petersburg 4. Juli 1826.

Das Haus der Grafen O. war ſomit in legitimer männlicher Linie erloſchen. Der Graf Fedor Grigorjewitſch hatte indeß vier natürliche Söhne hinterlaſſen, welche den Namen fortpflanzten, und von denen die beiden ältern ſich im ruſſ. Militärdienſt hervorgethan haben. — Michael O., geb. 1785, machte als Flügeladjutant des Kaiſers Alexander I. die Feldzüge gegen Napoleon mit und ſchloß 1814 die Capitulation von Paris ab, worauf er zum Generalmajor befördert wurde. Er nahm an den geheimen Geſellſchaften theil, die ſich in den letzten Regierungsjahren Alexander's in der ruſſ. Armee bildeten, zog ſich aber noch vor Ausbruch der Verſchwörung zurück. Trotzdem ward er nach dem Aufſtande vom 26. Dec. 1825 verhaftet, zwar bald darauf freigegeben, aber aus der Armee entfernt und ihm verboten, ſich in den beiden Hauptſtädten aufzuhalten. Er lebte auf ſeinen Gütern und ſtarb 1842. Von ſeinen ſehr intereſſanten Memoiren ſind Bruchſtücke in ruſſ. Zeitſchriften veröffentlicht worden. — Alexei O., Bruder des vorigen, geb. 1787, zeichnete ſich gleichfalls in den franz. Kriegen aus, ward Adjutant des Großfürſten Konſtantin, dann Oberſt und Commandeur des Regiments der Garde zu Pferde. Am 26. Dec. 1825 trug er durch Muth und Geiſtesgegenwart viel zur Dämpfung des Aufſtandes der Garden bei und gewann ſich dadurch das dauernde Wohlwollen des Kaiſers Nikolaus. Er wurde in den Grafenſtand erhoben, zum Generaladjutanten ernannt und erhielt in dem türk. Feldzuge von 1828 das Commando einer Cavaleriediviſion. Am 14. Sept. 1829 ſchloß er den für Rußland ſo vortheilhaften Tractat von Adrianopel ab, worauf er als außerordentlicher Botſchafter nach Konſtantinopel ging. Von nun an ſah er ſich ſtets zu den wichtigſten Aufträgen verwendet. So wurde er im Juni 1831 in das Hauptquartier des Feldmarſchalls Diebitſch geſchickt, um den Zuſtand der gegen die Polen kämpfenden Armee zu unterſuchen. Der plötzliche Tod von Diebitſch gab zu dem Gerüchte Anlaß, daß ihn O. vergiftet habe. Eine neue außerordentliche Miſſion führte ihn 1832 nach London, wo er jedoch ohne Erfolg verſuchte, den belg. Streit zu Gunſten Hollands zu ſchlichten. Dann erſchien er 1833 als Oberbefehlshaber der am Bosporus gelandeten ruſſ. Truppen von neuem in Konſtantinopel und bewog den Sultan, den Vertrag von Hunkiar-Skeleſſi zu unterzeichnen, der Rußland den Schlüſſel der Dardanellen geben ſollte. Seine Dienſte wurden durch die Ernennung zum General der Cavalerie und Mitglied des Reichsraths ſowie ſpäter durch den Andreasorden nebſt reichen Geſchenken an Gütern belohnt. Nach dem Tode Benckendorff's 1844 erhielt O. auch das Obercommando des Gendarmencorps und die Leitung der geheimen Polizei, die unter ihm nichts von ihrer Wachſamkeit verlor. Als vertrauteſter Freund des Kaiſers begleitete er ihn auf allen ſeinen Reiſen, zuletzt 1853 nach Olmütz und Berlin. Auch unter Alexander II. ſtand er in hohem Anſehen. Für ſeine als ruſſ. Bevollmächtigter am Friedenscongreß zu Paris geleiſteten Dienſte ward er zum Präſidenten des Reichsraths und des Miniſterconſeils und 7. Sept. 1856 in den Fürſtenſtand erhoben. Er ſtarb an einer Gehirnerweichung, an der er 1860 erkrankt, und infolge deren er Anfang 1861 von allen ſeinen Aemtern zurückgetreten war, am 21. Mai 1861 zu Petersburg. — Sein einziger Sohn, Fürſt Nikolai Alexejewitſch O., zeichnete ſich durch Tapferkeit 1854 bei der Belagerung von Siliſtria aus, wo er einen Arm und ein Auge einbüßte, und iſt auch als Militärhiſtoriker mit einem Werke in ruſſ. Sprache über den preuß. Feldzug von 1806 (Petersb. 1856) aufgetreten. Gegenwärtig iſt derſelbe ruſſ. Geſandter in Brüſſel, Generaladjutant des Kaiſers und Generallieutenant. — O.-Dawydow (Graf Wladimir), ein Sohn des Generals Peter Dawydow und von mütterlicher Seite Enkel Wladimir O.'s, kam nach dem Tode der Gräfin Anna Alexejewna in Beſitz eines Theils der Familiengüter, worauf er 1856 die Erlaubniß erhielt, den Namen O. mit dem Grafentitel anzunehmen. In der ruſſ. Literatur hatte er ſich bereits durch eine Reiſe nach dem Orient bekannt gemacht, deren Beſchreibung er 1840 in zwei Bänden herausgab. Den Emancipationsplanen Alexander's II. bezeigte er wenig Sympathie, ſtellte ſich in den Adelsverſammlungen an die Spitze der Oppoſition und veröffentlichte in Brüſſel eine Flugſchrift in franz. Sprache, die ihm die Entlaſſung aus dem Staatsdienſte zuzog. Bald ward er jedoch wieder zu Gnaden angenommen und 1862 ſogar zum Oberceremonienmeiſter des kaiſerl. Hofs ernannt, von welchem Poſten er wegen der Adreſſe zurücktreten mußte, die er im Jan. 1865 im Namen des moskauer Adels dem Kaiſer überreichte, und in der die Einführung einer Conſtitution verlangt wurde. Im März 1866 ward er zum Adelsmarſchall des Gouvernements Petersburg erwählt und präſidirte in dieſer Eigenſchaft der Sitzung der petersburger Provinzialverſammlung, deren regierungsfeindliche Kundgebungen 28. Jan. 1867 ihre Auflöſung zur

Folge hatten. — Nicht verwandt mit diesen O.'s ist die Donische Kosackenfamilie gleichen Namens, die sich seit 1799, infolge einer Heirath mit der Erbtochter des Grafen Denissow, O.-Denissow nennt. Graf Wassilji O.-Denissow, Sohn des Hetmans der Donischen Kosacken, Wassilji O., geb. 1777, trat noch als Kind in Kriegsdienste, ward 1807 Generalmajor und machte sich im Feldzuge von 1812 durch seine unermüdliche Verfolgung der Franzosen bekannt, wobei er unter anderm eine ganze franz. Brigade von der Division Baraguay d'Hilliers gefangen nahm. In der Schlacht von Leipzig befehligte er die Gardekosacken und führte mit ihnen den glänzenden Angriff auf die feindliche Reiterei aus, der zur Entscheidung des ersten Schlachtentags beitrug. Er wurde dafür zum Generallieutenant, 1826 aber zum General der Cavalerie befördert und starb 1843. Von seinen Söhnen war der älteste, Graf Fedor Wassiljewitsch O.-Denissow, im Orientkriege 1853—55 Feldataman der Donischen Kosacken und starb als Generallieutenant und Generaladjutant 15. April 1865 zu Nizza.

Ormus oder Hormus, bei den Alten Organa, bei den Arabern Dscherun, eine berühmte Insel im Eingange aus dem Arabischen Meer in den Persischen Meerbusen, in der 6—11 M. breiten Straße von O., nur $1^1/_8$ M. südlich vom Hafen Bender-Abbasi an der pers. Küste gelegen und wie dieser nebst der Küste Mogistân und den benachbarten Inseln dem Imam von Maskat gehörig, ist eine quellen- und vegetationslose Felsenmasse, deren bewohnbarer Theil eine $^3/_4$ M. lange und $^1/_2$ M.-breite, mit Salz gesättigte und durch Regenschluchten zerrissene Ebene bildet. Der Boden ist eisenhaltig, großentheils roth oder schwarz, hin und wieder von einzelnen weißen Gipsfelsen und gelben Schwefellagern unterbrochen, durch welche verschiedene Färbung die Insel ein seltsames Aussehen erhält. Steinsalz, Schwefel, auch Eisen und Kupfer sind die Schätze des Bodens. Unter der Herrschaft der Portugiesen blühte die Insel O. als Handelsemporium, ist aber jetzt ganz verkommen und zählt nur noch 300 E. An einer Hafenbucht der Nordostküste finden sich Ueberreste der alten portug. Stadt und Festung O., die ein Sitz der Pracht und des Glanzes war und 40000 E. hatte, darunter sehr reiche Kaufleute, Handwerker und Künstler. Schon Alexander's d. Gr. Admiral Nearch (325 v. Chr.) kennt die Festlandsküste Mogistân unter dem Namen Armozon oder Harmozon. Dort wird im Alterthum eine Stadt Harmozia, das jetzige Fort Minab am Flusse Minab (Anamis bei Nearch) genannt, welche dann später der Hauptort eines berühmten arab. Reichs Ormûs war. Als dieses Reich 1302 durch die Turktataren zerstört wurde, flüchtete dessen Fürst auf die 1311 dem Emir von Keisch abgekaufte Insel Dscherun, und auch die Bewohner von Harmozia oder Altormus ließen sich auf derselben nieder und gründeten hier Neuormus. Diese Stadt gelangte bald zu unerhörtem Reichthum, weil sie den Seehandel Irans und der Euphrat-Tigrisländer mit Indien durch ihre vollständige Beherrschung der Wasserstraße sich zollbar gemacht hatte. Die Wichtigkeit des Ortes konnte den Portugiesen nicht entgehen. Schon 27. Sept. 1507 machte Albuquerque den Platz, der von dem Vezier des schwachen Schah von O. beherrscht wurde, zinsbar, und 26. März 1515 nahm er ihn für Portugal in Besitz. O. wurde nun stark befestigt und mit einer Besatzung versehen. Seitdem galten die Portugiesen als die Gebieter des Persischen Golfs und des Indischen Oceans überhaupt, und O. als der Stapelplatz aller Reichthümer des Orients und der Waaren Europas. Doch 1622 entriß es den Portugiesen Schah Abbas von Persien mit Hülfe der Engländer. Der Schah zerstörte die Stadt und erbaute dafür Bender-Abbasi. Um die Mitte des 17. Jahrh. kam O. in den Besitz des Imam von Maskat. Dem Imam gehören gleichfalls die Nachbarinseln Laredsch oder El-Aredsch im Süden und Kischm im Südwesten. Letztere Insel, bei Nearch Daracta genannt, 13 M. lang, 2—4 M. breit, $30^1/_2$ Q.-M. groß, ist im Süden gebirgig, im Norden eben und zum Theil fruchtbar. Die Einwohner, etwa 5000, sind arab. Stammes und bauen Weizen, Gerste, Gemüse, Melonen, Datteln und berühmte kernlose Trauben. Die Hauptstadt Kischm, am Südostende gelegen, von Erdmauern und Thürmen umgeben, der Sitz eines Scheikh, wird von Schiffern, Matrosen und Lootsen bewohnt, liefert aber auch schöne Teppiche. Die ärmlichere Stadt Basidoh oder Bassadur am Westende, früher im Besitz der Portugiesen, ist jetzt eine Station der indobrit. Observationsflotte im Persischen Golfe. Das unbedeutende Last oder Lest, an der Nordküste, einst fester Sitz der Dschuwasimi-Piraten, fiel 1809 nebst Kischm in die Hände der Engländer.

Ormuzd heißt in dem Religionssystem des Zoroaster der gütige Gott, welcher dem bösen Gotte Ahriman entgegensteht. In der Zendsprache lautet sein Name Ahura-mazda, d. i. hochweiser Herrscher. (S. Zoroaster.)

Ornament. Wie in der Natur, gibt es auch in der Kunst Uebergangsstufen. Eine solche von der Baukunst zur Bildhauerei ist das O., gleichwie das Relief den Uebergang zur Malerei

bildet. Das O. ist das Bestreben der Baukunst, ihr strenges Gesetz und ihre einfachen Linien durch das Spiel freierer und mannichfaltigerer Formenbildungen zu zieren: es ist das anmuthige Hineinragen der einen Kunst in die andere, das Anklingen an die Schwesterkunst, das größern Reichthum ahnen läßt. Die Anwendung solcher Mittelstufen in der Kunst muß vor allem stets vom Maße beherrscht sein, weil ein Zuviel unfehlbar Ausartung und Weichlichkeit zur Folge hat. So überwuchert das O. freilich durch oft an sich keineswegs unschöne Formen in dem Rococostil. Seine Formen entnimmt das O. meist der Pflanzennatur, seltener der Thierwelt, noch seltener kommen menschliche Formen zur Anwendung, und dann meistens nur aus dem unentwickelten Alter, der Kindheit. Eine sehr reine und schön ausgebildete Ornamentik, wie man den ganzen Complex der O., die Lehre und die Anwendung derselben nennt, hatten die Griechen, denen darin die Natur Vorbild und Lehrerin war. In der roman. Kunst entwickelte sich auf der Grundlage antiker Formen eine ungemein reiche, jedoch mehr phantastische als naturalistische Ornamentik, während dagegen die goth. Kunst wieder einen eigenthümlich schönen Stil ausbildete, den sie unmittelbar aus der Blumen- und Pflanzenwelt schöpfte. Ueber die antike Ornamentik hat man ein Werk von Bulliamy; auch Stuart, Inwood u. a. handeln in ihren Architekturwerken davon. Bekannt sind Zahn's «Pompeji» und andere Werke desselben Verfassers. Heideloff verdankt man eine Ornamentik des Mittelalters. Böttticher, selbst ein Meister in der Ornamentik und der Decoration (s. d.), hat manches darüber herausgegeben; seine ganze Architekturauffassung beruht darauf. Gruner's ausgezeichnetes Werk: «Specimens of ornamental art» (Lond. 1850, 80 Blatt, gr. Fol.) gibt O. aller Art, der frühern, mittlern und spätern, bis zur Mitte des 16. Jahrh. Metzger in seinen «O. aus deutschen Gewächsen» (Münch. 1842) versucht die vaterländischen Pflanzen zur ausgedehntern Anwendung zu bringen und in der Ornamentik einen eigenthümlichen Kunststil zu begründen.

Ornat (lat.), d. h. Schmuck, wird vorzugsweise die Kleidung der Geistlichen genannt, welche sie bei Amtsverrichtungen tragen müssen. Der O. des röm.- und griech.-kath. Klerus ist nach den Graden verschieden; einfacher und für alle Grade gleich dagegen ist die Amtskleidung der prot. und reform. Geistlichkeit.

Orne, ein 21,3 M. langer Fluß im nördl. Frankreich, entsteht etwa 1 M. oberhalb Séez in dem nach ihm benannten Departement, durchfließt dieses und Calvados, wird bei Caen für kleine Fahrzeuge schiffbar (2,5 M. weit) und mündet, nachdem er links die Rouvre, den Noireau und den Odon aufgenommen, in den Kanal. — Das Departement O., welches einen Theil der Normandie, namentlich das ehemalige Herzogthum Alençon und einen großen Theil von der zur alten Provinz Maine gehörigen Landschaft Perche umfaßt, zählt (1866) auf 110,73 Q.-M. 414616 E. (gegen 439900 im J. 1851) und zerfällt in die 4 Arrondissements Alençon, Argentan, Domfront und Mortagne mit 36 Cantonen und 510 Gemeinden. Die wellenförmige Oberfläche durchzieht von O. gegen W. ein Landrücken, der die Wasserscheide zwischen dem Kanal und dem Bassin der Loire bildet. In jenen fließen die Toucques, Dive und O., in diese die Huine, Sarthe, Varenne und Mayenne. Nur ein kleiner Theil im Nordosten gehört zum Gebiet der Seine, in dem die Eure und die Rille mit dem Charenton entstehen. Der Boden ist zum Theil steinig oder sandig und mit Heiden bedeckt; strichweise aber, besonders in den Thalgründen, finden sich Wiesen und fruchtbares Ackerland. Der Landbau ist jedoch wenig vorgerückt. Das Klima zeigt sich gemäßigt, die Luft bei West- und Nordwestwind feucht und nebelig. Die Haupterzeugnisse sind Getreide, besonders Hafer, Kartoffeln, Hanf und Flachs, Runkelrüben zur Zuckerfabrikation, Aepfel und Birnen zur Bereitung von Cider und Poiré, der hier den Wein ersetzen muß. Man zieht die schönste Rasse der normann. Pferde, mästet viel Schweine, eigene und eingeführte Ochsen, die man meist nach Paris verkauft. Auch die Bienen- und Gänsezucht ist von Wichtigkeit, ebenso die Butter- und Käsebereitung. Das Mineralreich liefert viel Eisen, guten Granit, Quarzkrystalle (Diamants d'Alençon), Porzellanerde u. s. w. Von den 17 Mineralquellen ist der Sauerbrunnen von Bagnoles (s. d.) die namhafteste. Die Unterhaltung zahlreicher Eisenwerke, die Fabrikation von Eisen- und Quincailleriewaaren sind die Hauptzweige der Industrie, denen sich die Fabrikation von Spitzen, Leinwand, Baumwoll- und Wollwaaren, Leder, Handschuhen, Papier, Glas und Fayence anschließt. Die Erzeugnisse dieser Industrie sowie Pferde, Mastvieh, Gänsefedern, Cider, Hanf, Käse und Holz bilden auch die Gegenstände der Ausfuhr. Außer der Hauptstadt Alençon (s. d.) sind als Städte noch bemerkenswerth: Argentan (s. d.); Domfront an der Varenne, mit 2909 E., der Mittelpunkt einer lebhaften Fabrikation von Leinwand, Kattun, Bändern, Eisenwaaren u. s. w.; Flers, eine sehr gewerbreiche Stadt mit 10054 E.; La Ferté-Macé mit 7011 E., Tinchebrai mit

4365 und Athis mit 4507 E.; ferner Mortagne, die ehemalige Hauptstadt von La Perche, mit 4887 E.; Séez an der O., Bischofssitz mit 5045 E., einer alten Kathedrale, Priesterseminar und lebhaftem Gewerbebetrieb; Laigle an der Rille, mit einem Schloß, 5676 E. und berühmten Nadel-, Draht- und andern Eisenfabriken, Kupferhämmern, Kupferschmieden, Fabriken für Schnuren, Zwirnbänder, Spitzen, Strümpfe, Vitriol und Papier; Bimoutiers mit 3698 E. und sehr bedeutender Weberei von Leinwand, die unter dem Namen Crétonne bekannt ist; endlich der Marktflecken Soligny-la-Trappe mit den Resten einer berühmten Trappistenabtei und das Dorf Le Pin-au-Haras an der O., 2 M. von Argentan, mit einem Schloß und einem berühmten, 1714 gegründeten kaiserl. Gestüte und Hippodrom für die drei Departements O., Calvados und Eure, sowie mit einer 1848 angelegten, ebenfalls kaiserl. Schweizerei.

Ornithologie (griech.) ist die Wissenschaft von der Natur der Vögel (s. d.). Sie bildet einen Theil der Zoologie (s. d.).

Ornithópus L., Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblüttler, Abtheilung der Hedysareen, welcher «Vogelfuß» bedeutet, eine Anspielung auf die gleich den Zehen eines Vogels auseinanderstehenden Gliederhülsen. Die Arten dieser Gattung haben nämlich Köpfchen oder einfache Dolden von drei bis fünf Blitten, aus denen sich bogig-gekrümmte Gliederhülsen entwickeln, deren Glieder zusammengedrückt-länglich und netzaderig sind. Der fünfzähnige Kelch ist röhrig, der Kiel der Blumenkrone nicht geschnäbelt, die Blätter sind unpaarig gefiedert, die Köpfchen langgestielt, den Blättern gegenüberstehend. Zu dieser Gattung gehört die unter dem portug. Namen Serradella bekannt gewordene Futterpflanze (O. sativus Brot.), welche in neuerer Zeit viel Aufsehen erregt und sich als ein gutes Futterkraut für Sandboden erwiesen hat. Die Serradella ist eine einjährige weichbehaarte Pflanze mit bis 1 F. hohem Stengel und hell-rosenrothen Blüten. Sie wächst im mittelländischen Gebiet, namentlich in Portugal wild. In Deutschland kommt auf Sandboden hier und da eine verwandte Art derselben Gattung vor, die aber in allen Theilen viel kleiner ist, der Vogelklee, Vogelkralle (O. perpusillus L.). Er hat weißliche Blüten.

Orobanche L., Name einer Gattung von phanerogamen Schmarotzergewächsen, nach welcher eine ganze Familie parasitischer Gefäßpflanzen, die Orobancheen, benannt worden ist. Ihre in Europa und namentlich im mittelländischen Gebiete vorkommenden Arten haben meist einfache fleischig-saftige, mit häutigen oder fleischigen Schuppen bedeckte Stengel von blaßbrauner, röthlicher, gelblicher oder weißlicher Farbe und gehen in eine Traube von mit gefärbten Deckblättern vermengten Blüten über, deren zweilippige Blumenkrone oft sehr schön und lebhaft gefärbt ist. Die Orobanchen gehören in die 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems. Sie haben eine knollig-angeschwollene Stengelbasis und ernähren sich vom Safte anderer Pflanzen, den sie vermittels ihrer Wurzeln, die mit denen der Nährpflanze zusammenhängen, aussaugen. Dadurch können die auf Culturpflanzen schmarotzenden Arten nicht unbedeutenden Schaden machen, denn die Nährpflanze geht meist ein. Am häufigsten kommen die Orobanchen auf Schmetterlingsblütlern (z. B. Wicken, Erbsen, Klee) vor, weshalb manche Erdenwürger genannt werden. Die südeurop. O. speciosa Dec. vermag ganze Erbsenfelder zu vernichten. Nicht minder schädlich ist die auf Taback und Hanf schmarotzende O. ramosa Coss., die einen ästigen Stengel besitzt. In Deutschland sind die Orobanchen im ganzen selten.

Orographie (griech.), Gebirgsbeschreibung, nennt man denjenigen Theil der physik. Geographie, welcher die Darstellung des Reliefs der Erdoberfläche, also der äußern Formen und Gruppirungen der Gebirge und Thäler gibt. Dieselbe ist mit der Hydrographie innig zusammenhängend und bildet die Grundlage für geognostische und geol. Untersuchungen einer Gegend. Die Höhenbestimmungen der wichtigsten Berg- und Thalpunkte, die sog. hypsometrischen Bestimmungen, machen einen wesentlichen Bestandtheil der O. aus.

Orontes bei den Alten, jetzt Nahr-el-Asy, d. h. der Unbändige, der größte Fluß im nördl. Syrien, entspringt auf dem Scheitelpunkte der Thalebene Cölesyrien (arab. Bekaa) zwischen dem Libanon und Antilibanon, im NNO. von Baalbek (Heliopolis) und südlich vom Dorfe Hermel, wo er aus einer wilden Schlucht hervorbricht und seine bedeutende Wassermasse in wüthendem Laufe gegen Norden forttreibt, während die übrigen in der Nachbarschaft entstehenden Flüsse, wie der Litany (Litanes) und Jordan, ihren Lauf nach Süden richten. Der Fluß heißt deshalb bei den Arabern auch Nahr-el-Maklub, d. h. der verkehrte Fluß. Sein oberer Lauf schließt mit der Einmündung in den ansehnlichen See Kades oder Bahr-el-Kuds oberhalb Hems, dem alten Emesa (s. d.) ab, wo er das Thal zwischen den beiden Libanonketten verläßt und in die große ebene Landschaft eintritt, welche der Lücke zwischen dem Libanon im Süden und dem Dschebl-Nasarijeh

im Norden gegenüber liegt. Bereits bei Hamah (ſ. d.), dem alten Epiphania, iſt ſein Thal wieder von Gebirgszügen eingeſchloſſen, im Weſten vom Dſchebl-Nafarijeh, im Oſten vom Dſchebl-Ala u. ſ. w., und dieſe Bergketten begleiten ihn auf ſeinem weitern Laufe über Kalaât-el-Medik (Ruinen von Apamea), Schoghr (in enger Thalſchlucht), Deir-Kuſch (wo Katarakte) u. ſ. w. Erſt in der Ebene El-Amk oder von Antakijeh, dem alten Antiochia (ſ. d.), wendet er ſich gegen Weſten, nimmt innerhalb derſelben von Norden her den Abfluß des großen Sees von Antiochia auf, in welchen der Karaſu, Afrin und andere Flüſſe fallen, wird aber auch alsdann nicht fahrbar, weil ſein Bett ſehr verſchlammt iſt. Unterhalb der Stadt durchbricht er in ſüdweſtl. Richtung mit vielen Windungen das Küſtengebirge Syriens in einem felſigen Querthale, tritt dann aus den Schluchten dieſer wunderbar ſchönen Gebirgslandſchaft heraus in die tiefliegende, vielfachem Wandel unterworfene Küſtenebene, in welcher er nach einem 2 M. langen ruhigen Laufe ſüdlich von Suweidijeh (Seleucia Pieria) ins Meer mündet. Eine Barre hindert die Ein- und Ausfahrt, während zur Zeit der Kreuzfahrer Antiochia noch auf dem Flußwege zu erreichen war. Bei dem Mangel an Querthälern im nördl. Syrien war das Orontesthal von jeher eine Paſſage für Handels- und Heereszüge geweſen. Doch iſt es wegen der hier hauſenden Bevölkerung in hohem Grade unſicher und daher, namentlich in ſeinem obern und mittlern Theile, nur wenig erforſcht.

Oroſius (Paulus), ein ſpäterer röm. Geſchichtſchreiber, aus Spanien gebürtig, lebte zu Anfange des 5. Jahrh. n. Chr. und hielt ſich einige Zeit als chriſtl. Presbyter bei dem heil. Hieronymus in Paläſtina, zuletzt bei dem heil. Auguſtinus in Afrika auf, wo er auch ſtarb. Außer mehrern Schriften theol. Inhalts beſitzen wir von ihm namentlich ein Geſchichtswerk in ſieben Büchern: «Historiarum libri VII adversus paganos», das auch den räthſelhaften Titel «Hormesta» führt, und worin er den damals gangbaren Vorwurf, daß in der Einführung des Chriſtenthums der Grund zu dem Unglücke des röm. Reichs und der Menſchheit überhaupt liege, zu entkräften ſucht. Dieſes Werk, welches uns die Ereigniſſe von dem Anfange hiſtor. Kenntniß in Kürze, meiſt nach dem Vorgange des Juſtinus vorführt, wurde bei allem Mangel an Correctheit und chronol. Genauigkeit doch im Mittelalter als Leitfaden beim Unterrichte in der Univerſalgeſchichte benutzt und von König Alfred d. Gr. in das Angelſächſiſche übertragen (herausg. von Bosworth, Lond. 1855). Nach der erſten Ausgabe von Schüßler (Augsb. 1471) lieferte Haverkamp (Leyd. 1738; 2. Aufl. 1767) die beſte Bearbeitung.

Orpheus, der berühmteſte unter den mythiſchen Sängern Griechenlands, der Hauptrepräſentant der durch die pieriſchen Thraker nach dem nördl. Griechenland gebrachten Kunſt des Geſangs und Saitenſpiels, war nach der gewöhnlichen Sage ein Sohn der Muſe Kalliope vom Apollon oder vom thraziſchen Flußgott Oiagros. Durch die Macht ſeines Geſangs und Saitenſpiels konnte er die wildeſten Thiere bezähmen und Steine und Bäume bewegen. Als ihm ſeine geliebte Gattin Eurydice (ſ. d.) durch den Biß einer Schlange entriſſen worden war, ſtieg er ſelbſt in die Unterwelt hinab und vermochte den finſtern Beherrſcher derſelben zu erweichen, ſodaß er ihm geſtattete, die Geliebte wieder auf die Oberwelt zurückzuführen; da aber O. gegen das ausdrückliche Verbot des Pluton ſich nach der Eurydice umſchaute, bevor ſie an das Licht des Tages emporgeſtiegen waren, wurde ſie ihm auf immer wieder entriſſen. Auch an der Fahrt der Argonauten ſoll er theilgenommen haben und ſpäter, da er ſich dem wilden orgiaſtiſchen Cult des Dionyſos widerſetzte, von wüthenden Bacchantinnen (Mänaden) zerriſſen worden ſein; ſein Haupt und ſeine Leier ſollen nach einer ſchönen Sage durch das Meer nach der Inſel Lesbos, ſpäter einem Hauptſitze der lyriſchen Poeſie, geſchwommen ſein. Die Homeriſche und Heſiodiſche Poeſie kennen den Namen des O. noch nicht, ſondern erſt die Lyriker gedenken ſeiner; doch geht die Entſtehung der Sage von ihm offenbar in die Zeit der Anfänge einer höhern Cultur im nördl. Griechenland zurück. Spätere Dichter und Mythographen ſowie Bildhauer, Maler und Moſaikarbeiter haben dieſelbe vielfach behandelt. Unter dem Namen des O. beſaß man ſchon im frühern Alterthume eine Anzahl Dichtungen myſtiſch-theol. Inhalts (über den Urſprung der Götter und die Entſtehung der Welt, über Weihungen und Reinigungen, Orakelſprüche u. a. m.), die größtentheils am Hofe des Piſiſtratos (ſ. d.) und ſeiner Söhne in Athen von Onomakritos, dem Pythagoräer Kerkops, Orpheus aus Kroton und Zopyros aus Heraklea gedichtet und dem mythiſchen O., den man als Stifter einer dem tiefern religiöſen Bedürfniß jener Zeit entſprechenden Geheimlehre und geheimnißvoller Cultgebräuche (Orphiſche Myſterien und Weihungen, geübt von den ſog. Orpheoteleſten) betrachtete, untergeſchoben worden waren. Vgl. E. Gerhard, «Ueber O. und die Orphiker» (Berl. 1861), und die Sammlung der ſpärlichen Fragmente dieſer Dichtungen in Lobeck's «Aglaophamus» (2 Bde., Königsb. 1829). Weit ſpätern Urſprungs, wahrſcheinlich erſt dem 4. Jahrh. n. Chr. angehörig, ſind die uns erhaltenen

ſog. Orphiſchen Gedichte (am beſten herausg. von Hermann, «Orphica», Lpz. 1805): ein Epos über den Argonautenzug («Argonautica», überſetzt von J. H. Voß, «Heſiodos' Werke und O. der Argonaut», Heidelb. 1806), ein didaktiſches Gedicht über die geheimnißvollen Kräfte verſchiedener Steine («Lithika», herausg. mit lat. Ueberſetzung von Tyrwhitt, Lond. 1781) und 87 Hymnen (griech. und deutſch von Dietſch, Erl. 1822).

Orſeille. Verſchiedene Flechten enthalten ein bei Behandlung mit ammoniakaliſchen Flüſſigkeiten und unter dem Zutritt der atmoſphäriſchen Luft ſich roth färbendes Pigment, welches durch ein nicht genau bekanntes Verfahren in einen blauen Farbeſtoff, nämlich Lackmus (ſ. d.), übergeführt werden kann. Dieſes Pigment kommt je nach den Flechten aus und den Ländern, in welchen es bereitet wird, unter verſchiedenen Namen und Formen in den Handel. O. oder Orchil heißt der vorzugsweiſe aus Roccella tinctoria Dec. und ihren Varietäten (R. Montagnei, phycopsis und fuciformis) in England und Frankreich bereitete und als ein feuchter tief-purpurrother Teig von ammoniakaliſchem Geruch in den Handel kommende Farbeſtoff, während das aus Lecanora tartarea und parella ſowie aus Pertusaria communis dargeſtellte Pigment, welches bald ein feſter, dunkelvioletter, ſtark und angenehm riechender Teig, bald ein trockenes rothes Pulver iſt, Perſio oder Cudbear genannt wird. Außer den genannten werden auch noch andere Flechten, wie die in ganz Europa vorkommende Parmelia sordida Ach., die in Frankreich wachſende Variolaria orcina, die Orſeille-Pockenflechte, das in Deutſchland und Skandinavien vegetirende Isidium corallinum Ach. und andere, zur Darſtellung dieſer Farbeſtoffe benutzt. Der aus den Kruſtenflechten bereitete Farbeſtoff wird auch Erdorſeille (Parelle d'Auvergne in Frankreich), derjenige aus Roccella Kräuterorſeille genannt. Alle dieſe Farbeſtoffe gewinnt man in der Weiſe, daß man die gemahlenen Flechten mit einer ammoniakaliſchen Flüſſigkeit (z. B. Urin) in irdenen Gefäßen in einem durch Dampf erwärmten Raume digerirt. In Alkalien löſt ſich der Farbeſtoff mit violetter Farbe auf und wird daraus mit Säuren als ein karminrothes Pulver gefällt. Es erzeugt ſich dieſes Pigment erſt aus einer in jenen Flechten enthaltenen gelblichweißen, kryſtalliniſchen Subſtanz von ſüßem Geſchmack (Orcin) oder einem röthlichweißen, auch kryſtalliſirbaren Körper (Erythrin) durch Einwirkung von Ammoniak und Sauerſtoff. Da die in den Handel kommenden Flechtenfarbeſtoffe mit Gips, Thon u. ſ. w. ſtark verunreinigt zu ſein pflegen, ſo hat man neuerdings Methoden angewendet, um jene Pigmente in reinerm und concentrirterm Zuſtande zu erhalten. Dergleichen Präparate ſind der Orſeille-Extract (liquid Archil), der franzöſiſche Purpur (Orſeilleviolett) und die echte O. (orseille solide). Alle dieſe Farbeſtoffe werden vorzüglich in der Seiden- und Wollſtofffärberei benutzt und geben ſehr ſchöne, aber wenig beſtändige Farben. Deshalb wendet man O., Perſio u. ſ. w. ſelten für ſich allein, wol aber als Zuſatz zu andern theuerern Farbeſtoffen (z. B. Cochenille, Krapp) an.

Orſini, ein berühmtes röm. Fürſtengeſchlecht, welches neben den Colonna (ſ. d.) die erſte Stelle in der Geſchichte Roms im Mittelalter einnimmt. Der Urſprung iſt, wie bei faſt allen röm. Familien, dunkel; wahrſcheinlich ſind die O. früh eingewandert. Ihr Zuſammenhang mit dem Anhaltiſchen Hauſe wie mit den im Mannsſtamme ausgeſtorbenen Grafen von Rivalta und Orbaſſano in Piemont beruht auf bloßer Tradition. Ihr erſtes ſicheres Auftreten in Rom erfolgte mit Papſt Cöleſtin III., Giacinto Bobo, 1191—98; ihre Größe ſchreibt ſich her von Papſt Nikolaus III., Gian Gaëtano O., 1277—80, deſſen Vater Matteo Roſſo als Senator Roms zur Zeit Kaiſer Friedrich's II. ſich einen geehrten Namen machte. Keine andere röm. Familie hat ſich in ſo viele Linien getheilt wie die O., welche, außer im Kirchenſtaate, in Neapel und Toscana ausgedehnte Beſitzungen erlangten. Sie wurden Fürſten von Tarent und Salerno, Herzoge von Venoſa, Grafen von Tagliacozzo und Alba, von Nola und Pitigliano, von Lecce, Pacentro, Oppido u. ſ. w. Ihr bedeutendſtes Lehn im Kirchenſtaate war Bracciano, deſſen letzter, 1698 verſtorbener Herzog Gemahl der berühmten «Princeſſe des Urſins», Marie Anne de la Tremouille, war. Von allen Orſini'ſchen Linien beſteht nur noch die der Herzoge von Gravina, gegenwärtig repräſentirt durch Don Domenico O., aſſiſtirter Fürſt beim Heiligen Stuhl, lange Senator von Rom und Kriegsminiſter. Dieſer Linie gehörte Papſt Benedict XIII. an, welcher 1724—30 regierte. In Deutſchland nehmen die Fürſten von Roſenberg Orſini'ſchen Urſprung in Anſpruch. Die O., welche in Rom faſt durchgängig an der Spitze der guelfiſchen Partei ſtanden, haben eine Reihe namhafter Kriegsleute hervorgebracht, unter denen im 15. Jahrh. Paolo und Giulio, im 16. Nicola Graf von Pitigliano, Feldhauptmann der Venetianer, und Renzo da Cere ſich auszeichneten, welcher letztere an der Erſtürmung Roms durch den Connetable von Bourbon 1527 nicht die Schuld trug. Der Orſiniſche Palaſt in Rom,

auf den Trümmern des Marcellustheaters, gehörte einſt den Savelli. Ihre oftgenannte ſtädtiſche Burg Monte-Giordano iſt an die Gabrielli übergegangen.

Orſini (Felice), Haupturheber eines Attentats auf Napoleon III., ward 1819 in Meldola, einem Flecken in der ital. Provinz Forli, geboren. Nachdem er im älterlichen Hauſe und zu Imola bei ſeinem Oheim eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen, trat er in Bologna als Studirender dem Geheimbunde zur Republikaniſirung Italiens bei, was 1844 ſeine Verurtheilung zu lebenslänglicher Galerenſtrafe und Einkerkerung in der Citadelle von Civita-Caſtellana zur Folge hatte. Durch die von Pius IX. erlaſſene Amneſtie befreit, nahm er 1848 an den Kämpfen in der Lombardei und an der Vertheidigung des Forts Malghera bei Venedig theil. Nach der Flucht des Papſtes vertrat er ſodann Bologna und Forli in der Conſtituirenden Verſammlung ſowie die proviſoriſche Regierung als Gouverneur in Ancona, mußte aber nach dem Falle der röm. Republik flüchtig werden und zunächſt in der Schweiz, ſodann in London ein Aſyl ſuchen. Alle Niederlagen hatten ſeinen polit. Fanatismus nur zu ſteigern vermocht, und Mazzini fand an ihm einen bereiten Agenten, der bald in Frankreich und der Schweiz auftauchte, bald in Italien von Ort zu Ort Demonſtrationen einleitete und kleine Aufſtände erregte. Als er unter dem Namen Tito Celſi auch das Veltlin zu inſurgiren verſuchte, fiel er in die Hände der Behörden, wußte aber aus dem Gefängniſſe zu entkommen. Von dem Vorhaben, in der Krim unter den Ruſſen gegen die Franzoſen Dienſte zu nehmen, brachte ihn Mazzini zurück, und O. ſetzte hierauf wieder als Georg Hernagh in der Lombardei, Venedig, Trieſt und Ungarn ſeine Umtriebe fort. Doch ward er in Wien erkannt und von dort in Ketten nach Mantua gebracht, wo man ihn wegen Hochverraths zum Strange verurtheilte. Durch Aufſchub der Urtheilsvollſtreckung gewann er jedoch Zeit, die Gitter ſeines Kerkerfenſters zu zerſägen und aus den Feſtungsgräben mit Hülfe zweier Bürger zu entkommen. Nach vielen Gefahren gelangte er 1857 über Genua nach London, wo er vielbeſuchte Vorträge über die Lage Italiens hielt und die Schrift «Memorie politiche dedicate alla gioventù italiana» herausgab, auch ſich von Mazzini's Politik der ſog. kleinen Mittel öffentlich losſagte. In der nämlichen Zeit reifte ſein Plan, den Kaiſer Napoleon III. zu beſeitigen, weil er in demſelben das Hinderniß der Befreiung Italiens erblicken zu müſſen glaubte. O. gewann dazu aus den in England ſich aufhaltenden Flüchtlingen die Sprachlehrer Carlo di Rudio aus Belluno und Andrea Pieri aus Lucca ſowie den Diener Antonio Gomez aus Neapel. Ein flüchtiger Chirurg der franz. Marine, Bernard, verſchaffte die nöthigen Päſſe. Am 12. Dec. 1857 langte O. unter dem Namen Thomas Allſopp in Paris an, wohin ihm ein in Brüſſel angenommener Diener ein Reitpferd und 10 birnenförmige Sprenggeſchoſſe nachführte, die bei der Steuer als Gasapparate verzollt wurden. Dieſe Geſchoſſe, ſog. Orſinibomben, beſtanden aus je zwei aneinander zu ſchraubenden Hälften, die innen einen Hohlraum für die Ladung mit Kugeln und Knallqueckſilber hatten, und deren Schwerpunkt am untern Theile lag, wo 25 durchbohrte Cylinder bei dem Niederfallen das Feuer der darauf geſetzten Zündhütchen nach dem Innern abgeben mußten. Bis zum 9. Jan. 1858 trafen auch die drei andern Italiener über Calais ein. O., welcher das nöthige Knallqueckſilber aus London mitgebracht hatte, lud fünf Bomben, gab davon je eine ſeinen Mitverſchworenen und beſtimmte den Abend des 14. Jan. zur Ausführung des Unternehmens. Als hier der kaiſerl. Wagen gegen acht Uhr auf der Fahrt zur Oper in die Straße Lepelletier einlenkte, warf ihm O., der ſich mit Rudio und Gomez unter der Menge befand, die erſte Bombe nach. Eine zweite zerplatzte unter den Pferden und gleich darauf, als Napoleon mit ſeiner Gemahlin ausſtieg, eine dritte. Die Kugeln und Bombenſplitter richteten furchtbare Verheerungen an. 8 Menſchen blieben todt und 156 wurden verwundet, darunter nur ganz leicht der Kaiſer, ſodaß derſelbe noch der Vorſtellung beiwohnen konnte. Rudio und Gomez fielen auf der Stelle in die Hände der Polizei, O. einige Stunden ſpäter. Pieri war ſchon auf dem Wege nach dem Opernhaus verhaftet worden. Am 25. Febr. begann die Verhandlung vor dem Aſſiſenhofe der Seine, infolge deren O., Pieri und Rudio zum Tode, Gomez zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurden. Das Erkenntniß ward nur an O. und Pieri 13. März 1858 vollſtreckt. Wenige Tage vor der Execution richtete O. an Napoleon ein merkwürdiges Schreiben, in welchem er dieſem die Befreiung Italiens empfahl. In Frankreich hatte das Attentat eine weitgreifende Verſchärfung des kaiſerl. Regierungsſyſtems zur Folge.

Orſóva oder Orſchowa iſt der Name zweier Orte an dem Eiſernen Thor (ſ. d.) oder der letzten Strompforte der Donau. Alt-O. oder Ruſhava, ein Marktflecken in dem roman.-banater Regimentsbezirk der öſterr. Militärgrenze, auf einer Donauinſel, an der Mündung der Cſerna, 20 M. ſüdöſtlich von Temesvar gelegen, Hauptſtation der Donaudampfſchiffahrt, Sitz

eines Compagniecommandos und eines Hauptzollamts, hat eine Quarantäneanſtalt und zählt über 1000 E., welche von Corduangerberei und dem Donauverkehr leben. Der Ort iſt für den Verkehr zwiſchen Deutſchland, Ungarn und den Donaufürſtenthümern von großer Wichtigkeit. — Neu-O., eine Feſtung im ſerb. Kreiſe Kraina, liegt Alt-O. gegenüber, zum Theil auf einer Inſel der Donau. Sie wurde 1716 von den Oeſterreichern genommen, denen ſie die Türken im Frieden zu Paſſarowicz 1718 abtreten mußten, und von dieſen ſehr verſtärkt. 1738 von den Türken wiedergenommen, iſt ſie ſeitdem in deren Beſitz geblieben.

Oerſted (Anders Sandöe), ausgezeichneter dän. Juriſt und Staatsmann, geb. 21. Dec. 1778 zu Rudkjöbing, genoß mit ſeinem Bruder, Hans Chriſtian O. (ſ. d.), gleiche Erziehung und Bildung und wurde auf der Univerſität ein eifriger Anhänger der Kant'ſchen Philoſophie, die er mit jugendlicher Wärme, Umſicht und Scharfſinn verfocht. Seine ſpätern Schriften zeigen indeß, daß er von der unbedingten Vertretung des Syſtems zurückkam. Neben der Philoſophie trieb er mit Eifer die Rechtsſtudien. 1801 wurde er Aſſeſſor des Hof- und Stadtgerichts in Kopenhagen, 1810 Aſſeſſor des höchſten Landesgerichts. 1813 trat er als vierter Deputirter in die dän. Kanzlei; ſpäter wurde er erſter Deputirter und Generalprocureur. Seit Errichtung des Inſtituts der Provinzialſtände 1831 fungirte er als königl. Commiſſar auf den Landtagen für die Inſeln und für das nördl. Jütland. In dieſer Stellung verblieb er auch, nachdem er 1841 zum Miniſter berufen worden. Als ſolcher hat O., wie ſchon vorher ſeit ſeiner Ernennung zum Kanzleideputirten, auf manche der wichtigſten Staatsangelegenheiten bedeutenden Einfluß geübt. Bevor er im März 1848 ſein Porteſeuille niederlegte, ward er vom König im Jan. mit Bang und dem Grafen Moltke zum Mitgliede der Commiſſion für die Entwerfung des Verfaſſungsgeſetzes ernannt. Am 21. April 1853 berief ihn der König zum Miniſter des Innern, des Cultus und des öffentlichen Unterrichts ſowie zum Premierminiſter für das Königreich Dänemark. Unter dieſem Miniſterium wurden theils die beſondern Verfaſſungen für Lauenburg, Schleswig und Holſtein, theils verſchiedene Geſetze ausgearbeitet, welche die Durchführung der dän. Geſammtſtaatsidee, die O. ſtets vertreten hatte, vorbereiten ſollten. Endlich kam die gemeinſchaftliche Verfaſſung durch Verordnung vom 26. Juli 1854 zu Stande, die jedoch namentlich im dän. Reichstage eine ſo heftige Oppoſition hervorrief, daß das ſog. geſammtſtaatliche Miniſterium O. 12. Dec. deſſelben Jahres entlaſſen werden mußte. Eine Anklage gegen die Miniſter vor dem Reichsgericht, namentlich wegen Uebertretungen des Finanzgeſetzes, erledigte ſich 28. Febr. 1856 mit deren Freiſprechung. O. ſtarb 1. Mai 1860. In ſeiner Stellung als Generalprocureur hat ſich O. um die Reform der dän. Geſetzgebung in hohem Grade verdient gemacht. Unter den Rechtslehrern nimmt er in ſeinem Vaterlande ohne Zweifel die erſte Stelle ein, und die geſammte dän. Rechtswiſſenſchaft in ihrer gegenwärtigen Geſtalt iſt als ſein Werk zu betrachten. Von ſeinen juriſt. Werken ſind die bedeutendſten: «Haandbog over den danſke og norſke Lovkyndighed» (6 Bde., Kopenh. 1822—35) und «Eunomia, eller Samling af Afhandlinger, henhörende til Moralphiloſophien, Staatsphiloſophien og den danſk-norſke Lovkyndighed» (4 Bde., Kopenh. 1815—22). Vor allen charakteriſirt ihn als Mann der Wiſſenſchaft das Beſtreben, jeden Rechtsſatz in allen ſeinen Verhältniſſen und Folgen darzulegen und denſelben durch die drei Factoren: Sitte, Recht und Geſchichte, zu begründen. Als Philoſophen zeichnet ihn ein eminenter Scharfſinn aus, den er nicht nur in allgemein philoſ. Begründung und Entwickelung des Rechtsbegriffs, ſondern auch in mehrern Streitſchriften gegen den von Profeſſor Howitz (1823—24) vertheidigten Determinismus an den Tag legte. Seine eigene Lebensgeſchichte hat O. in dem Werke «Af mit Livs og min Tids Hiſtorie» (4 Bde., Kopenh. 1851—57) veröffentlicht.

Oerſted (Hans Chriſtian), einer der ausgezeichnetſten Naturforſcher der neuern Zeit, Bruder des vorigen, war 14. Aug. 1777 zu Rudkjöbing auf der Inſel Langeland geboren, wo ſein Vater Apotheker war. Nachdem er bei letzterm gelernt, beſuchte er zu Kopenhagen ſeit 1794 die Vorleſungen an der Univerſität, erwarb ſich 1799 nach Vertheidigung ſeiner Abhandlung «Ueber die Architektonik der Naturmetaphyſik» (herausg. von Mendel, Berl. 1802) die philoſ. Doctorwürde und wurde 1800 Adjunct der medic. Facultät. Zugleich übernahm er die Verwaltung einer Apotheke und hielt Vorleſungen über Chemie und Naturmetaphyſik. Mit Oehlenſchläger befreundet, gewann er im Umgange mit dieſem ein lebhaftes Intereſſe für Poeſie und ſchöne Wiſſenſchaften, das ihn auch ſpäter nie wieder verließ. Von 1801—3 bereiſte er mit königl. Unterſtützung Holland, den größten Theil Deutſchlands und hielt ſich ein Jahr in Paris auf. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1806 zum Profeſſor der Phyſik ernannt. In den J. 1812 und 1813 machte er abermals eine größere Reiſe in Deutſchland. In Berlin ſchrieb er ſeine

«Ansichten der chem. Naturgesetze» (Berl. 1812). Später ließ er das «Tentamen nomenclaturae chemicae omnibus linguis Scandinavico-Germanicis communis» (1815) erscheinen. Von O. ging die Stiftung der Gesellschaft für die Verbreitung der Naturlehre aus, welche in den verschiedenen Städten Dänemarks Vorlesungen halten läßt. 1829 wurde er Director der Polytechnischen Schule in Kopenhagen, die namentlich auf seinen Betrieb errichtet wurde. Seit 1839 betheiligte er sich lebhaft an den Versammlungen skandinav. Naturforscher. 1840 zum Conferenzrath und 1850 bei Gelegenheit seines Jubiläums zum Geh. Conferenzrath ernannt, starb O. 9. März 1851. Bereits in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts hatte sich O. durch seine Theilnahme an den Untersuchungen über die Volta'sche Säule, dann durch mehrere Entdeckungen über die Klangfiguren, das Licht, das Mariotte'sche Gesetz u. s. w. unter den Physikern einen geachteten Namen erworben. Am meisten jedoch zur Begründung seines Weltrufs trug die Entdeckung der Grundthatsachen des Elektromagnetismus (s. d.) bei, die er 1819 machte und in den «Experimenta circa efficaciam conflictus electrici in acum magneticam» (Kopenh. 1820) veröffentlichte. Ueber die meisten seiner übrigen physik. und chem. Arbeiten berichtete er in Poggendorff's «Annalen». Daneben war es von jeher O.'s Bestreben, die Früchte seines Nachdenkens in allen Kreisen zu verbreiten, mündlich durch gehaltvolle Vorträge, schriftlich durch eine Reihe von gediegenen und dennoch populären Werken, die innerhalb und außerhalb ihres Vaterlandes den allgemeinsten Beifall gefunden haben. Dahin gehören «Naturlärens mechaniske Deel» (Kopenh. 1844; «Tilläg», 1847; deutsch, Braunschw. 1851), «To Capitler af det Skjönnes Naturläre» (Kopenh. 1845; deutsch von Zeise, Hamb. 1845) und vor allem «Aanden i Naturen» (Kopenh. 1850, deutsch von Kannegießer, 1. bis 3. Aufl., Lpz. 1850; 4. Aufl. 1852). An letzteres Werk, in welchem er nicht eine subjective Weltanschauung darlegt, sondern eine auf die factischen Erkenntnisse der realen Wissenschaften gegründete Erörterung der wichtigen Fragen des geistigen Lebens versucht, schließen sich an: «Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältnisse zur Dichtkunst und Religion» (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1850); «Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung» (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1850); «Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur» (deutsch von Kannegießer, 2 Bde., Lpz. 1851). Aus seinem Nachlasse wurden noch «Schriften über allgemeine menschliche Verhältnisse» (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1851) und «Charaktere und Reden» (Lpz. 1851) herausgegeben. In allen diesen Schriften O.'s, die unter dem Titel «Samlede og efterladte Skrifter» in einer Prachtausgabe (9 Bde., Kopenh. 1850—51) vereinigt wurden, herrscht ein eigenthümlich fesselnder, gemüthlich belehrender Ton mit schön gewählter und zart benutzter poetischer Färbung; neben logischer Schärfe und gewandter dialogischer und polemischer Beredsamkeit bekunden sie religiöse edle Wärme, eine anregende Frische und friedliebende Anspruchslosigkeit, Eigenschaften, welche denselben namentlich in Deutschland den ungewöhnlichsten Beifall gewonnen haben.

Oertel (Philipp Friedr. Wilh.), vorzüglicher deutscher Volksschriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym W. O. von Horn, wurde 15. Aug. 1798 in dem Dorfe Horn bei Simmern auf dem Hundsrück geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung meist durch Privatunterricht und bezog im Herbst 1814 die Universität zu Heidelberg, um sich theol., daneben aber auch philol., histor. und philos. Studien zu widmen. Nachdem er im Aug. 1819 die Ordination empfangen, trat er mit Neujahr 1820 die Stelle eines Pfarrverwesers zu Mannebach an, wo er auch 1822 als Pfarrer bestätigt wurde. Hier lebte er still seinem Berufe sowie poetischen Arbeiten und specialgeschichtlichen Studien. Auch veröffentlichte er schon damals unter dem Namen Fr. Wilh. Lips drei Bändchen romantische Erzählungen und schrieb viel für Zeitschriften. Im Nov. 1834 erhielt O. den Ruf als Superintendent nach Soberneim, dem er im Febr. 1835 Folge leistete. Kränklichkeit bewog ihn im Herbste 1863 zur Niederlegung seines Amts und zur Uebersiedelung nach Wiesbaden. Seinen Ruf als Volksschriftsteller begründete er mit dem trefflichen Volksbuche «Die Spinnstube», das seit 1846 alljährlich erschien und ungewöhnliche Verbreitung fand. Außerdem veröffentlichte er eine lange Reihe von Volks- und Jugendschriften, darunter: «Friedel», «Des Alten Schmiedjakob's Erzählungen», «Rheinische Dorfgeschichten», «Silberblicke», «Hand in Hand», «Meister Konrad's Jungen-, Gesellen- und Wanderjahre», «Franz Kerndörfer», «Auch ein Menschenleben», u. s. w. Seit 1858 gibt er auch ein Volksblatt: «Die Maje», heraus. Eine Anzahl seiner Schriften hat er selbst in «Gesammelte Erzählungen» (13 Bde., Wiesb. 1850—59; neue Volksausgabe, 1860—62) zusammengestellt. Seine Darstellungen bewegen sich zum großen Theil im Rhein-, Ahr- und Moselland, dessen Geschichte und Zustände er gründlich

kennt, wie er unter anderm auch in «Der Rhein von Worms bis Köln» (Wiesb. 1867) bekundet. Ueberdies zeichnen sich seine populären Schriften durch Innigkeit und echte Frömmigkeit, durch treffende Schilderung des Häuslichen und Landschaftlichen sowie durch Wahrheit und Tiefe der Charakterzeichnung aus.

Orthodoxie (griech.) oder Rechtgläubigkeit heißt, im Gegensatze zur Heterodoxie (s. d.), in Hinsicht auf religiöse Ueberzeugung das strenge Festhalten an dem Lehrbegriffe der Kirche. Wessen Glaubensüberzeugung streng dem Lehrbegriffe der Bekenntnißschriften seiner Kirche entspricht, heißt orthodox. Die russ.-griech. Kirche legt sich namentlich das Prädicat orthodox im Gegensatz zu den andern christl. Kirchen bei.

Orthoëpie (griech.) heißt in der Grammatik derjenige Theil, welcher die Lehre von der richtigen Aussprache der einzelnen Buchstaben, Silben und Wörter enthält und theils auf genaue Bekanntschaft mit den Sprachwerkzeugen und der Thätigkeit derselben bei Hervorbringung einzelner Laute und Töne, theils auf den Mechanismus des Sprechens sich gründet. Bei ausgestorbenen Sprachen hat die Ermittelung der richtigen Aussprache große Schwierigkeiten und wird in vielen Fällen immer problematisch bleiben, wie in Bezug auf die altgriech. Sprache der Streit zwischen Erasmus und Reuchlin bestätigt.

Orthographie (griech., Rechtschreibung) ist der Theil der Grammatik (s. d.), welcher davon handelt, wie die Sprache durch Schriftzeichen dargestellt werden soll. Sie scheidet sich in die Lehre von der Darstellung der einzelnen Wörter durch Buchstaben (O. im engern Sinne) und in die Lehre von den Satzzeichen (s. Interpunction). Die Darstellung der einzelnen Wörter durch Buchstaben beruht auf der Lautschrift. Die Lautschrift, im Unterschied von der Begriffsschrift (s. Schrift), zerlegt das gesprochene Wort in seine einzelnen Laute und stellt jeden dieser Laute durch ein besonderes Zeichen dar. Aber nur wenige Sprachen (z. B. das Sanskrit) besitzen eine in dieser Art vollendete Lautschrift. Die meisten haben sich von Anfang an einer Schrift bedient, die ihren Lauten nicht vollkommen angemessen war. So haben in Europa die Griechen und Römer ihre Schrift von den Phöniziern, die german. Völker die ihrige von den Römern erhalten; und wenn man nun auch die aus der Fremde eingeführten Zeichen den einheimischen Lauten möglichst anzupassen suchte (bisweilen durch Hinzufügung neuer Buchstaben), so blieb doch die Schrift an einzelnen Stellen kein ganz genau entsprechender Abdruck der gesprochenen Sprache. Das Ziel aber, das man sich steckte, war nichtsdestoweniger, durch die Schrift für das Auge ein treues Abbild der gesprochenen Sprache zu geben. Wo eine Sprache zuerst in Schrift gefaßt wurde, ließ sich dies Ziel, soweit es die unvollkommenen Mittel gestatteten, auch erreichen. Man gab die Laute, die das Ohr vernahm, mit möglichster Genauigkeit durch Schriftzeichen wieder und folgte also dem einfachen Grundsatz: «Schreib wie du sprichst.» Bald aber zeigte sich, daß die auf solche Weise durch die Schrift wiedergegebene Sprache nur die einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Gegend war. Was zuerst die Zeit betrifft, so änderte sich im Laufe der Jahre die gesprochene Sprache. Diesen Aenderungen gegenüber konnte die Schrift einen doppelten Weg einschlagen. Entweder sie behielt die alte, der frühern Sprache angemessene Schreibung bei, mochte auch die inzwischen geänderte Aussprache sich noch so weit von den durch jene ältere Schreibweise ausgedrückten Lauten entfernen (histor. Schreibweise). Oder sie suchte den geänderten Lauten der gesprochenen Sprache gerecht zu werden und diese geänderte Sprache ebenso treu durch Schriftzeichen wiederzugeben, wie die frühere Schreibweise die Sprache ihrer Zeit auszudrücken bestrebt war (phonetische Schreibweise). Der histor. Schreibweise, wenn auch nicht in voller Strenge, folgt das Englische und das Französische, der phonetischen das Italienische. Das Deutsche hat sich gleichfalls der phonetischen Seite zugewendet, wenn es auch seine phonetische Schreibweise nicht mit solcher Strenge und Consequenz ausgebildet hat wie das Italienische. Zweitens aber war jene erste Wiedergabe der Sprache durch die Schrift nur die Wiedergabe einer bestimmten Mundart. Die so in Schriftzeichen gefaßte Sprache gehörte nur einer bestimmten Gegend, ja, genau genommen, nur einem bestimmten Menschen an. Andere Gegenden hatten andere Mundarten; ja selbst die Angehörigen einer und derselben Mundart unterschieden sich im einzelnen mannichfach voneinander. Je mehr nun aber der schriftliche Gebrauch der Sprache sich ausbreitete, um so mehr erzeugte sich über den einzelnen Mundarten eine gemeinsame, überall gültige Schriftsprache. Nicht auf einmal, sondern erst sehr allmählich gelangte diese Schriftsprache zu völliger Uebereinstimmung. Bei der Feststellung derselben waren mehr und mehr auch die Grammatiker thätig. Auf Grundlage der vorhandenen Schriftwerke suchten sie zu entscheiden, was der richtigen Schriftsprache gemäß sei, was nicht. Die neuhochdeutschen Grammatiker des 16. Jahrh. legten bei ihren Festsetzungen hauptsächlich den Gebrauch der kaiserl. Kanzlei und

Digitized by Google

die Sprache Martin Luther's zu Grunde. Aber in unzähligen Fällen, zumal was die O. betrifft, war die Uebereinstimmung erst herzustellen, die Entscheidung erst zu treffen. In dieser Weise sind die deutschen Grammatiker des 16., 17. und 18. Jahrh. thätig gewesen, einerseits mit der sich weiter entwickelnden Sprache fortrückend, andererseits auf ihre Feststellung einwirkend. Für den obersten Grundsatz der O. erklären die bedeutendsten unter ihnen, daß die Schriftzeichen die Laute der gesprochenen Wörter wiedergeben sollen. So im 17. Jahrh. Schottelius, im 18. Gottsched und Adelung. «Schreib wie du sprichst», ist das höchste und vornehmste Grundgesetz für die Schrift, sagt Adelung in seiner 1787 erschienenen «Vollständigen Anweisung zur deutschen O.» Daneben haben die beiden andern Gesetze, nämlich: «1) Abgeleitete und zusammengesetzte Wörter werden ihrer nächsten Abstammung gemäß, 2) Wurzelwörter und alles, was als solche betrachtet werden muß, nach dem allgemeinen Gebrauche geschrieben», nur subsidiäre Bedeutung. «Denn die Abstammung und der Gebrauch bestimmen nur da, wenn Wörter, der besten Aussprache unbeschadet, auf mehr als eine Art geschrieben werden können» (Adelung). So war gegen Ende des 18. Jahrh., zur Zeit unserer höchsten Literaturblüte, die deutsche O. im wesentlichen festgestellt. Nur in einzelnen Punkten haben sie dann J. Chr. A. Heyse und andere in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. noch weitergebildet, und zwar auf dem von Adelung und seinen Vorgängern betretenen Wege. Da erschien (1819—40) Jakob Grimm's «Deutsche Grammatik» mit ihren bahnbrechenden Entdeckungen auf dem Gebiete der german. Sprachgeschichte. Der Meister selbst äußerte sich in hohem Grade unzufrieden mit unserer hergebrachten O., und auf seine Anregung wurde der Versuch gemacht, dieselbe fundamental umzugestalten. Man war nicht nur ungehalten über die Art, wie wir die Laute unserer Sprache in Schrift fassen, sondern man griff den Grundsatz: «Schreib wie du sprichst», an der Wurzel an. Welche von den vielen wunderlich verschiedenen Aussprachen soll denn nach jenem Grundsatz durch die Schrift ausgedrückt werden? fragte man. «Die Aussprache der obern Klassen des südl. Sachsen», hatte Adelung geantwortet. Aber seine Beweisführung litt an so handgreiflichen Gebrechen, daß sie unschwer zu widerlegen war. Man schlug nun einen von der bisherigen Methode gänzlich verschiedenen Weg ein. Grimm hatte nachgewiesen, daß die Umwandlung der Laute in den german. Sprachen bestimmten Gesetzen gefolgt ist. Auf Grundlage dieser Gesetze glaubte man bestimmen zu können, welche Laute einem neuhochdeutschen Worte von Rechts wegen zukommen, und diese Laute wollte man auf eine möglichst angemessene Weise durch die Schrift ausdrücken. Allein man vergaß, daß jene von Grimm nachgewiesenen Lautwandelgesetze schon in den ältern german. Sprachen eine keineswegs ausnahmslose Geltung haben, und daß sie vollends im Neuhochdeutschen von so vielen unberechenbaren Einflüssen durchkreuzt werden, daß ihre Durchführung eine ganz andere Sprache ergeben würde, als das wirklich vorhandene Neuhochdeutsche, wie es Goethe und Schiller geschrieben haben, und wie es jeder gebildete Deutsche von der Schule her handhabt. Der ganze Gedanke dieser Construction ruht auf einer unrichtigen Ansicht von der Entwickelung der Sprache, welche keineswegs blos unverbrüchlichen Naturgesetzen folgt, sondern bei welcher zugleich histor. Vorgänge im Spiele sind, die sich jeder bloßen Construction entziehen. So mußte jener Versuch einer sprachgeschichtlichen Reconstruction unserer Schriftsprache an seinem Widerspruche mit den historisch gegebenen Thatsachen scheitern, obschon ihn nicht wenige gründliche und scharfsinnige Forscher befürworteten. Die Frage nach unserer deutschen O. und ihrer etwaigen Vervollkommnung findet ihre Lösung vielmehr in folgender Weise: Die Entwickelung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache läßt sich von ihrer Schreibung überhaupt nicht trennen. Unsere Schriftsprache ist keine provinzielle Mundart, sondern sie ist unter dem Einflusse der verschiedensten Mundarten erwachsen, und deswegen beantwortet sich die Frage, welche Form der Wörter denn in unserer Schriftsprache zu Recht besteht, dahin: «Die Form, welche durch die überlieferte Schreibung ausgedrückt wird.» Daß das Wort «Mutter» in der gebildeten deutschen Gemeinsprache mit kurzem ŭ auszusprechen ist, und nicht Mater mit langem u oder Mueter mit dem Diphthong ue, ergiebt sich eben aus dem doppelten t, mit welchem das Wort geschrieben wird. Jede Veränderung unserer O. hat sich deshalb zu gründen auf die Wortform, welche unsere überlieferte Schreibung ausdrückt. Diese Wortformen mag sie in noch einfacherer und zweckmäßigerer Weise, als es bisher geschehen ist, durch Schriftzeichen auszudrücken suchen, die Wortformen selbst aber muß sie unangetastet lassen. Nur in solchen Fällen, in denen die gebildete Aussprache in ganz Deutschland sich übereinstimmend von den durch die überlieferte Schreibung bezeichneten Lauten entfernt hat, könnte die Frage entstehen, ob nicht die Schreibung der jetzt herrschenden Aussprache nachrücken solle. Doch auch in solchen

Fällen würde, entsprechend dem überwiegend phonetischen Charakter unserer Schreibweise, der Grundsatz zu befolgen sein, daß die Aenderung Aussprache und Schreibung einander näher zu bringen, nicht aber durch Zurückführung histor. Schreibweisen noch weiter voneinander zu entfernen habe. Ueberall aber wird mit der größten Behutsamkeit zu verfahren sein. Denn unsere überlieferte Schreibweise ist das Gefäß, das unsere gemeinsame Schriftsprache bewahrt, und jede Gefährdung dieser Gemeinsamkeit ist ein Uebel, das die Vortheile weit überwiegt, die eine neue O. für uns haben könnte. Im Gefühle der Wichtigkeit, die dieser nur scheinbar kleinliche Gegenstand für unsere Culturverhältnisse besitzt, haben in neuerer Zeit sehr viele wohlmeinende Männer ihre Ansichten und Vorschläge veröffentlicht; ja auch einige deutsche Regierungen, namentlich die hannoverische und die würtembergische, haben sich der Sache angenommen. Bezüglich der Fragen, die bei der etwaigen Abänderung und neuen Feststellung unserer O. in Betracht kommen, vgl. Rudolf von Raumer, «Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften» (Frankf. a. M. 1863).

Orthopädie ist ein von Andry in seinem Werke «L'orthopédie» (2 Bde., Par. 1741) zuerst für die Kunst, die Verkrümmungen am kindlichen Körper zu verhindern und zu heilen, gebrauchter Ausdruck, der später zu allgemeinerer Bedeutung erhoben wurde und gegenwärtig die wissenschaftliche Kenntniß und Behandlung der Verunstaltungen, Verkrüppelungen und Verkrümmungen des Rumpfes und der Gliedmaßen bezeichnet, denen der menschliche Körper jedes Alters unterworfen ist. Die Verkrümmungen (curvaturae) haben ihren Sitz im Bewegungs-, insbesondere im Knochensysteme und können doppelter Art sein: entweder stehen zwei oder mehrere Knochen nicht in dem richtigen Verhältnisse zueinander, oder ein einzelner Knochen hat eine von der Regelmäßigkeit abweichende Form erhalten. Oft findet man jedoch auch beide Arten vereinigt. Die erste Klasse würde also eigentlich die Abweichungen der Gelenke, mit Ausnahme der (rascher entstehenden) Verrenkungen, in sich fassen, welche theils durch unmittelbare Gelenkkrankheiten, theils mittelbar durch abnorme Zusammenziehung einiger die Knochen verbindender Muskeln oder Bänder entstehen können. Sie finden sich am häufigsten an der Wirbelsäule, besonders als Seitwärtskrümmung (skoliosis), außerdem an den Hand- und Fußgelenken, besonders oft als Klumpfuß (s. d.). In der zweiten Klasse der Verkrümmungen sind diejenigen Formveränderungen der Knochen selbst enthalten, bei denen nicht, wie bei Brüchen, Knochenfraß u. s. w., eine Trennung ihres organischen Zusammenhangs stattfindet, z. B. Biegungen, Krümmungen, Knickungen. Die Knochen sind diesen um so mehr ausgesetzt, je länger und dünner sie sind, am meisten also die langen Röhrenknochen der Extremitäten. Die größere oder geringere Bedeutung einer Verkrümmung für das Leben und Wohlbefinden ist von den Störungen abhängig, welche sie in den Functionen anderer Organe verursacht. Während die Verkrümmung eines Fußes nur beim Gehen Beschwerde verursacht, ist die der Wirbelsäule, der Brustknochen, des Beckens u. s. w. von viel schlimmerer Wirkung auf die Verrichtungen der naheliegenden Organe, der Lungen, des Herzens, des Darmkanals u. s. w. Die Verkrümmungen sind entweder angeborene oder erworbene. Die Ursachen der letztern sind sehr verschieden. Besonders oft sind örtliche Krankheitsprocesse der betreffenden Knochen oder Gelenke schuld, z. B. Entzündung, Vereiterung, Verwachsungen derselben. Von allgemeinern Ursachen sind am häufigsten, besonders bei Wirbelsäulenkrümmungen, allgemeine Muskelschwäche, falsche Körperhaltung (wodurch gewisse Muskeln schwach und unausgebildet bleiben, zumal durch schlechtes Sitzen in den Schulstuben), zu früher und zu anhaltender Gebrauch (zu langes Sitzen kleiner Kinder), ferner auch Knochenerweichung. (S. Englische Krankheit und Knochen). Da im Kindesalter theils die Knochen selbst noch nicht die Festigkeit wie bei Erwachsenen erlangt haben, theils die angeführten allgemeinen Krankheiten sich am leichtesten ausbilden, theils auch die örtlichen Ursachen hier am wenigsten vermieden werden, und eine geringe Abweichung von der Norm hier leicht bei dem raschen Wachsthum das Ebenmaß der Gesammtentwickelung nachhaltig stört, so ist diese Lebenszeit der Entstehung von Verkrümmungen am günstigsten. Bei den orthopädischen Behandlungen ist gewöhnlich das nächste Ziel, eine allgemeine Verbesserung der Gesundheit zu bewirken, weil ohne diese eine dauernde Besserung des örtlichen Uebels nicht hervorgebracht werden kann; dies geschieht durch eine zweckmäßige Diät, passende Nahrung, Aufenthalt in gesunden Gegenden, Bewegung in freier Luft und eine im Verhältniß zu den Körperkräften stehende Beschäftigung. Besonders groß ist der Nutzen der Gymnastik, namentlich der activen (des Turnens), besonders der Freiübungen, während die sog. Schwedische Gymnastik (s. Ling) im allgemeinen von den Orthopäden weniger geschätzt wird. Neben diesen Mitteln finden auch eigentlich medicinische, wie Bäder, Einreibungen, Pflaster u. s. w., Anwendung. Mechanisch wirken Manipulationen, Bandagen, Binden und Maschinen der mannichfaltigsten Art, welche ein allmäh-

liches Zurückführen der Abweichungen zur Regelmäßigkeit durch Zug, Druck oder Stützung bezwecken. Unter den operativen Mitteln ist das hauptsächlichste die Sehnendurchschneidung. Der gesammte Apparat von Heilmitteln und die dazu nöthigen Gehülfen, Localitäten, Bade- und andern Vorrichtungen sind so vielfältig, auch die Cur so langwierig und einer so stetigen Aufsicht des Arztes bedürftig, daß eine glückliche Heilung solcher Gebrechen (die übrigens nur bei zeitiger Anmeldung möglich ist) fast nur in größern Orthopädischen Instituten ausführbar ist, wie wir deren in und außer Deutschland jetzt viele besitzen (z. B. Behrend, Eulenburg, Löwenstein in Berlin, Schildbach [früher Schreber] in Leipzig, Flemming in Dresden, Fürstenberg und von Weil in Unterdöbling bei Wien, Ebner und Großmann, Steudel und Gärtner in Stuttgart, Knarr in München u. s. w.). Neben ihnen machten sich neuerdings die (schwedisch) Heilgymnastischen Institute (besonders von Neumann in Berlin) um Heilung orthopädischer Gebrechen verdient. Die Geschichte der wissenschaftlichen O. beginnt erst in der Mitte des 18. Jahrh. mit dem Franzosen Andrey. Nachher waren es Sheldrake, Jörg, Delpech, Dupuytren, Maisonabe, Dieffenbach, Guérin, Duval, Stromeyer, Schreber, Schildbach u. a., welche wesentlichen Einfluß auf den Entwickelungsgang der jungen Wissenschaft ausübten und durch ihre Bemühungen gegründete Hoffnungen auf Befreiung vieler Menschen von den traurigsten Uebeln gegeben haben.

Orthoptēren oder Geradflügler (Orthoptera) heißen gegenwärtig alle Insekten ohne oder mit unvollkommener Verwandlung und beißenden Mundtheilen. Eine andere allgemeine Charakteristik läßt sich kaum geben, da sämmtliche Körperorgane nach Form, Gestalt und Anordnung vielfach wechseln. Der Mangel einer ruhenden Puppe ist der einzige durchgreifende Charakter in der Metamorphose, der sie von den übrigen Insekten mit beißenden Mundtheilen unterscheidet. Man rechnet dazu die eigentlichen O. (Orthoptera genuina), die früher von Linné allein so genannt wurden, wozu die Schaben, Heuschrecken, Ohrwürmer gehören, und die früher von Linné zu den Netzflüglern (Neuroptera) gerechneten Eintagsfliegen, Libellen, Termiten. Die O. treten schon im Kohlengebirge auf und scheinen den Grundstock zu bilden, aus welchem die übrigen Insektenordnungen sich entwickeln.

Ortlesalpen oder Ortleralpen heißt der westl. Theil der südl. Gebirgsgruppe Tirols, welcher im N. durch das obere Längenthal der Etsch oder das Vintschgau von der Oetzthaler- oder Centralkette der Tiroler Alpen, im O. durch das mittlere Querthal der Etsch von den Trientiner Alpen geschieden wird, im S. zu dem Garda- und Iseosee sich verzweigt, im W. durch das Thal des Oglia von den Veltliner Alpen und durch das Thal der obern Adda von der Berninakette der Rhätischen Alpen getrennt ist, mit welcher es indeß an seinem Nordwestende in dem Wormser Joche in Verbindung steht. Es enthält dieses Gebirge die höchsten Berge Tirols. Man unterscheidet zwei Hauptgruppen, die durch das vom Etschzufluß Nos (Noce) durchströmte Sulzberger Thal (Val de Sole) und das obere Cammonica- oder Ogliathal voneinander getrennt werden. In der südlichen oder Adamellagruppe steigt der Mont-Adamello 10967 F. (nach andern 10950) empor. In der nördlichen oder eigentlichen Ortlergruppe folgen als höchste Spitzen von Süden gegen Norden der Mont-Tonale, 10264 F., der Mont-Tresera oder Dreiherrnberg (Corno de tre Signori), 11404 F., der Mont-Gavia nahe der Ogliaquelle, 10994 F., der Große Mont-Zebru oder die Königsspitze (Königswand), 12005 F., dann der Ortler oder die Ortlesspitze, die sich in einer öden, das Ende der Welt genannten Gegend in Gestalt einer dreispitzigen, mit ewigem Schnee bedeckten Pyramide erhebt und wegen der großen Schwierigkeiten selten bestiegen wird. Es geschieht dies von dem Dorfe Trafoi aus und erfordert drei Tage. Zum ersten mal ward der Ortler 1804 von dem passeier Gemsenjäger Joh. Pichler erstiegen. Einst galt dieser Berg nach dem Montblanc für den höchsten Europas und wurde auf 14000—14500 F. angegeben. Neuere trigonometrische Messungen haben 12026 oder 12019 F. ergeben. Jedenfalls ist er der höchste Berg Deutschlands und des österr. Kaiserstaats, da der eine Zeit lang dafür gehaltene Glockner (s. d.) nach den neuesten Messungen nur 11685 F. emporsteigt. Die höchste Paßhöhe der O. ist das Königsjoch, 10377 F.; die Schneegrenze liegt im Nordwesten 7780, im Südosten 8560 F. hoch; der tiefste Gletscher (Trafoi-Ferner) reicht bis 5089 F. herab. Die obere Grenze des Baumwuchses (der Lärche) liegt durchschnittlich 7100 F., die Getreidegrenze im Westen 5000, im Osten 5666 F.; der höchste bewohnte Ort, St.-Gertrud im Suldenthale, befindet sich 5683 F. über dem Meere. Vgl. Payer, «Die Adamellagruppe» (Gotha 1866) und «Die Ortleralpen» (Gotha 1867).

Ortŏlan ist der Name einer zur Gattung Ammer (s. d.) gehörenden Vogelart, welche im Systeme den Namen Gartenammer oder Fettammer (Emberiza hortulana) führt und

Südeuropa, Nordafrika und das mittlere und südl. Asien zahlreich bewohnt. Auch in einigen Gegenden Deutschlands, wie in der Lausitz und in Schlesien, kommt dieser Vogel in etwas größerer Zahl vor; doch ist er sonst bei uns selten. Das Männchen ist unterseits rostroth, an Kopf und Hals hellgrau, an der Kehle gelblich und am Bürzel braungrau. Der O. gilt seit den ältesten Zeiten als feiner Leckerbissen und wird auf besondern Vogelherden gefangen. In Südeuropa wird er in eigenthümlichen Behältern gemästet, wo er ungemein fett wird, und aus Südfrankreich und Griechenland fast nach Art der Seefische marinirt oder in Fett eingegossen verschickt.

Oruro, vollständig San-Felipe de Asturia de Oruro, Hauptstadt des Depart. Oruro in der südamerik. Republik Bolivia, in neuester Zeit Congreßort und Sitz der boliv. Regierung, in 11672 F. Seehöhe, 1½ M. östlich vom Desaguadero, am Fuße eines Berges gelegen, auf den andern Seiten aber von großen Ebenen mit salzigen Efflorescenzen umgeben, wurde 1590 infolge der dort entdeckten reichen Goldminen gegründet und war einige Zeit eine reiche Stadt von 70000 E., während sie jetzt infolge des gesunkenen Bergbaues auf Silber und Zinn sowie der Revolutionen verfallen ist und nur 7980 E. zählt. Aus der frühern Zeit besitzt sie noch sieben Kirchen, fünf Klöster und einige gute Privatgebäude. — Das Departement O., zwischen Peru im W., den Depart. La-Paz im N., Cochabamba im O., Potosi im S. gelegen, zählt auf 1016,11 Q.-M. 110931 E. (1858). Es umfaßt einen großen Theil der alpinen Hochebene, den Ostabfall der Küsten- und einen Theil der Binnencordillera und hat durchweg kühles, selbst kaltes Klima. Während größere Strecken des Landes Wassermangel leiden, sind andere mit Sümpfen und Seen bedeckt, unter welchen die 50,6 Q.-M. große Laguna de Aullagas oder Pampa-Aullagas, der Mündungssee des Desagnadero, der größte ist. Das Wasser dieses Sees hat zum Theil einen großen Gehalt von Kochsalz. Auch der Boden des Departements zeigt mehrfach Salzbeimischungen und ist im ganzen wenig fruchtbar. Dagegen ist derselbe reich an nutzbaren Mineralien, namentlich an Silbererzen, an denen der Minendistrict von O. nach dem von Potosi der ergiebigste in Bolivia ist. Außerdem finden sich Kupfer, Zinn, Eisen, Blei, Antimon und Gold. Haupterwerbszweige der Bevölkerung sind Feldbau, Zucht von Schafen, Vicuñas und Lamas sowie Bereitung geschätzter Käse. Auch der Bergbau, obgleich gegen früher gesunken, ist noch immer von einiger Bedeutung.

Orvieto, eine ehemals feste Stadt in der jetzigen Provinz Umbria des Königreichs Italien, früher Hauptort der gleichnamigen päpstl. Delegation, liegt 1½ M. im Nordosten von Bolsena, an der Eisenbahn und dem Tiberzufluß Paglia, unweit des Zusammenflusses mit der Chiana, auf einem isolirten Tuffelsen, 720 F. über der Paglia, 1250 F. über dem Meere. Der Ort ist der Sitz eines Bischofs, zählt (1861) 7699 E. (als Gemeinde 14644), die Handel mit Wein, Trauben, Getreide, Seide und Vieh treiben, und ist berühmt wegen seines, besonders bei den jetzigen Römern beliebten Weines, seiner prachtvollen Kathedrale und zahlreichen großartigen Privatgebäuden. Auf Veranlassung des Hostienwunders von Bolsena wurde 1290 vom Papst Nikolaus IV. der Bau oder vielmehr Umbau des Doms begonnen (bis 1310 unter Leitung des Meisters Lorenzo Maitani aus Siena) und bis Ende des 16. Jahrh. fortgesetzt. Im Innern hat die Kirche nach Art der Basiliken Säulenreihen mit Rundbogen und sichtbarem, reichverziertem Dachstuhle. Nach außen aber erhebt ihn seine seit 1310 ausgeführte Façade mit ihren schönen Verhältnissen, drei reichgeschmückten Portalen, drei hohen, durch Fialen getrennten Giebeln und der überschwenglich kostbaren, edel ausgeführten farbigen Mosaik- und Marmordecoration zu einem der herrlichsten Werke ital.-goth. Kunst. Der untere Theil der Pfeiler ist mit Basreliefs von Giovanni Pisano, Arnolf und andern Schülern des Niccola Pisano geschmückt. Unter dem Hauptportal sieht man Madonnen unter einem Baldachin von Erz, über den Thüren und in den drei spitzigen Giebeln neuere Mosaiken auf Goldgrund. Das Innere, aus schwarzem Basalt und grangelbem Kalkstein, bildet ein lat. Kreuz, 278 F. lang, 103 F. breit und 115 F. hoch, und enthält schönes Schnitzwerk und einen Schatz von Gemälden großer Meister, namentlich ausgezeichnete Fresken Luca Signorelli's. Auch der bischöfl. Palast, dessen elegante und reiche Façade mit dreitheiligen Spitzbogenfenstern versehen ist, und mehrere andere Paläste enthalten schöne Oelgemälde und Fresken. Höchst stattliche Entfaltung zeigen die Façaden des Palazzo del Podestà und des Palazzo Sogliano, während der Palazzo Buonsignori durch seinen unregelmäßigen Säulenhof merkwürdig ist. Der Palazzo communale und einige Thürme erinnern an das Mittelalter. Nahe der verfallenen Festung steht ein berühmter Brunnen (Il pozzo di San-Patrizio), 1527—40 vollendet, theils in Tuff ausgehauen, theils gemauert. O., lat. Urbs vetus, d. h. alte Stadt, im Mittelalter auch Urbevetum und Herbanum genannt, steht auf der Stelle der altetruskischen, durch ihre Erzbildnerei berühmten Stadt Volsinii oder Vulsinii,

die nach wiederholtem Kriege mit Rom 280 v. Chr. durch den Consul Tiberius Coruncanius bezwungen wurde. Verschieden von ihr ist Neuvolsinii, an der Stelle des jetzigen Bolsena. O. wurde 509 Bischofssitz, 538 von Belisar den Ostgothen entrissen und erscheint seit dem 10. Jahrh. wiederholt als Residenz der Päpste. Vgl. Della Valle, «Storia del duomo di O.» (Rom 1791); Gruner, «Die Basreliefs an der Vorderseite des Doms zu O.» (Lpz. 1858).

Oryktognosie ist gleichbedeutend mit Mineralogie (s. d.) im engsten Sinne, wonach dieselbe die Klassificirung und Beschreibung der einfachen Mineralien enthält.

Os (van), Name mehrerer holländ. Maler von Bedeutung. Jan van Os, geb. 1744 zu Middelharnis, gest. 1808, ist besonders als Frucht- und Blumenmaler berühmt. Seine besten Studien machte er im Cabinete von H. Verschuring, dessen Freund er wurde. Seine Bilder stiegen bald im Rufe und im Preise, und die besten von ihnen kommen denen von van Huysum sehr nahe. Der Dichter Spex besingt nicht blos die Blumenstücke dieses Künstlers, sondern auch seine Marinen und Strandansichten. Os ist selbst auch mit einem Bändchen «Gedichte» (Haag 1787) aufgetreten. — Pieter Gerardus van Os, des vorigen Sohn, wurde 1776 zu Haag geboren und anfänglich vom Vater unterrichtet. Dann aber wählte er, sich zur Thiermalerei neigend, Paul Potter und Karel Dujardin zum Vorbilde. Seine Lieblingsgegenstände waren Landschaften mit Vieh aller Art, die er mit so großer Correctheit in der Zeichnung und mit so gesunder Farbengebung ausführte, daß er bald europ. Ruf erlangte. Die J. 1813 und 1814, die er als Hauptmann der Freiwilligen verlebte, brachten ihn auf die Darstellung von Kriegsscenen, dergleichen im königl. Museum von Amsterdam von seiner Hand aufbewahrt werden. Noch 1825 malte er für den Kaiser von Rußland den Einzug der Kosacken in Utrecht. Er starb im Haag 1839, nachdem er zuvor eine Zeit lang in Graveland und Hilversum gelebt hatte. Man hat auch von seiner Hand radirte Blätter, Viehstücke, die in hohem Werthe stehen. — Georg Jakob Johannes van Os, des vorigen jüngerer Bruder, 1782 im Haag geboren, erhielt ebenfalls den ersten Unterricht vom Vater und blieb auch bei dem Fache der Blumenmalerei. Er zeichnete die meisten Pflanzen zu der «Flora Batava» von J. Kops, gewann 1830 einen Preis in Amsterdam, ließ sich dort im folgenden Jahre nieder und begann nun erst in Oel zu malen. In überraschend kurzer Zeit brachte er es darin zu glänzenden Erfolgen, den großen Meister Huysum ebenfalls zum Muster nehmend. 1812 ging er nach Paris, gewann dort den Preis in der Malerei und malte für die Porzellanfabrik in Sèvres. Nur auf kurze Zeit kehrte er 1816 nach Amsterdam zurück, die dortigen Ausstellungen mit prachtvollen Blumenstücken schmückend. Schon 1817 trat er zur erwähnten Manufactur zu Sèvres in ein neues Verhältniß. Er malte dort Prachtgefäße, ohne indeß dabei die Oelmalerei zu vernachlässigen. Die Bewunderung der Franzosen gab ihm den Beinamen eines Rubens in der Blumenmalerei. Er hat sich auch mit Erfolg in der Landschaft versucht.

Osagen oder Wawsosch, ein indian. Volksstamm in den Vereinigten Staaten von Amerika, zur Sprachfamilie der Sioux gehörig, wohnen jetzt in dem Indian-Territory (s. d.) und in Nebraska (s. d.), südlich vom Plattefluß und nördlich von den Cherokesen, nachdem ihr früherhin weit größeres Gebiet, der Osagedistrict, zum großen Theil andern Völkern angewiesen worden ist. Alle Bemühungen der nordamerik. Regierung, die O. von ihrem unsteten Leben zu entwöhnen, haben wenig gefruchtet. Früher hatten sie Gebiete in den Staaten Arkansas und Missouri inne. In letzterm fließt, aus dem Indianerterritorium kommend, gegen Osten und Nordosten der Osagefluß, ein wenig bedeutendes Wasser, unterhalb Jefferson in den Missouri. Unter dem Missouri- oder Osagekohlenfeld versteht man ein Steinkohlengebiet, welches erst als ein bloßer Streifen von der Mündung des Missouri westlich längs des südl. Ufers dieses Flusses hinzieht, dann aber, nachdem der Streifen die Mündung des Osage überschritten, zu einem großen Kohlenbassin sich erweitert, das sich wahrscheinlich sehr weit nach Westen erstreckt.

Osaka oder Ohosaka, eine der bedeutendsten Städte Japans auf der Südwestküste der Hauptinsel Nipon, 7 M. im Südsüdwesten von der Metropole Miako, an der Bai von O. und unweit oberhalb der breiten Mündung des schiffbaren Jedogava in einer fruchtbaren Ebene gelegen, von zahlreichen Kanälen durchschnitten, die von 100 Cedernholzbrücken überspannt werden, ist im Osten durch eine große Citadelle und außerdem durch zwei Forts geschützt, hat rechtwinkelig sich schneidende Straßen, die zwar eng, aber sehr reinlich gehalten sind, zweistöckige, aus Holz, Kalkstein und Lehm erbaute Häuser, zahlreiche Tempel, namentlich des Daibuts, und einen Botanischen Garten, der alle Pflanzenspecies Japans enthalten soll. Die Stadt ist der Hauptsitz der japan. Industrie und einer der größten und reichsten Handelsplätze, wo nicht der bedeutendste des ganzen Reichs, mit großen Magazinen aller japan. Boden- und Industrie-

erzeugnisse, namentlich für Seidenwaaren, Porzellan, irdenes Geschirr, Todtenurnen, Saki, Baumwollmanufacte, Eisen u. s. w. Man schmilzt hier Kupfer, prägt Gold, gießt Bronze, druckt Bücher, webt die reichsten Stoffe mit Gold- und Silberblumen, bereitet die besten und seltensten Farben, verfertigt die kunstreichsten Schnitzereien und alle Arten musikalischer Instrumente, Spielwaaren u. s. w. Die Zahl der Einwohner wird, sehr verschieden, auf 150000, 320000 und sogar 400000 angegeben. Der Vorhafen Hiogo oder Fiogo liegt unweit südlich der Stadt und zählt 20000 E. Es wohnen in O., dem japan. Venedig, nicht nur die reichsten Kaufleute und geschicktesten Künstler, sondern es gilt die Stadt auch als ein Ort der Wonne, als der eigentliche Sammelplatz aller japan. Belustigungen. Daher strömen hier allezeit die vergnügungslustigsten und üppigsten Japanesen des ganzen Reichs zusammen, und viele Reiche und Wohlhabende nehmen hier bleibenden oder vorübergehenden Aufenthalt. Jeder der Fürsten und Herren der südl. und westl. Provinzen hat in O. eine Behausung und eine angemessene Dienerschaft. Durch seinen ausgezeichneten Hafen und seine vorzüglich günstige commerzielle Lage in der Mitte zwischen Nagasaki und Jedo, am «japan. Binnenmeer», sowie durch die Nähe von Miako, dem Mittelpunkt des japan. Culturlebens, zog O. besonders die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich. Schon in dem 1. Jan. 1863 zu Jedo geschlossenen Vertrage des Lord Elgin wurde die Eröffnung des Hafens Hiogo für brit., nordamerik., franz. und niederländ. Schiffe stipulirt. Allein erst infolge einer bewaffneten Negociation erlangten die Vertreter der genannten Flaggen 25. Nov. 1865 vom Kaiser (Mikado) die Eröffnung der Häfen O. und Hiogo, die dann 1. Jan. 1866 erfolgte. Auch wurde gemäß dem Vertrage vom 25. Juni 1866, nebst der Abänderung des Tarifs, den Ausländern die Errichtung von Entrepots in diesen wie in den andern Freihäfen Japans und den Einheimischen volle Handelsfreiheit mit dem Auslande zugestanden.

Osann (Emil), ein besonders um die Balneologie verdienter Arzt, geb. 25. Mai 1787 zu Weimar, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich nach dem Vorbilde seines großen Oheims, Hufeland, dem Studium der Heilkunde, welche er in Jena begann und in Göttingen fortsetzte. Nachdem er in Jena 1809 die Doctorwürde erlangt, ging er als praktischer Arzt nach Berlin und wurde hier 1810 Assistenzarzt an dem poliklinischen Institute, 1814 außerord. Professor an der Militärakademie, 1815 Privatdocent und 1818 außerord. Professor der Medicin an der Universität, 1824 ord. Professor an der Militärakademie und 1826 an der Universität, 1838 aber Geh. Medicinalrath. Durch seine Verheirathung mit Hufeland's Tochter war er mit diesem in eine noch engere Verbindung getreten. Er starb 11. Jan. 1842. O. gilt namentlich als wissenschaftlicher Begründer der Balneologie. Sein Hauptwerk ist die «Physikalisch-medic. Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europas» (Bd. 1 und 2, 2. Aufl., Berl. 1839—41; Bd. 3, bearbeitet von Zarbel, 1842—43). — Sein jüngerer Bruder, Gottfried Wilhelm O., geb. 26. Oct. 1797 zu Weimar, seit 1823 Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat, seit 1828 Professor der Physik und Chemie zu Würzburg, gest. daselbst 9. Sept. 1866, hat sich durch eine Reihe chem. und physik. Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Beiträge zur Chemie und Physik» (Jena 1822—24) und «Neue Beiträge zur Chemie und Physik» (Würzb. 1843—47); «Meßkunst der chem. Elemente» (2. Aufl., Jena 1830); «Handbuch der theoretischen Chemie» (Bd. 1, Jena 1827); «Erfahrungen im Gebiete des Galvanismus» (Erl. 1853); «Die Kohlenbatterie in verbesserter Form» (Erl. 1857) u. s. w. — Ein dritter Bruder, Friedrich Gotthilf O., geb. 22. Aug. 1794 zu Weimar, wirkte seit 1825 ununterbrochen als Professor der alten Literatur zu Gießen, wo er 30. Nov. 1858 starb. Derselbe hat sich vorzugsweise um die Epigraphik und Literaturgeschichte der Alten Verdienst erworben. Die Ergebnisse seiner epigraphischen Forschungen legte er hauptsächlich in der «Sylloge inscriptionum antiquarum» (10 Hefte, Darmst. 1822—34) und in dem «Midas» (Darmst. 1830) nieder. Die Kritik und Geschichte der Literatur des Alterthums betreffen, außer vielen kleinern Arbeiten, die «Beiträge für Geschichte der griech. und röm. Literatur» (2 Bde., Darmst. 1835—39). Außerdem machte er sich verdient durch kritische Ausgaben mehrerer griech. und röm. Schriften sowie durch schätzbare Beiträge zur griech. Lexikographie und lat. Grammatik.

Osborne (Schloß), s. Wight (Insel).

Oschatz, alte Stadt im Kreisdirectionsbezirk Leipzig des Königreichs Sachsen, an der Döllnitz und der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts sowie einer Superintendentur und zählt (1864) 5716 E. Der Ort hat seit dem großen Brande von 1842 ein sehr freundliches Aussehen gewonnen. Unter den Bauwerken sind besonders die neue zweithürmige

Kirche, seit 1846 nach den Entwürfen Heideloff's in goth. Stile neu aufgeführt, und das stattliche Rathhaus hervorzuheben. Hauptgegenstände der sehr belebten Industrie sind Wollspinnerei und Tuchfabrikation. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn führt in der Nähe der Stadt auf einem 734 Ellen langen, auf 26 Pfeilern ruhenden Viaduct über das Döllnitzthal. Etwa 2 St. im Westen von O. erhebt sich inmitten der welligen Ebene isolirt der Kolmberg zu 957 F. Meereshöhe, der seit 1855 mit einem Thurme versehen ist, welcher nach allen Seiten hin eine weite Rundsicht gewährt. 1 M. südsüdwestlich von O. liegt ebenfalls an der Döllnitz das Städtchen Mügeln, Gerichtsamtsitz mit 2562 E. und einem sehr besuchten Jahrmarkt (Stoppelmarkt).

Oscillation, s. Schwingung.

Oesel oder Oesell, eine 47 Q.-M. große, zum russ. Gouvernement Livland gehörige, sehr fruchtbare Insel, vor dem Eingange des Rigaer Meerbusens, der Insel Dagö gegenüber, hat 35000 E., die, mit Ausnahme des Adels, der Geistlichkeit und der Bürger, welche Deutsche sind, zu der estnischen Nation gehören. Die Insel, eine von wenigen Hügeln unterbrochene Oberfläche, hat hohe Ufer, eine Menge Bäche und Teiche und nicht unbedeutende Waldstrecken. Getreide gedeiht vortrefflich. Die Einwohner betreiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht, aber auch Handel, Fischfang und Jagd. Im Frühlinge werden hier viele Schwäne geschossen. Die einzige Stadt der Insel ist Arensburg (s. d.). Nahe der Stadt liegt das vormalige bischöfl. Schloß, eine herrlich erhaltene Ruine aus der Zeit der livländ. Schwertritter. Die Bewohner der Insel waren in alter Zeit als wilde Seeräuber gefürchtet. In der Geschichte wird sie zuerst durch den dän. König Waldemar bekannt, der sie 1206 und nochmals 1221 eroberte. Erst Albert von Buxhövden, dem dritten Bischof von Leal in Estland, gelang es 1227, die Bewohner zu unterwerfen und zum Christenthum zu bekehren. Dann theilweise dem Deutschen Ritterorden unterworfen, stand O. über 300 J. unter der Herrschaft der Bischöfe, die seit 1290 ihr Bisthum auch nach der Insel benannten. Der letzte Bischof, Johann von Mitnchhausen, verkaufte die Insel 1559 an Dänemark. Seitdem blieb sie dän. Provinz bis 1645, wo sie an Schweden abgetreten ward. 1721 kam sie mit Livland an Rußland. Sie bildet mit der Insel Moon (3⅗ Q.-M.) und einigen kleinern Eilanden, wie Runö u. a., den livländ. Kreis Arensburg, während die Inseln Dagö oder Dagden (20⅘ Q.-M.), Worms (1⅗ Q.-M.) und Nuköe (1⅖ Q.-M.) zu Estland gehören.

Osenbrüggen (Eduard), verdienter deutscher Rechtslehrer, geb. 24. Dec. 1809 zu Ueterfen in Holstein, besuchte von 1827—30 das Gymnasium zu Hildesheim und studirte dann zu Kiel und Leipzig 1830—35 Philologie mit besonderer Vorliebe für röm. Geschichte und Alterthümer. Nachdem er 1835 in Kiel promovirt, habilitirte er sich noch in demselben Jahre an der dortigen Universität, an der er Vorträge über röm. Alterthümer, Reden Cicero's u. s. w. hielt. Durch Uebernahme der Bearbeitung der Novellen für die Kriegel'sche Ausgabe des «Corpus juris civilis» (Bd. 3, Lpz. 1840) wurde er jedoch der Jurisprudenz zugeführt, der er sich fortan vollständig zuwandte. 1843 folgte er einem Rufe nach Dorpat als ord. Professor des Criminalrechts, der Rechtsgeschichte und juristl. Literatur. Er erfreute sich hier alsbald als Lehrer der allgemeinsten Achtung, sah sich aber 1851 infolge von Mißhelligkeiten mit dem Universitätscuratorium und der russ. Regierung genöthigt, sein Amt aufzugeben und die Ostseeprovinzen zu verlassen. Bald darauf erhielt er einen Ruf als Professor des Strafrechts an die Hochschule zu Zürich, wo er seitdem ununterbrochen gewirkt hat. In der Ueberzeugung, daß das deutsche Strafrecht viel deutscher werden müsse, als es in seiner gemeinrechtlichen Gestalt gewesen, widmete er sich seitdem eingehenden Forschungen nicht nur auf dem Gebiet der deutschen Strafrechtsgeschichte, sondern des deutschen Rechts überhaupt. Die von ihm auf seinen Ferienwanderungen in den Alpenlandschaften gewonnenen Anschauungen des Rechtslebens, als einer bisher nur wenig beachteten Seite des Volkslebens, theilte er in den «Culturhistor. Bildern aus der Schweiz» (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1867; Bd. 2, 1865) für ein größeres Publikum mit. Von O.'s Arbeiten aus der ersten Zeit seines wissenschaftlichen Wirkens sind, außer der erwähnten Ausgabe der Novellen, noch die Schriften «De iure belli et pacis Romanorum» (Kiel 1836), «Das altröm. Paricidium» (Lpz. 1841) und «Zur Interpretation des Corpus juris» (Kiel 1842) sowie die Ausgabe der Ciceronianischen Reden «Pro Milone» (Hamb. 1841) und «Pro Roscio Amerino» (Braunschw. 1844) hervorzuheben. Diesen folgten seitdem eine Reihe zum Theil als vorzüglich anerkannter criminalistischer und rechtsgeschichtlicher Schriften, von denen namentlich hervorzuheben sind: die «Theorie und Praxis des livländ., estländ. und kurländ. Criminalrechts» (2 Thle., Dorpat 1846); «Die Brandstiftung» (Lpz. 1854); «Casuistik des Criminalrechts» (Schaffh. 1854); «Abhandlungen aus dem deutschen Strafrecht» (Bd. 1, Erl.

1857); «Der Hausfrieden» (Erl. 1857); ferner: «Deutſche Rechtsalterthümer aus der Schweiz» (Heft 1—3, Zür. 1858—59); «Das Alemanniſche Strafrecht» (Schaffh. 1860); «Das Strafrecht der Langobarden» (Schaffh. 1863); «Rechtsalterthümer aus öſterr. Pantaidingen» (Wien 1863); «Die Gaſtgerichte des deutſchen Mittelalters» (1865) u. ſ. w.

Oeſer (Adam Friedr.), Frescomaler, geb. 1717 zu Presburg in Ungarn von evang. Aeltern ſächſ. Nation, widmete ſich in Wien den bildenden Künſten und hatte im Boſſiren Raſael Donner zum Lehrer. Später entſchied er ſich für die Malerei und ging 1739 nach Dresden, wo ſich damals Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Hier wurde er auch mit Winckelmann bekannt und vertraut, und es gebührt ihm der Ruhm, deſſen erſte Schritte im Studium der alten Kunſt geleitet zu haben. Für O. ſelbſt, der ſich hauptſächlich auf Frescomalerei legte, war die Bekanntſchaft mit Ludw. Sylveſtre ſehr förderlich. Während des Siebenjährigen Kriegs hielt er ſich meiſt zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Gegen das Ende dieſes Kriegs ging er nach Leipzig und wurde hier Director der neuen Zeichen-, Malerei- und Architekturakademie, nachdem er ſchon vorher den Titel als Profeſſor der dresdener Kunſtakademie und kurſächſ. Hofmaler erhalten hatte. Große Verdienſte erwarb er ſich in Leipzig durch die Bildung vieler Zöglinge, zu welchen auch Goethe einige Zeit gehörte, der mit höchſter Achtung von O. ſpricht. Auch finden ſich daſelbſt mehrere ſeiner beſten Arbeiten; ſo z. B. die Frescogemälde in der Nikolaikirche. Sein Hauptverdienſt iſt indeſſen negativer Art, der beſtändige Kampf gegen die Manier und die Unwahrheit der damaligen Kunſt. Höhere Energie hat O. nicht entwickelt. Dafür ſind verſtändige Erfindung und Gedankenreichthum, ausdrucksvolle Wahrheit und Haltung, Natürlichkeit in der Compoſition, ſkizzenhafte Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner Gemälde, unter denen die allegoriſchen den Vorzug verdienen. Nur geringe Erfolge erreichte O. dagegen als Bildhauer. Das Alter hatte ſeinen Geiſt und ſeine Thätigkeit nicht geſchwächt, und noch wenige Tage vor ſeinem Tode, der 18. März 1799 erfolgte, hatte er einen Chriſtuskopf vollendet. Viele ſeiner Werke ſind geſtochen.

Oſerow (Wladiſlaw Alexandrowitſch), ruſſ. Trauerſpieldichter, ward im Gouvernement Twer 29. Sept. 1770 geboren. In ſeinem 7. J. kam er in das Landcadettencorps, wo er 12 J. blieb und große Fähigkeiten bewies. Nach ſeinem Austritt ging er als Lieutenant in die Armee über. Er blieb mehrere Jahre im Kriegsdienſt, ſtieg bis zum Generalmajor und wurde dann Mitglied des Forſtdepartements. O. ſtarb auf ſeinem Landſitz im Gouvernement Twer 5. (17.) Oct. 1816. Von ſeinen im franz.-claſſiſchen Stil gehaltenen Trauerſpielen gelten «Oedip in Athen» (1804), «Dmitri Donskoi» (1807) und «Polyxena» (1809) für die beſten. Außerdem ſchrieb er mehrere lyriſche Gedichte und überſetzte die «Sendſchreiben der Heloiſe an Abälard» von Colardeau. Eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke nebſt Biographie gab Fürſt Wjäſemſkij (2 Bde., Petersb. 1818; neue Aufl. 1857) heraus.

Oſiander (Andr.), eigentlich Hoſemann, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit und eifriger Anhänger der Reformation, geb. 1498 zu Gunzenhauſen bei Nürnberg, bildete ſich zu Ingolſtadt und Wittenberg. Als erſter evang. Prediger zu Nürnberg war er hier beſonders thätig für die Einführung der Reformation (1522), und ſeinen Eifer für das Lutherthum zeigte er durch die Theilnahme an dem Kampfe gegen die Abendmahlslehre Zwingli's. Er nahm auch theil an dem Geſpräche zu Marburg (1529) und war auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 gegenwärtig. Weil er jedoch dem Augsburger Interim ſich nicht fügen wollte (1548), mußte er ſein Amt in Nürnberg aufgeben. Vom Herzoge Albrecht von Preußen, auf den er früher durch eine Predigt großen Eindruck gemacht, wurde er nun als Prediger und erſter Profeſſor der Theologie an die neugeſtiftete Univerſität zu Königsberg berufen, ſpäter auch zum Vicepräſidenten des ſamländ. Bisthums ernannt. Indeß gerieth er hier ſchon 1549 in einen theol. Streit über das Fundamentaldogma des Proteſtantismus, die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. O. beſchrieb nämlich, im Anſchluſſe an ähnliche Aeußerungen Luther's aus früherer Zeit, in einer Disputation «De lege et evangelio», die Rechtfertigung nicht als einen gerichtlichen Act in Gott (als ein objectives Gerechterklären des Sünders oder als äußere Zurechnung der Gerechtigkeit Chriſti), ſondern als innere ſittlich-religiöſe Erneuerung des Menſchen durch ſeine Einpflanzung in Chriſti Gemeinſchaft und durch die myſtiſche Einwohnung der Gerechtigkeit Chriſti, welche als neues Lebensprincip in den Gläubigen walte. Zu ſeinen Gegnern gehörte vornehmlich Martin Chemnitz. Schon war durch die Bemühungen des Herzogs Albrecht von Preußen der Friede zwiſchen den Parteien vermittelt (1551), als O. durch die Herausgabe neuer Schriften die Spaltung wieder erneuerte und durch ſeine Angriffe auf Melanchthon, als den Hauptvertreter der juridiſchen Rechtfertigungslehre, den Haß ſeiner Gegner,

die ihm dafür Rückfall in kath. Anſchauungen vorwarfen, noch ſtärker als zuvor auf ſich heraufbeſchwor. Auch nach O.'s Tode, der 1562 erfolgte, ſpann ſich der Streit fort, bis 1566 alle Oſiandriſten entſetzt wurden. Das Corpus doctrinae Prutenicum (1567) verbannte den Oſiandrismus auf ewige Zeiten aus Preußen, und noch die Concordienformel enthält einen eigenen Abſchnitt gegen O. Vgl. Wilken, «Andr. O.'s Leben, Lehre und Schriften» (Stralſ. 1844). — Lukas O. der Aeltere, ein Sohn des vorigen, geb. 1534 zu Nürnberg, hier und in Königsberg gebildet, ward 1555 Diakonus zu Göppingen, 1567 Hofprediger des Herzogs Friedrich von Würtemberg, fiel aber ſpäterhin in Ungnade, wurde Paſtor in Eßlingen und kam dann nach Stuttgart, wo er 1604 ſtarb. Er betheiligte ſich an mehrern Colloquien, namentlich zu Maulbronn (1564) und zu Mömpelgard (1586), verfaßte mit Balthaſar Bidembach den erſten Aufſatz zur Maulbronnſchen Friedensformel und hinterließ mehrere polemiſche Schriften. — Lukas O. der Jüngere, der Sohn des vorigen, geb. 1562 zu Stuttgart, ſtudirte in Tübingen, ward 1587 Pfarrer zu Göppingen, ſpäter Abt zu Maulbronn und ſtarb 1638 als Propſt und Kanzler zu Tübingen. Er war ein heftiger Polemiker, wie aus ſeinem Kampfe mit den gießener Theologen über die communicatio idiomatum und aus ſeinen «Bedenken gegen Arnd's wahres Chriſtenthum» (Tüb. 1623) erhellt. Die Zeitgenoſſen urtheilten von ihm, der Heilige Geiſt ſei auf ihn in Geſtalt eines Raben ſtatt einer Taube herabgekommen.

Oſinſki (Ludw.), einer der ausgezeichnetſten unter den neuern Dichtern und Rednern Polens, geb. 1775 in Podlachien, erhielt ſeinen erſten Unterricht auf der von den Piariſten geleiteten Schule zu Lowza und ſtand im Begriff, in den geiſtlichen Orden der Piariſten zu treten, als die Ereigniſſe im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ihn von dieſem Entſchluß abwendeten und ſeiner urſprünglichen Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften folgen ließen. Nachdem er 1799 mit einigen zum Theil abenteuerlichen poetiſchen Verſuchen aufgetreten, nahm ſeine Muſe einen ſehr ſchnellen Aufſchwung, und ſchon 1801—4 erſchienen im Versmaße des Originals ſeine meiſterhaften Ueberſetzungen von Corneille's Tragödien. Er hatte ſich dabei für Geiſt und Form die ſtrengſten Regeln auferlegt, und die techniſche Vollendung des Versbaues ſowie der bisher im Polniſchen nicht gekannte Zauber der Diction erregten allgemeine Begeiſterung und übten auch Einfluß auf die theatraliſche Darſtellung. In dieſe Zeit fiel auch O.'s Freundſchaftsbund mit Franz Xaver Dmochowſki, dem Ueberſetzer der «Ilias», der ſehr günſtig auf deſſen fernere Geiſtesrichtung einwirkte. Bei Errichtung des Herzogthums Warſchau in den Staatsdienſt berufen, bekleidete er den Poſten eines Generalſecretärs in der Juſtizcommiſſion und ſpäter den eines Greffier im Caſſationsgerichte. Ungeachtet ſeiner umfaſſenden Amtsgeſchäfte bereicherte er in dieſer Zeit die poln. Literatur durch Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und viele treffliche Gedichte, in denen die Sprache in den glänzendſten Farben ſpielt. Dahin gehören die ſchwungvolle Ode an Kopernicus ſowie verſchiedene Reden, namentlich die berühmte Vertheidigung des vor ein Kriegsgericht geſtellten Oberſten Siemianowſki, deren Beredſamkeit die Richter zur Freiſprechung des auf den Tod Angeklagten bewog. Nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, des um die poln. Bühne zu Warſchau verdienten A. Boguslawſki, übernahm er deren Verwaltung. Das Theater als ein öffentliches Bildungsmittel betrachtend, ſuchte er die Anſtalt auf das uneigennützigſte zu heben. Er trat darum auch ebenſo arm aus der Verwaltung, als er dieſelbe angetreten. Nach der Errichtung der Univerſität zu Warſchau hielt er Vorleſungen über allgemeine Literatur vor einem gewählten Kreiſe. Wiewol O. in den Anſichten Laharpe's befangen war, trugen doch dieſe Vorträge viel dazu bei, die Jugend für geiſtige Bildung zu ermuntern. In den letzten Jahren ſeines Lebens bekleidete O. noch das Amt eines Referendars im Staatsrath für die Abtheilung des öffentlichen Unterrichts und das eines Raths im Erziehungsconſeil. Er ſtarb 27. Nov. 1838.

Oſiris, in der ägypt. Mythologie der älteſte Sohn des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea), der Gemahl ſeiner Schweſter Iſis, der Bruder des ältern Horus (Haroeris), des Set (Typhon) und der Nephthys, zeugte mit der Iſis den (jüngern) Horus. Er war urſprünglich der Localgott in der Stadt This in Oberägypten, der älteſten Reſidenz der ägypt. Könige, und als ſolcher eine Form des jederzeit in Aegypten am höchſten verehrten Sonnengottes Ra. Von This aus wurde ſein Dienſt am früheſten und allgemeinſten über ganz Aegypten verbreitet. Bei der Feſtſtellung der verſchiedenen ägypt. Götterreihen wurde er mit Vater und Sohn in die erſte Götterdynaſtie geſetzt. So erſcheint er bei Manethôs und auf den ägypt. Monumenten, obgleich er von Herodot der dritten und letzten Götterordnung zugezählt wird. Der Mythus von O. iſt der einzige größere, der ſich in Aegypten ſeit alter Zeit ausgebildet hat und vielfach auch zu den Griechen gebracht und hier umgebildet worden iſt. Plutarch erzählt den Mythus alſo: Als O.

zur Regierung kam, führte er in Aegypten den Feldbau, Geſetze und Götterverehrung ein. Darauf durchzog er, wie Dionyſos, auch andere Länder und entwilderte ſie. Sein Bruder Typhon war Statthalter. Dieſer verſchwor ſich mit 72 Männern und einer äthiopiſchen Königin Aſo, und als O. zurückgekehrt, brachte Typhon beim Gaſtmahl eine kunſtreiche Lade, die er dem zum Geſchenk verſprach, der ſie genau ausfüllen würde. Dies geſchah, als ſich O. hineinlegte. Die Verſchworenen verſchloſſen dann die Lade mit Nägeln und warfen ſie in den Fluß, der ſie durch die Tanitiſche Mündung ins Meer trug. Iſis irrte nun umher, um die Lade zu ſuchen. Sie erfuhr endlich, daß dieſe in Byblos ans Land getrieben ſei. Dort war eine Erika um die Lade oder den Sarg gewachſen, und dieſen Stamm hatte der König des Landes als Stütze unter ſein Dach geſetzt. Die Göttin erhält nun den Sarg zurück, führt ihn wieder nach Aegypten und nimmt auch den Sohn des Königs von Byblos, den ſie gefängt, mit ſich. Dieſer hieß Palaiſtinos oder Peluſios und ſtirbt durch einen zornigen Blick der Iſis, als er ihre Klagen belauſchte. Die Göttin geht nach Buto, wo ihr Sohn Horus erzogen ward. Indeſſen findet Typhon auf der Jagd den Sarg des O., zerſtückelt ſeinen Körper in 14 Theile und ſtreut ſie umher. Iſis ſucht ſie wieder zuſammen und begräbt jeden Theil da, wo ſie ihn findet: daher die vielen Oſirisgräber in Aegypten. Nur das Schamglied findet ſie nicht; die Fiſche hatten es verzehrt. Nun kehrt O. aus der Unterwelt (deren Fürſt er geworden) zurück und rüſtet ſeinen Sohn Horus zum Streite gegen Typhon aus. Dieſer wird von Horus, dem Rächer ſeines Vaters, beſiegt und der Iſis übergeben. Dieſe läßt ihn aber wieder frei. Horus erzürnt reißt ihr die Krone vom Haupte, nnd Typhon wird in zwei neuen Schlachten beſtegt. Dieſer Mythus hat noch verſchiedene andere Variationen und zahlreiche Auslegungen von den Alten ſelbſt erhalten. Die Vielſeitigkeit liegt im Weſen des Mythus ſelbſt. Die beiden weſentlichſten Seiten des Oſirismythus ſind der Naturmythus, der ſich auf die wechſelnden Erſcheinungen des ägypt. Jahres bezieht, und der hiſtor. Mythus, der ſich auf die Unterjochung Aegyptens durch die Hykſos und deren Vertreibung nach Paläſtina bezieht. Auf den ägypt. Denkmälern erſcheint O. als Fürſt und Richter in der Unterwelt. Gewöhnlich ſitzt er als Mumie eingewickelt, doch mit Krummſtab und Geiſel, auf dem Haupte eine Mütze, mit Straußfedern zu beiden Seiten. Die Griechen verglichen ihn mit ihrem Dionyſos oder Bacchus.

Oskar (Joſ. Franz), König von Schweden und Norwegen, 1844—1859, Sohn und Nachfolger Karl's XIV. Johann (ſ. d.), wurde in Paris 4. Juli 1799 geboren. Mit ſeinem Vater, dem erwählten Thronfolger, kam er 1810 nach Schweden, erhielt ſogleich den Titel eines Herzogs von Södermanland und wurde bei der Thronbeſteigung ſeines Vaters (1818) Kronprinz. Von ſchwed. Lehrern, zu denen auch Atterbom gehörte, erhielt er eine vielſeitige gelehrte Bildung, auch eignete er ſich die ſchwed. Sprache vollkommen an. Dabei entwickelte er für Muſik ausgezeichnete Anlagen, ſodaß er ſelbſt mehrere werthvolle Compoſitionen lieferte, z. B. eine Oper, «Ryno», Lieder, Märſche, Walzer. Am 19. Juli 1823 vermählte er ſich mit Joſephine Maximiliane Auguſte Eugenie (geb. 14. März 1807), einer Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, die durch ihre perſönliche Anmuth und die Einfachheit und Sanftmuth ihres Weſens große Popularität gewann. Wie daheim, wo er ſtets mit würdevollem Anſtand und ernſter Hoheit auftrat, erwarb ſich der Prinz auch auf ſeinen Reiſen in Dänemark, Deutſchland, der Schweiz, Italien (1822 und 1852) und in Rußland (1830) Achtung und Zuneigung. Er verfaßte nicht nur ſelbſt die Reglements für mehrere Regimenter, ſondern trat auch öffentlich als Schriftſteller auf. So ſchrieb er eine Abhandlung über Volkserziehung, die 1839 in der ſchwed. Staatszeitung abgedruckt wurde, und nachher «Ueber Strafe und Strafanſtalten» (Stockh. 1841; deutſch von A. von Treskow, mit Einleitung und Anmerkungen von N. H. Julius, Lpz. 1841). Als der Tod ſeines Vaters 8. März 1844 ihn auf den Thron berief, ließ er mehrere zeitgemäße Reformen in liberalem Sinne den verſammelten Ständen zur Berathung und Beſchlußnahme vorlegen; doch ging er hierbei vorſichtiger zu Werke, als man erwartet hatte. Er ergriff die Initiative in der Verfaſſungsreform (ſeit 1846), beſeitigte auch manche Feſſel, die auf dem Zunft- und Gewerbweſen laſtete, aber die Ergebniſſe der durch ihn veranlaßten Berathungen über die Reviſion der Verfaſſung entſprachen den Erwartungen nicht. Wegen Kränklichkeit unternahm er 1852 mit ſeiner Familie eine Reiſe ins Ausland und hielt ſich unter anderm längere Zeit im Bade Kiſſingen auf. Nach der Rückkehr erkrankte erſt ſein zweiter Sohn, der raſch dahinſtarb, und kurz darauf wurde auch der König ſelbſt von einer Krankheit ergriffen, von der er nie wieder genas. Nach langem Siechthum ſtarb er 8. Juli 1859. Aus ſeiner Ehe gingen hervor: der Thronfolger König Johann XV. (ſ. d.); Prinz Guſtav, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827, geſt. 24. Sept. 1852; Prinz Oskar, Herzog von Oſtgoth-

land, geb. 21. Jan. 1829, vermählt seit 1857 mit der nassauischen Prinzessin Sophie (geb. 9. Juli 1836), aus welcher Ehe vier Söhne entsprangen; Prinz Nikolaus August, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831, vermählt seit 1864 mit der sachsen-altenburg. Prinzessin Therese (geb. 21. Dec. 1836); Prinzessin Charlotte Eugenie, geb. 24. April 1830.

Osker, bei den Römern Osci oder Opsci, von den Griechen Opiker genannt, ist der Name eines ital. Volks, welches in Campanien seinen Sitz hatte und mit den Ausonern nahe verwandt oder ein und dasselbe war. Als später von Norden her die Samniter seit 423 v. Chr. in Campanien eindrangen, ward der Name auf die Einwanderer übertragen. Da diese campanischen Samniter diejenige samnitische Völkerschaft bildeten, mit der sowol Hellenen als Römer zuerst zusammenstießen, wurde der Name O. und oskische Sprache später auch auf alle übrigen ähnlichen oder gleichstammigen Völker und Dialekte ausgedehnt. Das Gebiet der oskischen Sprache umfaßte in mehrern, nur wenig verschiedenen Mundarten die Samniter, Frentaner, die nördl. Apuler, die Hirpiner, Campaner, Lucaner, Bruttier und Mamertiner, also sämmtliche samnitische Stämme, weshalb die Sprache wol richtiger die samnitische oder safinische genannt wird. Die nördlich von der Silarusmündung gelegenen Stämme waren rein samnitisch, der südliche und ebenso die Gegend um den Golf von Neapel war griech.-samnitisch gemischt. Durch die Siege der Römer über die Samniter und die Ertheilung der Civität an alle Italiker wurde um 88 v. Chr. dem officiellen Gebrauche der oskischen Sprache ein Ende gemacht; doch wurde sie zur Zeit Varro's noch auf dem Lande, zur Zeit des Untergangs von Herculanum und Pompeji aber nur noch von einzelnen gesprochen. Zur Zeit ihrer Blüte, seit Mitte des 4. Jahrh. v. Chr., war die oskische Sprache weit mehr als ein gewöhnlicher Jargon; auch besaßen die oskischen Völker eine Kunst und Literatur, welche der römischen, wie sie um 100 v. Chr. war, jedenfalls nicht nachstand und wahrscheinlich auf die calabrischen Dichter Ennius und Pacuvius sowie den Campaner Lucilius nicht ohne Einfluß gewesen ist. Sichere Kunde haben wir von einer den Campanern eigenthümlichen poetischen Schöpfung, einer Gattung ungeschriebener, regelmäßig wohl improvisirter Possenspiele mit festen Rollen und wechselnden Situationen, welche um 304 nach Rom verpflanzt, hier aber nicht in oskischer, sondern in lat. Sprache nachgebildet wurden. In Rom hießen dieselben von der Stadt Atella, dem Schilda der Römer, Atellanen (s. d.). Außer einer ziemlichen Anzahl von Münzen mit oskischen Legenden ist noch eine Reihe von Inschriften in oskischer Sprache vorhanden, unter denen der Stein von Abella und die sog. Bantinische Tafel auch für Cultur- und Rechtsgeschichte von Wichtigkeit sind. (S. Italische Völker und Sprachen.)

Osmanisches Reich. Das Osmanische Reich, gewöhnlich Türkisches Reich oder Türkei genannt, umfaßt ungefähr die Ländermasse, welche früher das oström. Weltreich bildete und im wesentlichen aus dem Saume der Osthälfte des Mittelmeeres nebst den darangrenzenden Binnenländern besteht. Diese ohne natürliche Gemeinsamkeit ursprünglich durch äußere Gewalt zusammengebrachten und trotz mancher Sonderschicksale in ihrer Verbindung erhaltenen Gebiete vertheilen sich über die drei Erdtheile der Alten Welt, und zwar so, daß auf Asien der räumlich größte, auf Afrika der an Production reichste und auf Europa der politisch wichtigste Antheil fällt. Nach den gebräuchlichsten Benennungen sind es die folgenden Länder: 1) in Europa die Balkanhalbinsel nebst den norddanubischen Fürstenthümern der Moldau und Walachei, aber mit Ausschluß des 1830 abgetrennten hellen. Königreichs, eine Bodenfläche von 9335 Q.-M.; 2) in Asien die anatolische Halbinsel, das Hochland Armenien, Syrien, Mesopotamien, Kurdistan, das arab. Irak und ein Theil der Halbinsel Arabien, außer den weiten Wüstengegenden 25000 Q.-M. Culturlandes; 3) in Afrika Aegypten mit Nubien und Kordofan, die Regentschaft Tripolis mit Fezzan und diejenige von Tunis mit den dazugehörigen Kabylenländern, im ganzen etwa 20000 Q.-M. Die Monarchie erstreckt sich also über einen Raum von beinahe 55000 Q.-M. Die Grenzen sind da, wo sie nicht durch Meere bezeichnet werden, zum Theil sehr unsicher, namentlich gegen Süden, wo sie sich in den afrik. und arab. Wüsten verlieren. Aber auch im Innern, in Syrien, in Mesopotamien, in Kurdistan, sichern Wüsteneien und rauhe Gebirgsgegenden zahlreichen Wanderstämmen die Autonomie, welche sich oft sogar zu einer Art von Hoheitsrecht über den nahen Saum des Culturlandes gestaltet. Von einer Integrität des türk. Gebiets kann da kaum die Rede sein. Festgestellt dagegen ist die hauptsächlich durch Sau und Donau gebildete Landgrenze der europ. Türkei gegen Oesterreich sowie die durch den Pruth bezeichnete gegen das russ. Bessarabien; nicht minder in Asien gegen die transkaukas. Provinzen Rußlands und gegen das pers. Reich, endlich in Afrika gegen das franz. Algerien.

Der Mannichfaltigkeit des innerhalb dieser Grenzen fallenden Gebiets entspricht die Be-

völkerung. Die Türken oder Osmanen, welche als herrschender Stamm dem Ganzen den Namen ertheilt haben, machen keineswegs die größere Zahl der Staatsangehörigen aus, wenn ihnen auch inmitten der unter dem Scepter des Sultans vereinigten Nationen der Vorzug der relativen Mehrheit zusteht. Keins der türk. Länder wird von ihnen ausschließlich besessen, sowie es außer Mittel- und Nordarabien überhaupt keine türk. Provinz mit ungemischter Bevölkerung gibt, sondern fast überall die mohammed. Eroberer mit den Nachkommen christl. Voreinwohner und mit Juden zusammenleben. In Kleinasien, Armenien und einigen der wichtigsten Städte Rumeliens bilden die Osmanen den vorwiegenden Theil der Einwohnerschaft, in den übrigen Theilen der europ. Türkei aber die Griechen sowie die verschiedenen slaw., walach. und albanes. Stämme, in Syrien, Arabien, Irak, Mesopotamien, Aegypten, Tripolis und Tunis die Araber und Berbern und in Kurdistan die Kurden. Ueber der Statistik aller dieser Völker schwebt noch immer eine große Ungewißheit, und in Ermangelung authentischer Angaben hat man sich mit Abschätzungen zu begnügen, von denen die hier folgende der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag. In der europ. Türkei leben: 1) Türken 1,000000; 2) Griechen 1,000000; 3) Slawen (Serben 885000, Bosnier, Raizen und Herzegowiner 1,700000, Bulgaren 3,000000) 5,585000; 4) Rumänen (Walachei 2,420000, Moldau 1,605000, Serbien 104343, Bulgarien 73000, Zinzaren 200000) 4,402343; 5) Albanesen 1,310000; 6) Zigeuner 290000; 7) Armenier 435000; 8) Juden 70000. Die ganze Bevölkerung der europ. Türkei berechnet sich demnach auf 14,092343 Seelen. — In den asiat. Ländern des Reichs leben: 1) Türken, Turkmanen und Jurut 8,000000; 2) Araber (Syrien und Irak 1,500000, Arabien 2,000000) 3,500000; 3) Kurden 800000; 4) Zigeuner 100000; 5) Griechen 1,000000; 6) Armenier 2,000000; 7) Katholiken und unirte Kirchen 640000; 8) Druſen, Noßairier, Metuali und Jeziden 125000; 9) Juden 100000. Sonach beläuft sich die ganze Bevölkerung der asiat. Provinzen auf 16,265000 Seelen. — In Afrika leben in den der türk. Herrschaft unterworfenen Ländern: 1) Araber und Berbern 2,500000; 2) Neger und Kabylen 1,500000, im ganzen 4,000000 Seelen. Die Gesammtbevölkerung der Türkei beträgt also wenig mehr als 34,000000 Seelen, von welchen 20,000000 dem Islam anhangen, 10,600000 zur griech., 3,000000 zur armen. und kath. Confession, und 400000 weder zur mohammed. noch zur christl. Religion gehören. Der Nationalität nach fallen auf die Türken 9,000000. Ihnen kommen am nächsten die Slawen, von denen 5,000000 dem Christenthum und 500000 (in Bosnien) dem Islam folgen, sodann die Rumänen von 4,500000 Seelen.

Die Länder der Türkei sind fast sämmtlich wie durch ihre Handel und Schiffahrt begünstigende Lage so auch durch Bodenreichthum ausgezeichnet. Freilich findet sich die Production und in ihrem Gefolge der Nationalreichthum durch die schmähliche Misregierung, welche seit Jahrhunderten namens der Pforte geübt wird, in ihrer Entwickelung nicht allein aufgehalten, sondern von einer höhern Stufe auf eine niedrigere zurückgeführt. Eine gewisse Bedeutung für den Welthandel wird dieser Production dennoch zugestanden werden müssen. Die folgende Zusammenstellung der Boden- und Gewerbserzeugnisse wird sowol auf die Naturbeschaffenheit der verschiedenen Gebiete wie auch auf den Handelsverkehr und den gegenwärtigen Culturzustand der Türkei einiges Licht werfen.

Die Gebirge Anatoliens wie der europ. Türkei übertreffen an Metallreichthum die ergiebigsten Minenländer Europas. Gebaut wird mit vorzugsweisem Erfolg auf Kupfer, Eisen, Silber und Blei; jedoch darf man nach der Ausbeute nicht die Fundgruben selbst beurtheilen, welche leicht das Sechsfache des gegenwärtigen Ertrags liefern würden. Außerdem besitzt der nordwestl. Theil Kleinasiens Kohlenlager von unerschöpflicher Mächtigkeit; aber die Schwierigkeit des Transports in den unwegsamen Gebirgen, die schlechte Organisation des Hüttenwesens, die Mangelhaftigkeit der den Bergbau betreffenden Gesetzgebung und die Unsicherheit der Gegend sind bis dahin Hindernisse gewesen, welche durch den erwarteten Gewinn nicht aufgewogen werden und die Speculation zurückschrecken. In das Ausland versendet die Türkei von Metallen nur Blei und ein vorzügliches Kupfer; außerdem von Mineralproducten Schmirgel und Meerschaum aus Anatolien, Natron und Bitumen aus Palästina. Wahrscheinlich werden in Zukunft die kostbaren Steine des Landes, der weiße Marmor mehrerer Inseln und der Westküste Anatoliens, verschiedene Breccien-, Steinsalz- und Gipslager ihre Stelle im Weltverkehr erobern.

Im Pflanzenreiche ist zunächst der Holzreichthum der anatol. Berge zu erwähnen, welche Aegypten, Syrien, die Inseln des Aegäischen und östl. Mittelmeeres mit Bauholz jeder Art versorgen, ohne daß eine Erschöpfung zu befürchten wäre. Dieser Vorzug setzt sich auch auf der rumelischen Seite des Bosporus fort und bestimmt im Strandschagebirge, im Balkan und dessen Ausläufern von Serbien, Bosnien und einem Theile Albaniens den eigentlichen Charakter der

Gegend. Jedoch fehlen auch hier noch die Vorbedingungen zur Verwerthung solcher Badenschätze, deren Benutzung bis dahin auf das locale Bedürfniß beschränkt geblieben ist. Ungleich wichtiger sind daher die verschiedenen Nutzpflanzungen, von denen vor allen der Olivenbau zu nennen ist. Die Niederungen Thraziens, Südmacedoniens, Thessaliens, Albaniens, die Inseln des Aegäischen und des Mittelmeeres, die westl. und südl. Abfälle des anatol. Plateaulandes und das ganze syrische Culturgebiet eignen sich für diese Anpflanzung, welche drei wichtige Handelsartikel liefert, nämlich: die dem Orientalen als Nahrungsmittel beinahe unentbehrliche eingemachte Frucht; das auch nach Europa vielfach ausgeführte Olivenöl; die aus dem letztern bereitete Seife. Kaum weniger ansehnlich ist der Wein- und Feigenbau. Mit Ausnahme höherer Plateauländer und eines Theils der südlichen asiat. und afrik. Besitzungen, fällt die ganze Türkei in die Sphäre, wo diese Gewächse gedeihen. Gleichwol vertragen nur die Weine einiger Inseln die Concurrenz Europas, und außerdem sind im Welthandel die Rosinen des alten Jonien sowie die getrockneten Feigen, für welche Smyrna der große Stapelplatz ist, von Wichtigkeit. Auch Taback wird überall in der Türkei gebaut, und zwar zunächst für den ungeheuern innern Consum, dessen Besteuerung für die Pforte eine ergiebige Finanzquelle ist. Der durch den Krimkrieg gesteigerte Personenverkehr zwischen den Westmächten und der Türkei machte den türk. Taback auch in Europa bekannt, und namentlich ist das macedon. Product unter dem Namen Stambulin ein bedeutender Ausfuhrartikel geworden; der nordsyrische Taback (Cattakia) war längst, mindestens in Frankreich, bekannt und gesucht. Sehr verbreitet ist ferner die den Seidenbau bedingende Maulbeercultur. An der Seide läßt sich besonders deutlich der Rückschritt der türk. Industrie nachweisen. Während noch vor einem Jahrhundert die orient. Seidenzeuge in Europa eine große Rolle spielten, werden jetzt diese Fabrikate auf den eigenen Märkten vielfach von franz. und ital. Arbeit geschlagen, und die Ausfuhr ist auf das Gespinst, ja noch weiter auf den Cocon, also von dem höhern Kunstproduct auf das niedere und endlich auf das Rohproduct heruntergegangen. Dieses letztere wird aber von Beirut, dem Stapelplatz Mittelsyriens, von Brussa, der Hauptstadt des fruchtbaren Bithynien, und andern Orten in so beträchtlichen Quantitäten versandt, und die Qualität ist eine so vorzügliche, daß die Türkei immer unter den Seide hervorbringenden Ländern ihren ansehnlichen Platz behauptet. Aber auch an Cerealien ist die Türkei reich, und es sind als Kornländer in Europa die Moldau und Walachei, Bulgarien, die thraz., macedon. und thessal. Ebenen, in Asien die Hochplateaux Anatoliens und Armeniens, die Orontesebenen, der Hauran, die palästinensische Küstenebene u. s. w. zu nennen. Dieselben liefern an eigentlichen Mehlfrüchten hauptsächlich Weizen und Gerste, außerdem aber Sesam, Hirse, Hanf und Leinsamen sowie an gewissen Stellen Reis. Seit einigen Jahren hat der Baumwollbau daselbst einen gewaltigen Aufschwung genommen. Auch an Dragueen ist die Türkei nicht arm. Die Südabhänge des Balkan erzeugen Rosenöl und Rosenwasser; Anatolien wie Rumelien führt viel Kreuzbeeren, vortrefflichen Krapp, Gulbahar, etwas Safran, viel Opium, Mastix, Salep, Tragant, Galläpfel, Lakritzensaft, Valaneaeicheln (Knappern), Buchsbaum, Hanf und Flachs, Syrien Saflor, Scammonienharz, Seifenwurzel, Johannisbrot und Südfrüchte aus.

Kaum weniger wichtige Handelsartikel als das Pflanzenreich ergibt in der Türkei das Thierreich. Viele Arten von Pelzen liefern die Waldgebirge Anatoliens und Rumeliens auf den Markt, z. B. Marder, Fischatter, Biber, Füchse, Eichhorn, Iltis, Luchs, wilde Katze, Wolf, Schakal. Auch Häute werden in großer Zahl ausgeführt, und zwar sowol gegerbte von Büffeln, Ochsen und Schafen, wie auch ungegerbte von Rehen, Hasen, Lämmern, Ziegen, und zu kostbaren Vliesen verarbeitete von Angaraziegen und besondern Schafgattungen. Weniger zeichnet sich die Wolle durch Feinheit aus, jedoch findet sie in vielen Arten einheimischer Tuchstoffe und in den Teppichwirkereien ihre Verwendung. Eine große Rolle im innern wie im äußern Handel spielt die Schmelzbutter, der Käse, Talg, Wachs, Leim, verschiedene Hörner und Geweihe sowie Thierknochen. Mehrere Küstengegenden liefern getrocknete und gesalzene Fische und den im Orient so beliebten weißen Kaviar (Bautargue). Auch haben fast alle Provinzen einen Ueberfluß an Blutegeln, mit welchen der Orient einen beträchtlichen Theil des mittlern und südl. Europa versorgt.

Ueberhaupt wird in dem türk. Ausfuhrhandel die Industrie vom Rohproduct überwogen, ohne daß gleichwol jene ganz bedeutungslos wäre. Weltberühmt sind die smyrnaer Teppiche, deren Dauerhaftigkeit an Gewebe und Farben noch nicht in Europa hat erreicht werden können. Vorzüglich sind auch die mannichfaltigen geringern Arten, wie die turkmanischen, die bulgarischen und Ghedasteppiche; weniger bekannt, aber nicht minder ausgezeichnet die anatol. Filzdecken. An vielen Stellen werden nützliche tuchähnliche Wollstoffe für den Männeranzug unter dem Namen Schali, starke, theils rauhe, theils glatte Mantelzeuge (Aba), Wolldecken (Jhram), Lein-

wand und Baumwollzeug für Hemden (auch fertige solche), Badeschürzen, Handtücher, Kissenüberzüge von Baumwolle, zum Theil in Mustern abgepaßt und mit Seide brochirt, seidene Gürtel, halbseidene Atlaszeuge, Boucassins in verschiedenen Farben und anderes derart producirt, was dem gemeinen Manne die von Europa eingeführten Waaren noch heutzutage in vielen Gegenden überflüssig macht. Konstantinopel, Brussa, Aleppo, Damaskus und einige Orte Rumeliens sind berühmt wegen ihrer Posamentierarbeiten, Monastir wegen des sog. türkischen Garns, Tunis wegen seiner rothen Fes, seiner weißen Wollshawls und Burnusse, Syrien wegen seiner goldbrochirten Seidenstoffe, Tokat und Cypern wegen ihrer farbigen Kattune. Sattlerarbeit in einheimischem Maroquin und Leder, Schuhwerk u. dgl. wird überall für den Landesgebrauch verfertigt. Jerusalem besitzt eine bedeutende Fabrikation von Rosenkränzen in Perlmutter, Olivenholz u. dgl. Anatolien liefert Nägel, Konstantinopel gute und elegante Kupfer- und Messingwaaren, feine Schnitzarbeit in Kokosnuß, Koralle, Elfenbein, Ebenholz, Perlmutter u. s. w., ferner Gold- und Silberfäden, ausgezeichnete Stickereien in Seide und Gold, feine Pfeifenköpfe in Thon, allerlei Confecte u. a. m. Für die Berechnung des Werths der im Inlande umgesetzten Waaren fehlen die statist. Angaben, die gesammte Ausfuhr dagegen läßt sich mit ziemlicher Sicherheit auf 74 Mill. Thaler jährlich abschätzen.

Die Türkei ist ein mittelalterliches Länderagglomerat, welches zu einem organischen Ganzen, zu einem modernen Einheitsstaate zu gestalten ihre Beherrscher weder vermocht noch ernstlich beabsichtigt haben. Die ungeheure räumliche Ausdehnung gibt demnach kein Maß für die Machtverhältnisse des Reichs ab; ja in weiten Länderstrecken ist dieses nur ein geogr. Begriff, ohne staatliche Wesenheit. Den verschiedenen Grad der Abhängigkeit der einzelnen Provinzen nicht berücksichtigend und die arab. und afrik. Gebietstheile als eine Erweiterung Kleinasiens auffassend, zerlegte die Pforte seit ältester Zeit das Ganze in zwei Massen, Rumelien und Anatolien, ungefähr unserer Eintheilung in europ. und asiat. Türkei entsprechend. Ursprünglich bildeten dieselben zwei getrennte Verwaltungsbezirke, deren Erinnerung auch jetzt noch in dem Finanzministerium und in der Justizpflege, freilich mehr durch Titulaturen als durch wirkliche Einrichtungen, fortlebt. Sachgemäßer zerlegt man die osman. Provinzen nach ihrem verschiedenen Verhältniß zur Pfortenregierung in vier Klassen, nämlich: 1) unmittelbar botmäßige Länder, 2) selbständige, tributpflichtige Vasallenstaaten, 3) selbständige, nicht tributpflichtige Vasallenstaaten, und 4) nicht vollständig unterworfene, aber im allgemeinen die Oberherrlichkeit der Pforte anerkennende oder doch von dieser theoretisch als ihr zugehörig betrachtete Länder. Zu diesen letztern gehört ein großer Theil des Kurdistan, die Wüsten von Mesopotamien und Irak, die große syrische Wüste Hamad, endlich Nord- und Centralarabien mit Ausnahme der beiden heil. Städte Mekka und Medina. Der Oberscheith des Nedschd, welcher jetzt die nordarab. Stämme weit und breit zum Gehorsam gezwungen hat, bezeugt dem Sultan seine Unterwürfigkeit durch ein jährliches Geschenk von kostbaren Pferden. Nicht tributpflichtiger, autonomer Vasallenstaaten zählte bis vor wenig Jahrzehnten die Türkei drei, nämlich Algier, Tunis und Tripolis, von denen jetzt, nachdem ersteres von Frankreich erobert worden und letzteres unter directe Botmäßigkeit getreten ist, nur noch Tunis übrigbleibt. Das traditionelle Herrenrecht des Sultans beschränkt sich in diesem Staate auf die Ertheilung der Investitur an den neu auf den Thron gestiegenen Regenten oder Bei, wofür von diesem eine gewisse Summe entrichtet wird. Die tributpflichtigen autonomen Vasallenstaaten sind sämmtlich Schöpfungen der neuesten Geschichte; es sind in Europa die norddanubischen Fürstenthümer der Moldau und Walachei, seit 1866 unter dem Namen Rumänien unter dem Fürsten Karl von Hohenzollern vereinigt, das Fürstenthum Serbien und die Herrschaft von Montenegro, in Asien die Insel Samos und der Libanon, in Afrika Aegypten mit seinen Nebenländern. Nur die nach Abzug der Gebiete dieser drei Kategorien zurückbleibenden Länder bilden den osman. Staat im engern Sinne und kommen bei einer Besprechung desselben vorzugsweise in Betracht. Es sind dies die süddanubische Balkanhalbinsel (ohne Griechenland, Serbien und Montenegro), die Inseln des Aegäischen Meeres ohne Samos und die Cykladen, die Inseln Kreta und Cypern, Kleinasien, Armenien, ein Theil von Kurdistan und Irak, das syrische Culturland (mit Ausnahme des Libanon, des Hauran und anderer Ostdistricte), endlich Tripolis. Dieses Reich im engern Sinne umfaßt eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 24 Mill. Seelen, von welchen 11 Mill. auf die europ. und 13 Mill. auf die außereurop. Türkei, 9 Mill. auf die christl. Confessionen und 15 Mill. auf den Mohammedanismus und die aus ihm hervorgegangenen Glaubensgesellschaften entfallen.

Das unmittelbare Pfortengebiet war ursprünglich in Sandschaks (Departements) getheilt, welche wieder in Kazas (Aemter) zerfielen, und deren Vorsteher, die Sandschakbegs, einestheils

mit der Civil- und Militärverwaltung beauftragt, anderntheils zur Heerfolge verpflichtet waren. Diese Begs unterstanden zwei hohen Staatsbeamten, den Beglerbegs von Rumelien und von Anatolien, von denen die gesammte Provinzialverwaltung ressortirte. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden, durch Zusammenfassung von je einer Anzahl Sandschaks, größere administrative Einheiten, die Vilajets (Statthaltereien) oder Paschaliks geschaffen, wie man sie nach dem gewöhnlichen Titel der mit ihrer Verwaltung beauftragten Staatswürdenträger, der Paschas, nannte. Diese Organisation des Provinzialwesens überdauerte die reformistische Thätigkeit des Sultans Mahmud II. (s. d.) im ersten Drittel dieses Jahrhunderts und wurde nach wiederholten kleinen Veränderungen im J. 1855 folgendermaßen festgestellt: die Hauptstadt des Reichs, Konstantinopel mit Skutari und dem Bosporus, bildet unter dem Namen Beladisseleffe eine Verwaltung für sich; der Rest des Reichs zerfällt in 36 Vilajets (auch Ejalet), 153 Sandschaks (auch Livas), außer den afrikanischen, umfassend. Von den Vilajets fallen 13 auf Europa, nämlich, außer den drei autonomen Vasallenstaaten, 1) Tschernen, das alte Thrazien, mit Adrianopel als Hauptstadt; 2) Silistria, Ostbulgarien, Hauptstadt Varna; 3) Widdin, Westbulgarien; 4) Nisch, Südbulgarien; 5) Uskub, Obermacedonien; 6) die isolirte Festung Belgrad in Serbien; 7) Bosnien mit der Herzegowina und Türkisch-Kroatien; 8) Rumelien, Westmacedonien und Illyrien, Hauptstadt Monastir; 9) Janina, Epirus und Thessalien; 10) Salonika, Ostmacedonien. Die Inseln des Mittelmeeres bilden zwei Vilajets, nämlich: 1) Candia oder Kreta; 2) Djezair-i-Bahri-Sefid, die Inseln des Weißen Meeres, d. h. diejenigen des Aegäischen Meeres und Cypern. Die asiatische Türkei zählt 18 Vilajets, welche durchschnittlich die europäischen an Ausdehnung weit übertreffen. Das wichtigste derselben ist 1) Khodawendkiar, Phrygien und Bithynien, Hauptstadt Brussa; 2) Aidin, Lydien und Karien; 3) Karaman, Hauptstadt Konia; 4) Adana, Cilicien; 5) Bozuk, Westkappadocien; 6) Kastamuni mit Nikomedien und Sinope, Mysien und Bithynien; 7) Sivas, Ostkappadocien; 8) Trapezunt, Pontus und Lazika; 9) Erzerum mit Kars und Bajazid, Hocharmenien; 10) Van, Nordkurdistan; 11) Diarbekr, Mesopotamien und Kurdistan; 12) Kharput, Obermesopotamien; 13) Aleppo, Nordsyrien; 14) Saida, das syr. Küstenland; 15) Damaskus, Mittelsyrien; 16) Jerusalem, Palästina; 17) Bagdad, das arab. Irak; 18) Hadesch (Abyssinien), falsche Bezeichnung für Mittelarabien mit den heil. Städten Mekka und Medina und seine Nebenländer; 19) Jemen, Hauptstadt Mokha. Afrika endlich hat drei Vilajets: 1) Aegypten; 2) Tarabus-el-Ghard (Tripolis) und 3) Tunis. Scheu vor der Uebermacht der beiden Beglerbege hatte der Regierung den Gedanken an die Zerlegung der Provinzen in die Paschaliks eingeflößt. Da aber die neuen Statthalter die ausgedehnten Befugnisse ihrer Vorgänger, namentlich das Recht, Truppen zu halten, Steuern für eigene Rechnung zu erheben und über ihre Administrirten die Todesstrafe zu verhängen, beibehielten, so geschah es, daß manche von ihnen das noch übrige schwache Band der Abhängigkeit von der Pforte zu sprengen Lust empfanden. Aufstände in den entlegenen Vilajets wurden daher in der Türkei zum chronischen Uebel, bis Sultan Mahmud II. die Militärverwaltung und die Finanzen dem Ressort der Paschas entzog und diesen die Stellung von unbedingt dem Willen der Regierung untergebenen Staatsdienern gab. Ihr Einfluß erlitt noch eine fernere Einbuße dadurch, daß ihnen unter Sultan Abd-ul-Medschid Regierungscollegien, Medschlis, zur Seite gestellt wurden, welche unter ihrem Präsidium in gemeinsamer Berathung über alle Verwaltungssachen und einen abgegrenzten Kreis von Justizangelegenheiten Beschlüsse faßten. In diesen Versammlungen haben, außer dem Defterdar oder Finanzbeamten, die mohammed. Provinzialnotabeln und Delegirte der nichtmohammed. Religionen, respectiv Sekten, Sitz und Stimme. Der Pascha ist alleiniger Inhaber der Executivgewalt. Den Sandschaks steht ein Kaimakam, den Kazas (Unterbezirke der Sandschaks oder Livas) ein Mutesellim vor, welchen ebenfalls Conseils beigesellt sind. Um die Verwaltung zu vereinfachen und namentlich Kosten zu ersparen, wurden 1865 wieder durch Unterordnung verschiedener Paschaliks unter einen Generalstatthalter größere Provinzialkörper gebildet; doch scheint der Versuch nicht so den Erwartungen entsprochen zu haben, daß ein längeres Bleiben der neuen Einrichtung wahrscheinlich wäre.

Die Türkei ist eine absolute Monarchie unter einem Herrscher, welcher die orient. Titel Sultan, Chakan und Padischah führt, und dem die europ. Diplomatie den Rang eines Kaisers zuerkennt. Seine Regierung wird die Hohe Pforte oder der Divan genannt. Seine Gewalt erleidet nur insofern eine formelle Beschränkung, als seine auf allgemeine Geltung Anspruch machenden Erlasse der Homologirung des Großmufti, der höchsten theol. Autorität des Reichs,

unterworfen sind. Nach dem Hausgesetz vererbt sich die Sultanswürde als Seniorat in der männlichen Descendenz der Familie Osman's, welche sich in dem einen und untheilbaren kaiserl. Harem, als für die Thronfolge sorgendem dauerndem Staatsinstitut, zur Seite des jedesmaligen Herrschers, darstellt. Jeder Sproß des Harems, gleichgültig, ob von einer Sklavin oder einer Freien geboren, ist legitim und ebenbürtig, aber dem Sultan folgt unmittelbar sein ältester Sohn nur dann, wenn keine im Harem geborene Oheime oder ältere Vettern vorhanden sind. Kraft dieses Gesetzes bestieg beim Ableben des Sultans Abd-ul-Medschid der Bruder desselben, Abd-ul-Asis, mit Ausschließung seines bereits volljährigen Neffen, Murad-Efendi, den Thron der Osmanen. Die im Harem geborenen Töchter haben den Rang kaiserl. Prinzessinnen, übertragen aber denselben nicht auf ihre Nachkommen, welche ja nicht im großherrlichen Harem geboren werden. Die Prinzen bleiben, sofern sie nicht den Thron besteigen, unbeweibt. Eigentliche Verheirathungen der Sultane mit Freien haben seit Jahrhunderten nicht stattgefunden, vielmehr rekrutirt sich das Harem aus gekauften, vom Auslande, namentlich dem kaukas. Gebiet, eingeführten weißen Sklavinnen. Von diesen ernennt der Sultan einige, in der Regel sieben, zu Palastdamen (Kadyn), denen dann die übrigen, die sog. Odalik (Odalisken), je gesondert als Dienstpersonal zugeordnet werden. Eine im Harem ergraute, angesehene Frau, die Haznadar-Kadyn (Schatzmeisterin) steht mit den Befugnissen einer Oberhofmeisterin, Ordnung haltend, über und neben den Favoritenhofhaltungen und vermittelt den Verkehr nach außen durch die Wache der schwarzen Eunuchen, deren Haupt, der Kyzlar-Agassi, der Hauptwürdenträger dieses Binnenstaates, an Rang dem Großvezir gleichsteht. Die den hohen Beamten u. s. w. zugängliche Abtheilung des Hofes, gleichsam die Tagwohnung des Sultans, heißt das kaiserl. Mabein, in welchem die sog. Madenbschi zugleich den Dienst von Hofmarschällen und Privatsecretären des Herrschers versehen. Die Staatsreligion ist der sunnitische (orthodoxe) Mohammedanismus; Andersgläubige finden anerkennenswerthe Duldung. Das Staatsrecht beruht erstens auf dem specifisch islamitischen, d. h. dem Koran und seinen Commentaren entflossenen Gesetz; zweitens auf dem Kanûn, d. h. den großherrlichen Constitutionen; drittens auf altem Herkommen. Seit dem Erlaß des Hattischerif von Gülhane (1839) sind indessen diese sämmtlichen Rechtsquellen durch eine Reihe neuerer Bestimmungen modificirt worden, welche in ihrer Gesammtheit den Namen Tanzimati-hairijeh, heilsame Reform, führen und den islamitischen Gewaltstaat mit den Anforderungen des modernen Lebens in Einklang zu bringen bestimmt sind.

Die türk. Beamten zerfallen in zwei scharfgesonderte Kategorien, nämlich erstens die Diener des religiösen Gesetzes und des Cultus, und zweitens diejenigen der Civilverwaltung, das Militär und die Marine. Die der letztern Kategorie traten früher in die Stellung von Sklaven des Sultans, welcher über ihr Eigenthum, ihre Freiheit und ihr Leben unbeschränkt verfügte. Diesem Recht hat erst 1839 Sultan Abd-ul-Medschid durch den Hattischerif von Gülhane entsagt; doch ist die unbedingte Absetzbarkeit der Beamten und ihre Relegirbarkeit nach willkürlich bestimmten Localitäten als Recht der Sultane geblieben. An der Spitze der Regierung steht der Großvezir, das höchste Organ der legislativen und executiven Macht des Sultans, in frühern Zeiten sein Vertreter für alle öffentlichen Befugnisse im Kriege wie im Frieden, jetzt aber ungefähr die Stellung unserer Staatskanzler einnehmend und die Fäden der verschiedenen Ministerialressorts zusammenfassend. Die erstenerwähnte Beamtenkategorie, die der Diener des religiösen Gesetzes und des Cultus, behauptete, gestützt auf den heil. Codex, der Krone gegenüber von jeher eine freiere Stellung. Ihr Haupt, dem Großvezir an Rang gleichkommend, ist der Scheikh-ul-Islam oder Großmufti, welcher neben seinen oberpriesterlichen Befugnissen nach unsern Begriffen eine dem Cultus- und Justizminister entsprechende Stellung einnimmt. Die übrigen Minister sind: der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, früher Reis-Efendi, auch für die Verhältnisse der Rajahnationen zur Pforte competent und deshalb vorzugsweise wichtig; der Minister der Finanzen, früher Defterdar; der Minister des Innern, Musteschar, d. h. Großvezirats-Rath geheißen, neben dem Staatsrath die Executive der innern Verwaltung handhabend; der Minister des Handels; der Minister der öffentlichen Arbeiten; der Minister des Kriegs mit dem Titel Serasker; der Großadmiral oder Kapudan-Pascha; der Großmeister der Artillerie, welcher in einer anomalen Unabhängigkeit vom Kriegsminister steht; der Präsident des Staatsraths; der Großintendant der Civilliste; der Director der Stiftungsangelegenheiten, mit der Aufsicht über die Verwaltung der Todten Hand (Vakuf), d. h. des Moscheenguts, betraut; der Polizeiminister und der Director der kaiserl. Münze. Dieselben bilden mit dem Großvezir und dem Großmufti zusammen den kaiserl. Cabinetsrath, Medschlissi-machsus, und sind meistens auch Mitglieder des Staatsraths, Medschlissi-wala, eines Collegiums von ungefähr 20 Personen,

in welchem die Gesetze berathen und vorbereitet sowie alle Fragen der innern Verwaltung, die Instruirung und Controlirung der Provinzialchefs, die Erledigung der gegen letztere erhobenen Beschwerden u. dgl. erörtert werden. Die Türkei steht in diplomatischem Verkehr nur zu solchen Mächten, welche mit ihr besondere Handels- und Freundschaftsverträge abgeschlossen haben. Ständige Vertretungen unterhält sie nur in wenigen fremdherrlichen Residenzen. Die zahlreichen, auf türk. Gebiet verweilenden Ausländer genießen unter dem Schutze ihrer Gesandtschaften und Consulate das Privilegium der Exterritorialität. Mehrern Ministern stehen Collegien mit beschlußfassender Befugniß zur Seite; so dem Seraskier der Dari-Schurai-Askeri; dem Großmeister der Artillerie das Medschlissi-Amirei-Top-Hane; dem Großadmiral das Medschlissi-Bahrie; dem Polizeiminister das Medschlissi-Zaptie u. s. w. Außerdem gibt es ein Medschlissi-Mearifi-Umumieh, Conseil des öffentlichen Unterrichts; ein Medschlissi-Meadin, Bergbauconseil. Mit den Ministerien des Kriegs, der Artillerie und Marine sind besondere Schulen verbunden, aus denen die Avantageurs hervorgehen. Das Personal der übrigen Ministerien rekrutirt sich aus den Bureaux, welche für die jungen Leute die Vorstufe des Staatsdienstes bilden. Die Stiftung wissenschaftlicher Schulen nach europ. Muster ist seit kurzem in Angriff genommen. Eine medic. Hochschule, diejenige von Galata-Serai bei Konstantinopel, besteht seit etwa 36 Jahren; doch sind die Erfolge nicht glänzend. Die altheimischen Schulen Mekteb (Elementarschulen) und Medressch (Gelehrtenschulen) gerathen immer mehr in Verfall.

Die dem Großmufti unterstehende Beamtenschaft zerfällt in drei Klassen, nämlich: 1) Cultusdiener oder Imams, außer den eigentlich so benannten Gemeindevorbetern, die Muezzin oder Gebetausrufer, die Chatib oder Vorleser der Reichsfürbitte und die Scheikhs oder Religionslehrer; 2) die Mufti, zur Ertheilung von Fetwas, d. h. Entscheidungen nach dem heil. Gesetz, befugte rechtskundige Theologen; 3) die Kadhi oder Richter. Nur die letztern haben eine eigene Gliederung unter zwei hohen Gerichts- und Appellationshöfen, Arz-Odassi, zu Konstantinopel, deren einer für Rumelien, der andere für Anatolien bestimmt ist, und deren Präsidenten den Titel Kaziaskier, Heer-Richter von Rumelien, respectiv Anatolien, führen. Die Kaziaskier haben das Recht, vorbehaltlich der Genehmigung des Großmufti, alle richterlichen Stellen im Reiche zu besetzen, und namentlich die Kadhi-Mollas, d. h. die Jahrespräsidenten der sich über das Reich vertheilenden 25 Obergerichte, Mewlewijeh, auszusenden. Das Personal dieser Obergerichte bilden, außer dem vorsitzenden Oberrichter, der Ortsmufti, zwei Naib oder Substituten und der Nasch-Kiatib oder Secretär und Registrator. Unter den Obergerichten stehen im ganzen 120 Kazas oder Amtsgerichte, deren Vorsitzende für jede Provinz von dem Kadhi-Molla ernannt werden. Kleinere Ortsgemeinden haben nur einen Naib. Aus den Obergerichten bilden sich die Provinzial-Criminalhöfe, indem der Statthalter und das Medschliß dem Personal beitreten. Im Range stehen die Kadhi über den Mufti und diese wieder über den Imams; jedoch geht das allgemeine Haupt, der Scheikh-ul-Islam, aus der Klasse der Mufti hervor. Die Kadhi, die Mufti und von den Imams die Chatibs und die Scheikhs bilden zusammen die Klasse der Ulema oder Gottesgelehrten. In allen vom Scheikh-ul-Islam ressortirenden Civilgerichten wird nach dem islamitischen Religionsgesetz Recht gesprochen. Die Unmöglichkeit, dies Gesetz mit dem in Europa ausgebildeten Handelsrecht in Einklang zu bringen, bewog die Pforte, bei dem steigenden Verkehr mit dem Occident an ihren Haupthandelsplätzen, für in dies Gebiet schlagende Streitfragen, zunächst zwischen ihren Unterthanen und Europäern, dann aber auch zwischen einheimischen Parteien, Handelsgerichte nach europ. Muster zu errichten und für dieselben nach dem Code de Commerce ein Gesetzbuch auszuarbeiten. Diese Gerichte haben einen mohammed. Präsidenten, einen Molla als ersten Beisitzer und einen mohammed. Protokollführer, daneben aber eine nach Billigkeit vereinbarte Anzahl mohammed., einheimisch-christl. und europ. kaufmännischer Richter. Ihre Entscheidungen sind inappellabel.

Als vor fünf Jahrhunderten die Osmanen, damals ein rohes Kriegervolk, siegreich in den civilisirten Ländern der Levante vordrangen, ließen sie deren christl. Bevölkerungen als unterworfene, durch Religion, Sprache und Sitte gesonderte Genossenschaften bestehen. Dieselben werden in ihrer Gesammtheit Rajah (d. i. Heerden) genannt, während die einzelnen Völker Millet (d. i. Nation) heißen. Diesen Ausdruck aber vermischt das türk. Staatsrecht dergestalt mit dem Begriffe einer Religionsgesellschaft, daß im Widerstreit beider nur der letztere als maßgebend betrachtet wird. Zum Unterschiede von den Rajahnationen bezeichnen die Türken sich selbst nicht als Millet, sondern nennen sich Ali-Osman, den Stamm Osman's. Nachdem schon der Koran den Rajahs eine Kopfsteuer, gleichsam ein jährliches Lösegeld, auferlegt, erhielten sie nach dem

Falle des oström. Kaiserreichs eine Organisation, die bis auf unsere Tage geblieben ist. Mohammed II. machte nach der Einnahme Konstantinopels den Patriarchen, d. h. das religiöse Oberhaupt der Stadt auch zum weltlichen Oberhaupt der sämmtlichen orthodoxen Rajah und bestellte somit den Klerus zu einer, in seinem Primas direct von der Pforte abhängenden, namens des Sultans das Volk leitenden und für sein Wohlverhalten haftenden Civilbehörde. Dem griech. Patriarchen von Konstantinopel stehen demnach, außer seinen geistlichen Befugnissen über sämmtliche Diöcesen der europ. Türkei und Kleinasiens (nur Serbien hat sich im 14. Jahrh. unabhängig gemacht) mit einer orthodoxen Bevölkerung von ungefähr 9,500000 Seelen, noch weltliche Befugnisse über alle orthodoxen Einwohner der unmittelbaren türk. Provinzen zu, auch wenn dieselben in den Diöcesen der religiös coordinirten Patriarchate von Jerusalem oder Antiochien leben. Dem Patriarchen steht die Synode zur Seite, eine Versammlung von zwölf Erzbischöfen, von denen vier als Inhaber des in vier Stücke zerlegten Patriarchatssiegels immer in Konstantinopel residiren müssen. Die Synode leitet die Wahl des Patriarchen, sie extrahirt von der Pforte das denselben bestätigende Diplom und ist befugt, im Falle eines wirklichen oder angeblichen Vergehens gegen das Dogma auf seine Absetzung zu dringen. Außer auf Grund einer Synodalklage kann die Pforte den Patriarchen nur im Falle des Hochverraths vom Amte entfernen. Von geistlichen Rechten steht dem Patriarchen in Gemeinschaft mit der Synode die Aufsicht über die Kirchen und Klöster sowie deren ökonomische Verhältnisse, die Ein- und Absetzung der Bischöfe, die Vertretung dieser bei gegen sie erhobenen Beschwerden an der Pforte, das Strafrecht über den gesammten Klerus, die Vertretung der Confession in Beziehung auf kirchlichen Grundbesitz und rituelle Privilegien zu. Seine weltlichen Rechte bestehen in einer absoluten Jurisdiction in Ehesachen nebst entsprechendem Strafrecht; in der Jurisdiction in Civilsachen unter Parteien griech. Glaubens; in einer correctionellen Polizeigewalt in kirchlichen und die öffentliche Sittlichkeit betreffenden Angelegenheiten; in der Erhebung gewisser Gebühren von dem Klerus und einer Kirchensteuer von den Laien mit Strafrecht gegen Widerspenstige; in Abgabenfreiheit für seine Einkünfte, privilegirtem Gerichtsstand für sich und seine Prälaten, Intercessionsbefugniß für seine Glaubensgenossen. Ein einflußreicher Laienbeamter des Patriarchats ist der Großlogothet, welcher als Kanzler die Synodalbeschlüsse zu contrasigniren hat und die Verhandlungen mit der Pforte führt. In den Provinzen tritt der Metropolit gegenüber der Localregierung in die Befugnisse des Patriarchen.

Die Organisation der übrigen Millets ist derjenigen des griechischen nachgebildet. Es sind dies das armenische, das unirt-armenische, das lateinische, das protestantische und das jüdische. Die weltliche Befugniß des armen. Patriarchen erstreckt sich über sämmtliche türk. Armenier monophysitischen Bekenntnisses und über die jakobitischen Syrier Mesopotamiens; seine geistliche Gewalt aber beschränkt sich auf die Diöcese von Konstantinopel. Die Bischöfe, von einer Synode unter dem Vorsitz des Patriarchen erwählt, haben sich von Etschmiazin ihre Weihe zu holen. Die armen. Zünfte zu Konstantinopel wählen den Patriarchen aus den Mitgliedern der hohen Geistlichkeit sowie den aus 20 Laien bestehenden Municipalrath, welcher mit ihm gemeinschaftlich die weltlichen Angelegenheiten der Nation besorgt. Bei dem dritten Millet, dem der unirten Armenier (katoluk milleti), der den Papst als Oberhirten anerkennenden Fraction des armen. Volks, an Zahl etwa 40000 Seelen, ist die weltliche und geistliche Gewalt nicht in ein und derselben Person vereinigt, indem die geistliche einem von der röm. Curie abhängenden und von derselben ernannten Primas, die weltliche dagegen einem vom Volke unter den hohen Geistlichen erwählten Patriarchen zusteht, den die Pforte in seiner Beamtenwürde bestätigt. Das vierte Millet, die abendländ. (lateinischen) Katholiken (latin milleti), hat keinen nationalen Charakter. Dasselbe umfaßt die arab. Katholiken Syriens, den albanes. Stamm der Mirditen, die kath. Bosnier und Kroaten, die kath. Bulgaren und kath. Griechen, im ganzen etwa 520000 Seelen, welche unter der geistlichen Leitung einer direct von Rom ressortirenden, des Exterritorialrechts genießenden ausländischen Priesterschaft stehen. Selbstredend mußte hier von der hierarchischen Organisation abgesehen werden. Die weltlichen Angelegenheiten dieses Millet leitet ein Laie, Rajah der Pforte, der den Titel Vekil (Vertreter) führt und mit vier Deputirten der Nation einen permanenten Rath, die sog. Lateinische Kanzlei, bildet. Die Befugnisse dieses Rathes sind denen der Patriarchen homogen. Derselbe besorgt auch gelegentlich die Geschäfte der Melchiten oder unirten Griechen Syriens (gegen 55000 Seelen), der Chaldäer oder unirten Jakobiten und Nestorianer Mesopotamiens (gegen 22000 Seelen) und der Maroniten im Libanon (gegen 140000 Seelen). Das fünfte Millet, dasjenige der Protestanten, ist fast ausschließlich aus der armen. Nation hervorgegangen und wurde erst 1853 den übrigen Millets

staatsrechtlich coordinirt. Die Seelenzahl wird auf 12000 angegeben; die Kircheneinrichtung ist die presbyterianische. Die Geistlichen sind zum Theil Rajahs der Pforte, jedoch werden sie von ausländischen Missionsgesellschaften zu sehr beeinflußt, als daß sie von der Pforte als Regierungsbehörde anerkannt werden könnten. An der Spitze des Millet steht demnach ein Laie, der ebenfalls den Titel Vekil führt. Das sechste und letzte Millet ist das jüdische, ungefähr 150000 Seelen umfassend. Der Vorstand dieser Nation ist der Großrabbiner (Chacham Baschi) von Konstantinopel, nebst dem Rathe der Sechser, einer aus drei Rabbinern und drei Laien bestehenden Versammlung mit gesetzgebender Befugniß. Der Oberrabbiner wird von einer Notabelnversammlung gewählt und erhält durch das Diplom der Pforte gleiche Rechte mit den christl. Patriarchen.

Die Wehrkraft der Türkei beruht auf der Landarmee und der Marine. Die Landarmee, 1826 von Sultan Mahmud II. als Ersatz für die von ihm vernichteten Janitscharen ins Leben gerufen und später unter Benutzung des einsichtsvollen Rathes preuß. Offiziere ausgebildet, ist in sechs Armeecorps (ordu) mit je gesonderten Rekrutirungsdistricten eingetheilt, nämlich: 1) die Garde, Hauptquartier Skutari; 2) das Armeecorps von Konstantinopel, Hauptquartier ebenfalls Konstantinopel; 3) das Armeecorps von Rumelien, Hauptquartier Monastir; 4) das Armeecorps von Anatolien, Hauptquartier Charput; 5) das Armeecorps von Arabien, Hauptquartier Damaskus; 6) das Armeecorps von Irak, Hauptquartier Bagdad. Die Sollstärke eines jeden dieser Corps ist von 6 Regimentern Infanterie, 4 Regimentern Cavalerie und 1 Artilleriebrigade, zusammen auf dem Friedensfuße zu 25000 Mann, auf dem Kriegsfuße zu 30000 Mann berechnet, nebst einer ebenso starken Reserve (redif), welche der preuß. Landwehr nachgebildet ist. Beide Corps zerfallen in je 2 Divisionen, von denen diejenigen des activen Corps von 2 Divisionsgeneralen, Ferik-Paschas, diejenigen der Reserve von 2 Brigadegeneralen befehligt werden. Das Commando über das ganze Armeecorps führt ein Muschir oder General-en-Chef. Von jener Sollstärke ist aber der Effectivbestand sehr verschieden, und schwerlich dürfte der Sultan über mehr als 65—70000 Combattanten verfügen können; eine, wenn man die ungeheuern Entfernungen im Reiche in Betracht zieht, freilich ganz ungenügende Zahl. Ließe sich jemals die Armee vollzählig herstellen, ein Fall, der schon bei der Abnahme der türk. Bevölkerung kaum zu erwarten, so würde sie 180000 Mann betragen. Auf eine ebenso starke Reserve gestützt, wäre dies eine ansehnliche Macht, deren Unterhaltung aber bei den gegenwärtigen finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen nicht möglich scheint. Die Conscription lastet lediglich auf der 14,000000 starken mohammed. Bevölkerung. Der Plan, dieser die verderbliche Verpflichtung durch Zuziehung der Rajahnationen zum Kriegsdienst zu erleichtern, ist bisher polit. Bedenken halber unausgeführt geblieben.

Die türk. Marine folgt derjenigen Entwickelung, zu welcher namentlich die im Krimkriege gemachten Erfahrungen einen so energischen Anstoß gegeben haben, d. h. sie entsagt dem Segel als bewegender Kraft, um jenes durch die Dampfmaschine zu ersetzen. Die Segelflotte, früher so zahlreich, war 1867 auf 1 Linienschiff, 1 Fregatte, 13 Corvetten, 23 Briggs, Schoner und Kutter, endlich 25 Kanonenboote zurückgeführt. Dagegen zählte die Dampferflotte 4 Linienschiffe, 7 Fregatten, 4 Panzerfregatten, 11 Corvetten, 13 Kriegsschaluppen, 4 Kanonenboote, einige schwimmende Batterien und eine Anzahl Transportschiffe; im ganzen 15314 Pferdekraft und 1742 Kanonen. Die Linienschiffe haben eine Bemannung von je 8—900 Seeleuten, die Schiffe kleinerer Bauart entsprechend geringere. Im ganzen beschäftigt der Marinedienst 10900 Mann, nämlich: 7000 Matrosen, 2 Bataillone (à 700 Mann) Marinesoldaten und 5 Compagnien (à 500 Mann) von Schiffszimmerleuten. Die Präsenz in der Marine ist acht Jahre, drei Jahre mehr als bei der Landarmee.

Was das Finanzwesen anbetrifft, so scheint in der Türkei das Deficit zu einem chronischen Leiden geworden zu sein, welches bei der schwachen Constitution des Staatskörpers zu Besorgnissen Anlaß gibt. Die Einnahmen beruhen hauptsächlich auf directen und indirecten Steuern. Diese sind: 1) der Zehnte, eine von Agriculturproducten aller Art, einschließlich Kleinvieh und Bienen, aber ohne die einer besondern Besteuerung unterliegenden Garten- und Baumerträgnisse, erhobene Naturalabgabe von 10 oder 20 Proc., im Gesammtwerthe von ungefähr 240 Mill. Piaster oder 2 Mill. Pfd. St.; 2) die Vermögenssteuer (vergu oder firdeh), eine auf Ortschaften und Districte ausgeschriebene, von den Gemeinden auf die Individuen repartirte Geldabgabe, im Betrage von etwa 20 Mill. Piastern (181818 Pfd. St.); 3) die Kriegssteuer (i-aneh), von den Rajahs männlichen Geschlechts in der erwerbstüchtigen Lebensperiode anstatt der frühern Kopfsteuer erhoben, etwa 40 Mill. Piaster (363636 Pfd. St.); 4) die Mautheinnahme, etwa 86 Mill. Piaster (781818 Pfd. St.); 5) die indirecten und Specialabgaben, Regalien, Patent-

und Gewerbesteuer, Stempelgebühr, Pacht von Mühlen, Bergwerken, Salinen, Fischereien, Schlächtereien, städtische Accise, Tabacks-, Spirituosen- und Salzsteuer, zusammen etwa 150 Mill. Piaster (1,363636 Pfd. St.); 6) Tribut der Vasallenstaaten (Rumänien 3 Mill. Piaster, Serbien 2 Mill. Piaster, Aegypten früher 30 Mill., neuerdings infolge des neuen Abkommens über die ägypt. Erbfolge auf 70 Mill. Piaster erhöht), im ganzen 75 Mill. Piaster (701752 Pfd. St.). Nach diesen ziemlich zuverlässigen Angaben betragen demnach die Staatseinkünfte der Türkei etwa 48 Mill. Thaler preußisch: eine auffallend geringe, den Verwaltungsbedürfnissen des ausgedehnten Reichs keineswegs genügende Summe.

In Betreff der Ausgaben liegen officiöse Ausweise vor, denen zufolge im J. 1850 die Hofhaltung 767280 Pfd. St., die Armee 2,760000, die Flotte 340909, die Civilverwaltung 1,794000, das Artillerie- und Festungswesen 272727, die äußere Vertretung 91000, Leibrenten und Entschädigung für eingezogene Lehngüter 404800, öffentliche Arbeiten 91000, Cultus 109091, Zins des Papiergeldes und Subvention der Ottomanischen Bank 353636 Pfd. St. gekostet haben sollen. Diese Zahlen sind sicher nicht frei von Fiction, geben aber dennoch einen gewissen Anhalt. Der Einnahme des J. 1850 von 6,645450 Pfd. St. stellt sich eine Ausgabe von 6,784443 Pfd. St. entgegen, und es ergibt sich demnach ein Deficit, welches, wennschon so bedeutend, doch in Wahrheit noch viel größer gewesen sein dürfte. Die Pforte hätte gegen dieses Uebel durch sorgfältige Sparsamkeit und durch Hebung der Steuerkraft des Landes, Erleichterung der Verkehrswege u. s. w. ankämpfen sollen, aber sie griff zur Emission von immer mehr anschwellenden Massen Papiergeldes, die nur als ein augenblicklicher Nothbehelf zu betrachten. Außerdem gelobte sie während des Krimkriegs ihren Alliirten, den Weg der Reform einschlagen zu wollen, und noch nachher schien das Ministerium Fuad-Pascha bestimmt, eine neue Finanzepoche einzuleiten. Es fand aber nur eine Vermehrung der Steuern statt, nicht der Steuerfähigkeit, woraus allgemeine Unzufriedenheit und wachsende Verarmung hervorging. Im J. 1860 sollen die Staatseinnahmen auf 9,700000 Pfd. St. und 1863 sogar auf 11 Mill. gestiegen sein, wogegen als Ausgaben für die Hofhaltung 1,823231, für den Etat der Ministerien 7,926238, für Zins und Amortisation der äußern Schuld 957675, für Zins der innern Schuld 2,031944, demnach im ganzen 12,739058 Pfd. St. in Rechnung gebracht wurden, sodaß sich ein Deficit von mehr als $1\frac{1}{2}$ Mill. ergab. Auch diese Zahlen schließen schwerlich die ganze mißliche Wahrheit auf. Gewiß ist nur, daß die Türkei seit 1832 Papiergeld und eigentliche Staatsschulden kennt; daß während des Krimkriegs die ersten fundirten Anlehen contrahirt wurden und daß schon 1862 die gesammte Schuld, nach Lord Howard's Berechnung, die bedeutende Summe von 36,500000 Pfd. St. erreicht hatte. Für das J. 1867 kann man ohne Uebertreibung die türk. Staatsschuld auf 48—50 Mill. Pfd. St. veranschlagen.

Das türk. Reichswappen ist ein grüner Schild mit wachsendem Sichelmond in Silber; die Flagge zeigt diesen Mond weiß auf roth, und vor ihm den Stern Jupiter, das «große Glück» der orient. Astrologen im zunehmenden Monde. Uebrigens ist jenes Wappen nur wenig im Gebrauch, und an seine Stelle tritt die Tughra, der zur beinahe unkenntlichen Gestalt einer offenen Hand verschlungene Namenszug des je regierenden Sultans nebst dem seines Vaters und dem schmückenden Beiwort «allzeit siegreich». Die Türkei hat drei Ritterorden 1) Nischani-Iftichar, d. h. Ehrenlegion, in vier Klassen, 1831 begründet, aber jetzt nicht mehr verliehen; 2) Medschidieh, fünf Klassen, 1852 gegründet; 3) Osmanieh, der jüngste und vornehmste der drei Orden. Vgl. Hammer-Purgstall, «Des Osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung» (2 Bde., Wien 1815); Muradgea d'Ohsson, «Tableau général de l'Empire Ottoman» (7 Bde., Par. 1788—1824); Boué, «La Turquie d'Europe» (4 Bde., Par. 1840); Ubicini, «Lettres sur la Turquie» (2 Bde., 2. Aufl., Par. 1853); Michelsan, «The Ottoman Empire» (Lond. 1854); Tschihatscheff, «Lettres sur la Turquie» (Brüss. 1859); Lejean, «Ethnographie der europ. Türkei» (Gotha 1862); Mackenzie und Irby, «The Turks, the Greeks and the Slawes» (Lond. 1867).

Geschichte. Der Ursprung der Osmanenherrschaft verliert sich in dem geschichtlichen Dunkel des Seldschukidenreichs von Kleinasien. Ein namenloses Dynastengeschlecht herrschte unter der Hoheit des Sultanats von Iconium in Nordphrygien und Bithynien, gelangte durch den Verfall dieses Reichs zur Unabhängigkeit und wußte seitdem die Vortheile, welche die Grenznachbarschaft des immer ohnmächtiger werdenden oström. Kaiserthums bot, trefflich auszunutzen. Osman, der Sohn Ertogrul's, gab seinem Stamme den Namen und die erste polit. Bedeutung. Nachdem er sein Gebiet beträchtlich erweitert, legte er sich 1300 den Sultantitel bei. Doch überstrahlte ihn weit an Ruhm und Tüchtigkeit sein Sohn Orchan, welcher in der reichen und

mächtigen Stadt Brussa (Prusias) am bithynischen Olymp (1326) eine des aufblühenden Staats würdige Residenz gewann, seine Grenzen über Nicäa und Nikomedien bis an das Marmarameer und an den Hellespont ausdehnte und sich nunmehr auch Chakan und Padischah (Kaiser) nennen ließ. Unter ihm kamen die wilden Reiterhorden, deren kriegerischem Ungestüm der Staat seine Erfolge verdankte, mit der röm.-griech. Civilisation in eine Berührung, die auf Sitte und Einrichtungen nicht ohne Einfluß blieb: Orchan gab seiner Kriegsmacht eine sorgfältigere Regelung. Er schuf die Reiterei der Spahis und legte den Grund zu dem Janitscharencorps, einer stehenden Infanterietruppe, welche unter seinem Sohne Murad I. weiter ausgebildet wurde und jahrhundertelang der Schrecken der Feinde des türk. Reichs geblieben ist. Die Erbfolge in einer mit dem Nimbus der religiösen Weihe umgebenen, unantastbaren Dynastie hatte die Türkei vor den orient. Herrschaften, das stehende Heer mit der sich darankniipfenden und es ergänzenden militärischen Organisation des ganzen Stammes auch vor den europ. Reichen jener Zeit voraus, und es ist demnach erklärlich, daß eine Reihe hochbegabter Fürsten den an so vortheilhafter Stelle gelegten Keim mit wunderbarer Schnelligkeit zu entwickeln wußte. Murad I. eroberte Thrazien, verlegte seine Residenz 1362 nach Adrianopel und beschränkte die Herrschaft der byzant. Kaiser auf Konstantinopel und dessen nächste Umgebungen. Im Osten wie im Westen hatten inzwischen mohammed. wie christl. Grenznachbarn die Gefahr erkannt, die ihnen von dem so kräftig aufstrebenden Staate drohte, und sich zu Gegenmaßregeln aufgerafft. Während der Fürst von Karamanien in die asman. Provinzen Kleinasiens einfiel, verbündeten sich wider Murad in Europa die Serben, die Bosnier, Albanesen, Walachen und Ungarn und sammelten ein Heer, das sie gegen ihn aussendeten. Der Sultan aber schlug sie und nöthigte das Haupt der Coalition, den Großfürsten von Serbien, ihm Hülfstruppen zu stellen, welche ihm die orient. Nebenbuhler in dem Stammlande seiner Macht (1386, Schlacht von Icanium) demüthigen halfen. Mittlerweile hatten sich die Slawen und Rumänen der Donauländer wieder aufgerafft und ein neues Heer aufgestellt. Murad wandte sich gegen sie, eroberte 1389 Bulgarien mit dessen Hauptstadt Nikopolis und lieferte sodann den Serben die entscheidende Schlacht auf dem Amselfelde, welche freilich dem Sieger das Leben kostete, aber den polit. Aufschwung des Staats gewaltig förderte. Murad's Sohn, Bajazid I., mit dem Beinamen Ilyldrym, der Wetterstrahl, nahm nunmehr Serbien und die Walachei in Tributpflicht und verfolgte dann weiter den Plan seines Hauses, durch die Eroberung Konstantinopels ganz an die Stelle der östl. Kaiser zu treten. Dieser Plan war jedoch zur Ausführung noch nicht reif, und nach fünfjähriger Cernirung der festen Stadt zog der Sultan ab, nachdem sich der Kaiser zu einer Tributzahlung und zur Anerkennung und Duldung des Islam bequemt hatte. Eine neue Coalition der christl. Mächte unter König Sigismund von Ungarn, dessen Südprovinzen bereits von türk. Streifzügen heimgesucht wurden, rief den Sultan wieder in den Norden. Er traf die christl. Armee bei Nikopolis (1396) und brachte dieser eine furchtbare Niederlage bei, die ihm gestattete, ungefährdet seine Streifzüge südwärts bis in den Peloponnes auszudehnen, während seine Feldherren im Osten das ganze cis-euphratische Anatolien überschwemmten. Nun aber erfolgte ein Rückschlag, indem Timur-Lenk mit seinen Mongolen von Armenien aus in das türk. Gebiet einbrach. Bajazid stellte sich diesem bei Angora (1402) entgegen, wurde aber aufs Haupt geschlagen und gerieth in Kriegsgefangenschaft, aus der er nicht mehr in seine Staaten zurückkehrte. Der Zwist seiner Söhne, deren drei, Suleiman I., Musa und Mohammed I., sich in die Erbfolge theilten, hatte eine weitere Schwächung des Reichs zur Folge, bis dann 1413 der jüngste derselben, Mohammed, die Einheit der Regierung und die innere Ordnung wiederherstellte. Die Mangalenherrschaft war wie ein Gewittersturm rasch vorübergegangen, und Mohammed's Sohn, Murad II., konnte ganz wieder in die Fußstapfen seiner ruhmvollen Ahnen treten. Seine, mit Einschluß zweimaliger Thronentsagung, 30jährige Regierung (1421—51) war reich an bemerkenswerthen Ereignissen. Er legte dem griech. Kaiser von neuem Zinspflicht auf, eroberte Thessalonich, die Hauptstadt Macedoniens, stritt wiederholt gegen die Ungarn und schlug diese nebst den ihnen verbündeten Polen unter deren Könige Ladislaus bei Varna. Doch leistete ihm der muthige Hunyad, Fürst von Siebenbürgen, erfolgreichen Widerstand, und seine Bemühungen, Albanien zu unterwerfen, scheiterten an der unerschütterlichen Festigkeit Skanderbeg's. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed II., mit Recht der Eroberer genannt, vollendete die Vernichtung des oström. Reichs, indem er 29. Mai 1453 Konstantinopel, 1456 Morea, 1460 Trapezunt und wenige Jahre später Epirus, Albanien und Bosnien eroberte. Der Tatarenkhan der Krim mußte ihn als Oberherrn anerkennen. Großartige Entwürfe zeigten ihm schon den ganzen europ. Occident zu seinen Füßen, als er auf einem Zuge in Kleinasien 1481 starb. Mit ihm schien die Türkenmacht ihren Höhepunkt

erreicht zu haben. Die 31jährige Regierung seines Sohnes Bajazid II. verlief fast thatenlos, und schon offenbarten sich Zerwürfnisse im Herrscherhause, denen Bajazid's Sohn und Nachfolger, Selim I., seine gewaltsame Erhebung auf den Thron verdankte. Aber unter diesem Selim und noch mehr unter dessen Sohne Soliman II. änderte sich die Lage. Selim bekämpfte mit Glück die Perser, denen er die armen. Plateauländer bis an den Tigris abnahm, und besiegte sodann den letzten Mamlukensultan, worauf dessen ganzes Gebiet, Syrien, die heil. Städte Mekka und Medina und das reiche Aegypten, ihm botmäßig wurde. Er hinterließ 1519 seinem Sohne, dem gewaltigsten aller Beherrscher der Osmanen, ein Reich, welches den Glanz des östl. Kaiserthums mit der Würde der Khalifen vereinigte. Soliman II. (gest. 1566) war während einer langen Regierungszeit der unbedingte Mittelpunkt einer nie ermüdenden, von den großartigsten Erfolgen begleiteten Thätigkeit im Kriege wie im Frieden. Nachdem er sich gleich im Anfange seiner Regierung durch Beilegung der Streitigkeiten mit Persien und Niederwerfung eines Aufstandes in den neuerworbenen Ostprovinzen freie Hand verschafft, eröffnete er sich (1521) durch die Eroberung der Grenzfestung Belgrad den Weg in das Innere von Ungarn, welches Land der Hauptgegenstand seines ehrgeizigen Strebens blieb, sodaß man seine ganze Laufbahn einen nur zeitweise durch andere Unternehmungen und Waffenstillstand unterbrochenen Krieg mit Ungarn und Oesterreich nennen kann. 1526 eroberte Soliman Peterwardein, vernichtete das ungar. Heer in der blutigen Schlacht bei Mohacs und nahm dann die Hauptstadt des Landes, Ofen, ein, welche er freilich noch nicht behauptete, indem Aufstände im Osten des Reichs den Sultan abberiefen. 1529 setzte er das begonnene Werk mit noch größerm Nachdruck fort. Ofen wurde abermals erobert, Ungarn bis auf die Nordcomitate unterworfen und zu einem Vasallenkönigreich unter dem siebenbürg. Fürsten Johann Zapolya gemacht. Durch die Einnahme Wiens gedachte Soliman den Widerstand des deutschen Kaisers dauernd zu brechen und sich den Weg in den Westen Europas zu bahnen. Hier aber versagte ihm sein Kriegsglück, und nach ungeheuern Verlusten sah er sich zum Aufgeben der Belagerung und zum Rückzug genöthigt. Ein neuer Feldzug, den er sofort vorbereitete, sollte den Misserfolg wieder gut machen. Er fiel 1532 in Steiermark ein, das er grausam verheerte; doch gelang es ihm diesmal nicht, bis nach Wien vorzudringen. In dem 1533 abgeschlossenen Frieden mußte er sich mit dem eroberten Theile Ungarns begnügen, den er nach einem weitern Feldzuge 1541 vollständig dem türk. Reiche einverleibte. Nicht minder vortheilhaft waren seine sonstigen Unternehmungen. 1522 entriß er nach langer Belagerung den Johanniterrittern das heldenmüthig vertheidigte Rhodus, und von den Persern gewann er in einem wechselvollen Kriege die reiche Stadt Tabris, Van, Mossul und die Lehnsherrlichkeit von Georgien. Eine besondere Sorgfalt wandte er auch auf die Kriegsmarine. Seine Admirale Hair-ed-din und Horuk, die größten Seehelden ihrer Zeit, erwarben ihm die Oberherrlichkeit über die Barbareskenstaaten und eroberten mehrere Seefestungen der Venetianer im Archipel. Die Raubzüge türk. Flotten verbreiteten Schrecken an allen Küsten des Mittelmeeres bis nach Spanien, nicht minder ostwärts im Indischen Ocean. Nur Korfu und Malta, jenes von den Venetianern, dieses von den Johanniterrittern vertheidigt, widerstanden siegreich den gegen sie gerichteten Angriffen. Soliman starb 1566 in Ungarn, wohin der rastlose Mann, schon alt und kränklich, noch eine Expedition unternommen hatte, vor Szigeth, welche tapfer vertheidigte Feste erst nach seinem Tode genommen wurde.

Soliman's Regierung bezeichnet neben der höchsten Blüte den Wendepunkt in der osman. Geschichte. Ein Staat wie die Türkei, der, auf das Princip der Eroberung begründet, von Anfang an auf die Assimilirung der unterworfenen Völker verzichtet und nach seinen Institutionen verzichten muß, trägt, indem er zu seinem Gedeihen eine ununterbrochene Reihe kriegstüchtiger und staatsmännischer Herrscher voraussetzt, den Keim des Verderbens in sich. Trotz seiner ungeheuern Erfolge beschleunigte Soliman den Verfall des Reichs, indem er, einseitig auf die Erhaltung der Reichseinheit bedacht, seinen Nachfolgern die Mittel zur erforderlichen Ausbildung entzog. Bis auf seine Zeit hatten die Sultane sich ihrer Söhne als Statthalter und Heerführer bedient, ein Gebrauch, der sich hinsichtlich der Ausbildung trefflich bewährt hatte, aber auch zugleich den ehrgeizigen Gelüsten der Prinzen und den Familienintriguen Vorschub leistete und daher nicht ohne Gefahr war. Mistrauen, Meuterei, Krieg und Mord zwischen den nächsten Blutsverwandten war schon vor Soliman in der Familie Osman's gewöhnlich gewesen, und ihm selbst wurden die Zwistigkeiten seiner Söhne untereinander und mit ihm zu schwerem Leiden. Um dem Uebel zu begegnen, führte er das noch jetzt bestehende Hausgesetz ein, wonach alle nichtregierenden Prinzen in einer Art von Gefangenschaft, von jedem Verkehr mit der Welt unbedingt abgeschlossen, im Serail gehalten und also der Möglichkeit des Conspirirens materiell

entzogen werden. Daß auch Volksaufstände zu Gunsten eines persönlich unbekannten Prinzen stattfanden, bei denen derselbe lediglich mit seinem Namen betheiligt war, konnte jene Maßregel natürlich nicht verhindern. Vielmehr beförderte die Abschließung, indem sie auch die persönliche Tüchtigkeit der Sultane herabdrückte, einerseits den meuterischen Sinn und andererseits den schauderhaftesten Verwandtenmord, durch den allein der grausame und feige regierende Wollüstling sich auf dem Throne halten zu können vermeinte. Obschon Soliman's Nachfolger nur wenig ihren ruhmvollen Vorfahren glichen, zeigte sich doch das Reich an Organisation und Material noch lange den Nachbarstaaten überlegen, und diese Organisation erweckte wiederum bei manchem der Sultane den kriegerischen Sinn. Den staatsmännischen Sinn indessen, der auch den Kriegsmuth höhern Zwecken dienstbar macht, besaß keiner mehr, und die große Mehrzahl der Herrscher versank in Erschlaffung und Entartung. Schon Soliman's Sohn Selim II. war ein energieloser Schlemmer, der zwar den Venetianern Cypern entriß, aber auch die erste große Niederlage erlitt, welche den Ruf der Unbesieglichkeit der türk. Waffen erschütterte. Es geschah dies in der großen Seeschlacht von Lepanto 7. Oct. 1571, wo Don Juan d'Austria die vereinigten Flotten der christl. Mächte des Mittelmeeres befehligte. Der durch eine Coalition gewonnene Sieg konnte diplomatisch nur wenig ausgenutzt werden, und unter einem bedeutenden Herrscher, wie die frühern waren, würde die Türkei sich rasch von dem Schlage erholt haben. Allein Selim's Indolenz erschien als der Vorbote des innern Zerfalls. Da war nichts mehr von der erstaunlichen Elasticität, die sonst immer neue Heere aufgebracht hatte, und im Osten und Westen regten sich die von Soliman's Siegen betäubten Reichsfeinde zu neuer Angriffsthätigkeit. Unter diesen Umständen starb Selim II. 1574 und hinterließ das Reich seinem Sohne Murad III., welcher 21 J. regierte und durch seine Veziere wider die Oesterreicher und die Perser blutige, aber resultatlose Kriege führte. Ihm folgte sein Sohn, Mohammed III. (1595—1603), ein roher Barbar, der seine Regierungsthätigkeit mit der Hinrichtung von 19 Brüdern begann. Ein Aufstand der durch die Fortschritte der Oesterreicher an der Donau in Schrecken gesetzten Bevölkerung der Hauptstadt und der Janitscharen zwang ihn, 1596 sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen und nach Ungarn zu rücken, woselbst er Erlau eroberte und der österr. Armee unter Erzherzog Maximilian eine Niederlage beibrachte. Doch fühlte er, daß die beiderseitigen Machtverhältnisse seit Soliman's Zeiten andere geworden, und daß ihm nicht mehr eine gewonnene Schlacht ganze Länderstrecken zu Füßen lege. Er bemühte sich daher, durch Frankreichs Vermittelung Frieden zu schließen, den jedoch Kaiser Rudolf versagte, sodaß der Krieg ohne Erfolge fortdauerte. Inzwischen waren im Osten die Verhältnisse immer schwieriger geworden. Die Perser brachen in das türk. Gebiet ein, schlugen die großherrlichen Veziere und eroberten Tabris und Bagdad. Mohammed war der erste der Sultane, der das Reich um wichtige Provinzen verkleinert zurückließ. Er starb, ein abgestumpfter Greis von nur 33 J., als Opfer der Staatsordnung Soliman's, die das erschöpfende Haremsleben zum einzigen Mittelpunkte der bildung- und interesselosen Fürsten machte und ihnen nicht vergönnte, ihre Kinder auch nur körperlich zur männlichen Reife gedeihen zu sehen. Mohammed's Sohn und Nachfolger, Achmed I., bestieg den Thron 15 J. alt und starb 28 J. alt. Seine Regierung ist nur merkwürdig durch die praktische Fortbildung der so charakteristischen Staatsmaxime, welche den Sultanen Gut und Blut ihrer Beamten zur rücksichtslosesten Verfügung stellte, sowie durch einen unvortheilhaften Frieden mit Kaiser Rudolf II. 11. Nov. 1606. Achmed hinterließ einen blödsinnigen Bruder, Mustapha I., der, kaum auf den Thron gehoben, wieder abgesetzt wurde, und mehrere unmündige Söhne, deren ältester, Osman als der zweite des Namens, nur 12 J. alt, anfangs unter der Leitung des Divan, nach zwei Jahren aber selbständig die Regierung ergriff. Ein mit knabenhaftem Vorwitz unternommener und schimpflich zurückgewiesener Einfall in Podolien zog diesem Sultan den Haß der schon damals übermächtigen Janitscharen zu. Derselbe wollte sich durch einen Staatsstreich der Truppe entledigen, wurde aber abgesetzt und, der erste seines geheiligten Stammes, von seinen Untergebenen ermordet, nachdem er vier Jahre (1617—22) regiert hatte. Nach einem abermaligen vergeblichen Versuche, die Leitung des Staats in die Hände des blödsinnigen Mustapha zu legen, folgte Osman's zwölfjähriger Bruder, Murad IV., anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter, aber schon nach drei Jahren selbständig. Grausam, doch energisch, unternahm Murad zwei Feldzüge gegen die Perser, denen er mit großem Blutvergießen Eriwan und Bagdad abnahm. Rohe Sinnlichkeit untergrub indessen seine Gesundheit, und er starb kinderlos nur 28 J. alt. Ihm folgte sein schwächlicher Bruder, Ibrahim I. (von 1640—48), welcher ebenfalls von den Janitscharen abgesetzt und hingerichtet wurde.

Unter traurigen Verhältnissen bestieg Ibrohim's siebenjähriger Sohn, Mohammed IV., als ältester Sproß der Familie Osmon's, den Thron seiner Väter. Seine Großmutter Kössemu, die Mutter dreier Sultane, und seine Mutter Tarchon stritten sich um den Houpteinfluß und führten ein schmähliches Eunuchenregiment ein. Im Auslonde war das Ansehen des Staots gesunken. Die Venetianer erschienen (1656) vor den Dordanellen und trugen über die großherrliche Flotte einen glänzenden Sieg (6. Juli) dovon, und in der Hauptstadt konnte die Ruhe nur durch ungeheuere Opfer von den Janitscharen erkouft werden. Um so überroscheuder war es, daß sich unter Mohammed's Regierung, die freilich 39 J. (bis 1687) dauerte, dos Reich noch einmal glänzend wieder aufraffte. Um dies zu verstehen, muß man berücksichtigen, daß noch die Türkei ihren christl. Nochbarn sowol an finanziellen Mitteln wie auch on kriegerischer Organisation überlegen war, und doß diese Ueberlegenheit wieder zur Geltung kom, sobold dem in der Armee gebotenen vortrefflichen Moteriol die entsprechende Führung zutheil wurde. Ein unabweisliches staatliches Bedürfniß hatte neben den Schattenherrschern das Amt der im Frieden wie im Kriege für sie handelnden Großveziere ins Leben gerufen, welches unter Mohammed IV. zur Vollendung gelangte und dem Osmanischen Reiche ouss neue zu einigem Glanze verhalf. Ein 75jähriger Greis, Mohommed-Poscho, ous dem Geschlechte Köprili, welches der Türkei noch mehrere ousgezeichnete Stoatsmänner und Feldherren gab, trat bald nach dem Siege der Venetioner an die Spitze der Regierung, vertrieb die Flotte der mächtigen Republik vom Hellespont, den er neu befestigte, und stellte mit rücksichtsloser Grousamkeit die Ruhe und Ordnung im Innern des Reichs her. Ihm folgte 1661 sein Sohn Achmed, der 15 J. lang die Geschöfte leitete und sich ebenso sehr durch Milde auszeichnete wie sein Vater durch blutdürstige Härte. Eine Invosion der Oesterreicher in Siebenbürgen rief ihn 1662 nach Ungorn, wo ihm zwar Montecuculi bei St.-Gotthard on der Roob (1. Aug. 1664) eine empfindliche Niederloge beibrachte, er aber dennoch mehrere Festungen gewann, von denen Serinwar und Ujwar beim Friedensschlusse im Besitze der Türkei verblieben. Im folgenden Johre ließ der Großvezier Kreto, damols den Venetionern gehörig, angreifen, ein Unternehmen, dos ihn bald persönlich ins Feld rief und ihm viel zu schoffen machte, bis 1669 mit der Uebergabe Candios die ganze Insel unter die Botmäßigkeit der Pforte gerieth. Nachdem durch diesen Erfolg dem Divan das Vertrouen auf seine Ueberlegenheit wiedergekehrt, stellte sich auch sofort dos Gelüst ein, in die Händel der christl. Stooten mit ehrgeizigen Nebenobsichten einzugreifen. Ein Aufstond der Kosacken gegen Polen, dem sie unterhänig woren, veranloßte Köprili, die erstern in seinen Schutz zu nehmen. Es erfolgte ein Krieg, der mehrere Johre dauerte, und in welchem die onfänglich schwer verletzte poln. Waffenehre allerdings durch Johonn Sobiesti energisch wiederhergestellt, dieser König aber dennoch zuletzt genöthigt wurde, durch Abtretung Podoliens und eines Theils der Ukraine an die Türkei den Frieden (27. Oct. 1676) zu erkaufen. Achmed Köprili's früher Tod in demselben Jahre (er war nur 41 J. alt) setzte dem Regierungsglück des schwachen und unfähigen Mohommed IV. ein Ziel. Mochte der Vezier auch als Feldherr wenig geglänzt haben, so hatte er doch dos Reich über ansehnliche Gebiete erweitert und durch eine geschickte innere Politik die Hülfsquellen der Pforte gesteigert. Nur die lockere Aufnohme des Kosackenstaats der Ukroine in den Reichsverband war ein Fehler, der sich bald fühlbar mochen sollte. Noch völliger Unabhängigkeit strebend, warf sich der Hetmon 1667 den Russen in die Arme und wurde so die Ursache zu den Berührungen der Pforte mit dem Zarenreich, welche für erstere so verhängnißvoll geworden sind. Gleich der erste Zusammenstoß wurde das Vorbild aller spätern. Feodor III. schlug die Türken unter Kora-Mustopha, dem hochfahrenden und unfähigen Amtsnachfolger Achmed Köprili's, in drei ouseinonderfolgenden Feldzügen und nöthigte sie durch den Friedensschluß von 1681 zu bedeutenden Abtretungen auf dem linken Dnjestrufer, welche den Russen die Schiffahrt ouf dem Schwarzen Meere eröffneten.

Inzwischen war Ungarn des türk. Drucks allmählich zu großem Theil ledig geworden, dafür aber dem kaum weniger erträglichen, unduldsomen Machiovellismus des Houses Habsburg wieder anheimgefollen, und es erhob sich in dem unglücklichen Londe einer jener periodischen Aufstände, deren die Geschichte so viele verzeichnet. Die Pforte konnte der Versuchung nicht widerstehen, den sog. Unzufriedenen Hülfe zu leisten. Der Sulton ernonnte 1683 deren Führer, Emmerich Tökely, zum Vasollenkönig von Mittelungarn; der franz. Hof begünstigte diese Politik. Noch in demselben Jahre führte Kara-Mustopho eine zohlreiche Armee gegen Wien, dos er einnehmen und zum Mittelpunkte eines neuen islamitischen Weltreichs mochen wollte. Die Stodt ober leistete erfolgreichen Widerstand. Sobiesti führte ein poln.-deutsches Heer zu ihrem Entsotze herbei, und nach beinahe zweimonotlicher Dauer endete die Belogerung mit einer

Niederlage der Invasionsarmee, die, zum Abzuge gezwungen, von dem nacheilenden Sobiesti auf ungar. Boden noch zweimal geschlagen wurde. Während in Verfolgung der gewonnenen Vortheile Sobiesti sich vergeblich bemühte, Podolien, die Südostprovinz seines Reichs, der Pforte wieder zu entreißen, eroberten die der Coalition beigetretenen Venetianer, von den Malteserrittern unterstützt, Morea, griffen Dalmatien an und säuberten die Jonischen Inseln von den eingedrungenen türk. Truppen. Die Oesterreicher aber nahmen unter dem Herzog von Lothringen (1684) Wissegrad, Waizen, dann (1685) Neuhäusel und endlich (2. Sept. 1686) die Landeshauptstadt Ofen ein. Ueber diese Verluste gerieth die türk. Bevölkerung Konstantinopels in die größte Aufregung; Kara-Mustapha hatte schon auf dem Rückzuge von Wien zu Belgrad sein Unglück mit dem Tode bezahlen müssen; jetzt führte sein Nachfolger Soliman-Pascha eine neue Armee über die Drau. Aber in der Ebene von Mohacz, wo einst Sultan Soliman II. siegreich die türk. Herrschaft in Ungarn begründet hatte, wurde ihm von den Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen (12. Aug. 1687) eine Niederlage beigebracht, welche jener Herrschaft nach einer Dauer von anderthalb Jahrhunderten den Todesstoß versetzte. Lippa, Peterwardein, Erlau wurden nacheinander erobert, und sogar Belgrad fiel den Christen in die Hände. Der Verlust Ungarns kostete Mohammed IV. den Thron. Auf Anregung des Mustapha-Köprili, eines Bruders des Achmed, dem die Pforte Candia und Podolien verdankte, wurde er abgesetzt und sein ebenso unfähiger Bruder, Soliman II., zu seinem Nachfolger ernannt. Das Reich war in einem kläglichen Zustande, die Finanzen zerrüttet, die Armee demoralisirt und der Hof in knechtischer Furcht vor den übermüthigen Janitscharen. Der festen Hand Mustapha-Köprili's, der als Großvezier die Regierung übernahm, gelang es aber bald, Zucht und Ordnung wiederherzustellen. Die Erfolge Oesterreichs in Ungarn waren rein militärischer Natur gewesen, und im Herzen hing das Volk noch immer an Tökely, der als türk. Vasallenfürst von Siebenbürgen eine drohende Stellung zu behaupten fortfuhr. Der von ihm 1690 bei Zerneſt erfochtene Sieg beschleunigte die Ausführung eines bereits vom Großvezier vorbereiteten Feldzugs, bei welchem die Kaiserlichen über die Donau und Sau zurückgeworfen wurden und ihre auf dem rechten Ufer dieser Flüsse gemachten Eroberungen, unter anderm Belgrad, Semendria und Widdin, wieder einbüßten. Als aber Mustapha im nächsten Jahre (1691) das Waffenglück weiter verfolgen wollte, erlitt er von den Oesterreichern unter dem Markgrafen von Baden 19. Aug. bei Salankemen eine entscheidende Niederlage, bei welcher er selbst den Tod fand. Kurz vor diesem Unfall war Soliman II. gestorben und hatte seinen Bruder, Achmed II., zum Nachfolger, der selbst nach einer thatenlosen, nur vierjährigen Regierung die Krone auf seinen Neffen (den Sohn Mohammed's IV.), Mustapha II., vererbte. Dieser, ein ehrgeiziger Fürst, stellte sich sofort an die Spitze seiner Armee und brach in Ungarn ein, wo er noch 1695 einige Vortheile errang, während die türk. Flotte die Venetianer schlug und Asow, die Hauptfestung der Tataren an den Küsten des Asowschen Meeres, erfolgreich gegen Peter d. Gr. von Rußland vertheidigt wurde. Aber schon im folgenden Jahre ging dieser Platz durch Uebergabe an den so unermüdlich seine Zwecke verfolgenden Zaren verloren. Auch die Oesterreicher rüsteten sich, für die Schmach des J. 1695 Rache zu nehmen. Als Mustapha II. 1697 wieder in Ungarn erschien, wurde er von dem Prinzen Eugen, der jetzt die Truppen des Kaisers befehligte, 11. Sept. bei Zenta an der Theiß so nachdrücklich geschlagen, daß er mit Zurücklassung sogar eines Theils seines Harems flüchtigen Fußes die Donau wiedergewinnen mußte. Die Folge dieses Sieges war der Congreß von Carlowitz, der von Oesterreich, Rußland, der Pforte, Polen, endlich (als Vermittler) von England und Holland beschickt wurde, und welcher nach langen Berathungen im Jan. 1699 den Frieden zwischen der Türkei und ihren Nachbarländern feststellte. Derselbe war höchst ungünstig. Siebenbürgen und Ungarn, mit Ausnahme der Stadt Temesvar, wurde vom Sultan dem deutschen Kaiser abgetreten; Rußland erhielt Asow und sein Gebiet, Venedig die Halbinsel Morea und den größten Theil von Dalmatien; Polen wurde mit der Ukraine und Podolien entschädigt. Emmerich Tökely wurde nach Nikomedien internirt, wo er wenige Jahre später vergessen starb.

Seit Mohammed's IV. Zeiten hatten, ein halbes Jahrhundert lang, die Sultane in Adrianopel residirt, woselbst sie sich der Janitscharenaufstände leichter erwehren zu können meinten. Die herrschsüchtige Truppe, längst mit dieser Einrichtung unzufrieden, benutzte 1703 die über den Frieden von Carlowitz und die Misregierung des Sultans bestehende Unzufriedenheit, denselben seiner Würde zu entsetzen und seinen Bruder und Nachfolger, Achmed III., nach Konstantinopel zurückzuführen. Dieser Sultan, unter welchem König Karl XII. von Schweden, bei Pultawa geschlagen, als Flüchtling auf türk. Boden erschien, machte bedeutende und nicht ganz erfolglose Anstrengungen, das militärische Uebergewicht seines Staats wiederherzustellen. Eine

Verletzung des türk. Gebiets durch Peter d. Gr. in der Moldau führte zu der Einschließung dieses Fürsten mit seinem Heere am Pruthflusse von den türk. Truppen unter dem Großvezier Baltadschi-Mohammed (1711), welcher freilich die so glückliche Sachlage nur mangelhaft ausnutzte, doch aber den Zaren seine Befreiung mit der Wiederherausgabe Asows bezahlen ließ. Mehr Ruhm erwarben sich die Türken in Morea, woselbst es den Venetianern gelungen war, sich den Griechen noch mehr als ihre orient. Unterdrücker verhaßt zu machen. Anfang 1715 griff der Sultan die Halbinsel an. Viele Griechen kämpften in den Reihen der Türken, und nach sehr blutigen Gefechten wurde in acht Monaten die Eroberung vollendet. Aber an Korfu, das von Schulenburg meisterhaft vertheidigt wurde, brach sich das türk. Ungestüm; der venet. Feldherr konnte sogar an eine Verfolgung der gegen die Invasionsarmee gewonnenen Vortheile in Albanien denken. Noch unglücklicher waren die Türken in ihren Verhältnissen zu Oesterreich. Der Angriff auf Morea war eine Verletzung des Tractats von Carlowitz gewesen. Oesterreich verlangte Genugthuung, und es kam darüber zu einem abermaligen Kriege, in welchem der Prinz Eugen (1716) bei Peterwardein wiederum einen glänzenden Sieg davontrug. Temesvar, der letzte türk. Besitz auf ungar. Boden, und bald darauf Belgrad fielen infolge dessen den Kaiserlichen in die Hände. Die Pforte sah sich genöthigt (1717), einen Friedensabschluß nachzusuchen, der zu Passarowitz (21. Juni 1718) stattfand, und in welchem sie die genannten Festungen nebst einem Theile Serbiens an Oesterreich abtrat, aber, gegen eine der Republik Venedig in Dalmatien gewährte ungenügende Entschädigung, im Besitze von Morea blieb. Kaum hatte sich die Pforte von diesen Schlägen einigermaßen erholt, als sie darauf bedacht war, die Verluste an der Donau durch Wiederherstellung ihrer alten Grenzen gegen Persien wieder auszugleichen. Eine Thronumwälzung in diesem Reiche sich zu Nutze machend, sandte sie ihre Heere in den Osten, welche nach blutigen Kämpfen Eriwan, Tabris, Hamadan u. s. w. dem Sultan unterwarfen. Aber der meuterischen Soldateska von Konstantinopel hatte der Sultan schon zu lange regiert. Der Janitschar Patrona Galil, ein roher, ehrgeiziger Barbar, erregte einen Aufstand, infolge dessen Achmed III. 1730 abgesetzt und sein Neffe, Mahmud I., auf den Thron gehoben wurde. Die 24jährige Regierung dieses Fürsten, eines der gebildetsten aus seinem den Wissenschaften wenig holden Geschlecht, bildet einen der seltenen Glanzpunkte der spätern türk. Geschichte. Allerdings gingen die pers. Eroberungen bald wieder verloren, um so erfolgreicher aber war die Theilnahme der Pforte an der europ. Politik. Während des letzten pers. Kriegs hatte sich Rußland des Daghestan bemächtigt. Der Sultan erhob Ansprüche auf diese Provinz, welche der Kaiserin Anna einen Vorwand boten, in die Krim einzufallen und Asow wiederzuerobern. Oesterreich, zur Vermittelung angerufen, wandte sich offen auf die Seite Rußlands. Es kam zu einem Kriege, in welchem zwar die Russen Chocim in Bessarabien und Jassy in der Moldau einnahmen, die Oesterreicher aber in den Feldzügen von 1737—39 höchst unglücklich fochten und die Türken eine so imponirende Stellung gewannen, daß die beiden Kaiserhöfe sich zu dem Friedensschlusse von Belgrad (1. Sept. 1739) entschlossen, mittels welches, großentheils durch die Geschicklichkeit der franz. Diplomatie, die Pforte ihre an die Russen verlorenen Grenzfestungen, einschließlich Asows, sowie das süddanubische Gebiet Oesterreichs mit Belgrad zurückerhielt. Weniger glücklich war Mahmud I. in seinen Bestrebungen, die Sitten der Hauptstadt zu reformiren und durch Vermehrung der Vorrechte der Janitscharen die Ruhe im Innern zu befestigen. Doch konnte er bei seinem Tode 1754 auf einen 15jährigen Frieden zurückblicken, den das Reich seiner Weisheit verdankte. Ihm folgte sein Bruder, Osman III., der wieder 1757 auf seinen Vetter, Mustapha III., einen Sohn Achmed's III., den Thron vererbte. Während der ersten Hälfte der 17jährigen Regierung dieses Sultans dauerte der äußere Friede fort, und auch in der innern Politik gelang es, wichtige Erfolge zu erzielen. Schon längst hatte die Schwäche und Schlechtigkeit des Divans die Unabhängigkeitsgelüste der entferntern Provinzen rege gemacht. Die Abgaben gingen nicht ein, und die Bekämpfung der Rebellen verzehrte den Staatsschatz sowie das Leben der Unterthanen. Der kräftige und einsichtsvolle Großvezier Mustapha's, Raghib-Pascha, brachte eine größere Ordnung in der Provinzialverwaltung zu Wege. Derselbe vollendete durch Niederschmettern der Mamlukenbeis die Unterwerfung des noch immer einer großen Selbständigkeit sich erfreuenden Aegypten, stellte das Gleichgewicht in den Finanzen her und wußte die Janitscharen im Zaume zu halten. Dieser unternehmende Staatsmann war sogar auf dem Punkte, durch ein inniges Bündniß mit Preußen die Pforte auch für die Zukunft gegen die Unternehmungen Oesterreichs, seither ihres vornehmsten Feindes, sicherzustellen, als ihn der Tod (1763) abrief. Freilich war dem Reiche bereits ein stärkerer Widersacher in Rußland erstanden, welches nunmehr in immer furchtbarerer Weise in den Vordergrund trat.

Die Intriguen und Gewaltmaßregeln, durch welche die Kaiserin Katharina seit dem 1764 erfolgten Tode des poln. Königs August III. die Wahl des ihr ergebenen Stanislaus Poniatowski durchzusetzen und damit dieses Nachbarreich der Türkei von ihrem Willen abhängig zu machen bemüht war, erfüllte den Divan mit Besorgnissen. Derselbe suchte sich durch Bündnisse mit andern Mächten gegen diesen Machtzuwachs Rußlands sicherzustellen, fand aber nur bei Frankreich Zustimmung, dessen Einfluß ebenso wenig der russ. Politik in Polen Einhalt gebieten konnte. Aufstände der Montenegriner und der Walachen, welche Rußland angestiftet haben sollte, reizten den Zorn der Pforte, und die Gegner Poniatowski's in Polen selbst, die sog. Conföderirten, sprachen sie um Hülfe an. So entschloß sie sich denn zum Kriege gegen Rußland. Im Frühjahr 1769 zog eine zahlreiche Armee unter dem Großvezier Mohammed-Emin durch die Moldau gegen die russ. Grenze, nachdem schon vorher der Tatarenfürst Krimgerai mit seinen Horden Verheerung und Schrecken in das russ. Gebiet am Dnjepr und Dnjestr getragen. Aber dieser durch seine Verwegenheit gefährliche Barbar starb, bevor er sich den türk. Kriegszwecken nützlich machen konnte. Mohammed-Emin zeigte sich so unfähig, daß der Sultan ihm in Ali-Pascha einen Nachfolger gab, welcher letztere nach einem vergeblichen Versuche, den Uebergang über den Dnjestr zu erzwingen, den Rückzug antreten mußte. Nun aber ergriffen die Russen unter Romanzow und Galizyn die Offensive. Die wichtigen Plätze Choeim, Jassy, Bukarest u. s. w. wurden genommen und einer neuen, im folgenden Jahre (1770) von Chalil-Pascha über die Donau geführten Armee bei Slatina eine Niederlage beigebracht. Die moldau-walach. Bojaren mußten der Kaiserin Katharina den Treueid leisten. Besonders erschreckte den Divan das nicht für möglich gehaltene Erscheinen einer russ. Flotte im Archipel. Die gesammte Seemacht der Türkei wurde gegen dieselbe ausgesandt, und es kam zu einer Schlacht auf der Rhede von Tschesme (16. Juli), in der die türk. Flotte in Flammen aufging. Während Alexis Orlow, der Sieger von Tschesme, die Dardanellen versperrte und die Moreoten zur Freiheit aufrief, schlug Romanzow die Türken bei Kartal in der Moldau, entriß ihnen Braila an der Donau und machte sich allmählich zum Herrn des linken Ufers dieses Stromes. Noch schlimmer erging es den Türken in dem Feldzuge des J. 1771. Einen Versuch, von Giurgewo aus in die Walachei vorzudringen, vereitelte der russ. General Weißmann durch einen glänzenden Sieg. Fürst Dolgoruki aber rückte mit 90000 Mann in die Krim ein, eroberte dieselbe und zwang den Tataren-Khan Selim-Gerai zur Flucht nach der Türkei. Bei Tultscha gingen die Russen sogar auf das rechte Ufer der Donau über und behaupteten sich in einem blutigen Gefecht. Mohammed Muchsinsade, nunmehr vom Sultan als Großvezier an die Spitze des zusammengeschmolzenen und demoralisirten Heeres gestellt, sah ein, daß er die Vertheidigungslinie der Donau aufgeben müsse. Dagegen hoffte er, die Balkanlinie, in deren Centralpunkt, der starken Feste Schumla, er sein Hauptquartier aufschlug, noch behaupten zu können. Rußland begriff jedoch, daß es nach solcher Bethätigung seiner militärischen Ueberlegenheit durch diplomatische Verhandlungen mehr als durch Fortsetzung des Kriegs gewinnen könnte und ging auf die ihm gemachten Friedensanträge ein. Nachdem die Kaiserin Katharina im Juni 1771 den Türken einen Waffenstillstand bewilligt, verbat sich Rußland, durch den Verlauf früherer Conferenzen derart belehrt, bei den nunmehr folgenden Friedensverhandlungen jedes Eingreifen der nichtbetheiligten Mächte. Die Zarin hoffte damit auf die unbedingte Nachgiebigkeit der Türkei zählen zu können; aber die vorgelegten Präliminarien waren so hart, daß sich die in Fokschan und Bukarest zusammengetretenen Conferenzen Ende 1772 wieder auflösten und der Krieg von neuem begann. Ein anfänglicher Sieg der Türken bei Rustschuk an der Donau erhöhte deren Zuversicht. Doch nur zu bald bewiesen ihnen die von den Russen bei Bazardschik, Karassu und Kainardschi beigebrachten Schlappen, daß sie in offener Feldschlacht dem Gegner nicht gewachsen waren. Silistria fiel durch Ueberrumpelung; nur Varna und Schumla widerstanden noch und hielten den Siegeslauf Romanzow's auf. Das türk. Reich schien der völligen Auflösung entgegenzugehen. In Acca hatte ein Beduinen-Scheikh, Daher, einen unabhängigen Staat gestiftet; in Aegypten war von Ali-Bei das Mamlukenregiment in alter Selbständigkeit wiederhergestellt worden. Beide verbündet, führten Krieg gegen die großherrlichen Paschas von Damaskus und Saida und wurden von Orlow unterstützt. Während dieser Bedrängniß starb Mustapha III. gegen Ende 1773 und hinterließ den erschütterten Thron seinem Bruder Abd-ul-Hamid, einem in der Haremhaft fast schon ergrauten, an Geist und Leib schwächlichen Prinzen. Der Krieg dauerte indessen ohne entscheidende Schläge fort. Die Russen vermochten Varna nicht zu nehmen, aber sie machten an der Donau Fortschritte, und erst als durch Romanzow's überlegene Strategie der Großvezier mit den Resten der Armee sich von völliger Vernichtung bedroht sah,

beschloß die Pforte, einen Frieden um jeden Preis aus den Händen der Kaiserin anzunehmen. Dieser Frieden, bei dem Rußland im allgemeinen das früher aufgestellte Programm festhielt, war, wie sich erwarten ließ, für die Türkei in hohem Grade unvortheilhaft. Doch machte auch Rußland bedeutende Zugeständnisse, welche wol weniger seiner Großmuth als der Ueberzeugung entsprangen, daß es selbst den Krieg, nach fünfjähriger Dauer, nur schwer würde fortsetzen können, wenn denselben die durch harte Bedingungen aufs Aeußerste gebrachten Türken wieder aufnähmen. Die Verhandlungen wurden in dem Flecken Kutschuk-Kainardschi in der Nähe von Silistria, schon bekannt durch eine Niederlage der Türken, geführt und gelangten (21. Juli 1774) rasch zum Abschlusse. Rußland gab seine wichtigsten Eroberungen, das süddanubische Gebiet, die Moldau und die Walachei, an die Pforte wieder heraus, sich nur ein gewisses Schutzrecht in den letztgenannten Fürstenthümern vorbehaltend. Desgleichen entsagte es der Herrschaft über die schon gleichsam dem Reiche einverleibten Tatarenvölkerschaften der Krim, Bessarabiens und Nordkaukasiens, nöthigte aber die Pforte, auch ihrerseits auf das Lehnsverhältniß, in welchem diese Stämme zu ihr standen, zu verzichten, sodaß dieselben in Zukunft völlige Unabhängigkeit genießen sollten. Dagegen behielt sich Rußland den Besitz sehr wichtiger Plätze im Tatarenlande, Asow, Taganrog, Jenikale, Kertsch u. s. w. vor, ließ sich das Recht der freien Schiffahrt in den türk. Meeren und Meerengen zugestehen und durch einen geheimen Artikel die Zahlung einer Kriegsentschädigung von 11 Mill. Rubeln zusichern. Das Schutzrecht über die orthodoxe Kirche in der Türkei und deren Bekenner wurde erst später fälschlich in den Vertrag hineininterpretirt. Die betreffende Stelle bezieht sich nur auf eine in Pera zu erbauende russ. Kirche und die nach Jerusalem pilgernden Unterthanen des Czaren. Polens gedenkt der Vertrag nicht. Die Geschicke dieses Reichs hatten sich vollzogen, und die Türkei, welche, nicht minder eigennützig als die drei mächtigen Nachbarn, sich seiner hatte annehmen wollen, war nicht mehr im Stande, auf die vollendeten Thatsachen zurückzukommen.

Der Friede von Kainardschi, welcher der Pforte so widerwillig getragene Opfer auferlegte, ohne den Ansprüchen Rußlands zu genügen, konnte nicht von Dauer sein. Die Selbständigkeit des Tatarenreichs gab Rußland ein Recht, seine Streitigkeiten mit demselben auszufechten, ohne dadurch der Türkei einen Kriegsgrund zu bieten. Die Kaiserin machte sich dies zu Nutze und sandte 1783 Potemkin mit einer Armee in die Krim, um diese Halbinsel auf immer ihrem Reiche einzuverleiben. Die Pforte ließ sich bewegen, die Besitzergreifung Rußlands durch einen im folgenden Jahre abgeschlossenen Vertrag zu ratificiren. Als aber 1784 durch die Thronentsagung des Königs Heraklius von Georgien das Zarenreich sich über den Kaukasus ausgedehnt hatte und nun auch in Asien ein drohender Grenznachbar geworden war, da lieh diese den zum Kriege anreizenden Gesandten Englands und Preußens ein williges Ohr. Man glaubte in Konstantinopel zu wissen, daß schon 1770 die Zarin dem Kaiser Joseph II. Eröffnungen wegen einer Theilung der Türkei gemacht habe. Der Besuch, den der Kaiser seiner Bundesgenossin während ihres Triumphzuges durch Taurien in Cherson machte, galt der Pforte als ein Beweis, daß sie sich auf Leben und Tod zu rüsten habe. Noch in demselben Jahre erfolgte türkischerseits die Kriegserklärung wider die beiden Kaiserreiche, die als ein Act des Selbstmordes hätte erscheinen können, wenn es nicht bekannt gewesen wäre, daß die Zarin ihre Rüstungen noch nicht vollendet hatte. Im folgenden Jahre fiel Kaiser Joseph in die Moldau ein. Allein die Türken schlugen ihn in mehrern Treffen und folgten seinem Rückzuge bis in das Temesvarer Banat, woraus sie erst in einem neuen Feldzuge von Laudon wieder vertrieben wurden. Auch auf russ. Seite waren die Erfolge nur schwach. Doch wurde 1788 ein türk. Seeangriff auf Kinburn an der Dnjeprmündung siegreich zurückgeschlagen, in Bessarabien Choeim und an der Dnjeprmündung gegen Ende des Jahres Oczakow mit Sturm genommen. Wenige Monate darauf starb Abd-ul-Hamid nach einer Regierung von 16 J. im April 1789. Sein Nachfolger und Neffe, Selim III., ein wohlgesinnter, aber wenig charakterfester Fürst, setzte den Krieg fort und sandte eine Armee über die Donau, welche am Rimnikflusse auf die vereinigte russ.-österr. Armee stieß. Der russ. Feldherr Suworow, dem Rußland schon die Eroberung Oczakows verdankte, griff sofort an und brachte den Türken eine vernichtende Niederlage bei, die dem Kriege eine entscheidende Wendung gab. Bessarabien, die Walachei, Belgrad und Ismail fielen den Alliirten in die Hände. Die Verluste der Türken waren ungeheuer. In Ismail, wie früher in Oczakow, verweigerte die Besatzung sich zu ergeben, worauf Suworow sie nach barbarischem Kriegsrecht über die Klinge springen ließ. Jetzt aber nahm Preußen sich der Pforte an und nöthigte Oesterreich zu dem Frieden von Sziſtowa (4. April 1791), durch welchen es seine sämmtlichen Eroberungen wieder herausgab. Die Zarin führte den Krieg noch eine Weile allein fort, aber, an Mannschaften und Finanzen

erschöpft, ließ auch sie sich durch den Einfluß Preußens und Englands zum Abschlusse eines Friedens bewegen, der 9. Jan. 1792 zu Jassy unterzeichnet wurde und kaum weniger günstig war als derjenige von Sistowa. Auch die Kaiserin gab ihre Eroberungen, mit Ausnahme des ganz von ihrem Gebiet umschlossenen Oczakow, wieder heraus, ließ ihre Kriegsentschädigungs-Forderung fallen und begnügte sich mit einer Bestätigung der frühern Tractate. Ueberhaupt wurde die Pforte seit der gewaltigen Kraftentwickelung Rußlands immer mehr als ein wichtiger, wenn auch negativer Factor der europ. Politik anerkannt. Namentlich widmeten ihr England und Frankreich, der älteste Verbündete des Divan, ein lebhaftes Interesse, aber auch Oesterreich, das, nicht im Stande, gegen Preußens und Rußlands Willen sich selbst mit türk. Gebiet zu bereichern, die Fortschritte des Zarenreichs an der untern Donau fürchtete. Uebrigens erschienen die innern Verhältnisse für den Bestand des Reichs beinahe noch bedrohlicher als die Ländergier äußerer Feinde. Die Finanzen waren zerrüttet, die Janitscharen demoralisirt, der Glaube an die alten Institutionen unter den Staatsmännern erschüttert. In den Provinzen wurde die Zahl der Machthaber immer größer, welche dem Divan den Gehorsam versagten und offen nach Unabhängigkeit strebten. Des Mamluken-Bei Ali und des Scheikh Daher hatte sich die Pforte durch Meuchelmord zu entledigen gewußt, aber an die Stelle des letztern war der noch mächtigere Dschezzar-Pascha getreten, welcher von Akka aus ganz Mittel- und Südsyrien beherrschte. Ebenso gehorchte Bagdad dem Jussuff-Pascha, Westbulgarien dem Paswanoglu und Albanien dem Ali-Pascha. Unter den Rajahnationen wurde der Wunsch nach Befreiung von dem schweren Joche immer mehr rege. Endlich waren die heil. Städte Mekka und Medina von der räuberischen Beduinensekte der Wahabiten erobert worden.

Unter diesen Umständen konnte der 1798 von dem franz. General Bonaparte unternommene Feldzug nach Aegypten seitens der Pforte nur auf geringen Widerstand stoßen. Zögernd erklärte die Pforte auf Englands und Rußlands Andrängen der franz. Regierung den Krieg, beeilte sich aber Frieden zu schließen, nachdem ihr 1801 die Nilprovinz zurückgegeben worden war. Bald gewann sogar die Diplomatie des franz. Machthabers so sehr das Uebergewicht in dem Rathe des Sultans, daß derselbe sich 1806 bewegen ließ, mit Verletzung der Tractate die russ. Sympathien verdächtigen Hospodare der Moldau und Walachei, Murusis und Ypsilanti, abzuberufen. Rußland beantwortete diese Beleidigung durch militärische Occupation der Fürstenthümer. England schloß sich den Protesten Rußlands an und bemühte sich, aber vergeblich, die Pforte durch Drohungen zur Theilnahme an der antifranz. Coalition zu bewegen. 1807 erschien sogar eine brit. Flotte, welche die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwungen hatte, vor Konstantinopel. Aber Haß gegen Rußland und Vertrauen auf den franz. Schutz siegten bei Selim über alle andern Rücksichten. Derselbe erlebte übrigens nicht das Ende der polit. Wirren. Eine mehr mit gutem Willen als mit Weisheit unternommene Militärreform, durch welche die Janitscharen beseitigt und eine neuorganisirte Truppe, die Nizami-Dschedid, an deren Stelle gesetzt werden sollten, hatte ihm den tödlichen Haß der alten privilegirten Miliz zugezogen. Das allgemeine Misbehagen über die unglücklichen Verhältnisse benutzend, erregten die Janitscharen einen Aufstand, das Volk und die Ulema traten hierbei auf ihre Seite, und Sultan Selim wurde (Mai 1807) des Throns entsetzt. Ihm folgte sein Vetter (Abd-ul-Hamid's Sohn) Mustapha IV., welcher sich offen der Reaction in die Arme warf. Aber die Reformidee hatte in der Beamtenschaft bereits Wurzel gefaßt. Der Statthalter von Rustschuk, Mustopha-Beirokdar, nahm die Reform auf und erschien als Rächer Selim's mit einem Heere in Konstantinopel. Er ließ Mustapha IV., der sich durch Ermordung seines Vorgängers zu sichern gesucht hatte, absetzen und hob (Juli 1808) den einzigen noch übrigen osman. Prinzen, Mahmud II., einen andern Sohn Abd-ul-Hamid's, auf den Thron. Als Großvezier führte Mustapha-Beirakdar nunmehr die Regierung für den jungen Fürsten, indem er den Planen Selim's Geltung zu verschaffen suchte. Allein er scheiterte an dem Hasse, den ihm seine grausame Verfolgung des Meutergeistes, seine Verachtung alttürk. Sitte und die Unpopularität seines den Massen unverständlichen Programms zuzog. Der Großvezier erlag einem wenige Monate später ausgebrochenen Aufstande, bei dem auch Mustapha IV. das Leben verlor. Mahmud II., ein einsichtsvoller und energischer Sultan, unter dem sich aber die Fehler der alten Zeiten schrecklich an dem Reiche rächten, mußte sich nunmehr nothgedrungen der Reaction ergeben, die er als verderblich erkannt hatte, und deren Vernichtung er heimlich vorbereitete. Den polit. Traditionen des Divan folgend, söhnte er sich alsbald mit England aus, um gegen Rußland, das noch immer die Donaufürstenthümer besetzt hielt, um so erfolgreicher (1809) operiren zu können. Aber der Krieg war höchst ungenügend vorbereitet, und der serb. Aufstand unter Czerni-Georg lähmte die Bewegungen der türk. Führer.

Die Russen unter Kamenskij, später unter Kutusow drangen über die Donau und nahmen und zerstörten Nikopolis, Silistria und Rustschuk. Obschon sich Schumla hielt, hatten sie doch militärisch in ganz Bulgarien die Oberhand, als 1811 polit. Gründe sie auf das linke Donauufer zurückriefen. Die franz. Invasion in Rußland bot nunmehr eine Gelegenheit der Entgeltung. Allein der übelberathene und durch die bisherigen Miserfolge entmuthigte Mahmud ließ sich bewegen, den von Rußland dringend gewünschten Frieden von Bukarest (28. Mai 1812) abzuschließen, welcher die Pforte gegen Abtretung weniger, nicht bedeutender Plätze am linken Donauufer unterhalb Galacz wieder in den Besitz ihrer sämmtlichen Provinzen brachte, sie aber zu einer den Serben zu ertheilenden Amnestie und milden Behandlung für die Zukunft verpflichtete.

Die Pforte erhielt nun 15 J. äußerer Ruhe, die indeß keine Erholungszeit waren. Sobald Mahmud Rußland anderweitig beschäftigt wußte, beeilte er sich, an den aufständischen Serben blutige Rache zu nehmen und den Czerni-Georg zur Flucht auf österr. Gebiet zu zwingen. Doch damit war die Wiederherstellung der türk. Herrschaft noch nicht erreicht, indem sich das serb. Volk von neuem unter Milosch Obrenowitsch erhob, dem es gelang, durch seine Siege die Anerkennung der administrativen Selbständigkeit seiner Nation bei der Pforte durchzusetzen. Der Kampf wider die Serben gehörte zu einem Systeme von Mahmud's Regierungsthätigkeit, welches darauf ausging, die ungesetzlichen, wenn auch zum Theil schon durch ihre Dauer geheiligten Sonderherrschaften in der Türkei zu vernichten und den Sultan wieder zum Herrn im Lande zu machen. Diese Bestrebung war in den meisten Fällen glücklich. In Kleinasien wurden die Kara-Osman-Ogln und die Tschagan-Ogln, in Europa der blutdürstige Ali-Pascha von Janina und einigermaßen auch in Syrien Abdallah-Pascha zur Unterwerfung gezwungen. Die Kämpfe in Epirus aber zogen in ihrem Gefolge (1821) die griech. Freiheitskriege nach sich, deren Verlauf für die Türken so verderblich war, daß Mahmud nach mehrern vergeblichen Feldzügen den gefährlichsten und verhaßtesten seiner Vasallen, Mehemed-Ali-Pascha von Aegypten, zu Hülfe rufen und damit die staatliche Selbständigkeit desselben anerkennen mußte. Die sich jenem System anreihende, mit langsamer Consequenz vorbereitete und mit rücksichtslosester Grausamkeit ausgeführte Ausrottung der Janitscharen (16. Juni 1826) verschaffte dem Sultan endlich in Beziehung auf die erstrebte Reorganisation des Kriegswesens freie Hand. Doch war es ihm nicht beschieden, mit der von ihm nach europ. Muster geschaffenen regulären Armee bessere Erfolge zu erzielen als mit den alten Milizen. Schon der griech. Aufstand, als dessen moralischen Urheber die Pforte Rußland betrachtete, hatte die Verhältnisse zwischen beiden Nachbarreichen schwierig gemacht. Der russ. Gesandte Stroganow war bei einem Tumulte in Konstantinopel beleidigt worden, und die Pforte hatte sich geweigert, die verlangte Genugthuung zu leisten. Gleichwol konnte sich Kaiser Alexander I. nicht zu ernsthaften Maßregeln gegen den Sultan entschließen. Anders wurden die Verhältnisse, nachdem Nikolaus I. den russ. Thron bestiegen. Mit Benutzung des infolge der Janitscharenmetzelei für die Pforte eingetretenen Zustandes der Wehrlosigkeit nöthigte Rußland den Sultan im Oct. 1826, den Tractat von Akjerman abzuschließen, welcher die staatsrechtlichen Verhältnisse Serbiens, der Moldau und der Walachei nach den Bestimmungen Rußlands regelte, diesem selbst die sämmtlichen Küstenforts in Tscherkessien, Abchasien und Mingrelien zusprach und mehrere ähnliche Bestimmungen traf. Mit dieser Demüthigung des alten Gegners noch nicht zufrieden, wußte das russ. Cabinet, nachdem die Türkei über die griech. Frage mit England und Frankreich in Mißhelligkeiten gerathen und bei Navarin ihre Seemacht verloren, einen Krieg herbeizuführen, welcher zwei Jahre (1828—29) dauerte, und in dessen zweitem Feldzuge der russ. Feldherr Graf Diebitsch über den Balkan und Adrianopel bis in die Nähe der Hauptstadt des erschöpften und keiner Gegenwehr mehr fähigen Reichs vordrang.

In dem Friedensschlusse von Adrianopel, welcher (14. Sept. 1829) diesen Krieg beendete, mußte die Pforte sich dazu verstehen, ihre gegen die Botschafter der Westmächte bereits ausgesprochene Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands zu einem Punkte ihrer internationalen Verpflichtung gegen das orthodoxe Rußland zu machen. Ferner mußte die Pforte die Schleifung der Festungen versprechen, welche sie noch auf dem linken Donauufer besaß, und eine neue russ. Regelung der serb. und moldau-walach. Verhältnisse anzunehmen. Endlich verpflichtete sie sich zu einer Kriegsentschädigung von 10 Mill. Dukaten und zu einer Entschädigung von $1\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten, als Deckung der Forderungen russ. Kaufleute. Diese letztern Bestimmungen fielen ihr in ihrer Lage besonders schwer und erschienen um so drückender, als an ihre Ausführung die Räumung ihres Gebiets von den russ. Occupationstruppen geknüpft war. Ueber seine Ohnmacht gegenüber seinem vornehmsten Feinde belehrt, wandte sich nunmehr

Sultan Mahmud mit doppeltem Eifer wieder der Durchführung ſeines Reorganiſationsplanes zu, um durch Herſtellung der Reichseinheit die Widerſtandskraft des Staats neu zu begründen. Nachdem aber die ſtaatsrechtliche Stellung der chriſtl. Fürſtenthümer an der Donau durch internationalen Schutz unantaſtbar geworden, blieb dem Sultan nur die gefährliche Aufgabe, den mächtigſten ſeiner Vaſallen, Mehemed-Ali von Aegypten, zu der Stellung eines gewöhnlichen Provinzialſtatthalters zurückzuführen. Es war dies um ſo ſchwieriger, als der Vicekönig ſich durch die Niederſchmetterung der Wahabitenherrſchaft in Arabien eine große Popularität bei allen gläubigen Mohammedanern und durch ſeine Theilnahme an den Kämpfen wider die Griechen eine europ. Bedeutſamkeit erworben hatte. An geiſtigen Hülfsmitteln und Organiſation ſeinem Gebieter überlegen, kam Mehemed-Ali dem ihm zugedachten Angriffe zuvor. Er fiel Ende 1831 in Syrien ein, eroberte im Laufe des J. 1832 die ſtarke Feſtung Acca, ſchlug die beiden gegen ihn ausgeſandten Heere bei Homs, Beilan und, im Winterſchnee, bei Konia, drang im Frühjahre 1833 bis Kutahia vor und bedrohte von da Konſtantinopel, das vor ſeinem, mit dem Oberbefehl der Truppen betrauten Sohne ebenſo wehrlos daſtand wie vier Jahre früher vor dem ruſſ. Feldmarſchall Diebitſch. Rußland benutzte die Verlegenheit der Pforte, dem Sultan nebſt militäriſcher Hülfe zum Schutz der Hauptſtadt den Offenſivvertrag von Hunkiar-Iskeleſſi (8. Juli) aufzunöthigen, welcher, indem er den Einfluß des Zaren über Konſtantinopel weg bis in die Dardanellenſtraße führte und das ruſſ. Uebergewicht auf immer zu beſiegeln ſchien, neue Verwickelungen mit den Weſtmächten zur Folge hatte. Durch den unter Frankreichs Vermittelung zu Stande gebrachten Frieden von Kutahia (4. Mai 1833) hatte Mahmud Syrien und Cilicien an Mehemed-Ali abtreten müſſen. Die Wiedergewinnung dieſer Provinzen mittels eines europäiſch-disciplinirten Heeres bildete von da ab das durch Aufſtände in den ſlaw.-albaneſiſchen Provinzen ſowie durch Intriguen europ. Staatskunſt immer wieder hinausgeſchobene Ziel ſeiner Politik. Von den Großmächten gingen England und Oeſterreich allmählich auf die Plane des Sultans ein, weil ihnen dieſe als das einfachſte Mittel erſchienen, der Pforte ihre frühere Widerſtandskraft gegen die ruſſ. Eroberungsſucht zurückzugeben. Frankreich dagegen gedachte dieſen nämlichen Zweck dadurch zu erreichen, daß es die geſammte türk. Reichsmacht in die Hände Mehemed-Ali's als erblichen Major-Domus legte. Rußland aber ſuchte durch Aufrechterhaltung eines auf dem Statusquo baſirten Syſtems des Gleichgewichts und der Eiferſucht die Ohnmacht beider Rivalen zu erhalten. Der Seraskier Mohammed-Reſchid unterwarf mit der neuorganiſirten Armee die unbotmäßigen Provinzen im Norden und Oſten von Mehemed-Ali's neuen ſyriſchen Beſitzungen. Als aber ſein Amtsnachfolger Hafis 1839 dieſes Heer gegen den Feind führte, wurde daſſelbe 23. Juni bei Niſib geſchlagen und vernichtet, während Sultan Mahmud in Konſtantinopel 31. Juli einer tödlichen Krankheit erlag. Die Regierung ſeines Sohnes und Nachfolgers Abdul-Medſchid (ſ. d.), eines gutmüthigen, aber ſchwächlichen Prinzen von 17 J., begann ſo unter den bedenklichſten Verhältniſſen. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung fiel auch die Flotte ab und ging zu Mehemed-Ali über. Der Untergang des Reichs ſchien bevorzuſtehen, als Rußland, welches in einer durch europ. Hülfe reconſtituirten Pfortenregierung ein geringeres Hinderniß für ſeine Politik ſah als in einer franz.-ägypt. Agreſſivmacht, durch Aufgeben des Vertrags von Hunkiar-Iskeleſſi ſich England näherte und damit eine gemeinſame Action von vier Mächten, nämlich außer den genannten noch Preußen und Oeſterreich, zu Gunſten des Sultans möglich machte. Dieſe Quadruppelallianz, deren Beſchlüſſen Frankreich erſt nachträglich beitrat, erzwang von Mehemed-Ali die Rückgabe Syriens, Ciliciens und Candias und regelte die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe des Vicekönigs, welchem Aegypten als erbliches Lehn verblieb, in einer Weiſe, mit der auch die ruſſ. Politik ſich zufrieden geben konnte.

Die Regierung Abdul-Medſchid's war trotz ſeiner perſönlichen Unfähigkeit glücklicher als diejenige ſeines Vaters. Sein vornehmlichſter Miniſter, Reſchid-Paſcha, verfolgte mit Beharrlichkeit und Geſchick den Plan, das Reich Osman's durch innere Reform den Weſtmächten anzunähern und von dem verderblichen Einfluſſe Rußlands frei zu machen. Sein erſter Schritt in dieſer Richtung war die Promulgation 3. Nov. 1839 des Hattiſcherif von Gülhane, einer Staatsacte, welche die Grundſätze und Ziele der nunmehr ins Leben zu rufenden Geſetzgebung in freiſinniger und gerechter Weiſe feſtſtellte, die aber bei der im türk. Volke vorwaltenden Abneigung gegen alle Neuerungen nur langſam praktiſche Bedeutung gewinnen konnte. Eine richtige Einſicht in die europ. Politik vermehrte den Einfluß Englands, und nachdem durch denſelben die Pforte 1847 über Griechenland einen diplomatiſchen Sieg erfochten, gelangte dieſer Einfluß im Divan zu beinahe ausſchließlicher Geltung. Als die revolutionären Stürme des J. 1848 Europa er-

ſchütterten, glaubte die Pforte, Hand in Hand mit den liberalen Mächten, zu denen ſie auch das revolutionäre Ungarn zählte, gegen ihre abſolutiſtiſchen Nachbarn Fronte machen zu können. Sie reizte aber hierdurch nur immer mehr den ruſſ. Haß, dem endlich die von Ludwig Napoleon im J. 1851 angeregte Heiligeſtättenfrage die erwünſchte Gelegenheit zu dem Verſuche bot, durch alle diplomatiſchen und militäriſchen Mittel ſeine überwiegende Stellung im Divan wiederzugewinnen. Der Zar forderte von der Pforte nichts weniger, als daß ihm dieſelbe das Schutzrecht über die 10 Mill. ihrer zur griech. Kirche gehörenden Unterthanen zuſichern ſollte. Nachdem die Verhandlungen der ruſſ. Geſandtſchaft und die des außerordentlichen Botſchafters Fürſten Menſchikow ſich erfolglos erwieſen, ſchritt Rußland trotz des Widerſpruchs von ganz Europa zu einer verhängnißvollen Gewaltmaßregel, indem es in die Donaufürſtenthümer einrückte. Offenbar überſchätzte Kaiſer Nikolaus ſowol den Werth der Sympathien der Rajahvölker für ſeine Sache als auch die Friedensliebe der Mächte und ſeine eigene politiſch-militäriſche Stellung. Die Pforte erklärte infolge der Occupation der Donaufürſtenthümer an Rußland den Krieg, deſſen gleichgültige Zuſchauer die Rajahs blieben. Die Türken fielen in Georgien ein und fochten auch an der Donau, aber ohne großen Erfolg. Frankreich und England verbündeten ſich im Frühjahre 1854 mit der Pforte, während die feindſelige Neutralität Oeſterreichs die militäriſchen Bewegungen der Ruſſen an der Donau hinderte. Der Krieg wurde auf ruſſ. Boden nach der Krim übertragen und im weſentlichen in den Wällen von Sewaſtopol 8. Sept. 1855 ausgefochten. (S. Orientkrieg.) Nach dem Falle dieſer Feſtung zeigte ſich der Nachfolger des inzwiſchen verſtorbenen Zaren Nikolaus, Alexander II., zu den Conceſſionen bereit, welche die verbündeten Mächte zu Gunſten der Erhaltung des türk. Reichs verlangten. Ein Congreß der Mächte trat in Paris zuſammen, um das Friedensinſtrument aufzuſetzen, welches 30. März 1856 als (dritter) Pariſer Frieden unterzeichnet wurde. Eine in Beſſarabien vorzunehmende Grenzberichtigung ſollte danach den untern Lauf der Donau nebſt den Mündungen des Stroms wieder ganz unter türk. Herrſchaft bringen. Rußland entſagte dem ausſchließlichen Protectorat in den Donaufürſtenthümern, welche nunmehr unter die Bürgſchaft der Großmächte traten. Das Schwarze Meer wurde neutraliſirt, d. h. den Handelsſchiffen aller Völker offen und den Kriegsſchiffen verſchloſſen erklärt. Endlich wurde die Pforte in die europ. Völkerfamilie und den Mitgenuß des Staatsrechts der civiliſirten Nationen aufgenommen. Dies letzte Zugeſtändniß war der Pforte infolge des Hatti-Humajum (vom 18. Febr. 1856) gemacht worden, einer Proclamation des Sultans, durch welche dieſer ſich in Zukunft zu einer vollkommen freiſinnigen Verwaltung, zur Anerkennung gleichen Staatsbürgerrechts für alle ſeine Unterthanen, kurz, zur Umwandlung des auf Eroberung, Raſſenunterſchied und Unterdrückung begründeten Gewaltſtaats in einen einheitlichen Rechtsſtaat verpflichtete. Ob eine ſolche Umwandlung überhaupt möglich, iſt ſehr zweifelhaft; jedenfalls blieb der Hatt in ſeinen weſentlichſten Beſtimmungen ein todter Buchſtabe. Im Gegentheil trat bald nach dem Abzuge der engl.-franz. Hülfstruppen der Haß des in ſeinem Stolze beleidigten Türkenthums hervor, deſſen brutale Aeußerungen in den Chriſtenmetzeleien von Damaskus und dem Libanon im Sommer 1860 gipfelten. Gegen den Wortlaut des Pariſer Friedensvertrags fand eine Intervention durch franz. Truppen in Syrien ſtatt, welche indeſſen durch die Schlauheit und Energie des als Pfortencommiſſar nach Beirut geſandten türk. Miniſters Fuad-Paſcha unnöthig gemacht wurde, ſodaß die Franzoſen 1861 wieder abzogen. Der Sultan Abd-ul-Medſchid war inzwiſchen durch ſinnloſe Verſchwendung, durch Trunkſucht und ſchlechte Wirthſchaft ſeiner Weiber dem eigenen Volke verhaßt und verächtlich geworden. Doch verleugnete er ſeinen milden Charakter nicht, als 1859 eine Verſchwörung entdeckt wurde, welche ſeinen Bruder Abd-ul-Aſis auf den Thron zu heben beabſichtigte. Mit dieſer Verſchwörung hatten Aufſtände, die in einigen Provinzen, wie in Bosnien und der Herzegowina, ſtattfanden, nichts zu thun. Das Reich gerieth, anſtatt nach dem günſtigen Friedensſchluſſe neu aufzublühen, in immer größere Schwäche und Verkümmerung. Auch die Moldau-Walachen konnten wagen, gegen den Willen der Pforte und den Pariſer Tractat ſich zu einem einzigen Reiche (23. Dec. 1861) zu vereinigen, welches den Namen Rumänien annahm. Unter dieſen Umſtänden ſtarb Abd-ul-Medſchid 25. Juni 1861 und hinterließ den zerrütteten Staat ſeinem Bruder Abd-ul-Aſis (ſ. d.). Dieſer erregte anfangs gute Hoffnungen und ſuchte namentlich durch Vereinfachung der übertrieben koſtbaren Hofhaltung ſowie auch weiſe Beſchränkung der Verwaltungsausgaben das Gleichgewicht der Finanzen herzuſtellen. Allein, unfähig ſeine guten Vorſätze auszuführen, gerieth auch er allmählich ganz in das erbärmliche Syſtem ſeines Vorgängers hinein. Nach wie vor blieb in der Türkei die Laune des ungebildeten Herrſchers das höchſte Regierungsprincip, als deſſen nothwendige Folgen ſträfliche Selbſtſucht und Willkür der Beamten, öffentliche Unſicherheit, ſchlechte Juſtizpflege und

Verrottung aller Verhältniſſe zu betrachten ſind. An die Stelle der Verheißungen des Pariſer Vertrags trat nebſt großer Anmaßung eine ſtete Vermehrung der Steuern, welche zur Verarmung der Provinzen führte, während die Verlegenheiten der Regierung nicht gehoben, das fortſchreitende Sinken des Staatscredits nicht aufgehalten wurde. Die Niederhaltung der Bewegungen in Bosnien und die Demüthigung des kleinen Montenegro 1862 durch Omer-Paſcha wollten wenig beſagen. Eine in demſelben Jahre vom Sultan in ehrgeiziger Abſicht unternommene Reiſe nach Aegypten blieb ohne Reſultat, und auch die finanzielle Reorganiſation Fuad-Paſcha's hatte augenſcheinlich keinen Erfolg. Die gewaltſame Vertreibung des Fürſten Johann Cuſa aus den Donaufürſtenthümern und die Erhebung des Fürſten Karl von Hohenzollern auf den Thron von Rumänien 1866 war ein bedeutſamer Schritt zur völligen Lostrennung dieſer Länder, den ſich die ſchwache Pforte gefallen laſſen mußte. Der Steuerdruck und die Misregierung führten gegen Ende 1866 nach langer Gärung zu einem Aufſtande der chriſtl. Bevölkerung auf der Inſel Candia, während ſich zugleich unter den rumeliſchen Chriſten eine drohende allgemeine Unruhe kund gab. Da es der Pforte trotz Anwendung bedeutender Militärkräfte nicht gelingen wollte, die durch Zuzug namentlich aus dem Königreiche Griechenland unterſtützten Candioten niederzuwerfen, ſo begannen ſich im Frühjahre 1867 die europ. Mächte einzumiſchen, deren Anſinnen auf Freigebung der Inſel aber, unter Englands Beirath, zurückgewieſen wurde. Zu derſelben Zeit ſah ſich die Pforte veranlaßt, Ismail-Paſcha von Aegypten wieder eine Machterweiterung in ſeiner Stellung als Vicekönig zuzugeſtehen, ſowie die drohende Haltung der Serben durch Zurückziehung der bisher vertragsmäßigen türk. Beſatzungen aus dem Fürſtenthum Serbien zu beſchwichtigen. Alle dieſe und andere geringere Vorgänge hingen mit der innern Lage des türk. Reichs aufs engſte zuſammen und ſtellten neue große Verwickelungen der europ. Mächte in nahe Ausſicht. Vgl. Hammer-Purgſtall, «Geſchichte des Osmaniſchen Reichs» (10 Bde., Peſth 1827—34; 2. Aufl., 4 Bde., Peſth 1835—36); Zinkeiſen, «Geſchichte des Osmaniſchen Reichs in Europa» (7 Bde., Gotha 1840—63); Roſen, «Geſchichte der Türkei neueſter Zeit» (2 Bde., Lpz. 1866—67).

Osmazom iſt der jetzt veraltete Name, welchen die franz. Chemiker dem Inbegriffe der in Weingeiſt und Waſſer löslichen Subſtanzen ertheilten, der als fleiſchbrühähnlich ſchmeckendes und riechendes Extract erhalten wird, wenn man thieriſche Subſtanzen, beſonders Fleiſch, mit Waſſer auskocht, aus dem Decoct den Leim durch Weingeiſt niederſchlägt und die Flüſſigkeit abdampft. Es beſteht aus Salzen und verſchiedenen Subſtanzen, wie Kreatin, Kreatinin, Inoſinſäure, Milchſäure u. ſ. w., zum Theil Zerſetzungsproducten in geringer Menge.

Osmium, eins der fünf Metalle, welche das Platin begleiten, bildet meiſt in Verbindung mit Iridium (ſ. d.), als Osmiumiridium, die ſehr harten ſchwarzen Körner, die bei Behandlung des Platinſandes mit Königswaſſer ungelöſt zurückbleiben. Es wurde 1803 von Tennant entdeckt, und in neuerer Zeit hat die Chemie ſehr vollkommene Methoden zur Abſcheidung deſſelben aus dem Osmiumiridium kennen gelehrt. Es iſt von bläulichweißer Farbe, in dünnen Blättchen biegſam, läßt ſich leicht pulvern und erweiſt ſich über zehnmal ſchwerer als Waſſer. Für ſich iſt es unſchmelzbar, in keiner Säure löslich und bei Luftausſchluß nicht flüchtig. An der Luft dagegen oxydirt es ſich leicht, und beim Erhitzen verbrennt es zu einer flüchtigen, ſehr giftigen Säure, der Osmiumſäure, welche die Eigenſchaft hat, die Weingeiſtflamme leuchtend zu machen. Eine Anwendung hat es noch nicht gefunden.

Osmunda heißt eine Farrngattung aus der Gruppe der Traubenfarrn, deren Arten aus dem unterirdiſchen Stamme mehrere unfruchtbare, gefiedert zuſammengeſetzte und einen fruchtbaren Wedel treiben, deſſen Blattabſchnitte, an deren Rändern ſich die Fruchtkapſeln befinden, in eine äſtige Traube zuſammengezogen ſind. Die zartwandigen Fruchtkapſeln haben keinen Ring und ſpringen zuletzt an der einen Seite der Länge nach auf. Die nicht zahlreichen Arten gehören faſt alle den wärmern Zonen an; in Europa kommt blos eine Art vor, der Königsfarrn (O. regalis L.), welcher an ſumpfigen, moorigen Plätzen in ſchattigen Wäldern wächſt, einen knolligen Wurzelſtock, 4—5 F. hohe Wedel treibt und braune Trauben entwickelt. Letztere waren früher als Juli Lunae regalis officinell.

Osnabrück, Hauptſtadt des ehemaligen Fürſtenthums O. ſowie eines Landdroſteibezirks des bisherigen Königreichs Hannover, liegt in einem weiten anmuthigen Thale an der Haſe, iſt Sitz einer Landdroſtei, eines Obergerichts, eines evang. und eines kath. Conſiſtoriums und zählt 18083 E. (1864, gegen 9276 im J. 1816, 10950 im J. 1831, 12210 im J. 1845 und 13718 im J. 1852), wovon ſich etwa ein Drittel zum Katholicismus bekennt. Die mit alten

Befestigungen umgebene Stadt besteht aus meist engen und winkeligen Straßen und besitzt außer der Domfreiheit (seit 1836 mit dem ehernen Standbilde Möser's von Drake) keinen stattlichen öffentlichen Platz. Unter den vier großen schönen Pfarrkirchen zeichnen sich der Dom und die Marienkirche aus. Jener, ein byzant. Bau, enthält außer vielen sonstigen Reliquien die Gebeine der Märtyrer Crispinus und Crispinianus, das Schachspiel, den Kamm und eisernen Krückstock Karl's d. Gr. Die Marienkirche, ein prachtvoller goth. Bau, ist entstanden im 14. Jahrh., in den Zeiten der heftigen Kämpfe zwischen der übermächtigen Geistlichkeit und dem kräftig emporstrebenden Bürgerthum, und selbst ein schönes Denkmal bürgerlicher Energie. In ihr findet sich Möser's Grab. Auf dem Rathhause verdient Beachtung der Friedenssaal mit den Porträts der Gesandten zum Westfälischen Frieden. Viele ältere Privathäuser zeichnen sich durch ihre reichverzierten Holzgiebel aus. Unter den neuern Bauwerken verdienen das große städtische Krankenhaus und das Gebäude der Heilanstalt für Geisteskranke Erwähnung. An höhern Bildungsanstalten besitzt O. zwei Gymnasien mit Realklassen und zwei Schullehrerseminare; außerdem eine Ackerbauschule, eine Taubstummenanstalt, eine Heilanstalt für Geisteskranke u. s. w. Das evang. Rathsgymnasium besitzt eine ansehnliche Bibliothek (zu welcher die Möser's die Grundlage gegeben) und eine sehr werthvolle Münzsammlung. Obgleich sich O. in neuerer Zeit in Bezug auf Handel und Industrie zur zweiten Stadt Hannovers emporgeschwungen hat, so bildet doch immer noch der Ackerbau die Grundlage für die Wohlhabenheit der Bewohner. Ein Proletariat ist daher in O. gar nicht vorhanden. Der Fabrikbetrieb erstreckt sich vorzugsweise auf Taback und Cigarren, dann auf Papier und Tapeten, Baumwollwaaren, Färberei, Leder, Farben, Cement, Kutschen, Pianofortes u. s. w.; auch bestehen in der Stadt und deren nächster Umgebung Brauereien, Brennereien, Gießereien und Maschinenfabriken, Dampfbäckereien u. s. w. Besondere Erwähnung verdient die Georgs-Marienhütte, die auf vier Hohöfen den Hüggel-Eisenstein schmilzt. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind außer den Erzeugnissen der städtischen Industrie: Steinkohlen, Pflastersteine, Roheisen, Leinen, Roggen, Schweinefleisch (Schinken), Butter, Schwarzbrot, Bier, trockene Hefe. Der Aufschwung des Handels und der Industrie begann mit dem Anschluß Hannovers an den Zollverein und wurde besonders durch die Erbauung der hannov. Westbahn gefördert. Die projectirte Hamburg-Pariser Bahn wird bei O. die hannov. Westbahn kreuzen. Vgl. Friderici und Stüve, «Geschichte der Stadt O.» (3 Bde., Osnabr. 1816—26).

Das Fürstenthum O. (bis 1803 ein Bisthum) begreift den südwestlichsten Theil des vormaligen Königreichs Hannover und bildet mit der Niedergrafschaft Lingen, dem Herzogthum Aremberg-Meppen, der Grafschaft Bentheim und der Herrlichkeit Papenburg die Landdrostei O., die 1864 auf 113,739 Q.-M. 266025 E. zählte, worunter sich fast 147000 Katholiken befanden. Auf das eigentliche Fürstenthum O. entfielen von diesen Ziffern 42,284 Q.-M. und 151000 E. (worunter 62000 Katholiken). Letzteres ist in seinen südl. Theilen gebirgig, indem hier die durch die breite Thalmulde der Hase geschiedenen nordwestl. Ausläufer des deutschen Mittelgebirgs, ähnlich langen schmalen Halbinseln, ins Tiefland vorspringen. Es sind dies im äußersten Süden der mittlere Theil des westl. Osning mit den freundlichen Iburger Bergen (die sich im Dörenberge bis 1040 F. erheben), ein quellenreiches Quadersandsteingebirge, dem nach Süden zu mit schönem Laubwald bestandene Ketten von Kreidekalk mit Salzquellen vorgelagert sind. Nur durch ein enges Thal von ihm getrennt, aber von ganz verschiedener geognostischer Beschaffenheit, erhebt sich westlich der Stadt O. die kleine Berginsel des Hüggels, die in großer Tiefe Steinkohlen birgt, außerdem aber reich an Eisenstein ist, und in deren Nachbarschaft neuerdings auch nicht ohne Erfolg Versuche auf Zink gemacht worden sind. Auf der Nordseite des Hasethales erhebt sich der von der Porta-Westphalica her streichende West-Süntel, im allgemeinen ebenfalls gut bewaldet, aber weniger hoch als der Osning. Demselben lehnt sich der in seiner geognostischen Structur gänzlich verschiedene Piesberg an, der neuerdings als Fundstätte einer trefflichen Anthracitkohle sowie wegen seiner weitverführten Pflastersteine bekannt geworden ist. An Bruchsteinen hat das Osnabrückische überhaupt keinen Mangel. Außer den bereits erwähnten Mineralien kommen noch Töpfer- und Ziegelthon, Muschelkalk, Mergel, Bolus, Ocher, schwarze Kreide, Schwerspat vor. An der Saline zu Rothenfelde besteht seit Jahren ein besuchtes Solbad. Ein zweites Etablissement dieser Art, zu Essen bei Wittlage, hebt sich ebenfalls von Jahr zu Jahr. Der nordwestl. Theil des Fürstenthums wie auch die übrigen Landstriche der ganzen Landdrostei gehören dem eigentlichen Flachlande an. Letzteres zeigt sehr ausgedehnte, dünnbevölkerte Heide- und Moorstrecken, deren Cultivirung nur langsam vorschreitet. In diesen Theilen des Landes gedeiht der Buchweizen vortrefflich; doch wird

auch der Anbau der Kartoffeln, des Roggens, der Gerste und des Hafers nicht ohne Erfolg betrieben. Zu dem Ackerbau gesellt sich noch eine ausgedehnte Bienenzucht (Imkerei). Schwerer Boden bedeckt das Hügelland zwischen den beiden Bergzügen und deren äußere Abhänge, dann auch das Artland, die nördl. Landstriche des Fürstenthums. Geschlossene Dörfer kommen weniger vor als aus getrennt liegenden Gehöften bestehende Bauernschaften, deren mehrere zusammen ein Kirchspiel ausmachen. Der Wohlstand des Volks beruht vorzugsweise auf den landwirthschaftlichen Gewerben. Die Markentheilungen und in deren Gefolge die Ausdehnung des Culturbodens, die Ablösung der einst so drückenden gutsherrlichen Gefälle haben in neuerer Zeit den grundbesitzenden Bauerstand wesentlich gefördert. Infolge der Bestrebungen der landwirthschaftlichen Vereine, die in der Stadt O. ihren Mittelpunkt haben, gewinnen rationelle Behandlung des Feldbaues und der Viehzucht, Verkoppelung der vielfach im Gemenge liegenden Grundstücke verschiedener Besitzer, Drainirung und Wiesenbau, Schlagwirthschaft mehr und mehr Eingang. Als ländliches Nebengewerbe wird allgemein die Leinweberei betrieben.

Das Bisthum O. ist vielleicht schon von Karl d. Gr. 803 gegründet. Infolge einer Bestimmung des Westfälischen Friedens hatte O. abwechselnd einen evang. Fürstbischof, und zwar aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg. Unter den drei evang. Bischöfen war Ernst August I. nachmals erster Kurfürst von Hannover; der letzte, Friedrich von York, trat 1803 das Land an Hannover ab. Seitdem wurde die Diöcese O., welche die ganze Landdrostei und auch Ostfriesland umfaßt, durch den Bischof von Hildesheim verwaltet, bis sie 1857 wiederum ihren eigenen Bischof erhielt, dem auch als apostolischem Vicar des Nordens die kath. Gemeinden in den Elbherzogthümern und den drei skandinav. Reichen untergeben sind. Vgl. Möser, «Osnabrückische Geschichte» in dessen «Sämmtlichen Werken» (herausg. von Abeken, Bd. 6—8, Berl. 1842—43); Stüve, «Geschichte des Hochstifts O. bis zum J. 1508» (Osnabr. 1853); «Mittheilungen des Historischen Vereins zu O.» (Bd. 1—8, Osnabr. 1848—66).

Osrhoenisches Reich, s. Edessa.

Ossa (jetzt Kissawos genannt), ein mächtiger Bergkegel im nördlichsten Theile der die östl. Flanke Thessaliens deckenden Halbinsel Magnesia, dessen zugespitzter, ein wenig gegen Südwest geneigter Gipfel sich bis zur Höhe von 6017 F. über dem Meeresspiegel erhebt. Im Norden wird der O. durch die berühmte Thalschlucht Tempe (s. d.) vom Olympos (s. d.) getrennt, gegen Süden hängt er durch eine Reihe niedrigerer Hügel, die jetzt den Namen Mawrowuni (d. i. schwarzes Gebirge) führen, mit dem Pelion (s. d.) zusammen.

Ossegk, ein Dorf im Duxer Bezirke des vormaligen Saazer Kreises im österr. Kronlande Böhmen, am Fuße des Erzgebirges, mit 900 E., ist besonders bekannt durch die gleichnamige reiche Cistercienserabtei, deren erste Stiftung 1193 durch den Wladiken Milgost erfolgte und die durch Slawko, Grafen von Bilin, um 1207 reich dotirt wurde. Durch Kauf und Schenkung vermehrten sich die Besitzungen, unter denen die Güter Ossegk mit der Bergstadt Klostergrab und Skyrl die bedeutendsten sind. Die Reformen Joseph's II. führten 1785 beinahe den Untergang des Klosters herbei, doch wurden die von diesem aufgelegten Beschränkungen 1802 zurückgenommen. Außerhalb des Klosters liegt eine auf Rechnung desselben betriebene Wollzeugmanufactur. Die schöne Klosterkirche und der Garten sind sehenswerth. Von den stattlichen Klostergebäuden, besonders von der Prälatur aus, hat man eine sehr angenehme Aussicht. O. ist 5 St. von Teplitz entfernt und wird von den Badegästen häufig zu Ausflügen benutzt. Unweit des Orts befinden sich die Trümmer der Riesenburg.

Ossenbeek (Jan oder Josse), ein berühmter Landschafts-, Thier-, auch Bambocciadenmaler, geb. zu Rotterdam um 1627, bildete sich in Italien, besonders in Rom aus, wurde dann kaiserl. Hofmaler in Wien und lebte in der letzten Zeit zu Regensburg, wo er 1678 starb. Er stellte besonders Jahrmärkte, Volksfeste und ähnliche Gegenstände mit zahlreichen Figurengruppen dar und vereinigte in seinen Darstellungen holländ. Fleiß mit ital. Freiheit und Leichtigkeit. Seine Arbeiten haben zum Theil Aehnlichkeit mit denen des Peter de Laar, sind aber edler gehalten und in der Composition angenehmer. O. hat sich auch als Kupferätzer und Radirer ausgezeichnet.

Osseten oder Ossen (bei den Russen auch Ossethinen und Ossetinzen), ein kaukas. Bergvolk, das auf den Nordgehängen des mittlern Kaukasus in den obern Thälern der Flüsse Uruch, Ardon, Fijagdon und Suadon bis hinab in die Ebenen an den Flüssen Genaldon, Terek und Kirschim wohnt und 1860 auf 27339 Köpfe angegeben wurde. Man unterscheidet vier, sich jedoch in Sprache, Sitten und Gebräuchen nur sehr wenig unterscheidende Abtheilungen: die Digorzen (8000 Köpfe), die Waladschir (5881), die Kurtati (3818) und die Tagauren (9640). Im allgemeinen sind die O. ein körperlich schönes, geistig begabtes Volk. Die Männer, be-

ſonders unter den Digorzen, zeichnen ſich durch hohen Wuchs, Kraft und Gewandtheit aus. Sie ſind beredt, ſtolz, treu ihrem Wort und gaſtfrei, dabei aber auch ſtreitſüchtig, liſtig, verwegen, zu Raub und Diebſtahl geneigt und nachläſſig im Arbeiten. Die Weiber, klein, unanſehnlich, ſchmuzig, ſind mit allen häuslichen Beſchäftigungen belaſtet. Heutigentags bekennen ſich die O. zum Islam, der aber ſtark mit Chriſtlichem und Heidniſchem gemiſcht iſt. Geſellſchaftlich trennen ſie ſich in Wosdan oder Edelleute und Kawdaſſar oder Sklaven. Der Mitridismus iſt ihnen völlig fremd geblieben, und an den Kämpfen Schamyl's gegen die Ruſſen nahmen ſie keinen Antheil. Die O. ſind den Ruſſen unterworfen. Ihr Gebiet bildet einen eigenen, von einem Priſtaw verwalteten Bezirk der weſtl. Militärabtheilung des Ter'ſchen Oblaſt Kaukaſiens, der auf 100,«» Q.-M. 49864 E. zählt (1864). Die Sprache der O. iſt eine iraniſche, die inſelartig von dem ganzen übrigen iraniſchen Sprachgebiete abgetrennt erſcheint. Man unterſcheidet zwei Mundarten, die digoriſche und die tagauriſche. In neuerer Zeit wurde das Oſſetiſche beſonders durch Roſen, Sjögren, Bopp, Schiefner und Fr. Müller wiſſenſchaftlich bearbeitet.

Oſſian (Oisian) war nach alten Sagen der ſchott. Hochländer, deſſen ſchon Giraldus Cambrenſis im 12. Jahrh. gedenkt, ein berühmter Barde des 3. Jahrh., blind wie Homer und ein Sohn des Helden Fingal (ſ. d.). Erſt um die Mitte des 18. Jahrh. wurde es bekannt, daß noch viele alte Lieder und Balladen im Munde der Hochländer ſeien; einzelne Bruchſtücke wurden bereits 1755 von Stone und Pope veröffentlicht. Vier Jahre ſpäter überſetzte Macpherſon (ſ. d.) auf Home's Verlangen Bruchſtücke gäliſcher Lieder, die er 1760 als «Remains of ancient poetry collected in the Highlands of Scotland and translated from the Galic or Erse language» herausgab. Der große Beifall, den dieſe Dichtungen fanden, und die Unterſtützung Home's und Robertſon's veranlaßten Macpherſon, eine neue Reiſe durch das Hochland zu unternehmen, die ſo ergiebig war, daß 1762 das Heldengedicht «Fingal» nebſt 16 kleinern Gedichten und 1763 «Temora» nebſt fünf kleinern erſcheinen konnten, die darauf 1765 als O.'s Werke herausgegeben wurden. Kaum waren dieſe Gedichte erſchienen, ſo erhob ſich auch der Streit über die Echtheit derſelben, der erſt in der neueſten Zeit einigermaßen zur Entſcheidung gebracht iſt. Männer wie Johnſon, Shaw, Malcolm Laing traten entſchieden als Gegner auf, indem ſie theils Macpherſon für den alleinigen Verfaſſer hielten, theils wenigſtens das hohe Alter derſelben bezweifelten. Er fand zwar Vertheidiger an Blair, Graham, Sinclair, Home, Young u. a., die aber mit all ihrem Eifer für die Echtheit die Zweifel an derſelben nicht überwältigen konnten. Man verlangte von Macpherſon, daß er die Urſchrift vorzeige; aber dieſer war nicht zu bewegen, ſie zum Vorſchein zu bringen. Macpherſon ließ ſich zwar von der Hochländiſchen Geſellſchaft 1200 Pfd. St. bezahlen, um die Lieder in der Urſprache zu ſammeln, die er doch, da er ſie überſetzte, ſchon beſitzen mußte, kam aber damit nicht zu Stande. Erſt nach ſeinem Tode erſchien die angebliche Urſchrift (Edinb. 1807), wie ſie ſich unter ſeinen Papieren vorgefunden hatte, mit einer wörtlichen lat. Ueberſetzung, und nach dieſer iſt die Ahlwardt'ſche Ueberſetzung (3 Bde., Lpz. 1811) gearbeitet. Jetzt ruhte der Streit eine Zeit lang, bis die Irländer ihn von neuem erhoben. Die iriſche Akademie in Dublin ſetzte 1829 einen Preis auf die beſte Unterſuchung über die Echtheit des Macpherſon'ſchen O. Zwei Abhandlungen gingen ein, die eine von O'Reilly, die andere von Drummond, welche beide der gäliſchen Sprache vollkommen kundig waren. Beide wieſen nach, daß Macpherſon's angebliche Urſchrift nichts weiter iſt als eine Ueberſetzung des engliſchen O., in neugäliſcher Sprache geſchrieben und voller Fehler. Die Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen hat Thereſe Robinſon (ſ. d.) in ihrem Buche «Die Unechtheit der Lieder O.'s und des Macpherſon'ſchen O. insbeſondere» (Lpz. 1840) mitgetheilt. Danach iſt der Stand der Sache nun folgender. Allerdings gab es und gibt es im Munde der Hochländer gäliſche Lieder aus alter Zeit, aber dieſe Lieder ſind meiſt iriſchen Urſprungs, und es treten in ihnen bereits iriſche chriſtl. Heilige, wie St.-Patrick, auf. Jedenfalls darf man ihnen alſo kein höheres Alter als das 6. Jahrh. zuſchreiben, obwol ſie leicht mehrere Jahrhunderte ſpäter entſtanden ſein dürften. Dieſe alten Lieder, ſeien ſie aus welcher Zeit ſie wollen, verhalten ſich zu der Macpherſon'ſchen Ueberſetzung wie der Tag zur Nacht. Es iſt merkwürdig, wie namentlich die Deutſchen, die ſo viel für Erforſchung der Volksdichtung gethan haben, ja wie ſelbſt Herder, der große Kenner der Volksdichtung, ſich ſo täuſchen laſſen konnte, Macpherſon's O. für echt zu nehmen. Die erzählende Volksdichtung ſtellt die Begebenheiten ſtets mit größter Klarheit hin; auf empfindſame Naturſchilderungen und Gefühlsmalereien läßt ſie ſich nie ein: ſie hat es mit Perſonen zu thun, dieſe aber ſind Weſen von Fleiſch und Blut. Von dem allem findet ſich in Macpherſon's O. das Gegentheil. Der Faden der Erzählung geht dem Leſer unter den Händen verloren; es iſt in ihm weder Geſchichte, noch Geographie, noch

eine greifbare Mythologie. Die Perſonen ſind wenig mehr als bloße Namen, alles iſt in Nebel gehüllt; dagegen finden wir weitläufige Naturſchilderungen und unendlichen Schmuck, dem der Geſchichtsfaden nur zur Verbindung dient. Solche Dichtung iſt nun und nimmermehr Volksdichtung. Man kann demnach als entſchieden annehmen, daß Macpherſon ein Betrüger war. Daß er alte Lieder benutzt hat, iſt ſicher; aber durch die Art der Benutzung hat er ſie völlig zu ſeinem Eigenthum gemacht, ſodaß ſie keine Aehnlichkeit mehr mit den Originalen haben. Freilich ſind die alten Lieder oft nichts weniger als dichteriſch, und Macpherſon wußte wohl, daß er mit einer treuen Ueberſetzung wenig Aufſehen machen würde; aber ſie tragen wenigſtens alle Zeichen der alten Volksdichtung an ſich. Der Macpherſon'ſche O. iſt vielfach in die meiſten europ. Sprachen überſetzt, ins Deutſche von Denis (1768), von Harold (1775), von Peterſen (1782), von Rhode (1801), von Stolberg (1806), von Jung (1808) und von Böttger (1847). Eine Sammlung von ſog. Oſſianiſchen Liedern, die im 15. Jahrh. in gaëliſcher Sprache niedergeſchrieben wurde, iſt neuerdings («The Dean of Lismore's Book», Edinb. 1862) in Druck erſchienen. Die unter dem Namen O.'s erhaltenen altiriſchen Lieder hat die Oſſianic-Society in Dublin (3 Bde., 1854—61) herausgegeben.

Offolinſki, eine angeſehene poln. Familie, deren Mitglieder häufig die höchſten Würden im Staate bekleideten. — Jerzy O., geb. 1595, der Sohn des Wojwoden Zbigniew O., trat, nachdem er ſich auf Reiſen gebildet, 1617 während des Kriegs mit Rußland ins poln. Heer und wurde ſpäter vom Könige Wladiſlaw IV. zu mehrern diplomatiſchen Sendungen nach England, Deutſchland und Italien verwendet. Mehrere ſeiner feierlichen Reden erregten hierbei ſelbſt in London und Rom allgemeine Bewunderung. Während ſeines Aufenthalts in Wien wurde er von Ferdinand II. zum deutſchen Reichsfürſten erhoben. Als Großkanzler des poln. Reichs präſidirte er bei dem Religionsgeſpräche zu Thorn (ſ. d.), durch welches Wladiſlaw die Katholiken und Proteſtanten zu vereinigen verſuchte. Er ſtarb 1650. — Jozef Maximilian O., Graf von Tenczyn, geb. 1748 in Wola-Mielecka in der Wojwodſchaft Sandomir, widmete ſich früh der poln. Literatur und Geſchichte und trat noch ſehr jung in den literariſchen Kreis, den Staniſlaw Auguſt in Warſchau um ſich verſammelte. Als Mitglied der galiz. Ständedeputation kam er 1789 nach Wien und ſuchte an dem Hofe Leopold's II. aufs eifrigſte für das Wohl ſeiner Landesgenoſſen zu wirken. Er wählte Wien zu ſeinem ſteten Aufenthaltsorte, widmete ſich hier ganz der Literatur, und ſein Haus war ein Sammelplatz der ſlaw. Gelehrten. Vom Kaiſer Franz I. zum wirklichen Geheimrath und zum Vorſteher der kaiſerl. Bibliothek ernannt, brachte er überaus reichhaltige und höchſt wichtige Sammlungen ſlaw. Alterthümer, insbeſondere Denkmäler altpoln. Schriftweſens zuſammen, die er den galiz. Ständen vermachte und, mit bedeutenden Einkünften verſehen, in Lemberg (das Offolinſki'ſche Inſtitut) aufſtellen ließ. Er ſtarb erblindet 17. März 1826. O. gehörte zu den gründlichſten ſlaw. Literarhiſtorikern. Sein bedeutendſtes Werk iſt «Wiadomosci historyczno krytyczne do dziejów literatury polskiéj» (3 Bde., Krak. 1819). Während ſeiner Erblindung verfaßte er «Rozmyślania ślepego» («Betrachtungen eines Erblindeten»). Erſt 1852 erſchienen in Krakau ſeine «Wieczory badeńskie» («Badener Abende»), allerlei Erzählungen und humoriſtiſche Schriften, nach Art des Decamerone von Boccaccio.

Oſt oder **Oſten**, ſ. Morgen.

Oſtade (Adrian van), berühmter niederländ. Maler und Kupferſtecher, wurde zu Lübeck 1610 geboren. Obgleich er ein Deutſcher war, ſo wird er doch zur niederländ. Schule gerechnet, indem er ſein Talent in Holland bildete. Er hatte Franz Hals zum Lehrer und empfing auch Unterricht von Rembrandt. Bei dem erſten machte er die Bekanntſchaft Brauwer's, der ſein Freund und Rathgeber wurde. Er arbeitete in Harlem bis zu der Zeit, wo Ludwig's XIV. Heere die Niederlande bedrohten. Dann ging er nach Amſterdam, wo er durch anhaltenden Fleiß ein anſehnliches Vermögen zuſammenbrachte und 1685 ſtarb. Ländliche Tanzplätze, Bauerhöfe und Ställe, ſowie das Innere von Bauerhütten und Schenken ſind die Orte, wohin O. ſeine Perſonen verſetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkene Tabacksraucher oder mit ländlichen Arbeiten beſchäftigte Bäuerinnen ſind. An Originalität und ſtillem Humor hat er zwar Teniers nicht erreicht, auch iſt er nicht frei von Trivialität und Wiederholungen; aber ſeine Ausführung iſt ſorgfältiger, obſchon er es mit der Zeichnung nicht genau nahm, und ſeine Komik in der Erfindung übt oft einen unwiderſtehlichen Reiz. Selten verließ er in ſeinen Darſtellungen jene niedern Kreiſe des Lebens. Beiſpiel einer Ausnahme iſt indeß ein kleines, in der Anordnung etwas ſteifes, im Louvre befindliches Gemälde, worin ſich der Künſtler neben ſeiner Frau, die er bei der Hand hält, und von acht Kindern umringt, gemalt hat. Seine zahlreichen Bilder ſind weit verbreitet und faſt in allen Muſeen und Sammlungen der Niederlande, von Deutſchland, Frankreich und England

zu finden. Er ist auch vielfach, und zwar am besten von Bischer und Snyderoef, gestochen worden und hat selbst eine bedeutende Anzahl von geistreich in Kupfer radirten Blättern geliefert. — Isaak van O., sein Bruder, geb. 1612, ebenfalls sehr bedeutend, dem Adrian freilich in der Feinheit des Helldunkels und an Weise des Vortrags nachstehend, dagegen ihn öfters in der Zeichnung übertreffend, malte besonders Dorfansichten und Wirthshausscenen. Mit Unrecht werden ihm aber solche Bilder zugeschrieben, die in des Bruders Art gemalt sind, für diesen jedoch zu schlecht erscheinen. Isaak ist im Gegentheil ein origineller Meister, dem auch Thiere vorzüglich gelangen.

Ostende, Stadt in der belg. Provinz Westflandern, mit einem Hafen an der Nordsee, ist durch Kanäle mit Brügge, Gent, Nieuport und Dünkirchen und durch Eisenbahnen mit Brüssel und sämmtlichen Hauptpunkten des Königreichs verbunden. Sie ist der Sitz einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, hat 17380 E., besitzt eine Seeschule, Leinen-, Segeltuch- und Tabacksfabriken, treibt Schiffbau, Fischerei und einen ziemlich lebhaften Handel und ist wichtig als Endpunkt einer Dampfschiffahrtslinie zwischen London, Dover und dem Continent. Einen herrlichen Spaziergang am Meere bietet der in neuerer Zeit angelegte Steindamm. Das vortrefflich eingerichtete Seebad wurde in den letzten Jahren durchschnittlich von 15—18000 Badegästen besucht. O. ist merkwürdig wegen der Belagerung von 1601—4, die mit der Uebergabe der holländ. Besatzung an den span. General Spinola endigte. Die Abbrechung der seit Wilhelm von Oranien errichteten Festungswerke hat 1867 begonnen. Die daselbst 1722 mit einem Kapital von 6 Mill. Fl. errichtete Indische Compagnie mußte bereits 1731 infolge der von der holländ. Eifersucht hervorgerufenen polit. Verwickelungen aufgelöst werden.

Osteologie oder Knochenlehre, ein Theil der Anatomie, behandelt zuerst die Knochen im allgemeinen in Hinsicht auf die chem. Verhältnisse, die Textur, die Ernährung, die Entwickelung derselben u. s. w., und dann im einzelnen nach ihrer Gestalt, Lage und Bestimmung. Da die Knochen das Gerüst des Körpers sind, so gibt auch die O. die Basis der Anatomie ab und wird als solche beim Beginn des anatom. Studiums vorgenommen. Die Verbindungen der Knochen untereinander machen die Behandlung der Chondrologie oder Knorpellehre (Knorpel) und der Syndesmologie oder Bänderlehre als Unterabtheilungen der O. nöthig. (S. Knochen.)

Osterinsel oder Waihu, engl. Easter-Island, franz. Ile de Pâques, die östlichste aller Inseln Australiens, einsam im Stillen Ocean, 300 M. östlich von Pitcairn und 500 M. westnordwestlich von Valparaiso, unter 27° 9′ südl. Br. und 91° 46′ westl. L. von Ferro gelegen, angeblich schon 1687 vom engl. Buccanier-Kapitän Davis gesehen, sicher aber von Roggeween am Ostertage des J. 1722 entdeckt, ist 2,6 Q.-M. groß und, wie die bis 1000 F. hohen schroffen Kraterberge und die Lava der steilen, hafenlosen Küste beweisen, vulkanischen Ursprungs. Sie leidet großen Holz- und Wassermangel, denn sie hat weder Quellen noch viele hochstämmige Bäume; doch liefert der Boden ihren Bewohnern, einem schönen, den Otaheitiern ähnlichen malaiischen Volksstamm, reichliche Nahrungspflanzen. Außer der Ratte hat man ursprünglich kein Säugethier hier einheimisch gefunden. Merkwürdig sind auf dieser Insel die bis 330 F. langen, aber nur 10 F. breiten Häuser, von Lavasteinen, Stangen und Binsen erbaut und von einem ganzen Tribus bewohnt. Räthselhaft erscheinen die kolossalen Steinbilder, die 14 F. hoch, auf einer 80 F. langen Grundmauer stehen. Der Landungsplatz heißt Cookshaven, nach Cook, der die Insel 1774 besuchte. Forster fand 1774 auf der Insel nur 700 E., Beechey im J. 1825 aber 1260. Sie sind 1863 sämmtlich von Sklavenjägern aus Peru, welche auch die Otaheitigruppe heimgesucht und auf der O. ein Depot angelegt hatten, nach Südamerika fortgeschleppt worden. Etwa 60 M. gegen Ostnordosten liegt unter 26° 28′ südl. Br. und 87° 41′ westl. L. das von den Spaniern 1793 entdeckte Eiland Sala y Gomez, wahrscheinlich ebenfalls vulkanischen Ursprungs, eine öde graue Felsenmasse von 0,7 Q.-M., der Aufenthaltsort vieler Wasservögel und in der Literatur bekannt durch Chamisso's Gedicht «Sala y Gomez», zu welchem der Dichter durch seinen Besuch der Insel 1816 den Impuls erhielt.

Osterland, eigentlich jedes nach Osten zu gelegene Land, folglich so viel als Orient oder Morgenland, hieß im Mittelalter zunächst und vorzugsweise alles von der Saale an gegen Osten gelegene Land. Später, als in diesem O. die Mark Meißen und das Pleißnerland als besondere Theile sich abgrenzten, andere Theile an die neugebildeten Hochstifter Merseburg und Naumburg-Zeitz und zum Voigtlande kamen, wurde der Name O. in engerer Bedeutung der eigentlichen Ostmark gegeben, von der sich wieder Landsberg absonderte. Als endlich die Ostmark oder das nunmehrige O. den Namen Sachsen erhielt, ging der Name O. auf denjenigen Theil des frühern O.s über, der bis dahin als Pleißnerland (s. d.) eine besondere Herrschaft gebildet hatte, und dessen Hauptort Altenburg war. Falsch ist die Annahme, daß das ganze O. ein eigenes Mark-

grafenthum gebildet. Vgl. Limmer, «Entwurf einer urkundlich pragmatiſchen Geſchichte des O.» (2 Bde., Rotheb. 1834).

Oesterley (Karl), ausgezeichneter Maler und Kunſttheoretiker, geb. zu Göttingen 1805, vertauſchte die Schule ſeiner Vaterſtadt, an der Fiorillo ſein Lehrer war, 1819 mit Holzminden, von wo aus er gern das nahegelegene Kloſter Korvei beſuchte, deſſen Altarbilder ſeine Phantaſie auf hiſtor. und bibliſche Malerei hinlenkten. Auf Anrathen des Kloſterbaumeiſters Müller, der das Talent des Knaben erkannt hatte, gab der Vater ſeine Einwilligung, daß ſich der Sohn ganz der Kunſt widme. Gleichwol mußte O. 1821 die Univerſität beſuchen, um Theorie und Geſchichte der Kunſt zu ſtudiren, und erſt nach Beendigung dieſer Studien und der Erlangung der Doctorwürde ging er 1824 nach Dresden, wo er Matthäy's Schüler wurde. 1827 reiſte er nach Italien und widmete dort hauptſächlich den ältern Meiſtern, wie Giotto, Fieſole u. a., ſeine Aufmerkſamkeit, während unter den Mitſtrebenden Joſeph Führich nicht ohne Einfluß auf ihn blieb. Als er 1829 in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, ließ er ſich als Privatdocent an der Univerſität nieder und las die Geſchichte der neuern Kunſt, wobei jedoch ſein Pinſel nicht ruhte. Nachdem er 1831 zum außerord. Profeſſor ernannt worden, gab er mit O. Müller die «Denkmäler der alten Kunſt» heraus. Als er ſich dann mit Ernſt der Hiſtorienmalerei wieder zuwenden wollte, ging er, um ſich noch in der Behandlung der Farbe zu ſtärken, nach Düſſeldorf und ſtellte ſich unter W. Schadow's Leitung. Ebenſo beſuchte er ſpäter München der Frescotechnik wegen, da er den Auftrag erhalten hatte, eine Himmelfahrt Chriſti für die Schloßkirche in Hannover zu malen. Nach Beendigung dieſer Aufgabe und nach einem Beſuche von Paris kehrte er, während er inzwiſchen ord. Profeſſor geworden, 1844 nochmals nach Düſſeldorf zurück, um eine ältere Compoſition: Chriſtus und Ahasver, zu vollenden. Dieſes Werk wird in Anordnung und maleriſcher Ausführung für des Künſtlers gelungenſtes Werk gehalten. Nach Ausſtellung deſſelben in Hannover wurde O. zum Hofmaler ernannt, mit der Beſtimmung, zwei Monate des Jahres ſeine Vorleſungen in Göttingen zu halten. 1863 legte er jedoch ſein Lehramt an der Univerſität nieder, um ſich zu Hannover ausſchließlich ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit zu widmen. Von O.'s zahlreichen Werken ſind beſonders hervorzuheben: Götz von Berlichingen zu Heilbronn im Kerker (1826), Abſchied des jungen Tobias (1829), Wittekind's Bekehrung (1833), die Tochter Jephtha's (1835; geſtochen von Schuler und von Loedel), Cartons zu Glasgemälden in der Schloßkirche zu Hannover (1839); Lenore, nach Bürger's Ballade (lithographirt von Noël in Paris), Chriſtus, die Kinder ſegnend (zweimal), Lenore mit der Mutter, den Zug auf und ab fragend (1847; geſtochen von Gouanin in Paris); ferner Samuel, dem Tempeldienſte übergeben (1850), die beiden Bräute (1854; ebenfalls geſtochen von Gouanin), das erwachte Dornröschen (1861), Hans Memling, wie er im Hospital zu Brügge von einer Urſulinerin von ſeinen Wunden geheilt wird (1865). In neuerer Zeit hat O. auch viele Altarbilder gemalt. In allen ſeinen Arbeiten iſt ein tiefer ſittlicher Ernſt und ein unermüdliches Ringen nach Wahrheit zu rühmen. Was die Ausführung anlangt, ſo ſind die Werke nach dem düſſeldorfer Studium den frühern an Wirkung und harmoniſcher Durchführung vorzuziehen. Auch als Bildnißmaler iſt O. ſehr geſchätzt.

Osterluzei, ſ. Aristolochia.

Ostermann (Heinr. Joh. Friedr., ruſſ. Andrei Iwanowitſch, Graf), ausgezeichneter Diplomat und Günſtling Peter's d. Gr., war der Sohn eines Predigers zu Bockum in Weſtfalen und 30. Mai 1686 geboren. Er ſtudirte in Jena und trat 1704 in ruſſ. Seedienſte. 1711 wirkte er weſentlich mit bei dem Unternehmen der ſpätern Kaiſerin Katharina I., Peter d. Gr. aus ſeiner gefährlichen Lage am Pruth zu befreien. Unter andern wichtigen Verträgen ſchloß er den für Rußland ſo denkwürdigen Frieden von Nyſtad 10. Sept. n. St. 1721. Peter d. Gr. erhob ihn zum Geheimrath und in den Freiherrenſtand, die Kaiſerin Katharina I. aber zum Reichs-Vicekanzler und auf dem Sterbebette zum Oberhofmeiſter ihres Regierungsnachfolgers Peter und zum Mitgliede des Regentſchaftsraths während der Minderjährigkeit deſſelben. Die Kaiſerin Anna Iwanowna ernannte O. 1730 zum Grafen, die Regentin Anna Karlowna zum Generaladmiral. Nach der Thronbeſteigung Eliſabeth's, 1741, wurde er jedoch verhaftet, zum Tode verurtheilt und erſt auf dem Blutgerüſte mit Verbannung nach Sibirien begnadigt. Hier ſtarb er zu Bereſow 31. Mai 1747. Seine beiden Söhne, welche kinderlos ſtarben, adoptirten den Enkel ihrer an den General Tolſtoi verheiratheten Schweſter, der ſeitdem O.-Tolſtoi hieß. — Graf Alexander Iwanowitſch O.-Tolſtoi, geb. 1772 (nach andern 1770), nahm rühmlichen Antheil an den Feldzügen gegen die Türkei und Polen, wurde ſchon 1797 Generalmajor und 1806 Generallieutenant. Als unerſchrockener Heerführer kämpfte er 1806 und 1807 und

beſonders 1812 und 1813 gegen Frankreich, und die Schlachten van Oſtrowna, Borodina, Tarutina, Bautzen und beſanders Kulm, wa er an der Spitze des Gardecarps einem viermal ſtärkern Feinde widerſtand und dieſen glarreichen Sieg durch den Verluſt des linken Arms beſiegelte, waren Zeugen ſeiner Tapferkeit. Nach dem Frieden erhielt er eine Dotatian van 100000 S.-Rubeln, wurde Befehlshaber des Grenadiercorps und 1817 General der Infanterie, zog ſich aber ſpäter ganz aus dem Dienſte zurück. Nachdem er einige Jahre in Frankreich und Italien zugebracht, unternahm er 1831 in Begleitung Fallmerayer's eine Wanderung nach dem Orient, auf der er Aegypten, Jeruſalem und Kanſtantinopel beſuchte. Im Herbſt 1837 ließ er ſich endlich an den Ufern des Lemanſees nieder, wa er auf ſeiner Villa Petit-Saconnex den Reſt ſeiner Tage verlebte. Er ſtarb hier 11. Febr. 1857. Bei Kulm wurde ihm 1835 ein Denkmal errichtet.

Oſtern, das Feſt der Auferſtehung Jeſu, hat wahrſcheinlich ſeine deutſche Benennung van dem Feſte der Oſtara, der Göttin der im Frühling wiederauflebenden Natur, welches die alten Sachſen zu derſelben Zeit zu feiern pflegten, in welche das chriſtl. Oſterfeſt fällt. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Chriſtenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Oſterwälder, Oſterberge und die Gebräuche des Oſterfeuers, der Oſtereier u. ſ. w. zuſammen. O. wurde in der alten Kirche acht Tage lang bis zum Sonntage Quaſimadogeniti feſtlich gefeiert, ſeit dem 11. Jahrh. aber beſchränkte man die Feier auf drei, in ſpäterer Zeit meiſt nur auf zwei Tage. Das Feſt galt ehedem als die beliebteſte Taufzeit. Man ſchloß die Gerichtshöfe, ſpendete Almoſen an Arme und Dürftige, denen man ſogar große Mahlzeiten in den Kirchen gab, ein Gebrauch, der zu großem Unfuge führte. Man ſchenkte ferner Sklaven die Freiheit und überließ ſich, da die Strenge der Quadrageſimalfaſten aufgehoben war, dem Genuſſe der Freude. Dies nannte man die Oſterfreude (Dominica gaudia), die aber in Ausſchweifungen ausartete, ſodaß man das Volk, das ſich am Oſterfeſte mit Spielen und Tänzen beluſtigte, auch durch Paſſen aller Art zu ergötzen ſuchte. Dies geſchah dann ſelbſt durch Geiſtliche van der Kanzel herab durch Erzählung von Märchen, welche die Zuhörer zum Lachen reizen konnten. Gegen dieſen Unfug, das Oſtergelächter (risus paschalis) genannt, erhoben ſich vornehmlich die kirchlichen Reformatoren des 16. Jahrh. mit Nachdruck und Erfalg. Während der ganzen Oſterwoche, d. i. in der Zeit vom Sonntage Palmarum bis zum Eintritt des Oſterfeſtes, wurde täglich Gottesdienſt gehalten; beſanders aber galten der Gründannerstag (feria quinta), Charfreitag (feria sexta) und der Oſterabend oder große Sabbat (feria septima) als wichtige Feſt- und Faſttage. Die Kirchen wurden geſchmückt, durch die große Oſterkerze (cereus paschalis) und viele andere Lichter erleuchtet; man begrüßte ſich an dem Oſtertage ſelbſt mit dem Oſterkuſſe und dem Zurufe: Surrexit! warauf der Begrüßte antwartete: Vere surrexit! Die Hauptfeier beſtand immer im Genuſſe des Abendmahls. Man begann auch das Kirchenjahr mit dem Oſterfeſte und nannte die demſelben varangehende Wache zur Erinnerung an Jeſu Leiden die Marterwache (hebdomas nigra). Die Nacht var dem Eintritte des Oſterfeſtes wurde in der alten Kirche wachend unter Gebeten bis zum Morgengrauen und Geſängen zugebracht (Oſtervigilien), eine Sitte, die aber ſpäter zu Ungebührlichkeiten Veranlaſſung gab, weshalb ſchan durch die Illiberitaniſche Synade (305) Frauen die Theilnahme an den Vigilien unterſagt ward. Dem Feſte folgte dann nach die Oſteractave, eine kirchliche Nachfeier, welche in der kath. Kirche noch jetzt beibehalten iſt, während die Oſtervigilien nur nach in den Klöſtern begangen werden. In Betreff der Zeit der Feier des Oſterfeſtes wurde ſeit der Mitte des 2. Jahrh. zwiſchen der orient. und occident. Kirche der heftige Oſterſtreit geführt. Die morgenländ. Chriſten wallten nämlich dieſes Feſt als Gedächtniß des letzten Mahles Chriſti zugleich mit dem jüd. Paſſah am 14. Niſan feiern (ſ. Paſſah), die Abendländer dagegen ahne Paſſahmahl und nur an einem Sonntage, als dem Auferſtehungstage Jeſu, begehen. Erſt auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa wurde dieſer Streit nach der Meinung der letztern entſchieden und jenen der Ketzername Quartadecimaner oder Teſſareskaidekaſiten beigelegt. Die Beſtimmung des Oſterfeſtes iſt für die ganze Feſtrechnung der Kirche ſehr wichtig, da ſich alle andern beweglichen Feſttage nach demſelben richten. Die Varſchrift, nach welcher es gegenwärtig berechnet wird, iſt falgende: Das Oſterfeſt wird immer an dem Sanntage gefeiert, der zunächſt auf den Frühlingsvallmond folgt, und wenn dieſer Vollmand ſelbſt auf einen Sanntag fällt, an dem nächſtfalgenden Sanntage. Unter dem Frühlingsvollmand aber verſteht man denjenigen, welcher entweder 21. März, an welchem Tage man den Anfang des kirchlichen Frühlings ſetzt, aber zunächſt nach demſelben eintritt. Der zur Beſtimmung des Oſterfeſtes dieneude Vollmond iſt aber nicht der aſtranamiſche aber wahre, ſondern der mittels der Epakte (ſ. d.) berechnete aber

mittlere Vollmond, der immer 14 Tage nach dem Neumonde, den Tag des Neumonds für den ersten gezählt, gesetzt wird. Diese alexandrinische Berechnungsweise ging durch Dionysius Exiguus (525) auch in die röm. Kirche über und wurde dann allmählich allgemein. Uebrigens soll man damit bezweckt haben, daß das christl. Osterfest nie mit jenem der Juden auf denselben Tag des Jahres fallen könne. Allein dasselbe fiel wirklich 1805 (14. April) und 1825 (3. April) mit dem jüd. Osterfeste auf denselben Tag und wird auch 1903 (12. April), 1923 (1. April), 1927 (17. April) und 1981 (19. April) mit jenem zusammenfallen. Das jüd. Osterfest fällt gewöhnlich in die Charwoche und nie vor dem 26. März und nach dem 25. April Gregorianischen Stils. Das christl. Osterfest hingegen kann nie vor dem 22. März und nie nach dem 25. April Gregorianischen Stils fallen. Auf den 22. März fiel O. 1761 und 1819, aber weder im gegenwärtigen noch im folgenden Jahrhundert wird sich dieser Fall wiederholen; auf den 23. März, wie 1845 und 1856, wird O. erst wieder 1913 fallen. Die spätesten O. in dem gegenwärtigen und kommenden Jahrhundert ereignen sich 1886 und 1943 am 25. April. 1859 fiel es auf den 24. April. Vgl. Paucker, «Die Osterrechnung» (Riga 1837).

Osterode, eine lebhafte Fabrikstadt in der Landdrostei Hildesheim des vormaligen Königreichs Hannover, im Fürstenthum Grubenhagen, liegt am romantischen Abhange des südl. Harzes im Thale der Söse, ist Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts und zählt 6225 E. (1864, gegen 5090 im J. 1861). Unter den öffentlichen Bauwerken sind das Schloß (früher Residenz der Fürsten von Grubenhagen), das Rathhaus und die angeblich 724 gegründete, 1578 erneuerte Johanneskirche bemerkenswerth. Auf dem Markte steht ein schöner Springbrunnen. Die Stadt besitzt ein Progymnasium und eine Gewerbschule. Aus dem großen Kornmagazin erhalten die Berg- und Hüttenleute der Umgegend Getreide für einen wohlfeilen und festen Preis geliefert. Die Woll-, Leinen- und Baumwollfabriken beschäftigen über 2000 Menschen. Die Bleiweiß-, Rollblei- und Schrotfabrik zum Scherenberge, $^1/_2$ St. von der Stadt, ist sehr bedeutend. Außerdem befinden sich in O. mehrere Säge-, Oel- und Kalkmühlen, ein ansehnlicher Kupferhammer mit Kupferwalzwerk, ferner Blechschmieden, Gerbereien u. s. w. Einen eigenthümlichen und einträglichen Erwerbszweig bildet die Verfertigung hölzerner Eimer. Bei der Stadt liegen reiche Gipsbrüche, in denen unter anderm auch das behufs der Papierfabrikation weithin versandte Annalin zubereitet wird.

Oesterreich, das Erzherzogthum, die Wiege und der Grundbestandtheil des Kaiserthums Oesterreich, begrenzt von Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark, Salzburg und Baiern, besteht aus zwei Kronländern, nämlich dem Lande unter der Ens oder Niederösterreich und dem Lande ob der Ens oder Oberösterreich. Mit dem letztern war in administrativer Hinsicht das Herzogthum Salzburg (s. d.) bis zum J. 1849 vereinigt. — O. unter der Ens (Nieder- oder Unterösterreich) hat ein Areal von $360^1/_{10}$ Q.-M. Der südl. Theil lehnt sich an die Norischen Alpen, deren Hauptkette mit den Wildalpen die Grenze erreicht, die Einsattelung des Semmering (s. d.) bildet und an dem 5496 F. hohen Wechselberg ihren östl. Eckpfeiler und im 6100 F. hohen Scheibwald ihren Culminationspunkt hat. An diese Hauptkette schließt sich am Preineck und Göller die nördl. Kette der Norischen Alpen an. Diese sendet mehrere Zweige gegen die Donau und erreicht ihre höchste Erhebung in dem 5969 F. hohen Großen Oetscher. Unter den Seitenästen hat der vom Gippelberge und vom Preineck bis an die Donau hinabziehende seine äußersten Grenzpfeiler in den beiden Kahlenbergen; ein großer Theil desselben ist unter dem Namen des Wienerwaldes, des cetischen oder Kahlengebirgs bekannt. Einer seiner Seitenzweige bildet gegen den Schwarzafluß den höchsten Berg Niederösterreichs, den dreigipfeligen, bis 6567 F. hohen Schneeberg. Im Südosten verbindet sich die südl. Kette der Norischen Alpen mit der Hauptmasse, und von hier an bilden sie gemeinschaftlich viele Verlängerungen, die theils längs der Leitha hinabziehen und hier an der ungar. Grenze sich als Leithagebirge erheben, theils allmählich sich gegen die ungar. Ebene abflachen. In die nördlich der Donau gelegenen Landestheile senden die böhm.-mähr. Gebirge viele niedrige Bergketten bis gegen die March und Donau. Man bemerkt hier den 3287 F. hohen Weinsberg bei Gutenbrunn, den 3354 F. hohen Peilstein und das Manhartsgebirge, dessen höchster Theil jedoch, der Große Manhartsberg, nur 1699 F. hoch aufsteigt. Das größte Thal ist das der Donau. Unter den Alpenthälern sind die vorzüglichsten das Ips-, das Erlaf-, das Lilienfelder- oder Trafenthal, das Schwarzathal mit dem romantischen Höllenthale, das Triesting- und Piestingthal; im nördl. Theile das Kamp-, Krems- und Thayathal. Von den Ebenen ist die größte an der Ostseite der Alpen, die sich unter dem allgemeinen Namen der «Fläche von Wien» von Nußdorf südwärts bis hinter Neunkirchen und das Leithagebirge erstreckt. Von großer Aus-

dehnung iſt am linken Ufer der Donau das Marchfeld; eine dritte Ebene bei Tuln und am rechten Ufer des Stroms iſt das 10 St. lange Tulnerfeld. Der fruchtbarſte Theil liegt in der Mitte des Landes, längs der Donau; im ganzen gehört auch der nordöſtl. Theil des Landes zu den lohnenden Landſtrichen. Weniger, hier und da gar nicht zur einträglichen Landwirthſchaft geeignet iſt der ſüdl. und nordweſtl. Theil, wiewol es ſelbſt da viele, jedoch immer nur einzelne fruchtbare Thäler gibt. Die unfruchtbarſten Strecken ſind außer den rauhen Alpengegenden die Neuſtädter Heide, in minderm Maße das Steinfeld, ein kleiner Theil des Marchfeldes und die Umgegend von Weitra. Der Hauptſtrom iſt die Donau; Nebenflüſſe derſelben ſind rechts die Ens, Ips, Erlaf, die Traſen oder Traiſen, die Wien, die Schwechat mit der Trieſting, die Pieſting und die Leitha; links die Krems, die Kamp und die March, der Grenzfluß gegen Ungarn, mit der Thaya. Unter den wenigen kleinen Alpenſeen ſind der Erlaſſee an der ſteiermärk. Grenze und der Lunzerſee in der Nähe des Oetſcherbergs bemerkenswerth. Unter den Mineralquellen ſind die warmen Schwefelquellen von Baden die berühmteſten; auch die Bäder zu Pirawart auf dem Marchfelde und von Deutſch-Altenburg ſind bekannt. Das Klima iſt im allgemeinen gemäßigt und geſund, beſonders im Donauthale und im Hügellande, obwol, namentlich im erſtern, großen Temperaturwechſeln ausgeſetzt. In der Mitte des Landes, zumal auf den Ebenen, auf den der Sonne ausgeſetzten Hügeln und Bergabhängen gedeiht die Weinrebe, während im Gebirge, ſowol im Süden als auch im Nordweſten, auch das Obſt nur ſpärlich fortkommt.

Die Bevölkerung, welche ſich nach der Zählung vom 31. Oct. 1857 auf 1,681697 Seelen (ohne Militär) belief, wird für Ende 1864 mit 1,753816 Seelen (866695 männlichen und 887121 weiblichen Geſchlechts) berechnet, welch letztere Ziffer einſchließlich des Militärs ſich auf 1,794000 Individuen erhöhen dürfte. Die Volksdichtigkeit, verglichen mit dem Flächeninhalte, iſt ſonach ſehr bedeutend, indem etwa 5000 Menſchen auf 1 Q.-M. leben. Die Bewohner ſind größtentheils Deutſche; nur an der Seite gegen Ungarn und Mähren wohnen etwa 20000 Slawen (Slowaken und Kroaten), und in der Hauptſtadt Wien iſt die Bevölkerung eine ſehr gemiſchte. Die Confeſſion iſt vorherrſchend die katholiſche. Für dieſe iſt das Land in zwei Diöceſen getheilt, in das Erzbisthum Wien und das Bisthum St.-Pölten, welche beide (1861) 902 Pfarreien und andere Seelſorgeſtationen, 1356 Weltgeiſtliche, 73 Stifter und Klöſter mit 1232 Mönchen und 752 Nonnen zählen. Zur evang. Kirche mögen ſich etwa 20000 bekennen (meiſtens Lutheraner), zur iſrael. Religion ungefähr ebenſo viel. In Wien leben auch einige wenige nichtunirte Griechen und Armenier. An Wohnorten gibt es 35 Städte, 227 Marktflecken, 4380 Dorfgemeinden, zuſammen mit (1857) 171493 Wohnhäuſern. Der Boden des Landes wird ſehr gut bewirthſchaftet. Von der geſammten Bodenfläche entfallen 146 Q.-M. auf das Ackerland, 115 auf Waldungen, 73 auf Gärten, Wieſen und Weiden, 8 auf das Weinland und nur 18 Q.-M. auf die unproductive Fläche, in welcher aber auch das Bauareal, die Straßen, Wege, Gewäſſer u. ſ. w. begriffen ſind. Die Fruchternten des Ackerlandes ergeben im zehnjährigen Durchſchnitte $2^{6}/_{10}$ Mill. öſterr. Metzen Roggen, $2^{1}/_{2}$ Mill. Metzen Hafer, 920000 Metzen Weizen und 860000 Metzen Gerſte. Buchweizen, Heidekorn, Hirſe und Hülſenfrüchte werden nur auf geringen Strecken, Mais (130000 Metzen) vorzugsweiſe auf dem Steinfelde gebaut. Der Rübenbau iſt wenig ausgedehnt, Kartoffeln (im zehnjährigen Durchſchnitt 2,740000 Metzen) werden am zahlreichſten in dem frühern Kreiſe Ober-Manhartsberg gezogen. Hier wird auch der meiſte Flachs gewonnen, obſchon deſſen Anbau mehr untergeordnet iſt. In verſchiedenen Gegenden wird der Bau einzelner Gemüſeſorten beſonders cultivirt, in der Umgegend von Krems der Senfbau. Der Obſtbau weiſt große Fortſchritte in Quantität und Qualität der Production nach. Der Weinbau iſt von beſonderer Wichtigkeit und ſein jährlicher Ertrag durchſchnittlich $1^{1}/_{2}$ Mill. öſterr. Eimer. Am geſchätzteſten ſind die Weine von Gumpoldskirchen, Böslau, Mailberg, Stinkenbrunn, Grinzing, Kloſterneuburg, Biſamberg, Weidling und Nußdorf. Von den Zweigen der landwirthſchaftlichen Thierproduction wird die Rindviehzucht am ſorgfältigſten betrieben. Im Oct. 1857 wurden in Niederöſterreich gezählt: 85602 Pferde, 368 Eſel und Maulthiere, 529199 Stück Hornvieh, 860000 Schafe, 39564 Ziegen und 444442 Schweine. Die Jagd iſt ſehr anſehnlich, indem ſich in den gebirgigen und waldreichen Theilen ein bedeutender Hochwild- und Rehſtand, in der Ebene Haſen und wildes Geflügel in Menge findet. Bezüglich der Fiſcherei iſt beſonders der Fang von Karpfen, Hechten u. ſ. w. in der Donau und der Fang von Forellen in den Gebirgswäſſern zu erwähnen. Trotz der großen Waldfläche wird der Bedarf des Landes an Brenn-, Bau- und Werkholz, wegen des großen Verbrauchs der Stadt Wien, nicht gedeckt. Der Bergbau geht auf Braun- und Steinkohlen (1865: 2,151298 Zollctr.), auf Eiſenerze, Antimon (bei Maltern)

und Graphit (1865: 10292 Zollctr.). Es beſtehen drei Hohöfen (bei Reichenau und Marbach), welche im J. 1865: 36739 Zollctr. (1864: 51520 Zollctr.) Friſch- und Gußroheiſen erzeugten. Die gewerbliche Induſtrie iſt höchſt mannichfaltig, beſonders in Wien, und Niederöſterreich gehört zu den induſtrielliſten Ländern des Kaiſerſtaats. Am bedeutendſten ſind die Induſtrie in Maſchinen (Wien und Wiener-Neuſtadt), die Verfertigung von Kutſchen, wiſſenſchaftlichen und muſikaliſchen Inſtrumenten (Wien), von Thonwaaren, die Eiſenmanufactur (Waidhofen an der Ips und Umgebung, Gaming, Scheibbs u. ſ. w.), die Fabrikation von Schloſſerwaaren, feuerfeſten Kaſſen und Schränken und Lampen (Wien), von Gold- und Silberwaaren (Wien), von Chemikalien (Wien und Umgebung), Kerzen, Seifen und Zündwaaren (Wien), die Bierbrauerei (Wien und Umgebung), die Branntweinbrennerei, die Fabrikation von Seidenwaaren, gemiſchten Wollſtoffen, Shawls und Teppichen (Wien), die Baumwollſpinnerei und Weberei, die Gerberei, die Fabrikation von Lederwaaren (Wien), von Papier, von Holzwaaren (Wien) u. ſ. w. Zur Förderung des höchſt lebhaften Handelsverkehrs dienen (1866) 60 M. Eiſenbahnen, 659 M. Land- und 54 M. Waſſerſtraßen, 91 M. Telegraphenlinien und die vielen Credit- und Handelsinſtitute in Wien. Für die geiſtige Bildung ſorgen die Univerſität und das Polytechniſche Inſtitut in Wien, 9 Gymnaſien, 3 Realgymnaſien, 9 ſelbſtändige Realſchulen, 1192 Volksſchulen (1864 mit 185405 Schülern beiderlei Geſchlechts), ferner 7 theol. Lehranſtalten, 1 Handels- und 1 Forſtakademie, 4 landwirthſchaftliche Schulen u. ſ. w. Wien (ſ. d.), als die Hauptſtadt des Reichs, iſt der Sitz vieler Gelehrten- und Kunſtanſtalten, wiſſenſchaftlicher Vereine u. ſ. w. Die Landesverfaſſung iſt auf die Landesordnung vom 26. Febr. 1861 gegründet. Der niederöſterr. Landtag beſteht aus dem Erzbiſchofe von Wien, dem Biſchofe von St.-Pölten, dem Rector der wiener Univerſität, dann aus 65 auf 6 J. gewählten Abgeordneten, und zwar aus 15 Abgeordneten des großen Grundbeſitzes, aus 25 Abgeordneten der Städte und Märkte, aus 4 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer und aus 21 Abgeordneten der Landgemeinden. Der Vorſitzende des Landtags iſt der Landmarſchall, welcher vom Kaiſer für jede Landtagsperiode ernannt wird. In das Abgeordnetenhaus des öſterr. Reichsraths entſendet Niederöſterreich 18 Mitglieder ſeines Landtags. Die innere Landesverwaltung wird von der Statthalterei in Wien geleitet. Niederöſterreich zerfällt in vier Kreiſe: Unter- und Ober-Wienerwald, Unter- und Ober-Manhartsberg. Obſchon dieſe Kreiseintheilung für die polit. Verwaltung 1860 aufgehoben wurde, ſo gilt ſie doch noch für die Juſtizpflege und lebt auch im Munde des Volks fort. Unter der Statthalterei ſtehen als polit. Unterbehörden der Magiſtrat von Wien und der Stadtrath von Wiener-Neuſtadt und 70 Bezirksämter, von denen 66 gleichzeitig mit der Rechtspflege (als gemiſchte Bezirksämter) betraut ſind. Den Bezirksämtern ſind die Vorſtände der Gemeinden (mit Ausnahme Wiens und Wieneriſch-Neuſtadts) untergeordnet, ſofern dieſen die Beſorgung gewiſſer Staatsgeſchäfte übertragen iſt (Gemeindeordnung vom 31. März 1864). Für die Finanzverwaltung iſt als Landesbehörde die Finanz-Landesdirection in Wien errichtet, und von dieſer reſſortiren 4 Steuercommiſſionen mit 70 Steuerämtern (für directe Steuern), 5 Finanz-Bezirksdirectionen mit 2 Hauptzollämtern und andern Behörden (für indirecte Abgaben). Die Rechtspflege wird in erſter Inſtanz von dem Landesgericht in Wien, von 4 Kreis- und 12 Bezirksgerichten und von den gemiſchten Bezirksämtern, in zweiter Inſtanz von dem Ober-Landesgericht in Wien, das ſeinen Sprengel auch über Oberöſterreich und Salzburg erſtreckt, gehandhabt. In dritter Inſtanz entſcheidet der oberſte Gerichtshof in Wien. In militäriſchen Angelegenheiten fungirt das Generalcommando in Wien als die obere Territorialbehörde für Nieder- und Oberöſterreich, Salzburg und (ſeit Sept. 1866) auch für Mähren und Schleſien. Zur kaiſerl. Armee ſtellt Niederöſterreich zwei Linien-Infanterieregimenter (und mit Oberöſterreich gemeinſchaftlich ein drittes), vier Jägerbataillone, ein Küraſſierregiment u. ſ. w. Das Landeswappen iſt ein blauer Schild mit fünf goldenen Adlern. Vgl. Blumenbach, «Landeskunde von O. unter der Ens» (2 Bde., 2. Aufl., Güns 1834—35); «Statiſt. Ueberſicht der wichtigſten Productionszweige in O. unter der Ens» (Wien 1855); «Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederöſterreich» (Wien 1865—67); «Statiſtik der Volkswirthſchaft in Niederöſterreich» (Wien 1867).

O. ob der Ens (Oberöſterreich) hat ein Areal von 217$^{9}/_{10}$ geogr. Q.-M. und eine Bevölkerung (Ende 1864, ohne Militär) von 719228 E. (355790 männliche und 363438 weibliche; nach der Zählung vom 31. Oct. 1857: 707450 E.). Das Land gehört zwei verſchiedenen Gebirgsſyſtemen an. Die nördl. Kette der Noriſchen Alpen tritt aus Salzburg in das Land, deſſen ſüdl. Hälfte erfüllend und bis zu unwirthlichen Felſenmaſſen, ewigem Schnee und Gletſchern aufſteigend. Hierher gehören das Hallſtätter Schneegebirge (bis 9300 F.) mit dem Dach-

ſtein und dem Thorſtein, die Gruppe des Großen Priel (7—8000 F.), das Höllengebirge, der Schafberg mit einem höchſt pittoresken Panorama u. ſ. w. Im Norden der Donau zieht das Böhmerwaldgebirge bis an das Thal dieſes Stroms herab, breitet ſich dann gegen Oſten aus, bildet aber nur kleinere Gebirgsmaſſen und Hügel. Ebenen hat das Land nur wenige, z. B. die Welſer Heide, die Linzer Ebene. Seinen fruchtbarſten Boden hat Oberöſterreich, wie Niederöſterreich, im Donauthale mit den einmündenden Nebenthälern. Am linken Ufer nimmt nordwärts die Fruchtbarkeit ab. Im weſtl. Theile der größern Südhälfte iſt in den höhern Gegenden der Boden ſteinig, aber durch den Fleiß der Bewohner faſt durchgängig fruchtbar gemacht. Gegen die Traun hin wird der Boden noch ergiebiger, wiewol es auch da mehrere minder einträgliche Landſtriche gibt, namentlich die Mooſe, von denen indeß einige nutzbar gemacht wurden. Der ſüdl. Theil zwiſchen Traun und Ens iſt Alpenland. Die höhern Gegenden der Gebirge ſind größtentheils kahl, die mittlern mit Waldungen bedeckt, welche in der Regel, von Wieſen und Weiden ſtellenweiſe unterbrochen, bis in die Thäler hinabreichen. Das Land iſt im ganzen ſehr waſſerreich und gehört, mit Ausnahme eines unbeträchtlichen Landſtrichs an der böhm. Grenze, zu dem Gebiete der Donau, die unterhalb Paſſau aus Baiern eintritt. In dieſelbe münden rechts der Inn mit der Salzach, die Traun, die Ens mit der Steyer. An der böhm. Grenze liegt der Schwarzenbergiſche Holzſchwemmkanal, welcher aus Böhmen herüberkommt und in die Große Mühl einmündet, ſodaß hier eine unmittelbare Verbindung mit der Moldau beſteht. Zahlreich ſind die Alpenſeen, wie der Traun- oder Gmundnerſee, der Hallſtätter-, der Atter- oder Kammerſee, der Mondſee, der Wolfgangſee u. a. Mineralquellen werden über 30 gezählt, aber außer den Solbädern von Iſchl ſind nur die Jodquellen von Hall in größerm Rufe. Das Klima iſt im ganzen gemäßigt, doch der vielen Schnee- und Eisgebirge und der höhern Lage wegen kälter als in Niederöſterreich, am mildeſten aber im Donauthale. Oberöſterreich iſt nur mäßig bevölkert, indem auf 1 Q.-M. 3300 Menſchen leben. Die Bewohner ſind durchgehends Deutſche und, mit Ausnahme von etwa 16000 Lutheranern, Katholiken, die unter dem Biſchofe von Linz ſtehen. Sie bewohnen 15 Städte, 99 Marktflecken und 6434 Dörfer. Hauptſtadt iſt Linz (ſ. d.). Die Landwirthſchaft ſteht hier auf einer noch höhern Stufe als im Lande unter der Ens. Etwa 20 Q.-M. des Areals ſind unproductiv, 77 Q.-M. kommen auf das Ackerland, 47 Q.-M. auf Wieſen und Weiden und 74 Q.-M. auf die Waldungen. Der Obſtbau iſt überall, wo ihn das Klima geſtattet, verbreitet. Der Weinbau iſt unbedeutend. Die Viehzucht liefert große, ſtarke Pferde (1857: 48739) und ſchönes, kräftiges Rindvieh (1857: 487994 Stück); Schafe ſind in der Anzahl von etwa 250000 vorhanden; an Schweinen wurden 1857 242557, an Ziegen 18277 gezählt. Der Bergbau geht auf Braun- und Steinkohlen und ergab an dieſen 1865 3,066779 Zollctr. Von großer Wichtigkeit iſt der Salinenbetrieb bei Iſchl und Hallſtadt im oberöſterr. Salzkammergut (ſ. d.), welcher 1865 1,001198 Zollctr. Sudſalz, 5283 Zollctr. Steinſalz und 86747 Zollctr. Induſtrialſalz lieferte. An Steinen und Erden iſt das Land reich. Erwähnenswerth ſind die Gipsbrüche bei Iſchl, die Mühlſteinbrüche zu Perg und Dachsberg, der Schleifſteinbruch in der Goſau und die berühmten Granitbrüche bei Mauthauſen. Die gewerbliche Induſtrie ſteht nicht auf der Höhe wie in Niederöſterreich. Von größerer Bedeutung ſind nur die Verfertigung von Eiſenwaaren, die in Stadt Steyer und Umgebung am ſchwunghafteſten betrieben wird, ſowie die Leinen- und Baumwollinduſtrie. Mit Erzeugniſſen dieſer gewerblichen Thätigkeiten, mit Holzwaaren, nutzbaren Steinen, Salz und Holz treibt das Land einen einträglichen, durch die Donau und die Kaiſerin-Eliſabeth-Weſtbahn, desgleichen durch gute Landſtraßen unterſtützten Handel. Von Lehranſtalten beſitzt das Land 496 Volksſchulen (1864 mit 74490 Schulkindern), 3 Gymnaſien, 2 ſelbſtändige Realſchulen, 1 Ackerbau- und 1 Handelsſchule, 2 theol. Lehranſtalten und eine Hebammenſchule. In der Landeshauptſtadt Linz beſtehen ein Muſeum und verſchiedene gemeinnützige Vereine. Die kath. Conſeſſion beſaß 1861 410, die evang. 12 Pfarreien und andere Seelſorgeſtationen; erſtere zählte ferner 733 Weltgeiſtliche, 35 Stifter und Klöſter mit 442 Mönchen und 296 Nonnen. Nach der Landesordnung vom 26. Febr. 1861 begreift der obderenſiſche Landtag 50 Mitglieder, nämlich den Biſchof von Linz und 49 auf ſechs Jahre gewählte Abgeordnete (10 vom großen Grundbeſitze, 17 von den Städten und Induſtrialorten, 3 von der Handels- und Gewerbekammer in Linz und 19 von den Landgemeinden). In das Haus der Abgeordneten des öſterr. Reichsraths entſendet der Landtag 10 Mitglieder. Das Gemeindeweſen des Landes hat durch die Gemeindeordnung vom 28. April 1864 eine neue Organiſation erhalten. Die Behörden ſind: für die polit. Verwaltung die Statthalterei in Linz, welcher die beiden Gemeindevorſtehungen in Linz und Steyer und 46 Bezirks-

ämter unterſtehen (die Kreisbehörden in den vier Kreiſen des Landes, dem Mühl-, Hausruck-, Traun- und Innkreiſe, wurden 1860 aufgehoben); für die Rechtspflege das Landesgericht in Linz, 3 Kreis-, 4 Bezirksgerichte und 42 gemiſchte Bezirksämter, ſämmtlich in erſter Inſtanz. Zweite Inſtanz iſt das Ober-Landesgericht in Wien. Für die Finanzverwaltung beſteht die Finanzdirection in Linz, von welcher 4 Steuercommiſſionen mit 45 Steuerämtern, 6 Finanzinſpectoren u. ſ. w. dependiren. In militäriſcher Hinſicht gehört das Land zum wiener Generalate. Oberöſterreich (mit Salzburg) ſtellt zum kaiſerl. Heere zwei Infanterieregimenter, drei Jägerbataillone, ein Küraſſierregiment u. ſ. w. Das Landeswappen iſt ein von Gold und Roth getheilter Schild, worin rechts ein ſchwarzer Adler und links zwei ſilberne Pfähle. Vgl. Pillwein, «Geſchichte, Geographie und Statiſtik des Erzherzogthums O. ob der Ens und des Herzogthums Salzburg» (5 Thle., Linz 1843).

Oeſterreich (Kaiſerthum). Das Kaiſerthum O., ein Continentalſtaat, in der Mitte von Europa zwiſchen 42° 10′ 5″ und 51° 3′ 27″ nördl. Br. und zwiſchen 27° 10′ und 44° 1′ 25″ öſtl. L. gelegen und ein zuſammenhängendes, abgerundetes Ganzes bildend, iſt im N. von Sachſen, Preußen und Rußland, im O. von Rumänien, im S. von Rumänien, Serbien, der Türkei, von Montenegro, dem Adriatiſchen Meer und Italien, im W. von Italien, der Schweiz, Liechtenſtein, dem Bodenſee und von Baiern begrenzt und zählt (abgeſehen von dem zufolge des Friedensvertrags vom 3. Oct. 1866 an Italien abgetretenen Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiche) auf einem Flächeninhalte von 11306 Q.-M. eine Bevölkerung (31. Dec. 1864, einſchließlich Militär, Fremde und Reiſende) von etwa $35^{3}/_{10}$ Mill. Seelen. Das Reich zerfällt in ſtaatsrechtlicher Hinſicht in zwei Ländergruppen: in die deutſch-ſlaw. und in die ungar. Gruppe. Die erſtere begreift ein Areal von $5452^{6}/_{10}$ Q.-M. und eine Bevölkerung von mehr als 20 Mill. und zerfällt in folgende Verwaltungsgebiete (Kronländer; Bevölkerung, ohne Militär, 31. Dec. 1864): 1) das Erzherzogthum O. unter der Ens oder Niederöſterreich, $360^{1}/_{10}$ Q.-M. und 1,753816 E.; 2) das Erzherzogthum O. ob der Ens oder Oberöſterreich, $217^{9}/_{10}$ Q.-M. und 719228 E.; 3) das Herzogthum Salzburg, $130^{2}/_{10}$ Q.-M. und 147191 E.; 4) das Herzogthum Steiermark, $407^{8}/_{10}$ Q.-M. und 1,087508 E.; 5) das Herzogthum Kärnten, $188^{4}/_{10}$ Q.-M. und 342469 E.; 6) das Herzogthum Krain, $181^{4}/_{10}$ Q.-M. und 473393 E.; 7) das Küſtenland, umfaſſend die Stadt Trieſt mit ihrem Gebiete, die gefürſtete Grafſchaft Görz und Gradiska und die Markgrafſchaft Iſtrien, $145^{1}/_{10}$ Q.-M. und 562875 E.; 8) die gefürſtete Grafſchaft Tirol und das Land Vorarlberg, $532^{7}/_{10}$ Q.-M. und 876890 E.; 9) das Königreich Böhmen, $943^{7}/_{10}$ Q.-M. und 5,107313 E.; 10) die Markgrafſchaft Mähren, $403^{5}/_{10}$ Q.-M. und 1,990755 E.; 11) das Herzogthum Schleſien, $93^{5}/_{10}$ Q.-M. und 487885 E.; 12) das Königreich Galizien und Lodomerien, $1425^{8}/_{10}$ Q.-M. und 5,102074 E.; 13) das Herzogthum Bukowina, $189^{8}/_{10}$ Q.-M. und 510634 E.; 14) das Königreich Dalmatien, $232^{4}/_{10}$ Q.-M. und 440705 E. Die ungar. Gruppe ($5853^{4}/_{10}$ Q.-M. und über 15 Mill. Seelen) begreift die Länder der ungar. Krone, nämlich: 15) das Königreich Ungarn, $3896^{3}/_{10}$ Q.-M. und 10,684354 E.; 16) das Königreich Kroatien und Slawonien, $350^{2}/_{10}$ Q.-M. und 952223 E.; 17) das Großfürſtenthum Siebenbürgen, $997^{5}/_{10}$ Q.-M. und 2,074457 E., und 18) die Militärgrenze, $609^{4}/_{10}$ Q.-M. und 1,119120 E.

Der Boden der Monarchie iſt meiſtens gebirgig oder bergig. Im Südweſten erheben ſich die Alpen (ſ. d.), welche Tirol und Vorarlberg, Salzburg, die ſüdlich von der Donau gelegenen Theile O.s ob und unter der Ens, Steiermark, Kärnten, Krain und Görz mit ihren Gebirgsmaſſen erfüllen, ſich ſelbſt bis nach dem weſtl. Ungarn, nach Kroatien und Slawonien erſtrecken und ihre höchſten Punkte im 12059 par. F. hohen Orteler (in Tirol) und im 11980 F. hohen Großglockner (an der kärnten-ſalzburger Grenze) erreichen. Im ſüdl. Krain ſchließen ſich ihnen die Kalkgebirge des Karſt an, welche in einer Höhe von 4—5000 F. durch das Küſtenland, die Militärgrenze und Dalmatien nach der Türkei ziehen. Im Oſten dehnen ſich in bogenförmiger Richtung über Schleſien und Mähren, Galizien, Ungarn, die Bukowina und Siebenbürgen bis nach der Militärgrenze die Karpaten (ſ. d.) aus, welche in den Granitkoloſſen der Tatrakette, im Eisthaler Thurm und in der Lomnitzer Spitze bis 8034 F. und 7943 F. emporſteigen. Der Nordweſten endlich wird von den Sudeten (in Mähren, Schleſien und Böhmen) erfüllt, welche im Rieſengebirge (in der Schneekoppe) ihren höchſten Punkt von 5000 F. haben und mit dem Erz- und Fichtelgebirge ſowie mit dem Böhmerwalde (ſämmtlich in Böhmen) in Verbindung ſtehen. Die größten Ebenen ſind in Ungarn (die große ungar. Ebene, 1700 Q.-M.) und in Galizien. Der Boden des Kaiſerſtaats iſt ſehr gut bewäſſert. Hauptſtromſyſteme mit ſchiffbaren Nebenflüſſen bilden die Donau, 183 M. lang von Paſſau

bis Orsowa das Reich durchströmend, mit dem Inn, der Traun, Ens, Leitha, Raab, Dran, Save, March, Waag, Gran, Theiß (mit der Maros), Bega und Temes; die Weichsel mit dem Dunajec, dem San und Bug; die Elbe mit der Moldau und Eger. Ohne schiffbare Nebenflüsse sind der Dnjestr und die Etsch. Der Rhein bespült O. nur auf einer Strecke von $3\frac{1}{2}$ M. Schiffbare Küstenflüsse des Adriatischen Meeres sind der Isonzo, die Zermagna, Kerka, Cettina und Narenta. An schiffbaren Kanälen sind zu nennen: in Ungarn der Bacser und Franzenskanal zwischen der Donau und Theiß, und der Begakanal zwischen Bega, Temes und Theiß; in Niederösterreich der Wiener-Neustädterkanal. O. besitzt viele Binnenseen; namentlich sind die Alpen und Karpaten sehr reich an Bergseen. Der bedeutendste See ist der Plattensee in Ungarn (24 Q.-M.); der Neusiedlersee ebendaselbst ist 1866 verschwunden und völlig ausgetrocknet. Der Czirknitzersee (3 Q.-M.) in Krain ist durch sein periodisches Ablaufen merkwürdig. Moräste finden sich hauptsächlich in Ungarn. Die Zahl der Teiche, deren es in Böhmen sehr viele gibt, hat man in der neuesten Zeit bedeutend vermindert.

Das Klima ist in den österr. Ländern im allgemeinen sehr günstig, aber wegen der großen Ausdehnung des Staats und bei der erheblichen Abwechselung in Form und Beschaffenheit der Oberfläche sehr verschieden. In der südl. oder wärmsten Region, von 42 bis 46° nördl. Br., reifen in bessern Gegenden der Reis, die Olive und Südfrüchte und kommen überall Mais und Wein vor. Die mittlere oder gemäßigte Region, von 46—49°, welche die größte Ausdehnung und die abwechselndste Bodenbeschaffenheit hat, erzeugt Wein, Mais und Getreide in Menge, zeigt aber in der mittlern Wärme gegen Osten eine Abnahme. In der nördl. oder kühlen Region, über 49° hinaus, kommen, mit Ausnahme weniger günstigen Lagen, weder Mais noch Wein fort, wogegen Getreide, Obst, Flachs und Hanf bestens gedeihen. Die mittlere Jahrestemperatur ist in Triest 11,69° R., in Wien 8,08, in Lemberg 5,59° R. Im allgemeinen ist der Boden des Kaiserstaats von ausnehmender Fruchtbarkeit, obschon in Hinsicht der einzelnen Landestheile ein sehr ungleiches Verhältniß obwaltet. Naturerzeugnisse hat O. in der größten Fülle und Verschiedenartigkeit aufzuweisen, sodaß es einer der gesegnetsten Staaten Europas genannt werden kann. Kein europ. Staat besitzt so viele Heil- und Mineralquellen und Gesundbrunnen als der österreichische, im ganzen über 2800, von denen die meisten in Böhmen und Ungarn liegen. Die renommirtesten sind die muriatisch-alkalischen Glaubersalzthermen und Säuerlinge in Karlsbad, die Säuerlinge in Marienbad (glaubersalz- und eisenhaltig), Franzensbad (eisenhaltig und muriatisch-alkalisch), Rohitsch (salinisch-alkalisch), Gleichenberg (muriatisch-alkalisch) und Balaton-Füred (salinisch); die Natronsäuerlinge in Bilin (magnesiahaltig) und Luhatschowitz (iod- und bromhaltig), die Jodquellen zu Hall in Oberösterreich, die Bitterwässer von Püllna und Seidschitz, die salinischen Thermen und Bitterwässer in Gran, die Thermen (Schwefelquellen und erdig-alkalische Säuerlinge) und Bitterwässer in Ofen, die Thermen in Wildbad-Gastein (indifferent), Teplitz in Böhmen (alkalisch-indifferent) und Mehadia (muriatisch und schwefelig), die Schwefelquellen zu Baden in Niederösterreich und Pistjan, die Solbäder in Ischl u. s. w.

Die Bevölkerung im gegenwärtigen Umfange der österr. Monarchie stieg von 26,2 Mill. Seelen im J. 1818 auf 32,3 Mill. im J. 1857 (letzte wirkliche Volkszählung vom 31. Oct.). Für den 31. Dec. 1864 wird dieselbe vom Statistischen Bureau in Wien mit 35,2 Mill. Seelen berechnet, sodaß sich von 1818—64 eine jährliche Bevölkerungszunahme von 0,78 Proc. herausstellt. Wie in den meisten europ. Staaten wird auch in O. das männliche Geschlecht von dem weiblichen an Zahl übertroffen, und es entfallen hier derzeit auf 1000 männliche Individuen 1013 weibliche; nur in der Militärgrenze und in Dalmatien macht sich ein Uebergewicht des männlichen Geschlechts geltend. Die Volksdichtigkeit ergibt als Durchschnittsziffer für den ganzen Staat 3122 Seelen auf 1 Q.-M.; sie nimmt in der Richtung von Westen gegen Osten ab. Am dichtesten sind Böhmen (5410 E. auf 1 Q.-M.), Schlesien (5191), Mähren (4928) und Niederösterreich (4872) bevölkert, am dünnsten die eigentlichen Alpenländer, die Militärgrenze und Dalmatien. Die geringste Volksdichtigkeit hat Salzburg, wo nur 1128 Menschen auf 1 Q.-M. leben. Betreffs der Wohnplätze gab es nach der letzten Zählung vom 31. Oct. 1857: 847 Städte, 2099 Marktflecken und 63756 Dörfer, zusammen mit 4,954651 Wohnhäusern. Man zählt im ganzen 4 Gemeinden mit mehr als 100000 E., 6 Gemeinden mit 50—70000, 21 Gemeinden mit 20—50000 und 89 Gemeinden mit 10—20000 E. Die bevölkertste Stadt ist die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, welche, einschließlich der zu ihrem Polizeirayon gehörigen Ortschaften, Ende 1864 eine Volksmenge von etwa 750000 Menschen besaß. Von den Staaten Europas weist keiner, nächst dem russischen, eine solche Mannichfaltigkeit der Bevölkerung hinsichtlich der Abstammung und Sprache nach als O. Die Slawen,

über 16 Mill. Köpfe (Ende 1864) oder 45 Proc. der Geſammtbevölkerung, bilden wol die zahlreichſte aller Nationen der Monarchie und die Hauptmaſſe der Bevölkerung in Böhmen, Mähren, Krain, Galizien, Dalmatien, Kroatien und Slawonien, in der Militärgrenze, in Nordungarn und die Hälfte der Bevölkerung in Schleſien und der Bukowina. Sie haben aber nur ſcheinbar das Uebergewicht im Kaiſerſtaate, da keiner der übrigen Hauptſtämme in eine ſo große Anzahl von Völkerſchaften, die an Sprache, Religion, Bildung und Geſittung voneinander ſo verſchieden, zerſplittert iſt. Dieſe Völkerſchaften ſind die nordſlaw. Czechen, Mähren und Slowaken (mehr als $6\frac{1}{2}$ Mill.), die Ruthenen (nahezu 3 Mill.) und Polen (2,380000), die ſüdſlaw. Slowenen (über $1\frac{2}{10}$ Mill.), Kroaten und Serben (über $2\frac{9}{10}$ Mill.) und Bulgaren (26500). Die Deutſchen, gegen $8\frac{4}{5}$ Mill. oder 25 Proc. der Geſammtbevölkerung, ſind in der ganzen Monarchie verbreitet. Sie bewohnen Deutſchöſterreich, d. i. die zum frühern Deutſchen Bunde gehörigen Länder, nämlich beide Ensländer, Salzburg, den größten Theil von Steiermark und Kärnten, faſt ganz Tirol, Vorarlberg, große Theile Böhmens und Mährens, den ganzen Weſten von Schleſien, Theile Krains und des Küſtenlandes; zahlreich ſind ſie auch in Ungarn und Siebenbürgen. Magyaren oder Ungarn ($5\frac{4}{10}$ Mill. oder 15 Proc.) bilden die Hauptbevölkerung des Königreichs Ungarn und des öſtl. Theils von Siebenbürgen. Dem ital. Stamme, welcher mit dem ihm verwandten friauliſchen in Görz und Gradiska gegen 600000 Menſchen in der Monarchie begreift, gehören die Bewohner Südtirols und verſchiedene Theile des Küſtenlandes und Dalmatiens an. Die ebenfalls der roman. Völkerfamilie angehörigen Ladiner wohnen in der Zahl von 15000 in drei tirol. Thälern. Dagegen halten die Oſtromanen oder Romanen im engern Sinne (Rumänen, Walachen und Moldauer) faſt die ganze Oſtgrenze des Reichs beſetzt (etwa 2,884000 Köpfe), in Siebenbürgen mehr als die Hälfte der Bevölkerung bildend und ſich außerdem im ſüdöſtl. Theile Ungarns, in der Bukowina und der banatiſchen Militärgrenze ausbreitend. Sehr beträchtlich iſt die Zahl der Iſraeliten (über 1,100000), beſonders in Galizien, Ungarn, Böhmen und Mähren. Kleinere Stämme ſind die Albaneſen (3500) in Dalmatien und der Militärgrenze, die Griechen und Macedo-Walachen (3100) in verſchiedenen Handelsſtädten, die Armenier (17000) in Siebenbürgen, Ungarn, Galizien und der Bukowina, und die Zigeuner (über 150000), am meiſten in Ungarn und Siebenbürgen. In einigen größern Handelsſtädten leben endlich noch wenige osman. Türken (in Wien, Trieſt) und ſonſtige Fremde. Bezüglich der Confeſſionen umfaßt die kath. Kirche den bei weitem größern Theil der Bevölkerung. Es gehören ihr (Ende 1864) mehr als 27 Mill. Bewohner oder gegen $\frac{4}{5}$ der effectiven Geſammtbevölkerung an; davon ſind etwa $23\frac{2}{10}$ Mill. Katholiken des lat. Ritus, $3\frac{9}{10}$ Mill. vom griech. Ritus (unirte Griechen, beſonders in Galizien und Siebenbürgen, in Ungarn) und 10000 vom armen. Ritus (unirte Armenier). Die röm.-kath. Kirche hat in der Monarchie 14 Erzbisthümer (darunter 11 vom lat. Ritus: zu Wien, Salzburg, Görz, Prag, Olmütz, Lemberg, Zara, Gran, Erlau, Kaloeſa und Agram; 2 vom griech. Ritus: zu Lemberg und Blaſendorf in Siebenbürgen; 1 vom armen. Ritus: zu Lemberg), 47 Bisthümer (worunter 7 vom griech. Ritus) und 4 Generalvicariate, ferner (1861) 15198 Pfarreien und andere Seelſorgeſtationen, 24784 Weltgeiſtliche, 911 Klöſter mit 8531 Mönchen und 3800 Nonnen. Die griech.-orient. (griechiſch-nichtunirte) Kirche zählt etwa $3\frac{2}{10}$ Mill. Bekenner; ſie iſt vorherrſchend in der Bukowina und der Militärgrenze und ſonſt ſtark vertreten in Siebenbürgen, Ungarn, Kroatien und Dalmatien. Dieſe Kirche unterſteht in O. den beiden Erzbiſchöfen und Metropoliten zu Karlowitz und Hermannſtadt und 10 Biſchöfen, und hat etwa 3600 Pfarreien mit 3800 Weltprieſtern und 40 Klöſter mit 2—300 Mönchen. Die evang. Kirche hat in Ungarn und Siebenbürgen, nächſtdem in Böhmen, Mähren und Schleſien die meiſten Anhänger. Im ganzen bekennen ſich zu ihr etwa $3\frac{1}{2}$ Mill. Seelen (über $\frac{3}{5}$ reformirt, gegen $\frac{2}{5}$ lutheriſch). Sie hat ungefähr 3000 Pfarreien und 3500 Geiſtliche, und als oberſte Kirchenbehörden in den deutſch-ſlaw. Ländern den Oberkirchenrath Augsburgiſcher und Helvetiſcher Confeſſion mit fünf luth. und drei reform. Superintendenzen, in Ungarn fünf luth. und vier reform. Superintendenturen, in Siebenbürgen das Landesconſiſtorium Augsburgiſcher Confeſſion in Hermannſtadt und das Oberconſiſtorium Helvetiſcher Confeſſion in Klauſenburg. Sonſt gibt es in der Monarchie etwa 55000 Unitarier (größtentheils in Siebenbürgen), 5000 gregorianiſche Armenier, 5000 andere Chriſten (Lippowaner in der Bukowina, Mennoniten in Galizien und Anglikaner), die bereits erwähnten Iſraeliten und Mohammedaner. Die Bewegung der Bevölkerung iſt nach den einzelnen Ländern ſehr verſchieden. In der geſammten Monarchie (excluſive Militär) fanden im J. 1864 285628 Trauungen ſtatt und wurden gezählt 1,426906 Geburten

(inclusive Todtgeborenen; 736053 männliche und 690853 weibliche, 1,262345 eheliche und 164561 uneheliche) und 1,101266 Sterbefälle (ohne die Todtgeborenen; 568973 männliche und 532293 weibliche).

Unter den Nahrungsquellen der Einwohner ist die Landwirthschaft die weitaus wichtigste, indem bei ihrem Betriebe ungefähr drei Viertheile der Bevölkerung (die Familienglieder der Grundbesitzer und deren Hülfsarbeiter und Gesinde eingerechnet) ihre Beschäftigung unmittelbar oder mittelbar finden, obschon derselbe nur in einigen Ländern, wie namentlich in Böhmen, Mähren, Schlesien, Nieder- und Oberösterreich, rationell und in Vollkommenheit gepflegt wird. Der ganze productive Boden beläuft sich auf 9821 Q.-M. (fast 87 Proc. des Gesammtareals), wovon 3511 Q.-M. auf das Ackerland, 110 auf das Weinland, 1385 auf Wiesen und Gärten, 1575 auf Weiden und 3240 Q.-M. auf Waldungen entfallen. In der Monarchie werden alle europ. Getreidepflanzen cultivirt, und der Ertrag, welcher im jährlichen Durchschnitte 330 Mill. österr. Metzen erreicht, ist so lohnend, daß selbst große Mengen ausgeführt werden. Im allgemeinen ist die verbesserte Dreifelder- und die Fruchtwechselwirthschaft am gewöhnlichsten. Die größte Production an Weizen, Roggen, Gerste und Hafer haben Ungarn, Böhmen, Galizien, Mähren und Niederösterreich. Mais wird am meisten in den ungar. Ländern, in Steiermark und der Bukowina, etwas Reis in einigen Gegenden des Küstenlandes und Südungarns; Kartoffeln (im ganzen 120 Mill. Metzen) werden besonders in den nördl. Ländern, Hülsenfrüchte und Gemüse zumal in den erstgenannten Ländern, Runkelrüben in Ungarn, Böhmen, Galizien, Mähren und Schlesien gebaut. Der Anbau von Flachs und Hanf ergibt jährlich 3 Mill. Zollctr., deckt aber damit nicht den Bedarf. Der Tabak bildet einen Monopolsgegenstand des Staats und darf nur in den ungar. Ländern, in Galizien und Tirol angebaut werden; im ganzen beträgt die jährliche Erzeugung über 1 Mill. Zollctr. Die Hopfencultur ist für Böhmen von größter Wichtigkeit und liefert im ganzen jährlich 100000 Zollctr. Sowol diese als auch der Anbau von Raps und Oelsaat geben Exportartikel ab. Andere Handelspflanzen sind Safran, Senf, Pfeffer, Krapp, Kümmel, Waid, Cichorie, Mohn u. s. w. In neuester Zeit wird auch die Baumwolle in Dalmatien gezogen. In den österr. Ländern gedeihen alle mitteleurop. Obstsorten auf das beste und in einigen südl. Landestheilen selbst Südfrüchte (Citronen, Orangen, Feigen und Mandeln in Südtirol, Dalmatien und dem Küstenlande, Dattelpalmen und Granatäpfel in Dalmatien). Am ergiebigsten ist der Obstbau in Böhmen, Mähren, in beiden Ensländern, in Steiermark, Kärnten und Tirol, sowie in den ungar. Ländern, in welchen sogar Kastanien in ganzen Wäldern fortkommen. In Oberösterreich, Kärnten und andern Ländern erzeugt man Obstwein (Cider), in Slawonien und Ungarn Pflaumenbranntwein (Sliwowitz) in Menge. Die Olive wächst in Dalmatien, auf den Quarnerischen Inseln und im Küstenlande. Der Weinbau ist einer der hervorragendsten Zweige der österr. Landwirthschaft. Derselbe liefert jährlich 36 Mill. österr. Eimer, wovon man viel ausführt, und wird in allen Kronländern, mit Ausnahme von Schlesien, Galizien und Salzburg, betrieben. Ungarn ist das Hauptland für diesen Culturzweig, indem es nicht nur die edelsten Weine erzeugt, sondern auch mehr als die Hälfte der Gesammtproduction liefert. Der Graslandbau ist besonders in den Alpenländern von großer Bedeutung. Die Viehzucht steht in den verschiedenen Ländern der Monarchie auf sehr verschiedener Stufe; ist sie auch in einigen gut, ja vortrefflich, so ist sie wieder in andern ganz vernachlässigt. Doch zeigt sich der Viehstand sehr bedeutend und ergibt in allen Theilen, mit Ausnahme der Schweinezucht, namhafte Ausfuhrartikel. Nach der Viehaufnahme vom 31. Oct. 1857 wurden im gegenwärtigen Umfange der Monarchie gezählt: 3,389876 Pferde, 77661 Esel und Maulthiere (besonders in Dalmatien und dem Küstenlande), 13,660322 Stück Rindvieh, 29,200000 Schafe, 1,458591 Ziegen und 7,914855 Schweine. Auf die Pferdezucht wird in den meisten Kronländern viel Sorge verwendet. Dieselbe ist von der größten Bedeutung auf den ausgedehnten Puszten Ungarns, wo große Pferdeheerden in wildem Zustande unter Aufsicht eigener Pferdehirten (Csikos) weiden. Es sind bisjetzt nahe an 50 klimatische und Zuchtvarietäten von Pferden im Kaiserreiche bekannt, worunter es manche vortreffliche (arabischer und berberischer Abkunft) gibt. Die schönsten Pferde findet man in Siebenbürgen und der Bukowina, die größten und stärksten in Salzburg, die ausdauerndsten und behendesten in Ungarn. Außer den vielen Gestüten und militärischen Remontirungsanstalten erscheinen die öffentlichen Pferderennen, welche jährlich in Wien, Pardubitz, Lemberg, Pesth und Klausenburg abgehalten werden und mit Preis- und Prämienvertheilungen verbunden sind, als wesentliche Förderungsmittel für diesen Zweig der Thierzucht. Von großem Belange, obwol nur in einzelnen Gegenden, namentlich den Alpen, rationell betrieben, ist die über alle Kronländer verbreitete Rindviehzucht. Ausgezeichnet schöne

Rassen finden sich nur in den eigentlichen Alpenländern vor, wo die Zucht durch die Alpenwirthschaft, von der übrigens eine Abart auf den Karpoten Mährens und Schlesiens vorkommt, sehr begünstigt wird. Ungarn und Galizien liefern das beste und meiste Schlachtvieh; in Siebenbürgen zieht man Büffel. Sehr ansehnlich ist die Milchwirthschaft, und man producirt die verschiedensten Käsearten von der besten Gattung. Die Schafzucht ist einer der Glanzpunkte der landwirthschaftlichen Thätigkeit. Mit Ausnahme von Krain, dem Küstenlande, Dalmatien und der Militärgrenze wird auf sie überall mehr oder weniger Sorgfalt verwendet; die feinste Wolle liefern Mähren und Schlesien, dann Böhmen, Nieder- und Oberösterreich und Ungarn. Die Ziegenzucht ist am bedeutendsten in den gebirgigen Landstrichen, die Schweinezucht in den ungar. Ländern und in Siebenbürgen. Die Federviehzucht ist über alle Länder ausgebreitet. Die Bienenzucht zeigt sich nur hier und da von Belang, ohne den innern Bedarf an Honig und Wachs zu decken. Die Seidenraupenzucht wird in Südtirol, minder in dem Küstenlande, den ungar. Ländern und in Dalmatien betrieben. O. ist ungemein reich an Waldungen, welche außer dem Holze, einem der bedeutendsten Handelsartikel, das Material zu mancherlei Nebenproducten, wie Pottasche, Horz, Theer, Terpentin, Holzkohlen, Gerberlohe, Knoppern u. s. w. liefern. Eine geregelte Forstcultur fehlt aber noch in einem großen Theile der Monarchie, obschon das Forstgesetz vom 3. Dec. 1852 zweckmäßige Anordnungen in dieser Beziehung enthält. Die gesammte Holzproduction ist mit 30 Mill. wiener Klaftern (à 82,94 par. Kubikf.) jährlich anzusetzen. Bei dem großen Forstbestande ist auch die Jagd sehr ergiebig, namentlich in den Sudeten- und Karpatenländern. Von wilden Thieren finden sich Bären in den Karpoten und Alpen, ja selbst im Küstenlande und in Dalmatien, Wölfe in Ungarn, Kroatien, Slawonien, Siebenbürgen, Galizien, in der Bukowina, in Dalmatien und dem Küstenlande, Luchse in Slawonien, Füchse überall. Fast in allen Flüssen und Landseen betreibt man die Fischerei mit bestem Erfolge; die Teichwirthschaft dagegen hat sich in neuester Zeit sehr verringert. Die Seefischerei bietet für viele Bewohner Dalmatiens und Istriens einen wesentlichen Erwerb. Als allgemeine Förderungsmittel der land- und forstwirthschaftlichen Thätigkeit sind zu betrachten die vielen Vereine, entweder für die gesammte Bodencultur oder für einzelne Theile derselben. Dem landwirthschaftlichen Creditwesen sind gewidmet die Allgemeine Oesterreichische Bodencreditanstalt in Wien (1864 gegründet mit einem Actienkapital von 24 Mill. Fl. österr. Währung in Silber), das Ungarische Bodencreditinstitut in Pesth (ein Creditverein mit haftboren Kapitaleinlegern, 1863 gegründet), die Hypothekenbank des Königreichs Böhmen in Prag (Landesanstalt, 1864 gegründet), der Galizische Landescreditverein in Lemberg (gibt Darlehen auf landtäfliche Güter, seit 1841), die Hypothekaradtheilung der österr. Notionalbank, die mit der Sparkasse in Gratz verbundene Hypothekenbank, die landwirthschaftliche Creditabtheilung der böhm. Industrie- und Productenhalle, die Landwirthschaftliche Bank für den kleinen Grundbesitz in Galizien, die Landwirthschaftliche Creditbank für Böhmen und die Hypothekenbank in Galizien. Die drei letztgenannten Anstalten waren Frühjahr 1867 erst in der Bildung begriffen.

An Mannichfaltigkeit der Producte des Mineralreichs, worin Böhmen, Ungarn, Steiermark, Kärnten und Tirol die obersten Stellen einnehmen, wird O. von keinem europ. Staate übertroffen. Der Bergbau ward daher schon seit mehrern Jahrhunderten mit besonderer Vorliebe betrieben und durch die Fürsorge der Regierung unterstützt. Außer Platina fehlt keins der nutzbaren Metalle, aber die Lagerstätten derselben wie anderer Mineralien wurden bisher noch nicht gehörig ausgebeutet. Die Berg- und Hüttenwerke sind theils Staats-, theils Privateigenthum. Der Geldwerth ihrer Erzeugnisse (mit Ausschluß jener der Raffinirwerke) wurde 1864 auf 81 Mill. Fl. österr. Währung angeschlagen, wovon 36 Mill. auf die Salinen kamen; die Zahl der Arbeiter betrug 126800. Gold (in einer Gesammtmenge von 3648 Münzpfd. 1865) liefern Siebenbürgen und Ungarn, in geringer Quantität auch Salzburg und Tirol, Silber (81700 Münzpfd. 1865, 81926 Münzpfd. 1864) dieselben Länder und Böhmen. Der Bergbau auf Quecksilber gewann in O. erst mit der Entdeckung dieses Metalls zu Idria in Krain einen Aufschwung; auch in Ungarn und Siebenbürgen wird solches gefunden. Die ganze Quecksilberproduction erreichte 1864 5661 Zollctr. Kupfer (1864 52894 Zollctr. Rohkupfer) wird am meisten in Ungarn gewonnen, dann in Tirol, Siebenbürgen und Salzburg, in geringern Mengen in der Bukowina, der Militärgrenze, in Kroin und Böhmen, welches letztere Land in O. ausschließlich Zinn (1861 1124, 1865 417 Zollctr.) liefert. Die wichtigsten Zinkgruben besitzt Westgolizien, obschon auch solche in den Alpen und in Kroatien vorhanden sind; die Production von Rohzink betrug 1865 37476 Zollctr. Die reichsten Bleigruben liegen in Kärnten, dem-

nächst in Ungarn; sonst wird auf Bleierze in Krain, Tirol, Böhmen, Siebenbürgen u. s. w. gebaut. 1864 belief sich die Production an Blei und Glätte auf 149149 Zollctr. Der hervorragendste Zweig des österr. Erzbergbaues ist aber der auf Eisen, an welchem, außer Oberösterreich, dem Küstenlande und Dalmatien, alle Kronländer theilnehmen, vorzüglich aber Steiermark, Kärnten, Ungarn, Böhmen und Mähren. Die Gesammtausbeute an Roheisen betrug 1863 7,132000, 1864 6,380566 Zollctr. Gleichwol entspricht diese Production dem Bedürfnisse noch immer nicht. Weder genügen die Erzeugungsmengen, noch sind die Preise denen des Auslandes gegenüber geeignet, eine ausgiebige Entfaltung der Industrie in Roheisen zu befördern. Antimon wird in Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen, Arsenik in Salzburg, Böhmen und Schlesien, Nickel in beiden ersten Ländern und Steiermark, Schwefel (1865 36347 Zolletr.) hauptsächlich in Galizien, dann in Böhmen und Ungarn, Alaun- und Vitriolschiefer in Böhmen, Ungarn, Mähren und Steiermark, Chromerz in der Militärgrenze und in Steiermark, Uran- und Wolframerz in Böhmen, Braunstein in Ungarn, Böhmen und Krain, Graphit (1865 149732 Zollctr.) am meisten in Böhmen und Mähren, dann in Niederösterreich, Steiermark und Kärnten, Asphalt in Tirol und Dalmatien, Bergöl in Galizien und Kroatien gewonnen. Die Monarchie besitzt unerschöpfliche Kohlenlager, aber sie sind noch nicht einmal genau durchforscht, und von den bekannten ist ein höchst bedeutender Theil noch nicht in Anbau gesetzt. Sie vertheilen sich, mit Ausnahme Salzburgs und der Bukowina, auf alle Kronländer; die reichsten jedoch finden sich im böhm.-mährischen Gebirgssysteme. Die österr. Alpen, wiewol ärmer an fossilen Kohlen, enthalten dennoch in den Mulden, welche Tertiärgebilde ausfüllen, mächtige Ablagerungen von Braun- und Steinkohlen. Die Kohlengewinnung hat sich von kaum 4 Mill. Zollctr. 1831 auf $101^{4}/_{10}$ Mill. Zollctr. 1865 erhöht. Weltbekannt ist O.s Reichthum an Salz. Steinsalz findet sich in unermeßlichen Lagern zu beiden Seiten der Karpaten, namentlich in Wieliczka und Bochnia in Galizien, in der ungar. Marmaros und in Siebenbürgen. Sudsalz wird in eigenen Staatssiedereien aus künstlich gewonnener Sole im oberösterr., salzburg. und steiermärk. Salzkammergute und in Tirol sowie aus natürlichen Salzquellen an der Nordseite der Karpaten und in Soovár in Ungarn gewonnen. Die erstern sind zu Hallstatt, Ischl, Ebensee, Aussee, Hallein und zu Hall in Tirol belegen, und bei ihnen finden sich zugleich auch Salzberge. Seesalz wird in der Staatssaline zu Stagno in Dalmatien und in verschiedenen Privatsalinen an der istrischen und dalmatischen Küste gewonnen. Die gesammte Salzproduction beträgt 7—8 Mill. Zolletr. (1865 7,540000 Zolletr.). An nutzbaren Erden, an Bau- und Bruchsteinen u. s. w. ist der größte Ueberfluß; so an allen Gattungen von Thon bis zur edeln Porzellanerde, desgleichen an Marmor, Gips, Kreide u. s. w. Erwähnenswerth sind auch der Lepidolith Tirols und besonders Mährens als einer der schönsten der Erde, der Asbest in Oberösterreich, Tirol und Ungarn, der Bergkrystall in Ungarn (von besonderer Reinheit als Marmaroser Diamanten und Dragomiten bekannt) und Siebenbürgen. Von Edel- und Halbedelsteinen finden sich vor: der edle ungar. Opal, der als orientalischer in den Handel kommt, Granaten, unter denen die böhmischen die schönsten Europas sind, Karneole, Achate, Berylle, Chalcedone, Chrysolithe, Amethyste, Hyacinthe, Jaspis, Rubin, Saphir, Smaragd, Spinell, Topas u. s. w.

Die gewerbliche Industrie hat im österr. Kaiserstaate, wenigstens in seiner westl. Hälfte, den deutsch-slaw. Ländern, bereits einen bedeutenden Aufschwung genommen und sich in vielen Erzeugnissen zu hoher Vollkommenheit erhoben; in manchen ist sie selbst unübertroffen. Bei der gewerblichen Industrie sind gegenwärtig in der ganzen Monarchie ungefähr 4 Mill. Personen beschäftigt, welche Ziffer sich durch die Zahl der Angehörigen oder Familienglieder und der neben der Landwirthschaft mit Hausindustrie Beschäftigten auf fast 12 Mill. Individuen steigert. Der Geldwerth der gesammten Industrieproduction kann (inclusive der Bau- und Kunstgewerbe) derzeit auf mindestens 1300 Mill. Fl. österr. Währung veranschlagt werden, während jener der land- und forstwirthschaftlichen Erzeugung sich auf mehr als 2000 Mill. Fl. beläuft. Die stärkste Industrie besitzen Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich; mehr untergeordnet ist sie in den östl. Ländern, geringfügig in Dalmatien, der Bukowina und der Militärgrenze. Was die einzelnen Industriezweige selbst betrifft, so zeigt die Verfertigung an Maschinen, deren jährlicher Productionswerth auf 40—50 Mill. Fl. anzuschlagen, große Fortschritte und deckt gegenwärtig den größern Theil des Bedarfs. Der Wagenbau liefert Exportartikel, namentlich aus Wien. Ebenso zeichnet sich O. im Schiffbau durch die Qualität seiner Leistungen aus, nicht minder in der Verfertigung wissenschaftlicher und musikalischer Instrumente, welche insbesondere in Wien eine der ersten Stellen in Europa einnimmt. Aus Wien sind vorzüglich die Klaviere geschätzt. Blas- und Streichinstrumente werden, außer Wien, in Prag und andern

Orten Böhmens in großen Mengen verfertigt. Die Uhrmacherei ist nur in den größten Städten von Bedeutung. Eine große Ausdehnung hat die Thonwaarenindustrie, deren Productionswerth mindestens 25 Mill. Fl. beträgt. Dieser Zweig liefert die verschiedensten Waaren und arbeitet, besonders in feinern Gegenständen, wie z. B. in Porzellan, dessen Fabrikation vorzugsweise auf Böhmen (um Karlsbad) beschränkt ist, für einen lebhaften Export. Die Glasindustrie gehört zu den ältesten, aber auch zugleich zu den am meisten entwickelten Zweigen der Gewerbsthätigkeit in O. Die Glashütten, im ganzen etwa 200, sind fast über alle Länder der Monarchie verbreitet, haben aber ihren Hauptsitz in Böhmen, wo auch die Herstellung von Spiegelglas und von raffinirten Glaswaaren sowie die Veredlung des Hohlglases und die Verfertigung von Glasquincaillerien und geschliffenen Perlen ihre Heimat finden. Die Glasindustrie ergibt einen jährlichen Productionswerth von etwa 20 Mill. Fl. und exportirt sehr bedeutende Quantitäten. Unter den Zweigen der Metallindustrie steht die Eisenindustrie obenan, welche (inclusive der Production von Roheisen) einen Erzeugungswerth von 100 Mill. Fl. darstellt. Sie blüht namentlich in Steiermark, Kärnten, Nieder- und Oberösterreich, Böhmen und Mähren. O. producirte 1863: 4,486000 Zollctr. Stabeisen und Schienen, 343300 Zollctr. Stahl, 655000 Zollctr. Gußwaaren, 460000 Zollctr. Platten und Bleche. Von der höchsten Wichtigkeit ist die Verfertigung mannichfaltiger Eisen- und Stahlwaaren. Sensen, Sicheln, Strohmesser u. s. w., welche besonders zu Steyr (Oberösterreich) und Waidhofen an der Ybbs (Niederösterreich) verfertigt werden, nehmen im Welthandel den ersten Platz ein; Lampen und feuerfeste Kassen aus Wien werden nach den verschiedensten Staaten exportirt, u. s. w. Die Erzeugung von Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten ist in Wien und Prag von Bedeutung, und die wiener Fabrikate concurriren erfolgreich mit den französischen. Die chem. Industrie (Productionswerth 50 Mill. Fl.) deckt großentheils den einheimischen Bedarf. In der Fabrikation von Stearinkerzen und Zündhölzchen (letztere in Wien und Böhmen) nimmt O. die erste Stelle ein. Von den verschiedenen Industriezweigen in Verzehrungsgegenständen sind die bedeutendsten die Rübenzuckerindustrie, welche bereits so weit gelangt, daß die zu diesem Zweck bestehenden 147 Fabriken (im J. 1865; in Mähren, Böhmen, Schlesien, Ungarn, Galizien, Nieder- und Oberösterreich, Productionswerth etwa 32 Mill. Fl.) bei ausreichender Rübenernte den Gesammtbedarf an Zucker zu decken vermögen; die Bierbrauerei (1865 3138 Etablissements; Productionswerth 40 Mill. Fl.), weltberühmt in Wien und Böhmen, für den Export arbeitend; die Branntweinbrennerei, die in mehr als 100000 Brennereien, meist als Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft, betrieben wird, am ansehnlichsten in Galizien und der Bukowina (Productionswerth 35 Mill. Fl.); die Tabacksfabrikation (Staatsmonopol), für welche 22 Fabriken, meist großartige Anstalten, bestehen. Von den Zweigen der Textilindustrie hat der in Seide, seit dem Verluste des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, eine große Beschränkung erfahren. Rohseide und filirte Seide werden, doch in ungenügenden Mengen für den Consum, in Südtirol, Görz und Istrien, Seidenwaaren hauptsächlich in Wien producirt. Zu den ältesten und wichtigsten gewerblichen Thätigkeiten der Monarchie zählen die Industrien in Schafwolle, in Flachs und Hanf. Die erstgenannte beschäftigt ungefähr 400000 Menschen und stellt einen Productionswerth von etwa 140 Mill. Fl. dar, von dem (1865) bei $20^{6}/_{10}$ Mill. Fl. zur Ausfuhr gelangen. Die Wollindustrie wird in allen Kronländern betrieben, in den östlichen wol vorzugsweise nur als Hausindustrie, dagegen in Mähren (zumal in Brünn und Umgebung), in Schlesien (besonders in Bielitz, Troppau und Jägerndorf), in Böhmen (namentlich in Reichenberg und Umgebung), in Niederösterreich (Wien) u. s. w. fabrikmäßig in größter Vollkommenheit. In der ganzen Monarchie sind etwa 650000 Spindeln und 65000 Webestühle in Schafwolle thätig. Die Industrie in Flachs und Hanf nimmt, sowol was Spinnerei als Weberei betrifft, einen immer größern Aufschwung, beschäftigt unter allen Industriezweigen in O. die meisten Menschen (etwa 4 Mill., einschließlich jener, welche gleichzeitig Landwirthschaft betreiben) und weist auch den größten Productionswerth, von etwa 150 Mill. Fl., auf, wovon (1865) über $14^{4}/_{10}$ Mill. Fl. zur Ausfuhr kommen. Ihre Hauptsitze sind Böhmen, Mähren und Schlesien. In denselben Kronländern, in Nieder- und Oberösterreich, in Tirol und Vorarlberg blüht die Baumwollindustrie, welche 1861 350000 Arbeiter beschäftigte und einen Productionswerth von 120 Mill. Fl. ergab. Obschon für die mechan. Erzeugung 1866 1,559305 Spindeln thätig waren, müssen doch noch Baumwollgarne eingeführt werden. Andererseits werden aber auch Gewebe, die einen sehr guten Ruf genießen, exportirt. Die Verfertigung von Wirkwaaren ist, soweit sie fabrikmäßig stattfindet, auf das nördl. Böhmen und einzelne Orte Mährens und Schlesiens, die Spitzenklöppelei auf das böhm. Erzgebirge beschränkt. Die Gerberei ist in Mähren, Niederösterreich und Böhmen am bedeu-

tendsten, doch genügt sie nicht den Anforderungen und dem Bedarfe. Dagegen wird die Fabrikation von Lederwaaren höchst schwunghaft betrieben (mit einem beträchtlichen Exporte), und es steht O. in der Erzeugung von Handschuhen (in Wien und Prag) nächst Frankreich obenan. Im ganzen beschäftigt die Industrie in Leder und Lederwaaren mehr als 200000 Arbeiter bei einem Productionswerthe von ungefähr 100 Mill. Fl. Die Papierfabrikation ist hauptsächlich in Niederösterreich, Böhmen und Steiermark zu Hause und liefert, gleich der höchst mannichfaltigen Industrie in Holzwaaren, Ausfuhrgegenstände. Gefördert wird die Industrie O.s einerseits durch die Gewerbefreiheit, welche 1. Mai 1860 im gesammten Umfange des Reichs, auf Grund der Gewerbeordnung vom 20. Dec. 1859, eingeführt wurde, durch Ertheilung von Privilegien (auf Grund des Gesetzes vom 15. Aug. 1852) und durch den Bestand des Muster- und Markenschutzes (Gesetze vom 7. Dec. 1858), andererseits durch die Handels- und Gewerbekammern, welche (zufolge kaiserl. Entschließung vom 18. März 1850 gegründet) vom Handels- und Gewerbsstande, dessen Interessen sie zu vertreten und wahrzunehmen haben, gewählt werden (im ganzen 39), durch viele Gewerbevereine, polytechnische Lehranstalten, Gewerbeschulen u. s. w.

Der Handel O.s hat sich, seitdem man auf die Vermehrung der Communicationsmittel, namentlich durch den Bau von Eisenbahnen, bedacht ist, sehr gehoben. O. hatte zu Anfang des J. 1867 870½ geogr. M. Eisenbahnen im Betriebe, welche, mit Ausnahme der dem Staate gehörigen Wiener Verbindungsbahn und einiger kleiner, im Pacht der bair. und sächs. Staatsverwaltung befindlicher Grenzstrecken (zusammen etwa 9½ M.), sämmtlich Privatbahnen sind. Diese sind folgende: die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, deren Bau bereits 1836 begann, jetzt 84⁴/₁₀ M. (von Wien nach Krakau, mit den Flügelbahnen nach Stockerau, Brünn, Olmütz, Troppau, Marchegg u. s. w.); die Bahnen der österr. Staatseisenbahngesellschaft, 179³/₁₀ M. (von Brünn über Prag nach Bodenbach, mit einem Flügel nach Olmütz, ferner von Marchegg über Pesth, Czegléd, Temesvár nach Basiasch, mit einem Flügel nach Oravitza, von Wien über Raab nach Neu-Szöny); die Linien der Südbahngesellschaft, 237⁹/₁₀ M. (Südbahn von Wien über den Semmering nach Gratz und Triest, mit Flügeln nach Laxenburg, Kanizsa und der ital. Grenze, Kärntner-Bahn von Marburg nach Villach, Kaiser-Franz-Josephs-Orientbahn von Ofen nach Pragerhof an der Südbahn, mit einem Flügel von Stuhlweißenburg nach Neu-Szöny, kroat. Linie von Steinbrück an der Triester Bahn nach Agram, Sissek und Karlsstadt, tirol. Bahn von Kufstein nach Innsbruck und von Botzen nach der ital. Grenze); die Kaiserin-Elisabeth-Westbahn, 76½ M. (von Wien über Linz nach Salzburg und Baiern, die Verbindungsbahn Penzing-Hetzendorf, die Flügel Wels-Passau und Lambach-Gmunden und die Linz-Budweiser Pferdebahn); die Theiß-Eisenbahn, 78⁷/₁₀ M. (von Czegléd nach Kaschau, mit Flügeln nach Großwardein und Arad); die galiz. Karl-Ludwigsbahn, 48⁶/₁₀ M. (von Krakau nach Lemberg, mit Flügeln nach Wieliczka und Niepolomice); die Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, 35⁵/₁₀ M.; die Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn, 26½ M. (von Pardubitz nach Reichenberg, mit einem Flügel nach Schwadowitz); die böhm. Westbahn, 27⁶/₁₀ M. (von Prag über Pilsen nach der bair. Grenze); die Turnau-Kraluper Bahn, 11⁷/₁₀ M.; die Buschtehrader Eisenbahn, 11²/₁₀ M. (von Prag nach Rinholec, Kladno und Kralup); die ungar. Pferdebahn Presburg-Tyrnau-Szered, 8⁷/₁₀ M.; die Mohacs-Fünfkirchner Bahn, 8²/₁₀ M.; die Gratz-Köflacher Eisenbahn, 5⁴/₁₀ M.; die Brünn-Rossitzer Bahn, 3⁵/₁₀ M.; die Aussig-Teplitzer Bahn, 3⁴/₁₀ M., und andere kleinere. Die im Bau befindlichen oder sichergestellten Eisenbahnen haben eine Gesammtlänge von ungefähr 220 M. Der Eisenbahnverkehr in O. (in der gegenwärtigen Begrenzung des Staats) betrug 1865 11,238237 reisende Personen, 204,447746 Zollctr. Frachten, Eilgüter und Reisegepäck. Die Zahl der Chausseen ist in fortwährender Zunahme; zu Anfang des J. 1866 befaß O. (in seinem gegenwärtigen Umfange) 2847 M. Aerarial- und 8997 M. andere Landstraßen, also in Summa 11844 geogr. M. Dazu kommen die Wasserstraßen (schiffbare Flüsse und Kanäle) in einer Ausdehnung von etwa 920 M. Der Verkehr auf den letztern, welchem durch Flußregulirungen und andere Wasserbauten Vorschub geleistet wurde, hat sich besonders seit größerer Benutzung der Dampfkraft ungemein gehoben. Die Donau nimmt unter den schiffbaren Binnengewässern O.s die erste und wichtigste Stelle ein. Obwol durch die Donau-Schiffahrtsacte vom 7. Nov. 1857 Schiffahrtsfreiheit auf diesem Strome ausgesprochen wurde, vermittelt doch die 1830 begründete österr. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft zum größten Theile den Personen- und Waarenverkehr, indem sie im Besitze von 134 Dampf- und 523 Schleppschiffen, nicht nur die ganze Donau, soweit sie für Dampfer schiffbar ist, also von Donauwörth bis zur Mündung, und deren Nebenflüsse Theiß, Save, Drau und Begakanal, sondern auch das Schwarze Meer nach Konstantinopel und Odessa befährt

und somit den Handel zwischen Deutschland und O. einerseits und der Levante andererseits wesentlich zu fördern berufen ist. 1865 verschiffte sie auf 8017 Fahrten 1,355596 Reisende und 28,654705 Zollctr. Waaren, und die Einnahme betrug 9,485857 Fl., die Ausgabe 9,057021 Fl. Auch auf der Weichsel, der Elbe, dem San, dem Platten- und Traunsee gewinnt die Dampfschiffahrt immer mehr an Lebendigkeit. An diese Communicationsmittel schließt sich ein großartiges Netz elektrischer Telegraphen von etwa 2400 M. (Anfang 1866), das sich aus dem Centralpunkte nach allen Kronländern hin ausbreitet. Zur Förderung und Verbesserung der Telegraphie ist O. sowol dem Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenvereine (entstanden 1850, gegenwärtig auf dem revidirten Vertrage vom 30. Sept. 1865 beruhend) als auch dem von allen größern Staaten Europas (mit Ausnahme Großbritanniens) zu Paris unterm 17. Mai 1865 abgeschlossenen internationalen Telegraphenvertrage beigetreten. Nicht minder ist das Postwesen durch verschiedene Verträge mit fremden Staaten sowie durch den Deutsch-Oesterreichischen Postverein (seit 1850, gegenwärtig auf dem Vertrage vom 18. Aug. 1860 beruhend) sehr gefördert worden. Namentlich hat dasselbe durch die Vereinfachung und Herabsetzung der Briefportosätze (1850 und 1865) und des Fahrposttarifs außerordentlich gewonnen. Der gesammte Postverkehr ergab im J. 1865: 114,938914 Stück Briefe und Kreuzbandsendungen, 33,750207 Stück Zeitungen, 14,773127 Pfd. Fahrpostsendungen, 2820,010361 Fl. Geldsendungen und 190605 Passagiere.

Auch die handelspolit. Hindernisse des Verkehrs sind in neuerer Zeit theils beseitigt, theils gemindert worden. Die frühere Zwischenzollinie, welche Ungarn mit seinen Nebenländern von den übrigen Ländern der Monarchie schied, ist seit 1. Oct. 1850 gänzlich aufgehoben worden. Die neuen Zolltarife (für das allgemeine österr. Zollgebiet vom 1. Juli 1865, für Dalmatien vom 18. Febr. 1857) suchen sich durch mögliche Einschränkung oder Ermäßigung der Einfuhrzölle, durch Abschaffung fast aller Ausgangszölle (solchen unterliegen im allgemeinen österr. Zollgebiete nur rohe Felle und Häute, Lumpen und andere Abfälle zur Papierfabrikation, Knochen und Klauen) und durch gänzliche Beseitigung der Durchgangsabgaben den Principien des Freihandels immer mehr zu nähern. Mit dem Deutschen Zollverein wurde unterm 11. April 1865 ein Zoll- und Handelsvertrag abgeschlossen, der an die Stelle des frühern vom 19. Febr. 1853 trat, und durch welchen Handel und Verkehr zwischen dem allgemeinen österr. Zollgebiete und dem deutschen Zollverbande durch ausgedehnte Zollbefreiungen und Zollermäßigungen, durch vereinfachte und gleichförmige Zollbehandlung und durch erleichterte Benutzung aller Verkehrsanstalten in umfassender Weise gefördert wurden. Sonstige für Handel und Verkehr wichtige Verträge wurden in der neuesten Zeit abgeschlossen: mit Rußland (Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 2. Sept. 1860), mit der Türkei (Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 10./22. Mai 1862), mit Großbritannien (Handelsvertrag vom 16. Dec. 1865), mit Frankreich (Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 11. Dec. 1866), mit Belgien (Handelsvertrag vom 23. Febr. 1867), mit Italien (Handels- und Zollvertrag vom 23. April 1867). Sehr wichtige Beförderungsmittel des Handels sind endlich die Banken und Creditanstalten, nämlich: die Oesterreichische Nationalbank zu Wien (s. Banken), deren Stand 28. Febr. 1867 folgender war: eingezahltes Actienkapital 110,250000 Fl., Reserve 13,915859 Fl., Banknoten-Umlauf 273,087800 Fl., Metallschatz 103,222718 Fl. (der gesammte Geldverkehr betrug 1865: 4610,834162 Fl.); die Oesterreichische Creditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien (gegründet 1855 mit einem Actienkapitale von 105 Mill. Fl., davon 60 Mill. eingezahlt); die Anglo-österr. Bank in Wien (gegründet 1863 mit einem Actienkapitale von 20 Mill. Fl.), die Ungarische Commerzialbank in Pesth (gegründet 1841 mit einem Actienkapitale von 2,100000 Fl.), die Commerzialbank in Triest (gegründet 1858 mit einem Actienkapitale von 5 Mill. Fl.), die Escomptebanken zu Wien (Actienkapital 7 Mill. Fl.), Brünn, Prag, Gratz und Warnsdorf in Böhmen; das großartige Institut des Oesterreichischen Lloyd (s. d.) zu Triest; die Börsen zu Wien, Triest und Prag, die Sparkassen u. s. w.

Der innere oder Binnenhandel in und zwischen den einzelnen Kronländern ist unter allen Zweigen des Verkehrs nicht nur der umfangreichste, sondern wegen seiner Rückwirkung auf den Nationalwohlstand auch der wichtigste. Der Antheil, den jedes Kronland an demselben hat, läßt sich indeß nicht nachweisen. Die wichtigsten Handelsplätze des Binnenverkehrs sind: Wien, der Mittelpunkt des gesammten österr. Verkehrs und zugleich im Besitze der größten Geldkräfte durch öffentliche Institute und die ansehnlichsten Handelshäuser; ferner Prag, Brünn, Leuberg, Brody, Pesth, Debreezin, Semlin u. s. w. In Bezug auf den auswärtigen Handel zerfällt das Reich in zwei Zollgebiete: das allgemeine österreichische und das dalmatinische. Das erstere umfaßt alle Länder, mit Ausnahme Dalmatiens und der Zollausschlüsse (d. i. Istrien, mit den

Quarnerischen Inseln, die Freihäfen, die Handelsstadt Brody in Galizien und die Gemeinde Jungholz in Tirol), deren Waarenverkehr zur Hebung des Zwischenhandels keiner Zollpflicht unterworfen ist; auch gehört demselben, zufolge Verträge vom 5. Juni 1852 und 23. Dec. 1863, das Fürstenthum Liechtenstein an. Das dalmat. Zollgebiet ist auf Dalmatien beschränkt. Im allgemeinen Zollgebiete ist die Ausfuhr in fortwährender Zunahme und überragt gegenwärtig um ein Beträchtliches die Einfuhr. Die Ausfuhr stieg von 89½ Mill. Fl. im J. 1832 auf 108⁶/₁₀ Mill. Fl. im J. 1842 und von 195⁵/₁₀ Mill. Fl. im J. 1852 auf 325⁶/₁₀ Mill. Fl. im J. 1862. Die Einfuhr hob sich von 79⁴/₁₀ Mill. Fl. im J. 1832 auf 111³/₁₀ Mill. Fl. im J. 1842, auf 209³/₁₀ Mill. Fl. im J. 1852 und auf 263¹/₁₀ Mill. Fl. im J. 1862. Der Werth des Verkehrs im allgemeinen österr. Zollgebiete (inclusive des Lombardisch-Venetianischen Königreichs) ergab 1865 in der Einfuhr 278,865397 Fl. und in der Ausfuhr 365,131445 Fl. österr. Währung. Abgesehen von den edeln Metallen, deren Einfuhrwerth sich mit 22,073694 Fl. und deren Ausfuhrwerth sich mit 20,622148 Fl. bezifferte, erschienen 1865 folgende Waaren als die bedeutendsten, dem Werthe nach, und zwar in der Einfuhr: Baumwolle (38²/₁₀ Mill. Fl.), Kaffee (16¹/₁₀ Mill.), Baumwollgarne (16¹/₁₀ Mill.), Schafwolle (14⁵/₁₀ Mill.), Oele (12²/₁₀ Mill.), Flachs und Hanf (10⁵/₁₀ Mill.), Felle und Häute (9³/₁₀ Mill.), Farbe- und Gerbstoffe (8⁴/₁₀ Mill.), Edel- und Halbedelsteine (8²/₁₀ Mill.), Bücher und literarische Erzeugnisse (7⁹/₁₀ Mill.), Schweine (7³/₁₀ Mill.), Wollgarne (6⁸/₁₀ Mill.), Getreide und Hülsenfrüchte (6⁶/₁₀ Mill.), Leder und Lederwaaren (6²/₁₀ Mill.) und Seidenwaaren (5⁷/₁₀ Mill.); in der Ausfuhr: Schafwolle (48⁷/₁₀ Mill.), kurze Waaren (37⁷/₁₀ Mill.), Getreide (27⁶/₁₀ Mill.), Holz (24³/₁₀ Mill.), Wollwaaren (18 Mill.), Glas und Glaswaaren (13 Mill.), Leder und Lederwaaren (10⁷/₁₀ Mill.), Schlacht- und Zugvieh (10 Mill.), Leinenwaaren (9²/₁₀ Mill.), Mehl (9²/₁₀ Mill.), Oel- und Kleesaat, Hopfen u. s. w. (8³/₁₀ Mill.), Eisenwaaren (7⁸/₁₀ Mill.), Papier und Papierwaaren (7²/₁₀ Mill.), Holzwaaren (5³/₁₀ Mill.) u. s. w. Von dem Gesammtverkehre entfielen auf den Landhandel 81 und auf den Seehandel 19 Proc. An dem erstern nimmt wiederum der Verkehr über die Grenzen des Deutschen Zollvereins weitaus den überwiegendsten Antheil, indem er 74 Proc. des Land- und 60 Proc. des Gesammtverkehrs beträgt. Von großer Bedeutung ist endlich der Durchfuhrhandel, im allgemeinen dadurch, daß O. durch seine große räumliche Ausdehnung und seine treffliche Wasserstraße, die Donau, sowie durch seine Eisenbahnlinien dem Transitohandel ein weites Feld eröffnet, welches um so mehr ausgebeutet wird, als O. die Länder des Ostens und Italien mit Deutschland und den westl. Staaten verbindet. Der Werth der Waarendurchfuhr durch das allgemeine österr. Zollgebiet betrug 1865: 115,631343 Fl. österr. Währung. In Dalmatien betrug 1865 der Werth der Waareneinfuhr 8,314852 Fl. (1832: 1⁹/₁₀ Mill., 1852: 6⁹/₁₀ Mill.), jener der Waarenausfuhr 7,388713 Fl. (1832: 4 Mill., 1852: 5³/₁₀ Mill.) und jener der Waarendurchfuhr 3,546189 Fl. österr. Währung; hier überwiegt der Seeverkehr, welcher in der Einfuhr 92, in der Ausfuhr 94 Proc. des Gesammtwerths erreicht. Die wichtigsten Ausfuhrartikel dieses Landes sind Olivenöl, Wein, Fische, Felle und Häute, Schafwolle, gesalzenes und geräuchertes Fleisch. Die Seeschiffahrt anlangend, besitzt O. 101 dem Handel geöffnete Häfen, in welchen der Verkehr 1865: 82370 eingelaufene Schiffe mit 3,960421 Tonnen (à 2000 deutsche Zollpfd.) und 83241 ausgelaufene Schiffe mit 3,996180 Tonnen ergab. Durch die befrachteten Schiffe wurde eine Einfuhr im Werthe von 110⁸/₁₀ Mill. Fl. und eine Ausfuhr im Werthe von 122⁶/₁₀ Mill. Fl. österr. Währung vermittelt. Die österr. Handelsmarine zählte Anfang 1867: 7240 Schiffe mit 348000 Tonnen (à 2000 Zollpfd.). Von den Seehandelsplätzen haben die Freihäfen Triest und Fiume, nächstdem die Häfen Zara und Pola den bedeutendsten Schiffahrtsverkehr; außer den beiden erstgenannten sind noch Zengg, Buccari, Portoré und Carlopago Freihäfen. Bezüglich des Münzsystems ist in O. durch den mit dem Deutschen Zollverein unterm 24. Jan. 1857 abgeschlossenen Münzvertrag der 45-Guldenfuß oder die Oesterreichische Währung eingeführt, wonach 45 Gulden aus dem deutschen Münzpfunde (von 500 Grammen) feinen Silbers geprägt werden.

Die intellectuelle Cultur der Bewohner ist nach den verschiedenen Völkerschaften eine sehr verschiedene. Am weitesten ist die Volksbildung in den deutschen Ländern vorgeschritten, am weitesten zurück stehen die östl. Länder. Während in Nieder- und Oberösterreich, in Salzburg, Tirol, Mähren, Schlesien und Böhmen fast sämmtliche schulpflichtige Kinder die öffentliche Volksschule besuchen, beträgt die Zahl der Volksschüler (1864) in der Bukowina nicht ganz 10, in Dalmatien nur 15, in Galizien nur 23 Proc. der schulpflichtigen Jugend. Das Unterrichtswesen hat in der neuesten Zeit (seit 1848 und 1849) eine gänzliche Umgestaltung und zweck-

mäßige Reformen erhalten. Bei den Volksschulen, die noch immer in engem Verbande mit der Kirche stehen, gilt das Princip des Schulzwangs, indem alle Kinder vom 6. bis zum vollendeten 12. Lebensjahre zum Besuche der Volksschule gesetzlich verpflichtet sind. Im J. 1864 bestanden in der Monarchie (in ihrem gegenwärtigen Umfange) 30400 höhere und niedere Volksschulen (Bürger-, Haupt- und Trivialschulen) mit ungefähr 2⅘ Mill. Schülern beiderlei Geschlechts. Dazu kommen 15800 Wiederholungsschulen, deren Besuch für junge Leute vom 13. bis zum vollendeten 15. Lebensjahre, sofern sie nicht in einer andern oder höhern Lehranstalt sich befinden, oder fortlaufenden häuslichen Unterricht erhalten, obligatorisch ist. Diese Schulen wurden von etwa 900000 Schülern besucht. Zur Heranbildung von Volksschullehrern bestehen über 100 Anstalten, welche größtentheils als Präparanden- oder pädagog. Curse mit den höhern Volksschulen vereinigt sind. Allgemeine höhere Lehranstalten (in O. Mittelschulen genannt) sind die Gymnasien und die Realschulen. Ein vollständiges Gymnasium zerfällt in das Ober- und das Untergymnasium, jedes mit vier einjährigen Klassen, und eine vollständige Realschule theilt sich in die Ober- und die Unterrealschule, jede mit drei einjährigen Klassen. Zum Uebertritte vom Gymnasium an die Universität oder an ein Polytechnikum ist die Ablegung der Maturitätsprüfung vorgeschrieben; eine solche soll auch für Realschüler eingeführt werden. 1865 zählte die Monarchie 236 Gymnasien mit ungefähr 60000 Schülern, 7 Realgymnasien mit 1138 Schülern und 71 selbständige Realschulen (außer welchen 130 Unterrealschulen mit Volksschulen vereinigt sind) mit 14641 Schülern. Als Hochschulen bestehen die Universitäten, die polytechnischen Institute und verschiedene Speciallehranstalten. Universitäten (sämmtlich Staatsanstalten) gibt es sieben: in Wien, Prag, Pesth, Gratz, Krakau, Lemberg und Innsbruck. Die ersten fünf haben vier Facultäten (für kath. Theologie, Rechts- und Staatswissenschaften, Medicin und Philosophie), die beiden letztern blos drei (indem ihnen die medic. Facultät mangelt). Die Universitäten zählten im Wintersemester 1864/65: 579 Lehrende und 7768 Studirende. Die polytechnischen Hochschulen, deren es ebenfalls sieben gibt, sind folgende: die polytechnischen Institute in Wien und Prag, die technische Hochschule in Gratz, das Josephs-Polytechnikum in Ofen, die technische Lehranstalt in Brünn, die technische Akademie in Lemberg und das technische Institut in Krakau. Die drei erstgenannten wurden 1864 und 1865 nach dem Systeme der Fachschulen reorganisirt, und auch für Brünn wurde eine solche Neugestaltung (im Oct. 1866) bewilligt. Mit Ausnahme der beiden Anstalten in Prag und Gratz, welche aus den Landesfonds erhalten werden, sind alle andern polytechnischen Schulen Staatsinstitute. An denselben waren insgesammt im J. 1864/65: 205 Lehrende thätig, und sie wurden von 2868 Studirenden frequentirt. Specialinstitute endlich, welche den Hochschulen angehören, sind: die theol. Lehranstalten (katholische: 2 Facultäten zu Salzburg und Olmütz und 71 bischöfliche und Klosterlehranstalten; griechisch-orientalische: theol. Lehranstalt in Czernowitz und 9 Diöcesanlehranstalten; evangelische: theol. Facultät in Wien, 13 theol. Lehranstalten oder Collegien in Ungarn und Siebenbürgen, mit welchen philos. und theilweise auch jurist. Curse verbunden sind; für die Unitarier das Collegium in Klausenburg); die Specialschulen für Jurisprudenz und Philosophie (8 Rechtsakademien in den ungar. Ländern, die philos. und jurist. Curse an den prot.-theol. Lehranstalten oder Collegien in Ungarn und Siebenbürgen, 3 juridisch-philos. Collegien in Siebenbürgen, die orient. Akademie in Wien); die chirurgische und Veterinär-Lehranstalten (erstere 6, letztere 2 an der Zahl). Endlich bestehen verschiedene Fachschulen, namentlich für Gewerbe, Handel und Nautik (die Handels- und nautische Akademie in Triest, die höhern Handelslehranstalten in Wien, Prag, Pesth und Gratz, die höhere Webereischule in Brünn, 7 nautische Schulen, eine Reihe niederer Handels- und Gewerbeschulen u. s. w.); für Land- und Forstwirthschaft (die höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Ungarisch-Altenburg, die Forstakademien in Mariabrunn und Schemnitz und, Ende 1865: 27 andere hierhergehörige höhere und niedere Lehranstalten); für Bergbau und Hüttenwesen (die Bergakademien zu Schemnitz, Leoben und Pribram, 5 niedere Bergschulen); zur Heranbildung von Hebammen (17 Lehranstalten und Curse); die Kunstschulen (die Kunstakademien in Wien und Prag, die Malerakademie in Gratz, die Schule für schöne Künste in Krakau, die Musikconservatorien in Wien und Prag u. s. w.); die Militärbildungsanstalten (die Kriegsschule für den Generalstab in Wien, die höhern Curse für Artillerie-, Genie- und Seeoffiziere, die Militärakademie in Wiener-Neustadt, die Artillerieakademie in Weißkirchen, die Genieakademie in Klosterbruck bei Znaim, die Marineakademie in Fiume, die medic.-chirurg. Josephs-Akademie und die Central-Cavallerieschule in Wien, die vier Cadetteninstitute, die Schulcompagnien und Militärerziehungshäuser u. s. w.). Unter den wissenschaftlichen und Kunstvereinen sind hervorzuheben: die kaiserl.

Akademie der Wissenschaften in Wien, die königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften in Prag und die ungar. Akademie der Wissenschaften in Pesth, die k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. Sternwarten bestehen an den Universitäten, zu Kremsmünster, Erlau und Karlsburg, Museen, Kunstcabinete und Gemäldegalerien vorzüglich in Wien, Prag und Pesth. Die bedeutendsten Bücherſammlungen sind die Hofbibliothek in Wien mit 400000 Bänden, 24000 Manuscripten und 7000 Incunabeln, die Universitätsbibliotheken in Wien (180000 Bände), Prag (130000 Bände) und Krakau (über 100000 Bände).

Die Verfassung des österr. Staats ist durch das Diplom vom 20. Oct. 1860 eine eingeschränkt-monarchische geworden. Der Kaiser ist der Träger der Staatsgewalt und in der Ausübung der Legislative an die rechtlich entscheidende Mitwirkung des Reichsraths und der Landtage gebunden. Der Thron ist, gemäß der Pragmatischen Sanction vom 6. Dec. 1734, nach dem Rechte der Erstgeburt und der gemischten Linealerbfolge in dem Hause Habsburg-Lothringen erblich. Die männliche Linie geht bei der Erbfolge der weiblichen vor, und erst nach dem gänzlichen Aussterben jener folgt diese. Seit 2. Dec. 1848 regiert Kaiser Franz Joseph I. (geb. 18. Aug. 1830). Die Krönung des Monarchen als Kaiser von O. ist zwar im Pragmatikalgesetze vom 1. Aug. 1804 decretirt, bisher aber (1867) noch nicht abgehalten worden, auch nicht zur Ausübung der Regierungsrechte nothwendig. Nur in Ungarn ist die Krönung zufolge des 3. Artikels des Reichstags vom J. 1791 verfassungsmäßig. Der Kaiser genießt das Prädicat «Kaiserlich Königliche Apostolische Majestät» und führt einen dreifachen Titel, von welchem der kleine lautet: «Von Gottes Gnaden Kaiser von O., König von Ungarn und Böhmen, von Galizien, Lodomerien und Illyrien, Erzherzog von O. u. s. w.» Das Wappen ist ebenfalls ein dreifaches und zeigt einen zweiköpfigen, gekrönten schwarzen Adler im goldenen Felde (daher sind auch die Reichsfarben schwarz und gelb). Der Kaiser hat seine Residenz in Wien. Derselbe ist das Oberhaupt des regierenden Hauses, dessen Prinzen geborene Erzherzoge von O. sind und Kaiserlich Königliche Hoheit titulirt werden. Die regierende Familie bekennt sich zur kath. Religion, doch wird bei den Vermählungen der kaiserl. Prinzen und Prinzessinnen nicht gefordert, daß dieselben Katholiken heirathen. Der Kaiser wird mit dem vollendeten 18. Lebensjahre großjährig. Während seiner Minderjährigkeit führt derjenige die Vormundschaft und Regentschaft, welchen der Vorgänger hierzu ernannt hat, und in Ermangelung einer solchen Anordnung der nächste und älteste Agnat oder Cognat. Der kaiserl. Hofstaat ist in vier Hofstäben vertheilt, nämlich in dem Obersthofmeister-, dem Oberstkämmerer-, dem Obersthofmarschall- und dem Oberststallmeister-Stabe. Der Kaiser verleiht, neben verschiedenen Verdienstmedaillen und Ehrenkreuzen, sieben Ritterorden, und zwar als Hofehre den Orden des Goldenen Vlieses oder Toison-Orden (1431 gestiftet, in einer Klasse, blos für Souveräne und die höchsten Würdenträger), als Verdienstorden (jeden in drei Klassen) den militärischen Maria-Theresien-Orden (gestiftet 1758), den ungar. St.-Stephan's-Orden (gestiftet 1764), den Leopold's-Orden (gestiftet 1808), den Orden der Eisernen Krone (gestiftet 1805 und 1815), den Franz-Joseph's-Orden (gestiftet 1849) und zur Belohnung verdienstvoller österr. Generale und Obersten (in einer Klasse) das militärische Elisabeth-Theresien-Stiftkreuz (gestiftet 1750). Zur Belohnung für Seefahrer ist (seit 1850) eine rothe und weiße Ehrenflagge eingeführt. Auch verleiht die Kaiserin an Damen des hohen Adels den in einer Klasse 1668 gestifteten Sternkreuz-Orden, und es befindet sich unter O.s Auspicien der im J. 1840 erneuerte Deutsche Ritterorden.

Was die den Staatsbürgern gewährleisteten polit. und Grundrechte betrifft, so ist vor allem die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze hervorzuheben, die 1848 ausgesprochen und durch das kaiserl. Patent vom 31. Dec. 1851 ausdrücklich bestätigt wurde. Ebenso wurden auch der frühere Unterthänigkeits- und Hörigkeitsverband der Bauern, die Robot- und Zehntverpflichtungen und alle aus dem grundherrlichen Obereigenthum und dem Unterthänigkeitsverhältnisse entsprungenen Lasten und Leistungen 1848 aufgehoben, sodaß jeder Staatsbürger in Bezug auf Eigenthum und Vermögen vollkommen frei ist. Die Beschränkungen, welchen die Israeliten im Erwerbe unbeweglichen Eigenthums früher unterworfen waren, sind durch die kaiserl. Verordnung vom 18. Febr. 1860 in den meisten Ländern beseitigt. Die 1848 eingeführte Preßfreiheit ist in den deutsch-slaw. Ländern durch das Preßgesetz vom 17. Dec. 1862 geregelt worden; in Ungarn gilt das Preßgesetz von 1848, in Siebenbürgen, Kroatien-Slawonien und der Militärgrenze dagegen provisorisch die Preßordnung vom 27. Mai 1852. Der Schutz der persönlichen Freiheit und des Hausrechts ist in den deutsch-slaw. Ländern durch die beiden Gesetze vom 27. Oct. 1862 garantirt. Das Vereinsrecht beruht auf dem Gesetze vom 26. Nov. 1852, nach welchem aber die Bildung polit. Vereine untersagt ist. Die gesetzlich an-

erkannten Confessionen, zu denen die kath. Kirche der drei Riten, die griech.-orient., luth., reform., armen.-gregorian. und unitar. Kirche sowie das israel. Bekenntniß gehören, genießen Religionsfreiheit (seit 1848, bestätigt durch Patent vom 31. Dec. 1851). Die Bekenner der genannten christl. Kirchen besitzen gleiche polit. und bürgerliche Rechte, und auch bezüglich der Israeliten, nachdem diese das active und passive Wahlrecht erlangt, bestehen nur noch wenige Beschränkungen. Alle Staatsbürger haben gleiche Pflichten, namentlich sind sie gleichmäßig wehrpflichtig und haben gleichmäßig zu den Steuern beizutragen.

Die verfassungsmäßigen Verhältnisse in Betreff der Volksvertretung und der derselben zustehenden Rechte waren infolge der Differenzen mit Ungarn im April 1867 noch in der Umwandlung begriffen. Das kaiserl. Diplom vom 20. Oct. 1860, welches der Monarchie die eingeschränkte Staatsform verlieh, und das infolge dessen erlassene Grundgesetz vom 26. Febr. 1861 enthalten die Bestimmung, daß das Recht, Gesetze zu geben, abzuändern und aufzuheben, vom Kaiser nur unter Mitwirkung der Landtage und für die dem gesammten Reiche gemeinschaftlichen Angelegenheiten unter Mitwirkung der Reichsvertretung auszuüben sei. Zu diesen gemeinschaftlichen Angelegenheiten gehören namentlich die Gesetzgebung über das Münz-, Geld- und Creditwesen, über die Zölle und Handelssachen, über die Grundsätze des Zettelbankwesens, des Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesens, über die Art und Weise und die Ordnung der Militärpflichtigkeit, die gesammte Reichs-Finanzgesetzgebung, einschließlich der Controle über die Staatsschuld. Durch die anhaltende und entschiedene Weigerung Ungarns, diese Reichsvertretung als eine mit dem ungar. Staatsrechte nicht vereinbare Institution zu beschicken, wurde ein Zwist herbeigeführt, der durch das königl. Rescript vom 17. Febr. 1867, betreffend die vollkommene Wiederherstellung der frühern ungar. Verfassung, in Bezug auf Ungarn geschlichtet zu sein schien, aber in Hinsicht auf die in Zukunft dem Reiche gemeinsamen Angelegenheiten und deren verfassungsmäßige Behandlung noch seiner Erledigung harrte. Der ungar. Landtag zog inzwischen (März 1867) die Frage der dem Reiche gemeinsamen Angelegenheiten in Berathung, deren Resultate auch der Reichsvertretung der deutsch-slaw. Länder zur Entscheidung im Mai 1867 vorgelegt werden sollten. Zur Reichsvertretung ist, gemäß dem Grundgesetze vom 26. Febr. 1861, der Reichsrath berufen, welcher aus dem Herrenhause und dem Hause der Abgeordneten besteht. Mitglieder des Herrenhauses sind durch Geburt die großjährigen Prinzen des kaiserl. Hauses, mit erblicher Würde die großjährigen Häupter jener inländischen, durch ausgedehnten Gutsbesitz hervorragenden Adelsgeschlechter, welchen der Kaiser die erbliche Reichsrathswürde verleiht, vermöge ihres Amts die Erzbischöfe und jene Bischöfe, welchen fürstl. Rang zukommt, auf Lebensdauer jene ausgezeichneten Männer, die der Kaiser wegen ihrer Verdienste um Staat oder Kirche, Wissenschaft oder Kunst in das Herrenhaus beruft. Das Haus der Abgeordneten zählt 323 Mitglieder (203 aus den deutsch-slaw. und 120 aus den ungar. Ländern), welche von den Landtagen aus ihrer Mitte hierzu gewählt werden. Das Mandat derselben dauert so lange, als sie Mitglieder des Landtags sind. Wenn ausnahmsweise Verhältnisse eintreten, welche die Beschickung des Abgeordnetenhauses durch einen Landtag nicht zum Vollzuge kommen lassen, so steht dem Kaiser das Recht zu, unmittelbare Wahlen aus dem Lande anzuordnen. Der Kaiser beruft alljährlich den Reichsrath und ernennt die Präsidenten und Vicepräsidenten beider Häuser aus den Mitgliedern jedes Hauses. Der Reichsrath fungirt in zweifacher Wirksamkeit: als weiterer oder Gesammtreichsrath, welcher die dem ganzen Reiche gemeinsamen Angelegenheiten wahrnimmt, und als engerer Reichsrath, gebildet ohne Zuziehung der Mitglieder aus den Ländern der ungar. Krone, zu dessen Wirkungskreis diejenigen Gegenstände der Gesetzgebung gehören, welche den deutsch-slaw. Ländern gemeinsam und nicht ausdrücklich durch die Landesordnungen den Landtagen vorbehalten sind. Die Sitzungen des Reichsraths sind, gleich jenen der Landtage, in der Regel öffentlich. Die Mitglieder beider Häuser sowie die Landtagsmitglieder genießen die gewöhnliche constitutionelle Immunität. Die gewählten Mitglieder der Volksvertretungen in O. beziehen Diäten.

Die Organisation der Landtage in den deutsch-slaw. Ländern beruht auf den Landesordnungen und Landtagswahlordnungen vom 26. Febr. 1861. Danach sind die Landtage aus den Erzbischöfen und Bischöfen, den Rectoren der Universitäten, den Abgeordneten des großen Grundbesitzes (in Tirol des adelichen großen Grundbesitzes, in Dalmatien der Höchstbesteuerten), den Abgeordneten der Städte, Industrialorte und Märkte, den Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammern und den Abgeordneten der Landgemeinden zusammengesetzt; im tirolischen Landtage sitzen außerdem noch Abgeordnete der Aebte und Pröpste. Für die reichsunmittelbare Stadt Triest nebst Gebiet vertritt die Municipalrepräsentanz (der Stadtrath) die Stelle des Landtags.

In den Landgemeinden sind die Wahlen indirect, sonst sind sie direct. Die Wähler aller Klassen müssen großjährig sein, dem österr. Staatsverbande angehören und sich im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte befinden; die Wählbaren müssen mindestens 30 J. alt sein. Besondere Eigenschaften zur Ausübung des activen und passiven Wahlrechts sind: bei den Großgrundbesitzern die jährliche Zahlung von 100 Fl. österr. Währung an landesfürstl. Realsteuern (in Böhmen, Mähren und Schlesien 250 Fl., in Niederösterreich 200 und in Tirol 50 Fl.), bei den dalmatinischen Höchstbesteuerten die jährliche Entrichtung von 100 Fl. österr. Währung an directen Steuern; für die Stadt- und Landgemeinden der Besitz des Gemeindewahlrechts, bei den Gemeinden mit drei Wahlkörpern die Theilnahme an dem ersten und zweiten und in den Städten auch an dem dritten, sofern in diesem eine jährliche Zahlung von wenigstens 10 Fl. an directen Steuern (in Wien und Brünn 20 Fl., in Gratz 15 Fl.) stattfindet, bei den Gemeinden mit weniger als drei Wahlkörpern dagegen sowie in Galizien, der Bukowina und in Dalmatien die Angehörigkeit zu den ersten zwei Drittheilen aller nach der Höhe ihrer Jahresschuldigkeit an directen Steuern gereihten Gemeindewähler. Uebrigens haben in den Stadt- und Landgemeinden auch noch jene Personen das active und passive Wahlrecht, welche nach ihrer persönlichen Eigenschaft, abgesehen von Steuerzahlung, das Wahlrecht in der Gemeinde besitzen. Die Functionsdauer der Abgeordneten und der Landtagsvorsitzenden, die vom Kaiser ernannt werden, dauert sechs Jahre. Die Landtage werden in der Regel jährlich einmal berufen. Als ihre verwaltenden und ausführenden Organe erscheinen die Landesausschüsse.

Im Königreiche Ungarn beruht die Organisation des Landtags auf verschiedenen ältern und neuern Gesetzen, von denen jene aus dem J. 1847—48 wesentliche Aenderungen rücksichtlich der Zusammensetzung herbeiführten. Der ungar. Landtag (auch Reichstag genannt) besteht aus zwei Kammern: der Magnatentafel und der Repräsentantentafel. Die erstere begreift die kath. und griech. Erzbischöfe und Bischöfe, den Erzabt von Martinsberg, den Propst von Jészo, die Reichsbarone, Kronhüter, Obergespäne und die übrigen Magnaten, d. i. alle Fürsten, Grafen und Freiherren, sofern sie nicht mehr unter väterlicher Gewalt stehen; ferner zwei Deputirte des kroat.-slawon. Landtags und die siebenbürg. Regalisten (mit Ausnahme der Militärpersonen). Die Repräsentantentafel soll, nach dem Wahlgesetze von 1848, aus 445 Deputirten der Comitate, der freien Districte und Städte bestehen, von denen 333 auf Ungarn, 69 auf Siebenbürgen, 28 auf Kroatien und Slawonien und 15 auf die Militärgrenze entfallen; im April 1867 waren jedoch Kroatien, Slawonien und die Militärgrenze im ungar. Landtage noch nicht vertreten. Das active Wahlrecht erfordert das zurückgelegte 20., das passive das vollendete 24. Lebensjahr. Beide sind außerdem abhängig entweder von dem Besitze eines Grundstücks (in den Städten im Werthe von 315 Fl., auf dem Lande in Größe einer Viertelsession) oder eines selbständigen Gewerbes, oder von dem Besitze eines stabilen Einkommens aus Grundbesitz oder Kapital von jährlich 105 Fl., oder von der Eigenschaft eines Doctors, Advocaten, Ingenieurs, Lehrers, Seelsorgers u. s. w. Die Deputirten werden auf drei Jahre gewählt. Der Landtag tritt jährlich in Pesth zusammen, und der Präsident und der Vicepräsident der Magnatentafel werden vom Kaiser ernannt, der Präsident und die beiden Vicepräsidenten der Repräsentantentafel dagegen werden von dieser selbst gewählt.

Kroatien und Slawonien, welches, gleich Siebenbürgen, nach dem ungar. Staatsrechte einen Bestandtheil der Länder der ungar. Krone bildet, war im April 1867 von Ungarn noch unabhängig. Der Landtag, dessen Zusammensetzung erst definitiv geregelt werden soll, besteht unter dem Vorsitze des Banus aus den Erzbischöfen und Bischöfen, den Magnaten und Obergespänen und den Deputirten der Comitate, Städte, Domkapitel, griech. Klöster u. s. w. Wenn es sich um staatsrechtliche Fragen handelt, so nehmen an diesem Landtage die Vertreter der kroat.-slawon. Militärgrenze theil. Abgeordneter kann ohne Unterschied des Standes oder der Geburt jeder Landesangehörige des kath. oder griech.-orient. Glaubensbekenntnisses sein, wenn er nur schriftkundig ist und das 24. Lebensjahr zurückgelegt hat. Siebenbürgen, dessen 1848 ausgesprochene Union mit Ungarn seit Erlaß des königl. Rescripts vom 17. Febr. 1867 in der Durchführung begriffen ist, besitzt ebenfalls einen besondern Landtag, zusammengesetzt aus dem königl. Gubernium, der königl. Tafel, den obersten Beamten der Comitate, Districte und Szeklerstühle, den Regalisten (d. i. jenen vermöglichen Adelichen, die vom Landesherrn ernannt werden) und den Abgeordneten der Comitate, Districte, Stühle und Freistädte. Neben diesem Landtage besteht für das Sachsenland eine besondere Volksvertretung in der sächs. Nationsuniversität, die, unter dem Vorsitze des Comes oder Grafen der sächs. Nation, aus 22 Deputirten der sächs. Stühle und Districte gebildet wird.

Das Gemeindewesen ist in den deutsch-slaw. Ländern im allgemeinen durch das Reichsgesetz vom 5. März 1862 geregelt worden, auf dessen Grundlage in den einzelnen Ländern 1863—66 besondere Gemeindeordnungen erlassen wurden, neben welchen aber noch für verschiedene bedeutendere Städte eigene Gemeindestatuten bestehen. In jeder Gemeinde ist der Gemeindeausschuß (in den größern Städten Gemeinderath, Stadtverordneten-Collegium), dessen Mitglieder auf drei Jahre gewählt werden, als das beschließende und überwachende Organ in allen Gemeindeangelegenheiten bestellt. Die Executive und die Verwaltung ist dem Gemeindevorstand übertragen, dessen Mitglieder vom Ausschusse ebenfalls auf drei Jahre gewählt werden; an seine Stelle tritt in mehrern Städten der Magistrat. An der Spitze dieser Collegien steht der Gemeindevorsteher oder Bürgermeister. In Galizien und der Bukowina ist dem früher herrschaftlichen Grundbesitze gestattet, von dem Gemeindeverbande gesonderte Gutsgebiete zu bilden. Auch wurden in einer Anzahl von Kronländern Bezirksvertretungen in das Leben gerufen, welche aus den Repräsentanten des großen Grundbesitzes, der Höchstbesteuerten der Industrie und des Handels, der Städte und Märkte und der Landgemeinden gebildet sind. In den Ländern der ungar. Krone muß zwischen den königl. Freistädten, den sonstigen Städten und privilegirten Marktflecken einerseits und den Landgemeinden andererseits unterschieden werden. Die erstern haben ihre Magistrate und Repräsentantenkörper, die letztern ihre Ortsrichter und Geschworenen. Von großer Wichtigkeit ist in diesen Ländern die Seldstverwaltung der Comitate, Districte und Stühle. Es haben nämlich diese Territorien ihre besondern Vertretungen (Comitats-Congregation, in Kroatien und Slawonien Skupschtina genannt, Comitats-, Districts- oder Stuhlsausschuß), in welchen alle polit. und ökonomischen Angelegenheiten des Territoriums berathen und geordnet, die Beamten des Comitats (Districts, Stuhls) gewählt werden u. s. w. Die Stühle und Districte des Sachsenlandes haben ähnliche Versammlungen, aber mit bei weitem geringerm Wirkungskreise.

Das Verhältniß der kath. Kirche zum Staate beruht auf dem 18. Aug. 1855 mit dem päpstl. Stuhle abgeschlossenen Concordate. Durch dieses wurde das Placetum regium abgeschafft, der Wechselverkehr zwischen der Geistlichkeit, dem Volke und dem päpstl. Stuhle freigegeben, die religiöse Erziehung der Jugend in allen kath. Erziehungsanstalten und Schulen der Leitung und Ueberwachung der Bischöfe und die kath. Volksschulen der Beaufsichtigung der Kirche unterworfen. Ferner wurden die Bestimmungen getroffen, daß in den kath. Mittelschulen nur Katholiken zu Lehrern ernannt werden sollen, und daß alle kirchlichen Rechtsfälle vor das Forum des kirchlichen Gerichts gehören, welches auch über die Ehesachen nach Vorschrift der Kirchengesetze und der Beschlüsse des Trienter Concils zu urtheilen hat. Die Verhältnisse der griech.-orient. Kirche sind durch verschiedene ältere und neuere Vorschriften geordnet. Die kirchliche Gesetzgebung der orient. Confession gehört zur Competenz der bischöfl. Synode. Neben dieser besteht für die Serben ein besonderer Nationalcongreß, der zeitweilig zur Beschlußfassung über wichtige äußere Verhältnisse, welche die Kirche und Schule betreffen, abgehalten wird und das Recht besitzt, den Patriarchen und Metropoliten von Karlowitz zu wählen. Die evang. Kirche beider Bekenntnisse (der Augsburgischen und der Helvetischen Confession), deren Angehörige, gleich den orient. Griechen, den Katholiken in polit., bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht vollkommen gleichgestellt sind, erfreut sich der Presbyterial- und Synodalverfassung. In den deutsch-slaw. Ländern sind die Verhältnisse dieser Kirche durch das kaiserl. Patent vom 8. April 1861 und die Kirchenverfassung vom 6. Jan. 1866 regulirt worden. Mit der Ausübung des Rechts der Kirchengesetzgebung, vorbehaltlich der landesherrl. Sanction, ist die Generalsynode eines jeden der beiden Bekenntnisse betraut. Diese ist zusammengesetzt aus den Superintendenten, den Superintendential-Curatoren, den Senioren und weltlichen Abgeordneten der Seniorate und aus einem Abgeordneten der evang.-theol. Facultät in Wien; die Generalsynode soll alle sechs Jahre in der Regel zu Wien zusammentreten. Die oberste geistliche Behörde ist der Oberkirchenrath in Wien. In Ungarn bestehen für jede Confession Generalconvente oder Generalconferenzen und Synoden; in Siebenbürgen ist die Kirchengewalt der luth. Landeskirchenversammlung und der reform. Generalsynode anvertraut.

Die vollziehende Gewalt wird vom Kaiser durch die Minister ausgeübt. Der Wirkungskreis der Ministerien und andern Centralstellen wird, nachdem durch das erwähnte königl. Rescript vom 17. Febr. 1867 die ungar. Verfassung wiederhergestellt und eine verantwortliche ungar. Ministerregierung eingesetzt worden, nach der definitiven Lösung der Verfassungsfragen eine wesentliche Aenderung erfahren. Im April 1867 waren in O. folgende Behörden für die Leitung der obersten Staatsverwaltung bestellt: 1) für das ganze Reich: das Ministerium des kaiserl. Hauses und des Aeußern, das Armee-Obercommando (dessen Aufgabe rein militärischer

und taktischer Natur ist), das Kriegsministerium, das Finanzministerium (für die dem Reiche gemeinsamen Finanzsachen) und der Oberste Rechnungshof, sämmtlich in Wien; 2) für die deutsch-slow. Länder: das Ministerium des Innern, das Justizministerium, das Ministerium für Cultus und Unterricht, das Ministerium für Handel und Volkswirthschaft (für Handel, Gewerbe, Schiffahrt, Communicationsanstalten, Landescultur einschließlich Bergwesen), das Polizeiministerium (dessen Auflösung bevorstand) und das erwähnte Finanzministerium, sämmtlich mit dem Sitze in Wien; 3) für Ungarn und Siebenbürgen: die königl. ungar. Ministerien für die innern Angelegenheiten, für die Landesfinanzen, für die öffentlichen Arbeiten, Communicationsmittel und die Schiffahrt, für Landbau, Gewerbe und Handel, für Cultus und öffentlichen Unterricht, für Rechtspflege und Begnadigung und für die Landesvertheidigung, mit dem Sitze in Ofen-Pesth; außerdem befindet sich ein ungar. Minister am kaiserl. Hoflager in Wien; 4) für Kroatien und Slawonien: die königl. kroat.-slawon. Hofkanzlei in Wien. Die Militärgrenze untersteht in allen Verwaltungssachen dem Kriegsministerium in Wien. Als höchste berathende Collegien bestehen der österr. und der ungar. Ministerrath und der Staatsrath.

Rücksichtlich der innern Landesverwaltung sind in den deutsch-slow. Ländern die polit. Landesstellen errichtet, welche in den größern Kronländern (in Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Küstenland, Tirol-Vorarlberg, Böhmen, Mähren, Galizien und Dalmatien) den Namen «Statthalterei», in den kleinern (Salzburg, Kärnten, Krain, Schlesien und Bukowina) den Namen «Landesbehörde» oder «Landesregierung» führen. Diese sind die obersten Verwaltungsstellen der betreffenden Länder für die Geschäfte der polit. und Polizeiverwaltung überhaupt, für die Angelegenheiten des Cultus und Unterrichts, für Handels- und Gewerbesachen, für Angelegenheiten der Landescultur und für die Verwaltung des öffentlichen Bauwesens. Jeder derselben ist für die Medicinalangelegenheiten eine ständige Medicinalcommission beigegeben (eine solche besteht auch bei dem Ministerium des Innern). Behufs der untern Verwaltung zerfallen die Länder in Bezirke, welchen Bezirksämter (in Dalmatien Präturen) vorgesetzt sind. In Böhmen und Dalmatien sind übrigens, bis zur Einführung eines neuen Verwaltungsorganismus, die Kreisvorsteher der frühern Kreise für gewisse administrative Angelegenheiten beibehalten worden. Man unterscheidet gegenwärtig rein polit. und gemischte Bezirksämter; erstere sind blos für die polit. Verwaltung, Polizei und directe Besteuerung, letztere hierfür und für die Justizpflege bestimmt. Doch ist die Trennung der Administration von der Rechtspflege in Aussicht genommen und in einigen Kronländern auch schon durchgeführt worden. In den Landeshauptstädten und in andern größern Städten wird die sonst den Bezirksämtern zugewiesene polit. Verwaltung sowie die Polizei (abgesehen von gewissen Angelegenheiten, die in einigen Städten landesfürstl. Polizeidirectionen überwiesen sind) von den Magistraten oder Gemeindevorstehungen wahrgenommen. Außerdem ist allen Gemeindevorständen die Ortspolizei und die Besorgung gewisser Geschäfte der Staatsverwaltung anvertraut, welche ihren «übertragenen Wirkungskreis» ausmacht. In Ungarn sind dem Ministerium für die Verwaltung die polit. Behörden (Magistrate) der 49 Comitate und 4 freien Districte (als den territoriolen Abtheilungen des Landes) untergeordnet; in jedem Comitate ist der Obergespan, in jedem Districte der Districtskapitän der oberste Beamte. Diesen unterstehen wiederum Ober- und Unterstuhlrichterämter in den Bezirken. Ausgenommen von der Comitatsverwaltung jedoch sind die königl. Freistädte, deren Magistrate die öffentliche Verwaltung zu besorgen haben und unmittelbar unter das Ministerium gestellt sind. Ebenso ist die Comitats- und Bezirksverwaltung in Kroatien und Slawonien eingerichtet; nur daß hier noch als Landesstelle eine Statthalterei, an deren Spitze der Banus steht, errichtet ist. In Siebenbürgen besteht gleichfalls eine polit. Landesstelle, das königl. Gubernium zu Klausenburg, dependirend vom ungar. Ministerium. Für die untere Verwaltung ist dieses Großfürstenthum in acht Comitate (wie in Ungarn organisirt), zwei Districte, fünf Szekler-Stühle (denen Oberkönigsrichter vorgesetzt sind), neun sächs. Stühle und zwei sächs. Districte eingetheilt. Für die beiden letztgenannten erscheint der Comes der sächs. Nation als oberleitendes Organ; er beaufsichtigt die Stuhl- und Districtsbehörden. Die Freistädte und privilegirten Märkte (mit Ausnahme der sächsischen) haben auch in Siebenbürgen ihre unabhängige Verwaltung. Die Militärgrenze endlich, die in zwei Verwaltungsgebiete, die kroatisch-slawonische und die serbisch-banatische, zerfällt, besitzt eine rein militärische Verwaltung. Für das kroat.-slawon. Grenzgebiet ist das Generalcommando in Agram, für das serbisch-banatische das Generalcommando in Temesvár die leitende Landesbehörde. Von diesen Generalcommanden ressortiren als Verwaltungsbehörden die 14 Regimentscommanden und das Titeler Bataillonscommando (von denen in unterer Linie die Compagniecommanden dependiren) und die Magistrate der 12 Militärcommunitäten.

Zahlreich ſind in O. jene Behörden, welchen die Verwaltung der Finanzangelegenheiten übertragen iſt. Hierfür beſtehen als Landesſtellen die Finanz-Landesdirectionen und in den kleinern Kronländern die Finanzdirectionen. Dieſen ſind untergeordnet für die directen Steuern die Steuercommiſſionen (Kreisvorſtehungen), Hauptſteuerämter und in den ungar. Ländern die Finanzinſpectorate und Finanz-Bezirksdirectionen (unter dieſen ſtehen wieder die Bezirks- und Steuerämter), für die indirecten Abgaben die Finanz-Bezirksdirectionen, Finanz- und Grenzinſpectoren (dieſen ſind unterſtellt die Zollämter, Verzehrungsſteuerämter, Mauthämter u. ſ. w.). Ferner ſind noch für einzelne Zweige der Finanzverwaltung, wie für Lotto, Tabacksgefälle, Montanweſen, Kaſſaweſen u. ſ. w. beſondere Behörden und Aemter errichtet. Von andern Verwaltungsbehörden ſind zu nennen: der Unterrichtsrath (ein berathendes Organ des Miniſteriums in Wien), die Statiſtiſche Centralcommiſſion in Wien (unter dem Präſidenten des Oberſten Rechnungshofs), die Generaldirection für Poſt- und Telegraphenangelegenheiten (beſondere Abtheilung des Handelsminiſteriums in Wien), die Generalinſpection der Eiſenbahnen in Wien und die Centralſeebehörde in Trieſt (beide unter dem Handelsminiſterium), die Poſtdirectionen, die Generalcommanden (die militäriſch-adminiſtrativen Oberbehörden in den neun Generalaten, in welche das Kaiſerthum für die Militärverwaltung eingetheilt iſt, nämlich zu Wien, Gratz, Prag, Lemberg, Zara, Ofen, Temesvár, Agram und Hermannſtadt), von denen die Truppendiviſionscommanden reſſortiren, u. ſ. w.

Hinſichtlich der Rechtspflege iſt in allen Ländern der Monarchie ein dreifacher Inſtanzenzug eingeführt. In den deutſch-ſlaw. Ländern gilt als höchſte Gerichtsinſtanz der Oberſte Gerichtshof in Wien, welcher auch über Competenzconflicte zwiſchen Gerichts- und Verwaltungsbehörden entſcheidet. Als Gerichtshöfe zweiter Inſtanz ſind die neun Oberlandesgerichte berufen (in Wien, Gratz, Trieſt, Innsbruck, Prag, Brünn, Lemberg, Krakau und Zara), unter deren Aufſicht und Leitung die Gerichtsbehörden erſter Inſtanz ſtehen. Dieſe letztern ſind entweder Collegialgerichte (Landesgerichte und Kreisgerichte, zuſammen 62, für Civilſachen, in Strafſachen rückſichtlich der Verbrechen und Vergehen und als Preßgerichte competent) oder Einzelgerichte (Bezirksgerichte und gemiſchte Bezirksämter, für Civilrechtsſachen von minderer Wichtigkeit, für Uebertretungen und auch zur Voruntersuchung über Verbrechen und Vergehen). Das Verfahren iſt ſchriftlich, die Schlußverhandlung in Strafſachen mündlich. Oeffentlichkeit findet bei der Schlußverhandlung in erſter Inſtanz ſtatt. Die Anklage wird von der Staatsanwaltſchaft oder von einem Privatkläger geführt. Der Angeklagte wird durch einen Vertheidiger unterſtützt, den er ſich ſelbſt wählen kann. Für die Rechtspflege in dieſen Kronländern ſind maßgebend: das Allgemeine bürgerliche Geſetzbuch vom 1. Juni 1811, die Allgemeine (deutſche) Wechſelordnung vom 25. Jan. 1850, das Allgemeine (deutſche) Handelsgeſetzbuch vom 17. Dec. 1862, die Gerichtsordnungen von 1781 und 1796, das Strafgeſetzbuch vom 27. Mai 1852, die Strafproceßordnung vom 29. Juli 1853 und die Civil-Jurisdictionsnorm vom 20. Nov. 1852. Im Königreiche Ungarn gilt ein von dem öſterreichiſchen weſentlich abweichendes Civil- und Strafrecht. Der oberſte Gerichtshof iſt die Septemviraltafel zu Peſth, Gerichtshof zweiter Inſtanz (in einigen Fällen auch erſter Inſtanz) die königl. Gerichtstafel ebendaſelbſt. Dieſe beiden Collegien bilden, nebſt dem Wechſel-Appellationsgerichte, die Königliche Curie, an deren Spitze der Judex Curiae (oberſter Landesrichter) ſich befindet. Die andern Gerichtsbehörden ſind die vier Diſtrictualgerichtstafeln (Collegialgerichte in Civilſachen erſter Inſtanz), die Comitatsgerichtsſtühle (Collegialgerichte erſter Inſtanz für Civil- und Strafſachen und Appellationsinſtanzen für die drei folgenden Gerichte), die Vicegeſpansgerichte (Einzelgerichte für Civilrechtsſachen in erſter Inſtanz), die Stuhlrichtergerichte (Einzelgerichte erſter Inſtanz für Civil- und Strafſachen), die Ortsgerichte (Einzelgerichte für civilrechtliche Bagatellſachen) und die Gerichte in den königl. Freiſtädten, andern Städten, privilegirten Marktflecken und freien Diſtricten. In Siebenbürgen beſteht ein oberſter Gerichtshof zu Klauſenburg. Zweite Inſtanzen ſind hier die königl. Gerichtstafel zu Maros-Vásárhely und (für das Sachſenland) das Obergericht in Hermannſtadt. Die erſten Inſtanzen ſind entweder Collegialgerichte (Gerichtsſtühle und ſächſ. Magiſtrate) oder Einzelgerichte (Partial- und Vicegerichtsſtühle und bei den Sachſen Stuhl- und Diſtrictsrichter). In Kroatien und Slawonien, wo das öſterr. Recht gilt, beſtehen: die Septemviraltafel zu Agram (höchſte Inſtanz), die Banaltafel ebendaſelbſt (zweite Inſtanz), die Comitatsgerichtstafeln (Collegialgerichte erſter Inſtanz), die Stuhlrichterämter und Stadtgerichte (Einzelgerichte erſter Inſtanz). In der Militärgrenze wird die Rechtspflege von den Militärgerichten gehandhabt. Außer den ordentlichen Gerichten beſtehen verſchiedene außerordentliche Juſtizbehörden, wie die geiſtlichen Ehegerichte, die Handels-, See- und Berggerichte, Gefällsgerichte, Militärgerichte u. ſ. w.

O. zeigt in seinem Staatshaushalte schon seit langer Zeit ein jährliches Deficit, welches seit dem J. 1848 durch die aufeinanderfolgenden Kriege wesentlich erhöht worden ist. Die Staatseinnahmen betrugen 1846 $162^{6}/_{10}$ Mill., 1856 $304^{7}/_{10}$ Mill., die Staatsausgaben beziehendlich $185^{5}/_{10}$ Mill. und $389^{8}/_{10}$ Mill. Fl. Nach dem Finanzgesetze für das J. 1867 sind die gesammten Staatsausgaben auf 433,896000 Fl. und die gesammten Staatseinnahmen auf 407,297000 Fl. festgestellt. Dieser Voranschlag ergibt bei den Ausgaben: für den Hofstaat 5,065000, für den Reichsrath, Staatsrath, Ministerrath und die kaiserl. Cabinetskanzlei 427000, für das Aeußere 2,100000, für die innere, Cultus- und Unterrichts- und Polizeiverwaltung in den deutsch-slaw. Ländern 25,408000, für die Justiz in denselben Ländern 7,762000, für die innere und Justizverwaltung in den ungar. Ländern 16,536000, für die Finanzverwaltung 278,039000, für Handel und Volkswirthschaft 15,778000, für die Centralbehörden 1,623000, für die Landarmee 73,458000, für die Kriegsmarine 7,700000 Fl. Bezüglich der Einnahme ergibt der Voranschlag für 1867: directe Steuern (Grundsteuer, Gebäudesteuer, Erwerbsteuer, Einkommensteuer u. s. w.) 105,493000, indirecte Abgaben (Verzehrungssteuer, Zölle, Salz, Taback, Stempel, Taxen und Gebühren, Lotto, Mauthe und Punzirung) 208,314000, Einnahmen aus den Staatsgütern und Staatsforsten 13,439000, aus dem Berg- und Münzwesen 36,016000, von den Posten und Telegraphen 13,478000 Fl. österr. Währung. Die Staatsschuld ist durch die Kriege der neuesten Zeit sehr gestiegen. Dieselbe betrug im J. 1841 $1118^{1}/_{2}$ Mill., 1851 $1640^{9}/_{10}$ Mill. Fl., 1861 2400 Mill. Fl. Ende Juni 1866 belief sich die Schuld auf 2831,211195 Fl. österr. Währung, worin jedoch die lombard.-venet. Schuld mit 64,296353 Fl., welche nach dem Friedensvertrage vom 3. Oct. 1866, nebst einem Theile der allgemeinen Schuld, vom Königreiche Italien übernommen wurde, begriffen war. Seitdem ist die Staatsschuld wieder durch die Creirung von Staatspapiergeld (Staatsnoten), in welches auch die Banknoten zu 1 und 5 Fl., zufolge Gesetzes vom 5. Mai 1866, umgewandelt wurden, vergrößert worden. Die Staatsnoten wurden mit den Partial-Hypothekar-Anweisungen derart in Verbindung gebracht, daß die Summe jener und dieser den Betrag von 400 Mill. Fl. im Maximum nicht überschreiten darf. Die Zinsen der Staatsschuld betragen nach dem Finanzgesetze für 1867 120,812000 Fl., die Ausgaben für Schuldentilgung 18,758000 Fl. Neben der eigentlichen Staatsschuld besteht noch die Grundentlastungsschuld (Schuld der Kronländer), die sich Ende Juni 1866 auf 524,754081 Fl. österr. Währung belief.

Das Militärwesen O.s hat neuerdings durchgreifende Reformen erfahren. Obschon das Heeres-Ergänzungsgesetz vom 29. Sept. 1858 den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht ausgesprochen, ward diese doch erst durch die kaiserl. Verordnung vom 28. Dec. 1866 vollkommen eingeführt. Danach beginnt die Pflicht zum Eintritte in das Heer mit dem 1. Jan. des auf das vollendete 20. Lebensjahr folgenden Jahres und dauert durch drei Jahre. Sämmtliche Stellungspflichtige dieser drei Altersklassen, die zu Kriegsdiensten tauglich befunden, werden unbedingt in das Heer eingereiht. Die Dienstpflicht ist auf sechs Jahre in der Linie und sechs Jahre in der Reserve festgesetzt, von welchen letztern drei Jahre zur ersten und drei Jahre zur zweiten Reserve gehören. Die Reserve wird nur in außerordentlichen Fällen einberufen, und es sind die außer der activen Dienstleistung stehenden Reservisten, gleich der dauernd beurlaubten Mannschaft, unter die Civiljurisdiction gestellt. Die in der Linien- und die in der ersten Reservepflicht stehenden Männer bilden die eigentliche Feldarmee, die zweite Reserve ist zunächst zu Besatzungen bestimmt. Befreiungen von der Pflicht zum Eintritte in das Heer finden aus gewissen Familienrücksichten statt und sind sonst nur den Geistlichen und Candidaten des geistlichen Standes zuerkannt. Beamte, Professoren und Lehrer, Doctoren, Advocaten, Studirende, gewisse Besitzer größerer Handels- und Gewerbsunternehmungen und die Eigenthümer von bestimmten ererbten Landwirthschaften erhalten unter normalen Verhältnissen eine dauernde Beurlaubung. Solche, welche nach Vollendung ihrer Studien an höhern Lehranstalten freiwillig in das Heer eintreten, sind im Frieden nur verpflichtet, ein Jahr bei der Fahne zu dienen. Die frühere Befreiung durch Erlegung einer Befreiungstaxe ist nicht mehr gestattet. In Ungarn und Siebenbürgen jedoch ist die kaiserl. Verordnung vom 28. Dec. 1866 noch nicht eingeführt. Hier genießen die in den übrigen Kronländern dauernd Beurlaubten noch die vollkommene Befreiung, und sollen nach einem Beschlusse des Reichstags vom 2./4. April 1867 die Soldaten sechs Jahre unter den Waffen dienen. Besondere Bestimmungen bestehen ferner in der Militärgrenze (s. d.), in welcher alle kriegsdiensttauglichen männlichen Bewohner, die ein unbewegliches Vermögen besitzen, vom 20. J. an, so lange sie Waffen zu tragen im Stande sind, der Wehrpflicht unterliegen. Endlich ist im Landgebiete der Stadt Triest eine Territorialmiliz, in Tirol und

Vorarlberg eine allgemeine Landesvertheidigung organisirt, die man auch in den andern Ländern einzuführen beabsichtigt.

Die österr. Militärmacht besteht aus der Landarmee und der Kriegsflotte. Die erstere hat, nach den neuesten Organisationsvorschriften, folgende Formation (April 1867): 1) Infanterie, 80 Linien- und 14 Grenzregimenter, 1 selbständiges Titeler Grenzbataillon, 1 Tiroler Jägerregiment und 33 Feldjägerbataillone. Jedes Bataillon besitzt in der Regel 4 Compagnien. Das Linienregiment besteht aus 4 Bataillonen, wozu im Kriege 2 Reservebataillone und 1 Depotdivision kommen; der Kriegsstand ist 6146 Mann. Die Grenzregimenter haben einen ungleichen Stand von 3—4 Bataillonen. Das Tiroler Jägerregiment hat 7 Feldbataillone, 1 Depotbataillon und 2 Reservebataillone, im Kriege 10432 Mann. Jedes Feldjägerbataillon zählt außer den 4 Feldcompagnien im Kriege auch 1 Depot- und 1 Reservecompagnie; aus den Reservecompagnien werden 8 Reserve-Jägerbataillone gebildet. Der gesammte Kriegsstand der Infanterie beträgt mehr als 600000 Mann. 2) Cavalerie, 12 Küraſſierregimenter (11 zu 5, 1 zu 6 Escadrons), 2 Dragoner-, 14 Husaren- und 13 Ulanenregimenter (à 6 Escadrons), auf dem Kriegsfuße (ohne die noch zu organisirende neue Reserve) 41903 Mann. 3) Artillerie, bestehend aus dem Artilleriestabe, der Feldartillerie (12 Artillerieregimenter und 1 Küstenartillerieregiment, im Kriege 50018 Mann) und der Zeugartillerie (17 Commanden). 4) Geniewaffe, bestehend aus dem Geniestabe, 2 Genieregimentern (à 4 Bataillone, wozu im Kriege 1 Depotbataillon und 4 Reservecompagnien treten, im Kriege zusammen 10168 Mann) und 1 Pionnierregiment (zu 5 Bataillonen, wozu im Kriege 1 Depotbataillon und 5 Reservecompagnien kommen, im Kriege 6632 Mann). 5) Sanitätstruppen mit 10, im Kriege 12 Compagnien. 6) Fuhrwesenscorps. 7) Landessicherheitstruppen (Landesgensdarmerie und Militär-Polizeiwachcorps). Ferner gehören zur Armee die Generalität (Anfang 1867 2 Feldmarschälle, 11 Feldzeugmeister und Generale der Cavalerie, 83 Feldmarschallieutenants und 104 Generalmajore, außer vielen unangestellten Generalen), der Generalstab, die Garden (Arcièren-Leibgarde, ungar. adeliche Leibgarde, Trabanten-Leibgarde, Leibgarde-Gensdarmerie, Hofburgwache und ungar. Kronwache), die Soldaten bei den Armeeanstalten u. s. w. In runder Ziffer stellt sich ein Kriegsstand der gesammten Armee von fast 800000 Mann heraus, der durch die bewaffnete Populationsmannschaft in der Militärgrenze, durch die Landesvertheidiger in Tirol und Vorarlberg und sonstige im Kriege zur Errichtung gelangende Truppenkörper auf 900000 Mann und mehr gebracht werden kann. Der Friedensstand betrug Anfang 1866 323506 Mann. In einigen Städten sind Bürgerwehren errichtet, die aber jeder militärischen Bedeutung entbehren. Die Armee ist im Frieden in 23 Truppen- und 4 Cavaleriedivisionen, die in Brigaden zerfallen, aufgestellt, im Kriege außerdem in Armeecorps. O. besitzt 25 Festungen (Alt-Gradiska, Arad, Brood, Cattaro, Czettin, Essegg, Franzensfeste, Josephstadt, Karlsburg, Karlstadt, Knin, Komorn, Krakau, Kronstadt, Kufstein, Lissa, Olmütz, Ofen, Peterwardein, Pola, Prag, Ragusa, Temesvár, Theresienstadt und Zara) und 3 Forts (Maros-Vásárhely, Nauders und Rothenthurm). Die Kriegsmarine zählte (März 1867) 78 Schiffe mit etwa 800 Kanonen; darunter 8 Panzerschiffe (1 mit 1000 Pferdekraft und 11 Stück 300pfündigen Kanonen, 2 à 800 Pferdekraft und 16 150pfündigen Kanonen, 3 à 650 Pferdekraft und 12 100pfündigen Kanonen und 2 à 500 Pferdekraft und 10 100pfündigen Kanonen), 1 Schraubenlinienschiff (mit 800 Pferdekraft und 92 Kanonen), 5 Schraubenfregatten, 3 Schraubencorvetten, 16 Schraubenkanonenboote, 15 Raddampfer, 1 Segelfregatte, 3 Segelcorvetten, 3 Segelbriggs, 3 Segelschoner und 20 andere Transport- und Schulschiffe. Die Kriegsmarine wird zunächst von der Marinesection des Kriegsministeriums verwaltet, welcher eine Marinetruppen- und Flotteninspection beigegeben ist. Das Seeoffiziercorps begreift (Anfang März 1867) 4 Vice- und 3 Contreadmiräle, 12 Linienschiffs-, 12 Fregatten- und 9 Corvettenkapitäne, 106 Linienschiffslieutenants, 163 Linienschiffsfähnriche und 86 Cadetten. Die Marinetruppen bestehen aus dem Matrosencorps (13 Compagnien), dem Marine-Zeugcorps (4 Compagnien) und dem Marine-Infanterieregiment (zu 2 Bataillonen à 6 Compagnien). Im Kriege ist der Stand an Offizieren und Mannschaft, falls die ganze Flotte ausgerüstet würde, 12000 Mann. Die ansehnlichsten Kriegshäfen sind zu Pola (mit großen Werften), Triest und Zara. Die Kriegsflagge ist der Länge nach roth, weiß und roth gestreift und zeigt in der Mitte das österr. Hauswappen.

Vgl. Springer, «Statistik des österr. Kaiserstaats» (2 Bde., Wien 1840); Hain, «Handbuch der Statistik des österr. Kaiserstaats» (2 Bde., Wien 1852—53); von Czoernig, «Ethnographie der österr. Monarchie» (3 Bde., Wien 1855—57); Brachelli, «Statistik der österr.

Monarchie» (Wien 1857); derſelbe, «Handbuch der Geographie und Statiſtik des Kaiſerthums O.» (Lpz. 1861); Schmidl und Warhanek, «Das Kaiſerthum O.» (Wien 1857); Schmitt, «Statiſtik des öſterr. Kaiſerſtaats» (3. Aufl., Wien 1867). Außerdem ſind zu berückſichtigen die Publicationen der K. K. Statiſtiſchen Centralcommiſſion und der K. K. Direction für adminiſtrative Statiſtik, nämlich die Tafeln zur Statiſtik, die Mittheilungen aus dem Gebiete der Statiſtik, das ſtatiſt. Jahrbuch, das ſtatiſt. Handbüchlein, die größern und kleinern Handelsausweiſe (Wien) und die Staatsgrundgeſetze der öſterr. Monarchie (Wien 1861).

Geſchichte. Den Grundſtein der öſterr. Monarchie bildet das Land unter der Ens. Hier entſtand im Zeitalter Karl's d. Gr. das Markgrafenthum O., das, 1156 mit dem Lande ob der Ens vereinigt, zu einem Herzogthum und 1453 zum Erzherzogthum erhoben wurde. Indeß erſt ſeitdem das Herzogthum 1282 an das Haus Habsburg (ſ. d.) gekommen war, begann deſſen Ausbildung zu einem mächtigen Staate. Die Habsburger verbanden damit nicht nur den nachmals ſog. Oeſterreichiſchen Kreis und andere Länder, ſondern erwarben ſeit 1438 auch faſt ununterbrochen die deutſche Kaiſerkrone, und dazu kamen die Kronen von Böhmen (ſ. d.) und Ungarn (ſ. d.) 1526 und 1527. Die Reichseinheit wurde durch die ſog. Pragmatiſche Sanction (ſ. d.) des Kaiſers Karl VI. 1713 feſtgeſtellt. Endlich erfolgte 1804 die Erhebung der Monarchie zu einem Erbkaiſerthum.

Die Gegend des heutigen Erzherzogthums O. bewohnten in den früheſten Zeiten die Tauriſker, die zu den Celten gehörten; doch wurde dieſer Name ſpäter durch den der Noriker gänzlich verdrängt. Seit die Römer 14 v. Chr. die Noriker bezwungen und die Donau beſetzt hatten, gehörte das Land nördlich von der Donau, nach der böhm. und mähr. Grenze hin, zu dem Reiche der Markomannen und Quaden. Ein Theil von Niederöſterreich und von Steiermark gehörte nebſt der röm. Municipalſtadt Vindobona (Wien) zu Pannonien. Das übrige von Niederöſterreich und Steiermark nebſt Kärnten und einem Theile von Krain bildete einen Beſtandtheil von Noricum. Görz gehörte zur röm. Provinz Illyricum, und Tirol war ein Theil Rhätiens. Die Völkerwanderung vernichtete dieſe Grenzen. Bojer, Baudalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren wechſelten hier im Laufe des 5. und 6. Jahrh. ihre Wohnplätze, bis ſeit 568, als die Longobarden in Oberitalien ihr Reich aufgerichtet hatten, der Ensfluß die Grenze bildete zwiſchen dem deutſchen Volksſtamme der Bajuvarier, welchen das Land ob der Ens gehörte und den von Oſten her an dieſen Strom nachgerückten Avaren. An der Mur, Save und Drau erſchienen aber bereits ſeit 611 die Slawen. Als nach der Auflöſung der herzogl. Würde in Baiern 788 die Avaren über die Ens gegangen und in die fränk. Grafſchaften im Baierland eingefallen waren, ſchlug ſie Karl d. Gr. 791 bis an die Raab zurück und vereinigte das Land von der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (das Land unter der Ens) mit Deutſchland unter dem Namen Avariſche oder Oeſtliche Mark, Marchia orientalis oder Austria. Karl d. Gr. ſchickte Coloniſten, meiſt Baiern, in die neue Provinz, über die er einen Markgrafen ſetzte, während der Erzbiſchof von Salzburg die Aufſicht über das Kirchenweſen erhielt. Das Land bildete ſeit dem Vertrage von Verdun 843 die öſtl. Grenzprovinz des Deutſchen Reichs. Infolge des Einfalls der Ungarn in Deutſchland kam es 900 in deren Beſitz. Erſt Kaiſer Otto I. gelang es nach dem Siege bei Augsburg 955, einen großen Theil dieſer Provinz zu erobern, die dann bald vollſtändig mit Deutſchland wieder vereinigt wurde.

Zum Markgrafen beſtellte der Kaiſer 983 den Grafen Leopold I. von Babenberg (ſ. d.), der durch ſeine Unternehmungen gegen die Ungarn, deren Grenzfeſtung Mölk er eroberte, ſich auszeichnete und 994 ſtarb. Unter Leopold's Sohne Heinrich I. (bis 1018) erſcheint der nach dem lat. Austria gebildete Name Ostirrichi, d. i. Oeſterreich, zum erſten mal in einer Schenkungsurkunde Kaiſer Otto's III. von 996. Heinrich I. hatte ſeinen Bruder Adalbert (bis 1050) und dieſer ſeinen Sohn Ernſt (bis 1075) zum Nachfolger. Von Kaiſer Heinrich IV. erhielt Ernſt einen Freiheitsbrief, das erſte unter den öſterr. Hausprivilegien. In demſelben wird der Markgraf des Reichs vorderſter und getreueſter Fürſt und ſein Land die Vormauer des Reichs genannt und ihm das Recht verliehen, ſich die Landesfahne und das Schwert vortragen zu laſſen. Ernſt blieb wider die Sachſen in der Schlacht an der Unſtrut 1075. Ihm folgte in der Regierung erſt Leopold II. (bis 1096), dann Leopold III. (bis 1136) und endlich Leopold IV. (bis 1141). Dieſem verlieh Kaiſer Konrad III. auch das Herzogthum Baiern, welches Heinrich der Stolze verwirkt hatte. Aber des letztern Sohn, Heinrich der Löwe, forderte ſein Erbland zurück und gerieth darüber mit Leopold's Nachfolger und Bruder, Heinrich II. Jaſomirgott, in Streit. Die Ausgleichung geſchah 17. Sept. 1156 zu Regensburg in des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa Zelt. Heinrich Jaſomirgott übergab das Herzogthum Baiern und alle dazu-

gehörigen Reichslehen mit sieben Fahnen dem Kaiser. Dieselben empfing Heinrich der Löwe, der aber zwei Fahnen nebst der Baierschen Mark ob der Ens und den dazugehörigen Grafschaften dem Kaiser zurückgab, worauf dieser Heinrich Jasomirgott mit der Mark ob der Ens belehnte, beide Marken ob und unter der Ens zum Herzogthum erhob und außerdem dem neuernannten Herzoge wichtige Vorrechte und Freiheiten verlieh. So wurde unter anderm festgesetzt, daß das Herzogthum O. untheilbar sei, die Herrschaft sich in der Linie nach der Erstgeburt vererben, das Reich in O. keine Lehen besitzen, der Herzog keinem Gerichte des Reichs unterworfen sein solle. Ja es wurde sogar festgesetzt, daß diese Freiheiten und Vorrechte auch für alle übrigen Länder gelten sollten, welche die Herzoge noch in Zukunft erwerben würden. Außerdem ist Heinrich Jasomirgott bemerkenswerth durch seine Theilnahme an dem zweiten Kreuzzuge sowie dadurch, daß er die fürstl. Residenz nach Wien verlegte und daselbst den Bau der Stephanskirche begann. Er starb 13. Jan. 1177, und ihm folgte in der Herrschaft sein Sohn Leopold V. (bis 1194), unter welchem Steiermark mit O. vereinigt wurde. Auf Leopold V. folgte dessen Sohn Friedrich der Katholische (bis 1198) und diesem sein Bruder Leopold VI. (bis 1230), der zahlreiche Züge gegen die Ungarn und gegen die Ungläubigen in wie außerhalb Europa machte. Sein Sohn Friedrich der Streitbare vermehrte die vom Vater geerbten Lehen in Krain dergestalt, daß er sich bereits Herr von Krain nannte. In den letzten Jahren seines Lebens gedachte er alle seine Lande in ein Königreich zu vereinen und sich durch den Kaiser zum König ernennen zu lassen; allein an der Ausführung dieses Plans hinderte ihn sein früher Tod (12. Juli 1246), den er im Kampfe gegen die Magyaren fand. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Babenberger.

Die folgende Zeit von 1246—82 heißt das Oesterreichische Interregnum. Kaiser Friedrich II. erklärte nämlich O. und Steiermark als erledigtes Reichslehen für ein Erbgut der deutschen Kaiser und setzte einen Statthalter nach Wien. Aber des verstorbenen Herzogs Friedrich Schwester Margarethe, die Witwe Kaiser Heinrich's VI., und seine Nichte Gertraud, die mit dem Markgrafen Hermann von Baden vermählt war, erhoben Ansprüche auf das Erbe Friedrich's. Markgraf Hermann, vom Papste und einer starken Partei unterstützt, bemächtigte sich Wiens und mehrerer österr. Städte, starb indeß schon 1250, und sein Sohn Friedrich, der später 1268 mit Konradin von Schwaben in Neapel enthauptet wurde, war erst ein Jahr alt. Da nun verschiedene Parteien das Land verwirrten und Kaiser Konrad IV. durch den Kampf mit seinem Gegenkönig abgehalten war, an O. zu denken, so faßten die Stände von O., deren bereits 1096 urkundlich gedacht wird, und von Steiermark 1251 den Entschluß, einen von den Söhnen der zweiten Schwester Friedrich's, Konstantia, der Gemahlin des Markgrafen Heinrich des Erlauchten in Meißen, zum Herzoge zu erheben. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als sie bei ihrer Einkehr zu Prag vom Könige Wenzeslaw überredet wurden, dessen Sohn Ottokar (s. d.) zum Herzog von O. und Steiermark zu wählen, welcher durch die Vermählung mit der verwitweten Kaiserin Margarethe seinen Anhang zu vermehren wußte. Nachdem er 1260 Steiermark dem Könige Bela von Ungarn durch den Sieg auf dem Marchfelde entrissen, ließ er sich 1262 von dem röm. Könige Richard mit beiden Herzogthümern belehnen. Durch das Testament seines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnten und Friaul, fielen ihm 1269 das Herzogthum Kärnten, der damit vereinigte Theil von Krain, das Histerreich und ein Theil von Friaul zu. Uebermuth stürzte den stolzen König Ottokar von der Höhe, die er erreicht hatte, herab. Er wollte Kaiser Rudolf von Habsburg (s. d.) nicht anerkennen, unterlag aber im Nov. 1276 und mußte die gesammten österr. Besitzungen abtreten. Als er versuchte, sie wieder zu erobern, verlor er in der Schlacht auf dem Marchfelde 26. Aug. 1278 das Leben, und sein Sohn Wenzeslaw mußte, um seine Erblande zu behalten, allen Ansprüchen auf jene Länder entsagen. Kaiser Rudolf ernannte seinen ältesten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Kurfürsten zu erhalten, so belieh er 27. Dec. 1282 seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den Herzogthümern O., Steiermark und Kärnten. Diese überließen Kärnten dem Grafen Meinhard von Tirol, Albrecht's Schwiegervater, und schlossen 1283 einen Vergleich, zufolge dessen Albrecht allein in den Besitz von O., Steiermark und Krain kam.

Mit dem Eintritte der habsburgischen Dynastie fand eigentlich erst die Begründung der nachmaligen Größe O.s statt. Der despotische Albrecht I. (s. d.) wurde von Ungarn und Baiern befehdet; gegen Adolf von Nassau erkämpfte er 1298 die röm. Königskrone. Als er aber die Schweizer unterwerfen wollte, ermordete ihn bei Rheinfelden 1. Mai 1308 sein Neffe, Johann von Schwaben (Johannes Parricida), dem er seine Erbgüter vorenthalten. Albrecht's

fünf Söhne, Friedrich der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht und Otto, mußten dem Kaiſer Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder, welche unter ihm 1301 durch die ſchwäb. Markgrafſchaft vermehrt worden waren, mit 20000 Mark Silber abkaufen. Durch die Fehden mit Baiern erwarben ſie Neuburg. Dagegen ſcheiterte der Verſuch des Herzogs Leopold, die unter Albrecht verlorenen helvet. Waldſtädte wieder zu erlangen, an der Tapferkeit der Eidgenoſſen in der Schlacht bei Morgarten, 15. Nov. 1315. Friedrich der Schöne (als Kaiſer Friedrich III., ſ. d.) wurde 1314 von einigen Kurfürſten zum deutſchen König erwählt, unterlag jedoch ſeinem Gegner, Ludwig dem Baier, bei Mühldorf 22. Sept. 1322 und wurde deſſen Gefangener. Als der Kaiſer 1325 ſich veranlaßt fand, ihm die Freiheit zu geben, mußte er aller Theilnahme an der Regierung entſagen und alle Reichsgüter, die noch in öſterr. Gewalt waren, herauszugeben verſprechen. Sein Bruder Leopold verwarf dieſe Uebereinkunft als unrühmlich und ſetzte den Kampf gegen Ludwig fort. Friedrich ſtellte ſich daher wieder als Gefangener in München ein. Von dieſer Treue gegen das gegebene Wort gerührt, ſchloß Kaiſer Ludwig mit Friedrich den Bund der Freundſchaft und 7. Sept. 1325 einen Vergleich zur gemeinſchaftlichen Regierung des Reichs, der aber, weil er ohne Zuſtimmung der Kurfürſten verabredet worden war, keine Folgen hatte. Inzwiſchen waren Leopold 1326 und Heinrich von Ö. 1327 geſtorben, auch Friedrich ſtarb 13. Jan. 1330, worauf ſich deſſen Brüder Albrecht II. (ſ. d.) und Otto mit dem Kaiſer Ludwig verglichen. Nach dem Ausſterben von Meinhard's Mannsſtamm fiel Kärnten 1335 wieder an das öſterr. Haus. Als Otto 1339 und die Neffen 1344 verſtorben, vereinigte Albrecht II. die geſammten öſterr. Lande, welche noch durch ſeine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, 1324 mit deſſen Beſitzungen, ſowie 1326 durch die burgundiſch-kyburgiſchen Güter vergrößert worden waren. Unter Albrecht's II. (geſt. 1358) vier Söhnen, Rudolf, Albrecht, Leopold und Friedrich, zeichnete ſich Rudolf aus. Er erwarb 1363 Tirol durch Vermächtniß der Margarethe Maultaſch, vollendete die Stephanskirche, errichtete das Collegiatſtift und begründete 1365 die hohe Schule zu Wien. Kinderlos ſtarb er 1365; vor ihm war auch ſchon der jüngſte Bruder Friedrich geſtorben. Hierauf theilten die beiden hinterbliebenen Brüder 1379 alſo, daß Albrecht III. (ſ. d.) Ö. nahm und alle übrigen Länder ſeinem Bruder Leopold überließ. Albrecht III. und Leopold ſtifteten zwei Linien, die öſterreichiſche und die ſteiermärkiſche. Als Leopold, welcher 1382 Trieſt erwarb, bei dem wiederholten Verſuche auf die habsburgiſchen Beſitzungen in der Schweiz bei Sempach 1386 das Leben verloren, führte Albrecht die vormundſchaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne ſeines Bruders. Auch kamen bis zu Albrecht's Tode 1395 noch mehrere Gebiete an Ö. Albrecht's III. einziger Sohn, Albrecht IV., war, als der Vater ſtarb, in Paläſtina. Nach ſeiner Rückkehr wollte er ſich an dem Markgrafen Prokop von Mähren für deſſen verübte Feindſeligkeiten rächen, ſtarb aber an Gift vor Znaim 1404. Sein Sohn, Albrecht V. (als Kaiſer Albrecht II., ſ. d.) vereinigte, als Schwiegerſohn des Kaiſers Sigismund, 1438 die Kronen von Ungarn und Böhmen mit der deutſchen Kaiſerkrone, ſtarb aber ſchon 1439. Sein Sohn Ladiſlaw (Poſthumus) beſchloß 1457 die öſterr. Linie, deren Länder der ſteiermärkiſchen zufielen. Doch Ungarn und Böhmen gingen verloren ſowie nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern auch die letzten habsburgiſchen Stammgüter in Helvetien. Dagegen blieb die deutſche Kaiſerkrone fortan ununterbrochen beim Hauſe Ö. Das Haupt der ſteiermärk. Linie, Friedrich IV. (ſ. d.), war von 1439—93 deutſcher König und Kaiſer und erhob Ö. 6. Jan. 1453 zum Erzherzogthum. Den nach Ladiſlaw's Tode zwiſchen Kaiſer Friedrich IV. und ſeinem Bruder Albrecht ausgebrochenen Erbſtreit, während deſſen der Kaiſer in der wiener Hofburg von den Bürgern belagert wurde, endigte Albrecht's Tod im J. 1464. Friedrich's IV. Sohn, Maximilian I. (ſ. d.), erwarb durch die Vermählung mit Maria, der hinterlaſſenen Tochter Karl's des Kühnen, 1477 die Niederlande. Doch koſtete es Maximilian viel Mühe, ſich in der Regierung derſelben, die er als Vormund ſeines Sohnes Philipp führte, zu erhalten. Als er nach ſeines Vaters Tode 1493 deutſcher Kaiſer geworden war, trat er ſeinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande ab. Maximilian I. vereinigte nach dem Tode ſeines Vetters Sigismund von Tirol wieder ganz Ö. unter ſeiner Herrſchaft und erwarb ſeinem Hauſe erneuerte Anſprüche auf Ungarn und Böhmen. Unter ihm begann der wiener Hof der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland zu werden. Die Verheirathung ſeines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien. Da aber Philipp ſchon 1506 geſtorben war, ſo erfolgte die Vereinigung Spaniens und Ö.s erſt nach Maximilian's Tode 12. Jan. 1519, indem ſein Enkel, Philipp's älteſter Sohn, Karl I., König von Spanien, unter dem Namen Karl V. (ſ. d.) zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde.

Dieser überließ durch die Theilungsverträge von Worms 28. April 1521 und zu Gent 17. Mai 1540 alle deutschen Erbländer, mit Ausnahme der Niederlande, die er für sich behielt, an seinen Bruder Ferdinand I. (s. d.).

Ferdinand I. erwarb durch seine Vermählung mit Anna, der Schwester des ungar. Königs Ludwig II., nach dessen Tode in der Schlacht bei Mohacs 1526 die Königreiche Ungarn und Böhmen nebst den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schlesien und Lausitz. Böhmen erkannte Ferdinand willig als König an. Auch in Ungarn wurde er, ungeachtet der getheilten Stimmung der Magnaten und des anfänglichen Glücks seines Gegners, Johann von Zapolya, zum Könige gewählt und 1527 gekrönt. Doch Zapolya trat mit dem Sultan Soliman II. in Verbindung, und schon 1529 stand dieser vor den Mauern Wiens. Nur die klugen Maßregeln des österr. Feldherrn, Grafen von Salm, retteten damals die Hauptstadt, und die Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge. Hierauf kam 1535 ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn erhielt, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten sollten. Als Johann gestorben, entstanden neue Unruhen, in die wieder der Sultan Soliman sich einmischte, von dem Ferdinand 1562 den Besitz von Niederungarn durch das Versprechen eines jährlichen Tributs von 30000 Dukaten erkaufen mußte. Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Würtemberg, welches der Schwäbische Bund dem unruhigen Herzog Ulrich abgenommen und dem Kaiser Karl V. verkauft hatte, von dem es bei der Theilung an Ferdinand gekommen war. Herzog Ulrich's Freund, Landgraf Philipp von Hessen, benutzte nämlich Ferdinand's Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn und eroberte mit Unterstützung Frankreichs Würtemberg, welches Ferdinand im Vergleiche zu Cadan in Böhmen, 29. Juni 1534, an Ulrich wieder abtrat, jedoch mit der Klausel, daß Würtemberg österr. Afterlehn sein und nach dem Abgange des würtemb. Mannsstammes an O. fallen solle. Diese Verluste wurden durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafschaft Thengen und der Stadt Konstanz nicht ganz ersetzt; dennoch betrugen in dieser Zeit die Besitzungen des österr. Hauses deutscher Linie bereits 5400 Q.-M. Ferdinand empfing die Kaiserkrone, als sein Bruder Karl 1556 das Scepter mit der Mönchskutte vertauscht hatte, und starb 25. Juli 1564. Nach seinem Willen theilten seine drei Söhne die väterliche Erbschaft also, daß der älteste, Kaiser Maximilian II. (s. d.), O., Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tirol und Vorderösterreich, und der dritte, Karl, Steiermark, Kärnten, Krain und Görz erhielt. Kaiser Maximilian war in Ungarn glücklicher als sein Vater; der Tod Soliman's vor Szigeth 1566 hatte einen Waffenstillstand zur Folge. Er ließ 1572 seinen ältesten Sohn Rudolf als König von Ungarn krönen, der 1575 auch zum Könige von Böhmen gekrönt und zum röm. Könige erwählt wurde. Dagegen gelangen ihm die Versuche, die poln. Krone an sein Haus zu bringen, so wenig wie 1587 seinem vierten Sohne Maximilian. Maximilian II., unter dessen toleranter Regierung die prot. Lehre in allen österr. Ländern große Fortschritte machte, starb 12. Oct. 1576; von seinen fünf Söhnen wurde der älteste, Rudolf II. (s. d.), Kaiser. Unter diesem fielen die Besitzungen des Erzherzogs Ferdinand von Tirol u. s. w., der sich mit der schönen Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welser (s. d.), vermählt hatte, nach dessen Tode 1595 an die beiden überlebenden Linien zurück, da man die mit ihr erzeugten Kinder nicht für ebenbürtig anerkannte. Rudolf II. regierte höchst nachlässig und überließ alles seinen Ministern. Er mußte 1608 Ungarn und 1611 Böhmen und die österr. Erblande an seinen Bruder Matthias (s. d.) abtreten, der ihm 1612 in der Kaiserwürde folgte. Nachdem Matthias noch den Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs (s. d.) erlebt, starb er 20. März 1619. Es folgte ihm sein Vetter Ferdinand, der älteste Sohn des schon 1590 verstorbenen Erzherzogs Karl von Steiermark u. s. w., auch in O., Böhmen und Ungarn und wurde zugleich unter dem Namen Ferdinand II. (s. d.) zum Kaiser erwählt. Dagegen erhielt Tirol und Vorderösterreich Ferdinand's jüngerer Bruder Leopold, dessen Nachkommenschaft aber schon 1665 ausstarb, worauf diese Länder an die Hauptlinie zurückfielen. Dies war die letzte Landestheilung im österr. Hause, denn Ferdinand II. erließ testamentarisch ein Primogeniturgesetz, das unverbrüchlich gehalten wurde.

Ferdinand II. war ein eifriger Gönner der Jesuiten, und mit ihm begann die kath. Reaction in O. Deshalb weigerten sich die Böhmen ihn als König anzuerkennen, und auch in den österr. Erblanden sowie in Ungarn fand er Widerstand. Die böhm. Stände wählten sogar das Haupt der evang. Union, den Kurfürsten Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz, zu ihrem Könige. Doch nach der Schlacht bei Prag 1620 wurde Böhmen Ferdinand unterworfen, der nun in Böhmen, Mähren und Schlesien eine förmliche Ausrottung der prot. Religion begann, wodurch Tausende

zur Auswanderung veranlaßt wurden. Auch gelang es dem Kaiſer, die öſterr., meiſt prot. Stände zur Huldigung zu zwingen, der ein ſtrenges Verbot des Proteſtantismus in O. folgte. Zuletzt wurde Ungarn bezwungen, das unter Bethlen Gabor (ſ. d.), dem Fürſten von Siebenbürgen, ſich empört hatte. Doch dieſer Religionskrieg koſtete dem öſterr. Hauſe den Flor ſeiner Länder. So hatte z. B. Böhmen von 732 Städten nur noch 130, von 30700 Dörfern nur noch 6000 und von 3 Mill. E. nur noch 780000. Unter Ferdinand's Nachfolger, Kaiſer Ferdinand III. (ſ. d.), 1637—57, wurden die öſterr. Länder noch mehr der Schauplatz des Kriegs. Wie Ferdinand II. im Prager Frieden 1635 die Lauſitz an Sachſen, ſo mußte Ferdinand III. im Weſtfäliſchen Frieden 1648 den Elſaß an Frankreich abtreten. Ferdinand's III. Sohn und Nachfolger, Kaiſer Leopold I. (ſ. d.), reizte die Ungarn durch unduldſame Härte. Tökely (ſ. d.) fand Unterſtützung von ſeiten der Pforte, und Kara-Muſtapha belagerte 1683 Wien, das nur den zur Hülfe herbeieilenden Polen und Deutſchen, unter der Anführung des Königs Johann Sobieſki, ſeine Rettung zu danken hatte. Nachdem hierauf die Siege ſeiner Feldherren dem Kaiſer ganz Ungarn unterworfen, verwandelte er daſſelbe 1687 in ein Erbreich und vereinigte damit Siebenbürgen. Auch mußte die vom Prinzen Eugen bezwungene Pforte im Carloviczer Frieden von 1699 das Land zwiſchen der Donau und Theiß zurückgeben und im Paſſarowiczer Frieden von 1718 andere wichtige Provinzen an Ungarn abtreten. Dagegen ſcheiterte Leopold's Plan, ſeinem zweiten Sohne Karl die Erbfolge in der ſpan. Monarchie von dem kinderloſen Könige Karl II. von Spanien zuſichern zu laſſen, indem Frankreichs feinere Politik den letztern vermochte, den Enkel Ludwig's XIV., Philipp von Anjou, zum Erben einzuſetzen. Die Folge davon war der Spaniſche Erbfolgekrieg (ſ. d.), während deſſelben Leopold 5. Mai 1705 ſtarb. Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Kaiſer Joſeph I. (ſ. d.), ſetzte den Krieg fort, ſtarb aber kinderlos ſchon 17. April 1711. Ihm folgte ſein Bruder Karl in den Erbſtaaten wie auch als Karl VI. (ſ. d.) auf dem deutſchen Kaiſerthrone. Karl VI. mußte dem von ſeinen Bundesgenoſſen zu Utrecht abgeſchloſſenen Frieden 1714 in den Friedensſchlüſſen zu Raſtadt und Baden nothgedrungen beitreten, die ihm den Beſitz der Niederlande, Mailands, Mantuas, Neapels und Sardiniens (ſeit 1720 Siciliens für Sardinien) ſicherten. Die öſterr. Monarchie umfaßte nun 9043 Q.-M. mit faſt 29 Mill. E.; ſie hatte zwiſchen 13—14 Mill. Fl. Einkünfte und ein Heer von 130000 Mann. Aber ihre Macht wurde bald durch neue Kriege geſchwächt. Karl VI. mußte im Wiener Frieden von 1735 und 1738 Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien, Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Theil von Mailand abtreten, wofür er blos Parma und Piacenza erhielt. Ebenſo verlor er im Belgrader Frieden von 1739 faſt alle Früchte der Siege Eugen's, indem er Belgrad, Serbien, den öſterr. Antheil an der Walachei, Orſova und Bosnien an die Pforte zurückgeben mußte. In dies alles willigte Karl VI., um ſeiner Tochter Maria Thereſia die Erbfolge in der Monarchie durch die Pragmatiſche Sanction (ſ. d.) zuzuſichern, die nach und nach von allen europ. Mächten anerkannt wurde.

Als mit Karl's VI. Tode 20. Oct. 1740 der habsburger Mannsſtamm erloſch, übernahm deſſen Tochter Maria Thereſia (ſ. d.), die mit dem Herzoge Franz Stephan (ſ. d.) von Lothringen (ſeit 1737 Großherzog von Toscana und ſpäter Kaiſer Franz I., 1745—65) vermählt war, die Regierung ſämmtlicher öſterr. Erblande. Doch von allen Seiten erhoben ſich Anſprüche gegen ſie. Ein heftiger Krieg begann, in welchem blos England auf ihrer Seite war. (S. Oeſterreichiſcher Erbfolgekrieg und Schleſiſche Kriege.) In den Friedensſchlüſſen von 1742 und 1745 mußte Maria Thereſia an Preußen Schleſien nebſt Glatz, mit Ausnahme von Teſchen, Jägerndorf und Troppau, auch im Frieden zu Aachen 1748 die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla an den Infanten Don Philipp von Spanien und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtreten. Die Fortdauer der öſterr. Monarchie war ſo zwar geſichert, aber Maria Thereſia konnte den Verluſt Schleſiens nicht verſchmerzen. Zur Wiedereroberung dieſer Provinz verband ſie ſich deshalb mit Frankreich, Rußland, Sachſen und Schweden; aber nach ſieben Jahren eines blutigen Kriegs behielt Preußen im Hubertusburger Frieden von 1763 Schleſien, und O. hatte Gut und Blut vergebens aufgeopfert. (S. Siebenjähriger Krieg.) In dieſer Zeit kam in O. das erſte Papiergeld auf, Staatsobligationen genannt, zu deren Umſetzung Kaiſer Franz eine Bank errichtete. Nach ſeinem Tode, 18. Aug. 1765, wurde Joſeph II. (ſ. d.), ſein älteſter Sohn, Mitregent der Mutter in den Erbſtaaten und deutſcher Kaiſer. Nebenlinien des Hauſes O. entſtanden durch Maria Thereſia's jüngere Söhne, den Erzherzog Peter Leopold in Toscana (ſ. d.) und den Erzherzog Ferdinand, der die Erbtochter von Eſte (ſ. d.) heirathete, in Modena (ſ. d.). Nur mit Widerſtreben willigte Maria Thereſia 1772 in die erſte Theilung Polens, durch die ſie Galizien und Lodomerien gewann. Die Pforte

mußte 1777 die Bukowina an ſie abtreten, und im Teſchener Frieden von 1779 erhielt ſie das Amt Burghauſen im Innviertel, die Grafſchaft Falkenſtein und andere Beſitzungen, ſodaß bei ihrem Tode, 28. Nov. 1780, O. 11070 Q.-M. umfaßte. Die Zahl der Bevölkerung war auf 24 Mill. geſtiegen; die Staatsſchulden betrugen gegen 160 Mill. Fl. Die Regierung der Kaiſerin Maria Thereſia, welcher der Miniſter Kaunitz (ſ. d.) zur Seite ſtand, zeichnete ſich aus durch zahlreiche, aber langſame und vorſichtige Reformen; auch begann ſie eine größere Centraliſation wenigſtens für die deutſchen Erblande anzubahnen. Ihr Nachfolger, Joſeph II., handelte mit raſtloſer Thätigkeit im Geiſte des aufgeklärten Despotismus jener Zeit, doch zu raſch und zu gewaltſam. Er reorganiſirte die Verwaltung, Rechtspflege, Geſetzgebung, ertheilte den Proteſtanten Freiheiten und bürgerliche Rechte, behandelte die Juden mit vieler Duldſamkeit, hob 900 Klöſter und Stifter auf und unterwarf das Schulweſen einer Reviſion und Verbeſſerung. Durch das Zollpatent von 1788 erhielt das von Maria Thereſia eingeführte öſterr. Zollſyſtem, welches die Urproduction und den Gewerbfleiß O.s gegen den nachtheiligen Einfluß des Auslandes ſchützen ſollte, ſeine vollſtändige Entwickelung, und ſchnell hob ſich das inländiſche Fabrikweſen. Allein des Kaiſers Reformationseifer reizte den Widerſtand der Anhänger des Alten, und die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher er überall im deutſch-geſammtſtaatlichen Sinne und ohne Schonung der fremden Nationalitäten reorganiſiren wollte, veranlaßte Unruhen in Ungarn und den Niederlanden. Sein Plan, die Niederlande unter dem Titel eines Königreichs Auſtraſien oder Burgund an den Kurfürſten von Pfalzbaiern gegen dieſes Land zu vertauſchen, ſcheiterte an dem deutſchen Fürſtenbunde Friedrich's II. Nicht glücklicher war der Kaiſer im Kriege von 1788 gegen die Pforte. Perſönliche Anſtrengungen im Felde und der Gram über die in ſeinen Erbſtaaten ausgebrochenen Unruhen beſchleunigten ſeinen Tod (20. Febr. 1790).

Auf Joſeph II. folgte in der Regierung deſſen Bruder, der bisherige Großherzog von Toscana, als Kaiſer Leopold II. (ſ. d.). Es gelang demſelben, durch Nachgeben und Feſtigkeit die Niederlande zu beruhigen und die Ungarn zu befriedigen. Der Vertrag von Reichenbach mit Preußen (27. Juli 1790) und der von Sziſtowe (4. Aug. 1791) verſchaffte ihm den Frieden mit der Pforte. Das Schickſal ſeiner Schweſter Marie Antoinette und ihres Gemahls, Ludwig's XVI. von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündniſſe mit Preußen; doch noch ehe der Revolutionskrieg losbrach, ſtarb er 1. März 1792. Kurz nach der Thronbeſteigung ſeines Sohnes Franz, noch ehe derſelbe (14. Juli 1792) als Franz II. zum deutſchen Kaiſer erwählt worden, erklärte Frankreich an dieſen den Krieg. (S. Revolutionskriege.) O. verlor in dem erſten Friedensſchluſſe von Campo-Formio (ſ. d.), 17. Oct. 1797, die Lombardei nebſt den Niederlanden, wofür es den größten Theil des venet. Gebiets erhielt. Zwei Jahre früher war O. bei der dritten Theilung Polens durch Weſtgalizien vergrößert worden. Im Anfange des J. 1799 begann der Kaiſer Franz, mit Rußland verbunden, den Krieg gegen Frankreich aufs neue; doch Bonaparte erzwang den Frieden von Lüneville (ſ. d.), 9. Febr. 1801, in dem der Kaiſer überdies die Grafſchaft Falkenſtein und das Frickthal abtreten mußte. Zugleich büßten die öſterr. Nebenlinien in Toscana und Modena ihre Beſitzungen ein, wofür ſie in Deutſchland entſchädigt wurden. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß von 1803 erhielt O. die beiden tiroler Erzſtifte Trient und Brixen, ſodaß es, mit Einſchluß der letzten Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abtretungen über 12000 Q.-M. umfaßte. Da trat der Zeitpunkt ein, wo Franz II., als Frankreichs Erſter Conſul ſich zum Kaiſer ausrufen ließ, in richtiger Ahnung der Zukunft ſich ſelbſt (11. Aug. 1804) zum Erbkaiſer von O. erklärte, indem er unter dem Namen Kaiſerthum O. alle ſeine Staaten zu einem Ganzen vereinigte. Noch einmal griff 1805 der Kaiſer, im Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des franz. Staatsoberhaupts. Der Krieg endigte mit dem Frieden von Presburg (ſ. d.), 26. Dec. 1805, in welchem Franz die noch übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, Burgau, Eichſtädt, den Antheil an Paſſau, ganz Tirol, Vorarlberg, Hohenems, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an den König von Baiern, die fünf Donauſtädte, die Grafſchaft Hohenberg, die Landgrafſchaft Nellenburg, die Landvogtei Altdorf und einen Theil vom Breisgau an den König von Würtemberg, den übrigen Breisgau, die Ortenau, Konſtanz und die Commende Meinau an den Großherzog von Baden abtreten mußte. Dafür erhielt O. Salzburg und Berchtesgaden. Außerdem wurde die Würde eines Hoch- und Deutſchmeiſters einem öſterr. Prinzen erblich zugeſprochen. Nach der Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) entſagte Kaiſer Franz 6. Aug. 1806 der deutſchen Kaiſerwürde, welche ſeine Familie faſt 500 J. bekleidet hatte, und nannte ſich nun Franz I. (ſ. d.), Kaiſer von Oeſterreich. Als ſolcher beſchloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein ohne Bundesgenoſſen, außer Großbritannien. Die Oeſterreicher kämpften mit

Muth und Anstrengung; allein sie unterlagen auch diesmal. Der Friede zu Wien (14. Oct. 1809) kostete der Monarchie ihre schönsten Provinzen: Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das westl. Hausruckviertel, Krain mit Görz, Triest, den villacher Kreis, Kroatien zum größten Theil, Istrien, Räzuns in Graubündten, die böhm. Enclaven im Sächsischen, ganz Westgalizien, den Zamosker Kreis von Ostgalizien und Krakau nebst der Hälfte des Salzbergwerks Wieliczka und den Tarnopoler Kreis. Die Staatsschuld betrug jetzt 658 Mill., und dazu cursirte Papiergeld für 1060 Mill. Fl., welches immer mehr entwerthete, sodaß 1811 ein partieller Staatsbankrott eintrat. O. suchte nun die franz. Allianz, und 1810 erfolgte die Verbindung Napoleon's mit der Erzherzogin Marie Luise (s. d.). 1812 einigten sich sogar Napoleon und Franz I. zu einem Bündniß gegen Rußland. Nachdem aber Napoleon's Macht in Rußland gebrochen, Preußen gegen die Fremdherrschaft aufgestanden, der Congreß in Prag ohne Resultat geblieben war, erklärte Kaiser Franz an Frankreich den Krieg und verbündete sich 9. Sept. 1813 zu Teplitz mit England, Rußland, Preußen und Schweden. (S. Russisch-deutscher Krieg.) In dem Frieden zu Paris von 1814 erhielt er den zum Lombardisch-Venetianischen Königreiche erhobenen Theil Italiens und die früher abgetretenen Theile seiner Erbländer nebst Dalmatien zurück, während zugleich die österr. Nebenlinien in Toscana und Modena wieder eingesetzt wurden.

Durch die neue Gestaltung Europas auf dem Wiener Congreß 1815 und den mit Baiern zu München 14. April 1816 abgeschlossenen Vertrag erhielt die österr. Monarchie einen Zuwachs von etwa 150 Q.-M., gewann aber auch wesentlich in Hinsicht auf Lage, Abrundung und Handelsverkehr. Nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens war das mächtige O. unter Leitung des seit 1821 zur Würde eines Haus-, Hof- und Staatskanzlers erhobenen Fürsten Metternich (s. d.) der entschiedenste Vertreter des sog. Systems der Stabilität und Legitimität, einer Politik, welche nicht nur die innere Entwickelung der Monarchie hinderte, sondern auch Deutschland und Europa keine guten Früchte brachte. Namentlich aber wußte O. als Präsidialmacht des Deutschen Bundes einen drückenden Einfluß auf den Gang der Dinge in Deutschland zu gewinnen. So brachte es das kaiserl. Cabinet durch seinen Gesandten am Bundestage (Grafen von Buol-Schauenstein, an dessen Stelle seit 1823 der Freiherr von Münch-Bellinghausen trat) dahin, daß die Karlsbader Beschlüsse (s. d.) einmüthig angenommen und 20. Sept. 1819 bekannt gemacht wurden. Ebenso hatte O. bedeutenden Einfluß auf den 1819 zu Wien gehaltenen Ministerialcongreß, der die sog. Wiener-Schluß-Acte entwarf, welche 8. Juni 1820 als ein allgemeines Gesetz des Deutschen Bundes anerkannt wurde. Auf den Congressen zu Troppau (s. d.) 1820, Laibach (s. d.) 1821, Verona (s. d.) 1822 war es dem Range nach die erste Macht. In Uebereinstimmung mit der Heiligen Allianz (s. d.) stellten österr. Heere 1822 die alten Zustände in Neapel und Piemont wieder her. Der Erhebung des griech. Volks als einer Revolution vom Anfange an abgeneigt, trat O. dem Bunde Rußlands, Großbritanniens und Frankreichs zur Pacification Griechenlands nicht bei. Dagegen nahm es diplomatisch theil an der franz. Intervention in Spanien 1823. Durch seine territoriale Lage an der Donau auf die Abwehr der russ. Eroberungsplane in der Türkei angewiesen, suchte es durch seine Politik die Pforte zu stützen und beförderte als vermittelnde Macht die Bemühungen des engl. Cabinets zur Ausgleichung zwischen Rußland und der Pforte, bewirkte auch endlich die Räumung der Fürstenthümer von türk. Truppen, dadurch aber 1826 den Abschluß der Convention zu Akjerman (s. d.), die dann dem Frieden zu Adrianopel 1829 zu Grunde gelegt wurde. Die Julirevolution von 1830 in Frankreich veranlaßte O. zu bedeutenden Rüstungen; doch erkannte es nach dem Vorgange Englands sofort die neue Dynastie in Frankreich an. Mit geringer Mühe unterdrückte es die Aufstände, welche 1831 in Modena, Parma und im Kirchenstaate ausbrachen und 1832 sich erneuerten. Wegen der belg. Angelegenheiten nahm es thätigen Antheil an der Londoner Conferenz und schloß sich, als Frankreich und England sich enger verbanden, fester an Rußland und Preußen an. Der poln. Revolution gegenüber schien O. anfangs eine strenge Neutralität behaupten zu wollen. Als aber der poln. General Dwernicki mit seinem Corps sich auf österr. Gebiet gedrängt sah, ward dasselbe entwaffnet und nach Ungarn geschafft, während man eine russ. Heeresabtheilung, welches sich vorher auf österr. Boden geflüchtet hatte, später entließ und mit den poln. Waffen ausrüstete. Die Unruhen in mehrern deutschen Staaten seit 1830 gaben O. Veranlassung, um so mehr auf die einzelnen deutschen Regierungen einzuwirken. Dieses geschah namentlich in den Bundesbeschlüssen von 1832 und bei den Wiener Ministerialconferenzen von 1834. Der Tod des Kaisers Franz I. (2. März 1835) änderte wenig in dem Regierungssysteme, das einseitig dahin ging, dem Vordringen der revolutionären Einflüsse sowie der Entfaltung des constitutionellen Princips entgegenzuwirken. Franz' ältester Sohn und Nach-

folger, Kaiſer Ferdinand I. (ſ. d.), erklärte bei ſeiner Thronbeſteigung, im Geiſte ſeines Vaters fortregieren zu wollen, und alle oberſten Staatsämter blieben beſetzt wie zuvor. Mit Preußen und Rußland befeſtigte der Kaiſer den polit. Bund bei einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. und Nikolaus zu Teplitz im Oct. 1835. Die gewohnte Ruhe unterbrachen nur die orient. Wirren und der Kampf 1840 gegen Ibrahim-Paſcha in Syrien, an welchem ſich O. in Verbindung mit England betheiligte, ſowie die gleichzeitigen Rüſtungen gegen Frankreich. Ein 1844 in Italien unternommener Inſurrectionsverſuch mislückte gänzlich.

Ungeachtet der langen Friedensperiode waren die innern Zuſtände O.s allmählich zu einer bedenklichen Kriſis gediehen. Das träge und erſchlaffende Syſtem und ein geiſtloſer bureaukratiſcher Mechanismus hatten weder den materiellen noch den polit. Verhältniſſen der Monarchie genügen können. Der Regierungsorganismus ſelbſt gerieth mehr und mehr ins Stocken, und alle polizeiliche Ueberwachung hatte weder den Gärungsſtoff im Innern erſticken noch die Einflüſſe von außen abhalten können. Dreißig Friedensjahre hatten auch die finanziellen Verlegenheiten nicht beſeitigt, ſondern erhöht. In den einzelnen Nationalitäten der großen Monarchie war eine mächtige Oppoſition groß geworden, und die alte Taktik, einen Völkerſtamm durch den andern im Schach zu halten, wollte nicht mehr gelingen. Der poln. Aufſtand von 1846, der Krakau zum Mittelpunkt auserſehen, und deſſen Unterdrückung die Einverleibung dieſer Republik in die öſterr. Monarchie im Nov. 1846 herbeiführte, ſchlug in Galizien in einen furchtbaren Aufruhr der Bauern gegen die Edelleute um. Mit Hülfe deſſelben überwältigte zwar O. die polit. Erhebung, aber dieſer Ausgang erhöhte die gefährliche Sorgloſigkeit des herrſchenden Syſtems. In Italien (ſ. d.) war inzwiſchen die Oppoſition gegen O. mächtiger als je aufgeflammt und nährte ſich an den Reformbeſtrebungen Pius' IX. In Ungarn ſchlug die alte ſtändiſche Oppoſition immer entſchiedener in einen nationalen Gegenſatz gegen die öſterr. Regierung um, und der große Adel blieb endlich außer Stande, dem wachſenden Einfluß begabter Agitatoren, wie Koſſuth (ſ. d.), zu widerſtehen, zumal ſeit dem Tode des erfahrenen Erzherzogs Palatinus Joſeph (1847). In den ſlaw. Gebieten, namentlich in Böhmen, regte ſich die nationale Abneigung gegen die öſterr. Herrſchaft und gab ſich in den böhm. Ständen mit unerwartetem Erfolge kund, während auch die Stände Niederöſterreichs einen Antheil an der Controle über den Staatshaushalt erſtrebten. In Italien befand ſich bereits die revolutionäre Bewegung in vollem Gange, als der Sturz König Ludwig Philipp's und die franz. Revolution vom 24. Febr. 1848 das alte Europa in ſeinen Grundfeſten erſchütterten. Den Petitionen und Adreſſen, die ſeit den erſten Märztagen auch in O. auftauchten, folgte eine Volksbewegung in Wien 13. März, der gegenüber Regierung und Militärmacht alle Haltung verloren und nach geringem Widerſtand ſich fügten. Metternich wurde gezwungen, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Bürgerbewaffnung und freie Preſſe wurden vom Kaiſer gewährt und 15. März die Einberufung einer berathenden Verſammlung aus allen Theilen der Monarchie verheißen. Gleichzeitig hatte in Ungarn die Oppoſition ihre Forderung eines ſelbſtändigen Miniſteriums, das dem Landtage verantwortlich ſei, durchgeſetzt, und der Kaiſer konnte die Sanction nicht verweigern. In Italien hatte der Vicekönig Mailand bereits verlaſſen, als wenige Tage ſpäter (22. März) dort der Aufſtand ausbrach, ſodaß ſich der commandirende General Radetzky genöthigt ſah, die Hauptſtadt zu räumen und ſich nach Verona zurückzuziehen. Venedig hatte ſich zu gleicher Zeit erhoben und die Oeſterreicher zum Abzug gezwungen.

Während ſo faſt in allen Theilen der Monarchie die Revolution ſiegte, war auch der Mittelpunkt des Staats in voller Auflöſung. Das Miniſterium, das nach Metternich's Flucht gebildet worden (Ficquelmont, Pillersdorf, Sommaruga u. ſ. w.), vermochte keine Autorität zu erlangen, und die Gewalt ging völlig an die aufgeregten Volksmaſſen, an die Nationalgarde und die Studentenlegion (Aula) über. Eine Maſſenbewegung 15. Mai 1848 erzwang die Reviſion des Wahlgeſetzes, nach welchem der neue Reichstag als ein conſtituirender berufen werden ſollte. Dieſe Vorgänge bewogen die kaiſerl. Familie, die Flucht nach Innsbruck einzuleiten, die der Hof 17. Mai antrat und vollführte. Während ſo der Kaiſer in Innsbruck verweilte, Wien der Volksherrſchaft überliefert war, die Ungarn ſelbſtändig ihren Weg gingen, zu Prag in den Pfingſttagen ein ſlaw. Aufſtand ausbrach, den Fürſt Windiſchgrätz mit blutiger Strenge unterdrückte, ermannte ſich die öſterr. Staatsmacht zuerſt wieder in Italien. Dort hatte Radetzky (ſ. d.) gegen die Macht Karl Albert's von Sardinien, der gleichzeitig mit dem Ausbruch der Revolution den Krieg an O. erklärte, anfangs nur die Defenſive behaupten können. Auch war die auswärtige Politik O.s ſo entmuthigt, daß es in Unterhandlungen, die unter brit. Vermittelung gepflogen wurden, ſogar den Lombarden unter mäßigen Bedingungen

die Unabhängigkeit anbot. Seit Juni ergriff aber Radetzky die Offenſive und wandte ſich gegen die ſardin. Hauptmacht, die nach einer Reihe blutiger Gefechte bei Cuſtazza (25. Juli) aus dem Felde geſchlagen ward. Ein Waffenſtillſtand, der die Lambardei O. wieder unterwarf, war die Frucht dieſes Siegs. Indeß zeigte ſich in Wien die Regierung ohnmächtiger als bisher. Das Miniſterium ward (8. Juli) durch die Nationalgarden und die akademiſche Legion zum Rücktritt gezwungen und durch ein neues (Weſſenberg, Bach, Kraus, Latour u. ſ. w.) erſetzt. Der Kaiſer blieb in Innsbruck und ließ den conſtituirenden Reichstag in Wien durch ſeinen Stellvertreter, den Erzherzog Johann, 22. Juli eröffnen. In Ungarn aber bereitete ſich eine neue Kriſis vor. Die Kroaten unter ihrem Banus Jellachich (ſ. d.) lehnten ſich gegen das magyar. Uebergewicht auf und weigerten ſich, der ungar. Regierung, die unter dem Miniſterium Batthyanyi-Kaſſuth ſchon faſt ganz unabhängig auftrat, Gehorſam zu leiſten. Während ſich Jellachich in Bewegung gegen Ungarn ſetzte, verließ der Erzherzog Palatinus Stephan nach einem letzten vergeblichen Vermittelungsverſuch das Land und ging nach Deutſchland (Sept.). Kaiſer Ferdinand, der endlich im Auguſt nach Wien zurückgekehrt war, ernannte nun den Grafen Lamberg zum Commiſſar und Obercommandanten in Ungarn; derſelbe wurde aber auf der peſther Brücke (28. Sept.) ermordet. Es folgte die Ernennung des General Recſey zum Miniſterpräſidenten in Ungarn. Dem Banus wurde zugleich das Obercommando übertragen und der ungar. Landtag aufgelöſt. Auf eine friedliche Durchführung dieſer Beſchlüſſe konnte man freilich nicht mehr rechnen; denn die ungar. Revolution war bereits in vollem Gange. Der Landtag löſte ſich nicht auf, ſondern wählte Koſſuth zum Präſidenten des Landesvertheidigungsausſchuſſes. Zugleich brach aus Anlaß des Abmarſches kaiſerl. Truppen nach Ungarn in Wien ſelbſt 6. Oct. 1848 ein furchtbarer Aufſtand aus. Das Zeughaus wurde geſtürmt, die Maſſen bewaffnet, der Kriegsminiſter Latour ermordet. Der Reichstag erklärte ſich für permanent und richtete an den Kaiſer eine Adreſſe, worin die Bildung eines neuen Miniſteriums, die Abſetzung von Jellachich und ähnliches verlangt wurde. Die kaiſerl. Familie verließ nunmehr Schönbrunn und flah nach Olmütz. Während in Wien ein Sicherheitsausſchuß an die Spitze trat und der poln. General Bem (ſ. d.) die Leitung der militäriſchen Angelegenheiten übernahm, hatte ſich die kaiſerl. bewaffnete Macht unter Auersperg erſt auf das Belvedere zurückgezogen, dann mit Jellachich vereinigt, um etwaige Verſuche der Ungarn zur Unterſtützung Wiens abzuſchlagen. Zugleich näherte ſich Fürſt Windiſchgrätz mit einer Armee und erklärte Wien in Belagerungszuſtand. Als ſich die Stadt ſeiner Aufforderung zur Unterwerfung nicht fügte (23. Oct.), begann der vereinigte Angriff. Die Wegnahme eines Theils der Vorſtädte bewog die Leiter des Kampfes (29. Oct.) ſich zur Uebergabe zu entſchließen; aber die Nachricht von einem Entſatz durch die Ungarn, die jedoch bei Schwechat zurückgeſchlagen wurden (30. Oct.), rief den Kampf von neuem hervor, der dann am folgenden Tage mit der Unterwerfung der Hauptſtadt endigte. Es wurden nun die ſtrengſten militäriſchen Maßregeln genommen, eine Anzahl Führer und Theilnehmer, unter ihnen auch Robert Blum (ſ. d.) 9. Nov. kriegsgerichtlich verurtheilt und erſchoſſen. Schon vor dem Beginn des Kampfes hatte ein kaiſerl. Manifeſt den Reichstag vertagt und ihn auf den 15. Nov. nach Kremſier berufen. Jetzt folgte 22. Nov. die Bildung eines neuen Miniſteriums, in welches Fürſt Felix Schwarzenberg, Graf Stadion, Bach, Bruck, Kraus u. ſ. w., ſpäter Schmerling eintraten. Die energiſche Politik der Reſtauration, die nun beginnen ſollte, hatte bisher nur in einzelnen Perſönlichkeiten am Hofe, namentlich der Erzherzogin Sophie, eine kräftige Vertretung gefunden; die milde und nachgiebige Natur Ferdinand's I. widerſtrebte ihr. So erfolgte 2. Dec. die Abdankung des Kaiſers und des Erzherzogs Franz Karl und die Erhebung von deſſen Sohn, Franz Joſeph I. (ſ. d.), auf den Kaiſerthron. Im Winter überſchritt Windiſchgrätz die Leitha und begann den Krieg in Ungarn. Nach mehrern glücklichen Gefechten ward (Jan. 1849) Ofen beſetzt, und die ungar. Armee zog ſich auf das linke Ufer der Theiß. Während ſich hier der heftige Kampf des Sommers vorbereitete, erfolgten auf andern Stellen entſcheidende Ereigniſſe. Der Waffenſtillſtand mit Sardinien war im März 1849 gekündigt worden. Radetzky eröffnete demnach ſeinen ebenſo kurzen wie erfolgreichen Feldzug und ſchlug (21. bis 23. März) die ſardin. Armee entſcheidend bei Mortara und Novara. Sardinien behielt zwar ſeine vormaligen Grenzen, mußte aber 15 Mill. Lire Kriegskoſten zahlen. Mit der Uebergabe Venedigs (Aug.) war die Unterwerfung Italiens vollendet. In Kremſier vermochte ſich indeß die Regierung mit dem Reichstag nicht zu verſtändigen. Sie löſte denſelben auf und octroyirte 4. März 1849 eine Verfaſſung, in welcher ein Reichstag mit zwei gewählten Kammern, Provinziallandtage, Trennung der Juſtiz und Adminiſtration, Verantwortlichkeit der Miniſter, Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens u. ſ. w. zugeſagt war.

In eine eigenthümliche Verwickelung waren während dieser Zeit die Verhältnisse zu Deutschland gerathen. In der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt hatte die Berathung über die Verfassung die Richtung genommen auf einen Bundesstaat unter preuß. Leitung und eine weitere Union mit O. Obwol das neue österr. Ministerium in seinem Programm vom 27. Nov. 1848 ausgesprochen hatte, daß erst dann, «wenn das verjüngte O. und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen» seien, erklärte es doch Ende Dec., man habe dies nicht so zu verstehen, als wolle O. auf den Eintritt in den Bundesstaat verzichten. Auch verwahrte sich das österr. Cabinet (Febr. 1849) entschieden gegen die Unterordnung des Kaisers unter jede von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt. Die Weigerung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, und die geschickte Taktik des Erzherzogs-Reichsverwesers, Johann (s. d.), der die österr. Interessen unermüdet und mit Erfolg vertrat, kamen der österr. Politik zu Hülfe. Allein sie konnte doch nicht hindern, daß Preußen durch Unterdrückung der Aufstände in Mittel- und Westdeutschland das Uebergewicht gewann und in dem Dreikönigsbündniß den Versuch, einen Bundesstaat zu gründen, erneuerte. Indeß war die ganze Thätigkeit und Kraft O.s durch den Kampf in Ungarn in Anspruch genommen. Bem eroberte Siebenbürgen, obwol man dort die Russen zu Hülfe rief. Die übrigen ungar. Heeresmassen drangen nach Westen vor und siegten bei Waitzen (April). Windischgrätz ward nun durch Welden im Oberbefehl ersetzt, aber auch jetzt wollte sich die Lage nicht günstiger gestalten. Am 14. und 15. April sprach der ungar. Reichstag die Entsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen aus. Ende April drangen die Magyaren wieder in Pesth ein, und bald darauf erlag ihnen auch Ofen. Obwol Welden durch den energischen Haynau ersetzt wurde, würde doch der Krieg noch nicht so bald sein Ende gefunden haben, wenn nicht O. mit Rußland ein Bündniß geschlossen und infolge dessen russ. Hülfe unter der Führung von Paskewitsch erlangt hätte. Seitdem nahm der Krieg für O. eine bessere Wendung. Vergebens übertrug deshalb Kossuth die Dictatur an Görgei (s. d.). Dieser, an einem glücklichen Ausgang verzweifelnd, streckte 13. Aug. 1849 vor den Russen bei Vilagos die Waffen. Mit der Capitulation des ungar. Generals Klapka in Komorn (Sept.) war die Unterwerfung Ungarns vollendet. Das Land ward wie ein erobertes behandelt und die in Arad gefangenen Offiziere von Haynau mit blutiger Strenge gestraft. (S. Ungarn.)

Durch die Beendigung des Kampfes in Ungarn und den Frieden mit Sardinien hatte O. wieder freie Hand, den innern Zuständen und dem Verhältniß zu Deutschland seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es schloß zunächst mit Preußen den Vertrag vom 30. Sept. über die interimistische Bundescommission ab, legte gegen den von Preußen nach Erfurt ausgeschriebenen Reichstag Protest ein und bestärkte die Mittelstaaten in ihrer Abneigung gegen die preuß. Union. Besonders thätig war die Regierung im Innern. Von den Früchten der Revolution war eine sehr wesentliche gerettet worden, die Entlastung des Grundes und Bodens. Die übrigen freisinnigen Concessionen mußten allmählich der Restaurationspolitik weichen. Zwar wurde noch eine Zeit lang im Sinne der Bewegung von 1848 reformirt, auch die Verfassungen der einzelnen Kronlande, wie sie die Verfassung vom 4. März 1849 vorschrieb, seit Jan. 1850 publicirt; allein es zeigte sich bald, daß in der Regierung selbst die Opposition dagegen bereits vorhanden war. Große Sorge machte der sehr kritische Zustand der Finanzen und des Staatscredits, die, schon vor der Revolution untergraben, durch die Ereignisse seit März 1848 einen furchtbaren Stoß erlitten, und deren Besserung bei den ungeheuern Ausgaben, die der Krieg verursachte, nicht abzusehen war. Gleichwol entfaltete sich durch den Handelsminister Bruck (s. d.) eine große Thätigkeit auf den Gebieten des materiellen Lebens. Die Regierung baute Eisenbahnen, suchte die Ströme frei zu machen, den Verkehr zu erleichtern, hob die Zollschranken im Innern des Reichs auf und trat seit Anfang 1850 mit dem Gedanken eines Zollanschlusses an Deutschland hervor. Ungarn, welches nach der Auffassung des wiener Hofs durch den Aufstand sein altes Verfassungsrecht verwirkt, wurde aus seiner frühern Sonderstellung in eine Provinz des Gesammtstaats verwandelt und erhielt, ungeachtet der Opposition des altconservativen Adels, eine neue Einrichtung. Inzwischen drängten die deutschen Verhältnisse zu einer Krisis. O. hatte durch seine energische Politik Preußen den Vorsprung abgewonnen und betrieb mit Erfolg die Auflösung der von Preußen gegründeten Union. Nachdem die Verhandlungen zwischen beiden Mächten im Sommer 1850 zu keinem Ergebniß geführt, berief O. zum 1. Sept. wieder den Bundestag nach Frankfurt und verständigte sich (Oct.) zu Bregenz mit Baiern und Würtemberg über die im Namen des Bundes zu vollziehende Execution in Kurhessen und Holstein. Preußen fügte sich den österr. Forderungen zu Olmütz (29. Nov.). Die Union wurde auf-

gegeben, die Execution in Heſſen und Holſtein bewilligt, die Reviſion der Bundesverfaſſung auf die Dresdener Conferenzen (ſeit Ende Dec.) verſchoben. Die Zwecke, die Schwarzenberg's Politik verfolgte, wurden freilich zu Dresden nicht erreicht. Die Bundesverfaſſung blieb unverändert. Auch den beabſichtigten Eintritt Geſammtöſterreichs in den Deutſchen Bund gab man allmählich auf.

In den innern Angelegenheiten der öſterr. Monarchie trat mit 1851 die entſcheidende Wendung ein. Schon lange war kein Zweifel darüber, daß ſich die Politik der Regierung immer mehr der Reſtauration zuneigte. Im Jan. 1851 trat Schmerling, im Mai Bruck aus dem Miniſterium, womit die freiſinnigern Elemente beſeitigt waren. Am 20. Aug. erſchienen mehrere kaiſerl. Verordnungen, in denen die Miniſter nur dem Kaiſer verantwortlich gemacht und der im vorigen Jahre geſchaffene Reichsrath zum Rath der Krone erklärt wurde u. ſ. w. Es folgte die Aufhebung der Nationalgarden, die Zurücknahme des Preßgeſetzes von 1849. Endlich 1. Jan. 1852 erſchien eine Kundmachung, wonach die Verfaſſung von 1849 und die Grundrechte aufgehoben, die Schwurgerichte beſeitigt, die Gemeindeverfaſſung umgeſtaltet und an die Stelle der Provinzialſtände berathende Ausſchüſſe aus dem Erbadel und den Grundbeſitzern geſetzt wurden. Daran ſchloß ſich die immer ſichtbarere Begünſtigung des Klerus, namentlich der Jeſuiten. Die finanzielle Noth dauerte indeß fort. Man mußte wiederholt das laufende Deficit mit Anleihen decken, deren Bedingungen nicht eben günſtig waren. Um ſo dringender ſchien es, die begonnene materielle Umgeſtaltung nicht aufzugeben. Noch während Bruck im Miniſterium war, berief man einen Congreß von Induſtriellen und Landwirthen zur Reviſion des Zolltarifs, aus deſſen Berathungen im Juli 1851 der reformirte Tarif hervorging. Mit der größten Rührigkeit wurde die beabſichtigte Zolleinigung mit Deutſchland verfolgt, welcher Plan jedoch von Preußen abgewieſen wurde. Dagegen gelang es, die ſüddeutſchen Staaten und Sachſen dafür zu gewinnen, und O. konnte auf den 2. Jan. 1852 einen Zollcongreß nach Wien berufen. Die Berathungen führten zwar zu keinem definitiven Abſchluß, aber ſie begründeten die ſog. Darmſtädter Coalition, die eine Zeit lang die Exiſtenz des Zollvereins bedrohte. Während dieſer Verhandlungen ſtarb plötzlich (5. April 1852) Fürſt Schwarzenberg, der ungeſtüme Leiter der auswärtigen Politik. Sein Nachfolger war Graf Buol-Schauenſtein. Es knüpfte ſich an dieſen Wechſel inſofern eine Veränderung des Syſtems, als jetzt ein milderes und vorſichtigeres Auftreten nach außen, ein minder gebieteriſches Verfahren in den deutſchen Dingen und namentlich ein Bemühen, mit Preußen wieder in ein freundlicheres Verhältniß zu treten, unverkennbar hervortrat. In der Zollangelegenheit ſtellte ſich heraus, daß bei dem hartnäckigen Widerſpruch Preußens der Gedanke einer Zolleinigung O.s mit Deutſchland nicht durchzuführen ſei, während ein Handelsvertrag zwiſchen O. und dem Zollvereine auch für Preußen unbedenklich erſchien. Zur Hebung der Schwierigkeiten ſchickte man (Dec. 1852) Bruck nach Berlin, und gleichzeitig begab ſich der Kaiſer ſelbſt nach der preuß. Hauptſtadt (17. bis 21. Dec.), um das Einvernehmen beider Höfe wiederherzuſtellen. Es gelang dies auch vollſtändig. Die Unterhandlung Bruck's führte zu dem 19. Febr. 1853 abgeſchloſſenen Handelsvertrag, der einen großen Theil der bisherigen Schranken zwiſchen Deutſchland und O. wegräumte. Dieſer Fall des Prohibitivſyſtems vollendete die Revolution, die durch die Centraliſation der Verwaltung, durch Ablöſung der Grundlaſten u. ſ. w. mit der alten öſterr. Monarchie vorgegangen war.

Die innern Zuſtände gewährten indeß noch immer keine wahre Befriedigung. Außer dem Misvergnügen, welches die Tendenz des Einheitsſtaats und die Herſtellung einer bureaukratiſch-militäriſchen Verwaltung vielfach rege hielt, dauerte in Ungarn und Italien die revolutionäre Gärung fort. Am 6. Febr. 1853 brach in Mailand ein von Mazzini angeſtifteter Tumult los, in dem Soldaten und Offiziere meuchleriſch überfallen wurden, ohne daß freilich die Maſſe der Bevölkerung ſich dabei betheiligte. Zwölf Tage ſpäter (18. Febr.) ward Kaiſer Franz Joſeph, als er zu Wien auf der Baſtei ſpazieren ging, von einem Ungar, Namens Libeny, meuchleriſch überfallen und mit einem Meſſer am Halſe verwundet. Jene Vorgänge in Mailand führten auch auswärtige Verwickelungen herbei. Schon vorher war O. mit der Schweiz in Differenzen gerathen wegen Austreibung von Kapuzinern aus dem Canton Teſſin, die öſterr. Unterthanen waren. Nach den Vorgängen vom 6. Febr. ließ die öſterr. Regierung gegen Teſſin die ſtrengſte Grenzſperre eintreten und trieb alle in der Lombardei anſäſſigen Teſſiner in die Heimat zurück. Zugleich wurden die Güter der emigrirten Lombarden, auch ſolcher, die mit ordnungsmäßiger Erlaubniß ausgewandert und in Sardinien naturaliſirt waren, mit Sequeſter belegt. Darüber kam es zu Reibungen mit der Schweiz und Sardinien, welche zu einem vollſtändigen Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen führten. Erſt nach zwei Jahren (Mai 1855) erfolgte eine Ausgleichung mit der Schweiz, während der Gegenſatz zwiſchen O. und Sardinien unverſöhnt

fortdauerte. In dem Streite zwischen der Pforte und Montenegro nahm das wiener Cabinet sich der Montenegriner an und erhob zugleich Beschwerde wegen Verkürzung der O. zustehenden Rechte an der adriatischen Küste und wegen Mishandlung der christl. Unterthanen in der Türkei. Eine drohende Sendung des Grafen Leiningen nach Konstantinopel (Febr. 1853) hatte die Abhülfe der Beschwerden zur Folge. Aber fast gleichzeitig wurde durch die Mission des russ. Fürsten Menschikow die große Orientalische Frage wieder angeregt, welche zu einem Conflict zwischen Rußland und den Westmächten führte. Beiderseits nahm man zunächst die angebotene Vermittelung O.s an, und es ward 21. Juli 1853 eine Conferenz in Wien eröffnet, die aber resultatlos verlief. Der russ. Kaiser Nikolaus glaubte, zum Dank für die in Ungarn geleistete Hülfe, der Bundesgenossenschaft des Kaisers Franz Joseph sicher zu sein; allein die Zusammenkünfte beider Monarchen in Olmütz und Warschau verliefen ohne Resultat, und im Oct. 1853 erklärte O. seine Neutralität. Nach dem Ausbruch des Orientkriegs (s. d.) vereinigte sich O. mit Preußen zu einem gegenseitigen Garantievertrage, 20. April 1854, dem 24. Juli auch der Deutsche Bund beitrat. Nunmehr richtete O. eine Sommation an Rußland, um die Räumung der Donaufürstenthümer zu fordern, und als infolge dessen die Russen abzogen, wurden die Donaufürstenthümer bis zum Frieden von österr. Truppen besetzt. Zugleich näherte sich O. immer mehr den Westmächten und schloß sogar mit denselben (2. Dec. 1854) eine eventuelle Allianz, ohne jedoch in den Krieg wirklich einzutreten. Im März 1855 wurden abermals Friedensconferenzen zu Wien eröffnet, in denen Rußland in Bezug auf die für O. besonders wichtigen Fragen der Donaufürstenthümer und der Donauschiffahrt Zugeständnisse machte; im übrigen kam es zu keinem Abschluß. Seitdem hielt O. sich mehr zurück und nahm erst nach dem Falle von Sewastopol die Vermittelung energisch wieder auf, welche dann zum Abschluß des Pariser Friedens (30. März 1856) führte. Auf dem Friedenscongresse brachte der sardin. Minister Cavour die traurigen Zustände Italiens unter der Herrschaft und dem Einflusse O.s zur Sprache. Die österr. Gesandten protestirten zwar dagegen, und ein österr. Rundschreiben betonte, daß Sardinien kein Recht habe, im Namen Italiens zu reden; doch der moralische Eindruck war für O. entschieden ungünstig. Seitdem wurde der Antagonismus zwischen O. und Sardinien immer schärfer, und in den nächsten Jahren folgten beiderseits polit. und militärische Demonstrationen. O. versuchte jetzt zwar, die Sympathien der ital. Bevölkerung zu gewinnen, indem der Sequester auf die Güter der emigrirten Lombarden aufgehoben und der wohlwollende Erzherzog Ferdinand Maximilian zum Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs bestellt wurde. Die Bemühungen des Erzherzogs während seiner kurzen Amtszeit (1857—59) hatten jedoch um so weniger Erfolg, als die österr. Militärbehörden ihrerseits an dem bisherigen Gewaltsystem immer noch festhielten.

Unterdeß war in der innern Verwaltung O.s unter dem Minister Bach das System der Reaction zur vollen Durchführung gelangt. Dieses System kennzeichnete sich vorzugsweise dadurch, daß man auf dem kirchlichen Gebiete durchaus mit den Traditionen Kaiser Joseph's II. (s. d.) brach. Schon 1850 war das landesherrl. Placet aufgehoben und der kirchliche Verkehr mit Rom freigegeben worden. Nunmehr kam nach langen Verhandlungen mit dem Papste das Concordat vom 18. Aug. 1855 zu Stande, welches alle ultramontanen Ansprüche im ausgedehntesten Maße zugestand. Daran reihten sich weitere entsprechende Verfügungen, z. B. das Gesetz über die gemischten Ehen von 1856. Während so der Einfluß der kath. Geistlichkeit immer höher stieg, gestaltete sich die Lage der Protestanten immer mislicher. Erfreulicher zeigte sich dagegen die Regierungsthätigkeit auf dem Gebiete der materiellen Interessen, seit Bruck im März 1855 wieder das Ministerium der Finanzen übernommen. Namentlich begann die Ausführung der großen Eisenbahnbauten. Auch begann die Regelung des Staatshaushalts und die Hebung des Staatscredits, welche finanziellen Resultate freilich durch den Ausbruch des ital. Kriegs (s. Frankreich und Italien) nur allzu schnell wieder rückgängig gemacht wurden. Nachdem Napoleon III. sich mit Sardinien verständigt, sprach derselbe 1. Jan. 1859 dem österr. Gesandten von Hübner sein Bedauern aus, daß die beiderseitigen Beziehungen nicht mehr so günstig seien wie früher. Auf diesen verhängnißvollen Neujahrsgruß antwortete O., indem es seine Truppenmacht in Italien verstärkte. Noch versuchten England und Rußland zu vermitteln; aber während die Unterhandlungen schwebten, ging das wiener Cabinet plötzlich aggressiv vor und sandte ein drohendes Ultimatum nach Turin. Als darauf eine ablehnende Antwort erfolgte, überschritt das österr. Heer unter Graf Gyulay 29. April 1859 den Grenzfluß Tessin, um das sardin. Heer niederzuwerfen, bevor die Franzosen zur Hülfe kämen. Doch dieser Plan mislang. Die österr. Truppen kämpften mit großer Tapferkeit, aber die Führung war weder

geſchickt noch glücklich, und gleichzeitig traten in der ganzen öſterr. Armeeverwaltung und Verpflegung die gröbſten Misbräuche zu Tage. So drang die vereinigte franz.-ſardin. Armee überall ſiegreich vor. Zunächſt mußten die Oeſterreicher das occupirte ſardin. Gebiet, dann nach der Niederlage von Magenta (4. Juni) auch die Lombardei räumen und ſich auf das Feſtungsviereck (Mantua-Legnago-Verona-Peschiera) zurückziehen. Auch dieſe ſtarke Poſition ward, nach der abermaligen öſterr. Niederlage bei Solferino (24. Juni), vom Feinde mit einem Angriff bedroht. Schon vorher waren die öſterr. Nebenlinien aus Toscana und Modena vertrieben worden. Die Lage O.s war ſchlimm, aber keineswegs hoffnungslos; ſchon ſtand ganz Deutſchland gerüſtet da. Preußen zeigte ſich nicht abgeneigt, mit ſeiner ganzen Macht für die Aufrechterhaltung des Beſitzſtandes von 1815 einzutreten; aber es forderte zugleich die Oberleitung über ſämmtliche deutſche Bundescorps (außer den öſterreichiſchen). Eine ſolche militäriſche Präponderanz Preußens in Deutſchland mochte man jedoch keinenfalls zugeſtehen. O. ſuchte lieber den Frieden mit Napoleon III. und trat demſelben durch die Präliminarien von Villafranca 11. Juli die Lombardei ab. Dagegen ward die Wiedereinſetzung der beiden öſterr. Nebenlinien ausbedungen und die Bildung einer ital. Conföderation vorgeſehen, welcher auch O. für die ihm verbliebene Provinz Venetien beitreten ſollte. Im Frieden zu Zürich 10. Nov. 1859 wurden dieſe Präliminarien beſtätigt, und Napoleon III. übergab die Lombardei an Sardinien, das dafür einen Antheil der öſterr. Staatsſchuld übernehmen mußte. Im übrigen blieb der Friedensvertrag ein todter Buchſtabe. Die Herrſcher von Toscana und Modena wurden nicht wieder eingeſetzt, und die ital. Einheitsbewegung ging über den Conföderationsplan hinweg. Der öſterr. Einfluß auf der Halbinſel war vollſtändig vernichtet, während die ſardin. Regierung, von England und Frankreich begünſtigt, im Laufe des nächſten Jahres das Königreich Italien begründete. Auch ſonſt ſtand O. nach außen hin völlig iſolirt da. Seit der öſterr. «Undankbarkeit» im Orientkriege war das Verhältniß mit Rußland äußerſt geſpannt, und nunmehr hatte das wiener Cabinet durch ſeine misgünſtige deutſche Politik ſich auch Preußen entfremdet. Erſt bei der Zuſammenkunft in Warſchau, 22. bis 26. Oct. 1860, fand wieder eine perſönliche Annäherung zwiſchen den Souveränen der drei Oſtmächte ſtatt, die jedoch ohne weitere polit. Folgen blieb.

Die Kataſtrophe des J. 1859 hatte einen innern Umſchwung in O. zur Folge. Nachdem das bisherige Syſtem unmöglich geworden, wurden die Hauptrepräſentanten deſſelben entfernt, zuerſt der Miniſter des Auswärtigen, Graf Buol-Schauenſtein, an deſſen Stelle Graf Rechberg trat (17. Mai 1859). Am 21. Aug. mußte auch Bach, der Miniſter des Innern, zurücktreten und wurde durch Graf Goluchowski erſetzt, während Freiherr von Hübner das Polizeiminiſterium übernahm. Doch erfolgte noch keine eigentliche Syſtemsveränderung. Der Vorſchlag Hübner's, ſich mit Ungarn zu verſtändigen und die Centraliſationsplane fallen zu laſſen, wurde zurückgewieſen, ſodaß dieſer Miniſter ſchon nach zwei Monaten ſeine Entlaſſung nahm. Der Finanzminiſter Bruck empfahl eine Rückkehr zu dem conſtitutionellen Syſtem, da nur auf dieſem Wege der vollſtändig zerrüttete Staatscredit wiederhergeſtellt werden könne; aber auch er vermochte nicht durchzudringen. Da eine neue Staatsanleihe durch Nationalſubſcription vollſtändig fehlſchlug, indem ſtatt der ausgeſchriebenen 200 Mill. nur 76 Mill. gezeichnet wurden, erhielt Bruck in ungnädiger Weiſe 22. April 1860 ſeinen Abſchied und endete tags darauf durch Selbſtmord. Die Finanzen übernahm jetzt von Plener, der jedoch ebenſo wenig helfen konnte. Gleichzeitig ward durch den Unterſchleifsproceß gegen General von Eynatten, der ſich im Gefängniß ſelbſt entleibte (8. März 1860), öffentlich conſtatirt, wie hoch die Corruption hinaufreichte. Auch die organiſatoriſchen Maßregeln des neuen Miniſteriums hatten keinen beſondern Erfolg. Das Patent vom 1. Sept. 1859, welches die Rechtsverhältniſſe der prot. Confeſſionen regeln ſollte, fand den hartnäckigſten Widerſtand in Ungarn, wo man überhaupt unerſchütterlich an den alten Rechtsanſprüchen feſthielt. Ebenſo wenig befriedigte das Patent vom 5. März 1860, wodurch der um mehrere Mitglieder verſtärkte Reichsrath eine beſchränkte Mitwirkung bei der Geſetzgebung und bei der Controle des Staatshaushalts erhielt, ohne ſelbſtändige Initiative und ohne Oeffentlichkeit. Gleich in der erſten Seſſion (Juni bis Sept.) gab der Reichsrath ſein Gutachten einmüthig dahin ab, daß eine gedeihliche Zukunft der Monarchie durch das beſtehende Syſtem weder geſichert noch gefördert erſcheine. Aber innerhalb der Verſammlung machte ſich zugleich ein Gegenſatz bemerkbar. Die Minorität hielt an dem Princip der Centraliſation feſt, wobei den einzelnen Provinzen nur eine beſchränkte Selbſtverwaltung einzuräumen ſei. Die Majorität empfahl dagegen eine neue föderative Ordnung der Monarchie. Es müſſe, erklärte man, die hiſtor.-polit. Individualität der einzelnen Kronländer anerkannt und

deren Autonomie in der Administration und innern Legislative festgestellt werden. Im Sinne des Majoritätsvotums erging darauf das kaiserl. Diplom vom 20. Oct. 1860, welches als ein beständiges, unwiderrufliches Staatsgrundgesetz bezeichnet war. Demnach wurden die öffentlichen Angelegenheiten in Reichs- und Landesangelegenheiten geschieden, von denen die erstern zur Competenz des Reichsraths, die letztern zur Competenz der Landtage gehören sollten. Zu Reichsangelegenheiten wurden erklärt die Staatsfinanzen und die Handels- und Verkehrsverhältnisse, außerdem selbstverständlich das Kriegswesen und das Auswärtige. Diese unterlagen der verfassungsmäßigen Mitwirkung des Reichsraths, welcher, außer den vom Kaiser ernannten Mitgliedern, aus 100 von den Einzellandtogen zu erwählenden Mitgliedern bestehen sollte. Alle übrigen Gegenstände der Gesetzgebung sollten an die Landtage der einzelnen Kronländer fallen. Da aber auch in Betreff dieser eigentlichen Landesangelegenheiten in den nichtungar. Provinzen seit lange eine gemeinsame Behandlung und Entscheidung stattgefunden, so behielt der Kaiser sich vor, auch solche Sachen an den Reichsrath zu ziehen und durch die Reichsräthe dieser nichtungar. Länder (den sog. engern Reichsrath) behandeln zu lassen. Die Competenz des Ministeriums des Innern, welches fortan «Staatsministerium» heißen sollte, wurde auf die nichtungar. Provinzen beschränkt, während man für Ungarn und Siebenbürgen die alten Hofkanzleien wiederherstellte. Gleichzeitig erhielt Ungarn seine municipale und communale Selbstverwaltung wieder. Ueberall traten nun die alten Landtage wieder in Kraft; nur Venetien blieb ohne eine Landesvertretung. Für verschiedene Kronländer erfolgten auch neue Landesstatuten, welche jedoch nach feudalistischem Zuschnitt eingerichtet waren.

Die Aufnahme, welche dieses Octoberdiplom bei der Bevölkerung fand, war nicht die beste. Die Partei der liberalen Centralisation, die in den deutschen Erblanden am stärksten, verhehlte ihre Misbilligung nicht. Die Polen in Galizien, die Czechen in Böhmen u. s. w., die dem Föderalismus huldigten und vom Adel und Klerus unterstützt wurden, erhoben den Wunsch nach vollständiger Autonomie. Ungarn (s. d.) forderte die unbeschränkte Wiederherstellung seiner Landesverfassung und seiner Gesetzgebung von 1848, welche thatsächlich auf ein bloßes Verhältniß der Personalunion mit O. hinauslief. Mit größter Rücksichtslosigkeit wurden die deutschen Beamten, welche der Minister Bach früher in Ungarn angestellt hatte, jetzt wieder von den einheimischen Behörden verdrängt. Unter diesen Umständen entschloß sich der wiener Hof, auf der betretenen Bahn innezuhalten. Der föderalistische «Staatsminister» Goluchowski ward 13. Dec. 1860 entlassen, und an seine Stelle trat Schmerling, unter dessen Einfluß das Ministerium eine theilweise Umbildung erfuhr; doch blieben Graf Rechberg und Plener. Die Deutschösterreicher nahmen die Wahl Schmerling's günstig auf, da derselbe von früher her als ein Anhänger der Centralisation mit liberaler Färbung galt. In diesem Sinne wirkte er auch, während er sich den Anschein gab, die Grundsätze des Octoberdiploms weiter auszubilden. Es galt, die Autonomie der Kronländer auf ein möglichst bescheidenes Maß zurückzuführen, zugleich aber die constitutionellen Befugnisse des Reichsraths auszudehnen. Am 26. Febr. 1861 ward eine neue Reichsverfassung für den Gesammtstaat und neue Landesstatute für die slaw.-deutschen Kronländer verkündigt. Danach bestand der Reichsrath künftig aus zwei Kammern, dem Herrenhaus, in dem außer den Prinzen die vom Kaiser ernannten erblichen oder lebenslänglichen Pairs, und dem Hause der Abgeordneten, wo die von den Einzellandtagen unmittelbar gewählten 343 Mitglieder sitzen sollten. Der Reichsrath erhielt jetzt das bisher vorenthaltene Recht der Initiative und die Oeffentlichkeit. Die Einrichtung des sog. Engern Reichsraths blieb bestehen, nur mit dem Unterschiede, daß nunmehr die Behandlung der den nichtungar. Ländern gemeinsamen Angelegenheiten durch den Engern Reichsrath nicht mehr als ein bloßer Vorbehalt, sondern als die gesetzliche Regel aufgestellt wurde. Somit war also die Competenz der Landtage wesentlich eingeschränkt. Andererseits erhielten auch die Landtage das Recht der Initiative und die Oeffentlichkeit, und die Vertretung wurde anstatt auf das ständisch-feudale Princip auf ein modernes, aber künstliches Princip der Interessenvertretung gegründet. Außerdem erfuhren auch die Verhältnisse der Protestanten durch das Patent vom 8. April 1861 eine wesentliche Verbesserung, ohne daß jedoch die zugesicherte principielle Gleichberechtigung aller anerkannten Confessionen vollständig zur Durchführung gelangte. Besonders bemerkbar machte sich die feudalistische und ultromontane Opposition in Tirol, welche gegen das neue Landesstatut und gegen das Niederlassungsrecht der Protestanten ankämpfte, um die altständische Verfassung und die kath. Glaubenseinheit zu bewahren.

Am 1. Mai 1861 wurde die erste Session des neuen Reichsraths eröffnet; aber es fehlten die Abgeordneten aus Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen und Venetien. So konnte die Versammlung

nicht wohl als Vertretung des Gesammtstaats gelten, sondern die Regierung selbst bezeichnete sie (5. Juni) als engern Reichsrath. Gleichzeitig mislang der Versuch zu einer Verständigung mit Ungarn, indem der ungar. Landtag unter der Führung Deák's an dem alten Landesrecht festhielt und verweigerte, sich auf das Octoberdiplom und die Februarverfassung einzulassen. Infolge dessen ward 21. Aug. der ungar. Landtag aufgelöst, und als sich nun die Misstimmung in Protesten u. s. w. Luft machte, erfolgte die Suspension der ungar. Municipal- und Communalverfassung und die Einsetzung von Militärgerichten in ganz Ungarn (5. Nov. 1861). Die Ruhe wurde zwar nirgends ernstlich gestört, aber die Nation verharrte während der nächsten Jahre im passiven Widerstande, ohne von ihren Rechtsansprüchen zurückzuweichen. Aehnlich erging es in Kroatien und Venetien. Nur Siebenbürgen bequemte sich nach einigen Jahren zur Anerkennung der gesammtstaatlichen Ordnung, und im Oct. 1863 traten die siebenbürg. Abgeordneten in den Reichsrath ein, der sich seitdem als weiterer Reichsrath constituirte. Dagegen hielten sich die czechischen Mitglieder aus Böhmen und Mähren nunmehr zurück und erklärten sogar (Dec. 1864), daß sie diesen unvollständigen Reichsrath nicht als eine Vertretung des Gesammtstaats ansehen könnten. Im ganzen fanden drei Sessionen des Reichsraths statt, vom Mai 1861 bis Dec. 1862, vom Juni 1863 bis Febr. 1864 und vom Nov. 1864 bis Juli 1865. Die legislatorischen Resultate waren geringfügig, da die Regierung nur wenige eingreifende Vorlagen brachte und sich begnügte, das jährliche Budget debattiren und bewilligen zu lassen. Aber auch bei solcher constitutioneller Behandlung des Budgets konnten sich die Finanzen nicht bessern, weil eine ordentliche Wirthschaft fehlte und die Regierung sich nicht zu namhaften Ersparungen verstehen wollte. Die jährlichen Deficits wurden immer größer, während der Staatscredit immer tiefer sank. Dadurch erlitt auch am Ende das gute Einvernehmen zwischen dem Reichsrathe und der Regierung eine Störung. In der letzten Session von 1865 mußte der Finanzminister von Plener zugestehen, daß das Budget von 1864 um $7\frac{1}{2}$ Mill. Fl. überschritten und daß an Steuern nicht weniger als 20 Mill. rückständig und uneintreibbar seien. Dabei forderte er zur Deckung des Deficits von 1864—66 u. s. w. eine neue Anleihe von 117 Mill. Dem gegenüber befürwortete der Reichstag die äußerste Sparsamkeit. Das Haus der Abgeordneten strich vom Militärbudget über 17 Mill., vom Marinebudget über 2 Mill., bewilligte nur eine Anleihe von 13 Mill. zur unmittelbar fälligen Zinszahlung und beschloß, überhaupt auf keine weitere Creditbewilligung einzugehen, bevor nicht die Finanzgesetze für 1865 und 1866 in verfassungsmäßiger Weise zu Stande gekommen wären. Zugleich wurden die willkürlichen Budgetüberschreitungen und versteckten Anleihen der letzten Jahre scharf gerügt und Garantien gegen die Wiederkehr ähnlicher Vorkommnisse beansprucht. Vergebens versuchten die Minister bald durch Versprechungen, bald durch Drohungen die Abgeordneten zur Nachgiebigkeit zu stimmen; auch das Herrenhaus bemühte sich, nachträglich zu vermitteln. Aber die Stellung des Ministers Schmerling ward durch diesen Conflict tief erschüttert, und bald darauf erfolgte seine Entlassung und ein neuer Umschwung im Regierungssystem (Juli 1865).

In den auswärtigen Verhältnissen bewahrte O. gegenüber dem neuen Königreich Italien eine abgeneigte, aber streng defensive Haltung und begnügte sich, alle Ansprüche aus dem Züricher Friedensvertrag vorzubehalten. Wiederholt besorgte man den Ausbruch eines kriegerischen Conflicts wegen Venetien; doch ward derselbe unter Mitwirkung der europ. Diplomatie bis weiter hinausgeschoben. In Deutschland trachtete O. danach, seinen Einfluß dem preußischen gegenüber zu vergrößern. Schmerling wußte zu diesem Zweck seine Reminiscenzen und Verbindungen aus der Zeit des frankfurter Parlaments geschickt zu benutzen; auch die Ideen von einem Eintritt des österr. Gesammtstaats in den Deutschen Bund oder in den Deutschen Zollverein wurden gelegentlich wieder hervorgesucht. Für alle diese Bestrebungen fand O. in den Mittelstaaten, welche der vom Deutschen Nationalverein befürworteten Hegemonie Preußens äußerst abgeneigt waren, bereitwillige Unterstützung. Außerdem kam es der österr. Politik zugute, daß gleichzeitig in Preußen (s. d.) der Verfassungsconflict ausbrach, während in O. die Februarverfassung eine frische constitutionelle Entwickelung begründet zu haben schien. Es fehlte wenig, so sah die sog. großdeutsche Demokratie in O. den Hort des Liberalismus. Diese Lage der Dinge suchte sich das wiener Cabinet in doppelter Weise zu Nutze zu machen. Seit Abschluß des Deutsch-Französischen Handelsvertrags von 1862 arbeitete die österr. Politik auf die Sprengung des Zollvereins hin, wol in der Hoffnung, wenigstens die süddeutschen Staaten an sich zu ziehen. Sodann lud Kaiser Franz Joseph zum 17. Aug. 1863 einen deutschen Fürstentag nach Frankfurt a. M. und legte hier den Entwurf einer Bundes-Reformacte vor. Doch bei der bestimmten Ablehnung Preußens mußte man in der deutschen Verfassungsfrage gleich von vornherein auf jeden

wirklichen Erfolg verzichten, während die Krisis des Zollvereins sich länger hinschleppte. Bei Gelegenheit des Aufstandes in Polen betheiligte sich O. 1863 an der diplomatischen Pression, welche England und Frankreich durch identische Noten auf Rußland auszuüben suchten. Es blieb aber dieser Schritt ganz wirkungslos und diente nur dazu, die noch nicht ganz beigelegte Spannung zwischen Wien und Petersburg wieder zu vergrößern. In einem Familienpacte vom 9. April 1864 genehmigte Kaiser Franz Joseph, daß sein Bruder, Erzherzog Ferdinand Maximilian, die Kaiserkrone von Mexico annahm. Auch wurden seitdem Werbungen für eine österr.-mexic. Legion gestattet, ohne daß O. sich weiter für diese neue transatlantische Seeundogenitur engagirte.

Als beim Tode König Friedrich's VII. der langjährige dänisch-deutsche Conflict zum offenen Ausbruche kam, setzten O. und Preußen ihre Eifersucht beiseite, um diese Frage der deutschen Volksbewegung und den Mittel- und Kleinstaaten aus der Hand zu nehmen. Sie betheiligten sich, unter Aufrechthaltung des sog. Londoner Protokolls von 1852, an der Bundesexecution in Holstein und verbündeten sich noch enger durch die (geheime) Convention vom 16. Jan. 1864. Dann kämpfte das österr. 6. Armeecorps unter Feldmarschallieutenant von Gablenz gegen Dänemark ruhmvoll mit, und auch ein österr. Flottengeschwader unter Tegetthoff zeichnete sich in der Nordsee aus. (S. Schleswig-Holstein.) Der definitive Friede wurde zu Wien 30. Oct. abgeschlossen, in dem König Christian IX. alle seine Rechte auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg an den Kaiser von O. und den König von Preußen abtrat. Aber es lag auf der Hand, daß bei diesem Kriege der größte Theil sowol der militärischen wie der potit. Erfolge Preußen zufallen mußte. Dazu hatte das wiener Cabinet durch das preuß. Bündniß sich die Sympathien der deutschen Mittel- und Kleinstaaten entfremdet. So ward die alte Eifersucht in O. bald wieder rege, und dies um so mehr, als Preußen in der Zollvereinsfrage keine wesentlichen Concessionen machen wollte. Der Staatsminister Schmerling sprach dann auch unumwunden aus, daß die schlesw.-holstein. Sache «total verfahren» sei. Dies Mislingen mußte der Minister des Auswärtigen, Graf Rechberg, entgelten, welcher 27. Oct. 1864 durch Graf Alex. von Mensdorff-Pouilly ersetzt wurde. Doch war O.s Stellung nicht so beschaffen, daß es die preuß. Allianz leichthin aufgeben konnte. Die Schwierigkeiten im Innern, namentlich in Ungarn und Venetien, waren sehr groß, und überdies sah sich das wiener Cabinet lebhaft beunruhigt durch die neue Annäherung zwischen Frankreich und Italien, welche in der Convention vom 15. Sept. 1864 hervortrat. Deshalb gab O. in der schlesw.-holstein. Sache vorläufig den Wünschen Preußens nach, wirkte auch mit zur Entfernung der deutschen Bundesexecutionstruppen aus Holstein und zur Einsetzung einer gemeinschaftlichen österr.-preuß. Civilbehörde für die drei Herzogthümer. Auch der Streit auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete wurde durch den Abschluß eines neuen Handelsvertrags zwischen O. und dem Zollverein 11. April 1865 beigelegt. Zugleich aber war das wiener Cabinet bemüht, mit den Mittel- und Kleinstaaten wieder enger anzuknüpfen, indem es unter der Hand die Ansprüche des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg auf Schleswig-Holstein begünstigte und die sog. preußischen Februarforderungen als unannehmbar zurückwies. Die Gegensätze verschärften sich so immer mehr, und Mitte Sommer 1865 erschien ein offener Bruch zwischen O. und Preußen als unvermeidlich. Indessen gelang die Wiederherstellung eines vorläufigen Einverständnisses durch die 14. Aug. abgeschlossene Convention von Gastein, welche bei einer Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Salzburg 20. Aug. ratificirt wurde. Demgemäß fiel das Herzogthum Lauenburg gegen eine Abfindungssumme an die preuß. Krone. Die Ausübung der Regierungsrechte in den beiden andern Herzogthümern ward getheilt, und zwar sollte Preußen dieselben in Schleswig ausüben, O. aber in Holstein, wo nunmehr Feldmarschallieutenant von Gablenz als kaiserl. Statthalter 15. Sept. 1865 die Regierung übernahm. (S. Deutschland und Norddeutscher Bund.)

Inzwischen hatte sich in den innern Verhältnissen O.s abermals ein Umschwung vollzogen. Der Versuch Schmerling's zur Durchführung der Februarverfassung war thatsächlich mislungen, da Ungarn, Kroatien und Venetien sich hartnäckig fern hielten, und dazu war der Reichsrath auf dem finanziellen Gebiet höchst unbequem geworden. So ward die Stellung Schmerling's unhaltbar, und der wiener Hof suchte wieder mit der alteonservativen Partei in Ungarn anzuknüpfen, wobei Graf Moritz Esterházy, seit 1861 Minister ohne Portefeuille, als Vermittler diente. Der Kaiser Franz Joseph besuchte die ungar. Hauptstädte Pesth-Ofen, wo man ihn mit Jubel empfing, und gab das Versprechen, die Völker seiner ungar. Krone möglichst befriedigen zu wollen (6. bis 9. Juni 1865). Dann erfolgte die Ernennung des Grafen Georg Mailath, eines Altconservativen, 26. Juni 1865 zum ungar. Hofkanzler. Tags darauf reichten

Schmerling, Plener und deren Anhänger im Miniſterium ihre Entlaſſung ein, welche auch angenommen wurde. Doch zog ſich die Kriſis einen Monat hin, und erſt 27. Juli kam das neue Miniſterium zu Stande, welches aus föderaliſtiſchen und altconſervativ-ungar. Elementen zuſammengeſetzt war. Miniſterpräſident und «Staatsminiſter» ward Graf Richard Belcredi, Finanzminiſter Graf Lariſch; die Grafen Mensdorff-Pouilly, Eſterházy, Mailath und der Kriegsminiſter blieben im Amte. An demſelben Tage wurde die dritte Seſſion des Reichsraths geſchloſſen. Am 20. Sept. erfolgte ein kaiſerl. Manifeſt, durch welches die Wirkſamkeit der Februarverfaſſung «ſiſtirt» wurde. Als Motiv dafür ward angeführt, daß der Kaiſer beſchloſſen habe, den Weg der Verſtändigung zu verſuchen und dem ungar. ſowie dem kroat. Landtage das Octoberdiplom und die Februarverfaſſung zur Annahme vorzulegen. Es ſei aber rechtlich unmöglich, ein und dieſelbe Beſtimmung in dem einen Theile des Reichs als bindendes Geſetz gelten zu laſſen, während ſie in dem andern Theile zum Gegenſtand der Verhandlungen gemacht werde. Doch verſprach der Kaiſer die Verhandlungsreſultate des ungar. und kroat. Landtags, falls ſie eine mit dem einheitlichen Beſtande und der Machtſtellung des Reichs vereinbare Modification jener Verfaſſungsgeſetze in ſich ſchließen würden, vor ſeiner eigenen Entſchließung auch den legalen Vertretern der andern Kronländer vorzulegen, «um ihren gleich wichtigen Ausſpruch zu vernehmen und zu würdigen». Damit war alſo der Reichsrath ſuspendirt und der Abſolutismus in dem Geſammtſtaate bis auf weiteres wiederhergeſtellt, jedoch unbeſchadet der Landesverfaſſungen in den einzelnen Kronländern. Wirklich waren auch ſchon einige Tage früher die ſämmtlichen Einzellandtage auf die nächſten Monate einberufen. Das kaiſerl. Septembermanifeſt wurde von den Czechen in Böhmen mit großer Befriedigung aufgenommen und im böhm. Theater zu Prag durch eine Feſtvorſtellung gefeiert. Aehnlich verhielten ſich die Polen in Galizien. Die öffentliche Meinung und die Preſſe in den deutſchen Erblanden ſprachen ſich in ganz entgegengeſetztem Sinne aus, und in einer Verſammlung deutſcher Landtagsabgeordneter zu Wien, 27. Oct., wurde ein übereinſtimmender Antrag gegen die Siſtirung der Februarverfaſſung verabredet. Selbſt die ungar. Preſſe bedauerte die Aufhebung des engern Reichsraths, welcher, unbeſchadet eines Ausgleichs mit Ungarn, hätte fortbeſtehen können. Andererſeits ſtellte ſich bald heraus, daß die altconſervative Partei in Ungarn wenig vermochte, und daß die vorherrſchende Partei Deák's entſchloſſen war, ſich nicht mit halben Zugeſtändniſſen zu begnügen. Auf einer Parteiconferenz zu Peſth, 11. Nov., wurden als Forderungen Ungarns aufgeſtellt: erſtens die Anerkennung der Rechtscontinuität, d. h. unbedingte Wiederherſtellung der alten Landes-, Municipal- und Communalverfaſſung wie auch der Geſetzgebung vom J. 1848 nebſt dem damals vom Kaiſer bewilligten verantwortlichen ungar. Miniſterium, und zweitens die Wiederherſtellung der territorialen Integrität der ungar. Sanct-Stephanskrone, d. h. politiſche Wiedervereinigung der ſeit 1849 abgetrennten Lande Siebenbürgen, Kroatien u. ſ. w. mit Ungarn. In Betreff des letztern Punktes war das wiener Cabinet zu voller Nachgiebigkeit bereit und machte ſchon den 12. und 19. Nov. eröffneten Landtagen von Kroatien und Siebenbürgen Vorlagen wegen Wiederherſtellung der alten Union. Dagegen die geforderte Rechtscontinuität, welche auf eine bloße Perſonalunion Ungarns mit O. hinauszulaufen drohte, dachte man nicht zu bewilligen und hoffte noch einen Ausgleich auf annehmbarere Bedingungen zu Stande zu bringen.

Am 23. Nov. 1865 erfolgte die Eröffnung der ſämmtlichen Landtage der 16 ſlaw.-deutſchen Kronländer, denen man das Septembermanifeſt vorlegte. Auf den Landtagen von Ober- und Niederöſterreich, Schleſien, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Vorarlberg wurden ſofort Adreſſen beantragt und faſt einſtimmig angenommen, welche die Rechtscontinuität der Februarverfaſſung wahren ſollten. Aehnliche Anträge ſtellte die deutſche Partei auf den Landtagen von Böhmen, Mähren und Krain, aber ſie unterlagen der ſlaw. Majorität. Die Landtage von Görz (Küſtenland), Trieſt und Dalmatien enthielten ſich jeder Aeußerung über das Septembermanifeſt. Desgleichen der Landtag von Tirol, deſſen intolerante Mehrheit der Miniſter Belcredi durch Zugeſtändniſſe in Betreff des Proteſtantenpatents von 1861 gewann. Es ward nämlich jetzt ausdrücklich erklärt, daß den Proteſtanten in Tirol wol der Erwerb von Grundbeſitz und das Recht der Niederlaſſung zuſtehe, aber die Bildung von prot. Gemeinden ſei nur bei Uebereinſtimmung der Regierung und des Landtags zuläſſig. Ein Geſuch der Proteſtanten von Meran um Gemeinderechte war eben vorher vom Miniſterium abſchlägig beſchieden worden. Auf den Landtagen von Galizien und Bukowina wurden ſofort und ohne Widerſpruch Dankadreſſen für das Septembermanifeſt votirt. Auch auf dem böhm. Landtage ward trotz dem lebhafteſten Widerſtreben der deutſchen Partei eine ähnliche Adreſſe von der czechiſchen Mehrheit mit Hülfe des hohen Adels und der Geiſtlichkeit durchgeſetzt. Dieſe böhm. Adreſſe nahm Kaiſer Franz Joſeph

29. Dec. 1865 entgegen und stellte zugleich seine Krönung mit der böhm. Krone in Aussicht. Die Lage war damit vollends aufgeklärt; es war offenbar, daß das Ministerium Belcredi, gegenüber den verfassungstreuen Deutschen, sich auf die föderalistisch gesinnten Slawen und den ultramontonen Klerus stützen wollte. Infolge davon stieg der Uebermuth der slaw. Majoritäten in den Ländern von gemischter Bevölkerung immer höher. In Galizien, wo der vormolige Minister Goluchowski ols kaiserl. Stottholter fungirte, ward seitdem das Verhältniß zwischen Polen und Ruthenen wieder äußerst gereizt. Auf dem nächsten Landtage setzte die poln. Mehrheit einen polu. Sprochzwang durch. Aus allen ruthen. Schulen, in denen bisher das Deutsche obligater Unterrichtsgegenstand gewesen, wurde dosselbe verbannt und dofür dos poln. Idiom eingeführt. Einen ähnlichen Sprachzwong hotten ouch die Czechen in Böhmen gegen die Deutschen geltend mächen wollen, ohne doß die Regierung dem entgegentrot. Nicht minder überspannt waren die staatsrechtlichen Theorien der Czechen. Man sprach auf dem böhm. Londtog von einer Integrität der böhm. Sanct-Wenzelskrone und wollte für die Gruppe Böhmen-Mähren-Schlesien eine ähnliche Stellung im österr. Gesommtstoat beonspruchen wie die Ungarn für die Länder der Sanct-Stephanskrone. Die aufgeregte Stimmung der Czechen gob sich zu Ende Febr. 1866 in zohlreichen Excessen gegen Juden und Deutsche kund, wesholb 16. März 1866 das Stondrecht über die Kreise Prag, Pisek, Tabor und Pilsen verhängt wurde.

Auch der Ausgleich mit Ungarn war nicht weiter gediehen. Am 14. Dec. 1865 hotte Kaiser Franz Joseph selbst den ungor. Landtag eröffnet. In seiner Thronrede ward die bisherige Theorie von der durch den Aufstond erfolgten Rechtsverwirkung ousdrücklich ousgegeben; die territoriale Integritöt der Sanct-Stephanskrone, die alte Landesverfossung und die formelle Gesetzlichkeit der Gesetzgebung von 1848 wurden anerkannt. Aber zugleich word betont, daß die erste unabweisliche Aufgabe sei, sich über die Ausdehnung und die künftige Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten des österr. Gesammtstoots zu einigen. Auch könnten die Gesetze von 1848 nicht wieder in Wirksamkeit treten, bevor sie nicht einer Revision unterzogen wären. Sobald das geschehen, versprach der Kaiser sich in hergebrachter Weise ols König von Ungorn krönen zu lassen. Der Landtog hielt jedoch mit großer Majorität an dem Deák'schen Progronm vom 11. Nov. fest; erst wenn diese Forderungen bewilligt und dos veroutwortliche ungar. Ministerium eingesetzt, wollte man über die Gesommtstoatsangelegenheiten und die Revision der Gesetze von 1848 unterhoudeln. Eine in diesem Sinne abgefaßte Adresse word 26. Febr. 1866 dem Kaiser überreicht. Darauf erfolgte dos kaiserl. Reseript vom 3. März, welches die Ausführungen der Thronrede wiederholte. Aber der Londtog hielt in seiner zweiten Adresse, überreicht 26. April, on seinem Rechtsstandpunkt fest, und in der Antwort dorouf behorrte ouch der Kaiser unverändert bei seiner Willensäußerung. Seitdem stockten die Verhandlungen vor dem beginnenden Kriegslärm.

Während die innern Verhältnisse O.s in solcher ollgemeinen Gärung und die Finonzen in tiefster Zerrüttung sich befanden, trug das wiener Cabinet kein Bedenken, Preußen herouszufordern. (S. Norddeutscher Bund.) Dos durch den Gosteiner Vertrag wiederhergestellte Einvernehmen war nicht von longer Douer, da beide Theile an ihrer bisherigen Politik in der schlesw.-holstein. Frage festhielten. Dazu nahm der wiener Hof es übel auf, doß Preußen bei Gelegenheit des Deutsch-Italienischen Handelsvertrags die Anerkennung des Königreichs Italien durch sämmtliche Zollvereinsstaaten vermittelte. Genug, O. wor entschlossen, Preußen keinen Mochtzuwachs zu gönnen und lieber dos Aeußerste zu wogen. Wie es schien, vertroute mon dabei auf die vermeintliche Ueberlegenheit der österr. Kriegsmacht, während man Preußen durch seinen Verfossungsconflict gelähmt glaubte. Seit Ansong März 1866 wurden Truppen in Böhmen und Golizien zusammengezogen, wobei die czechischen Tumulte zum Vorwand dienten. Auch suchte O. durch Circulardepesche vom 16. März sich des Beistandes der deutschen Bundesgenossen zu vergewissern. Preußen rüstete und fand einen bereitwilligen Bundesgenossen an Italien, das sich vorbereitete, um einen Kompf für die Befreiung Venetiens zu beginnen. So mußte O. noch beiden Seiten hin Front mochen. Den Oberbefehl über die Südormee erhielt Erzherzog Albrecht, den Oberbefehl über die Nordormee Feldzeugmeister von Benedek. Noch wurden longwierige, ober vergebliche Unterhondlungen über die Froge der Abrüstung geführt. Auch boten die neutralen Großmöchte ihre Vermittelung an. Gegen Ende Mai wurden O., Preußen, Italien und der Deutsche Bund eingeloden, eine Friedensconferenz in Paris zu beschicken, wo die venet. und die schleswig-holstein. Frage sowie die inzwischen von Preußen angeregte Frage der deutschen Bundesreform verhandelt werden sollte. Alle nahmen die Einlodung an; nur O. machte

den Vorbehalt, daß bei den Verhandlungen jede Cambination ausgeschlossen bleiben müsse, welche darauf berechnet sei, einem der eingeladenen Staaten eine territoriale Vergrößerung oder einen Machtzuwachs zu verschaffen (1. Juni 1866). Dadurch ward die Friedensconferenz unmöglich gemacht. An demselben Tage stellte O. die Entscheidung der schleswig-holstein. Sache dem Deutschen Bunde anheim, was Preußen für eine Verletzung der Allianz vom 16. Jan. 1864 sowie des Gasteiner Vertrags erklärte. Am 7. Juni 1866 rückten preuß. Truppen in Holstein ein, worauf der österr. Statthalter von Gablenz ohne Widerstand vor der Uebermacht zurückwich und mit seiner Brigade nach Böhmen heimkehrte. Darüber erhob O. am Bundestage Beschwerde, und 14. Juni ward daselbst mit Stimmenmehrheit die sofortige Mobilisirung des ganzen deutschen Bundesheers, mit Ausnahme der preuß. Corps, beschlossen. O. erhielt dadurch nur einen geringfügigen Machtzuwachs. Preußen, das nunmehr den deutschen Bundesvertrag für gebrochen und erloschen erklärte, wußte sich durch Waffengewalt oder Verträge die Herrschaft über Norddeutschland zu sichern. Nur König Johann von Sachsen vermochte seine Armee nach Böhmen zu führen und schloß sich der österr. Nordarmee an. Die süddeutschen Staaten stellten allerdings zwei (7. und 8.) Bundesarmeecorps auf, zu denen eine österr. Division stieß; aber diese Truppen waren den Preußen keineswegs gewachsen und vermochten nicht nachhaltigen Widerstand zu leisten.

Nachdem Kaiser Franz Joseph 17. Juni 1866 sein Kriegsmanifest an die Völker O.s erlassen, entbrannte der Krieg zugleich auf beiden Seiten. Die Südarmee unter Erzherzog Albrecht kämpfte glücklich. Als die Italiener unter König Victor Emanuel 23. Juni den Mincio überschritten, wurden sie bei Custozza 24. Juni geschlagen und mußten über den Fluß zurückgehen. Für O. sehr ungünstig verlief dagegen der Krieg im Norden. (S. Preußisch-deutscher Krieg.) Nachdem die preuß. Hauptmacht unter wiederholten Gefechten sich in Böhmen vereinigt hatte, wurde die österr. Nordarmee unter Benedek 3. Juli bei Königgrätz (s. d.) vollständig geschlagen, sodaß die Straße nach Wien den siegreichen Preußen offen stand. In dieser Lage that Kaiser Franz Joseph einen höchst überraschenden Schritt, indem er 4. Juli Venetien an den franz. Kaiser Napoleon III. abtrat und dessen Vermittelung zur Herbeiführung des Friedens in Anspruch nahm. Die Absicht war offenbar, einen Separatfrieden mit Italien zu erlangen, um auch die österr. Südarmee gegen Preußen verwenden zu können; vielleicht hoffte man gar, die franz. Bundesgenossenschaft auf diesem Wege zu gewinnen. Zugleich ward Benedek seines Commandos enthaben und an seiner Stelle Erzherzog Albrecht zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt; auch wurde sofort ein Theil der Südarmee nach dem nördl. Kriegsschauplatz berufen. Diese Maßregeln änderten indeß nichts an der Sachlage. Allerdings nahmen sämmtliche kriegführende Mächte die franz. Vermittelung an, aber Italien wollte sich auf kein Separatabkommen einlassen und setzte trotz der Abmahnungen Napoleon's III. den Krieg fort, doch ohne wirkliche Erfolge. Während die Oesterreicher das Venetianische verließen, rückten die Italiener in diese Provinz ein. Ein Theil des Cialdini'schen Corps drang auf mehreren Punkten in Tirol vor und besetzte den Toblachpaß. Eine Abtheilung der Garibaldi'schen Freiwilligen unter Medici gelangte bis Pergine in der Nähe von Trient. Inzwischen aber erfocht 20. Juli der österr. Admiral Tegetthoff bei der dalmat. Insel Lissa (s. d.) einen Seesieg über die ital. Flotte unter Persano. Andererseits drang die preuß. Hauptmacht durch Böhmen und Mähren bis an die Donau vor und bedrohte Wien. Nunmehr wurden im preuß. Hauptquartier zu Nikolsburg unter franz. Vermittelung Verhandlungen eröffnet, und 26. Juli kamen daselbst der Waffenstillstand und die Friedenspräliminarien zwischen O. und Preußen zum Abschluß. Erst 12. Aug. folgte der Waffenstillstand zwischen O. und Italien. Der definitive österr.-preuß. Friedensschluß erfolgte sodann zu Prag 23. Aug. auf Grundlage der Nikalsburger Präliminarien. O. willigte hiernach in seine Ausscheidung aus Deutschland, anerkannte im voraus den unter Preußens Führung zu begründenden Norddeutschen Bund sowie die in Norddeutschland vorzunehmenden Territorialveränderungen und überließ alle seine Anrechte auf Schleswig-Holstein der preuß. Krone. Dagegen ward die territoriale Integrität des Königreichs Sachsen ausbedungen. Auch verpflichtete sich O., 40 Mill. Thlr. Kriegskosten zu bezahlen, worauf jedoch 15 Millionen als Kriegskosten aus dem schleswig-holstein. Feldzuge des Jahres 1864 und 5 Millionen als Aequivalent für die Verpflegung der preuß. Occupationstruppen in Böhmen und Mähren während des Waffenstillstandes zugute gerechnet werden sollten. Außerdem ward im Prager Frieden constatirt, daß Napoleon III. sich bereit erklärt habe, nach dem Friedensschlusse Venetien an das Königreich Italien zu übergeben, und O. trat dieser Erklärung auch seinerseits bei. Der definitive Friedensvertrag zwischen O. und Italien kam jedoch erst 3. Oct. in

Wien zu Stande. In diesem ward die Abtretung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs innerhalb seiner bisherigen Grenzen nochmals bestätigt, wogegen Italien sich verpflichtete, die auf jener Provinz haftenden Schulden zu übernehmen und außerdem 35 Mill. Fl. als Venetiens Antheil an der Anleihe von 1854 und für den Werth des nichttransportablen Kriegsmaterials zu bezahlen. Zugleich bedang O. aus, daß alle geborenen und angeheiratheten Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserhauses in den vollen und ungeschmälerten Besitz ihres beweglichen und unbeweglichen Privateigenthums in Italien wiedereintreten sollten, was vorzugsweise den entthronten österr. Nebenlinien von Toscana und Modena zugute kam. Von den sonstigen im Züricher Frieden von 1859 vorbehaltenen Ansprüchen war keine Rede mehr, sondern O. hatte nunmehr thatsächlich und rückhaltlos das Königreich Italien in seinem gegenwärtigen Bestande anerkannt. Unmittelbar nach der Ratification des Friedens räumten die österr. Truppen ihre letzten Positionen in Venetien, die Festungen Peschiera, Verona, Mantua, Legnago und die Hauptstadt Venedig (19. Oct.). Als Commissar des Kaisers Napoleon III. war der franz. General Leboeuf erschienen, welcher die Plätze von den österr. Militärcommandanten übernahm und dann den eigenen Municipalbehörden übergab. In Gemäßheit der Verabredungen zwischen Frankreich und Italien fand darauf in ganz Venetien eine allgemeine Volksabstimmung (21. und 22. Oct.) statt, wobei sich 651758 Stimmen für den Anschluß an das Königreich Italien und nur 69 dagegen erklärten. Dieses venet. Plebiscit ward durch eine Deputation zu Florenz 4. Nov. dem König Victor Emanuel überreicht. Gleichzeitig überlieferte der ital. Friedensunterhändler General Menabrea dem Könige die lombard. Eiserne Krone (s. d.), welche O. zurückgegeben hatte. An demselben Tage erfolgte das königl. Decret über die Besitzergreifung Venetiens, und 7. Nov. 1866 hielt Victor Emanuel seinen feierlichen Einzug in die Stadt Venedig, wo die Wiedervereinigung mit Italien durch glänzende Feste gefeiert wurde.

Seit den Prager und Wiener Friedensschlüssen begann ein abermaliger Umschwung in den innern Verhältnissen O.s. Am 30. Oct. 1866 wurden die Minister Graf Mensdorff-Pouilly und Graf Esterházy auf ihr Ansuchen entlassen, und das Ministerium des Auswärtigen erhielt der bisherige königl. sächs. Ministerpräsident Freiherr von Beust, welcher seine Amtsthätigkeit mit einem sehr versöhnlichen Rundschreiben begann. Zwischen Beust und dem Staatsminister Belcredi trat jedoch bald ein Zwiespalt hervor, und als der erneute Versuch, sich mit den Ungarn auf der bisherigen Grundlage zu verständigen, fehlschlug, kam es Anfang Febr. 1867 zu einer ziemlich langwierigen Krisis im Ministerium, die mit dem Rücktritt der föderalistisch gesinnten Minister Belcredi und Larisch sowie des altconservativen ungar. Hofkanzlers Mailáth endete. Das sog. Staatsministerium (Ministerium des Innern für die slaw.-deutschen Länder) übernahm Graf von Taaffe, das Finanzministerium der Freiherr von Beke; ein ungar. Hofkanzler ward nicht wieder ernannt. Nun hatte Beust die unbestrittene polit. Leitung, und er versuchte jetzt die österr. Monarchie auf der Grundlage des Dualismus zu reconstruiren. Die Forderungen der Ungarn wurden bewilligt, auch ein verantwortliches ungar. Ministerium unter Vorsitz des Grafen Gyula Andrásy ernannt, welches 23. Febr. seine Functionen antrat und 14. März zu Ofen dem Kaiser selbst den Diensteid leistete. Seitdem zeigte sich der ungar. Landtag geneigt zu einer Verständigung über die künftige Behandlung der gemeinsamen Reichsangelegenheiten. Die slaw.-deutschen Provinzen beabsichtigte Beust zu einem Gesammtorganismus unter dem wiederhergestellten engern Reichsrath und der Februarverfassung zu vereinigen, und hiernach trat man nun den föderalistischen Bestrebungen entschieden entgegen. Als die slaw. Majorität auf den Landtagen von Böhmen, Mähren und Krain sich weigerte, Abgeordnete zum Reichsrath zu wählen, wurden dieselben aufgelöst und Neuwahlen angeordnet, welche die deutsche Partei ansehnlich verstärkten. Demnach sollte das reorganisirte O. aus zwei gleichberechtigten Hälften bestehen, einerseits den Ländern der Sanct-Stephanskrone unter dem ungar. Ministerium und Landtage zu Ofen-Pesth, andererseits der slaw.-deutschen Staatengruppe unter dem Ministerium und Reichsrath zu Wien. Ueber beiden aber sollte die Centralregierung zu Wien die gemeinschaftlichen Angelegenheiten besorgen. Ob man dabei auch eine constitutionelle Mitwirkung durch Delegationen der beiden großen legislativen Körperschaften beabsichtigte, blieb vorläufig dahingestellt.

Unter den neuern Werken über die Geschichte O.s sind hervorzuheben: «Gensersich, «Geschichte der österr. Monarchie von den ältern Zeiten bis zum Frieden von Paris» (8 Bde., Wien 1815—17); Coxe, «Geschichte des Hauses O.» (deutsch von Dippoldt und Wagner, 4 Bde., Lpz. 1810—17); Schneller, «Staatengeschichte des Kaiserthums O.» (4 Bde., Gratz 1817—19); Mailath, «Geschichte des österr. Kaiserstaats» (5 Bde., Hamb. 1834—50); Lichnowsky, «Geschichte des Hauses Habsburg» (8 Bde., Wien 1836—44); Coeckelberghe

de Dutzele, «Histoire de l'Empire d'Autriche» (6 Bde., Wien 1845); Tomek, «Handbuch der öſterr. Geſchichte» (2 Bde., Prag 1858 fg.). Einzelne Perioden behandelten außer Chmel, A. Arneth (ſ. d.) und vielen andern: Büdinger, «Oeſterr. Geſchichte bis zum Anfange des 13. Jahrh.» (Lpz. 1858), Springer, «Geſchichte O.s ſeit dem Wiener Frieden» (2 Bde., Lpz. 1864—65), und Bidermann, «Geſchichte der öſterr. Geſammtſtaatsidee» (Bd. 1, Innsbr. 1867). In neuerer Zeit wurde zur Pflege der quellenmäßigen Forſchung auf dem Gebiete der vaterländiſchen Geſchichte 22. Dec. 1847 eine permanente Commiſſion der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien ernannt, welche ſeit 1848 ein «Archiv für Kunde öſterr. Geſchichtsquellen» (1851—59 mit einem «Notizenblatt» als Beilage) und ſeit 1849 die «Fontes rerum Austriacarum» herausgibt. Vgl. Schmit, Ritter von Tavera, «Bibliographie zur Geſchichte des öſterr. Kaiſerſtaats» (Abth. 1, Wien 1858).

Oeſterreichiſcher Erbfolgekrieg. Als mit dem Tode Kaiſer Karl's VI. (ſ. d.) 20. Oct. 1740 deſſen älteſte Tochter, die Königin Maria Thereſia (ſ. d.), in Gemäßheit der Pragmatiſchen Sanction (ſ. d.) die Herrſchaft über die geſammten Länder der öſterr. Monarchie antrat, ſah ſie von verſchiedenen Seiten ihr Erbfolgerecht angefochten, und zugleich wurden anderweitige Anſprüche erhoben. Friedrich II. von Preußen ergriff zuerſt die Gelegenheit, um ein altes Recht ſeines Hauſes auf die ſchleſ. Herzogthümer Liegnitz, Wohlau, Brieg und Jägerndorf geltend zu machen. Er rückte Dec. 1740 in Schleſien ein und ließ gleichzeitig durch ſeinen Geſandten Graf Gotter in Wien die Abtretung von ganz Schleſien oder doch eines «guten Theils» davon fordern, wogegen er ſich erbot, der Königin Maria Thereſia mit aller Macht gegen ihre andern Feinde beizuſtehen, 2 Mill. Thaler vorzuſchießen und bei der bevorſtehenden Kaiſerwahl die braudenb. Kurſtimme ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz Stephan (ſ. d.) von Toscana, zu geben. Da dieſe Vorſchläge abgewieſen wurden, ſo mußten die Waffen entſcheiden. (S. Schleſiſche Kriege.) Unterdeß hatte der Kurfürſt von Baiern, Karl Albrecht, der einzige, welcher die Pragmatiſche Sanction niemals anerkannt hatte, gegen die Thronbeſteigung Maria Thereſia's proteſtirt und als Nachkomme von Kaiſer Ferdinand's I. Tochter Anna auf Grund eines Erbvertrags vom J. 1546 die ganze habsburgiſche Erbſchaft beanſprucht. Auch Spanien, geſtützt auf alte Erbverträge zwiſchen der öſterr. und ſpan. Linie des Hauſes Habsburg, erhob Erbanſprüche. Desgleichen der Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, Auguſt III., welcher mit der älteſten Tochter Joſeph's I. vermählt war. Dieſe Sachlage wollte Frankreich benutzen, um die alte Erbfeindſchaft zu befriedigen und die öſterr. Monarchie zu zertrümmern. Zu Nymphenburg bei München ward 18. Mai 1741 ein Bündniß zwiſchen Frankreich, Spanien und Baiern abgeſchloſſen, dem nachträglich Sachſen und Preußen beitraten, 1. Nov. 1741. Auch noch andere Staaten wurden zur Theilnahme herangezogen, ſo die Könige von Neapel und Sardinien, die Kurfürſten von der Pfalz und von Köln. Zugleich fanden insgeheim Verabredungen ſtatt über die Theilung Oeſterreichs, wonach der Haupttheil nebſt der deutſchen Kaiſerkrone an den Kurfürſten von Baiern fallen ſollte. Bereits im Sept. 1741 hatte der Erbfolgekrieg begonnen. Kurfürſt Karl Albrecht, an der Spitze ſeines Heeres und eines franz. Hülfscorps unter Marſchall Belleisle, drang in Oberöſterreich ein, wo er in Linz die Huldigung als Erzherzog entgegennahm. Von da wandte er ſich nach Böhmen, wo bereits ein ſächſ. Heer eingedrungen war. Prag wurde 27. Nov. genommen, und hier ließ der Kurfürſt 19. Dec. 1741 ſich als König huldigen. Dann begab er ſich nach Frankfurt a. M., wo er unter dem Namen Karl VII. (ſ. d.) als deutſcher Kaiſer 24. Jan. 1742 gekrönt wurde. Gleichzeitig griff ein ſpan.-neapolit. Heer die öſterr. Beſitzungen in Italien (Lombardei, Parma, Piacenza und Guaſtalla) an. In dieſer Noth nahm Maria Thereſia ihre Zuflucht zu den Ungarn, die ſie auf dem Reichstage zu Presburg 11. Sept. 1741 mit dem größten Enthuſiasmus aufnahmen. Der ungar. Heerbann ward aufgeboten, und das dadurch verſtärkte öſterr. Heer unter Khevenhüller nahm Oeſterreich wieder und drang von da aus im Febr. 1742 nach Baiern vor, wo die Oeſterreicher furchtbar hauſten, aber ſich wieder zurückziehen mußten. Weniger Erfolg hatte ein zweites öſterr. Heer in Böhmen, während gleichzeitig Friedrich II. Mähren angriff. Da entſchloß ſich Maria Thereſia, auf Anrathen Englands, mit Preußen den Frieden zu Breslau 11. Juni 1742 zu ſchließen, indem ſie Schleſien nebſt Glatz abtrat. Auch Sachſen trat dieſem Friedensſchluſſe bei. Somit von dem gefährlichſten Gegner befreit, erhielt Maria Thereſia zugleich einen mächtigen Bundesgenoſſen. England, welches keinen Machtzuwachs Frankreichs dulden wollte, hatte ſchon ſeit Anfang des Kriegs Subſidien gezahlt, entſchloß ſich aber jetzt, offenen Beiſtand zu leiſten. Auch Sardinien wurde durch engl. Geld und eine kleine öſterr. Gebietsabtretung auf die Seite Oeſterreichs gezogen. Eine engl. Flotte erſchien an der Küſte Italiens und zwang Neapel zur Neutralität. Ein engl. Heer, durch hannov.,

öſterr. und heſſ. Truppen verſtärkt, die ſog. Pragmatiſche Armee, ſammelte ſich in den öſterr. Niederlanden. Damit begann ein vollſtändiger Wechſel des Kriegsglücks. Die öſterr. Beſitzungen in Italien wurden befreit. Nach tapferer Gegenwehr mußte auch Belleisle Prag räumen und im Dec. 1742 ſeinen Rückzug über Eger bewerkſtelligen. So war die öſterr. Monarchie wieder ganz hergeſtellt. Dazu wurde nun auch Baiern von den Oeſterreichern erobert und zur Huldigung gezwungen, Mai und Juni 1743. Die Pragmatiſche Armee unter Führung des engl. Königs Georg II. ſchlug die Franzoſen unter Marſchall Noailles 27. Juni bei Dettingen am Main, trieb dieſelben über den Rhein zurück und drang bis Worms vor, wo dann, durch engl. Geld bewogen, auch Sardinien 13. Sept. und Sachſen 20. Dec. 1743 der öſterr. Allianz beitraten. Im nächſten Frühjahre 1744 überſchritt ein öſterr. Heer den Rhein und drang in dem Elſaß vor. Gleichzeitig war der Krieg zur See zwiſchen England und Frankreich ausgebrochen und verlief für die Franzoſen unglücklich. Unter dieſen Verhältniſſen wurde König Friedrich II. von Preußen beſorgt um den Beſitz von Schleſien und entſchloß ſich, der ſteigenden Macht Oeſterreichs Einhalt zu thun. Am 22. Mai 1744 vereinigte er ſich mit Baiern, Kurpfalz, Heſſen-Kaſſel und Frankreich durch die ſog. Frankfurter Union «zur Aufrechthaltung des Deutſchen Reichs und deſſen Oberhaupts» und erneuerte im Aug. 1744 durch einen Angriff auf Böhmen den Krieg gegen Maria Thereſia. Infolge deſſen mußten ſich die Oeſterreicher von der franz. Grenze zurückziehen und auch Baiern räumen. Bald darauf ſtarb Kaiſer Karl VII., 20. Jan. 1745, und ſein Sohn Maximilian Joſeph ſchloß mit Oeſterreich 22. April den Separatfrieden zu Füſſen, in dem er allen Erbanſprüchen entſagte. Auch erlangte jetzt der Gemahl Maria Thereſia's unter dem Namen Franz I. die deutſche Kaiſerkrone (13. Sept.). Andererſeits verſtand ſich Maria Thereſia nach wiederholten Niederlagen auf Anrathen Englands dazu, mit Preußen, unter Anerkennung des vorigen Beſitzſtandes, Frieden zu ſchließen, dem auch Sachſen beitrat, zu Dresden 25. Dec. 1745. Damit hatten ſich alle ausſchließlich deutſchen Staaten vom Kriege zurückgezogen, und auf deutſchem Boden ward der Friede wiederhergeſtellt. Dagegen dauerte der Kampf fort in Italien und den öſterr. Niederlanden zwiſchen Oeſterreich, England, der niederländ. Republik und Sardinien einerſeits, Frankreich und Spanien andererſeits. Desgleichen auch der Krieg zur See und in den Colonien, bei dem England fortwährend die Oberhand behielt. Am meiſten wechſelte das Kriegsglück in Italien. 1745 fielen die öſterr. Beſitzungen daſelbſt in die Gewalt der Franzoſen, und der König von Sardinien wurde ſo hart bedrängt, daß er ſich kaum in Piemont und Savoyen halten konnte. Zudem hatte die Republik Genua, durch unberechtigte Anforderungen Oeſterreichs gereizt, ſich zu deſſen Feinden geſellt. Als aber nach dem Dresdener Frieden Maria Thereſia Verſtärkungen ſchickte, gewann ſie bald das Verlorene wieder. Auch die Stadt Genua ward 6. Sept. 1746 erobert, aber ſchon 5. Dec. 1746 durch einen Volksaufſtand wieder befreit. Die Oeſterreicher und Sardinier drangen ſogar in das ſüdl. Frankreich ein, doch mußten ſie ſich bald wieder zurückziehen. Ein Angriff der Franzoſen auf Piemont wurde abgeſchlagen, aber es gelang denſelben wenigſtens das belagerte Genua zu entſetzen, April bis Juni 1747. Am glücklichſten fochten die Franzoſen in den öſterr. Niederlanden, wo der berühmte Marſchall von Sachſen, Graf Moritz (ſ. d.), befehligte. Derſelbe ſiegte bei Fontenay 12. Mai 1745, bei Raucoux 11. Oct. 1746, bei Laffeld 2. Juli 1747 und eroberte nicht nur faſt die ganzen öſterr. Niederlande, ſondern auch die holländ. Feſtungen Bergen-op-Zoom und Maſtricht. Unterdeß hatte der Prätendent Karl Eduard (ſ. d.), aus dem Hauſe Stuart, auf franz. Veranlaſſung eine Invaſion in England verſucht, welche aber durch die Niederlage bei Culloden 27. April 1746 ein trauriges Ende nahm. Endlich trat Rußland, durch engl. Geld bewogen, auf Oeſterreichs Seite, 2. Juni 1747, und ein ruſſ. Hülfsheer rückte durch Deutſchland gegen den Rhein vor. Dadurch wurde Frankreich veranlaßt, den Frieden zu ſuchen. Im April 1748 ward ein Congreß zu Aachen (ſ. d.) eröffnet, wo der Präliminarvertrag 30. April und 25. Mai, der definitive Friede 18. Oct. 1748 zu Stande kam. Ueberall ward der Beſitzſtand wie vor dem Kriege wieder hergeſtellt, nur daß Oeſterreich jetzt auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla an den Infanten Don Philipp von Spanien abtreten mußte. Dagegen ward die Pragmatiſche Sanction ausdrücklich garantirt.

Oſtfalen war der ſeit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. vorkommende Name der öſtl. Abtheilung des ſächſ. Völkerbundes, welche öſtlich von Engern (ſ. d.), vom Harz bis zur Elbe in dem heutigen Braunſchweig und den hannov. Landdroſteien Hildesheim und Lüneburg wohnte. Der Name erhielt ſich auch ſpäter noch für dieſen Theil des Herzogthums Sachſen bis zu deſſen Auflöſung unter Heinrich dem Löwen, der hier in O. den größten Theil ſeiner Stammgüter hatte.

Oſtfriesland, früher ein deutſches Fürſtenthum, bis 1866 nebſt dem Harlingerland (ſ. d.)

die hannov. Landdrostei Aurich (s. d.) bildend, liegt im nordwestl. Winkel Deutschlands, wird von der Nordsee, Holland, Meppen und Oldenburg begrenzt und zählte 3. Dec. 1864 auf einem Areal von 54,5 Q.-M. 193607 meist prot. E. Von den Nachkommen der alten Friesen (s. d.) bewohnt, war das Land im Mittelalter in viele Herrschaften getheilt. Edzard Cirksena von Greetsiel vereinigte mit Zustimmung des Volks um 1430 den größten Theil von O. Sein Bruder wurde 1454 Reichsgraf, ein anderer Nachfolger 1654 Reichsfürst. Bedeutend unter den Cirksenas steht zu Anfang des 16. Jahrh. ein anderer Edzard da, den die Ostfriesen den Großen nannten. Der letzte Cirksena starb 1744, und infolge kaiserl. Anwartschaft ergriff Preußen von Emden aus Besitz, bevor Hannover und andere Prätendenten den Tod jenes Fürsten erfuhren. 1806 wurde O. Holland, 1810 dem franz. Kaiserreiche einverleibt; 1815 von Preußen an Hannover abgetreten, kam es durch Eroberung 1866 an ersteres zurück. O. ist flach und meist tiefer als die See zur Zeit der Flut, gegen welche es durch künstliche Anlagen geschützt wird. Schiffbare Flüsse sind Ems und Leda; jene bildet den Dollart (s. d.). Im Innern sind mehrere fischreiche Seen. Der Boden ist Moor, Sand (Geest) und Marsch; das Moor wird nutzbar zum Bau von Buchweizen und anderm Korn durch das Moorbrennen, hauptsächlich aber durch Abgraben des Torfes bis auf den Sandboden, den man mit Moorerde stark mischt und fruchtbar macht. Zur Entwässerung des Hochmoores und zum Verfahren des Torfes u. s. w. dienen Kanäle, die zur See führen, längs denen Moorcolonisten sich anbauen. Die größte dieser an Kanälen belegenen Moorcolonien (Fehne) ist Papenburg; nächstdem sind bedeutend Rhauderfehn und Großefehn. Ueppig fruchtbar ist an der See, Ems und Leda die Marsch, sowol die alte als die neue, eingedeichte (Polder, Groden). Waldung ist wenig; an Wild finden sich Hasen, einige Rehe, Rebhühner, Schnepfen, Enten, auch Adler und auf den Inseln Kaninchen. Der Ostfriese hat aus der Urzeit und dem Mittelalter viel Germanisches festgehalten, namentlich die Selbständigkeit des Gemeindelebens. Der Gegensatz gegen das Binnendeutsche nährt sein Selbstgefühl, auch einen gewissen Sondersinn. Die fries. Sprache ist längst durch das Plattdeutsche verdrängt; nur noch auf den Inseln (Wangeroge) wird eine alterthümliche fries. Mundart gesprochen. Hauptzweige des Erwerbs sind Ackerbau, Viehzucht, Seefahrt. Der Ackerbau der Bauern unterscheidet sich vortheilhaft von dem in Oldenburg, Meppen und weiterhin; sehr blühend ist er in der üppigen Marsch, viele Bauerhöfe gleichen Edelsitzen. Die Viehzucht fördert der üppige Graswuchs, diesen das feuchte Klima. Hauptproducte sind Pferde, schweres Rindvieh, Fettgänse, Getreide, Raps, Torf. Die Ostfriesen sind, wie alle Friesen, geborene Seeleute; sie bauen und besitzen viele Seeschiffe, die aber meist fremdem Handel dienen müssen. Bedeutend ist der eigene Fischfang; der Heringsfall bei Schottland ist in Verfall gerathen. Der Fabrikfleiß ist gering; die vielen Ziegeleien (an 200) werden fast nur durch Arbeiter aus dem Lippeschen betrieben. Ueberhaupt bilden große Stredsamkeit und vieler Wohlstand starke Gegensätze zu vieler träger, nackter Armuth. Die Ostfriesen sind meist evangelisch und zwar etwa 131200 lutherisch, etwa 54800 reformirt. Daneben gibt es Mennoniten, Herrnhuter, Katholiken und Juden, zusammen etwa 6500. Seestädte sind Emden (s. d.), Leer (s. d.), Norden (6119 E.); Binnenstädte Aurich (4608 E.) und Esens (2361 E.). An der Küste hin ziehen sich schützend mehrere Inseln, unter ihnen Borkum (500 E., Leuchtthurm und Seebad) und Nordernei mit einem Seebade. Vgl. Arends, «O. und Jever» (3 Bde., Emden 1820); Friceius, «Hinterlassene Schriften» (herausg. von Beitzke, Berl. 1867).

Ostgothen, s. Gothen.

Ostheim oder Ostheim vor der Rhön, eine Stadt des weimar. Fürstenthums Eisenach, an der Streu und am Rhöngebirge, 2¼ M. im SW. von Meiningen, ist der Hauptort eines Justizamts, welches früher nach dem in der Nähe liegenden, größtentheils zerstörten und durch einen 120 F. hohen Thurm ausgezeichneten Bergschlosse Lichtenberg benannt wurde und, von dem Haupttheil des Fürstenthums getrennt, ganz von bair. Gebiete umschlossen ist und auf 1,12 Q.-M. 3797 E. zählt. Die Stadt hat 2429 E. (1864), zahlreiche Mühlen und Gerbereien, ist aber besonders bekannt durch den Bau der Zwergkirschen, deren erste Stämme der dortige Arzt Klinghammer 1714 aus der Sierra-Morena in Spanien mitbrachte und anpflanzte. Die Ostheimer Kirschen oder Ostheimer Weichseln sind mittelgroß, schwarzroth, haben zartes, gewürzhaftes, etwas säuerliches Fleisch, reifen Ende Juli und lassen sich gut trocknen.

Ostia (d. h. Mündungen), eine Stadt in Latium am Ausflusse des Tiber, nach der Ueberlieferung die älteste Colonie Roms, von Ancus Marcius gegründet, war für die etwa 3¾ M. entfernte Hauptstadt wichtig, theils wegen der in der Nähe befindlichen Salzwerke, weit mehr aber als Landungsplatz für die seewärts kommenden Schiffe, welche die Einfuhr, namentlich

das sicil. und afrik. Getreide nach Rom brachten. Daher wurde auch die eine der vier quästarischen Provinzen, in welche später Italien aus staatswirthschaftlichen Gründen getheilt wurde, von O. als ihrem Sitz Provincia Ostiensis genannt. Ein eigentlicher Hafen war nicht vorhanden, und die Versandung der Einfahrt bewog den Kaiser Claudius, an der Ausmündung des rechten Arms des Tiber, nördlich von O., einen geräumigen und prächtigen, später von Trajan erweiterten Kunsthafen anzulegen, der den Namen Portus Romanus oder auch Portus Augusti erhielt, und bei welchem ein Ort, ebenfalls Portus genannt, entstand, dessen Aufblühen das Herabkommen von O. zur Folge hatte. Im Mittelalter sind diese Anlagen, trotz mehrfacher Wiederherstellungen, gänzlich verschwunden. Die Ruinen des alten O., in denen mehrmals interessante Ausgrabungen gemacht worden sind, liegen infolge der Anschwemmung von Sand jetzt ½ M. vom Ufer entfernt. Nahe bei ihnen liegt in ungesunder Gegend das neue O., ein Städtchen mit etwa 250 E. (von denen die Mehrzahl im Sommer wegen der gefährlichen Ausdünstungen der benachbarten, hauptsächlich von Büffeln bewohnten Sümpfe entflieht), einem bischöfl. Palast und einer Kirche, in früherer Zeit gegen die Landungen der Sarazenen befestigt.

Ostindien im weitesten Sinne des Worts werden alle die Länder Asiens genannt, welche im Südosten des Hochlandes von Iran und im Süden des Hochlandes von Tibet und China liegen, sowie die Inseln, welche diese Länder im Indischen Ocean umgeben, gemeinhin der östliche oder Indische Archipelagus heißen. Von den Alten schlechthin Indien (s. d.) genannt, erhielten diese Länder seit der Benennung der amerik. Inseln mit dem Namen Westindien (s. d.) durch Columbus im Gegensatze zu diesem den Namen O. Dieses O. zerfällt in drei Hauptglieder: in Vorderindien, Hinterindien und den Indischen Archipel.

Vorderindien oder O. im engern Sinne, auch Indien diesseit des Ganges genannt, weil das Delta des Ganges und Brahmaputra im Osten es von Hinterindien oder der Halbinsel jenseit des Ganges scheidet, bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Ecken nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, während die Seiten desselben im Nordosten vom Himalajagebirge, im Nordwesten vom Indus, hinter dem gleich das Hochland von Iran steil emporsteigt, im Südosten vom Bengalischen Meerbusen und im Südwesten vom Arabischen Meere begrenzt werden. Dieses Viereck, von etwa 65000 Q.-M. Flächenraum, zerfällt seiner natürlichen Beschaffenheit nach wieder in zwei Haupttheile, die ungleich große Dreiecke bilden und durch eine Linie getrennt werden, welche sich von Osten nach Westen, in gleicher Richtung mit dem Vindhyagebirge laufend, von der Mündung des Ganges zu der des Indus erstreckt, nämlich in Hindostan und in Dekan. Hindostan, d. h. Land der Hindu, das nördliche jener beiden Dreiecke, ist dem größten Theile seines fast 35000 Q.-M. betragenden Flächenraums nach ein Tiefland, das nur an seiner Nordostseite, dem südwestl. Abfall des Himalaja (s. d.), und, jedoch in geringerm Grade, auf der Südseite, dem Nordabhange des vom Dekan es trennenden Vindhyagebirgs, zum Gebirgsland wird, sa aber eine einzige Ebene bildet, die vom Ausflusse des Ganges bis zu dem des Indus und längs desselben auf seiner linken Seite hinauf bis zum Nordwestende des Himalaja reicht und etwa 21700 Q.-M. einnimmt. Hindostan besteht daher aus dem gesammten Stromgebiete des Ganges (s. d.) und dem linken Stromgebiete des Indus (s. d.), welche beide durch keine bemerkbare Wasserscheide getrennt sind, sodaß die untern Stufenländer des Indus und des Ganges eine ununterbrochene Ebene, ein zusammenhängendes Tiefland bilden, dessen Ostspitze der Brahmaputra (s. d.), nachdem er das Himalajagebirge durchbrochen, begrenzt. Dagegen sind in Bezug auf die Natur ihres Bodens beide Stromlandschaften sehr voneinander verschieden. Denn während die Ebene des Ganges aber die Hindebene eine fruchtbare, wasserreiche Culturfläche bildet, findet sich in der Fläche, welche der Indus und dessen Zuflüsse des linken Ufers durchströmen, der Sindebene, im ganzen ein weit magerer Baden, der nur im Pendschab (s. d.) theilweise gut angebaut, sonst aber auch von vielen wüsten Strecken durchzogen ist. Die bedeutendste dieser letztern ist die große salzige Sandwüste Tharr (engl. Thurr), die im Osten des Ueberschwemmungsbezirks des Indus in einer Breite von 20—40 und in einer Länge von 100 M. im Norden des Rinn (engl. Runn), einer Morastniederung von 300 Q.-M. südöstlich vom Ausflusse des Indus, parallel mit diesem Flusse nordwärts sich ausdehnt.

Das Dekan oder Dekhan (engl. Deccan, bei den Griechen Dachinabades, im Sanskrit Dakschinâpatha, vulgär Dakhinâbadha, d. h. Südweg oder Land der Rechten), die eigentliche vorderind. Halbinsel, hängt an ihrer Nordseite mit Hindostan zusammen und erstreckt sich von hier aus in Gestalt eines Dreiecks zwischen dem Bengalischen Meerbusen und dem Arabischen Meere hin, bis sie im Süden mit einer stumpfen Spitze endigt. Mit der zu ihr zu rechnenden Insel Ceylon (s. d.) nimmt das Dekan einen Flächenraum von etwa 30000 Q.-M. ein

und iſt (von den nur 5—6000 Q.-M. einnehmenden Küſtenebenen abgeſehen) ein Hochland, deſſen Scheitel von Randgebirgen eingeſchloſſen und begrenzt wird. Den Nordrand längs der Grenze Hindoſtans, die Baſis des Dreiecks von Dekan, bildet das Vindhyagebirge, welches ſich von der ſüdöſtlich von der Indusmündung zwiſchen den Golfen von Katſch (engl. Cutch) und Cambay gelegenen Halbinſel Guzerate (ſ. d.) oſtwärts bis zum Quellenlande des Nerbudda erſtreckt. Es beſteht aus mehrern parallelen Bergketten, die ſehr zerklüftet, wenig zugänglich, darum auch noch nicht genug bekannt ſind und in ihren Culminationspunkten nur etwa die Höhe der Vogeſenkuppen haben. Gegen Süden fällt das Gebirge ſehr ſteil zu dem tiefeingeſchnittenen Längenthale des Nerbudda (ſ. d.) ab, ebenſo im Weſten zu deſſen Mündungslande am Meerbuſen von Cambay. Nur im Oſten, in der Quellgegend dieſes Stroms, hängt das Gebirge durch plateauartige, 2000 F. hohe Berge mit dem Innern Dekans zuſammen, während es von dort niedrige Fortſetzungen zum untern Ganges ſendet. An dieſe Baſis lehnt ſich das eigenthümliche Plateau- und Bergland Mittelindien (das Central-India der Engländer), welches 1500—2500 F. hoch iſt und ſich nordwärts zur Dſchamna (ſ. d.) abſtuft, der es den Tſchambal und überhaupt ſeine bedeutendſten Zuflüſſe zuſendet. Im Oſten heißt das Plateau Bandelkand, in der Mitte Malwa oder Central-India im engern Sinn, im Weſten Mewar, welches letztere durch die nordnordöſtlich vom Golf von Katſch nach Delhi hin ſtreichende, 3300—4700 F. hohe und meiſt ſehr unwegſame Arawallikette (Aravalli Range) von der Tiefebene Radſchaſtan's geſchieden wird. Es iſt dies Mittelindien großentheils von ſich kreuzenden Bergketten, tiefen Thälern, engen Schluchten und wilden Bergwaſſern durchzogen, darum wenig zugänglich, überdies auch wegen ſeiner großen Menge von Naturburgen, die meiſt auf Kegelbergen liegen, für militäriſche Operationen voller Schwierigkeiten, von alters her ein Hauptſitz zahlreicher Fürſten, Gaugrafen und Raubritter und bis in die neueſte Zeit (1857—58) der Schauplatz blutiger Fehden und Kriege. Am Rande des weſtl. und des ſüdöſtl. Schenkels des Dreiecks, welches das Dekan bildet, erheben ſich dagegen die Weſt- und die Oſtghat, ſo genannt nach den Engpäſſen oder Gangſteigen (Ghat), die über dieſe Gebirge führen. Die Weſtghat beginnen, im Norden durch eine Lücke von dem Weſtende des Vindhyagebirgs getrennt, ſüdlich von den gerade in jener Lücke befindlichen Mündungen des Nerbudda und des Tapti. Dicht bewaldet ziehen ſie ſich dann in einer Kammhöhe von 2000—3600 F., über der ſich Gipfel bis zu mehr als 6000 F. erheben, längs der Küſte von Malabar (ſ. d.), nur durch eine wenig breite Ebene vom Meere getrennt, bis zu 11° nördl. Br. Der Abfall zur Küſte iſt ſteil und wandartig, oſtwärts dagegen ſanft und allmählich. Die Erhebung des innern Plateaulandes kann zu 1300—2800 F. angenommen werden. Das Innere des Dekan iſt übrigens keine eigentliche Hochebene, ſondern auf der hochliegenden Baſis ſind niedrige Bergzüge in verſchiedenen Richtungen aufgeſetzt, die ſich im Kalſubái bis zur abſoluten Höhe von 5075 F. erheben. So ſteil und plötzlich daher das Aufſteigen von der Küſte Malabar iſt, ſo ſanft und allmählich gelangt man nach Oſten zu abwärts, bis man die Oſtghat erreicht, deren öſtl. Abfall in die Küſtenebene von Tſcholomandalam, gemeinhin Koromandel (ſ. d.), hinabführt. Dieſelben beſtehen nur aus niedrigen, mehrfach durchbrochenen Bergreihen, welche am rechten Ufer des Mahanadi beginnen und die ganze Küſte von Koromandel in einer mittlern Entfernung von 15 M. vom Meere begleiten. Obwol ſie ſich bei einer mittlern Höhe von 1400 F. in ihrem höchſten Punkte bis zu 3000 F. erheben, ſtellen ſie ſich im ganzen doch nur von der Küſte aus wie ein Gebirge dar, da ſie weniger eine ſelbſtändige Erhebung, vielmehr nur den öſtl. Abfall des Geſammtplateau bilden. Unter 12° nördl. Br. ſind die Südenden der Oſt- und Weſtghat verbunden durch das Gebirge der Nilgiris (engl. Neilgherries) oder Blauen Berge, die ſich im Dodabetta, dem höchſten Gipfel im Süden des Himalaja, zur Höhe von 8104 F. und im höchſten Paß, dem Signr-Ghat, 6757 F. erheben. Südwärts ſtürzt dieſes Gebirge ungemein ſteil zu einer Vertiefung hinab, dem Gap, welches, als ein tiefer Querſpalt im Gebirge, thalartig die Südſpitze der Halbinſel von Weſten nach Oſten von einem Meere zum andern quer durchzieht und ſo die Küſten Koromandels und Malabars miteinander verbindet. Im Süden des Gap oder Palghatthales erhebt ſich das Gebirge der Aligiri ſteil wieder zu einer Gebirgsmaſſe mit Gipfeln von 4—5000 und 6760 F., welche den ganzen Weſten der Südſpitze der Halbinſel bis zum 4309 F. hohen, prachtvollen Cap Komorin, dem ſüdlichſten Vorgebirge derſelben (8° 4′ nördl. Br.), füllt. Die größern Flüſſe des Dekan entſpringen, mit Ausnahme der obenerwähnten Nerbudda und Tapti, alle am Oſtfuße der Weſtghat, durchlaufen in einer gemeinſamen Richtung von Nordweſt nach Südoſt die ganze Breite des Plateau, durchbrechen dann die Oſtghat und bilden an ihren Mündungen in den Bengaliſchen Meerbuſen bedeutende Niede-

rungen; ſo Mahanadi, Godaweri, Kiſtna oder Kriſchnâ und Kaweri. Die ſteile Felswand der Weſtghat wird dagegen nur von kleinern Gewäſſern, meiſt mit großartigen Waſſerfällen, durchbrochen. Die Bewäſſerung des ganzen Plateau iſt überhaupt ſehr reichlich, weshalb es auch bei ſeiner günſtigen Bodenbeſchaffenheit eine ungemein üppige und mannichfaltige Vegetation zeigt und nirgends Steppen- oder Wüſtenboden bietet. In Dekan und Hindoſtan zählte R. von Schlagintweit 48 heiße Quellen, 28 andere im Himalaja, die heißeſten in Bihar, nämlich die von Sargudſcha 68,s° und von Belka 74,6° R., und im Himalaja die von Manikarn 75,s° R.

Was die Naturbeſchaffenheit O.s wie überhaupt ganz Südaſiens betrifft, ſo muß man die heißen und feuchten Tiefl ande und Küſtenſtriche von den kühlern Berglanden unterſcheiden. So iſt vor allem das Klima der hindoſtan. Ebenen, ebenſo der untern erweiterten Stromthäler Hinterindiens ſowie der ſämmtlichen niedern Küſtenſtriche des geſammten O. ein ganz anderes als das der höhern Berglandſchaften, ſowol der beiden Halbinſeln und der Inſeln wie der des Himalaja. Jene niedern Gegenden ſind ausgezeichnet durch alle phyſik. Erſcheinungen der Tropenwelt, durch ſchwüle Hitze und heftige Regengüſſe. Steigt man aus dieſen tiefen Landſchaften auf die Gebirge hinauf, ſo wird die Luft kühler und trockener, und das eigentliche tropiſche Klima hört auf. Beſonders gilt dies vom Plateau von Dekan, das, ähnlich dem von Mexico, ein höchſt günſtiges Klima beſitzt. Man wird daſelbſt weder von tropiſcher Glut noch von Schnee und Eis beläſtigt. Selbſt auf der höchſten Spitze, dem Dodabetta, iſt bisjetzt nie Schneefall vorgekommen, und nirgends wird der Getreidebau und der Baumwuchs durch die Höhe begrenzt. Die Jahreszeiten und Klimate des ſüdlichen, innerhalb der Wendekreiſe gelegenen O. werden in eigenthümlicher Weiſe durch die Monſuns (ſ. d.) bedingt. Der Südweſtmonſun bringt Nebel und Schwüle und tropiſche Regengüſſe für die Weſtküſte Vorderindiens, wo die Weſtghat die Wetterſcheide bilden, die ſich dem Weiterrücken der durch den Monſun vom Meere herbeigeführten Wolken entgegenſetzt. Während dieſe daher an der Küſte von Malabar ſich niederſchlagen und hier zwiſchen Mai und Sept. die Regenzeit herrſcht, hat die entgegengeſetzte Küſte von Koromandel ihre trockene, heitere Jahreszeit. Nur langſam ſchieben ſich nach und nach die Wolkenmaſſen über die Wetterſcheide der Weſtghat weg, und dann beginnen die Regen auf dem Plateau von Dekan. Endlich am Ende des Südweſtmonſun, nach den furchtbaren Stürmen, welche das Umſetzen dieſes Paſſatwindes in den Nordoſtmonſun begleiten, fängt die Regenzeit auf der Küſte von Koromandel an und herrſcht zwiſchen den Monaten Oct. und Jan., während die von Malabar ihre trockene Jahreszeit hat und das Plateau, das keine beſtimmte Regenzeit beſitzt, von einzelnen Regenſchauern erfriſcht wird. Wie hinſichtlich des Klimas, ſo zeigt ſich natürlich auch hinſichtlich des vegetativen und animaliſchen Lebens ein durchgehender Unterſchied zwiſchen dem Tiefl ande und Hochlande O.s.

Steigt man den Südabhang des Himalaja herab, ſo iſt man plötzlich in eine andere Natur verſetzt. Aus der kalten und reinen Luft eines Alpenlandes gelangt man in die tropiſche Hitze und die feuchten Dünſte des waſſerreichen Bengalen, aus Wäldern von geſellſchaftlichen Bäumen, von Birken, Fichten u. ſ. w., in die tropiſchen Waldungen am Fuße des Gebirgs und in die Palmen- und Roſenhaine Hindoſtans. Doch wo die Bewäſſerung fehlt, entſtehen auch in dem Tiefl ande Hindoſtans Wüſten, die von ſengenden Winden ausgedörrt werden; ſo in den Ebenen längs des Indus und ſeiner linken Nebenflüſſe. Dagegen erreicht der Pflanzenwuchs Bengalens und der fruchtbaren Niederungen und Küſtengegenden der Halbinſel unter dem Einfluſſe der tropiſchen Sonne und der oceaniſchen Feuchtigkeit die Großartigkeit des braſiliſchen. Hier finden ſich Bäume von mehr als 100 F. Höhe, Farnkräuter von der Größe unſerer Waldbäume, Gräſer, wie der Bambus, deren Halme Baumſtämmen gleichen. Hier trifft man die üppigen Waldungen von Sandel-, Eben-, Teakholz, von Drachenbäumen und verſchiedenen Palmenarten, darunter die Schirm-, Kohl- und Sagopalme. Letztere beiden ſowie die Banane und der Brotfruchtbaum ſind als Nahrungspflanzen von beſonderer Wichtigkeit. Vor allem aber iſt O. ausgezeichnet durch die Mannichfaltigkeit von Gewürzbäumen und Gewürzpflanzen, welche es ungepflegt hervorbringt. Dahin gehören der Muskat-, Zimmt- und Gewürznelkenbaum, desgleichen Ingwer und mehrere Pfefferarten. Die Sumpfwaldungen am Fuße des Himalaja, am Ausfluſſe des Ganges und am Fuße des Hochlandes von Dekan, die ungeheuern Reispflanzungen Bengalens u. ſ. w. ſind die Heimat des Elefanten, der hier durch ſeine Zähmbarkeit ein nützliches Hausthier geworden. In den Wäldern hauſen, nächſt den verſchiedenartigſten Affen, Königstiger, Löwe, Panther, Nashorn, Eber, Büffel u. ſ. w., welche die Arten Amerikas an Kraft und Wildheit, die Afrikas an Größe übertreffen, während die Schlangen, Krokodille und andere Amphibien denen der amerik. Tropenländer an Kraft und Giftigkeit gleichkommen.

In den angebauten Gegenden Hindoſtans gedeihen europäiſche neben tropiſchen Getreidearten und Culturpflanzen (Baumwolle, Zucker, Kaffee, Indigo u. ſ. w.). Doch iſt der Reis das verbreitetſte Nahrungsmittel durch ganz O. und die Hauptculturpflanze aller niedern Gegenden. In dieſen Culturgegenden ſind zugleich die europ. Hausthiere, mit Ausnahme des nur ſpärlich vorhandenen Pferdes, ſeit lange neben dem Büffel, Dromedar und Kamel heimiſch. Im Gegenſatz zu den niedern Landen verlieren die Vegetation und mit ihr auch das Thierreich ihr vorherrſchendes tropiſches Gepräge, je mehr man in die Gebirge hinaufſteigt. Die Kokospalme hört ſchon bei 1000—1500, die Banane bei 3000 F. auf. Dagegen finden ſich dichte Waldungen von hochſtämmigen, meiſt immergrünen Bäumen. Aber auch für Culturpflanzen haben die höhern Gegenden, namentlich das Dekan, die glücklichſte Naturbeſchaffenheit. Neben dem Kaffee und der Baumwolle gedeihen hier die europ. Getreidearten und neben den Südfrüchten alle feinen Obſtarten.

Die geſammte Bevölkerung Vorderindiens kann man auf wenigſtens 190 Mill. Seelen annehmen. Dieſelbe gehört ethnographiſch wie ſprachlich mehrern ganz verſchiedenen Stämmen an. Im eigentlichen Hinduſtan wird die Grundmaſſe durch die ariſchen Inder oder eigentlichen Hindu (ſ. d.) gebildet, deren Sprachen Enkelſprachen des Sanskrit ſind. Den bei weitem größten Theil des Dekan bewohnen Völker dravidiſchen Stammes, wie die Tamulen, Canareſen, Telugu, Malabaren u. ſ. w., die einer andern Raſſe angehören und deren unter ſich mehr oder minder verwandte Sprachen eine eigenthümliche, von der ariſch-indiſchen verſchiedene Sprachfamilie bilden. (S. Indiſche Sprachen.) Neben den beiden Hauptgruppen gibt es eine Menge Völkerſchaften, die in Sitte, Religion, Sprache und Körpergeſtalt wieder von jenen abweichen, wahrſcheinlich die Ueberreſte der frühern Ureinwohner. Dieſelben zeigen ſich wilder und roher, und in der Regel bilden die unzugänglichern Berg- und Waldgegenden ihre Wohnſitze. Zu den merkwürdigſten dieſer, theilweiſe wahrſcheinlich zu der dravidiſchen Gruppe gehörigen Völker ſind zu rechnen die Ramuſis in den Ghat um Punah; die Puharris, in den Wildniſſen an der Grenze von Bengalen, Berar und Gondwana; die ganz negerartigen Pulindas an den Quellen des Nerbudda; die räuberiſchen Pindaries in den Wildniſſen des Vindhyagebirgs, die den Islam angenommen; die Bhils, welche in zerſtreuten Scharen größtentheils als Räuber in den Gebirgen Malwas, im Radſchputenlande und in Guzerate leben; die Gonds, die Urbevölkerung im nördl. Maharattenlande; die den letztern verwandten Koles, Kands und Sur in den Grenzgebirgen von Oriſſa; die Kulis (ſ. d.); die mohammed. Mianas, Waddas und Cingaleſen auf Ceylon (ſ. d.). Hieran ſchließen ſich viele im Himalaja wohnende Völkerſchaften, ſo die buddhiſtiſchen Nirwaris in Nepaul, die Bhotijas in Bhotan, die negerartigen Doms im Gebirgslande Kamaun, die in Vielmännerei lebenden Bewohner von Biſſahir, die Landbau treibenden Kanawaris am obern Setledſch, die Leptſchas, Murmis, Limbus u. ſ. w. Nächſt dieſen ureinheimiſchen Völkern gibt es noch mehrere in hiſtor. Zeit eingewanderte Völker. Obenan ſtehen unter ihnen die ſog. Mongolen, die Nachkommen der mohammed. Eroberer Indiens, meiſt perſ.-türk. Urſprungs und auch bis heute das Perſiſche als Mutterſprache redend. Stärker und kriegeriſcher als die Hindu, wurden ſie zu Herren des Landes und breiteten den Islam auch unter der einheimiſchen Bevölkerung aus. Nach ihnen folgen die ebenfalls eingedrungenen Afghanen, in O. Rohillas genannt, ſowie die Araber, die, Mohammedaner wie jene, in den Städten Malabars, in Calicut, Goa, Guzerate und Multan leben, und deren mit Hindu erzeugte Nachkommen Mapuler oder Moplas genannt werden. Außerdem ſind die Parſen zu nennen, ſowie die Juden (ſ. d.), die zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft eingewandert ſein wollen. Dieſelben leben in verſchiedenen Gegenden Malabars als Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute und heißen weiße Juden zum Unterſchiede von den ſchwarzen Juden, die, wahrſcheinlich von bekehrten Eingeborenen abſtammend, über die ganze Halbinſel verbreitet ſind. Die einheimiſchen Chriſten in Vorderindien ſind theils ſog. Thomaschriſten auf der Malabarküſte, kath. Proſelyten in den franz. und portug. Colonialgebieten und durch die Engländer bekehrte Proteſtanten. Mit Einſchluß der im Lande als Kaufleute lebenden Armenier, Abyſſinier und Europäer mag ſich die Zahl der Chriſten in O. kaum auf 1 Mill. Seelen belaufen.

Die Bildungsſtufe der Bevölkerung O.s iſt natürlich je nach Ort und Volksſtamm eine äußerſt verſchiedene. Das einheimiſche Culturvolk bilden die Hindu im engern Sinne, deren uralte Cultur und Civiliſation auf ihrer Religion beruht und mit dieſer eng verwachſen iſt. (S. Indiſche Religion.) Doch iſt dieſe Religion, der Brahmadienſt, keineswegs die Religion aller Hindu, ſondern viele der erwähnten Völkerſchaften haben ihre urſprünglichen Religionen polytheiſtiſcher Natur behalten. Der Brahmanismus iſt vielmehr nur bei der Bevölkerung der zugänglichern Gegenden, insbeſondere der Städte, heimiſch, aber auch hier mit den mannich-

faltigsten Verschiedenheiten, sodaß die Zahl der Sekten außerordentlich groß. Andere Hindovölker auf Ceylon und im Himalaja huldigen dem Buddhismus. Außerdem wurden auch viele einzelne Hindu unter der Herrschaft der tatar. Eroberer zum Islam gezwungen, der nach dem Brahmathum die verbreitetste Religion in Vorderindien ist. Doch nur ein Siebentheil der ganzen Bevölkerung soll sich hierzu bekennen. So lebt denn der sanfte, mäßige, feine Hindu, nach einer fast tausendjährigen Knechtschaft unter fremden Eroberern, die ihn zwar schlaff gemacht, aber nicht das Gefühl seiner geistigen Würde geraubt, auf den Trümmern uralter Bildung, seinen alten Glauben mit Zähigkeit festhaltend, ein beschauliches und traumartiges Dasein und zeigt sich nur stark im Dulden und Harren. Wenn auch wenige über ihrer Nation stehende Geister neuerdings eine höhere europ. Bildung zu gewinnen strebten und auf eine Wiedergeburt ihres Volksthums hinarbeiteten, blieb doch die Masse starr bei ihrer alten Unfreiheit, und namentlich das Christenthum fand bisher bei ihnen wenig Eingang, wird es wol auch bei der zeitherigen Art der Missionsthätigkeit nie finden. Eher steht zu hoffen, daß die allgemeine, rein menschliche Macht christl. Bildung und europ. Gesittung nach und nach einen auflösenden Einfluß auf das starre System des Kastenwesens, der altind. Religion und Civilisation äußern werde.

Wie die geistige, so ist auch die gewerbliche Cultur Vorderindiens uralt, obschon auch an ihr, wie an jener, nicht alle Völker des Landes theilnehmen. Viele derselben, besonders die wilder gebliebenen in den Gebirgen, leben im reinen Naturzustande oder als Hirten, Jäger und Räuber, ohne Ackerbau und manche sogar ohne Viehzucht. Die eigentlichen Hindu haben dagegen in den alten Culturlandschaften am Ganges, im Pendschab, in Kaschmir, an den Küsten der Halbinsel, in Ceylon nicht allein den Anbau des Bodens, sondern auch die technischen Gewerbe zu einem Grad der Vollkommenheit gebracht, der in manchen Beziehungen den jüngern Culturvölkern der Alten Welt zum Muster gedient hat. Der unermeßliche Producteureichthum des Landes wie seine Industrie machten O. einst zu einem der reichsten Länder der Erde. Die innern und äußern Kriege jedoch, die Vorderindien seit fast tausend Jahren verwüstet und zerrüttet, haben seinen Ackerbau und seine Industrie allmählich herabgebracht. Endlich gab noch das Maschinenwesen und die übermächtige Fabrikconcurrenz der Engländer dem Ackerbau wie der einheimischen Industrie den letzten Stoß, wennschon die Engländer in neuester Zeit aus eigenem Interesse mächtig darauf hinarbeiten, den Ackerbau wieder zu heben. Wo sich Wasser herbeischaffen läßt, ist der indische Boden fruchtbar. Es liegen aber in Indien, trotz seiner dichten Bevölkerung, noch unermeßliche Flächen unbebaut, eben weil sie nicht bewässert sind. Darum haben die Bewässerungsbauten der Neuzeit eine große Wichtigkeit. In der Präsidentschaft Madras allein wurde 1860—64 im Jahre durchschnittlich 36 ¾ Q.-M. der Cultur gewonnen. Es bewahrt indeß das Land noch glänzende Reste seiner alten Gewerbsthätigkeit und liefert gegenwärtig wieder in steigendem Maße eine unermeßliche Menge Naturproducte, deren Ausfuhr von Tag zu Tage bedeutender wird.

Unter diesen Erzeugnissen steht die Baumwolle obenan, von der, obgleich der inländische Bedarf jährlich gegen 3000 Mill. Pfd. in Anspruch nimmt, sehr bedeutende Mengen zur Ausfuhr kommen. In den J. 1838—39 betrug die Baumwollausfuhr erst 130,075699 Pfd., 1857—58 schon 260,354052 Pfd., nach der Baumwollkrisis infolge des nordamerik. Bürgerkriegs (1860) aber bei weitem mehr, 1864 nicht weniger als 4,325121 Ctr. im Werthe von 31,432818 Pfd. St. und 1865 sogar nahezu 1 ½ Mill. Ballen (zu 365 Pfd.) oder 547 ½ Mill. Pfd. Bis zum J. 1860 zahlte Europa an O. nicht über 7 Mill. Pfd. St. für Baumwolle, jetzt dagegen 40 Mill., meist in Bombay, wo dieser enorme Handel alle socialen Verhältnisse umgestaltet hat. An Jute steigerte sich der Werth der Ausfuhr 1860—63 nach England von 409243 auf 1,598084 Pfd. St. Von Zucker werden jährlich 3—3 ⅕ Mill. Ctr. (150—160000 Tonnen) gewonnen, und 1857 wurden allein nach England 1,138494 Ctr. im Werthe von 1,927392 Pfd. St. verschifft. Kaffee producirt allein Ceylon an 800000 Ctr. Die Cultur des Thees ist in neuester Zeit aus dem Stadium des Versuchs herausgetreten und in starker Zunahme begriffen, sodaß sie England einigermaßen die Unabhängigkeit von chines. Märkten verspricht. Der Thee wird im Pendschab, in den Nilgiris und andern Gegenden der beiden großen Halbinseln, hauptsächlich aber in Assam gebaut, wo die Production 1852—65 um das Zehnfache stieg, von 271427 auf 2,713252 Pfd. In den J. 1860—63 stieg der Werth der Theeausfuhr von 101693 auf 222035 Pfd. St. Reis wird, ungeachtet des großen Bedarfs im Inlande und trotz der starken Arakbereitung, doch durchschnittlich 1 Mill. Ctr. im Jahre nach England exportirt. An Taback werden jährlich 100000 Ctr. producirt, an Indigo im Durchschnitt für 2 Mill. Pfd. St. exportirt. An Opium (Monopol der brit. Regierung) wurden 1853—54 für 6,437000, 1860—61 für 6,609600 Pfd. St. ausgeführt (meist nach China), und gegenwärtig beläuft sich der Export auf 8—9 Mill.

Pfd. St. Hierzu kommen noch der beste Zimmt von Ceylon, Pfeffer von Malabar, Gewürznelken, Muskatnüsse von Malabar, Koromandel und Ceylon, ferner Cardamomen, Ingwer, guter Flachs und Hanf, Krapp, Safran, Sago, viele Arzneipflanzen, Teak-, Sandel- und andere kostbare Holzarten. Ihren ungeheuern Bedarf an Oel gewinnen die Hindu durch den ausgedehnten Anbau von Leinsaat, Senf, Sesam, Palma-Christi und aus Kokosnüssen. Unter den animalischen Producten nimmt die Seide Bengalens, besonders seit der Krankheit in den europ. Seidenbaudistrieten, einen vorragenden Platz ein. 1864 exportirte Bengalen 1,147620 Pfd. Zunächst steht sodann die Wolle, in grober Art vom Schaf der Ebene, feinere vom Bergschaf, die werthvollste vom Himalajaschaf, wozu noch das Haar der Kaschmirziege kommt. Schafwollen gingen 1860—64 durchschnittlich nach England 16,207621 Pfd. und 1863—65 ebendahin durchschnittlich 2,610637 Stück ostind. Kips. Außerdem sind Ausfuhrartikel Tiger-, Panther- und Leopardenfelle, Elfenbein, Schildkrot, Wachs, Zibeth, Moschus, indianische Vogelnester von Ceylon, Perlen aus dem Manaargolf bei Ceylon. Der Bergbau steht im allgemeinen noch auf niedriger Stufe. Doch gewinnt man, abgesehen von etwas Waschgold und Silber, Eisen in Dekan, Britisch-Birmanien, Sindh, im Himalaja, im District Monghir am Ganges sowie in mehrern Kohlendistricten, das beste bei Portonovo südlich von Pondichery; ferner Kupfer zu Khetri in Radschastan und in Singhbûm an der Südwestgrenze Bengalens, wo es nebst Eisen von Deutschen gebaut wird; desgleichen Blei, Zinn, Kobalt, Alaun, Schwefel und Borax. Steinkohlen erbaut man vorzüglich in den Districten Birbhum und Burdwan in Bengalen sowie im Nerbuddathal. Salz (ein Regal der brit. Regierung) wird in der sog. Salzkette des Pendschab in ungeheurer Menge gewonnen, ebenso aus den Seen von Radschastan, aus dem Meere an der Küste von Madras und besonders in den Sunderbunds des Gangesdeltas. Für Edelsteine ist O. von alters her das Hauptland. Diamanten gewinnt man nicht mehr in Golkonda (s. d.), wol aber im Bett der Mahanadi im nördl. Dekan, in dem des Krischna und Pennar im südl. Dekan sowie zu Pannah in Bandelkand. Rubinen, Berylle, Topase, Chrysolithe, Saphire, Smaragde, Amethyste, Granaten u. s. w. finden sich auf dem Plateau von Mysore, auf Ceylon und der Koromandelküste, schöner Jaspis, Achate und Karneole in Guzerate. Die uralte Industrie O.s erzeugte viel früher als Europa Baumwoll- und Seidenstoffe, Shawls und Teppiche, die sich durch Güte, Feinheit und Farbenpracht auszeichneten. Die Färbereien standen unerreicht da. Der Aufschwung in Europa und das engl. Colonialsystem erdrückten diese zumeist kastenmäßig betriebene Industrie, insbesondere die berühmten Baumwoll- und andere Webereien von Dakka, Murschedabad, Surat u. s. w. Gleichwol behaupten einige Zweige noch immer ihren alten Ruf. So die Shawls und Teppiche von Kaschmir, die Teppiche und Seidenzeuge von Multan und Benares, die Musseline verschiedener Art, die Madraszeuge und Massulipatamtücher; ferner die Indigofabriken, Zuckersiedereien, Rum- und Arakbrennereien, die Bereitung von Kokosnuß- und Castoröl, von Lein- und Rosenöl, die Lederfabrikation, die Waffenschmieden, die durch den Besitz des Wuzstahls und eine eigenthümliche Bearbeitung des Eisens vorzügliche Waaren liefern; sodann die Fabrikation goldener und silberner Juwelierarbeiten, die Schnitzereien von Elfenbein, Eben- und Sandelholz, die Perlmutter- und Schildkrotarbeiten, die Diamantschleifereien.

Der große Reichthum an Producten aller Art hat seit der ältesten Zeit die handeltreibenden Völker nach O. gelockt. Im Innern wird der Handel zumeist durch Banjanen (s. d.) betrieben, welche die Landeserzeugnisse an die Stapelplätze befördern. Der Handel mit den nördl. Nachbarvölkern ist Karavanenhandel, welchen besonders Parsi und Armenier unterhalten, und dessen Hauptplätze Multan, Lahore und Kaschmir sind. Der Seehandel in den großen Häfen Kalkutta, Madras und Bombay sowie in dem neuaufblühenden Karâtschi (s. d.) und in Singapore (s. d.) ist überwiegend in den Händen der Briten, doch betheiligen sich, außer den Parsen, seit Aufhebung des Monopols der Ostindischen Compagnie (1834) auch andere europ. Nationen und die Nordamerikaner in wachsender Ausdehnung an demselben. Eine Reihe von Dampfschiffahrtsgesellschaften vermittelt den großartigen Seeverkehr nach allen Häfen O.s und des Indischen Oceans, nach Europa, China, Japan und Australien. Die Flotte der Peninsular-and-Oriental-Company zählt allein 64 Dampfer von 90545 Tonnen und 18649 Pferdekraft. Auch im Binnenlande ist für die Verkehrswege und Verkehrsmittel in neuerer Zeit durch die engl. Regierung sehr viel geschehen. Regelmäßige Dampfschiffahrt findet auf dem Ganges von Kalkutta 192 M. weit bis Gharmaktisar (85 M. oberhalb Allahabad) statt. Die Dampfer der 1857 conc. Indus-Steam-Flotilla-Company fahren auf dem Indus von Kotri bei Hyderabad bis Multan 128 M. weit. Mehr zur Bewässerung als für den Schiffahrtsverkehr wurden theils hergestellt, theils erneuert: der Gangeskanal (194,8 M., für 2 Mill. Pfd. St.), der Delhi- oder

Weſt-Dſchamnakanal (96,5 M., für 314380 Pfd. St.), der Doâb- oder Oſt-Dſchamnakanal (33,6 M., für 169842 Pfd. St.), der Barri-Doâbkanal im Pendſchab (etwas über 100 M. lang, für 4 Mill. Pfd. St.), zuſammen eine Kanalſtrecke von 425 M. und einem Koſtenaufwand von 6,484222 Pfd. St. Die wichtigſten von den Briten erbauten Landſtraßen ſind: Grand-Trunk-Road von Kalkutta nach Delhi und Peſchawer 308,7 M.; Great-Deccan-Road von Kalkutta nach Bombay 254 M.; Agra-and-Bombay-Road 159,4 M. Bewunderswerth wegen ihrer Ausführung und von mercantiler wie militäriſcher Bedeutung iſt die 1853—55 erbaute Straße über das Yomagebirge in Aracan nach Pegu hinab und die Straße aus der hinduſtaniſchen Ebene über Simla (ſ. d.) nach Tibet.

Die erſten Eiſenbahnunternehmungen gingen 1845 von zwei Privatgeſellſchaften, der Eaſt-India- und der Great-Indian-Peninſula-Railway-Company, aus. Doch fehlten anfangs die Kapitalien, bis es Lord Dalhouſie gelang, engl. Kapitaliſten dadurch zu gewinnen, daß der Directorenrath der Oſtindiſchen Compagnie das nöthige Land koſtenfrei auf 99 J. bewilligte. Nach Ablauf dieſer Zeit ſollten das Land und die Bahnen Eigenthum des Landes werden. 1849 wurden die zwei genannten Hauptgeſellſchaften conceſſionirt, erſtere mit einem Vorauſchlag von 19 Mill., letztere von 12 Mill. Pfd. St. Seit Ende 1861 ſind bereits neun Geſellſchaften conceſſionirt, die zuſammen einen Bahnkörper von 1066,8 M. errichten ſollen. Nach dem erſten Vorauſchlag bedurften ſie ein Kapital von 52,430000 Pfd. St., wovon die Regierung für 34,133300 Pfd. St. Zinsbürgſchaft (theils zu 5, theils zu 4½ Proc.) bewilligte. Im Lauf der Jahre nahmen die Geldverhältniſſe einen größern Maßſtab an. Die erſte, nur kurze Bahnſtrecke, von Bombay nach Taunah, wurde 1853 eröffnet. Ende 1860 waren erſt 182,26 M. dem Gebrauch übergeben, 1. Jan. 1863 ſchon 550,54 M., im Mai 1866 bereits 715,13 M. und im Bau begriffen 352,93 M. Die Größe der Unternehmungen läßt ſich daraus ermeſſen, daß zu Anfang 1864 auf den verſchiedenen Bahnen 709 Locomotiven, 1421 Perſonen- und 12372 Güterwagen in Gebrauch, und daß an Schienen und anderm Material nahezu 55 Mill. Ctr. im Werthe von etwa 14½ Mill. Pfd. St. auf 3570 Schiffen aus England herbeigeſchafft worden waren. Man veranſchlagt den Koſtenbetrag des ganzen Bahnnetzes auf etwa 81 Mill. Pfd. Am 1. Mai 1866 waren von den 60,860000 Pfd. St. Actienkapital, welches die Regierung mit 5 Proc. Zinſen garantirt, bereits 60,450000 Pfd. St. verausgabt. Von 1864—65 ſtieg die Nettoeinnahme von 840704 auf 1,341000 Pfd. St. und die Zahl der Paſſagiere betrug mehr als 12½ Mill., wovon über 94 Proc. in der dritten Wagenklaſſe fuhren, reiche Kaufleute und hohe Hindu mit armen Kulis zuſammen. Die Hauptbahnen ſind: 1) Die Eaſt-India-Bahn von Kalkutta über Mirzapur, Patna, Benares und Allahabad nach Delhi, 276,64 M. lang, wovon 1867 244,96 M. vollendet. Ein Seitenſtrang, die Dſchabbalpurbahn, 48,30 M., führt von Allahabad nach Dſchabbalpur im Nerbuddathal. 2) Die Kalkutta-South-Eaſtern-Bahn, 6,39 M. lang, 1862 eröffnet, führt von Kalkutta gegen Südoſten nach dem Hafen Canning am Mutlah-River, im nördl. Baumwolldiſtrict der Sunderbunds. 3) Die Eaſtern-Bengal-Bahn, 34,46 M. lang, ſoll von Kalkutta gegen Nordnordoſten über Barrackpur am Hugli nach Kuſchti am Ganges führen und ſpäter bis Dakka fortgeſetzt werden; eröffnet waren 1867 17,14 M., bis nach Goalundo. 4) Von der Madrasbahn geht die Südweſtlinie über Vellore, Salem und Coimbatore quer durch den ſüdl. Theil von Dekan durch das Gap nach Baipur auf der Küſte Maladar, 87,9 M. weit, ſeit 1862 bis dahin eröffnet. Eine Zweigbahn von 18,82 M. führt nach Bangalore. Von der Nordweſtlinie, welche über Cuddapah und Bellari nach Scholapur, 68,98 M., läuft, war 1867 eine Strecke von 25,81 M. dem Verkehr übergeben. 5) Von der Great-Southern-Bahn (1858 conceſſionirt) war 1867 die Strecke von Negapatam nach Tritſchinapali am Kaweri, 17,14 M., eröffnet, die Fortſetzung zum Anſchluß an die Madrasbahn bei Salem (noch 19,65 M.) im Bau begriffen. 6) Die Great-Indian-Peninſula-Bahn ſoll mit ihren Zweigbahnen 274,78 M. umfaſſen. Von Bombay führt die Hauptlinie nach Dſchabbalpur (131,24 M.) zum Anſchluß an die Eaſt-India-Bahn, die Südoſtlinie über Punah nach Scholapur zum Anſchluß an die Madrasbahn. Von der erſtern läuft eine Zweigbahn nach Nagpur. Im Ganzen waren 1867 152,17 M. eröffnet und 122,61 M. im Bau. 7) Die Bombay-Baroda- und Central-India-Bahn führt von Bombay gegen Norden über Surat nach Baroda 53,14 M. weit, von da eine Zweigbahn nach Ahmedabad. 8) Die Scinde- oder Sindhbahn, 1861 eröffnet, verbindet Kotri bei Hyderabad mit Karatſchi und iſt 24 M. lang. 9) Die Pendſchab-Bahn geht von Multan über Lahore nach Amritſir, 58,88 M., und iſt ſeit April 1865 ganz eröffnet. An dieſe ſchließt ſich die (1867 noch im Bau begriffene) Pendſchab-Delhi-Bahn, 69,41 M. Auch war 1867 die Errichtung einer Bahn von Lahore nach Peſchawer vor-

bereitet, welche den Indus bei Attok überſchreiten ſoll. Der Bau der Eiſenbahnen in Hindoſtan iſt wegen der nothwendigen Anlage von Brücken und Viaducten ſehr langſam und koſtſpielig. Auf der East-India-Bahn z. B. erforderten die Brückenbauten über den Gangeszufluß Sona oberhalb Patna 28 Bogen von je 150 F. Spannung. Die 1865 vollendete Dſchaunabrücke bei Allahabad iſt $^2/_3$ engl. M. lang und ruht auf 14 Jochen von je 205 F. Spannung. Ganz außerordentliche Schwierigkeiten hatte die Great-Indian-Peninſula-Bahn zu überwinden, namentlich das berühmte Bhora-Ghât zwiſchen Bombay und Pronah auf der Bahnſtrecke nach Dſchabbalpur, wo auf einer Strecke von 15 engl. M. der Schienenweg um 1831 F. ſteigt und ſich eine ſolche Reihe von Tunnels, Viaducten und Dämmen findet wie wol in keinem andern Theile der Welt. Neben allen Bahnen Indiens laufen die elektriſchen Telegraphen, die von einem Ende des angloind. Reichs bis zum andern arbeiten und reichen Ertrag liefern. Von Kalkutta läuft ein Telegraphendraht nach Bombay, von hier nach Karatſchi an der Indusmündung. Von dieſem Hafen führt ein 325 M. langes unterſeeiſches Kabel nach Basra am untern Euphrat und von dort nach Konſtantinopel. Am 1. März 1865 langte auf dieſem Wege über Karatſchi das erſte Telegramm aus London in Kalkutta an. Durch die Eiſenbahnen hat Handel und Verkehr in O. nach allen Richtungen einen wunderbaren Aufſchwung genommen, namentlich aber der Export der Baumwolle. Schon bisher hat ſich der Arbeitslohn um 50 Proc., theilweiſe um 60—80 Proc. gehoben, und nach Vollendung des Bahnnetzes wird ſich auch die Verfügbarkeit der Militärmacht der Engländer auf der vorderind. Halbinſel um das Vierfache vermehren. Dem ganzen ſocialen Leben der Hindu ſteht eine völlige Umwandlung bevor.

Abgeſehen von den unbedeutenden Beſitzungen der Portugieſen (73,08 Q.-M. mit 537067 E. im J. 1864) und der Franzoſen (9 Q.-M. mit 229533 E. im J. 1864), ſteht ganz Vorderindien nebſt einem anſehnlichen Landgebiet im weſtl. Theile Hinterindiens unter der Herrſchaft der Engländer und bildet das Indobritiſche oder Angloindiſche Reich, deſſen Verwaltung 1. Nov. 1858 von der Oſtindiſchen Compagnie (ſ. d.) an die engl. Krone übergegangen iſt, während die Inſel Ceylon (ſ. d.) ſchon ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts der Krone gehört. Der brit. Beſitz beſteht theils aus dem «unmittelbaren Reichsgebiet», welches nach Parlamentsausweis für 1863 auf 47252,32 Q.-M. 143,271210 E. zählt, ohne die unter einem eigenen Gouverneur ſtehende Inſel Ceylon (1161,17 Q.-M. mit 2,342098 E.), theils aus dem «mittelbaren Reichsgebiet» oder den einheimiſchen Lehnsſtaaten, welche 28270,51 Q.-M. mit 47,849199 E. umfaſſen, ſodaß alſo (1863) das ganze Reich nicht weniger als 75522,83 Q.-M. mit 191,120409 E., oder mit Ceylon 76684,60 Q.-M. mit 193,462507 E. umſpannt. Das unmittelbare Gebiet zerfällt in drei Präſidentſchaften, 1) Bengalen mit der Reichshauptſtadt Kalkutta, 2) Madras und 3) Bombay mit den gleichnamigen Hauptſtädten. Der Generalgouverneur oder jetzt Vicekönig von Britiſch-Indien übt eine allgemeine Aufſicht über das ganze Reich aus. Unter ſeiner unmittelbaren Verwaltung ſteht jetzt ein Gebiet von 2204,54 Q.-M. mit 5,392128 E., wozu auch die brit. Niederlaſſungen in den öſtl. Gewäſſern (Eastern Strait Settlements), wie Pulo-Pinang (ſ. d.), Malakka (ſ. d.) und Singapore (ſ. d.), gehören. Außerdem aber ſind untergeordnet folgende fünf von vier Viceſtatthaltern oder Lieutenant-Gouverneurs und einem Obercommiſſar verwalteten Länder: a) Bengalen, 12294,08 Q.-M. mit 40,466690 E.; b) die Nordweſtprovinzen, jetzt mit der Hauptſtadt Allahabad (früher Agra), 4062,90 Q.-M. mit 29,624462 E. ohne das ehemalige Königreich Oude (ſ. d.), welches gegenwärtig ebenfalls unter dem Lieutenant-Gouverneur dieſer Provinzen ſteht, auf 1311,81 Q.-M. 8,071075 E. zählt und Lukow zur Hauptſtadt hat; c) das Pendſchab (ſ. d.) mit der Hauptſtadt Lahore, 4722,61 Q.-M. mit 14,798611 E.; d) das Obercommiſſariat der «Centralprovinzen», welches erſt 2. Nov. 1861 aus der Provinz Nagpur nebſt Dependenzen und den Saugor- und Nerbudda-Territorien gebildet und 30. April 1862 noch mit dem früher zu Bengalen gerechneten Sambalpur (Sumbulpore) nebſt Dependenzen erweitert worden iſt, im ganzen 5110,84 Q.-M. mit 7,041480 E. umfaßt und zur Hauptſtadt Nagpur hat; e) Britiſch-Birmanien, 4236,46 Q.-M. mit 1,897897 E. und der Hauptſtadt Rangun. Die Präſidentſchaft Bombay, mit 12,802544 E. auf 6681,08 Q.-M., und Madras, mit 23,180323 E. auf 6628,06 Q.-M., ſtehen unter eigenen Gouverneuren; doch werden auch ihre Angelegenheiten in gewiſſer Ausdehnung durch die Inſtruction des Vicekönigs und ſeines Raths geregelt. Die mittelbaren Staatsgebiete, innerhalb der Präſidentſchaften zerſtreut gelegen, ſtehen infolge früherer Verträge in verſchiedenem Verhältniß zur brit. Regierung. Dem Namen nach ſind ſie Staaten, und zwar entweder Subſidien-Allianz-Staaten (subsidiary allies) oder Schutzſtaaten (protected States), factiſch aber jetzt nicht mehr Bundesgenoſſen, ſondern Lehnsleute, Unterthanen

der brit. Majeſtät, zum Theil mit ungeheuern Einkünften und glänzenden Hofhaltungen. Die «Subſidien-Allianz-Staaten» verſieht die Regierung mit einer regulären Armee und erhält dafür jährlich eine beſtimmte Summe (subsidy), die in ſpeciellen Fällen durch Landabtretung gedeckt werden kann. Solche ſind in Dekan der Staat des Nizam von Hyderabad, der größte von allen (1853 mit 10,666080 E. auf 4484 Q.-M., 1,550000 Pfd. St. Einkünften und einem Schutzgelde von 350000 Pfd. St.), Myſore, Travancore und Kotſchin; ferner in Centralindien und dem weſtl. Nachbargebiet: Gwalior oder der Staat der Dynaſtie Scindia (Sindhia), Indore oder der Staat der Dynaſtie Holkar, Baroda oder die Beſitzungen der Familie Guicowar in Guzerate; endlich Katſch (Cutſch) im Nordweſten von Guzerate. In den «Schutzſtaaten» unterhält die Regierung zwar kein ſtehendes Heer, übernimmt aber ihre Vertheidigung im Falle eines ausbrechenden Kriegs und empfängt dafür einen regelmäßigen Tribut, wovon nur eine Anzahl der kleinern Staaten frei iſt. Es ſind ſolcher Schutzſtaaten über 300, kleine von $^1/_{20}$ bis $^1/_2$ Q.-M., große bis 500, 900, ja bis 1678 Q.-M. Am nennenswertheſten ſind die Fürſtenthümer in Baudelland und in Radſchaſtan, wie die von Daudputra oder Bahawalpur, Marwar oder Dſchaipur, Dſchodpur, Bhartpur oder das Fürſtenthum der Dſchâts. Alle dieſe Allianz- und Schutzſtaaten haben das Recht der Selbſtvertheidigung und der diplomatiſchen Verhandlungen mit andern Staaten aufgegeben. Die brit. Regierung garantirt ihre äußere Sicherheit und Ruhe und iſt Schiedsrichter in allen Streitigkeiten, die zwiſchen ihnen vorkommen. Die Fürſten dieſer Staaten haben die Erlaubniß, für ſich eine beſondere Militärmacht, eigene Haustruppen, zu halten. Einige ſind ſogar dazu verpflichtet und müſſen ihre Truppen im Falle eines Kriegs den Engländern zur Verfügung ſtellen. Dieſe Contingente oder Hülfstruppen ſtehen in der Regel unter brit. Offizieren. Hinſichtlich der innern Verwaltung hat ſich die brit. Regierung das Recht vorbehalten, die Leitung ſelbſt zu übernehmen, ſobald ſich die einheimiſchen Fürſten einer ſchlechten Regierung ſchuldig machen. Dies Recht iſt denn auch ſchon oft genug geübt worden. Die Regierungseinnahmen an Tribut und Subſidien aller Lehnsſtaaten belief ſich 1862 auf 780162 Pfd. St. Beſondere Verhältniſſe beſtehen mit den beiden Fürſten von Kaſchmir (ſ. d.) und Nepaul (ſ. d.). Der erſtere zahlt zwar keine Abgaben, iſt aber zu jährlichen Ehrengeſchenken verpflichtet und ſtellt ſein ganzes Heer zur Verfügung der Engländer. Der Fürſt von Nepaul ſteht in einem Bundesvertrage, der ihn verpflichtet, den Engländern auf Verlangen Beiſtand zu leiſten und einen brit. Reſidenten als «Geſandten» an ſeinem Hoflager aufzunehmen. Die Präſidentſchaften und Viceſtatthalterſchaften zerfallen in Provinzen (divisions) oder Diſtricte. Man unterſcheidet hierbei «Regulations-» und «Non-Regulations-Provinzen» oder «Diſtricte». Die erſtern, im allgemeinen die ältern, werden nach regelmäßig beſchloſſenen und veröffentlichten Geſetzen regiert und, da alle Abgaben und Rechtsangelegenheiten durch das Geſetz geordnet, die Rechte der Regierung beſtimmt und begrenzt ſind, ausſchließlich durch bürgerliche Beamte verwaltet. Die letztern, die nichtorganiſirten Verwaltungsbezirke, werden nach beſondern Anweiſungen regiert, wie die Oberregierung ſie ihren Beamten, meiſt Offizieren, ertheilt, welche, zugleich Magiſtrate, Collectoren und Richter, darauf angewieſen ſind, nach dem Geiſte der Geſetze zu Werke zu gehen und dem Volksherkommen Rechnung zu tragen. In Kalkutta iſt der Sitz der geſetzgebenden Verſammlung von Indien; für jede Präſidentſchaft beſteht ein beſonderer Gerichtshof. Die weitern polit. und adminiſtrativen ſowie die militäriſchen, commerziellen und finanziellen Verhältniſſe der Gegenwart ſind mit der neueſten Geſchichte Indiens aufs engſte verflochten.

Geſchichte. Die alte Geſchichte Vorderindiens iſt durchaus mythiſch und dunkel, da die Sanskritliteratur höchſt arm in hiſtor. Hinſicht und alle Schriften derſelben durchaus den mythenartigen Charakter tragen. Die Kenntniß von der älteſten Geſchichte des Landes beſchränkt ſich ſonach auf Zuſtände und Reſultate, zu denen man eigentlich nur durch Rückſchlüſſe gelangte. Vor allem ſtellt ſich als ſichere Thatſache heraus, daß die älteſte indiſche Cultur ein Erzeugniß der Eroberung iſt. Aus den Gebirgsländern, die Indien im Nordweſten umgeben, ſtiegen in der älteſten Zeit, vielleicht gegen das J. 2000 v. Chr., Eroberer kaukaſ. Stammes (ſ. Arier) von höherer Bildung in die niedern Gegenden hinab, welche die daſelbſt als Ureinwohner hauſenden Stämme unterwarfen und dieſen ihre höhere Bildung einprägten. Aus der Vermiſchung dieſer verſchiedenen Völker entſtand das heutige Hinduvolk mit ſeinen Kaſteneintheilungen, ſowie aus jener eingeführten Bildung die Religion, Geſittung und ganze Cultur deſſelben. Jedenfalls war die Cultur im Anfange reiner und ideellerer Art als ſpäter, nachdem ſie, unter ſchärferer Ausbildung des Kaſtenweſens, ein Gepräge rohen Aberglaubens, unheimlich fanatiſcher Religioſität, materiellen Gottesdienſtes und despotiſcher Abgeſchloſſenheit erhalten hatte. In der erſten mythi-

schen Periode war Vorderindien, insbesondere Hindostan, da sich im innern unzugänglichen Dekan die indische Cultur nie so entwickelte wie in den Gangesebenen, in eine große Anzahl einzelner Staaten getheilt, wie Ajodhja, Magadha u. a. Radschas, d. i. Könige, Fürsten, standen an der Spitze dieser Staaten, von denen oft mehrere zusammen einem Oberkönige oder Maharadscha gehorchten. Die Brahmanen oder Priester, als Abfasser und Bewahrer der Gesetze, hatten großen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Erstaunenswerthe Bauwerke, besonders in Felsen gehauene Tempel, wurden ausgeführt. Religionserneuerungen, wie z. B. die Begründung und Ausbreitung des Buddhismus, veranlaßten von Zeit zu Zeit große Bewegungen. Die indische Religion und Cultur wurden auch in andere Länder verpflanzt, so z. B. nach den Inseln Java und Bali. Als großer Eroberer erscheint besonders der in dem Epos «Ramayana» gefeierte Held Rama, der seine Waffen nach Ceylon trug. Doch erst mit Alexander's d. Gr. Eroberungen, der bis zu dem Hyphasis, dem heutigen Setledschzufluß Bjâsa oder Bias im Pendschab, vordrang, und den von den Griechen über Indien gegebenen Nachrichten beginnt die Geschichte und der Zustand des Landes heller zu werden. Seit dieser Zeit, auch wol schon früher, bestand mit den Griechen Handel zur See und vermittels Karavanen, der vom Schwarzen Meer und Vorderasien sowie von Aegypten aus mit Indien betrieben wurde. Viele Griechen wanderten des Handels wegen nach Indien und ließen sich dort nieder. Nach Alexander's d. Gr. Tode erhob sich der indische König Sandrakottus (sanskr. Tschandragupta), der die ganze Gegend vom Indus bis zum Ganges beherrschte. Einer von Alexander's Nachfolgern, Seleukus Nikator, drang bis nach Palimbothra (Patna) am Ganges vor, um den Sandrakottus zu demüthigen, machte aber gegen ein Geschenk von 500 Elefanten Frieden mit demselben und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Seitdem dauerte die Verbindung Indiens mit den Griechen ununterbrochen fort; ja der baktrisch-griech. König Eukratides (s. Baktrien) eroberte sogar, bald nachdem Antiochus d. Gr. seinen Zug gegen den indischen König Sophragasenus unternommen, einen Theil des nördl. Vorderindien, der freilich mit dem Verfall des baktrisch-griech. Reichs bald wieder verloren ging. Später wurden die Saker oder Indoscythen in Indien mächtig, die der König Wikramaditja zurückschlug, dessen Regierung als Blütezeit der indischen Kunst und Literatur gilt und den Ausgangspunkt der noch in Indien gebräuchlichen Zeitrechnung (56 v. Chr.) bezeichnet. Auch die Römer waren mit Indien in Verbindung, und mehrere indische Gesandtschaften an röm. Kaiser werden erwähnt. Erst mit der Eroberung Persiens durch die mohammed. Araber und ihre Verbreitung durch Asien im 8. Jahrh., wo zur Zeit des Khalifen Walid sogar ein Theil Vorderindiens erobert wurde, hörte die unmittelbare Verbindung Europas mit Indien auf, zwischen denen nun die Araber die Vermittler wurden. Mit den Arabern beginnt auch die für ganz Indien so verderbliche Einwirkung des Mohammedanismus auf dieses Land, der durch Aufregung der fanatischen Kriegslust in allen ihm zugethanen Völkern eine Reihe Eroberer nach Indien warf, die seine Entwickelung und Blüte zerstörten, indem sie in ihrem religiösen Fanatismus furchtbar hausten, die Unabhängigkeit der nördl. indischen Staaten vernichteten und ganz heterogene politische wie religiöse und sociale Elemente ins Land brachten. Nur im Süden, im unzugänglichern Dekan, erhielten sich unabhängige indische Dynastien, während das eigentliche Hindostan seitdem, einzelne Theile ausgenommen, nie wieder zur Unabhängigkeit gelangte. So herrschten nach und nach mohammed. Reiche gründend die Dynastien der Ghasnewiden (s. d.), der Ghuriden und mehrerer afghanischer Eroberer, Timur's (s. d.), bis endlich der Nachkomme des letztern, Babur (s. d.), 1526 das Reich der Großmoguls (s. d.) gründete, das in der Zeit seiner Blüte unter Akbar (s. d.) und Aureng-Zeyb (s. d.) ganz Hindostan und den größten Theil van Dekan umfaßte. Die Residenzen der Moguls waren Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Nabobs regierte, und mittelbare, eigenen Radschas erblich unterworfene Provinzen, die, nach den eigenen Gesetzen beherrscht, dem Mogul nur tributär waren.

Während dieser Zeit hatten sich die Portugiesen nach Entdeckung des Seewegs ums Vorgebirge der Guten Hoffnung auf den Küsten Indiens durch Anlegung von Forts und Factoreien sowie durch die Talente ihrer Anführer, eines Almeida und Albuquerque, im Anfange des 16. Jahrh. bedeutende Besitzungen (s. Goa) erworben, die sie fast 100 J. und mit ihnen ausschließlich den wichtigen ostind. Handel behaupteten, bis nach dem Verfall ihrer Macht und ihres Unternehmungsgeistes im Mutterlande gegen Ende des 16. Jahrh. die Holländer, welche die meisten ihrer Besitzungen eraberten, an ihre Stelle traten und sich den Alleinhandel mit O. für längere Zeit aneigneten. Es geschah dies um so leichter, als die Portugiesen durch ihre Tyrannei und ihre religiöse Bekehrungswuth sich alle Eingeborenen zu Feinden gemacht hatten. Bald traten auch die Engländer in die Reihe der nach O. handelnden Europäer, namentlich seit die 1600 gestiftete

Engliſch-Oſtindiſche Compagnie (ſ. Oſtindiſche Compagnie) den Alleinhandel erhielt. Aber auch den Franzoſen war es gelungen, ſich in O. einige Territorialbeſitzungen zu erwerben, als deren Hauptort ſchon früh Pondichery (ſ. d.) ſich emporhob. Die alte Rivalität beider Nationen kam auch hier zur Erſcheinung, und ihre Kriege in Europa pflanzten ſich über das Weltmeer fort. So entſtand der lange Kampf beider Nationen in O. Mit ebenſo großer Gewandtheit und Beharrlichkeit als Glück verfolgte anfangs der franz. Gouverneur Dupleix ſeinen Plan zur Vertreibung der Engländer. Allein die franz. Regierung unterſtützte ihn nicht, rief ihn ſogar ab, und ſeine Nachfolger beſaßen weder Kenntniß noch Talent, um ſeine Beſtrebungen fortzuſetzen. So gingen für die Franzoſen im Frieden zu Paris (1763) alle die Früchte verloren, welche Dupleix im Süden der Halbinſel zu erringen gewußt hatte. Zu gleicher Zeit war auch ein Umſchwung der Dinge in Bengalen (ſ. d.) erfolgt. Müde der Bedrückungen, welche ſich die halb unabhängigen Nabobs des im Verfall begriffenen Reichs des Großmoguls erlaubten, und gereizt durch einen Ueberfall, bei welchem Kalkutta erobert wurde, griffen die Engländer zu den Waffen und beſiegten zuerſt in der denkwürdigen Schlacht bei Plaſſy 23. Juni 1757, dann in mehrern Feldzügen den Feind ſo völlig, daß ſich ihre Herrſchaft am untern Laufe des Ganges ebenſo ſehr erweiterte als ſicherſtellte. So wurde Lord Clive (ſ. d.) der Begründer der engl. Macht in O. Wie viel Mühe ſich auch die Compagnie gab, ein polit. Friedensſyſtem in O. zu befolgen, ſo vermochte ſie es doch nicht, indem ſich das Reich des Großmoguls bereits im ärgſten Verfall befand. Nach dem Tode des mächtigen Aureng-Zeyb 1707 folgten ihm binnen 50 J. nicht weniger als 12 Herrſcher, von denen die meiſten ganz unbedeutend waren. Mit dem fortwährenden Thronwechſel war Anarchie und Empörung an der Tagesordnung, und mehrere der das Reich des Moguls bildenden Völkerſchaften machten ſich mit ihren Statthaltern oder tributären Fürſten unabhängig; ſo der Subah von Dekan, der Nabob von Oude u. ſ. w. Die Sikhs (ſ. d.) aber bildeten im Pendſchab das Reich von Lahore, und die Maharatten (ſ. d.) riſſen große Stücke vom Reiche des Moguls ab. Noch furchtbarer für daſſelbe war der Eroberungszug Nadir-Schah's von Perſien, 1739, die Eroberungen der Afghanen, namentlich die Züge des Schah Achmed-Abdallah ſeit 1747. Durch dieſen Verfall des mongol. Reichs hatte ſich in Vorderindien eine Menge kleiner ſelbſtändiger Staaten gebildet, deren Fürſten kein anderes Intereſſe kannten, als ihre Herrſchaft zu erweitern. Ein allgemeiner Kriegszuſtand war die Folge, und das Uebergewicht, welches irgendeiner dieſer Staaten über die andern errang, konnte den Engländern nur gefährlich werden, zumal die Franzoſen ſtets bereit waren, ihnen Feinde zu erwecken. Die Franzoſen ſuchten daher auch in Hindoſtan bei den Maharatten, in Dekan bei den Sultanen von Myſore und dem Nizam von Hyderabad Einfluß zu gewinnen. Hyder-Ali (ſ. d.), der Sultan von Myſore, hatte ſeine Herrſchaft zum Theil durch franz. Unterſtützung erworben. Schon 1767—69 hatte er mit den Engländern Krieg geführt, und als der Kampf dieſer mit den Franzoſen infolge der nordamerik. Revolution auch wieder in O. ausbrach, projectirte er den Umſturz der engl. Herrſchaft. Der Nizam aber ſtand mit den Maharatten im Bunde. Nur der Klugheit und Energie des engl. Generalgouverneurs Warren Haſtings (ſ. d.) verdankte die Compagnie ihre Rettung. Derſelbe wußte die Maharatten zu einem Separatfrieden zu bewegen, und Tippo-Saib (ſ. d.), der Sohn und Nachfolger Hyder-Ali's, mußte, von den Franzoſen verlaſſen, 1784 mit der Compagnie Frieden ſchließen, die aus dem gefährlichen Kampfe als Sieger hervorging und dadurch ihr Anſehen und ihre Macht in O. erweiterte.

Obſchon die Inſtructionen des Lord Cornwallis, zweiten Nachfolgers von Warren Haſtings, friedlich lauteten, ſah ſich dieſer doch durch Tippo-Saib's Verhalten genöthigt, gegen dieſen den Kampf wieder aufzunehmen. Dieſer Krieg (1789—92) koſtete dem Sultan von Myſore die Hälfte ſeiner Beſitzungen, die theils die Engländer, theils deren Verbündete, die Maharatten und der Nizam, nahmen. Sir John Shore, Cornwallis' Nachfolger im Generalgouvernement, ſchadete dem brit. Intereſſe durch ſeine friedliche Politik. Dazu kam, daß die Franzoſen infolge der Revolution alle Feinde Englands in O. in Bewegung zu ſetzen ſich bemühten. Eine Maſſe franz. Emiſſäre und Offiziere kam nach O. und disciplinirten mit Erfolg die Truppen der ihnen befreundeten Fürſten. Unter Raymond's Commando ſtand in Golkonda ein Heer von 14000 Mann, im Gebiet von Delhi waren unter Perron 40000 Mann ſchlagfertig, von franz. Offizieren befehligt. Alle alten Freunde der Franzoſen waren zu einem Angriffe vorbereitet; die Expedition Napoleon's nach Aegypten ſtand mit dieſen Planen Frankreichs in Verbindung. Marquis Wellesley (ſ. d.), der neue Generalgouverneur (1798—1805), begriff die drohende Gefahr. Derſelbe gewann durch Verhandlungen zunächſt den Nizam, welcher einen für die Com-

pagnie sehr vortheilhaften Vertrag mit dieser abschloß. Tippo-Saib brach darauf los, aber zu früh, und verlor Thron und Leben bei der Erstürmung von Seringapatam (4. Mai 1799). Als auch die franz. Expedition in Aegypten durch die Seeschlacht von Abukir vereitelt war, sahen sich die übrigen Parteigänger Frankreichs in O. auf ihre eigenen Kräfte verwiesen. Keiner wagte den Angriff, sodaß Wellesley ohne Widerstand über das Schicksal von Mysore verfügen konnte. Durch den Fall Tippo-Saib's wuchs Englands Macht im Dekan sehr bedeutend an Territorien wie an Einfluß. Noch standen den Engländern die Maharatten drohend entgegen, aber innere Parteiung führte auch für sie die entscheidende Katastrophe herbei. Am Ende des 18. Jahrh. brachen die langwierigen Kriege mit ihnen aus, die 1818 mit ihrem völligen Ruin endigten, sodaß die Engländer seitdem ihre Herrschaft über Indien gegründet sahen.

In dem langen Kampfe mit den Maharatten, in den fast alle noch unabhängigen Staaten Vorderindiens verwickelt waren, verloren sie sämmtlich sowie auch der Schattenkönig, der unter dem Titel des Großmoguls noch in Delhi regierte, meist mit Abtretung großer Gebietsstrecken, ihre Unabhängigkeit, bis auf den Maharadscha Scindia, der sie noch für kurze Zeit wahrte. Der Radscha von Nepaul, die Emire von Sindh (s. d.) und der Maharadscha von Lahore blieben noch die einzigen wirklich unabhängigen und den Briten einige Achtung gebietenden indischen Fürsten. Der 1824 zwischen der Compagnie und den Birmanen ausgebrochene Krieg endigte ebenfalls zum Nachtheile der Birmanen, die im Frieden zu Yanbabo 24. Febr. 1826 Aracan (s. d.) und die Tenasserimprovinz an der Küste Hinterindiens, südlich von Martaban, an die Compagnie abtreten mußten. Je mehr aber die Compagnie ihr Gebiet ausgedehnt und sich im Innern befestigt hatte, desto schwieriger ward ihre Stellung nach außen, da sie nun auf Feinde traf, deren Niederwerfung größere Schwierigkeiten machte, und in polit. Verwickelungen gerieth, die sie wider Willen zu gefährlichen Kämpfen nöthigten. Der erste dieser Kämpfe war der mit den Afghanen, zu dem die Intriguen Rußlands in Persien und Afghanistan führten. Rußland wollte sich dadurch einen Weg bahnen, auf dem es früher oder später die engl. Macht in O. bedrohen könnte. Der Krieg wurde im Oct. 1838 vom Generalgouverneur Lord Auckland begonnen, nahm anfangs einen günstigen Fortgang, endigte aber im Dec. 1841 und Jan. 1842 mit einem furchtbaren Rückzuge aus Kabul. (S. Afghanistan.) Die Engländer beschlossen zwar, Afghanistan ganz aufzugeben, suchten aber vorher durch einen Rachezug ihr Ansehen wiederherzustellen. Dieser wurde sogleich, nachdem Ellenborough (s. d.) den Lord Auckland 28. Febr. 1842 im Generalgouvernement abgelöst, unternommen. General Nott, der sich mit 10000 Mann in Kandahar bis dahin gehalten, drang von hier aus gegen Ghasna, und General Pollock mit einem andern Corps von Dschellalabab aus gegen Kabul vor. Letzterer nahm nach mehrern günstigen Gefechten gegen Akbar-Khan 16. Sept. 1842 diese Stadt, nachdem Nott bereits 6. Sept. Ghasna erobert hatte. Nun erst traten die brit. Truppen den Rückzug zur völligen Räumung Afghanistans an, nachdem sie die Städte Istalif und Kabul zerstört. Auch auf ihrem Rückzuge verheerten und plünderten sie, was sich ihnen darbot. Im Jan. 1843 befanden sich sämmtliche engl. Truppen auf dem linken Indusufer. Unterdeß hatte sich aber auch eine große Bewegung unter den Fürsten O.s erhoben, und ohne den rechtzeitigen Rückzug aus Afghanistan würden es die Engländer mit einem vielfachen Feinde zu thun gehabt haben. Nur im Lande des Scindia war man bereits in den Vorbereitungen zu einem Losbruch zu weit gegangen, als daß der Kampf hätte vermieden werden können. So kam es zu dem kurzen, gefährlichen Kriege mit dem Maharadscha Scindia, der zu Ende 1843 mit dessen völliger Unterwerfung endete. (S. Maharatten.) Während dieses Kampfes waren auch die Beludschen und die Emire von Sindh gegen die Engländer aufgestanden. Doch General Sir Charles Napier (s. d.) zähmte die erstern und vernichtete durch die Schlacht von Miani 17. Febr. 1843 das Reich der letztern, das nach der Einnahme von Hyderabad zur engl. Provinz gemacht wurde. (S. Sindh.)

Alle diese Eroberungen waren den Directoren der Compagnie nicht angenehm, welche die Schuld davon der Kriegslust Lord Ellenborough's zuschrieben. Derselbe wurde daher plötzlich 1844 zurückgerufen und an seiner Stelle General Hardinge (s. d.) mit den friedlichsten Instructionen zum Generalgouverneur ernannt. Aber auch dieser sah sich alsbald in einen Krieg mit den Sikhs verwickelt, die 11. Dec. 1845 über den Setledsch gingen und die Engländer unversehens angriffen. Durch die Tapferkeit der Sikhs und die Mangelhaftigkeit der vom Generalgouverneur selbst und dem Oberbefehlshaber Sir Hugh Gough (s. d.) geleiteten Operationen geriethen die brit. Waffen anfänglich in Nachtheil. Nur der Umstand, daß die Sikhs ihre Vortheile nicht zu verfolgen verstanden, und schließlich die überlegene europ. Taktik retteten die Engländer. Nach den zweideutigen Schlachten von Mudki, am 18., und Firusschah, 21. Dec. 1845, gewannen

die Engländer die entscheidenden Schlachten bei Aliwal, 28. Jan., und Sobraon, 10. Febr. 1846, wodurch die Macht der Sikhs gebrochen wurde. Diese baten um Frieden, der in Lahore 9. März zu Stande kam, auf Bedingungen, welche die Selbständigkeit des Reichs Lahore so gut wie vernichteten. Man setzte nämlich nachträglich im Abkommen von Amritsir, 16. März, eine Theilung dieses Reichs fest, wonach Gholab-Singh, der heimliche Anhänger der Engländer, den nördl. Theil längs des Himalaja nebst Kaschmir und Hasara als förmlicher Vasall der Compagnie mit dem Titel eines Maharadscha erhielt, während der übrige Theil dem Maharadscha Dhalip-Singh blieb, welcher sich anheischig machte, nur eine gewisse Anzahl von Truppen zu halten und den Engländern den Durchgang durch sein Gebiet zu gestatten. Beide mußten überdies die Compagnie als Schiedsrichterin in ihren Streitigkeiten anerkennen und versprechen, weder einen Amerikaner noch einen Europäer ohne Erlaubniß der Compagnie in ihre Dienste zu nehmen. Außerdem wurde das fruchtbare Land zwischen Beas und Setledsch der Compagnie als unmittelbares Eigenthum abgetreten und bedeutende Kriegssteuern geleistet.

Lord Hardinge hielt jetzt den Frieden so sicher, daß er im angloind. Heere bedeutende Verminderungen eintreten ließ. Sein Nachfolger, Lord Dalhousie (s. d.), traf 12. Jan. 1848 ein; Gough blieb Oberbefehlshaber der Armee. Obgleich man sicher auf Frieden rechnete, hatten sich doch die Sikhs und Moslems trotz ihrer herkömmlichen Feindschaft aufs neue gegen die Engländer verschworen, und schon Anfang 1848 war insgeheim eine allgemeine Erhebung vorbereitet. Dost-Mohammed und andere Häuptlinge hatten Zuzug zum heil. Kriege versprochen. Den Aufstand begann Malradsch, Häuptling von Multan, mit seinem Abfall von den Sikhs. Zwei engl. Offiziere, die zur Absetzung des Statthalters und Ordnung des Landes abgesendet waren, wurden im April 1848 ermordet. Als man nun von seiten der Engländer begriff, daß der Kampf unvermeidlich, wurden unter Anführung des Oberfeldherrn rasch hintereinander die drei blutigen Schlachten zu Ramnagar, auf dem östl. Ufer des Tschenab, 22. Nov., bei einer Furt des Flusses selbst zu Sadalapore, 25. Dec. 1848, und im Moorgebüsch von Tschillianwalah, 13. Jan. 1849, geschlagen, in denen zwar die Engländer das Schlachtfeld behaupteten, in der That aber Niederlagen erlitten. Die Entscheidungsschlacht fand sodann 21. Febr. 1849 bei Gudscherat, östlich vom Tschenab, statt. Die Sikhs zählten 60000, die Briten 25000 Mann; sämmtliche Gefangene wurden niedergemacht. Dost-Mohammed entkam mit 16000 Reitern über den Indus. Um neuen Kriegen vorzubeugen, wurde 29. März 1849 die Vereinigung des Pendschab sammt Peschawer, des Reichs der Sikhs, mit Britisch-Indien verkündet. Wiewol die Engländer in ihren Eroberungen nicht weiter zu greifen gedachten, sahen sie sich doch 1852 wieder genöthigt, die Waffen nach einer andern Seite, gegen Birma, zu ergreifen. Die nächste Veranlassung dazu boten die Klagen engl. Kauffahrer zu Rangun, die infolge der zerrütteten Zustände des Reichs von Ava mehrfache Bedrängnisse erfahren. Bei diesem zweiten birman. Kriege durch eine starke Flotte von Dampfern begünstigt, nahmen die Engländer vom 5. April bis 9. Oct. 1852 ohne großen Widerstand die Städte Martaban, Rangun, Bassein, Pegu und Prome und traten bald mit den des birman. Drucks überdrüssigen Taling und Karen, die vier Fünftheile der Bevölkerung Pegus bilden, in freundschaftlichen Verkehr. Am 20. Dec. 1852 verkündigte Lord Dalhousie, daß dem Reiche von Ava der Verlust Pegus auferlegt worden, daß die Birmanen dieses Land verlassen und um Frieden nachsuchen müßten. Der durch Palastrevolution erhobene neue Gebieter von Ava zeigte sich zwar zum Frieden geneigt, ließ aber die Unterhandlungen, welche im März 1853 begannen, im Mai abbrechen, weil man sich über die Grenzlinie nicht vereinbaren konnte, und verweigerte nun die Zustimmung zu irgendeiner Abtretung. Doch schon im Juni nöthigten ihn die neuen Erfolge der brit. Waffen zum Frieden, welcher Pegu den Siegern bis zu der von diesen bestimmten Grenze überließ und festsetzte, daß die Schiffahrt auf dem Irawaddi für den Handelsverkehr beider Nationen frei sein sollte. Andere Erweiterungen des unmittelbaren Gebiets der Engländer erfolgten unter Dalhousie's Oberstatthalterschaft (1848—56) auf eine geräuschlosere Weise. Infolge Aussterbens der regierenden Fürstenfamilien wurden mehrere Vasallenstaaten incorporirt, so schon 1848 das Fürstenthum Sattara im westl. Dekan, 1849 Sambalpur an der Nordostecke Dekans und Dscheitpur in Baudelkand, 1854 das westlicher gelegene Fürstenthum Dschansi und das weit bedeutendere Königreich Nagpur nebst einem dem Nizam von Hyderabad gehörigen Theil von Berar, 1855 das Fürstenthum Tanjore. Dazu kam 1856 wegen Misregierung das Königreich Oude (s. d.). Ein Mann von seltener Energie, genial in seinen Entwürfen, rücksichtslos in den Mitteln, that Dalhousie während seiner achtjährigen Verwaltung O.s mehr zur Ausbreitung der brit. Macht als irgendeiner seiner Vorgänger. Zugleich legte er den Grund zu einem großartigen Eisenbahn- und Telegraphennetz, baute die

Heerstraße von Kalkutta nach Peschawer, leitete die Schiffbarmachung des Godaweri ein, eröffnete den Gangeskanal, den größten seiner Art in der Welt, und steigerte den Handelsverkehr und die Einkünfte der Regierung sehr bedeutend. Doch zugleich entfremdete sein despatischer Sinn die Bevölkerungen, seine ast schraffen Reformen verletzten die nationalen Vorurtheile, und die gewaltsame Besitznahme von Oude gab das Signal zu einem allgemeinen Ausbruche, der das Gebäude der brit. Herrschaft in Indien zu stürzen drohte. Dalhousie's Nachfolger, Lord Canning (s. d.), übernahm 1. April 1856 die Verwaltung des Reichs in vollem Frieden. Ein Krieg mit Persien (s. d.), der von Großbritannien 1. Nov. erklärt, wenn auch die Feindseligkeiten erst Ende März aufhörten, bereits durch den Pariser Frieden vom 4. März 1857 beendet wurde, berührte O. nur insofern, als man von Bombay eine Kriegsflotte mit Landungstruppen nach dem Persischen Golf entsandte. Schon während dieses Kriegs empörten sich indeß 12. Febr. das 12. Regiment zu Burhampur bei Murschedabad in Bengalen, 6. März zu Madras das 54. Regiment der Sipahis oder eingeborenen Truppen. Diese Aufstände wurden zwar leicht beseitigt, aber sie waren die offenbaren Symptome einer großen Verschwörung, die alsbald zur Vernichtung der indisch-brit. Herrschaft ausbrechen sollte.

Schon 1851 hatte der geniale General Napier sich mit bitterm Tadel über die Misbräuche der Verwaltung, über die Demoralisation der Sipahis, insbesondere der Bengalitruppen geäußert und seine Besorgnisse vor dem unter den Einheimischen herrschenden Geiste zu erkennen gegeben. Gleiche Ansichten theilten andere Offiziere. Ihre Warnungen waren jedoch an dem Uebermuth und dem Sicherheitsgefühle ihrer Landsleute gescheitert. Anfang 1857 belief sich die bewaffnete Macht des unmittelbaren Reichsgebiets auf etwa 330000 Mann. Dazu kamen an vertragsmäßigen Contingenten der Lehnsstaaten 33000 Mann und die aus Persien zurückkehrenden Truppen, sodaß man im ganzen 370000 Mann aller Waffengattungen zählen konnte. Nicht viel weniger Soldaten und Polizeimannschaften hielten die Lehnsfürsten der drei Präsidentschaften als Haustruppen. Man konnte demnach alle bewaffnete Mannschaften in Hindostân und Dekan auf 700000 Mann schätzen, im Verhältniß der Armeen Europas eine geringe Truppenzahl für ein Reich mit einer Bevölkerung von 190 Mill. Köpfen. Den zahlreichen Truppenkörpern der Einheimischen stand aber nur ein kleiner Haufe Europäer gegenüber, ausgebreitet über den weiten Flächenraum und zerstreut unter der großentheils feindlich gesinnten Bevölkerung, nämlich 29000 Mann königl. Truppen und etwa 20000 Mann europ. Truppen der Ostindischen Compagnie, die Offiziere der Sipahis mitgerechnet. Die Zahl der nicht zum Militärstande gehörigen Europäer mit Frau und Kindern belief sich auf etwa 10000. Mit Einschluß der im Juni und Juli 1857 aus Persien zurückgekehrten Truppen standen daher kaum 51000 Europäer der hereinbrechenden Empörung gegenüber. Auf die Sipahis hatten deren engl. Offiziere keinen moralischen Einfluß, indem sich diese außerhalb des Dienstes um ihre Untergebenen nicht bekümmerten. Dennoch vermochten die Engländer, als der Sturm losbrach, diesem Trotz zu bieten und Zuzug aus der Heimat abzuwarten. Dieses welthistor. Ereigniß bewies die Ueberlegenheit der Europäer über asiat. Willkür und Barbarei. Als Vorwand zu dem Aufstande diente die Einführung neuer Patronen, die mit Kuh- oder Schweinefett bestrichen waren, wovon das eine die religiösen Gefühle der Hindu, das andere die der Mahammedaner beleidigte. Die moralischen Scrupel, verbunden mit physischer Abscheu, dienten aber bei der ungebildeten Masse nur als Hebel der Bewegung, deren wahre Ursachen tiefer lagen. Die Allianz zwischen Hindu und Mahammedanern bewies, wie bei den Sipahis der Fremdenhaß noch mächtiger war als die religiöse Abneigung. Beide verbreiteten im Volke, daß die Engländer erst die Sipahis, dann alle übrigen ihrer Religion berauben wollten. Auch trug man sich mit der Prophezeiung, daß die brit. Herrschaft nur hundert Jahre bestehen, daß sie am Jahrestage der Schlacht bei Plassey (23. Juni 1757) untergehen werde. Am 10. Mai 1857 erfolgte, nachdem schon vorher einzelne Widersetzlichkeiten vorgekommen, die erste massenhafte Meuterei der Sipahis zu Meerut (Mirat), wo man die engl. Offiziere nebst Frauen und Kindern ermordete und die Kasernen anzündete. Von hier eilten die aufrührerischen Sipahis nach Delhi (s. d.), der Residenz der letzten Sprossen der Großmoguls, wo sich die größten Militärmagazine der nördl. Provinzen befanden. Ueberdies hatten die Engländer die Wichtigkeit dieses Centralpunkts übersehen, sodaß es hier an europ. Truppen fehlte. Unter Verübung der ärgsten Greuel gegen die Europäer bemächtigten sich die Meuterer eines Artillerieparks von 150 Kanonen, unermeßlicher Kriegsvorräthe und eines Schatzes von 2 Mill. Pfd. St. Theils gleichzeitig, theils später verbreitete sich der Aufstand über alle Garnisonsstädte der Nordwestprovinzen, in Benares, Asimghar, Allahabad, Agra, Muttra (Mathura), Cawnpore, Luknow und ganz Oude, zu Bareilly in Rohilkand. Auch im Pendschab erhoben sich hauptsächlich

die dort ſtehenden Truppen der Bengaliarmee, während in der Bombay- und Madrasarmee nur vereinzelte Fälle vorkamen. Die raffinirte Grauſamkeit und Verruchtheit der Orientalen brach allenthalben hervor. Gefangene und Wehrloſe wurden in Stücke gehauen oder lebendig verbrannt. Man riß ihnen auch die Augen aus, zog ihnen die Haut ab, ſchnitt ihnen langſam Finger und Zehen ab. Die Frauen wurden öffentlich geſchändet, die Kinder auf dem Pflaſter zerſchmettert.

Die Engländer waren im erſten Augenblicke von der Kunde dieſer entſetzlichen Vorfälle wie erſtarrt. Der Oberſtatthalter, Lord Canning, ſetzte unter dem 6. Juni ein allgemeines Kriegsgericht ein, und 11. Juni erließ er auf ein Jahr ein allgemeines Preßgeſetz für die Zeitungen, die ſog. Maulſperre-Ordonnanz. Die brit. Regierung beeilte ſich, Hülfstruppen, zum Theil über Aegypten, nach Indien zu ſchicken. Lord Anſon, Oberbefehlshaber der oſtind. Truppen, war 27. Mai an der Cholera geſtorben, als er den Feldzug gegen Delhi beginnen wollte. Sein 11. Juli ernannter Nachfolger, Sir Colin Campbell (ſ. d.), kam erſt im Oct. in Kalkutta an, von wo er 9. Nov. in Cawnpore eintraf. Die Indobriten hatten ſich inzwiſchen nach dem erſten Schrecken ermannt. Die Beamten und Offiziere, bisher in Verweichlichung verſunken, erhoben ſich in der höchſten Gefahr zu einer Energie, welche die Kraft des brit. Volkscharakters im hohen Maße bekundete. Dabei handelten ihre Feinde ohne Plan und Zuſammenhang und waren nur auf Befriedigung ihres Rachegefühls bedacht. Außerdem blieben den Engländern die Regimenter, die ſie unter den Aelplern des Himalaja, namentlich den Ghorkas, ſowie unter den Sikhs angeworben, aus Haß gegen die Bengali-Sipahis, treu und leiſteten ihnen weſentliche Dienſte. Selbſt eingeborene Truppen der Madras- und Bombayarmee ließen ſich gegen die Rebellen führen. Von den indiſchen Fürſten ſchloß ſich, mit Ausnahme der kaiſerl. Prinzen in Delhi, die ſich auch an der Vorbereitung des Aufſtandes bethätigt hatten, des blutdürſtigen Nena Sahib aus Bithur bei Cawnpore und der tapfern Fürſtin von Dſchanſi, keiner der Empörung an, theils aus gegenſeitiger Eiferſucht, theils aus polit. Klugheit. Das eigentliche Volk, in Indien ebenſo ſtumpf für die nationale Sache wie gleichgültig gegen die brit. Regierung, an Druck von jeher gewöhnt und unter jeder Herrſchaft ohne Ausſicht auf beſſere Lage, betheiligte ſich nur hier und da an den Plünderungen und Metzeleien, ſchlug ſich aber nicht, ſodaß die Sipahis eigentlich auf ſich beſchränkt blieben. Unter ſolchen Umſtänden war es dem General Wilſon möglich, nach einer dreimonatlichen Belagerung, bei welcher die Engländer außer mit einem verzweifelten Feinde noch mit glühender Sommerhitze, Cholera, Ruhr und Fieber zu kämpfen hatten und mehrere Generale und gute Führer verloren, endlich 20. Sept. 1857 Delhi in ſechsſtündigem Sturm zu nehmen. Der von den Aufſtändiſchen zum Könige von Indien ausgerufene 90jährige Padiſchah Bahadur wurde gefangen abgeführt, die übrigen Baburiden erſchoſſen. Die Sipahis, welche die Stadt vertheidigt, ergoſſen ſich in regelloſer Flucht an beiden Ufern der Dſchamna hin, wurden aber ereilt und vollends zerſprengt. Einem Theile gelang es, ſich mit den Aufſtändiſchen in Oude zu vereinigen, deſſen Hauptſtadt Luknow (ſ. d.) nach dem Falle Delhis der Centralpunkt der Inſurrection ward. Während der Belagerung von Delhi hatte General Havelock (ſ. d.) Ende Juni in Allahabad den Befehl über das zur Entſetzung von Cawnpore und Luknow beſtimmte Corps übernommen und die Blutſcenen von Cawnpore (ſ. d.) gerächt, indem er die Rebellen unter Nena Sahib 12. Juli bei Fattihpur (Fattehpoor) ſowie 15. und 16. auf der Straße nach Cawnpore ſchlug und 17. Juli aus dieſer Stadt vertrieb. Am 29. und 30. Juli erfocht er einen großen Sieg über den Feind bei Unao und Bupirgandſch, unweit Cawnpore, 16. Aug. bei Bithur. Nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten drang er endlich 26. Sept. unter mörderiſchen Kämpfen in die Feſtung von Luknow, welches indeß erſt 19. März 1858 von Campbell und Outram eingenommen wurde. Außer Delhi, Cawnpore und Luknow waren noch viele andere Orte Zeugen brit. Tapferkeit und Ausdauer. Im Juni und Juli brach auch an mehrern Punkten Mittelindiens, in Mhow, Indore, Mandiſur, Sagor u. ſ. w., der Aufſtand aus. In Agra mußte ſich 5. Juli die engl. Beſatzung in die Feſtung zurückziehen. Zu Dinapur, oberhalb Patna, erhoben ſich die Sipahis 23. Juli, beſetzten das benachbarte Arrah und warfen 29. Juli die von General Lloyd zum Entſatz geſandten Truppen unter eigenem großen Verluſt zurück. Im Pendſchab, an deſſen Nordweſtgrenze ſowie in Ober-Sindh der Brigadier Jacob Freicorps aus Sikhs, Afghanen u. ſ. w. bildete, wurden vom General Nicholſon 17. Juni die Meuterer von Silkut (Sealcote) vernichtet und 20. Juli der Aufſtand in Lahore unterdrückt. Der dortige Obercommiſſar Lawrence (ſ. d.) wußte nicht nur die Bevölkerung in Ruhe zu erhalten, ſondern konnte auch einen Theil der engl. Beſatzungstruppen nebſt einem ſtarken Corps Sikhs unter Nicholſon, der 25. Aug. die Inſurgenten bei Najafghar in die Flucht ſchlug, nach Delhi ſchicken, wodurch die Einnahme dieſes Brennpunkts der Inſurrection ermöglicht wurde.

Bereits in den Herbſtmonaten 1857 war das Schickſal der Empörung entſchieden, obſchon die Anglainder bis dahin beinahe einzig und allein auf ihre eigenen Hülfsquellen angewieſen blieben. Delhi war erſtürmt, die Garniſon von Luknow gerettet, die Aufſtände im Penbſchab unterdrückt, Bambay und Madras in Ruhe erhalten. Als endlich die Verſtärkungen in Maſſen aus Europa eintrafen, wurden dieſe von Kalkutta aus nach Cawnpore hinaufgeſandt, wohin der neue Feldzeugmeiſter des Angloindiſchen Reichs, Sir Colin Campbell, nachfolgte. Schon 3. Nov. ſtand derſelbe an der Spitze der gegen Luknow und Oude beſtimmten Armee. Zugleich traf General Sir Hugh Roſe in Bombay die Vorbereitungen zu ſeinem Siegeszuge gegen Mittelindien (zwiſchen dem Nerbudda und Ganges-Dſchamnathal). Nach dem Falle von Delhi war Hauptmann Greathed an die Spitze einiger fliegender Corps getreten, um die in ſüdöſtl. Richtung fliehenden Sipahis zu verfolgen, ihnen den Uebergang über die Dſchamna zu verlegen und ihre Einfälle in das Doab (Zwiſchenflußgebiet von Ganges und Dſchamna) zu verhüten. Nachdem Greathed die Feinde 27. Sept. bei Bulandſcheher, 8½ M. im Südoſten von Delhi, geſchlagen, 29. Sept. das Fort Malagarh geſprengt, 5. Oct. das benachbarte Fort van Aligarh eingenommen, erreichte er 9. Oct. Agra, wo er von einem ſtarken feindlichen Corps angegriffen wurde, dieſes aber ſchlug und durch Reiterei kräftig verfolgen ließ. Inzwiſchen war die Umgegend von Cawnpore, wo Sir Colin Campbell bei ſeinem Abzuge nach Luknow den General Windham mit nur 500 Mann zurückgelaſſen, der Sammelplatz der zerſprengten Sipahis, der Haustruppen kleiner Lehnsfürſten Mittelindiens ſowie der meuteriſchen Armee des Scindia von Gwalior geworden. Letztere ſtanden unter dem Maharatten Tantia-Topi, einem der fähigſten Leiter der Empörung. Windham, der ſich mit ſeiner kleinen Truppe van der ſteigenden Uebermacht förmlich eingeſchloſſen ſah, zerſprengte 26. Nov. die van Kalpi her vordringende 1. Diviſion des Gwaliorcontingents, wurde aber in den folgenden Tagen zurückgeworfen. Da rückte Campbell, der 22. Nov. Luknow geräumt und nur den General Outram mit einem Beobachtungscorps bei Alumbagh zurückgelaſſen, in Eilmärſchen herbei, ſchlug 6. Dec. die um Cawnpore verſammelten Sipahis (25000 Mann) und warf ſie über die Dſchamna zurück, wo ſie 9. Dec. General Hope Grant erreichte und vollends zerſprengte. Der Brigadegeneral Shawers, der das rechte Ufer der Dſchamna zu ſäubern hatte, ſchlug die Truppen des Radſchputenfürſtenthums Dſchadpur (8000 Mann) wiederholt, namentlich 25. Nov. bei Karnal, und ebenſo ſäuberte Hauptmann Seaton mit einem beſondern Corps das Doab im Dec. durch ſeine Siege bei Pattiali, Farrakhabad und Mimpuri.

Die Abſicht Campbell's bei Eröffnung des Feldzugs 1858 ging dahin, die Sipahis aus ihren verſchiedenen Stellungen nach Oude zu drängen und dort durch ſeine vereinte Macht mit einem Schlage zu vernichten. Vorbereitungen hierzu wurden ſchon gegen Ende 1857 getroffen. Doch kam dieſer kluge Plan nur theilweiſe zur Ausführung, indem der Generalgouverneur, Lord Canning, und ſein Rath zu Kalkutta darauf drangen, Luknow (ſ. d.), den nunmehrigen Hauptſitz der Empörung, ohne Verzug anzugreifen. Der Marſch gegen Luknow mußte demnach angetreten werden, bevor die Umſchließung Oudes vollendet war. Die Stadt wurde zwar 19. März 1858 genommen und ganz Oude militäriſch beſetzt, aber die Sipahis entrannen und zerſtreuten ſich, ſodaß der Kampf in einen ſehr gefährlichen Guerrillaskrieg ausartete. Während des Streits über den Feldzugsplan und den Vorbereitungen zum Zuge gegen Luknow brachte Sir Hugh Roſe zu Bombay die ſog. Malwa- oder Nerbudda-Armee (6000 Mann, darunter 2500 Engländer) zuſammen, welche Ende 1857 und Anfang 1858 die Rebellion in Mittelindien allenthalben mit Erfolg bekämpfte. Nachdem ſich die unter Whitlock aus Madras herbeieilende Heerſäule mit ihm vereinigt, unternahm man die Säuberung aller Berggruppen und Bergthäler bis zur Dſchamna hinab, was eine hervorragende Kriegführung und ausdauernde Anſtrengung erheiſchte. Nachdem 30. März die große Feſtung Kotah am Dſchamnazufluß Tſchambal dem General Roberts in die Hände gefallen, rückten die verſchiedenen Abtheilungen der Malwa- oder Nerbudda-Armee gegen Kalpi an der Dſchamna, dem Sammel- und Waffenplatz aller aus Mittelindien und Hindoſtan Zerſprengten, an deren Spitze Tantia Topi ſtand. In der Schlacht vom 22. Mai brachte er durch energiſchen Bajonnetangriff die Maſſe der Rebellen zur Flucht nach Gwalior, wo ſich mit ihnen die empörten Haustruppen des Scindia vereinigten. Sir Hugh Roſe ſchlug jedoch den Feind vollſtändig in der mörderiſchen Schlacht vom 19. Juni und führte den Maharadſcha-Scindia auf den Thron von Gwalior zurück. Die meiſten Sipahis flüchteten nach Bandelkand oder nach Radſchputana, wo ſie durch engl. Streifcorps nach und nach aufgerieben, erſchaffen, gehängt oder vor der Kanonenmündung weggeblaſen wurden. Ende 1858 ſtand in Mittelindien kein Feind mehr im Felde, und die wichtigſten Feſtungen waren gebrochen. Die Malwa- oder Nerbudda-Armee konnte aufgelöſt werden. Nach

der Eroberung von Luknow hatte sich die Hauptmasse der Rebellen gegen Nordwest nach Rohilkand und in der Richtung nach Nepaul im Norden gewandt, und Sir Colin Campbell ging nun an die Aufgabe, diese Länder zu säubern und nochmals zu erobern. Campbell selbst nahm 1. Mai Schahdschihanpur, unter großem Widerstande 6. und 7. Mai Bareilly in Rohilkand, und die Provinz war schon gegen Ende des Monats unterworfen. Die flüchtigen Rebellen kehrten jedoch nach Oude um, wo sie in einzelnen starken Haufen feste Stellungen einnahmen, und zwar unter Leitung hervorragender Führer, des Nena Sahib, des Firôs-Schah, eines königl. Prinzen von Delhi, der Begam oder Königin von Oude mit ihrem Sohne sowie einer Anzahl großer Land- und Grundbesitzer (Semindars und Talakdars). So hatten die verschiedenen Corps unter den Generalen Sir Hope Grant, Napier, Lugard u. a. noch heftige Kämpfe zu bestehen, und der Guerrillaskrieg in der heißen Jahreszeit raffte viele Europäer weg, während die Regenmonate die Bewegungen hemmten. Nachdem Campbell die Bevölkerung von Oude in einer drohenden Proclamation vom 26. Oct. 1858 mit vielem Erfolg zur Unterwerfung aufgefordert, begann er im Nov. aufs neue seine Operationen. Die an verschiedenen Punkten im Laufe des Monats geschlagenen Rebellenhaufen suchten mit ihren Führern Zuflucht in den Moor- und Gebirgsgegenden an der nepaulischen Grenze, von wo aus sie von Zeit zu Zeit Streifzüge in die Niederlande von Oude und die Bezirke von Gorakhpur unternahmen. Doch fügten sich die meisten Häuptlinge dem Machtgebot, und im Dec. 1858 war ganz Oude wieder unterworfen. Die letzten Reste der Insurgenten sahen sich genöthigt, über die Grenzgebirge von Nepâl zu flüchten, wo sie durch Hunger, klimatische Einflüsse, Verrätherei und die combinirten Anfälle der Engländer und Gorkhas fast gänzlich aufgerieben wurden. Seit Frühjahr 1859 trat allenthalben an die Stelle der Kämpfe eine Art Treibjagd auf die Rebellen, die so in der einen oder andern Weise umkamen. Ueberdies trug die Mäßigung des Oberstatthalters Lord Canning viel zur Stillung der Unruhen bei.

Das wichtigste Ergebniß des großen Kampfes von 1857 und 1858 war die Aufhebung der Ostindischen Compagnie (s. d.). Nachdem 2. Aug. 1858 das neue «India-Gesetz» die Zustimmung beider Häuser des brit. Parlaments erhalten, wurde 1. Nov. 1858 den Völkern O.s feierlich verkündet, daß die Königin von Großbritannien die Regierung unmittelbar übernommen habe. Der Oberstatthalter wurde zum Vicekönig oder Nawab-Wesir (ein neuer Titel) ernannt und alle Diener der Compagnie in ihren Aemtern bestätigt. Die Königin versprach, alle Verträge und Verpflichtungen gegen die einheimischen Fürsten zu erfüllen und das Reich innerhalb der bestehenden Grenzen zu erhalten. Keinem ihrer Unterthanen solle das Christenthum aufgedrängt, niemand wegen seiner Religion begünstigt oder belästigt werden. Alle Unterthanen sollen, ohne Unterschied des Glaubens oder der Abstammung, «soweit als möglich», frei und unparteiisch zu allen Aemtern Zutritt haben, welche sie vermöge ihrer Erziehung, Talente und Ehrenhaftigkeit pflichtmäßig verwalten können. Die herkömmlichen Rechte und Befugnisse, welche an ererbtem Grundbesitz haften, sollen fortbestehen und in keiner Weise geschmälert sein. Bei allen Gesetzen und Anordnungen wird auf Erhaltung der in Indien vorhandenen Gerechtsame, Bräuche und Sitten gesehen werden. Denjenigen Aufständischen, welche nicht an der Ermordung brit. Unterthanen unmittelbar theilgenommen, wird, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren, vollständige Amnestie zugesichert. Von «Bundesgenossen», wie früher, war fortan keine Rede mehr; alle Großen Indiens sind seitdem Lehnsleute und Unterthanen der brit. Majestät. In dem Neuen Indiagesetze wird zunächst die Bedeutung des Namens «Indien» festgestellt. Darunter sind alle Länder begriffen, deren Regierung Ihrer Majestät übertragen wird, also auch die ehemaligen Provinzen des Birmanischen Reichs, der malaiischen Halbinsel, Pinang und Singapore, mit allen Rechten und Befugnissen, welche der Ostindischen Compagnie zustanden. Ausgeübt werden diese Rechte durch einen der ersten Staatssecretäre der Königin (seit 2. Sept. 1858 Lord Edward Henry Stanley, dann Sir Charles Wood, später Lord Cranbourne), welchem auch die mit Indien engverbundenen pers. Angelegenheiten überwiesen sind. Ihm ist ein Rath von 15 Mitgliedern beigegeben, der «Rath von Indien», dessen Mitglieder zum größten Theil wenigstens 10 J. in Indien gedient oder gelebt haben müssen. Die Mitglieder behalten ihre Stellen lebenslänglich, können aber auf Antrag der beiden Häuser des brit. Parlaments entsetzt werden. Der indische Staatssecretär ist Vorsitzender dieses Raths; unter ihm arbeiten einige Unterstaatssecretäre. Der Oberstatthalter des Angloindischen Reichs (1856—62 Canning, 1862—63 Elgin, seit 1863 Lawrence) und das vierte ordentliche Mitglied seines Raths, die Statthalter-Präsidentschaften und ihre Generaladvocaten werden von der Königin ernannt, die andern Rathsherren des Oberstatthalters und die Räthe der verschiedenen Präsidentschaften vom Minister, mit Zustimmung

der versammelten Mehrheit des Indiaraths, die Vicegouverneure der Provinzen und Territorien vom Oberstatthalter, immer jedoch unter Genehmigung der Königin, gewählt. Die andern bürgerlichen Beamten ernennt der Minister im Rathe aus den Listen der Candidaten, welche auf Grund der Verordnung vom 21. Mai 1855 ihre Prüfungen bestanden haben. Die Cadetten für den Land- und Seedienst erhalten jedoch nur, auf Vorschlag des indischen Ministers, ihre Anstellung unmittelbar durch die Königin. Die Stellung und Geschäftsführung des vicekönigl. Raths zu Kalkutta wurde später derart geändert, daß einzelne Mitglieder zu Staatssecretären für das Innere, die Finanzen, das Aeußere, der Militärangelegenheiten, die öffentlichen Arbeiten u. s. w. erhoben wurden, die unter dem Oberstatthalter, gleichsam ihrem Premier, arbeiten, für ihr Amt persönlich verantwortlich sind und, wie in England, in selbständiger Weise verfügen. Außer ihnen bilden den Rath fünf ordentliche Mitglieder, während der Oberbefehlshaber der indischen Armee (nach Sir Colin Campbell General Sir Hugh Rose, später Sir William Rose-Mansfield) und die Gouverneurs der andern Präsidentschaften, wenn die Versammlung innerhalb ihres Gebiets stattfindet, die Stellung außerordentlicher Mitglieder des Raths einnehmen. Die Gesetzgebende Versammlung von Indien sowie der Oberrichter (Chief Justice of the High Court of Judicature) haben ihren Sitz in Kalkutta. Auch in Madras und Bombay ist der Gouverneur Präsident des Raths, zu welchem der Oberbefehlshaber der Truppen und die Secretäre für die einzelnen Verwaltungsdepartements gehören. In beiden Städten haben zugleich Oberrichter ihren Sitz.

Die Schwierigkeiten, welche der an Stelle der Compagnie getretenen königl. Regierung begegneten, waren größer als je zuvor. Die angloind. Armee, namentlich die europ. Abtheilung, war während des Aufstandes auf außerordentliche Höhe gestiegen. Gegen Mitte 1859 zählte man 431000 Mann aller Waffengattungen, darunter 110600 Europäer, 207765 Einheimische, überdies eine Gensdarmerie von 89829 Mann. Diese Armee, insbesondere die große Anzahl der Europäer (40—45000 Mann), verschlang ungewöhnliche Summen. Vor dem Aufstande belief sich das Armeebudget auf 11 bis 12, dagegen 1857—58 auf 24 Millionen und 1858—59 auf 25,849000 Pfd. St. (über 14¼ Millionen mehr als die ordentlichen Einnahmen). In dieser Noth nahm die Regierung ihre Zuflucht zu Finanzmaßregeln, die im Orient unerhört. Bisher hatte die Steuer nur auf dem Grundbesitz geruht; andere Klassen des Gemeinwesens, Gewerbs- und Kaufleute, Actiengesellschaften, Bankiers und Kapitalisten, hatten unmittelbar nichts zu den Staatsbedürfnissen beigetragen. Nunmehr führte die Regierung Stempeltaxe, Opiumaufschlag, Erhöhung der Eingangszölle, Gewerbs- und Einkommensteuer ein, wodurch man vorerst die Einnahme um 4—6 Millionen zu mehren, später sogar ein annäherndes Gleichgewicht der Finanzen herzustellen und die Baarsendungen von England nach Indien zu mindern hoffte. Schon vor dem Sipahiaufstande bot das indische Budget Deficits. Im Jahrzehnt 1838/39 bis 1847/48 (das Rechnungsjahr beginnt in Indien mit dem 1. Mai) betrugen im Durchschnitt die Einkünfte 22,910393, die Ausgaben 24,204806 Pfd. St., im Jahrzehnt 1848/49 bis 1857/58 die Einkünfte 29,022371, die Ausgaben 30,179804 Pfd. St. In den Jahren 1857/58 bis 1860/61 betrugen die Ausgaben (der Bedarf) je 40,251224, 50,480770, 46,067996 und 46,903234 Pfd. St.; die ordentlichen Einnahmen je 31,860582, 36,293153, 39,509631 und 42,924385 Pfd. St. Es stellte sich demnach ein Deficit heraus von je 8,390642, 14,187617, 6,558365 und 4,021385, also in vier Jahren von mehr als 33 Mill. Pfd. St. So hoffnungslos auch dieses Ergebniß erschien, gestaltete sich doch alsbald das Verhältniß ganz anders. Die Einnahmen stiegen sofort, und schon im zweiten Jahre war ein Ueberschuß von 1,090630 Pfd. St. vorhanden. Zwar traten für die nächsten Jahre wieder Deficits ein, aber dieselben blieben ohne Bedeutung. 1865—66 wurden die Einnahmen auf 47,021000, die Ausgaben auf 47,041000 Pfd. St. berechnet, mithin betrug der Ausfall nur 20000 Pfd. St. Unberücksichtigt bleibt hierbei immer die Insel Ceylon, die 1863—64 eine Einnahme von 952790, eine Ausgabe von 738194 Pfd. St. nachwies. Die indische Schuld belief sich 30. April 1857 auf 50,483369 Pfd. St., dagegen 1862 auf 71,901081 und mit der Schuld in England auf 101,877081, 1863 sogar in der Totalsumme auf 107,514159 Pfd. St. Doch ging diese ungeheuere Summe in den nächsten Jahren rasch herunter, sodaß sich die Schuld 1866 nur noch auf 85,835957 Pfd. St. belief. Die Hebung der indischen Finanzen ist, abgesehen von einer geregeltern Verwaltung, einerseits der Reduction der Armee, andererseits dem ungemeinen Aufschwunge des indischen Handels beizumessen. Seit 8. Aug. 1860 ist der europ. Theil der frühern ostind. Armee dem königl. Heere einverleibt. Es belief sich die Stärke der brit.-indischen Truppen im März 1862 noch auf 78174, 1865 auf 71044 und 1866 auf 65287 Europäer

(darunter 3615 Offiziere und 5306 Unteroffiziere). Die Zahl der eingeborenen Mannschaften betrug in den drei genannten Jahren 125913, 114833 und 113370 Mann. Das Kriegsbudget hatte sich 1866, im Vergleich zu dem für 1858, um beinahe 52,6 Proc. vermindert.

Der indische Handel nahm in neuester Zeit ungeheuere Größenverhältnisse an. Von 1838/39 bis 1857/58 war die überseeische Einfuhr von 5,240677 auf 15,277506 Pfd. St., die Ausfuhr von 11,774769 auf 27,453692 Pfd. St. gestiegen. Dagegen hob sich von 1860/61 bis 1862/63 die Einfuhr von 34,170793 auf 43,141351 Pfd. St., die Ausfuhr von 30,090154 auf 48,970785 Pfd. St. Im J. 1863—64 stieg die Einfuhr auf 50,108171, die Ausfuhr plötzlich sogar auf 66,895884 Pfd. St., und der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe (ohne die sehr große Menge Küstenfahrer) betrug 4,115663 Tonnen. Ausgeschlossen ist hierbei der Handel von Ceylon. Die Steigerung der Ausfuhr aus Indien nach Großbritannien hatte einen ungemein starken Abfluß von Edelmetallen, besonders Silber, aus Europa nach Indien zur Folge. 1863 überstieg der Werth der Silber- und Goldeinfuhr den der Gesammtausfuhr um 19,367764, und im Laufe der acht Jahre 1856—63 betrug dieser Ausfall 109,652917 Pfd. St. Es sind von 1830—62 nach Indien nicht weniger als 140 Millionen Baarschatz und für 350 Millionen Waaren importirt, von 1860—64 aber allein 254 Mill. Pfd. in Edelmetallen eingeführt worden, was neben den außerordentlichen Goldfunden der Neuzeit ein Hauptgrund der Silbervertheuerung war.

Welchen Werth Indien, abgesehen von der industriellen, mercantilen und polit. Wichtigkeit, für England hat, legen folgende Thatsachen dar. Nach einer parlamentarischen Untersuchung werden in England von den indischen Staatseinnahmen bezahlt: an Zinsen für Actien der alten Compagnie 629770 Pfd. St., an Zinsen für engl. Darlehne an Indien 1,372599, an Pensionen für Civilbeamte 246918, für Militärbeamte 1,165043, für Marinebeamte 53951, an Zinsgarantien für Eisenbahnen 1,669283, im ganzen also 5,157764 Pfd. St. Kapitalisirt man diese Rente zu 3 Proc., so gelangt man zu der Summe von 173 Millionen, und schließt man dazu die kapitalisirten Zinsen für Eisenbahnen, die mit engl. Geld erbaut worden sind, so erhöht sich das Kapital auf 200 Millionen, eine Summe, die dem vierten Theile der engl. Nationalschuld gleichkommt. Unberechenbar sind die Summen, welche engl. Offiziere und Beamte an Ersparnissen von ihren Gehalten nach Hause senden. Die indischen Eisenbahnen, in denen die Engländer an Kapitalien mehr als 60 Mill. Pfd. St. angelegt, befanden sich 1865 in den Händen von 36533 Actionären, die bis auf 777 ihren Wohnsitz in England hatten. Es gibt, wenn man die Pensionäre und Actionäre, die von indischen Einkünften in England leben, zusammenzählt, 126000 Personen, deren Rente vertreten wird im Durchschnitt durch ein Kapital von 1600 Pfd. St. Sollte Indien jemals der brit. Herrschaft entschlüpfen, so würden die Engländer ungeheuere Zinsengenüsse und Kapitalien verlieren. Während des Sipahiaufstandes zeigten sich schon darum die Regierung wie das Volk, alle Klassen, alle Parteien, fest entschlossen, die brit. Herrschaft in Indien um jeden Preis aufrecht zu halten. England scheint sogar entschlossen, in Ermangelung einer großen Armee, eher seine europ. Rolle aufzugeben, als seine Machtstellung im Orient zu verlassen. Unter anderm schritt die brit. Regierung seit 1860 zur Errichtung einer indischen Grundaristokratie nach dem Muster der englischen, um die mächtigen Grundbesitzer in ihr Interesse zu ziehen und die Existenz einheimischer Fürsten und Grafen an den Bestand des Angloindischen Reichs zu knüpfen. Auch das Prineip der Selbstregierung, wodurch die Engländer selbst groß geworden, suchten sie in Indien zur Geltung zu bringen. Unter den Sikhs, in Oude und allenthalben in den nordwestl. Gebieten wurden den großen Grundbesitzern Patrimonialrechte im Gerichts-, Polizei- und Steuerwesen übertragen. In Bengalen ernannte man, nach der Weise wie in England, aus Engländern und vermögenden Eingeborenen eine Anzahl Ehrenmagistrate (honorary magistrates) oder unbezahlte Friedensrichter, die über gewöhnliche Polizeivergehen bis zu gewissem Grade Geld- und Gefängnißstrafe verhängen konnten. Mancherlei Reformen in der indischen Armee, in Verbindung mit der Aufhebung ihrer Sonderstellung, waren darauf berechnet, allen gegenseitigen Gehässigkeiten und künftigen Militärverschwörungen vorzubeugen. So suchte England seine indischen Besitzungen enger an das Mutterland zu knüpfen und zu einem integrirenden Theile seines Weltreichs zu erheben. Obschon sich die brit. Regierung wiederholt gegen die Erweiterung ihrer ostasiat. Herrschaft aussprach, war sie doch, um den alten Besitzstand zu sichern, neuerdings genöthigt, von jenem Grundsatze abzugehen und Ende 1864 einen Krieg im Himalajalande Bhutân, an der Nordostgrenze Bengalens, zu beginnen. Veranlassung dazu gaben Räubereien der Bewohner dieses Landes auf brit. Gebiet und die Mishandlung einer 1863 dorthin geschickten brit. Gesandtschaft. Die brit. Truppen eroberten

15. Dec. 1864 den ſtarkbefeſtigten Ort Dahnikote. In den folgenden Monaten lieferten ſie dem Feinde einige Gefechte, die für ſie nicht günſtig ausfielen, erzwangen aber am Ende doch einen vortheilhaften Frieden, welcher 11. Nov. 1865 im Grenzort Sintſchula, nördlich von der Feſtung Buxar, mit den Bevollmächtigten der beiden Souveräne Bhutâns, des D'hum- und des Deb-Radſcha, abgeſchloſſen wurde. Die Engländer erhielten vertragsmäßig die Grenzbezirke zwiſchen Aſſam und Bhutân, die «Sechzehn Duars» (Tribus), gegen eine jährliche Vergütigung, die jedoch aufhören ſoll, wenn die Radſchas die Beſtimmungen des Friedensvertrags nicht halten. Das ſo gewonnene Gebiet umfaßt nicht unbedeutende Territorien am Fuße des Himalaja, von Aſſam weſtwärts bis an den Fluß Tiſta und außerdem einige Bergdiſtricte am linken Ufer des Tiſta, deren Défilés den Eingang nach Bhutân beherrſchen und ſo die Benutzung der nach Tibet führenden Päſſe und Handelsſtraßen ermöglichen.

Vgl. für die geogr. und ſtatiſt. Verhältniſſe, außer Ritter's «Erdkunde von Aſien» (Bd. 3—5, Lpz. 1834—37), beſonders: Thornton, «A gazetteer of the territories under the government of the East-India Company» (2. Aufl., Lond. 1857); Montgomery Martin, «British India, its history, topography, government, etc.» (Lond. 1857) und «The progress and present state of British India» (Lond. 1862); Bell, «The empire in India» (Lond. 1864); Lott und Hughes, «A manual of the geography of India» (Lond. 1863); Latham, «Ethnology of India (Lond. 1859); H., A. und R. de Schlagintweit, «Results of a scientific mission to India and High-Asia, undertaken between the years 1854 and 1858 etc.» (Bd. 1—4, Lpz. 1860—66, mit Atlas); «Zur Erinnerung an die Reiſe des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den J. 1844—46» (Prachtwerk, 2 Bde., Berl. 1855; Auszug von Kutzner, Berl. 1857); v. Orlich, «Indien und ſeine Regierung» (Lpz. 1859—61) und «Reiſe nach O.» (Lpz. 1845); Andrâſy, «Reiſe in O., Ceylon, Java u. ſ. w.» (aus dem Ungariſchen, Peſth 1859); die Reiſehandbücher von Murray, Bradſhaw u. ſ. w. Die Hauptwerke für die frühere Geſchichte O.s ſind: Laſſen, «Indiſche Alterthumskunde» (4 Bde., Bonn 1844—62; 2. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1866); Duncker, «Geſchichte des Alterthums» (Bd. 2, 3. Aufl., Lpz. 1867); Wheeler, «History of India during the Hindoo period» (2 Bde., Lond. 1867 fg.); Elliot, «The history of India comprising the Muhammedan period» (3 Bde., Lond. 1867 fg.); Sullivan, «The conquerors, warriors and statesmen of India» (Lond. 1867). Die Geſchichte des Angloindiſchen Reichs behandeln vorzugsweiſe die Werke von Malcolm (1784—1823; 3 Bde., Lond. 1826), Mill (4. Aufl. von Wilſon, 9 Bde., Lond. 1842—45), Wilſon (1815—35; 3 Bde., 5. Aufl., Lond. 1855), Elphinſtone (2 Bde., 5. Aufl., Lond. 1866), Thornton (6 Bde., Lond. 1842—45), Knightley (deutſch, 2 Bde., Lpz. 1857), Beveridge (Lond. 1860 fg.), Marſhman (Lond. 1867 fg.), Neumann («Geſchichte des engl. Reichs in Aſien», 2 Bde., Lpz. 1857, und «Oſtaſiat. Geſchichte», Lpz. 1861) u. ſ. w. Der Geſchichte der jüngſten Ereigniſſe ſind gewidmet: Trotter, «The history of the British Empire in India 1844 to 1862» (Lond. 1865); Arnold, «The Marquis of Dalhousie's administration» (2 Bde., Lond. 1862); Kaye, «History of the Sepoy war in India» (4. Aufl., 3 Bde., Lond. 1866); Rennie, «Bhotan and the story of the Dooar war» (Lond. 1866).

Oſtindiſche Compagnien nennt man im allgemeinen privilegirte Geſellſchaften, welche ſich behufs des Handels nach Oſtindien bei den europ. Seemächten gebildet haben. Die wichtigſte und mächtigſte derſelben war die Engliſche Oſtindiſche Compagnie. Mehrere reiche Kaufleute von London, an ihrer Spitze der Earl von Cumberland, wandten ſich gegen Ende 1600 an die Königin Eliſabeth mit der Bitte, ihnen für den Handel nach Oſtindien die Bildung einer privilegirten Corporation zu erlauben. Ihrem Geſuche wurde durch Acte vom 31. Dec. 1600 gewillfahrt. Die Geſellſchaft, welche den Namen Governors and Company of merchants of London trading to the East-Indies annahm, erhielt auf 15 J. das Privilegium für den Handel nach allen Plätzen in Aſien, Afrika und Amerika, welche zwiſchen dem Cap der guten Hoffnung und der Magellansſtraße liegen. Zugleich ward ihr neben anderm ein eigenes Siegel, die Wahl eines Gouverneurs und von 20 Directoren bewilligt, ſowie die Erlaubniß gegeben, Corporationsgeſetze (Bye-Laws) zu entwerfen. Mit dem ſogleich gezeichneten Capital von 72000 Pfd. St. wurden zuerſt fünf Schiffe ausgerüſtet, die unter dem Commando des Kapitäns James Lancaſter 5. Juni 1602 zu Atchin auf Sumatra landeten. Die Expedition machte ſo vortheilhafte Geſchäfte, daß 1604 eine zweite, 1610 eine dritte abging. Sollten die Verbindungen an Feſtigkeit gewinnen, ſo mußte man, gleich den übrigen bereits nach Indien handelnden und neidiſch auf den neuen Rivalen blickenden europ. Nationen, das Recht der Niederlaſſung und des Handels an beſtimmten Orten erwerben. Eine Geſandtſchaft an den Groß-

mogul 1608 hatte diese bereits erlangt, doch gelang es den Intriguen der Portugiesen, den Engländern die Ausübung derselben unmöglich zu machen. Erst als der engl. Kapitän Thomas Best 1612 bei Surate die Geschwader der Portugiesen in zwei Treffen besiegt, vermochte die Compagnie an diesem Orte ihre Privilegien auszuüben und somit die erste Niederlassung auf dem Continente Ostindiens zu begründen. Bei der Eifersucht der Portugiesen und Holländer, welche letztere 1622 die Festsetzung der Engländer auf Amboina durch ein Blutbad verhinderten, gerieth indeß die Compagnie wieder in Verfall. Obschon Cromwell, der 1657 das Privilegium erneuerte, die Interessen des indischen Handels den Holländern gegenüber fast ganz preisgab, fanden doch die Engländer in jener bedrängten Zeit Gelegenheit, den Grund zu zwei der wichtigsten ihrer spätern Besitzungen, Madras und Hugli (1640), zu legen. Am 3. April bestätigte Karl II. nicht nur die frühern Privilegien, sondern verlieh der Compagnie auch die Civilgerichtsbarkeit, Militärgewalt und das Recht, mit den Ungläubigen in Indien Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Auch schenkte er ihr Bombay als Lehn sowie einige Jahre nachher die Insel St.-Helena. Durch Jakob II. erhielt dieselbe, um sie der holländ. Compagnie gleichzustellen, noch das Recht, Festungen zu bauen, Truppen auszuheben, Kriegsgerichte zu halten und Münzen zu schlagen. So begünstigt, hob sich der Handel dergestalt, daß 1680 der Preis der India-Stocks 360 Proc. mit angemessenen Dividenden war. Allein der Druck, den die Compagnie in Indien selbst übte, verbunden mit dem Neide der londoner Kaufleute über die wachsende Blüte des Compagniehandels, hatte zur Folge, daß man die Angelegenheiten der Compagnie 1691 vor das Parlament brachte. Die Bestrebungen der Gegner blieben zwar ohne Erfolg, und es wurden der Compagnie 1694 sogar ihre Privilegien erneuert, aber ihre Gegner ließen sich dadurch nicht abschrecken. Die londoner Kaufleute machten der Regierung 1698 einen Vorschuß von 2,000000 Pfd. St. und erhielten damit das Recht zur Bildung einer neuen Compagnie für den Handel nach Ostindien. Da sich natürlich beide Compagnien zu stürzen suchten, dabei aber an eine Erweiterung ihres Handels nicht denken konnten, brachte sie endlich ihr Interesse dahin, daß beide 1708 ihre Fonds zu einer einzigen Compagnie unter dem Namen United East-India Company vereinigten. Die Actien wurden auf 500 Pfd. St. festgesetzt und jedem Inhaber einer solchen eine Stimme in der Generalversammlung (the general court) bewilligt, während die 24 Directoren nur unter den Besitzern von vier solchen Actien gewählt werden durften. Die Blüte des auswärtigen Handels hob sich bald zu noch nie dagewesener Höhe, wozu die ruhigen Zeiten nach dem Utrechter Frieden (1713) nicht wenig beitrugen, und die Compagnie gewann sichtlich an Einfluß auf die polit. Verhältnisse Indiens. Bereits 1767, wo die indischen Angelegenheiten zum ersten mal vor das Parlament gebracht wurden, war in England die Ueberzeugung allgemein, die Selbständigkeit der Compagnie müsse gebrochen und ihre Verfassung von Grund aus verändert werden. Regierung und Parlament sollten einen Einfluß auf die Verwaltung der asiat. Besitzungen und eine vollständige Oberaufsicht über alle staatlichen Anordnungen des Indischen Hauses erhalten. Lord North legte (18. Mai 1773) dem Unterhause eine die Angelegenheit ordnende Bill vor, deren Bestimmungen sich in jeder Beziehung bewährten. Hiernach ward in England unter dem Namen Board of control ein indisches Ministerium errichtet. An der Spitze der Regierung von Bengalen, Bihar und Orissa stand von 1773 an ein Oberstatthalter, dem ein gleichberechtigter Rath von vier Personen beigegeben war. Dem Oberstatthalter im Rathe war die ganze bürgerliche und militärische Verwaltung übertragen. Die Präsidentschaft von Bengalen führte überdies eine Oberaufsicht über die Regierungen zu Madras und Bombay in der Weise, daß diese, außer im Falle der Nothwehr, keinen Krieg beginnen und keinen Vertrag schließen durften.

Durch diese Einrichtungen war die unabhängige Stellung der Compagnie, der Staat im Staate aufgehoben. Der Hof der Directoren war von jetzt an blos eine untergeordnete Behörde zur Ausführung der Beschlüsse des Vorsitzenden in der Oberaufsichtsbehörde, also des Ministers der indischen Angelegenheiten, insoweit diese nämlich die bürgerlichen und militärischen Verhältnisse des Angloindischen Reichs und das Budget betrafen. Die wichtigsten Befugnisse der Actieninhaber bestanden seitdem hauptsächlich in der Aemtervertheilung. Da die Beamtenstellen in den Präsidentschaften zum größten Theil vom Hofe der Directoren, den Statthaltern und Räthen der indischen Regierung verliehen wurden, so fanden die Mitglieder der Compagnie Gelegenheit, ihren Angehörigen gute Versorgungen zu verschaffen. Um die Vorbildung für die indische Laufbahn zu gewähren, wurde (1806) die Schule zu Haileybury für den Civildienst, die zu Woolwich und Addiscombe für den Militärdienst errichtet. Nach Ablauf der gewöhnlich auf 20 J. verliehenen Freibriefe (1794, 1813, 1833) suchte die Compagnie, ungeachtet wiederholter Beschränkungen, jedesmal wieder um Erneuerung ihres Privilegiums nach. Mit dem Freibriefe

von 1833 verlor ſie aber alle Sonderrechte in Betreff des Handels, namentlich des chineſiſchen (den indiſchen hatte ſie bereits 1813 verloren). Die Compagnie war ſeitdem nur eine polit. Corporation und behielt die Regierung Indiens und das damit zuſammenhängende Patronatsweſen mit geringen Veränderungen. Die oberſte Gewalt in allen bürgerlichen und militäriſchen Angelegenheiten der indiſchen Regierung beruhte in dem Oberſtatthalter mit ſeinen vier Räthen; derſelbe beſaß ſeit 1833 auch die geſetzgebende Gewalt. Ehe der letzte Freibrief 30. April 1854 zu Ende ging, wurde bereits 19. April 1852 ein Ausſchuß zur Anſtellung von Unterſuchungen über die beſtehende indiſche Verfaſſung ernannt, von deſſen Berichten auch Ende 1853 bereits mehrere Bände (Blue books) erſchienen. Die Frage über die abermalige Erneuerung war noch ſchwebend. Nach Anſicht einer großen Partei, der Freihändler und Mancheſterleute, ſollte die Compagnie ganz aufgehoben werden. Am 3. Juni 1853 legte der Miniſter der indiſchen Angelegenheiten einen Geſetzentwurf über die Neugeſtaltung der Verfaſſungsverhältniſſe des indiſchen Reichs dem Unterhauſe vor, wonach die Zahl der Mitglieder des Directoriums auf 18 herabgeſetzt und das Patronatsrecht der Compagnie auf die Ernennung zu Cadettenſtellen im indiſchen Heer beſchränkt werden, die Ernennung zum Mitglied des dem Generalgouverneur beigegebenen Staatsraths, welche bisher dem Directorium allein zugeſtanden, fortan von der Zuſtimmung der Krone abhängen, die Präſidentſchaft Bengalen nicht mehr vom Generalgouverneur, ſondern einem beſondern Lieutenant-Gouverneur verwaltet, der Freibrief der Compagnie nicht erneuert, ſondern die neuen Beſtimmungen einfach Geſetzeskraft haben ſollten, jederzeit aber auf dem Wege der Geſetzgebung abgeändert und aufgehoben werden könnten. Die Vorſchläge der Regierung wurden in beiden Häuſern genehmigt. In Indien ſelbſt aber befriedigte dieſe Reform keineswegs, ſondern gab vielmehr zu einer Bewegung unter den Eingeborenen, namentlich in der Präſidentſchaft Madras, Veranlaſſung, welche die Bildung von Volksvereinen zur Folge hatte. In einer 2. April 1855 in Madras abgehaltenen Volksverſammlung kam eine Petition an das Parlament zu Stande, worin man eine lange Reihe Beſchwerden und den Wunſch ausſprach, daß das Angloindiſche Reich eine Verfaſſung wie die Kroncolonie Ceylon erhalte, alſo die polit. Macht der Compagnie aufhöre. Dieſe Petition befürwortete 16. Juli 1855 Graf Albemarle im Oberhauſe, wobei er einige der drückendſten, in verſchiedenen Fällen ſogar von der Tortur unterſtützten Erpreſſungen hervorhob. Dieſelben traurigen Zuſtände in der Präſidentſchaft Madras brachte 14. April 1856 Graf Albemarle abermals im Oberhauſe zur Sprache, welches nun beſchloß, zur Abſtellung des Torturweſens die ſchleunigſten Maßregeln zu ergreifen. Der 1857 erfolgte Aufſtand der Sipahis in Oſtindien (ſ. d.) und die aus demſelben hervorgegangenen Nöthen ſteigerten nur in England die feindliche Stimmung des Parlaments und des Volks gegen die Compagnie, ſodaß letztere bald nicht mehr mit Erfolg dagegen ankämpfen konnte. Nach langem Streit der Parteien erfolgte endlich 8. Juli 1858 im Unterhauſe, 2. Aug. im Oberhauſe die Annahme eines neuen Indiageſetzes, wonach die Herrſchaft der Compagnie aufgehoben wurde und unmittelbar an die Krone England überging. Am 30. Aug. hielt die Compagnie ihre letzte Sitzung; ſie trat in würdiger Weiſe vom Schauplatz der Weltgeſchichte ab.

Von den Oſtindiſchen Compagnien anderer Völker ſind beſonders vier zu erwähnen: 1) Die Holländiſche Oſtindiſche Compagnie, deren erſter Begründer Cornelius Houtman (ſ. d.) war. Dieſelbe conſtituirte ſich mittels Vereinigung mehrerer kleinerer, nach Oſtindien Handel treibender Geſellſchaften 20. März 1602, ſodaß nun jeder Bürger der Republik der Vereinigten Provinzen theilnehmen konnte, und erhielt ſogleich das Monopol für den holländ. Handel jenſeit der Magellansſtraße und des Vorgebirgs der guten Hoffnung, das Recht, im Namen der Generalſtaaten Bündniſſe und Verträge zu ſchließen, Feſtungen anzulegen, Gouverneure, Kriegsvolk und andere Beamte anzuſtellen und ihre innere Organiſation ſelbſt einzurichten. Man theilte die Compagnie in mehrere Kammern. Für die Leitung der allgemeinen Compagnieverhältniſſe aber wurden aus den 60 Directoren der einzelnen Kammern 17 Directoren oder Bewindhebber gewählt, deren Anordnungen zu folgen man die einzelnen Kammern anwies. Auf glänzende Weiſe wurde der Zweck der neuen Compagnie erreicht. In kurzer Zeit erlangten die Holländer das Uebergewicht über Portugieſen, Spanier und ſelbſt über die Engländer auf den oſtind. Inſeln; ihr Handel ſtieg auf eine vorher nie gekannte Höhe. Indem ſie ſich größtentheils auf die Inſeln beſchränkten, entgingen ſie den Verwickelungen, in welche die Engländer und Franzoſen durch die allmähliche Auflöſung des mongol. Reichs geriethen, und erweiterten ihrerſeits mit ſeltener Ausdauer auf den Inſeln ihren Einfluß, Anſehen und Handel. Daneben hielt man auf ſtrenge Behauptung des Monopols, beaufſichtigte anfänglich ſtreng die Beamten und zahlte aufs pünktlichſte. Durch ſolche Mittel befand ſich die Compagnie bereits 1605 im

Beſitz der Malukken, erwarb 1607 Ternate und Banda und 1637 auch den ausſchließenden Handel mit Japan (ſ. d.), wodurch über ein Jahrhundert große Reichthümer nach Holland floſſen. In kleinen Kämpfen mit den Eingebornen der Inſeln ſtellte ſich im Laufe des 17. Jahrh. die Herrſchaft der Holländer feſt, zu deren Mittelpunkt das 1618 erbaute Batavia (ſ. d.) auf Java erwählt wurde. Den Portugieſen entriſſen die Holländer 1641 Malakka, 1658 Ceylon, 1663 Celebes und ſeit 1665 die wichtigſten Punkte auf der Küſte von Malabar. Im Anfange des 18. Jahrh. zählte man ſieben holländ.-indiſche Gouvernements, vier Directorialniederlaſſungen, vier Commanderien und drei Contors. Ohne Schulden hielt ſich die Compagnie bis 1697, ſeitdem aber mehrte ſich das Deficit infolge der koſtſpieligen Verwaltung, der wachſenden Demoraliſation der Beamten, beſonders aber infolge der politiſchen und Handelsconcurrenz der Engländer ſo ſehr, daß es 1794 auf 118,265447 Fl. angewachſen war. Dieſe Finanzverwirrung der Compagnie zog zuletzt die Aufmerkſamkeit der Staaten von Holland auf ſich. Dieſe ernannten 1791 eine Unterſuchungscommiſſion, die indeß ihre Arbeiten noch nicht beendet hatte, als die Compagnie infolge des Revolutionskriegs gegen Frankreich und der Errichtung einer Bataviſchen Republik, 15. Sept. 1795, von den neuen proviſoriſchen Volksrepräſentanten aufgehoben ward. Ihre Beſitzungen wurden Eigenthum der Nation, ihr Monopol vernichtet und die Schulden für Nationalſchulden erklärt. 1824 erfolgte jedoch die Errichtung einer neuen Oſtindiſchen Compagnie, welcher unter gewiſſen Bedingungen die alten Monopole im holländ.-aſiat. Colonialreiche wieder erhielt. Während alles fortſchritt, blieben ſo die Holländer bei der veralteten Colonialverwaltung. Erſt in neuerer Zeit ſind erhebliche Verbeſſerungen eingetreten in der Rechtspflege, Steuererhebung und übrigen Verwaltung. Auch iſt die Sklaverei aufgehoben worden. (S. Niederlande.) 2) Die Franzöſiſche Oſtindiſche Compagnie wurde im Aug. 1664 geſtiftet, hat es aber, da ſie niemals eine freie Handelsgeſellſchaft, ſondern eine Staatsanſtalt war, in keiner Weiſe zu einer großen Bedeutung gebracht. Anfangs verſuchte ſie in Madagaskar, dann in Ceylon ſich feſtzuſetzen und errichtete darauf 1675 ein Contor zu Surate. Vier Jahre nachher gelang es ihr, auf der Küſte Koromandel eine kleine Territorialbeſitzung zu erwerben, woſelbſt Pondichery erbaut und zum Hauptort erwählt wurde. Es wurden mit China, Siam u. ſ. w. Handelsverbindungen angeknüpft, deren Vortheile jedoch insgeſammt wieder in dem von Ludwig XIV. begonnenen Kriege mit den Holländern verloren gingen. Wenige Jahre darauf ſtürzten die Speculationen des Financiers Law (ſ. d.) dieſelbe in neue Verluſte, ſodaß ſie nur mit großer Mühe ſich wieder erholte. Zuletzt führten die Verluſte, welche die Compagnie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts infolge der großen Kriege der Engländer mit den Franzoſen erlitt, deren Auflöſung 13. Aug. 1769 herbei, bei welcher die Krone ihr Eigenthum an ſich nahm und den Handel nach Oſtindien frei gab. Reſte dieſer indiſchen Beſitzungen ſind Pondichery (ſ. d.) und Chandernagore (ſ. d.), welche nur koſten und nichts eintragen. 3) Die Däniſche Oſtindiſche Compagnie, 1618 errichtet, trieb einen ziemlich bedeutenden Handel in Oſtindien bis zu der Zeit, als Holländer und Engländer daſelbſt übermächtig wurden. Schon 1634 mußte ſie ſich auflöſen, wurde aber 1670 neu conſtituirt. Doch auch dieſe Reſtitution dauerte nicht lange; denn ſchon 1729 ſah die Compagnie ſich genöthigt, alle ihre Rechte und Beſitzungen, Trankebar (ſ. d.) auf der Küſte Koromandel, an den Staat abzutreten. 1732 errichtete dieſer eine neue Geſellſchaft unter dem Namen der Däniſch-Aſiatiſchen Compagnie, deren Handel während des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Gewinn war, ſeitdem aber auf Null geſunken iſt. 1845 hat Dänemark ſeine Beſitzungen Trankebar und Serampore für eine beſtimmte Geldſumme an England überlaſſen. 4) Die Schwediſche Oſtindiſche Compagnie wurde 1741 zu Gothenburg errichtet, hat ſich aber ſtets nur auf den Handel beſchränkt und dabei ſo gute Geſchäfte gemacht, daß ſie in günſtigen Zeiten eine Dividende von 26 Proc. auszahlen konnte. Seit 1806 wurde ſie neu organiſirt, kannte ſich aber niemals zur Bedeutung erheben.

Oſtjaken, eine zur ugriſchen Gruppe des finn. Stammes (eines Gliedes der großen uralaltaiſchen Völkerfamilie) gehörende Völkerſchaft, welche in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk des aſiat. Rußland, ſüdlich bis zur Djemjanka, einem Nebenfluß des Irtiſch, und bis zum Wasjugan, einem Nebenfluß des Ob, nördlich bis zum Obbuſen, wohnt. Sie ſind größtentheils Fiſcher, Jäger und Rentiernomaden und nicht ganz 25000 Köpfe ſtark. Ihre Sprache zerfällt in mehrere Mundarten: in den irtiſchen, ſurgutiſchen und obdoriſchen Dialekt, der letztere in den eigentlich obdoriſchen und den kondiniſchen. Von dieſen ugriſchen O. völlig verſchieden ſind die Jeniſei-O. an den Flüſſen Sym und Imbat zwiſchen den Städten Jeniſeisk und Turuchansk. Sie zählen nicht ganz 1000 Köpfe und reden eine nicht zum ural-altaiſchen Stamm gehörige

Sprache, von welcher Caſtrén eine Grammatik (Petersb. 1858) geliefert hat. Ihm verdankt man auch eine Sprachlehre des Ugriſch-Oſtjakiſchen, welche 1849 (2. Aufl. 1858) erſchien. Die meiſt an dem linken Ufer des Jeniſei an deſſen einzelnen Nebenflüſſen wohnenden Oſtjak-Samojeden machen einen beſondern ſamojediſchen Volksſtamm aus.

Oſtpreußen heißt der am öſtlichſten gelegene Theil der preuß. Monarchie, der in Verbindung mit Weſtpreußen (ſ. d.) die Provinz Preußen oder das urſprüngliche Königreich Preußen bildet. Vom ruſſ. Litauen, dem Königreiche Polen, Weſtpreußen und der Oſtſee umgrenzt, zählte es Ende 1864 auf 711,28 Q.-M. 1,761530 E. (83065 mehr als 1861 und 230258 mehr als 1852), die aus eingewanderten Deutſchen, Abkömmlingen der alten Litauer und Maſuren gemiſcht, größtentheils (1½ Mill.) der evang. Confeſſion angehören. Litauiſch ſprechen 142400, kuriſch 425, polniſch 330000 E. Die Landſchaft bildet ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit nach einen Theil des von Weſten nach Oſten ſich ziehenden großen ſüdbaltiſchen Küſtenplateau, ein Flachland, welches, von einzelnen Sandbergen und Anhöhen überragt und von zahlreichen größern und kleinern Seen bedeckt, neben vielen umfangreichen Flächen ſterilen Sand- und Felsbodens auch große Strecken Weideland, Getreide- und Holzboden enthält. Die größten der ſehr zahlreichen Landſeen ſind, abgeſehen von den Haffs (ſ. d.), der Löwentin- oder Lötznerſee, der Spirdingſee, der Warſchauſee und der Mauerſee. Die Hauptflüſſe ſind: die Dange, die Minge, der Njemen oder die Memel nebſt der Jura und Szeszuppe, der Nemonin, die Paſſarge und der Pregel mit der Inſter und Alle. Außerdem gibt es mehrere bedeutende Kanäle, z. B. den großen und kleinen Friedrichsgraben, die Neue Gilge, die Neue Deime, den Johannisburgiſchen und andere Kanäle, die zur Verbindung der größern Seen untereinander dienen; wie denn z. B. der Kanal von Lötzen den Mauerſee mit dem Löwentinſee verbindet. Die Bewohner beſchäftigen ſich weniger mit Fabrikinduſtrie als mit Production der Urſtoffe des Pflanzen- und Thierreichs. Neben ergiebigem Flachs- und Getreide-, namentlich Weizenbau trägt das Land Hülſenfrüchte, etwas Taback und Obſt, beſonders aber in reichlicher Menge Holz und Torf, und außer der Fiſcherei iſt vorzüglich die Gänſe-, Bienen- und Rindviehzucht ſehr bedeutend. Die Pferdezucht wird mit beſonderer Vorliebe in dem litauiſchen Theile von O. behandelt und durch das Hauptgeſtüt zu Trakehnen und die Landgeſtüte zu Trakehnen, zu Inſterburg und Gudwallen weſentlich gefördert. In der Nähe der Oſtſee, beſonders an der Küſte Samlands, zwiſchen dem Friſchen und Kuriſchen Haff, findet man Bernſtein. Die Hauptfabrikationsgegenſtände ſind Leinengarn und Leinwand, welche letztere namentlich in den vier ermeländiſchen Kreiſen des Regierungsbezirks Königsberg gefertigt wird. Dieſe und Holz bilden die für die Provinz wichtigſten Ausfuhrartikel. Der Handelsverkehr wird nach außen durch die Lage an der Oſtſee und mehrere gute Häfen und Rheden (Memel, Pillau, Königsberg und Braunsberg), im Innern durch die ſchiffbaren Flüſſe und Kanäle ſowie durch drei Eiſenbahnen begünſtigt. In polit. Hinſicht iſt die Landſchaft in die zwei Regierungsbezirke Königsberg (1,034164 E. auf 408,12 Q.-M.) und Gumbinnen (727366 E. auf 298,21 Q.-M.) getheilt. Beide zuſammen zählen 67 Städte, 31 Flecken und 5423 Dörfer. Für die kath. Kirche beſteht das Bisthum Ermeland, deſſen Sprengel ſich zugleich über Weſtpreußen erſtreckt, und deſſen Biſchof zu Frauenburg ſeinen Sitz hat. Die Provinzialſtände, die im Verein mit den Ständen Weſtpreußens ſich abwechſelnd in Königsberg und Danzig verſammeln, beſtehen aus 30 Deputirten der Ritterſchaft, 15 Deputirten der Städte, 15 Deputirten der Kölmer (d. h. Beſitzer ſolcher Güter, die nach dem kulmſchen Recht völlig freie Allodialgüter ſind), Freien und der bäuerlichen Gutsbeſitzer. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten beſitzt O. die Univerſität zu Königsberg, das akademiſche Lyceum Hoſianum für kath. Theologen zu Braunsberg, das königl. pädagogiſche Seminar für Gymnaſial- und Realſchullehrer zu Königsberg, zwölf Gymnaſien zu Königsberg (drei), Hohenſtein, Memel, Pillau, Raſtenburg, Gumbinnen, Inſterburg, Lyck, Tilſit und die zwei katholiſchen zu Braunsberg und Röſſel; fünf Realſchulen zu Königsberg (zwei), Wehlau, Inſterburg und Tilſit, drei höhere Bürgerſchulen zu Bartenſtein, Pillau und Neidenburg, die königl. Provinzialgewerbeſchule zu Königsberg, die fünf Schullehrerſeminarien zu Königsberg, Preußiſch-Eylau, Angerburg, Karalene bei Inſterburg und das katholiſche zu Braunsberg, außerdem das Privatſeminar für Lehrerinnen und Erzieherinnen zu Königsberg ſowie die Seminarſchullehrer-Präparandenanſtalt zu Marggrabowo oder Oletzko; ferner elf höhere Töchterſchulen zu Königsberg (fünf), Memel, Neidenberg, Wehlau, Inſterburg und Tilſit (zwei), die Taubſtummenlehranſtalten zu Königsberg, Braunsberg und Angerburg (Provinzialanſtalt), die Blindenunterrichtsanſtalt zu Königsberg und die Hebammeninſtitute zu Königsberg und Gumbinnen. Die Hauptſtadt von O. wie der ganzen Provinz Preußen iſt Königsberg (ſ. d.).

Ostracismus (griech. Ostrakismos, von ostrakon, d. i. die Scherbe) nonnten die Griechen eine in Athen durch Kleisthenes begründete und auch in einigen ondern griech. Staoten mit demokrotischer Verfassung, wie in Argos, Megaro, Syrokus und Milet, zeitweise übliche Art politischer Moßregelung, welche zum Zweck hotte, Bürger, von deren Einfluß man eine Störung der demokratischen Rechtsgleichheit befürchtete, auf einige Zeit ous dem Stoote zu entfernen und dodurch unschädlich zu machen. Der O., welcher keineswegs ols eine Strofe zu betrochten ist, sondern vielmehr dem von ihm Betroffenen zur Ehre gereichte, wurde gewöhnlich dann angewondt, wenn im Staate sich zwei polit. Parteien mit ungefähr gleichen Kräften gegenüberstanden, fodoß Unruhen, jo wol gor Bürgerkrieg zu befürchten wor; dann wurde der Führer der in der Minderheit befindlichen Portei ausgewiesen. Zu diesem Behufe versammelte sich in Athen dos Volk, nachdem es vorher in einer regelmäßigen Volksversonmlung die Frage, ob überhaupt O. onzustellen sei, bejaht hotte, an einem dofür onberoumten Tage ouf dem südlichern Theile der Agora (des Marktplatzes), der dazu mit hölzernen Schranken oder Seilen umgeben wor; hier wurde nach Phylen (Stämmen) geheim obgestimmt, indem jeder Abstimmende den Namen desjenigen, den er aus dem Stoote entfernt wissen wollte, ouf eine Scherbe schrieb; nur wenn wenigstens 6000 Scherben den Nomen eines und desselben Mannes zeigten, wor der Beschluß gültig. Der dovon Betroffene erhielt zehn Toge Zeit zur Ordnung seiner Angelegenheiten, dann mußte er das Land auf zehn (später auf fünf) Jahre verlassen, blieb aber im ungeschmälerten Besitze seines Vermögens und konnte jederzeit durch einen besondern Volksbeschluß wieder zurückberufen werden; noch der Rückkehr trat er ohne weiteres wieder in den Vollgenuß der bürgerlichen Ehrenrechte ein. Uns sind überhoupt nur zehn othenische Männer bekonnt, gegen welche der O. angewandt worden ist: der erste derselben wor Hipparchos, ein Verwandter der Peisistratiden; donn folgten Aristides, Themistokles, Cimon, Thucydides, der Sohn des Melesios; Alcibiodes, der väterliche, und Megokles, der mütterliche Großvater des berühmten Alcibiodes; Kollias, Domon, der Lehrer des Perikles in der Musik; endlich der Demagog Hyperbolos, dessen Verbannung durch eine Coolition des Nikios (noch ondern des Phäax) und des Alcibiades, von denen jeder den O. behufs Beseitigung des andern beontrogt hotte, herbeigeführt wurde. Seitdem wurde der O., wenn auch nicht gesetzlich, so doch foctisch abgeschafft, sodaß er überhoupt in Athen nicht ganz ein Jahrhundert long bestanden hot.

Oestreich, s. Oesterreich.

Ostrog (Fürsten von), ein mächtiges souveränes Geschlecht ous dem Stamme des heil. Wladimir, das früher seine Residenz in der jetzt verfollenen Stadt O. (mit 8937 E.) in Volhynien hotte. — Konstantin, Fürst von O., einer der berühmtesten Heerführer seiner Zeit, fiel in dem Kompfe der Polen und Litauer gegen die Russen on der Wedrosch o, 14. Juli 1500, in die Gefongenschoft des Zaren Iwan Wosiljewitsch, der ihn in seine Dienste zu treten zwang. Nachdem es ihm gelungen, zu entfliehen, wurde er vom poln. Könige Sigismund zum Großhetmon von Litauen und, als er 8. Sept. 1514 über die Russen den glönzenden Sieg bei Orsza davongetrogen hotte, zum Wojwoden von Wilna erhoben. — Konstontin, Herzog von O., ein eifriger Anhänger des griech.-christl. Gloubens, wor ein heftiger Gegner der Jesuiten und der Union der griech. und röm. Kirche und suchte auf der Synode zu Thorn eine Vereinigung mit den Reformirten in Polen herbeizuführen. In der von ihm gehobenen Residenz O. legte er eine hohe Schule, in der hauptsöchlich die griech. und lot. Sprache getrieben wurde, und eine Druckerei on, ous welcher auf seine Veronstoltung 1581 die berühmte ostroger (altslaw.) Bibelüberfetzung hervorging. Er starb 1608. Bald nach seinem Tode fonden die Jesuiten durch die Fürstin Anno Aloiza Eingong in O. und gründeten hier 1629 ein sehr ansehnliches Collegium. — Die männliche Linie der Fürsten von O. erlosch 1673 mit dem Fürsten Alexonder; die großen Güter gingen an die Fürsten Songuszko über.

Ostrolenka, eine Stodt in der bisherigen Wojwodschoft Plock im Königreiche Polen, an der Narew, mit 3090 E., ist bekannt durch das Treffen, welches hier 16. Febr. 1807 zwischen dem franz. General Savary und den Russen unter Essen stattfond, noch denkwürdiger ober durch die Schlacht vom 26. Moi 1831, in welcher Diebitsch einen vollständigen Sieg über den poln. General Strzynecki dovontrug und in der die poln. Generale Kicki und Kamiensti fielen.

Oströmisches Reich, s. Byzantinisches Reich.

Ostrowski, ein berühmtes und angesehenes Geschlecht in Polen. Cristinus O., des Wappens Nowicz, Castellan von Krokau, befand sich in der Schlocht bei Tannenberg 1410 unter den Heerführern Jagello's. — Tomosz, Graf O., geb. 21. Dec. 1739, wor einer der

einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit. Zuerst Landbote während August's III. Regierung, trat er unter Stanislaw August in den Senat. Als eifriger Beförderer der Constitution vom 3. Mai 1791 sah er sich jedoch durch die Anhänger der Conföderation von Targowiza genöthigt, seine Stelle aufzugeben und sich auf seine Güter in der Ukraine zurückzuziehen. Zur Zeit des Herzogthums Warschau wurde er 1809 zum Landtagsmarschall und nachher zum Präsidenten des Senats erhoben. Dieselbe Würde bekleidete er auch nach Errichtung des Königreichs Polen. Aus seinen Händen empfingen die Polen die vom Kaiser Alexander ertheilte Constitution, bei deren Veröffentlichung er ein bedeutungsvolles Wehe über denjenigen ausrief, der sie zuerst verletzen würde. Er starb 5. Febr. 1817. — Antani O., des vorigen Sohn, geb. zu Warschau 1782, studirte 1800 auf der Universität zu Leipzig und trat 1806, gleich nach dem Einzuge der Franzosen in Warschau, in die franz. Ehrengarde. Nach Gründung des Herzogthums Warschau wurde er Landbote, und während des Kriegs mit Oesterreich 1809 war er Mitglied der provisorischen Regierung. 1812 folgte er Napoleon nach Dresden und focht in der Schlacht bei Leipzig. Nachdem Polen durch Alexander eine Verfassung erhalten, hatte er als Abgeordneter dem Kaiser den Dank der poln. Nation in Paris zu überbringen und wurde sodann bei der Auseinandersetzung zwischen den Höfen von Berlin, Petersburg und Wien zum poln. Geschäftsführer ernannt. Nach dem Tode seines Vaters trat er in den Senat und bildete eine feste Opposition gegen Konstantin's Willkür. Deshalb ein Hauptgegenstand des Hasses desselben, unternahm er eine Reise durch England, Frankreich und Deutschland. Bei der ersten Nachricht von dem Aufstande 1830 eilte er nach Warschau. Er wurde zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt und wußte geschickt die Massen in Zaum zu halten. Ihm ward von dem Reichstage der Auftrag, den General Skrzynecki in Bolimow seiner Würde zu entsetzen. Als Krukowiecki zur Gewalt gelangte, schied er aus der Reichsversammlung und focht dann als gemeiner Soldat auf den Wällen von Warschau. Nachdem er zuvor als Senatspräsident Krukowiecki's Entsetzung ausgesprochen, folgte er dem poln. Heere nach Modlin und entwarf beim Uebertritt nach Preußen (4. Oct. 1831) das Manifest an die Könige und Völker Europas. O. fand ein Asyl in Frankreich, wo er sein Leben beschloß. Sein Bruder, Wladislaw O., war während der Revolution von 1830 Landtagsmarschall und stand als solcher in allgemeiner Achtung. Infolge der von Alexander II. bewilligten Amnestie kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde 1862 Mitglied des poln. Staatsraths. — Teodor O., ein Piarist und Professor im warschauer Convicte, gest. 1802 in Lemberg, ist der Verfasser eines geschätzten «Civilrechts des poln. Volks» (deutsch, 2 Bde., Berl. 1797). Er gab auch eine «Geschichte und Rechte der poln. Kirche» (2 Bde., Warsch. 1793; neue Aufl., Posen 1846) heraus, desgleichen eine Bearbeitung des «Engl. Strafrechts» nach Blackstone mit Anwendung auf Polen.

Ostsee oder Baltisches Meer heißt der große, mit der Nordsee und dem Kattegat mittels der Meerengen des Sund, des Großen und Kleinen Belt zusammenhängende Meerbusen, der durch die Küsten von Dänemark, Deutschland (Preußen, Mecklenburg, lübeckisches und oldenb. Gebiet), Rußland und Schweden begrenzt wird, 190—200 deutsche M. lang, 24—48 breit ist, und dessen Flächeninhalt, mit Inbegriff des Finnischen und Bothnischen Meerbusens, 7500 Q.-M. beträgt. Seine geringe Breite sowie die im Durchschnitt nur 20 Klafter und an sehr vielen Stellen kaum halb so viel, im allgemeinen aber nicht über 40—50 und nirgends über 167 Klafter betragende Tiefe des Wassers, die flachen preuß. und die meist felsigen schwed. Küsten, vor allem aber der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechsel der Winde machen dieses Meer für den Seefahrer gefahrvoll, obwol seine Wellen an und für sich minder furchtbar sind als die der Nordsee. Die Gruppe der Alandsinseln (s. d.) scheidet den südl. Theil der O. vom nördlichen oder dem Bothnischen Meerbusen (s. d.). Der Finnische Meerbusen (s. d.) scheidet als östl. Einbuchtung in den russ. Continent Finland von Estland. Ein dritter Meerbusen ist der Rigaische oder Livländische. Das Kurische, das Frische und das Pommersche Haff (s. Haff) sind nicht sowol Seebuchten als Süßwasser- oder Mündungsgolfe der Flüsse Njemen, Pregel, Weichsel und Oder. Das Wasser der O. ist kälter und klarer als das des Oceans. Es enthält fünfmal weniger Salztheile als der Atlantische Ocean, und das Eis hindert jährlich drei bis vier, zuweilen fünf Monate lang die Schiffahrt. Ebbe und Flut sind, wie in allen so enge verschlossenen Binnenmeeren, wenig bemerkbar; doch steigt und fällt das Wasser zu zeiten, wiewol aus andern Ursachen, insbesondere vermöge der verschiedenen Wassermenge, welche je nach der Jahreszeit von den Flüssen zugeführt wird. Bei stürmischem Wetter findet man an den Küsten Preußens und Kurlands Bernstein, den die Wellen an das Ufer spülen. Es ergießen sich wenigstens 250 Flüsse in die O., darunter aus Deutschland: Trave, Warnow, Oder, Rega, Persante, Wipper, Stolpe, Lupow,

Leba, Weichsel, Pregel und Njemen; aus Rußland Windau, Düna, Narwa, Newa und Uleå, und aus Schweden Tarneå, Luleå, Piteå, Umeå, Angermanna- und Dal-Elf sowie der Abfluß des Mälarsees und der Wasserzug der Matala. Das Gesammtbecken dieser Flußgebiete umfaßt wenigstens 42000 Q.-M.; nur ungefähr ein Viertel van dessen Grenze ist gebirgig. Unter den Inseln der O. sind die bedeutendsten: Seeland, Fünen, Bornhalm, Samsöe, Möen, Langeland und Laaland, die zu Dänemark gehören; die schwed. Gottland und Öland; die zu Rußland gehörenden Ålandsinseln am Eingange des Bottnischen Meerbusens; Dagö und Oesell an der livländ. Küste; die preuß. Insel Rügen. Die Zahl der Schiffe, welche jährlich aus der O. in die Nordsee und aus dieser in jene einlaufen, beläuft sich auf mehrere Tausende. Durch den Eider- oder Schleswig-Holsteinischen Kanal, welcher in der O. bei Friedrichsort seine Einfahrt und in der Nordsee seine Mündung bei Tönningen hat, hängen diese beiden Meere zusammen, und es wird durch diese Verbindung vorzüglich in milden Wintern die Getreideausfuhr nach Holland und Frankreich erleichtert. Auch der Göthakanal, welcher die Flüsse und Seen Südschwedens verbindet, setzt die O. mit der Nordsee in Verbindung. Die wichtigsten Handelshäfen an der O. sind in Dänemark Kopenhagen, in Deutschland Flensburg, Schleswig und Kiel, Travemünde (Lübeck), Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin und Swinemünde und einige andere pommersche Häfen; in der Provinz Preußen Danzig und Weichselmünde, Elbing, Königsberg mit Pillau und Memel; in Rußland Libau, Windau, Riga, Pernau, Reval, Narwa, Kronstadt (Petersburg) und Sweaborg, und in Schweden Stockholm, Karlskrona und Ystad. Ein äußerst wichtiges Phänomen ist die Hebung der baltischen Küsten; sie war gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Gegenstand vielfacher Verhandlungen unter den Physikern.

Ostseeprovinzen oder **Baltische Provinzen** heißen im weitern Sinne die längs der Ostsee gelegenen russ. Gouvernements Kurland (s. d.), Livland (s. d.), Estland (s. d.) und Ingermanland (s. d.) oder Petersburg. Im engern Sinne bezeichnet man nur die drei erstern Provinzen mit diesem Namen, welche zusammen einen besondern Militärbezirk unter dem Generalgouverneur von Riga bilden. Dieselben waren schon in früher Zeit auch historisch durch die Herrschaft des Deutschen Ritterordens bis in die Mitte des 16. Jahrh. verbunden. Bis in ihr Gebiet erstreckte sich die poln. Herrschaft, unter welcher einst Kur- und Livland standen. Zuletzt waren indeß Livland und Estland schwedisch und wurden, wie Ingermanland, erst seit dem Beginn des 18. Jahrh. durch die Kämpfe Peter's d. Gr. mit Rußland vereinigt, während Kurland seine eigenen, von Polen abhängigen Herzoge hatte und erst 1795 dem Reiche des Zaren einverleibt ward. Es haben diese drei deutschen O., welche nach ihren Natur- und Bevölkerungsverhältnissen eine Grenzmark zwischen Germanen- und Slawenthum bilden, noch gegenwärtig eigene, durch Capitulationen festgestellte Verfassungen, Privilegien und Agrarverhältnisse, überhaupt eine Menge auf deutsch-prot. Cultur-, Rechts- und Geschichtsgrundlage ruhender Eigenthümlichkeiten bewahrt, obgleich im allgemeinen die gewöhnliche Gouvernementsadministration eingeführt ist, und besonders seit Nikolaus I. das Streben der russ. Regierung darauf gerichtet war, diese Provinzen zu russificiren. Dieselben umfassen 1736,98 Q.-M. mit 1,812250 E. (Ende 1863), wovon in Kurland 593856 auf 495,34 Q.-M., in Livland 925275 auf 883,04 Q.-M. und in Estland 313119 auf 358,60 Q.-M. leben. Der bei weitem größere Theil der Bevölkerung besteht aus Letten (729000 im J. 1858) und Esten (610000 im J. 1858). Diese bilden den Stand der Bauern, welche durchschnittlich cultivirter und meist wohlhabender sind als die russ. Bauern. Schon seit 1839 gab es unter ihnen keine persönlich Unfreien mehr, während die Leibeigenschaft im übrigen Rußland erst 1862 aufgehoben ward. Die Städtebewohner, im J. 1863 195474 Seelen in 25 Städten (mit Ausnahme der Arbeiterklasse, des russ. Militärs, einiger russ. Kaufleute und Beamten) sowie die Grundbesitzer und Landprediger sind seit 700 Jahren durchweg Deutsche mit deutscher Sprache. Durch Deutsche ist das Land dem Christenthum gewonnen, durch Deutsche cultivirt worden. Die luth. Kirche ist entschieden die vorherrschende. 1858 kamen bei einer Gesammtbevölkerung auf die prot. Kirche 1,473009, auf die orthodoxe griechische nur 175364 (ungerechnet 16828 altgläubige Sektirer des griech. Cultus), auf die römisch-katholische 61836, auf die Juden 27200 Individuen. Gleichzeitig zählte man 143496 Stadtbürger, 1,502891 Landleute, 20140 Adeliche, 3924 Geistliche und Kirchenbeamten, 66208 Soldaten. Vgl. Kohl, «Die deutsch-russischen O.» (2 Bde., Dresd. und Lpz. 1841); von Schlözer, «Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden» (Berl. 1850); Rathlef, «Skizze der oragraphischen und hydrographischen Verhältnisse von Liv-, Est- und Kurland» (Reval 1852); «Die O. und Rußland» in «Unsere Zeit» (Neue Folge, Bd. 2, Thl. 1, Lpz. 1866).

Osuna, Stadt (Villa) der span. Provinz Sevilla in Andalusien, 10 M. im OSO. von Sevilla, an der Straße nach Granada, in einer fruchtbaren, besonders olivenreichen Ebene am Fuße der granadinischen Vorberge gelegen, ein wohlhabender, unregelmäßig gebauter Ort, hat 1 schöne goth. Collegiatkirche mit prächtigem Portal vom J. 1534, 15 ehemalige Klöster, 3 Hospitäler, 1 Collegium (Ueberrest einer 1549 gegründeten, aber 1824 aufgehobenen Universität), 1 großes Schloß, den Stammsitz der Herzoge von Osuna (s. d.) und zählt (1857) 15130 E., welche Esparto-, Seide- und Leinenwaaren fertigen und Handel mit Oel, Getreide, Wein, Früchten und Kapern treiben. Im Alterthume lag hier Urso, wo 212 v. Chr. Cnejus Scipio im Treffen gegen die Karthager fiel. Im Mittelalter hieß der Ort Ossona, bei den Arabern Hisn (Schloß) Oschuna. Am 14. April und 24. Juli 1812 fanden in der Nähe blutige Gefechte gegen die Franzosen statt.

Osuna (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von), Vicekönig von Sicilien, dann von Neapel, geb. 1579 zu Valladolid, kam als zweijähriger Knabe mit seinem Großvater nach Neapel, als dieser hier Vicekönig wurde. In seinem 10. J. kehrte er nach Spanien zurück und ging auf die Universität zu Salamanca, wo er sich zu einem trefflichen Lateiner bildete und eine umfassende Kenntniß der Geschichte erwarb. Als er an Philipp's II. Hof erschien, fand er Anlaß genug, seinen beißenden Witz zu zeigen, lud aber damit sehr bald den Haß der Höflinge und die Ungnade des Königs auf sich. Wegen einer anstößigen Aeußerung gegen den König aus der Hauptstadt verwiesen, begab er sich nach Saragossa, wo auch Philipp's Secretär, Antonio Perez, Zuflucht gesucht hatte. Giron schützte ihn und erleichterte ihm die Flucht. Er selbst begab sich nach Frankreich und darauf nach Portugal, wo er bis zum Tode Philipp's II. blieb. Nach seiner Rückkehr an den Hof hielt er sich besonders an den Herzog von Lerma, den Günstling des neuen Königs, Philipp's III., heirathete die Tochter des Herzogs von Alcala und nahm den Titel eines Herzogs von O. an. Doch die Höflinge fanden Mittel, auch Philipp III., den O. öffentlich den Obertambour des Reichs nannte, gegen ihn aufzubringen. Vom Hofe verwiesen, begab sich O. nach Flandern, wo er in sechs Feldzügen diente und sich ebenso sehr durch Umsicht wie durch Muth auszeichnete. In dieser Zeit bereiste er auch Frankreich und England. Heinrich IV. von Frankreich, der viel Gefallen an seinem Witze fand, nahm ihn sehr gut auf, und König Jakob I. von England unterhielt sich gern mit ihm in lat. Sprache. Durch die Bemühungen des Herzogs von Lerma wurde ihm 1607 gestattet, an den Hof zurückzukehren, und der König gab ihm Beweise seines Vertrauens. Durch seinen Einfluß bewog O. die Minister zur Anerkennung der Unabhängigkeit Hollands, was in dem Vertrage von 1609 geschah, und als im folgenden Jahre die Vertreibung der Moriscos (Mauren) beschlossen wurde, sprach er sich in zwei Denkschriften über die Verderblichkeit dieser Maßregel aus. Die Inquisition beschuldigte ihn daher, daß er auf seinen Reisen Ketzereien eingesogen habe. Die gegen ihn verhängte Untersuchung gab jedoch keine Gründe zu seiner Verurtheilung an die Hand. Gleich nachher, 1611, ging O. als Vicekönig nach Sicilien, wo er eifrig bemüht war, öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt herzustellen. Nach seiner Zurückberufung 1615 blieb er nur kurze Zeit in Spanien, da er im folgenden Jahre Vicekönig von Neapel wurde. Auch hier war seine Sorgfalt dahin gerichtet, den Druck zu erleichtern, der auf dem Volke lastete, wodurch er sich aber freilich dem Adel und den Geistlichen verhaßt machte. Den Ansprüchen Venedigs auf die ausschließende Herrschaft über das Adriatische Meer, die dem Handel von Neapel und Sicilien großen Schaden brachte, widersetzte er sich mit siegreichem Nachdruck. Als Philipp III. die Inquisition in Neapel einführen wollte, erklärte sich O. mit solcher Beharrlichkeit dagegen, daß man ihn des Trotzes gegen den König anklagte. Um den Sturm zu beschwören, vermählte er seine Tochter mit dem Sohne des königl. Günstlings, des Herzogs von Lerma. Sein Widerstand gegen die Einführung der Inquisition hatte ihn aber der Geistlichkeit nur um so verhaßter gemacht, und da er voraussah, daß die Hofränke ihm endlich doch die Gewalt entreißen würden, machte er den Anschlag, sich selber der Herrschaft zu bemächtigen. In dieser Absicht erforschte er seit 1617 die Gesinnungen von Savoyen, Venedig und Frankreich, auch knüpfte er Verbindungen mit Holland und selbst mit den Türken an, obschon er unter dem Vorwande eines Kriegszugs gegen die Türken, den Absichten seines Hofs entgegen, gerüstet blieb. Wiewol sein Anschlag zum Theil ruchbar wurde, so fürchtete man in Spanien doch, ihn abzuberufen. Endlich wurde 1620 der Cardinal Borgia zu seinem Nachfolger ernannt. Wie im Triumphzuge kehrte er nach Madrid zurück; doch gleich nach Philipp's IV. Thronbesteigung wurde 1621 eine lange Untersuchung gegen ihn verhängt. Obschon dieselbe ihn nicht strafbar zeigte, so wurde er doch als Gefangener im Schlosse Alamede festgehalten und starb daselbst 1624, wie einige behaupten, an Gift, das ihm seine Frau gegeben haben soll. Die Rache des Hofs er-

losch mit seinem Tode, und des Herzogs Sohn, Don Juan Tellez y Giron, Herzog von O., gest. 1656 als Vicekönig zu Palermo, kam in den ungestörten Besitz des väterlichen Erbes.

Oswald (der Heilige), ein Sohn des northumbrischen Königs Ethelfred, ward 604 geboren und gelangte, nachdem er viele Jahre in der Verbannung gelebt und, in die Heimat zurückberufen, bei Denisesburna den letzten brit. Kriegshelden Kedwalla besiegt und getödtet, 636 zur Herrschaft über Northumbrien. Er war fromm, mildthätig, ein heldenhafter Mehrer seines Reichs, zugleich Begründer und Verbreiter des Christenthums unter den Angelsachsen. Kyneburg, die Tochter des westsächs. Königs Kynegil, gewann er sich erst durch die Taufe, die sie mit ihrem Vater in seiner Gegenwart empfing, zur Gemahlin. Durch eine wunderbare Heilung von tödlicher Krankheit errettet, gelobte er nebst seiner Gattin, jeder Weltfreude zu entsagen, und fiel 5. Aug. 642 im Kampfe gegen Penda, den heidnischen König der Mercier auf dem Macerfeld. An seiner Todesstätte geschahen späterhin mancherlei Wunderthaten. Verlieh ihm um seines christl. Heldentodes willen die Kirche den Heiligenschein, so wird ihn gewiß auch die rege Dichtung seines Volks nicht vergessen haben, obwol nur ein einziges und zwar lat. Gedicht vom Leben und den Wundern des heiligen O. dort sich erhalten hat, das überdies erst dem 13. Jahrh. angehört. Um so lebendiger gestaltete sich die Theilnahme an diesem brit. Könige in Deutschland. Früh schon wurden ihm Kirchen errichtet, sein Leben in sagenhafter Weise ausgeschmückt, und noch jetzt wurzelt die Oswaldlegende in den kath. Gegenden Deutschlands tief im Volksleben. Wie zwei noch erhaltene Gedichte zeigen, hat dieselbe früh dichterische Gestalt empfangen. Beide sind zwar nur in jüngern Ueberarbeitungen erhalten, aber die ihnen zum Grunde liegenden Originale gehören noch ins 12. bis 13. Jahrh. und sind wahrscheinlich am Niederrhein entstanden. Das eine, ältere, ist von Pfeiffer herausgegeben (in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum», Bd. 2), das andere von L. Ettmüller (Zür. 1835). Der Inhalt, der, Einzelheiten abgerechnet, in beiden Gedichten übereinstimmt, ist in Kürze folgender. Der heilige O. holt sich auf den Rath eines Pilgrims Traugemund (Wahrmund) im Morgenlande seine Gemahlin, indem er die Tochter des heidnischen Königs Aaron, Jungfrau Bauge (Spange), durch List gewinnt, entführt und dann durch Gewalt behauptet. Zuletzt bekehrt er auch noch den Vater seiner Geliebten dadurch, daß er die im Kampfe gefallenen Heiden wieder lebendig macht. Den Mittelpunkt der Erzählung bildet ein kluger, listiger und mit menschlicher Rede begabter Rabe, der die gefährliche Sendung übers Meer unternimmt und sich zur Erwerbung der Jungfrau besonders hülfreich erweist. Die Erzählung ist eine der im 12. Jahrh. so beliebten Brautwerbungssagen, ähnlich dem König Ortnit und dem Orendel. Sie enthält eine Menge mythischer Züge, und diese, namentlich der kundige und kunstreiche Rabe, machen es wahrscheinlich, daß sich der in Deutschland so reiche Wodanscultus im heiligen O. concentrirt hat und dieser im Glauben des Volks an die Stelle des obersten heidnischen Gottes getreten ist. Vgl. Zingerle, «Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie» (Stuttg. 1856); Bartsch, «Die deutschen Gedichte von St.-Oswald» (in Pfeiffer's «Germania», Bd. 5).

Oswego, Grafschaft in dem nordamerik. Freistaat Neuyork (43½ O.-M. mit 75958 E.), wird in nordwestl. Richtung vom Oswego durchflossen, der aus der Vereinigung des Seneca und Oneidaflusses entsteht und, seitdem seine Fälle durch ein System von Schleusen beseitigt sind, einen Theil des wichtigen Oswegokanals bildet, der den Eriekanal mit dem Ontario verbindet. An seiner Mündung in den Ontariosee liegt die Stadt O., mit einem durch einen künstlichen Damm gebildeten Hafen, welcher nächst Sackett's-Harbour der beste an der Südseite des Ontario ist und wegen seiner Verbindung mit dem Eriekanal gegenwärtig einen großen Theil des Handels zwischen Neuyork und dem Westen vermittelt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat sieben Kirchen, zwei höhere Schulen und zählt 16817 E., welche lebhaften, durch die Wasserkraft im Kanalwerke unterstützten Fabrikbetrieb, namentlich auch Säge- und Mahlmühlen unterhalten und eine bedeutende Rhederei besitzen. Mit den bedeutendsten Hafenorten am Ontariosee steht O. durch Dampfboote in regelmäßigem Verkehr. Auf der Ostseite des Oswegoflusses, in der Nähe des Sees, liegt das der Union gehörige Fort O.

Oswiecym, s. Auschwitz.

Osymandyas heißt nach Diodor ein alter ägypt. König, dessen Grabmal in Theben beschrieben wird. Die Beschreibung ist wichtig und merkwürdig, weil sie ein in seinen Ruinen noch vorhandenes Gebäude betrifft, welches von Ramses II., dem Sesostris der Griechen, auf der Westseite des Nil zwar nicht als Grabmal, aber doch als Grabtempel des Königs erbaut wurde und zu den schönsten Gebäuden gehörte, deren Ruinen noch erhalten sind. Der Name, welcher nur eine Variation des Ismandes ist, beruht auf einem Misverständniß der Griechen,

deſſen Nachweis von Lepſius gegeben iſt. Letronne hat in einer beſondern Schrift «Le tombeau d'O.» (Par. 1831) nachzuweiſen geſucht, daß das Gebäude verloren gegangen ſei, doch mit Unrecht. Bemerkenswerth iſt, daß in dieſem Tempel die älteſte Bibliothek aufbewahrt wurde, von der uns berichtet wird, und daß ſich noch jetzt mit Wahrſcheinlichkeit der Raum nachweiſen läßt, der für ſie beſtimmt war.

Oeta (griech. Oite), eine Gebirgskette im öſtlichern Theile des nördl. Griechenland, nahe dem Maliſchen Meerbuſen, auf der Grenze der Gebiete der Aenianen, Malier, Lokrer, Dorier und Aetolier, welche gewiſſermaßen das Mittelglied zwiſchen dem theſſaliſchen Othrys, dem ätoliſchen Korax und dem lokriſchen Knemisgebirge bildet. Auf der höchſten Spitze des Gebirgs, die ſich 6673 F. erhebt, ſollte Herakles ſich am Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn ſelbſt verbrannt haben, daher die Stelle Pyra (Scheiterhaufen) genannt wurde. Am O. wuchs die von den Alten zu medic. Zwecken vielgebrauchte Nieswurz (Helleboros) in großer Fülle und beſonderer Güte.

Otaheiti, Tahiti oder Taiti, die größte der Geſellſchaftsinſeln (ſ. d.) im Großen Ocean, beſteht aus zwei durch eine 6672 F. breite, im höchſten Punkte nur 43 F. hohe Landenge verbundenen Halbinſeln, deren größere nordweſtliche, das eigentliche O. oder Opureonu, die kleinere ſüdöſtliche aber Taiarabu heißt, und die zuſammen 18,9 Q.-M. Flächeninhalt haben, wovon 4,5 Q.-M. auf Taiarabu kommen. Das Innere der von einem Korallenriffe umgebenen, aber mit trefflichen Häfen verſehenen Inſel iſt gebirgig. Von allen Seiten ſteigt das Land von der die ganze Inſel rings umgebenden ſchmalen Küſtenebene aus gegen die Mitte in die Höhe, deren höchſte Spitze, der Orohena, ſich bis zu 6882 F. erhebt. Im Innern der meiſt bis zum Gipfel mit Pflanzen bewachſenen Gebirge iſt das Land wild und unbebaut; nur die Küſtenebene und einige Bergthäler ſind bewohnt und cultivirt. Mit Ausnahme dieſer Stellen iſt O. mit Wäldern von Kokos- und andern Palmen, Bananen, Brotfruchtbäumen, Orangen und andern Gewächſen eines tropiſchen Klimas bedeckt. Die Lagune, von welcher ſie wie von einem ungeheuern Feſtungsgraben umgeben wird, iſt 30 F. tief. Der Hauptort der Inſel und der franz. «États du Protectorat» iſt Papëete, ein ſtadtähnliches Dorf an der Nordweſtküſte, Sitz der Königin Pomare und des franz. Gouverneurs, zugleich Haupthandelsplatz, mit einer Kirche, Häuſern europ. Anſiedler, vielen Hütten der Eingeborenen, mehrern engl. und franz. Schulen und (1863) etwa 2000 E. (ungerechnet 550 Mann Garniſon und Schiffsmannſchaft). Der Ort hat einen guten Hafen, in welchen im J. 1863 208 Schiffe von 22934 Tons ein- und ausliefen mit einem Ladungswerth von 88240 Pfd. St. für den Import und 52436 Pfd. St. für den Export. Die ganze Bevölkerung der Inſel belief ſich 1863 auf 9086 Seelen, darunter 7642 Eingeborene. Seit 1864 hat die franz. Regierung die Einführung von 1000 Chineſen geſtattet, von denen im Febr. 1865 ein Contingent von 350 in Papëete ankam. Die Inſel iſt berühmt durch den naiv-idylliſchen Charakter, den man ihren Einwohnern einſt andichtete, ſowie durch die große Rolle, die ſie in der Geſchichte der Entdeckungen ſowie der Verbreitung des Chriſtenthums in der Südſee geſpielt. Nachdem ſchon 1606 der Spanier Quiros auf der unweit öſtlich gelegenen niedrigen Inſel Anaa, die er Sagittaria nannte, gelandet, wurde O. 19. Juni 1767 vom engl. Seefahrer Wallis, der ſie König Georg's III. Inſel nannte, und 2. April 1768 vom Franzoſen Bougainville beſucht, der zuerſt ihren einheimiſchen Namen Taiti in Gang brachte. Die Engländer dagegen brauchten noch lange Zeit die Form Otaheiti, auch nachdem Cook die Inſel ſeit 10. April 1769 beſucht und nach Beobachtung des Venusdurchgangs (an der Nordſpitze oder Cap Venus) mit Forſter zuerſt genauer unterſucht und beſchrieben hatte. Cook und ſeine Genoſſen fanden ein harmloſes, auf 100000 Seelen geſchätztes Naturvolk, welches unter einem Könige ſtand, der zugleich oberſter Prieſter war. Die Berührung mit der europ. Civiliſation verwandelte indeſſen bald das unbefangene Sinnenleben dieſes Volks zu gemeiner Sittenloſigkeit und die angeborenen Fehler zu eigentlichen Laſtern. Vor allem richteten die Luſtſeuche und der Gebrauch des Branntweins ungeheuere Verwüſtungen an. Um dieſen Zuſtand zu beſſern, wurden bereits 1797 Miſſionare von England nach O. ausgeſendet. Aber erſt 1803 nach dem Tode des Königs Pomare I. begann das Chriſtenthum Ausbreitung und Einfluß zu erhalten. 1812 erklärte ſich der Sohn und Nachfolger Pomare II. für das Chriſtenthum, und neue Miſſionare, die 1817 ankamen, gaben dem Bekehrungsgeſchäft größern Schwung. Pomare II. ſelbſt ließ ſich 16. Mai 1819 nebſt ſeiner Familie und mehrern Großen taufen, worauf allmählich die ganze Bevölkerung das Chriſtenthum annahm. Auch ordnete dieſer König das Gemeinweſen durch eine förmliche Repräſentativverfaſſung und ein Geſetzbuch. Ihm folgte, als er 7. Dec. 1821 in ſeinem 57. Lebensjahre geſtorben, ſein einziger Sohn Pomare III., der erſt 18 Monate alt war und bereits 1825 ſtarb. Für ihn führte die Regierung zuerſt ſeine Mutter, dann die

Tante. Nach ſeinem Tode wurde dann ſeine Schweſter Akmata (geb. 1813) auf den Thron gehoben, die ſeitdem als Königin Pomare IV. lebt. Die plötzliche Civiliſirung unter dieſen äußerlich chriſtl. Regierungen drang indeß keineswegs ins Volk, das vielmehr zuſammenſchmolz. Seit 1829 traten zu dieſer innern Auflöſung noch die Zänkereien mit dem franz. Conſul Moerenhout, die 1835 zur Einführung auch franz.-kath. Miſſionare führten, welche 1836 von der engliſch geſinnten Königin Pomare wieder vertrieben wurden. Nachdem eine ebenſo ruhmloſe als ungerechte Expedition der Franzoſen zwei Jahre ſpäter die koth. Miſſionare zurückgeführt, fiel das Civiliſationswerk in gänzliche Zerrüttung. Moerenhout brachte es dahin, daß fünf Häuptlinge im Sept. 1842 eine Urkunde unterzeichneten, die in zweideutigen Worten O. unter Frankreichs Schutz ſtellte. Die Königin Pomare proteſtirte dagegen, und als 1843 die Erklärung des Königs der Franzoſen, daß er das Protectorat von O. annehme, ankam, ließ ſie die franz. Flagge abnehmen. Der franz. Admiral Dupetit-Thouars, der das franz. Protectorat ins Werk ſetzen ſollte, erklärte ſie daher der Regierung für verluſtig, was den Widerſpruch Englands und den nun zu offenen Feindſeligkeiten übergehenden Widerſtand der von den engl. Miſſionaren, beſonders vom engl. Conſul Pritchard aufgeregten Eingeborenen zur Folge hatte. Endlich kam es dahin, daß Frankreich ſich mit dem leeren Protectorat begnügte und 1844 den Admiral Dupetit-Thouars, England aber den Conſul Pritchard zurückrief. Die Inſel ſelbſt war indeß dadurch nicht beruhigt. Alle Eingeborenen hatten ſich gegen die Franzoſen erklärt, und mehrere für die letztern zum Theil höchſt nachtheilige Gefechte, bei Maharea 17. April und bei Rapapa 30. Juni, waren die Folge des Aufſtandes. Auch vermochte der neue, nach O. geſendete franz. Gouverneur Bruat kein beſſeres Vernehmen herzuſtellen. Die Königin Pomare, die ſich nach Borabora oder Bolabola, einer der benachbarten Inſeln, zurückzog, verharrte ebenfalls im Widerſtande. Am 7. Jan. 1845 pflanzten die Franzoſen die Protectoratsflagge zu Papëete auf, und Bruat erklärte die Inſel Raiatea in Belagerungszuſtand. Während die franz. Regierung ſich mit der engliſchen ausſöhnte, ſetzten die Eingeborenen den Guerrillaskrieg gegen die Franzoſen fort. Endlich erlangten letztere 17. Dec. 1846 durch Beſtechung das Fort Fatahua, welches bisher widerſtanden hatte, und dadurch die Unterwerfung der Bevölkerung. Unter ſolchen Umſtänden bequemte ſich auch 6. Febr. 1847 die Königin Pomare zur Annahme des franz. Protectorats. Indeſſen kam noch langen Verhandlungen zwiſchen Frankreich, England und der Königin Pomare 19. Juni 1847 ein Vertrag zu Stande, wonach die Inſeln Huaheine, Raiatea und Bolabola von jedem Schutzverhältniſſe ausgenommen, und die Rechte der Königin anerkannt wurden. Obſchon die franz. Miſſionare ſeitdem auf O. verharrten, blieb doch bei dem neutralen Standpunkte der franz. Regierung deren Thätigkeit erfolglos, während ſich die brit. Miſſion auf O. und den Nachbarinſeln in Geltung erhielt. 1852 brach auf den Inſeln eine Revolution aus, in welcher die Königin Pomare vertrieben und die Republik ausgerufen wurde. Durch franz. Vermittelung erhielt ſie zwar den Thron zurück, dankte aber im Mai 1852 zu Gunſten ihrer Kinder ab, von denen ihr älteſter Sohn, Tamotoa, König von Raiatea, der jüngere König von Huaheine, ihre Tochter Königin von Bolabola wurde. Vgl. Lutteroth, «Histoire et enquête d'O-Taiti» (Par. 1843; deutſch von Bruns, Berl. 1843); Wagener, «Geſchichte der chriſtl. Kirche auf den Geſellſchoftsinſeln» (Berl. 1844).

Otfried, vermuthlich aus Franken gebürtig und ein Schüler des Hrabanus Maurus, verfaßte als Mönch im Benedictinerkloſter Weißenburg im Elſaß eine poetiſche Evangelienharmonie oder Bearbeitung der Geſchichte Chriſti nach den Evangelien in fünf Büchern, die er nach ihrer Vollendung um das J. 868 mit einer Zuſchrift in deutſchen Verſen König Ludwig dem Deutſchen und zugleich mit einer lat. Vorrede dem Erzbiſchof Liutbert von Mainz widmete. Er hatte bei Abfaſſung ſeines Werks die Abſicht, der Liebe ſeiner Landsleute zu weltlichem Volksgeſang dadurch, daß er ihnen ein Gedicht von chriſtl. erbaulichem Inhalt gäbe, entgegenzuwirken und zugleich ein Epos nach dem Vorbilde lat. Epiker aus der claſſiſchen und chriſtl. Zeit in deutſcher Sprache aufzuſtellen. Sein Gedicht iſt das älteſte deutſche, in welchem der Endreim herrſcht; die Strophen, in denen es gedichtet iſt, beſtehen aus zwei achtmal gehobenen Langzeilen, deren jede in zwei aufeinander ſtumpf reimende Halbzeilen zerfällt. Unſchätzbar als Quelle für die Kenntniß der althochdeutſchen Sprache und Metrik, zeugt es doch mehr von dem frommen Sinn und dem redlichen lehrhaften Streben des Dichters als von dichteriſcher Befähigung und urſprünglicher Kraft und ſteht an poetiſchem Werthe dem altſächſ. altiterirenden Heliand (ſ. d.), in welchem derſelbe Stoff behandelt iſt, weit nach. Herausgegeben wurde es in neuerer Zeit von Graff («Kriſt», Königsb. 1831) und zuletzt von Kelle mit kritiſcher Sorgfalt (Regensb. 1856). Eine Ueberſetzung lieferte Rapp (Stuttg. 1858). Vgl. Rechenberg, «O.'s Evangelienbuch und die übrige althochdeutſche Poeſie karolingiſcher Zeit» (Chemnitz 1862).

Otho (Marcus Salvius), röm. Kaiser vom Jan. bis April 69, geb. 32 n. Chr. Er stammte aus angesehenem Geschlecht, welches etruskischer Abkunft, in Ferentinum zu Hause und unter Augustus zu senatorischem Range gelangt war. Marcus nun, der Sohn des wackern Lucius Otho und der Alba Terentia, war anfangs einer der verdorbensten Vertrauten und Genossen bei Nero's Schwelgereien, wurde aber von diesem, weil der Kaiser in dem ungestörten Genusse von O.'s ebenso vornehmer als schöner und nichtswürdiger Gemahlin, Poppäa Sabina, sein wollte, 59 als Statthalter nach Lusitanien entfernt, wo er durch das thätige Leben ernster wurde und sich sogar durch Mäßigung und Gerechtigkeit auszeichnete. Als Galba (s. d.) sich gegen Nero 68 empörte, schloß sich O. sogleich an Galba an, begleitete ihn nach Rom und wurde nach dessen Thronbesteigung Consul. Da aber Galba nicht ihn, sondern den Piso zum Nachfolger ernannte, so erregte O., der bei seinen enormen Schulden nur noch durch einen solchen Streich Rettung finden konnte, die Prätorianer zum Aufstand. Galba wurde 15. Jan. 69 getödtet, O. zum Kaiser ausgerufen. Indessen aber hatten die Legionen in Germanien ihren Anführer Aulus Vitellius (s. d.) zum Kaiser ausgerufen. Seine Unterfeldherren führten das Heer nach Italien, und O., der vergebens einen Vergleich gesucht hatte, zog ihnen entgegen. In einigen kleinern Treffen blieben O.'s Truppen Sieger; in der Schlacht bei Bedriacum (bei Cremona) aber wurden sie geschlagen, und O. beschloß nun, obwol seine Lage noch keineswegs eine verzweifelte war, sich selbst zu tödten. Am 16. April führte er diesen Entschluß mit fester Ruhe aus, indem er sich mit dem Dolch durchbohrte. Seine Asche wurde zu Brixellum beigesetzt.

Otranto, das alte Hydruntum, eine Stadt und erzbischöfl. Sitz in der ital. Provinz O. oder Lecce (154,9 Q.-M. mit 447982 E. am 31. Dec. 1861), liegt auf einem in das Adriatische Meer hineinreichenden Felsen. Sie ist eine alte, schlechtgebaute Stadt mit 2032 E., von verfallenen Festungswerken umgeben und blos merkwürdig wegen ihrer Kathedrale, in der ein alter Thierkreis abgebildet sich findet. Ein kleiner Hafen unterstützt den Handel der Bewohner, der hauptsächlich mit Oel getrieben wird. Nach dieser Stadt wird die 10 M. breite Meerenge, welche das Adriatische mit dem Jonischen Meer verbindet, Straße von O. genannt. Napoleon ernannte Fouché (s. d.) zum Herzog von O.

Ottava rima oder Ottava, die Stanze von acht Versen, Octave, eine der edelsten und schönsten Dichtungsformen, welche dem sinnigen Geiste der Italiener ihre Entstehung verdankt; denn wiewol die ital. Poesie, zuerst von den Provenzalen angeregt, manches von diesen entlehnt hat, so steht doch fest, daß die Provenzalen es nie zu gesetzlich allgemein angenommenen Formen ihrer Dichtungen gebracht haben. Letztere haben Stanzen von acht Versen in allen möglichen Reimstellungen gedichtet, aber den Italienern war es vorbehalten, die schönste, Beweglichkeit und Ruhe verbindende Form der aus acht alternirend gereimten Versen bestehenden und mit zwei unmittelbar aufeinander reimenden Versen (la chiave oder la chiusa) schließenden Strophe zu erfinden, welche eben wegen dieses, dem Gedanken hinreichenden Raum zur Entfaltung gewährenden Umfangs und der beruhigend abschließenden Schlußverse sich wie der Hexameter mit seinen beweglichen und seinen feststehenden Schlußgliedern für die epische Darstellung eignet. Der erste, der diese Vorzüge der Octave erkannt zu haben scheint, ist Boccaccio, welcher sie zu seiner «Teseide» gewählt und deshalb oft fälschlich als der Erfinder dieser Form genannt wird, obwol es entschieden ist, daß sie sich in mehrern ältern, ungedruckt gebliebenen Dichtungen dieser Art vorfindet. Seitdem aber sind alle Meisterwerke der epischen Poesie der Italiener, sowol ernsten als scherzhaften Inhalts, in dieser Form gedichtet worden. Die regelmäßige Octave besteht aus acht endecasillabi piani, d. h. elfsilbigen Versen mit weiblichem Ausgange. Nur selten und stets um einen besondern Effect hervorzubringen, erlauben sich Dichter, wie Ariosto, alternirend versi sdruccioli, d. h. Verse mit daktylischem Ausgange, oder auch als Schlußverse tronchi, welche mit der zehnten betonten Silbe schließen, einzumischen. Tasso hat sich beides nie erlaubt; er hätte geglaubt, der Würde seiner Dichtung zu nahe zu treten. Spätere haben allerlei Künsteleien, Vervielfältigung der sdruccioli und tronchi, Einmischung von settenarj oder Versen von sieben Silben u. dgl. versucht. Die Sicilianer hatten bis auf Meli (s. d.) die älteste, aus acht alternirend gereimten Versen bestehende Strophe beibehalten. Es liegt in der Natur dieser Form, daß der Sinn mit der Stanze abschließe, und nur selten, dann aber auch mit Bewußtsein und Absicht, erlauben sich gute Dichter von diesem Gesetze abzuweichen.

Ottawa (d. i. großer Fluß) heißt in Nordamerika ein Fluß, der Ostcanada von Westcanada trennt. Derselbe entspringt unter 48° 30′ nördl. Br. und ergießt sich nach einem Laufe von etwa 180 M. in ostsüdöstl. Richtung, 4 M. westlich von Montreal, in den Lorenzstrom. Der O. ist berühmt durch das herrliche Holz seiner Ufer, welches einen bedeutenden Handelsartikel bildet,

ſowie durch ſeine Fälle, von denen die von Carillon und Chaudière die größten und bekannteſten ſind. — Die Stadt O., die Hauptſtadt von Canada, liegt in Weſtcanada am gleichnamigen Fluſſe, in reizender Gegend, nicht weit von den Chaudièrefällen, und zerfällt in die obere und untere Stadt, von denen die letztere das Geſchäfts- und Handelsviertel in ſich begreift. Der Haupthandelsartikel des Orts iſt Holz. Die Stadt wird durch eine Eiſenbahn mit Prescott, gegenüber Ogdensburg im Staate Neuyork, verbunden. Infolge der Erhebung O.s zum Regierungsſitz für die beiden Canadas, hat ſich die Stadt nicht allein durch anſehnliche Bauten erweitert und verſchönert, ſondern iſt an Bevölkerung bedeutend gewachſen. Ihre Einwohnerzahl, die 1851 nur 7760 betrug, belief ſich bereits 1861 auf 14669 Seelen.

Ottenſen, das größte Kirchdorf im Herzogthum Holſtein, grenzt unmittelbar weſtlich an die Stadt Altona (ſ. d.) und bildet gewiſſermaßen eine Vorſtadt derſelben. In letzterer Zeit namentlich nahm der Ort einen raſchen Aufſchwung, indem zahlreiche Fabriken gegründet wurden. Die Einwohnerzahl, im J. 1845 nur 2406, war 1855 ſchon auf 4291, 1864 auf 6286 geſtiegen. Neuerdings wurden über eine vollſtändige Vereinigung O.s mit der Stadt Altona Verhandlungen angeknüpft, die jedoch noch ohne Erfolg blieben. Beſonders bekannt iſt das Dorf wegen ſeines Kirchhofs, auf dem ſich das Grab Klopſtock's und ſeiner Meta unter einer ſchönen Linde und daneben das Grab des Dichters Schmidt von Lübeck befinden. Dagegen ſind ſchon ſeit längerer Zeit die Ueberreſte des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, der, in der Schlacht bei Jena ſchwer verwundet, hier 10. Nov. 1806 im Wirthshaus «Karlsruhe» ſtarb, nach Braunſchweig abgeführt worden. Auch die Gebeine der 1813 vom franz. Marſchall Davouſt ausgetriebenen und in Altona und O. verſtorbenen 1138 Hamburger wurden wieder auf hamburgiſches Gebiet übertragen.

Otter (Schlangengattung), ſ. Viper.

Oettingen, eine Grafſchaft im ehemaligen Schwäbiſchen Kreiſe, iſt ein ſehr fruchtbares Ländchen von 15½ Q.-M. Einen Theil deſſelben bildet das ſog. Ries oder der Riesgau, ein für Ackerbau und Viehzucht ſehr günſtiger Landſtrich. Die Grafſchaft wurde 1806 mediatiſirt und als Standesherrſchaft der Krone Baiern unterworfen. Zufolge Vertrags zwiſchen Baiern und Würtemberg kam 1810 ein Theil davon unter würtemb. Hoheit. Die Hauptorte der Grafſchaft ſind im bair. Kreiſe Schwaben und Neuburg die Stadt O. an der Wörnitz, mit (1864) 2807 E. und zwei Schlöſſern, das Bergſchloß Spielberg und der Flecken Wallerſtein mit 1700 E. und einem Schloſſe, das eine Bibliothek von 100000 Bänden, eine Gemäldegalerie und eine Sammlung von Alterthümern bewahrt. In den Städten ſind verhältnißmäßig viel Juden angeſiedelt. Das alte Geſchlecht der O. war ſchon in den früheſten Zeiten in dem Riesgau anſäſſig, wo es im 13. Jahrh. im erblichen Beſitz der Grafſchaft O. erſcheint. Im Anfange des 14. Jahrh. erwarb es durch Heirath einen Theil vom Unterelſaß, der aber ſehr bald wieder an das Hochſtift Strasburg veräußert und an den Kaiſer abgetreten wurde. Graf Ludwig XV. trat der Reformation bei. Sein älteſter Sohn, Ludwig XVI., ſtiftete die Oettingiſche Linie, welche 1674 die reichsfürſtl. Würde erhielt, 1731 aber erloſch; Friedrich die Wallerſteiniſche, welche als Hauptlinie noch in zwei Unterlinien blüht, während die dritte, die Linie O.-Baldern, die wieder in Baldern und Katzenſtein ſich ſpaltete, 1798 erloſchen iſt. Die beiden noch blühenden Linien ſind O.-Spielberg, geſtiftet von Wilhelm dem Jüngern, die 1734 nach dem Rechte der Erſtgeburt, 1765 mit Ausdehnung auf alle Nachkommen in den Fürſtenſtand erhoben wurde und ſeit 1781 ſich auch O.-Oettingen und O.-Spielberg nannte, und O.-Wallerſtein, auch O.-Oettingen und O.-Wallerſtein genannt, die 1774 die Reichsfürſtenwürde erhielt, 1798 die Beſitzungen der erloſchenen gräfl. Linie zu O.-Katzenſtein-Baldern erbte und 1808 als Thronlehn das Oberſthofmeiſteramt des Königreichs Baiern bekam. Die Beſitzungen der Linie O.-Spielberg beſtehen in den Herrſchaftsgerichten O. und Mönchsroth (4 Q.-M.) unter bair. und der Herrſchaft Walxheim (¼ Q.-M.) unter würtemb. Hoheit; die der Linie O.-Wallerſtein in den Herrſchaftsgerichten Wallerſtein, Biſſingen und Harburg (8 Q.-M.) in Baiern und einem Theile der Grafſchaft O. (3¼ Q.-M.) im Würtembergiſchen. Beide bekennen ſich zur kath. Kirche. Der gegenwärtige Fürſt von O.-Spielberg, Otto, erblicher Reichsrath der Krone Baiern und erbliches Mitglied der würtemb. Erſten Kammer, geb. 14. Jan. 1815, übernahm 29. Sept. 1843 die Standesherrſchaft durch Ceſſion ſeines Vaters, Joh. Ant. Aloys, bair. Kronoberſtkämmerers, geb. 9. Mai 1788, geſt. 7. Mai 1855. Der gegenwärtige Fürſt von O.-Wallerſtein, Karl, geb. 16. Sept. 1840, folgte 5. Nov. 1842 ſeinem Vater, Friedrich, dem ſein älterer Bruder, Ludw. Kraft Ernſt, Fürſt von O.-Wallerſtein (ſ. d.), durch Ceſſion 1823 die Standesherrſchaft überlaſſen hatte.

Oettingen-Wallerstein (Ludwig Kraft Ernst, Fürst von), bair. Staatsmann, wurde 31. Jan. 1791 auf dem Stammschlosse seines Hauses geboren und folgte seinem Vater Kraft Ernst nach dessen Tode (6. Oct. 1802) unter Vormundschaft seiner ausgezeichneten Mutter (Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg) in der Regierung des damals noch souveränen kleinen Fürstenthums. Nach seiner Mediatisirung studirte er (1807—10) in Landshut unter Savigny, trat dann in den Hofdienst und Staatsrath, zog sich jedoch schon 1812, nach Vollziehung einer vertraulichen Mission nach Paris, auf seine Besitzungen zurück, wo er eine mittelalterliche Sammlung von Waffen, Münzen und Schnitzwerken, hauptsächlich aber von Gemälden anlegte, deren wichtigster Theil 1828 durch König Ludwig erworben wurde. In der zweiten Hälfte des J. 1813 übernahm O. die Leitung der Landesbewaffnung in Schwaben, Südfranken und einem Theile des westl. Altbaiern. Nachdem er auf dem württemb. Landtage von 1815 als erster ständischer Commissor zuerst auf dem politischen Gebiete aufgetreten war, führte ihn die constitutionelle Umgestaltung Baierns auf dasselbe zurück. Er nahm auf den Landtagen von 1819 und 1822 seinen Sitz in der Kammer der Reichsräthe ein und rügte hier mit großer Freimüthigkeit die Mängel des Beamtenwesens. Die Regierung entzog ihm deshalb sowol sein Kronamt wie seinen Sitz in der Kammer, wozu noch der äußere Anlaß kam, daß der Fürst sich 1823 mit Marie Crescentia Bourgin (geb. 1806, gest. 1853), der Tochter seines Gärtners, verheirathet und deshalb seine Standesherrschaft an seinen jüngern Bruder Friedrich (geb. 1793, gest. 1842) überlassen hatte. Nach dem Regierungsantritt König Ludwig's in sein ständisches Amt wieder eingesetzt, erschien er wieder auf dem Landtage von 1828, trat dann in das Amt eines Regierungspräsidenten in Augsburg und nahm auf dem Landtage von 1831 eine zwischen den Extremen vermittelnde Stellung ein, sodaß er als Minister des Innern berufen ward. Seine Verwaltung entsprach indessen den freisinnigen Erwartungen, die man von ihm gehegt, nicht. Er wurde auch bald wieder entlassen, worauf er 1838 freiwillig auf seine übrigen Aemter verzichtete, alle Orden zurücksendete und nur das Kronoberhofmeister-Amt nebst der Reichsrathswürde behielt. Daß Herr von Abel, Fürst O.'s persönlicher Gegner, dessen unmittelbarer Nachfolger im Ministerium wurde, darf wol als wesentlicher Grund des nunmehrigen Uebergangs des Fürsten zur Opposition angesehen werden. Der Mangel wirklich moralischer Grundlagen dieser Haltung offenbarte sich auch darin, daß der Fürst trotzdem geheime außerordentliche (1843, 1844) und ständige Missionen in Paris und London vollführte und sogar 1847 mit Herrn von Berks das sog. «Lola-Ministerium» bildete. Nachdem König Maximilian I. zur Regierung gelangt, suchte er sich wieder, da er auf seine Reichsrathswürde verzichtet, in der Abgeordnetenkammer an die Spitze der äußersten Linken zu stellen. Doch konnte er die Consequenzen seiner Theorien nicht ziehen, indem ihn die eigenen Präcedentien daran hinderten. Dies lähmte natürlich seine praktische Wirksamkeit, die bei seiner außerordentlichen Geschäftskenntniß und ungewöhnlichen Rednergabe sehr bedeutsam hätte sein können. Im Anfange der sechziger Jahre zwangen den Fürsten finanzielle Zerrüttungen zur Niederlegung seines Mandats und nach einer sehr langen Schuldhaft zum Austritt nach der Schweiz. Dort lebte er hochbetagt in der Gegend von Luzern.

Oettinger (Eduard Maria), deutscher Schriftsteller, geb. 19. Nov. 1808 zu Breslau, besuchte eine Privatlehranstalt und das Gymnasium zu Mario-Magdalena, ging aber wegen Mangel an Mitteln zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien, wo er der journalistischen Thätigkeit zugeführt wurde. April 1829 unternahm er in Berlin die Herausgabe des humoristisch-satirischen Blattes «Eulenspiegel». Wegen Preßbeschränkungen wandte er sich jedoch nach München, wo er «Das schwarze Gespenst», ein forkostisches Tageblatt, begann, aber bald wieder ausgewiesen wurde. Auch der 1830 in Berlin von neuem aufgenommene «Eulenspiegel» hielt sich blos bis 1831, worauf O. an dessen Stelle, ohne sich als Herausgeber zu nennen, den «Figaro» setzte, der bis 1835 bestand. Den 1836 zu Hamburg begründeten «Argus» verkaufte er 1838 an seinen Drucker und ging nach Wien. Hier wie auch bald darauf in München ausgewiesen, lebte er zuerst in der Schweiz, dann in Stuttgart und Mainz, bis er seit Juli 1839 zu Mannheim den «Deutschen Postillon» mit der «Estafette» redigirte und 1. Aug. 1839 die «Allgemeine Gasthofszeitung» begann. Hierauf wandte sich O. nach Leipzig, wo er 1841—51 den «Chorivori» und 1843—49 den «Norrenalmanach» herausgab. Seit 1852 lebte er in Paris, von wo er 1853 nach Brüssel übersiedelte. Später nahm er seinen Wohnsitz in Dresden. Neben seinen periodischen Unternehmungen schrieb O. zahlreiche Romane. Dahin gehören: «Der Ring des Nostradamus» (3 Bde., Lpz. 1838; 3. Aufl. 1853), «Onkel Zebra» (7 Bde, Lpz. 1842—43; 2. Aufl., 2 Bde., 1846), «Sophie Arnould» (2 Bde., Lpz. 1847),

«Roſſini» (2 Bde., Lpz. 1847), «Der Dolch» (2 Bde., Lpz. 1850; 3. Aufl., Prag 1862). Hierzu kamen in neuerer Zeit: «Auf dem Hradſchin» (4 Bde., Prag 1854), «Meiſter Johann Strauß» (4 Bde., Berl. 1862), «Die Semiramis des Nordens» (6 Bde., Berl. 1863), «Gräfin Kielmannsegge» (4 Bde., Brünn 1864). Außer vielen Novellen gab er auch unter dem Titel «Dramatiſche Deſſerts» (2 Bde., Hamb. 1836—37) eine Sammlung von Luſtſpielen heraus. In allen dieſen Schriften wie auch in ſeinen journaliſtiſchen Arbeiten bekundet O. ein Talent für ſatiriſche Darſtellungen und große Geſchicklichkeit, ſich der Tagesereigniſſe zu bemächtigen. Von ſeinen Gedichten, die er im «Buch der Liebe» (Berl. 1832; 5. Aufl., Lpz. 1850) und dem «Neuen Buch der Liebe» (Dresd. 1852) ſammelte, ſind einige ziemlich populär geworden. Eine Sammlung von Trinkliedern gab er unter dem Titel «Bacchus. Buch des Weins» (Lpz. 1853) heraus. O. beſitzt eine ſtaunenswerthe Beleſenheit, die er theilweiſe in ſeinen belletriſtiſchen Schriften, beſonders in ſeinen hiſtor. Romanen, mehr aber noch in ſeinen bibliogr. Arbeiten und hiſtor. Compilationen bekundet. Unter erſtern ſind die «Archives historiques» (Karlsr. 1841) und die «Bibliographie biographique» (Lpz. 1850; 2. Aufl., Brüſſ. 1854), unter letztern die «Geſchichte des dän. Hofes von Chriſtian II. bis Friedrich VII.» (8 Bde., Hamb. 1858—59) und der auf acht Bände berechnete «Moniteur des dates» (Dresd. 1866 fg.), ein Werk ſeltenen Sammlerfleißes, hervorzuheben.

Ottmer (Karl Theodor), deutſcher Architekt, geb. 19. Jan. 1800 zu Braunſchweig, der Sohn eines Arztes, beſuchte von 1816—19 das Carolinum zu Braunſchweig, während er zugleich praktiſch in der Baukunſt ſich übte. Mit guten Kenntniſſen ausgerüſtet, ging er 1822 nach Berlin, wo er Vorleſungen bei der Univerſität hörte und die Vorträge in der Bau- und Kunſtakademie benutzte. In Berlin wurde ihm 1823 der Bau des königſtädtiſchen Theaters übertragen und bald nachher die Ausführung des Gebäudes der Singakademie, das im Frühjahre 1827 vollendet wurde. Im Frühjahre 1827 ging er über Paris nach Italien, wo er neben den Studien der Denkmäler des Alterthums zugleich ſeiner Neigung zur Malerei ſich hingab, bis er 1829 eine Einladung nach Dresden erhielt, um hier den Plan zu einem neuen Theater zu entwerfen, der aber nicht zur Ausführung kam. Gleichzeitig erhielt er von dem Herzoge zu Sachſen-Meiningen den Auftrag, Pläne zu einem neuen Theater- und Caſinogebäude zu verfertigen, deren Ausführung bereits im Aug. 1829 begann. Nach Braunſchweig zurückgekehrt, wo er ſeine «Architektoniſchen Mittheilungen» (2 Abth., Braunſchw. 1830—38) herausgab, lebte er nun ſeinen Amtsgeſchäften als braunſchweig. Hofbaumeiſter, bis er nach der Zerſtörung des fürſtl. Reſidenzſchloſſes von ſeiten des Herzogs Wilhelm den Auftrag erhielt, den neuen Schloßbau zu übernehmen. Am 26. März 1833 wurde der Grundſtein zu dieſer (1863 zum Theil abgebrannten) Reſidenz Wilhelmsburg gelegt, und bald nachher ernannte ihn der Herzog zum Hofbaurath. Er vollendete den Bau, das größte und prachtvollſte ſeiner Werke, 1836. Vgl. die von ihm herausgegebene «Anſicht des Reſidenzſchloſſes zu Braunſchweig» (Braunſchw. 1837). O. ſtarb 22. Aug. 1843 zu Berlin. In ſeinen Werken zeigt er eine große Vorliebe für claſſiſche Grundformen, die er aber durch einen lebendigen Sinn für maleriſche Mannichfaltigkeit, für Pracht und Anmuth der Decoration für den veredelten modernen Geſchmack zu modificiren ſtrebte.

Otto I. oder **der Große**, röm.-deutſcher Kaiſer, 936—973, geb. 912, der Sohn Kaiſer Heinrich's I. (ſ. d.), wurde, obgleich ein nachgeborener Sohn, ſchon frühzeitig von ſeinem Vater zum deutſchen König beſtimmt und nach deſſen Tode, trotz einer ihm entgegenſtehenden Partei, 936 zu Aachen auch gewählt und gekrönt. Seine 36jährige Regierung war eine faſt ununterbrochene Reihe von Kriegen, welche theils in den gärenden Elementen des Feudalweſens und der Abneigung der deutſchen Völkerſtämme gegeneinander, theils in der feindſeligen Stellung der Deutſchland umgebenden Nachbarvölker ihren Urſprung hatten. Gleich anfangs ſah er ſich genöthigt, gegen den böhm. Herzog Boleſlaw einen Feldzug zu unternehmen, der nach einem 14jährigen blutigen Kampfe 950 damit endigte, daß Boleſlaw die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und ſich taufen ließ. O.'s treuer Feldhauptmann, Hermann Billung, erhielt zum Lohn für die in dieſem Kriege bewieſene Tapferkeit die Belehnung mit dem Herzogthum Sachſen. Auch gegen die Söhne des verſtorbenen Herzogs Arnulf von Baiern ſowie gegen den Herzog Eberhard von Franken, der ſich durch einen königl. Richterſpruch beleidigt glaubte, mußte O. ſeine Waffen richten. Der letztere verbündete ſich mit des Königs ältern Stiefbruder Thankmar und beide eroberten Badilik in Weſtfalen und die Eresburg, mußten aber vor O.'s Uebermacht zurückweichen. Eberhard erneuerte nach ſeiner Unterwerfung, im Bunde mit O.'s Bruder Heinrich, mit Giſelbert von Lothringen, O.'s Schwager, und unterſtützt vom König Ludwig IV. von Frankreich, die Fehde gegen den Kaiſer. Aber Herzog Hermann von Schwaben, den O. gegen ſie

entſeudete, beſiegte die Empörer 939. Eberhard fiel in der Schlacht, Giſelbert ertrank im Rhein, und Ludwig wurde vom Kaiſer ſelbſt weit nach Frankreich hinein verfolgt, bis O.'s Schweſter, Gerberge, welche Ludwig indeß geheirathet hatte, 940 den Frieden vermittelte. Die hierdurch entſtandene Erledigung mehrerer bedeutender Reichslehen benutzte O., um durch Verleihung derſelben an ſeine Verwandten ſeine Hausmacht zu verſtärken. So verlieh er das Herzogthum Lothringen dem Grafen Konrad von Worms, dem er zugleich ſeine Tochter Luitgarde vermählte; Baiern übergab er 947 nach vorangegangener Verſöhnung ſeinem Bruder Heinrich, Schwaben nach Hermann's Tode ſeinem Sohne Ludolf. Nicht minder glücklich als gegen die aufrühreriſchen Großen des Landes ſtritt der Kaiſer gegen die äußern Feinde. Er unterwarf die Slawen in den Oder- und Spreeländern, trieb die Dänen über die Eider zurück, ſchlug ihren König Harald in einer großen Schlacht und zwang ihn, die chriſtl. Taufe zu nehmen und Dänemark als Reichslehn zu empfangen. Auch unternahm er 946 auf den Hülferuf ſeines Schwagers, des Königs Ludwig von Frankreich, einen Feldzug gegen Hugo von Paris und andere aufrühreriſche Vaſallen, der ihm ſelbſt alle Landſchaften Lothringens, die noch in franz. Händen waren, als Preis ſeines Siegs eindrachte. Er beſiegte die ſlaw. Völker der Lauſitz nach langem blutigen Kampfe und gab dieſes Land unter dem Namen Oſtſachſen unter Hermann Billung's Schutz. Um aber das Chriſtenthum unter den unterworfenen Völkern zu verbreiten und damit zugleich ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, gründete er allenthalben Bisthümer. Eine Einladung der Italiener, ſie von den Bedrückungen des Uſurpators Berengar II. zu befreien, bewog ihn, 951 über die Alpen zu ziehen. Er beſiegte den Thronräuber und vermählte ſich mit des vorigen Königs Lothar Witwe, Adelheid, ließ ſich hierauf zu Pavia als lombard. König ausrufen und kehrte, nachdem er dem tapfern Konrad von Lothringen die weitere Bekämpfung Berengar's übertragen, nach Deutſchland zurück. Hier ſah er ſich bald von allen Seiten wieder mit Aufruhr umgeben. Sein Sohn Ludolf, über des Vaters Vermählung unwillig, verband ſich gegen ihn mit Konrad, der ſich vom Kaiſer beleidigt glaubte, ſowie mit dem Pfalzgrafen Arnulf von Baiern und dem Erzbiſchof von Mainz. Sie riefen ſogar die Ungarn zu Hülfe, wurden aber endlich 954 nach langem verheerenden Kampfe bezwungen. Obgleich begnadigt, verloren doch Konrad und Ludolf ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des Herzogs Heinrich von Baiern Schwiegerſohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt und Oberlothringen dem Bruder des Biſchofs von Metz, Friedrich, Niederlothringen dem Grafen Gottfried zugetheilt. Beide aber ſtanden unter der Oberherrſchaft des Erzbiſchofs Bruno von Köln, der O.'s Bruder war. Kaum waren dieſe Angelegenheiten geordnet, als die Ungarn 955 den Raubzug des vorigen Jahres erneuerten. Doch O. ſchlug ſie 10. Aug. 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg dergeſtalt, daß ſie ſeit der Zeit keinen Angriff auf Deutſchland mehr wagten. Um die Auflehnung Berengar's (ſ. d.), der ihm den Vaſalleneid geſchworen, zu unterdrücken, zog O. 961, nachdem er vorher die Erwählung ſeines Sohnes Otto zum röm. König bewirkt hatte, abermals nach Italien, wurde in demſelben Jahre vom Erzbiſchof von Mailand zum König von Italien und bald darauf, 2. Febr. 962, vom Papſte Johann XII. in Rom zum Kaiſer gekrönt. Um ſeinen Einfluß in Italien ſicherzuſtellen, ließ er ſich vom Papſte ſchwören, daß er nie mit Berengar oder deſſen Partei ſich gegen ihn verbinden wolle. Als aber nach ſeinem Abzuge der Papſt das Gelübde brach und ſich mit einem der Empörer, Adalbert, wider den Kaiſer verband, eilte O. nach Rom zurück, ließ durch ein Concil den auch ſittlich tief gefallenen Papſt Johann XII. abſetzen und ſtatt ſeiner 963 Leo VIII. wählen, deſſen Anſehen er ſpäter gegen den von der feindlichen Partei gewählten Benedict V. mit kräftiger Hand ſchützte. Neue Unruhen, die ſich nach Leo's VIII. Tode 965 gegen den unter des Kaiſers Einfluß gewählten Papſt Johann XIII. erhoben, veranlaßten den Kaiſer im nächſten Jahre noch einmal nach Italien zu ziehen. Er hielt auf den Ebenen der Lombardei ſtrenges Gericht über den mit Adalbert verbunden geweſenen lombard. Adel, beſtrafte die aufrühreriſchen Römer und vertheilte die Länder Italiens, um Ordnung und Ruhe zu befeſtigen, unter eine Menge kleiner Markgrafen. Sein Lieblingsplan, ſeinen Sohn und Nachfolger mit der griech. Prinzeſſin Theophania vermählt zu ſehen, ſcheiterte anfangs an der Verachtung, mit der man ſeinen Antrag, und an der Treuloſigkeit, mit welcher man ſeine Geſandten behandelte. Da aber O. die Griechen in Unteritalien ſiegreich angriff und ganz Apulien und Calabrien eroberte, eilte der neue morgenländ. Kaiſer Johann Tzimiskes, mit O. Frieden zu ſchließen, und gab die Theophania mit der Anwartſchaft auf Calabrien und Apulien dem jungen Otto zur Gemahlin. Bald darauf ſetzte der Tod der raſtloſen Thätigkeit O.'s ein Ziel. Er ſtarb zu Memleben in Thüringen 7. Mai 973 und wurde zu Magdeburg in der von ihm erbauten Kirche, an deren Stelle dann der Dom trat, begraben. Ein kräftiger Regent, kriegeriſch und einſichtsvoll, hat er das Verdienſt, Deutſchland im Innern

geordnet und befeſtigt, von auswärtigen Feinden befreit, ſeine Grenzen erweitert und ſeine Macht dem Auslande gegenüber zu hohem Anſehen gebracht zu haben. Ein neues Herzogthum blühte in Kärnten auf, zwei neue Marken, Oſtſachſen und Nordſachſen, Oeſterreich und Ober- und Mittelitalien waren gewonnen und die Erwerbung Unteritaliens in Ausſicht geſtellt. Im Innern wurde durch die Vergebung der wichtigſten Herzogthümer an Verwandte und durch die Einſetzung von Pfalzgrafen ſowie durch die Gründung von Städten die Macht des Kaiſers befeſtigt und durch die Errichtung von Bisthümern in den eroberten Ländern die Verbreitung des Chriſtenthums und german. Verfaſſung und Sitte weſentlich gefördert. Sein Nachfolger war Otto II. (ſ. d.). Vgl. Behſe, «Leben Kaiſer O.'s des Großen» (Dresd. 1827).

Otto II., röm.-deutſcher Kaiſer, 973—983, geb. 955, Kaiſer Otto's I. (ſ. d.) und der ſchönen Adelheid Sohn, ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters 961 zum röm. König gekrönt, ein Fürſt von ſeiner und gelehrter Bildung, worin ihn ſeine Mutter Adelheid auferzogen, aber zugleich jugendlich kühn und unbeſonnen, regierte eine Zeit lang unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter. Als dieſe jedoch, von ihres Sohnes Eigenwilligkeit beleidigt, ſich von der Regierung zurückgezogen hatte, erhob ſein Vetter, Herzog Heinrich II. von Baiern, mit Harald von Dänemark, Boleſlaw von Böhmen und Miziſlaw von Polen heimlich verbündet, die Waffen der Empörung gegen ihn, wurde jedoch, da O. den in der Stille entworfenen Plan noch zeitig genug erfuhr, mit Liſt gefangen und, als er aus der Haft entkam und den Krieg fortſetzte, nach lange zweifelhaftem Kampfe 977 zur Unterwerfung genöthigt, worauf O. das dem Empörer Heinrich abgeſprochene Herzogthum Baiern ſeinem Neffen Otto von Schwaben verlieh. Auch der Dänenkönig Harald, der unterdeß zwei Jahre hintereinander in Sachſen eingefallen war, wurde von dem tapfern Herzog Bernhard ſiegreich bekämpft. Dieſe Verwirrniß hielt König Lothar von Frankreich für günſtig, des einſt an Deutſchland abgetretenen Lothringens ſich wieder zu bemächtigen. Er brach 978 in Oberlothringen ein, überfiel Aachen und hätte dort den Kaiſer ſelbſt beinahe gefangen genommen; doch dieſer ſammelte in größter Eile ein Heer, vertrieb Lothar, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, deſſen eine Vorſtadt er verbrannte. In dem zwei Jahre darauf erfolgten Frieden blieb Lothringen bei Deutſchland. Kaum war dieſer Kampf beendigt, als die in Mailand und Rom entſtandenen Unruhen, die vorzüglich ein gewiſſer Crescentius erregte, den Kaiſer nach Italien riefen. Bei dem Erſcheinen ſeines waffenmächtigen Heeres hörten die Parteikämpfe auf. Nachdem er die Empörer beſtraft, eilte er nach Unteritalien, um Apulien und Calabrien den Griechen zu entreißen, und brachte auch die Städte Neapel und Salerno, ja endlich ſogar 982 Tarent in ſeine Gewalt. Als aber der griech. Kaiſer die Araber von Sicilien zu Hülfe rief, wurde O. durch die vereinigte Macht derſelben bei Baſantello in Calabrien 13. Juli 982 völlig geſchlagen. Er ſelbſt floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf ſich mit ſeinem Roſſe in daſſelbe und wurde von einem vorbeiſegelnden griech. Schiffe nur deshalb aufgenommen, weil er mit verſtellter Furchtloſigkeit den Führer deſſelben dringend um Ueberſchiffung nach Konſtantinopel bat. Als das Schiff Roſſano ſich näherte, wo ſeine Gemahlin war, ließ er halten und ſendete einen Boten ans Land, um, wie er vorgab, Geld und Koſtbarkeiten zu Geſchenken mitzunehmen. Bald näherten ſich mehrere kleine beladene Fahrzeuge dem griech. Schiffe. Als er nun in denſelben ſeine Freunde erkannte, ſprang er in die Fluten, aus denen er alsbald von den Seinigen in eins der Fahrzeuge aufgenommen wurde. So entkam O. der Gefahr; aber ſeine Geſundheit war zerrüttet. Zwar wurde auf dem Reichstage zu Verona, zu dem die deutſchen Großen zahlreich herbeiſtrömten, ein neuer Feldzug gegen die Griechen und Araber und ſogar die Eroberung von Sicilien beſchloſſen, aber ehe derſelbe zu Stande kam, ſtarb O. 7. Dec. 983 zu Rom, nachdem kurz vor ſeinem Tode noch der durch die Unvorſichtigkeit des Markgrafen Dietrich veranlaßte furchtbare Aufſtand der Slawen im Norden und Oſten Deutſchlands entbrannt war. Ihm folgte ſein ſchon auf dem Reichstage zu Verona zu ſeinem Thronerben erwählter Sohn Otto III. (ſ. d.). Vgl. Gieſebrecht, «Jahrbücher des Deutſchen Reichs unter der Herrſchaft Kaiſer O.'s II.» (Berl. 1840).

Otto III., König der Deutſchen und röm. Kaiſer, 983—1002, war drei Jahre alt, als er zu Aachen gekrönt wurde. Die Minderjährigkeit des neuen Königs benutzte ſogleich ſein nächſter Stammvetter, Herzog Heinrich von Baiern, um unter dem Vorwande der Berechtigung zur Vormundſchaft über den Knaben, deſſen Perſon er ſich bemächtigt hatte, die Krone des Reichs ſelbſt an ſich zu reißen. Da er aber mit dieſem Plane von den meiſten Seiten her unter den Fürſten Widerſpruch fand, begnügte er ſich, gegen Rückgabe des Herzogthums Baiern, welches er unter dem vorigen Kaiſer verloren, den jungen O. wieder auszuliefern und als ſeinen Oberherrn anzuerkennen. Während nun der mit herrlichen Talenten ausgeſtattete Knabe unter des

Biſchofs Bernward und ſpäter unter des berühmten Gerbert's Hand die ſorgſamſte Erziehung genoß, leiteten ſeine Mutter Theophania, ſeine Großmutter Adelheid und die ſtaatskluge Aebtiſſin von Quedlinburg, Mathilde, Otto's II. Schweſter, unter dem Beiſtande des weiſen und beſcheidenen Erzbiſchofs Willegis von Mainz, mit Einſicht und Glück die Regierungsangelegenheiten des Reichs. Der König Lothar von Frankreich, der einen neuen Verſuch zur Eroberung Lothringens machte, wurde in ſein Land zurückgetrieben. Die unter O.'s Vater begonnenen, noch immer mit Heftigkeit fortdauernden verheerenden Aufſtände der Wenden wurden, wenn auch nicht ſtets mit glücklichem Erfolg, doch überall mit heldenmüthiger Tapferkeit bekämpft, und O. ſelbſt nahm an den Feldzügen von 986 und 991 perſönlich theil. Kaum war er 15 J. alt, als er, vom Papſt Johann XV. eingeladen, 996 nach Italien zog, wo das übermüthige Gebaren des Crescentius aufs neue Unruhen erregt hatte. O. ſtellte an der Spitze ſeines mächtigen Heeres die Ordnung her, ließ, da indeß Johann XV. geſtorben war, einen Verwandten ſeines Hauſes, Bruno, unter dem Namen Gregor V. zum Papſte wählen, verzieh dem Crescentius und wurde von dem neuen Papſte 21. Mai 996 in Rom zum Kaiſer gekrönt. Aber er hatte nicht ſobald Italien verlaſſen, als Crescentius ſich aufs neue empörte, den deutſchen Papſt verjagte, an ſeine Stelle Johann XVI. einſetzte und überhaupt willkürliche Herrſchergewalt übte. Da eilte O., der gerade mit Bezwingung der aufrühreriſchen Wenden beſchäftigt war, 998 zum zweiten mal nach Italien. Der neue Gegenpapſt, der ſich flüchten wollte, wurde ergriffen und verſtümmelt, Crescentius, der ſich in die Engelsburg geworfen hatte, vom Markgrafen Eckard von Meißen zur Uebergabe genöthigt und dann mit zwölf ſeiner Anhänger enthauptet, Gregor V. wieder auf den päpſtl. Stuhl zurückgeführt und, als er im nächſten Jahre ſtarb, durch O.'s Lehrer, den zeitherigen Erzbiſchof von Ravenna, Gerbert, der den Namen Sylveſter II. annahm, erſetzt. Der Kaiſer blieb nun in Rom, nahm röm. Sitten und Gebräuche an, ließ neue Gebäude aufführen und ſchien trotz der offenen und geheimen Feindſeligkeiten, die er fortgeſetzt von den Italienern erfuhr, Rom zur Hauptſtadt des deutſch-röm. Reichs erheben zu wollen. Bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland bewog ihn die Annäherung des J. 1000, in welchem man Prophezeiungen zufolge mit banger Sorge den Untergang der Welt erwartete, eine fromme Wallfahrt nach Gneſen zum Grabe des heil. Adalbert zu unternehmen. Er gründete hier ein Erzbisthum, beſuchte in demſelben Jahre auch das Grab Karl's d. Gr. zu Aachen, ließ es öffnen, und nahm das goldene, an Karl's Halſe hängende Kreuz zu ſich. 1001 ging er aufs neue nach Italien, in der Abſicht, ſeinen Plan der Errichtung eines röm. Kaiſerreichs in voller Herrlichkeit zu verwirklichen. Aber die Empörungen der Römer begannen aufs neue und brachten ſogar ſein Leben in Gefahr. O. verließ Rom, um in Ravenna die Ankunft eines deutſchen Heeres abzuwarten, ſtarb aber ſchon 21. Jan. 1002 zu Paterno unweit Viterbo, nach einigen von der Witwe des Crescentius, die ſeine Neigung gewonnen, vergiftet. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm des ſächſ. Kaiſerhauſes. Ihm folgte Heinrich II. (ſ. d.), Heinrich's I. Urenkel. Vgl. Wilmans, «Jahrbücher des Deutſchen Reichs unter Kaiſer O. III. (Berl. 1840).

Otto IV., deutſcher König und röm. Kaiſer, 1198—1218, geb. 1174, war der zweite Sohn Heinrich's des Löwen (ſ. d.), Herzogs von Sachſen und Baiern aus dem Welfiſchen Hauſe, und Mathilde's von England und führte nach der Aechtung ſeines Vaters 1180 von den den Welfen gehörigen Allodialgütern, die er 1195 nach Heinrich's des Löwen Tode mit ſeinen Brüdern theilte, den Namen Otto von Braunſchweig. Am Hofe ſeines Oheims Richard Löwenherz erzogen, kämpfte er anfangs mit großer Tapferkeit in den Kriegen, die dieſer mit Philipp Auguſt von Frankreich führte, und wurde von dem engl. Könige für ſeine geleiſteten Dienſte zum Grafen von Poitou ernannt. Als nach Heinrich's VI. Tode 1197 die hohenſtaufiſch geſinnten Fürſten ohne Rückſicht auf die frühere Erwählung Friedrich's II., der erſt drei Jahre alt war, Philipp von Schwaben zum deutſchen König ernannten, wählte die welfiſche Gegenpartei auf Anſtiften Innocenz' III. O. zum Gegenkaiſer, der auch in Aachen gekrönt wurde. Die Folge dieſer unglücklichen Spaltung war ein 10jähriger Bürgerkrieg, in welchem die Könige von England und Dänemark auf O.'s, der größte Theil der Reichsfürſten nebſt dem Könige von Frankreich auf Philipp's Seite ſtanden. Beide Könige ſchickten Geſandte an den Papſt Innocenz, um von ihm die Kaiſerkrone zu erlangen. Innocenz verhielt ſich eine Zeit lang ſchwankend. Als aber O. ihm die Abtretung der von dem röm. Stuhle in Anſpruch genommenen Reichslehen zugeſichert hatte, entſchied er ſich für den Welfen und führte ihm zugleich den Böhmenkönig Ottokar als Bundesgenoſſen zu. Dennoch gewann Philipp durch das Glück der Waffen und verſchwenderiſche Freigebigkeit 1204 ſo ſehr die Oberhand, daß O., von den deutſchen Fürſten verlaſſen und bei Köln 1206 beſiegt, ſich nach England flüchten mußte. Nach der Ermordung Philipp's durch Otto

von Wittelsbach (s. d.) aber wurde er allgemein als Kaiser anerkannt. Er sprach über Philipp's Mörder die Reichsacht aus, begab sich 1209 nach Italien und erlangte durch neue größere Zugeständnisse, worunter namentlich das Investiturrecht und die Berufung in allen geistlichen Dingen auf Rom war, daß der Papst 27. Sept. 1209 ihn feierlich krönte. Als indeß O. die mit dem päpstl. Gebiet vereinigten Landschaften Ancona und Spoleto sich wieder zueignete, sprach Innocenz in dem Augenblicke, als der Kaiser, der Apulien schon erobert hatte, nach Sicilien übersetzen wollte, den Bann gegen ihn aus, entband die deutschen Fürsten ihres Eides und erklärte Friedrich II. für den rechtmäßigen König, der hierauf auch in Deutschland auf Betrieb des Erzbischofs Siegfried von Mainz von mehrern Fürsten anerkannt wurde. O. eilte im Jan. 1212 nach Deutschland zurück, verwüstete das Gebiet des Landgrafen von Thüringen, setzte seinen Gegner Ottokar von Böhmen ab und würde sich vielleicht behauptet haben, wenn nicht Friedrich plötzlich in Deutschland erschienen wäre und durch seine freigebigen Schenkungen von den Gütern des Reichs sich auch die Gunst der übrigen Fürsten zugewendet hätte. Als jedoch O. selbst vom König von Frankreich, gegen den er mit dem engl. König Johann ohne Land einen Kriegszug unternommen hatte, bei Bovines 27. Juli 1214 geschlagen wurde, war sein Ansehen vollends vernichtet. Er zog sich nach Braunschweig zurück und kämpfte auch dort noch mit dem Dänenkönig Waldemar, welchem Friedrich auf Kosten des Reichs Nordalbingien und Stawien gescheukt hatte, dann mit dem Erzbischof von Magdeburg, und starb auf der Harzburg 19. Mai 1218 mit dem Ruhme, einer der tapfersten Kaiser gewesen zu sein. Ihm folgte der Hohenstaufe Friedrich II. (s. d.).

Otto der Reiche, Markgraf zu Meißen, 1156—90, aus dem Hause Wettin (s. d.), geb. 1116, war des Markgrafen Konrad d. Gr. (s. d.) und der Liutgard, Gräfin von Ravenstein, ältester Sohn. Als Markgraf machte er sich 1162 durch die Stiftung des Klosters Altenzelle (s. d.) um den Anbau der Gegend und das höhere Schulwesen in Meißen verdient. Der reichen Ausbeute des unter seiner Regierung um 1169—79 durch Bergleute vom Harz gegründeten meißner Bergbaues, mit dessen Regal ihn der Kaiser belehnte, verdankte er den Beinamen des Reichen. Für das Land selbst aber war dieses Ereigniß von hoher Wichtigkeit in Beziehung auf steigende Cultur, Bevölkerung, Industrie und beginnenden Handel, weshalb auch Leipzig damals des Rechts theilhaftig wurde, jährlich zwei Märkte zu halten. O. brachte durch Kauf Weißenfels und andere Güter in Thüringen an sich, gerieth aber darüber in eine Fehde mit dem Landgrafen Ludwig III. 1182 gefangen genommen und auf die Wartburg gebracht, wurde er erst im folgenden Jahre durch kaiserl. Vermittelung wieder in Freiheit gesetzt, worauf er die erkauften Schlösser gegen Erstattung des Preises zurückgab. Durch seine Gemahlin Hedwig, die Tochter Albrecht's des Bären von Brandenburg, und durch Mönche, welche viel Einfluß auf ihn hatten, ließ er sich bewegen, die bereits früher beschlossene Theilung seiner Länder unter seine beiden Söhne, Albrecht und Dietrich, so abzuändern, daß er dem von der Mutter begünstigten jüngern Sohne Dietrich die Mark Meißen und dem ältern die Grafschaft Weißenfels geben wollte. Albrecht empörte sich deshalb gegen den Vater, nahm ihn 1188 gefangen und ließ ihn auf dem Schlosse Döben bei Grimma verwahren, bis er ihn auf Befehl Kaiser Friedrich's I. in Freiheit setzen mußte. O. ward hierauf böhm. Völker gegen den Sohn, und von neuem kam es zwischen beiden zum Kampfe, der für den Markgrafen sehr unglücklich ausfiel, und in welchem das meißner Land sehr verwüstet wurde. Endlich gelang es dem Könige Heinrich VI., Vater und Sohn auf einem Hoftage zu Würzburg im Aug. 1189 zu versöhnen. Bald darauf starb O. 18. Febr. 1190 und wurde in der Familiengruft zu Altenzelle begraben. Ihm folgten Albrecht der Stolze (s. d.) in Meißen und Dietrich der Bedrängte (s. d.) in Weißenfels.

Otto von Wittelsbach, der Mörder König Philipp's von Schwaben, war ein Brudersohn des Pfalzgrafen Otto d. Gr. von Wittelsbach, seit 1180 Herzog in Baiern und Stammvater des jetzt regierenden bair. Fürstenhauses. Philipp von Schwaben, für welchen er gegen Kaiser Otto IV. tapfer kämpfte, hatte ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen, aber nachher sein Wort nicht gehalten. Als sich nun O. nachher mit der Tochter eines poln. Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp statt des versprochenen Empfehlungsschreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm als einem Unruhestifter gewarnt und gebeten wurde, ihn seiner eigenen Sicherheit wegen zu verhaften. O. ahnte Betrug, erbrach den Brief, eilte voll Zorn und Rache nach Bamberg, wo Philipp seinen Hof hielt, drang 21. Juni 1208 mit bloßem Schwerte in dessen Gemach und versetzte ihm eine tödliche Wunde am Kopfe, an welcher jener sehr bald starb. In der ersten Bestürzung der Hofleute entkam O. aus dem Schlosse. Allein Kaiser Otto IV. erklärte den Mörder auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marschall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten

auf der Flucht an der Donau und ermordete ihn, worauf auch O.'s Schloß, Wittelsbach in Oberbaiern, zerstört wurde.

Otto I. (Friedrich Ludwig), König von Griechenland, der zweite Sohn König Ludwig's von Baiern, geb. 1. Juni 1815 zu Salzburg, erhielt in München unter der Leitung des nachherigen Dechanten des Hochstifts zu Freisingen, Oettl, durch Schelling, Thiersch u. a. eine gute Bildung und machte sodann mehrere Reisen in Deutschland und Italien. Infolge des zu London 7. Mai 1832 geschlossenen Vertrags der vermittelnden Mächte zum Könige von Griechenland erwählt, nahm er, nachdem ihn die griech. Nationalversammlung als solchen 8. Aug. 1832 anerkannt, 5. Oct. die königl. Würde an und begab sich nach Griechenland, wo 25. Jan. (6. Febr.) 1833 seine Thronbesteigung erfolgte. Bis zum vollendeten 20. Lebensjahre wurde ihm für die Ausübung der obersten Staatsgewalt eine Regentschaft beigeordnet, die aus drei Mitgliedern bestand. Auch hatte ihn das Regentschaftsmitglied von Maurer (s. d.) in die Regierungs- und Gesetzgebungspolitik einzuweihen. Nachdem O. den Sitz der Regierung gegen Ende 1834 von Nauplia nach Athen verlegt, trat er 1. Juni 1835 mittels Proclamation die Regierung selbst an und erhob den Grafen Armansperg (s. d.) zum Reichskanzler. Infolge einer Reise nach Deutschland vermählte er sich 22. Nov. 1836 mit Amalie (geb. 21. Dec. 1818), einer Tochter des Großherzogs von Oldenburg. Ungeachtet guten Willens vermochte der König weder die anarchischen Zustände im Innern und die anhaltende Finanznoth zu beseitigen noch gegen die Eingriffe und die Umtriebe der Schutzmächte England, Frankreich und Rußland mit Erfolg anzukämpfen. Am 30. März 1844 beschwor er die aus der Revolution 1843 hervorgegangene constitutionelle Verfassung, deren Einführung die Lage des Landes nicht besserte. Nachdem ein Zerwürfniß mit der Türkei, welches König O. 1847 persönlich veranlaßt, beigelegt worden, begann ein langer Streit (die Pacifico-Angelegenheit) mit England, das sogar im Febr. 1850 Gewaltmaßregeln anwandte und den griech. Seeverkehr zerstörte. (S. Griechenland.) Der König wie das Volk wurden dadurch Rußland zugeführt, und als der Orientkrieg ausbrach, nahm Griechenland Partei gegen die Türken. Die Folge davon war, daß sich die Westmächte, als Verbündete der Pforte, des Piräus und der griech. Kriegsschiffe bemächtigten und den König zur Neutralität zwangen. Durch ihre Haltung in diesen das griech. Nationalgefühl verletzenden Vorgängen hatten der König und die Königin eine gewisse Popularität erlangt, die jedoch keinen Bestand hielt. Die Einmischung der Schutzmächte in die Finanzverhältnisse, das laue Verhalten des Hofs in Hinsicht der nationalen Interessen und die Abneigung desselben gegen eine constitutionelle Regierung entzogen dem Königshause mehr und mehr die Sympathien aller Parteien. Namentlich gab sich dies kund bei Entdeckung einer Militärverschwörung in Athen im Juni 1861 und bei einem Mordversuche des Studenten Drusios (18. Sept. 1861) gegen die Königin, der man einen ungebührlichen Einfluß auf ihren Gemahl beimaß. Endlich beschloß der König eine Veränderung seiner Politik und übertrug im Jan. 1862 dem Admiral Kanaris die Bildung eines neuen Ministeriums, dessen streng constitutionelles Programm aber nicht die Zustimmung des Hofs erhielt, sodaß Miaulis wieder ans Staatsruder gelangte. Wenige Tage darauf empörte sich die Garnison von Nauplia, und es erfolgte daselbst die Einsetzung einer provisorischen Regierung. Der Aufstand erlangte diesmal noch keine Verbreitung, zumal sich die Kammern für die Regierung des Königs erklärten. Am 8. Juni 1862 ernannte der König ein Ministerium Kolokotronis, das ein aufrichtig constitutionelles Regiment verhieß. Die Agitation um die Einverleibung der Jonischen Inseln, bei der sich der Hof und die Regierung England gegenüber sehr vorsichtig benahmen, steigerten jedoch im stillen die revolutionäre Gärung. Alle Parteien hielten den König O. nicht für geeignet, um nach innen wie nach außen die nationale Entwickelung zu fördern. Als der König mit seiner Gemahlin 13. Oct. 1862 Athen zu Schiffe verließ, um eine Rundreise im Peloponnes zu machen, erhoben sich alsbald Aufstände zu Vonizza, zu Patras und 22. Oct. auch zu Athen. Das Militär verbrüderte sich mit dem Volke, und die Revolution siegte fast ohne allen Widerstand. Schon 23. Oct. erfolgte in Athen die Einsetzung einer provisorischen Regierung, welche die Entthronung des Königs aussprach und eine Nationalversammlung berief. Das Königspaar hatte die Vorgänge zu Vonizza und Patras in Kalamita vernommen und sogleich die Rückreise angetreten. Als man in der Nacht vom 23. zum 24. Oct. auf dem Dampfschiffe Amalia vor dem Piräus anlangte, war die provisorische Regierung bereits anerkannt, und auf dem Schiffe zeigte sich Meuterei. Der König ließ deshalb in Salamis anlegen, wo das diplomatische Corps sich bei ihm einstellte und ihn zum Aufgeben seiner Sache bewog. In einer Proclamation vom 27. Oct. nahm König O. Abschied von Griechenland und kehrte auf einem engl. Schiffe nach Deutschland zurück. Obschon

kinderlos, verstand er sich doch nicht zu einer förmlichen Abdankung, sondern wahrte wiederholt die vertragsmäßigen Ansprüche der bair. Dynastie auf den griech. Thron.

Otto von Freisingen, ein deutscher Quellenschriftsteller, war der Sohn des Markgrafen von Oesterreich, Leopold's IV., und Agnes, der Tochter Kaiser Heinrich's IV. Nach dem Willen des Vaters mußte er sich dem geistlichen Stande widmen. Er studirte in Paris und wurde noch sehr jung von seinem Vater zum Propste des Klosters zu Neuburg ernannt. Seiner Talente, Gelehrsamkeit und edlen Geburt halber hatte O. die Aussicht auf die höchsten geistlichen Würden; allein fern von allem Ehrgeize trat er bei seiner Rückkehr von Paris zu Morimont in Burgund in den Cistercienserorden und wurde in kurzer Zeit Abt dieses Klosters. Sein Stiefbruder, Kaiser Konrad III., veranlaßte ihn, 1137 das Bisthum Freisingen anzunehmen, das er bis an seinen Tod, 22. Sept. 1158, verwaltete. Durch eine allgemeine Geschichte bis 1153, die von Otto von St.-Blasius bis 1209 fortgesetzt wurde, sowie durch eine Geschichte Kaiser Friedrich's I., die Rahewic fortsetzte, erwarb sich O. unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genauesten Nachrichten und wichtige Urkunden, die er zum Theil vollständig mittheilte. Der beste Abdruck seiner allgemeinen Geschichte findet sich in Urstisius, «Germaniae historici illustres» (Bd. 2); die beste Ausgabe seiner Geschichte Friedrich's I. (deutsch von Schiller in seinen «Memoiren», Abth. 2, Bd. 2) besorgte Muratori in den «Scriptores» (Bd. 6). Vgl. Wiedemann, «O. von Freising, sein Leben und Wirken» (Passau 1849).

Otto (Friedrich Julius), namhafter deutscher Chemiker, geb. 8. Jan. 1809 zu Großenhain in Sachsen, wandte sich während seiner Lehrzeit in der Apotheke seiner Vaterstadt ausschließlich chem. Arbeiten zu und bezog 1829 wohlvorbereitet die Universität Jena, um daselbst seine Studien fortzusetzen. Schon im zweiten Semester wurde er hier Assistent an Wackenroder's pharmaceutischem Institute. Auf des letztern Empfehlung erhielt er im Herbst 1830 eine Anstellung als Chemiker in der Nathusius'schen Gewerbeanstalt zu Althaldensleben, wo er nicht nur den praktischen Betrieb der Gewerbe, sondern auch den der Landwirthschaft kennen lernte. Hierauf folgte er 1833 dem Rufe nach Braunschweig als Lehrer der praktischen Chemie an der zu errichtenden landwirthschaftlichen Lehranstalt. Da diese jedoch nicht zu Stande kam, ward O. 1834 für chemische und pharmaceutische Angelegenheiten provisorisch am herzogl. Obersanitätscollegium, dann 1835, bei der Reorganisation des Collegium Carolinum, als außerord. Professor der Chemie und 1836 auch als Assessor extraordinarius am Obersanitätscollegium angestellt. Nachdem er sich 1838 behufs wissenschaftlicher Forschungen längere Zeit in Liebig's Laboratorium zu Gießen aufgehalten, erhielt er 1841 den Charakter eines wirklichen Medicinalassessors, 1842 den eines ord. Professors am Carolinum, 1846 das Patent eines Medicinalraths. Nach der 1862 erfolgten Umgestaltung des Carolinum in ein Polytechnikum trat O. 1866 als Director an die Spitze desselben. In dieser Stellung hält er die Vorträge über allgemeine Chemie, theoretische Chemie, gerichtliche Chemie, Pharmacie und Pharmakognosie und leitet auch das Laboratorium. Seiner amtlichen Wirksamkeit als Mitglied des Obersanitätscollegiums schreibt man den wohlgeordneten Zustand des Apothekerwesens im Braunschweigischen zu. Wie in seinen Vorträgen so verbindet O. auch in seinen Schriften Popularität mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Seine Hauptwerke sind das «Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe» (6. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1865—67) und die deutsche Bearbeitung von Graham's «Elements of chemistry» (3 Bde., Braunschw. 1840—43; 4. Aufl., 1865 fg.), die jedoch in den spätern Auflagen zu einem selbständigen Werke geworden ist. Beide Bücher fanden wegen ihrer klaren, lichtvollen und ansprechenden Darstellungsweise allgemeinen Beifall und dienten vielfach für ähnliche Arbeiten als Muster. Außerdem sind von O.'s Schriften noch zu nennen: «Die Bierbrauerei, die Branntweinbrennerei und die Liqueurfabrikation» (Braunschw. 1865), «Anleitung zur Ausmittelung der Gifte» (2. Aufl., Braunschw. 1857) und «Lehrbuch der Essigfabrikation» (2. Aufl., Braunschw. 1857).

Ottokar II., Przemysl, König von Böhmen, 1253—78, der Sohn Wenzel's I. oder des Einäugigen, war ein unruhiger, kriegerischer Fürst, der begierig seine Macht auf alle Weise zu erweitern strebte. Schon in früher Jugend, als der böhm. Adel sich gegen seinen Vater empörte, stellte er sich an die Spitze der Misvergnügten, vertrieb seinen Vater, ließ sich zum Könige ausrufen, wurde aber dafür, als plötzlich das Glück sich wendete, eine Zeit lang auf der Burg Przimba gefangen gesetzt. Aus seiner Haft befreit, eilte er, als damals gerade das Herzogthum Oesterreich erledigt wurde, mittels eines Heeres sich in dessen Besitz zu setzen und vermählte sich,

um auch Steiermark zu gewinnen, erst 23 J. alt, mit der 46jährigen Margarethe, der Schwester des verstorbenen Herzogs Friedrich von Oesterreich. Obgleich ihn der Papst als Herzog von Oesterreich und Steiermark bestätigte, so mußte er sich doch den Besitz beider Länder erst durch harte Kämpfe gegen die Ungarn und Baiern sichern. Nach seinem Regierungsantritt unternahm er 1254 in Verbindung mit den Deutschen Rittern und dem Markgrafen Otto von Brandenburg einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen, der mit völliger Unterwerfung derselben 1255 endigte. Zur Sicherung der wichtigen Eroberungen, die man gemacht hatte, wurde eine feste Stadt am Pregelflusse gegründet, der man O. zu Ehren den Namen Königsberg gab. Bald darauf sah O. sich genöthigt, wegen des Besitzes von Steiermark gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen; sie wurden 1260 in der Schlacht auf dem Marchfelde (s. d.) völlig besiegt und mußten ihre Ansprüche für immer aufgeben. Mancherlei Kämpfe hatte O. auch mit dem Adel seines Landes zu bestehen, der, über die Ausdehnung der königl. Herrschergewalt und die Begünstigung der Deutschen unwillig, mehrmals Empörungen versuchte. Da seine Gemahlin fortdauend unfruchtbar blieb, suchte er anfangs für seine mit einem Hoffräulein erzeugten Kinder das Nachfolgerecht beim Papste auszuwirken, ließ sich aber dann, als sein Bemühen vergeblich war, von Margarethe scheiden und vermählte sich 1261 mit der ungar. Prinzessin Kunigunde. Einen neuen Zuwachs an Land erhielt er 1269 nach dem Tode des Herzogs Ulrich von Kärnten und Krain, der ihn zu seinem Erben und Nachfolger erklärt hatte; doch konnte er nur erst nach heftigen Kämpfen gegen Ulrich's Bruder, Philipp, der jetzt unerwartet seine frühere Verzichtleistung auf die Erbfolge widerrief, und gegen die mit ihm verbündeten Ungarn infolge eines entscheidenden Siegs auf dem Marchfelde 1273 sich in den Besitz von Kärnten und Krain setzen. Die ihm bereits früher angetragene Kaiserkrone lehnte er auch bei einer neuen Aufforderung nach König Richard's Tode ab; dagegen widersprach er auch mit Entschiedenheit der Wahl Rudolf's von Habsburg und verweigerte ihm die Huldigung. Infolge dessen nahm Rudolf Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain als eröffnete Reichslehen in Anspruch, erklärte auf dem Reichstage zu Augsburg O. in Reichsacht, zog mit einem starken Reichsheer heran und machte, von O.'s treulosen Vasallen und Freunden unterstützt, so siegreiche Fortschritte, daß der Böhmenkönig entmuthigt um Frieden bat. Er mußte Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Eger an den Kaiser abtreten, Böhmen und Mähren 1276 aufs neue in Lehen nehmen und die Erfüllung noch anderer lästiger Friedensartikel versprechen. Heftiger Unmuth über des Kaisers harte Forderungen und auch wol Anreizungen seiner Gemahlin Kunigunde drängten ihn voreilig zu einem neuen Kriege gegen Rudolf, in welchem er in der Schlacht bei Jedenspeug an der March, 1278, obwol tapfer kämpfend, vorzüglich durch Verrätherei seiner Barone Sieg und Leben verlor. Sein aufgefundener Leichnam wurde auf Rudolf's Befehl zuerst nach Wien gebracht, später aber zu Prag im Dome St.-Veit beigesetzt. O. war trotz der Beispiele von Gewaltthätigkeit, die man gegen ihn anführt, eine große Herrscherpersönlichkeit. Er begnügte sich nicht damit, die Macht des Adels, der ihm deshalb grollte, einzuschränken und kräftig niederzuhalten, sondern erwarb sich durch Erhebung des Bürgerstandes zu polit. Selbständigkeit, Gründung neuer Städte, Aufnahme deutscher Colonisten, Emancipation der Bauern, Verbesserung des Gerichtswesens und Verbreitung angemessener Communaleinrichtungen im ganzen Lande große Verdienste. Obgleich der Prachtliebe und dem Luxus vielleicht mit zu großer Neigung ergeben, war er doch für die Landwirthschaft, Handel, Kunst und Wissenschaft unablässig thätig. Ihm folgte in Böhmen und Mähren sein Sohn Wenzel II., mit welchem 1305 der Stamm der Przemysl erlosch. O.'s Schicksal gab Grillparzer den Stoff zu dem Trauerspiele «König O.'s Glück und Ende» (Wien 1825). Vgl. Lorenz, «Geschichte König O.'s II.» (Wien 1866).

Ottokar von Steiermark, einer der ältesten Geschichtschreiber in deutscher Sprache, lebte in der zweiten Hälfte des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. und starb um 1318. Sein Vaterland war Steiermark, aber die frühere Annahme, daß er dem Adelsgeschlechte von Horneck angehört habe, ist als durchaus unbegründet allgemein aufgegeben. Nachdem er der Schlacht am Weidenbache beigewohnt und Rudolf von Habsburg nach Böhmen gefolgt war, kehrte er in die vom böhm. Joche befreite Heimat zurück und genoß die Gunst des steirischen Landeshauptmanns Otto von Liechtenstein, der auf der Burg zu Gratz residirte. Er verwendete seine Geschicklichkeit im Schreiben und Reimen auf Darstellungen aus der Geschichte, wofür damals die deutsche Prosa noch gar nicht gebildet war. Aufgefordert, das wichtigste seiner eigenen Zeit aufzuzeichnen, schrieb er die aus mehr als 83000 Versen bestehende Reimchronik, welche Pez in den «Scriptores rerum Austriacarum» (Bd. 3, 1745) hat abdrucken lassen. Dieselbe umfaßt die Zeit von Manfred's Tode bis zu Kaiser Heinrich VII., ist also für die Geschichte Rudolf's und Ottokar's,

Adolf's von Naſſau und Albrecht's von Oeſterreich vorzüglich wichtig. Allerdings vermißt man in derſelben die poetiſche Ader der frühern Dichter, und Vers und Reim zeigen den größten Mangel an Kunſt. Dagegen iſt ſie reicher als irgendein anderes Werk jener Zeit an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereigniſſe, die der Verfaſſer erlebte, an Schilderung bedeutender Männer, die er kannte, und an Beſchreibung von Feſtlichkeiten, Turnieren und Schlachten, denen er zum Theil ſelbſt beiwohnte. Daß er Gerücht und Fabel von wirklicher Geſchichte zu unterſcheiden wußte und überhaupt ein wahrheitsliebender Mann geweſen, davon zeugen viele Stellen ſeines Werks. Was die kirchlichen und polit. Zwiſtigkeiten anlangt, ſo hält er es mit ſeinen freidenkenden Zeitgenoſſen und verhehlt dies auch nicht, ſodaß man oft über ſeine Ausſprüche ſtaunen muß. Vgl. über O. die Schriften von Schacht (Mainz 1821) und Jacobi (Bresl. 1839).

Otway (Thom.), engl. dramatiſcher Dichter, geb. 3. März 1651 zu Trotting in Suſſex, erhielt ſeine erſte Bildung zu Wincheſter und bezog 1669 die Univerſität zu Oxford, die er aber vor Beendigung ſeiner Studien verließ, um die Bühne zu betreten, wo er jedoch keinen Beifall fand. Glücklicher war er als Theaterdichter. Sein erſtes Trauerſpiel war «Alcibiades» (1673); mit großem Beifall wurde ſein «Don Carlos» (1676) aufgenommen. 1677 erhielt er auf Empfehlung des Grafen von Plymouth eine Anſtellung als Cornet der Dragoner und ging mit ſeinem Regimente nach Flandern. Doch ſehr bald mußte er ſeiner Ausſchweifungen halber den Abſchied nehmen und kam in Dürftigkeit nach London zurück, wo er von nun an ſeine Thätigkeit ausſchließlich der Bühne zuwendete. Seine beiden wichtigſten Trauerſpiele ſind «The orphan» (1680) und «Venice preserved» (1682), von denen das letztere gegenwärtig noch gern geſehen wird. Dürftigkeit, mit Ausſchweifungen wechſelnd, machte ſeinem Leben ſchon 14. April 1685 ein Ende. Seine Trauerſpiele ſind durch rührende Situationen, treffliche Schilderungen der Leidenſchaften und feurige Sprache ausgezeichnet; ſeine Luſtſpiele aber, ſo kräftig auch ſein Witz iſt, waren ſelbſt ſeinen Zeitgenoſſen zu zügellos. Seine ſämmtlichen Werke gab Thornton (3 Bde., Lond. 1812) heraus.

Oetzthal, das größte Seitenthal des Inn und wegen der Mannichfaltigkeit ſeiner landſchaftlichen Scenerien und Vegetationsverhältniſſe eins der intereſſanteſten Thäler in Tirol, iſt die Durchgangs- und Uebergangspaſſage vom Norden nach dem Süden des Landes. Das Thal öffnet ſich etwa 2 M. im Oſtſüdoſten von Imſt, auf der rechten Seite des Innthals, erſtreckt ſich ſüdwärts 18 St. weit und wird von der Acher oder Oetzthaler Ache durchfloſſen, welche an dem 11421 F. hohen Großen Oetzthaler Ferner, einer der höchſten Spitzen der Oetzthaler Alpen entſpringt. Das O. bildet eine Stufenfolge tiefer, von jähen Abſtürzen unterbrochener Schluchten. Im untern Theile iſt es weit, mit fruchtbarer Thalſohle, im mittlern mehrfach zur wilden Schlucht verengt; im obern verzweigt es ſich hoch in die Schneeregion und in ein ausgedehntes Gebiet von Fernern. Es iſt häufig Verheerungen durch Lawinen und Muhren (Schlammſtröme) ausgeſetzt, von denen erſtere im obern Theile, letztere hauptſächlich im untern, vor Umhauſen und in der Maurach, auftreten. Die Wege ſind zuweilen ſchlecht, Brücken und Stege im Frühjahre und Sommer wol ganz weggeriſſen, ſpäter nur nothdürftig erſetzt. Den Eingang des Thals bildet ein wildes Chaos von Schutt und Erdmaſſen, von der Ache hügelig aufgethürmt, von düſtern Tannen und Fichten beſchattet, einſam und ſtill, nur vom Rauſchen des Bergſtroms belebt. In dieſem unterſten Thalkeſſel liegt das ſtattliche Dorf Oetz 2610 F. über dem Meere, am Fuße des mit einer Eiswand glänzenden Achenſpitz, in mildem Klima und üppiger Vegetation, mit 1400 E., die ergiebigen Flachsbau treiben. Durch «das Geſteig», die erſte Thalſtufe, welche die Ache in wildem Falle herabſtürzt, gelangt man in das zweite und geräumigſte Becken, das von Umhauſen (Dorf von 350 E. am Fuße der hohen Engelswand). Unter den rings fallenden Stuiben oder Steuben (Staubbächen) iſt im Südoſten der vom Hairlachbach gebildete Große Stuibenfall der ſchönſte, welcher in zwei Abſätzen 472 F. herabſtürzt. Hinter Umhauſen folgt die längſte und gefährlichſte Thalenge, die Maurach, in welcher ſich der Weg mühſam über das lockere Geröll der Schurrwände windet und die toſende, weißſchäumende Ache in mehrern Brücken überſpringt. Am Ende dieſer Schlucht breitet ſich grün und ſonnig die weite Thalebene von Lengenfeld, einem Dorfe mit 350 E., die Flachsbau treiben, in 3617 F. Seehöhe, an der Mündung des vom reißenden Fiſchbache durchfloſſenen Sulzthales aus. Schon ½ M. oberhalb, bei Huber, erſcheint das Thal durch einen vorgeſchobenen bewaldeten Bergrücken völlig als geſchloſſen, aber eine neue Schlucht der Ache öffnet ſich zur Linken, und 1 M. weiter führt dieſe in die Thalſtufe von Sölden, einem in 4434 F. Seehöhe auf grüner Matte gelegenen Kirchdorfe, wo noch Gerſte wächſt. Nun beginnt das Obere O.

mit einer wilden, grauenhaften Enge. Im tiefen Tobel hinter derſelben liegt Zwieſelſtein, wo ſich der Weg ſpaltet. Gegen Südſüdweſten folgt das Tenderthal, mit dem 6048 F. hoch gelegenen Alpendörfchen Fend, wo über 20 Gletſcher von den Bergwänden herabſtarren und ſich die Fernerpracht in ihrer ganzen furchtbaren Größe und Erhabenheit zeigt. Gegen Süden aber zieht ſich das Gurglerthal hinauf mit dem Seitenzuge des Timblerthals, dem Dorfe Gurgl und dem zwiſchen dem Großen Oetzthaler- und dem Langthaler Ferner liegenden, $^1/_2$ St. langen und $^1/_4$ M. breiten Gurgler See, in welchem zahlreiche Eisblöcke ſchwimmen, und mit einem ſchwierigen, gefährlichen Uebergange über den Großen Oetzthaler Ferner. Die meiſten Reiſenden wählen daher jetzt von Tend die Richtung durch das Roſener Thal, wo der Ort Roſen 5989 F. hoch liegt. Die Wanderung auf dem Hochjochferner ſelbſt (9210 F. hoch) dauert $1^1/_2$ St. und bietet bei gehöriger Vorſicht keine Gefahr. Vom Niederjoch wird jetzt häufig die 11426 F. hohe Similaunſpitze beſtiegen. Um dieſe Hochthäler, in denen ſelbſt das Wirthshausleben aufhört und der Wanderer beim Pfarrer einkehrt, lagert eine majeſtätiſche Ruhe. Vgl. Sonklar Edler von Innſtädten, «Die Oetzthaler Gebirgsgruppe» (Gotha 1862, mit Atlas).

Oude (engl. Schreibart für Audh, ſanskrit. Ajôdhjâ), ein ehemaliges, nach ſeiner älteſten Hauptſtadt benanntes Königreich in Hindoſtan, ſeit 1856 eine Provinz des Angloindiſchen Reichs, die unter dem Lieutenant-Gouverneur der Nordweſtprovinzen ſteht, reicht im N. an den Fuß des Himalaja von Nepaul und wird im O. von Bihar, im S. und SO. von Allahabad, im W. von Agra, im NW. von Delhi begrenzt. Nach genauerer Zählung von 1863 umfaßt das Land 1311,81 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 8,071075 E. (alſo auf 1 Q.-M. 6153) und zerfällt in die vier Bezirke Luknow (mit 2,014822 E.), Baraitſch (mit 2,330500), Khairabad oder Kyrabad (mit 1,828398) und Bainswara (mit 1,899355 E.). Die Hauptſtadt iſt Luknow (ſ. d.). Der nördl. Terrainabſchnitt gehört dem Tarai (ſ. Himalaja) an, einem unbewohnten Saum undurchdringlicher Sumpfwaldungen und Dſchangels. Das übrige Land gehört zum flachen Anſchwemmungsboden Hindoſtans mit geringer Neigung von Nordweſten gegen Südoſten, und wird in dieſer Richtung auch vom Ganges an der Südgrenze und deſſen Nebenflüſſen Gumti mit dem Sei und dem Gogra oder Sardſchu und deſſen zahlreichen Zuflüſſen durchſtrömt. Von allen Gegenden der großen Gangesebene hat das Land das geſündeſte Klima, obwol daſſelbe ſtarke Gegenſätze zeigt. Der Boden iſt leicht und mit Ausnahme der Kankars (Miſchungen von Kalkeonglomeraten) ohne alle Steine, am beſten in der Nähe des Ganges. Die hindoſtaniſche Thierwelt iſt ſtark vertreten, die Vegetation reich und mannichfaltig. Die Wälder ſind ſehr vernachläſſigt, weshalb die Trockenheit des ſonſt waſſerreichen Landes ſichtlich zunimmt. Man baut meiſt nur Nahrungspflanzen, namentlich Weizen, Reis, Gerſte, Mais, verſchiedene Arten Hirſe, Linſen, Senf u. ſ. w., doch auch Baumwolle, Taback, etwas Zuckerrohr, Mohn ſowie Hanf zur Bereitung berauſchender Getränke. Für den Ackerbau verwendet man nur Ochſen und Büffel; auch hält man große Schaf- und Ziegenherden. Die Induſtrie iſt nicht bedeutend. Soda, Salpeter und Salz, aus dem Boden gewaſchen, ſind die einzigen Producte, an denen das Land Ueberfluß hat. Man verfertigt Schießpulver, Gewehre, Schwerter, Speere, Bogen aus Bambus oder Stahl, Baumwollzeug, wollene Decken, Papier, Glasflaſchen u. ſ. w. Die bedeutendſten Kaufleute und Kapitaliſten ſind die vom Bainſtamme der Radſchputen, die ihre Handelsoperationen über alle Theile Indiens ausdehnen. Die Bevölkerung O.s hat einen kriegeriſchen Charakter und beſteht größtentheils aus brahmaniſchen Hindu, obwol das Land ſeit Jahrhunderten von Muſelmanen beherrſcht ward. Man ſpricht Hinduſtani oder Ordn. (S. Indiſche Sprachen.) Von der gegenwärtigen Hauptſtadt Luknow 16 M. gegen Oſten entfernt liegt am ſchiffbaren Gogra und auf hügeligem Grund Audh, angeblich die älteſte Stadt Indiens, jetzt ſehr heruntergekommen. Dicht dabei lag das uralte Ajôdhjâ, jetzt ein weites Trümmergefilde, Ramgarh genannt, d. h. Feſte des Rama, deſſen ſtark von Pilgern beſuchte Wiege, ein gemauerter Behälter, gezeigt wird, und der hier zum Himmel gefahren ſein ſoll. Der Ort hat eine ſchöne Moſchee und einen anſehnlichen Tempel des Affengottes Hanuman, zu dem ſtark gewallfahrtet wird. An Audh ſchließt ſich gegen Nordweſten Bangla oder Fyzabad, eine heruntergekommene Stadt von 60000 oder 100000 E., die ſich längs dem Gogra hinzieht. Die Stadt wurde erſt um 1730 von Sadet Ali-Khan gegründet und war dann die Hauptſtadt des Landes bis 1775, wo man die Reſidenz nach Luknow verlegte. Etwa 6 M. ſüdlicher liegt am linken Ufer des Gumti die Stadt Sultanpur mit einem Fort, mehrern Moſcheen und einem durch Fähre verbundenen brit. Militäreantonnement am rechten Flußufer. Etwa 15 M. im Nordweſten von Fyzabad befindet ſich die Stadt Baraitſch, mit dem Grabe des mohammed. Heiligen Selar, einer vielbeſuchten Wallfahrtsſtätte.

O. iſt eins der von Natur am meiſten begünſtigten Länder Indiens und war auch ſchon in uralter Zeit einer der wichtigſten Theile der Halbinſel. Es bildete den Kern des Reichs Kofala mit der Hauptſtadt Ajôdhjâ (früher auch Saketa, daher bei den Griechen Sagida genannt), die ſchon im Epos «Ramajana» wegen ihrer Größe und Pracht geprieſen wird. Der berühmte König Vikramaditja (56 v. Chr.) ſchmückte ſie mit 300 Tempeln. Noch im 7. Jahrh. n. Chr. wird ſie als glänzende Stadt beſchrieben. Um 1193 wurden Stadt und Land von den Mohammedanern erobert und ſo ein Theil des Delhireichs. Bei dem Verfall deſſelben begründete eine aus Niſchapur in Khoraſan ſtammende Familie eine eigene Dynaſtie, deren Ahnherr, Sâdet Ali-Khan, unter dem Delhikaiſer Mohammed-Schah (1718—40) Vezier wurde. Sein Enkel, Schudſcha-ed-Daulah, ſeit 1756 Nawab-Vezier (Vicekönig), regierte, da die Oberherrſchaft des Kaiſers Schah-Allum ſeit 1760 nur noch dem Namen nach beſtand, das Land ſelbſtändig. Er führte ſchwere Kriege mit den Engländern, erhielt aber, als er 1774 gemeinſchaftlich mit einem engl. Hülfscorps die Rohillas unterwarfen, von der Oſtindiſchen Compagnie den größten Theil von Rohilkand, den er ſeinen Beſitzungen einverleibte. Sein Sohn und Nachfolger, Aſoph-ed-Daulah (1775—97), mußte 1781 Benares und andere Diſtricte an die Compagnie abtreten und für die Anweſenheit brit. Truppen und der brit. Reſidentſchaft große Summen Schutzgeld zahlen. Nach ſeinem Tode anerkannten die Briten die Thronbeſteigung ſeines natürlichen Sohnes, Vezier-Ali, ſetzten aber ſchon 1798 Sâdet-Ali, einen Bruder des Schudſcha-ed-Daulah, auf den Thron, der erſt die Feſtung Allahabad, dann kraft eines mit Wellesley 10. Nov. 1801 geſchloſſenen und 19. Nov. 1803 von der Compagnie beſtätigten Vertrags das ſüdl. Doâb ſowie die Grenzdiſtricte Allahabad, Azimgurh, das weſtl. Gorackpore und andere Gebiete (etwa 400 Q.-M. mit 1 Mill. E.) abtreten und überdies jährlich 1,352347 Pfd. St. Subſidien zahlen mußte. Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Ghazi-eddin-Hyder (1814—27), zahlte 1815 der Compagnie 1 Mill. Pfd. St. Hülfsgelder für den Krieg gegen Nepaul und erhielt nach deſſen Beendigung die Herrſchaft über die von Nepaul abgetretenen Landestheile im Himalaja, wofür er über eine der Compagnie ſchon im Oct. 1814 geliehene Million Pfd. St. quittiren mußte. 1819 ſagte er ſich auch formell von der Oberherrſchaft des Großmoguls los und nahm mit Bewilligung der Engländer den Titel eines Königs oder vielmehr Sultans an. Ghazi-eddin-Hyder hinterließ 1827 den Thron ſeinem Sohne Naſir-eddin-Hyder, dem 1837 einer ſeiner väterlichen Oheime, Mohammed-Ali-Schah, und dieſem wieder 1842 deſſen Sohn Amſchad-Ali folgte. Als derſelbe 13. Febr. 1847 ſtarb, beſtieg Mohammed-Wadſchid-Ali-Schah, ein arger Wüſtling, den Thron. Schon früher, namentlich aber in dem Vertrage von 1837 hatte ſich die Oſtindiſche Compagnie vorbehalten, beim Eintritt einer Misregierung eigene Verwaltungsbeamte nach O. zu ſchicken. Bei dem unſinnigen Despotismus Wadſchid-Ali's kam 1847 der Generalgouverneur Lord Hardinge ſelbſt nach Luknow, um dem Fürſten gute Rathſchläge zu ertheilen, die freilich vergeblich waren. Anſtatt nun das Land vertragsmäßig unter vormundſchaftliche Verwaltung zu nehmen, legte man dem Wadſchid-Ali im Jan. 1856 einen Vertrag vor, wonach er ſein Reich gegen reiches Jahrgeld an die Compagnie abtreten ſollte. Als der Fürſt dies verweigerte, wurde ohne weiteres das Königreich O. 7. Febr. 1856 mittels eines Erlaſſes vom Generalgouverneur Dalhouſie für ewige Zeiten unter die Regierung der Oſtindiſchen Compagnie geſtellt. Die große Maſſe der Bevölkerung gewann ſicherlich bei dieſem Regierungswechſel, aber die Gewaltthätigkeit dieſer Politik leiſtete dennoch 1857 dem Aufſtande in O. ſehr bedeutenden Vorſchub. Nach der Entthronung lebte der König in Kalkutta, wo er während des Aufſtandes als Staatsgefangener behandelt wurde. Seine Mutter, die Königin, hatte ſich inzwiſchen mit ihrem jüngſten Sohne, Ali-Khan, und mit ihrem Enkel, Mohammed-Hamed-Ali-Khan, dem 16jährigen Sohne des Exkönigs, nach London und ſpäter, als hier die Bemühungen zu Gunſten ihrer Familie geſcheitert, nach Paris gewendet, wo ſie im Jan. 1858 ſtarb, während ihr Sohn Ali-Khan Ende Febr. 1858 zu London endete. Die tapfere Begam oder Königin von O., Heynat-Mahal, «der einzige Mann ihrer Familie», fand mit Ende des Aufſtandes Aufnahme in Nepal. Im Dec. 1858 war das Königreich O. der Botmäßigkeit der Briten wieder unterworfen. Vgl. Butter, «Description of the kingdom O.» (Lond. 1853); Sleeman, «A journey through the kingdom of O. in 1849—50» (2 Bde., Lond. 1858).

Oudenaarde (franz. Audenarde), eine befeſtigte Stadt von 6275 E., an der Schelde in der belg. Provinz Oſtflandern, beſitzt ein ſchönes goth. Rathhaus vom J. 1529 ſowie nicht unbedeutende Leinen- und Baumwollfabriken und iſt durch die 11. Juli 1708 gelieferte Schlacht, in welcher Prinz Eugen und Marlborough die Franzoſen unter den Herzogen von Bourgogne und von Vendôme ſchlugen, hiſtoriſch berühmt.

Oudendorp (Franz von), einer der vorzüglichſten holländ. Philologen, geb. zu Leyden 31. Juli 1696, erhielt auf der daſigen Univerſität unter Perizonius, Jak. Gronov und Pet. Burmann ſeine claſſiſche Bildung, kam 1724 als Rector der Schule nach Nimwegen, 1726 in gleicher Eigenſchaft nach Harlem und wurde 1740 zugleich mit Hemſterhuis nach ſeiner Vaterſtadt berufen, wo er bis zu ſeinem Tode 1761 die Profeſſur der Beredſamkeit und Geſchichte bekleidete. Eine große Beleſenheit und Gelehrſamkeit entwickelte er in ſeinen noch immer werthvollen Ausgaben des Julius Obſequens (Leyd. 1720), Lucanus (Leyd. 1728), Frontinus (Leyd. 1731; 2. Ausg. 1779), Cäſar (Leyd. 1737), Sueton (2 Bde., Leyd. 1751) und in der Bearbeitung des Appulejus, welche Bosſcha nach ſeinem Tode beſorgte (3 Bde., Leyd. 1785—1823). Außerdem verdienen ſeine Schrift «De veterum inscriptionum usu» (Leyd. 1745) und ſeine gründlichen Anmerkungen zu den «Eclogae vocum Atticarum» des Thomas Magiſter in der Ausgabe von Bernard (Leyd. 1757) eine ehrenvolle Erwähnung.

Oudinot (Charles Nicolas), Herzog von Reggio, Pair und Marſchall von Frankreich, war der Sohn eines Kaufmanns und wurde 26. April 1767 zu Bar-le-Duc geboren. Im Alter von 16 J. trat er als Freiwilliger in das Regiment Medoc, doch mußte er daſſelbe 1787 auf den Wunſch ſeiner Familie verlaſſen. In der Revolution, der er mit Enthuſiasmus anhing, wurde er 1791 zum Commandanten eines Freiwilligenbataillons erwählt. Wegen ſeiner Vertheidigung des Schloſſes Bitſch gegen den beabſichtigten Ueberfall 1793 ſtieg er zum Oberſt, wegen ſeines rühmlichen Verhaltens bei Kaiſerslautern 1794 zum Brigadegeneral. Im April 1799 erhielt er den Grad eines Diviſionsgenerals. Bei Zürich verwundet, wurde er nach ſeiner Geneſung Chef des Generalſtabs bei Maſſéna, unter dem er ſich während der Belagerung von Genua durch mehrere kühne Ausfälle Ruhm erwarb. Zuletzt entkam er auf einem Boote durch die den Hafen blokirenden engl. Schiffe. 1800 war er Chef des Generalſtabs der Armee von Italien und zeichnete ſich mehrfach aus. Der Erſte Conſul ſchenkte ihm eine der Kanonen, welche O. am Mincio ſelbſt erobert hatte. Bei Zuſammenziehung der großen Armee 1805 gab ihm Napoleon den Befehl über das beſonders gebildete Grenadiercorps, welches er im Feldzuge von 1805 mit Auszeichnung führte, beſonders bei Auſterlitz. Im Febr. 1806 ſchickte ihn Napoleon zur Beſitzergreifung von Neufchâtel ab, das von Preußen abgetreten worden war. Im Feldzuge von 1806 befehligte er wieder die Grenadierreſerve, welche beſonders 14. Juni 1808 bei Friedland ruhmvoll kämpfte. Nach dem Frieden von Tilſit verlieh ihm der Kaiſer den Grafentitel und eine Dotation. Während des Congreſſes zu Erfurt war O. Commandant des Platzes. Mit ſeinem Corps als Avantgarde der Armee eröffnete er ſodann den Feldzug von 1809. Er ſchlug die Oeſterreicher 19. April bei Pfaffenhofen, half 3. Mai den Sieg bei Edersberg erkämpfen und zog 13. Mai mit in Wien ein. An Lannes' Stelle übernahm er nach der Schlacht bei Aspern den Befehl über das 2. Armeecorps, an deſſen Spitze er die Schlacht bei Wagram gewinnen half. Napoleon ernannte ihn nun zum Marſchall und Herzog von Reggio mit einer Dotation von 100000 Frs. Rente. 1810 mußte O. mit ſeinem Corps Holland beſetzen, welchen ſchwierigen Auftrag er mit Umſicht vollzog. Bei Eröffnung des ruſſ. Feldzugs von 1812 war er kurze Zeit Gouverneur von Berlin. Er überſchritt ſodann mit dem 2. Armeecorps den Niemen und wurde ſeitwärts gegen Wittgenſtein dirigirt. Nach einer Reihe blutiger Gefechte mußte er, 17. Aug. bei Polock ſchwer verwundet, das Commando an Saint-Cyr abgeben. Derſelbe erlitt jedoch gleiches Schickſal, ſodaß O. ſchon Anfang November wieder an die Spitze ſeiner zurückweichenden Truppen trat. Er erhielt jetzt Befehl den Uebergang über die Bereszina zu decken, warf den ruſſ. General Lambert aus der Stellung bei Boriſſow, vermochte aber die Zerſtörung der Bereszinabrücke nicht zu verhindern. Doch behauptete er ſich bei Studzianka, wo 26. Nov. in Napoleon's Gegenwart zwei leichte Brücken hergeſtellt wurden. Um den Uebergang möglich zu machen, warf er ſich mit Ungeſtüm den vom jenſeitigen Ufer andringenden Ruſſen entgegen, während ſich wenigſtens ein Theil der Heeresträmmer über den Fluß rettete. Verwundet kehrte er nach Frankreich zurück, wo er erſt nach längerer Zeit hergeſtellt wurde. Im Feldzuge von 1813 führte er das 12. Armeecorps, mit welchem er in der Schlacht von Bautzen auf dem rechten Flügel kämpfte. Dann gegen Berlin entſendet, wurde er 4. Juni von Bülow bei Luckau geſchlagen. Nach dem Waffenſtillſtande gab ihm der Kaiſer den Oberbefehl über drei vereinigte Corps. Mit dieſer Macht ſollte er raſch auf Berlin vordringen, wurde aber 24. Aug. bei Großbeeren (ſ. d.) von Bülow abermals geſchlagen und mußte deshalb den Oberbefehl an Ney (ſ. d.) abtreten, deſſen Niederlage 6. Sept. bei Dennewitz er ebenfalls theilte. Bei Leipzig befehligte O. 16. Oct. zwei Diviſionen der jungen Garde, die 18. bei Wachau an den Pleißedörfern kämpften. Beim Rückzuge übertrug ihm der Kaiſer den Befehl über die

Nachhut. O. verfiel jedoch in eine ſchwere Krankheit, ſodaß er ſich von der Armee trennen mußte. Kaum genefen, trat er im Feldzuge von 1814 wieder an die Spitze eines Corps und wurde bei Arcis zum 23. mal verwundet. Erſt nach der Abdankung Napoleon's wendete er ſich den Bourbons zu, die ihm die Würde eines Pairs und Staatsminiſters nebſt dem Befehl über die 23. Militärdiviſion verliehen. Weil er während der Rückkehr des Kaiſers ruhig auf ſeinen Gütern verharrte, ernannte ihn Ludwig XVIII. mit der zweiten Reſtauration zum Major-General der königl. Garden und Commandanten der Nationalgarde von Paris, die aber 1827 aufgelöſt wurde. Im ſpan. Feldzuge von 1823 übernahm O. den Befehl über das 1. Armeecorps, weshalb er ſich von der liberalen Partei den heftigſten Tadel zuzog. Als Anhänger der Julirevolution erhob ihn Ludwig Philipp 1839 zum Großkanzler der Ehrenlegion, und 22. Oct. 1842 wurde er nach Moncey's Tode Gouverneur des Invalidenhauſes. Er ſtarb als ſolcher 13. Sept. 1847. — Nicolas Charles Victor O., Herzog von Reggio, des vorigen älteſter Sohn, geb. zu Bar-le-Duc 3. Nov. 1791, wohnte ſeit 1809 den Feldzügen des Kaiſerreichs bei. Napoleon unterzeichnete ihm noch nach der Abdankung zu Fontainebleau das Patent als Oberſt, das von den Bourbons, weil er ſich während der Hundert Tage vom Kaiſer fern gehalten, nach der zweiten Reſtauration beſtätigt wurde. Er organiſirte ſpäter die Militärſchule zu Saumur und wurde 1824 zum Maréchal-de-Camp erhoben. In Algier, wo ſein jüngerer Bruder als Oberſt eines Cavallerieregiments gefallen war, erwarb er ſich 1835 den Grad eines Generallieutenants. 1842 trat er als Abgeordneter des Depart. Maine-Loire in die Deputirtenkammer und ſtimmte hier mit dem linken Centrum. 1849 erhielt O. das Obercommando über das Expeditionscorps, welches nach dem Kirchenſtaate geſchickt wurde, und leitete die Belagerung von Rom. Er war auch Mitglied der Conſtituirenden wie der Legislativen Nationalverſammlung und ſtimmte mit der gemäßigten Partei. Beim Staatsſtreiche 2. Dec. 1851 von dem Rumpfparlament der Legislativen, das den Präſidenten der Republik in Anklagezuſtand decretirt hatte, zum Commandanten der Pariſer Nationalgarde ernannt, wurde er mit verhaftet, jedoch bald wieder freigelaſſen. Seitdem ſtand er bei Ludwig Napoleon in Ungnade. Er ſtarb zurückgezogen 7. Juli 1863. Als militäriſcher und nationalökonomiſcher Schriftſteller trat O. wiederholt auf.

Oudry (Jean Baptiſte), franz. Thiermaler, geb. zu Paris 17. März 1686, wurde von ſeinem Vater, einem Maler und Bilderhändler, in den Anfangsgründen der Zeichenkunſt unterrichtet und kam hierauf in die Lehre zu de Serre, dann ins Atelier des berühmten Porträtmalers Largilliere. Nachdem er bei dieſem Meiſter fünf Jahre gearbeitet, trat er mit einigen Bildniſſen und hiſtor. Stücken hervor, die ſeine Aufnahme in die pariſer Malergilde (Académie de St.-Luc) zur Folge hatten. Auf eine Anbetung der Könige, welche er für das Kapitel von St.-Martin-des-Champs malte, wurde er 1717 auch in die königl. Malerakademie aufgenommen. Doch erwarb er ſich ſeinen Ruf erſt ſpäter als Thiermaler. In dieſem Genre ſtand er in ſo großem Anſehen, daß der König von Dänemark ihn nach Kopenhagen berief und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin eine eigene Galerie für O.'s Bilder errichten ließ. Auch Ludwig XV. fühlte ſich von O.'s Talent ſehr angezogen. Uebrigens waren auch O.'s Landſchaften und Stilleben ſehr geſucht. Seine Bilder ſind durchgängig etwas kalt in der Farbe; er malte mit großer Leichtigkeit und Sicherheit, aber ſeine Touche artete bisweilen in Manier aus. Als Thiermaler hat er beſonders Hunde, Füchſe, Hirſche, Rehe, überhaupt Thiere, welche bei den Jagddramen die Hauptrollen ſpielen, vortrefflich gegeben. Minder glücklich war er in Darſtellung von Bären, Wölfen, Löwen, Tigern u. ſ. w. Für die berühmte Prachtausgabe von Lafontaine's «Fabeln», welche Montevault 1755 veranſtaltete, lieferte O. über 150 Zeichnungen, die unter Cochin's Leitung geſtochen wurden. Fleißig und unerſchöpflich, wurde er in ſeinen Arbeiten durch einen Schlagfluß gehindert, der bald darauf (30. April 1755) ſein Ende herbeiführte. Viele ſeiner Werke ſind geſtochen. O. ſelbſt hat mit leichter und geiſtreicher Nadel 75 Blätter radirt, die im «Peintre-graveur français» von Robert Dumesnil beſchrieben ſind.

Ouverture, ein vollſtimmiges, aus einem Satze von gleicher oder verſchiedener Bewegung beſtehendes Orcheſtertonſtück, welches den muſikaliſch-dramatiſchen Tonwerken (Oper, Oratorium, Cantate, Drama mit Muſik, Ballet u. ſ. w.) zur Eröffnung oder Einleitung dient, mit der Abſicht, den Hörer zu erwartungsvoller Empfänglichkeit anzuſpannen und den im nachfolgenden Werke zur Darſtellung kommenden Ereigniſſen einen geeigneten Boden durch Erweckung entſprechender Vorempfindungen zu bereiten. In frühern Zeiten beſtand die O. aus einem nicht gar breit ausgeführten Satze im Viervierteltact von langſamer Bewegung und erhaben-ernſtem Charakter, das Grave genannt; dann aus einer frei behandelten Fuge in willkürlicher Taktart und lebhafter Bewegung, nach deren Schluſſe das Grave ganz oder nur theilweiſe wiederholt

wurde. Dieſe Form war der O. beſonders durch Lully gegeben worden und hieß darum auch die franzöſiſche. Die ſog. italieniſche O. (von Scarlatti herſtammend) beſtand ebenfalls aus drei Theilen, von denen aber der erſte und dritte ſchnelle Sätze waren, während ein langſamer Satz zwiſchen ihnen ſtand. Beide Arten der O. ſtanden zu dem Werke, dem ſie als Einleitung dienten, nicht allemal in ſpeciellen Beziehungen, ſondern waren mehr allgemeine muſikaliſche Vorſpiele. Deshalb konnte man ſie um ſo leichter von dem Hauptwerke ſelbſt abtrennen und als Symphonien in der Kammermuſik verwenden, wie denn auch von den Italienern noch häufig die O. Sinfonia genannt wird. Die neuere O. kommt erſtens ihrer formalen Einrichtung nach faſt ganz mit dem erſten Satze einer Sonate oder Symphonie überein (nur daß der Theil vor der Durchführung nicht repetirt wird), und ihre Hauptthemen ſind entweder Melodien aus der Oper, die nachher eine beſondere Bedeutung gewinnen, oder ſie ſind frei gewählt und ſtehen ſammt ihrer Verarbeitung nur in innerer Beziehung zur nachfolgenden Handlung. Häufig wird dieſe Art O., vom dramatiſchen Werke abgelöſt, als Concertſtück für ſich aufgeführt oder, unter dem Namen Concert-Ouverture, zur Eröffnung von Muſikfeſten, Concerten oder andern Gelegenheiten componirt. Auch dient ſie, ohne weitere Abſicht auf eine ſpecielle Verwendung, ähnlich der Symphonie und Sonate, nur rein äſthetiſchen Abſichten. Daß auch die Fuge auf dieſe Kunſt-Ouverture Anwendung findet, beweiſt z. B. die O. zur «Zauberflöte». Die neuern Franzoſen und Italiener geben meiſt O., die eigentlich nur aus dem erſten Theile (erſtes und zweites Motiv) und freier Repetition deſſelben beſtehen, während der Mittelſatz (die Durchführung) fehlt. Zu erwähnen iſt, daß die O. der genannten Art überhaupt auch eine kurze Einleitung in gemeſſener Bewegung und von ſpannender, ernſter Haltung haben kann. Zweitens kommt die O. aber auch als ſolche ohne eigentliche Form vor, aber nur bei Opern, und ſie iſt dann weiter nichts als eine quodlibetartige Aneinanderreihung der in der Oper beſondere Geltung erhaltenden Melodien, die je nach Sorgſamkeit und Geſchick des Tonſetzers etwas verarbeitet und ineinandergeflochten oder auch, oft ohne alle innere Vermittelung, nur ziemlich locker nebeneinandergeſtellt werden. Das allerſchlagendſte Beiſpiel einer ſolchen Quodlibet-Ouverture iſt die O. zu Herold's Oper «Zampa».

Oval (neulat., eirund, von ovum, Ei), heißt eine einförmige krummlinige Figur, die im allgemeinen mit einer Ellipſe Aehnlichkeit hat, ſich aber von derſelben dadurch unterſcheidet, daß ſie aus (gewöhnlich vier) Kreisbogen zuſammengeſetzt iſt, was bei der Ellipſe nicht der Fall iſt. Die leichteſte Conſtruction iſt folgende. Aus den beiden Endpunkten einer geraden Linie beſchreibt man zwei Kreiſe mit beliebigen Halbmeſſern, errichtet dann in der Mitte jener Linie eine Senkrechte und nimmt auf dieſer zwei von jener Mitte gleich weit entfernte Punkte. Aus dieſen zieht man gerade Linien durch die Mittelpunkte der beiden Kreiſe, bis ſie die Peripherien derſelben zum zweiten mal ſchneiden, und beſchreibt dann mit dieſen Linien als Halbmeſſern aus jenen Punkten zwei Kreisbogen, welche die Linien und zugleich die beiden Kreiſe verbinden und mit denſelben das geſuchte O. geben. Auf dieſe Weiſe kann man bei gegebener Länge unzählige O. von verſchiedener Breite erhalten. Die letztere fällt deſto kleiner aus, und das O. iſt von einem Kreiſe deſto mehr verſchieden, je entfernter die beiden Punkte auf der Senkrechten voneinander genommen werden. Indeß hat die angegebene Conſtruction den Uebelſtand, daß man eine beſtimmte Breite des O. nur nach wiederholten Verſuchen herausbringt, weshalb eine andere vorzuziehen iſt, die beliebig viele O. von gegebener Länge und Breite aus vier Kreisbogen zuſammenſetzen lehrt, aber freilich ſehr verwickelt iſt. Anwendungen der O. kommen unter anderm in der Baukunſt vor, z. B. bei der Conſtruction von Gewölbebogen. — Die O. des Descartes ſind einförmige Curven, welche die Eigenſchaft haben, daß ſie die aus einem Punkte kommenden Lichtſtrahlen ſo brechen, daß ſie alle nach der Brechung wieder in einem Punkte zuſammentreffen. Descartes glaubte, daß ſie in der angewandten Optik großen Nutzen haben würden, was ſich aber nicht beſtätigt hat.

Ovation, ſ. Triumph.

Overbeck (Friedr.), berühmter deutſcher Maler, geb. zu Lübeck 3. Juli 1789, bildete ſich ſeit 1806 in Wien für ſeine Kunſt und verrieth ſchon damals die ſpätere Richtung. In Begleitung Franz Pforr's aus Frankfurt a. M. ging er 1810 nach Rom, das er ſeitdem nicht wieder verließ. Ein Gemälde, der Einzug Chriſti in Jeruſalem, das er unvollendet mit nach Rom brachte, verſchaffte ihm allgemeine Anerkennung. Hauptſächlich durch ihn und ſeine Genoſſen vollendete ſich in dieſer Zeit in Rom unter dem Einfluſſe der literariſchen Romantik die Bildung der romantiſchen Malerſchule, wodurch auch er, wie manche andere, vom Proteſtantismus in den Schos der röm. Kirche geführt wurde. O. gehört zu denen, welche der frühern

Einfachheit ital. und deutſcher Malerei am entſchiedenſten gehuldigt, weshalb ſeine Werke unter denen der damals in Rom lebenden deutſchen Maler (Cornelius, Koch, K. Vogel, Joh. und Phil. Veit, Schadow, Eggers, ſpäter Schnorr u. a.) am entſchiedenſten die «neudeutſch-romantiſch-religiöſe» Richtung der neuen Schule (Nazarener) ausdrücken. Das erſte bedeutendere Werk, wodurch ſich dieſe Schule bemerklich machte, waren die Fresken aus der Geſchichte Joſeph's, womit der preuß. Generalconſul Bartholdy ſeine Wohnung auf Trinità de' Monti ausſchmücken ließ. O. malte daſelbſt 1816 den Verkauf Joſeph's und die ſieben magern Jahre. In den folgenden Jahren machte die Schule noch größeres Aufſehen durch die Fresken, welche Marcheſe Maſſimi in ſeiner Villa fertigen ließ. O. lieferte dazu acht Bilder, für die er den Stoff aus Taſſo's «Befreitem Jeruſalem» entnahm. Als ſein vorzüglichſtes Frescobild gilt jedoch das Roſenwunder des heil. Franz in der Engelkirche bei Aſſiſi. Von ſeinen Oelgemälden, die nicht ſehr zahlreich, weil er langſam arbeitet, iſt in Deutſchland der Einzug Chriſti in Jeruſalem (in der Marienkirche zu Lübeck) am bekannteſten. Außerdem ſind zu nennen ein Chriſtus auf dem Oelberge, eine Vermählung der Maria, mehrere Heilige Familien, der Tod des heil. Joſeph, das große Bild im Städel'ſchen Inſtitut zu Frankfurt, den Einfluß der Religion auf die Künſte darſtellend. Eine Grablegung vollendete er 1846 für ſeine Vaterſtadt, und ein für England beſtimmtes Altargemälde, die Bekehrung des heil. Thomas, wurde 1851 fertig. Eine Himmelfahrt Mariä befindet ſich ſeit 1855 im kölner Dom. Eine kleine Krönung Mariä kam im Frühjahre 1866 nach Mexico, während zu derſelben Zeit ein lebensgroßes Bild, den Heiland auf dem Berge von Nazareth darſtellend, in das Muſeum der Akademie von Antwerpen gelangte. Eine nicht minder bedeutende Wirkſamkeit übt O. als Zeichner aus, wie viele ſeiner vorzüglichen Arbeiten dieſer Art bezeugen. Unter anderm zeichnete er für eine Kapelle in der Villa Carlo Torlonia's zu Caſtel-Gandolfo die Apoſtel und Evangeliſten, die dort in Fresco ausgeführt wurden; ſie ſind von Keller geſtochen. Derſelbe ſtach mit ſeinem Bruder, mit Bartoccini u. a. auch die 40 Darſtellungen O.'s aus den Evangelien. An den Zeichnungen ſind beſonders die merkwürdigen und neuen Motive zu rühmen, die der Künſtler dabei zur Anwendung bringt. 1853 fertigte O. Zeichnungen der 14 Stationen für die ſeitdem bewirkte Herausgabe in Kupferſtich und Farbendruck. Stiche nach ſeinen Bildern gaben F. Ruſcheweyh, Schäfer, Steifenſand, Speckter u. a. Von dem Triumph der Religion lieferte S. Amsler einen großen und bewunderungswürdigen Stich. Die gelungenſten Lithographien lieferte J. K. Koch in München. O.'s neueſtes größeres Werk beſteht aus ſieben großen Cartons mit den ſieben Sakramenten. In kleinern Bildern von des Meiſters eigener Hand ſowie in photographiſchen Nachbildungen von Albert iſt dieſes Werk bereits durch Ausſtellungen in den Hauptſtädten bekannt geworden. O. ſelbſt gab demſelben eine ausführliche Erklärung bei, die zugleich ſein künſtleriſches Glaubensbekenntniß enthält. Das Werk vereinigt alle Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der O.'ſchen Arbeiten: tiefe Innigkeit des religiöſen Gefühls, Mäßigung und Harmonie in der Compoſition, Einfachheit der Formen und rührende Schönheit des Ausdrucks. Während dieſe Eigenſchaften auf die tiefſte Entfaltung der Kräfte der Malerei gerichtet ſind, als der Kunſt, die das innerliche Seelenleben zum Ausdruck zu bringen hat, enthält andererſeits der Hauptgrundſatz O.'s, daß die Kunſt lediglich zum Dienſte der Religion vorhanden, die einſeitige Verkehrung eines äſthetiſchen Princips zu einem dogmatiſchen. Dies bildet die Schranke des Meiſters, innerhalb welcher er eine hervorragende Erſcheinung bleiben wird.

Overbeck (Johannes Adolf), verdienter Archäolog, geb. 27. März 1826 zu Antwerpen, ein Enkel des Dichters Chriſtian Adolf O. (geb. 1755 zu Lübeck, geſt. daſelbſt 1821 als Bürgermeiſter und Präſident des Obergerichts) und ein Neffe des Malers Friedrich Overbeck (ſ. d.), erhielt nach dem frühzeitigen Tode des Vaters ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung erſt auf der Realſchule, dann auf der Gelehrtenſchule zu Hamburg und widmete ſich dann 1845—48 zu Bonn, beſonders unter Welcker und Ritſchl, philol. und archäol. Studien. Nachdem er einige Jahre in Hamburg gelebt, habilitirte er ſich 1850 zu Bonn für Archäologie. 1853 ward er als außerord. Profeſſor für letzteres Fach nach Leipzig berufen, wo er 1859 eine ord. Profeſſur und die Direction des Archäologiſchen Muſeums erhielt. Von O.'s wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind, außer zahlreichen Beiträgen zum «Rheiniſchen Muſeum», der «Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft», den «Sitzungsberichten» der Sächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften u. ſ. w., beſonders hervorzuheben: die «Galerie heroiſcher Bildwerke der alten Kunſt» (Bd. 1, «Die Bildwerke zum Thebiſchen und Troiſchen Heldenkreiſe», Halle 1851—53, mit Atlas), die «Geſchichte der griech. Plaſtik» (2 Bde., Lpz. 1857—58) und «Pompeji in ſeinen Gebäuden, Alterthümern und Kunſtwerken» (Lpz. 1856; 2. Aufl., 2 Bde., 1866). Außerdem ſind noch zu

nennen «Kunstarchäol. Vorlesungen» (Bonn 1853), «Katalog des rhein. Museums vaterländischer Alterthümer in Bonn» (Bonn 1851), «Beiträge zur Erkenntniß und Kritik der Zeusreligion» (Lpz. 1863) und «Ueber die Lade des Cypselus» (Lpz. 1865). Letztere beide Schriften sind auch in den «Abhandlungen» der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften enthalten, welcher O. als Mitglied angehört. Das Archäologische Museum der leipziger Universität ist zum großen Theile erst von O. geschaffen worden.

Overskou (Thomas), dän. dramatischer Dichter, geb. 11. Oct. 1798 in Christianshafen, einem Stadttheil Kopenhagens, von armen Aeltern, erhielt nur dürftigen Unterricht und trat, 14 J. alt, bei einem Schmied in die Lehre. Durch die Lektüre Holberg's und Oehlenschläger's war bereits seine Neigung für Poesie, besonders aber für dramatische Kunst geweckt worden. Als er wegen Krankheit, die er sich infolge übermäßiger Anstrengung zugezogen, nach einem Jahre Gelegenheit fand, den von ihm wider seine Neigung gewählten Beruf zu verlassen, war es von nun an sein eifriges Streben, eine Anstellung am Theater zu erhalten. Nachdem er unter den drückendsten Sorgen für seine Existenz sich die nöthige Vorbildung erworben, gelang es ihm 1818 zum ersten mal die Bühne zu betreten, aber erst 1823 erfolgte seine Anstellung als Hofschauspieler. Um dieselbe Zeit brachte O. sein erstes Stück, eine Uebersetzung von «Peter und Paul», auf die Bühne; seine erste Originalarbeit, das Drama «Farens Dage», kam 1826 zur Aufführung. Um sich ganz der dramatischen Dichtkunst, der Scenik und der Geschichte des dän. Theaters widmen zu können, suchte er um seinen Abschied als Schauspieler nach, der ihm auch 1842 mit Pension bewilligt wurde. 1849 ward er wiederum unter Heiberg's Direction als Oberregisseur am Hoftheater angestellt; auch erhielt er 1852 den Professortitel. Nach Heiberg's Abgange (1856) verblieb er noch in seinem Amte, bis er 1858 verabschiedet wurde. O. gehört zu den fruchtbarsten dän. Dramatikern der Gegenwart; seine Arbeiten im Fache des Lustspiels und Vaudeville haben meist allgemeinen Beifall gefunden. Unter seinen Originalarbeiten, von denen er selbst eine revidirte Ausgabe («Comedier», 5 Bde., Kopenh. 1851—52) veranstaltete, verdienen die Lustspiele «Misforstaaelse paa Misforstaaelse» (1828), «Oestergade og Vestergade» (1828), «Vor Tids Mennesker» (1830), «En Bryllupsdags Fataliteter» (1840) und «Pak!» (1845) besondere Hervorhebung; ferner die Volkskomödie «Capriciosa» und die Vaudevilles «Kunstnerliv» und «Ein Geburtstag im Schuldgefängniß». Außer zahlreichen Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Lustspiele für die dän. Bühne lieferte er auch einige Operntexte, eine große Menge von Gedichten und Aufsätzen für Zeitschriften, vor allem aber mehrere kunsttheoretische und bühnengeschichtliche Arbeiten, unter denen besonders «Folketheatret» (Kopenh. 1846) und «Den danske Skueplads» (5 Bde., Kopenh. 1854—64; Supplement 1865) hervorzuheben sind.

Overweg (Adolf), deutscher Afrikareisender, geb. 24. Juli 1822 zu Hamburg, studirte in Bonn und Berlin Naturwissenschaften, besonders Geologie, und begleitete 1850 Richardson und Barth auf der großen Expedition nach Innerafrika. Während der Reise von Tripoli über Murfuk, Ghat, Air und Damerghu nach Haussa (24. März 1850 bis Jan. 1851) machte O. Breitenbestimmungen, meteorolog. und geol. Beobachtungen und namentlich Höhenmessungen, aus denen hervorging, daß die Sahara nicht, wie man früher allgemein glaubte, eine niedere Ebene, sondern ein großes Hochland ist. Von Tassaua aus besuchte er allein als der erste Europäer die heidnischen Landschaften Gober und Mariadi, traf 7. Mai 1851 in Kuka ein und befuhr von Juni bis Aug. den Tsadsee auf einem zu diesem Zwecke von Tripoli mitgebrachten Boote. O. ist der einzige Europäer, welcher die Inseln dieses Sees und ihre räuberischen Bewohner, die Bidduмas, besucht hat. Nachdem er mit Barth die Reisen nach Kanem und Musgu gemacht (Sept. 1851 bis Febr. 1852), dann allein von Kuka südwestlich nach Fika gegangen (März bis Mai 1852) und den Komadugu, den westl. Zufluß des Tsad, von Yo bis Dutschi verfolgt (Aug. bis Sept. 1852) hatte, starb er 27. Sept. 1852 zu Maduari am Tsad. Ueber seine Reisen und Beobachtungen vgl. die «Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde» zu Berlin (Bd. 8 und 9), die «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde» (Bd. 1), Petermann, «Account of the progress of the expedition to Central-Africa» (Gotha 1854).

Ovidius (Publius Ovidius, mit dem Beinamen Naso), ist einer der hervorragendsten röm. Dichter der Augusteischen Zeit, der classischen Periode der röm. Poesie. Geboren 43 v. Chr. in der ital. Stadt Sulmo, während der letzten Kämpfe zwischen Republik und Principat, an denen die ältern Dichter desselben Kreises theils Antheil genommen, theils unter ihnen gelitten hatten, fällt doch seine Jugend und Erziehung in die Zeit des bereits festgegründeten Kaiserthums, und er gehört seiner ganzen Lebensauffassung nach dieser neuen Epoche an. O. preist

ſich glücklich, in dieſer Zeit zu leben, die ſeinem Weſen am meiſten zuſage, in der ſeine Bildung die altväterliche Rauheit verdrängt habe. Einer wohlhabenden Ritterfamilie angehörig, erhielt er die ſorgfältigſte Ausbildung, wie es damals Mode wurde, in der Rhetorenſchule. Seine Lehrer waren Porcius Latro und Arellius Fuscus. Schon an dem Jüngling bemerkte man große Gewandtheit der Rede, Combinationsgabe und feine Beobachtung pſychol. Momente, Eigenſchaften, die ſeine Werke in hohem Grade zeigen. Seine Bildung vollendete O. auf Reiſen und lebte dann bei und in Rom in den glücklichſten Verhältniſſen im Verkehr mit der Auguſteiſchen Familie und ſeinen literariſchen Freunden, bis er im J. 8 n. Chr. von Auguſtus aus Rom nach der kleinen Stadt Tomi am Schwarzen Meere, in ein Land mit barbariſcher Bevölkerung, fremder Sitte und Sprache, verbannt ward, wo er trotz aller Bitten und Verwendungen bei Auguſtus und Tiberius bleiben mußte bis an ſein Ende, das im J. 17 n. Chr. erfolgte. Der Grund dieſer Exilirung iſt nicht genügend aufgeklärt; jedenfalls iſt er gar nicht oder in ſehr geringem Grade in dem Misfallen an der Frivolität einzelner ſeiner Poeſien zu ſuchen. O. iſt vielleicht von allen röm. Dichtern der begabteſte, den die Natur am meiſten zur Poeſie trieb, daher die ungemeine Leichtigkeit, alle Dinge poetiſch zu geſtalten. Die Form beherrſcht kein röm. Dichter wie er, ſeine Verſe ſind die feinſten und leichteſten, welche die röm. Literatur aufzuweiſen hat. Das Rhetoriſche, das in Bildung und Geſchmack der ganzen Zeit lag, artet doch nur ſelten in bloße Spielerei aus. Die uns erhaltene Ovidianiſche Poeſie (verloren ſind ſeine dramatiſchen Verſuche: «Medea») läßt ſich ſchwer einer beſtimmten Gattung zuzählen; man rechnet ſie im allgemeinen zur didaktiſchen (lehrhaften) Dichtung. Die meiſten ſeiner Werke ſind noch vorhanden. Zu dieſen gehören zunächſt «Heroides» (richtiger Epistolae), 21 Briefe von Heroinen an ihre fernen Geliebten, von denen aber nur etwa die Hälfte echt iſt; ferner in derſelben Form der Elegie «Amores» (3 Bücher), eigentliche Liebeselegien. Am vollendetſten in der Form iſt die «Ars» (auch «Ars amandi», «Ars amatoria», die Kunſt zu lieben, in 3 Büchern) und gewiſſermaßen dazugehörig: «Remedia amoris» (Mittel gegen die Liebe). Das bekannteſte und geleſenſte Werk O.' ſind jedoch die «Metamorphoses» (Verwandlungen, in 15 Büchern), in welchen mit feinem Geſchick und allem Aufwande von rhetoriſchem und dichteriſchem Apparate die auf Verwandlungen von Dingen bezüglichen Fabeln der griech. und ital. Mythologie verbunden werden zu einem freilich loſen Ganzen, das ſchließlich in die Vorgeſchichte des Juliſchen Hauſes und deſſen Verherrlichung ausläuft. Mythолog. Inhalts ſind auch die unvollendeten «Fasti» (6 Bücher) in Diſtichen, ein fortlaufender poetiſcher Commentar des röm. Kalenders, der die Erklärung der Feſte, ihre Mythen, Gebräuche u. ſ. w. gibt. Weniger Intereſſe haben die in der Verbannung geſchriebenen «Tristia» (Trauerlieder, 5 Bücher) und «Epistolae ex Ponto» (4 Bücher), die durch Einförmigkeit des Inhalts ermüden und auch in der Form ſchwächer ſind. Außerdem werden dem O. theils mit Recht, theils bezweifelt einige kleinere Gedichte zugeſchrieben, die von weniger Bedeutung ſind. Seit der erſten Ausgabe (Rom und Bologna 1471) ſind zahlloſe Geſammt- und Einzelausgaben erſchienen. Die wichtigern ſind die der geſammten Werke von D. Heinſius (3. Ausg., Leyd. 1661), J. L. Jahn (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1828—32, unvollendet), Merkel (3 Bde., Lpz. 1850—52); der «Heroides» von Tergſtra (Leyd. 1829), Loers (Kobl. 1829—30), der «Carmina amatoria» von Müller (Berl. 1861), der «Metamorphoses» von Gierig (3. Aufl. von J. L. Jahn, Lpz. 1821), Mor. Haupt (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1862, mit vortrefflicher Einleitung). Von den Ueberſetzungen ſind zu nennen: die «Metamorphoſen» von J. H. Voß (Auswahl, 2. Ausg., Braunſchw. 1829) und von Pfitz (Stuttg. 1833), der «Faſten» von Metzger (Stuttg. 1838), der «Liebeselegien» und der «Kunſt zu lieben» von Hertzberg (Stuttg. 1854).

Oviedo, die Hauptſtadt der ſpan. Provinz Oviedo oder des ehemaligen Fürſtenthums Aſturien (ſ. d.), eine Ciudad von 28285 E. (1860), Sitz eines Biſchofs, eines Obergerichts und einer Univerſität, liegt 708 F. über dem Meere auf einem Hügel zwiſchen zwei dem Nora zufließenden Bächen, im Schoſe einer fruchtbaren und überaus anmuthigen Ebene. Die Stadt iſt regelmäßig und gut gebaut, hat einen großen ſchönen Platz, fünf Pfarrkirchen, drei Nonnen- und mehrere ehemalige Mönchsklöſter, ein großes, ſehenswerthes Hoſpiz und Armenhaus, eine Strafanſtalt, ein Militärhoſpital, eine ſchöne Waſſerleitung von 41 Bogen, viele merkwürdige Paläſte ſpan. Granden und hübſche Promenaden. Die wichtigſten Gebäude ſind: die 760 von Pelayo's Sohn, Froila, gegründete, in ihrer jetzigen Geſtalt erſt 1388 vollendete Kathedrale mit einem durch ſeine hohe und durchbrochene Architektur ausgezeichneten Thurme, der jedoch aus der ſpätern Zeit der Gothik ſtammt, mit den Gräbern von 14 Königen und Königinnen, einer reichen Reliquienſammlung und andern Merkwürdigkeiten; ferner die 774 vom König Silo

gegründete goth. Kirche San-Salvador, ebenfalls mit vielen Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen; das alte Schloß und das königl. Nonnenkloster San-Pelayo. Außer der 1580 gegründeten Universität hat O. eine Lateinschule, eine Normal-, eine Zeichen- und vier Freischulen, ein Schullehrerseminar und eine Gesellschaft mit Lehrstühlen für angewandte Chemie und Geometrie sowie für Staatswirthschaftslehre. Die Industrie der Stadt selbst beschränkt sich auf mehrere Leder- und Hutfabriken; von Wichtigkeit ist aber die königl. Waffenfabrik. Der Productenhandel O.s verspricht bedeutender zu werden, wenn die projectirte Eisenbahn nach Gijon und Leon vollendet sein wird, von welchem letztern Orte die Bahn bereits nach Madrid führt. Im Gebiet der Stadt, in dem 12000 Menschen in zerstreuten Häusern und Häusergruppen wohnen, liegt unweit vom Rio-Nalon das Warmbad Caldas de Priorio (34° R.) mit schöner Badeanstalt. Der District O. ist ein Hauptsitz der span. Eisenverarbeitung. Es gibt hier eine Menge Hohöfen, Reverber, Cubiloten, Coaks-, Stahl-, Guß- und Zinköfen. Nur 1½ M. von Nalon und der Einmündung der Trubia liegt Trubia oder Truvia, eine große königl. Eisenhütte, Geschützgießerei, Stahl- und Gewehrfabrik, die sehr bedeutend producirt. O. ist eine der ältesten Städte Spaniens, hieß im Alterthum und später Ovetum, ward neu erbaut und anstatt Gijon 792 von König Alfons II. zur Residenz erhoben, dessen Enkel Garcias aber im 10. Jahrh. die Residenz nach Leon verlegte. In den J. 877 und 901 wurden in O. Concile abgehalten. Es hieß in jenen Zeiten die Stadt wegen der Menge hierher geflüchteter Bischöfe und anderer Prälaten Ciudad de los Obispos. Als ihr Hafen gilt die 4 M. im NNO. gelegene Stadt (Villa) Gijon mit 24802 E., der Haupthafen und Handelsplatz Asturiens, die älteste Hauptstadt des Landes, mit einer Pfarrkirche, einem Spital, einer großen sehenswerthen Cigarrenfabrik und dem Instituto Asturiano. Dieses ist eine von Jovellanos (s. d.) gestiftete Bildungsanstalt, die eine Elementar- und Zeichenschule sowie Lehrstühle für Nautik, Mathematik, lat., franz. und engl. Sprache enthält. Gijon treibt Handel mit Steinkohlen, Eisen, Holz, Fischen, Pferden, Rindvieh, Butter, Käse, Aepfeln, Maronen, Wal- und Haselnüssen. Der Hafen, eine bloße Rhede, hat weder sichern Ankergrund noch für größere Schiffe genügende Wassertiefe. In demselben befindet sich auf einem eigens dazu erbauten Molo der Bahnhof der 5⅓ M. langen Eisenbahn, welche südwärts nach dem Städtchen Langreo führt, wo sich eine Bergwerksschule (seit 1854), überaus ergiebige Kohlengruben und drei große Eisenhütten befinden.

Owen (John), lat. Audoenus genannt, einer der bekanntesten unter den neuern lat. Dichtern, geb. zu Armon in Wales, studirte zu Oxford die Rechte, nahm aber wegen Armuth 1591 eine Schullehrerstelle zu Cryleigh und 1594 zu Warwick an und starb 1622 in sehr dürftigen Umständen zu London. Vorzugsweise wurde von ihm das Epigramm mit vielem Glücke behandelt, und er entwickelt darin in lebendiger und sehr correcter Sprache sowol einen treffenden und beißenden Witz als auch eine tiefe Menschenkenntniß, obgleich hier und da frostige Spielereien und Verstöße gegen den Anstand den guten Eindruck stören. Seine zahlreichen, früher vielgelesenen Epigramme erschienen zuerst unter dem Titel «Epigrammatum libri X» (Lond. 1612) und wurden seitdem sehr häufig wieder gedruckt, am besten unter Renouard's Besorgung (Par. 1794). Jördens gab O.'s «Epigrammata selecta» (Lpz. 1813) mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser und Ebert ein «Libellus epigrammatum» (Lpz. 1825) heraus. — Ein anderer John O., geb. 1616, gest. 1683, war unter Cromwell Vicekanzler der Universität Oxford, welchen Posten er jedoch nach der Restauration Karl's II. wegen seines Anschlusses an die Independenten verlor. Er gehörte zu den fruchtbarsten theol. Schriftstellern seiner Zeit; seine gesammelten Werke umfassen 50 Bände.

Owen (Richard), berühmter engl. Naturforscher, geb. 1804 zu Lancaster, studirte auf der Universität Edinburgh und ließ sich hierauf als Wundarzt in London nieder, widmete sich aber zugleich mit Eifer naturwissenschaftlichen und namentlich anatom. Studien, wobei ihm das Museum des College of Surgeons trefflich zu statten kam, zu dessen Conservator er 1835 ernannt wurde. Der von ihm mit ebenso viel Fleiß als Umsicht zusammengestellte Katalog desselben machte seinen Namen in weiten Kreisen bekannt. Derselbe enthält in fünf Bänden eine erschöpfende Beschreibung der physiol. und anatom. Specimina, dann ein Verzeichniß der naturhistor. Gegenstände und endlich eine Uebersicht der Fossilien. Neben dieser anstrengenden Arbeit ließ O. noch eine Reihe von Werken erscheinen, die zur Förderung der Wissenschaft mächtig beitrugen. Unter denselben sind besonders hervorzuheben: «Odontography» (2 Bde., Lond. 1840); «History of British fossil mammals and birds» (Lond. 1846); «History of British fossil reptiles» (6 Abth., Lond. 1849—51); «Lectures on the comparative anatomy of the invertebrate animals» (2. Aufl., Lond. 1855); «Lectures on the comparative anatomy of

the vertebrate animals» (Lond. 1846); «On the nature of limbs» (Lond. 1849); «On parthenogenesis» (Lond. 1849); «Principes d'ostéologie comparée» (Par. 1855); «Comparative anatomy and physiology of the vertebrate animals» (3 Bde., Lond. 1866). Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Abhandlungen in den Memoiren der Royal-Society und anderer gelehrten Vereine, wie der brit. Association, zu deren thätigsten Mitgliedern er gehört, und der Microscopical-Society, deren erster Präsident er war. Doch beschränkte O. seine Wirksamkeit nicht auf literarische Beschäftigungen; er nahm selbst hervorragenden Antheil an allen Tagesfragen, die mit seinen physiol. Studien in Verbindung standen. So wurde er wiederholt zu den vom Parlament niedergesetzten sanitarischen Untersuchungscommissionen zugezogen und war bei der Welt-Industrieausstellung 1851 als Comitémitglied und nachher als Vorsitzender der Abtheilung für die zur Fabrikation gebrauchten thierischen und vegetabilischen Substanzen thätig. In ähnlicher Weise betheiligte er sich an der pariser Ausstellung von 1855 und erhielt dafür von Ludwig Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. O. wirkt gegenwärtig als Professor der Anatomie und Physiologie am Königlichen Institut zu London sowie als Oberaufseher der naturwissenschaftlichen Fächer im British-Museum. Als Zeichen der Anerkennung verlieh ihm die Königin Victoria Ende 1851 das von dem König Ernst August von Hannover bewohnte Haus in Kew-Green zum lebenslänglichen Aufenthalt.

Owen (Robert), ein als Socialreformer berühmter Engländer, wurde 1771 zu Newtown in der Grafschaft Montgomery von armen Aeltern geboren. Er widmete sich der Handlung, glich durch Beharrlichkeit seine mangelhafte Jugendbildung aus und erwarb sich durch Thätigkeit und Rechtschaffenheit die Achtung seines Principals. Im Alter von 30 J. heirathete er die Tochter des reichen Manufacturisten Dale zu Manchester, der ihm die Leitung einer großen Baumwollspinnerei zu New-Lanark in Schottland übertrug. Um die Wasserkraft zu benutzen, hatte Dale 1784 dieses Manufacturdorf gegründet, obschon die übrigen Localverhältnisse dem Unternehmen nicht günstig waren. Sein Schwiegersohn fand weder ein glückliches Dorf noch eine blühende Fabrik. Die geringe Bevölkerung, der Abschaum der drei Reiche, litt Mangel und war in Faulheit, Unwissenheit, Völlerei und religiöse Streitigkeiten versunken. O. nahm sich vor, zuvörderst die Arbeiter ihrer elenden Lage zu entreißen. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Mensch von Natur weder gut noch schlecht, daß er das eine oder andere erst durch die Verhältnisse werde, verwarf er jeden Zwang und suchte blos durch gutes Beispiel, gegenseitige Aufmunterung, freundliche geregelte Umgebung, besonders durch ein unerschöpfliches persönliches Wohlwollen zu wirken. Bald zeigten sich die Früchte dieser praktischen Erziehung. Unter den Arbeitern schwanden Sittenlosigkeit, Armuth, Zank, das Geschäft hob sich und brachte den Unternehmern ungewöhnlichen Gewinn. Außer der Spinnerei wurden nun auch große Werkstätten für eine Menge technischer Gewerbe angelegt. Desgleichen gründete O. aus eigenen Mitteln eine Schule für 600 Kinder, wo das nämliche Verfahren noch überraschendere Resultate lieferte. Durch solchen Erfolg ermuntert, gerieth O. auf die Idee, als Reformator des gesellschaftlichen Elends überhaupt aufzutreten. Zuvörderst veröffentlichte er seit 1812 seine Ansichten in der Flugschrift «New views of society, or essays upon the formation of human character». Um Elend und Entartung auszurotten, soll nach ihm eine gänzliche Veränderung der äußern Verhältnisse des Menschen oder vielmehr eine neue systematische Erziehung des einzelnen vorgenommen werden. Das Princip, welches dieser Reform zu Grunde liegt, ist die Unzurechnungsfähigkeit, d. h. die völlige moralische Nichtverantwortlichkeit des Individuums rücksichtlich seiner Lage wie seiner Handlungen. Demzufolge müssen nicht nur Lob und Tadel, Strafe und Belohnung wegfallen, sondern auch eine absolute Gleichheit in allen Rechten und Pflichten eingeführt, jede Superiorität aber, namentlich die des Kapitals, abgeschafft werden. Von einem Vermögen von mehr als ½ Mill. Pfd. St. unterstützt, streute O. im Interesse seiner Lehre zahllose Tractätchen aus, hielt allenthalben große Volksversammlungen und betheiligte sich mit Aufopferung an jedem Unternehmen, das die Hebung der vernachlässigten Volksklassen bezweckte. Seit 1816—18 zog ihn das Parlament bei der Gesetzgebung über die in den Fabriken arbeitenden Kinder zu Rathe. Zu gleicher Zeit führte er in England die Kleinkinderschulen ein, deren Fortbildung sich jedoch andere bemächtigten. Mit großen Summen unterstützte er die Versuche Bell's wie Lancaster's. Er bewog auch die niederländ. Regierung zur Gründung von Armencolonien und überschickte dem Könige von Preußen einen Entwurf zur Nationalerziehung, der ihm dafür eigenhändig dankte. Trotzdem erwarteten doch bereits den Apostel der Liebe und Barmherzigkeit die härtesten Anfeindungen. Die Lehre von der Unzurechnungsfähigkeit brachte allmählich die gesammte Geistlichkeit in Harnisch, zumal als O.,

endlich gereizt, alle bestehenden Religionen der Ohnmacht, der Verletzung der Naturgesetze, subversiver Tendenzen beschuldigte und seine Behauptung durch Beispiele aus Vergangenheit und Gegenwart zu rechtfertigen suchte. Mit Schmähung und Verdächtigung überhäuft, seines Beschützers, des Herzogs von Kent, durch den Tod beraubt, wendete sich O. 1823 nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo er ungehindert von Vorurtheilen nach seinen Grundsätzen und auf seine Kosten eine absolute, d. h. communistische Gemeinde errichten wollte. Er kaufte von dem Würtemberger Rapp die Colonie New-Harmony an den Ufern des Wabash, im Staate Indiana, und forderte Talent, Kapital und kräftige Arbeiterfamilien zum Eintritt auf. Allein der Communismus hielt die Kapitalisten ab, und von den Gebildeten überhaupt erschienen nur wenige phantastische Geister. Dagegen drängten sich die Armen, alle geächteten Subjecte Nordamerikas, selbst die Abenteurer der Wälder in die Colonie. Schon 1826 trat bei dem Mangel an baarem Kapital ein unaustilgbares Deficit ein, das erst Misvergnügen, dann Unordnung, bald die völlige Auflösung aller Bande nach sich zog. O. sah sich endlich in tiefer Erschütterung genöthigt, das ganze Besitzthum preiszugeben, und trat mit der Regierung von Mexico um die Colonisirung von Texas in Unterhandlung. Aber auch dieser Plan scheiterte, und gegen 1827 kehrte er nach England zurück, um sich jetzt einzig der Vorbereitung der Gemüther zur künftigen Gründung der absoluten Gemeinde zu widmen. Nachdem er die Trümmer seines Vermögens bis auf weniges seinen Kindern abgetreten, begann er mit unglaublicher Ausdauer und Anstrengung sein lehrendes und streitendes Leben. Unter seinen zahlreichen Schriften, die er in der Form von Traetätchen ausstreute, gewähren am meisten Einsicht in seine Ideen die «Lectures on a new state of society», «Essays on the formation of human character», «Outline of the rational system» und sein Hauptwerk «The book of the new moral world», in welchem er sich als Erfinder und Begründer eines vernunftgemäßen Religions- und Gesellschaftssystems bezeichnet. Hand in Hand mit diesen theoretischen Bestrebungen ging eine mehr praktische Thätigkeit, die ihn wiederholt in die gefährlichsten Conflicte trieb und ihm neue Verfolgungen bereitete. Mit seinen Schülern, den sog. Owenisten, wurde er seit 1827 schon die Seele der Arbeitervereine, aus denen der Chartismus (s. d.) emporstieg. Besonders aber compromittirte er sich bei einem Unternehmen, das unter dem Namen National labour equitable exchange die Auswechselung industrieller Bedürfnisse gegen Arbeitsstunden, mithin die Abschaffung des Geldes bezweckte. Man gründete einen großen Bazar und eine Bank, deren Zettel den Werth von Arbeitsstunden hatten, die sich aber nach einigen Monaten (1832) bankrott erklären mußte. O. verlegte nach diesen harten Schlägen seinen Aufenthalt von London nach Manchester, wo er an die Spitze des Mutuellistenvereins trat, der unter dem Namen Association of all classes or all nations einen außerordentlichen Aufschwung nahm, aber gleichfalls keinen Bestand hatte. Seitdem verlor sich allmählich der Einfluß, den er auf das Volk ausübte, und als er bei den Parlamentswahlen von 1847 als Candidat für Marylebone auftrat, erhielt er nur eine einzige Stimme. Die Ungunst der Verhältnisse machte ihn indessen nicht an seinem System irre, welches er in der Schrift «Revolution in the mind and practice of the human race» (Lond. 1850) aufs neue entwickelte. In seinen letzten Jahren scheinen seine Geisteskräfte stark gelitten zu haben, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß er in vollem Ernst an die angeblichen Wunder des Geisterklopfens und Tischrückens glaubte und mehrere Unterhaltungen veröffentlichte, die er auf diesem Wege mit Franklin und andern berühmten Verstorbenen gepflogen haben wollte. Dagegen behielt er seine körperliche Rüstigkeit bis ins höchste Alter bei und nahm noch kurz vor seinem Tode am soeiologischen Congreß in Liverpool theil. Er starb in seinem Geburtsorte Newtown 17. Nov. 1858. Vgl. Sargent, «Rob. O. and his social philosophy» (Lond. 1860). — Sein ältester Sohn, Robert Dale O., geb. 1804 in New-Lanark, der ihn nach Amerika begleitete und dort zurückblieb, machte sich als Politiker im Sinne der demokratischen Partei bekannt, vertrat 1843—47 den Staat Indiana im Congreß und bekleidete von 1853—58 den Posten eines Geschäftsträgers der Vereinigten Staaten in Neapel. — Ein zweiter Sohn, David Dale O., geb. zu New-Lanark 24. Juni 1807, wurde mit Robert in Hofwyl erzogen und ging dann gleichfalls nach Amerika, wo er sich den Naturwissenschaften und namentlich geol. Studien widmete. Die von ihm im Auftrage der Legislatur von Indiana bewerkstelligte geol. Recognoscirung dieses Staats, deren Resultate er in der «Geological sketch of Indiana» (2. Aufl. 1859) veröffentlichte, bewog die amerik. Regierung, ihm die Untersuchung der Mineralreichthümer des neuen Staats Iowa und 1848 die Leitung der zur Bestimmung der geognostischen Verhältnisse des Nordwestens ausgerüsteten Expedition zu übertragen, über welche er in der auf Befehl des Congresses gedruckten «Geological survey of Wisconsin, Iowa

and Minnesota, etc.» (Neuyork 1852) Rechenschaft ablegte. Von 1852—57 leitete er eine ähnliche Expedition im Staate Kentucky, deren Beschreibung («Geological survey of the state of Kentucky», 4 Bde., 1857—61) gleichfalls auf Staatskosten erschien und wol das Gründlichste ist, was man in diesem Fache über irgendeinen Theil Amerikas besitzt. Zum Staatsgeologen von Arkansas ernannt, durchstreifte er auch diesen Staat nach allen Richtungen hin und gab 1858 einen Bericht über denselben heraus. Seine beschwerlichen Reisen in den Wildnissen und Fieberregionen des Westens hatten jedoch seine Gesundheit untergraben; er starb zu New-Harmony 13. Nov. 1860.

Oxalis nannte Linné eine zur 10. Klasse, 5. Ordnung, seines Systems gehörige Pflanzengattung, welche zum Typus einer dikotylen Familie, der Oxalideen, geworden ist, weil ihre Blätter, Stengel u. s. w. einen sauer schmeckenden Saft enthalten. Die zahlreichen, vorzüglich in Südafrika und in der subtropischen Zone Süd- und Nordamerikas einheimischen Arten haben drei- oder vierzählige Blätter, weshalb die bei uns wild oder cultivirt vorkommenden Arten Sauerklee genannt werden. Die Blüten bestehen aus einem fünfblätterigen oder fünftheiligen Kelch und einer trichterförmigen, fünfblätterigen Blumenkrone. Die Frucht ist eine häutige, fünffächerige, durch Mitteltheilung aufspringende Kapsel; die Samen haben eine fleischige, elastisch aufspringende Außenhaut. Bei uns kommen nur drei Arten vor, von denen zwei, welche die Rolle von Unkräutern spielen und gelbe kleine Blumen an ihren ästigen Stengeln tragen, nicht einmal einheimisch zu sein scheinen, sondern vielleicht aus Nordamerika eingewandert sind (O. stricta und corniculata L.). Wirklich einheimisch ist aber der gemeine Sauerklee (O. Acetosella L.), auch Hasenklee, Hasenampfer, Kukuksklee, Alleluja und Kleesalzkraut genannt, welcher allenthalben an feuchten, schattigen Orten und namentlich auf moosigem Boden schattiger Wälder häufig wächst. Diese durch Zartheit ausgezeichnete Pflanze ist ausdauernd, hat einen fadigen, kriechenden Wurzelstock, keinen Stengel, sondern blos langgestielte Kleeblätter und lange grundständige, einblütige Stiele mit weißer oder röthlichweißer Blume. Sie blüht im April und Mai, entwickelt aber später im Sommer noch eine andere kleinere Form von Blüten, welche meist unter dem Moos versteckt bleiben. Ihr Kraut ist reich an doppeltoxalsaurem Kali, und dieses Salz wurde früher nur aus dem Sauerklee bereitet. Auch die Oxalsäure hat von ihm den Namen. Früher ward das Kraut als Herba Trifolii acetosi, Herba Acetosellae oder Allelujae als kühlendes Mittel in der Heilkunst gebraucht. Verschiedene capische und amerik. Sauerkleearten zieht man auch als Zierpflanzen in Gärten. Namentlich ist die mit vierzähligen Blättern begabte O. tetraphylla Cav., welche einen zwiebelartigen Wurzelstock und lilafarbene, in Dolden gestellte Blüten besitzt, zu Einfassungen von Gartenbeeten beliebt. Eine andere amerik. Art, O. crassicaulis Zucc., hat einen knolligen, nußartigen Wurzelstock, welcher eßbar ist und wie die Kartoffel zubereitet werden kann. Diese deshalb von unsern Gärtnern gewöhnlich O. esculenta genannte Pflanze wird im tropischen Amerika vielfach angebaut. Sie gedeiht auch bei uns in warmen Sommern. Ihre ebenfalls in Dolden gestellten Blumen sind violett, im Grunde gelblich.

Oxenstierna (Axel, Graf von), berühmter schwed. Staatsmann, geb. zu Fänö in Uppland 16. Juni 1583, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters mit Sorgfalt unter den Augen seiner Mutter erzogen. Er studirte zu Rostock, Wittenberg und Jena Theologie, und obgleich er sich später den Staatsgeschäften widmete, blieb ihm doch eine große Liebe zur Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evang. Lehre. Nach Vollendung seiner Studien besuchte er die meisten deutschen Höfe, und als er 1602 zurückberufen wurde, um Karl IX. den Eid der Treue zu schwören, trat er bald darauf in die Dienste dieses Monarchen, der ihn 1606 als Gesandten an den mecklenb. Hof sendete. 1608 wurde er in den Senat aufgenommen, in welchem ununterbrochen 13 seiner Vorfahren gesessen hatten. Sein erstes öffentliches Geschäft war die Beilegung gewisser Streitigkeiten zwischen dem livländ. Adel und der Stadt Reval, wobei er seine Talente in einem so günstigen Lichte zeigte, daß der altersschwache König ihn zum Aufseher der königl. Familie machte und an die Spitze der Regentschaft stellte. Als Gustav Adolf den Thron bestieg, wurde er zum Kanzler ernannt, und 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zwischen Schweden und Dänemark Bevollmächtigter. 1614 begleitete er den König nach Livland und hatte bald die Genugthuung, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Schweden durch den Frieden von Stolbowa beendigt zu sehen. Beim Feldzuge des Königs gegen Polen erwartete er denselben 1622 in Livland. Später wurde er mit verschiedenen Regimentern nach Preußen geschickt und zum Generalgouverneur aller dasselbst den schwed. Waffen unterworfenen Districte ernannt. Als die Kaiserlichen nach Pommern gingen, um sich zu Herren der Ostseeküsten zu

machen, unterhandelte er mit dem Herzog von Pommern wegen der Besetzung Stralsunds durch schwed. Truppen statt der dänischen, die den Platz in Besitz hatten, und ging sodann nach Dänemark, um die Genehmigung des Königs dazu auszuwirken. Auch gelang es ihm, durch franz. und engl. Vermittelung 1629 mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand abzuschließen. Als der Krieg in das Herz von Deutschland versetzt wurden, rief Gustav Adolf seinen Kanzler zu sich, um sich seiner Einsicht zu bedienen. Er wurde mit unbeschränkter Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rhein versehen und nahm sein Hauptquartier in Mainz, während Gustav Adolf in Baiern und Franken vordrang. O. war mit den gesammelten Truppen vom Rhein aufgebrochen, um zu dem Könige zu stoßen, und stand in Oberdeutschland, als dieser 1632 bei Lützen fiel. Die Nachricht von des Königs Tode entmuthigte ihn nicht. Er sammelte zahlreichere Heere und ging nach Dresden und Berlin, um die Maßregeln wegen Fortsetzung des Kriegs zu verabreden. Die schwed. Regierung ertheilte ihm nun Vollmacht, alles anzuordnen, was er für des Vaterlandes Wahlfahrt am dienlichsten erachten würde. Demgemäß trat er mit verschiedenen Fürsten in Unterhandlungen, versammelte einen Congreß zu Heilbronn und wurde hier als Director des evang. Bundes anerkannt. Er ging nach Frankreich und Holland, um beide Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evangelischen zu gewinnen. Doch bei seiner Rückkehr nach Sachsen fand er alles in der größten Unordnung, die Bundesgenossen schwankend, die Soldaten misvergnügt und der Zucht entwöhnt und fast alle muthlos durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Nördlingen, während der Kurfürst von Sachsen offen der Sache des Feindes beigetreten war. Sein an Hülfsquellen reicher Geist wußte jedoch auch unter diesen Umständen die Angelegenheiten seiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er sie gesichert sah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von wo er zehn Jahre abwesend gewesen. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Er sehnte sich nach einem ruhigen Wirkungskreise, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder und nahm seinen Sitz im Senate als Kanzler des Reichs und einer der fünf Vormünder der Königin Christine. Seine Hauptsorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunst Beziehung hatte, bekannt zu machen. Da es ihm sehr am Herzen lag, den Krieg in Deutschland zu einem glücklichen Ende zu bringen, so sendete er seinen Sohn Johann als Bevollmächtigten nach Deutschland. 1645 wohnte er den Unterhandlungen mit Dänemark zu Brömsebro bei. Nach der Rückkehr ertheilte ihm die Königin Christine die Grafenwürde. Als Christine ihren Entschluß bekannt machte, einen Nachfolger zu ernennen, widersetzte sich O. aus allen Kräften. Noch dringender widersprach er ihrem Vorsatze, die Krone niederzulegen, und als die Königin bei ihrem Entschlusse beharrte, schützte er eine Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfang großer Uebel ansah. Er fand seitdem keine Freude mehr an den Staatsgeschäften, wiewol er fortfuhr, dem Vaterlande gewissenhaft zu dienen, und starb 28. Aug. 1654. O. darf den berühmtesten Männern beigezählt werden, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle gespielt haben. Seinem Aeußern nach war er von hoher, stattlicher Gestalt. Erziehung und Studium hatten seine großen Anlagen entwickelt und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet. Mit großer Geläufigkeit sprach er lateinisch. Sein polit. Scharfblick erregte ebenso sehr Achtung als Bewunderung. Die Regierungsform, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den schwed. Ständen angenommen wurde, galt für ein Meisterwerk der Staatskunst. Seine Rechtschaffenheit nöthigte selbst seinen Gegnern Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerstand er mit Festigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufrecht zu erhalten und durch Belebung des Handels und Kunstfleißes, verbunden mit weiser Oekonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren seine großen Bestrebungen. Von seinen Schriften sind nur einige im Druck erschienen. Vgl. Lundblad, «Svensk Plutarch» (Bd. 2, Stockh. 1824; deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1826—27).

Oxford, eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Warwick, Northamptan, Bucks, Berkshire und Glocester gelegen, mit 170944 E. auf 34,76 Q.-M., bildet eine wellenförmige, mit Hügeln (im Broom-Hill bis 784 par. F. hoch), einigen Waldungen und Fruchtäckern abwechselnde Ebene, die zum Theil lehmigen und fruchtbaren, zum Theil sandigen oder steinigen Boden hat, mit feuchtem, zuweilen kaltem Klima, und wird von der Isis und Cherwell sowie der aus ihrer Vereinigung entstandenen Themse, desgleichen von einigen Kanälen durchschnitten, unter denen der 1769—90 erbaute, 18⅔ M. lange Oxfordkanal, welcher den Trent mit der Themse (bei Brentford) verbindet, der wichtigste ist. Die Hauptproducte des Landes sind Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, Hopfen, Flachs und Pfeifenthon. Manufacturen und Handel sind unbedeutend. Die Grafschaft selbst schickt drei Mitglieder ins Parlament, zwei

andere die Hauptstadt, ebenfalls zwei deren Universität und je eins die Städte Woodstock (s. d.) und Banbury. — Die Hauptstadt O., Municipalstadt, Parlamentsborough und als früherer Bischofssitz City, auf der Eisenbahn 13,8 M. gegen Nordwest von London entfernt, liegt in einer freundlichen und gesunden Gegend auf einer Anhöhe, an der Mündung des Cherwell in die hier noch Isis genannte Themse, über welche die 500 F. lange steinerne Magdalenenbrücke führt. Mehrere Eisenbahnlinien treffen zu O. zusammen. Die Stadt zählt 27560 E., die ihren Erwerb hauptsächlich in der Universität finden. Mit seinen Kuppeln, Thürmen und Kirchspitzen bietet O. einen imposanten Anblick dar und gehört zu den schönsten Städten Englands. Die Hochstraße (High Street) ist 3000 engl. F. long, stellenweise 85 F. breit, regelmäßig und mit prächtigen Kirchen- und Schulgebäuden sowie mit alterthümlichen Privathäusern besetzt. Zwischen der gleichfalls sehr schönen Breitenstraße (Broad Street) und der Marienkirche steht die 1749 von James Gibbs ausgeführte Radcliffebibliothek, eine griech. Rotunde mit einer 60 F. hohen Kuppel. Die übrigen Straßen sind eng und unregelmäßig; doch wurde in neuerer Zeit die Stadt vielfach verschönert und erweitert. Von dem alten Schlosse und der Ringmauer sind nur noch einige Reste vorhanden. O. hat eine Grafschaftshalle, ein Stadthaus, ein Gefängniß, ein großes, von Radcliffe gegründetes Krankenhaus, eine Kornbörse, eine Musikhalle, 32 Kirchen, Kapellen und Bethäuser. Als Kathedrale diente früher die Kirche des Christus-College aus dem 12. bis 16. Jahrh. Der unter Wolsey begonnene und erst von Christopher Wren 1682 vollendete große Thurm des College enthält eine große Glocke (the great Tom of Oxford), welche sämmtliche Scholaren um neun Uhr abends zu ihren Collegien ruft. Die schöne Marienkirche aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hat einen reichverzierten Thurm. Vor der Marie-Magdalenenkirche steht das 1841 errichtete Märtyrerkreuz mit den Bildsäulen Cranmer's, Ridley's und Latimer's in den Nischen. Die Allerheiligenkirche ist im griech. Stil gebaut; die älteste Kirche der Stadt ist St. Peter's in the East. Die wichtigsten Gebäude der Stadt aber gehören der Universität an, die altberühmt und dem Range nach die erste in Großbritannien ist. Schon unter Eduard dem Bekenner (1041—66) hatte O. als Schule alter Gelehrsamkeit großen Ruf, aber erst 1201 wird es als Universität genannt. Das älteste der vorhandenen Collegien, das University-College, wurde jedoch erst 1249 gegründet. Dann folgen Merton 1264, Balliol 1269, Exeter (früher Stapleton) 1314, Oriel 1326, Queen's 1340, die übrigen aus dem 15. bis 17. Jahrh., nur Worcester erst von 1714. Die Statuten der Anstalt rühren vom Erzbischof Laud (1636) her, sind aber häufig verändert worden, theils durch das Parlament, theils durch die Universität selbst. Im ganzen umfaßt die Universität 19 Collegien und 5 Hallen; sie hat 36 Professoren und eine Jahreseinnahme von 480000 Pfd. St. Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf etwa 1300, von denen drei Viertel das Examen ablegen und dadurch den Grad als Baccalaureus, später als **Magister artium** erhalten, womit sie für Lebenszeit ein Votum in allen Angelegenheiten der Universität gewinnen. Die Anzahl dieser **Masters of arts** beträgt gegen 4000, von welchen etwa 300 in O. residiren. 1867 betrug die Zahl der **Members on the books** 7325. Die meisten Collegien zeigen den Stil des 15. und 16. Jahrh. und übertreffen an Größe und Schönheit die von Cambridge. Das Christ-Church-College (1525 gegründet) mit einem freundlichen Bibliothekssaal, ist das größte und besuchteste; das All-Souls-(Aller-Seelen-)College vom J. 1437 und das Magdalenen-College von 1456 sind aber die schönsten. Auch das Neue und das Brazennose-College sind sehr groß und imposant, die Kapellen, Hallen, Bibliotheken und Gärten dieser Institute außerordentlich schön, nicht minder die schattigen Christkirchen-Wiesen und die Magdalenen-Promenaden. Die Universitäts- oder Bodleyanische Bibliothek, eine der größten Bücherſammlungen Europas, zählt über 350000 Bände gedruckter Bücher und 22000 Handschriften. Ihr Gebäude enthält auch eine Gemäldegalerie, eine Sammlung antiker Statuen und die Arundel'sche Inschriftensammlung mit der Marmorchronik (s. d.). Ein Theil davon wurde neuerdings nach dem Ashmole-Museum geschafft. Eine zweite Bibliothek, die Radcliffe'sche, aus der Erbschaft des 1718 verstorbenen Dr. Radcliffe, fast ausschließlich medic. und naturwissenschaftliche Schriften enthaltend, war bis 1866 in der erwähnten Rotunde aufgestellt, ist aber seitdem in das neubegründete Museum übergegangen, während das Gebäude als Lesesaal für die Bodleyanische Bibliothek gebraucht wird. Das Neue Museum ist namentlich für naturwissenschaftliche Sammlungen bestimmt und enthält Lehrsäle für die Professoren der Medicin und Naturwissenschaften. In dasselbe wurden neuerdings auch die Naturalien aus dem Ashmole'schen Museum gebracht, sodaß dieses nur noch zur Aufbewahrung von Antiquitäten dient. Jedes College hat eine Bibliothek; ein Gesammt-

katalog ihrer Handschriften ist von Coxe herausgegeben. Merkwürdig sind ferner: das Sheldon'sche Theater, welches sich durch seine halbcirkelrunde Fronte auszeichnet (die Aula der Universität); die Universitätsdruckerei oder das Clarendon-Printinghouse, ein schönes, in Form eines Tempels erbautes Gebäude, welches gegenwärtig zu Hörsälen benutzt wird, da für die Universitätsdruckerei (Clarendon Printing House) seit 1830 ein neues Gebäude außerhalb der Stadt errichtet ist, mit einem prächtigen Bibeldepartement; Sir R. Taylor's Institution; die Bildergalerie mit einer großen Sammlung Handzeichnungen M. Angelo's und Rafael's; die Sternwarte (51° 45′ 36,2″ nördl. Br. und 1° 15′ 39″ westl. L. van Greenwich) mit den herrlichsten Instrumenten und der Botanische Garten. Vgl. «History of the university of O., its colleges, halls and public buildings» (2 Bde., Lond., mit 82 Kupfern); Ingram, «Memorials of O.» (Oxf. 1837). Geschichtlich tritt O. erst zur Zeit der angelsächs. Könige unter dem Namen Oxnaford auf. Ihren Freiheitsbrief erhielt die Stadt 1136 vom König Stephan, der sie aber 1142 seit 26. Sept. belagerte und, nach der Flucht Mathildens, 20. Dec. eroberte. Am 11. Juni 1238 wurde hier das «tolle Parlament» eröffnet, 1541 das Bisthum gegründet, 16. Oct. 1555 die Bischöfe Latimer und Ridley als Anhänger des Protestantismus verbrannt und 22. Jan. bis 16. April 1644 das Oxforder Gegenparlament gehalten.

Oxford (Robert Harley, Graf von), brit. Staatsmann unter der Königin Anna, wurde 5. Dec. 1661 zu London geboren. Sein Vater, Sir Edward Harley, ein reicher und angesehener Mann, gehörte während der Revolution der Parlamentspartei an und bekannte sich mit seiner Familie zum Presbyterianismus. Der junge Harley kehrte jedoch zur bischöfl. Kirche zurück und erhielt einen Sitz im Parlament. Unter der Regierung Wilhelm's III. zeigte er sich als Whig und wurde 1701 sogar zum Sprecher des Unterhauses erwählt. Die Fürsprache Marlborough's bestimmte die Königin Anna, ihn zum Staatssecretär zu ernennen, worauf er sich der Torypartei näherte. Wiewol ihm die Königin großes Vertrauen schenkte, mußte er doch 1708, des Einverständnisses mit dem Prätendenten (s. Jakob III.) verdächtig, auf des über seinen Undank erzürnten Marlborough Betrieb sein Amt aufgeben. Fortan handelte er als entschiedener Tory, während er durch seine Verwandte, die Lady Masham, welche zugleich die Cousine und Nebenbuhlerin der Herzogin von Marlborough (s. d.) war, in fortwährender Verbindung mit der Königin blieb. Beide bearbeiteten die schwache Monarchin eifrig, der Familie Marlborough ihre Gunst zu entziehen und die Tories ans Staatsruder zu berufen. Nachdem die Herzogin von Marlborough und deren Schwiegersohn, der Graf Sunderland, im Juni 1710 gestürzt waren, kam endlich im Aug. die Regierungsveränderung zu Stande. Harley erhielt in dem Torycabinet das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer, wurde einige Monate später zum Grafen von O. und Großschatzmeister erhoben und riß im Verein mit dem nachherigen Viscount Bolingbroke (s. d.) die Staatsgeschäfte an sich. Die Königin mußte noch im Dec. 1710 ein neues Parlament zusammenberufen, in welchem die Tories die Oberhand hatten, und zugleich eröffneten beide Minister mit Frankreich die von den Jakobiten ersehnten Friedensverhandlungen. Um das mächtigste Hinderniß wegzuräumen, klagte O. außerdem im Jan. 1712 den Herzog von Marlborough der Unterschlagung öffentlicher Gelder an und gab dem gefälligen Herzog von Ormond den Oberbefehl in den Niederlanden. Nach dem Friedensschlusse zu Utrecht im April 1713 zerfiel jedoch O. mit seiner Partei und dem Hofe aus verschiedenen Gründen. Zuvörderst erregte er das Misvergnügen der Königin durch die Lauheit, die er für die Sache des Prätendenten zeigte. Auch veruneinigte er sich mit Bolingbroke. Beide Minister arbeiteten einander öffentlich entgegen und beleidigten sich in Gegenwart der Königin. Bolingbroke brachte es schließlich mit Hülfe der Lady Masham dahin, daß O. 27. Juli 1714 seiner Aemter entsetzt wurde, unter dem Vorgeben, er habe mit dem Hause Hannover eine geheime Correspondenz geführt. Dessenungeachtet wurde nach der Thronbesteigung Georg's I. O. nebst seinem Vetter, Thom. Harley, im Juni 1715 von einem Ausschusse des Unterhauses wegen seines geheimen Einverständnisses mit Frankreich bei den Friedensunterhandlungen des Hochverraths beschuldigt und in den Tower geworfen. Erst im Juli 1717 erhielt er mit seiner Freisprechung die Freiheit zurück. Auf seinen Gütern widmete er nun den Rest seines Lebens der Vermehrung seiner literarischen Schätze und dem Verkehr mit gelehrten Zeitgenossen, besonders Swift und Pope. Er starb 21. Mai 1724. — Sein Sohn, Edward Graf von O., vermehrte eifrig die väterliche Bibliothek, von welcher Oldys und Johnson einen Katalog (4 Bde., Lond. 1743) herausgaben. Nach dem Tode desselben, 16. Juni 1741, wurden die Bücher verkauft, die Handschriften aber kamen ins Britische Museum, wo sie die Bibliotheca Harleiana bilden. Das letzte Glied dieser Familie, Alfred, sechster Graf von O., starb 19. Jan. 1853. Mit ihm erlasch auch der Titel.

Oxhoft (engl. hogshead, franz. barrique), ein größeres Maß für Wein und Spirituosen in verschiedenen Ländern von abweichendem Inhalte, der meist zwischen circa 200—240 franz. Liter schwankt. In Deutschland begreift das O. gewöhnlich 1½ Ohm, 3 Eimer oder 6 Anker.

Oxus, s. Amu.

Oxyd heißt im allgemeinen jede Verbindung eines Metalls oder Metalloids mit Sauerstoff, im engern Sinne aber nur, wenn sie nicht saure Eigenschaften hat. Gibt ein Metall mehrere O., die nicht Säuren sind, so nennt man von diesen das der Verbindung mit Säuren fähige O., das, welches zu wenig Sauerstoff enthält, um mit einer Säure ein Salz bilden zu können, Suboxyd, diejenige Oxydationsstufe aber, die zu viel Sauerstoff enthält, um mit einer Säure ein Salz zu bilden, Superoxyd oder Hyperoxyd. Sind zwei O. fähig, Salze zu bilden, so heißt das niedrigere Oxydul, das höhere O. Sonst nannte man die Metalloxyde Metallkalke; daher ist denn auch verkalken gleichbedeutend mit oxydiren, d. h. verbinden mit Sauerstoff. (S. Calcination.) Die Franzosen und Engländer bezeichnen häufig die O. eines Metalls blos der Zahl nach als Protoxyde, Deutoxyde, Tritoxyde u. s. w., die letztern wol auch allgemein im Gegensatze zu den Protoxyden als Paroxyde, eine Nomenclatur, die auch neuerdings theilweise von deutschen Chemikern angewendet wird. Oxyd- und Oxydulsalze nannte man früher und theils auch jetzt noch diejenigen Salze, welche durch Reaction von Säuren auf die betreffenden O. und Oxydule entstehen können. Es ist aber jedenfalls besser, sie nach dem Vorgange von Rammelsberg und andern als monatome, diatome u. s. w. Salze zu bezeichnen.

Oxygen, s. Sauerstoff.

Oybin, ein Bergfelsen im südlichsten Theile der sächs. Oberlausitz, bei dem gleichnamigen Dorfe, 1 M. südwestlich von Zittau, zu dessen Stadtgebiet er gehört, ist als Naturwunder einzig und überdies, durch schöne Ruinen geschmückt, ein anmuthiger Aussichtspunkt. In einem amphitheatralisch von höhern felsigen Bergen eingeschlossenen Thale erhebt sich von drei Seiten ganz freistehend, auf der vierten nur durch einen schmalen Rücken mit dem nahen Gebirge verbunden, dieser Felsen in glockenartiger oder kolbiger Kegelgestalt 1697 F. über die Meeresfläche, zusammengethürmt aus ungeheuern Sandsteinmassen, theils zackig, theils abgerundet und mit Nadelholz schattirt. Südwestlich sind die verschiedenen Terrassen der Felsen durch Treppen in mancherlei Biegungen zugänglich, und von der Gipfelebene, zu welcher zuletzt eine Treppe von 37 Stufen führt, genießt man eine angenehme Aussicht in das romantische Thal und über Zittau hin in die Gegend von Görlitz, während nach den andern Seiten hin der Umblick durch rings umher sich ziehende Berge und Bergketten verschlossen ist. Malerisch sind die weitläufigen Ruinen des hier 1348 von Karl IV. gestifteten Cölestinerklosters, welches bis ins 16. Jahrh. bestand, sowie die eines zwischen 1349—57 von demselben Kaiser zerstörten Raubschlosses. Vgl. Pescheck, «Der O. bei Zittau, Raubschloß, Kloster und Naturwunder» (Zittau 1804); derselbe, «Geschichte der Cölestiner des O.s» (Zittau 1840).

Ozanam (Antoine Frédéric), franz. Schriftsteller, geb. 23. April 1813 zu Mailand, empfing seine Schulbildung in Lyon, ging 1831, um die Rechte zu studiren, nach Paris und kam hier in nähere Berührung mit Châteaubriand, Montalembert und andern Berühmtheiten der romantisch-kath. Richtung. Eine Zeit lang Lehrer des Handelsrechts in Lyon, kehrte er 1848 nach Paris zurück, wo er Fauriel's Stellvertreter bei den Vorlesungen über auswärtige Literatur an der Sorbonne und nach dem Tode dieses Gelehrten 1844 dessen Nachfolger als Titularprofessor wurde. Allzu angestrengtes Arbeiten zerrüttete sehr bald seine schwächliche Gesundheit. Der Besuch der Pyrenäenbäder und der Aufenthalt in Italien verschafften wenig Besserung; er starb auf der Rückreise zu Marseille 8. Sept. 1853. Ein sehr frommer Mann, vereinigte O., wie mehrere berühmte Katholiken seiner Zeit und seines Vaterlandes, altkirchlichen Glaubenseifer mit moderner Freiheitsliebe, toleraute Gesinnung mit strenger Rechtgläubigkeit. Als Schriftsteller behauptet er einen ansehnlichen Rang. Reine literarische Traditionen, ein reicher Geist, ein correcter, eleganter, bisweilen blühender Stil geben seinen Büchern ein dauerndes Interesse. Diese Vorzüge und eine durch vielseitige Geschichts- und Sprachstudien gewonnene Bildung stellte er in den Dienst des mittelalterlichen Katholicismus, in dem er hauptsächlich ein politisch-pädagogisches Institut für die Barbaren, ein den antiken Religionen überlegenes Bildungsmoment sah. Seiner Absicht nach sollten alle seine Schriften ein zusammenhängendes Ganze ausmachen und nur Ein Buch sein, nämlich eine Geschichte der Literatur und Civilisation im barbarischen Zeitalter, seit dem Verfall des Römerthums und dem Aufkommen des Christenthums bis ans Ende des 13. Jahrh. Einige Theile des Plans sind vollendet, so z. B.

die schöne Arbeit über die alten Deutschen, gleichsam die Vorhalle des Baues: «Études germaniques pour servir à l'histoire des Francs» (2 Bde., Par. 1847—49), welcher die Akademie der Inschriften zweimal den großen Gobert'schen Preis zuerkannte, und das Buch über Dante, der krönende Abschluß: «Dante et la philosophie catholique au XIIIme siècle» (Par. 1839; 2. Aufl. 1845), das ins Englische, Deutsche und Italienische übersetzt wurde. Unter den dazwischenliegenden Arbeiten, welche diese beiden fertigen Theile verbinden sollten, sind solche, die nur noch der letzten nachbessernden Hand bedurften; andere blieben bloße Skizzen, theilweise mit glänzender Feder entworfen. Als besonders interessant verdienen noch erwähnt zu werden: «Les poëtes franciscains en Italie au XIIIme siècle» (Par. 1852) und «Un pèlerinage au pays du Cid» (Par. 1853). Eine Gesammtausgabe von O.'s Werken erschien nach seinem Tode zu Paris 1855 in acht Bänden.

Ozon, Ozon-Sauerstoff, nennt man eine der beiden Modificationen des Sauerstoffs (s. d.), in welcher dieser als *activer* Sauerstoff bezeichnet wird, während die andere Modification Antozon heißt. Es ist bekannt, daß sich in einem Zimmer, in welchem eine kräftige Elektrisirmaschine thätig ist, ein eigenthümlicher Geruch verbreitet, den man gewöhnlich als einen phosphorischen bezeichnet, und daß derselbe Geruch in Räumen wahrgenommen wird, durch welche der Blitz ging. Schönbein machte 1840 zuerst darauf aufmerksam, daß unter gewissen Umständen derselbe Geruch bei der Zerlegung des Wassers durch die galvanische Batterie zum Vorschein kommt, und er nannte den Stoff, von welchem dieser Geruch herrührt, O. (griech., von ὄζω, ich rieche). Später gelang es demselben Chemiker, diesen Geruch und also den Stoff, dem derselbe angehört, das O., durch Einwirkung von Phosphor auf feuchte atmosphärische Luft hervorzubringen. Man hat bisjetzt das O. noch nicht isolirt dargestellt. Die bisher über das O. ermittelten Thatsachen sind folgende. Es besitzt ein ausgezeichnetes Bleichvermögen; schüttelt man ozonisirte Luft mit Lackmustinctur, Blauholzabkochung, Cochenilleauszug zusammen, ja selbst mit Indiglösung, so werden dieselben gebleicht wie durch Chlor. In der atmosphärischen Luft befindet sich der Sauerstoff in dem inactiven Zustande; eine sehr geringe Menge Sauerstoff der Luft scheint indeß immer ozonisirt zu sein, und bisweilen erhöht sich diese Menge. Man will die Erfahrung gemacht haben, daß in diesem Falle sich gewöhnlich Katarrhe zeigen. Ist dem so, so gleicht das O. auch in seiner Wirkung auf den Organismus dem Chlor. Man hält es für wahrscheinlich, daß die langsamen Oxydationen, welche in der atmosphärischen Luft vor sich gehen, selbst das Bleichen der Zeuge auf Rechnung des in der Luft vorhandenen O. zu stellen seien. Schönbein hat gefunden, daß Quecksilber durch bloße Berührung den gewöhnlichen Sauerstoff in O. zu verwandeln vermag; ebenso wirken Aether und Weingeist, hauptsächlich aber Terpentinöl und Citronenöl. Wenn man eine Flasche, welche zu einem Viertheil mit Terpentinöl angefüllt ist, längere Zeit hindurch der Einwirkung des Sonnenlichts aussetzt und das Oel häufig mit der Luft in der Flasche schüttelt, so absorbirt das Oel eine bedeutende Menge Sauerstoff, und dieser Sauerstoff befindet sich in dem Oel in Gestalt von O. Man kann auf diese Weise ozonisirtes Terpentinöl darstellen, dessen Bleichkraft doppelt so groß als die von gewöhnlichem Chlorkalk ist. Es ist schon mit Erfolg das Terpentinöl im großen zum Waschen der Wäsche angewendet worden. Ueber das O. herrscht noch viel Unklarheit, aber so viel steht fest, daß es ein höchst interessanter Stoff ist, dessen Entdeckung sich vielleicht als eine der wichtigsten in der Chemie herausstellen wird. Die zweite Modification des activen Sauerstoffs, das *Antozon*, entsteht neben O. bei der Elektrolyse des Wassers und der Oxydation des Phosphors, tritt aber dabei nicht frei auf, sondern verbindet sich mit den Elementen des Wassers zu Wasserstoffsuperoxyd. Der Sauerstoff, den dieses bei seiner Zersetzung liefert, ist theilweise activer Sauerstoff von dieser Modification. Das Antozon ist dem O. sehr ähnlich (Geruch, starke oxydirende Kraft, Bleichvermögen), unterscheidet sich jedoch dadurch, daß es Jodkalium nicht zersetzt, Guajactinctur nicht bläut, und daß es sich mit Wasser zu Wasserstoffsuperoxyd verbindet. Man hat die sauerstoffreichen Oxyde, welche activen Sauerstoff als O. liefern, *Ozonide*, solche, welche ihn als Antozon liefern, *Antozonide* genannt. Zu jenen gehören Chromsäure, Ueberchromsäure, Mangansäure, Uebermangansäure, Mangan- und Bleisuperoxyd, unterchlorige Säure; zu diesen die Superoxyde des Wasserstoffs, Kaliums, Natriums und Baryums. O. und Antozon heben sich gegenseitig auf, d. h. sie verwandeln sich in gewöhnlichen (inactiven) Sauerstoff. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß zwei sauerstoffreiche Oxyde (ein Ozonid und Antozonid) bei ihrem Zusammentreffen sich unter Sauerstoffentwickelung gegenseitig reduciren (Uebermangansäure und Wasserstoffsuperoxyd).

P.

P, der 16. Buchſtabe der griech. und lat. wie auch der neuern abendländ. Alphabete, führte bei den Griechen den Namen Pi, bei den Hebräern Pe, d. i. Mund, und erhielt denſelben jedenfalls nach der urſprünglichen, doch in den bekannten phöniz. Alphabeten nicht mehr erkennbaren Form des Schriftzeichens, welches in dem rohen Bilde eines Mundes beſtand. Der P-Laut beginnt als Tenuis die Reihe der Labialen (p, b, f, v, w). Die Worte, welche im Sanskrit ein p haben, behalten dies auch im Griechiſchen und Lateiniſchen, während im Gothiſchen f dafür eintritt (z. B. ſanskrit paçu, lat. pecu-s, goth. fihu, neuhochdeutſch vieh; ſanskrit pitar, griech. πατήρ, lat. pater, goth. fadar). Innerhalb der german. Sprachen nun findet ſich kein echt deutſches Wort, das mit p anlautet; alle mit dieſem Buchſtaben im Gothiſchen und den übrigen deutſchen Mundarten beginnenden Worte ſowie alle diejenigen hochdeutſchen, in denen f, pf oder ph durch Lautverſchiebung aus urſprünglichem p entſtand, ſind Fremdworte, die früher oder ſpäter, beſonders aus dem Slawiſchen, Celtiſchen und Lateiniſchen in das Germaniſche übergingen. So ſtammt Pein, althochdeutſch pîna, aus lat. poena; Pilgrim aus lat. peregrinus; Pflanze, althochdeutſch phlanza, aus lat. planta; Pfalz aus lat. palatium; Pforte aus lat. porta; Pfütze (althochdeutſch puzzo, engl. put) aus lat. puteus; Pfund aus lat. pondus; Pflug aus dem Slawiſchen; Pferd aus dem mittellat. paraveridus u. ſ. w. Ph, welches wir im Neuhochdeutſchen nur noch in griech. Fremdworten ſchreiben, wofür jedoch mehrere Orthographen nach Art der roman. Sprachen ein f ſetzen (z. B. Filoſofie), iſt im Althochdeutſchen nur andere Schreibweiſe für f; pf iſt ein verſchärfter F-Laut, der häufig dem niederdeutſchen pp entſpricht. Das Griechiſche und Lateiniſche dulden die labiale Tenuis im Anlaut und Inlaut, nicht aber im Auslaut, in den german. Sprachen kann ſie auch im Auslaut auftreten. Steht im Lateiniſchen ein p im Anlaut, ſo bleibt dieſes im Romaniſchen meiſt unverändert (z. B. pater, franz. père, ital. padre u. ſ. w.), während es im Inlaut häufig zu b, im Franzöſiſchen auch zu v, auslautend im Franzöſiſchen auch zu f geworden iſt. Im Lateiniſchen kürzte man unter anderm durch P. den Vornamen Publius ab. In Citaten bedeutet p. ſo viel als pagina (d. i. Seite), in der Muſik ſo viel als piano; p. p. (namentlich auf Briefen an der Stelle der Titulatur) wird durch praemissis praemittendis erklärt.

Paalzow (Henriette von), deutſche Romanſchriftſtellerin, geb. in Berlin 1788, geſt. daſelbſt 30. Oct. 1847, war eine Schweſter des Malers Wach und wurde an einen preuß. Stabsoffizier verheirathet. Nach einer fünfjährigen Ehe trennte ſie ſich jedoch von demſelben und kehrte in das Haus der Mutter nach Berlin zurück. Einen überraſchend ſchnellen und glänzenden Ruhm erwarb ſich ihr anonym erſchienener Roman «Godwie Caſtle» (3 Bde., Bresl. 1836; 4. Aufl. 1842), dem mit gleichem Erfolg «St.-Roche» (3 Bde., Bresl. 1839; 3. Aufl. 1843) folgte. Gewandte und ſichere Behandlung des äußerlichen hiſtor. Stoffs, Verwerthung deſſelben im Sinne ariſtokratiſcher Romantik und eine durchweg edle und reine Haltung des Ganzen machten beide Romane ihrerzeit zu den geleſenſten Büchern. Weniger war dies mit den ſpätern Romanen «Thomas Thyrnau» (3 Bde., Bresl. 1843) und «Jakob van der Nees» (3 Bde., Bresl. 1847), namentlich mit dem letztern der Fall, da in dieſen das geſchichtliche Element zurücktrat und ſchwierigere pſychol. Entwickelungen verſucht wurden, denen die Verfaſſerin nicht gewachſen ſchien. Erſt ſpäter wurden ihre «Briefe an ihren Verleger» (Berl. 1855) und ihre Biographie («Ein Schriftſtellerleben», Berl. 1855) herausgegeben ſowie eine neue Geſammtausgabe ihrer Werke (36 Bde., Berl. 1855) veranſtaltet.

Päan oder **Päon**, d. i. der Heilende, heißt bei Homer der Arzt der olympiſchen Götter, der dieſelben, wenn ſie verwundet ſind, heilt. Nach Homer und Heſiod wird der Name als Beiname gebraucht und bezeichnet erſtlich den Heilgott, den Aesculap, dann im weitern Sinne den Befreier von jedem Ungemach, ſo den Apollo und den Thanatos.

Päan hieß eine im Alterthum, zunächſt bei den Griechen, weitverbreitete lyriſche Dichtart, die urſprünglich mit dem Cultus des Apollo (ſ. d.) auf das engſte zuſammenhing. Die älteſten Päanen, wie wir ſie bereits bei Homer erwähnt finden, waren nämlich feierliche vierſtimmige Geſänge, welche ſich theils auf die Verſöhnung des Apollo bezogen, um ihn zur Abwendung einer von ihm verhängten Seuche zu bewegen, theils nach überſtandenem Unglück in frohlockenden Lobgeſängen auf dieſen Gott beſtanden. Doch trat der P. ſchon frühzeitig aus dieſer Verbindung mit dem Dienſte des Apollo heraus und wurde auf die Verherrlichung anderer Gott-

heiten ausgedehnt oder auch bei wichtigen Ereigniſſen angewendet. So wurde zu Ehren des Poſeidon oder Neptun nach dem Aufhören eines Erdbebens ein P. angeſtimmt, und namentlich geſtaltete ſich derſelbe ſehr bald zum begeiſternden Siegesgeſang der Hellenen vor der Schlacht ſowie zum feſtlichen Dankliede nach derſelben oder nach Eroberung einer Stadt. Letztere Auszeichnung wurde ſogar einigen röm. Feldherren zutheil, wie dem Aemilius Paulus nach Beſiegung des Perſeus und dem Marcellus beim Triumphe über die Galater und Celten, deren Thaten von dem röm. Heere in Päanen geprieſen wurden. So entwickelte ſich daraus zuletzt der allgemeine Jubelpäan, den man bei allen fröhlichen Begebenheiten, beſonders bei Gelagen und Gaſtmählern zu ſingen pflegte, und in gleicher Weiſe wurde der frühere, nur zur Verſöhnung des Apollo beſtimmte P. nach und nach zur allgemeinen Todtenklage und für die Sühnung des Hades überhaupt angewendet. Auch bei dem bei den Griechen und Römern bis in die ſpäteſten Zeiten üblichen Ausrufe «Io Päan!», deſſen man ſich ebenſo bei der frohen Ueberraſchung wie bei der Beſtürzung, bei der Freude wie bei der Trauer bediente, blieb der Begriff der Freude und Rettung vorherrſchend. Unter den zahlreichen Dichtern von Päanen, von denen wir zum Theil noch größere Bruchſtücke beſitzen, zeichneten ſich Terpander (ſ. d.), Archilochus (ſ. d.) und Pindar (ſ. d.) aus. Auch rechnet man hierher den ſchon von den Alten vielgeprieſenen, trefflichen Lobgeſang des Ariſtoteles an die Tugend, welcher uns erhalten iſt.

Pabſt (Heinrich Wilhelm), ausgezeichneter deutſcher Oekonom, geb. 26. Sept. 1798 zu Maar in Oberheſſen, lernte als Oekonom auf den Gütern des Freiherrn von Riedeſel im Heſſiſchen und Weimariſchen, wo er dann auch als Wirthſchaftsinſpector angeſtellt war. Behufs ſeiner weitern Ausbildung verließ er 1821 dieſen Wirkungskreis, unternahm zunächſt eine Reiſe durch Deutſchland und Belgien und wandte ſich dann nach Hohenheim, wo er 1823 eine Anſtellung als Lehrer und Buchhalter am landwirthſchaftlichen Inſtitute und 1824 vom Könige von Würtemberg den Titel als Oekonomierath erhielt. Nach Schwerz' Abgange 1829 fiel ihm der größte Theil der Landwirthſchafslehre zu. In dieſer Zeit trat er auch als Schriftſteller auf in ſeinen «Beiträgen zur höhern Schafzucht» (Stuttg. 1826) und in ſeiner «Anleitung zur Rindviehzucht» (Stuttg. 1829). 1831 folgte er dem Rufe als Oekonomierath und beſtändiger Secretär der landwirthſchaftlichen Vereine im Großherzogthum Heſſen. Seiner Thätigkeit gelang es bald, mit Hülfe der von ihm redigirten landwirthſchaftlichen Zeitſchrift die Vereine ſehr fruchtbringend zu machen. Zu gleicher Zeit ſtiftete er, ohne Unterſtützung des Staats, eine landwirthſchaftliche Lehranſtalt zu Darmſtadt, wozu er, um den Studirenden Gelegenheit zu geben, ſich auch in der Praxis auszubilden, das großherzogl. Chatoullengut Kranichſtein pachtete. Außerdem ſtanden, gleichwie früher in Würtemberg, auch mehrere Gutswirthſchaften unter ſeiner Leitung, für welche er mit dem günſtigſten Erfolge wirkte. 1839 folgte er dem Rufe als Director der landwirthſchaftlichen Akademie zu Eldena, die unter ſeiner Leitung einen hohen Aufſchwung nahm. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt erhielt er von der Univerſität Gießen die philoſ. Doctorwürde. 1843 wurde er als vortragender Rath (Geh. Finanzrath) in das königl. Hausminiſterium berufen, auch zum Mitgliede des königl. Landes-Oekonomiecollegiums ernannt. Zwei Jahre lang entwickelte er in Organiſation großer Domänen, in Planen für auszuführende große Meliorationen auf ſolchen, ferner in Errichtung neuer landwirthſchaftlicher Lehranſtalten und in andern Landesculturangelegenheiten eine ausgebreitete Thätigkeit, bis er 1845 auf dringende Aufforderung die Direction der Landwirthſchaftlichen Akademie zu Hohenheim übernahm, welche ſich unter ſeiner Leitung einer ungewöhnlichen Frequenz erfreute. 1850 folgte er einem Rufe nach Oeſterreich, wo er als Sectionsrath ins Miniſterium für Landescultur eintrat. Als ſolcher übernahm er die Einrichtung der höhern landwirthſchaftlichen Reichslehranſtalt zu Ungariſch-Altenburg, welche bereits im Herbſt 1850 eröffnet wurde und unter ſeiner beſondern Leitung raſch zu Blüte und Anſehen gedieh. Anfang 1861 wurde P. als Vorſtand des Departements für Landescultur in das neuerrichtete k. k. Miniſterium für Handel und Volkswirthſchaft berufen, von welchem Poſten er jedoch im Frühjahre 1867 zurücktrat. Von den Schriften P.'s ſind außer den bereits erwähnten noch beſonders hervorzuheben: «Lehrbuch der Landwirthſchaft» (2 Bde., Darmſt. 1833; 6. Aufl., Wien 1866); «Landwirthſchaftliche Taxationslehre» (Wien 1853; 2. Aufl. 1863); «Neue Anleitung zur Rindviehzucht» (Stuttg. 1850; 3. Aufl. 1859). Auch gab er Schwerz' «Literariſchen Nachlaß» (Stuttg. 1845) und «Landwirthſchaftliche Erfahrungen von Hohenheim» (Stuttg. 1850) heraus.

Pacca (Bartholomäus), röm. Cardinal, Biſchof von Oſtia und Velletri, geb. zu Benevent 15. Dec. 1756, wurde 1801 vom Papſte Pius VII. zum Cardinal ernannt und zeigte für dieſen in dem Streite mit Napoleon die treueſte Anhänglichkeit. Er gehörte zu den ſog. ſchwarzen

Cardinälen, die, weil ſie ſich geweigert, bei Napoleon's Vermählung anweſend zu ſein, den röm. Purpur nicht anlegen durften. Als Prodatar hatte er häufige Fehden mit dem franz. General Miollis zu beſtehen. In Verdacht, einen Aufruhr gegen die Franzoſen angeſtiftet zu haben, wurde er 1808 verhaftet und ſollte nach Benevent abgeführt werden; allein Pius VII. wußte es dahin zu vermitteln, daß P. als Gefangener bei ihm blieb. Er folgte 1809 dem Papſte in die Verbannung nach Frankreich, wurde aber in Grenoble von ihm getrennt und $2^1/_2$ J. auf die Feſtung San-Carlo bei Feneſtrelles gebracht. 1814 in ſeine Würden wieder eingeſetzt, verließ er 1815 bei Murat's Wiederkunft in Begleitung des Papſtes Rom aufs neue. Nach ſeiner zweiten Rückkehr wurde er Mitglied der Congregation für die Miſſionsangelegenheiten Chinas, und 1816 ging er mit einer außerordentlichen Sendung nach Wien. Auch nahm er theil an den Arbeiten der Congregation, welche beauftragt war, ein Syſtem für die akademiſchen Studien aufzuſtellen, und war ſpäter Mitglied der Commiſſion zur Unterſuchung des Zuſtandes der Finanzen im Kirchenſtaate. Die Standhaftigkeit ſeines Charakters im Unglück und ſeine aufopfernde Treue erwarben ihm allgemeine Achtung; nach der Reſtauration aber kam er in wohlbegründeten Verdacht, Pius VII. zu vielen intoleranten Maßregeln verleitet zu haben. Auch die nachfolgenden Päpſte ſchenkten ihm Vertrauen und Freundſchaft; deſſenungeachtet legte er bereits unter Leo XII. 1824 ſein Amt als Camerlengo nieder. Er ſtarb zu Rom 19. April 1844. Literariſch hat ſich P. bekannt gemacht durch die «Memorie istoriche del ministerio di due viaggi in Francia e della cattività nel castro di San-Carlo in Fenestrelles» (3 Bde., 2. Aufl., Rom 1830; deutſch, 3 Bde., 2. Aufl., Augsb. 1835); «Notizie sul Portogallo» (Rom 1835); «Relazione del viaggio di pape Pio VII. etc.» (Rom 1836).

Paccanariſten, auch regulirte Geiſtliche oder Väter des Glaubens Jeſu genannt, hieß ein Verein von frühern Jeſuiten und andern Geiſtlichen, welcher den Zweck hatte, den vom Papſte Clemens XIV. aufgelöſten Orden der Jeſuiten wiedereinzuführen. Der Verein entſtand in Belgien 1794 durch die frühern Jeſuiten Charles de Broglie, de Tournely und Pey; er nannte ſich Congregation vom heiligen Herzen (du sacré-coeur). Da der aufgelöſte Orden überall ſeine geheimen Anhänger hatte, verbreitete ſich die Stiftung bald nach allen Seiten hin. In Deutſchland gewann ſie durch die Bemühung des Abtes Beck und des Kanonikers Binder in Lautershofen bei Augsburg und in Göggingen feſten Fuß; doch nöthigte der Einfall der Franzoſen in Deutſchland die neuen Jeſuiten ihren Sitz nach Paſſau und Neudorf bei Wien zu verlegen (1796). Begünſtigt vom Cardinal Migazzi und der Erzherzogin Marianne, erhielten ſie bald darauf einen neuen Sitz in Hagenbrunn und in Prag (1798). Pius VI., welcher der Stiftung ſeine beſondere Gunſt zuwendete, vereinigte ſie mit der von Nikolaus Paccanari zu Spoleto gegründeten Congregation vom heiligen Herzen 1799, der auch die Damen des heiligen Herzens Jeſu beitraten. Nun verbreiteten ſie ſich in Deutſchland, nach England, Holland, Frankreich und Italien, wo ſie auch 1800 einen Sitz in Rom erhielten. In Rußland aber, wo Pius VII. die Exjeſuiten 1801 wieder ſanctionirte, in Neapel und Sicilien, wo er ſie 1804 im ſtillen wiederherſtellte, traten allmählich die P. zu dem alten Orden zurück, und ſeit deſſen Wiederherſtellung 1814 löſten ſie ſich in dieſen gänzlich auf.

Pache (Jean Nicolas), franz. Kriegsminiſter, dann Maire von Paris während der Revolution, geb. 1746 in Paris, war anfänglich Erzieher im Hauſe des Marſchalls von Caſtries. Später ließ er ſich mit ſeiner Familie in der Schweiz nieder, kehrte aber beim Ausbruche der Revolution nach Frankreich zurück. Sein früherer Principal bot ihm die Stelle eines Commiſſars in der Marine an, die er jedoch ausſchlug. Dagegen arbeitete er, als Roland (ſ. d.) das Miniſterium des Innern übernahm, unentgeltlich in deſſen Departement und ſetzte ſich durch Uneigennützigkeit und Sittenſtrenge in große Achtung bei den Parteien. Die Girondiſten, denen er bisher angehangen, verſchafften ihm 3. Oct. 1792 das Miniſterium des Kriegs. Fortan zeigte er ſich als leidenſchaftlicher Republikaner und verwaltete ſein Amt in dieſem Sinne mit rieſenhafter Thätigkeit. Die Girondiſten beſchuldigten ihn indeß ſehr bald des Gewaltmisbrauchs und brachten, ungeachtet ihn Marat und der Berg vertheidigten, im Convent einen Ausſchuß zu Stande, der ſeine Amtsführung unterſuchte und 2. Febr. 1793 ſeine Entlaſſung durchſetzte. P. nahm nun als Abgeordneter der Hauptſtadt Sitz in der Bergpartei, wurde aber ſchon am 15. von derſelben zum Maire von Paris befördert. In dieſer Eigenſchaft erwiderte er die Anfeindungen der Gironde, beſchuldigte mehrere Generale des Ehrgeizes und der Verrätherei und erſchien 15. April vor dem Convent an der Spitze einer Gemeindedeputation, welche die Ausſtoßung Briſſot's (ſ. d.) forderte. Auch begünſtigte er die Volksaufſtände und Umtriebe (ſ. Henriot), welche 31. Mai den Sturz der Girondiſten (ſ. d.) nach ſich zogen. Sein Einfluß als erſte Magiſtrats-

perſon der revolutionären Gemeinde, die den Convent beherrſchte, war grenzenlos. Robespierre betrachtete ihn deshalb mit eiferſüchtigen Augen, zumal ſich P. von der Faction Hébert (ſ. d.) zur Einführung des Vernunftcultus verleiten ließ. Indeſſen wußte P. durch Geradheit und aufrichtigen Republikanismus ſo zu imponiren, daß er ſeinen Kopf wie ſein Amt rettete; erſt einige Monate ſpäter erhielt er Fleuriot zum Nachfolger. Nach dem Sturze Robespierre's klagte man 9. Dec. 1794 auch P. als Theilnehmer der Schreckensherrſchaft an; das Decret kam jedoch in den Wirren nicht zur Ausführung. Als Beförderer der Umtriebe, die den Convent am 12. Germinal und 4. Prairial des Jahres III (April und Mai 1795) bedrohten, wurde er im Depart. Eure vor Gericht geſtellt, jedoch aus Mangel an Beweis ebenfalls ohne Folgen. Auch die Directorialregierung beſchuldigte ihn anarchiſcher Beſtrebungen. P. veröffentlichte dagegen im April und Mai 1797 zwei Denkſchriften, in denen er überhaupt ſeine revolutionäre Wirkſamkeit rechtfertigte, und zog ſich dann auf ein kleines Landgut Thin-le-Moutiers bei Charleville zurück. Hier lebte er ohne Umgang, ohne ſelbſt die Zeitungen zu leſen, unangefochten in gänzlicher Abgeſchiedenheit und ſtarb 18. Nov. 1823. Wol ohne Grund wird behauptet, daß P. während der Revolution im Intereſſe der Bourbons gehandelt habe.

Pachomius, Schüler des heil. Antonius (ſ. d.), war der erſte, der ſtatt des freien Einſiedlerlebens das regelmäßige Zuſammenwohnen der Mönche in Klöſtern (ſ. d.) einführte, indem er um 340 auf der Nilinſel Tabenna eine Anzahl Einſiedler der Umgegend unter einem Dache vereinigte. Die Regel des gemeinſamen Lebens, welche P. einführte, fand ſolchen Beifall, daß nicht blos zahlreiche Einſiedler, ſondern auch gottesfürchtige Jungfrauen dem gegebenen Beiſpiele folgten. Die Schweſter des P. ward ſo die Stifterin des erſten Nonnenkloſters. In ſeinem Todesjahre (348) hatte P. bereits über 7000 Mönche und Nonnen unter ſeiner Aufſicht.

Pacht heißt der Vertrag, durch welchen jemand gegen das Verſprechen eines Zinſes der zeitliche Beſitz und der Bezug aller natürlichen und Civilfrüchte eines Gegenſtandes an der Stelle des Verpachters eingeräumt wird. Der Pachtvertrag, der ſich hiernach in der Regel auf Landgrundſtücke (bail à ferme), möglicherweiſe aber auch auf bürgerliche Nahrungen, wie Gaſthofsgerechtigkeiten, Fabriken und die damit verbundenen Erwerbsgelegenheiten, bezieht, iſt unter dem Miethvertrag (ſ. d.) im weitern Sinne mit begriffen. Wenn demnach die neuere Rechtsſprache das Ermiethen von Wohnungen und beweglichen Sachen (bail à loyer) dem P. gegenüberſetzt, ſo ſoll damit deſſen Beurtheilung nach den röm. Grundſätzen über locatio conductio nicht ausgeſchloſſen, ſondern nur die Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit der Nebenbeſtimmungen angedeutet werden, welche hierbei aus dem Weſen eines mehrgliederigen wirthſchaftlichen Betriebs hervorgehen. Der Pachtgegenſtand iſt nach den meiſten neuern Rechten muthmaßlich für wenigſtens eine Umſchlagszeit überlaſſen und von dem Pachter nur unbeſchadet der nämlichen ſpätern Productionsfähigkeit zu benutzen. Die Sicherſtellung des Verpachters in der letztern Richtung bildet, namentlich bei großen Grundſtücken mit Einrichtungen zu landwirthſchaftlichen Nebengewerben, eine der wichtigſten Aufgaben für die Cautelarjurisprudenz. Wegen der ſchnellen Abnutzung und Entwerthung des beweglichen Gutsinventariums pflegt daſſelbe dem Pachter nach einer Taxe überlaſſen zu werden, ſodaß er den allmählichen Abgang immer aus eigenen Mitteln zu erſetzen und am Ende der Pachtzeit Stücke deſſelben Werths zurückzugeben oder die Differenz mit Geld auszugleichen hat. Beſonders häufige Verwendung findet dieſer Nebenvertrag hinſichtlich des Viehbeſtandes, woraus ſich der Name Eiſernviehvertrag (contractus socidae) erklärt. Dafern nichts anderes verabredet iſt, trägt der Verpachter den Schaden, welcher ſich durch Zufall an der Pachtſache ereignet, und hat auch, wenn aus gleichem Grunde bedeutende Verluſte an den noch hängenden Früchten eintreten, einen Nachlaß am Zinſe (Pachtremiß) zu gewähren. Der Pachtzins, welcher ſowol in Geld als in Früchten beſtehen kann, muß der Summe nach beſtimmt ſein. Bei ſeiner Bemeſſung nach Quoten des Ertrags, z. B. wenn ein Landſtück um die Hälfte der Ernte ausgethan iſt, liegt eine Art Geſellſchaftsvertrag, die mehr in roman. Ländern gebräuchliche colonia partiaria, meta, metairie, Halbpacht, vor. Ein dingliches, von jedermann anzuerkennendes Recht an der Pachtſache entſteht durch deren Ueberlaſſung keineswegs, und der Pachter muß deshalb, wenn er von Dritten als Beſitzer in eigenem Namen angeſehen und mit Eigenthums- oder Servitutenklage belangt wird, den Kläger an den Verpachter als ſeinen Gewähren verweiſen (auctoris nominatio). Auch iſt er nach gemeinem Rechte nicht befugt, bei Störungen durch Dritte ohne beſondere Vollmacht des Verpachters klagbar zu werden. Vermöge des Satzes, daß Verträge ein Recht nur zwiſchen den Parteien begründen, brauchen Käufer und ſonſtige Singularſucceſſoren des Verpachters die von demſelben abgeſchloſſenen Pachtcontracte nicht auszuhalten, außer wenn ſie ſich mittels beſonderer

Nebenberedung dazu verpflichtet haben oder wenn das Landrecht den Pächter zu bezüglichen Ansprüchen ermächtigt. Dadurch, daß die Wirkungen des P. auf eine bestimmte Zeit und auf die Person der Vertragschließenden beschränkt sind, unterscheidet sich derselbe von den als Erbpacht (s. d.) und Emphyteusis (s. d.) aufgeführten Siedelrechten. Der letzten Entscheidung harrt noch die Frage, ob das Erpachten oder die Bewirthschaftung eines eigenthümlich besessenen Grundstücks im ganzen vortheilhafter sei. Von England aus, wo fast aller Grund und Boden in die Hände von etwa 50000 angesehenen Familien übergegangen ist, wird das Pachtsystem vorzüglich deshalb befürwortet, weil die Neigung der Aristokratie, um den Preis eines geringen Zinsenertrags Stellung zu nehmen, dem Landbau bedeutende Kapitalien zuführe und die eigentlichen Wirthe in den Stand setze, alle ihre Geldmittel auf die intensivste Bewirthschaftung zu verwenden. Gerade die Beziehung auf eigenthümliche polit. und gesellschaftliche Voraussetzungen erklärt es aber, weshalb dieses System in Deutschland und Frankreich nicht zu überwiegender Herrschaft gelangt ist.

Pachydermen, s. Dickhäuter.

Pacific-Ocean oder Stilles Meer, s. Südsee.

Pacini (Giovanni), ein fruchtbarer ital. Operncomponist, Sohn des ausgezeichneten Baßbuffosängers Luigi P. zu Syrakus, geb. 11. Febr. 1796, begann seine Musikstudien frühzeitig in Rom und setzte diese dann in Bologna fort, wo namentlich Tommaso Marchesi im Gesang und Pater Stanislao Mattei in der höhern Composition seine Lehrer waren. Später genoß er in Venedig noch einiger Unterweisung bei Furlanetto, Kapellmeister an der Markuskirche. Im Alter von 18 J. brachte P. in Venedig seine erste Oper, «Annetta e Lucindo», auf die Bühne, die beifällig aufgenommen wurde. Die Thätigkeit, welche er seitdem auf musikalisch-dramatischem Gebiete entfaltete, ist wahrhaft erstaunlich. Zunächst lieferte er bis ins J. 1826 mehr als 30 Opern, von denen als die vorzüglichsten «Adelaida e Comingio» (1818), «L'ultimo giorno di Pompeia» (1825) und «Niobe» (1826) zu nennen sind. Dann folgte noch eine lange Reihe von Opern, darunter «I Crociati in Tolemaide» (1827), «Gli Arabi nelle Gallie» (1828), «Saffo» (1842) und «La Fidanzata corsa» (1844). Die Gesammtzahl der Opern P.'s beläuft sich auf etwa 90. Noch zu Anfang des J. 1867 wurde von ihm die neue Oper «Don Diego di Mendoza» in Venedig aufgeführt. P. wurde 1836 zum Director des Conservatoriums zu Viareggio bei Lucca ernannt. Leichtigkeit und Gefälligkeit der melodischen Erfindung und gewandte Factur ist seinen Productionen nicht abzusprechen. Doch fehlt seinen Arbeiten das eigenthümliche Gepräge, und sie stellen sich nur als eine Copirung Rossini'scher, Bellini'scher und Donizetti'scher Manieren dar.

Packetboot nennt man ein Schiff, welches bestimmt ist, den Postdienst für Passagiere und Briefe über See zu versehen und in regelrechter Fahrt zwischen den ihm angewiesenen Häfen erhalten wird. Mit dem zunehmenden Handelsverkehr der Neuzeit bestehen solche Packetschifffahrten fast zwischen allen Hafenpunkten der Erde, und wird dieser Dienst jetzt beinahe ausschließlich durch Dampfschiffe versehen. Dieselben sind sehr groß, ungemein elegant eingerichtet und außergewöhnlich schnell. So z. B. legen die Dampfschiffe der Hamburg-Amerikanischen Packetschifffahrts-Gesellschaft sowie des bremer Norddeutschen Lloyd die Tour zwischen Hamburg, resp. Bremen und Neuyork regelmäßig in 12—13 Tagen zurück, was auf die Stunde 3 geogr. M. macht.

Packfong, auch Tutenag, ist bei den Chinesen eine weiße Metallegirung, welche von ihnen zu allerlei Geräthen verarbeitet wird, und deren Zusammensetzung von verschiedenen Schriftstellern sehr verschieden angegeben wurde; nach einigen sollte es aus Kupfer, Zink und Eisen, nach andern aus Eisen, Blei und Wismuth, oder aus Kupfer, Zink, Nickel und Eisen, oder endlich aus Kupfer, Zink und Nickel bestehen. Die letzte Angabe hat am meisten Wahrscheinlichkeit für sich, und da das in europ. Fabriken bereitete Argentan oder Neusilber (s. Argentan) eine ganz ähnliche Mischung ist, so benennt man auch dieses oft P.

Pact, s. Vertrag.

Pacuvius (Marcus), einer der bedeutendsten röm. Trauerspieldichter, der Schwestersohn des Ennius, wurde um 220 v. Chr. zu Brundusium geboren, lebte in Rom, wo er sich als Maler und Schauspieler seinen Unterhalt erwarb, und starb fast 90 J. alt zu Tarent. Seine Trauerspiele, die er griech. Mustern, besonders dem Sophokles und Euripides, jedoch in freierer Bewegung als seine Vorgänger nachbildete, zeichneten sich durch Kühnheit und Kraft des Ausdrucks, Erhabenheit der Gedanken und glückliche Charakterschilderung aus und fanden daher bei den Zeitgenossen wie bei Spätern großen Beifall; besonders seine «Dulorestes» betitelte Bearbeitung der Euripideischen «Iphigenia auf Tauris». Die noch vorhandenen Bruchstücke sind gesammelt in Ribbeck's «Tragicorum Latinorum reliquiae» (Lpz. 1852).

Pädagog, d. i. Kinderführer, hieß bei den Griechen und Römern der Sklav oder Diener, dem die Aufsicht über die Knaben übertragen war, indem er dieselben in das Gymnasium oder die Schule bringen und von dorther wieder abholen, auch bis zum Ephebenalter überallhin begleiten mußte. Doch blieb das Geschäft eines solchen P., da man meist gebildete Sklaven dazu wählte, in der Regel nicht ohne Einfluß auf die wissenschaftliche und sittliche Entwickelung der anvertrauten Knaben, daher man später mit diesem Begriffe den eines Erziehers verband und den Inbegriff der ganzen Erziehungslehre Pädagogik nannte. (S. Erziehung.)

Päderastie, d. i. Knabenliebe, erscheint in mehrern griech. Staaten, wie in Kreta, Theben, Elis und Sparta, als eine vom Staat geregelte und als Erziehungsmittel benutzte Einrichtung, welcher der Gedanke zu Grunde lag, daß ein inniges, ja leidenschaftliches Verhältniß zwischen einem edeln, tüchtigen Manne und einem für alles Edle und Schöne empfänglichen Jünglinge den letztern antreiben sollte, dem geliebten Manne in allen Stücken nachzueifern. Trotz aller Aufsicht des Staats mischte sich aber häufig ein Element niedriger Sinnlichkeit in dieses Verhältniß, und bei gemeinern Naturen war bei solchen Beziehungen zu schönen Knaben überhaupt nur die Befriedigung gemeiner und unnatürlicher Sinnenlust beabsichtigt. Das aus dem Orient eingeführte Laster war auch in den größern Städten Griechenlands sehr verbreitet und wurde von der öffentlichen Meinung mit einer heutzutage unbegreiflichen Duldung behandelt. Auch in der von tiefer sittlicher Fäulniß ergriffenen röm. Kaiserzeit war die P. sehr verbreitet, ebenso ist sie es noch gegenwärtig im Orient.

Paderborn, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, früher Hauptstadt des gleichnamigen reichsunmittelbaren Hochstifts, an dem Flüßchen Pader und der Westfälischen Eisenbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Appellationsgerichts und eines kath. Bischofs und zählt 11937 E. (3. Dec. 1864), darunter gegen 10000 Katholiken. Die Stadt besitzt einen schönen geräumigen Marktplatz, sieben Kirchen (darunter vier Pfarrkirchen), sieben größere Kapellen, ein im 16. Jahrh. erbautes großes Rathhaus und neben vielen neuern auch noch eine kleine Anzahl alterthümlicher Wohnhäuser. Das bedeutendste Bauwerk P.s ist der Dom, der 330 F. lang und 72 F. (ohne die Kreuzarme) breit ist. Der erste, von Karl d. Gr. aufgeführte Bau brannte im J. 1000 ab. Von dem neuen, durch Bischof Meinwerk seit 1009 aufgeführten Dome hat die große Feuersbrunst von 1058 auch nichts übrig gelassen. Die ältesten Theile des jetzigen Baues (der Hauptthurm mit den beiden Nebenthürmen und die große Krypte unter dem Chor) stammen aus der Zeit von 1058—78. Das westl. Querschiff mit zwei Portalen gehört den J. 1133—43 an. Alle übrigen Theile des Doms, mit Ausnahme des nördl. Kreuzarms und einiger späterer Anbaue, wurden um 1267 in dem Uebergangsstile vom Romanischen zum Germanischen aufgeführt. In den folgenden Jahrhunderten hat das imposante Gebäude vielfache Veränderungen und Verunstaltungen erlitten, an deren Beseitigung neuerdings gearbeitet wird. Vgl. Giesers, «Der Dom zu P.» (Soest 1861). Unter den Kunstschätzen des Doms nahm früher der aus Silber gearbeitete, stark vergoldete, mit den Bildnissen der zwölf Apostel geschmückte Sarg, welcher die Reliquien des heil. Liborius barg, die erste Stelle ein. Derselbe wurde 1622 vom Herzog Christian von Braunschweig weggenommen und in die Münze geschickt; die Thaler, welche er daraus schlagen ließ, führen die Umschrift «Gottes Freund und der Pfaffen Feind». Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde für die Reliquien des genannten Heiligen ein neuer Schrein aus Silber angefertigt, der jährlich einigemal bei Processionen umhergetragen wird. Einen höhern künstlerischen Werth beansprucht ein kleiner Reliquienschrein aus Silber mit Nielloarbeit (aus dem J. 1100), der früher als tragbarer Altar benutzt wurde. Von architektonischem Interesse sind außer dem Dom noch die Bartholomäuskapelle und die Krypta unter der alten, jetzt einer Ruine ähnlichen Kirche des Klosters Abdinghof, von denen jene 1017 durch griech. Baulente, diese um dieselbe Zeit durch Mönche aus dem franz. Kloster Clugny aufgeführt wurde. Außerdem ist noch die ehemalige Jesuiten-, jetzige Gymnasialkirche sehenswerth. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu P. ein sehr stark besuchtes kath. Gymnasium, ein Priesterseminar und eine bischöfl. philos.-theol. Lehranstalt (Seminarium Theodorianum, 1844 neu organisirt und durchschnittlich von 150 Studirenden besucht). Letztere ging aus der neben dem 1592 vom Fürstbischof Theodor gegründeten Jesuitencolleg 1614 errichteten Universität hervor, die jedoch nur eine theol. und philos. Facultät besaß und als solche 1819 aufgehoben wurde. Sonst befinden sich zu P. noch ein Lehrerinnenseminar, eine Provinzial-Blindenanstalt, ein kath. und ein israel. Waisenhaus (letzteres für Westfalen und Rheinland), drei Frauenklöster, ein Franciscanerkloster, ein Jesuitenhaus u. s. w. Für Wissenschaft und Kunst wirken ein wissenschaftlicher Verein, der Verein für Geschichte und

Alterthumskunde Westfalens und der Diöcesankunstverein. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner P.s bilden der Handwerksbetrieb, Ackerbau und Viehzucht. Handel und Verkehr haben sich seit Eröffnung der Westfälischen Eisenbahn, die hier ihre Werkhäuser hat, sehr gehoben. Das Flüßchen Pader, welches innerhalb der Stadt aus 198 kleinern und größern Quellen entspringt, treibt sieben Mühlwerke und mündet bei Neuhaus, ½ St. westlich von P., in die Lippe. P. verdankt seine Gründung und Bedeutung Karl d. Gr., welcher in dem an den Paderquellen gelegenen Orte Patrisbrunnon einen Bischofsstuhl errichtete, einen Dom erbaute und 777 einen glänzenden Reichstag abhielt. 799 empfing er daselbst den Papst Leo III., der Hülfe suchend zu ihm kam. Auch Kaiser Heinrich II. verweilte oft in P. und ließ seine Gemahlin im Dome daselbst krönen.

Das ehemalige reichsunmittelbare Hochstift P. im Westfälischen Kreise hatte ein Areal von etwa 45 Q.-M. und grenzte gegen N. an die Grafschaft Lippe und das Fürstenthum Pyrmont, gegen O. an das Herzogthum Braunschweig, das Stift Korvei und die Landgrafschaft Hessen, gegen S. an letztere und die Grafschaft Waldeck, gegen W. wiederum an das Herzogthum Westfalen und die Grafschaft Rietberg. Das Ländchen wird durch das Eggegebirge (auch Osning oder Teutoburger Wald genannt) in den ober- und den unterwaldischen Distrikt getheilt, von denen der erstere gebirgig ist und durchgängig Thon- und Lehmboden auf einer Grundlage von Kalk zeigt, während der letztere im ganzen eben und in seinen nordwestl. Theilen, der steppenartigen Senne, sandig ist. Abgesehen von diesen Strichen ist das Hochstift im ganzen fruchtbar und besitzt ausgezeichneten Ackerboden, wie besonders im Sendfelde, der Warburger Börde sowie in der Gegend von Brakel. Die Dörfer und kleinern Landstädte treiben daher mit Erfolg Ackerbau und Viehzucht; namentlich werden Pferde, Rinder, Schafe und Schweine gezogen. In den letzten Jahrzehnten hat sich der Wohlstand selbst der Landbewohner sichtbar gehoben, und seitdem die Westfälische und Altenbeker-Kreienser Bahnen das Land durchschneiden, ist auch Handel und Verkehr viel lebhafter geworden. Das Bisthum P., welches das südl. Engern umfaßte, war eins der ersten, die Karl d. Gr. im Sachsenlande stiftete; der erste Bischof, Hathumer, ein geborener Sachse, wurde bereits 795 eingesetzt. Der ausgezeichnetste Bischof und gleichsam der zweite Begründer des Bisthums war der kunstliebende Meinwerk (1009—36), der begünstigte Freund des Kaisers Heinrich II. Meinwerk vergrößerte die Stadt P. und umgab dieselbe mit Mauern, erbaute einen neuen Dom und einen bischöfl. Palast, beförderte Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe und brachte die Domschule zu hohem Glanze. Auch erwarb er Grafenrechte über mehrere Gaue, wodurch der Grund zu der Territorialhoheit gelegt ward, die seine Nachfolger über den größten Theil ihres geistlichen Gebiets erwarben. Unter Meinwerk's Nachfolgern sind die bedeutendsten: Theodor (1585—1618), aus dem Geschlechte der Freiherren von Fürstenberg, der in seinem Stifte, das sich fast ganz dem Protestantismus zugewandt, in wenigen Jahren mit Hülfe der Jesuiten den Katholicismus wiederherstellte; Ferdinand (1661—83), ebenfalls aus dem Hause Fürstenberg, der sich als Dichter und Geschichtschreiber einen Namen erwarb, und Wilhelm Anton (1762—82), aus dem Geschlechte von Asseburg, der durch weise Maßnahmen die Wunden zu heilen wußte, die der Siebenjährige Krieg seinem Lande geschlagen hatte. Der letzte Fürstbischof war Franz Egon von Fürstenberg (seit 1789), unter dessen Regierung durch Reichsdeputationshauptschluß von 1803 das Hochstift aufgehoben und dessen Gebiet als Erbfürstenthum an Preußen gegeben wurde, welches bereits 3. Aug. 1802 Besitz davon ergriffen hatte. 1806 kam P. an das neue Königreich Westfalen, fiel aber 1813 an Preußen zurück. Seitdem bildet das Hochstift mit Einschluß des frühern Gebiets der Abtei Korvei die vier Kreise P., Bitren, Warburg und Höxter des Regierungsbezirks Minden. Im Kreise P., der auf 11,07 Q.-M. 39442 E. (1864) zählt, liegen noch das Städtchen Delbrück (mit 1153 E.), der Flecken und Badeort Lippspringe (s. d.) und das Dorf Altenbeken, mit 1219 E. und Eisenwerken. Bei der Aufhebung des Hochstifts (1803) blieb das geistliche Gebiet des Bischofs unangetastet. Durch eine päpstl. Bulle von 1821 wurde die Diöcese P. bedeutend erweitert, sodaß sie gegen 760 Q.-M. umfaßt, auf denen ungefähr 650000 Katholiken leben. Vgl. Bessen, «Geschichte des Bisthums P.» (2 Bde., Paderb. 1820); Giefers, «Die Anfänge des Bisthums P.» (Paderb. 1860).

Padilla (Juan de) ist der Name eines der volksthümlichsten Helden der span. Geschichte. Er stammte aus einem edeln toledanischen Geschlechte und war kurz vor dem Ausbruche des Aufstandes der castilischen Städte (der sog. Communidades) von Karl I. (V.) zum Feldhauptmann in Saragossa ernannt worden (1518). Als die Empörung sich bewaffnete, übertrug ihm die Santa-Junta den Oberbefehl über das Heer der Communeros. Nach einigen glücklichen Unter-

nehmungen ließ er ſich hinreißen, die ihm vom königl. Heere angebotene Schlacht von Villalar zu wagen (23. April 1521), deren Verluſt über das Geſchick Caſtiliens ſowie über ſein eigenes entſchied. Nach heldenmüthigem Widerſtand wurde er verwundet, gefangen und ſtarb einige Tage danach auf dem Schaffot. Die beiden Briefe, in welchen er kurz vor ſeiner Hinrichtung von der Stadt Toledo und von ſeiner Gattin Maria Pacheco Abſchied genommen haben ſoll, ſind als Muſter großartiger Geſinnung und rührender Einfachheit berühmt geworden. Nicht minder iſt er ſelbſt und ſeine Witwe, die noch nach ſeinem Tode einige Zeit Toledo vertheidigte und nach deſſen Falle nach Portugal flüchtete, der Gegenſtand vieler Dramen und Gedichte geworden, ſodaß ihre Namen noch bis auf den heutigen Tag als der Schwanengeſang der altcaſtiliſchen Freiheit gefeiert werden. — Ein gleichnamiger Dichter P., bekannter unter dem Namen El Cartujano (der Karthäuſer), welchem Orden er angehörte, geb. zu Sevilla 1468, geſt. 1518, iſt als einer der früheſten Nachahmer Dante's in Spanien merkwürdig, wenn auch ſein Gedicht «Los doce Triunfos de los doce apostoles» (neu herausgegeben zu London 1843) in jeder Rückſicht weit hinter der «Divina commedia» zurückbleibt. — Berühmter iſt ein anderer Pedro de P., ein Zeitgenoſſe und Freund des Cervantes, geſt. 1599. Er ſchrieb ſehr volksthümliche Gedichte in allen Geſtaltungen und war auch als Stegreifdichter ſehr beliebt. Seine Gedichte gab er geſammelt heraus als «Eglogas, sonetos etc.» (Sevilla 1582), «Tesoro de varias poesias» (Madr. 1580 und 1587) und «Romancero» (Madr. 1583).

Padiſchah, ein dem altorient. Herrſchertitel nachgebildetes neuperſ. Compoſitum, welches einen Oberkönig oder Kaiſer bezeichnet und neben dem gleichbedeutenden Chakan in der Titulatur der türk. Sultane ſeine vornehmlichſte Verwendung findet. Die diplomatiſche Sprache des Divan würdigte früher nur die franz. Könige des Padiſchahtitels; in den letzten Jahrzehnten iſt aber derſelbe auch den übrigen Großmächten und ſogar den Secundärſtaaten zugeſtanden worden.

Padua, ital. Padöva, das alte Patavium, die Hauptſtadt der gleichnamigen venet. Provinz des Königreichs Italien (40,2 Q.-M. und 308329 E. nach der Zählung vom 31. Oct. 1857), liegt in einer ſchönen, gartenähnlichen Ebene am Bacchiglione und an der Venedig-Veroneſer Eiſenbahn und iſt durch Kanäle mit der Etſch und den Lagunen verbunden, hat über anderthalb Stunden im Umkreiſe und wird durch den Fluß, über den eine Kettenbrücke, die erſte Italiens, führt, in die Altſtadt und Neuſtadt getheilt. Die Stadt iſt eine der älteſten in Italien, ſchlecht gepflaſtert und hat ſieben Thore, hohe Wälle, enge, unreinliche Straßen, welche durch Arcaden noch mehr verdüſtert werden. Der größte Platz iſt der kreisförmige, von ſchönen Gebäuden umgebene Prato della Valle, welcher als Corſo dient. In ſeiner Mitte bildet ein Kanal, an deſſen Ufer 74 Bildſäulen berühmter Paduaner und um P. verdienter Männer ſtehen, eine 528 F. lange Inſel mit Parkanlagen. Die ſchöne, aber unvollendete Domkirche aus dem 16. Jahrh. enthält das Denkmal Petrarca's. Die berühmte Kirche des heil. Antonius aus dem 13. Jahrh. hat 6 Spitzthürme, 7 mit Blei gedeckte Kuppeln und Galerien und iſt reich an Silbergeräthe, an Grabdenkmalen (worunter das des heil. Antonius mit deſſen Reliquien) und Kunſtwerken. Vor derſelben ſteht Donatello's bronzene Reiterſtatue des venet. Generals Gatta-Melatta. Die Kirche Sta.-Giuſtina aus dem 16. Jahrh. hat 7 Kuppeln, 18 Seitenkapellen, 25 Altäre, die ſehr reich an Marmor und feinen Moſaiken aus Halbedelſteinen ſind; das daneben ſtehende ungeheuere Kloſter iſt jetzt ein Invalidenhaus. Das Juſtizgebäude Palazzo-della-Ragione mit einem 256 F. langen, 86 F. breiten und 75 F. hohen Saale wurde 1209 erbaut und enthält das Denkmal des zu P. geborenen röm. Geſchichtſchreibers Titus Livius. Das faſt ganz aus Marmor erbaute Kaffeehaus Pedroechi iſt das größte in Italien und gehört zu den ſchönſten in Europa. P. iſt der Sitz eines Bisthums, der Präfectur und anderer Behörden, einer Handels- und Gewerbekammer und hat etwa 60000 E. Die im Mittelalter hochberühmte Univerſität, angeblich ſchon 1222 vom Kaiſer Friedrich II., nach andern aber erſt 1260 geſtiftet und 1263 vom Papſt Urban IV. beſtätigt, zählte Anfang 1865 61 Profeſſoren und andere Lehrer und 1490 Studenten und iſt im Beſitz einer Bibliothek von mehr als 120000 Bänden, eines Botaniſchen Gartens, des älteſten aller botan. Gärten, einer Sternwarte auf dem 130 F. hohen Thurme des alten Schloſſes (dem Gefängniſſe Ezelin's). Außerdem hat P. zwei Gymnaſien, eine Rabbinerſchule, eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, ein Inſchriftenmuſeum und zwei Theater; ferner ein allgemeines Krankenhaus, ein Verſorgungs- und Arbeitshaus, ein Findel- und Waiſenhaus, ein Blindeninſtitut u. ſ. w. Die Induſtrie iſt nicht bedeutend, mit Ausnahme der Seidenzeuge, des Leders und der Darmſaiten. Wichtiger iſt der Handel mit Vieh, Wein, Oel und Getreide. Zur Zeit der Antoniusmeſſe, im Juni, welche auf dem Prato mit Volksfeſten abgehalten wird, iſt die Stadt außerordentlich leb-

haft. Karl d. Gr. entriß P. den Longobarden; im 13. Jahrh. ſtand es unter der Herrſchaft des Tyrannen Ezelin; hierauf wurde es Republik und 1405 von Venedig unterworfen. Mit dieſem kam es an Oeſterreich; 1805 wurde es an Napoleon abgetreten und 1814 an Oeſterreich zurückgegeben, bei welchem es als Hauptſtadt der gleichnamigen venet. Provinz verblieb, bis es durch den Wiener Frieden von 1866 gleich den übrigen venet. Gebietstheilen an das Königreich Italien abgetreten wurde. Vgl. Gennari, «Annali della città di P.» (3 Bde., Baſſano 1804).

Padua (Herzog von), ſ. Arrighi di Caſanova.

Paelinck (Joſ.), ein berühmter belg. Maler, geb. 1781 zu Doſtakker bei Gent, beſuchte die Akademie in Gent und ging dann nach Paris, wo er David zum Lehrer hatte und bei der Akademie zu Gent mit ſeinem Urtheil des Paris den erſten Preis davontrug. Nach ſeiner Rückkehr war er kurze Zeit Profeſſor an der Zeichenakademie in Gent, bis er nach Italien ging, wo er in Rom acht Jahre blieb. Hier arbeitete er die beiden großen Bilder: Rom unter Auguſtus, für den Quirinal, und die Auffindung des Kreuzes, für die St.-Michaelskirche in Gent. Der König Wilhelm I. von den Niederlanden ernannte ihn 1815 zum Hofmaler. Unter ſeinen ſpätern Gemälden zeichnet ſich beſonders aus das überaus zarte Stück: die Toilette der Pſyche. Auch malte er viele Porträts, namentlich der königl. Familie. Er ſtarb zu Brüſſel 19. Juni 1839.

Paër (Ferdinando), ital. Operncomponiſt, geb. zu Parma 1. Juni 1771, erhielt ſeine Ausbildung in der Compoſition durch einen Organiſten ſowie durch den am Hofe von Parma angeſtellten Neapolitaner Ghiretti. Schon im Alter von 16 J. trat er mit ſeiner erſten Oper, «La locanda de' vagabondi», vor die Oeffentlichkeit, die ſehr gefiel, wie auch die bald darauf folgende «I Pretendenti burlati». 1791 wurde er als Kapellmeiſter nach Venedig berufen, und hier ſchrieb er bis ins J. 1797 für verſchiedene Theater Italiens mehr als 20 theils ernſte, theils komiſche Opern, die zumeiſt Glück machten, und von denen «Sofonisba» und «Griselda» als die beſten gelten. Sein Anſehen als Künſtler war ſchon ziemlich bedeutend, als er 1797 nach Wien berufen wurde, wo er bis 1801 ebenfalls eine Reihe von Opern lieferte, darunter «La Donna cambiata, ovvero il calzolajo» (in Deutſchland als «Der luſtige Schuſter» bekannt), «I fuorosciti» und «Camilla». Mit ihm war in Wien auch ſeine Frau, eine geborene Riccardi, engagirt, die als treffliche Sängerin wirkte und ihm auch Ende 1801 nach Dresden folgte, wohin er als Hofkapellmeiſter (an Naumann's Stelle) berufen worden war. Dieſes Amt bekleidete P. bis ins J. 1806, während welcher Zeit er wiederholt Wien und Italien beſuchte. Von den Opern, die er für die dresdner Hofbühne componirte, ſind vorzugsweiſe «Sargino» und «Achille» zu nennen. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena im Spätherbſt 1806 nach Dresden kam, bewog er P. und deſſen Frau, ihm nach Poſen und Warſchau zu folgen, wo ſie in abendlichen Concerten vor dem Kaiſer und deſſen Gäſten wirkten. 1807 trat P. als Kapellmeiſter förmlich in Napoleon's Dienſte und wurde 1812 zum Nachfolger Spontini's als Muſikdirector an der ital. Oper in Paris ernannt, welche Stelle er auch nach dem Sturze Napoleon's behielt. 1814 erfolgte auch ſeine Ernennung zum Kammercomponiſten Ludwig's XVIII. und 1816 zum Muſikmeiſter der Herzogin von Berri. Von 1826—27 führte er ſodann die Direction der ital. Oper, und 1831 ward er Mitglied der Akademie der Künſte, 1832 Dirigent der neuorganiſirten Privatmuſik Louis Philipp's. P. ſtarb 3. Mai 1839. Seit 1807 lieferte er an größern Arbeiten nur noch die Opern «Numa Pompilius», «Cleopatra», «Didone», «I Baccanti», «Agnese», «L'eroismo in amore», «Le maître de chapelle» und «Un caprice de femme». Dieſe ſpärlichere Production lag jedoch keineswegs in der Erſchöpfung ſeines Talents, denn «Agnese» (1811) und der «Maître de chapelle» (1824) gehören im Gegentheil zu ſeinen beſten Leiſtungen, aber er zog es vor, in der Periode ſeiner reichſten Kraftentfaltung die Kunſt dem Höflingstreiben nachzuſetzen und ſeine Zeit des Eigennutzes willen zu zerſplittern. Als Componiſt ſteht P. zwiſchen Paiſiello und Roſſini mitteninne. Etwas markiger und ſprühender als der erſtere, iſt er doch weniger genial und eigenthümlich als der letztere. Von den unmittelbaren Vorgängern Roſſini's mag er immerhin als der bedeutendſte gelten. Außer Opern componirte er verſchiedene Kirchenſtücke, dann Cantaten für eine und mehrere Singſtimmen, viele ital. Arietten und Duetten, franz. Romanzen und einige Inſtrumentalſachen.

Paëz (Joſe Antonio), ehemaliger Präſident und Dictator der Republik Venezuela, geb. 1790 in dem Flecken Aragua unweit Nueva-Barcelona, ſtammt von zum Chriſtenthume bekehrten indian. Aeltern und brachte ſeine Jugend unter dem Hirtenvolke in den Llanos zu. 18 J. alt, wurde er von einem reichen Spanier als Aufſeher der Heerden angeſtellt und beſchäftigte ſich nun ganz mit der Viehzucht. Als aber Caracas 1810 ſich für unabhängig erklärte, trat

P. unter die Fahne der Freiheit und sammelte einen Reiterhaufen, der bald das Schrecken der Spanier wurde. Die Befreiung von Varinas gründete seinen Ruf, worauf ihn Bolivar im Heere anstellte. Wichtige Dienste leistete er besonders 1813 und 1814, wo er sich bei Palmerito, Miel, Mantecal, beim Uebergange über den Frio, bei Achajuas und an andern Punkten in der Provinz Casanare auszeichnete. Obschon nur Oberstlieutenannt, wählte ihn doch 1816 die Regierung zum Befehlshaber des Heeres mit dem Range eines Brigadegenerals. P. machte nun und in den beiden folgenden Jahren die Provinz Apure zur Basis seiner Operationen. In der Schlacht bei Ortiz 1818 verdankte die Infanterie ihm ihre Rettung auf dem Rückzuge. 1819 schlug er den span. Feldherrn Don Pablo Morillo, der die Ebenen von Merecare sich unterworfen hatte. In der Schlacht bei Carabobo 1821 entschied er den Sieg, welcher die Unabhängigkeit der neuen Republik sicherte, die sich Columbia nannte. Als die Verwaltung des neuen Staats geordnet wurde, kam P. als Abgeordneter des Depart. Venezuela in den Senat, auch erhielt er das Commando in diesem Departement. In der ruhigen Zeit, welche auf die Vertreibung der Spanier folgte, machte er schnelle Fortschritte in den Kenntnissen, die er bei dem Mangel an früherer Erziehung nicht hatte erwerben können. Zu gleicher Zeit nahm er aber auch den lebhaftesten Antheil an den Parteiungen im Staate. Auf Bolivar eifersüchtig, war er damals eins der Häupter der Föderativpartei und suchte 1826 sogar einen Aufstand zu erregen. Zwar wurde die Ruhe wiederhergestellt, allein im Dec. 1829 stellte sich P. an die Spitze der Bewegung gegen die Centralregierung, und nach der Trennung Venezuelas von Columbia (1830) wurde er Präsident der neuen Republik. Während seiner Verwaltung war er eifrig bemüht, Landbau und Industrie zu beleben. Nach dem Ablaufe der vierjährigen Dauer seiner Amtsgewalt legte er 1835 seine Würde nieder und ging auf seine Güter, um sich dem Landbau zu widmen, unterließ jedoch nicht, als bald darauf eine Partei den neuen Präsidenten Vargas verjagte, die Empörung zu unterdrücken, dem Gesetze Kraft zu verschaffen und den Präsidenten wieder zurückzuführen. 1839 wurde er von neuem zum Präsidenten von Venezuela gewählt, in welcher Stellung er sich die größten Verdienste um den Staat erwarb. 1842 folgte ihm Soublette. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen den Farbigen und Creolen 1846 wurde P. zum Dictator ernannt. Er ließ nach der Dämpfung des Kriegs (Jan. 1847) Monagas zum Präsidenten wählen, vor dessen Gewaltthätigkeiten er aber 1848 fliehen mußte. P. ging erst nach Maracaibo, dann nach Curaçao, von wo er zum Sturze des Monagas nach Venezuela zurückkehrte. Hier traf er 2. Juli 1849 zu Coro ein, mußte sich aber, da er keine hinlängliche Unterstützung fand, 14. Aug. mit seinen zwei Söhnen dem General Sylva ergeben. Nach Caracas gebracht, wurde er erst 24. Mai 1850 durch die Energie des Senators Rendon freigegeben, mit der Bedingung, das Land zu verlassen. Er begab sich nach Neuyork, und erst nach 10 J., als Monagas durch die Revolution vom 15. März 1858 abgedankt, ward der proscribirte Patriot von der provisorischen Regierung unter Juliano Castro eingeladen, ins Vaterland zurückzukehren. Nach längerm Zögern kehrte er Ende 1858 zurück, aber die ihm günstige Partei der Conservativen wurde von den Liberalen überflügelt, und er entschloß sich, um dem Bürgerkriege keinen Vorschub zu leisten, im Juni 1859 abermals ins Exil zu gehen. Als die von der Regierung des Präsidenten Tovar zur Beruhigung des Landes ergriffenen Maßregeln nicht den gehofften Erfolg hatten, richteten sich aufs neue die Blicke der Nation auf den greisen General, der seit 20. Oct. 1860 in Nordamerika als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Venezuelas accreditirt war, und zum zweiten mal folgte derselbe dem an ihn ergangenen Rufe. Tovar bekleidete ihn nach seiner Ankunft im März 1861 mit der Würde eines Oberbefehlshabers aller Truppen, suchte aber zugleich seine Gewalt äußerst zu beschränken, sodaß P. sein Amt wieder niederlegte. Da sich aber das Volk entschieden dagegen aussprach, dankte Tovar selbst 8. Mai ab, worauf der bisherige Vicepräsident Gual die Präsidentschaft übernahm und den General P. wieder zum Oberbefehlshaber mit den ausgedehntesten Vollmachten ernannte. Aber auch mit Gual, der zu den Liberalen hinneigte, gerieth P. in Conflict, sodaß er nebst den Ministern seine Entlassung nahm. Dieser Rücktritt zog eine Volksbewegung zu seinen Gunsten nach sich, während zugleich die Besatzung von Caracas den Präsidenten Gual gefangen nahm. In diesen Wirren entschloß sich P. Ende Aug. 1861, um sein Vaterland durch Concentrirung der executiven und militärischen Macht vor völliger Anarchie zu retten, in ungesetzlicher Weise die Präsidentschaft mit dictatorischer Gewalt an sich zu nehmen. Seine Stellung war eine äußerst schwierige, und nur mit Mühe gelang es den Anstrengungen des von ihm zum Generalsecretär ernannten Pedro José Rojas, der die Seele der neuen Regierung, die Umtriebe der Parteien vorerst zu vereiteln. P. suchte durch eine versöhnliche Politik den sog. Föderalen jeden

Grund zur Fortsetzung des Bürgerkriegs zu benehmen, sah sich aber alsbald genöthigt, auf Leben und Tod mit der Revolution zu kämpfen. Als der heftigste Gegner des Dictators zeigte sich General Falcon, Hauptanführer der Föderalen. Obgleich diesem an Talent und Tapferkeit weit überlegen, war doch der durch Alter gebeugte P. der Situation nicht mehr gewachsen, zumal ihn die Revolutionskämpfe seiner besten Freunde und Kampfgenossen beraubt hatten. So fand er sich denn bewogen, 23. April 1863 mit den Föderalisten zu Coche bei Caracas einen Waffenstillstand und Vertrag zu schließen, wonach die Regierung in die Hände eines Nationalcongresses gelegt werden, P. bis zur Wahl des neuen Präsidenten an der Spitze der Civilverwaltung, dagegen General Falcon Chef der sämmtlichen Truppen bleiben sollte. Infolge dieser Convention legte P. 15. Juni 1863 die Präsidentschaft zu Gunsten Falcon's nieder, der 17. Juni vom Congreß zum provisorischen Präsidenten ernannt und 18. März 1865 wiedergewählt wurde. So hatte das vom Unitarier P. bekämpfte Princip der Föderalisten in Venezuela (s. d.) den Sieg davon getragen.

Paganini (Nicolo), der größte Violinvirtuos der neuern Zeit, wurde zu Genua 18. Febr. 1784 geboren. Sein Vater, der am Hafen einen kleinen Kramladen hielt und etwas Musik trieb, brachte ihm schon sehr früh die Elemente der Kunst bei und ließ ihn dann im Violinspiel durch Giov. Servetto, später durch Giacomo Costa unterweisen. Bei letzterm machte der Knabe so glänzende Fortschritte, daß er bereits im Alter von 9 J. öffentlich auftreten konnte. Die höhere Ausbildung auf seinem Instrumente erhielt er jedoch etwa vom 11. J. an durch Alessi. Rolla in Parma, und hier machte er auch bei Ghiretti Compositionsstudien. Schon 1797 ließ er sich, in Begleitung seines Vaters, in den bedeutendsten Städten der Lombardei als Virtuos hören. 1799 kam er allein nach Lucca, wo er bei einem am St.-Martinstage abgehaltenen Musikfeste den Grund zu seinem Rufe in Italien legte. Seitdem reiste er, Concerte gebend, in Italien umher, wobei er ein ziemlich ungeordnetes Leben führte. 1805 gelangte er wieder nach Lucca, wo er an der Hofkapelle als erster Soloviolinist angestellt wurde. In dieser Zeit entwickelte sich seine Vorliebe für die G-Saite und das Bestreben, derselben alle nur möglichen Vortheile abzugewinnen. Im Sommer 1808 verließ er Lucca und streifte nun 19 J. lang in Italien herum. Er erschien plötzlich in einer Stadt, erregte durch sein Spiel Bewunderung, verschwand aber ebenso plötzlich wieder, ohne weiteres von sich hören zu lassen. Rossini traf ihn 1817 in Rom, wo er beinahe drei Jahre lang unbeachtet und meist leidend gelebt hatte. Einen europ. Ruf erlangte P. erst seit 1828, wo er Italien verließ. Er ging zuerst nach Wien und bereiste dann Deutschland, durch die Originalität seiner äußern Erscheinung, die ungeahnte Höhe seiner Virtuosität und die Neuheit seiner Effecte überall das größte Aufsehen erregend. Hierzu kamen noch wunderliche Erdichtungen über seine Person und über seine künstlerische Entwickelung. Auch bei seinem Besuche in Paris im März 1831, auf seinen Reisen in Großbritannien und Irland, in den franz. Provinzen, in Belgien und Holland erregte er grenzenlosen Enthusiasmus. Mit Reichthümern beladen kehrte P. 1834 nach Italien zurück. Hier kaufte er in der Nähe von Parma die Villa Gajona an, wo er fortan lebte sowie abwechselnd in Mailand und Genua. 1836 traf er wieder in Paris ein, ohne daß er sich aber, wie er beabsichtigt, hören lassen konnte. Seine Gesundheit, durch die Regellosigkeiten seines Jugendlebens seit langem erschüttert, war bereits gänzlich zerrüttet. P. starb an der Kehlkopfschwindsucht 27. Mai 1840 zu Nizza. Seine Compositionen, die musikalisch nicht bedeutend, als Widerspiegelung seiner enormen Virtuosität aber und der durch ihn ersonnenen neuen Effecte von Interesse sind, erschienen meist erst nach seinem Tode. Dieselben bestehen in einigen Concerten, verschiedenen Variationen (darunter die berühmten: «Der Carneval von Venedig») sowie in Capricen und Etuden.

Paganismus ist die lat. Bezeichnung für Heidenthum und bedeutet eigentlich so viel wie Bauernreligion (von pagus, Dorfgemeinde, davon pagani). In der Zeit, als das Christenthum über die röm. Volksreligion die Oberhand gewann und letztere nur noch bei der Landbevölkerung sich zeitweilig erhielt, kam dieser Name zuerst bei den Christen auf. Gegenwärtig pflegt man mit diesem Namen nicht nur jede polytheistische Religion überhaupt, sondern auch innerhalb der christl. Welt selbst eine Denkweise zu bezeichnen, welche das lautere Wesen des Christenthums durch heidnische, insbesondere polytheistische und mytholog. Elemente trübt. Der Protestantismus steht in dem kath. Heiligendienste, namentlich nach dessen volksmäßiger Ausprägung, die freie prot. Theologie in der altgläubigen Auffassung der Dreieinigkeit als einer heiligen Familie und in vielen andern, dem orthodoxen Gottesglauben beigemischten sinnlichen Vorstellungen P.

Page. Noch in der ersten Hälfte des Mittelalters standen den Hofhaltungen dieselben Personenklassen zur Verfügung, welche die größern Grundbesitzer in ihrem Hauswesen verwendeten.

Auf Nebengütern angesiedelte Hörige wurden abwechselnd mit Weib und Kind zu den erforderlichen Verrichtungen entboten, und selbst die Gewandtern und für höhere Dienste Verwendbaren, welche mit der emporwachsenden Fürstenmacht zu einflußreichen Stellungen gelangten, konnten nichtsdestoweniger als bloße Ministerialen (s. d.) mit ihrem Gut und ihrer Familie veräußert und vertauscht werden. Obschon sich ein solches Verhältniß, in welchem Unfreiheit und Vornehmheit auf eigenthümliche Weise zusammentrafen, auf die Dauer nicht zu behaupten vermochte, so erhielt sich doch, nachdem die Ministerialen den freien Lehnsleuten im Rechte gleichgekommen waren, an den Höfen die Einrichtung, daß die Söhne namentlich des niedern Adels behufs ihrer ritterlichen Ausbildung in den Haushalt der Fürsten aufgenommen und zu kleinen Ehrendiensten verwendet wurden. Innerhalb der systematischen Vollendung, welche das Hofwesen im 16. und 17. Jahrh. nach span. Vorbilde erlangte, beginnt bei den Edelknaben oder P. die Reihenfolge der Personen, die den eigentlichen Hofstaat bilden und den Mitgliedern der regierenden Familie unmittelbar zur Hand sind. Sie tragen eine besondere Livree oder Uniform, befinden sich auch bei feierlichen Gelegenheiten in der nähern Umgebung des Fürsten und erhalten unter eigenen Pagenhofmeistern eine zum höhern Hof- oder Militärdienst befähigende Erziehung. Neuerdings hat man jedoch infolge der Erwägung, daß die Zerstreuungen des Hoflebens der sittlichen und intellectuellen Entwickelnng junger Leute nichts weniger als günstig sind, sowie aus Sparsamkeitsrücksichten die ganze Einrichtung meist aufgegeben und läßt, wo das Ceremoniell bei Hoffeierlichkeiten P. erfordert, junge Adeliche aus den Militärakademien für sie eintreten.

Pagoden heißen die freistehenden Tempel der Hindu und anderer südasiat. Völker im Gegensatz gegen die Grottentempel. (S. Indische Kunst.) Der Name ist entstanden aus dem indischen Bhagavati, d. h. heiliges Haus. Die P. gehören insgesammt den jüngern Epochen der indischen Kunstübung an, zum Theil selbst der neuern Zeit. Sie stehen auf freien, mit Obelisken, Säulen u. s. w. geschmückten Plätzen, sind aus Steinen und Holz erbaut, sehr groß und hoch und mit ungeheuerer Pracht ausgestattet. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes, dessen vier Enden von gleicher Länge sind, und ein hohes, thurmähnliches Dach mit mehrern Absätzen. Am merkwürdigsten sind die P. in Benares, Siam, Pegu und zu Dschagarnat in der vorderind. Provinz Orissa. Die Statuen der Götter, welche ebenfalls P. heißen und in großer Anzahl in jeder Pagode sich finden, sind meist von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich vergoldet, entweder nackt oder bekleidet, stehend oder mit gekreuzten Beinen sitzend und nicht selten riesig groß. Nach diesen Götzenbildern hat man auch jene kleinen, ungestalteten Figuren mit beweglichem Kopfe und Händen P. genannt, mit denen man zur Zeit des Rococogeschmacks Schränke, Kamine u. s. w. verzierte.

Pahlen (von der), ein in den russ. Ostseeprovinzen ansässiges Geschlecht, stammt nach einigen aus Pommern, nach andern aber von einem jüngern Zweig der eingeborenen livländ. Familie Koschkull, der im 13. Jahrh. den Namen P. annahm. Johann von der P. wird 1316 unter den Vasallen des rigaer Erzstifts genannt. Ein Nachkomme von ihm, Georg von der P., wurde 1602 schwed. Reichsrath und Johann von der P. 1679 in den schwed. Freiherrenstand erhoben. Seit der Eroberung der Herzogthümer Livland und Estland durch Peter d. Gr. haben sich mehrere Mitglieder der Familie in russ. Diensten ausgezeichnet. Peter von der P., geb. 1746, focht im Türkenkriege von 1769 unter Rumjanzow, ward Oberst, später Generalmajor und commandirte 1788 beim Sturm von Otschakow eine Colonne. 1790 zu den Friedensverhandlungen mit Schweden verwendet, ging er nach Abschluß des Friedens von Werelä als Gesandter nach Stockholm und wurde, als Kurland 1795 an Rußland fiel, zum Gouverneur der neuerworbenen Provinz ernannt. Vom Kaiser Paul in der ersten Zeit seiner Regierung des Dienstes entlassen, gelang es ihm doch bald, die Gunst dieses Monarchen in so hohem Grade zu gewinnen, daß er in den Grafenstand erhoben, zum General der Cavalerie befördert und zum Militärgouverneur von Petersburg ernannt ward. Nach der Entfernung Rostoptschin's stieg die Macht P.'s aufs höchste, indem ihm auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen wurde. Da jedoch der launische Charakter Paul's keine lange Dauer seiner Gunst versprach, so stellte sich der von ihm mit Ehren und Würden überhäufte P. an die Spitze der Verschwörung, welche dem unglücklichen Monarchen in der Nacht zum 24. März 1801 das Leben kostete. Seine Erwartung, unter dem Namen des jungen Alexander zu herrschen, schlug jedoch fehl; er sah sich mit Mistrauen behandelt, forderte unmuthig seine Entlassung, die ihm wider sein Erwarten bewilligt ward, und zog sich auf ein Landgut bei Mitau zurück, wo er den Rest seiner Tage verlebte und von der Welt vergessen 1826 starb. — Graf Peter von der P., Sohn des vorigen, geb. 22. Aug. 1777, trat früh als Offizier in die russ.

Garde und ward bald General. In den Feldzügen von 1812 und 1813 erwarb er sich als Anführer einer Cavaleriedivision großen Ruhm, wurde aber 17. Febr. 1814 durch die Schuld seines Oberfeldherrn Wittgenstein bei Nangis geschlagen. 1823 nahm er den Abschied, trat jedoch nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus wieder in Dienst, ward 1827 General der Cavalerie und befehligte im Türkenkriege ein eigenes Corps, mit welchem er zum Siege bei Kulewtscha viel beitrug. Auch im poln. Feldzuge von 1831 bewährte er seinen alten Ruf, namentlich im Sturme von Warschau durch die Eroberung des starkverschanzten Wola. Von 1835—41 fungirte er als Botschafter in Paris und erhielt nach dem Tode des Fürsten Wassiltschikow 1847 die hohe Charge eines Generalinspectors sämmtlicher Cavalerie. Im Jan. 1862 zog er sich wegen seines hohen Alters vom Staatsdienste zurück und starb zu Petersburg 1. Mai 1864. Sein älterer Bruder, Graf Paul von der P., geb. 18. Juli 1775, focht gleichfalls im franz. Kriege, ward 1828 General der Cavalerie, befehligte 1831 eine Zeit lang das zweite Infanteriecorps, mit welchem er den Angriff Skrzynecki's auf Siedlce zurückwies, und starb 21. Febr. 1836. Er war der Vater der in den pariser Salons wohlbekannten Julie, vermählten Gräfin Samoilow. Ein dritter Bruder, Graf Friedrich von der P., geb. 1780, wählte die diplomatische Laufbahn und war russ. Gesandter in Washington und München. Im Sept. 1829 schloß er mit dem Grafen Orlow den Frieden von Adrianopel ab, wurde 1834 zum Wirkl. Geheimrath ernannt und starb Jan. 1863. — Einer Nebenlinie der Familie gehörte der Baron Magnus von der P. an, der sich 1813 als Oberst in dem Treffen von Lüneburg hervorthat und von 1830—45 Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland war. Er starb als General der Cavalerie, Senator und Mitglied des Reichsraths auf seinem Landsitze Palms in Estland 1. Juni 1863.

Pailon (der) oder Puerto-Pozo, auch Hafen von San-Pedro, heißt eine Bucht und Verzweigung der Mündungsarme verschiedener kleiner Flüsse (Rio-Santiago, Rio-Cayapas u. a.) an der flachen Südseeküste der südamerik. Republik Ecuador, in der Provinz Esmeraldas, südlich von dem die Grenze gegen Neugranada bildenden Rio-Mira. Es besitzt dieser Hafenplatz, in dessen unmittelbarer Nähe die Orte La-Tola und San-Lorenzo liegen, vor dem Hafen von Guayaquil manche Vorzüge, weshalb die Ecuador-Landcompagnie in seiner Nachbarschaft Staatsländereien zur Ansiedelung von Europäern ausgesucht hat. Wegen der übeln Beschaffenheit der Verbindungsstraße zwischen der Hochebene von Quito und dem Hafen Guayaquil hatte schon die span. Regierung 1803 versucht, einen andern Weg nach der Küste zu eröffnen, und dazu das Thal des Rio-Mira sowie als Hafenplatz La-Tola ersehen. Beim Ausbruche des Unabhängigkeitskriegs war die Straße erst ungefähr zur Hälfte durch den Urwald eröffnet, und auch diese Strecke verwilderte bald wieder, da die Arbeiten nicht fortgesetzt wurden. Erst unter dem Präsidenten Moreno (1861—65) wurden die Arbeiten für Eröffnung eines Verbindungswegs von Quito über Ibarra nach dem P. wieder aufgenommen und ziemlich thätig betrieben. Als Colonisationspunkt, namentlich auch von Deutschen, ist P. neuerdings oft genannt worden.

Paine (Thomas), ein durch seine Einwirkung auf die nordamerik. und franz. Revolution berühmter Schriftsteller, war 29. Jan. 1737 zu Thetford in der engl. Grafschaft Norfolk geboren. In der Jugend mußte er das Geschäft seines Vaters, der Corsetmacher war, betreiben; später erhielt er eine Anstellung als Zollbeamter und übernahm außerdem die Leitung einer Tabacksfabrik. Beide Aemter nährten ihn jedoch mit seiner Familie nur dürftig, sodaß er in Schulden gerieth und 1774 abgesetzt wurde. Hierauf ging er nach Nordamerika und fand bei einem Buchhändler in Philadelphia günstige Aufnahme. Unter diesen Verhältnissen gab er 1776 eine im Volkstone gehaltene Schrift «Common sense» heraus, die das Interesse der Colonien vertheidigte und auf die Bewegung mächtig wirkte. Die angesehensten Männer, wie Washington und Franklin, schenkten dem kühnen Publicisten ihre Freundschaft und ernannten ihn beim Congresse der Vereinigten Staaten zum Secretär im Departement des Auswärtigen. Diese Stelle mußte P. wegen angeblicher Verletzung des Amtsgeheimnisses niederlegen, worauf ihn die Generalversammlung von Pennsylvanien zu ihrem Secretär wählte. Nach England zurückgekehrt, ließ er hier 1791 sein in alle Sprachen übersetztes Buch «The rights of man» («Die Rechte des Menschen») erscheinen, das die Ideen der Französischen Revolution gegenüber den Angriffen Burke's (s. d.) und dem Geschrei der engl. Aristokratie vertrat. Seine kühne, revolutionäre Sprache, die den Bau des brit. Staatsgebäudes in seinen Wurzeln angriff, erbitterte nicht nur die Regierung und den Adel, sondern verletzte auch den Patriotismus. Während man gegen P. einen Staatsproceß einleitete, der später zu seinem Nachtheile ausschlug,

ging er nach Frankreich, wo ihm mehrere Städte das Bürgerrecht verliehen, das Depart. Pas-de-Calais ihn aber noch 1792 in den Nationalconvent abordnete. Er warf sich jetzt in den vollen Strudel der Revolution und veröffentlichte unter dem Namen Achille Duchatelet ein Flugblatt, das verschiedene streitige Tagesfragen, unter anderm die Flucht des Königs und die Nothwendigkeit einer neuen Staatsverfassung behandelte. Im Processe des Königs erklärte er sich für dessen Einsperrung und Deportation nach dem Friedensschlusse, was der Partei des Bergs misfällig war. Unter dem Vorwande, daß er Ausländer sei, ließ ihn Robespierre 1793 aus dem Convent stoßen und verhaften. In der Gefangenschaft schrieb P. sein «Age of reason», das ihm die Beschuldigung des Atheismus zuzog, obgleich es im Gegentheil rein deistische Grundsätze entwickelt. Nach einer Haft von 14 Monaten erhielt er endlich im Dec. 1794 auf Verwenden der nordamerik. Regierung die Freiheit und seinen Sitz im Convent zurück. Als sich letzterer 1795 auflöste, trat er ins Privatleben und beschäftigte sich mit statistischen und finanziellen Untersuchungen. Die Frucht dieser Muße war 1796 eine scharfe Kritik der brit. Finanzverwaltung seit den letzten 12 J., die großes Aufsehen machte. Weil indeß P. beim Directorium nicht die gewünschte Berücksichtigung fand, so begab er sich 1802 auf Jefferson's Veranlassung wieder nach den Vereinigten Staaten, wo er 8. Juni 1809 zu Neuyork starb. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien 1856 in Boston.

Pairs, engl. Peers, lat. Pares, d. i. Gleiche, hießen schon in den Anfängen des Lehnsstaats die aus den Gefolgeschaften hervorgegangenen Vasallen, insofern dieselben, nach dem Princip der altgerman. Volksgerichte, in allen die Lehnsverhältnisse betreffenden Sachen von ihresgleichen (Pares curiae) gerichtet wurden. Dieses Vasallenthum war anfangs ein untergeordneter Stand, weil sich der Vasall bereits durch den Eintritt in die Gefolgeschaft der den alten Volldürger charakterisirenden Unabhängigkeit begab. Mit der völligen Ausbildung des Feudalstaats und dem Verschwinden der Gemeinfreien kehrte sich jedoch das Verhältniß um. Gegenüber dem emporwachsenden Königthum entwickelte sich aus den kriegerischen Vasallen ein gewaltiger unmittelbarer Lehnsadel, der den Staat auf seinen Territorien wiederholte und gleichsam als Rechtsnachfolger des alten Volldürgerthums die ursprüngliche Gemeinfreiheit wenigstens als Standesrecht (Pares regni) festhielt. Dieser unmittelbare Reichsadel (Pairie) konnte aber seine Macht um so leichter staatsrechtlich begründen, als bei dem Abgange der Dynastien die Monarchen von ihm selbst und aus seiner Mitte gewählt wurden. Der geschichtliche Verlauf, den die Pairie in den einzelnen Feudalstaaten nahm, war nun je nach der Entwickelung des Adelssystems und der ständischen Repräsentation sehr verschieden. In Deutschland, wo man die Pairie dem Namen nach nicht kannte, trat aus den großen Vasallen die Reichsstandschaft hervor, die ihren wesentlichen Charakter bis zur Auflösung des Reichs behauptete, obschon die mächtigsten Territorialherren, die Kurfürsten, durch die Goldene Bulle mit der Wahl des Kaisers bevorzugt und damit eigentlich auch rechtlich über ihresgleichen gehoben wurden.

In Frankreich erweiterte sich das Pairsgericht (cours des pairs) ebenfalls zu einem ständigen Reichsrathe, der als Erbe der alten Nationalfreiheit nicht nur die Händel der P. schlichtete, sondern mit dem Könige überhaupt die öffentlichen Angelegenheiten berieth. Das Wachsen der königl. Macht scheint jedoch in Frankreich die Pairie, nachdem sie zur Landeshoheit gelangt, plötzlich daniedergehalten zu haben. Als Hugo Capet, Herzog von Francien, 987 den franz. Thron bestieg, gab es außer ihm noch sechs unmittelbare Lehnsfürsten oder P., nämlich die Herzoge von Burgund, Aquitanien und Normandie und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Diesen P. fügte Capet den Erzbischof von Rheims als ersten Kirchenfürsten, desgleichen die im Krongebiet liegenden Suffraganbischöfe von Laon, Beauvais, Noyon, Ludwig VII. aber noch den Bischof von Châlons hinzu. Die alte Pairie war zwar oft als Gerichtshof in Lehnsirrungen, Verbrechen der Großen und Streitigkeiten mit der Krone thätig, übte aber schon damals nur wenig Einfluß auf die Reichsangelegenheiten und erlosch bis auf die geistlichen P. allmählich durch die Vereinigung der großen Lehen mit der Krone. Gegen Ende des 13. Jahrh. schuf man deshalb neue Pairien erst zu Gunsten der königl. Prinzen, dann auch anderer. So wurden 1296 das Herzogthum Bretagne, die Grafschaften Artois und Anjou und 1361 ein neues Herzogthum Burgund gegründet. Allein auch diese Pairie verlor bald gänzlich ihre ehemalige Bedeutung, besonders durch eine große polit. Veränderung. Schon längst nämlich waren zu den Reichsversammlungen neben den P. auch die übrigen mächtigen Barone und geistlichen Würdenträger gezogen worden. Philipp IV. berief endlich seit 1302, von dem Streite mit dem Papste gedrängt, auch die Abgeordneten der Städte in die Reichsversammlung, die nun als Dritter Stand ebenfalls Antheil am Staatsleben nahmen und fortan mit den

beiden andern Ständen die Generalſtaaten (ſ. États généraux) bildeten. Man trennte bei dieſer Gelegenheit den Pairshof von der Reichsverſammlung und verſchmolz denſelben mit dem königl. Obergericht, dem Parlamente (ſ. d.) von Paris, in welchem aber die P. durch das Uebergewicht der königl. Räthe bald in den Hintergrund traten und nichts als eine leere Repräſentation ihrer alten Würde behaupteten. Nach dem Abſterben dieſer zweiten Pairie begannen die Könige, meiſt aus ihren Günſtlingen und Hofleuten, eine dritte zu bilden, die gleich bei ihrer Entſtehung ohne alle Bedeutung war, zumal da die polit. Wirkſamkeit der Generalſtaaten auf die Parlamente der Notabeln (ſ. d.) übertragen wurde. Die Privilegien der höchſten Adelskaſte beſtanden jetzt nur noch darin, daß ſie in der Grande chambre des Parlaments Sitz und Stimme beſaß, ihren Gerichtsſtand bei dieſem Gerichtshofe hatte und ſich mehrerer leerer Ehren- und Hofrechte erfreute. Zwar ſchwuren die P., dem Könige in allen wichtigen Angelegenheiten mit Rath beizuſtehen; aber Ludwig XIV., der ſelbſt dieſes fürchtete, erließ 1665 eine Verordnung, nach welcher die P. nur kraft königl. Berufung Sitz im Staatsrathe haben ſollten. Die älteſte Pairie ſolcher Art war die der Montmorency vom J. 1551. Beim Ausbruche der Revolution, die auch dieſen Schattenkörper mit einem Schlage vernichtete, gab es 38 weltliche P., die ſämmtlich den Herzogstitel führten.

In England entwickelte ſich mit den normann. Eroberern durch die Einführung des Feudalismus ebenfalls ein hoher reichsſtändiſcher, ein Pairieadel (Peerage), deſſen allmähliche Ausbildung im conſtitutionellen Leben Großbritanniens zu einer der Staatsgewalten von großem Intereſſe iſt. Zwar vermochte dieſer Adel der Lords oder Herren, der ſpäter in die fünf Klaſſen der Herzoge, Marquis oder Markgrafen, Earls oder Grafen, Viscounts und Barone zerfiel, nicht zur Landeshoheit emporzuſteigen, indem Eduard I. ſchon 1290 alle Afterbeliehenen für unmittelbare Lehnsträger der Krone und alle Lehen für käuflich und theilbar erklärte. Dagegen gelang es der engl. Pairie, ihren großen Grundbeſitz mittels des nationalen Privatrechts, welches die Primogenitur oder die Vererbung auf den ältern Sohn begünſtigt, nicht nur durch alle Jahrhunderte zuſammenzuhalten, ſondern ihm ſogar eine unerhörte Ausdehnung zu geben. Unter der normann. Dynaſtie berechtigt und verpflichtet waren neben den geiſtlichen Lords, welche die Intelligenz und den Grundbeſitz zugleich repräſentirten, alle Grafen und Barone, in der Reichsverſammlung oder dem Parlamente zu erſcheinen. Später jedoch trat eine folgenreiche Veränderung ein, indem der König die P. durch Einladungsſchreiben beſchied, welche man allmählich nicht nur als die Zeichen der wirklichen, auf die Perſon des älteſten Sohns forterbenden Pairswürde anſah, ſondern womit ſich auch die Krone das Recht beilegte, die P. nach Gefallen zu ernennen. Als in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. auch die Ritterſchaft der Grafſchaften und das Bürgerthum der Städte als Dritter Stand zu den Reichsverſammlungen gezogen wurden, theilte ſich das ſog. Parlament in das Unterhaus, welches die Gemeinen, und in das Oberhaus, welches die P. aufnahm. Bei dem Emporſtreben der Demokratie, dem Reichthum und der Bildung der Städte und der Finanznoth der Krone erwuchs der Pairie fortan im Unterhauſe ein Nebenbuhler, der ihre polit. Stellung gänzlich änderte. Die Peers, die bisher mit dem Könige das Privilegium der Staatsgewalt getheilt, verwandelten ſich in die Vertreter ihres perſönlichen, rein ariſtokratiſchen Intereſſes und bildeten hiermit einen beſondern Factor im Staatsleben, ein Mittelglied zwiſchen Volk und Thron, das angeblich die Uebergriffe beider verhindern und die polit. Stabilität ſichern ſollte. Indeß vermochte die engl. Pairie, wie mächtig ſie auch durch ihren Grundbeſitz war, dieſe Theorie geſchichtlich nicht immer zu rechtfertigen. Das Oberhaus verhinderte die Tudors nicht, den greulichſten Despotismus zu üben, und zur Zeit Karl's I. verſank die Pairie ebenfalls unter dem Sturme der Demokratie, ſodaß das Oberhaus von dem Rumpfparlamente ſogar ohne Mühe aufgehoben werden konnte. Cromwell verſuchte hierauf eine neue Pairie mit einem Oberhauſe herzuſtellen, das jedoch einem Militärſenate ähnlicher ſah und mit der Reſtauration der Stuarts ſogleich dem alten Inſtitute wieder Platz machte. Die Privilegien, welche die engl. Pairie bis in die Gegenwart gerettet hat, ſind weſentlich folgende: die Peers nehmen kraft ihrer vom Vater auf den älteſten Sohn erbenden Würde Sitz im Oberhauſe, die ſchott. und irländ. Peers erſcheinen jedoch nur durch Wahl als Abgeordnete ihres Standes; die Peers haben in Criminalfällen ihren Gerichtsſtand vor dem Oberhauſe; ſie dürfen in Civilſachen nicht verhaftet werden; Injurien gegen ſie (scandala magnata) werden ſchärfer beſtraft, ſie dürfen ſich Audienz beim König erbitten, um demſelben Vorſtellungen rückſichtlich des Gemeinwohls zu machen; ſie beſtätigen die Wahrheit nicht durch Eid, ſondern durch ihr Ehrenwort. Endlich vertritt noch das Oberhaus die Stelle eines oberſten Appellationsgerichts;

doch nehmen nur die sog. gelehrten Lords, d. h. solche, die hohe richterliche Würden bekleiden oder sie früher bekleidet haben, an den gerichtlichen Verhandlungen theil. Außer der Pairie, welche in der Person forterbt, belegten die Könige früher auch einige große Güter mit der Würde, die deshalb auch auf die Erbtöchter überging. Desgleichen wurden und werden noch jetzt ausnahmsweise Frauen überhaupt mit der Pairswürde ausgestattet, mit dem Rechte, dieselbe zu vererben. Der mäßige Gebrauch, den die Könige im ganzen von dem Rechte der Pairsernennung machten, und der Umstand, daß sich die engl. Pairie immer von neuem aus dem Bürgerstande rekrutirt, während die jüngern Mitglieder der Pairsfamilien sich wieder mit dem Volke vermischen, haben gewiß ebenso viel beigetragen, sie in Achtung und Ansehen zu erhalten, wie ihr ehrwürdiger 800jähriger Bestand. Trotzdem ist ihr polit. Gewicht dem Unterhause gegenüber in fortwährendem Sinken begriffen und wird voraussichtlich mit dem Durchgehen der neuen Reformbill eine fernere Einbuße erleiden. 1738 belief sich die Zahl der weltlichen engl. Peers auf 194, darunter 1 Prinz, 28 Herzoge, 2 Marquis, 83 Grafen, 15 Viscounts und 65 Barone; am 1. Jan. 1867 auf 381, nämlich 1 Prinz, 23 Herzoge, 19 Marquis, 110 Grafen, 22 Viscounts und 206 Barone, von denen 109 zugleich schott. oder irische Peers waren. Schon dies beweist, daß die engl. Pairsgeschlechter, ungeachtet des langen Bestandes des Instituts, keineswegs sehr alten Ursprungs sind. Die alten Familien gingen meist in den Kämpfen der Häuser York und Lancaster unter; sehr wenige der jetzigen Titel gehen ins 15. und 16. und nur sechs (darunter zwei, die jetzt von Frauen geführt werden) bis ins 13. Jahrh. zurück.

Die Ansicht, daß die engl. Pairie das Interesse des Mittelalters mit den Ansprüchen der neuern Zeit vereinigt, hat bei den Verfassungswerken der Gegenwart nicht selten Einfluß gehabt. Als beim Ausbruche der Revolution von 1789 die alte Verfassung Frankreichs zu Grunde ging, wirkte schon eine Partei der franz. Nationalversammlung für die Einführung einer Pairschaft mit polit. Vertretung nach dem Muster der englischen. Die Idee scheiterte aber an dem Widerwillen des Hofs, der Aristokratie, wie am Radicalismus der Massen. Erst mit der Restauration der Bourbons und der Charte Ludwig's XVIII. kam der Versuch zu Stande, in Frankreich das Wesentliche der engl. Pairie einzuführen. Durch die Artikel 24—34 der Charte wurde eine neue erbliche Pairie mit einer Pairskammer eingeführt, die neben der Theilnahme an der Gesetzgebung auch der Gerichtshof für die Minister und Staatsverbrechen sein sollte. Der König ernannte 200 P.; allein die Elemente zu einer Würde nach dem Muster der englischen fehlten. Die Aristokratie der alten Zeit war verarmt, vom Volke gehaßt, unfähig und von den Helden der Kaiserzeit weit überstrahlt. Die Regierung sah sich deshalb genöthigt, mit der Pairswürde Pensionen zu verbinden und die Erblichkeit der Würde an die Bedingung einer Majoratsstiftung zu knüpfen, was aber nur zum Theil ausgeführt wurde. Napoleon behielt während der Hundert Tage das Institut bei, reinigte es aber von seinen Feinden, und die Bourbons thaten mit der zweiten Restauration von 1815 ein Gleiches. So konnte die neue Pairie kein wirkliches polit. Leben gewinnen. Obschon die Pairskammer in ihren ersten Verhandlungen gründlicher und mäßiger als die corrumpirte Volkskammer verfuhr, wurde sie doch, besonders seit dem Processe des Marschalls Ney (s. d.), von der Nation für ein Werkzeug des Hofs zur Unterdrückung und Reaction gehalten, was sie auch ihrer Ernennung nach war. Unter der Regierung Karl's X. creirte das Ministerium Villèle sogar zur Unterstützung seiner Politik auf einmal 70 P., darunter die unbedeutendsten Namen, womit die öffentliche Achtung vor der Würde vollends verschwand. Beim Ausbruche der Julirevolution von 1830 zeigte sich sogleich die ganze Ohnmacht einer Schöpfung, die Thron und Altar zu schützen bestimmt war. Die Deputirtenkammer bemächtigte sich ohne Widerstand der Staatsgewalt, und die Pairskammer mußte selbst dulden, daß die Ernennungen Karl's X. annullirt wurden. Nach der Julirevolution versuchte man der Pairie, als dem Princip der Stabilität, ein neues Leben einzuhauchen. Die Doctrinairs suchten die Erblichkeit der Pairswürde zu retten. Die Deputirtenkammer hingegen erklärte sich mit großer Majorität für die Pairie auf Lebenszeit, ertheilte jedoch, gegen den Antrag einer andern Partei, dem Könige das ausschließliche Recht, die lebenslänglichen P. zu ernennen. Außerdem machte man die Sitzungen der Pairskammer öffentlich und stellte eine Menge Kategorien von Verdiensten auf, nach welchen die neue Würde verliehen werden sollte. Alle diese Einrichtungen verwandelten die Pairie, bei welcher man vom Muster der englischen ausgegangen war, in einen Senat des Königs, in welchem sich die Regierung jeden Augenblick die Majorität durch neue Creirungen verschaffen und hiermit den Beschlüssen der Deputirtenkammer entgegentreten konnte. Auch die öffentliche Meinung täuschte sich über die wahre Natur des reformirten Instituts nicht. In der Pairskammer saßen zwar Herzoge, Marquis, Grafen, Vicomtes und

Barone, aber auch eine große Anzahl P. ohne Adelstitel. Vor der Julirevolution belief ſich die Geſammtzahl der P. auf 359 weltliche und 21 geiſtliche, die jedoch durch freiwillige oder gezwungene Ausſcheidung auf 191 herabſank. Noch ehe das Geſetz vom 29. Dec. 1831, welches die Reform beſtimmte, in die gelichtete Pairskammer gebracht wurde, ernannte Ludwig Philipp 36 neue P., wodurch die Annahme des Geſetzes erſt geſichert werden konnte. Häufige Ernennungen ſteigerten ſeitdem bis 1848 die Zahl der Mitglieder auf 300. Die Februarrevolution von 1848, in der ſich die Pairskammer gänzlich ohnmächtig erwies, beſeitigte auch dieſes Inſtitut. In dem Senate, welchen die Verfaſſung Ludwig Napoleon's vom 14. Jan. 1852 creirte (ſ. Frankreich), ward gewiſſermaßen eine Art von Pairskammer wiederhergeſtellt.

Paiſiello (Giovanni), auch Paeſiello geſchrieben, ein berühmter ital. Componiſt, geb. 9. Mai 1741 zu Taranto, zeigte früh muſikaliſches Talent und erhielt den erſten Muſikunterricht von einem Geiſtlichen, Carlo Reſta. 1754 kam er auf das Conſervatorium von San-Onofrio in Neapel, wo zuerſt Durante, nach deſſen Tode Cotumacci und Abos ſeine Lehrer in der Compoſition waren. Nachdem er die Anſtalt verlaſſen, componirte er 1763 für Bologna die Opern «La pupilla» und «Il mondo al rovescio», die großen Beifall erhielten und ihm alsbald von verſchiedenen ital. Bühnen Aufträge verſchafften. Bis 1776 ſchrieb er nun gegen 50 Opern, theils ernſte, theils komiſche, die ſeinen Namen in Italien gefeiert machten und ſeinen Ruf auch ins Ausland verbreiteten. Von dieſen Opern ſind namentlich hervorzuheben: «Demetrio», «Artaserse», «Le virtuose ridicole», «Il Marchese di Tulipano», «L'idolo Cinese», «La Frascatana». 1776 erhielt er einen ſehr vortheilhaften Ruf an den Hof zu Petersburg, infolge deſſen er acht Jahre in der ruſſ. Hauptſtadt verweilte, von Katharina II. mit Auszeichnungen überhäuft. In dieſer Zeit componirte er vieles für Theater und Kammer, darunter ſeine beſten Productionen, die Opern «La serva padrona», «Il barbiere di Seviglia», «Il matrimonio inaspettato», «Il mondo della luna». Sehr ungern von der Kaiſerin entlaſſen, ging er 1784 nach ſeinem Vaterlande zurück, unterwegs zuerſt in Warſchau und dann in Wien längern Aufenthalt nehmend. In Wien componirte er eine ſeiner beſten Opern, den «Rè Teodoro», und 12 Symphonien für den Kaiſer Joſeph II. Nachdem er 1785 in Neapel angelangt, wurde er vom König Ferdinand IV. mit beträchtlichem Gehalt zum Hofkapellmeiſter ernannt, welches Amt er bis 1798 verſah, wo die königl. Familie nach Sicilien entfloh. Weil er von der Regierung der Parthenopäiſchen Republik das Amt eines Oberdirigenten der Nationalgardenmuſik angenommen, zögerte der 1799 zurückkehrende König, ihn wieder anzuſtellen, und erſt 1801 erhielt er ſein früheres Amt zurück. Seit ſeiner Anſtellung in Neapel hatte P. eine beträchtliche Anzahl von Opern geliefert, darunter beſonders «La Molinara» und «Nina, o la pazza per amore», die reifſten und verbreitetſten ſeiner Schöpfungen. 1802 ging er mit Erlaubniß König Ferdinand's nach Paris, um die Privatkapelle des Erſten Conſuls Bonaparte einzurichten, deſſen Lieblingscomponiſt er ſchon längſt war, und der ihn mit vieler Auszeichnung behandelte. P. componirte für die neue Kapelle zahlreiche Werke, trat auch 1803 mit der Oper «Proserpine» auf, die wenig Beifall fand. Ebenſo componirte er verſchiedenes zu Napoleon's Kaiſerkrönung. Schon 1804 kehrte er jedoch nach Neapel zurück, wo er ſeine frühere Stellung wieder einnahm und dieſe auch unter den Regierungen Joſeph Bonaparte's und Murat's behielt. Während der Herrſchaft Joſeph's betrat er in Neapel noch einmal die Bühne mit der Oper «I Pitagorici». Nach der Reſtauration der Bourbons ſah er ſich auch von dieſen wieder in ſeinem Amte beſtätigt. P. ſtarb 5. Juni 1816. Die Geſammtzahl ſeiner Opern beläuft ſich auf 100. Außerdem componirte er ſehr viele Kirchenſachen, Inſtrumentalſtücke, Cantaten u. ſ. w. In ſeinen dramatiſchen Werken zeigt er ſich beſonders da ſtark, wo Anmuth und Naivetät, ſanfte Freude oder Wehmuth zum Ausdruck gelangen. An Kraft der Affecte und Mannichfaltigkeit melodiſcher Geſtaltung überragt ihn von ſeinen ältern Zeitgenoſſen Piccini, von den jüngern, bezüglich der Friſche muſikaliſcher Komik, Cimarosa.

Paisley, nach Glasgow, Edinburgh, Dundee und Aberdeen die größte und volkreichſte Stadt Schottlands, in der Grafſchaft Renfrew, am Fluſſe White-Cart gelegen und durch Kanäle und Eiſenbahnen mit Glasgow, Greenock, dem Hafen Ardroſſan und Renfrew verbunden, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, von welchen letztere ſehr gut gebaut iſt, und zählte 1861: 47406, mit den Vorſtädten über 60000 E. Das bemerkenswertheſte Gebäude iſt die alte Abteikirche, die größtentheils in Ruinen liegt, aber auch in dieſen noch Bewunderung verdient. Die Stadt hat außerdem ſechs Kirchen der Presbyterianer, ebenſo viele der Diſſenters, ein Rathhaus mit einem 130 F. hohen Thurme, drei ſchöne Brücken, ein Arbeitshaus, ein neues Gefängniß u. ſ. w. P. iſt eine der wichtigſten Fabrikſtädte Schottlands. Die Manufacturen

liefern vorzüglich Modewaaren in Seiden-, Holbseiden- und Boumwallzeugen, besonders ouch Tartans, Musselinstoffe und Shawls; dozu kommen noch Zwirn-, Twist- und Leinengazefabriken; ouszerdem arbeitet mon in Leinwand und Leder, verfertigt Lichter und Seife, unterhält Bronntweinbrennereien, Bleichen und fehr bedeutende Eisengiesereien. In und um P. sind über 80000 Menschen mit Fobrikarbeiten beschäftigt; sie liefern jährlich wol für mehr als $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. St. Woaren. Auch der Handel ist sehr lebhaft und wird durch den kleinen Flusshofen, den schiffbor gemochten Cort, die Konäle und Eisenbohn bedeutend gefördert. In der Nähe der Stadt liegt das grosze Alounwerk Hurlett und das Dorf Marmelton mit einer groszen Gozefabrik.

Paixhans (Henri Jos.), fronz. Ingenieur, geb. zu Metz 22. Jon. 1783, erhielt seine Bildung auf der Polytechnischen Schule, trat dann zur Marineortillerie über und storb 19. Aug. 1854 ols Generol. Als Schriftsteller ist er bekonnt durch die «Considérations sur l'artillerie,etc.» (Par. 1815), die «Nouvelle force maritime» (Par. 1822) und «Force et faiblesse de la France» (Par. 1830). In dem zweiten, seinem Hauptwerke, machte er Vorschläge zur allgemeinen Annohme und Anwendung des direeten Granotfeuers ouch für Kanonen und zur Conslruction möglichst groszer Rohrgeschütze, welche später überoll eingeführt und theils nach seinem Nomen (canons à la P.), theils Bombenkononen (s. d.) genonnt wurden.

Pakington (Sir John Somerset), engl. Staotsmann, ist der Sohn William Russell's auf Powick-Court in der Grafschoft Worcester, wo er 1799 geboren wurde. Nochdem er in Eton und ouf der Universität Oxford seine Erziehung erholten, liesz er sich ouf seinen Fomiliendesitzungen nieder, wurde zum Friedensrichter ernonnt und betheiligte sich lebhaft on den Locolongelegenheiten der Grafschaft. 1830 erbte er die ebendofelbst gelegenen bedeutenden Güter seines mütterlichen Oheims, Sir John P., und wurde dadurch veranlaszt, dessen Nomen onzunehmen. Zugleich kam theils durch diese Erbschoft, theils durch Kouf fast das gonze Grundeigenthum des Fleckens Droitwich in seine Hände, für welchen er sich 1837 ins Porlement wählen liesz. Hier gehörte er zu den eifrigsten Conservotiven und den treuesten Anhängern Sir Robert Peel's, durch den er 1846 zum Boronet befördert wurde. Trotzdem fand die Abschaffung der Getreidezölle, in deren Aufrechterhaltung er, wie die meisten groszen Londeigenthümer, eine Lebensfroge für die besitzenden Klossen erblickte, on P. einen entschiedenen Gegner, und er kämpfte von nun on neben Bentinck und D'Israeli in den vordersten Reihen der Protectionisten. Als sich doher im Febr. 1852 ein Ministerium aus seinen Parteigenossen bildete, word er eingeladen, sich ihnen onzuschlieszen, und mit dem Portefeuille des Colonioldeportements betraut. Obgleich er sich in diesem Fache noch niemols versucht hotte, weshalb die Uebernohme eines solchen Postens ihm monche Spöttereien zuzog, entledigte er sich der Functionen desselben nicht ohne Geschick und erwarb sich die Anerkennung der Colaniolbevölkerung durch dos von ihm befolgte Prineip, sich der Einmischung in ihre Locolverwoltung möglichst zu entholten. Schon im Dec. 1852 löste sich jedoch dos Ministerium ouf, und P. kehrte auf die Bank der Oppositian zurück, wo er jetzt eine Hinneigung zu gemäszigtern Ansichten kundgob. Nomentlich richtete er seine Bestredungen ouf die Verbesserung des Volksunterrichts, für die er Anträge ins Porlement brochte, welche bei den olten Tories groszes Bedenken erregten. Dies verhinderte ihn nicht, sich an der conservativen Regierung zu betheiligen, die im Febr. 1858 von neuem unter Vorsitz Lord Derby's zusommentrot, und in der er das Amt eines ersten Lords der Admiralität übernohm. Auch hier entwickelte er eine praktische Thätigkeit, die selbst von seinen Gegnern onerkonnt werden muszte, in der er aber durch den Sturz des Ministeriums 11. Juni 1859 unterbrochen wurde. In dos zum dritten mol von Lord Derby im Juli 1866 gebildete Cobinet trat er wiederum als Chef des Morineweseus ein, welchen Posten er bei der theilweisen Recanstruction des Ministeriums 8. März 1867 mit dem eines Kriegsministers vertauschte.

Palacky (Fronz), ousgezeichneter böhm. Geschichtsforscher, geb. 14. Juni 1798 zu Hodslowitz in Mähren, wo sein Vater, der sich gleich ihm zur reform. Kirche bekonnte, Schulrector war. Seine wissenschoftliche Borbildung erhielt er in Presburg und Wien. Er trot frühzeitig ols Schriftsteller ouf, und schon sein erster literorischer Versuch, die 1818 gemeinschoftlich mit Schafarik (s. d.) in böhm. Sproche herausgegebenen «Elemente der böhm. Dichtkunst», donn die Bruchstücke einer «Theorie des Schönen» (1821) und die «Allgemeine Geschichte der Aesthetik» (1823) bekundeten bei gediegener Auffossungs- und Dorstellungsweise eine genoue Bekonntschoft mit den Clossikern fast oller europ. Sprachen, während sie zugleich seine worme Neigung für die Sprache und Geschichte seines Volks an den Tog legten. Um die Quellen dieser beiden gründlicher zu studiren, besuchte er 1823 Prag, wo ihn die Grofen Sternberg zu ihrem Archivar machten und ihm Gelegenheit verschafften, die Bibliotheken und Archive der ältesten Fomilien

Böhmens, die öffentlichen Archive Oesterreichs und die Archive in München sowie später auch die Handschriften im Vatican zu durchforschen und so eine höchst umfängliche Documentensammlung anzulegen. Nachdem er durch literarische Arbeiten sich noch größeres Ansehen erworben, erhielt er 1827 die Redaction der deutschen wie der böhm. «Zeitschrift des Nationalmuseums», die beide von ihm mit vielen wichtigen Aufsätzen ausgestattet wurden. Als erstere 1831 einging, führte er die letztere mit Eifer und Erfolg fort, bis er die Redaction 1838 beim Antritte seiner zweiten Reise nach Italien an Schafarik übergab. Die böhm. Stände hatten P. bereits 1829 zum Historiographen designirt, doch erst 1839 sah er sich in dieser Eigenschaft von der Regierung bestätigt. Anfänglich war ihm die Fortsetzung von Pubitschka's «Chronol. Geschichte Böhmens» aufgetragen worden, aber die Stände genehmigten seinen Plan zur Abfassung einer selbständigen «Geschichte Böhmens», die seitdem auf ständische Kosten zugleich in böhm. und in deutscher Sprache (Bd. 1—5, Prag 1836—67) erscheint. Obschon dieses sein Werk in Bezug auf Forschung, histor. Kritik, Form und Darstellung anerkannt eine hohe wissenschaftliche Bedeutung besitzt, haben dagegen die darin hervortretenden nationalen Tendenzen bei den Deutschen wenig Beifall finden können. P. überschätzt offenbar seine eigene czechische Nationalität und deren Vertreter auf Kosten des Deutschthums, sowol in Bezug auf dessen histor. Entwickelung wie dessen geistige Schöpfungen. Einzelne Partien haben, besonders aus kirchlichen Rücksichten, auch bei den Böhmen selbst scharfe Entgegnung gefunden. Neben seinem Hauptwerke läßt P. noch eine Sammlung von Documenten («Archiv cesky», Bd. 1—5, Prag 1840—66) zur böhm. Geschichte erscheinen. Von seinen Monographien sind hervorzuheben: «Würdigung der alten böhm. Geschichtschreiber», eine Preisschrift (Prag 1830); «Synchronistische Uebersicht der höchsten Würdenträger, Landes- und Hofbeamten in Böhmen» (Prag 1832); «Dobrowski's Leben und gelehrtes Wirken» (Prag 1833); «Literarische Reise nach Italien im J. 1837 zur Aufsuchung der Quellen der böhm. und mähr. Geschichte» (Prag 1838); «Die ältesten Denkmäler der böhm. Sprache» (mit Schafarik, Prag 1840); «Ueber Formelbücher, zunächst in Bezug auf böhm. Geschichte» (Prag 1842) u. s. w. Während der polit. Bewegung von 1848 war P. Mitglied des böhm. Gouvernementsraths, dann einer der Leiter des slaw. Congresses, zuletzt Führer der slaw. Partei auf den Reichstagen zu Wien und Kremsier. Seitdem galt er allgemein als der Hauptvertreter der czechischen Nationalität und deren Interessen. Namentlich fand er seit 1860 wieder Gelegenheit, seinen Einfluß im öffentlichen Leben geltend zu machen. 1861 wurde er als lebenslängliches Mitglied in das österr. Herrenhaus berufen. Auf dem böhm. Landtage hat er stets den Landbezirk Brandeis vertreten, in welchem seine Familie begütert ist. Als P.'s bedeutendste polit. Rede gilt die Begründung seines Reformantrags vom 10. März 1863 im böhm. Landtage. Als polit. Schriftsteller veröffentlichte er unter anderm «Die Idee des österr. Staats» (Prag 1865). P. ist Ehrenbürger einer großen Anzahl von Städten und Dörfern in Böhmen und Mähren sowie Mitglied fast aller Akademien in den german. und slaw. Landen. Sein Sohn, Johann P., geb. 1830 zu Prag, hat sich durch sorgfältige geogr. Arbeiten in böhm. Sprache einen geachteten Namen erworben.

Paladin, vom lat. Palatinus (s. d.), heißen in den franz. und span., Paladino in den ital. Romanen und Gedichten des spätern Mittelalters zuerst die dem Kaiser näher stehenden Helden der Karlssage, dann auch die Helden anderer Sagenkreise, endlich abenteuernde Ritter überhaupt, besonders solche, welche durch ritterliche Galanterie sich auszeichnen.

Palafox y Melzi (Don José de), Herzog von Saragossa, wurde 1780 geboren und stammte aus einer vornehmen aragonischen Familie. Eine sorgfältige Erziehung und eine ernste Zeit entwickelten seine seltenen Anlagen. Als er Ferdinand VII., den er nach Bayonne begleitet hatte, gefangen sah, entfloh er nach Saragossa, wo er alles aufbot, um einen Einfall der Franzosen in Aragonien zu verhindern. Unterm 31. Mai 1808 erklärte er Napoleon, dessen Familie und jeden franz. General und Offizier für die Sicherheit Ferdinand's VII., dessen Bruders und Oheims persönlich verantwortlich. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich bei den bald darauf von den Franzosen unternommenen Belagerungen von Saragossa (s. d.). Krank wurde er kriegsgefangen abgeführt und mit Härte behandelt, bis er nach dem Abschlusse des Vertrags von Valençay 11. Dec. 1813 nach Spanien zurückkehren durfte. Hierauf erhielt er von Ferdinand VII. eine Sendung an die Regentschaft in Spanien, um ihr seine baldige Ankunft zu melden. Bei der Auflösung der Cortes erklärte sich P. für die unumschränkte königl. Gewalt. Von Ferdinand VII. 1814 zum Generalkapitän von Aragonien ernannt, that er den in Saragossa und an andern Orten von der Bürgermiliz erregten anarchischen Unordnungen mit Kraft Einhalt. Von 1820—23 blieb er ohne Anstellung. Dann lebte er als General in Madrid, wo

er ſich für die junge Königin und das Estatuto real erklärte, dabei aber in den Verdacht gerieth, an den Entwürfen der ultraliberalen Partei theilgenommen zu haben, und deshalb verhaftet wurde. Erſt nach längerer Zeit erhielt er als völlig unſchuldig ſeine Freiheit, worauf er im Aug. 1835 Madrid verließ und nach Saragaſſa ging. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Königin zum Herzoge von Saragaſſa, und 1837 wurde er Mitglied des immerwährenden Ausſchuſſes der Granden und Generalkapitän der Garden; doch legte er 1841 letztere Würde nieder. Er ſtarb zu Paris 16. Febr. 1847.

Palais-Royal, ein berühmter Palaſt in Paris, nicht weit vom Louvre und von den Tuilerien, an der Stelle eines ältern Palaſtes, welchen der Cardinal Richelieu erbauen ließ und in ſeinem Teſtamente an Ludwig XIII. vermachte, nach deſſen Tode ihn Ludwig XIV. während ſeiner Minderjährigkeit bewohnte. Damals erhielt der Palaſt, urſprünglich Palais-Cardinal genannt, den Namen P., der ſeitdem zwar mehrmals umgeändert wurde, aber ſtets herrſchend blieb. Ludwig XIV. ließ ihn ſeinem Bruder und ſchenkte ihn nachher ſeinem Enkel, dem Herzog von Chartres. So kam das P. an die Familie Orleans, und der Regent hielt hier ſeinen wallüſtigen Hof. Sein Urenkel, der in der Revolution guillotinirte Herzog von Orleans, Philippe-Egalité genannt, ließ den Palaſt, als der dortige Schauſpielſaal abbrannte, faſt ganz umbauen und den dazugehörigen Garten mit großen Flügeln einſchließen, welche er der Induſtrie einräumte. In Zeit von vier Jahren (1782—85) ward das P. ungefähr, was es jetzt iſt, ein merkwürdiges Conglomerat von Palaſt, Garten, Kaufhalle, Fabrikgebäude und Vergnügungsort. Die Revolution eignete ſich dieſe reiche Erbſchaft zu. Der Palaſt wurde Palais-Egalité getauft und war an Speiſewirthe und Spielpächter vermiethet, bis der Erſte Conſul den Sitz des Tribunals, der Börſe und des Handelsgerichts dahin verlegte. Bei der Rückkehr der Bourbons bekam er ſeinen alten Herrn wieder: der Herzog von Orleans, ſpäter Ludwig Philipp I., bewohnte ihn bis zu ſeiner Thronbeſteigung 1830, wo er die Tuilerien dagegen vertauſchte und ſein Stammhaus leer ſtehen ließ. Nach der Februarrevolution zu allerlei proviſoriſchen Dingen gebraucht, wurde der Palaſt 1852 als Staatsdomäne eingezogen und für Jérôme Bonaparte, Exkönig von Weſtfalen, zur Wohnung eingerichtet; gegenwärtig iſt er die Reſidenz des Prinzen Napoleon Bonaparte. Sein Haupteingang, gegen den nach ihm benannten Platz, zeigt eine mit großen Thoren durchbrochene Mauer, angelehnt an zwei Pavillons mit bildhaueriſch geſchmückten Giebelfeldern und aufeinandergeſetzten doriſchen und ioniſchen Säulen. Dieſe Anordnung wiederholt ſich an den drei Façaden des erſten Hofes, aus dem eine im mittelſten Vorbau angebrachte Säulenflur nach dem zweiten Hofe hinführt, wo rechts und links Säulengänge Terraſſen in gleicher Höhe mit dem erſten Stock des Hauptgebäudes tragen, und geradeaus die von Ludwig Philipp an der Stelle der berüchtigten «Holzgalerie» errichtete «Galérie d'Orléans» hinläuft, die prächtigſte von allen pariſer Paſſagen durch ihre Marmorbekleidungen, Spiegelwände, Vergoldungen und beſonders durch den Umfang ihres gewölbten Glasdachs. Drei Reihen bedeckter Gänge mit offenen Bogen, worüber ſich zwei mit durchlaufenden korinth. Wandpfeilern verzierte Stockwerke erheben, ſchließen nebſt der Glasgalerie den Garten des P. in einem Oblongum ein, das bei jeder Arcade zu ebener Erde und an jedem Fenſter des Hauptgeſchoſſes ein Kaufmannsgewölbe, eine Speiſewirthſchaft, ein Kaffeehaus darbietet und eine auffallende Aehnlichkeit hat mit den Procuratien und dem dazwiſchenliegenden Markusplatz in Venedig. Dieſe Abtheilung des ungeheuern Gebäudes bildet eigentlich das im Auslande einſt ſo verrufene P.; ſie iſt der alleinige Ueberreſt von dem berühmten alten Garten, auf deſſen Ruinen ſie angelegt wurde. Jener Garten war ſeit dem Regierungsantritt Ludwig's XIV. immer der Hauptſammelplatz der pariſer Müßiggänger aus den vornehmern Ständen geweſen, und die Politik wie die Mode hatte ſich hier ein Tribunal errichtet; ſeine Wichtigkeit für Paris und für Europa ſteigerte ſich noch durch die Anlagen des Philippe-Egalité, die ihn freilich auf einen kleinen Raum, gleichſam nur einen Hof einſchränkten, aber eine viel größere und gemiſchtere Geſellſchaft dahinzogen und die Entwickelung der Revolution beſchleunigen halfen. In dem neuen Garten redeten die erſten Freiheitsprediger von Stühlen und Tiſchen herab zum Volke und gab Camille Desmoulins am 12. Juli 1789 durch das Aufſtecken der grünen Cocarde die Loſung zum Aufſtande. Während der Schreckenszeit und unter dem Directorium trieb hier die gemeinſte Gaunerei und Liederlichkeit ihr Weſen; ſelbſt Napoleon I. vermochte nicht dieſen Augiasſtall zu reinigen. Ein reinlicheres und hübſcheres, aber kein uneigennützigeres und ſittſameres Publikum verſammelte ſich ſeitdem in dem Garten und unter den Arcaden, welche der Tummelplatz jeder Frivolität blieben und von 1804—34 ihre welthiſtor. Glanzepoche hatten. Nirgends fand man damals in einem ſo kleinen Umkreiſe einen ſo anhaltenden Zuſammenfluß von Men-

schen aus allen Ständen und von allen Nationen, einen so reichen Vorrath köstlicher Luxus- und Modewaaren, aus allen Welttheilen zusammengebracht und aufs zierlichste geordnet, ausgelegt und beleuchtet, als hier. Alle Sinne waren gereizt, alle Leidenschaften aufgeregt in diesem Zaubergarten der Circe, der seine magische Kraft verlor, als der Besitzer die Sirenen mit ihren Locktönen und feilgebotenen Reizen daraus verjagte. Die alte Celebrität und Gewohnheit machten ihn noch eine Zeit lang ziemlich besucht; aber mit dem Aufhören des öffentlichen Dirnengewimmels erreichten auch die glänzenden Abende ihr Ende; es fehlte den Budenleuten an Kunden, wenigstens an freigebigen Kunden, und weil die einen ihren Gewinn, die andern ihr Vergnügen geschmälert sahen, so erfolgte schnell eine allgemeine Auswanderung nach den Boulevards. Die Galerien des P. mit ihren Gewölben glänzen noch in vielfacher Mannichfaltigkeit modischer Waaren, aber von ordinärer Sorte, und kaum eine namhafte Firma ist dort zurückgeblieben; selbst die weltbekannten alten Kaffee- und Speisehäuser sind bis auf ein einziges eingegangen. Wenn abends das Gas an allen Fenstern des weitläufigen Palastes schimmert, so hat der Anblick immer noch etwas Blendendes; aber das fröhliche Sausen und Summen drinnen und draußen, das Herumschwärmen, das Treiben und Jagen unter den Arcaden und Bäumen, kurz das, wodurch dieser kleine Fleck Erde sonst der merkwürdigste Platz in Paris war, findet man nicht mehr, und ein bedeutender Abstand von den frühern Zeiten ist unverkennbar.

Palamedes, der Sohn des Nauplios und der Ktymene, folglich mit den Atriden verwandt, zog mit Agamemnon gegen Ilios. Entweder weil er den verstellten Wahnsinn des Odysseus (s. d.) entdeckt und diesen somit zum Zuge gegen Ilios gezwungen hatte, oder weil er bei einem Raubzuge nach Thrazien viel, Odysseus dagegen nichts erbeutet hatte, wurde er von diesem gehaßt und infolge dieses Hasses gesteinigt. Odysseus nämlich ließ eine große Summe Goldes im Zelte des P. vergraben, einen angeblich von Priamos an ihn geschriebenen Brief, in welchem von Verrath die Rede war, auffangen und klagte ihn dann der Verrätherei an. P. wurde, scheinbar überführt, vom Heere gesteinigt. Standhaft ertrug er den Tod. Von Homer wird P. gar nicht erwähnt, sondern die Sage von ihm kommt erst in den kyprischen Gedichten vor und ist dann von den Tragikern, namentlich von Euripides, und den Sophisten, die ihn als ihr Vorbild darstellen, ausgebildet worden. Außerdem gilt P. noch als ein erfindungsreicher Weiser. Man schrieb ihm nämlich die Erfindung des Würfelspiels, der Rechnung und des Maßes und Gewichts zu; zu dem alten griech., von Kadmus eingeführten Alphabet, das aus 16 Buchstaben bestand, soll er vier neue (Θ, Ξ, Φ, Χ) hinzugefügt haben. Auch zum Dichter ist er gemacht worden. Ja Homer, so erzählt man, soll ihn aus Eifersucht nicht erwähnt haben.

Palankin, eine in Ostindien gebräuchliche Art Tragsessel mit vier Füßen, einem ziemlich hohen Geländer rings herum und einer gewölbten Decke von Bambusstäben, inwendig mit einer Matratze und einigen Kissen belegt, überdies noch mit einem Vorhange versehen, den man, um in dem P. zu schlafen, herunterlassen kann, wird von vier Trägern, Kulis, auf den Schultern getragen, denen vier andere zum Abwechseln beigesellt sind. Man reist in diesen P. ziemlich schnell, bequem und sicher, und die Träger sind ehrliche, dienstfertige Leute.

Paläographie (griech.) ist die Wissenschaft, durch deren Hülfe das Verständniß der alten Handschriften und Inschriften eröffnet wird. Sie beschäftigt sich mit dem Material, der Schrift, dem Alter und Gebrauch und den Schicksalen der schriftlichen Denkmäler und soll Anleitung geben, die alten Schriften zu lesen und hinsichtlich ihres Ursprungs und histor. Werths zu beurtheilen, wobei ein besonderes Gewicht auf die Formen der Schriftzeichen zu legen ist. Früher war das Gebiet der P., die eigentlich auf alles in ältern Zeiten Geschriebene sich erstreckt, von dem der Diplomatik (s. d.) nicht geschieden, daher in den ältern diplomatischen Werken von Mabillon, Maffei, Gatterer u. a. vieles davon enthalten ist. Später hat man der Diplomatik speciell die schriftlichen, mit höherer Autorisation versehenen Urkunden der neuern Staatengeschichte, seit dem 5. Jahrh., zugetheilt, sodaß der P. die dem Alterthum im engern Sinne angehörigen schriftlichen Denkmäler verbleiben. Für die Kenntniß der griech. Handschriften ist zuerst von Montfaucon in dessen «Palaeographia Graeca» (Par. 1708), dann von Bast in der trefflichen «Commentatio palaeographica», welche der Ausgabe des «Gregorius Corinthius» von Schäfer (Lpz. 1811) beigegeben ist, endlich besonders von Tischendorf (s. d.), gegenwärtig dem ersten Kenner griech. Handschriften, Vorzügliches geleistet worden. Umfassendere Werke über das Gesammtgebiet der P. verdanken wir dem Deutschen Fr. Kopp (s. d.) sowie den Franzosen Champollion-Figeac in den «Chartes et manuscrits sur papyrus de la bibliothèque royale, ou collection de facsimiles, accompagnés de notices historiques et paléographiques» (Par. 1842), M. Natalis de Wailly in den «Éléments de paléographie»

(2 Bde., Par. 1838) und J. B. Silveſtre in der «Paléographie universelle» (2 Bde., Par. 1839—41, mit Kupfertafeln). In Betreff der bedeutenden Leiſtungen für die Kunde der griech., röm. und anderer Inſchriften vgl. den Art. Epigraphik.

Paläologen heißen die Herrſcher der letzten Dynaſtie des Byzantiniſchen Reichs (ſ. d.). Stifter der Dynaſtie war Michael Paläologos, der 1260 Kaiſer von Nicäa, 1261 des Byzantiniſchen Reichs wurde. Ihm folgten Andronikos II. und III., Johann V., Andronikos IV., Emanuel II., Johann VI. und Konſtantin XI., der 1453 heldenmüthig bei der Eroberung Konſtantinopels durch Mohammed II. fiel. Ein Zweig der P. herrſchte auch von 1306—1533 in Monſerrat; ein anderer in Morea von 1380—1460. Nach der Eroberung Griechenlands durch die Türken wandten ſich die P. nach Italien. Ein Nachkomme Konſtantin's XI., Andreas Paläologos, trat ſeine Rechte auf das Byzantiniſche Reich Karl VIII. von Frankreich ab. Im 16. und 17. Jahrh. lebten noch Glieder der Familie in England, Frankreich und Italien, bis dieſelbe 1693 mit Theodor P., einem engl. Matroſen, gänzlich ausſtarb.

Paläontologie, ſ. Petrefacten.

Paläphatus. Unter dem Namen des P. beſitzen wir ein in griech. Sprache geſchriebenes, «Von unglaublichen Dingen» betiteltes Werkchen, in welchem eine Reihe griech. Mythen in der Art erklärt werden, daß ein hiſtor. Kern derſelben angenommen und das Wunderbare davon durch künſtliche, oft geradezu lächerliche allegoriſche und etymologiſche Deuteleien losgelöſt wird. Das Werkchen iſt in der Geſtalt, wie es uns vorliegt (die übrigens in den verſchiedenen Handſchriften mannichfach differirt), gewiß erſt in ziemlich ſpäter Zeit entſtanden; ob der von dem Lexikographen Suidas erwähnte Aegypter Paläphatos der Verfaſſer deſſelben oder ob der Name des Verfaſſers ein mit Rückſicht auf die den Inhalt der Schrift bildenden «alten Sagen» fingirter iſt, dürfte kaum auszumachen ſein. Herausgegeben iſt die Schrift am beſten in Weſtermann's «Mythographi Graeci» (Braunſchw. 1843).

Palaprat (Jean), Seigneur de Bigot, franz. Luſtſpieldichter, geb. zu Toulouſe 1650, gehörte einer Familie an, welche ſich in der juriſt. Carrière ausgezeichnet hatte. Er ſelbſt widmete ſich anfangs ebenfalls der Rechtswiſſenſchaft, wendete ſich aber dann der literariſchen Thätigkeit zu und verſuchte ſich im Luſtſpiel ſowie in der Lyrik nicht ohne Erfolg. Sein Name iſt mit dem ſeines ihm geiſtig überlegenen Freundes David Auguſt de Brueys aus Aix (geb. 1640, geſt. 1723 zu Montpellier) innig verbunden. Brueys war Proteſtant und ſchrieb als ſolcher gegen Boſſuet's «Exposition da la doctrine catholique»; auch nach ſeinem Uebertritt zur kath. Kirche verfaßte er noch einige theol. Werke, z. B. «Traité de l'eucharistie» u. ſ. w., im kath. Sinne. Seine beſten Luſtſpiele hat er in Gemeinſchaft mit P. verfaßt. Dieſer wurde in ſeinem 25. J. Capitular und bald nachher Vorſtand des Conſiſtoriums ſeiner Vaterſtadt; doch vermochte dieſe Auszeichnung nicht, ihn an Toulouſe zu feſſeln. Er begab ſich auf Reiſen und lebte 1686 eine Zeit lang in Rom, wo ihm die Königin Chriſtine eine Stelle in ihrem Gefolge anbot. Nach Frankreich zurückgekehrt, fand er in dem Herzog von Vendôme einen Gönner, der ihn zu ſeinem Secretär machte. Faſt alle Stücke, welche er zum Theil in Geſellſchaft mit Brueys ausgearbeitet hat, z. B. «Le concert ridicule», «Le ballet extravagant», «La prude du temps», «L'important de cour» u. ſ. w., ſind wegen der veränderten Sitten vom Theater verſchwunden, nur «Le grondeur» (1691) iſt ſelbſt für die Gegenwart von Intereſſe. P. ſtarb zu Paris 23. Oct. 1721. Seine Werke erſchienen zuerſt 1711 und dann mit denen von Brueys (5 Bde., Par. 1756).

Paläſtina, eigentlich Philiſterland, d. h. Siedlerland, iſt der durch die Schriftſteller des claſſiſchen Alterthums von einem vorzugsweiſe bekannten Theile auf das Ganze übertragene und ſo in allgemeinen Gebrauch gekommene Name des den Südweſten Syriens einnehmenden Landes, welches als Hauptſchauplatz der bibliſchen Geſchichte und Wiege zweier Weltreligionen (deshalb auch oft Heiliges Land) eine ſo weit über ſeine Größe und Bodenbeſchaffenheit hinausragende Bedeutung erlangt hat und auch Kanaan, d. i. Niederland, ſowie, nach dem vornehmſten Stamme ſeiner ehemaligen hebr. Bewohner, Judäa genannt wird. Man kann P. kurz als das binnenländiſche Jordangebiet zumeiſt dem weſtlich darangrenzenden Küſtenſaume des Mittelmeeres bezeichnen. Die Formation des Landes bietet wenig Abwechſelung und wird hauptſächlich durch die nordſüdl. Einkeilung der tief unter das Meeresniveau hinabreichenden Niederung des Jordan und des Todten Meeres charakteriſirt. Das Geſtein der Gebirge iſt ein tertiärer Kalk mit auf- und anliegender Kreide; nur im Nordoſten tritt auch Baſalt auf. Das vorzugsweiſe in Betracht kommende weſtjordaniſche P. iſt ein ſich bis zu etwa 2800 F. Höhe erhebender, im Norden in den Vorbergen des Antilibanon, im Süden in das Amoritergebirge auslaufender Landrücken nebſt ſeinen Abdachungen im Oſten gegen die Jordanau und im Weſten gegen das Mittelmeer. Das

Oſtjordangebiet iſt ein dem Hochplateau der Syriſchen Wüſte ſich anſchließendes Hügelland, welches mit ſeinem ſchroffen Abfall gegen die Jordanau, van dem Weſtrande dieſer geſehen, wie eine vam Genezarethſee bis über das Todte Meer ſich erſtreckende, nur van zwei großen Flußthälern, dem des Hieramax (Scheriat-el-Mandhur) und des Jabok (Zerka), durchbrachene gigantiſche Mauer erſcheint. Das weſtlich von den Quellbächen des Jardan die Ausläufer des Antilibanon umfaſſende Hochland nebſt der ſüdlich daranſtaßenden Ebene Jeſreel bildet die vergleichsweiſe durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Landſchaft Galiläa. Weiter gegen Süden falgt, die Mitte des Geſamntgebiets einnehmend und durch zahlreiche muldenförmige Thalebenen ſich dem Anbau empfehlend, der ehemalige Wahnſitz der mächtigen Stämme Ephraim und Manaſſe, das Hachland van Samarien, welches wieder ſüdwärts in das rauhere und ödere Gebirge der Landſchaft Judäa, des alten Stammſitzes von Juda und Benjamin, übergeht. Weſtwärts ſchließt ſich an das judäiſche Hochland die weite Ebene der Philiſter, gegen Narden in die Samarien varliegende Ebene Saron auslaufend, welche letztere durch das weit varſpringende Cap des Karmelgebirges van der galiläiſchen Küſtenniederung, der ſag. Accaebene, getrennt wird. Bemerkenswerthe Gebirge ſind außer den ſchan genannten im Nardaſten der Graße Herman; in Galiläa, die Ebene Jeſreel umgrenzend, der Tabor, der Kleine Hermon, der Gilboa ſowie, über dem See van Genezareth, der ſag. Berg der Seligkeiten (Kurun-Hittin); in Samaria, nördlich und ſüdlich den Paß von Sichem einfaſſend, der Ebal und der Garizim; in Judäa der Oelberg, der Quarantana und der ſag. Franken- aber Fureidisberg; endlich im Oſtjardanlande ſüdlich vam Zerkafluſſe das Gebirge Gilead. Von Flüſſen ſind nach zu erwähnen der Kiſon in der Jeſreelebene und der Wadi-Kelt aber Krit, welcher, an der öſtl. Abdachung der Berge van Judäa entſpringend, an Jericha varüber dem Jordan zueilt. Der Jardan bildet zwei Süßwaſſerſeen, diejenigen van Merom und van Genezareth, und mündet nachher in den allen lebendigen Organismus vernichtenden Salzſee des Todten Meeres. Im allgemeinen iſt P. waſſerarm, und ſeine in den bibliſchen Schriften ſa laut geprieſene Fruchtbarkeit findet ihre weſentlichſte Erklärung im Vergleiche mit den noch weniger begünſtigten öſtl. und ſüdl. Nachbarländern; jedoch iſt das Gebirge ergiebig an Wein, Oliven, Feigen und ſanftigem Obſt, die Küſtenebene liefert gutes Getreide, Baumwalle und Seſam, und die heiße Jardanau könnte bei Benutzung der zu künſtlicher Bewäſſerung ſich darbietenden Varbedingungen dieſelben Praducte hervarbringen, welche Aegypten ſa reich machen, wenn es einmal gelänge, die jene Gegenden unſicher machenden Beduinenſtämme in die Wüſte zurückzuwerfen. Der niedrige Stand der Cultur im ganzen Lande iſt die natürliche Falge der Jahrhunderte türk. Misregierung.

Die bibliſchen Nachrichten von Paläſtina reichen bis in die vorhiſtor. Zeiten hinauf und zeigen uns das Land von den ſemit. Stämmen der Amariter beſeſſen, welche ſchan damals als Städtebewahner zu einer gewiſſen Civiliſatian gediehen erſcheinen. Ein aramäiſcher Namadenfürſt, Abraham, wanderte in das Land ein und erwarb bei Hebron ein Erbbegräbniß; ſeine Nachkommen, in den nardöſtl. Grenzpravinzen Aegyptens zu einem mächtigen Völklein herangewachſen, eroberten Paläſtina unter Joſua 1450 v. Chr. und machten es dauernd zu ihrem Wahnſitze. Aber in zwölf Stämme geſchieden und ohne beſtimmte bürgerliche Verfaſſung, lebten ſie in polit. Ohnmacht, bis Saul ſie zu einem Königreiche vereinigte. Unter David und Salomo gelangte dieſes zu haher Blüte, aber ſchon 975 zerfiel es in ein nördl. Reich, das Reich Iſrael oder Ephraim (ſ. d.), und ein ſüdliches, das Reich Juda (ſ. Juden), welche ſich in blutigen Kriegen gegenſeitig ſchwächten. Sa wurden denn beide eine Beute binnenaſiatiſcher Eroberer; 720 vernichteten die Aſſyrier das Reich Iſrael und zwangen die Bewahner zur Auswanderung nach Medien; das Reich Juda mit ſeiner feſten Hauptſtadt Jeruſalem hielt ſich 132 J. länger, warauf es den Babylaniern erlag, welche ebenfalls die Bewahner in das Exil führten. Die nach dem Falle Babylons von den Perſern den Juden ertheilte Erlaubniß zur Rückkehr gab dem Lande nur ſtellenweiſe ſeine compacte jüd. Bevölkerung wieder; in den Süden der Stammſitze waren die Idumäer vorgerückt, und das Gebirge Ephraim wurde van dem religiös wie palitiſch den Juden verfeindeten Miſchvalke der Samariter eingenommen. P. theilte ſeitdem die Geſchicke Varderaſiens, indem es nacheinander dem perſ. und macedan. Weltreich angehörte. Unter den Seleuciden, welche auf Vernichtung der Volkseigenthümlichkeit ausgingen, erkämpften ihm die Makkabäer auf ungefähr ein Jahrhundert die Unabhängigkeit; aber ſchon 65 v. Chr. brachten es die Siege des Pampejus unter den polit. Einfluß Rams, welcher mit der Eraberung Jeruſalems durch Titus 70 n. Chr. in völlige Batmäßigkeit überging. P. wurde nunmehr eine Pravinz des Römiſchen Reichs und blieb in dieſem Verhältniß gegen 560 J. lang, während welcher Zeit die jüd. Bevölkerung ausgerottet wurde, das fremd eingeführte

Heidenthum in ſich ſelber erloſch und zuletzt auch die ſamaritiſche Nation erlag, ſodaß das Chriſtenthum zur alleinigen Landesreligion wurde. Dennoch fand der ſiegreich vordringende arab. Khalif Omar kaum einen Widerſtand; P. gerieth unter die Herrſchaft des Islam, welche, die 87jährige Periode der Kreuzfahrerherrſchaft abgerechnet, bis heute andauert. Hauptwerke über P. ſind: Reland, «Paläſtina» (Utrecht 1714), Ritter, «Erdkunde von Aſien» (Thl. 15 und 16, Berl. 1850—52), K. von Raumer, «Paläſtina» (4. Aufl., Lpz. 1860), Robinſon und Smith, «Paläſtina und die ſüdlich angrenzenden Länder» (3 Bde., Halle 1841—42); dieſelben, «Neuere bibliſche Forſchungen in P.» (Berl. 1857); Robinſon, «Phyſiſche Geographie des Heiligen Landes» (Lpz. 1865).

Paläſtra (griech., d. i. Ringſchule) iſt bei den Griechen ein Theil des Gymnaſiums (ſ. d.), nämlich der ſpeciell für die Uebungen im Ringen und Fauſtkampf beſtimmte Raum. Doch kommen auch z. B. in Athen mehrfach Paläſtren als beſondere, von den Gymnaſien getrennte Anlagen vor; dies waren dann jedenfalls Privatunternehmungen einzelner tüchtiger Lehrer der Gymnaſtik, welche in beſondern Localen Unterricht an Knaben und Jünglinge ertheilten.

Palatiniſcher Berg (mons palatinus), nächſt dem Capitoliniſchen der berühmteſte von den ſieben Hügeln Roms, erreicht ungefähr eine Höhe von 160 F. über dem Meere und bildet ein unregelmäßiges Viereck, deſſen nordweſtl. Abhang, Germalus oder Cermalus genannt, nach dem Capitolin und dem Tiber, der nordöſtliche (Velia) nach dem Forum und dem Esquilin, der ſüdöſtliche nach dem Cäliſchen Berge gerichtet, der ſüdweſtliche durch das Thal des Circus vom Aventinus geſchieden war. Der Name, der gewöhnlich durch die Sage vom Evander (ſ. d.) mit dem der arkadiſchen Stadt Pallantion in Verbindung geſetzt wird, hängt wahrſcheinlich mit dem der Hirten- und Weidegöttin Pales, deren Feſt (Palilien) am 21. April zugleich als Gründungsfeſt Roms gefeiert wurde, zuſammen. Auf ihm hatte nach der röm. Sage Romulus das älteſte Rom gegründet, die Roma quadrata (ſo genannt nach der Form des Bergs), und es mit dem älteſten Pomörium umzogen; an dem Germalus zeigte man den heiligen Feigenbaum (ficus ruminalis), unter welchem die an der Wölfin ſaugenden Zwillinge gefunden wurden, und die ſtrohgedeckte Hütte (casa) des Romulus. Auf dem Berge war ein aufgemauerter viereckiger Platz, der ſelbſt auch den Namen Roma quadrata trug, und ein uraltes Heiligthum der Victoria; 192 v. Chr. wurde der Tempel der Cybele, der großen idäiſchen Mutter, dort gebaut. Daneben ſtanden aber von alters her auf dem Berge Privathäuſer, wie das Cicero's und das des Catilina, das prächtige des Marcus Scaurus und anderer angeſehener Römer. Das des Hortenſius kaufte Auguſtus, erbaute es neu zu ſeinem Wohnſitze und in der Nähe den Tempel des Apollo Palatinus (28 v. Chr.) mit der berühmten griech. und lat. Bibliothek. Auch Tiberius baute dort ſich ein Haus; aber erſt durch Nero's ungeheure Anlagen nach dem großen Brande wurde der Privatbeſitz vom Palatiniſchen Berge ausgeſchloſſen; ſeine domus aurea umfaßte nicht blos ihn, ſondern reichte bis auf den Esquilin hinüber. Veſpaſian beſchränkte den Palaſt wieder auf den Berg. Seit Alexander Severus hörte er auf, dauernde Reſidenz der Kaiſer zu ſein; aber ſo mächtig war der Name Palatium, daß er ſich im Mittelalter fort als die Benennung kaiſerl. und fürſtl. Hofſtätten erhielt, wie denn das deutſche Pfalz (ſ. d.) daraus hervorging. Die ſehr ausgedehnten und bedeutenden Ruinen der Kaiſerpaläſte, die noch jetzt faſt den ganzen Palatin bedecken, ſind in den letzten Jahren auf Koſten des Kaiſers Napoleon III., der das Terrain von dem Exkönige von Neapel erkauft hat, unter der Leitung des Architekten P. Roſa planmäßig ausgegraben worden.

Palatinus bezeichnet im allgemeinen eigentlich jeden, der zum palatium, d. h. zum kaiſerl. Hoflager, gehört, als Hof- oder Staatsbeamter. Im beſondern aber verſtand man darunter im byzant.-röm. Reiche das geſammte, unter dem Comes sacrarum largitionum ſtehende Perſonal, etwa entſprechend dem heutigen Reſſort des Finanzminiſters; ferner auch wol die dem Comes rerum privatarum untergegebenen Beamten, welche die Verwaltung des Chatoulle- und Kronvermögens beſorgten. Das Mittelalter begriff unter Palatini oder Paladini die Vornehmen des Reichs in der nächſten Umgebung des Königs. Unter ihnen nahm der Hofrichter, Comes palatinus oder Pfalzgraf eine beſonders einflußreiche Stellung ein. Die höchſte Bedeutung aber hatte dieſer Titel in Ungarn, ſolange dieſes ſeine alte eigenthümliche Verfaſſung als ſelbſtändiges Königreich beſaß. Der P. bezeichnete hier den durch die Stände aus vier vom Könige vorgeſchlagenen Candidaten und zwar ſeit König Matthias Corvinus auf Lebenszeit erwählten oberſten Würdenträger des Reichs, der zu gleicher Zeit als geſetzlicher Stellvertreter des Königs und als Mittler zwiſchen König und Reich galt und faſt alle die weitreichenden Befugniſſe beſaß, welche ſich aus dieſer Doppelſtellung ableiten ließen. — Im Deutſchen Reiche hieß Palatinat (lat.

palatinatus) das Gebiet eines Pfalzgrafen. In späterer Zeit wurde damit vorzugsweise der Palatinatus ad Rhenum, die heutige Rheinpfalz, bezeichnet. (S. Graf und Pfalz.)

Palearis (Aonio), latinisirt Aonius Palearius, eins der Häupter der reformatorischen Bewegung in Italien um die Mitte des 16. Jahrh., hieß eigentlich Antonio della Paglia und wurde um 1500 zu Veroli in der Campagna di Roma geboren. Er studirte zu Padua und Florenz Philologie, Jurisprudenz und Patristik, lebte dann in Rom, seit 1527 in Perugia und seit 1532 in Siena, wo er Vorlesungen hielt. P. erwarb sich als Redner und Dichter bald einen in ganz Europa geachteten Namen und trat mit den angesehensten und gelehrtesten Männern seiner Zeit in Verbindung. 1545 wurde er Professor der Philologie zu Lucca und 1555 zu Mailand. Inzwischen hatte auch ihn das Studium des Neuen Testaments zu der evang. Grundlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein geführt, zu welcher damals (übrigens unbeschadet der Ehrfurcht vor dem Papste und der röm. Kirche) sich Männer wie die Cardinäle Contarini, Morone, der Kapuzinergeneral Occhino u. a. unverhohlen bekannten. Der seit Paul IV. (Caraffa) durch ganz Italien mit blutiger Gewalt ins Werk gesetzten Gegenreformation fiel auch P. als Opfer. Nachdem er seit 1567 in den Kerkern der Inquisition geschmachtet, wurde er dem Henkertode 3. Juli 1570 überliefert. Er wurde gehenkt und der Leichnam verbrannt. Unter allen reformatorischen Männern Italiens hat P. durch die 1542 zu Venedig erschienene, höchst wahrscheinlich von ihm verfaßte Schrift «Von der Wohlthat Christi» («Del beneficio di Giesu Christo crocifisso verso i Christiani») auf die Verbreitung evang. Ueberzeugungen am mächtigsten eingewirkt. Die kleine, aber im lautersten Geiste der Reformation die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben verkündigende Schrift wurde mit reißender Schnelligkeit über ganz Italien verbreitet und in mehr als 40000 Exemplaren gedruckt. Bei der Gegenrevolution gelang es jedoch der Inquisition, dieselbe so vollständig zu unterdrücken, daß sie bis auf die neuesten Zeiten unwiederbringlich verloren schien. Erst 1843 wurde von Cowie ein ital. Exemplar auf der Bibliothek des St.-Johns-College zu Cambridge wieder aufgefunden. Vier Jahre später gab John Ayre eine nach dem Französischen gefertigte engl. Uebersetzung aus dem J. 1638 heraus. Der ital. Text wurde erst 1855 von Churchill Babington aus jenem cambridger Exemplare und in demselben Jahre mit deutscher Uebersetzung (von Tischendorf, Lpz. 1855) veröffentlicht. Vgl. Young, «Life and times of Aonio P.» (2 Bde., Lond. 1860).

Palembang, ein ehemaliges Königreich in dem südl. Theile der Nordostseite von Sumatra (s. d.), seit 1821 im Besitz der Holländer, die schon seit 1620 daselbst eine Handelsniederlassung gehabt hatten. Das 1340 Q.-M. große, meist ebene, mit ungeheuern Sümpfen und Wäldern bedeckte Land macht mit der nordwestlich angrenzenden Landschaft Djambi die 2558 Q.-M. große Residentschaft P. aus, die 1864 527050 Bewohner zählte. Am interessantesten sind darunter die Orang-Kubu, ein den Batta verwandtes Volk von hellbrauner Farbe und mit regelmäßigen Gesichtszügen, das nur in P., und zwar abgeschieden von der übrigen Bevölkerung in Wäldern und längs der Flüsse angetroffen wird. Sie verehren böse Geister (Djin), welche auf Bergspitzen hausen und die Ursache alles Elends sind, daneben die Seelen der Verstorbenen als gute Geister (Dewa) durch Schlachtopfer und Fasten, glauben außerdem noch an Orang-Alus, d. i. Luftmenschen oder Haldgeister, und tödten im Glauben an eine Seelenwanderung den Tiger nicht. In jedem Dorfe steht ein Heiligthum, aber ohne Götzen und Priester. Mit den Juden haben sie die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches gemein. Die Häuptlinge der Dörfer (Pangerang oder Depati) stehen unter vier Stammhäuptlingen (Pasierah), denen aller Grund und Boden gehört, die aber von den Pächtern nichts verlangen, als daß sie ihnen die Häuser umsonst bauen und die Reisfelder zum Theil unentgeltlich besorgen. Hauptausfuhrartikel von P. sind Reis, Taback, Gummi-elasticum, Guttapercha, Harze, Baumwolle und Bambusrohr. Ansehnliche, weit ins Land hinein schiffbare Flüsse sind der Musi, Banju-Asin, Upang, Saleih und Mafudji. Am erstern liegt die Hauptstadt P., 13 M. vom Meere, mit 42000 E., darunter 2500 Chinesen, 1600 Araber und nur wenige Europäer. Als steinerne Gebäude zeichnen sich unter den auf Pfählen errichteten Holzhäusern aus: der Kraton (Palast) der frühern Fürsten, die Gräber derselben, die Hauptmoschee und die Wohnung des Residenten. Der Verkehr ist sehr lebhaft, namentlich auf dem Flusse, der Handel ist Hauptbeschäftigung.

Palencia, im Alterthum Pallantia, die Hauptstadt der zum Königreich Altcastilien gehörigen span. Provinz P. (146,9 Q.-M., 190514 E. im J. 1864), in 2181 F. Seehöhe, in vollkommen ebener, baumloser, aber gutbewässerter und fruchtbarer, getreide- und weinreicher Gegend, am linken Ufer des Carrion, nahe dem Castilischen Kanal und am Knotenpunkte der Eisenbahnen nach Leon und Santander gelegen, zählt (1860) 13126 E. und ist eine ziemlich schöne Ciudad

von goth. Bauart, mit alten mächtigen Mauern umgeben und Sitz der Provinzialbehörden sowie eines Bischofs und einer ökonomischen Gesellschaft. Der Ort hat gerade, breite Straßen, einen großen Hauptplatz mit Seitencolonnaden, hübsche Promenaden, eine prachtvolle Kathedrale (San-Antolin), die im 14. Jahrh. gegründet und im 17. vollendet ward, fünf Pfarrkirchen, unter denen sich San-Miguel durch ihren eigenthümlichen Baustil auszeichnet, sechs Nonnen- und fünf ehemalige Mönchsklöster, einen bischöfl. Palast, ein gutdotirtes Spital, ein Findelhaus, ein vom Cid in dessen Palast gegründetes Hospiz, ein Collegium, ein bischöfl. Seminar und eine Lehrerbildungsanstalt nebst Normalelementarschule. Die Bevölkerung unterhält Manufacturen in groben Wollstoffen, namentlich in Decken für ganz Spanien, sowie Hutmachereien, Gerbereien, Weinbau und lebhaften Handel mit Getreide. Am 2. Sept. findet alljährlich eine besuchte Messe statt. Zu P. wurde die erste span. Universität gegründet, 1209 von König Alfons IX., die jedoch 1239 nach Salamanca verlegt ward. Hier war es auch, wo der Cid seine Vermählung mit Ximena Gomez feierte.

Palenque (San-Domingo del), eine Ortschaft im mexic. Staate Chiapas, unweit der Grenze von Yucatan, nordöstlich von Ciudad-Real am Flusse Micol gelegen, oft genannt wegen der berühmten Ruinen von P., die unstreitig zu den wichtigsten und großartigsten Denkmälern voreurop. Civilisation in Amerika zählen. Von den Umwohnern Casas de Piedras, d. i. steinerne Häuser, genannt, haben dieselben einen Umfang von 3—4 M. und bestehen aus einer Anzahl mehr oder minder wohlerhaltener Gebäude, in denen man Tempel, Festungswerke, Gräber, Pyramiden, Brücken, Wasserleitungen und Wohnhäuser erkennt. Am merkwürdigsten ist ein regelmäßiger viereckiger Platz von 300 F. Breite und 1350 F. Länge, in dessen Mitte sich das etwa 300 F. lange und 30 F. breite Hauptgebäude erhebt. Den Haupteingang in dasselbe bildet ein nur 9 F. hoher, aber 108 F. langer Gang, der von platten, rechtwinkeligen Pfeilern getragen wird. Das Innere zerfällt in zahlreiche, nur 10—12 F. breite Gemächer, die Flügel des Gebäudes sind durch Höfe voneinander gesondert. Der Thurm, der sich aus der Mitte desselben bis zu etwa 75 F. erhebt, besteht aus vier Stockwerken und ist von einfacher, aber zierlicher Bauart. Die unterirdischen Gänge und Gewölbe sind noch nicht genauer untersucht worden. Die Fensteröffnungen, allenthalben angebracht, sind klein und nicht gleichförmig. Die Wände sind meist mit Basreliefs und Malereien geschmückt und mit Stuck überzogen. Dasselbe gilt auch von einigen andern größern Bauwerken der Ruinenstätte, welche ohne Zweifel zu öffentlichen Zwecken bestimmt waren. Ueber die Erbauer, welche die Wölbung nicht kannten und keine eisernen Instrumente besaßen, sowie über die Zeit der Erbauung herrscht Dunkel; jedenfalls war die Stadt, deren Ruinen sich bei P. finden, der Mittelpunkt eines wohlorganisirten mächtigen Reichs. Bis 1787 kannte man die großartigen Reste nur von Hörensagen, und als damals auf Befehl der span. Regierung Antonio del Rio zur Untersuchung derselben abgesendet wurde, fand er sie dicht mit Gehölz verwachsen. Nach dem Bericht des letztern bearbeitete Cabrera in Guatemala eine Schrift, welche unter dem Titel «Huehuetlapallan, Amerikas große Urstadt im Königreiche Guatemala» (Meining. 1823) ins Deutsche übersetzt wurde. Seitdem haben mehrere Reisende, darunter Waldeck und Stephens, die Ruinen von P. besucht und beschrieben. Vgl. Catherwood, «Views of ancient monuments in Central-America» (Lond. 1844).

Palermo, die Hauptstadt der ital. Insel Sicilien, Sitz des Präfecten der Provinz Palermo (92,38 Q.-M. mit 585163 E.), eines Cassations- und eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, eines Erzbischofs und einer Universität, nächst Messina der bedeutendste Handelsplatz der Insel, liegt an der Nordküste und an der Westseite eines Meerbusens, im Schoße einer 2 M. langen und $^3/_4$ M. breiten Fruchtebene, von Orangewäldern umgeben und von Osten gegen Westen in Gestalt eines länglichen Vierecks hingestreckt, dessen eine kleinere Seite an das Meer stößt, von dem aus es einen imposanten Anblick gewährt. Wegen des trefflichen Klimas eignet sich der Ort besonders zum Winteraufenthalt für Brustleidende, obschon hier die Sommerhitze, besonders wenn Siroeco weht, oft unerträglich ist. Die Stadt, welche (1861) 167625, mit den dazugehörigen Ortschaften 194463 E. zählt, ist im Kreuze gebaut. Zwei lange, gerade Hauptstraßen, der Corso Vittorio-Emmanuele (vor 1860 Cássaro oder Toledo) und der Corso Garibaldi (vor 1860 Via Macqueda oder Strada-Nuova), durchschneiden sich im rechten Winkel ungefähr auf der Hälfte ihrer Länge, an der achtseitigen Piazza Quatro-Cantoni oder Vigliena, von deren Mitte aus man die vier Hauptthore erblickt. Von den zwölf übrigen Thoren, die aus den meist verfallenen Ringmauern führen, sind historisch merkwürdig die Porta Garibaldi (früher Porta Termini), durch welche Garibaldi 27. Mai 1860 in die Stadt einrückte, die Porta Montalto südlich vom Schloß, vor der sich 1282 die

Vorgänge der Sicilischen Vesper (s. d.) entwickelten. Zwischen Porta San-Antonino und Porta Garibaldi liegt der Bahnhof der über Bagheria zunächst 5 M. weit gegen Osten nach Termini führenden Eisenbahn. Der Umfang der Stadt beträgt 2 St., erweitert sich aber seit 1860 besonders nach Nordosten hin sehr bedeutend, während 1827—48 kein einziges neues Haus gebaut worden war. Der alte oder Kriegshafen, La-Cala, ist jetzt für große Schiffe unzugänglich. Der größere Handelshafen liegt weiter nördlich, seitwärts der Vorstadt (Borgo) Sta.-Lucia, und wird durch einen langen Molo geschützt. In den beiden Hauptstraßen wogt das bunteste Gewühl, stehen die stattlichsten Paläste, vereinigt sich in den Agrumi- und Eisläden, den Bazars und Gewölben der glänzendste Luxus. Dagegen sind die meisten Nebenstraßen krumm, winkelig, unsauber; aber alle haben gutes Lavapflaster und Gasbeleuchtung. Die meisten Plätze sind mit Fontainen und Statuen besetzt, die Häuser von außen nicht gut gehalten, manche noch von altspan. oder maurischem Ansehen, mit Balkonen u. dgl. Von den Arabern erbaute Aquäducte versorgen alle Wohnungen reichlich mit gutem Wasser aus den Bergen. An der Seeseite dehnt sich ein prächtiger Quai, La-Marina, zwischen der Porta Felice im Norden und dem großen öffentlichen Garten La-Flora oder Villa Giulia im Süden, einer der angenehmsten Spaziergänge Europas, wo abends auch die vornehme Welt ihren Corso hält. Nicht weniger belebt ist der Hafen.

Baudenkmale aus dem Alterthum sind bis auf die 1785 vor der Porta-Ossuna entdeckten Katakomben nicht mehr vorhanden. Desto interessanter sind in P. die mittelalterlichen Kunstdenkmale, namentlich aus der Normannenzeit, in der sich ein aus röm., byzant. und arab. Elementen zusammengesetzter, aber durchaus selbständiger Stil gebildet hat. Das mächtige königl. Schloß, der Palazzo-Reale, auch Il-Cássaro genannt, steht auf einer Bodenerhöhung, die zu allen Zeiten die Burg der Stadt getragen. Die Grundlagen des Gebäudecomplexes sind sarazen. Ursprungs. Die Normannen und die Hohenstaufen haben an ihm gebaut, ehe die spätern Umgestaltungen erfolgten. Einst Festung, ist der Palast noch jetzt auf beiden Seiten mit steinernen Bollwerken versehen. Im zweiten Stock des rechten Seitenflügels befindet sich die berühmte Capella Palatina, 1132 von Roger II. erbaut und 1140 dem heil. Petrus geweiht, die schönste Schloßkapelle der Welt. Als ältester Theil der Burg gilt der Thurm San-Ninfa, mit der Sternwarte (38° 6′ 44″ nördl. Br. und 11° 0′ 52,5″ östl. L. von Paris). Vor 1860 zählte man in P. 60 Pfarrkirchen, 8 Abteien, 71 Klöster mit 20—30000 Geistlichen, Mönchen und Nonnen, dazu noch 19 Oratorien. Unter den Kirchen ist die Kathedrale (Duomo della Rosalia, auch Madre Chiese genannt) ein Prachtwerk, an dem seit der ersten Erbauung (1169—85) alle Jahrhunderte, doch nicht zum Vortheile, restaurirt haben. Die Kapelle Sta.-Maria, in welcher die sicil. Könige gekrönt wurden, ist durch das Bombardement von 1860 zerstört. Im rechten Seitenschiffe befinden sich die Königsgräber, die 1781 aus einer Kapelle neben dem Chore hierher versetzt wurden. So die mächtigen Marmor- und Porphyrsarkophage Roger's II., seiner Tochter Constanze, Heinrich's VI. und Friedrich's II. In der Capella della Sta.-Rosalia ruhten die Reste dieser Heiligen, der Schutzpatronin der Stadt, in einem 1298 Pfd. schweren silbernen Sarge. Vgl. Becker und Förster, «Die Kathedrale zu P.» (Wien 1866, Fol.). Berühmt ist durch ihre Mosaiken La-Martorana oder die Kirche Sta.-Maria dell' Amiraglio, in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. gegründet und ganz nach byzant. Muster innen und außen mit Goldmosaiken geschmückt. In der Nähe des königl. Schlosses steht eine der ältesten Kirchen aus der Römerzeit, San-Giovanni degli Eremiti, die einen ganz byzant.-arab. Charakter trägt, und deren Glocke zuerst bei der Sicilischen Vesper 31. März 1282 Sturm läutete. Bemerkenswerth sind außerdem San-Giuseppe mit Marmorsäulen und Marmordecorationen von fabelhafter Pracht, die bizarre Kirche San-Maria della Catena mit einer schönen Loggia, das ehemalige Professhaus der Jesuiten mit einer reichen Kirche von 1683, die großartige Dominicanerkirche, die gegen 12000 Menschen faßt, das Kloster della Gancia und, vor der Stadt, das große Kapuzinerkloster, in dessen unterirdischen Gängen die zu Mumien ausgetrockneten Leichen wohlhabender Palermitaner aufbewahrt werden. Andere öffentliche Gebäude von Bedeutung sind: der erzbischöfl. Palast, der Senatspalast, der Finanzpalast, die Senatsbibliothek (Biblioteca communale), welche die reichste Sammlung von Handschriften und Büchern zur Geschichte Siciliens enthält; ferner das ehemalige Collegio-Nuovo der Jesuiten, in welchem sich jetzt das Lyceum und die Nationalbibliothek befinden, der mächtige Justizpalast, bis 1782 Inquisitionspalast, das Große Hospital, 1330 erbaut. Auch viele Paläste des zahlreichen Adels sind sehenswerth. Die Universität, zuerst 1394 gegründet, 1804 von Ferdinand IV. erneuert, aber schlecht dotirt und wenig besucht, hat ein berühmtes Museum für Sculpturen, Gußsachen, Vasen, Münzen u. s. w. Außer der Universität und dem Lyceum besitzt P. eine Akademie der Wissen-

ſchaften und Künſte, eine Academia-Medica, ein Inſtitut der ſchönen Künſte und Alterthümer, eine Nautiſche Schule, mehrere Collegien und Erziehungshäuſer, ein Conſervatorium für Muſik, einen ſehr reichen Botaniſchen Garten, vier Theater (darunter das Teatro-Bellini), viele treffliche Wohlthätigkeitsanſtalten u. ſ. w. Die Bevölkerung unterhält Fabriken in Seidenzeug, in Baumwollſtoffen, Gold- und Silberwaaren, Eiſengeräthſchaften, Wachstuch. Auch fertigt man vortreffliche Tiſchlerarbeiten, candirte Früchte, Korallenarbeiten, prächtige Producte der Steinſchleiferei. Neben Schiffbau beſchäftigt Thunfiſch- und Sardellenfang viele Tauſende von Menſchen. Der Handel iſt größtentheils in den Händen der Engländer, der Genueſer und Livorneſer. Regelmäßige Dampfſchiffahrt, durch ital., franz. und engl. Geſellſchaften, beſteht mit den bedeutendern Häfen des Mittelmeeres. 1862 gehörten zum Hafen von P. 1264 Schiffe von 25049 Tonnen, darunter 1104 Schiffe von nur 1—10 Tonnen. Eingelaufen waren 3328 Schiffe von 463665 Tonnen. Die Einfuhr, größtentheils aus England, verſieht Sicilien mit Spezereien und Manufacten; die Ausfuhr der meiſt ſicil. Producte geht hauptſächlich nach England und den Vereinigten Staaten. Erſtere ſtieg 1852—60 von 15,152000 auf 26,971000 Lire (Francs), letztere von 17,468000 auf 43,712000 Lire. Unter den vielen intereſſanten Punkten der Umgegend gehört insbeſondere der 2075 F. hohe Monte-Pellegrino (Ercte der Alten), im Norden der Stadt, ein zerklüfteter Felsberg aus grauem Kalkſtein, auf welchen ein koſtſpieliger Weg (la Scala) zur Grotte und Kirche der heil. Roſalie (ſ. d.) führt, deren Feſt, das größte der Palermitaner, alljährlich 11. bis 15. Juli mit größtem Gepränge gehalten wird. Am Fuße des Berges liegt das in chineſ. Stil von Ferdinand IV. erbaute königl. Luſtſchloß La-Favorita und das vom Fürſten Carlo Cattò de Caſtelnuovo gegründete Iſtituto-Agrario. Gegen Weſten der Stadt liegt Monreale (ſ. d.) mit ſeiner großartigen Kathedrale; auf dem Wege dahin La-Cuba, urſprünglich ein prachtvolles mauriſches Luſtſchloß, 1181 von Wilhelm II. umgebaut, jetzt Kaſerne; dann das erwähnte Kapuzinerkloſter mit den Mumien und die Villa Tasca, Sommerſitz und landwirthſchaftliche Verſuchsanſtalt des Grafen Tasca.

P. iſt das Panormus der Alten, wurde von den Phöniziern angelegt und gehörte dann den Karthagern. Im erſten Puniſchen Kriege war hier die Hauptſtation der Flotte Karthagos, deſſen Armee daſelbſt auch ihr Winterlager hielt. Die Römer eroberten die Stadt 254 v. Chr. und machten ſie unter Auguſtus zur Colonie (Colonia Augusta Panormitanorum). Später fiel ſie an die Oſtgothen, kam dann durch Beliſar in die Hände der Byzantiner, ward 835 von den Sarazenen erobert und nun der Sitz ihres Oberſtatthalters von Sicilien. 1072 eroberte der Normanne Robert Guiscard die Stadt; die ſpätern Könige von Sicilien wurden ſtets in ihr geſalbt. Sie war deren Reſidenz und die Hauptſtadt der Inſel, deren Schickſale ſie unter den Hohenſtaufen, Franzoſen, Spaniern u. ſ. w. theilte. (S. Sicilien.) Wiederholt wurde die Stadt durch Erdbeben erſchüttert und beſchädigt; ſo 1693, 1. Sept. 1726 und 5. März 1823. 1799 mußte Ferdinand IV. vor den Franzoſen von Neapel aus hierher fliehen und reſidirte hier mit kurzer Unterbrechung bis 1815. 1820 brach in P. ein Aufſtand gegen die Conſtitution von Neapel aus, ward aber durch die Neapolitaner unterdrückt, wie auch die wegen der furchtbaren Verheerungen der Cholera 1836 erfolgte Erhebung des Volks. Im Sept. 1847 begannen zu P. die Unruhen gegen die bisherigen polit. Zuſtände. Am 12. Jan. 1848 brach der offene Aufſtand gegen die Regierung los. Die königl. Truppen begannen 13. das Bombardement vom Fort St.-Elmo aus. Bereits Anfang Februar mußten ſie jedoch die Forts räumen, welche nun vom Volke demolirt wurden. Am 25. März ward zu P. das ſicil. Parlament eröffnet. Am 7. Mai 1849 erhob ſich das Volk gegen die gemäßigte Partei, welche im Begriff war, die Stadt an die königl. Truppen zu übergeben, welche 15. Mai einrückten. Am 4. April 1860 brach in der längſt gärenden Stadt der Volksaufſtand bei dem Ueberfalle des Kloſters La-Gancia aus. Darauf folgten vom 5. April an eine Reihe Gefechte in der Umgegend der Stadt. Am 27. Mai drang Garibaldi, der 11. Mai bei Marſala gelandet und 15. Mai die königl. Truppen bei Catalafimi beſiegt hatte, in P. ein. Die Stadt wurde 27. bis 31. Mai von den Königlichen aus dem Hafencaſtell bombardirt. Nachdem 31. Mai ein dreitägiger Waffenſtillſtand zwiſchen Garibaldi und dem General Lanza abgeſchloſſen, capitulirte letzterer 6. Juni, und 19. Juni zogen die letzten Bataillone der Königlichen aus dem Caſtell ab. Vgl. Oppermann, «Palermo» (Bresl. 1860).

Paleſtrina im Kirchenſtaat, im Alterthum Präneſte, ungefähr 6 M. öſtlich von Rom, am Abfall des Gebirgs zur Campagna gelegen, war eine uralte Stadt, die zum Bunde der Lateiner gehörte, 499 v. Chr. ſich an die Römer anſchloß, dann von ihnen abfiel, 380 aber wieder unterworfen und darauf durch eine röm. Colonie beſetzt wurde. Im J. 82, wo ſie dem jüngern Marius zum letzten Zufluchtsorte diente, mußte ſie ſich dem Sieger Sulla ergeben. Wichtig

war ſie namentlich wegen der Feſtigkeit ihrer auf dem Berge gelegenen Burg, die mit der unterliegenden Stadt durch Schenkelmauern verbunden war; auch der Tempel der präneſtiniſchen Fortuna war berühmt. Die jetzige Stadt zählt etwa 5500 E. und iſt ein Biſchofsſitz. Unter den Alterthümern, die daſelbſt gefunden wurden, ſind beſonders die Fragmente von marmornen Faſti (ſ. d.) und ſchöngearbeitete Bronzekäſtchen bemerkenswerth.

Paleſtrina (Giovanni Pietro Alaiſia oder Pierluigi da), auch Il Preneſtino und Präneſtinus genannt, das Haupt der ältern röm. Tonſchule und von ſeinen Zeitgenoſſen durch den Beinamen Musicae Princeps ausgezeichnet, wurde 1524 zu Paleſtrina im Kirchenſtaate geboren und kam 1540 zu höherer Muſikausbildung nach Rom in die von dem berühmten Goudimel gegründete und geleitete Schule. Nachdem er 1551 an der Capella Giulia als Lehrer der Singknaben angeſtellt worden, trat er 1554 mit ſeinen erſten Compoſitionen, Meſſen, hervor, die ihm alsbald einen Platz unter den erſten Componiſten ſeiner Zeit anwieſen. Papſt Julius III. berief ihn 1555 in das Collegium der päpſtl. Kapellſänger. Die Geneigtheit, die ihm dieſer Kirchenfürſt erwies, erwies ihm auch deſſen Nachfolger Marcellus II., der aber alsbald ſtarb. Der folgende Papſt Paul IV. fand Anſtaß daran, daß unter den Sängern der päpſtl. Kapelle ſich einige befanden, die nicht geiſtlichen Standes, ſogar verheirathet waren. Zu dieſen gehörte auch P., welcher deshalb noch 1555 aus der Kapelle entlaſſen wurde. Im Oct. deſſelben Jahres erhielt er aber dafür die Kapellmeiſterſtelle an San-Giovanni in Laterano, die er ſechs Jahre bekleidete und dann mit der an Sta.-Maria-Maggiore vertauſchte, welche er wiederum bis ins J. 1571 verſah. Mittlerweile war 1562, nach längerer Vertagung, das Tridentiniſche Concil wieder zuſammengetreten, und es kam auf demſelben auch eine für nöthig erachtete Reinigung der Kirchenmuſik zur Sprache. Man fand nämlich Anſtaß an der Vermiſchung der profanen mit der geiſtlichen Muſik, indem bis dahin der Misbrauch ſehr in Schwung gekommen, Meſſen über weltliche und nicht ſelten ſehr frivole Lieder zu componiren. Außerdem gefielen ſich die damaligen Companiſten in Künſteleien, während man für die Kirche einfachere Muſik verlangte, die durch contrapunktiſche Verſchlingungen das Wort nicht ganz unterdrückte. Das Verlangen war ſo ſtürmiſch, daß die Figuralmuſik faſt ganz aus der Kirche verbannt worden wäre, hätten nicht einige Mitglieder des Concils Schutzreden dafür gehalten und Kaiſer Ferdinand I. durch ſeinen Geſandten nicht mildernde Vorſchläge machen laſſen. Pius IV. ernannte demnach 1565 eine eigene Commiſſion von acht Cardinälen und acht Mitgliedern der päpſtl. Kapelle, die ſich dahin einigte, daß Meſſen und Motetten über weltliche Lieder nicht mehr geſungen werden ſollten. Größere Schwierigkeit fand die Forderung der Cardinäle, daß die heiligen Worte des Geſanges unausgeſetzt und deutlich müßten vernommen werden. Die Sänger ſtellten dagegen vor, ſolche Verſtändlichkeit ſei nicht immer zu erreichen; der Muſik die Nachahmungen und Fugen nehmen, hieße ſie ganz vernichten. Nach weitläufigen Verhandlungen über dieſen Punkt kam man endlich dahin überein, eine Probe einfachen und edeln Stils zu veranſtalten, und hierzu ward P. erleſen, an deſſen «Improperien» (aus dem J. 1560 ſtammend) man eigentlich ſchon das ſchönſte Beiſpiel jenes Stils hatte. P. ſchrieb nun, im Geiſte der ihm gewordenen Aufgabe, drei neue ſechsſtimmige Meſſen, welche die Aufgabe als gelöſt erſcheinen ließen. Unter dieſen Meſſen erregte beſonders diejenige die allgemeinſte Bewunderung, welche noch heute unter dem Titel «Missa Papae Marcelli» weltberühmt iſt. Daß P. ſie ſo benannte, geſchah in dankbarem Andenken an ſeinen einſtigen Gönner, nicht aber, wie man eine Zeit lang annahm, weil die Meſſe ſchon unter der Regierung des genannten Papſtes und gewiſſermaßen unter deſſen Anregung entſtanden ſei. Sa hatte P. dargethan, daß die harmoniſch-contrapunktiſche Kunſt (denn jene Meſſen ſind durchaus nicht der ſog. künſtlichen Setzart bar), mit Maß und Geiſt angewendet, ſehr wohl geeignet, das Gemüth des Hörers zu erheben und die Andacht zu fördern. Die Figuralmuſik blieb ſomit der Kirche durch P.'s Leiſtungen erhalten. Der Papſt ernannte hierauf P. zum Componiſten der Kapelle, und 1571 trat er aus ſeiner Kapellmeiſterſtelle an Sta.-Maria-Maggiare in die an der Baſilika San-Pietro in Vaticano (als Animuccia's Nachfolger) über, nebenbei auch als Muſikdirector an der Congregation des Oratoriums und als Leiter der von Giovanni Maria Nanini errichteten Muſikſchule thätig. Nach einem Leben voller Entbehrungen, da ihm alle ſeine Stellen und Aemter von jeher nur wenig eingebracht, ſtarb der große Tonſetzer 2. Febr. 1594, eine ungeheuere Anzahl von Werken (von denen aber nur der kleinſte Theil gedruckt iſt) und vier Söhne hinterlaſſend, die ebenfalls Muſiker waren, aber zu einer Bedeutung für die Kunſt ſich nicht erhoben haben. Ein Zögling der niederländ. Schule, hat P. durch ſeinen Geiſt den Stil derſelben veredelt oder vielmehr eigenartig umgebildet. Er

entfaltete in ſeinen Productionen eine Großheit und Würde, die für alle Zeiten Gegenſtand der Bewunderung bleiben werden. Man findet bei ihm alle Abſtufungen contrapunktiſcher Kunſt, vom Einfachſten bis zu den complicirteſten Combinationen kanoniſcher und fugirter Setzart. Alles aber iſt vom Feuer des Genius durchglüht und bewegt ſich zwanglos und frei auch inmitten der Schranken der Polyphonie. Das iſt es auch, wodurch er ſeine niederländ. Vorgänger überragt, die zum größten Theil bei der bloßen Handwerkstüchtigkeit ſtehen blieben. Von P.'s Compoſitionen werden noch heutigentags verſchiedene, z. B. die Improperien, Lamentationen, das achtſtimmige «Fratres ego enim accepi», alljährlich zu beſtimmten Zeiten in der Sixtiniſchen Kapelle zu Rom geſungen. Vgl. Baini, «Memorie storico-critiche della vita e delle opere di P.» (2 Bde., Rom 1828; deutſch von Kieſewetter, Lpz. 1834; Auszug von Winterfeld, Bresl. 1832).

Palette oder Pallette heißt die dünne, ovale Scheibe von Holz, Elfenbein, Porzellan u. ſ. w., worauf die Farben geſetzt und nach dem jedesmaligen Bedürfniſſe ſogleich vom Maler während der Arbeit gemiſcht werden. Man ſagt, ein Gemälde verrathe die P., um die Wahl oder Miſchung der Farben zu tadeln, als ob der Künſtler dabei mehr ſeine P. als die darzuſtellenden Gegenſtände zu Rathe gezogen.

Pálffy von Erdöd, ein weitverzweigtes fürſtl. und gräfl. ungar. Adelsgeſchlecht, welches ſeinen Urſprung auf den Grafen Konrad von Altenburg zurückführt, der 1028 als Geſandter des Kaiſers Konrad II. nach Ungarn gekommen ſein ſoll. Schon im 12. Jahrh. theilte ſich ſein Stamm in die Geſchlechter Konth und Hedervar; Paul II., der Sohn von Paulus Konth, nahm zuerſt den Namen Pálffy (d. i. Paulsſohn) an, und deſſen Urenkel, Paul III., fügte nach ſeiner Verheirathung mit Clara von Eſerna, der Erbtochter des Geſchlechts Erdöd, den Namen des letztern noch dem ſeinigen bei. Der eigentliche Begründer der Größe des Hauſes wurde Nikolaus II., geb. 1550, der jüngſte Enkel Paul's III., welcher ſich in den Kriegen gegen die Türken auszeichnete, deshalb die Obergeſpanswürde des Presburger Comitats erhielt, welche dann erblich wurde in der Familie, und 1600 ſtarb. Sein Sohn, Stephan II., welcher ſich den Beinamen des Türkenſchreckers erwarb, kämpfte tapfer und ſeinem Könige treu gegen Bethlen Gabor und wurde 1634 in den Grafenſtand erhoben. — Nikolaus III., Sohn des vorigen, geb. 1634, geſt. 1679, hinterließ zwei Söhne, Nikolaus IV. und Johann IV., durch welche das Geſchlecht in zwei Hauptlinien zerfiel. Der ältere, nikolaitiſche Aſt ſpaltete ſich 1720 bei dem Tode Leopold's I. abermals in drei Zweige. 1) Der ältere derſelben, geſtiftet von Nikolaus VIII., wurde 1807 unter Joſeph Franz P., geb. 1764, geſt. 1827, in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Gegenwärtiges Haupt dieſes Zweigs iſt der Sohn des letztgenannten, Fürſt Anton Karl P., geb. 26. Febr. 1793, von 1821—28 öſterr. Geſandter an den königl., großherzogl. und herzogl. ſächſ. Höfen. 2) Der mittlere Zweig wurde geſtiftet von Graf Leopold P., geb. 1716, ſeit 1760 Feldmarſchallieutenant, ſeit 1765 commandirender General in Ungarn, geſt. 9. April 1773. Gegenwärtiges Haupt dieſes Aſtes iſt Graf Ferdinand Leopold P., geb. 2. Dec. 1807. 3) Der jüngere Zweig wurde von Graf Rudolf P., geſt. 1. April 1768, begründet, zerfiel aber durch deſſen Söhne Johann (geſt. 22. Febr. 1794) und Rudolf (geſt. 29. März 1802) in zwei Abtheilungen. Die eine, ältere, iſt 21. Jan. 1858 mit dem Grafen Karl erloſchen; Haupt der zweiten iſt Graf Joſeph P., geb. 15. Nov. 1810. Von den Oheimen des letztgenannten iſt Graf Johann Karl P., geb. 7. Juni 1797, Feldmarſchallieutenant; Graf Aloys P., geb. 26. Juni 1801, war bis 1848 Gouverneur von Venedig. An der Spitze der jüngern oder Johann'ſchen Hauptlinie des Hauſes ſteht Graf Johann Franz P., geb. 12. Aug. 1829, Sohn des Grafen Franz Aloys Meinhard P., geb. 22. Juni 1780, geſt. 14. Nov. 1852. Der Ahnherr derſelben, Graf Johann IV. P., geb. 1659, kämpfte als Parteigänger im kurpfälz. Erbfolgekriege, wohnte dann dem Feldzuge am Rheine bei, beſtand 1695 gegen Villars bei Mainz ein heftiges Gefecht, nahm 1701—2 unter Prinz Eugen an den Feldzügen in Italien theil und focht dann in Deutſchland. 1704 ward er Banus von Kroatien, Dalmatien und Slawonien, commandirte hierauf gegen die Malcontenten in Ungarn, gewann 1709 das Treffen bei Schemnitz und eroberte 1710 Neuhäuſel. Zum Feldmarſchall ernannt, bewirkte er 1711 die vollſtändige Pacification Ungarns durch den Szathmarer Frieden. Später kämpfte er unter Prinz Eugen mit Auszeichnung gegen die Türken. An dem Türkenkriege von 1737 konnte er ſeines vorgerückten Alters wegen nicht mehr theilnehmen. 1741 zum Generalcommandanten in Ungarn ernannt, unterſtützte er kräftig Maria Thereſia, der er mit Begeiſterung zugethan blieb. Er ſtarb 1751. Sein Sohn, Graf Paul Karl III. P., war ebenfalls ein ausgezeichneter Militär, wurde 1754 Generalfeldmarſchall und ſtarb 1774.

Pálffy (Albert), geiſtvoller ungar. Publiciſt, geb. 1823 zu Großwardein im Biharer Co-

mitate, machte die Rechtsſtudien in ſeinem Geburtsorte und in Debreczin und kam 1842 zur Erlangung des Advocatendiploms nach Peſth, befaßte ſich aber hier ausſchließlich mit franz. Literaturſtudien und Schriftſtellerei. Seit 1847 beim «Pesti Hirlap» angeſtellt und dadurch der polit. Tagespreſſe näher gebracht, gründete P. nach dem Ausbruche der Märzbewegung von 1848 ein eigenes Tageblatt unter dem Titel «Marczius tizenötödike» («Der 15. März»), das raſch zum Evangelium der radicalen Jugend, bald auch im Lande allgemein verbreitet und auf den Verlauf der ungar. Revolution von ſehr bedeutendem Einfluſſe wurde. Strenge Kritik gegen alle Halbheit und Nachläſſigkeit, ſchonungsloſes Angreifen misliebiger Perſönlichkeiten, eine populäre und dabei doch elegante Sprache, franz. Leichtigkeit des Ausdrucks, gepaart mit engl. Humor und maghar. Derbheit, bildeten die Hauptelemente dieſes vom Anfang an zum offenen Bruche mit Oeſterreich und den monarchiſchen Inſtitutionen drängenden Blattes. Als die Regierung im Winter 1848—49 auch auf dieſem Punkte angelangt war, fand ſie an P. einen unermüdlichen Vertheidiger und Förderer ihrer Beſtrebungen und bekleidete denſelben auch mit einem Amte. Da jedoch nach der Einnahme Ofens die Thätigkeit der Regierung erſchlaffte, nahm P. ſeine alte Oppoſition mit erneuerter Heftigkeit auf, infolge deſſen Szemere Ende Juli 1849 das Blatt confiſciren und den Redacteur verhaften ließ. Erſt in Szegedin wurde derſelbe wieder freigelaſſen. Nach der Kataſtrophe bei Világos flüchtete er ſich ins Ausland. Seine Freunde gaben die von ihm zurückgelaſſenen Arbeiten unter dem Titel «Egy földönfutó hátrahagyott novellai» (2 Bde., Peſth 1850) heraus. Seit 1861 lebt P. wieder als Journaliſt in Peſth.

Palgrave (Sir Francis), engl. Geſchichtſchreiber und Alterthumsforſcher, wurde 1788 zu London aus einer jüd. Familie geboren und hieß eigentlich Cohen, welchen Namen er bei ſeinem Uebertritt zum Chriſtenthum mit P. vertauſchte. Sein Vater war Courtier an der londoner Fondsbörſe, verlor aber durch unglückliche Speculationen ſein Vermögen, weshalb P. ſchon im reifern Alter den Beſchluß faßte, ſich der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen. Der gelehrten Welt machte er ſich zuerſt durch die Herausgabe der «Parliamentary writs» (4 Bde., Lond. 1827—34) bekannt, die er infolge eines ihm von der Verwaltung des Staatsarchivs (Record office) ertheilten Auftrags unternahm. Hierdurch von ſelbſt auf hiſtor. Forſchungen hingeführt, wählte er ſich beſonders die ältere Periode der engl. Geſchichte zum Vorwurf und ſchrieb für Murray's «Library» die «History of the Anglo-Saxons» (Lond. 1831), der er «Rise and progress of the English commonwealth» (2 Bde., Lond. 1832) folgen ließ. Beide Werke wurden von der Kritik wie vom Publikum mit Beifall aufgenommen, was ihn ermuthigte, mit «Truth and fiction of the middle ages» (Lond. 1837) hervorzutreten, in welchem er nach alten Documenten anziehende Schilderungen mittelalterlicher Zuſtände gab. Unterdeſſen hatte er ſeine Beſchäftigungen beim Staatsarchive fortgeſetzt, war 1832 zum Ritter geſchlagen worden und wurde 1838 zum Vicedirector des Archivs (Deputy Keeper of H. M.'s Records) ernannt, welches Amt er bis zu ſeinem Tode bekleidete. Außer zahlreichen Beiträgen zur «Quarterly Review» und andern Zeitſchriften lieferte er noch die «History of Normandy and England» (2 Bde., Lond. 1851—57), in der er die Reſultate langjähriger Unterſuchungen niederlegte, und die als ſeine Hauptarbeit zu betrachten iſt. Er ſtarb zu Hampſtead 6. Juli 1861.

Pâli iſt der Name der heiligen Sprache der Buddhiſten, der ſo viel als Maßſtab, maßgebende Sprache bedeutet. Das P. iſt mit dem Sanskrit in grammatiſchen Bildungen und Wortvorrath am nächſten verwandt, nur viel weicher und markloſer; es verhält ſich zu dieſem wie Niederdeutſch zu Hochdeutſch. Die urſprüngliche Heimat dieſer Sprache iſt die Provinz Magadha im nördl. Indien, wo der Sage nach Buddha geboren wurde. Frühzeitig wurde das P. als Schriftſprache gebraucht, und die älteſten bisjetzt bekannten Inſchriften aus Indien aus dem 3. Jahrh. v. Chr. ſind in P. in mannichfachen dialektiſchen Schattirungen abgefaßt. Durch die buddhiſtiſchen Miſſionare wurde daſſelbe weit nach dem weſtl. Aſien hin verbreitet, daher wir es auch auf den indobaktriſchen Münzen und verwandten Denkmälern der griech. Herrſchaft im Innern Aſiens finden. Eine vollſtändige Zuſammenſtellung und Erklärung dieſer Inſchriften gab Burnouf als Anhang zu ſeiner Ueberſetzung des «Lotus de la bonne loi» (Par. 1852). Durch die gewaltſame Vernichtung des Buddhismus in Indien erloſch das P. als lebende Sprache; nur die in ihm zahlreich abgefaßten Bücher wurden von den fliehenden Prieſtern gerettet nach Ceylon, Birma und Siam hin, wo nun durch Jahrhunderte die Kenntniß dieſer Sprache traditionell erhalten wurde. Vgl. Laſſen und Bournouf, «Essai sur le Pali» (Par. 1826); Clough, «A compendious Pali grammar with a copious vocabulary» (Colombo 1824; neue Ausgabe des Wörterbuchs, Colombo 1865). Die Paliliteratur umfaßt alle Zweige

des indiſchen Wiſſens; hauptſächlich aber iſt es die Religion und Philoſophie des Buddhismus ſowie das Leben der buddhiſtiſchen Heiligen, die in dieſer Sprache vielfach bearbeitet worden ſind. Der ſehr voluminöſe Kanon der heil. Schriften zerfällt in drei Theile (pittaka), von denen der erſte die Werke über Liturgie, religiöſen Cultus u. ſ. w., der zweite die Werke über Moral, Dogmatik, Geſetzkunde u. ſ. w., der dritte vermiſchte Abhandlungen über Metaphyſik, heilige Legenden u. ſ. w. umfaßt. Im ganzen iſt davon bisjetzt wenig herausgegeben worden; dahin gehören: «Kammavâkya, liber de officiis sacerdotum Buddhicorum» (herausg. von Spiegel, Bonn 1841) und «Rasavâhini», eine Legendenſammlung in den «Anectoda Palica» (ebenfalls von Spiegel, Lpz. 1845). Der ſittliche Ernſt der buddhiſtiſchen Weltanſchauung ſpiegelt ſich am beſten in dem «Dhammapadam» (herausg. von Fausböll, Kopenh. 1855). Außerdem beſitzt die Paliliteratur einige hiſtor. Schriften von nicht unbedeutendem Werthe. Die wichtigſte derſelben iſt der «Mahâvansa» von Mahânâma-thera, eine Chronik von Ceylon von den früheſten Zeiten bis zur Zeit des Verfaſſers (432 n. Chr.) herab; von verſchiedenen Verfaſſern iſt dann das Werk fortgeſetzt worden bis 1756 (herausg. mit engl. Ueberſetzung von Turnour, Bd. 1, Candy 1837). Für die genauere Kenntniß ihrer heil. Sprache haben die buddhiſtiſchen Prieſter viele Werke verfaßt. Vgl. J. d'Alwis, «An introduction to Kachchâyana's grammar of the Pâli language» (Colombo 1863). Die reichſten Sammlungen von Palihandſchriften finden ſich in London, Paris (Collection Grimblot) und Kopenhagen.

Palikaren hießen in der Türkei die griech. oder albaneſ. Söldner, die in albaneſ. Tracht mit einer langen türk. Flinte, zwei Piſtolen und einem Handſchar oder langen Dolch bewaffnet, unter eigenen Kapitanys bald den türk. Paſchas dienten, bald auf eigene Fauſt ein räuberiſches Kriegerleben führten und identiſch mit den Armatolen (ſ. d.) ſind. Jetzt belegt man die unregelmäßigen Truppen im Königreiche Griechenland, welche die obenerwähnte Tracht und Ausrüſtung beibehalten haben, mit dieſem Namen.

Palimpſeſten oder Codices rescripti nennt man Handſchriften, auf welchen die urſprüngliche Schrift mit einem feuchten Schwamm abgewiſcht, das Pergament dann wenigſtens auf einer Seite mit einem Schabmeſſer abgekratzt und mit Bimſtein geglättet, der Papyrus mit dem Hammer geebnet und mit Leimwaſſer überzogen, dann gewöhnlich neu umgebrochen und meiſt in anderer Richtung der Zeilen als die frühere Schrift lief, neu beſchrieben wurde. Die Leſung der ältern verwiſchten Schrift iſt dann nur mit Hülfe chem. Reagentien möglich. Die durch die Seltenheit und Koſtbarkeit des Materials hervorgerufene Sitte oder Unſitte des Reſcribirens war ſchon dem röm. Alterthum nicht fremd und wurde dann in den chriſtl. Klöſtern des Morgen- und Abendlandes, beſonders in der Zeit vom 7. bis 13., vereinzelt noch bis ins 15. Jahrh. geübt, und zwar im Abendlande, wo eben das Schreibmaterial theuerer und ſeltener war, häufiger als im Orient; beſonders eifrig in dem vom heil. Columban 612 gegründeten Benedictinerkloſter zu Bobbio an der Trebia in Piemont, aus welchem z. B. der von Angelo Mai in der Vaticaniſchen Bibliothek entdeckte Palimpſeſt der Schrift des Cicero, «De republica», ſtammt. Natürlich wurden in der Regel die Werke heidniſcher Schriftſteller beſeitigt, um chriſtl. Schriften Platz zu machen; daß man ſich aber bisweilen auch an kirchlichen Werken vergriff, zeigt eine von der Synode zu Konſtantinopel vom J. 692 erlaſſene Verordnung, daß ein Kleriker, der einen Codex der Bibel reſcribiren würde, ſeiner Würde verluſtig gehen ſollte. Sehr ſelten und beſonders ſchwierig zu leſen ſind die zweimal reſcribirten Codices (Codices ter scripti), wie z. B. die von C. Pertz im Britiſchen Muſeum entdeckten Pergamentblätter, welche zuerſt Fragmente des röm. Hiſtorikers Granius Licinianus in Uncialſchrift etwa aus dem 7. Jahrh., darüber die Schrift eines röm. Grammatikers in Curſivſchrift von einer Hand des 9. Jahrh., darüber endlich einige Homilien des Johannes Chryſoſtomos in ſyr. Sprache aus dem 11. Jahrh. enthalten. Sehr ſelten ſind auch Palimpſeſtendrucke, wie die wolfenbütteler Bibliothek einen ſolchen in der Lenſon'ſchen Ausgabe der «Constitutiones Clementinae» von 1476 beſitzt.

Palindrŏmon (griech.), im ſpätern Latein versus cancrinus, nennt man einen rückwärtslaufenden oder ſolchen Vers, welcher vorwärts und rückwärts geleſen dieſelben Worte und mithin auch denſelben Sinn zuläßt, wie den bekannten Hexameter, den man dem Teufel in den Mund legt: Signa te, signa, temere me tangis et angis, d. h.: Kreuze dich, kreuze dich nur, du berührſt und quälſt mich vergebens. Palindrom hingegen heißt ein Räthſel über ein Wort, welches vor- und rückwärts geleſen eine verſchiedene Bedeutung hat, wie «Regen» und «Neger», «Gras» und «Sarg».

Palingeneſie (griech.), d. i. Wiedergeburt, nennt man vornehmlich die Uebergänge, die im Reich der Inſekten wahrgenommen werden, indem ein Inſekt, z. B. die Raupe, Fliege u. ſ. w.

in einer völlig veränderten Geſtalt wiedererſcheint. Diejenigen, welche ein periodiſches Entſtehen und Wiedervergehen der Welt annahmen, verſtouden unter P. ebenfalls das letztere. Die Theologen bezeichnen damit häufig theils die Auferſtehung der Menſchen, theils die ſog. Apokataſtaſe oder die Wiederbringung eines urſprünglichen, durch den Fall verloren gegangenen Zuſtandes der Dinge. Die Moraltheologen insbeſondere verſtehen unter P. die geiſtige Wiedergeburt oder Beſſerung des Menſchen.

Palinodie (lat. palinodia) nannten die Alten den Widerruf eines Geſangs oder Gedichts, in welchem man gegen jemand Schimpfliches und Entehrendes geäußert hatte. Berühmt war die «P. auf die Helena» des griech. Dichters Steſichorus (ſ. d.), der, nachdem er wegen ſeiner Schmähungen gegen die Helena in einem frühern Gedichte mit Erblindung beſtroft worden war, durch dieſen Widerruf, der Sage nach, ſein Augenlicht wiedererhielt. In ſpäterer Zeit gebrauchte man, ſelbſt in der Rechtsſprache, den Ausdruck P. überhaupt für den Widerruf von Beleidigungen und Kränkungen. die mon gegen jemond geſprochen oder geſchrieben hotte, und «eine P. ſingen» heißt daher ſcherzweiſe ſo viel als widerrufen.

Palinūrus, der Steuermann des Aeneos auf ſeiner Fahrt nach Italien, ein Sohn des Jaſos, wurde, der Sage nach, von dem Gott des Schlafs mit täuſchender Gewalt eingeſchläfert und in dos Meer geſtürzt. Aeneas ſah den verlorenen Gefährten wieder, ols die Schotten der Unterwelt vor ſeinen Augen vorübergingen, und P. erzählte ihm, wie er ſich zwar ous dem Waſſer gerettet habe, aber an der Küſte des untern Italien von den Lucanern erſchlagen worden ſei. Als die Lucaner ſpäter von einer Peſt heimgeſucht wurden, errichteten ſie dem P., einem Orakel zufolge, ein Ehrenbegräbniß, um ſeine Manen zu verſöhnen, und weihten ihm einen heil. Hain. Nach ihm erhielt das Palinuriſche Vorgebirge den Namen.

Paliſſaden heißen behauene oder unbehauene, 8—12 Zoll ſtarke, 8—11 F. lange, oben zugeſpitzte Pfähle, welche, dicht nebeneinander oder mit kleinen Zwiſchenräumen ſenkrecht in die Erde gegraben, dem Vordringen des Feindes ein Hinderniß entgegenſetzen. Sie müſſen gegen feindliches Geſchützfeuer gedeckt ſein, werden daher gewöhnlich hinter der Bruſtwehr des Glacis, auf der Grabenſohle oder auf der Berme angelegt. Ihre Beſeitigung kann ſeitens des Feindes durch Sprengen mit Pulver, durch Auswuchten oder Umhauen geſchehen. Um dies zu verhindern, müſſen ſie von der Seite beſtrichen ſein. Man unterſcheidet gewöhnliche P. oder Sturmpfähle, welche nur als Hindernißmittel dienen ſollen, und Vertheidigungspaliſſaden, welche eingerichtet ſind, um dohinter aufgeſtellte Infanterie zu decken, und dieſer durch Schorten das Feuern geſtatten.

Paliſſanderholz, ſ. Jacarandaholz.

Paliſſot de Montenoy (Charles), franz. Dichter und Literat, geb. zu Nancy 3. Jan. 1730, trat nach vollendeten Studien und nachdem er ſich bereits in ſeinem 16. J. einen akademiſchen Grad in der theol. Facultät erworben hatte, in die Congregation der Väter des Oratoriums, verließ aber den Orden wieder noch vor ſeiner Weihung und beſchloß, ſich der Literatur zu widmen. Er ſchrieb zwei Tragödien, von denen jedoch nur die eine, «Ninus», mit einigem Beifoll aufgeführt wurde. Jetzt wählte er das Luſtſpiel, und ſeine Stücke «Les tuteurs» und «Le barbier de Bagdad» fanden günſtige Aufnahme. Allgemeiner wurde ſein Name ſeit 1755 bekannt, wo König Staniſlaw zu Nancy ihm dos bei der Einweihung der Denkſäule Ludwig's XV. aufzuführende Theaterſtück übertrug. P. ſchrieb zu dieſem Behufe nächſt einem allegoriſchen Vorſpiel ein ſatiriſches Schubladenſtück (pièce à tiroir) «Le cercle» (1755), worin er das Innere der literariſchen Coterien, das Treiben überſchätzter Poeten, anmaßender Gönner, gelehrter Frauen u. ſ. w. höchſt ergötzlich ſchilderte. Das Ganze war eine Caricotur, und höchſt unangemeſſen mußte es erſcheinen, daß er den damals aufgetretenen J. J. Rouſſeau in dem Stücke mit auf die Bühne brachte und von ihm ein wahres Fratzenbild entwarf. Die Sache hotte für P. die unangenehmſten Folgen, da die ganze Geſellſchaft der Encyklopädiſten ſich von nun an gegen ihn wendete und König Staniſlaw ihm ſeine Gunſt entzog. Unter der Maſſe derer, die nun die pöbelhafteſten Schmähſchriften gegen P. erſcheinen ließen, zeichnete ſich namentlich Morellet aus; auch P. blieb ſeinerſeits nicht müßig. Zuerſt ſchrieb er ſeine «Petites lettres contre de grands philosophes» (1757), dann ließ er ſeine Komödie «Les philosophes» (1760) aufführen. Die Wuth der Philoſophen gegen P., die in dieſer Komödie hart mitgenommen und noch Voltaire's Ausdruck als Leute dargeſtellt werden, die im Taſchendiebſtahl unterrichten, erreichte nun den höchſten Grad; merkwürdig genug bewies Voltaire in ſeinen Briefen an den verwegenen Satiriker eine ſonſt ungewohnte Mäßigung. Einen dritten Angriff gegen die falſche Aufklärung der Zeit, über die übrigens P. keineswegs hinaus wor, mochte er in dem ſotiriſchen Epos «La Dun-

ciade» (2 Bde., Par. 1764), dem es weder an treffendem Witz noch an beißender Satire, wol aber an ausdauerndem Intereſſe fehlt. Sprache, Verſification und Diction ſind bei P. untadelhaft; aber die Erfindung und die Gedanken bleiben im Bereiche des Mittelmäßigen. Werth haben jetzt nur noch ſeine «Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française» (2 Bde., Par. 1769; zuletzt 1813), obgleich ſie in ihrer Oberflächlichkeit dem Standpunkte der gegenwärtigen Kritik keineswegs genügen. Geſchätzt iſt ſeine Ausgabe der Werke Voltaire's (1789). Die Revolution raubte ihm den größten Theil ſeines Vermögens. Nachdem er eine Zeit lang im Rathe der Alten geſeſſen, lebte er auf einem Gütchen zu Pantin und im Palais de Mazarin, wo er als Vorſteher der Mazarin'ſchen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeſchwächten Geiſteskräften erreichte er ein hohes Alter und ſtarb 15. Juni 1814. Seine Werke erſchienen in ſechs Bänden (Par. 1809).

Paliſſy (Bernard de), einer der vielſeitigſten Künſtler des 16. Jahrh., war um 1510 zu Capelle-Biron (im Depart. Lot-Garonne) als Sohn eines Landmanns geboren und lernte das Töpferhandwerk. Allmählich eignete er ſich ſchöne mechan. und chem. Kenntniſſe an und trat nun als einer der vorzüglichſten Thonbildner und Glasmaler auf. Nach 20jähriger Anſtrengung errang er ſich den Titel eines Fabricateur des rustiques figulines du roi et de la reine mère. Als ſtandhafter Hugenott erlitt er ſpäter ſchwere Verfolgungen und ſoll auch 1590 im Gefängniſſe geſtorben ſein. Seine berühmteſten Glasgemälde (früher im Schloſſe Ecouen bei Paris) enthalten die Fabel der Pſyche nach Raſael; ſeine kleinen Thonarbeiten ſtehen außer allem Preiſe. Die Ornamente und Arabesken an allen ſeinen Werken gehören zu dem Zierlichſten, was die Renaiſſance geſchaffen hat. Seine wenigen Schriften beziehen ſich auf Quellen- und Brunnengrabung. Vgl. Morley, «The life of P.» (2 Bde., Lond. 1852).

Palla hieß bei den Römern das gewöhnlich wollene, in der ſpätern Zeit wol auch ſeidene, weiße, bisweilen geſtickte, bei Leichentrauer ſchwarze, weite Obergewand der Frauen, das beim Ausgehen über die untere Tunica (ſ. d.) und Stola (ſ. d.) geworfen wurde. Die P. war für die Frauen das, was für die Männer die Toga (ſ. d.), und wurde in ähnlicher Weiſe wie dieſe umgeworfen, bald kürzer, bald länger herabhängend, doch ſo, daß ſie nicht ſchleppte. Mit dem von P. abgeleiteten Worte Pallium (ſ. d.) bezeichneten die Römer jeden weiten Umwurf, namentlich auch die griech. Chläna, und da die Schauſpieler in Stücken, die aus dem Griechiſchen entlehnt waren, ſolche trugen, entſtand für derartige Stücke, zu denen die des Plautus und Terenz gehören, der Name fabula oder comoedia palliata, im Gegenſatz derer von echt röm. Inhalt, der fabulae togatae.

Palladio (Andrea), ein berühmter Baumeiſter, geb. 30. Nov. 1518 zu Vicenza von armen Aeltern, beſchäftigte ſich anfangs mit Bildhauerei, bis der berühmte Triſſino, der ſeine Neigung zur Mathematik wahrgenommen hatte, ihn mit ſich nach Rom nahm. Hier ſtudirte und zeichnete er die alten Denkmäler, und ſein Werk über die Alterthümer Roms, wie unvollkommen es auch iſt, beweiſt doch, daß er den Geiſt der Alten wohl ergründet hatte. Vorzüglich ſchätzt man ſein Werk über die Architektur (beſte Ausg., 4 Bde., Vicenza 1776—83). Er ſtarb 19. Aug. 1580 als Baumeiſter der Republik Venedig. P. gehörte zu den Meiſtern, die im 16. Jahrh. durch das Studium der Werke der röm. Baukunſt eine neuere Periode der Baukunſt hervorbrachten. Unter mehrern Prachtgebäuden, die nach ſeinen Zeichnungen und unter ſeiner Leitung aufgeführt wurden, iſt das Theater degli Olimpici, womit er ſeine Vaterſtadt zierte, einer der glänzendſten Beweiſe ſeines großen Talents. Auch verdankt ihm Venedig mehrere ſeiner ſchönſten Gebäude, z. B. das Refectorium von San-Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gleiches Namens. Zu Meſtre in der trevisaniſchen Mark ſieht man von ihm den prächtigen Palaſt Barbaro. Ebenſo haben Udine, Feltre, Padua und die umliegende Gegend mehrere Denkmale ſeiner Kunſt aufzuweiſen. Die meiſten ſeiner Werke beſitzt Vicenza ſelbſt, wo jedermann, der es irgend aufwenden konnte, einen Palaſt oder wenigſtens ein Haus von ſeiner Erfindung beſitzen wollte. Die ausgezeichnetſten dieſer Bauten ſind die Paläſte Tiane, de Porti, Valmarana und die von ihm mit einer prächtigen Doppelordnung umbaute Baſiliea (ein großer öffentlicher Saal), nebſt zahlloſen Häuſern, Villen u. ſ. w. Dasjenige Privatgebäude, worin er am freieſten ſeiner Inſpiration folgen konnte, iſt die berühmte Villa Capra bei Padua. P. iſt vermöge der reichen und grandioſen Conception ſeiner Formen und der originellen Anordnung des Raums einer der erſten Architekten, die je gelebt haben. Immer ſchwebte ihm die edle und majeſtätiſche Einfalt des Alterthums vor Augen, weshalb auch Algarotti ihn den Raſael unter den Baumeiſtern nennt. Im einzelnen ſind jedoch ſeine Werke keineswegs muſtergültig, obſchon ſie die

spätern Epochen der Baukunst fast völlig beherrscht haben. Man tadelt besonders die übermäßige Anwendung gekuppelter Halbsäulen, die unreine Form seiner dorischen Ordnung u. dgl. Jedenfalls aber ist sein Stil noch classisch und rein im Vergleich mit der spätern allgemeinen Verwilderung der Architektur. Eine neue Ausgabe seiner Werke besorgten Chapuy und Bengnot (Par. 1827). Vgl. Temanza, «Vita di A. P.» (Vened. 1763); Magrini, «Memorie intorno la vita e le opere di A. P.» (Padua 1846).

Palladium nannte man im Alterthum ein Bild der Pallas, das als Unterpfand der öffentlichen Wohlfahrt im Verborgenen aufbewahrt wurde. Besonders berühmt war das troische P., von dem Apollodor Folgendes erzählt. Athene kämpfte einst mit Pallas, der Tochter des Triton. In dem Augenblick, wo erstere verwundet worden wäre, mischte sich Zeus in den Kampf und hielt ihr die Aegis vor. Pallas erschrak darüber, wurde dabei von Athene verwundet und starb. Aus Trauer hierüber ließ Athene ein Bild derselben verfertigen, legte diesem die Aegis um und stellte es neben das Bild des Zeus. Als zu demselben später die von Zeus entehrte Elektra ihre Zuflucht nahm, warf es Athene auf die Erde nach Ilion, wo ihm Ilos ein Heiligthum errichtete. Das Bild war drei Ellen hoch, hatte in der Rechten eine Lanze, in der Linken Spindel und Rocken. Von ihm war der Sage nach Ilions Fall abhängig. Deshalb entwendeten es Odysseus und Diomedes. Mehrere Städte behaupteten später dasselbe zu besitzen, so Athen und Argos. In Rom glaubte man, daß es sich im Tempel der Vesta befinde, wo es so heilig bewahrt wurde, daß es nicht einmal der Pontifex Maximus sehen durfte. Heliogabalus soll es in seinen Sonnentempel versetzt haben. Alle Palladien, die es gab, waren aus Holz geschnitzt und von alterthümlichem Ansehen. Die Füße waren nicht getrennt, die Augen durch Striche bezeichnet; später gab man ihnen eine schreitende Stellung mit wenig geöffneten Augen.

Palladium heißt eins aus der Gruppe der platinähnlichen Metalle, und zwar das am leichtesten schmelzbare von diesen. In manchen Goldarten aus Brasilien findet sich an P. gegen 10 Proc., im Platinerze zwischen $^1/_3$—1 Proc. Das Metall wurde 1803 von Wollaston im Platin entdeckt. Das P. kann leicht geschmiedet und zu Drähten ausgezogen werden, hat ein specifisches Gewicht von 11,4 und läuft selbst beim schwachen Erhitzen an der Luft blau an. Das dabei gebildete Oxyd reducirt sich aber wieder bei stärkerm Glühen. Im Sauerstoffgebläse verflüchtigt es sich als grünes Gas. Die Dämpfe verdichten sich zu braunem Pulver. Als Pulver sowol wie auch in dichtem Zustande zeigt es dieselben Contactwirkungen wie Platin. Geschmolzen, spratzt es wie Silber beim Erkalten. In heißer Salpetersäure und Königswasser löst es sich leicht zu dunkelrothbraunen Flüssigkeiten auf. Am leichtesten kann man es vom Platin durch sein Verhalten zum Jod unterscheiden, indem sich das P., mit Jodlösungen behandelt, in schwarzes Palladiumjodür verwandelt, während das Platin dadurch nicht angegriffen wird. Die technische Verwendung des P. ist schon wegen seiner Seltenheit und Kostspieligkeit nur unbedeutend. Man hat es als Draht zur Befestigung künstlicher Zähne verwendet. Auch benutzt man es auf der Sternwarte zu Greenwich, wo alle andern Metalle durch die Seeluft sehr leicht anlaufen, zur Herstellung von solchen Theilen astron. Instrumente, bei denen das Anlaufen vermieden werden muß.

Palladius (Rutilius Taurus Aemilianus), ein späterer röm. Schriftsteller, der wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr. unter Valentinianus und Theodosius lebte, schrieb ein Werk «De re rustica» oder «Ueber den Landbau» in 14 Büchern, wovon das letzte Buch in Distichen verfaßt ist. Dasselbe hat zwar in sprachlicher Hinsicht manche Mängel, war aber seines Inhalts wegen, da es einen ziemlich vollständigen Wirthschaftskalender enthält, für seine Zeit sehr brauchbar und wurde daher noch im Mittelalter häufig gelesen und vielfach benutzt. Die beste Bearbeitung lieferte J. G. Schneider in den «Scriptores rei rusticae veteres Latini» (Bd. 3, Lpz. 1795). — Bekannt sind außerdem aus der spätern griech. Literaturgeschichte P., Bischof von Helenopolis in Bithynien, ein Freund des Chrysostomus, geb. 367 n. Chr. in Galatien, gest. um 430 n. Chr., Verfasser einer Geschichte der Einsiedler, die den Titel «Historia Lausiaca» führt, weil sie auf Befehl des Lausus, Statthalters von Kappadocien, von ihm geschrieben wurde, herausgegeben von Meursius (Leyd. 1616); und P., ein berühmter Lehrer der Arzneikunde zu Antiochia, wahrscheinlich im 7. Jahrh. n. Chr., welcher, außer einem Commentar zu den Werken des Hippokrates, eine Schrift «De febribus» oder «Ueber die Fieber» verfaßt hat, die von Bernard am besten bearbeitet worden ist (Leyd. 1745).

Pallas Athene, s. Minerva.

Pallas (Pet. Simon), berühmter Reisender und Naturforscher, geb. zu Berlin 1741, Sohn eines Arztes, studirte Arzneikunde, Naturwissenschaften und Naturgeschichte und ging dann nach

Leyden, wo er sich durch Ordnung der prächtigen Naturaliensammlung des Erbstatthalters große Kenntnisse in der naturhistor. Museographie erwarb. Nachdem er auch England besucht hatte, wurde er zur Anordnung ähnlicher Sammlungen vielfach gebraucht und dadurch in den Stand gesetzt, seinen noch jetzt geschätzten «Elenchus zoophytorum» (Haag 1766; deutsch von Wilkens, Nürnb. 1784) und die «Miscellanea zoologica» (Haag 1766) herauszugeben. Darauf kehrte er nach Berlin zurück und fing hier an, seine später bis auf 14 Hefte fortgesetzten «Spicilegia zoologica» (2 Bde., Berl. 1767—1804) zu veröffentlichen. Inzwischen dem ganzen gelehrten Europa bekannt geworden, berief die Kaiserin Katharina II. den jungen Gelehrten als Adjunct der Akademie und Collegienassessor nach Petersburg und stellte eine wissenschaftliche Expedition nach dem russ. Asien unter seine Leitung. P. trat diese Reise 21. Juni 1768 in Begleitung von Ssokolow, Sujew und Rytschkow an. Er durchforschte zuerst das uralische Gebirge, die Gegend am Jaik bis Gurjew und die Steppe der Kirgisen, dann östlich vom Ural das Altaische Gebirge und den Länderstrich bis Kjachta. Hierauf wendete er sich zurück über Krasnojarsk, Tomsk und Tara, bereiste die Steppe zwischen dem Jaik und der Wolga und die Gegend zu beiden Seiten der untern Wolga, worauf er nach einer sechsjährigen Abwesenheit 30. Juli 1774 nach Petersburg zurückkehrte. Den außerordentlich reichen Schatz seiner Beobachtungen legte er in den «Reisen durch verschiedene Provinzen des russ. Reichs in den J. 1768—73» (3 Bde., Petersb. 1771—76) nieder. Hieran reihen sich «Sammlung histor. Nachrichten über die mongol. Völkerschaften» (2 Bde., Petersb. 1776—1802) und «Neue nordische Beiträge zur physik. und geogr. Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Oekonomie» (6 Bde., Petersb. 1781—93). Die großartigen Sammlungen, die P. außerdem mitbrachte, bilden den Kern des akademischen Museums zu Petersburg. P. war bereits 1777 Mitglied eines topogr. Ausschusses zur Ausmessung und vollständigen Topographie des russ. Reichs und 1782 Collegienrath geworden. Er hatte die Botanik inzwischen mehr und mehr zu seinem Lieblingsfach gemacht, für die er rastlos bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die verschiedenen Provinzen des ungeheuern Reichs durchforschte. Die prächtige «Flora Rossica» (Petersb. 1784—88), deren Fortsetzung aber unterbrochen wurde, war die erste Frucht dieser botan. Wanderungen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menschenkunde von ihm unbeachtet. Dies beweisen unter anderm seine trefflichen «Icones insectorum praecipue Rossiae Sibiriaeque peculiarium» (2 Abth., Erl. 1781—83), die er seit 1806 fortsetzte, und seine Beiträge zu dem Glossarium aller Sprachen der Erde, das er unter dem Titel «Linguarum totius orbis vocabularia Augustissimae (Catharinae II.) cura collecta» (2 Bde., Petersb. 1786—89; 2. Aufl., 4 Bde., 1790—91) herausgab. Er wurde 1785 ordentliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften und 1787 Historiograph des Admiralitätscollegiums. Da er in Taurien zu leben wünschte, so schenkte ihm die Kaiserin mehrere Güter in dem fruchtbarsten südl. Theile der Halbinsel, und seit 1796 lebte nun P. zu Simferopol mit einem reichlichen Auskommen. Als eine Frucht seiner letzten Reise, die er mit Geisler aus Leipzig 1793 nach dem südl. Rußland unternahm, sind das «Tableau physique et topographique de la Tauride» (Petersb. 1795) und die «Bemerkungen auf einer Reise durch die südl. Statthalterschaften des russ. Reichs in den J. 1793—94» (2 Bde., Lpz. 1803, mit Atlas) zu betrachten. Der Aufenthalt in Taurien aber war P. durch die Gesetzlosigkeit der Tataren verleidet worden. Später reiste er nach Berlin, wo er 8. Sept. 1811 starb und einen Theil seiner kostbaren Sammlungen der dasigen Universität vermachte. Aus der großen Zahl seiner Schriften sind noch hervorzuheben, «Species astragalorum» (14 Hefte, Lpz. 1800—4).

Palleske (Emil), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 5. Jan. 1823 zu Tempelburg in Pommern, widmete sich zu Berlin und Bonn neben philol. Studien mit besonderer Vorliebe der Geschichte und der dramatischen Literatur. Nach einem schon früh gefaßten Entschlusse betrat er hierauf die Bühne und machte auf einigen Stadttheatern seine ersten glücklichen Versuche als Schauspieler. Auf Stahr's Fürsprache wurde er 1845 am oldenburger Hoftheater dauernd für Charakterrollen engagirt. In dieser Stellung trug er wesentlich bei, jener Bühne ihre künstlerische Haltung zu bewahren. So vereinigte er unter anderm auch die Schauspieler zu gemeinsamen Studien. Außer Prologen dichtete P. zu Oldenburg ein Drama «Achilles» (Gött. 1855), die «Braut von Korinth» und andere Stücke, die zwar insgesammt zur Aufführung gelangten, aber von ihm selbst nicht an andere Bühnen versandt, sondern, wie auch die spätern, «König Monmouth (1853) und «Oliver Cromwell» (1855), nur als Studien angesehen wurden. Daneben betheiligte er sich mit dramaturgischen Aufsätzen an Rötscher's «Jahrbüchern» und Kolatschek's «Monatsschrift». 1851 gab P. seine Stellung in Oldenburg auf und begann in

Berlin dramatiſche Vorleſungen in Tieck's und Holtei's Weiſe zu halten, welche Thätigkeit er ſeitdem in faſt allen größern deutſchen Städten mit glänzendem Erfolge fortſetzte. Seinen Ruf als geiſtvoller Schriftſteller begründete er mit «Schiller's Leben und Werke» (2 Bde., Berl. 1858—59; 4. Aufl. 1862), ein Werk, das nicht nur in Deutſchland große Anerkennung gefunden, ſondern auch in fremde Sprachen überſetzt worden iſt. Später wandte er ſeine Studien vorzugsweiſe Shakſpeare zu. P. lebt meiſtens in Weimar.

Palliativ, abgeleitet von pallium, d. i. Mantel oder Hülle, nennt man vorzugsweiſe das, womit man irgendein Uebel in ſeinen zunächſt in die Augen fallenden Aeußerungen zu mildern ſucht, ohne die Grundurſache deſſelben zu heben. Beſonders häufig wird dieſes Wort in der ärztlichen Sprache angewendet. Palliativmittel, d. h. Linderungsmittel, dienen in unzähligen Fällen, wo der Arzt entweder die Krankheit gar nicht erkennen oder in ihrem Verlaufe durch ſeine Kunſt doch nichts Weſentliches abändern kann, zur Beſeitigung läſtiger Nebenerſcheinungen, ſo der Schmerzen, der Schlafloſigkeit u. ſ. w. Als Palliativa benutzt man hauptſächlich die narkotiſchen Mittel, namentlich Opium und ſog. Präparate derſelben (Morphium u. ſ. w.), Belladonna, Bilſenkraut, Schierling u. ſ. w., nächſtdem die Anäſthetica, nämlich Chloroform, Aether u. a. m.; außerdem nach Umſtänden Kälte (Eis), Wärme, Druck und eine Menge anderer theils körperlich, theils auf den Geiſt wirkender Mittel.

Pallium, abgeleitet von Palla (ſ. d.), hieß der wollene Mantel, den ſeit dem 4. Jahrh. im Oriente alle Biſchöfe bei ihrer Weihe empfingen. Erſt um das J. 500 fingen die Päpſte an, daſſelbe abendländ. Biſchöfen zu ertheilen, um die Verbindung derſelben mit dem röm. Stuhle zu verſinnbilden. Häufiger wurde dieſe Ertheilung unter Gregor I. und zwar nicht blos an Metropoliten, ſondern auch an einfache Biſchöfe; auch ſchlich ſich dabei ſchon früh eine Taxe ein, die jedoch Gregor misbilligte. Mit dem Auftauchen der Pſeudo-Iſidoriſchen Ideen fing man in Rom auch an, die Metropolitengewalt von dem Empfange des P. abzuleiten und an ihn die Forderung zu knüpfen, dem päpſtl. Stuhle Gehorſam zu geloben. Kraft eines Beſchluſſes der vierten Synode im Lateran unter Innocenz III. (1215) iſt der Empfang des P. zur Ausübung des erzbiſchöfl. Amts abſolut nothwendig. Obſchon noch Papſt Zacharias es für eine Verleumdung erklärte, daß ſich der päpſtl. Stuhl die Ertheilung des P. als einer Gabe, die ihm von der Gnade des Heiligen Geiſtes verliehen ſei, bezahlen laſſe, bildete ſich die Praxis doch dahin aus, daß das P. nur gegen eine Taxe, die oft bis zu 30000 Fl. ſtieg, verliehen wurde. Das Concil von Baſel ſchaffte zwar die Palliengelder ab, aber der päpſtl. Stuhl führte ſie wieder ein. Seit dem 12. Jahrh. beſteht das P. in einem drei bis vier Finger breiten weißwollenen Kragen, der über den prieſterlichen Ornat um die Schultern getragen wird. Ein Streifen hängt über den Rücken, der andere etwas längere über die Bruſt; beide ſind mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Dieſer Schmuck wird durch die Nonnen im Kloſter St.-Agnes zu Rom aus der Wolle jährlich 21. Jan. geweihter Schafe gefertigt und mit dem, der ihn erhalten, begraben.

Palm (vom lat. palma, palmus, flache Hand, die Handbreite und die Spanne) heißt ein Längenmaß in verſchiedenen Ländern Europas von ſehr abweichender Größe. Daſſelbe ſtammt aus den Zeiten der Römer, bei denen man einen kleinen und einen großen P. unterſchied. Der erſtere, die Palma (auch Palmus minor), umfaßte vier Fingerbreiten oder das Viertel eines röm. Fuß, während der letztere, in der ſpätern Kaiſerzeit vorzugsweiſe Palmus (Palmus major, auch Spithama und Dodrans) genannt, eine Spanne oder $^3/_4$ des röm. Fuß begriff. In dieſem Sinne erhielt ſich das Maß in der Namensform Palmo bei den Italienern, Spanien und Portugieſen. In Italien war der P. vor Einführung des Decimalmaßes ſehr verſchieden. So betrug ſeine Länge als Baumaß z. B. in Genua 111,3, in Neapel 116,9, in Rom 99, in Palermo 107,3, in Cagliari 98,8 in Carrara 108,1 par. Linien, während man ihn im Handel und Wandel in Florenz und Livorno in Wolle auf 130,9, in Seide auf 129, zu Nizza auf 117, zu Piſa auf 132,3, zu Rom auf 110,3, in Sardinien auf 111,3 par. Linien berechnete. In Spanien iſt der Palmo mayor = $^1/_4$ caſtil. Vara oder 9 Zoll, der Palmo menor oder Palmo de Ribeira = $^1/_4$ caſtil. Vara ($^1/_3$ Palmo mayor) oder 3 Zoll. In Portugal iſt der Palmo de Craveiro die Einheit der Längenmaße, in der Größe von 8 Zoll oder 0,22 Meter. Neben ihm iſt noch der Palmo da Junta (1756 von der Handelsjunta als Normalmaß zur Regelung der Schiffsfrachten nach den Colonien für alle flüſſigen und trockenen Waaren eingeführt) gebräuchlich, welcher 0,91 Palmo de Craveiro oder 0,2002 Meter entſpricht. Der Palmo de Craveiro avantejado (gutes Maß) wird zu $8^1/_4$ Zoll gerechnet. In den Niederlanden iſt der P. als einheimiſcher Name für den Decimeter gebräuchlich. Daneben jedoch iſt der P., wie auch in Hamburg, Holland und Norwegen, noch immer das übliche Maß zur Beſtimmung der

Stärke der Schiffsmaſten. In den Niederlanden unterſcheidet man den Rond-Palm (für den Umfang der Maſten) zu 1/3 alte amſterd. Fuß oder 0,094378 Meter, von dem Diameter-Palm (für den Durchmeſſer der Maſten), welcher einem neuen P. (Decimalmaß) entſpricht. In Hamburg wird der P. oder die Palme zu 42,3 par. Linien (1/3 hamburger F.), in Norwegen zu 39,3 par. Linien angenommen.

Palm (Joh. Phil.), Buchhändler zu Nürnberg, ein Opfer der franz. Juſtiz in Deutſchland, war zu Schorndorf 1766 geboren. Er hatte in Erlangen bei ſeinem Oheim, Joh. Jak. Palm, den Buchhandel gelernt, nachher die Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg geheirathet und war ſo Inhaber der Stein'ſchen Buchhandlung daſelbſt geworden, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahr 1806 verſendete dieſe Handlung die Flugſchrift «Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung», welche, im ganzen gehaltlos, bittere Wahrheiten über Napoleon und das Betragen der franz. Truppen in Baiern in einer derben Sprache enthielt, an die Stage'ſche Buchhandlung in Augsburg, jedoch, wie P. bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens behauptete, blos als einen dem Inhalte nach ihm ganz unbekannten Speditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt ſie als Neuigkeit ein Geiſtlicher, bei welchem franz. Offiziere im Quartier waren, welche Deutſch verſtanden und über den Inhalt der Schrift ihren Unwillen äußerten. Napoleon's auswärtige Polizei hatte es ſehr bald ausgekundſchaftet, daß die Flugſchrift durch die Stein'ſche Buchhandlung nach Augsburg verſendet worden ſei. P. verlangte unter dieſen Umſtänden ſelbſt bei der nürnbergiſchen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Unterſuchung; doch ging man auf ſeinen Antrag nicht ein. Dagegen dauerten die Nachforſchungen von München aus, wo ſich der franz. Geſandte Otto befand, fort. P. war in München, als ihm ſeine Gattin meldete, daß vier Fremde in ſeinem Geſchäfte nach jener Flugſchrift gefragt, alles durchſucht und, da ſie nichts gefunden, ſich entfernt hätten. P. beruhigte ſie und kam nach Nürnberg zurück. Wahrſcheinlich war er der Verhaftung in München dadurch entgangen, daß ſein Name nicht mit der Firma ſeiner Buchhandlung zuſammenſtimmte. Er hätte Zeit genug gehabt, ſich zu flüchten, allein er that es nicht. Als er jedoch hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet ſei, begab er ſich von Nürnberg, das noch von franz. Truppen beſetzt war, nach der damals preuß. Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen jedoch trieb ihn die Sorge für ſeine Familie nach Nürnberg zurück, wo er ſich indeß nicht öffentlich ſehen ließ. Da erſchien ein armer Knabe im Buchladen mit einem Zeugniß angeſehener Männer und verlangte Almoſen für eine Soldatenwitwe. Er drang darauf, P. ſelbſt zu ſprechen. Der argloſe P. ließ ihn zu ſich kommen und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte ſich der junge Bettler entfernt, ſo traten zwei franz. Gendarmen, die durch dieſen Kunſtgriff P. überraſchten, in den Buchladen, drangen in P.'s Zimmer und führten ihn mit ſich zum franz. General. Er wurde über die Flugſchrift befragt und ſagte aus, was er noch in der Stunde ſeines Todes betheuerte, daß ſie ihm von einer fremden Buchhandlung ohne Benennung zur weitern Spedition nach Buchhändlergebrauch in verſchloſſenen Packeten zugeſendet worden ſei. Da er nicht angeben wollte, woher er ſie erhalten, ſo wurde er feſtgenommen und tags darauf nach Ansbach zum Marſchall Bernadotte gebracht. Hier ſchlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marſchalls erklärte, P.'s Verhaftung gründe ſich auf einen unmittelbaren Befehl von Paris, und es wurde derſelbe nun nach Braunau gebracht, welches die Franzoſen noch nicht an Oeſterreich zurückgegeben hatten. Auf eine Vorſtellung ſeiner Gattin bei dem Marſchall Berthier erfolgte der Beſcheid, daß nichts mehr zu thun ſei. Der Proceß wurde ſo beeilt, daß das außerordentliche Kriegsgericht ſchon 26. Aug., nachdem P. in zwei Verhören ſeine Unſchuld dargethan zu haben glaubte und ſeine Loslaſſung erwartete, das Todesurtheil ausſprach. Für P. hatte, ungeachtet das Urtheil dies behauptete, kein Vertheidiger geſprochen, da der von ihm erbetene nicht erſchienen war und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden. Ein Dolmetſcher leitete die Verhöre. P. war bei ſeiner erſten Behauptung ſtandhaft geblieben; auch fand ſich in der ihm zur Laſt gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmorde. Er glaubte daher, als man 26. Aug. halb 11 Uhr mittags ſeinen Kerker öffnete, man werde ihm ſeine Freilaſſung ankündigen. Statt deſſen wurde ihm das Todesurtheil vorgeleſen, welches noch denſelben Tag um 2 Uhr vollzogen werden ſollte. Vergebens wurde der General St.-Hilaire von den braunauer Frauen und Kindern um Aufſchub angefleht. Der Kaiſer allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieſer habe das Todesurtheil ausgeſprochen und die unaufſchiebbare Vollziehung anbefohlen. So ſtarb P. als Märtyrer. Engländer ſteuerten für die Familie des Gemordeten. In Petersburg trugen ſelbſt der Kaiſer und die Kaiſerin-Mutter zu einer Sammlung bei, und einzelne Städte, wie Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg und Dorpat, thaten

dasselbe. 1866 wurde P. zu Braunau ein Denkmal errichtet. Vgl. «Biographie Joh. Philipp P.'s» (Münch. 1842).

Palma, eine der zu Spanien gehörigen Canarischen Inseln (s. d.), hat ein Areal von 13 1/8 Q.-M. und zählt (1860) 31138 E. (gegen 37780 im J. 1844). Die Insel ist sehr bergig und enthält im Innern nächst Teneriffa die höchsten Bergspitzen der Inselgruppe, den Pico de los Muchachos, 8440 F., den Pico de la Cruz, 8262, und den Pico del Cedro, 7037 F. hoch, welche die 2633 F. hohe Caldera de Taburiente umgeben, einen ungeheuern erloschenen Krater von etwa 2 St. Durchmesser und einer Tiefe von beinahe 1000 Klaftern, einen der für das Studium der vulkanischen Phänomene merkwürdigsten Punkte der Erde. Nach allen Richtungen ziehen sich enge, 4—500 F. tief eingeschnittene Schluchten oder Barrancos gegen die Küstenränder, die steil und wenig zugänglich sind. Die Insel ist, außer in Süden, gut bewässert, hat auch mehrere warme mineralische Heilquellen, einen durchweg aus zersetztem vulkanischen Gestein gebildeten und namentlich im Norden außerordentlich fruchtbaren Boden. Derselbe ist besonders für den Weinbau günstig; doch wird Agricultur nur schwach betrieben. P. besitzt vor den übrigen Canarien Reichthum an starken, für den Schiffbau geeigneten Waldbäumen. Die Einwohner produciren außer vielem Wein, aus dem Branntwein destillirt wird, nur etwas Zucker und einige Seidenstoffe. Die Rindviehzucht ist vernachlässigt; Ziegen werden im Uebermaß gehalten. Die Hauptstadt Santa-Cruz de P., mit 5000 E., hat eine geräumige, sichere Rhede und Schiffswerfte und trieb einst blühenden Handel nach Amerika. Die Stadt Los Llanos mit 7000 E., in sehr fruchtbarer Gegend, treibt ansehnliche Seidenweberei und Töpferei.

Palma, die befestigte Hauptstadt des span. Königreichs Mallorca oder der Balearen (s. d.), eine Ciudad von 53039 E. (1860), Sitz des Generalkapitäns, eines Bischofs, eines Obergerichts sowie früher auch einer Universität, zugleich der wichtigste Handelsplatz der Insel Mallorca (s. d.), liegt an deren Südwestküste im Hintergrunde der hufeisenförmigen Rada de Mallorca auf einem Hügel und ist von einer durch 13 Batterien vertheidigten Mauer mit 8 Thoren umgeben. Die Stadt hat stattliche Häuser, schöne Promenaden, regelmäßige Straßen und Plätze, außer dem großen Dom 6 Pfarrkirchen, 11 Nonnen- und 15 ehemalige Mönchsklöster, zum Theil mit schönen Kirchen, 4 Hospitäler und 1 Barmherzigkeitshaus. Auch befinden sich hier ein Instituto, eine Schiffahrtsschule, ein Priesterseminar, eine Normal-Elementarschule und andere Unterrichtsanstalten, eine ökonomische Gesellschaft, eine Handelsjunta, eine Filiale der span. General-Creditgesellschaft, ein Theater. Die merkwürdigsten Gebäude sind die Kathedrale, ein unter Jakob I. von Aragonien begonnener goth. Prachtbau mit dem marmornen Grabe Jakob's II., mit einer schönen, durch schlanke, achteckige Thürme eingefaßten Façade und den grandiosesten Gewölbspannungen des Mittelalters; ferner das Dominicanerkloster mit dem prachtvollen Grabmal des Marquis de la Romana; die Lonja oder der Börsenpalast, ein großes goth. Gebäude aus dem 15. Jahrh.; das Stadthaus, ebenfalls von goth. Bauart, mit der berühmten «balearischen Uhr» und einer Gemäldesammlung; der königl. Palast, einst Residenz der maurischen Fürsten, jetzt Sitz des Generalcapitanats und des Obergerichts, ein großes alterthümliches Gebäude mit schönen Gärten. Außer diesen öffentlichen Gebäuden hat P. viele Privatpaläste reicher Adelsgeschlechter, zum Theil mit werthvollen Kunstsammlungen und Bibliotheken. Die Umgebungen der reizend gelegenen Stadt sind besäet mit Landhäusern und Gärten. Der auch für große Seeschiffe zugängliche Hafen hat einen Steindamm von 460 Varas Länge. Zu denselben gehören 526 Schiffe. 1865 liefen 41 fremde Schiffe von 6947 Tonnen, 20 span. Kriegs- und 1060 Kauffahrteischiffe von 85612 Tonnen ein.

Palma oder Palma Campania, eine Stadt von 5747 E. in der ital. Provinz Terra di Lavoro (Campanien), 3 1/4 M. östlich von Neapel, 7/8 M. südlich von Nola, an der Eisenbahn und am Abhange des Höhenzugs im Nordosten des Vesuvs malerisch gelegen, hat drei Kirchen und zwei Klöster, eine alte Herrenburg, jetzt Staatseigenthum, und Reste einer großen Feste, das Castello di P., auf der nahen Höhe. — P. oder Palma di Montechiaro, eine Stadt an der Südküste Siciliens, in der Provinz und 3 M. im Südosten von Girgenti, hat 11188 E., Schwefelgruben und in ihrem schönen, fruchtbaren Thale riesige Mandelbäume, deren Früchte, Palmamandeln, die größten in Sicilien sind. Durch dieses Thal führt die Straße 2 M. südostwärts nach der 14338 E. zählenden und wegen ihres starken Getreide- und Schwefelexports wichtigen Stadt Licata, dem bedeutendsten Handelsplatz an der Südküste Siciliens, an der Mündung des Fiume Salso (Himera) und am Fuße des Poggio di San-Angelo, d. i. des Vorgebirges Ecnomos, auf dessen Höhe 256 v. Chr. Regulus in einer der größten Seeschlachten aller Zeiten die karthagische Flotte besiegte. — P. oder Palmanuova, ein Städt-

chen von 4214 E. (1856) in der venet. Provinz Udine oder Friaul, 3 M. südlich von Udine, an der österr. Grenze und am Kanal La Raja, mit einer nach Vauban's Plan erbauten Festung, hat eine schöne Haupt- und drei andere Kirchen, ein Haspital, ein Lazareth, eine starke Kaserne, große Kasematten, ein kleines Theater, eine schöne Wasserleitung und ein Seidenfilatorium. Die Festung wurde 1593 van der Republik Venedig gegen die Türken und den Kaiser gebaut, aber bis in die neueste Zeit nie belagert. 1797 wurde sie den Oesterreichern freiwillig übergeben, die sie 1805 ahne Vertheidigung ließen. Im März 1848 erklärte sie sich für die ital. Bewegung, wies 18. April Nugent's Aufforderung zur Uebergabe zurück, ward hiernach vam General Schwarzenberg blokirt und ergab sich 25. Juni 1848 den Oesterreichern.

Palma (Jacapo), Il Vecchia, ein ital. Maler des 16. Jahrh., geb. zwischen 1476 und 1482, gest. nach 1560, verfalgte die Richtung des Giorgione, die menschliche Persönlichkeit im Vallwerthe ihres Daseins zu geben, und ist auf diesem Gebiete Schöpfer der mit edler Lebensfülle ausgestatteten weiblichen Charaktere, wie sie die spätere venet. Schule liebte. Sein Calarit ist überaus wahr und stark und seine Zeichnung sehr sargfältig, dabei aber doch scheinbar leicht ausgeführt. Sein Hauptwerk, die heil. Barbara, in Sta.-Maria Farmasa zu Venedig, zeigt vallste Gewalt über die Farbe und Modellirung. Außerdem besitzen die Sammlungen in Ram, Neapel, Genua, Wien, München, Berlin u. s. w. Gemälde von ihm. Auch in Bildnissen war er höchst ausgezeichnet. — Ein anderer Jacopo P., genannt Palmetto ader Il Giovane, nach einigen des vorigen Neffe (1544 bis um 1628), der ein Nachfalger Tintaretto's war, sank früh zum handwerksmäßigen Schnellmaler herab. Venedig ist voll van seinen Werken, welche gewissenlases Haushalten mit einem großen Talent bekunden.

Palmarum, s. Palmsanntag.

Palmblad (Wilhelm Fredrik), einer der verdientesten schwed. Schriftsteller, geb. 16. Dec. 1788 zu Liljested unweit Söderköping in Ostgathland, bezog 1806 die Universität zu Upsala, wo er bald ein sehr thätiges Mitglied der Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften wurde, aus der 1807 der Auraraband hervorging. Namentlich war es die Lectüre Schiller's gewesen, welche eine Ahnung von Poesie in seiner Seele erweckt hatte. 1810 kaufte er die akademische Buchdruckerei und ließ sagleich den «Phospboros», der bis 1813 fartgesetzt wurde, dann seit 1812 den «Poetisk Kalender», der bis 1822 dauerte, und seit 1813 die «Svensk Literaturtidende» erscheinen, die 1824 geschlassen wurde. Diese Blätter, an denen außer P. namentlich Hammarskiöld und Atterdam thätig waren, haben einen entscheidenden Einfluß auf die Entwickelung der schwed. Literatur gehabt und wesentlich zu dem raschen Siege der Ramantik über die elassische Richtung beigetragen. 1822 trat P. als Docent der vaterländischen Geschichte auf, warauf er 1827 als Adjunct für das Lehrsach der Geographie und Geschichte an der upsalaer Universität angestellt ward und 1835 eine ord. Prasessur der griech. Sprache und Literatur erhielt. Er starb 2. Sept. 1852. P. gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern Schwedens. Eins seiner Hauptwerke ist das unvallendete «Handbok i pbysiska och politiska geographien» (Bd. 1—5, Upf. 1826—37), welches sich durch große Sorgfalt und Gründlichkeit auszeichnet und in Schweden nach unübertraffen dasteht. Einen Theil desselben bildet «Palästina» (Stockh. 1823; 3. Aufl. 1842). Von geogr. und histar. Schriften sind nach das «Lärobok i geographien», die «Minnestafla öfver Sveriges Regenter» und das «Lärobok i nyare historien» in ihrem Vaterlande sehr geschätzt und allgemein verbreitet. Auch seine histar.-statist. Beschreibung des «Konungarikes Norrige» (Upf. 1846; «Bihang», 1847) hat allseitige Anerkennung gefunden. Als Früchte seiner classischen Studien ist außer den Uebersetzungen des Aeschylus (Upf. 1845) und Saphokles (Upf. 1841) noch die «Grekisk Formkunskab» (2 Bde., Upf. 1843—45) mit Auszeichnung zu nennen. Schan aus früherer Zeit hatten sich P.'s Navellen «Amala» und «Die Insel im See Dall» dauernden Beifall erwarben; seine novellistischen, auch ins Deutsche übersetzten Hauptarbeiten, wie «Familjen Falkensvärd» (2 Bde., Örebro 1844—45) und var allem «Aurora Königsmark» (6 Bde., Örebra 1846—51), welche in seine spätere Lebenszeit fallen, gehören zu den besten Erzeugnissen dieser Gattung in der schwed. Literatur. Außerdem war P. seit 1835 Redacteur des höchst schätzbaren «Biographiskt Lexicon öfver namnkunnige Swenska Män» und nahm erst als Vicepräses, dann, nach Afzelius' Tade, als Varsteher des 1830 zusammengetretenen Literaturvereins den thätigsten Antheil an den von letzterm herausgegebenen Zeitschriften. Auch bearbeitete er viele Artikel für deutsche Werke, wie Ersch und Gruber's «Allgemeine Encyklopädie», das «Canversatians-Lexikon», das «Canversatians-Lexikan der neuesten Zeit und Literatur» u. s. w.

Palmeirim (Luis Augusto), hervorragender partug. Dichter, geb. zu Lissaban 9. Aug.

1825, ein Sohn des Generallieutenants Luis Ignacio Xavier P., der ihn zum Militärſtande beſtimmte und in dem königl. Militärcollegium erziehen ließ. Der Sohn trat aber, nachdem er einige Jahre im Heere gedient, in den Civildienſt über, wurde im Miniſterium der öffentlichen Arbeiten angeſtellt und Mitglied der königl. Akademie zu Liſſabon. Gegenwärtig iſt P. der volksthümlichſte Lyriker Portugals. Seine «Poesias» erſchienen zuerſt in Liſſabon 1851, dann 1853 und 1859 in zweiter und dritter Auflage. Vorzüglich gelingen ihm die patriotiſchen und volksmäßigen Lieder, deren viele ſchon vom Volksmunde geſungen werden, ſodaß man ihn nicht mit Unrecht den portug. Béranger genannt hat. Wie dieſer nimmt auch er den lebhafteſten Antheil an den Kämpfen und Bewegungen des Tages. In einem ſeiner berühmteſten patriotiſchen Gedichte, «Os Desterrados», hat er ſich zum poetiſchen Anwalt ſeiner Parteigenoſſen, der Progreſſiſten, gemacht, indem er das harte Los der 1847 nach Afrika verbannten Theilnehmer einer Militärrevolte beklagt und der Königin Maria darüber energiſche Vorwürfe macht. Dieſes Lied iſt ganz zum Volkslied geworden. Eine eigene Abtheilung ſeiner Gedichtſammlung nannte er «Poesias populares», in der ſich mehrere Gedichte befinden, denen echte Volkslieder zu Grunde gelegt ſind, während er in andern die einfache Naivetät des Volksliedes treffend nachgeahmt hat. P. dichtete außerdem eine ziemliche Zahl «Comedias», darunter «O sapateiro d'escada» (Liſſab. 1856), «Como se sobe ao poder» (Liſſab. 1856). Ueberdies veröffentlichte er Novellen und viele Aufſätze vermiſchten, jedoch meiſt polit. Inhalts in Zeitſchriften.

Palmella (Don Pedro de Souſa-Holſtein, Herzog von), portug. Miniſter, geb. in Turin 1786, machte ſich zuerſt durch die Feſtigkeit bekannt, mit welcher er 1808 auf Napoleon's Frage zu Bayonne: «Nun, ihr Portugieſen, wollt ihr Spanier ſein?» ein ſtolzes «Nein, Sire!» zur Antwort gab. Als portug. Bevollmächtigter wohnte er dem Congreſſe in Wien 1814, ſowie dem in Paris 1815 bei, unterzeichnete die Aechtungsurkunde gegen Napoleon und ging ſodann als Botſchafter nach London, wurde aber ſchon 1816 zum Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten in Braſilien ernannt. 1818 verhandelte er in Paris mit dem ſpan. Geſandten die Irrungen wegen der Räumung von Montevideo. Zur Zeit des Ausbruchs der Revolution in Portugal ſtand der Graf P. als Haupt an der Spitze der Regentſchaft und erhielt als ſolches von der Junta den Auftrag, den König in Rio-Janeiro von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu ſetzen. Nach Aufhebung der Conſtitution von 1822 wurde er 1823 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und Miniſterpräſident, ſowie gleichzeitig zum Marquis von P. ernannt. Auf des Königs Befehl entwarf eine Junta unter P.'s Vorſitz eine conſtitutionelle Charte, die wegen ihrer Freiſinnigkeit vom Könige beiſeite gelegt werden mußte und P. den Haß der Königin und des Generaliſſimus der Truppen, des Infanten Dom Miguel ſowie der apoſtoliſchen Junta und der ſpan. Abſolutiſten zuzog. Durch den Einfluß, welchen der franz. Miniſter, Baron Hyde de Neuville, und der britiſche, Sir Edw. Thornton, jeder für die Zwecke ſeines Hofs, auf das polit. Syſtem des liſſaboner Cabinets übten, kam P. in eine ſchwierige Lage, welche durch die Trennung Braſiliens von Portugal noch verwickelter wurde. Auf Befehl Dom Miguel's wurde er 30. April 1824 verhaftet. Johann VI. ſetzte ihn wieder in Freiheit, verlieh ihm aber nur das Miniſterium des Auswärtigen, während General Pamplona Miniſterpräſident wurde. Seitdem ſchwankte das Cabinet zwiſchen dem brit. Syſtem, dem P. folgte, und dem Frankreichs, bis 15. Jan. 1825 die Auflöſung des Miniſteriums erfolgte. Der Marquis P. behielt Titel und Rang eines Staatsminiſters und ging als Botſchafter nach London. Als nach dem Tode Johann's VI. eine Cabinetsveränderung im Sinne der Conſtitutionellgeſinnten eintrat, wurde P. im Juni 1827 wieder als Miniſter berufen, zog es aber vor, auf ſeinem Geſandtſchaftspoſten zu bleiben. Erſt als Dom Miguel die Conſtitution aufhob, legte auch P. ſein Amt nieder und begab ſich 1828 zur Regentſchaft nach Oporto, mit der er nach England flüchten mußte. Hier trat er wieder, vom Kaiſer Dom Pedro, dem Vater und Vormunde der Königin Donna Maria da Gloria, dazu ernannt, als deren Geſandter bei dem brit. Hofe auf. Dom Miguel hatte ihn 1829 als Hochverräther zum Tode verurtheilen und ſein Vermögen einziehen laſſen; um ſo größeres Vertrauen erwarb er ſich bei den Whigs. Dom Pedro ſtellte ihn ſodann an die Spitze der Regentſchaft auf Terceira, wo P. 15. März 1830 landete und mit Villaflor raſtlos für die Intereſſen der jungen Königin wirkte. Als Dom Pedro im März 1832 auf Terceira die Regierung im Namen ſeiner Tochter übernahm, ernannte er P. zum Miniſter des Auswärtigen und ſendete ihn im Sept. 1832 als Botſchafter nach London, wo er mit vielem Erfolg der Migueliſtiſchen Partei entgegenarbeitete. Zwar fiel er Anfang 1833 bei Dom Pedro in Ungnade; doch ſah dieſer ſehr bald ſeinen Misgriff ein. Im Frühling 1833 begab er ſich nach Oporto, und im Juni begleitete er die Expedition unter dem

Viceadmiral Napier nach Algarbien, wo er an die Spitze der in Faro errichteten Regentſchaft trat. Infolge des Siegs am Cap St.-Vincent über Dom Miguel's Flotte zog er 24. Juli 1833 mit Villaflor in Liſſabon ein, wo nun Dom Pedro die Regierung im Namen ſeiner Tochter übernahm. P. trat nun von ſeinem hohen Poſten ab und wurde zum Herzog von P. erhoben. Nach dem Tode Dom Pedro's beauftragte ihn die Königin mit der Bildung eines neuen Miniſteriums, deſſen Präſident er wurde. Als ſolcher ſetzte er ſehr wichtige Beſchlüſſe bei den Cortes von 1834 und 1835 durch, ungeachtet einer heftigen Oppoſition, welche ſein Gegner Saldanha leitete. Verleumdet und bedroht, vermochte er dem Einfluſſe der Camarilla gegenüber nicht zu hindern, daß 27. Mai 1835 eine Veränderung des Miniſteriums erfolgte, in welchem er zwar das Auswärtige behielt, Saldanha aber Präſident wurde. Infolge der Revolution vom 4. Nov. 1836 mußte P. in England ein Aſyl ſuchen; doch konnte er ſehr bald wieder zurückkehren. Nach dem Sturze des Miniſteriums Joſe Cabral im Mai 1846 trat der Herzog von P. auf kurze Zeit als Präſident an die Spitze des Miniſteriums und übernahm das Portefeuille der Finanzen, während die auswärtigen Angelegenheiten dem Marquis da Saldanha übertragen wurden. (S. Portugal.) P. ſtarb zu Liſſabon 12. Oct. 1850.

Palmen, eine Familie monokotyler, theils zur 21., theils zur 22. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems gehörender Holzgewächſe, deren Arten wegen der Majeſtät ihres Wuchſes und der Anmuth ihrer Formen ſeit dem Alterthum als ein Sinnbild ſtolzer Schönheit und bezaubernder Grazie gegolten haben. Die meiſten P. haben nämlich einen hohen, ſchlanken Stamm mit einer impoſanten Krone rieſiger und ſchöngeformter Blätter an der Spitze, zwiſchen deren Stielen zur Blüte- oder Fruchtzeit die in meiſt hängende und verzweigte, oft ſehr große Kolben geſtellten Blüten oder Früchte hervorragen. Nur ſelten iſt der Stamm oben in einige Aeſte getheilt (z. B. bei der Dumpalme, Hyphaene thebaica L., welche in Oberägypten und Mittelafrika wächſt), oder ganz kurz (z. B. bei der in Südeuropa und Nordafrika einheimiſchen Zwergpalme, Chamaerops humilis L.), noch ſeltener ſehr lang, aber dünn und ſchlingend und kletternd, wie bei den Rotangpalmen (Calamus). Die Rinde der Stämme iſt bald glatt und von den zurückgebliebenen Blattſtielnarben der abgefallenen Blätter geringelt, bald wegen der ſtehengebliebenen Blattſtielbaſen höckerig, ſchuppig oder rauh und uneben. Die meiſt gefiederten oder fächerförmigen, ſehr ſelten einfachen und unzertheilten Blätter haben Stiele, welche am Grunde ſcheidig erweitert, oft mit enorm großen, den Stamm ganz oder theilweiſe umfaſſenden Scheiden verſehen und nicht ſelten mit Stacheln beſetzt ſind. Sie ſind ſpiralig angeordnet und von harter, holziger Textur, daher ſtets mehrjährig, immergrün. Die Blüten zeichnen ſich nicht durch Größe und Schönheit aus, dennoch imponiren die Blütenſtände wegen der meiſt ſehr großen, oft geradezu ungeheuern Menge von Blüten, aus denen ſie beſtehen. Die Blüten ſind in der Regel aus zwei miteinander abwechſelnden, dreigliederigen Kreiſen lederartiger Perigonblätter zuſammengeſetzt und gewöhnlich eingeſchlechtig; doch pflegen die fehlenden Geſchlechtsorgane durch Schuppen oder Knöpfchen angedeutet zu ſein. Die Frucht iſt eine Steinfrucht oder Steinbeere mit fleiſchiger oder faſeriger Außenſchicht und hartſchaligem, am Scheitel oft mit drei Löchern verſehenen Steinkern, welcher den ſtets einen großen Eiweißkörper beſitzenden Samen enthält. Bisweilen erſcheinen die Früchte an der Außenfläche mit großen aneinandergrenzenden Schuppen bedeckt, welcher den Schildern einer Schildkröte ähneln. Dergleichen Früchte beſitzen alle Palmengattungen aus der Abtheilung der Loricatae (gepanzerte), zu denen unter andern die Rotangpalmen und Sagopalmen (Sagus) gehören. Alle übrigen Palmengattungen bilden die zweite Hauptabtheilung: Palmae nudae, nackfrüchtige. Dieſe zerfallen in vier Gruppen: Coryphineae, Borassineae, Coccineae und Arecineae.

Dieſe großartige Familie verleiht der Vegetation der Tropenländer jenen eigenthümlichen Charakter, der jedes Reifenden Gemüth wunderbar ergreift, und nicht mit Unrecht nannte Linné die P. Fürſten des Pflanzenreichs. Der Stamm der P. iſt im Innern weich, markig und nur im Umfange hart, holzig und entbehrt, da er aus zerſtreuten Gefäßbündeln beſteht, der Jahrringe. Die zerſtreuten Gefäßbündel erkennt man recht deutlich auf dem Durchſchnitte verſteinerter Palmenſtämme (der ſog. Staarſteine). Bisweilen iſt der Stamm rübenförmig, bei manchen P. auch in der Mitte verdickt. Er erreicht nicht ſelten eine bedeutende Höhe, wie bei der Wachspalme (Ceroxylon andicola), wo er 160—180 F. hoch wird, bei der wahren Oelpalme und bei dem Drachenrotang (Calamus Draco), bei welchem letztern er gar 600 F. und darüber lang, aber nur einige Zoll im Durchmeſſer dick wird. Die Blätter erreichen zum Theil eine rieſenhafte Größe. Sie ſind an der Kokospalme 12—16 F., bei der Zuckerpalme 15—20 F., bei der echten Sagopalme gar 20—24 F. lang, und bei der gewöhnlichen Fächerpalme

iſt die Blattfläche allein 18 F. lang und 14 F. breit. Die Blüten ſitzen auf großen äſtigen, fleiſchigen Stielen in Rispen, Sträußen u. ſ. w. in oft kaum glaublicher Menge. So trägt nach Humboldt der Stamm einer einzigen Oelpalme an 600000 Blüten. Gemeiniglich ſind ſie diklinisch, ein- oder zweihäuſig und oft auch polygamiſch, ſodaß die Befruchtung hier hauptſächlich durch Wind und Inſekten bewirkt wird. Die Früchte ſind bald nur ſo groß wie Erbſen oder Kirſchen, bald aber auch, ungeachtet der Kleinheit der Blüten, von außerordentlichem Umfange, z. B. an der echten Kokospalme von der Größe eines Menſchenkopfs und bei der Sechellenpalme (Lodoicea Sechellarum) bis zu $1\frac{1}{2}$ F. lang und gegen 20 Pfd. ſchwer. Bisjetzt kennt man gegen 600 Species von P., die mit Ausnahme von etlichen 40 nur zwiſchen den Wendekreiſen vorkommen; am zahlreichſten finden ſie ſich in Südamerika und im tropiſchen Aſien und deſſen Inſeln. Europa beſitzt nur eine einzige wirlich wilde Palme, die gemeine Zwergpalme (Chamaerops humilis L.), die in dürren Gegenden um das Mittelmeer wächſt und gewöhnlich nur 1—2 F. hoch wird, daher keinen Begriff von der impoſanten Schönheit tropiſcher P. geben kann. Ausnahmsweiſe erreicht jedoch auch dieſe Palme eine bedeutende Höhe. (S. Chamaerops.) Die im ſüdlichſten Europa, wie in Spanien u. ſ. w., wachſende Dattelpalme iſt erſt aus Afrika dahin verpflanzt worden und alſo in unſerm Welttheile nicht heimiſch. Manche P. bilden geſchloſſene Wälder, wie die ſüdamerik. Morichipalme (Mauritia flexuosa), andere wachſen vereinzelt, einige in Sümpfen, andere auf dürrem, ſandigem Wüſtenboden. Wenige ſteigen bis auf 8—14000 F. hohe Gebirge empor, wie die von Humboldt entdeckte Andenpalme.

Für diejenigen Völker, die noch auf niedrigerer Bildungsſtufe ſtehen und wenig Pflanzen anbauen, ſind die P. darum von ſo großer Wichtigkeit, weil ſie die Mittel zur Befriedigung mehrfacher Bedürfniſſe darbieten. Die Stämme liefern Material zum Bau der Wohnung und zu verſchiedenen Geräthſchaften; die gewaltigen Blätter liefern eine treffliche, dem Regen und der Sonne lange widerſtehende Bedachung, und auch die langen Dornen mancher Arten ſind zu benutzen. Durch Abſchneiden der jungen Blütenkolben oder durch Einſchnitte in den Stamm erhält man einen moſtartig ſchmeckenden Saft, der ebenſo wie der kalte Aufguß einiger beerentragenden P. mittels Gärung ein weinartiges Getränk gibt, den Palmenwein. Aus der Fruchthülle der in Guinea wachſenden Oelpalme (ſ. d.) und aus den Samenkernen mehrerer anderer P. gewinnt man das in großen Mengen in den Handel kommende Palmöl (ſ. d.). Aus dem Stamme der Andenpalme (Ceroxylon andicola) und der wachsgebenden Schirmpalme (Corypha cerifera) ſchwitzt eine Art Wachs aus, das durch Sieden und Auspreſſen des äußerſten rindenartigen Theils vom Stamme gewonnen und wie Bienenwachs benutzt wird. Die jungen Herztriebe (die unentwickelten Blätter) vieler Arten liefern ein geſundes und ſchmackhaftes Gemüſe, das unter dem Namen Palmenkohl bekannt iſt. Von der größten Wichtigkeit ſind die Früchte der Dattelpalme und der Kokospalme. Die erſtere iſt ein wahrer Baum des Lebens für die Bewohner Aegyptens, Arabiens und Perſiens und in den Wüſten oft die einzige Nahrungsquelle; die andere liefert eins der unentbehrlichſten Lebensmittel der Südſeeinſulaner, deren Exiſtenz auf einigen der zuletzt entſtandenen Eilande faſt ganz von dem Vorhandenſein dieſer Palme bedingt wird. Das amylumreiche Mark der Sagopalme (ſ. d.) und mehrerer anderer P. erſetzt manchen Völkern die Cerealien. Außerdem bietet das Reich der P. in den verſchiedenen Ländern noch mancherlei andere nutzbare Stoffe. Der Baſt der Kokosnüſſe liefert Matten, die Faſern der Blattſtiele der ſeilegebenden Attalea (Attalea funifera) Braſiliens werden dort im Großen zu unverwüſtlichen Tauen geſponnen. Die ſteinharten Nüſſe vieler Arten, von der Elfenbeinpalme (Phytelephas) ſogar die harten elfenbeinartigen Samenkerne, werden von den europ. Drechslern verarbeitet. Aus den Früchten des Drachenrotang wird das im Handel am häufigſten vorkommende Drachenblut gewonnen, und der Saft der Zuckerpalme (Arenga saccharifera), der Brennpalme (Caryota), der gemeinen Fächerpalme (Borassus flabelliformis) und anderer zu Sirup und Zucker eingekocht. Die Stengel und Aeſte der Rotangpalmen werden zu Stöcken und allerhand Flechtwerken verwendet und unter dem Namen Spaniſches Rohr in großer Menge in Europa eingeführt. Die Blätter der gewöhnlichen Schirmpalme (Corypha umbraculifera) dienen in Oſtindien zum Schreiben, und die Bücher der Malebaren beſtehen blos aus ſolchen Blättern, auf welche man mittels eines eiſernen Griffels ſchreibt. Aus den Blättern der rauhhaarigen Strahlenpalme (Taliera sylvestris) auf den ſüdaſiat. Inſeln werden Säcke, Taſchen, Matten, Kleidungsſtücke und Segel verfertigt. In den Gewächshäuſern gehören P. eigentlich zum Luxus, weil ſie theils im Ankaufe theuer ſind, theils, wenn ſie älter werden, beſondere, ſehr hohe und koſtſpielige Häuſer erfordern,

übrigens mit Ausnahme der niedrigbleibenden Arten ſelten blühen. Selbſt im wilden Zuſtande müſſen ſie ausgewachſen ſein und daher 20 und mehr Jahre erreicht haben, bevor ſie zum erſten mal Blüten treiben. Trotzdem fehlt keinem größern botaniſchen und Handelsgarten ein Palmenhaus. Die großartigſten Palmenhäuſer beſitzen die Botaniſchen Gärten von Kew (bei London), Paris, Herrenhauſen (bei Hannover), Berlin und München. Eine vollſtändige Monographie dieſer Familie lieferte von Martius in dem Prachtwerke «Genera et species palmarum» (3 Bde., Münch. 1823—45, mit 219 color. Tafeln, gr. Fol.). Vgl. noch Seemann, «Popular history of the palms» (Lond. 1857, deutſch von Bolle, Lpz. 1859).

Palmenorden, ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft.

Palmer (Chriſtian von), namhafter prot. Theolog, geb. zu Winnenden unweit Stuttgart 27. Jan. 1811, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zu Kloſter Schönthal und im theol. Stift an der Tübinger Univerſität, wo Steudel, Kern, Baur und namentlich Schmid ſeine Lehrer waren. Nach einigen Vicariatsjahren kam er 1836 als Repetent an das tübinger Stift, ging aber ſchon 1839 als Diakonus nach Marbach. 1843 zum zweiten Diakonus an der Hauptkirche in Tübingen ernannt, rückte er 1848 zum Archidiakonus, 1851 zum Dekan auf. Sein tübinger Pfarramt legte ihm zugleich die Pflicht auf, an der Univerſität Vorleſungen über Pädagogik und Volksſchulkunde zu halten. 1852 erhielt P. neben ſeinem Predigtamte eine ord. Profeſſur für Homiletik, Katechetik, Moral und Pädagogik. Außer dieſen Fächern erſtrecken ſich ſeine Vorleſungen auch auf Liturgik, Geſchichte der kirchlichen Muſik und neuteſtamentliche Exegeſe. 1853 wurde er Doctor der Theologie. P.'s wiſſenſchaftliche Arbeiten erfreuen ſich der allgemeinſten Verbreitung. Seine Hauptwerke ſind: «Evang. Homiletik» (Stuttg. 1842; 5. Aufl. 1867), «Evang. Katechetik» (Stuttg. 1844; 5. Aufl. 1864), «Evang. Pädagogik» (Stuttg. 1852; 3. Aufl. 1861), «Evang. Paſtoraltheologie» (Stuttg. 1860; 2. Aufl. 1863), welchen ſich neuerdings noch die «Evang. Hymnologie» (Stuttg. 1865) und «Die Moral des Chriſtenthums» (Stuttg. 1864) anreihten. Außer andern Predigten gab P. auch «Evang. Caſualreden» (4. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1864—65) heraus und betheiligte ſich an der Herausgabe der «Jahrbücher für deutſche Theologie» (ſeit 1856) und der «Encyklopädie für das geſammte Erziehungs- und Unterrichtsweſen» (ſeit 1859). P.'s theol. Richtung iſt die der ſog. Vermittelungstheologie. Charakteriſtiſch für ihn iſt außerdem noch ſein lebhaftes Intereſſe für kirchliche Kunſt und insbeſondere für geiſtliche Muſik. In frühern Jahren hat er ſich ſelbſt als Componiſt von Pſalmen und Cantaten verſucht; auch an dem Zuſtandekommen des würtemb. Landes-Choralbuchs (1843) hat er weſentlichen Antheil. Seit 1853 führt er als Ritter der würtemb. Krone den perſönlichen Adel.

Palmerſton (Henry John Temple, Viscount), brit. Staatsmann, ward 20. Oct. 1784 zu Broadlands in Hampſhire geboren und ſtammte aus einer mit dem berühmten Sir William Temple (ſ. d.) verwandten Familie, die ſich im 17. Jahrh. in Irland niedergelaſſen und 1722 den iriſchen Pairstitel erhalten hatte. In Edinburgh und Cambridge gebildet, trat P. ſehr früh ins öffentliche Leben, kam ſchon 1806 ins Parlament und ward bald in die Verwaltung hereingezogen, an der er anfangs als Lord der Admiralität, dann ſeit 1809 als Kriegsſecretär unter den Miniſterien Perceval, Liverpool und Canning theilnahm. Der Partei der Tories zugezählt und auch in ihrem Sinne thätig, neigte er erſt ſeit 1828 zu den Reformern hin, erklärte ſich für die Katholikenemancipation und ging allmählich, nachdem es ihm mislungen, ſich zwiſchen den ſtreitenden Parteien zu halten, völlig zu den Whigs über. Mit ihrer Geſchichte iſt fortan P.'s Wirkſamkeit aufs innigſte verflochten. Als im Nov. 1830 die Tories fielen, übernahm er in dem neuen Whigminiſterium das auswärtige Departement, half die Reformbill durchſetzen und veranlaßte in der auswärtigen Politik Englands jene Wendung zu den conſtitutionellen Staaten des Weſtens, die ſich in der Quadrupleallianz (ſ. d.), in der Unterſtützung des Repräſentativſyſtems auf der Pyrenäiſchen Halbinſel und der Schlichtung der belg. Angelegenheiten kundgab. Die Thätigkeit der brit. Politik im Orient, erſt die Gegenwirkung gegen den ruſſ. Einfluß, dann der mit Rußland und Oeſterreich geſchloſſene Julivertrag von 1840 zur Unterwerfung Mehemed-Ali's und der Krieg gegen China, war ebenfalls zum großen Theil ſein Werk. In allen dieſen Verhältniſſen ſtach P.'s auswärtige Politik durch ihre zugreifende Raſchheit, aber auch ihren Trotz und ihre oft leidenſchaftliche Unſtetigkeit ſichtbar ab von den bedächtigen Ueberlieferungen ſeiner toryiſtiſchen Vorgänger. Als im Herbſt 1841 die Whigs den Tories weichen mußten, ward auch P.'s polit. Thätigkeit auf ſein Wirken im Unterhauſe beſchränkt, wo er als ſchlagfertiger Redner durch die kühne Gewandtheit des Angriffs und eine geſchickte Benutzung der populären Tagesmeinungen ſich als ein nicht zu verachtender

Gegner bewies. Die Rückkehr der Whigs ins Ministerium (Juli 1846) gab ihm von neuem die Leitung des Auswärtigen in die Hand, und der ehemalige Tory schlug nun einen Weg ein, dessen Nachwirkungen in der polit. Stellung Englands sich noch lange fühlbar machten. Erst überwarf er sich wegen der span. Heirathen mit Ludwig Philipp und trat doch gleichzeitig in der krakauer Angelegenheit den östl. Mächten entgegen; dann vereitelte er in der Schweiz durch eine geschickte Taktik alle Bemühungen der Großmächte zu Gunsten des Sonderbundes und nahm in Italien die vorgeschrittene Reformpartei unter seine Protection. Als dann in Italien und Ungarn die Bewegungen von 1848 losbrachen, that er zwar nichts, um sie kräftig zu unterstützen, aber doch genug, um die brit. Politik mit Oesterreich, Rußland u. s. w. dauernd zu entzweien. Die Art, wie er 1850 gegen Griechenland verfuhr, steigerte die Verstimmung der Diplomatie auf dem Continent, wo die Restauration eben ihren Sieg erfochten, auf den höchsten Gipfel, zumal da er fortfuhr, mit einer gewissen Ostentation seine Sympathie für die überwundenen Träger der Revolution an den Tag zu legen. Schon längst dem Hofe und seinen whigistischen Collegen lästig geworden, ward er (Dec. 1851) aus Anlaß des bonapartistischen Staatsstreichs, den er voreilig billigte, in ungewöhnlicher Weise aus dem Ministerium entfernt, rächte sich aber bald, indem er durch einen geschickten Oppositionsantrag (Febr. 1852) das schwankende Russell'sche Cabinet sprengte. Die Tories, welche folgten, bemühten sich nun, ihn zu gewinnen, was er ablehnte, ohne jedoch die mit ihnen begonnenen Unterhandlungen ganz abzubrechen. Als im Dec. 1852 das Ergebniß der neuen Parlamentswahlen das Toryministerium zum Rücktritt nöthigte, trat er indessen als Staatssecretär des Innern in die aus Whigs und Peeliten neugebildete Verwaltung ein. In dieser Stellung gehörte er zu den Mitgliedern der Cabinets, die am entschiedensten den Krieg mit Rußland befürworteten, und wurde, nachdem die Unglücksfälle des engl. Heers vor Sewastopol den Sturz des Ministeriums Aberdeen herbeigeführt, im Febr. 1855 gleichsam durch Acclamation an die Spitze der Regierung berufen. Obwol der Friede von Paris den Erwartungen der Nation nicht ganz entsprach, blieb doch seine Popularität ungeschwächt, und als 1857 ein von Cobden beantragtes Tadelsvotum im Unterhause durchging, fielen die von ihm ausgeschriebenen Neuwahlen mit ungeheuerer Majorität zu seinen Gunsten aus. Die von ihm nach dem Attentat Orsini's aus Gefälligkeit gegen Napoleon III. eingebrachte Verschwörungsbill erregte zwar im Publikum wie im Parlament eine solche Misstimmung, daß er 20. Febr. 1858 seine Entlassung nehmen mußte, aber schon im Juni 1859 wußte er sich durch eine von ihm bewirkte Coalition sämmtlicher liberalen Fractionen die Premierwürde von neuem zu erobern, die er bis zu seinem Tode behauptete. Im Gegensatz zu frühern Zeiten zeichnete sich seine Politik von nun an mehr durch Vorsicht und Besonnenheit als durch Energie und Kühnheit aus. Die Parlamentsreform, die ihm den Vorwand zur Sprengung des Toryministeriums geliefert hatte, ließ er fallen, suchte die Nation mit materiellen Verbesserungen zufriedenzustellen und vermied sorgsam alle auswärtigen Verwickelungen. Seine diplomatische Intervention zu Gunsten Polens beschränkte sich schließlich auf Proteste, und auch bei dem Kriege der deutschen Mächte gegen Dänemark kam er nicht über Drohungen hinaus, die ohne weitere Folgen blieben. Nur die schon von seinen Vorgängern begonnenen Feindseligkeiten mit China wurden von ihm fortgesetzt und glücklich zu Ende gebracht. Der greise Staatsmann fühlte offenbar das Bedürfniß, den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben, und auch die polit. Parteien schienen sich das Wort gegeben zu haben, die Auskämpfung ihrer Streitigkeiten bis zu seinem Tode zu verschieben. Obwol von den Gebrechen des Alters nicht verschont, bewahrte er bis zuletzt die geistige Frische und den unverwüstlichen Humor, der ihn zum Liebling des Volks machte. Er starb 18. Oct. 1865 nach kurzer Krankheit auf seinem Schloß Brocket-Hall in Hertfordshire und ward in der Westminster-Abtei neben den Gräbern von Pitt und Fox beigesetzt.

Palmöl. Die fleischig-saftigen Hüllen der Steinfrüchte verschiedener Palmen enthalten mehr oder weniger fettes Oel, besonders aber diejenigen der Oelpalmen (s. d.), unter denen die im tropischen Westafrika wild und cultivirt vorkommende Art (E. guineensis Jequ.) das meiste und beste Oel liefert. Ursprünglich benutzte man dieses Oel blos als Surrogat der Butter in der Küche. Seitdem aber die Engländer es verstanden haben, aus P. Lichter und Seife zu fabriciren, hat der Export dieses Oels aus Westafrika und dessen Confinien sehr bedeutende Dimensionen angenommen. (S. Oelpalme.) Das P. ist frisch ausgepreßt butterartig, orangegelb, von süßlichem Geschmack und veilchenartigem Geruch, bei 27° C. schmelzbar und wird leicht ranzig (ranziges Oel schmilzt erst bei 36°). Es besteht aus Elaïn, Margarin und 66 Proc. Palmitin, einem weißen, festen Fett, welches beim Verseifen Palmitinsäure und Glycerin gibt.

Die Farbe des Oels verſchwindet allmählich an der Luft, raſcher durch Einwirkung von Chlor und ſchwefliger Säure. Oel enthalten auch die Samenkerne (die Eiweißkörper des Samens) gewiſſer Palmen, wie z. B. die Kerne der Cocospalme (ſ. d.).

Palmſonntag oder Palmarum (eigentlich dies palmarum) iſt der Sonntag vor Oſtern, ſo genannt von dem Einzuge Chriſti in Jeruſalem, bei welchem demſelben Palmen auf den Weg geſtreut wurden. Ehedem hieß er auch der Blumentag, Blumenſonntag, Grüner Sonntag. In der griech. Kirche wurde er ſchon im 4. Jahrh. gefeiert, während dieſe Feier bis in das 7. Jahrh. in der röm. Kirche ganz unbekannt war; doch ſeit dieſer Zeit verbreitete ſie ſich ſchnell. Jetzt findet am Palmſonntage in der röm. Kirche die Palmweihe ſtatt, indem eine Anzahl Zweige, am Hauptaltar niedergelegt, mit Weihwaſſer, Räucherungen und Segensformeln geweiht und dann unter die Anweſenden vertheilt wird. Die prot. Kirche benutzt Matth. 21, 1 fg. und Joh. 12, 12 als Perikopen für dieſen Sonntag und vollzieht an demſelben in manchen Ländern die Confirmation.

Palmwein. Die Zellen der Blütenſcheiden wol aller Palmen ſind mit einem zuckerhaltigen und daher gärungsfähigen Saft angefüllt. Außerdem enthalten auch die Fruchthüllen und das Gewebe des Stammes mancher Palmen einen ſolchen Saft. Beſonders reich daran ſind aber die Palmyra- oder oſtindiſche Weinpalme (ſ. Borassus), die braſilianiſche Weinpalme (Mauritia vinifera Mart.) und die Cacospalme (ſ. d.). Man trinkt den Saft entweder friſch, als eigentlichen P. oder gegoren als Toddy. Rah wird namentlich der Saft der Weinpalme conſumirt. Man gewinnt denſelben, indem man den Stamm umhaut und in denſelben Löcher ſchlägt. In dieſen ſammelt ſich alsdann der Saft an, welcher wie ſüßer Wein ſchmeckt. Auch gewinnt man denſelben aus den Früchten dieſer ſowie der eigentlichen Mauritiapalme (ſ. d.). Toddy ſowie der aus demſelben durch Einſieden hergeſtellte Palmzucker oder Jaggery wird namentlich aus dem Safte der Blütenſcheiden der Palmyra- und Kokospalme bereitet. Aus 3 Quart Palmyratoddy gewinnt man 1 Pfd. Jaggery. 1849 wurden allein von der Inſel Ceylan 6500 Ctr. Palmyrajaggery ausgeführt. Auch bereitet man aus dem Toddy Eſſig und Hefe. Uebrigens ſchadet das fortgeſetzte Abzapfen des Saftes durch Einſchneiden der zuvor umſchnürten Blütenſcheiden dem Baume; ſogar Palmyrapalmen fallen nach drei Jahren unausgeſetzter Saftgewinnung ein. Der Toddy iſt ein ſtarkes berauſchendes Getränk, der Jaggery eine braune Maſſe. Nicht minder bedeutend iſt die Zuckergewinnung aus dem Safte der männlichen Blütenkolbe der Zuckerpalme. (S. Arenga.) Dieſe wird namentlich auf Java für Rechnung der holländ. Regierung betrieben. Der rohe Saft der Blütenkolben dieſer Palme iſt klar, ſchmeckt wie Maſt und wird auch als Wein getrunken. Der durch Eindicken daraus bereitete Jaggery iſt anfangs ein brauner Sirup, ſpäter eine fettige dunkle Maſſe, jedoch von angenehmem Geſchmack. Auf Java beſchäftigten ſich nach Junghuhn's Mittheilungen 1842 nicht weniger als ſechs Diſtricte der Regentſchaft Bandung mit der Fabrikation des Arengzuckers. Uebrigens gehört aller Palmzucker zu dem gärungsfähigen Zucker oder ſog. Traubenzucker. (S. Zucker.)

Palmyra, in den arient. Sprachen Thadmor, welchen Namen noch heute die Ruinen führen, liegt in einer Oaſe einſam in der ſyr. Wüſte, unter 34° 18′ nördl. Br. und 55° 18′ öſtl. L. Nach der Bibel gründete es Saloma, deſſen Herrſchaft ſich bis an den Euphrat erſtreckte, als Barpaſten gegen die arab. Horden und als Stapelplatz für den Handel zwiſchen dem Mittelmeer und den Euphratländern. P. erſcheint unter dieſem Namen zuerſt in den Kriegen des Antanius gegen die Parther. Später wiſſen wir, daß es Hadrian begünſtigte und ſeinen Namen in Hadrianopolis umwandelte. Unter Caracalla (gegen 212) röm. Colanie mit dem jus italicum, wurde P. einem eingeborenen Senator Odenathus vom röm. Senate übergeben. Odenathus nahm den Königstitel an und ſtiftete das Palmyreniſche Reich, das nach ſeiner Ermordung unter dem Scepter ſeiner Gattin, der berühmten Zenobia (ſ. d.), ſich unabhängig erklärte und erſt nach tüchtiger Gegenwehr von dem Kaiſer Aurelianus 273 zerſtört wurde. Diocletian und ſpäter Juſtinian ſuchten die Stadt wiederherzuſtellen, die nach einmal 744 von den Arabern vernichtet wurde. Die unter dem heutigen Namen Thadmor bekannten, ſehr ſchwer zugänglichen Ruinen ſind erſt 1691 von engl. Kaufleuten aufgefunden, dann ſpäter, ſeit 1751, von Wood und Dawkins erforſcht und beſchrieben worden. Die Reſte, die zu den prachtvollſten und großartigſten des geſammten Alterthums gehören, zeugen von der hohen Blüte der palmyreniſchen Geſittung. Unter denſelben zeichnet ſich namentlich ein Baalstempel aus. Von der Literatur iſt außer einigen Inſchriften in einem aramäiſchen Dialekte nichts erhalten. Vgl. die Werke von Wood, St.-Martin, Abraham Seller, Porter, Irbi und Mangles u. ſ. w.

Palomino de Velasco (Don Antonio), einer der ausgezeichnetſten Maler Spaniens,

wurde 1653 zu Bajalanca, unweit Cordova, geboren. Er ſtudirte zu Cordova; da ihn aber ſeine Neigung mehr zur Kunſt hinzog, ſo nahm er bei Valdes Unterricht und bildete ſich zum Maler aus. 1678 ging er nach Madrid, wo er durch den berühmten Maler Coello dem Könige Philipp IV. vorgeſtellt wurde, der ihn mit der Ausführung der Fresken in der Hirſchgalerie im Prado beauftragte. P. wählte zu ſeinen Darſtellungen die Fabel der Pſyche und gewann ſich damit die vollkommene Zufriedenheit des Königs, der ihn bald nachher zu ſeinem Hofmaler ernannte und ihm 1690 einen anſehnlichen Jahresgehalt gab. Mit ſeinem Rufe ſtieg die Zahl der ihm übertragenen Arbeiten; namentlich hatte er für Valencia, Salamanca, Granada und Cordova viele Aufträge. Nach dem Tode ſeiner Frau trat er in den geiſtlichen Stand und ſtarb zu Madrid 13. April 1726. Er iſt ausgezeichnet in der Perſpective ſowie im Colorit; dagegen hat man ihm nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er die Figuren, ſelbſt in ſeinen großartigſten Werken, häufig mit zu großer Treue aus der gemeinen Wirklichkeit entlehnt habe. Sein Werk «El museo pictorico y escala optica» (3 Bde., Madr. 1715—24), das eine Anleitung zur Malerei und die Lebensbeſchreibungen der berühmteſten ſpan. Künſtler enthält, wurde von Quilliet, trotz mancher darin ſich vorfindenden Unrichtigkeit, als Grundlage zu ſeinem «Dictionnaire des peintres espagnols» (Par. 1816) benutzt. Auch P.'s Sohn widmete ſich der Malerkunſt und unterſtützte den Vater häufig bei ſeinen Arbeiten.

Paludan-Müller (Frederik), einer der bedeutendſten dän. Dichter, geb. 7. Febr. 1809 zu Kjerteminde in Fünen, wo ſein Vater Johann P., ſpäter Biſchof von Aarhuus und literariſch unter anderm durch eine Schrift «Om Martenſens chriſtelige Dogmatik» (Kopenh. 1850) bekannt, damals Geiſtlicher war, bezog, auf der Schule zu Odenſe vorgebildet, 1828 die kopenhagener Univerſität, wo er bereits durch einige Romanzen, zu denen ihn eine Preisaufgabe veranlaßt hatte, das Gedicht «Raab til Polen» (1831), beſonders aber durch das treffliche Schauſpiel «Kjärlighed ved Hoffet» (1832) die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zog. Seinen Dichterruf begründete er jedoch durch «Dandſerinden» (1833), ein Gedicht in drei Geſängen, voll von Witz und Laune bei Phantaſie und gedankenreichem Ernſt, mit dem er ſeinerzeit den rauſchendſten Beifall erntete. Nicht minder gilt dies von «Amor og Pſyche», einem reizenden, idylliſch-lyriſchen Drama (1834), welchem, außer der minder bedeutenden poetiſchen Erzählung «Zuleimas Flugt» (1835), dem bitter polemiſchen Gedicht «Trochäer og Jamber» (1837) und «Cola de Rienzi» (1838), die «Poeſier» (2 Bde., 1836—38) folgten. Letztere enthalten neben «Poetiſke Fortällinger» (worunter «Veſtalinden» und «Donna Roſa») und «Blandede Digte» die dramatiſchen Poeſien «Eventyr i Skoven», «Alf og Roſe» und das an ſchönen Partien reiche Schauſpiel «Fyrſte og Page». Ein Fortſchritt in des Dichters geiſtiger Entwickelung zeigte ſich nach ſeiner Rückkehr von einer Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, die Niederlande, Schweiz und Italien, die er nach ſeiner Verheirathung 1838—40 unternommen hatte, zuerſt in dem dramatiſchen Gedicht «Venus» (1841), das ſich zwar weniger durch Tiefe der Gedanken als vielmehr durch Glanz der Form und Darſtellung auszeichnet. Von P.'s ſpätern poetiſchen Arbeiten ſind noch hervorzuheben «Dryadens Bryllup» (1844) und «Thiton» (1844), eine höchſt inhaltsreiche Compoſition; ferner «Luftſkipparen og Atheiſten» (1853), «Tre Digte» (1854; 2. Aufl. 1857), «Nye Digte» (1861), «Paradiſet» (1862), «Ungdomsſkilden» (1865), denen ſich neuerdings der Roman «Ivar Lykkes Hiſtorie» (1866) anſchloß. P.'s Hauptwerk jedoch, ſowie zugleich die bedeutendſte Schöpfung der neueſten dän. Poeſie iſt «Adam Homo» (3 Bde., Kopenh. 1841—49; 4. Aufl., 2 Bde., 1863), ein didaktiſch-humoriſtiſches Werk, welches ſchon mehrfach mit dem «Don Juan» Lord Byron's verglichen worden iſt. P. verſucht in demſelben ein Bild des Menſchen zu entwerfen, wie er ſich für ſeine Beſtimmung in des Lebens Schule gegenüber den Zweifeln und Anfechtungen entwickelt und geſtaltet hat. Seine frühern Dichtungen hat P. ſelbſt in den «Ungdomsarbeider» (Bd. 1, 1847; 2. Aufl. 1861; Bd. 2, 1859) zuſammengeſtellt. — Sein älterer Bruder, Kaspar Peter P., geb. 25. Jan. 1805 zu Kjerteminde, ſeit 1829 Lehrer an der Kathedralſchule zu Odenſe, ſeit 1852 Profeſſor und ſeit 1853 Rector an der Kathedralſchule zu Nykjöbing, hat ſich als Geſchichtsforſcher einen geachteten Namen erworben. Seine bedeutendſten Schriften ſind «Jens Anderſen Veldenak» (2. Aufl., Odenſe 1837), «Cola de Rienzi» (Odenſe 1838), «Onderſögelſe om Machiavel ſom Skribent» (Odenſe 1839) und vor allem «Grevens Feide» (2 Bde., Kopenh. 1853—54).

Pampa, ein Wort der Kechuaſprache, welches Ebene oder Feld heißt. Obgleich der Ausdruck im allgemeinen nur für baumloſe Flächen gebraucht wird, ſo werden doch durch daſſelbe auch mit Urwald bedeckte, weite, ebene Landſtriche bezeichnet, z. B. die P. del Sacramento

zwiſchen den oſtperuan. Flüſſen Ucayali und Huallaga. Dem Begriffe nach iſt P. gleichbedeutend mit Parano und Llano; letztere beiden Bezeichnungen für Ebenen werden vorzüglich im nördl. und nordöſtl. Südamerika gebraucht, während der Ausdruck P. mehr im übrigen ſpan. Südamerika gebräuchlich iſt. In den Ländern der Weſtküſte Südamerikas werden alle größern oder kleinern Ebenen mit dem Worte P. bezeichnet (ähnlich wie in Braſilien ebene, beſonders hochgelegene Landſtrecken Chapadas genannt werden). Das Wort kommt auch in einer Anzahl von Namenzuſammenſetzungen vor, bei deren Mehrzahl die Spanier das harte p in ein weiches b umwandelten, z. B. Riobamba, Apolobamba, Monobamba, Moyobamba; bildet das Wort P. den erſten Theil der Zuſammenſetzung, ſo bleibt das p unverändert, z. B. Pampamayu, Pampachaca, Pampahuaſi. Pampas nennt man ſpeciell den ausgedehnten, größtentheils ebenen Landſtrich, der vom La-Plataſtrom und den Gebirgen von Cordova im Norden bis zum Rio-Negro in Patagonien im Süden, und vom Atlantiſchen Ocean im Oſten bis faſt an den Fuß der Anden im Weſten ſich ausdehnt. Sie beſtehen in ihrer größten Ausdehnung aus thonſandigem Diluvialboden, ſind meiſtens mit Gras bedeckt, das im Hochſommer abdorrt, ziemlich fruchtbar und ernähren zahlloſe Heerden von Rindern und Pferden und in neuerer Zeit auch von Schafen; ferner auch Guanacos, Pampahaſen, Strauße u. ſ. w. Das Trinkwaſſer der Pampas iſt faſt durchaus ſalzhaltig. Große Strecken der Pampas ſind gänzlich waſſerlos und mit Salzlagern bedeckt (Atravesias). Die ſpärliche Vegetation von Bäumen und Sträuchern zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß faſt alle Arten mit Stacheln verſehen und in der Regel kleinblätterig ſind. In den Pampas befinden ſich einzelne geſchloſſene Ortſchaften und eine ziemlich große Anzahl von Gütern (Estancias), auf denen hauptſächlich Viehzucht getrieben wird. Die Bewohner (Abkömmlinge von Spaniern und Indianern) heißen Gauchos (ſ. d.). In den ſüdlichen Theilen der Pampas hauſen noch viele wilde Indianer, die in faſt ununterbrochenen Feindſeligkeiten mit den übrigen Anſiedlern leben. Schilderungen der Pampas haben Miers, Schmidtmeyer, Burmeiſter, Tſchudi und andere Reiſende gegeben; wiſſenſchaftlich wurden ſie von d'Orbigny und Darwin durchforſcht.

Pamphlet, vielleicht von dem griech. pamphlektos, alles verbrennend, iſt an ſich gleichbedeutend mit Broſchüre und Flugſchrift (ſ. d.), inſofern es Schriften von kleinerm Umfange bezeichnet, welche, durch Ereigniſſe und Intereſſen der Gegenwart veranlaßt, nur dieſe zu ihrem Gegenſtande haben. Der Name P. wird indeſſen für Flugſchriften über polit., religiöſe und perſönliche Angelegenheiten vorzüglich dann gebraucht, wenn dieſelben den Charakter von Streitſchriften annehmen, ſodaß P. mitunter auch wol faſt gleichbedeutend mit Schmähſchrift, Libell iſt.

Pamphylien, eine ſchmale Küſtenlandſchaft im ſüdl. Kleinaſien, am Südabhange des Taurusgebirgs, im W. an Lycien, im N. an Piſidien, im O. an Cilicien grenzend, im S. von einer weiten Meeresbucht, dem Pamphyliſchen Golf (Golf von Adalia), beſpült. Die Bevölkerung ſcheint ein Gemiſch von indogerman. und ſemit. Elementen geweſen zu ſein; mehrere Städte, wie Perge, Aſpendos, Side, Cibyra und das jüngere Attalia, waren mehr oder weniger helleniſirt. Früher ein Beſtandtheil des großen Perſiſchen Reichs, kam P. dann an das Syriſche Reich, ſpäter an das von Pergamon und mit dieſem an Rom und wurde mit Piſidien und Iſaurien zu einer Provinz vereinigt, zu der ſpäter auch noch ein Theil von Lycien kam.

Pamplōna, eine ſpan. Provinz, welche im ganzen dem Königreich Navarra (ſ. d.) entſpricht, wird im N. durch die Pyrenäen von Frankreich, im S. durch den Ebro von Altcaſtilien geſchieden, im W. von den Baskiſchen Provinzen und im O. von Aragonien begrenzt und zählt (1864) auf $190^{1}/_{10}$ Q.-M. 310944 E. Das Land iſt mit Ausnahme der Cuenca (der centralen Ebene von P.) und der Ribera (der ſüdlichen, an den Ebro grenzenden Gegend) ſehr gebirgig, beſonders im N. und NO. in der Montaña, im ganzen weniger bevölkert als die Baskiſchen Provinzen und daher auch nicht ſo ſorgfältig angebaut. Die Montaña beſteht aus großen, fruchtbaren Paralleltälern und iſt reich an Waſſern, Waldungen, Metallen und Mineralien. Die größte Ertragsfähigkeit hat der Boden in der Ribera und um Pamplona, doch fehlt hier die Waldung. Am geringſten iſt der Boden ſüdlich des Aragon, wo ſich die öden, kahlen, ſalzigen Steppen von Navarra ausbreiten. Das Land wird von vielen Flüſſen, meiſt Zuflüſſen des Ebro, durchſchnitten und bewäſſert. Die hauptſächlichſten Bodenerzeugniſſe ſind in der Ribera Wein, Mais und Oel, ſonſt Weizen, Gerſte, Roggen, Hanf und Flachs; in der Montaña Aepfel, Kaſtanien, Walnüſſe, überall Gemüſe und Gartenfrüchte. Man zieht Rinder, Pferde und Schafe; die Waldungen ſind reich an allerlei Wild. Die Induſtrie, früher ſehr unbedeutend, hat ſich gleich dem Ackerbau und dem Handel in neuerer Zeit durch die Eröffnung mehrerer Eiſenbahnen ſehr gehoben. Die Haupterzeugniſſe ſind Roheiſen, Ziegel, Glas, Papier,

Leder, Seife, Chocolade und Nudeln. Die jetzigen Navarresen, aus der Vermischung der alten Basken mit den Westgothen während des Kampfes gegen die Herrschaft der Araber hervorgegangen, sind stark gebaut, abgehärtet, sehr behend, geborene Jäger, Schmuggler und Soldaten. Die Bergbewohner leben einfach, mäßig und streng sittlich; die Bewohner der Ribera sind roh und dem Trunk ergeben. Außer in der Montaña, wo die Sprache mit baskischen Wörtern vermengt ist, wird nur castilianisch gesprochen. Gleich den Basken hängen die Navarresen mit großer Liebe an ihrer Heimat und ihren Gebräuchen, zeigen sich überhaupt sehr conservativ und waren daher stets die eifrigsten Vertheidiger der absoluten Monarchie gewesen. Obwol seit 1512 auf immer mit der Krone Castilien vereinigt, behielten sie doch ihre Fueros, Verfassung und innere Verwaltung, welche mit derjenigen der Baskischen Provinzen viel Aehnlichkeit hatte, verloren aber diese Vorrechte infolge des Karlistenkriegs, wo das Land der eigentliche Herd des Aufstandes war. Seitdem bildet es eine gewöhnliche span. Provinz.

Pamplona, Hauptstadt und Festung der gleichnamigen span. Provinz oder des ehemaligen Königreichs Navarra, ist Sitz des Generalkapitäns (früher Vicekönigs), eines Bischofs, des Obergerichtshofs (Audiencia) und anderer Provinzialbehörden und liegt in 1404 F. Seehöhe auf einer Anhöhe am linken Ufer des Ebrozuflusses Arga und an der Eisenbahn, inmitten einer ringsum von Vorbergen der Pyrenäen umgebenen fruchtbaren und gutbebauten Hochebene. Die ziemlich regelmäßig gebaute Stadt hat drei schöne Plätze, darunter die Plaza de Castillo, einer der schönsten in Spanien, viele stattliche Häuser, eine Dom-, vier Pfarr- und mehrere andere Kirchen, zwölf ehemalige Klöster, ein Findelhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Theater, eine schöne Promenade (La Taconera) innerhalb und drei andere außerhalb der Wälle. Von den vielen Springbrunnen erhalten fünf das Wasser durch einen 3 Leguas langen, im vorigen Jahrhundert kunstvoll erbauten Aquäduct. Außerdem besitzt die Stadt ein bischöfl. Seminar, ein Instituto (Gymnasium) mit einer naturhistor. Sammlung, einer Bibliothek und einem kleinen Botanischen Garten, eine Normalschule zur Heranbildung von Lehrern, eine mathematische und Zeichenschule, ein medicin.-pharmaceutisches Collegium sowie guteingerichtete Elementar- und Freischulen. Die sehenswerthesten Gebäude sind die große goth. Kathedrale, 1397 von König Karl III. von Navarra begonnen, im wesentlichen ein Werk des 15. Jahrh., mit architektonischen Eigenthümlichkeiten, den Gräbern Karl's III. und anderer Könige, dem Saal, worin sich früher die Cortes von Navarra versammelt, und einer schönen Façade; die Kirchen San-Nicolas und San-Saturnino, jede mit architektonischen Eigenheiten; der Palast des Vicekönigs; der in neuester Zeit erbaute Gouvernementspalast. Die Befestigungen sind sehr unregelmäßig. Doch wird die Stadt an der Südseite von einer unter Philipp II. erbauten Citadelle zu einer starken Festung gemacht, welche als Schlüssel Navarras und als Beherrscherin des dortigen Straßenknotens von großer strategischer Bedeutung ist. P. zählte (1860) 22896 E., welche Tuch, Leder, Wachs, Guitarrensaiten, Töpfer- und Steingutgeschirr fabriciren, Handel mit Wein und andern Producten treiben und eine auch von Franzosen besuchte Messe (29. Juni bis 18. Juli) unterhalten. Im Alterthum hieß die Stadt Pompelon, im Lande der Vasconen. 755 wurde die empörte Stadt von den Arabern belagert, welche dann Alfons I. von Oviedo schlug. 778 entriß sie Karl d. Gr. den Arabern, wurde aber auf dem Rückzuge im Pyrenäenthale Roncesvalles (s. d.) geschlagen. Dann belagerten sie 907 die Araber von Saragossa, fahen sich aber von Sancho von Navarra besiegt. 1521 erlitten die Einwohner unter dem Grafen von Foix eine Niederlage durch die Spanier. Auf Befehl Karl's IV. ward die Stadt 1808 den Franzosen übergeben, die sie nun stärker befestigten und bis zur Capitulation 31. Oct. 1813 nach 14monatlicher Blokade behaupteten. Am 18. Sept. 1823 nahmen sie die Franzosen unter Lauriston nach 14tägiger Belagerung und lebhafter Beschießung durch Capitulation. Im Karlistenkriege 1833—40 blieb P. in den Händen der Christinos. Ende Sept. 1841 suchte deren General O'Donnel vergebens sich ihrer zu bemächtigen; doch trat sie 1843, wie die übrigen Festungen Spaniens, auf die Seite der Königin Christine. Dagegen erklärte sie sich im Juli 1854 für den Aufstand O'Donnel's.

Pan, ein griech. Gott der Alpweiden und Bergwälder, Schützer der Hirten und Heerden, Liebhaber der Nymphen der Gebirge, mit denen er fröhliche Tänze aufführt oder sie durch die Töne der von ihm erfundenen Syrinx (Hirtenpfeife) ergötzt, aber auch furchtbar in seinem Zorn, wenn ein Sterblicher es wagt, in heißer Mittagszeit, wo er schlummert, die Ruhe der Waldeinsamkeit zu stören. Der älteste und Hauptsitz seiner Verehrung war das wald- und weidereiche Arkadien, besonders die Gegenden um das Lykäon, die Kyllene und die mänalischen Gebirge. Hier sollte er von Hermes mit der Tochter des Dryops (Eichmanns, zugleich des

Repräſentanten des Stammes der Dryaper) erzeugt worden ſein, zum Schrecken der Mutter, welche über die aus menſchlicher und thieriſcher Bildung gemiſchte Geſtalt des Kindes (P. erſcheint durchgängig mit Ziegenfüßen, Backsbart und Hörnern am Haupt) ſich entſetzte, aber zur Freude des Vaters und der andern Götter, beſanders des Dianyſos, der ihn mit den Satyrn (ſ. d.) in ſeinen ausgelaſſenen Kreis (den bacchiſchen Thiaſas) aufnahm. Van Arkadien aus wurde der Cult des P. nach den meiſten Gegenden Griechenlands verbreitet und der Gatt meiſt in Verdindung mit den Nymphen, auch mit Dionyſas und der Kydele (der graßen Göttermutter) verehrt. In Athen fand er ſeit der Schlacht bei Marathon (in welcher er zum Sieg über die Feinde beigetragen haben ſollte) Aufnahme, und zwar wurde ihm eine Grotte am nardweſtl. Fuße des Akropolis (Pansgratte) geweiht und ſein Feſt jährlich als das einer Lichtgattheit mit Fackelläufen gefeiert. Die bildende Kunſt hat ihn häufig dargeſtellt, theils in Verdindung mit den Nymphen, theils als Glied des bacchiſchen Thiaſas, in ſpäterer Zeit nicht ſelten van Frauen und Kindern der gleichen hald menſchlichen, halb thieriſchen Bildung (Paniskken und Paniskinnen) umgeben. Die ſpätere philaſaphiſch-allegoriſche Auffaſſung der griech. Valksreligian hat ihn, geſtützt auf eine falſche Etymalagie, indem man den Namen mit to pan, d. i. das All, in Zuſammenhang drachte, zu einem Gott des ganzen Weltalls gemacht. P. galt überdies als Däman eines entſetzlichen Grauens, des Paniſchen Schreckens, und inſofern als ein ſiegreicher Feindedezwinger. In dieſer Beziehung wird ihm eine furchtbare Stimme deigelegt. Auch erzählt man, er habe das Blaſen auf der Seemnſchel erfunden, und durch den dadurch hervargedrachten Lärm deim Kampfe der Götter mit den Titanen letztere in Schrecken und in Flucht verſetzt. Unter dem Ausdrucke Paniſcher Schrecken oder Panik (engl. panic) verſteht man nach einen plötzlichen, aber dlinden Lärm, eine allgemeine, doch grundloſe Beſtürzung.

Panacea (griech. Panakeia, d. i. die Allesheilende) war der Name der Gättin der Geneſung, einer Tochter des Aesculap, welche in den ſpätern Zeiten von Dichtern und Künſtlern gefeiert wurde. Mit demſelden Namen denannte man nachher ein jedes Mittel, welches gegen alle Krankheiten helfen ſallte, eine Univerſalmedicin, und mehrere der van den Alchemiſten des Mittelalters erfundenen derartigen Mittel, z. B. die Panacea mercurialis, Panacea duplicata, Panacea Glauberi u. ſ. w., welche ſich in vielen Fällen als wirklich heilkräftig answieſen, findet man auch gegenwärtig noch zum Theil unter dieſer zu viel verſprechenden Benennung aufgeführt.

Panamá heißt die Landenge, die Mittel- und Südamerika verdindet und zum Staate Iſtma oder Panama der Föderativrepublik Columdia (Neugranada) gehört. Die Landenge iſt auch unter dem Namen Iſthmus van Darien bekannt. Der ſpan. Conquiſtadar Nuñez de Balbaa war der erſte Europäer, der ſie 1513 vam Atlantiſchen zum Stillen Ocean überſchritt. An der ſchmalſten Stelle hat die Landenge nur 6 M. Breite. Die das weſtl. Südamerika von Narden nach Süden durchſchneidende Cordillera zeigt hier eine ſo graße Depreſſian, daß die höchſten Hügelketten nicht über 1000 F. meſſen, und ſehr tiefe Einſattelungen häufig vorkammen. Die Oberfläche iſt wellenförmig und zum größern Theile mit Urwald dedeckt. Der Baden, beſtehend aus Parphyr- und Trappfarmationen, Baſalten, Grauwacke und Kalkſteinen, iſt waſſerreich und fruchtdar, aber nur in ſehr geringer Ausdehnung cultivirt, da die Bevölkerung des Landes ſpärlich und dabei ſehr träge. Als die Dampfverbindung längs der Weſtküſte Südamerikas und zwiſchen Eurapa und Chagres eröffnet wurde, denutzten zahlreiche Reiſende den Landweg über P. zur Reiſe von der Weſtküſte und umgekehrt. Dieſer Weg war aber eine kaſtſpielige, mühevolle und unbequeme Taur, da die Reiſenden van den Prellereien der Arieras und dem ungeſunden Klima viel zu leiden hatten, zwei dis drei Tage auf elender Straße reiten und eine läſtige Flußſchiffahrt in Canaen zurücklegen mußten. Es dildete ſich daher in Neuyark eine Geſellſchaft, um den Bau einer Eiſenbahn über den Iſthmus, der ſag. Panamabahn, vorzunehmen. Die Vereinigten Staaten hatten dereits 10. Juli 1848 einen Freundſchafts- und Handelsvertrag mit der damaligen Repudlik Neugranada abgeſchlaſſen, der auch den Schutz einer etwa zu bauenden Eiſendahn garantirte. Die Geſellſchaft ſchlaß ſadann mit der neugranadenſiſchen Regierung einen Vertrag, der 4. Juni 1850 vam Cangreß in Waſhingtan beſtätigt ward. Die Eiſendahnarbeiten wurden hierauf im Mai 1850 van den Ingenieuren Jahn Trautwine und James Talwine mit wenigen Indianern auf der Inſel Manzanilla, zwiſchen der Liman- oder Navybai und der Manzanilladai an der Oſtkiſte des Iſthmus, begannen. Unter der Oberleitung des ausgezeichneten Ingenieurs Calonel Totten nahmen die Arbeiten einen raſchen Fortgang. Man überwand die gewaltigen Schwierigkeiten mit der größten Fachkenntniß, und ſchon im Oct. 1851 fuhr die erſte Locamotive nach der 8 engl. M. entfernten Station Catun. Am 28. Jan. 1855 wurde der Schienenweg zwiſchen beiden Oceanen eräffnet. Am Anfangspunkt

der Bahnlinie liegt die Stadt Aſpinwall (ſ. d.) oder Colon. Der Ort verdankt ſeinen Urſprung und ſein raſches Aufblühen der Eiſenbahn und führt ſeinen Namen nach William H. Aſpinwall, einem der Gründer des Eiſenbahnunternehmens. Die Bahnlinie von Aſpinwall nach Panama mißt 47½ engl. M. Der höchſte Punkt, den die Bahn überſchreitet (the sumit), liegt 10½ M. von der Stadt Panama (ſ. d.) entfernt und iſt blos 262 F. über dem Meere erhaben. Die Koſten des Geſammtbaues der Bahn beliefen ſich auf 8 Mill. Dollars. Man legt die Strecke zwiſchen dem Atlantiſchen und dem Stillen Ocean auf dieſem Schienenwege mit dem gewöhnlichen Train in 2½ St. zurück; die Fahrpreiſe ſind aber ſehr hoch. Das Unternehmen hat bisher einen ſehr günſtigen Erfolg gehabt, da ſich der Verkehr von Jahr zu Jahr ſteigerte. Das Project eines Durchſtiches der Landenge, um ſelbſt Schiffen großen Tonnengehaltes die ununterbrochene Fahrt zwiſchen beiden Oceanen auf dieſem Wege zu ermöglichen, wurde zuerſt 1828 vom General Bolivar gefaßt, der den engl. Ingenieur Lloyd mit den Terrainunterſuchungen betraute. Bisher iſt man aber noch nicht über das Stadium der Unterſuchungen herausgekommen. Eins der beſten Projecte ſcheint das von N. Garella zu ſein, der den Kanal von der Bai del Vacca del Moute im Stillen Ocean nach Dos Hermanos am Rio de Chagres führen will. Die Unkoſten des Baues dieſes Kanals ſind auf 80 Mill. Fl. veranſchlagt. Vgl. Wagner, «Beiträge zu einer phyſiſch-geogr. Skizze des Iſthmus von P.» (Gotha 1861).

Panamá, Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz des zur Föderativrepublik Columbia (Neugranada) gehörigen Staats Iſtmo oder Panamá. Die Stadt liegt auf einer in die Südſee vorſpringenden Landzunge und war zur Zeit der Spanier eine der bedeutendſten Städte des ſpan. Amerika. Die alte Stadt P. lag 4 engl. M. nördlich von der jetzigen und wurde 1680 vom Buccanier Morgan erobert und zerſtört. Auf Befehl der ſpan. Regierung legte man die neue Stadt an ihrer jetzigen Stelle in großem Maßſtabe an und umgab ſie mit ſtarken Wällen; ſie wurde aber im vorigen Jahrhundert dreimal durch Feuersbrünſte zum größten Theile in Schutt verwandelt. Von der Zeit der Unabhängigkeit an gerieth ſie mehr und mehr in Verfall, bis ſie 1842, als eine Dampfverbindung zwiſchen Chile, Peru und P. einerſeits und Europa und Chagres (ſ. d.) andererſeits errichtet wurde, wieder einigen Aufſchwung gewann, der aber erſt durch die Eröffnung der Eiſenbahn über den Iſthmus größere Dimenſionen annahm. Die Rhede bietet einen ſichern Ankergrund; die Schiffe müſſen aber wegen der flachen Ufer in bedeutender Entfernung vom Strande vor Anker gehen. Sie iſt durch eine Anzahl von Inſeln geſchützt, von denen die bedeutendſte, Taboga, als Depot der engl. Dampfercompagnie benutzt wird und große Etabliſſements enthält. An den fernern Inſeln wird eine ſchwunghafte Perlfiſcherei betrieben. Von den 13 Kirchen und Klöſtern der Stadt iſt nur die im Renaiſſanceſtile hübſch aufgeführte Kathedrale noch gut erhalten; die übrigen ſind ganz oder zum Theil in Ruinen. Die Kirche Sta.-Anna wurde 1854 durch Feuer zerſtört. Die Straßen ſind regelmäßig, die Häuſer meiſtens aus Stein von ſolider Bauart. Der Groß- und Detailhandel ſowie die Gaſthöfe u. ſ. w. der Stadt ſind faſt ausſchließlich in Händen von Europäern und Nordamerikanern, deren Anzahl aber ziemlich beſchränkt. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf etwa 12—13000. Dieſelben ſind zum großen Theile Miſchlinge von Negern, Indianern und Weißen, eine träge, rohe und bösartige Bevölkerung. Der Bahnhof von P. war 15. April 1856 der Schauplatz von empörenden Mordſcenen, indem aus einer äußerſt geringfügigen Urſache die farbige Bevölkerung der Stadt ihrem langverhaltenen Grolle gegen die verhaßten Nordamerikaner Luft machte. Man fiel über die wehrloſen Reiſenden her, die mit dem Dampfer Illinois aus Californien angelangt waren und auf der Eiſenbahn nach Aſpinwall transportirt werden ſollten, wobei 12 davon ſowie 2 in P. anſäſſige Ausländer ermordet und 15 andere zum Theil tödlich verwundet wurden. — Der Staat P. oder Iſtmo, eins der neun Glieder der Conföderation von Neugranada (ſ. d.) oder Columbia, begreift den ſchmalſten und öſtlichſten Abſchnitt von Centralamerika, der ſich zwiſchen dem Karaibiſchen Meere im N. und dem Großen Ocean im S. 90—100 M. hinzieht und im W. an Coſta-Rica, im O. an den neogranadiniſchen Staat Antioquia grenzt. Das Areal wird neuerdings auf 1501,4 Q.-M. berechnet, die Bevölkerungsziffer auf 165729 (für 1858) oder 173729 (für 1864) angegeben (ohne die wilden, auf 6000 Köpfe geſchätzten Indianer). Früher zerfiel das Staatsgebiet in die vier Provinzen P., Azuero, Veragua und Chiriqui. Durch die Verfaſſung von 1855 wurde die Eintheilung in ſieben Departements eingeführt. Dieſelben ſind 1) Colon mit der gleichnamigen Hauptſtadt und den Hafenorten Portobelo (1190 E.), Chagres (1000 E.) und Palenque (mit 250 E.); 2) P. mit der Hauptſtadt des Staats; 3) Coclé mit der Hauptſtadt Nata, 2 M. oberhalb der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, mit 8000 E.; 4) Los Santos mit der gleichnamigen Ciudad

van 6223 E.; 5) Herrera mit dem Hauptorte Pesé (4732 E.); 6) Fabrega mit der Hauptstadt Veragua von 6121 E. und dem Seehafen Montijo (2000 E.); 7) Chiriqui, der Westen des Staats, mit der Hauptstadt David von 4625 E. und den Hafenplätzen Alanje (3149 E.), Remedios (1584 E.) und Bocas del Toro (625 E.).

Panard (Charles François), ein heiterer franz. Volksdichter, geb. 1694 zu Courville bei Chartres, hat sich durch eine überaus große Zahl trefflicher Chansons sowie durch eine Anzahl komischer Opern berühmt gemacht. Außerdem schrieb er mehrere Komödien, die nicht minder reich an witzigen Zügen sind. Seine Werke erschienen als «Théâtre et oeuvres diverses» (4 Bde., Par. 1763); Armand Gouffé veranstaltete eine Auswahl derselben (3 Bde., Par. 1803). Er dichtete seine Couplets meist beim Weine; man konnte ihn aus dem Schlafe wecken und einen Vers von ihm verlangen, er hatte stets ein Impromptu bereit. Marmontel nannte ihn «le père de la chanson morale et le Lafontaine du vaudeville». Die Leichtigkeit, mit der er schrieb, hat aber auch Nachlässigkeiten aller Art und selbst Sprachfehler in seinen Werken veranlaßt. Er war das vollkommene Muster eines Gesellschaftsdichters unter dem Ancien régime, lebte ganz von der Gunst vornehmer Gönner und starb zu Paris 13. Juni 1765.

Panathenäen (griech. Panathenäa), das Hauptfest der Athena in Athen, das seit den ältesten Zeiten (nach der gewöhnlichen Tradition seit Theseus, während andere den Erichthonios als den Stifter des Festes nennen) alljährlich gegen Ende des attischen Monats Hekatombäon (vom 25. bis 28., d. i. um Mitte August nach unserm Kalender) mit Opfern, Spielen und feierlichen Aufzügen gefeiert wurde. Wahrscheinlich durch Peisistratos wurde die Einrichtung getroffen, daß die Feier aller vier Jahre in größerm Umfange und mit höherm Glanze stattfinden sollte, sodaß man nun dieses, nur jedes vierte Jahr gefeierte (nach griech. Ausdrucksweise pentaëterische) Fest als die *großen* P. von den *kleinen* aber *jährlichen* unterschied. Den Hauptbestandtheil der Feier bildeten gymnastische Spiele, Wettrennen zu Pferde und zu Wagen, Wettkämpfe von Musikern, Sängern und Tänzern und von Rhapsoden, welche Stücke der Homerischen Gedichte recitirten (nach griech. Ausdruck gymnische, hippische und musische Agonen), wobei die Sieger Olivenkränze und bemalte, mit Oel von den heiligen Oelbäumen der Athena gefüllte Thongefäße als Preise erhielten; dann der große Festzug (Pompe) nach der Akropolis, welcher durch die Betheiligung der attischen Reiterei und zahlreicher festlich geschmückter Jungfrauen besondern Glanz erhielt, und in welchem außer den Geräthschaften zu den Opfern und zahlreichen, zum Theil von den athenischen Colonien gelieferten Opferthieren der sog. Peplos, ein von den athenischen Jungfrauen und Frauen gewebtes, kunstreich mit figürlichen Darstellungen geschmücktes Obergewand für die Bildsäule der Athena, das man in Form eines Segels auf einem durch Rollen fortbewegten Schiffe ausspannte, einhergeführt wurde. Den Schluß der Feier bildete ein mit einem Festschmause für das ganze Volk verbundenes großes Thieropfer (Hekatombe) auf der Burg. Vgl. Mommsen, «Heortologie. Antiquarische Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener» (Lpz. 1864).

Panckoucke (André Jos.), der Stammvater einer berühmten und gelehrten franz. Buchhändlerfamilie, geb. zu Lille 1700, gest. daselbst 17. Juli 1753, war Buchhändler und Schriftsteller zugleich. Da er zu frei schrieb, machte ihm sein Beichtvater namentlich wegen seiner Schrift «Usage de la raison» (Lille 1753) ein christl. Begräbniß streitig. — Sein Sohn, *Charles Joseph* P., geb. zu Lille 26. Nov. 1736, ein lebhafter, geistreicher Kopf, fühlte sich in seiner Vaterstadt für seine großen Entwürfe zu beengt und ging in seinem 28. J. nach Paris, wo in seinem Hause sich bald die ausgezeichnetsten Schriftsteller versammelten. Er schrieb einiges und erhielt dann den Verlag des «Mercure de France», der sich durch seine Bemühungen sowie dadurch, daß er mehrere Zeitschriften nach und nach darin aufnahm, in dem Grade hob, daß er an 15000 Abonnenten zählte. In seinem Verlage erschienen Buffon's Werke, die große Sammlung von Reisen und das große franz. «Vocabulaire». Auch unternahm er, nachdem er die Herausgabe von Voltaire's Werken Beaumarchais überlassen, 1782 die Fortsetzung der noch nicht beendigten «Encyclopédie méthodique», eines Riesenwerks, das die Diderot'sche Encyklopädie ersetzen sollte, und woran die ausgezeichnetsten franz. Schriftsteller arbeiteten. Er schrieb die «Grammaire raisonnée» (Par. 1795), und die erste Idee zum «Moniteur», dessen Verlag noch gegenwärtig Eigenthum seiner Familie ist, ging ebenfalls von ihm aus. Er starb 19. Dec. 1798. — Sein Sohn, *Charles Louis Fleury* P., geb. zu Paris 23. Dec. 1780, war gleichfalls Schriftsteller und Verleger mehrer großartiger Werke, unter denen wir nur das «Dictionnaire des sciences médicales», die «Victoires et conquêtes des armées françaises», die «Description de l'Égypte» und die «Bibliothèque française-latine» nennen, eine Sammlung

röm. Claſſiker mit franz. Ueberſetzung, die oder bei aller ihrer Koſtbarkeit kein günſtiges Zeugniß für den Zuſtand der franz. Philologie ablegt. Von ſeinen eigenen Schriften ſind zu erwähnen: «Essai sur l'exposition, la prison et la peine de mort», eine beredte Schrift gegen die Ausſtellung am Pranger und die Todesſtrafe; die Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke des Tacitus für ſeine «Bibliothèque» und die «Voyage pittoresque aux îles Hébrides» (mit 25 von ihm ſelbſt gezeichneten Kupfern). Er ſtarb zu Paris 12. Juli 1844. — Sein Sohn, Erneſte P., geb. 1806, hat die Horaziſchen Werke und die Fabeln des Phädrus für die «Bibliothèque» überſetzt.

Pancratius, ein chriſtl. Märtyrer, wurde während der Chriſtenverfolgung unter Kaiſer Diocletian enthauptet. Sein Todestag fällt auf den 12. Mai, der neben dem 13., dem Tage des Servatius, einer der bekannteſten Lostage iſt, weil man in Deutſchland, überhaupt Mitteleuropa, annimmt, daß nach ihnen kein bedeutender Nachtfroſt mehr eintritt, was jedoch keineswegs immer zutrifft. Nach den Tagen des P. und Servatius kommt die Orangerie aus den Gewächshäuſern ins Freie.

Pancsóva (ſpr. Pantſchowa), Stadt oder Militärcommunität im ſerb.-banat. Verwaltungsgebiete der öſterr. Militärgrenze und zwar Stabsort des deutſch-banater Grenz-Infanterieregiments, an der Temes, unweit ihrer Mündung in die Donau gelegen, hat (Oct. 1857) 12470 E., eine kath. und eine griech.-orient. Pfarre, eine Ober-Realſchule, ein Contumaz- und ein Zollamt, ein Poſtamt, eine Dampfſchiffahrtsſtation, ein Minoritenkloſter, Seidencultur und ſtarken Handel mit der Türkei. Zu den vorzüglichſten Gebäuden gehören die griech. und die zwei kath. Kirchen. Bei P. erfocht der öſterr. Feldmarſchall Graf Wallis 30. Juli 1739 einen Sieg über die Türken; 1788 wurde es von den Oeſterreichern auf dem Rückzuge verbrannt. Am 2. Jan. 1849 ſiegten daſelbſt die Oeſterreicher über die Ungarn.

Pandämonium (griech.) nannte man in ſpäterer Zeit ſowol den allgemeinen Tempel für die Halbgötter oder Dämonen (ſ. d.), als auch den Inbegriff aller übermenſchlicher Weſen, beſonders der böſen Geiſter und vorzugsweiſe das Reich des Satan.

Pandānus, Name einer aus baumartigen Holzgewächſen beſtehenden monokotylen Pflanzengattung aus der 21. und 22. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems, die typiſche Gattung der nach ihr benannten Familie der Pandaneen, welche in den Tropengegenden beſonders auf den Inſeln des Großen Oceans und des Indiſchen Archipels in großer Menge wachſen und eine der charakteriſtiſchſten Pflanzenformen in der Vegetation jener Länder bilden. Die Pandanen haben einen palmenähnlichen Wuchs, indem ihr ſchlanker Stamm, welcher gewöhnlich auf einem Gerüſte von Stützwurzeln ruht, entweder ganz einfach iſt oder ſich nur an der Spitze in mehrere Aeſte theilt, deren jeder eine Krone großer, einfacher, linealer, immergrüner, oft am Rande dornig geſägter Blätter trägt. Seltener entſpringen aus dem Stamme ſchon von der Mitte an Seitenäſte, wie bei P. Bidur Jungh. auf Java, deſſen Stamm bis über 50 F. Höhe erreicht und an ſeinen rechtwinkelig abſtehenden Aeſten ungeheure Büſchel von bis 6 F. langen und $1\frac{1}{2}$ Zoll breiten, wellig hin- und hergebogenen Blättern trägt. Die eingeſchlechtigen Blüten ſind wie bei den Palmen in Kolben (meiſt verzweigte) geſtellt, welche aus ein- bis mehrblätterigen Scheiden hervorbrechen. Jede Blüte hat ein mehrblätteriges Perigon und zahlreiche Staubgefäße oder Piſtille. Die beeren- oder ſteinfruchtartigen Früchte ſind aus mehrern unter ſich verwachſenen Fruchtknoten zuſammengeſetzt und enthalten kleine Samen mit fleiſchigem oder hornartigem Eiweiß. Mehrere Pandanenarten beſitzen eßbare Früchte. Sie werden deshalb angebaut und ſind für die Bewohner der obengenannten Inſeln von großer Wichtigkeit. Dergleichen Arten ſind namentlich P. odoratissimus L., welche ſehr wohlſchmeckende und wohlriechende, zu einer kugelrunden, menſchenkopfgroßen Scheinfrucht verwachſene Steinfrüchte trägt, und P. utilis Bor. Erſtere Art wird auf allen Inſeln der Südſee ſowie in China und Oſtindien, letztere auf den Antillen und auf Isle-de-France allgemein cultivirt. Nächſt den Palmen gehören die Pandanen zu den impoſanteſten Baumformen aus der Abtheilung der monokotylen Gewächſe und zu den größten Zierden unſerer Warmhäuſer.

Pandekten oder Digeſten iſt der Titel einer Compilation aus den ältern Werken röm.-juriſt. Schriftſteller, welche den wichtigſten Theil der geſetzgebenden Reform Juſtinian's ausmacht und einen Hauptbeſtandtheil des Corpus juris civilis (ſ. d.) bildet. Es liegt derſelben die Abſicht zu Grunde, daß aus dieſen ältern Schriftſtellern alles Brauchbare ausgezogen, in eine gewiſſe Ordnung gebracht, dabei jede abweichende Meinung entfernt und nun keine andere Autorität als die in dieſer Sammlung enthaltene mehr in den Gerichten anerkannt werden ſollte. Zu dieſer großen Arbeit hatte Juſtinian 17 Männer auserleſen, unter denen Tribonianus (ſ. d.) den Vorſitz führte. Ihr Werk wurde 16. Dec. 533 mit geſetzlicher Autorität bekannt gemacht. Sie

hatten 39 verschiedene Schriftsteller benutzt, wovon der älteste noch in das Zeitalter Cicero's fällt, die meisten andern vor Alexander Severus gelebt hatten. Aus diesen haben sie über 9000 Stellen ausgezogen und nach Rubriken in 50 Büchern zusammengestellt, welche in Titel und diese wieder in einzelne Excerpte (Gesetze oder Fragmente genannt) zerfallen. Da über die Justinianeischen P. namentlich seit dem 17. Jahrh. auf den holländ. und deutschen Universitäten in der Art Vorträge gehalten wurden, daß man nach der Reihenfolge der Abschnitte (Titel) derselben das gesammte geltende röm. Civilrecht darstellte, so ging die Bezeichnung P. auch auf Vorlesungen und Schriften dieses Inhalts über, wobei man jedoch in neuerer Zeit von der Reihenfolge der Justinianeischen P. mehr und mehr absah und den Stoff in freierer wissenschaftlicher Form darstellte. Namhafte Lehrbücher dieses sog. Pandektenrechts sind die von Hellfeld, Thibaut, Mühlenbruch, Seuffert u. a., insbesondere aber von Puchta, Vangerow, Windscheidt, Arndts. Als umfassender Commentar zu den Justinianeischen P. ist das große, von Glück (s. d.) 1790 begonnene, von Mühlenbruch und Fein bis zum 45. Bande fortgesetzte Werk: «Ausführliche Erläuterung der P.», zu nennen.

Pandora, d. h. die Allbegabte, ist nach einer schon bei Hesiodos erzählten griech. Sage der Name des ersten Weibes auf Erden. Als nämlich Prometheus (s. d.) den Zeus hintergangen und ihm das Feuer entwendet hatte, befahl dieser dem Hephästos, ein Weib zum Unheil für die Menschheit zu bilden. Die Götter statteten das Gebilde mit den herrlichsten Gaben aus: Hephästos gab ihm menschliche Stimme und Schönheit, Athene weibliche Kunstfertigkeit, Aphrodite Liebreiz, Hermes Verschlagenheit und bethörende Schmeichelkünste. So ausgestattet schickte Zeus das Weib, dem er außerdem noch eine Büchse oder ein Faß mitgab, worin allerlei Jammer für die Menschen eingeschlossen war, durch Hermes dem Epimetheus zu, der die Warnung seines Bruders Prometheus, von Zeus kein Geschenk anzunehmen, vergessen hatte. P. öffnete nun das Faß; sogleich flogen alle Arten Uebel daraus hervor und verbreiteten sich über die ganze Erde; nur die Hoffnung blieb am Boden zurück. Diese Sage, welcher die bei den Griechen sehr verbreitete Anschauung, daß die Weiber nur ein, freilich nothwendiges, Uebel für die Männer seien, zu Grunde liegt, ist von Spätern, um den Zeus und die Götter in besserm Lichte erscheinen zu lassen, dahin umgestaltet worden, daß das Gefäß der P. Segensgaben der Götter enthalten habe, die den Menschen geblieben sein würden, wenn nicht P. jenes geöffnet hätte.

Pandüren (die Ableitung des Wortes ist ungewiß) waren ein leichtes, orientalisch bewaffnetes Fußvolk aus südslawischen und andern Stämmen der türk. Grenzlande, welches zuerst beim kaiserl. Heere im Spanischen Erbfolgekriege und später in den Kriegen Oesterreichs gegen Friedrich II. unter berühmten Parteigängern, z. B. Trenck, gute Dienste geleistet hat. Sie führten den kleinen Krieg auf ihre Weise und thaten dem Feinde, den sie fortwährend umschwärmten und beunruhigten, viel Abbruch. In zerstreuter Fechtart machten sie sich als gute Schützen, den Einwohnern aber durch Raub und wilde Grausamkeit furchtbar. Ihre Tracht war oft sehr pittoresk, ihre ganze Erscheinung höchst originell. Der Name verschwand, als sie später in die Organisation der Grenzer aufgenommen wurden.

Panegyricus heißt in der Redekunst eine Lobrede oder Lobschrift, die den Zweck hat, einen Gegenstand oder eine Person durch veredelnde Darstellung der wirklichen Vorzüge zu verherrlichen. Obgleich nun hierbei die histor. Wahrheit mehr als untergeordnet erscheint, insofern der Gegenstand höher gestellt und eine allgemeine Liebe und Begeisterung für denselben erweckt werden soll, so darf doch der Panegyrist, d. h. der Lobredner, nicht in Uebertreibungen sich ergehen und noch weniger Lob erdichten. Ebenso muß die Darstellung selbst der Bedeutsamkeit des Gegenstandes angemessen und würdig und bei allem Schmuck und aller Fülle entfernt von Gemeinheit und leerem Wortgepränge sein. Ursprünglich war eine panegyrische Rede im freien Athen ein Vortrag, der in einer Panegyris, d. h. in einer Versammlung des ganzen Volks, besonders bei einer allgemeinen Festlichkeit, von einem der vorzüglichsten Redner zur Verherrlichung des Nationalruhms und zur Begründung einer großartigen gemeinsamen Unternehmung gehalten wurde. Als Muster in Hinsicht der Kunstform kann hierin der «Panegyrikos» des Isokrates (s. d.) gelten, worin die Griechen zur Einigkeit gegen die Perser ermahnt werden. Sehr bald aber verlor diese schöne Sitte ihre höhere Bestimmung, indem man anfing, den P. auf freigebige und mächtige Herrscher auszudehnen, bei denen man mit Befangenheit des Urtheils und geflissentlicher Uebergehung der Mängel in der Regel nur Preiswürdiges fand, wo es häufig nicht zu finden war. Daher ging dieser panegyrische Ton nicht selten mit in die Lebensbeschreibung und Charakteristik berühmter Männer über und läßt uns dann eine treue Darstellung aller Aeußerungen und Thätigkeiten derselben fast gänzlich vermissen, wie dies z. B. in dem «Agesilaus»

des Xenophon der Fall ist. Ueberhaupt hatte sich zugleich mit dem P. in Griechenland eine besondere Gattung von Prunkreden, das Encomium oder die eigentliche Lobrede, ausgebildet, wohin außer vielen andern Erscheinungen das «Encomium des Euagoras» von Isokrates gehört. Allein auch diese Gattung artete zuletzt gänzlich aus und wurde von den spätern Sophisten und Rhetoren in faber Weise auf ganz unwürdige Gegenstände und nichtssagende Persönlichkeiten übertragen oder zu bloßen Schulübungen gemisbraucht. So ging der P. in seiner schon verderbten Fassung auf die Römer über, bei denen der «Panegyricus» des jüngern Plinius (s. d.) auf den Kaiser Trajan bei aller Ueberbietung und äußern Verzierung noch eine ehrenvolle Ausnahme bildet, da der Gegenstand des Lobes ein wirklich lobenswerther genannt werden muß. Unter den spätern röm. Kaisern aber, besonders des 3. und 4. Jahrh., finden wir eine große Reihe von Lobrednern, die als Wortführer bei Beglückwünschungen und andern Veranlassungen in Kriecherei und Erniedrigung alles Maß überschritten und sich dabei einer Sprache bedienten, welche die völlige Entartung der röm. Nationalität und Bildung beurkundet. Diese Prunkreden, die wir noch von Claudius Mamertinus, Eumenius, Nazarius, Mamertinus, Coripp us, Ennodius u. a. besitzen, sind unter dem Titel «Panegyrici veteres Latini» am besten von Jäger (2 Bde., Nürnb. 1779) und Arntzen (2 Bde., Utrecht 1790—97) gesammelt und erläutert worden. Unter den Neuern haben die Franzosen etwas dem P. Aehnliches in ihren Éloges (s. d.), und auch die Engländer und Deutschen haben einzelne treffliche Lobreden geliefert.

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf), russ. Staatsminister, geb. 26. Sept. 1718, trat sehr jung bei der Garde ein, wurde unter der Kaiserin Elisabeth Kammerherr und ging 1747 als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen und 1749 nach Stockholm. Bei seiner Rückkunft erhielt er die Gouverneurstelle beim Großfürsten Paul Petrowitsch, und als Katharina II. 1762 den Thron bestieg, ernannte sie ihn zum Staatsminister. Der Krieg gegen die Türken, welchen die poln. Unruhen veranlaßten, die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zum Vortheil der jüngern Linie des Hauses Holstein-Gottorp, der Friede mit der Pforte 1774, die Vermittelung Rußlands beim Frieden von Teschen und endlich die bewaffnete Neutralität waren zumeist sein Werk. Alle Instructionen für die Feldherren und auswärtigen Minister sowie alle Correspondenzen mit den fremden Höfen wurden von ihm selbst entworfen. Er galt als die Hauptstütze des preuß. Systems in dem russ. Cabinet. In den letzten Jahren seines Lebens minderte sich indessen allmählich sein Einfluß auf Katharina, von der er 1767 in den Grafenstand erhoben worden war. Er starb zu Petersburg 11. April 1783. — Sein Bruder, Graf Peter Iwanowitsch P., ein berühmter Feldherr, geb. 1721, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege aus, wo er zum Generallieutenant aufstieg, befehligte im türk. Feldzuge von 1770 die zweite Armee, mit der er 28. Sept. Bender erstürmte, und unterdrückte 1775 den Aufstand Pugatschew's. Er starb als General-en-Chef 26. April 1789 zu Moskau. Vgl. Ledebew, «Nikita i Petr P.» (Petersb. 1863). — Dessen Sohn, Graf Nikita Petrowitsch P., war unter Katharina Gesandter im Haag und in Berlin, unter Paul und zu Anfang der Regierung Alexander's I. Vicekanzler und Minister des Auswärtigen, zog sich aber bald zurück und starb hochbetagt 1837 in Moskau. — Graf Victor Nikititsch P., Sohn des letztgenannten, geb. um 1800, widmete sich ebenfalls der Diplomatie und war eine Zeit lang Geschäftsträger in Griechenland. Nach Rußland zurückberufen, wurde er Staatssecretär und 1840 Justizminister, welches Amt er bis 1861 bekleidete. Beim Tode des Generals Rostowzow wurde er mit der Leitung des zur Redaction des Gesetzes über Aufhebung der Leibeigenschaft ernannten Comité betraut, dessen Arbeiten er glücklich, obwol nicht ohne einige im Interesse des Adels gemachte Modificationen des ursprünglichen Plans, zu Ende führte. Seit dem März 1864 war P. Generaldirector der kaiserl. Kanzlei für Gesetzgebungs- und innere Angelegenheiten, nahm aber 28. April 1867 seine Entlassung.

Panisbrief, d. i. Brotbrief, nannte man die schriftliche Empfehlung des Kaisers an ein Stift oder Kloster, jemand auf eine bestimmte Zeit oder auch lebenslänglich zu verforgen. Diese P. hatten, solange sie mit Zurückhaltung ertheilt wurden, stets ehrfurchtsvolle Berücksichtigung gefunden. Als aber Kaiser Joseph II. anfing, sie häufiger zu vertheilen und selbst auf prot. Stifter auszustellen, so veranlaßte dies vielfache Klagen und Beschwerden. Die P. wurden sogar mit unter den Beweggründen zur Stiftung des deutschen Fürstenbundes aufgeführt. Daher versprach Kaiser Leopold II. in der Wahlcapitulation, sie nur auf Stifter zu ertheilen, wo ein solches Recht erwiesen sei.

Panischer Schrecken, s. Pan.

Panizzi (Antonio), ausgezeichneter Bibliothekar, geb. 16. Sept. 1797 zu Brescello im

Modeneſiſchen, begann ſeine Studien im Lyceum zu Reggio, bezog dann die Univerſität Parma, welche er 1818 als Doctor der Rechte verließ, und widmete ſich hierauf dem Advocatenſtande. Das tiefe Intereſſe, welches er an dem Schickſale ſeines Vaterlandes empfand, veranlaßte ihn, ſich an der piemont. Revolution von 1821 zu betheiligen. Von einem Freunde denuncirt, wurde er in Cremona verhaftet. Er rettete ſich durch die Flucht, ward aber in contumaciam zum Tode verurtheilt und ſein ganzes Vermögen confiscirt. Da er in Lugano, wo er zuerſt eine Zuflucht ſuchte, ſich vor den Nachſtellungen der Oeſterreicher nicht ſicher hielt, begab er ſich nach Genf. Doch wurde er bald auf Anſuchen des öſterr. und ſardin. Geſandten nebſt den andern ital. Flüchtlingen aus der Schweiz gewieſen, und weil man ihm die Durchreiſe durch Frankreich nicht geſtattete, mußte er den Weg nach England, wohin er ſich jetzt zu wenden entſchloſſen hatte, über den Rhein und die Niederlande einſchlagen. Nachdem P. einige Monate in London zugebracht, wandte er ſich nach Liverpool, wo er von Ugo Foscolo dem Geſchichtſchreiber Roscoe vorgeſtellt wurde, der ihn gaſtfrei aufnahm und fortan wie einen Sohn behandelte. P. lebte ſeitdem in Liverpool als Lehrer der ital. Sprache in angenehmen Verhältniſſen, bis ihm 1828 der Lehrſtuhl der ital. Sprache und Literatur an der neuerrichteten Univerſität zu London angetragen wurde. Nach einigem Bedenken folgte er auf Anrathen ſeines Freundes Brougham dieſem Rufe. Als jedoch im März 1831 die Stelle eines Hülfsbibliothekars am Britiſchen Muſeum erledigt war, bewarb ſich P. um dieſes für einen Bücherliebhaber ſo erwünſchte Amt und erhielt auch daſſelbe durch den Einfluß des inzwiſchen zum Lord-Kanzler emporgeſtiegenen Brougham, trotz der Hinderniſſe, die man ihm als Ausländer und Katholiken entgegenſtellte. Zur Zeit ſeiner Ernennung befand ſich die Bibliothek des Britiſh-Muſeum in einem ſehr unbefriedigenden Zuſtande: ſie war unvollſtändig, ſchlecht geordnet und mit höchſt mangelhaften Katalogen verſehen. An den Berathungen, die zur Abſtellung dieſer Mängel ſtattfanden, nahm P. hervorragenden Antheil, und noch mehr machte er ſich durch die genaue und lichtvolle Auskunft bemerklich, die er dem 1835 zur Unterſuchung der Anſtalt niedergeſetzten Parlamentscomité ertheilte. Als der Cuſtos der gedruckten Bücher (Keeper of printed books), Henry Baber, im Juni 1837 von ſeinem Poſten ſchied, wurde P. mit Uebergehung der ältern Beamten dazu ernannt. An der Spitze der Bibliothek ſtehend, widmete er nunmehr alle ſeine Kräfte der Aufgabe, dieſelbe ihrer Beſtimmung als literariſcher Mittelpunkt der Weltſtadt London würdig zu machen, und trotz mancher Anfeindungen wurden ſeine Beſtrebungen im ganzen von Erfolg gekrönt. Er bewog die Regierung, vermehrte Zuſchüſſe zu bewilligen, brachte die Zahl der Bücher 1837—53 von 225000 auf 510000, ſeitdem bis 1866 auf faſt 800000, traf Anſtalten zur Herausgabe vollſtändiger Kataloge und führte überhaupt ein ſtreng geordnetes Syſtem ein, deſſen Wirkſamkeit ſich durch die Erfahrung bewährt hat. In den 1836—50 veröffentlichten Berichten der parlamentariſchen Commiſſionen zur Unterſuchung des Britiſh-Muſeum hat er ſelbſt Rechenſchaft über ſeine Thätigkeit abgelegt. Als im Febr. 1856 Sir Henry Ellis die Stellung eines Oberbibliothekars aufgab, wurde P. zu deſſen Nachfolger ernannt und ihm ſomit die Leitung über ſämmtliche Abtheilungen des großartigen Inſtituts übertragen. Nachdem er zehn Jahre mit Geſchick und Energie gewirkt, zog er ſich jedoch im Juli 1866 ins Privatleben zurück. Von P.'s Schriften ſind, außer einer ital. Grammatik (Lond. 1828) und einem ital. Leſebuche (Lond. 1828), beſonders hervorzuheben: die vorzüglichen kritiſchen Ausgaben des «Orlando innamorato» von Bojardo und des «Orlando furioso» von Arioſt (9 Bde., Lond. 1830—34) ſowie der «Sonetti e canzoni» des Bojardo (Lond. 1835); ferner «On the supply of printed books from the library to the reading room» (Lond. 1846) und «A short guide to that portion of the printed books in the British Museum, now open to the public» (Lond. 1851). Hierzu kommt noch die kunſtgeſchichtliche Unterſuchung «Chi era Francesco da Bologna?» (Lond. 1858) und die Ausgabe von «Le prime quattro edizioni della Divina Commedia» (Lond. 1858). Auch hat P. Beiträge zur «Edinburgh Review», «Quarterly Review» und «North British Review» geliefert.

Pankration, d. h. Geſammtkampf, hieß bei den Griechen derjenige Wettkampf, bei welchem die Kämpfer, die man Pankratiaſten nannte, den Fauſtkampf mit dem Ringen in der Art verbanden, daß ſie nur mit der geballten und unbewaffneten Hand boxten, wie noch jetzt die brit. Fauſtſchläger thun, und ſo den Gegner zu überwinden ſuchten.

Pankreas, ſ. Bauchſpeicheldrüſe.

Pannartz (Arnold). Durch Adolf's von Naſſau Erſtürmung von Mainz in der Nacht vom 27. zum 28. Oct. 1452 wurde nicht nur die Thätigkeit der dortigen Druckerpreſſen, deren Beſitzer ohnehin zu dem Gegner des Siegers, dem Erzbiſchof Diether von Iſenburg, ſich ge-

halten und ihm ſogar ein Manifeſt gegen ſeinen Feind gedruckt hatten, auf einige Zeit gehemmt, ſondern die Gehülfen Fuſt's und Schöffer's ſahen ſich auch zur Flucht genöthigt und verbreiteten ſo das Geheimniß der Buchdruckerkunſt in alle Länder. Unter dieſen waren auch zwei Deutſche, Konrad Sweynheym und Arnold P., die nach Italien gingen und in dem nahe bei Rom gelegenen Kloſter Subiaco unter dem Schutze des Papſtes Paul II. gemeinſchaftlich die erſte Druckerei in Italien errichteten, welche von 1464—67 beſtand. Sie druckten den Donat (ohne Ort und Jahr), von dem aber kein Blatt auf unſere Zeit gekommen iſt, den Lactantius von 1465 und in demſelben Jahre Cicero's Schrift «De officiis», in der ſich zuerſt griech. Schrift findet, ſowie 1466 des Auguſtinus Schrift «De civitate Dei». Noch in demſelben Jahre wurden ſie von den Marcheſen Pietro und Francesco de Maximis nach Rom berufen, wo ihnen dieſe Beſchützer der neuen und bewunderten Kunſt in ihrem eigenen Hauſe ein Aſyl eröffneten, freilich etwas zu ſpät, um ſich den Ruhm der erſten Drucker in Rom erwerben zu können; denn dieſer gebührt dem Ulrich Han, aus Wien aber Ingolſtadt gebürtig. Mit dieſem wetteiferten nun P. und Sweynheym, und aus ihren Preſſen gingen, für jene Zeit ſchön gedruckt, Cicero's «Epistolae» (1467) ſowie nach und nach die Werke von Livius, Cäſar, Virgil, Strabo, Quinctilian, Appulejus u. ſ. w. hervor. Ueberhaupt aber lieferten ſie in einem Zeitraume von ſieben Jahren 12460 Bände. Dennoch ſcheinen beide in Armuth verfallen zu ſein, wie aus einem noch erhaltenen Briefe hervorgeht, in welchem ſie den Papſt Sixtus IV. um Unterſtützung erſuchen. Sweynheym trennte ſich um 1473 von P., vielleicht um ſich der Kupferſtecher- und Gravirkunſt ausſchließend zu widmen. Er wurde der erſte, der in Kupfer geſtochene Landkarten druckte, wie die nach ſeinem Tode (1478 durch Budrius vollendete) Ausgabe des Ptolemäus zeigt. P. druckte bis 1476 allein fort.

Pannonia hieß als röm. Provinz das Land, das im N. und O. durch die Donau, im W. durch die Gebirge von Noricum begrenzt wurde, im S. mit einem ſchmalen Streif über die Save (Savus) reichte und das heutige Ungarn jenſeit der Donau, Slawonien, einen Streif von Bosnien, das nordöſtl. Kroatien und die öſtl. Striche von Krain, Steiermark und Niederöſterreich umfaßte. Seinen Namen hat es von den Pannoniern, bei den Griechen auch Päoner, wie die thraz. Völkerſchaft am Strymon genannt, einem Volke illyr. Stammes, das urſprünglich in dem Lande zwiſchen den dalmatiſchen Bergen und der Save, im heutigen Bosnien, und weiter ſüdöſtlich bis zu den Dardaniern in Möſien (Serbien) wohnte. Gegen ſie und ihre weſtl. Nachbarn, die Japyden, richtete zuerſt Auguſtus 35 v. Chr. die röm. Waffen und bezwang ſie nach der Eroberung von Segeſtica oder Siscia (Siszek) an dem Einfluſſe des Colapis (Kulpa) in die Save. Eine Empörung, die 12 v. Chr. ausbrach, wurde durch Tiberius nach längerm Kriege unterdrückt; weit gefährlicher aber war der durch die Bedrückungen der Römer veranlaßte Aufſtand 6 n. Chr., an dem auch die Dalmatier theilnahmen, und an deſſen Spitze ein Dalmatier und ein Pannonier vom Stamme der Breuker, beide Bato genannt, ſtanden. Ihn zu unterdrücken, gab Tiberius ſeine Unternehmung gegen Marbod auf, und nach einem blutigen Kriege, zu dem 15 Legionen verſammelt wurden und der bis 9 n. Chr. dauerte, unterwarfen er und Germanicus die Pannonier, die 200000 waffenfähige Männer zählten. Hierauf wurde das Volk in die nördl. Gegenden übergeſiedelt, die nun von demſelben den Namen erhielten. Von den frühern Bewohnern dieſes Landes, den celtiſchen Bojern, die zu Cäſar's Zeit durch Börebiſtes, den König des getiſch-daciſchen Reichs, faſt vernichtet worden waren, hatte ſich nur ein kleiner Theil im nordweſtl. Theile, der nach zu Noricum gerechnet wurde, erhalten, ihre weitern Wohnplätze nördlich und weſtlich vom See Pelſa (dem Plattenſee) wurden damals als die Wüſte der Bojer bezeichnet. Wahrſcheinlich unter des Tiberius Regierung, bei deren Anfang ſein Sohn Druſus die Empörung der drei in P. liegenden Legionen ſtillte, erhielt das Land Provinzialeinrichtung, unter der die Pannonier allmählich zu Römern wurden. Das öſtl. Noricum (ſ. d.), von celt. Tauriskern bewohnt, wurde mit zu der Provinz geſchlagen, ebenſo der größte Theil des Landes der celt. Carni (in Krain), das aber ſpäter zu Italien kam; im ſüdöſtlichſten Theile der Provinz zwiſchen der untern Save und Donau wohnten die celt. Skordisker, die früher dem Börebiſtes, ſpäter dem Tiberius beigeſtanden hatten. Lange beſtand die Eintheilung der Provinz, die an der Donau gegen die nördl. Markomannen und Quaden und die öſtl. Jazygen durch eine Reihe von feſten Plätzen geſichert wurde, in das obere (weſtliche) und das niedere (öſtliche) P., zwiſchen denen eine Linie von der Mündung des Fluſſes Raab (Arrabo) in die Donau bis zur Mündung des bosniſchen Fluſſes Verbas (Urpanus) in die Save die Grenze bildete. Den größern Theil Niederpannoniens zwiſchen dem Plattenſee und der Donau cultivirte erſt im 4. Jahrh. Galerius und nannte ihn als eigene Provinz zu Ehren ſeiner Gemahlin

Valeria. Unter Konſtantin, der ſechs Legionen in P. hatte, kam die Eintheilung in die zu den illyriſchen gerechneten Provinzen Pannonia I. und II., Valeria und Savia (zwiſchen der Drau und Save) auf. Namentlich Oberpannonien war der Schauplatz des markomanniſchen Kriegs im 2. Jahrh. geweſen; von den Markomannen, Quaden und Jazygen wurde das Land auch ſpäter beunruhigt, in welchem befreundete Vandalen von Römern angeſiedelt wurden. Im 5. Jahrh. wurde es auf Veranlaſſung des Aëtius von dem weſtröm. Valentinian III. an den oſtröm. Theodoſius II. und von dieſem an die Hunnen (ſ. d.) abgetreten. Nach Attila's Tode 453 nahmen es die Oſtgothen ein; neben ihnen wohnten in dem ſüdöſtl. Theile Gepiden, in dem nordweſtlichen Rugier; Theodorich führte 488 die Gothen heraus, doch gehörte P. auch ferner zu ſeinem Reiche. 527 beſetzten unter Audoin die Longobarden das Land, das ſie 568 beim Abzug nach Italien den tatar. Avaren überließen, neben denen im Süden auch ſlaw. Stämme damals ſich niederließen. Die Avaren unterlagen Karl d. Gr., deſſen Herrſchaft auch über P. ſich erſtreckte. Unter ſeinen Nachfolgern verbreiteten ſich auch vom Norden her Slawen über das Land, das ein Theil des großen Mähriſchen Reichs wurde, bis 893 Arnulf die Magyaren oder Ungarn (ſ. d.) gegen das letztere aufrief, die ſich des Landes bemächtigten. Unter den Städten P.s waren in der Römerzeit außer Siscia die wichtigſten an der Donau Vindobona (Wien), Carnuntum (bei Haimburg), Arrabo (Raab), Bregaetium (Komorn), Crumerum (Gran), Acincum (Buda); im Lande an der Save und Drau Mursa (Eſſek), Acimincum (der Theißmündung gegenüber), Taurunum (Semlin), Sirmium (Mitrovicz), von dem der Landſtrich noch jetzt Sirmien heißt, Cibalae (Vinkovcze), Noviodunum (Novigrad an der Kulpa); im carniſchen, ſpäter zu Italien gezogenen Lande Nauportus (Oberlaibach), Aemona (Laibach); im Innern Sopianae (Fünfkirchen), Cimbriana (Stuhlweißenburg), Sabaria (Stein am Anger); Scarbantia (Oedenburg).

Panofka (Theodor), verdienter deutſcher Archäolog, geb. 25. Febr. 1801 zu Breslau, erhielt auf dem dortigen Friedrichsgymnaſium und ſeit 1819 auf der Univerſität zu Berlin ſeine claſſiſche Bildung. Kaum hatte er ſeine Studien vollendet und durch die Abhandlung «De rebus Samiorum» (Berl. 1822) einen Ruf ſich begründet, ſo unternahm er 1822 ſeine erſte Reiſe nach Rom, wo er durch einen Cyklus von Vorträgen über Sophokles, die er auf dem Capitol vor einem Vereine von Alterthumskennern hielt, die Veranlaſſung zur ſpätern Gründung des Archäologiſchen Inſtituts gab. Hierauf bereiſte er 1824 zugleich mit dem Baron von Stackelberg Sicilien, ging dann wieder nach Rom zurück und von hier aus nach Paris. Nachdem er Anfang 1827 ſich in Berlin habilitirt, wandte er ſich abermals nach Paris, um die Kunſtſchätze des dem Herzoge von Blacas gehörigen Muſeums bekannt zu machen. Auch begleitete er 1828 den Herzog nach Neapel und leitete im darauffolgenden Winter die Ausgrabungen zu Nola, deren Reſultate damals im «Kunſtblatt» von ihm mitgetheilt wurden. Bei der Gründung des Archäologiſchen Inſtituts zu Rom 1829 ſuchte er in Paris einen zweiten Vereinigungspunkt für das Inſtitut zu gewinnen, der vor dem römiſchen namentlich den engern Verkehr mit Deutſchland voraus hatte, rettete auch dieſe Zweiganſtalt, als ihr nach der Julirevolution Auflöſung drohte, durch bedeutende Opfer vom Untergange. Er ſelbſt kam 1834 in ſeine Heimat zurück, wo er 1835 die «Annali dell' Instituto» herausgab und 1836 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften wurde. Zu gleicher Zeit begann er ſeine Vorleſungen an der Univerſität und ward 1844 zum außerord. Profeſſor ernannt. Er ſtarb 20. Juni 1858. P. hat die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen in einer langen Reihe von größern und kleinern Schriften (darunter viele Arbeiten in den «Abhandlungen» der berliner Akademie und eine Anzahl von Programmen zur Winckelmannsfeier der von ihm 1843 in Gemeinſchaft mit Gerhard gegründeten und ſeitdem geleiteten berliner Archäologiſchen Geſellſchaft) niedergelegt. Insbeſondere hervorzuheben ſind: «Museo Bartoldiano» (Berl. 1827); «Neapels Antiken» (Stuttg. 1828); «Recherches sur les noms des vases grecs» (Par. 1829); «Musée Blacas» (4 Lief., Par. 1830—33); «Cabinet du comte de Pourtalis» (Par. 1834); «Terracotten des königl. Muſeums» (Berl. 1842); «Bilder antiken Lebens» (Berl. 1843 fg.); «Griechinnen und Griechen nach Antiken ſkizzirt» (Berl. 1844); «Antikenſchau zur Anregung erfolgreichen Muſeenbeſuchs» (Berl. 1850); «Ueber verlegene Mythen» (1830); «Die Heilgötter der Griechen» (1843); «Asklepios und die Asklepiaden» (1845); «Von den Namen der Vaſenbilder in Beziehung zu ihren bildlichen Darſtellungen» (1848); «Die griech. Trinkhörner und ihre Verzierungen» (1850); «Parodien und Caricaturen auf Werken der claſſiſchen Kunſt» (1851); «Gemmen mit Inſchriften» (1851); «Dionyſos und die Thyaden» (1852); «Proben eines archäol. Commentars zu Pauſanias» (1853); «Ueber merkwürdige Marmorwerke im königl. Muſeum zu Berlin» (Berl. 1857) u. ſ. w.

Panorāma (griech.) nennt man die bildliche Darstellung aller der Gegenstände, welche man von einem gewissen Punkte aus übersehen kann. Dieser Punkt kann nun entweder feststehend oder beweglich angenommen werden. Im ersten Falle erhalten wir ein Rundgemälde, d. h. das Bild einer Gegend, wie sie sich aus der Höhe darstellt, im zweiten Falle aber entsteht das Längenbild einer Gegend, wie sie sich in der Ebene zeigt; dahin gehören z. B. die Panoramen des Rhein, der Donau u. s. w. Das Rundgemälde wird in dem dazu bestimmten Raume an der Wand ringsherum aufgestellt, während der Beschauer sich in der Mitte befindet. Die Beleuchtung fällt von oben herein, ohne daß der Beschauer die Lichtquelle sieht, und durch vollkommen richtige perspectivische Zeichnung, naturgetreue Farbengebung und Abstufung der Fernen ist ein Effect möglich, welcher bis zu einer wirklichen Täuschung führen kann. Der Erfinder der Panoramen war Professor Breisig in Danzig, und das erste in großem Maßstabe aufgestellte war das des Schotten Rob. Parker, welches 1793 in Edinburgh gezeigt wurde. Gegenwärtig hat man in den größern Städten Gebäude, welche eigens dazu errichtet sind, solche Panoramen aufzunehmen, und in denen die verschiedenen Ansichten wechseln und eine Zeit lang ausgestellt bleiben. Einen weitverbreiteten wohlverdienten Ruf hatten die Panoramen van Ensten (gest. 1866 in Lille). Der Amerikaner Rob. Fulton brachte das erste P. nach Frankreich. Man ist bemüht gewesen, durch mechan. Apparate die Zeichnung der Panoramen zu erleichtern. Unter diesen Apparaten nennen wir den Panaramagraphen van Gavard in Paris und den Scenagraphen vom Mechanikus K. Hofmann in Leipzig, die beide durch Zweckmäßigkeit sich auszeichnen. Die Erfindung der Panaramen zog die einer Menge von Oramen nach sich. Dahin gehören außer dem Diorama (s. d.) und Neorama (s. d.) das Myriarama von Brés in Paris, verbessert von Clark in London, eine Vorrichtung, durch welche landschaftliche Darstellungen zu immer neuen Bildern zusammengesetzt werden können; das Kasmarama, zuerst 1808 in Paris aufgestellt, das Europarama von Ruhr (gest. 1842) in Hamburg, Bilder einzelner Gegenden, welche, unter künstlicher Beleuchtung durch Vergrößerungsglastafeln angesehen, in ihrer natürlichen Größe erscheinen. Auch geschichtliche Begebenheiten u. s. w. werden, obwol unpassend, auf diese Weise dargestellt. Bei den Gearamen von Delanglard steht man im Innern einer hohlen, 40 F. im Durchmesser haltenden Kugel, an deren Umfange man die Globuskarte dargestellt sieht. Auch die Reliefmodelle ganzer Gegenden nennt man Georamen, obschon dafür die eigenthümliche Benennung Stereoramen vorhanden ist. Sie werden aus Papiermasse oder Steinpappe gefertigt. Pleoramen sind von Langhans, nach andern von Kopisch in Breslau 1831 erfunden und stellen Wassergegenden so dar, wie sie dem Vorüberschiffenden erscheinen. Der Zuschauer befindet sich in einer Barke, und das Bild der Gegend wird an ihm vorübergeführt und durch optische Täuschung möglichst naturgetreu gemacht. Das erste Pleorama war eine Darstellung des Golfs von Neapel. Aehnlich sind die in neuerer Zeit aufgekommenen Cyklorameu, welche gewöhnlich große Flüsse mit ihrem nähern oder entferntern Ufer von der Quelle bis zum Ausflusse, mit gelegentlicher Abänderung der Beleuchtung zu verschiedenen Tageszeiten, vorübergleiten lassen, wobei Musik und Erklärung der Scenerie abzuwechseln pflegt. Der Amerikaner Lewis vereinigte mit einer solchen Darstellung des Mississippistroms auch die Veranschaulichung transatlantischer Sitten und Gebräuche. Kahleis, ein anderer bekannter Cyklaramist, versuchte (1853) 3000 J. Weltgeschichte auf diese Weise vorzuführen.

Panslawismus wird das gemeinsame Bestreben aller slaw. Völkerschaften nach Einem Ziele genannt. Man begreift darunter zunächst eine literarische, ideale und dann eine praktisch-polit. Seite, welche letztere die Vereinigung aller slaw. Völkerschaften unter russ. Oberhoheit oder, wie der Ausdruck lautet, «der Slawinen in Slawien» anzubahnen gedenkt. Die anonyme Schrift «Die europ. Pentarchie» (Lpz. 1839) und die Schriften des A. Gurawski machten in dieser Hinsicht das meiste Aufsehen. Mehr in den Vordergrund traten die panslawistischen Ideen, seit der Slowake Johann Kollar (s. d.) seine Schrift «Ueber die literarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slaw. Nation» (Pesth 1831) herausgab. Derselbe ging von der Annahme aus, daß alle Slawen eine große gemeinsame Familie bilden, deren Angehörige sich als Freunde und Brüder betrachten und gegenseitig geistig fördern und unterstützen müssen. Vor allem strebte er danach, womöglich der literarischen Zersplitterung ein Ende zu machen und das Stammesbewußtsein, das Gefühl verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit zu beleben. Läßt sich auch nicht verkennen, daß durch Kollar und seine Nachfolger dieses gemeinsame Bewußtsein der Slawen mächtig gefördert worden, so scheiterten doch alle Anläufe zu einer panslawistischen Verständigung in der Literatur, ganz abgesehen von der angestrebten polit. Vereinigung. Ihre staatliche Trennung, wonach sie Rußland, Preußen, Sachsen, Oester-

reich und der Türkei angehörig, ihre religiöse Scheidung in Griechisch-Orthodoxe und Unirte, Protestanten, Katholiken und Mohammedaner, ihre geogr. Situation, welche durch einen breiten Gürtel von Deutschen, Magyaren und Rumänen die Nord- von den Südslawen trennt, der bedeutende Culturabstand zwischen den fortgeschrittenen West- und den zurückgebliebenen Ost- und Südslawen lassen den politischen P. als Chimäre erscheinen. Endlich ist noch die Eifersucht unter den verschiedenen slaw. Stämmen ein wesentliches Hinderniß einer Einigung, und namentlich sind es die Polen, welche, als Feinde des an der Spitze der Slawen stehenden Rußland, allen panslawistischen Bestrebungen widerstehen und ihre eigenen Wege wandeln. Rußland bildet, nach Mickiewicz, nur den «negativ-mongol. Pol» des Slawenthums, während die Polen für sich selbst die positive Seite in Anspruch nehmen. Die eifrigsten Anhänger panslawistischer Ideen finden sich, außer in Rußland, unter den Czechen. Der Ausbruch der europ. Bewegung von 1848 ließ namentlich in der österr. Monarchie die polit. Ideen zu Tage treten, die in der slaw. Nationalität gären und sich an den vagen Begriff des P. anlehnen. Gegenüber den deutschen Einheitsbestrebungen und besonders der Aufforderung an die Böhmen, gleich den übrigen deutschen Bundesländern die Wahl von Abgeordneten in das deutsche Parlament zu Frankfurt a. M. zu vollziehen, bereiteten die Slawenclubs im Mai 1848 einen Congreß aller Slawen der österr. Monarchie vor, der auf die künftige Gestaltung Oesterreichs einwirken sollte. Unter dem Zuströmen einer großen Anzahl Slawen aller Länder, meist mit ihren Nationalcostüms angethan, ward der Congreß 2. Juni zu Prag eröffnet. Man hatte die sämmtlichen Slawen in drei Abtheilungen getheilt: 1) Böhmen, Mährer, Schlesier und Slowaken (Westslawen); 2) Polen und Ruthenen (Ostslawen); 3) Slowenen, Kroaten, Serben und Dalmatiner (Südslawen). Jede dieser Abtheilungen wählte 16 Mitglieder, die zusammen einen Congreßausschuß bildeten, der ein Bureau und in der Person Palacky's (s. d.) einen Präsidenten wählte. Präsidenten der einzelnen Abtheilungen waren: Schafarik (s. d.), Liebelt (s. d.) und Stamatovitsch. Das Programm lautete: Schutz- und Trutzbündniß aller österr. Slawen; Gleichberechtigung aller Nationalitäten im Kaiserstaate; Theilnahme für alle auch außeröster. Slawen; Selbständigkeit Oesterreichs in Bezug auf Deutschland; Ueberreichung dieser Beschlüsse an den Kaiser. Dieser Slawencongreß, in dem sich die verschiedenen Stämme theilweise einander nicht verständlich zu machen vermochten, sodaß man zum Deutschen seine Zuflucht nehmen mußte, konnte seine Berathungen nicht beenden, indem 12. Juni ein slaw.-demokratischer Aufstand in Prag ausbrach, den Fürst Windischgrätz an der Spitze der Truppen blutig daniederwarf. Viele der slaw. Agitatoren wurden verhaftet. Später erschien in slaw. Zeitschriften ein Manifest des Slawencongresses an alle Völker Europas, in welchem ausgesprochen ward, die slaw. Tendenz gehe dahin, daß der österr. Staat, in dem die Mehrzahl Slawen, zu einem Bunde gleichberechtigter Nationen gestaltet werde, sodaß dem einzelnen Bedürfnisse wie der Einheit der Monarchie Genüge geschehe. Die slaw. Agitation trug indessen wesentlich zu noch größerer Verwickelung der Verhältnisse des Kaiserstaats bei. Seit im J. 1860 die Nationalitätsfragen in Oesterreich wieder in den Vordergrund traten, strebten auch die verschiedenen slaw. Stämme der Monarchie nach einer größern Einigung, welche sie gegenüber den centralistischen und dualistischen Bemühungen der Deutschen und Magyaren durch eine Föderativgestaltung des Reichs durchzusetzen suchten. Eine im Mai 1867 zu Moskau eröffnete, zunächst nur auf Rußland berechnete ethnogr. Ausstellung nahm durch zahlreiche Besucher aus den übrigen slaw. Ländern den Anschein eines panslawistischen Congresses an. Namentlich erregte hierbei die Anwesenheit Palacky's und Rieger's (s. d.), der Hauptvertreter des Czechenthums, viele Aufmerksamkeit.

Pantalone, Name einer Person der ital. Stegreifkomödie (Commedia dell' arte), die eine Art Juristenrock, Talar (pantalone) nebst einer därtigen Maske trägt und alte Männer vorstellt. P. war bisweilen ein verliebter Narr und gesoppt, bisweilen auch gutmüthig, schlicht und gar nicht lächerlich. Er ist von Herkunft immer Venetianer, wie Arlechino stets aus Bergamo und der Dottore aus Bologna gebürtig ist.

Pantellaria oder Pantelleria (im Alterthum Cossyra), eine zur Provinz Trapani auf Sicilien gehörige Insel im Mittelländischen Meere, 13 M. von Sicilien und 9 M. vom nächsten Küstenpunkte Afrikas gelegen, umfaßt 2,64 Q.-M. und ist durchweg vulkanischer Natur. Die Insel wird von einem niedrigen Bergring aus grauer Trachytlava eingefaßt, der sehr schwer zugänglich. Aus dem innern Raume dieser Einfassung erhebt sich ein 2000 F. hoher Vulkan mit erloschenem Krater. Ueberall steigen heiße Wasserdämpfe empor. Heiße Mineralquellen entstürzen den Lava- und Bimssteinfelsen und bilden theilweise einen Salzsee von 6000 F. Umfang und Dunstbäder. Auf den verwitterten Schlacken ist die Vegetation so stark, daß von Myrten-

und Lentiscusſträuchern Kohlen gebrannt werden, welche nach Malta als Feuerungsmaterial gehen. Die fruchtbaren Thäler liefern Getreide, Wein, Baumwolle, Oliven, Roſinen, Feigen, Kapern u. ſ. w. Auch zieht man große und ſchöne Eſel. Die Inſel gehört als ein Fürſtenthum der Familie Requeſens. Sie hat 5990 E., die eine aus dem Arabiſchen und Italieniſchen zuſammengeſetzte Sprache reden. Die Hauptſtadt P., an der Nordweſtecke der Inſel, neben einer warmen, an Kohlenſäure reichen Quelle gelegen, hat 2292 E., Redouten und eine Citadelle, die als Gefängniß benutzt wird, wie denn die Inſel ſchon in früherer Zeit der gewöhnliche Verbannungsort für Staatsverbrecher war.

Pantheismus iſt ein Wort, durch welches man ſeit Anfang des 18. Jahrh. diejenige Lehre bezeichnet, welche Gott und Welt ihrem Sein nach identificirt, das All der Dinge ſelbſt für das Göttliche erklärt. Der P. iſt daher nicht, wie früher häufig geſchah, mit dem Atheismus zu verwechſeln. Der letztere leugnet das Daſein Gottes und des Göttlichen, während manche Formen des P. als der Abdruck einer tiefen Religioſität zu betrachten ſind. Der P. iſt in ſehr verſchiedener Form aufgetreten. Als der Abdruck einer mehr dichtenden als reflectirenden Weltanſicht liegt er den religiöſen Philoſophemen des Orients, namentlich der Indier, zu Grunde; in ſpeculativer Form tritt er bei den Griechen in der Eleatiſchen Schule auf. (S. Parmenides.) Eine mehr materialiſtiſche Richtung erhielt er bei Heraklit (ſ. d.) und bei den Stoikern (ſ. d.), die der das All durchdringenden vernünftigen Kraft, d. h. dem Göttlichen, das Feuer als ein materielles Subſtrat unterlegten. Als die bedeutendſten Repräſentanten des P. ſind im Alterthum die Neuplatoniker (ſ. d.) zu betrachten, welche die Emanation der Erſcheinungswelt aus dem abſoluten Geiſtweſen in der Form gradueller Ausflüſſe darſtellten. Im Mittelalter, wo das chriſtl. Dogma die freie Bewegung der Philoſophie hemmte, finden ſich nur wenige Spuren von P., wie in der Emanationslehre des Erigena. Mit großer Kühnheit dagegen trat der P. bei den Denkern des 16. Jahrh. auf, bei welchen die neuerwachte Begeiſterung für das allgemeine Naturleben die Begriffe Gottes und der Natur in Eins zuſammenfließen machte, ſodaß die Verherrlichung dieſes Naturlebens ihnen als die Verherrlichung Gottes erſchien. Dieſer Enthuſiasmus gibt namentlich dem P. des Giordano Bruno (ſ. d.) ſeinen hochpoetiſchen Charakter. Als der nüchternſte Repräſentant des P. iſt Spinoza (ſ. d.) zu betrachten, bei welchem dieſe Lehre mit Abſtreifung alles poetiſchen Reizes und aller beſtechenden Rhetorik die ſtrenge Form eines Syſtems annahm. Auch die idealiſtiſchen Syſteme nach Kant haben ſämmtlich eine pantheiſtiſche Richtung, obwol nicht die Spinoziſche. Gewöhnlich hat man den P. von dem Standpunkte religiöſer und ethiſcher Vorausſetzungen aus beſtritten und in letzterer Beziehung namentlich geltend gemacht, daß er mit der menſchlichen Freiheit die Zurechnung des Guten und Böſen, ja den Unterſchied zwiſchen beiden ſelbſt aufhebe. Dies iſt ein Vorwurf, welcher zwar vom P. des Spinoza, aber nicht gleicherweiſe von andern neuern Formen des P. gilt. Es hat ſich nämlich durch die neueſten philoſ. Entwickelungen ein Unterſchied feſtgeſtellt zwiſchen zwei ſehr verſchiedenen Arten von P. Der eine nimmt an, daß die Subſtanz des Weltalls an ſich ſelbſt unbewußt iſt und erſt durch und in dem Menſchen zum Bewußtſein gelangt; der andere erklärt, daß es außer und über dem Menſchen noch eine höhere Bewußtſeinsentwickelung im Weltall gibt, an welcher die Menſchheit nur als ein untergeordnetes Glied im Organismus des Alls theil nimmt. So ſchwer es wird, den erſten mit den Lehren und Grundſätzen des Chriſtenthums in Einklang zu ſetzen, ſo leicht und ungezwungen erſcheint eine derartige Verſchmelzung vom Standpunkte des zweiten aus. Der P. der erſten Art iſt neuerdings am entſchiedenſten durch den deutſchen Philoſophen L. A. Feuerbach (ſ. d.) vertreten worden. Vgl. Weißenborn, «Vorleſungen über P. und Theismus» (Marb. 1859).

Pantheon nannte man im Alterthum einen Tempel, welcher allen oder den vorzüglichſten Gottheiten gemeinſchaftlich gewidmet war. Am berühmteſten iſt das P. zu Rom, welches von Agrippa im J. 25 v. Chr. zunächſt als integrirender Beſtandtheil einer großartigen Bäderanlage (der Thermen des Agrippa) auf dem Marsfelde erbaut, dann in einen Tempel umgewandelt und den Göttern des Juliſchen Geſchlechts, namentlich dem Mars und der Venus geweiht wurde. Vom Papſte Bonifaz IV. wurde es 607 der Maria und allen Märtyrern gewidmet, daher es die Kirche Sancta-Maria ad Martyres, gewöhnlich aber nach ſeiner runden Form Santa-Maria della Rotonda genannt wird. Die guterhaltene, freilich nicht dem urſprünglichen Plane angehörige Vorhalle enthält 16 Säulen von orient. Granit (8 in der Front) von 15 F. im Umfange, deren aus weißem Marmor gearbeitete korinth. Capitäle zu den ſchönſten Beiſpielen dieſer Gattung in der röm. Kunſt gehören. Das Innere beſteht aus einem runden Raume von

134 F. Weite und gleicher Höhe, der durch eine halbkreisförmige Kuppel mit einer 27 F. 5 Zoll weiten Lichtöffnung in der Mitte bedeckt wird. In der Umfassungsmauer befinden sich acht Nischen für Götterstatuen; die vor denselben herumlaufende Säulenstellung gehört erst der unter Hadrian erfolgten Restauration an. Ueber ihr erheben sich eine Attika und eine Pilasterstellung, worauf das mächtige, mit kolossalen Cassetten geschmückte Rundgewölbe beginnt. Die letzte Restauration erfuhr das P. durch Septimius Severus, dessen Dedication noch über der Säulenhalle steht. Der Fußboden des Innenraums ist mit Porphyr belegt. Das große kühne Werk macht einen wunderbaren Eindruck; doch hat es durch die Beraubungen einiger Kaiser (namentlich Konstans' II., der 663 die vergoldete Bronzebedachung nach Konstantinopel schaffte) und Päpste wesentlich gelitten, wie z. B. Urban VIII. die Vorhalle des ehernen Gebälks beraubte. Canova erbaute eine dem römischen P. in der Anlage ähnliche Rotunde in seinem Geburtsorte Possagno. Ein prächtiges P. errichtete Kaiser Hadrian zu Athen, von welchem aber keine Reste erhalten sind. — Das P. in Paris ist gegenwärtig wieder, nach mannichfachen Wechseln, was es ursprünglich sein sollte: die Kirche der heil. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. 1764 legte Ludwig XV. den Grundstein zu dem kolossalen Gebäude, welches nach dem Risse des Baumeisters Soufflot und aus dem Ertrage einer Lotterie errichtet wurde. Es ist wie ein griech. Kreuz mit gleichseitigen Schenkeln gestaltet, in dessen Mitte der Dom mit der Kuppel steht, und hat an der Abendseite eine große Vorhalle, die von 22, an 60 F. hohen, cannelirten korinth. Säulen getragen wird. Die Länge des Gebäudes ist 339, seine Breite 253 F. Das Innere besteht aus dem großen Kreisrunde unter der Kuppel und aus den vier Kirchenschiffen, welche die Arme des Kreuzes bilden; 130 korinth. Säulen tragen die Galerie mit den Logen. Das Gebäude hat keine Fenster; das Licht fällt durch die Bogen, welche sich über den Logen befinden. Auf einer schlanken Wendeltreppe aus Quadern mit freier Spindel steigt man aufs Dach. Hier geht eine gerade Treppe über das Dach bis unter den offenen Säulengang von 32 korinth. Säulen, die ungefähr 40 F. hoch sein mögen und die Attika tragen, auf welcher der obere abgerundete Theil der äußern Kuppel ruht. Vier mit Halbsäulen gezierte Pfeiler auf den Ecken des Doms stützen unten die Kuppel, welche aus drei übereinander aufgeführten massiven Gewölben besteht und sich wie ein luftiges Zelt von Quadern über einer Tiefe von 260 F. ausspannt. Durch vier runde Pfeiler, welche innerhalb der Kuppelcolonnade stehen, laufen vier Wendeltreppen hinauf, welche den Beschauer auf das Dach der Kuppel bringen. Hier steht in der Mitte noch eine kleine Thurmkuppel, die sog. Laterne, um welche eine Galerie mit einem eisernen Geländer herumläuft, von wo man ganz Paris und die Umgegend meilenweit wie auf einer großen Reliefkarte übersieht. Die Höhe des Gebäudes vom Boden bis an die Thurmkuppel beträgt 282 F. Der ganze Bau ist von riesigen Quadern des bei Paris brechenden Kalksteins aufgeführt. Das Gebäude war noch nicht ganz beendigt, als ihm die Revolution durch ein Conventsdecret von 1791 den Namen Panthéon-Français und die Bestimmung eines Ehrentempels ertheilte, wo die Standbilder großer Männer aufgestellt werden sollten. In den Gewölben unter dem Gebäude erhielten die Bürger, die sich um das Vaterland verdient gemacht, ein Ehrengrab. Man erhielt alsbald eine ganze Versammlung von Revolutionsheiligen, die man aber zu voreilig kanonisirt oder, nach der damaligen Sprache des Tags, pantheonisirt hatte, sodaß mehrere wieder herausgeworfen wurden. Bei der Umwandlung des Gebäudes zum P. wurden die Basreliefs mit religiösen Gegenständen durch andere mit Allegorien und Simbildern des Patriotismus, der Philosophie, der Wissenschaften, Künste, Gewerbe u. s. w. ersetzt und im Friese über der großen Vorhalle die Inschrift: «Aux grands hommes la patrie reconnaissante», angebracht. Napoleon ließ die revolutionären Ornamente und Inschriften wegräumen und das Gebäude an die kath. Geistlichkeit zurückstellen, reservirte aber die Grüfte als Ehrenbegräbniß für die Notabilitäten des Kaiserreichs, von welchen hier mehrere beigesetzt wurden. Die Restauration suchte den profanen Charakter des Gebäudes durch neuen kirchlichen Schmuck vollends zu tilgen. Ludwig XVIII. weihte es aufs neue als Kirche der heil. Genoveva ein, und im Auftrage Karl's X. malte Gros an dem obersten Kuppelgewölbe das große Frescobild, welches jene Heilige als Beschützerin des alten franz. Königthrons darstellt. Die Julirevolution von 1830 machte aus der Kirche wieder ein P. Der Bildhauer David schmückte das Giebelfeld der Vorhalle mit einem großen Hautrelief, und im Friese wurde die frühere Inschrift erneuert. Im Innern wurden in die vier Pfeiler, welche die Kuppel stützen, Bronzetafeln mit den Namen der Julikämpfer eingelassen und mit erloschebogen der untersten Kuppel, nach Gérard's Compositionen, mit Frescomalereien allstürzen den innes (Tod, Vaterland, Gerechtigkeit, Nachruhm) decorirt. Nach der Februarrevo- und Dunstb 848 beauftragte man den Maler Chenevard, die nackten weißen Wände des Innern

mit einem Cyklus allegorischer Fresken zu schmücken; aber die Ausführung unterblieb infolge der Decembereignisse von 1851, welche den kath. Klerus wieder zum Herrn des Gebäudes machten.

Panther oder Parder ist der Name verschiedener Arten großer gefleckter Katzen der Alten und Neuen Welt, die man jetzt auch als eine besondere Gruppe unter dem Namen Pardelkatzen auszeichnet. Es gehören dahin unter den Katzen der Alten Welt der Leopard oder eigentliche P.; der Irbis (Felis Uncia) des mittlern Asien; unter den Katzen der Neuen Welt der Jaguar (s. d.) und der in einem großen Theile Amerikas einheimische Ozelot (F. Pardalis). Auch nennt man häufig die Geparde (s. d.) P. ihres gefleckten Felles wegen.

Pantoffelblume, s. Calceolaria.

Pantograph, s. Storchschnabel.

Pantomime, eine Ausartung der ursprünglichen Mimen (s. d.), nannten die Alten die Darstellung der Gedanken, Empfindungen und Handlungen durch künstliche Bewegung des Körpers in Verbindung mit Tanz und Musik. Der Künstler, welcher eine Charakterrolle oder ein ganzes Stück auf diese Weise ohne Worte versinnlichte, hieß ebenfalls P. oder Pantomimist, die Kunst selbst Pantomimik. Schon den Griechen war die Trennung der Mimik (s. d.) und Declamation (s. d.), auf welcher das Wesen der P. beruht, nicht unbekannt, obgleich sie einen besondern Namen dafür noch nicht hatten. So finden wir, daß bei ihnen eine Person Charaktere pantomimisch darstellte, während ein anderer dazu declamirte oder sang und ein Flötenbläser das Ganze mit entsprechender Musik begleitete. Ebenso wurden Mythen und Scenen aus dem gewöhnlichen Leben, besonders lächerlicher Art, bei Festlichkeiten pantomimisch ausgeführt. Doch theatralische Vorstellungen dieser Art, die sog. saltatio pantomimorum, wurden erst unter den Römern ausgebildet, namentlich zur Zeit der ersten Kaiser, als mit dem Verschwinden der Volksfreiheit auch die theatralische Poesie zu verstummen anfing. Mimenspiel konnte bei diesen Darstellungen ebenso wenig als bei dem Schauspiele der Alten überhaupt stattfinden, weil die P. wie die Schauspieler der Masken sich bedienten. Mit dem Eingehen des röm. Theaters im 5. Jahrh. erreichten auch die pantomimischen Spiele ihr Ende; doch kamen sie bei den von Natur in Geberden lebhaftern Italienern in spätern Zeiten wieder in Aufnahme. Bei vielen orient. Völkern, namentlich den Persern und Chinesen, gehört noch jetzt die Aufführung pantomimischer Scenen mit musikalischer Begleitung zu den Hauptbelustigungen. Die P. im strengsten Sinne, als Darstellung einer Handlung durch mehrere P. mittels der bloßen Geberden, ohne tanzmäßige Bewegung, hat man ebenfalls zu verschiedenen Zeiten wieder einzuführen versucht, noch häufiger aber, besonders unter den Italienern und Franzosen, mit dem höhern Tanz in Verbindung gesetzt und ausgebildet. Gegenwärtig hat sich der Antheil, den man sonst der P. schenkte, theils dem Ballet (s. d.), theils den Tableaux (s. d.) zugewendet. Ueber die P. der Alten, von der schon Lucian in seiner Schrift «Ueber den Tanz» ein treues Bild entwirft, findet sich eine histor. und kritische Beleuchtung in dem Werke «Ueber die P.» (Hamb. 1749). Vgl. Böttiger's Abhandlung «Ariadne und Bacchus, eine P. nach Xenophon» in dessen «Kleinen Schriften» (Bd. 3, Dresd. und Lpz. 1838).

Panvini (Onofrio), lat. gewöhnlich Onuphrius Panvinius genannt, ein ital. Alterthumsforscher und Geschichtschreiber, geb. 1529 zu Verona, widmete sich anfangs dem geistlichen Stande und erhielt 1554 eine Professur der Theologie zu Florenz, zog sich aber bald von dem öffentlichen Leben zurück und lebte zu Palermo bis an seinen Tod, welcher 7. April 1568 erfolgte, nur den Wissenschaften. Von seinen wegen ihrer gründlichen Gelehrsamkeit früher sehr geschätzten Schriften sind zu erwähnen: die «Fasti et triumphi Romanorum» (Venet. 1588), das «Chronicon ecclesiasticum» (Köln 1568; Pad. 1681), die «Pontificum Romanorum elogia et imagines» (Antw. 1572; Köln 1624), das Werk «De ritu sepeliendi mortuos apud veteres christianos» (Rom 1581); ferner «De antiquitate et vitis illustribus Veronae» (Pad. 1648) und «De comitiis imperatoriis» (Strasb. 1613), worin das Entstehen der Kurfürstenwürde in das Zeitalter des Kaisers Friedrich II. versetzt wird. Außerdem finden sich von ihm viele Abhandlungen im «Thesaurus antiquitatum Romanorum» von Grävius.

Panyasis, ein berühmter griech. Dichter aus Halikarnassus, um 464 v. Chr., ein Zeitgenosse des Herodot, Aeschylus und Pindar, verfaßte unter dem Titel «Heraklea» ein großes episches Gedicht in 14 Gesängen, welches die Sage vom Hercules ihrem ganzen Umfange nach behandelte und sich in sprachlicher und metrischer Hinsicht ebenso wie durch seine Darstellung auszeichnete. Auch wird ihm ein anderes Gedicht im elegischen Versmaße, «Ionika» genannt, zugeschrieben. Nur von dem erstern sind noch mehrere Bruchstücke vorhanden, welche Tzschirner in «Panyasidis fragmenta» (Bresl. 1842) gesammelt hat.

Panzer heißt eine Bedeckung des Körpers gegen äußere gewaltſame Verletzungen. Der P., aus verſchiedenen Stücken für die Körpertheile zuſammengeſetzt, gehört zu den Schutzwaffen und kommt ſchon im hohen Alterthume vor. Er wurde anfangs aus Thierhäuten, rohem Erz, Horn- oder Holzſchuppen verfertigt, ſpäter bei den Griechen und Römern aus geſchmiedetem Eiſen oder Stahl. Das ſchwere Fußvolk trug ihn, auch die Reiterei, letztere mehr in Form von Panzerhemden oder Schuppenpanzern, welche ſich bequem anſchmiegten. Auch die Pferde der ſchweren Reiterei waren mit Panzerdecken bekleidet. Solche Reiter hießen bei den Griechen Kataphraktoi (wörtlich Gepanzerte). Im Mittelalter wurde der P. bei der abendländiſchen Ritterſchaft bis zum Uebermaße verſtärkt und mit neuen Rüſtſtücken auch für die Streithengſte vermehrt, ſodaß eine Verwundung faſt unmöglich wurde. Dafür erſtickte jedoch mancher im Harniſch bei großer Hitze, im Turnier wie im Gefecht, z. B. bei Sempach, auch in Syrien während der Kreuzzüge. Das Feuergewehr, dem der P. nicht widerſtand, ſetzte ihn allmählich außer Gebrauch. (S. Harniſch und Küraß.)

Panzer (Georg Wolfgang), einer der erſten deutſchen Bibliographen, geb. 16. März 1729 zu Sulzbach, wurde 1751 Landprediger zu Etzelwang, 1760 Diakonus an der Sebaldkirche und 1772 Schaffer oder Hauptpaſtor in Nürnberg. Er war Aufſeher der Stadtbibliothek und von 1789 an Vorſteher des Pegnitzer Blumenordens. Zunächſt beſchäftigte er ſich mit der Geſchichte der Bibelausgaben, zu welchem Behufe er auch eine ausgezeichnete Bibelſammlung zuſammenbrachte, die er 1780 an den Herzog Karl Eugen von Würtemberg überließ. Sein Hauptwerk in dieſer Beziehung iſt der «Entwurf einer vollſtändigen Geſchichte der deutſchen Bibelüberſetzung Luther's von 1517—81» (Nürnb. 1783, mit neuem Titel und Zuſätzen 1791). Daneben ſammelte er Porträts berühmter Perſonen, von denen er auch ein Verzeichniß herausgab (Nürnb. 1790; Supplemente, 1801). Endlich kam er auf eine Idee, durch deren gelungene Ausführung er der Pfleger eines der wichtigſten Zweige der Bibliographie geworden iſt. Da nämlich Maittaire in ſeinen «Typogr. Annalen» die älteſten deutſchen Drucke ſo gut wie ganz übergangen hatte, ſo veranlaßte dies P. zu den «Annalen der ältern deutſchen Literatur» (Nürnd. 1788), denen er Zuſätze (Lpz. 1802) und einen zweiten Band (Nürnd. 1805) folgen ließ. Den weiten Plan einer allgemeinen Regiſtratur aller bekannten Drucke ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt bis 1536 ſuchte er in den «Annales typographici» (11 Bde., 1793—1803) auszuführen. Die alten Drucke aller Länder und Sprachen ſind darin, zum großen Theil nach eigener Anſicht, in alphabetiſcher Folge der Druckorte chronologiſch verzeichnet, kurz und genau charakteriſirt, und Angaben der Bibliotheken, in denen ſie verwahrt, und der Werke, in denen ſie beſchrieben werden, beigefügt. Außer den zahlreichen Bibliotheken ſeines Wohnorts unterſtützte ſeine Arbeiten eine ebenſo koſtbare und an Seltenheiten aller Art reiche, wie an Zahl ſtarke Privatbibliothek. In ſeinem Amte machte er ſich durch verſtändige Verbeſſerungen des öffentlichen Gottesdienſtes und eines neuen Geſangbuchs verdient. Er ſtarb 9. Juli 1804. — P. hatte zwei Söhne, Georg Wolfgang Franz P. und Johann Friedrich Heinrich P. Der erſte, geb. 31. Mai 1755 zu Etzelwang, geſt. als Stadt- und Landphyſikus zu Hersbruck 28. Juni 1829, war auf dem Gebiete der Inſektenkunde und Botanik literariſch thätig. Beſonders geſchätzt ſind ſeine «Faunae insectorum Germaniae initia» (Heft 1—110, Nürnb. 1796—1830, mit illuminirten Kupfern), die nach ſeinem Tode von Herrich-Schäffer fortgeſetzt wurden. Der zweite, geb. 25. März 1764, geſt. 15. Nov. 1815 als Pfarrer zu Eltersdorf und Tannenlohe, beſaß eine vielſeitige gelehrte Bildung und lieferte gute Beiträge zur Kirchen- und Reformationsgeſchichte.

Panzerſchiffe ſind eine Erfindung der Neuzeit, zu welcher die erſte Idee vom Kaiſer Napoleon III. ausging, der 1854, im Krimkriege, zur Beſchießung der ruſſ. Feſtungswerke im Aſowſchen Meere gepanzerte ſchwimmende und mit fortbewegender Dampfkraft verſehene Batterien bauen ließ. Wegen der dieſen Batterien mangelnden nautiſchen Eigenſchaften konnten ſie zwar nur mit großer Mühe in das Schwarze Meer geſchafft werden, bewährten ſich aber dort im Kampfe gegen Landbatterien, namentlich gegen das den Schiffen bisher ſo gefährliche Granatfeuer. Dieſe Batterien waren von Holz erbaut, auf dem man einen 3—4 Zoll dicken, aus Platten beſtehenden Eiſenpanzer befeſtigt hatte. Dieſe Erfolge führten zu weiterer Anwendung des Princips auf wirkliche Kriegsſchiffe. In Frankreich wurde 1859 die erſte Panzerfregatte, die Gloire, erbaut, die mit einer $4\frac{1}{2}$zölligen Eiſenhaut bedeckt war. Das Schiff war zwar noch in Hinſicht ſeiner nautiſchen Eigenſchaften mit Mängeln behaftet; doch hofften die Techniker die entgegenſtehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Man baute daher nicht nur in Frankreich weiter, ſondern auch England folgte mit dem Warrior und Black Prince, und die

übrigen Seeſtaaten folgten alsbald dem Beiſpiele. Seitdem trat im Bau der P. Verbeſſerung auf Verdeſſerung ein, und ein Syſtem verdrängte das andere. Doch konnte man zu keinem feſten Modelle gelangen, das allen gewünſchten Anforderungen entſpräche. Die Fragen, ob die P. von Holz oder von Eiſen, ob ſie als Breitſeitſchiffe oder Monitore (ſ. d.) gebaut werden ſollen, iſt noch eine offene. Da ſich inzwiſchen die Artillerie fortwährend vervollkommnete und ſelbſt 6zöllige Platten nicht mehr vor dem Durchſchlagen der Geſchoſſe von den in neueſter Zeit conſtruirten Monſtrekanonen ſicherte, ſo hat man ſich genöthigt geſehen, immer dickere Platten zur Anwendung zu bringen, deren unverhältnißmäßig ſchweres Gewicht zugleich neue Dimenſionen und Conſtructionen erforderlich machte. So z. B. ließ die preuß. Regierung 1867 drei P. bauen, von denen zwei 6½zöllige Platten tragen, das dritte aber einen 8zölligen Eiſenpanzer führt. Das letztere iſt das ſtärkſte Panzerſchiff, welches bis dahin beſtand. Es hat eine Länge von 365, eine Breite von 60 und einen Tiefgang von 26 F. Seine Bewaffnung beſteht aus 33 Stück 9zölligen gezogenen Geſchützen, die ein Geſchoß von 300 Pfd. werfen, und deren Granaten auf 1200 Schritt jeden 6zölligen Panzer glatt durchſchlagen. Allmählich iſt es allerdings gelungen, viele der urſprünglichen Mängel an den P. zu beſeitigen. Man hat bei denſelben bereits eine Geſchwindigkeit bis zu 14 Knoten (3½ geogr. M. in der Stunde) erreicht, und auch ihre nautiſchen Eigenſchaften ſind verbeſſert worden. Eine Vollkommenheit iſt jedoch keineswegs erzielt worden. In der Seeſchlacht von Liſſa (ſ. d.), wo P. zuerſt in größerer Zahl miteinander kämpften, haben ſie eigentlich den gehegten großen Erwartungen nicht entſprochen.

Panzerthiere nennt man die mit Knochen- und Hornplatten gepanzerten Säugethiere. Es gehören dahin die Gürtelthiere oder Armadille (ſ. d.), die Schuppenthiere (ſ. d.) und unter den vorweltlichen Thieren das Megatherium (ſ. d.).

Paoli (Pascal), Geſetzgeber und kühner Vertheidiger Corſicas, ſtammte aus einer angeſehenen corſiſchen Familie und war 1726 geboren. Sein Vater, Hyacinth P. (geb. 1702, geſt. 1768), ein verdienter General, der, von der genueſ. Regierung verfolgt, 1739 nach Neapel geflüchtet war, ſendete ihn 1755 nach Corſica, wo man ihn zum Generalkapitän der Inſel erwählte. Als ſolcher ſtand er an der Spitze einer demokratiſchen Regierung mit königl. Anſehen; doch verſchmähte er den Titel eines Königs. Mit Energie und Kraft wirkte er, den Zuſtand des verwilderten Volks nach einem durchgreifenden Plane zu verbeſſern. Er ordnete die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Heer und gründete zu Corte eine Univerſität. Die barbariſche Sitte der Blutrache hob er auf und führte eine geſetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er im Innern Ordnung und Einigkeit hergeſtellt, trieb er die Genueſer bis an die Küſte zurück, wo ihnen nur noch vier Plätze übrigblieben, ſodaß ſie zu Frankreich ihre Zuflucht zu nehmen ſich genöthigt ſahen. Seit 1764 beſetzten die Franzoſen dieſe Plätze, während Genua den Krieg gegen den übrigen Theil Corſicas fortſetzte. Aber P. und ſein Bruder widerſtanden der Macht Genuas, ſodaß letzteres die Inſel endlich 1768 an Frankreich abtrat. Wie P. alle Verſuche Genuas, den Gehorſam der Inſulaner zu erkaufen, zu Schanden gemacht, ſo wies er auch jetzt ſtandhaft die glänzendſten Anerbietungen zurück, die der franz. Miniſter Choiſeul ihm ſelbſt machte, und ermuthigte, trotz der geſchehenen Abtretung der Inſel an Frankreich, die Corſen zum Widerſtande. Doch nur ein Jahr vermochte er ſich gegen die Franzoſen zu behaupten. 1769 begab er ſich nach England, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. 20 J. nachher rief ihn die Franzöſiſche Revolution in ſein Vaterland zurück und als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Im April 1790 begab er ſich nach Paris, um der Nationalverſammlung, die Corſica in den Rang der franz. Provinzen aufgenommen hatte, den Eid der Treue zu leiſten. Lafayette ſtellte ihn dem Könige vor, der ihn zum Commandanten von Baſtia ernannte. Nach ſeiner Rückkehr auf die Inſel wurde er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präſidenten des Departements erwählt. Als ſolcher befolgte er 1791 und 1792 die Grundſätze der Revolution. Doch bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie faßte er den Vorſatz, Corſica zu einem unabhängigen Staate zu erheben, und eine Conſulta, die er im Mai 1793 zuſammenrief, ernannte ihn zum Präſidenten und Generaliſſimus der Corſen. Der Nationalconvent lud ihn ſofort vor ſeine Schranken. Da er nicht erſchien, wurde er 17. Mai für einen Staatsverräther erklärt. Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte P. mit der Familie Bonaparte im beſten Einverſtändniß gelebt; als ſich aber dieſe entſchieden für die jakobiniſche Partei erklärte, waren beide Familien auf immer getrennt. P. verband ſich nun mit England und begünſtigte im Febr. 1794 die Landung engl. Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzoſen von der Inſel vertrieben. Allein England betrachtete die Inſel als eine Eroberung, und der ehrgeizige P. war mit dem Theile der Macht, den man ihm gelaſſen, nicht zufrieden; auch verlor er durch ſeine Verbindung

mit den Engländern bei einem großen Theile seiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Dazu kam seine Feindschaft mit dem engl. Vicekönige Elliot, der ihm nur wenigen Einfluß gestattete. Unter diesen Umständen hielt er es für besser, ganz auf die Regierung Verzicht zu leisten, und auf eine erhaltene Einladung ging er 1796 nach London, in dessen Nähe er zurückgezogen lebte. Er starb 5. Febr. 1807. Vgl. Boswell, «Account of Corsica» (Glasgow 1768; deutsch von Klausing, Lpz. 1768 u. öfter), und die Biographien P.'s von Arrighi (2 Bde., Par. 1843), Klose (Braunschw. 1853) und Bartoli (Ajaccio 1867).

Paŏlo, von den Deutschen gewöhnlich Paul oder Pauliner genannt, auch Giulio oder Julier, ist eine röm. Silbermünze, welche durch die Päpste eingeführt wurde. Das ursprüngliche Gepräge zeigte im Avers das päpstl. Wappen. Der P. hat 10 Bajocchi oder $^1/_{10}$ Scudo; viele tragen auch die Ziffer 10 im Gepräge. 96½ Paolo gehen auf die kölnische Mark fein Silber. Der Werth des P. ist 4 Sgr. 4¼ Pf. preuß. = 15¼ Kreuzer süddeutsche Währung.

Paŏlo Veronese, mit seinem eigentlichen Namen Paolo Cagliari, einer der ersten Meister der venet. Malerschule, geb. 1530 zu Verona, wo sein Vater Bildhauer war, erlernte hier die Kunst bei seinem Oheim Antonio Badile, einem geachteten Maler. Tüchtige Jugendarbeiten, von denen allerdings nicht viel bekannt, mögen ihn dem Cardinal Gonzaga empfohlen haben, der ihn mit andern nach Mantua berief, um den dortigen Dom mit Gemälden zu schmücken, wobei er die Gefährten sämmtlich übertraf. In das Schloß des Grafen Porti nach Tiene berufen, wo er zwei Säle mit Fresken schmücken sollte, wählte er zum Gegenstande Scenen des heitersten Lebensgenusses und schlug darin den Grundton seiner spätern Schöpfungen an. In so fröhlicher Entfesselung der Daseinslust hatte man in Oberitalien Festräume noch nicht schmücken sehen. Venedig, das farbenkundige, wurde selbstverständlich seine Heimat und blieb es. Im Wettkampf mit den großen Meistern, wie Tizian und Tintoretto, stählten sich seine Kräfte, läuterte und erhöhte sich sein Streben. Die Kirche San-Sebastiano, in der er seinen ersten Auftrag, eine Krönung Mariä, an der Decke der Sakristei ausführte, wurde allmählich ganz von ihm ausgemalt. Die Geschichte der Esther und das Martyrium des Schutzpatrons nahmen Decke und Wände der Kirche ein. Oft ward er durch andere Arbeiten unterbrochen, aber er kehrte stets dahin zurück, sodaß Anfang und Hochblüte seiner künstlerischen Laufbahn in den Räumen dieses sonst unscheinbaren Gotteshauses liegen, wo ihm auch die dankbaren Mönche nach seinem Tode einen Ruheplatz einräumten. Noch vor Beendigung dieser Gemälde fällt auch eine Reise nach Rom sowie der Beginn seiner Arbeiten im Dogenpalaste; ferner die Arbeit in der Bibliothek von San-Marco, bei denen die Genossen ihm die vom Procurator ausgesetzte goldene Kette zusprachen; endlich ein Besuch bei seinen Aeltern in Verona, bei welcher Gelegenheit er im Refectorium von San-Nazzaro das Gastmahl des Simon malte, das erste jener Gattung, die ihn so berühmt gemacht hat. Unzählbar sind seine Altartafeln für Kirchen und Klöster, zahlreich die Paläste, die er decorirte. Seine Bilder stellen das Leben in glänzendem, festlichem Rausche dar, wie es bei den freudigsten Anlässen sich entwickelt, und wie es zu jener Zeit der venet. Blüte so leuchtend erschien; der volle Genuß des Daseins spricht aus ihnen. Prächtige Architekturen bauen sich in diesen Bildern empor, von Scharen festlich Versammelter belebt. Funkelnde Geräthe und Geschmeide, schillernde Gewänder, alle bunte Farbenlust ist in ihnen vor unsern Augen ausgebreitet. Ein klarer, sonniger Tag umfängt das Ganze, und der Erguß des Lichts vereint diesen Wechsel der Formen und Farben zur lautersten Harmonie. In seinen Sante conversazioni (Conversationsstücke, in denen Heilige die Handelnden) befolgt er die spätere freie Anordnung Tizian's und steigert sich auch hier schon zu Festfreude und Prachtentfaltung. Am meisten ist dies der Fall in seinen Gastmählern, festliche Mahlzeiten nach den Geschichten des Neuen Testaments, deren er mehrfach für die Refectorien der venet. Klöster fertigte. Das größte und berühmteste unter diesen ist die Darstellung der Hochzeit zu Kana, jetzt im Louvre zu Paris, ein Bild von 20 F. Höhe und 30 F. Breite, mit 130 Figuren, darunter viele Porträts von Zeitgenossen des Künstlers. Unter den andern Gemälden derart dürfte besonders die Darstellung Christi an der Tafel des Levi, jetzt in der Sammlung der Akademie zu Venedig, hervorzuheben sein. P. starb 19. April 1588. Sein Bruder, Benedetto Cagliari, und seine Söhne, Gabbriello Cagliari und Carlo Cagliari, folgten seiner künstlerischen Richtung, sind aber nicht sonderlich bedeutend.

Päon ist zunächst gleichbedeutend mit Päan (s. d.), heißt aber auch der Sohn des Poseidon und der Helle, ferner der Sohn des Endymion, ein Bruder des Epeios und Aetolos, der, nachdem er von diesem in einem Wettlauf um die Oberherrschaft besiegt worden war, nach Macedonien ging, wo ein Landstrich am Axios nach ihm Päonien genannt wurde.

Päonie, Pfingſtroſe, Gichtroſe (Paeonia L.) iſt der Name einer zur 13. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Ranunkelgewächſe gehörenden Pflanzengattung mit fünf ungleichen, blattartig-lederigen, bleibenden Kelchblättern, fünf bis zehn Blumenblättern, zahlreichen Staubgefäßen und zwei bis fünf Fruchtknoten, welche mit einer hahnekammartigen, ſichelig oder faſt ſpiralig gebogenen Narbe bekrönt ſind. Die zu dieſer Gattung gehörenden Pflanzen ſind ausdauernde Kräuter, ſeltener Halbſträucher mit oft knollenartig verdeckten Wurzelfaſern. Wegen ihrer ſehr großen ſchönen Blüten werden ſie in Gärten gern als Zierpflanzen gezogen. Beſonders gilt dies von der gebräuchlichen P. (P. officinalis L.), welche, in den Bergwäldern des ſüdlichern Europa einheimiſch, in den Gärten allgemein mit gefüllten Blüten cultivirt wird. Ihre Blätter ſind unterſeits bläſſer mit einigem Glanze, die Früchte aufrecht und die Blumen karmin- oder blutroth. Ihre Wurzelſtöcke, Blüten und Samen ſind affieinell. Die Wurzeln enthalten einen narkotiſchen Stoff, weshalb man ſie gegen Epilepſie, Aſthma u. a. angewendet hat. Namentlich geſchätzt wird die ſtrauchige chineſiſche P. (P. Moutan Sims.), deren Stempel mit einer becherförmigen, oberwärts zerſchlitzten, purpurbraunen Haut umgeben ſind. Ihre herrlichen, ſehr großen und angenehm riechenden roſenrothen und weißen Blüten machen ſie zu einer ſehr geſchätzten Zierde unſerer Gärten. Außerdem werden die in Sibirien einheimiſche weißblumige P. (P. albiflora Pall.), die feinblätterige P. (P. tenuifolia L.) u. a. bei uns häufig cultivirt. Hoch im Preiſe ſteht vor allen aber noch die P. Wittmanniana, welche blaßgelbe Blumen trägt. Die kugeligen, glatten und glänzenden ſchwarzen Samen der Päonienarten werden an Schnuren gereiht und unter dem Namen Anodyne necklace kleinen Kindern umgehängt, bei denen ſie das Zahnen erleichtern ſollen.

Papa, das griech. pappas, d. i. Vater, war in der griech. Kirche die Bezeichnung für alle, namentlich höhere Geiſtliche, und in ſolcher Weiſe wurde es auch bereits im 2. Jahrh. in der abendländ. Kirche gebraucht. Gegen Ende des 5. Jahrh. fing die letztere an, dem Biſchof von Rom vorzugsweiſe den Titel P. beizulegen; indeß blieb derſelbe noch bis ins 10. Jahrh. ein allgemeiner Ehrenname jedes Biſchofs. Erſt Gregor VII. machte 1075 P. oder Papſt (ſ. d.) zum ausſchließenden Titel des röm. Biſchofs.

Pápa, ein großer Marktflecken und Hauptort eines Stuhlbezirks im Comitat Veßprim des jenſeitigen Donaukreiſes in Ungarn, ſüdweſtlich von Raab, an der Tapolcza in ſchöner Gegend gelegen, hat ein großes Schloß nebſt Garten, eine prachtvolle kath. Pfarrkirche, welche 1778 auf des Fürſten van Eſterházy Koſten ganz aus großen Quaderſteinen erbaut und im Innern mit rothem Marmor bekleidet wurde, Klöſter der Benedictiner, Franciscaner und Barmherzigen Brüder, ein kath. und ein reform. Gymnaſium, eine Sparkaſſe, ein Spital und (Oct. 1857) 12,920 E., welche von Steingut-, Thonwaaren- und Tuchfabrikation, Weberei, Wieſencultur und Weinbau leben. P. war im 16. und 17. Jahrh. häufig ein Streitpunkt zwiſchen den Kaiſerlichen und Türken. Am 12. Juni 1809 fand daſelbſt ein Gefecht zwiſchen den Franzoſen und Oeſterreichern ſtatt.

Papagai (Psittacus), eine in viele Gattungen zerfallende artenreiche Gruppe der Klettervögel oder Knacker, die durch manche Eigenthümlichkeit ſich von allen verwandten ſcharf ſondert, z. B. eine ungemein fleiſchige, dicke, für einen feinen Geſchmack eingerichtete Zunge und einen mit der Stirn elaſtiſch verbundenen Oberkiefer beſitzt, den Fuß als Werkzeug des Greifens verwendet, übrigens in Geſtalt und Größe ſehr wechſelt, wie die Vergleichung eines Kakadu mit dem Sperlingspapagai oder dem ſog. Inſeparable (ſ. d.) beweiſen kann. Der Schnabel iſt dick, kurz, ſehr ſtark und ſein Oberkiefer in langem Haken über den Unterkiefer herabgekrümmt. Die P. ſind ebenſo wie die Affen der Mehrzahl nach auf tropiſche Klimate hingewieſen, doch kommen einige wenige Arten in Neuſeeland, Patagonien und Nordamerika vor. Sie leben in Manogamie, ſind geſellig, eigentliche Waldvögel, nähren ſich faſt nur von ſaftigen Früchten oder unreifen zuckerhaltigen Samen und werden deshalb, da ſie oft in Schwärmen zuſammenhalten, wie die kleinen grünen Sperlingspapagaien und die Halsbandpapagaien, Maisfeldern und Gärten ſehr verderblich. Dabei ſind ſie liſtig, gefräßig und zudringlich, und in der Gefangenſchaft gewöhnen ſie ſich leicht auch an die ihnen unangemeſſenſten Dinge, wie Fleiſch, Thee, Kaffee und Wein. Sie niſten in den Stämmen hohler Bäume oder in Höhlen von Felswänden und legen weiße, glänzende Eier. Sie vertragen zum Theil unſer Klima, vorzüglich die amerik., namentlich die braſilian. Amazonenpapagaien, können in der Gefangenſchaft ein hohes Alter erreichen, ſodaß einzelne drei Generationen derſelben Familie erlebt haben, welcher ſie angehörten, pflanzen ſich aber in der Gefangenſchaft ſelten fort, wie es noch am leichteſten bei den blauen Araras geſchieht. In der Jugend gutmüthig und gelehrig, werden ſie im Alter ſtörriſch und bösartig.

Sie ſind, ſeit durch Alexander's Zug die erſten aus Indien nach Europa kamen, als Stubenvögel beliebt und jetzt ſehr gemein. Ihre Fähigkeit, unmelodiſche Töne, aber auch die menſchliche Sprache nachzuahmen, iſt bekannt und ſcheint manchmal mit einem gewiſſen Verſtändniß verbunden. Wird auch ihre Intelligenz manchmal überſchätzt, ſo gehören ſie doch jedenfalls zu den intelligenteſten aller Vögel. Sie zeigen viele Zärtlichkeit für ihren Pfleger, können aber auch hämiſch und heimtückiſch ſein. Die Lebhaftigkeit ihrer Phantaſie, welche ihre Abrichtung ſehr erleichtert, bewirkt bei zahmen P., daß ſie träumen und im Schlafe Wörter nnd Phraſen wiederholen, die ſie auswendig wiſſen. Die Gruppen der verſchiedenen Welttheile haben etwas Charakteriſtiſches; ſo gehören die Kakadus allein den Molukken und Auſtralien, die Araras Südamerika, die Lorikets Indien, die Erdpapagaien Neuholland. Die braſilianiſchen P. ſind meiſt grasgrün, die ſüdaſiatiſchen roth, blau oder ſehr bunt. Eine treffliche Managraphie über die P. hat Finſch (Bd. 1, Leyd. 1867) begonnen.

Papantla, ein Dorf im mexic. Departement und 30 M. im Nordnordweſten von Veracruz, an der Straße nach Tampica, in einer ſchönen, wohlbewäſſerten Hochebene, hat 2500 E., welche ſich mit Einſammeln von Vanille beſchäftigen. Der Ort iſt berühmt wegen des in dem benachbarten Walde gelegenen Teocalli (ſ. d.), einer aus ungeheuern Porphyrquadern aufgeführten Pyramide von ſieben, durch breite Bänder bezeichneten Abſätzen, an denen ſich 366 Niſchen befinden, außer 12 an der zum Gipfel führenden Treppe. Die ſehr merkwürdigen Sculpturen dieſes Bauwerks, deſſen Baſis 120 F. breit iſt, und deſſen Höhe 85 F. beträgt, beziehen ſich auf das Kalenderſyſtem der Azteken. Die Gegend von P. und dem 10 M. ſüdlicher gelegenen Dorfe Miſantla bildet Mexicos Hauptdiſtrict der Vanillegewinnung.

Papebroek (Dan.), einer der Hauptarbeiter unter den Ballandiſten (ſ. d.), geb. zu Antwerpen 17. März 1628, ſtudirte in Douai und trat im 18. J. in den Jeſuitenorden. Für das großartige Unternehmen der Herausgabe der «Acta sanctorum» (ſ. d.) gewonnen, wurde er 1660 zur Sammlung des nöthigen Materials auf einige Jahre nach Italien geſendet. Nach Balland's Tode nahm er Theil an der Redaction des Werks. Erblindet ſtarb er 28. Juni 1714. Mit dem Karmeliterorden gerieth P. deshalb in einen ſehr ergötzlichen Streit, weil er deſſen Entſtehung erſt ins 12. Jahrh. ſetzte. Die Karmeliter rächten ſich an ihm, indem ſie in den «Acta sanctorum» 2000 Ketzereien nachwieſen. In Rom begnügte man ſich, die Chronologie der Päpſte zu verurtheilen, während die ſpan. Inquiſition die erſchienenen 14 Bände der «Acta» verdammte und P. zu einer gelehrten Vertheidigung zwang (3 Bde., Antwerp. 1690). Innocenz XII. legte bei Strafe des Banns beiden Parteien Stillſchweigen auf; P. aber war im Vortheile, weil er die Karmeliter lächerlich zu machen gewußt hatte.

Papenburg, Stadt in der Landdroſtei Osnabrück des vormaligen Königreichs Hannover, liegt inmitten ausgedehnter Moorflächen 6 M. nördlich von Meppen und $2\frac{1}{2}$ M. ſüdlich von Leer an der nach Leer nnd Emden führenden Eiſenbahn und iſt durch ſchiffbare Kanäle mit der etwa $\frac{1}{2}$ M. weſtlich vorbeifließenden Ems verbunden. Der in halländ. Weiſe gebaute, ſaubere und reinliche Ort, beſtehend aus langen Häuſerreihen, die ſich zu beiden Seiten des Hauptkanals ſtundenweit hinziehen, iſt Sitz eines Amtsgerichts und zählte Anfang 1867 etwa 7000 E. (3. Dec. 1864: 6366). Es befinden ſich daſelbſt zwei kath. und eine prot. Kirche ſowie eine Navigationsſchule. P. hat ſich in neuerer Zeit, beſonders unter der Regierung des Königs Georg, der die Entwickelung der Stadt ſehr begünſtigte, zu einem wichtigen Handels- und Schiffahrtsplatze aufgeſchwungen. Noch zu Ende des 17. Jahrh. war der Ort eine arme Moorcolonie, die ihre Hülfsquellen in Torfgräberei und der Verführung des Torfes fand. Ende 1866 beſaß P. bereits 200 Seeſchiffe mit einer Tragfähigkeit von gegen 20000 Commerzlaſt. Um dieſelbe Zeit beſtanden 15 Schiffswerften, außerdem Segelfabriken, Ketten- nnd Ankerſchmieden, Repſchlägereien, Dampfſägemühlen, Muſchelkalkbrennereien, Oelmühlen und andere Etabliſſements. Zum raſchen Aufblühen des Handels haben neuerdings außer der Eiſenbahn beſonders auch die Vertiefung und Erweiterung des Hauptkanals ſawie der Neubau der den Kanal mit der Ems verbindenden Schleuſe beigetragen.

Paphlagonien, eine ziemlich gebirgige nnd rauhe Landſchaft im nördl. Kleinaſien, im N. vom Schwarzen Meere (Pontus Euxinus) begrenzt, im O. durch den Fluß Halys von Pontus, im W. durch den Fluß Parthenios von Bithynien, im S. durch das Gebirge Olgaſſys von Galatien (Phrygien) geſchieden; doch erlitt dieſe Begrenzung bei dem mehrfachen Wechſel der Herrſchaft manche Veränderung. Zuerſt wurde nämlich P. durch Krösus dem lydiſchen, bald darauf durch Cyrus dem perſ. Reiche einverleibt. Nach Alexander's Tode kam es nebſt Kappadocien an Eumenes (ſ. d.), wurde dann, als das neue Königreich Pontus (ſ. d.) entſtand, zum

großen Theil mit demſelben vereinigt und im 1. Jahrh. v. Chr. von den Römern zur Provinz Galatia geſchlagen, bis es im 4. Jahrh. n. Chr. durch Konſtantin, freilich in ſehr beſchränkter Ausdehnung, wieder als eigene Provinz conſtituirt wurde. Unter den Städten der Landſchaft in ihrer weitern Ausdehnung war Sinope die bedeutendſte. Die Bewohner P.s, von ſemit. Abſtammung, trieben hauptſächlich Viehzucht (beſonders wurden treffliche Pferde und Maulthiere gezüchtet), Jagd und Fiſcherei; ſie ſtanden allgemein in dem Rufe der Einfalt und Grobheit.

Paphos war der Name zweier Städte auf der Inſel Cypern. Das alte P. (Palaipaphos), eine Gründung der Phönizier, lag auf einem Hügel nahe der Weſtküſte der Inſel und war berühmt durch ſeinen hochheiligen Tempel der Aphrodite, die hier zuerſt aus dem Meere ans Land geſtiegen ſein ſollte und nach dieſer ihrer angeſehenſten Cultſtätte häufig die Paphiſche Göttin genannt wurde. — Das neue P. (Neapaphos), 3 St. landeinwärts von der alten Stadt in fruchtbarer Ebene gelegen, blühte durch Schiffahrt und Handel. Auf ſeinen Trümmern entſtand in neuerer Zeit das Städtchen Baffo. Vgl. Engel, «Kypros» (2 Bde., Berl. 1841).

Papias, Biſchof von Hierapolis in Phrygien, nach Irenäus und Euſebius ein Schüler des Apoſtels Johannes, daher auch einer der Apoſtoliſchen Väter, lebte bis nach der Mitte des 2. Jahrh. Euſebius, der ihn einen ſehr gelehrten und der Schrift kundigen Mann nennt, urtheilte doch ſehr hart über P., weil derſelbe (mit der ganzen kleinaſiat. Kirche) dem ſtrengen Chiliasmus (ſ. d.) huldigte. Die Schrift des P.: «Λογίων κυριακῶν ἐξήγησις», von welcher nur Fragmente noch übrig ſind, ſcheint eine Sammlung von Geſchichten über Jeſus geweſen zu ſein, die er nach mündlichen Mittheilungen derer, die mit den Apoſteln umgegangen waren, zuſammengetragen hat. Seine freilich nur ſehr lückenhaft auf uns gekommenen Nachrichten über den Urſprung einer Reihe neuteſtamentlicher Bücher ſind von der neuern Kritik viel beſprochen, aber oft überſchätzt worden. Der gegenwärtige neuteſtamentliche Kanon war zu ſeiner Zeit noch nicht abgeſchloſſen, namentlich ſcheint er das Johannes-Evangelium noch nicht gekannt, dagegen das ſog. Hebräer-Evangelium ſtark benutzt zu haben. Im J. 163 ſoll er unter Marc Aurel als Märtyrer in Pergamus geſtorben ſein.

Papier. Das gegenwärtige europäiſche P. iſt ein dünner Filz aus Faſern vorzugsweiſe vegetabiliſcher Art, welcher dadurch entſteht, daß man den Faſerſtoff mechaniſch in viele feine Fäſerchen zertheilt, dieſe in Waſſer ſuspendirt, in dünnen Schichten gleichmäßig ausbreitet, dann aber das Waſſer durch Ablaufen, Auspreſſen und ſchließliches Trocknen dergeſtalt entfernt, daß eine gleichmäßig dünne Lage der filzartig dicht zuſammenſchließenden Fäſerchen zurückbleibt. Die verſchiedenen Stadien der Papierfabrikation, welche in den ſog. Papiermühlen ſtattfindet, ergeben ſich hiernach von ſelbſt. Als vorzüglichſtes Material erweiſt ſich ſtets der Faſerſtoff oder die Holzfaſer der Pflanzen; der ſchwerer zu zertheilende, zugleich der Fäuluiß und Verderbniß mehr ausgeſetzte thieriſche Faſerſtoff der Wolle und Seide geſtattet nur Anwendung auf grobe P. von minderer Feſtigkeit. Haut- und Lederabgänge werden der Maſſe für Packpapiere öfters zugeſetzt und ertheilen ihr große Dichtigkeit. An ſich iſt die Holzfaſer in jeder Form zur Papierfabrikation tauglich, und es gibt in der That faſt keine Art von Stroh, Gräſern, Holz, Rinden u. ſ. w., aus der man nicht ſchon verſuchsweiſe P. gemacht hätte. Es ſind jedoch in dieſen verſchiedenen Stoffen die Faſern von verſchiedener Härte und zum Theil mit ſchwer zu entfernenden färbenden und andern Subſtanzen verbunden; es handelt ſich aber in den meiſten Fällen darum, einen am leichteſten zu weißen P. zu verarbeitenden Stoff zu finden. Dieſen gewähren die Faſern von Flachs, Hanf und Baumwolle, und zwar nachdem ſie bereits alle Verarbeitungen des Spinnens, Webens u. ſ. w. erlitten und durch den Gebrauch eine gewiſſe Mürbheit erlangt haben. Unſer P. iſt daher vorzugsweiſe noch Lumpenpapier. Am vorzüglichſten ſind leinene und hänfene Lumpen (Hadern, Stratzen), welche das feſteſte P. geben; baumwollene liefern ein mehr lockeres und ſchwammiges P., indeß ſetzt man ſie doch bereits in ziemlich großen Mengen ſelbſt der Maſſe für Schreibpapier zu. Bloße Baumwolle gibt ordinäre Druck- und Löſchpapiere, Wolle und Seide nur Löſch- und Packpapiere, Flachswerch wird zu Calquirpapier verarbeitet, grobe Hanflumpen, Tauenden u. ſ. w. zu feſten Packpapieren, welche dann waſſerdicht ſind, wie z. B. das braune P. für engl. Stahlwaaren, wenn die Taue getheert waren u. ſ. w. Dabei hängt natürlich die Farbe des P. von der Farbe der Lumpen ab; weißes P. kann nur aus gebleichten oder ſolchen Lumpen gemacht werden, deren Farbe ſich vollſtändig ausbleichen läßt; aus lauter rothen, blauen u. dgl. Lumpen macht man rothe, blaue, braune Pack- und Löſchpapiere, verſchiedenfarbige geben ein graues oder melirtes Product. Von andern Materialien haben ſich bisjetzt Eingang verſchafft Rohflachs und Hanf oder Werch, ferner Stroh, dieſes namentlich durch Piette (1838) in Dillingen und Reißig (1859); in

neuerer Zeit hat namentlich das Maisſtroh, die Kolbendeckblätter des Mais, größere Verwendung neben dem Stroh der übrigen Getreidearten gefunden, und ſind damit in Ungarn und Wien zufriedenſtellende Reſultate erzielt worden. Fernere Surrogate dieſer Art ſind: die Bagaſſe (ausgepreßtes Zuckerrohr), Eſpartogras (Spanien), Zuckermohrhirſen (Sorghum saccharatum), verſchiedene Gräſer (z. B. Andropogon, Binſen, Seggen u. ſ. w.). Wichtig iſt geworden das Holz, deſſen Einführung in die Papierfabrikation hauptſächlich Völter in Heidenheim zu danken iſt. Alle weichen Nadelhölzer und Laubhölzer, beſonders Zitterpappel, Linde, Aſpe, Fichte und Tanne, eignen ſich zur Darſtellung von Holzzeug zu P.; es wird das Holz zu dieſem Zweck auf Mühlſteinen zerſchliffen und die Faſern werden auf Sieben unter Waſſer ſortirt. Die meiſten Surrogate laſſen ſich ſchwieriger zu ſeiner Maſſe verarbeiten, geben aber zum Theil dichte und feſte, zwar ſtets etwas gefärbte, aber mit einem natürlichen Leim verſehene, daher ohne weiteres als Schreibpapiere, halbgeleimte Druckpapiere, z. B. für Kaſſenbillets, und Packpapiere verwendbare P. Bei der immer größern Koſtbarkeit der leinenen Lumpen iſt es ſehr wichtig, ſolche Surrogate gewonnen zu haben. In China und Japan iſt die Papierfabrikation in gewiſſer Hinſicht weiter als in Europa; man fertigt dort Sorten, welche unnachahmlich und für alle möglichen Gebrauchszwecke verwendbar ſind. Das Material iſt Baſt einer Menge von Bäumen, in Japan vorzugsweiſe von der Morus-Art, Reisſtroh und Baumwolle.

Das erſte Geſchäft des Papiermachers iſt das Sortiren der Lumpen (Landhadern) nach Stoff, Farbe, Grad der Feinheit, der Abgetragenheit u. ſ. w. Je abgetragener, deſto leichter die Verarbeitung und deſto feiner das P. Nach der Farbe ſcheidet man meiſt nur weiße, d. h. gebleichte, und ſchwarze, d. h. ungebleichte und gefärbte Lumpen. Von letztern trennt man dann die, welche entweder ſich gar nicht bleichen laſſen würden oder welche zu natürlich gefärbtem P. tauglich ſind. Bei dem Sortiren werden ſo viel wie möglich alle Nähte, Zwirnfäden, Knoten u. ſ. w. entfernt, wenigſtens für Schreib- und Druckpapiere. Darauf werden die Lumpen durch Sieben von Staub u. ſ. w. und durch Waſchen in einer Waſchtrommel von andern Unreinigkeiten gereinigt und endlich mittels der Hand, indem man ſie über eine ſenkrecht aufgeſtellte Klinge wegzieht, oder mittels des Lumpenſchneiders, einer mit Meſſern um eine Trommel garnirten Maſchine, zerſchnitten. Hierauf laſſen nun manche Fabriken das Bleichen mit Chlor folgen, was bei den meiſten jedoch erſt mit dem Halbzeug vorgenommen wird. Dagegen iſt nur wenig mehr üblich das ſog. Faulen der Lumpen. Man legt die Lumpen erſt auf Haufen, bis ſie einen gewiſſen Grad der Zerſetzung erreicht haben. Dadurch werden zwar die Faſern mürber und die ſpätere Verarbeitung bedeutend leichter, aber die Haltbarkeit leidet und es findet Verluſt ſtatt. Dieſem beugt man jetzt dadurch vor, daß man das Faulen wegläßt, aber die Lumpen, zugleich als zweckmäßige Vorbereitung für die Bleiche, mit Aetzkali oder Kalk kocht. Werch und Stroh werden nur zerſchnitten und ebenfalls, aber länger, mit Kalk und alkaliſchen Laugen behandelt. Hierauf folgt die mechan. Zerfaſerung, welche in zwei Stadien zerfällt; man macht nämlich zuerſt Halbzeug und aus dieſem dann Ganzzeug. Für das erſte Stadium iſt jetzt nur noch ſelten und in kleinen Fabriken das früher ausſchließend angewendete Stampfgeſchirr gebräuchlich, welches die Lumpen unter Waſſerzufluß in Trögen mit hölzernen Stampfen oder Hämmern bearbeitet. Schneller, aber die Faſer leicht zu ſehr verkürzend (das Zeug todt arbeitend) und mit größerm Kraftaufwande wird die Operation durch den in allen größern Fabriken ohne Ausnahme üblichen Holländer ausgeführt. Dies iſt ein durch eine Scheidewand dergeſtalt getheilter Trog, daß eine Art eines in ſich ſelbſt zurückkehrenden Kanals entſteht; in der einen Abtheilung befindet ſich eine ſchiefe Ebene, in deren Boden parallele Meſſerklingen eingeſetzt ſind, und über dieſen eine ringsum mit Klingen beſetzte Walze. Bringt man die Lumpen mit Waſſer in den Holländer und ſetzt die Walze durch ein Waſſerrad u. ſ. w. in ſchnelle drehende Bewegung, ſo wird aller Inhalt des Holländers zwiſchen der Walze und den Klingen am Boden in ſtetem Kreislauf durchbewegt und es werden dabei die Lumpen zerriſſen. Durch Zufluß friſchen Waſſers und Abfluß des alten wird dabei das Zeug auch ausgewaſchen. Iſt das Halbzeug fertig, ſo wird das Waſſer abgelaſſen und der feuchte Brei in beſondern Käſten der Chlorbleiche, d. h. der Behandlung mit Chlorkalkbädern, Chlorwaſſer oder Chlorgas unterworfen. Es kommt dabei für die ſpätere Haltbarkeit des P. alles darauf an, den Chlor- und Salzſäuregehalt völlig wieder herauszuwaſchen; dies geſchieht durch Zuſatz von Antichlor, wozu unterſchwefligſaure Salze, Zinnſalz, Schwefelverbindungen, auch Leuchtgas dienlich ſind, welche Chlor und Salzſäure zerſtören und neutraliſiren. Unvollſtändig entchlorte P. zerfallen ſpäter von ſelbſt und zerſtören die Tinte. Das gebleichte und gewaſchene Halbzeug wird in einem zweiten, feinern und ſchneller bewegten Ganzholländer zu Ganzzeug fertig gemahlen. Dabei ſetzt man

dann auch weißen P. etwas Smalte, Berlinerblau, Indigolöſung u. ſ. w. zu, um den gelblichen Stich zu verdecken; auch andere Farben, um in der Maſſe gefärbtes P. zu erzeugen, können hier zugeſetzt werden. Ueberhaupt werden Mineralkörper der Papiermaſſe vielfach zugegeben, namentlich, um deren Weiße zu erhöhen und die Durchſichtigkeit zu vermindern; leider aber öfters auch in übertriebener Menge, um das Gewicht zu erhöhen, nach welchem bekanntlich das P. verkauft wird. Solche Zuſätze ſind: Porzellanerde (Pfeifenthon), ungebrannter Gips, gemahlener Marmor, ſchwefelſaurer Baryt, Speckſtein und kieſelſaurer Kalk (Patentfüllſtoff). Das Ganzzeug gleicht einer völlig gleichförmigen Milch. Man bringt es in eine große Bütte und bildet nun daraus die Papierbogen. Hier ſcheidet ſich nun die ältere Methode von der neuern. Nach der ältern wird jeder einzelne Bogen durch den Schöpfer mittels einer flachen, aus Draht geflochtenen Form aus der Bütte geſchöpft, wobei ſich die Dicke des P. durch die Höhe des die Form begrenzenden Rahmens beſtimmt; das Waſſer läuft durch die Maſchen des Drahtgeflechts ab, der ſog. Kautſcher überträgt die ſchwammige Papierſchicht auf ein Stück Filz und ſchichtet ſo abwechſelnd Filzplatten und Papierbogen zu Pauſchten auf. Die Pauſchte werden raſch und ſtark gepreßt, um das Waſſer auszuſcheiden, die Bogen von den Filzen abgenommen, noch ein- oder mehrmals für ſich gepreßt und dann auf Schnüren hängend in Lagen von fünf bis ſechs Bogen getrocknet. Alle ungeleimten Papiere ſind dann bis auf das Zählen, Ausſchießen und Zuſammenlegen in Bücher fertig. Schreibpapiere und auch viele Pack- und Druckpapiere werden aber noch in eine mit Alaun verſetzte Leimauflöſung getaucht, gepreßt und wieder getrocknet. 1 Pauſcht hat meiſt 181 Bogen, 3 Pauſcht oder 543 Bogen geben 1 Ries, das Ries aber hat, da man 43 Bogen Ausſchuß rechnet, für ungeleimte P. 500, für geleimte, da beim Leimen $^1/_{25}$ verloren geht, nur 480 Bogen, in jedem Falle aber 20 Buch; 10 Ries bilden 1 Ballen. Dieſe Methode, welche offenbar langſam fördert, denn ein Schöpfer und ein Kautſcher können täglich höchſtens zehn Ries ſchöpfen, hat den Vortheil, eine weit unmittelbarere Einwirkung auf die Bildung jedes einzelnen Bogens zu geſtatten; durch die Art der Tiefe des Eintauchens und die Bewegung der Form hat der Schöpfer die Qualität in ſeiner Gewalt; der Kautſcher kann durch ſorgfältiges Vermeiden von Luftblaſen u. ſ. w. auch viele Fehler vermeiden. Das Büttenpapier iſt meiſt dicker und etwas ſchwammiger, es zeigt ferner, da die Form beim Herausziehen etwas geneigt wird, eine vorwaltende Richtung der Faſern nach einer Seite, daher es in einer Richtung ſich beſſer reißen läßt als in der andern. Es iſt ferner, wenn es nicht durch Preſſen zwiſchen Preßſpänen oder in Glättpreſſen geglättet wird, weniger glatt als Maſchinenpapier. Alle dieſe Vorzüge bedingen noch eine gewiſſe Vorliebe für dieſes P., beſonders zu Schreibpapier, die auch inſoweit gegründet iſt, als man jene Eigenſchaften durchaus für weſentliche eines guten Schreibpapiers gelten laſſen will; dies iſt aber Sache der Gewöhnung. Das Büttenpapier iſt entweder Velin- oder Poſtpapier. Letzteres zeigt parallele Streifen und in größerer Entfernung durchſichtige Linien, erſteres iſt ganz eben und von mehr körniger Fläche. Der Unterſchied liegt in der Conſtruction der Drahtformen. Die ſog. Waſſerzeichen ſind dadurch erzeugt, daß man auf die Drahtformen das aus dünnem Blech oder feinem Draht gebildete Zeichen aufgeheftet, alſo an dieſer Stelle eine Verdünnung des Bogens bewirkt hat.

Nach der neuern Methode läßt man das Papierzeug durch eine Reihe von Vorrichtungen, welche theils alle Knoten u. ſ. w. entfernen, theils die völlig gleichmäßige Vertheilung des Zeugs bewirken, in einem fortdauernden, nach Breite und Dicke beſtimmt regulirten Strome auf ein Drahtnetz austreten, welches in ſich ſelbſt zurückkehrt und eine continuirliche Bewegung hat. Dieſes Netz geht frei über Walzen hin und befindet ſich, um keine gleichförmige Richtung der Faſern nach dem Strome zu geſtatten ſowie um das Ablaufen des Waſſers zu befördern, in ſteter zitternder Bewegung. Am Ende geht das Drahtnetz dicht über einen Kaſten weg, aus dem die Luft ausgepumpt wird, und der Druck der Luft wirkt ſomit als erſte ſanfte Preſſe. Dadurch wird die Papierlage feſt genug, um nun vom Drahtnetze weg durch eine Reihe von Walzenpaaren geführt zu werden, deren erſte, die ſog. Kaltpreſſen, aus maſſiven Eiſenwalzen, die letzten, die ſog. Heißpreſſen, aus hohlen, mit Dampf geheizten Walzen beſtehen; auf dieſem ganzen Wege wird das P. von endloſen Filztüchern getragen und begleitet. Aus der letzten Heißpreſſe gelangt das P. auf den Haspel, der es aufwindet. Von dieſem wird es nun entweder auf Rollen gewunden und ſo nach dem Gewichte verkauft, oder losgeſchnitten und in einzelne Bogen zertheilt, die man dann wie Büttenpapier zuſammenlegt und in den Handel bringt. Dieſes Zerſchneiden kann gleich auf der Papiermaſchine ſelbſt geſchehen. Bei dieſer durch große Schnelligkeit ſich auszeichnenden und daher für große Etabliſſements, welche über Mengen gleichartiger Lumpen disponiren und daher große Maſſen deſſelben Zeugs zu P. gleichen Formats

hintereinander verarbeiten können, allein passenden Fabrikation des sog. endlosen oder Maschinenpapiers pflegt man das Leimen in der Regel schon im Holländer vorzunehmen, wozu dann aber kein thierischer Leim, sondern eine Auflösung von Wachs oder Harz in Alkalien, welcher ein Zusatz von Alaun folgt, passend ist. Unter den angegebenen Umständen hat die neuere Methode nicht blos ökonomische, sondern auch die technischen Vorzüge der größten Gleichförmigkeit des Products. Maschinenpapier ist glatt, meist auf einer Seite mehr als auf der andern, reißt in keiner Richtung besser und ist daher im allgemeinen haltbarer. Wenn es oft noch chlorhaltig, oft schlecht geleimt oder durch zu starke Heizung der Walze spröde ist, so sind das nicht Fehler der Methode an sich, sondern der schlechten Anwendung, wie sie sich bei großer, fabrikmäßiger Erzeugung billiger Producte so leicht einstellt.

Man unterscheidet im Papierhandel die P. theils nach der Qualität, theils nach dem Format. In jener Beziehung sind die Hauptsorten: Lösch- oder Fließpapier, ungeleimt, schwammig, aus wollenen und gefärbten Lumpen, grau, roth u. s. w.; weißes Fließpapier aus weißen baumwollenen Lumpen, die feinste Sorte als Josephpapier, Filtrirpapier, Seidenpapier u. s. w.; Packpapiere, halbgeleimt, aus ungebleichten oder einfarbigen leinenen Lumpen, Tauen, Stroh u. s. w., grau, braun, blau, roth, gelb; Druckpapiere, Concept-, Kanzlei- und Postdruck mit gerippten, Velindruck mit Velinformen geschöpft, gar nicht oder halb geleimt, von leinenen Lumpen mit baumwollenen, die geringen Sorten nur Baumwolle, auch Holzzeug, jetzt zum größten Theil Maschinenpapier; Notendruckpapiere, dicker als vorige; Kupferdruckpapiere, schwammig, meist von gefaulten Lumpen, stets Velin; Schreibpapiere, in denselben Hauptsorten wie Druckpapiere, aber geleimt, Concept-, Kanzlei-, Post- oder Brief- und Velin-Schreibpapier; Notenpapiere, besonders dick; Zeichenpapiere, von der feinsten weißen, nicht gebläuten Masse, stets Velin und geleimt; Tapetenpapiere u. s. w. In Bezug auf Formate weichen die engl., franz. und deutschen Benennungen sehr ab. Die Benennungen der Formate rühren theils von den ältesten Wasserzeichen, theils vom ursprünglichen Gebrauchszweck her. Zu einer genauen Papierbestellung gehört die Angabe der Formatgröße, der Sorte und Feinheit und des Gewichts, welches ein Ries haben soll. Der Uso bestimmt im Papierhandel, wie viel Ausschuß auf eine gewisse Quantität Papier gerechnet werden darf. Ausgezeichnet in der Papierfabrikation sind jetzt vorzüglich, nachdem Holland seine frühere Superiorität verloren hat, England, besonders in Zeichen-, Kupferdruck-, dickem Druck- und feinem Briefpapier; ferner einige Fabriken Frankreichs, die Schweiz und Süddeutschland, vorzugsweise Baden; doch haben auch die übrigen deutschen Staaten sehr tüchtige Fabriken aufzuweisen, und die Maschinen vermehren sich fortwährend. Der Staat schützt diese Fabrikation theils durch Zölle, theils durch einen hohen Ausfuhrzoll auf Lumpen, welche dafür zollfrei eingehen.

Die älteste bekannte Art P. ist das ägyptische P. aus der Papyrusstaude (s. d.), welches besonders zu Alexandria bereitet wurde. Durch starken Verbrauch ward es seit dem 5. Jahrh. immer theuerer und fing im 12. Jahrh. an, durch Baumwollpapier verdrängt zu werden. Die Eingeborenen von Mexico bereiteten vor der span. Eroberung ihr P. auf ähnliche Art wie die Aegypter; sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswässern das Fleisch, legten die übriggebliebenen Netze auseinander und überzogen sie mit einem erdigen Teige, der dem Ganzen Festigkeit und Elasticität gab. Vor dem P. schrieb man im 11. und 12. Jahrh. auch auf Thierhäute oder Membrane. (S. Manuscripte und Pergament.) Die Araber lernten bereits um 700 das Baumwollpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher selbst aus roher Baumwolle und brachten diese Kunst im 11. Jahrh. nach Spanien. Hier, wo man die Wassermühlen kannte, entstanden auch die ersten Papiermühlen, die um 1300 nach Italien, Frankreich und Deutschland verpflanzt wurden und schon anfingen, baumwollene Lumpen zu verarbeiten. Dieses baumwollene P. war unter dem Namen der Charta serica, cottonea, gossypina, xylina oder Damascena, auch Pergamena Graeca und des Tuchpergaments bekannt und unterscheidet sich von dem leinenen P. durch geringern Zusammenhalt und größere Brüchigkeit. Nach dem Ansehen mehrerer span. Papierreste aus dem 12. Jahrh. zu urtheilen, hat man schon damals versucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was später wol zur Erfindung des leinenen P. führte. Nach Casiri sind die Araber die Erfinder des P. aus Lein oder Hanf. Das älteste P. von Leinwand oder Hanf in Frankreich ist ein Brief von Joinville an den heil. Ludwig aus dem J. 1270. In Spanien sind der Friedensvergleich zwischen Alfons II. von Aragonien und Alfons IX. von Castilien in den Archiven von Barcelona vom J. 1178 und die der Stadt Valencia von Johann dem Eroberer bewilligten Fueros vom J. 1251 die ältesten Documente auf P., das die Araber in Spanien aus Lein und Hanf fertigten. Ihre ersten Fabriken

errichteten sie in Xativa, jetzt San-Felix. In Deutschland kommt leinenes P. vor 1318 schwerlich vor; von diesem Jahre aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden auf leinenem P. aufzuzeigen; auch finden sich im dartigen Stadtarchive mehrere von 1324, 1326 und 1331, daher die erste Bereitung dieser Papierart wahrscheinlich nach Deutschland gehört. Zuverlässig ist, daß bereits 1390 zu Nürnberg eine große Papiermühle von einem Rathsmitgliede angelegt worden ist. Vgl. über Papierfabrikation die Schriften von Herring (Lond. 1856), Müller (Berl. 1855), Rüst (Berl. 1838) und Rudel, «Centralblatt für deutsche Papierfabrikation» (Halle and Lpz. seit 1850).

Papiergeld (franz. papier monnaie, engl. paper money) ist gleich dem baaren Gelde ein Werthzeichen, welches sich von diesem dadurch unterscheidet, daß der Tauschwerth nicht in seinem fast werthlosen Stoffe enthalten, sondern van ihm nur repräsentirt wird. Soll das P. freiwillig und vollwerthig im Verkehr genommen werden, so muß es jederzeit gegen baares Geld oder Güter von gleichem Werthe umgetauscht werden können. Doch gibt es auch P., welches nur deshalb im Verkehre vollwerthig von jedermann im Staate genommen wird, weil der Staat die Annahme durch Festsetzung eines Zwangscurses angeordnet hat. Das P. ist in Europa neuern Ursprungs und verdankt seine Entstehung der vermehrten Ausdehnung des Verkehrs, welcher theils mit dem in seiner Menge beschränkten Metallgelde nicht ausreicht, theils auch eines weniger massigen, leichter transportablen und größere Summen darstellenden Werthzeichens bedarf. Seine Grundlage ist der Credit, der Glaube an die Zahlungsfähigkeit desjenigen, welcher es als Zahlungsanweisung auf sich selbst ausstellt. Es besteht aus einem Stück Papier, auf welchem angegeben ist, welchen Werth, wie viele Thaler, Gulden, Francs, Pfund Sterling u. s. w., es darstellen soll, und unterscheidet sich von andern Creditpapieren (z. B. Staats- und andern Schuldverschreibungen, Wechseln u. s. w.) dadurch, daß es ohne alle Förmlichkeiten der Uebertragung von einer Hand in die andere übergeht und weder Zinsen nach Disconto trägt. Das P. hat sawal entschiedene Lobredner als auch Gegner gefunden, und in der That kann es noch in höherm Grade verderblich werden, als es zu nützen vermag, je nachdem es auf richtige Grundsätze oder auf falsche basirt, zweckmäßig gebraucht oder misbraucht wird. Namentlich sollte niemals übersehen werden, daß das P. grundsätzlich nur im Interesse des Verkehrs geschaffen und vermehrt werden kann, daß es dagegen nicht dazu dienen soll, die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, welche durch Steuern und verzinsliche Anleihen nicht gedeckt werden können. Wie lockend und bequem es auch für die Staatsregierungen sein mag, verzinsliche Anleihen durch unverzinsliche im Wege der Ausgabe von P. zu ersetzen, entstehen doch dadurch für die Staaten und ihre Angehörigen mehr oder weniger große Nachtheile, welche alle Verhältnisse erschüttern und umgestalten und den Valkswahlstand vernichten können, wenn das P. im Werthe sinkt oder gar (wie es bei den Assignaten Frankreichs geschah) werthlos wird. In der Regel wird das P. nur vam Staate ausgegeben; doch gibt es auch Privatpapiergeld, z. B. in der Farm von Banknoten, welche auch, wie die preußischen, vam Staate garantirt werdeu können. In jedem Falle muß der Staat genau darauf achten, daß P. nicht in größerer Menge als der Verkehr aufzunehmen vermag, geschaffen werde, und deshalb auch die Ausgabe von Privatpapiergeld regeln und überwachen. (S. Geld.) In der Mitte zwischen dem gewöhnlichen P. und den erwähnten Creditpapieren stehen Papiere, welche gleich dem P. umlaufen und keiner Förmlichkeit bei der Uebertragung bedürfen, aber sich von demselben dadurch unterscheiden, daß sie Zinsen tragen. Hierher gehören die Schatzscheine (Exchequerbills). Bei ihrer Ausgabe ist das Verkehrsbedürfniß nicht maßgebend, vielmehr canstituiren sie eine förmliche Anleihe, bei der nur eine Farm in Anwendung kommt, welche die Unterbringung wesentlich erleichtert. Schatzscheine sind schon um deswillen bedenklich, führen aber auch für das zinslose P. die Gefahr der Entwerthung mit sich, da sie dasselbe durch die Vortheile, welche sie bieten, zu verdrängen suchen und leicht entwerthen.

Papiermaché (franz. aus papier, Papier, und mâché, gekaut) nennt man die plastische Masse aus grobem Papierzeug, Gips, Kreide u. s. w., welche in Farmen gepreßt zu Dosen, Figuren, kleinen Möbeln, Ornamenten, Reliefs u. s. w., neuerdings besonders zu geogr. und naturhistar. Lehrmitteln verwendet wird, und auf der sich alle Arten Malerei und Lackirung anbringen lassen. Die beste und haltbarste Art dieses Stoffs wird aus übereinandergeklebten Papierblättern gebildet und namentlich in England (Birmingham) vorzüglich gut gefertigt.

Papilionaceen, s. Schmetterlingsblütler.

Papin (Dionys), der Erfinder des nach ihm benannten Papinischen Topfes oder Digestors, geb. 22. Aug. 1647, widmete sich anfangs der Arzneikunde, prakticirte dann als Arzt in Paris, machte aber endlich unter der Leitung van Huyghen's Physik und Mathematik zu seinem Haupt-

studium. Nach Aufhebung des Edicts von Nantes verließ er als Calviniſt Frankreich, hielt ſich längere Zeit in England auf, wo er mit Bayle in Verbindung ſtand, und wirkte 1687—1707 als Profeſſor der Mathematik an der Univerſität zu Marburg. Seine ſpätern Schickſale ſind unbekannt. Er ſtarb um 1714 in Deutſchland. P. iſt der Erfinder mehrerer auf phyſik. Grundſätzen beſtehender Maſchinen, welche zum Theil in Bayle's «Nouvelles de la république des lettres» (1685—87) beſchrieben ſind. Die wichtigſten darunter ſind eine (freilich noch ſehr rohe) Dampfmaſchine, ein Dampfſchiff und der Papiniſche Topf oder Digeſtor. Derſelbe iſt ein cylindriſches kupfernes, innen verzinntes Gefäß, welches man mittels eines aufgeſchraubten, mit Pappe gelideten Deckels luft- und dampfdicht ſchließen kann, das aber auch zugleich mit einem Sicherheitsventil verſehen iſt, um es gegen das Springen zu ſchützen. In dieſem Digeſtor kann man das Waſſer zu einem ſehr hohen Grade erhitzen, ohne daß die Dämpfe deſſelben ſich verflüchtigen, und auf dieſe Weiſe Körper, welche bei der gewöhnlichen Siedehitze noch gar nicht angegriffen werden, z. B. Knochen oder Elfenbein, in wenigen Minuten zu Gallerte kochen. Durch Wilke wurde dieſe Maſchine bedeutend verbeſſert.

Papinianus (Aemilius), der größte röm. Rechtsgelehrte ſeiner Zeit, geb. um 140 n. Chr., ſtammte nach einigen aus Benevent in Italien, nach andern aus Syrien. Er widmete ſich dem Studium der griech. und röm. Literatur, der Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft. Durch gründliche Gelehrſamkeit wie durch unerſchütterliche Rechtſchaffenheit erlangte er mächtigen Einfluß; er bekleidete die erſten Staatsämter und war zuletzt Praefectus praetorio. Der Kaiſer Severus empfahl ihm ſterbend ſeine Söhne Caracalla und Geta. P. wendete alles an, zwiſchen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten; allein ſehr bald wurden ſeine Vorſtellungen dem Caracalla ſo läſtig, daß dieſer ihn von ſeinem Amte entfernte, wiewol er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich ſeinen Bruder hatte ermorden laſſen, forderte er P. auf, dieſe That zu rechtfertigen, empfing aber von ihm die Antwort, daß es leichter ſei, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord ſein würde, das Andenken des Unſchuldigen zu beſchimpfen. Caracalla verbarg ſeinen Ingrimm; als aber bald darauf, wahrſcheinlich auf ſeine Anreizung, die Prätorianer den Kopf des P. forderten, gab er ihn ihrer Wuth preis und ließ ihn 212 n. Chr. hinrichten. P. hat mehrere Werke geſchrieben und ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juriſt. Anſehen ſtieg ſo hoch, daß Valentin III. verordnete, P. ſollte in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, den Ausſchlag geben.

Papirius oder, wie in der frühern Zeit geſprochen wurde, Papiſius iſt der Name eines röm. Geſchlechts, deſſen patriciſche Familien, bezeichnet durch die Zunamen Craſſus, Curſor, Maſo und Mugillanus, beſonders im 4. und 5. Jahrh. der Stadt blühten, während die plebejiſchen Familien der Carbo und Turdus erſt in der ſpätern Zeit hervortraten. — Einem P., deſſen Vorname verſchieden angegeben wird, wurde eine Sammlung königl. Geſetze (leges regiae), wahrſcheinlich nur der Sacralgeſetze des Numa, zugeſchrieben, die er zu Anfang der Republik als Pontifex Maximus zu öffentlichem Gebrauche abgefaßt; über ſie, die als erſte Geſetzſammlung betrachtet und Jus Papirianum genannt wurde, ſchrieb zu Ende der Republik Granius Flaccus einen Commentar. — In den Faſti der Magiſtrate erſcheint aus dem Geſchlechte der P. zuerſt Lucius Papirius Mugillanus, der in den J. 444 und 427 v. Chr. Conſul war und 443 mit Lucius Sempronius Atratinus die Cenſur zum erſten mal als ein vom Conſulat abgeſondertes Amt verwaltete. — Den größten kriegeriſchen Ruhm erwarb ſich Lucius Papirius Curſor, einer der Helden, die im Samnitiſchen Kriege Stützen des Staats waren, von den Nachkommen wegen ſeiner Kraft und Kriegskunſt ebenſo wie wegen ſeines ſtrengen Sinnes bewundert, den 324, wo er ſeinen Magiſter Equitum, Quintus Fabius Rullianus, wegen des Ungehorſams, mit dem er ſich gegen ſein Gebot in eine Schlacht eingelaſſen, mit dem Tode ſtrafen wollte, kaum die vereinten Bitten des Senats und Volks zu beugen vermochten. Fünfmal war er Conſul, zweimal Dictator, und dreimal feierte er Triumphe nach den Siegen, die er 324 als Dictator, 320, da er als Conſul mit Quintus Publius Philo das Unglück, das die Römer in den Caudiniſchen Päſſen (ſ. d.) das Jahr zuvor erlitten hatten, rächte, und 309 bei Longula als Dictator über die Samniter erfocht. — Auch ſein Sohn, Lucius Papirius Curſor, zeichnete ſich in den beiden Conſulaten, die er mit Spurius Carvilius Maximus 293 und 272 bekleidete, als Feldherr aus; nach dem erſten triumphirte er über die Samniter wegen des Sieges bei Aquilonia, nach dem zweiten über Tarent, das er eingenommen, und über Samniter, Lucaner und Bruttier, deren letzte Anſtrengungen für ihre Unabhängigkeit er mit ſeinem Amtsgenoſſen gebrochen hatte. — Cajus Papirius Carbo, ein Freund des Tiberius Gracchus, durch Beredtſamkeit ausgezeichnet, ſetzte im Dienſte der Volkspartei als Volkstribun 131 ein Geſetz (Lex

tabellaria) durch, welches für alle Beſchlüſſe des Volks, namentlich auch für Geſetzgebung, die ſchriftliche Abſtimmung anordnete; ein anderer Vorſchlag, daß ein Volkstribun für das nächſte Jahr wieder wählbar ſein ſolle, wurde durch den Widerſpruch des Cajus Lälius und des jüngern Publius Cornelius Scipio Africanus hintertrieben. Als der letztere 121 plötzlich ſtarb, fiel auch auf Carbo der Verdacht, Schuld an ſeinem Tode gehabt zu haben. Als Conſul 120 vertheidigte er den Opimius, obwol ein Widerſacher ſeiner Partei. 119 ſelbſt von Lucius Licinius angeklagt, entzog er ſich dem Urtheil durch freiwilligen Tod. — Von ſeinem Sohne, Cajus Papirius Carba Arvina, einem Anhänger der optimatiſchen Partei, der 82 auf Befehl des jüngern Marius mit Quintus Mucius Scävola, dem Pontifex, durch den Prätor Damaſippus in der Curie getödtet wurde, und ſeinem Genoſſen im Volkstribunat, Marcus Plautius Silvanus, ging im Bundesgenoſſenkriege 89 das Geſetz (Lex Plautia Papiria) aus, das den Bundesgenoſſen, welche die Waffen niederlegten, das Bürgerrecht gab. — Cnejus Papirius Carbo, ein Anhänger des Marius, war mit Cinna (ſ. d.) 85 und 84, mit dem jüngern Marius 82 Conſul und Haupt der Partei. Von Quintus Cäcilius Metellus und Pompejus geſchlagen, entfloh er nach Afrika und ging dann nach Sicilien; auf der Inſel Coſyra wurde er von Pompejus ergriffen und getödtet.

Pappe, Pappendeckel, iſt ein ſehr dickes Papier, indem dieſelbe in gleicher Weiſe wie das Papier, nur aus viel gröberer Maſſe bereitet und in Rahmen geſchöpft wird, welche ſich blos durch ihre Höhe von den Papierrahmen unterſcheiden. Nach der Güte der Maſſe gibt es weiße, halbweiße und graue P., und nach der nachherigen Behandlung rauhe und geglättete P. Zu letzterer gehören die Preßſpäne (ſ. d.). Außer den geſchöpften P. hat man auch gekautſchte durch Vereinigung von friſch geſchöpften Papierbogen mittels Preſſen, und geleimte durch Auseinanderleimen von fertigen Papierbogen; letztere eignet ſich vorzüglich zu feinen Pappарbeiten. Die Pappарbeiterei, auch Pappkunſt, wurde früher nur behufs der Anfertigung von Modellen und kleinen Etuis u. ſ. w. angewendet, hat ſich aber durch die Induſtrie der Franzoſen gegenwärtig zu einem eigenen Fabrikzweige erhoben, indem in den Cartonnagefabriken Arbeiten fabrikmäßig angefertigt werden, welche ſich ebenſo ſehr durch die Eleganz wie durch ihre künſtleriſchen Formen und ihre Wahlfeilheit auszeichnen. Aber nicht allein zu gewerblichen Zwecken dient die Pappkunſt, ſie iſt auch als eine nützliche Nebenbeſchäftigung für Kinder und junge Leute dargeſtellt und in den Kreis der Pädagagik gezogen worden.

Pappel, ſ. Populus.

Pappenheim, ein ſehr altes ſchwäb. Adelsgeſchlecht, welches bereits im 12. Jahrh. mit der Benennung Marſchälle von Pappenheim vorkommt. Die älteſten Spuren von der Erblichkeit des Reichsmarſchallamts in der Familie finden ſich in Urkunden von 1197 und 1298; beſtätigt wurde daſſelbe Rudolf V. von P. 1334 durch Kaiſer Ludwig IV. Das Haus theilte ſich 1439 in vier Linien, die Gräfenthalſche, Algöwſche, Treutlingiſche und Altheimiſche Linie. Die drei erſtern ſind erloſchen, der letztern gehören die noch jetzt lebenden Glieder der Familie an. Aus der Treutlingiſchen Linie wurde namentlich Graf Gottfried Heinr. von P. (ſ. d.) berühmt, welcher auch nebſt ſeinem Vetter Philipp von P. 1628 in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde. Mit ſeinem Sohne, Walfgang Adam von P., welcher 1647 im Zweikampf fiel, erloſch die Treutlingiſche Linie. Die Altheimer Linie zerfiel früher in die kathaliſche, von Wolfgang Philipp ſtammende und mit deſſen viertem Sohne 1690 erloſchene Linie und in die proteſtantiſche, aus welcher durch Graf Joh. Friedr. Ferd. von P., geſt. 13. Aug. 1792, abermals eine kathaliſche entſtand, die jedoch ſchon mit deſſen zweitem Sohne, Grafen Hieron. Friedr. Ant. Aug. von P., geſt. 20. Aug. 1808, wieder erloſch, ſodaß von der Altheimiſchen Linie gegenwärtig nur noch der prot. Zweig fortblüht. Derſelben gehörte an Graf Karl Theador Friedrich von P., geb. 17. März 1771. Derſelbe trat frühzeitig in öſterr. Dienſte, kämpfte als Wurmſer's und Bellegarde's Adjutant im Türkenkriege, wohnte den drei Feldzügen der erſten Coalition gegen Frankreich bei, focht 1793 bei Château-Cambreſis, 1794 bei Charleroi und Fleurus, ward bei Landrecy verwundet und nahm hierauf ſeine Entlaſſung. Nach ſeiner Mediatiſirung nahm er bair. Dienſte, vertheidigte mit einer Infanteriebrigade 30. Oct. 1813 die Kinzigbrücke während der Schlacht bei Hanau und war 1814 unter Wrede bei der Belagerung von Hüningen und Schlettſtadt thätig. Nachdem er dem Congreß zu Wien beigewohnt, ward er 1815 bei der Reorganiſation der bair. Armee, ſpäter zu mehrern diplomatiſchen Sendungen verwendet. Er ſtarb 10. März 1855 als bair. Reichsrath, Generalfeldzeugmeiſter und Generaladjutant des Königs und Inhaber des bair. 1. Chevauxlegersregiments. Da ſeine Ehe mit einer Tochter des Fürſten von Hardenberg kinderlos blieb, ging die Nachfolge auf ſeinen Bruder, Grafen Albert von P., geb. 18. Juli 1777,

bair. General der Cavalerie (geſt. 1. Juli 1860), über, von deſſen ſechs Söhnen der älteſte, Graf Ludwig Ferdinand Friedrich Haupt von P., geb. 5. Dec. 1815, gegenwärtiges Haupt der Familie iſt. Letztere beſitzt noch gegenwärtig die Grafſchaft P. (3,5 Q.-M.) im bair. Kreiſe Mittelfranken, welche früher reichsunmittelbar war und zu dem ſchwäb. reichsritterſchaftlichen Canton Kocher gehörte. Als die Herrſchaft bei der Auflöſung des Deutſchen Reichs unter bair. Hoheit kam, unter der ſie auch 1815 verblieb, bewilligte der König von Baiern 1807 der Familie P. in Betracht ihrer frühern wichtigen Stellung und ihres Alters die Reichsſtandſchaft in Baiern. Für den Verluſt des Reichsmarſchallamts ſollte ſie zufolge Beſchluſſes des Wiener Congreſſes durch einen Landbezirk mit 9000 E. im ehemaligen Saar-Departement unter preuß. Hoheit entſchädigt werden; der König von Preußen übernahm im Pariſer Frieden von 1815 dieſe Entſchädigung, die aber nachher in eine Summe Geldes verwandelt wurde. Der König von Baiern bewilligte 1818 dem jedesmaligen Senior der Familie als erblichem Reichsrathe Sitz und Stimme in der Verſammlung der Reichsräthe, und 1825 erfolgte die königl. Erklärung, daß die Familie zum hohen Adel gehöre. 1831 verlieh der König von Baiern dem jedesmaligen Stammhaupte das Prädicat Erlaucht.

Pappenheim (Gottfr. Heinr., Graf zu), kaiſerl. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, geb. 29. Mai 1594, erhielt ſeine Bildung auf den Hochſchulen zu Altdorf und Tübingen. Nachdem er in ſeinem 20. J. zur kath. Kirche übergetreten, ſuchte er zunächſt unter König Sigismund in Polen und dann in Deutſchland im Dienſte der Ligue und ihres raſtloſen Oberhaupts, des Kurfürſten Maximilian I. von Baiern, Gelegenheit zur Bethätigung ſeines feurigen Kriegsmuthes und ſeines flammenden Eifers für den kath. Glauben. Die prager Schlacht 1620, welcher er als Oberſt beiwohnte, eröffnete hier ſeine Heldenbahn. Mit ungeſtümem Muthe warf er ſich der ſchon fliehenden öſterr. Cavalerie entgegen, brachte ſie wieder zum Stehen, drang mit der bair. Reiterei in die ſchon ſiegestrunkenen böhm. Scharen ein und trieb ſie und die Ungarn bis zur Moldau hinab. Hier aber im dichteſten Gemetzel ſank er ſchwer verwundet vom Pferde und lag, für todt geachtet, viele Stunden lang unter der Laſt ſeines Pferdes, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. 1623 vom Kaiſer zum Chef eines Regiments Küraſſiere, der berühmten Pappenheimer, ernannt, kämpfte er von 1623—25 an der Spitze der Spanier in der Lombardei, bis er von Maximilian zurückgerufen wurde, um den 1626 in Oberöſterreich um der Glaubensfreiheit willen entſtandenen Bauernaufſtand zu dämpfen. In der kurzen Friſt eines Monats (Nov. 1626) endigte er durch die Schlachten bei Efferdingen, Vöklabruck, Schloß Wolfseck und Peuerbach dieſen Krieg, in welchem 40000 Bauern umkamen, und deſſen Geſchichte er ſelbſt eigenhändig aufſchrieb. Hierauf durchzog er das nördl. Deutſchland und half Tilly den Dänenkönig Chriſtian IV. beſiegen. Er hatte den vorzüglichſten Antheil an der Erſtürmung Magdeburgs, bei welcher Gelegenheit er und ſeine Truppen mit der wildeſten Grauſamkeit gegen die Einwohner wütheten. Dann folgte er Tilly nach Leipzig (ſ. d.), um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachſen zu bekämpfen. Das wilde, ſtürmiſche Feuer ſeines Muthes verleitete ihn hier in der Schlacht bei Breitenfeld, wider Tilly's ausdrücklichen Befehl, der vorſichtig erſt die heranrückenden Verſtärkungen erwarten wollte, ſich mit den die Lober paſſirenden Schweden ſo heftig ins Gefecht einzulaſſen, daß Tilly zur Vermeidung größerer Nachtheile ſich genöthigt ſah, die Schlacht anzunehmen, welche trotz P.'s kühner Tapferkeit verloren wurde. P. deckte den Rückzug, ſammelte die Fliehenden, entſetzte hierauf das von Banér belagerte Magdeburg und focht auch ſpäter mit Glück am Niederrhein und in Weſtfalen. Nach Tilly's Tode mit Wallenſtein vereinigt, half er ihm Leipzig und Sachſen erobern, und mit dieſem der feſten Ueberzeugung, daß der Schwedenkönig Guſtav Adolf mit Beziehung der Winterquartiere bei Naumburg den Feldzug des Jahres beſchloſſen, war er mit einem zahlreichen Corps ſchon auf dem Wege nach dem Niederrhein, um den bedrängten Spaniern zu Hülfe zu eilen, als er, kaum in Halle angelangt, von Wallenſtein nach Lützen (ſ. d.) zur Theilnahme an der bevorſtehenden Schlacht gerufen wurde. P. erſchien mit ſeiner Reiterei gerade in dem Augenblicke auf dem Schlachtfelde, als der Sieg ſich ſchon entſcheidend den Schweden zuneigte. Voll Begierde, Guſtav Adolf ſelbſt im Kampf zu begegnen, ſtürzte er ſich in das dichteſte Mordgewühl, und der ſchnellen Gegenwart ſeines Geiſtes gelang es, das Treffen wiederherzuſtellen. Schon begannen die ſchwed. Scharen, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu ſchwach, dem wilden Angriff zu unterliegen, da durchbohrten zwei Musketenkugeln P.'s Bruſt, und die Seinigen mußten ihn, zum Tode verwundet, gewaltſam aus dem Handgemenge reißen. Als er vernahm, daß auch ſein Gegner gefallen ſei, erheiterte ſich ſein Auge. «Gottlob», rief er aus, «ſo kann ich in Frieden fahren, weil dieſer Todfeind des kath. Glaubens noch vor mir hat ſterben müſſen.» Er verſchied

am Tage nach der Schlacht zu Leipzig, wohin er gebracht worden war, 7. Nov. 1632. P. war ein Feldherr voll raſtloſer Thatkraft, voll kriegeriſchen, unternehmenden Geiſtes, dem kath. Glauben wie dem Kaiſer aufs innigſte zugethan, von ſeinen Soldaten, die ihn wegen ſeiner unzähligen Wunden nur den «Schrammhans» nannten, ebenſo geliebt als gefürchtet. Obgleich wegen ſeiner tollen Verwegenheit zum Oberanführer eines Heeres untüchtig, machte gerade dieſe Eigenſchaft ihn zum furchtbarſten Arm Tilly's, und Guſtav Adolf ſelbſt bezeugte ehrenvoll ſeine Tapferkeit und ſeinen Muth, indem er ihn vorzugsweiſe den «Soldaten» nannte. Vgl. Heß, «Gottfr. Heinrich, Graf zu P.» (Lpz. 1855).

Paprica, ſ. Capsicum.

Papſt oder Pabſt, entſtanden aus dem lat. Papa (ſ. d.), hieß urſprünglich und noch im 5. Jahrh. jeder Biſchof. Indeſſen galt ſchon ſeit Ende des 4. Jahrh. der röm. Biſchof als der erſte unter den fünf Patriarchen (ſ. d.) der Chriſtenheit; denn der Umſtand, daß Rom die alte Hauptſtadt des Reichs und nach der Sage auch der letzte Aufenthaltsort des Apoſtels Petrus war, hatte ihm ſchon längſt ein überwiegendes Anſehen, wenn auch noch keine eigentliche Obergewalt über fremde Sprengel gegeben. Dieſe Obergewalt erlangte er aber wenigſtens im lat. Abendlande, wo Rom die einzige Apoſtelkirche und Mutter zahlreicher neugegründeter Kirchen war, allmählich durch geſchickte Benutzung günſtiger Gelegenheiten und durch das klug gewahrte, durch innere Lehrſtreitigkeiten ſelten erſchütterte Anſehen ſeiner Orthodoxie, daher man früh zur Entſcheidung theol. und kirchlicher Fragen nach Rom appellirte. Eine abendländ. Synode zu Sardica 343 und ein kaiſerl. Decret Valentinian's III. vom J. 445 hatten den Biſchof von Rom zwar als Primas und letzte Inſtanz der Biſchöfe anerkannt; doch ſelbſt im Occident, für den allein dieſe Beſtimmungen gelten konnten, fanden dieſelben in ihrer Ausführung bis in das 8. Jahrh. noch ſtarken Widerſpruch. Um dieſe Zeit trafen aber mehrere Umſtände zuſammen, die dem Biſchofe zu Rom den Weg zur allgemeinen Kirchenherrſchaft bahnten. (S. Hierarchie.) Dahin gehörten die Entſtehung neuer Kirchen in Deutſchland, welche, wie früher die britanniſchen, durch ſeine Miſſionare, namentlich Bonifaz (ſ. d.), gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden; ferner die polit. Verwirrung und der Wechſel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwiſchen 829—57 zum Vorſchein kommenden Decretalen (ſ. d.) des falſchen Iſidorus; der Zwieſpalt der orient. und occident. Kirche, der die letztere immer feſter an ihre Wortführer und Geſchäftsträger, die Päpſte, band, und endlich die perſönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpſte über ihre Zeitgenoſſen. So hatte ſchon im 5. Jahrh. Leo d. Gr., im 6. Gregor d. Gr. und im 8. Leo III., der Karl d. Gr. krönte, dem päpſtl. Namen ein Anſehen verſchafft, gegen welches die Patriarchen des Orients nichts und die Fürſten nur wenig vermochten. P. Nikolaus I., der ſich zuerſt förmlich krönen ließ, vermochte es bereits, den König Lothar II. von Lothringen 865 mit Buße zu belegen und die Biſchöfe von Trier und Köln abzuſetzen, und noch weiter ging Johann VIII., der über die Kaiſerkrone verfügte, die er 875 Karl dem Kahlen reichte. Die dann eintretende, mehr als 100jährige Entweihung des Heiligen Stuhls, welche unter dem Einfluſſe des markgräfl. Hauſes Toskana 904 mit Sergius III. begann und durch ruchloſe Günſtlinge und Verwandte der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia (ſ. d.), wie Johann XII. und Benedict IX., fortgepflanzt wurde, ja ſelbſt das Aergerniß, daß 1045 drei Päpſte zugleich herrſchten, vermochten dem Einfluſſe der röm. Curie keinen weſentlichen Eintrag mehr zu thun. Die Roheit des Zeitalters bedeckte dieſe Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylveſter's II. (geſt. 1003) glänzend hervorleuchtet. Die mit dem Verfalle der karolingiſchen Dynaſtie in Frankreich und Deutſchland einreißende Verwirrung gab den Päpſten immer größern Spielraum. Selbſt ſeine während der Zerrüttungen und Parteiungen Roms ſchwer verletzte Würde und Unabhängigkeit von dem röm. Adel und Volke erhielt der Heilige Stuhl durch die Conſtitution wieder, mit welcher Nikolaus II. (1059) die Papſtwahl in die Hände des Cardinalcollegiums legte und aller Einwirkung der Laien entzog.

Von jetzt an ſah man eine Reihe thatkräftiger Kirchenregenten auf dem päpſtl. Stuhle. So namentlich Gregor VII. (1073—85), der, getragen vom religiöſen Geiſte der Zeit, die Idee einer kirchlichen Univerſalmonarchie durchzuführen begann; Urban II. (1088—99), der, obſchon wiederholt durch den Gegenpapſt Clemens III. aus Rom vertrieben, dennoch mit vielſeitigem Einfluſſe und ſeltenem Nachdruck regierte; Alexander III. (1159—81), der zwei Gegenpäpſte überlebte und den dritten ſtürzte, die Könige von England und Schottland zum unbedingten Gehorſam in kirchlichen Sachen brachte, ſich vom Kaiſer Friedrich I. die Steigbügel halten ließ und die Verfaſſung der Papſtwahl feſt beſtimmte; Innocenz III. (1198—1216), der das Papſtthum

auf den höchſten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpſte früherer Jahrhunderte nur in einzelnen Fällen verſucht, machten dieſe großen, ihrer Zeit weit überlegenen Männer durch beharrliches Fortſchreiten in Einem Geiſte zur Regel. Sie knüpften die Geiſtlichkeit des weſtl. und mittlern Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, des ſog. Glaubenseides, durch die Nöthigung zum Cölibat, durch die Inveſtitur, welche den Lehnsverband der Biſchöfe mit ihren Fürſten trennen mußte, gleich Vaſallen und eigenen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl. Sie brachten mittels ihrer Legaten (ſ. d.) und Nuntien (ſ. d.) das biſchöfl. Recht der Entſcheidung in kirchlichen und Eheſachen und das ausſchließende Heiligſprechungsrecht in ihre Gewalt und gaben der päpſtl. Würde dadurch das Gewicht der einzigen Weihebehörde in der Welt, von welcher alle geiſtliche Gewalt und Amtsbefugniß ausgehe. Die geſammte Kirche ſelbſt unterordneten ſie ſich endlich als Vorſitzer der Concilien und Nationalſynoden, deren Beſchlüſſe nur durch päpſtl. Beſtätigung gültig werden ſollten, und durch die nach und nach behauptete Untrüglichkeit oder Infallibilität ihrer Ausſprüche. Auch ſchufen ſie ſich durch den klugen Gebrauch der Mönchsorden, beſonders der Bettelmönche, eine geiſtliche Miliz, die, weil dieſen Orden die Inquiſition, das Beicht- und Predigtweſen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Univerſitäten in die Hände fielen, eine der ſtärkſten Stützen ihrer Macht geworden iſt.

Die geiſtliche Oberherrſchaft führte auch die weltliche Souveränetät, die Gründung des Kirchenſtaats (ſ. d.) mit ſich. Doch ſind die weltlichen Hoheitsrechte des P. viel ſpätern Urſprungs, als man behauptet hat. Die Schenkung Konſtantin's d. Gr. iſt eine anerkannte Erdichtung. Durch Pipin's Schenkung dagegen erhielt der P. allerdings das Dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, wurde aber dadurch Vaſall der fränk. Könige und dann der deutſchen Kaiſer, welche die landesherrl. Rechte über das päpſtl. Gebiet ohne Widerſpruch ausübten und bis in das 12. Jahrh. keine Papſtwahl ohne ihre Beſtätigung gelten ließen. Erſt Innocenz III. ſetzte es durch, daß Rom, die Marken und die Mathildiſchen Erbgüter (ſ. Mathilde) ihm als ſouveränem Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten kaiſerl. Gewalt über Rom und den P. verſchwand. Günſtige Gelegenheiten hatten dem päpſtl. Stuhle ſchon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. In dieſer Abhängigkeit befanden ſich England, ſeit es ſich zum Chriſtenthume bekehrt hatte, Polen und Ungarn ſeit dem 11. Jahrh., die Bulgarei und Aragonien ſeit dem Anfange des 13. Jahrh., das Königreich beider Sicilien, deſſen normann. Beherrſcher bereits Lehnsträger des P. waren, ſeit 1265, wo Clemens IV. daſſelbe dem Hauſe Anjou gab. Ja ſelbſt der Orient würde unter die röm. Herrſchaft gekommen ſein, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande den Päpſten manche Vortheile gewährten, weniger vorübergehend geweſen wäre. Innocenz III. konnte Könige, wie z. B. Johann von England, ab- und einſetzen und alles mit ſeinen Bannſtrahlen bedrohen; Kaiſer Otto IV. nannte ſich von Gottes und des P. Gnaden; die Könige hießen des P. Söhne. Die Furcht vor den Folgen des Interdicts (ſ. d.), das der P. als Statthalter Chriſti über ungehorſame Fürſten und ihre Reiche ausſprach, die Empörungsluſt der Vaſallen gegen die Fürſten, die ſchlechtgeordnete Verfaſſung der Staaten und die großen Mängel der Geſetzgebung unterwarfen die Regenten jener Zeit von ſelbſt der Vormundſchaft eines Herrn, deſſen Hof die Wiege der neuen Staatsklugheit und deſſen Macht und Anſehen durch die Waffen des Geiſtes unter dem Schutze der öffentlichen Meinung und des Zeitglaubens unwiderſtehlich waren. Die Frömmigkeit des Zeitalters, welches bei aller Roheit nur um ſo tiefer den religiöſen Ideen ſich beugte, ſah die Herrſchaft der letztern nur geſichert in der Form einer geiſtlichen Monarchie, welche als unmittelbare Darſtellung des Geſetzes Gottes auf Erden unbedingten Gehorſam von Fürſten und Völkern erheiſchte.

In der That wirkte auch dieſes geiſtliche Herrſcherthum zur Gewöhnung noch roher Fürſten und Völker an Geſetzlichkeit und chriſtl. Sitten wohlthätig genug. Aber in dem Maße, als der geiſtige Gehalt der ſog. weltlichen Intereſſen an den Tag trat und der oft ſchnöde Misbrauch der geiſtlichen Gewalt einem zum Selbſtbewußtſein auch auf geiſtigem Gebiete heranreifenden Zeitalter den Widerſpruch zwiſchen Idee und Wirklichkeit des Papſtthums ſchärfer vor Augen ſtellte, begann auch das Anſehen und die Macht der Päpſte zu ſinken. Frankreich war es, das zuerſt mit Erfolg gegen den P. in die Schranken trat. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII., ein ſehr übermüthiger P., ſeinen Meiſter, und von Clemens V. an mußten ſeine Nachfolger ihre Reſidenz in Avignon nehmen (1307—77), wo ſie nun ganz unter franz. Einfluſſe ſtanden. Schon hierdurch mußte nothwendigerweiſe die Selbſtändigkeit der Päpſte bedeutend leiden, obſchon ſie die Vorrechte ihres Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der

abendländ. Christenheit ausübten. Doch tiefer sank ihr Ansehen, als 1378 neben dem italienischen P. Urban VI. von den franz. Cardinälen Clemens VII. zum P. gewählt wurde und jeder nicht nur seinen eigenen Einfluß auf die seiner Partei ergebenen Nationen, nämlich der italienische über Italien, Deutschland, England und die nordischen Reiche, der französische über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland, behauptete, sondern auch in ebenso unversöhnlichen Nachfolgern forterbte. Der offene Aemterhandel, die Erpressungen und Ränke, worin die meisten dieser Gegenpäpste einander überboten, gaben den Völkern Grund genug zu Beschwerden, und immer lauter erhob sich die Forderung einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Daneben regten sich in England und Böhmen noch viel weiter gehende Reformtendenzen. Zwar gelang es der Kirchenversammlung zu Konstanz (s. d.), als in Vertretung der «allgemeinen Kirche» versammelt, die große Spaltung durch Absetzung der drei seit 1409 zugleich in Rom, Avignon und Pisa regierenden Päpste zu endigen; aber der 1417 an ihre Stelle gewählte alleinige P. Martin V. trat in den Besitz der Rechte und der Macht seiner Vorgänger, ohne nur im entferntesten die eingerissenen Misbräuche abzustellen, und selbst die nachdrücklichsten Reformationsdecrete der Kirchenversammlung zu Basel (s. d.) wurden durch die Beharrlichkeit des sich gegen den Willen dieses Conciliums behauptenden P. Eugen IV. (1431—47) größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich wurde schon 1438 durch die Pragmatische Sanction (s. d.) gewonnen, welche die Freiheiten der Gallikanischen Kirche (s. d.) begründete, und durch Unterhandlungen mit Eugen IV. und dessen Nachfolger, dem als Freund der alten Literatur und Beschützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nikolaus V., brachte Aeneas Sylvius, als Gesandter Kaiser Friedrich's III., 1448 das Wiener Concordat zu Stande. Weshalb aber darin den Beschwerden der deutschen Nation so wenig abgeholfen und das päpstl. Interesse so sorgfältig wahrgenommen war, das merkten die von dem schlauen Unterhändler zur Annahme überredeten deutschen Fürsten erst dann, als dieser Cardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. selbst P. wurde. In diesem Concordate wurden dem P. die Annaten (s. d.) bestätigt, das Recht, die Prälaten zu confirmiren, zugesprochen und unter vielen andern Vorbehalten auch die sechs päpstl. Monate gewährt, in denen der P., abwechselnd mit den Stiftern in den andern Monaten, die Pfründen verlieh. Durch allmähliche Ausdehnung dieser Vortheile, die auch andere christl. Staaten unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpste es im 15. Jahrh. wieder so weit gebracht, daß ihnen unter mancherlei Namen die volle Hälfte der geistlichen Einkünfte des Occidents zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnliche Vorwand, unter dem man Geld forderte. Doch wurde von den ungeheuern Summen, die zu diesem Zwecke zusammenflossen, nur selten für den angegebenen Zweck etwas verwendet; denn theils mußte die Gunst der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geschlechter der Colonna und Orsini seit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfnisse der Verwandten (Nepoten) so viel weg, daß für das allgemeine Beste der Christenheit nichts übrigblieb. Auf den höchsten Punkt trieb die Begünstigung seiner Familie Alexander VI. (1492—1503), dessen Staatskunst der Religion und Moral ebenso fremd war wie sein Leben. Sein Nachfolger Julius II. (1503—13) aber wendete alle seine Kräfte auf den Krieg mit Frankreich, in welchem er selbst sein Heer ritterlich anführte. Zum Glück für ihn und seinen Nachfolger Leo X. wurde Kaiser Maximilian I. durch äußere Umstände und endlich durch den Tod gehindert an der Ausführung seines Projects, die päpstl. und kaiserl. Krone auf seinem Haupte zu vereinigen.

Durch den Umstand, daß Oesterreich, Frankreich und Spanien um die Lombardei und Neapel kämpften und sich daher wechselseitig um die Freundschaft des P. bewarben, hatte dessen polit. Bedeutung gegen das Ende des 15. Jahrh. von neuem sich bedeutend gehoben. Aber gegenüber dem entarteten und veräußerlichten Kirchenthum erhob sich bald nachher eine ungleich gewaltigere religiöse Bewegung, an welcher Leo's X. Staatskunst zu Schanden ward. Die wittenberger und schweiz. Reformation (s. d.) riß fast die Hälfte des Abendlandes vom Papstthum los. Die Politik Karl's V. konnte dem umsichgreifenden Protestantismus ebenso wenig ein Ziel setzen als die machtlos gewordenen Blitze der Kirche; ja auch der Herrschaft der Päpste über die treugebliebenen Völker drohte Gefahr, als Karl V., die mittelalterlichen Kaiserideale wieder aufnehmend, die Berufung eines allgemeinen Concils von dem auch politisch gedemüthigten P. erlangte. Dennoch kam der noch halb Europa beherrschende kath. Geist auch dem Papstthum noch einmal zugute, und die gleichzeitig mit einer innern Regeneration des Katholicismus seit 1580 sich vollziehende Gegenreformation brachte auch dem P. schon unwiederbringlich verloren Geglaubtes zurück. Das Tridentische Concil (s. d.), nach kühnern reformatorischen Anläufen in immer völligere

Abhängigkeit von der röm. Geiſteseingebung gebracht, beſtätigte alles, was frühere Jahrhunderte dem P. zugeſtanden hatten, und um den päpſtl. Stuhl trat als eine Schutzwache die Geſellſchaft Jeſu (ſ. Jeſuiten), welche die Spuren der Reformation in den katholiſch gebliebenen Staaten zu vertilgen und, was in Europa verloren worden war, durch Miſſionen unter den Heiden zu erſetzen ſtrebte. Das frühere Anſehen des päpſtl. Stuhls konnte indeſſen bei den bereits völlig veränderten Zeitverhältniſſen im ganzen nicht mehr hergeſtellt werden. Es folgten auf dem päpſtl. Stuhle Clemens VII. (1523—34), Paul III. (geſt. 1549), Paul IV. (geſt. 1559), der mönchiſch-kirchliche Pius IV. (geſt. 1565), der doch den huſſitiſchen Böhmen den Kelch bewilligte; Pius V. (geſt. 1572), der die Bulle In coena domini erließ; Gregor XIII. (geſt. 1585), dem wir den verbeſſerten (Gregorianiſchen) Kalender verdanken; der als Regent große Sixtus V. (geſt. 1590); Clemens VIII., der 1598 Ferrara zum Kirchenſtaate ſchlug; der gelehrte Urban VIII. (geſt. 1644), der Urbino erwarb und Galilei die Behauptung, daß die Erde ſich um die Sonne bewege, abſchwören ließ. Sie alle vermochten nicht das alte Anſehen wiederherzuſtellen, zumal im 16. Jahrh. auf dem päpſtl. Stuhle oft die Schwäche und Beſchränktheit regierte. Vergebens erneuerte man in Rom die Sprache Gregor's VII. und Innocenz' III. Auch in kath. Staaten wurde der Unterſchied der kirchlichen Angelegenheiten von den politiſchen ſchon deutlich genug begriffen, um die Einſchränkungen des päpſtl. Einfluſſes auf die erſtern in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16. Jahrh. wurde kein deutſcher Kaiſer mehr vom P. gekrönt; die Fürſten entzogen ſich ſeiner Vormundſchaft; die Nationalkirchen gewannen ihre Freiheiten. Der Weſtfäliſche Friede (ſ. d.), den der P. freilich nicht anerkannte, gewährte in kirchlichen Verhältniſſen eine Duldung, die eine öffentliche, von allen europ. Mächten verbürgte Geltung erhielt und die frühern päpſtl. Machtſprüche fortan unmöglich machte. Der Janſenismus (ſ. Janſeniſten) entzog überdies dem P. einen Theil der Niederlande. Seine Bullen galten außer dem Kirchenſtaate nur mit Genehmigung der Fürſten, und die Abgaben aus fremden Reichen gingen immer ſparſamer ein. Selbſt die ausgezeichneten Männer, die, wie z. B. Benedict XIV. und Clemens XIV., im Laufe des 18. Jahrh. den päpſtl. Stuhl einnahmen, hatten ihr Anſehen und ihren Einfluß nur ihrer Perſönlichkeit zu verdanken. Das Zeitalter der Aufklärung untergrub den päpſtl. Einfluß noch mehr, und die darauffolgende Revolutionsepoche bereitete ſogar zeitweilig der weltlichen Herrſchaft des Kirchenfürſten das Ende. Pius VI. (1775—98) wurde, als der Tod Joſeph's II. ihm neue Hoffnungen gab, Zeuge von der Revolution, welche die franz. Kirche von ihm losriß und ihn ſeiner Staaten beraubte. Pius VII. (1800—23) mußte ſeine perſönliche Freiheit und den Beſitz des verkleinerten Kirchenſtaats 1801 durch ein Concordat mit Bonaparte erkaufen, um 1809 beides zu verlieren. Er verdankte ſeine Wiederherſtellung 1814 nicht ſeinem gegen Napoleon gerichteten Bannſtrahle, ſondern der Verbindung der weltlichen Großmächte, unter welchen zwei ketzeriſche (England und Preußen) und eine ſchismatiſche (Rußland) ſich befanden. Gleichwol trat er mit Forderungen und Grundſätzen auf, die den liberalen Ideen und den Beſchlüſſen ſeiner Befreier durchaus nicht entſprachen. Durch den Cardinal Conſalvi proteſtirte er 14. Juni 1815 gegen die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes, welche Avignon, Ferrara und die ſäculariſirten Beſitzungen der kath. Kirche in Deutſchland betrafen. In gleichem Geiſte regierten ſeine Nachfolger, Leo XII. (1823—29), Pius VIII. (1829—30) und insbeſondere Gregor XVI. (1830—46). Die Härte, womit letzterer namentlich jede zeitgemäße Reform in den weltlichen Verhältniſſen des Kirchenſtaats zurückwies und niederdrückte, trug weſentlich zum Ausbruche der Revolution von 1848 bei, die ſeinen Nachfolger Pius IX. (ſ. d.) zur Flucht nöthigte und zur Errichtung einer röm. Republik führte. Nur die Waffen Oeſterreichs und Frankreichs vermochten die weltliche Macht des päpſtl. Stuhls 1849 wiederherzuſtellen. Infolge des ital. Kriegs von 1859 wurde erſt die Romagna, danach Umbrien und die Marken vom Kirchenſtaate losgeriſſen und mit dem Königreiche Italien vereinigt. Dem P. verblieb nur noch das ſog. Patrimonium Petri, in deſſen Beſitze ihn franz. Occupationstruppen bis 1866 aufrecht erhielten. Die Frage um den Fortbeſtand der weltlichen Macht des P. überhaupt verknüpfte ſich ſeitdem aufs engſte mit den polit. Geſchicken des Königreichs Italien. (S. Italien und Kirchenſtaat.)

In den früheſten Zeiten der chriſtl. Kirche hatte wie anderwärts, ſo auch in Rom das Volk an der Wahl des Biſchofs großen Antheil. Seit dem 10. Jahrh. ſtand die Papſtwahl ganz unter dem Einfluſſe des röm. Adels, bis 1059 Nikolaus II. den Cardinälen allein das Recht zuſprach, den P. zu erwählen, der nach einer ſpätern Beſtimmung dem Cardinalscollegium angehören mußte. Dabei behaupteten die deutſchen Kaiſer bis ins 12. Jahrh. ſich in dem Rechte, den geſetzlich erwählten P. zu beſtätigen. Erſt P. Alexander III. gab 1179 die genauern Be-

ſtimmungen der Papſtwahl, die, von Gregor X., Julius II., Pius IV., Gregor XV., Urban VIII. und Clemens XII. vervollſtändigt, im weſentlichen noch gegenwärtig gelten. Sofort nach dem Tode eines P. begibt ſich der Cardinal-Camerlengo in Amtstracht und Ceremonie in den päpſtl. Palaſt, um über den Todesfall und die Identität der Perſon ein Inſtrument aufzunehmen; zugleich nimmt er von dem Maeſtro di Camera den päpſtl. Siegelring (Fiſcherring) ſowie alle übrigen Siegel in Empfang. Vom Cardinalcollegium werden hierauf für den Cardinal-Camerlengo drei Beiſtände, ein Cardinalbiſchof, ein Cardinalprieſter und ein Cardinaldiakon, gewählt, die aller drei Tage wechſeln, und mit denen er bis zur Wahl des neuen P. die oberſte Gewalt ausübt. Am dritten Tage nach dem Ableben des P. und nachdem die feierliche Aufſtellung deſſelben in der Sakramentskapelle erfolgt, beginnen die zehn Congregationen der Cardinäle, die ſich mit den zur Wahl nöthigen Vorrichtungen zu beſchäftigen haben. In der erſten werden nach Vorleſung der Bullen hinſichtlich der Papſtwahl durch den Cardinal-Camerlengo der Fiſcherring ſowie die übrigen Siegel des P. zerbrochen. Die folgenden beſchäftigen ſich mit den Anordnungen in Betreff des Baues des Conclave, dem Verzeichniß der in daſſelbe einzuſchließenden Perſonen u. ſ. w. In der neunten werden drei Cardinäle erwählt, um das Verſchließen und die Führung der materiellen Geſchäfte während der Dauer des Conclave zu überwachen; in der zehnten erſcheinen die Geſandten der fremden Höfe und die Deputationen der einzelnen Städte des Kirchenſtaats, um in einfacher Rede die Cardinäle zu ermahnen, ein würdiges Haupt zu wählen. Unter Abſingung des Veni creator spiritus zieht ſodann das ganze Cardinalcollegium paarweiſe in zahlreicher Begleitung nebſt der nöthigen Bedienung in das Conclave (ſ. d.). Wo daſſelbe errichtet werden ſoll, hängt vom Beſchluſſe des Cardinalcollegiums ab; gewöhnlich iſt es im Vatican, doch haben neuerdings mehrere Papſtwahlen auf dem Quirinal ſtattgefunden. Am Abend des erſten Tags nach dem Eintritte in das Conclave müſſen alle nicht dahin gehörigen Perſonen daſſelbe verlaſſen. Am folgenden Tage ertheilt ein von den Cardinälen erwählter Ausſchuß den fremden Geſandten und andern Deputirten der Stadt durch das Fenſter in der Thüre Audienz. In der Sixtiniſchen Kapelle, wenn das Conclave im Vatican iſt, verſammeln ſich vom vierten Tage an die Cardinäle täglich zweimal zur Wahl des neuen P., die durch Abſtimmung mittels beſonderer Zettel erfolgt. Zu einer gültigen Wahl gehören zwei Drittheile der Stimmen. Hat keiner die nöthige Stimmenzahl, ſo werden die Zettel zu einer beſtimmten Stunde in einem eigens dazu beſtimmten Kamine verbrannt und der aus dem Schornſtein aufſteigende Rauch iſt das Zeichen, daß die Wahl noch zu keinem Reſultate geführt habe. Da Oeſterreich, Frankreich und Spanien aus früher Zeit das Recht haben, gegen einen Cardinal, auf welchen die Wahl zu fallen den Anſchein hat, zu proteſtiren, ſo beauftragt derjenige Geſandte, welcher von dieſem Rechte Gebrauch zu machen bevollmächtigt iſt, einen der Cardinäle mit dem votum exclusivum, welches, wenn es nicht erfolglos ſein ſoll, dann abgegeben werden muß, wenn der auszuſchließende Cardinal bereits ſo viel Stimmen hat, daß ihm zur geſetzlichen Zahl nur noch eine Stimme fehlt, in welchem Falle ſofort die weitere Stimmenauszählung aufhört und die Zettel verbrannt werden. Wählbar iſt gegenwärtig nur ein geborener Italiener, der von keinem auswärtigen Hofe zur Cardinalswürde vorgeſchlagen, mit keinem der regierenden Häuſer verwandt und bereits 55 J. alt iſt. Iſt die Wahl erfolgt, ſo wird er mit dem päpſtl. Ornat bekleidet und ertheilt dann dem Cardinalcollegium den erſten Segen. Hierauf empfängt er die Huldigung von ſämmtlichen Cardinälen und durch den Cardinal-Camerlengo den Fiſcherring. Der erſte Cardinaldiakon, nachdem er den Eid des Gehorſams geleiſtet, eilt auf die Gran-Loggia der Peterskirche oder, wenn die Wahl im Quirinal gehalten wird, auf deſſen Balcon, um dem Volke die Wahl zu verkündigen. Hierauf wird unter Begleitung ſämmtlicher Cardinäle der P. nach der Peterskirche getragen, wo er vor dem Altare unter Abſingung des Te Deum laudamus die Adoration der Cardinäle empfängt. Am Schluſſe ertheilt er dem Volke den erſten Segen; dann wird er, nachdem er den päpſtl. Ornat abgelegt, nach dem von ihm zu ſeiner Reſidenz gewählten Palaſte getragen, während gleichzeitig auch alle Cardinäle in ihre Wohnungen zurückkehren. Vgl. Spittler, «Geſchichte des Papſtthums» (vervollſtändigt von Paulus, Heidelb. 1826); Ranke, «Die röm. Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrh.» (3 Bde., 5. Aufl., Berl. 1866); Jaffé, «Regesta Pontificum Romanorum usque ad a. 1198» (Berl. 1851).

Papuas (wahrſcheinlich vom malaiiſchen Worte papoewah, d. i. kraus, wollig) iſt bei den neuern Ethnographen der Name für die Bewohner der Küſtenſtriche von Neuguinea. Dieſelben ſind wohlgebaut und von mittlerer Statur, haben regelmäßige Geſichtszüge, intelligente ſchwarze Augen, kleine weiße Zähne, dicke Lippen und einen großen Mund. Die Naſe iſt ſcharf markirt,

doch nach unten zu flach, die Augenbrauen sind groß. Durch das dunkle Braun der Hautfarbe sowie das krause wollige Haar unterscheiden sie sich von den benachbarten Völkern malaiischen Stammes. Im allgemeinen machen die Männer einen günstigern Eindruck als die Frauen. Erstere bauen die Häuser, höhlen Baumstämme zu Kähnen aus, betreiben die Jagd und den Fischfang, während den Weibern außer der eigentlichen Hausarbeit auch die Bestellung des Feldes, das Hauen des Holzes, die Anfertigung von Thongeräthen u. s. w. obliegt. Die Nahrungsmittel der P. bestehen hauptsächlich in Reis, Mais, Sago, Fischen, dem Fleisch der wilden Schweine und den Früchten des Waldes. Sie theilen sich in zahlreiche Stammgenossenschaften, die sich beständig befehden. Ueber einige dieser Stammhäuptlinge an der Westküste Neuguineas beansprucht der selbst wieder dem holländ. Residenten von Ternate unterstellte Radscha von Tidore die Oberhoheit. Die Bewohner des Innern von Neuguinea tragen im allgemeinen denselben Typus mit den P., sind jedoch ungleich roher und wilder. Die ethnographische Stellung der P. ist noch unsicher. Gewöhnlich hält man sie für Melanesier (s. d.), die jedoch im Laufe der Zeit malaiisches Blut in sich aufgenommen haben. Irrthümlicherweise wurden bis auf neuere Zeit herab alle dunkelfarbigen Stämme auf dem Indischen Archipel, den Philippinen und den austral. Inseln unter dem Namen P. zusammengefaßt. Neuerdings wird auch die Insel Neuguinea häufig Papua genannt. Vgl. Baer, «Ueber P. und Alfuren» (Petersb. 1859); Goudswaard, «De Papoewas van de Geelvinksbaai» (Schiedam 1863).

Papyrus ist noch gegenwärtig der botan. Name einer Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cypergräser, welche sich von der Gattung Cyperus, zu der sie Linné rechnete, durch die überaus zahlreichen, die Nebenstrahlen der Trugdolde vollständig bedeckenden Aehren, die überaus langen Griffel und den hohen, oft riesigen Wuchs unterscheidet. Die wichtigste der 15 bekannten Arten ist unstreitig die ägyptische Papyrusstaude (P. antiquorum Willd., Cyperus Papyrus L.), ein 8—10 F. hohes Cypergras mit sehr starker, holziger, aromatischer, kriechender Wurzel und nackten, blattlosen, dreikantigen, unterhalb, wo sie am stärksten sind, armdicken Halmen, welche an ihrem obern Ende eine zusammengesetzte Blütentrugdolde mit achtblätteriger allgemeiner Hülle tragen. Die Staude wächst in feichtem Wasser an Ufern, in Sümpfen Nordafrikas, auch Siciliens und Calabriens; besonders häufig scheint dieselbe aber von den ältesten Zeiten her in Aegypten gewesen zu sein, wo sie jedoch in neuerer Zeit nur noch sehr selten angetroffen wird. Obschon die alten Aegypter einen sehr ausgedehnten Gebrauch von derselben machten, zu Flechtwerk, Schuhen, Tauen, Segeln, Kleidern u. s. w., so war doch ihre wichtigste Anwendung die zur Bereitung des Schreibmaterials oder des nach ihr benannten Papiers. Den auf uns gekommenen Nachrichten zufolge löste man vom Halme die Häute oder Fäserchen in feinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus und überstrich sie mit heißer, kleberiger Flüssigkeit. Auf die erste Lage wurde eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. In spätern Zeiten wendeten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung dieses Papiers; sie hatten dazu ihre Glutinatores, d. i. Leimer, Malleatores, d. i. Hämmerer oder Klopfer, u. s. w. und bereiteten mehrere Sorten. Zur Zeit der röm. Kaiserherrschaft war der Gebrauch des aus der Papyrusstaude gewonnenen Papiers ganz allgemein verbreitet. Doch wurde dasselbe seitdem mehr und mehr durch das Baumwollpapier verdrängt, sodaß es schon im 9. Jahrh. noch selten vorkam und im 12. Jahrh. die Fabrikation bereits ganz aufgehört hatte. Aus wissenschaftlichem Interesse hat man in neuerer Zeit Versuche in der Bereitung des P. gemacht. Die Papyrusstaude der alten Aegypter gehört schon seit langer Zeit zu den beliebten Decorationspflanzen in größern Gärten, wo man sie namentlich zur Verzierung von Wasserbassins benutzt.

Papyrusrollen, d. h. aneinandergeleimte Streifen des aus der Papyrusstaude bereiteten Schreibmaterials, welche, nachdem sie auf der einen Seite beschrieben, um ein am Ende des ganzen Stücks angebrachtes, oben und unten mit Knöpfchen versehenes Stäbchen herumgerollt wurden, sind in größerer Menge nur bei den Ausgrabungen von Herculaneum zum Vorschein gekommen, wo man seit 1752 in den Ruinen eines röm. Landhauses 1790 solche Volumina in halbverkohltem Zustande fand, die, nach Neapel geschafft, eine besondere Abtheilung des ehemaligen Museo Borbonico bilden. Die Aufwickelung derselben, eine äußerst mühsame und schwierige Operation, wurde durch eine von dem Pater Antonio Piaggi erfundene Maschine erleichtert, mit deren Hülfe bisjetzt etwa der dritte Theil der ganzen Sammlung aufgewickelt und unter Aufsicht der Mitglieder der Herculanischen Akademie in Kupfer gestochen ist. (Vgl. «Volumina Herculanensia», 11 Bde., Fol., Neap. 1793—1855). Seit 1861 hat man angefangen, als Fortsetzung dieser Sammlung unter dem Titel «Voluminum Herculanensium

collectio altera» die früher bereits gestochenen, aber noch nicht veröffentlichten Platten herauszugeben (bisjetzt zwei Bände). Der spätere König Georg IV. von England schickte als Prinz von Wales 1802 einige engl. Gelehrte nach Neapel, um Facsimilia der bis dahin aufgerollten Stücke anzufertigen, die jetzt in der Bodleyanischen Bibliothek in Oxford aufbewahrt werden und zum Theil veröffentlicht sind unter dem Titel: «Herculanensium Voluminum partes II» (2 Bde., Oxford 1824). In Deutschland haben sich neuerdings besonders Sauppe, Spengel und Th. Gomperz um die Entzifferung und Erklärung dieser, den Erwartungen, die man davon hegte, freilich durchaus nicht entsprechenden Reste der griech. Literatur (die bisher bekannten Rollen enthalten nämlich sämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen, die das Fragment eines lat. Gedichts gibt, Schriften griech. Philosophen aus der Epikuräischen Schule, namentlich des Philodemos) verdient gemacht. Seit Anfang unsers Jahrhunderts hat man auch in ägypt. Gräbern, meist in den Särgen der Mumien, zahlreiche einzelne P. aufgefunden. Die Mehrzahl derselben enthält nur Urkunden von geringerer Wichtigkeit, einige jedoch auch griech. Literaturwerke; namentlich sind neuerdings mehrere Reden des Hyperides (s. d.) theils ganz, theils in beträchtlichen Bruchstücken auf solchen Papyrusstreifen aus ägypt. Gräbern ans Licht gezogen worden.

Parā, eine türk. und ägypt. Kupfermünze, auf beiden Seiten türk. Schrift zeigend. Der P. wird in 3 Asper getheilt, und 40 P. machen einen türk. Piaster (Grusch) aus. Der jetzige Werth des P. ist etwa $^1/_2$ Pfennig preußisch. Es gibt auch türk. Fünfparastücke aus Kupfer.

Pará oder **Grão-Pará** hieß früher die nördlichste und größte Provinz des Kaiserthums Brasilien, die nach ihrem 1829 festgestellten Umfange sich zu beiden Seiten des Aequators und des riesigen Amazonenstroms vom Atlantischen Ocean bis zur Grenze von Ecuador und Peru erstreckte und ein Areal von etwa 53100 Q.-M. einnahm. 1851 wurde der größere westl. Theil dieses ungeheuern Gebiets in eine eigene Provinz Amazonas (s. d.) verwandelt, während der östliche den alten Namen beibehielt. Diese jetzige Provinz P. oder Grão-Pará wird im W. von Amazonas durch den Madeira und den Jamunda, einen rechten und einen linken Nebenfluß des Amazonenstroms, getrennt, im N. vom franz., niederländ. und engl. Guiana, im S. von der brasil. Provinz Matto-Grosso, im SO. von Goyaz und Maranhão, im NO. vom Ocean zwischen Cap Orange und der Mündung des Oyapoc und der Turiassobai begrenzt. Mit Einschluß der zwischen den Mündungsarmen des eigentlichen Amazonenstroms (s. d.) und dem Parástrom gelegenen Inseln, unter denen Marajo gegen 600 Q.-M. groß, hat die Provinz ein Areal von etwa 24500 Q.-M., zählt aber (1865) nur 250000 E., also etwa 10 Menschen auf 1 Q.-M. Fast das ganze Land, aus unabsehbaren Ebenen und Niederungen bestehend und großentheils mit ungeheuern Waldungen bedeckt, ist während der tropischen Regenzeit durch den untern Amazonenstrom und dessen Nebenflüsse weithin überschwemmt. Ansiedelungen von Weißen finden sich meist nur am Parástrom, am Rio das Bocão, am Tagipuri, auf Marajo und westlicher in großen Entfernungen voneinander an den Mündungen der Nebenflüsse des Amazonenstroms. Im übrigen ist das Land im Besitz von unabhängigen Indianern. — Die **Hauptstadt P.**, oder **Belem de Pará**, gewöhnlich schlechthin **Belem** genannt, liegt 15 M. vom Meere der Insel Marajo gegenüber auf einer erhabenen Landspitze am rechten Ufer des **Gran-Pará** oder **Parástroms**, des Aestuariums des mächtigen Tocantins (s. d.), in das sich ein Arm des Amazonas und viele kleinere Flüsse ergießen, und das selbst den größten Kriegsschiffen bis vor die Stadt zugänglich ist. Durch ihre erhöhte Lage gewährt die Stadt einen imposanten Anblick. Obgleich schon 1615 gegründet, ist sie regelmäßig und geräumig gebaut. Während die Vorderseite der Stadt auf den majestätischen Strom geht, liegt an der entgegengesetzten Seite der schönste Spaziergang Brasiliens, mit schattigen Mangabeirabäumen besetzt. P. ist Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs, hat außer der prachtvollen Kathedrale, der größten Brasiliens, und der schönen Kirche der Mercenarier eine Menge anderer Kirchen und Klöster, mehrere ansehnliche Paläste und viele stattliche massive Privathäuser. Es befinden sich hier ein Priesterseminar, vormaliges Jesuitencollegium, ein Lyceum, ein Theater und ein Botanischer Garten. Als einziger Seehafen der Provinz ist sie auch deren lebhaftester Handelsplatz und als solcher der Sitz zahlreicher europ. und amerik. Consulate. Früher zählte P. 32000 E., seit der 1836 erfolgten Plünderung und Besetzung durch Indianer weit weniger; 1860 wieder 28000 (darunter ein Siebentel Sklaven). Unter dieser Bevölkerung herrschen die Farbigen, insbesondere die Indianer, rein und vermischt vor. Der Hafen ist sicher und durch ein Fort gedeckt. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Gummi und Gummischuhe, deren man hier jährlich an 300000 fabricirt, Cacao, Ipecacuanha, Sassaparille, Gewürznägelein, Urucu, Brasil- oder Paranüsse (Bertholletia). 1862—63 liefen 385 Schiffe von 123987 Tonnen ein und aus, darunter 129 Küstenfahrer von 51613 Tonnen.

Parabaſe oder Parabaſis, d. h. Abtreten von einer Stelle an eine andere, hieß in der alten griech. Komödie der ohne Rückſicht auf den Zuſammenhang der Handlung ſelbſt eingeſchaltete Theil, den der Chorführer im Namen des Dichters an die Zuſchauer ſprach, gewöhnlich nach dem erſten Chorgeſange, wobei der Chor eine eigene Stellung gegen das Publikum einnahm.

Parabel (griech. Paraböle), eigentlich Nebeneinanderſtellung, heißt in der Rhetorik urſprünglich ein Beiſpiel oder Gleichniß, das als ſolches angewendet und gedeutet wird, daher paraboliſch ſo viel als vergleichsweiſe. Weit häufiger aber bezeichnet man damit eine ſelbſtändige erdichtete Erzählung oder eine förmliche Gleichnißrede, die in einem durchgeführten Gleichniſſe beſteht und dadurch von der Fabel (ſ. d.) im engern Sinne ſich unterſcheidet, daß ſie ſich mehr der Wirklichkeit nähert, indem ſie einen wahrſcheinlichen Fall darſtellt. Der Kunſtwerth derſelben liegt in der Einfachheit, Kürze und Bedeutung, woraus ſich von ſelbſt ergibt, daß ſie, ebenſo wie die Fabel, weder geſucht, ſchwer zu verſtehen und dunkel im Sinne, noch im Ausdruck geſchmückt und gedehnt ſein darf. Da ſie den Zweck hat, eine allgemeine Behauptung an einer einzelnen Handlung auf eine ſinnlich-anſchauliche (ſymboliſch-allegoriſche) Weiſe darzuſtellen, ſo verlangt ſie einen ſolchen Zuſtand des Gemüths, der uns bei der Betrachtung eines Gegenſtandes ruhig verweilen läßt, und eignet ſich bei dem Scheine der Popularität, den ſie annimmt, auch beſonders für ſolche Darſtellungen, die eine Verſammlung von gemiſchten Bildungsſtufen vorausſetzen. Sie wird alſo beſonders im Lehrvortrage und in den dahin einſchlagenden Dichtgattungen ihre Stelle finden. Die trefflichſten Gleichnißreden finden wir im Alten Teſtament und mehr noch im Neuen Teſtament, wie überhaupt die P. in dem zuletzt angegebenen Sinne dem Orient ihren Urſprung verdankt. So ſind z. B. Nathan's Bußpredigt an David, die Erzählung vom verlorenen Sohne, von den Arbeitern im Weinberge, von dem ungetreuen Haushalter ausgeführte, überaus anſprechende P., welche, von dem Beſondern ausgehend, auf einen höhern überſinnlichen Standpunkt erheben. Unter den Deutſchen haben ſich Herder und Krummacher in dieſer Darſtellungsart ausgezeichnet.

Parabel, in der Mathematik, heißt eine der drei krummen Linien, welche Kegelſchnitte (ſ. d.) genannt werden, und zwar diejenige, welche entſteht, wenn man einen Kegel mit einer Ebene durchſchneidet, die einer Seitenlinie deſſelben parallel iſt; oder auch diejenige ebene krumme Linie, welche die Eigenſchaft hat, daß jeder ihrer Punkte von einem gewiſſen feſten Punkte (dem Brennpunkte) ebenſo weit entfernt iſt als von einer feſten geraden Linie (der Directrix). Eine durch den Brennpunkt gehende, auf der Directrix ſenkrecht ſtehende Gerade heißt die Achſe; ſie theilt die P. in zwei einander völlig gleiche, ſich ins Unendliche erſtreckende Zweige oder Schenkel, welche ſich allmählich immer mehr einer mit der Achſe parallelen Richtung nähern. Derjenige Punkt der P., in welchem ſie die Achſe ſchneidet, heißt Scheitel; er liegt in der Mitte zwiſchen der Directrix und dem Brennpunkte. Die Geſtalt und Größe der P. hängt von dem Parameter (ſ. d.) ab. Die Benennung des Brennpunkts hat ihren Grund in der wichtigen phyſik. Eigenſchaft der P., daß bei einem paraboliſch gekrümmten Spiegel, deſſen Durchſchnitt mit einer Ebene eine P. gibt, alle der Achſe parallelen Lichtſtrahlen (z. B. Sonnenſtrahlen) an den Wänden des Spiegels in den Brennpunkt zurückgeworfen werden, wodurch in demſelben nicht nur große Helligkeit, ſondern auch große Hitze erzeugt wird, welche leicht anbrennliche Gegenſtände zu entzünden vermag. (S. Brennſpiegel.) Noch iſt die P. für die Phyſik deshalb wichtig, weil ſie die Wurflinie, d. h. diejenige krumme Linie iſt, welche jeder in ſchräger Richtung geworfene oder geſchoſſene Körper beſchreibt oder vielmehr beſchreiben würde, wenn er ſich im luftleeren Raume bewegte und keinen Widerſtand der Luft zu erleiden hätte. In dieſem Falle würde der höchſte von dem Körper erreichte Punkt der Scheitel der P. ſein; bei einem horizontalen Wurfe oder Schuſſe fällt derſelbe mit dem Anfangspunkte zuſammen. Die größte Wurfweite oder Entfernung des herabfallenden Körpers von ſeinem Ausgangspunkte würde dann ſtattfinden, wenn die Richtung des Wurfs oder Schuſſes mit dem Horizont einen Winkel von 45 Graden machte. Der Widerſtand der Luft macht die außerdem leichte Beſtimmung des von dem geworfenen Körper zu beſchreibenden Wegs ſehr verwickelt und ſchwierig. — Paraboloïd oder Paraboliſches Konoid heißt ein Körper, der durch die Umdrehung einer P. um ihre Achſe entſteht.

Paracelſus (Philippus Aureolus P. Theophraſtus Bombaſtus von Hohenheim), genannt Bombaſtus, berühmter Arzt und Chemiker, war 17. Dec. 1493 zu Maria-Einſiedeln im Canton Schwyz geboren. Sein Vater, ein Arzt und Chemiker, ertheilte dem Sohne den erſten Unterricht in dieſen Wiſſenſchaften und übergab ihn dann dem gelehrten Chemiker Trithemius, Abt von Sponheim. Von dieſem und von Sigismund Fugger, einem großen Laboranten, wurde er in die Alchemie eingeweiht. Unbefriedigt durch die Schulgelehrſamkeit, wanderte er aus,

durchreiſte einen großen Theil Europas und erwarb ſich auf dieſen Reiſen eine nicht geringe Kenntniß in der Chemie. Sein Hauptzweck war auf die Erfindung des Steins der Weiſen oder einer Univerſalmedicin gerichtet, dabei entdeckte er aber auch manches ſchätzbare Heilmittel. Auf ſeinen Zügen praktiſirte er als Arzt und Wundarzt, und in beiden Eigenſchaften wohnte er mehrern Schlachten und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen erzählte Curen machten ſeinen Namen in weitern Kreiſen berühmt, und die Linderung, die er dem Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch ſein Laudanum verſchaffte, bewogen den Magiſtrat von Baſel, ihm den dortigen Lehrſtuhl der Medicin zu übertragen. Zwiſchen 1526 und 1528 hielt er nun in Baſel Vorträge, oft in barbariſchem Latein, gewöhnlich aber deutſch, wobei er hauptſächlich ſeine eigenen dunkeln Werke erläuterte. Oeffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er für die Verderber der Phyſik erklärte, während er dem Hippokrates die ſchuldige Ehrfurcht zu erweiſen ſchien. Mit einem wahrhaft lächerlichen Stolze ſuchte er ſich die Alleinherrſchaft in der Medicin anzumaßen. Er erwarb ſich ſehr bald eine Anzahl eifriger Anhänger (Paracelſiſten); doch viele ſchreckte der Barbarismus ſeiner Vorleſungen zurück. Ein Streit mit dem Magiſtrate wegen einer zu ſeinem Nachtheile gegebenen Entſcheidung bewog ihn, 1528 plötzlich Baſel zu verlaſſen. Darauf wanderte er im Elſaß und Deutſchland herum und verfiel in ein ſehr wüſtes Leben; Tag und Nacht zechte er bisweilen in der gemeinſten Geſellſchaft in Schenken. Doch wußte er durch einige außerordentliche, mittels kräftiger Mittel bewirkte Curen ſich ſtets im Rufe zu erhalten. Er ſtarb zu Salzburg 23. Sept. 1541, wahrſcheinlich ermordet, und wurde im St.-Sebaſtianshospital begraben, dem er ſein mäßiges Vermögen vermacht hatte. Die Unregelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe, ein marktſchreieriſcher Charlatanismus, von dem er nicht freizuſprechen iſt, und die maßloſe Heftigkeit, mit welcher er die Aerzte ſeiner Zeit angriff, Fehler, welche ältere Biographen faſt ausſchließend hervorgehoben, haben lange Zeit eine gerechte Würdigung ſeines Strebens verhindert. Gleichwol gehört er den Männern an, die eine freiere und tiefere Anſicht von dem organiſchen Leben verbreiteten, und für die Chemie und Arzneimittellehre ſind manche ſeiner Entdeckungen von Wichtigkeit. Daß er für ſeine Gedanken nur eine rohe und unbehülfliche Form fand und ſelbſt dem myſtiſchen Aberglauben ſeiner Zeit vielfach Vorſchub leiſtete, muß man ihm bei ſeinem Bildungsgange und den Verhältniſſen, in denen er lebte, zugute halten. Es charakteriſirt ihn ganz eigentlich eine wüſte Genialität. P. hat unglaublich viel (angeblich 364 Schriften) geſchrieben, doch wenig drucken laſſen. Die vollſtändigſten Ausgaben ſeiner Schriften (darunter manches Untergeſchobene) erſchienen zu Baſel (10 Bde., 1589), Strasburg (3 Bde., 1616—18) und Genf (3 Bde., 1658). Vgl. M. B. Leſſing, «P. Sein Leben und ſein Wirken» (Berl. 1839); Marx, «Zur Würdigung des Theophraſtus von Hohenheim» (Gött. 1842); Lindner, «Theophraſtus als Bekämpfer des Papſtthums» (Lpz. 1845).

Parade (franz., d. i. feierlicher Aufzug, Aufſtellung u. ſ. w.) bezeichnet ſo viel als Truppen- oder Heerſchau, auch die tägliche, um Mittag ſtattfindende Verſammlung der Offiziere und Unteroffiziere, wobei die neuen Wachen aufziehen (daher Wachparade), die Parole und der Befehl für den Dienſt ausgegeben werden. Sonntags, wenn Truppen den Gottesdienſt beſuchen, wird zuweilen nachher eine Kirchenparade mit Aufſtellung und Vorbeimarſch abgehalten. Zur Großen P. erſcheinen die Truppen in beſter Uniform, dem Paradeanzuge, der auch wol beſonders decorirt iſt, und nehmen die vorgeſchriebene Paradeaufſtellung. Wenn die höchſte Perſon oder der Befehlshaber, der die P. abnimmt, erſcheint, werden Honneurs gemacht mit klingendem Spiel und Salutiren der Fahnen, und dieſer bewegt ſich mit ſeiner Suite die Fronte entlang, um die Truppen in Augenſchein zu nehmen. Dann defiliren letztere im Parademarſch unter Feldmuſik vorbei. — In der Fechtkunſt heißt P. oder Pariren die Abwehr der Stöße oder Hiebe des Gegners, in der Reitkunſt das Anhalten des Pferdes (ganze P.) oder nur das Verhalten deſſelben (halbe P.) zu gemäßigter Gangart und beſſerm Verſammeln.

Paradies, ein aus dem Perſiſchen in das Griechiſche übergegangenes Wort, das dem hebr. Eden entſpricht, bedeutet eigentlich einen großen ſchönen Garten. Als ein ſolcher blühender Garten wird in dem erſten Buch Moſe der Aufenthaltsort der erſten Menſchen geſchildert. Die Beſchreibung der Paradiesſtröme 1 Moſ. 2, 10 fg. legt die Vermuthung nahe, daß hier eine uralte Erinnerung an die Urſitze der Hebräer im armen. Hochlande ſagenhaft ausgeſchmückt iſt. Die Theologen haben in frühern Zeiten emſig nach der Stätte des P. geforſcht und daſſelbe bald in dieſe, bald in jene Gegend verlegt. Bei den ſpätern Juden kommt das P. auch als Bezeichnung für den Aufenthaltsort der Seligen vor.

Paradiesapfel, ſ. Solanum.

Paradiesvogel (Paradisĕa) ist der Name einer zur Gruppe der Rabenvögel gehörenden Gattung von enger, auf Neuguinea und die zunächst gelegenen kleinen Inseln beschränkter Verbreitung, die gegenwärtig etwa zwölf Arten begreift, welche sich durch prachtvollen Metallglanz oder ganz ungewöhnliche Bildung der theils zerschlissenen, theils in lange Borsten auslaufenden oder in Federbüsche zusammengestellten Federn des Rückens, des Schwanzes oder der Seiten auszeichnen. Seit alten Zeiten waren ihre Bälge in Indien als Zierath gesucht, die man auf Umwegen tauschweise erhielt. Durch Pigafetta, welcher von Magellan's Weltumsegelung 1522 in Sevilla wieder einlief, kamen die ersten Paradiesvögel nach Europa und erweckten die größte Bewunderung. Da man die Bälge von den Eingeborenen gewöhnlich nur mit abgeschnittenen Füßen erhielt, so entstand die Fabel, daß die Paradiesvögel fußlos seien, ihr Leben fliegend verbrächten, nur während einiger flüchtigen Augenblicke ruhten, indem sie sich mit den langen fadenförmigen Schwanzfedern an Baumästen aufhingen, daß das Weibchen die Eier dem Männchen auf den Rücken lege und dort ausbrüte u. s. w. Nach den Beobachtungen Lesson's sind die Paradiesvögel Bewohner der dichtesten Wälder, leben gewöhnlich polygamisch und nähren sich von weichen Insekten und Früchten. An die Gefangenschaft gewöhnen sie sich und zeigen sich dann heiter, gutmüthig und zutraulich; doch ist ihre Stimme rabenartig, nur etwas mehr modulirt. In Sammlungen sind sie jetzt nicht selten. Die am meisten bekannte braune Art, der gewöhnliche P. (P. apoda), welche an den Seiten Büschel von sehr langen, zerzaserten, gelblich-weißen Federn trägt und einen theuern Putz abgibt, ist jetzt sogar sehr häufig geworden, seitdem die Holländer auf Neuguinea Niederlassungen versucht und Handel zu treiben begonnen haben. Die kleinste Art, der Königsparadiesvogel (P. regia), ist wenig größer als ein Sperling und besitzt unter den Schultern jederseits einen Busch von sechs bis sieben graulichen Federn, die am Ende breit abgestutzt und smaragdgrün gefärbt sind. Zwei von den Schwanzfedern verlängern sich in sehr lange, nackte, am Ende zu einer platten Spirale eng zusammengedrehte Schäfte.

Paradigma (griech.), d. i. Beispiel oder Vorbild, heißt in der Grammatik ein zur Veranschaulichung und Einübung beim Erlernen einer Sprache beispielsweise declinirtes oder conjugirtes Wort, wie mensa, amo u. s. w. in der lat. Grammatik.

Paradox nennt man dasjenige, was gegen die allgemeine Meinung und Erwartung verstößt, daher das Unglaubliche und Unvermuthete, und Paradoxie die Sonderbarkeit in Meinungen. Im Gebiete der Wissenschaft versteht man unter «paradox» das, was gegen die herrschende, für wahr angenommene Ansicht verstößt, eine Behauptung oder einen Satz, welcher durch eine scharfsinnige, keck und ohne weiteres hingestellte Folgerung aus weggelassenen vorhergehenden Sätzen entsteht, wie z. B. das Paradoxon der Stoiker: «Der Weise ist allein König.» Es erhellt von selbst, daß an sich der Sinn dieses Wortes blos relativ ist, und daß eine Schule die Behauptungen der andern paradox finden kann, weil sie voneinander abweichen, daß aber darum noch nicht entschieden ist, ob die so benannte auch verwerflich sei.

Paraffin heißt eine Kohlenwasserstoffverbindung, welche zuerst von Reichenbach unter den Producten der trockenen Destillation des Holzes und der Steinkohlen aufgefunden wurde und von dem Entdecker jenen Namen wegen der geringen Verwandtschaft zu andern chem. Verbindungen erhielt (lat. parum affinis, d. i. wenig verwandt). Später hat man es aus den Destillationsproducten des bituminösen Schiefers und Torfs gewonnen und benutzt es zur Fabrikation von Kerzen, die jedoch wegen des niedrigen Schmelzpunktes des P. sehr leicht erweichen und krumm zusammensinken. Paraffinartige Substanzen finden sich in der Erde und werden Erdwachs genannt. Alle diese Subftanzen sind Gemenge verschiedener Kohlenwasserstoffe und lassen sich in Producte mit verschiedenen Schmelzpunkten zerlegen. Das P. ist weiß, fast alabasterartig durchscheinend, gleicht dem Wachse, schmilzt zwischen 33° (Erdwachs aus dem Schiefer von Autun) und 63° (Erdwachs aus der Moldau), zersetzt sich bei der Destillation, löst sich in heißem Weingeist und wird durch anhaltendes Kochen mit starker Salpetersäure in Buttersäure, Valeriansäure und Bernsteinsäure zerlegt. Von Chlor wird es bei gewöhnlicher Temperatur nicht angegriffen. Der paraffinhaltige Rückstand bei der Destillation des Solaröls dient als Maschinenschmiere.

Paragium, s. Apanage.

Paragōge (griech.) hieß in der ältern Grammatik die Verlängerung eines Wortes durch Anhängung eines oder mehrerer Buchstaben, z. B. «dorten» statt «dort», «dahero» statt «daher».

Parăgraph, auch die Paragräphe (griech.), eigentlich jedes Daneben- oder Beigeschriebene, hieß bei den Alten ein Zeichen, dessen sich die Grammatiker und Kritiker zur Interpunction oder auch zur Andeutung unechter Worte und Stellen in den Schriften der Classiker bedienten. Auch nannte man so in den griech. Tragödien und Komödien den mit einem Punkte versehenen

Strich am Rande, um die sich entsprechenden Theile des Chors bemerklich zu machen. Später bezeichnete man damit, wie noch gegenwärtig geschieht, die in den Gesetzeswerken, z. B. in den Pandekten, und überhaupt in wissenschaftlichen Schriften der bequemern Uebersicht und leichtern Auffindung wegen gemachten, meist kleinern Abschnitte, denen man das mit fortlaufenden Ziffern numerirte Paragraphzeichen (§) vorsetzte. Aus demselben Grunde hat man auch in neuester Zeit viele Werke der alten Schriftsteller, z. B. des Demosthenes, Cicero u. s. w., auf diese Weise abgetheilt, ohne jedoch das Paragraphzeichen selbst der fortlaufenden Zahl mit beizusetzen.

Paraguay (Rio), der bedeutendste Nebenfluß des Paraná (s. d.) im südamerik. Stromgebiet des La-Plata (s. d.), der wegen seiner größern Wassermasse und seiner dem untern Paraná ganz entsprechenden Richtung geographisch eigentlich als der Hauptstrom anzusehen, entwickelt sich aus zahlreichen Quellenbächen in dem Diamantendistricte der brasil. Provinz Matto-Grosso auf dem niedrigen Plateau, auf welchem die Wasserscheide des Amazonenstroms und des La-Plata liegt, in einer Höhe von nur 939 F. Vom Quellenplateau fließt der alsbald wasserreiche Strom in ein ganz flaches, dichtbewaldetes Land, nimmt unter $16\frac{1}{2}°$ südl. Br. auf seinem gegen Süden gerichteten Laufe rechts den sehr tiefen Xaurú (Jaurú) auf und tritt dann in das Ueberschwemmungsgebiet des Sumpfes oder Pantanal Xarayes (Jarayes), das in der trockenen Zeit mit einer magern Vegetation bedeckt ist, bei Hochwasser aber 15 M. weit gegen Osten und ebenso weit gegen Westen eine zusammenhängende Wasserfläche, ein Labyrinth von Lagunen, Inseln und Kanälen bildet und bis 18° südl. Br. reicht. Nachdem der P. hier links den durch den von Nordosten kommenden mächtigen Cuyabá verstärkten San-Lorenzo aufgenommen, setzt er seinen gewundenen Lauf bis Corumba oder Curumba in 19° südl. Br. südwärts fort. Hier macht der Strom einen östl. Bogen, nimmt auf dieser Strecke links die vier Mündungsarme des Tacuary auf, dann den mächtigen Mondego oder Miranda bei dem 1827 gegründeten Fort und Hafenorte Albuquerque ($19\frac{1}{2}$ südl. Br.). Bei dem brasil. Fort Nueva (Nova) Coimbra (20° südl. Br.) erweitert er sich zu einem seeartigen, inselreichen Becken, in welchem sich bis zu der unweit vom Fort Olimpo oder Bourbon (21° südl. Br.) durch Felsen veranlaßten Stromenge Itapu-Guazu zeitweise (Dec. bis Juli) Ueberschwemmungen erstrecken. Weiterhin nimmt der P., wie vorher, unzählige kleinere Gewässer auf, an bedeutendern aber nur noch rechts zwei sehr lange, aus dem Gebirgslande von Bolivia kommende und den öden Gran-Chaco (s. d.) durchströmende Flüsse, den Pileomayo, der bei Asuncion, und den Rio-Vermejo, der kurz vor der Vereinigung des P. mit dem Paraná mündet. Diese Vereinigung mit dem Paraná geschieht unter 27° 17′ südl. Br., etwa $3\frac{1}{3}$ M. oberhalb Corrientes, durch drei Mündungen, die Tres-Bocas. Die mittlere oder Boca de Humaitá ist der eigentliche Strom und hat 800 F. Breite; die beiden andern sind unbedeutende Seitenkanäle. Der westliche, oder Boca de Atajo, die alte Mündung des P., geht erst wenig oberhalb Corrientes in den Paraná, die östliche bei dem Paso de Patria (früher Paso del Rey), einem Hauptübergangspunkte über den Paraná, zu dessen Deckung die Paraguayos auf einem kleinen Eilande das Fort Itapiru sowie auf der größern Insel Atajo einen Militärposten, Guardia-Cerrito, errichtet haben, bei dem alle in den P. einlaufenden Schiffe sich melden müssen. Der P. erreicht mit seinem fast durchweg nordsüdl. Laufe eine directe Länge von $212\frac{1}{2}$ M., mit den vielen Krümmungen aber von 350—375 M. Bald nach seiner Entstehung wird er schiffbar, und während der günstigen Jahreszeit können Schiffe von 7—8 F. Tiefgang bis zur Mündung des San-Lorenzo, solche von $4\frac{1}{2}$ F. Tiefgang bis Cuyabá, der Hauptstadt des Matto-Grosso (17° südl. Br.), hinaufgehen. Der nordamerik. Kapitän Jefferson Page, welcher das Stromgebiet des La-Plata untersuchte, brachte 1853 den ersten Dampfer den Strom hinauf bis Corumba. Seit 1856 hat sich bis Cuyabá regelmäßige Dampfschiffahrt eingerichtet, die nur neuerdings durch den Krieg unterbrochen wurde. Die Breite des P. wechselt zwischen 600 und 1500 F.; die sehr verschiedene Tiefe zeigt bei Humaitá 120—150 F., in dem Paso de Laguna (25° 45′ südl. Br.) aber nur 5—$5\frac{1}{2}$ F. Der P. und der Paraná haben ihre periodischen Ueberschwemmungen, doch sehr unregelmäßig und nicht ganz gleichzeitig. Der Unterschied des hohen und niedrigen Wasserstandes im P. beträgt im Mittel 8,6, aber auch 12,3 F. und darüber. Sein Strom ist sanfter und regelmäßiger, weniger wechselnd und durch Inseln und Sandbänke behindert als der des Paraná. Daher erweist sich seine Beschiffung leichter, besonders für Dampfboote, denen bei der Bergfahrt die vorherrschenden Nordwinde nicht hinderlich sind. Sollte bei einer friedlichen Wendung der Dinge am La-Plata die Ausführung eines Kanals zwischen dem Cuyabá und dem Araguaya, einem linken Nebenflusse des Tocantins, zu Stande kommen, so wäre der Amazonenstrom mit dem La-Plata in Berührung gesetzt und eine unvergleichliche Flußverbindung durch das ganze Innere Südamerikas hergestellt.

Paraguay, eine völlig binnenländiſche Republik Südamerikas, liegt ihrem Haupttheile nach zwiſchen dem Rio-Paraná im O. und S. und dem Rio-Paraguay (ſ. d.) im W., und wird durch erſtern von Braſilien und dem argentiniſchen Staat Corrientes, durch letztern vom Gran-Chaco (ſ. d.) geſchieden, während als Nordgrenze von den Paraguayos der Paraguayzufluß Rio-Blanco unter 21° ſüdl. Br., von den Braſilianern dagegen der Paraguayzufluß Rio-Apa unter 22° ſüdl. Br. und der Paranázufluß Igatimi unter 24° ſüdl. Br. bezeichnet wird. Im 16. Jahrh. begriff man unter dem Namen P. zugleich das ganze Gebiet der gegenwärtigen Argentiniſchen Conföderation, der Republik Uruguay und der Wildniſſe bis Oberperu oder Bolivia. Die jetzt geltende Begrenzung des meſopotamiſchen Theils der Republik P. beruht theils auf Beſtimmungen der ſpan. Regierung von 1620 und auf Verträgen mit Portugal, deren letzter 1777 geſchloſſen wurde, theils auf den Conventionen vom 15. Aug. 1552 und 27. Juli 1857, in welchen man zugleich Grenzbeſtimmungen in Bezug auf den Gran-Chaco traf, der von den Paraguayos vom Rio-Vermejo nordwärts bis zu 20° ſüdl. Br. beanſprucht wird. Indeſſen iſt die Grenze faſt noch auf allen Punkten ſtreitig und daher die Berechnung des Areals unſicher. Nach amtlicher Angabe umfaßt das Land zwiſchen dem Paraná und Paraguay 3560,60, zwiſchen dem Paraná und dem Uruguay oder das Gebiet der Miſſionen 583,12, der Gran-Chaco aber 5298,60, zuſammen alſo 9442,13 Q.-M. oder 29470 Quadrat-Leguas ($26\frac{1}{2}$ [nicht 20] Leguas = 1°), von welchem Gebiete nur 2500 Quadrat-Leguas oder etwa 800 Q.-M. bewohnt und cultivirt ſein ſollen. Das factiſch im Beſitz der Republik befindliche, unbeſtrittene Territorium umfaßt jedoch zwiſchen dem Paraná und dem Paraguay (nach planimetriſcher Meſſung) nur 3256 Q.-M. und ſelbſt mit Hinzurechnung eines Theils des Gran-Chaco immer nur 5943 Q.-M. Nach dem Cenſus von 1857 hatte der Staat 1,337439 E., davon 398628 in dem Centraldepartement der Hauptſtadt Aſuncion (ſ. d.). Von der Geſammtbevölkerung ſollen etwa $\frac{1}{20}$ Creolen, $\frac{1}{6}$ Meſtizen, alle übrigen, mit Ausnahme einer geringen Anzahl Mulatten, Indianer (hauptſächlich von dem friedlichen Stamm der Guarani) ſein, die längſt das Chriſtenthum angenommen und deren Sprache die Landesſprache iſt, während das Spaniſche nur von den Gebildeten geſprochen und in officiellen Acten angewendet wird. Das Meſopotamien zwiſchen dem Paraguay und Paraná wird faſt in der Mitte durch eine aus Braſilien herübertretende, von Norden gegen Süden ſtreichende Bergkette von mäßiger Höhe durchlängt, welche die Waſſerſcheide der ſehr zahlreichen Zuflüſſe beider Ströme bildet und die Cordillera de Amambahy oder Maracuyá und Cordillera de Caáguazu begreift. Das Land im Oſten der Centralkette, faſt ganz unbekannt, liegt höher und iſt unebener als das im Weſten gelegene Gebiet. Letzteres iſt im ganzen flach, nur durch einzelne Höhen oder Höhenzüge unterbrochen, in deren Thälern die Flüſſe dem Paraguay zueilen, wie der Rio-Apa im Norden, der Rio-Aquidaban, der Jejuy (Xejuy), der einen 360 F. hohen Waſſerfall bildet, und im Süden der bedeutendere Tebicuary. Auch fehlt es hier nicht an Seen. Solche ſind von Norden gegen Süden der Aguarácaty, Ypacarahy, Ypoa und der große Nembucu in der Südweſtecke. Sie ſind ſämmtlich von bedeutender Ausdehnung, aber von geringer Tiefe und deshalb theilweiſe nur als Eſteros bezeichnet, d. i. als ſchilfumgrenzte Waſſerflächen inmitten großer Sümpfe, die aus periodiſchen Ueberſchwemmungen entſtanden. Die Berge des Landes, auch die in der Tiefebene, ſind meiſt iſolirt oder in kleinen Gruppen ſich erhebend und koniſch geformt. Charakteriſtiſch für den geol. Bau des Zweiſtromlandes iſt der Reichthum an Eiſen. Brauneiſenſtein kommt faſt überall vor, Rotheiſen- und Magneteiſenſtein an verſchiedenen Stellen, Kupfer in Form von Lazur. Auch Zink und Queckſilber wird erwähnt, das Vorhandenſein von Gold und Silber aber beſtritten. Die bedeutenden Metallſchätze harren übrigens noch der Ausbeutung; nur einige Eiſenwerke und Minen ſind im Betriebe. Das Klima, bei der Lage des Landes zwiſchen 21 und $27\frac{1}{2}$° ſüdl. Br. halb tropiſch, iſt ſehr geſund und der Pflanzenwelt außerordentlich günſtig. Die Sommermonate ſind ſehr heiß, dagegen ſtellt ſich in den höher gelegenen öſtl. Diſtricten im Winter bisweilen Reif und Schnee ein. Die Producte des Pflanzenreichs ſind vom größten Werth. Wälder der vortrefflichſten Bau- und Zierhölzer bedecken Berge und Hügel; die Holzausfuhr iſt jedoch Monopol der Regierung und ſehr beſchränkt. Früchte der mannichfachſten Art wachſen in Fülle. Der Seringar oder Kautſchukbaum liefert elaſtiſches Gummi, der Patoſanto Guajakgummi, die Aloë Curugutay und die Liane Guembe faſt unzerreißbare Taue. Auch zahlreiche Arten Bambus, Gerb- und Farbeſtoffe ſowie wichtige Droguen ſind vorhanden, wie Copaiva, Rhabarber, Saſſafras, Saſſaparille, Brechnuß, Drachenblut u. ſ. w. Das wichtigſte Pflanzenproduct iſt der in den weiten «Yerbates» auf den Hügeln des Innern wachſende Paraguaythee (ſ. d.) oder Yerba Maté, ein ſeit 1846 monopoliſirtes Handelsproduct, das größtentheils zur Ausfuhr kommt.

Nach einer 28. Febr. 1863 angeordneten Aufnahme waren, abgesehen von den Yerbates, von der Bodenfläche 30508046 Linos (zu 83⅓ castil. Varas) bebaut, und zwar 4,166979 mit Orangen-, Citronen-, Pfirsich-, Aepfel-, Birn- und andern Obstbäumen und 26,341067 mit Feld- und Gartenfrüchten sowie mit Plantageproducten, davon mit Mais 11,969191, mit Manioc 5,366122, mit Baumwolle 1,510309, mit Tabak 1,413977, mit Zuckerrohr 254373 Linos. Nächst dem Paraguaythee, der ein Drittel der Gesammtausfuhr bildet, ist der Tabak das wichtigste Bodenerzeugniß. Derselbe gibt zwei, auch drei Ernten und kommt in funfzehn Arten vor. Im Handel unterscheidet man den Tabak von Valles in der Umgebung von Asuncion, den bessern von Villa-Rica und den kostbarsten Petit-Para, eine fleckige Sorte. Fast die Hälfte des Ertrags kommt zur Ausfuhr. Der Ackerbau befindet sich noch in ziemlich primitivem Zustande. Die großen Eigenthümer besitzen ausgedehnte Estancias, wo sie im Flachlande außerordentliche Ernten gewinnen, im Hügellande große Viehheerden halten. Viele der Estancias gehören der Regierung. Die Viehzucht steht hinter dem Feldbau zurück. Das Vieh wird meist zum eigenen Bedarf geschlachtet, die Häute und Felle zu allen möglichen Zwecken verarbeitet. Die ausgeführten Häute gehen fast sämmtlich nach Italien, wo man sie ausschließlich begehrt. Auch die Haare sind gesucht, weil man sie nach der Länge sortirt. Ueberhaupt concentrirte sich bisher alle Industrie der La-Plataländer, wenn sie auch größtentheils noch sehr primitiv, auf P. und ehrt als Hinterlassenschaft der Jesuiten diese noch jetzt. Man fabricirt Cigarren, grobe Baumwoll- und Wollwaaren, Holz- und Ledergeräthe, Gummi- und Harzpräparate, Stärke und Dragée aus Manioc, Destillate aus Zuckerrohrsaft und Algaroba, sowie Melasse, Zucker, Taue, Seilwerk, Stickereien und Spitzen. Die beiden Hauptverkehrsstraßen sind der Paraguay und Paraná. Im Innern werden die Wasserwege nicht benutzt und die Transporte nur mittels Ochsenkarren bewerkstelligt. Landstraßen bestehen kaum drei oder vier, von denen die von Asuncion gegen Südosten über Villa-Rica nach Encarnacion am Paraná führende (86,4 Leguas) die wichtigste. Der Handel, von dem ein Drittel auf den Monopolhandel der Regierung kommt, concentrirt sich in Asuncion und hat sich in den letzten Jahrzehnten, wenn auch nicht gleichmäßig, sehr gehoben. 1862 liefen 478 Schiffe von 18617 Tonnen ein und aus, 1863 nur 364 Schiffe, aber von 23351 Tonnen Gehalt. 1863 betrug die verzollte Gesammteinfuhr 5,742000, die Gesammtausfuhr 8,502000 Frs. Hierzu kommen die zollfreien Importartikel für die Regierung, wie Marinebedürfnisse, Maschinen, Geschütze, Waffen, Munition u. s. w., zu einem Werth von etwa 3 Mill., sodaß thatsächlich die Einfuhr den Export übersteigt. Daher erklärt sich auch der Mangel und hohe Preis des baaren Geldes; die Regierung zahlt nur in Papiergeld, nimmt aber in ihren Kassen nur Metallgeld an. Von der Ausfuhr des J. 1863 kamen auf den Paraguaythee 2,181000 Kilogrammen im Werth von 4,764000 Frs., auf Rohtabak 2,080000 Kilogrammen im Werth von 2,674000 Frs., 3,957000 Stück Cigarren für 47000 Frs., rohe Häute 445000 Kilogrammen für 508000 Frs., gegerbte Häute 4000 Stück für 100000 Frs., Holz 24000 Meter für 127000 Frs. Von der Einfuhr des J. 1863 entfielen auf Baumwoll-, Lein- und Wollstoffe bezüglich 1,828000, 1,080000 und 766000 Frs., auf Wein, Liqueurs und andere Getränke 399000 Frs., auf Quincaillerie waaren 234000, auf Modewaaren und Seidenstoffe 194000, auf Hüte und andere Bekleidungsstücke 165000, auf verschiedene andere Artikel 1,076000 Frs. Die Gewebe, Eisen- und Stahlwaaren kommen zu drei Viertheilen aus England, der Rest aus Frankreich und Deutschland.

Bei der günstigen geogr. Lage, dem gesunden Klima, dem üppigen und fruchtbaren Boden, dem Naturell der Bevölkerung, die seit zwei Jahrhunderten zur Arbeit angehalten, fleißig und betriebsam ist, steht dem Lande eine große Zukunft bevor. Doch muß zunächst die Regierung aus ihrer lange behaupteten Isolirung völlig heraustreten, mit der monopolisirenden und restrictiven Politik brechen, der ausländischen Cultur und der Einwanderung freien Zugang sowie den Ausländern die Erwerbung von Grundbesitz gestatten. P. ist in 25 Departements und 81 Partidos oder Districte getheilt, jeder mit einem Regierungscommissar an der Spitze. 56 Districte sind von Weißen und Mestizen bewohnt, 23 von Indianern (einschließlich 8 Jesuiten-Pueblos oder Missionen) und 2 von Mulatten. Von den 25 Departements liegen 23 zwischen dem Paraná und Paraguay, eins (Villa-Occidental und Pilcomayo mit 4125 E.) im Gran-Chaco, ein anderes (Candelaria mit 270 E.) in den Missionen am linken Ufer des Paraná. Außer der Hauptstadt Asuncion gibt es im Zweistromlande noch 10 Städte (Villas), nämlich im Innern: Villa-Rica, mit 20000 E., südöstlich von der Hauptstadt, und Curuguaty im Nordosten derselben; am Paraguay oberhalb der Hauptstadt: Villa del Rosario, San-Pedro mit 7—8000 E., Concepcion mit 3000 E., Villa del Divino Salvador mit 2000 E.; unterhalb derselben:

Oliva, Villafranca und Villa del Pilar (früher Nembucu); am Paraná: Encarnacion oder Itapua in der Südoſtecke und Igatimi unweit des Salto-Grande Guayra (24° ſüdl. Br.). An der Spitze des Staats ſteht ein Präſident, zugleich mit dem Titel eines Marſchalls Oberbefehlshaber der Armee, der nach der Conſtitution das Recht hat, für den Fall ſeines Ablebens vor dem Erlöſchen ſeines Mandats einen proviſoriſchen Nachfolger durch ein authentiſches und geheim zu haltendes Teſtament zu ernennen, der die Geſchäfte verſieht, bis der ad hoc berufene Nationalcongreß den Ernannten beſtätigt oder eine Neuwahl trifft. Auch ernennt der Präſident, wenn nöthig, in den durch die Conſtitution vorgeſchriebenen Fällen einen Vicepräſidenten, mit dem Vorſitz im Staatsminiſterium, das aus den Staatsſecretären für das Innere, Aeußere, Finanzen und Krieg beſteht. Die Einberufung des Congreſſes iſt nicht an beſtimmte Termine geknüpft; ſeine Sitzungen ſind von kurzer Dauer und ſein Antheil an der Geſetzgebung ſehr beſchränkt. Thatſächlich ruht die legislative wie die executive Gewalt in den Händen des Präſidenten. Die kirchlichen Angelegenheiten ſind der Prieſterſchaft überlaſſen, an deren Spitze der Biſchof von Aſuncion ſteht. Verfaſſungsmäßig iſt nur die römiſch-kath. Kirche geduldet. Die Schulbildung iſt ſehr gering. Das einzige Journal des Landes, «El Semanario», redigirte der vorige Präſident Carlos Lopez ſelbſt. Die Staatseinnahmen fließen hauptſächlich aus dem Verkauf des Paraguaythees und anderer Producte der öffentlichen Ländereien, die zuſammen 1859 die Summe von 8,161323 Frs. ertrugen. Dazu ergeben die Zölle auf Ein- und Ausfuhr, die Stempel- und andere Gebühren, der Pachtzins von Staatsländern noch 4,280000 Frs. Mithin belief ſich die Geſammteinnahme auf 12,441323 Frs., während die Ausgabe auf 12 Mill. veranſchlagt war. Eine Staatsſchuld beſtand bisher nicht, doch ermächtigte der im März 1866 verſammelte Nationalcongreß den Präſidenten, zur Führung des Kriegs mit Braſilien, Uruguay und Argentina eine Anleihe von angeblich 5 Mill. Pfd. St. zu contrahiren. Die Emiſſion unverzinslicher Schatzſcheine im Betrag von 4½ Mill. Frs. (900000 Peſos) war bisher durch das Vorhandenſein hinreichenden Metallvorraths gedeckt. Das ſtehende Heer iſt 15000 Mann ſtark, die Reſerve (beurlaubt) 46000 Mann. Nach einer Correſpondenz vom 8. Juni 1865 aus Aſuncion beſtand damals das Heer angeblich aus 47000 Mann, nämlich 40 Bataillons Infanterie zu je 700 Mann, 32 Regimentern Cavalerie zu je 500 Pferden, und 3000 Mann Artillerie mit 120 Feldgeſchützen. Dagegen wurde die Effectivſtärke der Armee für Juli 1866, trotz der in zwei Kriegsjahren erlittenen Verluſte, auf 60000 Mann angegeben, welche Zahl durch eine Rekrutirung noch um 10000 Mann verſtärkt werden ſollte. Die Marine beſteht aus 16 Dampfern, zumeiſt urſprünglich zu Handelszwecken erbaut und nun für den Krieg armirt.

Die Spanier verſuchten von 1515 an, wo Solis den Plataſtrom entdeckte, bis 1537 in P. Fuß zu faſſen, erlitten aber viele Niederlagen. Später gelang es ihnen, Niederlaſſungen zu begründen. Bürgerkriege und ein langer Kampf zwiſchen Kirche und weltlichen Behörden hinderten jedoch die Culturentwickelung, bis die 1608 eingewanderten Jeſuiten gradweiſe die Macht an ſich riſſen, ſodaß endlich ſelbſt die ſpan. Regierung ohne den Orden nichts zu verfügen wagte. Der Orden begründete in P. ein Reich, welches, bis Oberperu reichend, das Beiſpiel einer mächtigen und wohlgeordneten Theokratie darbot, mit größter Umſicht und Erfolg regiert wurde, aber allein den Ordenszwecken diente und deshalb die Eiferſucht der ſpan. Regierung rege machte. Die Einrichtungen jenes Jeſuitenſtaats ſind oft beſchrieben worden, z. B. von Dobrizhofer, Azara u. a. Erſt als die Jeſuiten ſich dem 1750 geſchloſſenen Vertrage, welcher einen Theil P.s an Braſilien überwies, widerſetzten, ihre Uebergriffe auch in andern Gegenden von Südamerika zu groß wurden und der portug. Miniſter Pombal den Kampf mit ihnen begonnen, entſchloß ſich auch die ſpan. Regierung zu ernſtern Maßregeln. Beiden Mächten leiſteten die Jeſuiten von 1754—58 gewaffneten Widerſtand, unterlagen aber ſchließlich den Waffen und wurden zuletzt 1768 in allen ſpan.-amerik. Beſitzungen an einem und demſelben Tage feſtgenommen und des Landes verwieſen, ihre Miſſionen aber den Civilbehörden übergeben. Die 1810 in Buenos-Ayres ausgebrochene Revolution ergriff im nächſten Jahre auch P., wo Joſe Gaspar Rodriguez Francia (ſ. d.) ſich an die Spitze ſtellte und es dahin brachte, 1814 zum Dictator und 1817 zum Dictator auf Lebenszeit ernannt zu werden. Er regierte, im Sinne des frühern Syſtems der Jeſuitenmiſſionen, mit eiſerner Hand, behielt auch nach gelungener Befeſtigung ſeiner Macht das Schreckensſyſtem bei und ſchloß das Land hermetiſch ab. Der Tod des Dictators 1840 bewirkte ein Schwanken der öffentlichen Verhältniſſe und mehrere Uſurpationsverſuche. Unter dem zunächſt erwählten Gouverneur Vidal behielt das Land ſeine gänzliche Abſperrung bei. 1842 verſammelte ſich nach langer Unterbrechung ein Nationalcongreß, welcher Don Alonſo und Don Carlos Antonio Lopez, Neffen des Francia, zu Conſuln wählte.

Ein anderer Nationalcongreß beschloß 13. März 1844 ein Staatsgrundgesetz und ernannte hiernach 14. März Don Carlos Antonio Lopez zum Präsidenten auf zehn Jahre. Dieser zeigte dem Gouverneur der La-Plataſtaaten, Rosas, die Neugestaltung an und eröffnete sofort durch ein Decret vom 20. Mai 1845, dem 2. Jan. 1846 eine wesentliche Aenderung des Zollwesens im Sinne des Freihandels folgte, das Land den Fremden und dem auswärtigen Verkehr, unter der Bedingung, daß die Fahrzeuge unter argentinischer Flagge fahren mußten. Rosas aber, der P. als eine Provinz der Argentinischen Republik ansah, beharrte bei seinem Verlangen der Unterordnung von P. und der alleinigen Bestimmung über die Paranáschiffahrt. Als die Regierung von P. sich dem nicht fügte, verbot Rosas bei Strafe des Landesverraths jeden Verkehr mit P. Nunmehr erklärte in einem Manifeste vom 4. Dec. 1845 die Regierung P.s dem Gouverneur Rosas den Krieg, schloß 11. Nov. 1845 ein Bündniß mit der Regierung von Corrientes, welcher Staat sich vom argentinischen Bunde losgesagt, und sandte demselben ein Hülfsheer von 6000 Mann unter Anführung des Sohnes des Präsidenten, Don Paucho Solez Lopez. Dieser Schutz- und Trutzvertrag mit Corrientes wurde 1847 erneuert, und 1851 schlossen beide Staaten ein ähnliches Bündniß gegen Rosas mit Brasilien, Uruguay und dem gleichfalls aus dem argentinischen Bunde getretenen Staate Entre-Rios. Nachdem Rosas gestürzt, erfolgte 15. Juli 1852 die Anerkennung der Unabhängigkeit P.s durch den provisorischen Director der Argentinischen Conföderation, General Urquiza, und von Großbritannien durch den Tractat von Asuncion vom 4. Jan. 1853, nachdem schon seit 1845 die formelle Anerkennung zuerst von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Brasilien, Uruguay, dann von Großbritannien, später von den Niederlanden, von Portugal und von Rom erlangt worden. Daran knüpfte sich die Anerkennung durch die übrigen südamerik. sowie durch mehrere europ. Staaten. Infolge dessen schloß der Präsident Lopez Handels- und Schiffahrtsverträge mit Großbritannien, Frankreich, Nordamerika und Sardinien auf Grundlage der freien Schiffahrt auf den Gewässern P.s, wonach der Handelsverkehr geregelt und von seiten Englands auch freie Religionsübung für Fremde erlangt wurde. Lopez entwickelte große Thätigkeit, um die schon unter der portug. und span. Herrschaft eingegangenen und unter Francia vollends vernachlässigten öffentlichen Anstalten der Jesuiten wieder ins Leben zu rufen und neue zu schaffen. Er regelte die Gerichtsverwaltung, bildete eine Polizeigewalt, gründete Volksschulen und eine wissenschaftliche Gesellschaft, verbesserte das Los der Geistlichkeit und überließ dieser die kirchlichen Angelegenheiten, sorgte dagegen für Straßen und Wege, legte ein Eisenwerk am Fluß Ibicuy an u. s. w.

Die Nordamerikaner waren die ersten, welche von der Freiheit der Schiffahrt Gebrauch machten. Sie sandten 1853 das Kriegsdampfboot Water-Witch unter Jefferson Page zur Untersuchung des La-Plata und dessen Nebenflüssen, welches im Nov. vor Asuncion erschien und von Lopez freundlich empfangen wurde. Allein das schroffe Benehmen der Yankees führte zu einem Zwist, infolge dessen allen fremden Kriegsschiffen das Befahren der Flüsse P.s untersagt ward. Als 1. Febr. 1855 die Water-Witch dennoch aus dem Paraná nach Asuncion hinauf fahren wollte, beschoß man das Schiff vom Fort Itapiru aus. Auch mit andern Staaten kam es zu Zerwürfnissen, mit Brasilien wegen Ausweisung eines Geschäftsträgers, mit Frankreich wegen Nichterfüllung der gegen franz. Einwanderer übernommenen Verpflichtungen, mit England wegen einer Verordnung, wonach alle von Fremden in P. erzeugten Kinder Angehörige dieser Republik sein sollten. Indeß beseitigte man alle diese Differenzen friedlich. Am 17. Mai 1857 übernahm Lopez auf Verlangen des Congresses die Fortführung der Präsidentschaft auf weitere sieben Jahre und blieb nach wie vor unumschränkter Herrscher. Am 13. Febr. 1858 wurde zu Asuncion eine (17. März ratificirte) Uebereinkunft zwischen P. und Brasilien abgeschlossen, welche die volle und ungehemmte Schiffahrt auf dem Paraguay und dem obern Paraná gewährleistete. Im Jan. 1859 erschien jedoch ein nordamerik. Geschwader im La-Plata mit einem Regierungsbevollmächtigten, der auf dem Dampfboot Fulton nach Asuncion ging, um für die der Union zugefügten Beleidigungen und Schäden Genugthuung zu fordern. Durch Vermittelung Urquiza's, des Präsidenten der Argentinischen Conföderation, kam es rasch zu einer Ausgleichung, indem Lopez den Vertrag von 1853 mit der nordamerik. Union erneuerte, wegen Beschießung der Water-Witch Entschädigung gewährte und die Schiffahrt auf dem Paraguay zu wissenschaftlichen Forschungen ganz freigab. Am 9. Aug. 1862 wurde zu Asuncion eine Convention zwischen P. und Frankreich zur Erneuerung des Handels- und Schiffahrtsvertrags von 1853 abgeschlossen. Carlos Antonio Lopez, der 38 J. hindurch wie ein Souverän geherrscht, starb im Sept. 1862, und sein Sohn Francisco Solano Lopez übernahm laut testamentarischer Verfügung des Vaters die Präsidentschaft. Dieser ging unruhigen Zeiten entgegen. In dem in der

Republik Uruguay (s. d.) ausgebrochenen Bürgerkriege hatte Brasilien, für den Expräsidenten General Flores Partei nehmend, ein Ultimatum erlassen, worin Anwendung von Gewaltmaßregeln und Besetzung des Landes angedroht war. Gegen die Ausführung dieser Drohungen ließ 30. Aug. 1864 der Präsident Solano Lopez dem brasil. Gesandten zu Asuncion einen Protest notificiren, der 3. Sept. erneuert wurde. Als dennoch die Brasilianer 12. Oct. in Uruguay einfielen und 16. Oct. die Hafenstädte Salto und Paysandu in Blokadezustand erklärten, säumte man in P. nicht mehr, die Feindseligkeiten gegen Brasilien zu beginnen. Am 11. Nov. 1864 wurde der auf der Fahrt nach der Provinz Matto-Grosso begriffene brasil. Postdampfer Marquez de Olinda in der Nähe von Asuncion durch einen Kriegsdampfer P.s aufgebracht. Hierauf nahm der brasil. Ministerresident seine Päße, und der paraguayische Staatssecretär Berges setzte in einem Rundschreiben vom 17. Nov. die diplomatischen Agenten P.s im Auslande von dem Geschehenen in Kenntniß. Am 14. Dec. begannen die militärischen Operationen gegen die brasil. Provinz Matto-Grosso. Ein Corps Paraguayos bemächtigte sich nach zweitägigem Bombardement des Forts Coimbra, besetzte 29. Dec. Miranda und Durados sowie 1. und 3. Jan. 1865 Albaquerque und Corumba, worauf es gegen Cuyabá, die Hauptstadt von Matto-Grosso, vorrückte. Infolge dessen schloß die brasil. Regierung 22. Febr. 1865 mit Uruguay, d. i. mit dem zum interimistischen Präsidenten dieses Landes erhobenen General Flores, ein Bündniß gegen P. Am 10. April erreichte das paraguayische Expeditionscorps die Stadt Cuyabá, und an demselben Tage verkündete Admiral Tamandare, Oberbefehlshaber der brasil. Flotte, officiell die Blokade des Rio-Paraguay bei Tres-Bocas, der Vereinigungsstelle dieses Stroms mit dem Paraná. Aber auch die Argentinische Conföderation machte sich P. zum Feinde. Nachdem einige Tage zuvor der argentinische Packetdampfer Salto vertragswidrig vor Asuncion angehalten und feindlich behandelt worden, erschienen 13. April paraguayische Kriegsdampfer im Hafen von Corrientes und bemächtigten sich ohne Kriegserklärung zweier argentinischer Kriegsdampfer, nahmen auch die Stadt in Besitz. Hierauf erfolgte 16. April die Kriegserklärung der argentinischen Regierung, welche der Nationalcongreß von P. 18. April erwiderte. Am 4. Mai unterzeichneten Brasilien, Argentina, Uruguay zu Buenos-Ayres einen Allianzvertrag zur gemeinschaftlichen Kriegführung. Am 8. Juni begab sich Präsident Solano Lopez auf den Kriegsschauplatz, auf welchem 11. Juli auch der Kaiser von Brasilien erschien. Hier überschritten 9. Juni 1865 die paraguayischen Truppen die Grenze der brasil. Provinz Rio-Grande do Sul, zwangen 16. Juni die Besatzung von San-Francisco de Borga zur Räumung des Platzes, besetzten denselben und drangen an beiden Ufern des Uruguay gegen die Grenzen des gleichnamigen Staats vor. Am 30. Juli besetzten sie unter Estigarribia die brasil. Stadt Uruguayana am linken Ufer des Uruguay (8 M. oberhalb vor dessen Eintritt in den Staat Uruguay), wurden aber in derselben, nachdem ein ihnen zu Hülfe vorrückendes Corps unter General Duarte 17. Aug. von den Verbündeten unter General Flores geschlagen worden, eingeschlossen und belagert und mußten sich 18. Sept. den Alliirten auf Gnade ergeben. Diese begannen nun nach Besetzung der Stadt den Uebergang über den Uruguay und den Vormarsch nach der Stadt Corrientes, die von den letzten paraguayischen Truppen 22. Oct. geräumt und am 23. von den Verbündeten besetzt wurde. Am 26. Oct. erschien zur Unterstützung der weitern Operationen ein brasil. Geschwader. Bereits 2. Nov. beendigten die Paraguayos ihren Rückzug auf das rechte Ufer des Paraná, auf das Gebiet ihrer Republik. Die brasil. Flotte begann im März 1866 ihre Operationen auf dem Paraná zunächst gegen das Fort Itapirú. Am 16. April ging ein brasil. Corps unter General Osorio oberhalb der Einmündung des Paraguay über den Paraná auf das feindliche Gebiet und schlug am 17. einen Angriff des Präsidenten Lopez ab, der 23. April den Rückzug nordwärts nach Humaita antrat. Zwar erfochten die Verbündeten 2. Mai einen Sieg bei Estero-Velhaco, aber ein dafelbst 24. Mai geliefertes blutiges Treffen (Schlacht bei Tuguty) blieb unentschieden, und am 14. Juni wurde das Lager der Alliirten am Paraná bombardirt. Der Krieg zog sich so ohne entscheidende Resultate in die Länge. Vgl. außer den Reisewerken von Azara, Rengger, Castelnau, Page besonders: Demersay, «Histoire physique, économique et statistique du P.» (Bd. 1 und 2, Par. 1860—65); Dugraty, «La république du P.» (Brüss. 1864); «Les dissensions des républiques de la Plata et les machinations du Brésil» (Par. 1865); «War in the river Plate in 1865» (Lond. 1865).

Paraguaythee oder Mate. Unter diesem Namen kommen die getrockneten und zerbrochenen oder zu einem groben Pulver verkleinerten und mit zerbrochenen Stielen vermengten Blätter von Ilex Paraguyensis L., eines in Paraguay und dem angrenzenden Brasilien einheimischen und auch cultivirten Baums, in den Handel. Dieser wie alle Arten der Gattung Ilex (s. d.)

immergrüne Baum besitzt glänzendglatte, lanzettförmige oder längliche, am Grunde keilförmige und an den Rändern gesägte Blätter und achselständige, vielblütige Stiele mit weißen Blumen. Der Aufguß auf die getrockneten Blätter, welcher aromatisch-bitter schmeckt und balsamisch duftet, wird in ganz Südamerika als Thee getrunken.

Parahyba oder Parahiba, d. i. großer Fluß, ist der Name zweier Flüsse und einer Provinz in Brasilien. Der südliche oder Rio-Parahyba do Sul entsteht in der Provinz São-Paulo in der Serra do Mar oder Küstenkette, fließt erst gegen Südwesten, durchbricht dann, sich plötzlich gegen Norden wendend, die Serra-Geral und strömt zwischen dieser und der Serra-Mantiqueira nordostwärts in die Provinz Rio de Janeiro, in welcher er nach einem Laufe von nahezu 120 M. bei São-João da Praia mündet. Der nördliche oder Rio-Parahyba do Norte ist ein gegen 50 M. langer, unbedeutender Küstenfluß, der aber einer der östlichsten Küstenprovinzen Brasiliens den Namen gegeben. — Diese Provinz P., zwischen Pernambuco im S., Ceara im W., Rio-Grande do Norte im N. und dem Atlantischen Ocean im O. gelegen, umfaßt 1138 (nach andern 1020) Q.-M. und zählt (1865) 260000 E. Das Land ist an der Küste flach, tiefer einwärts hügelig, ja gebirgig, vom Mamanguape oder P. durchströmt, der auf der Serra-Cayricis entsteht und eine nicht unbeträchtliche, von Mangleſümpfen eingefaßte Mündungsbai bildet. In seiner breiten Mündung nimmt der Fluß größere Fahrzeuge auf, in den höhern Gegenden aber ist er der Katarakte und des Waſſermangels wegen selbst für Boote nicht fahrbar. Der Boden ist in der innern Hügelgegend sandig, meistens kahl oder nur mit der eigenthümlichen Vegetation der Caringawaldungen bedeckt, welche aus dichtgedrängten, aber sehr niedrigen, in der trockenen Jahreszeit entblätterten Stämmen besteht. Hochstämmige Urwaldungen und fruchtbarer Boden finden sich nur längs den Flüssen, Grastriften und auf den westl. Bergen. Diese Ungunst des Bodens, verbunden mit der des Klimas, namentlich dem periodisch wiederkehrenden Ausbleiben der Regenzeit, welches Versiegen der Gewäſſer, Miswachs und Viehsterben zur Folge hat und nur die Küstenlandschaft weniger hart trifft, hat den Aufschwung des Ackerbaues verhindert. Doch baut man gegen die Küste hin die gewöhnlichen Feldfrüchte Brasiliens und als Handelsproducte Zucker und Baumwolle. Für letztere ist der leichte Boden so günstig, daß das Product auf engl. Märkten höher als die Baumwolle von Para und Maranhao bezahlt wird. Andere Ausfuhrproducte sind Taback, ausgezeichnete Früchte, Farbe-, Bau- und Gummiholz. Viehzucht wird wenig und ohne sonderlichen Erfolg, Bergbau gar nicht betrieben, und die Industrie ist unbedeutend. Lebhafter ist der Handel. Dieser concentrirt sich in der Hauptstadt P., die 14—15 M. nördlich von Pernambuco, rechts am gleichnamigen Flusse, 3 M. vom Meere, theils in niedriger Gegend, theils auf 200 F. hoher steiler Höhe liegt und für Schiffe von 150 Tonnen Last zugänglich ist, während größere in dem durch ein verfallenes Fort gedeckten Mündungshafen anlegen müssen. Die Stadt zählt 15000 E., hat einige Kirchen und hübsche öffentliche Gebäude, mehrere Klöster, eine Lateinschule sowie zwei Primärschulen und ist Sitz der Provinzialbehörden. 1862—63 liefen 233 Schiffe von 51758 Tonnen ein und aus, darunter 115 Küstenfahrer von 9111 Tonnen.

Paraklēt, d. i. Beistand, wird im Johannis-Evangelium der von Jesus seinen Jüngern verheißene Geist der Wahrheit (s. Heiliger Geist) genannt. Die Montanisten (s. d.) lehrten, daß der P. als Geist der Weissagung in den letzten Zeiten der Kirche, welche sie angebrochen meinten, von neuem über besonders auserwählte Rüstzeuge Gottes gekommen sei, um durch sie das Werk Christi und der Apostel zu vollenden. Sie schrieben daher den Offenbarungen des P., deren ihre Propheten sich rühmten, göttliche Autorität und sogar das Recht zu, die Anordnungen der Apostel zu ändern.

Paralipomĕna, eigentlich Uebergangenes oder Ausgelassenes, wurden von den 70 Dolmetschern vorzugsweise die Bücher der Chronik in der Bibel genannt. In späterer Zeit bezeichnete man mit diesem Namen überhaupt Nachträge oder Ergänzungsschriften zu frühern Werken gleichen oder ähnlichen Inhalts, und bekannt sind aus neuerer Zeit z. B. Lobeck's «Paralipomena grammaticae Graecae».

Paralipsis (griech.), lat. praeteritio, d. i. Uebergehung, heißt in der Rhetorik eine Figur, die darin besteht, daß man unter dem Scheine, etwas übergehen zu wollen, dasselbe gerade erwähnt oder auch nur kurz andeutet, wodurch die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers auf das scheinbar Unbedeutendere hingelenkt wird, damit das darauf Folgende in seiner ganzen Stärke hervortrete; z. B.: «Unerwähnt will ich lassen, wie dieser Fürst nie durch entscheidende Tapferkeit im offenen Kampfe, sondern durch Treulosigkeit und List den Sieg sich verschaffte: aber das

möge in den Annalen für die Nachwelt niedergeschrieben stehen, daß er die kostbaren Stunden seines Lebens durch träge Wollust und Schwelgerei vergeudete.»

Parallaxe heißt der Unterschied der scheinbaren Oerter eines und desselben von verschiedenen Standpunkten aus gesehenen Gegenstandes, oder, bestimmter erklärt, der Winkel, den zwei nach einem und demselben Gegenstande gehende Gesichtslinien miteinander bilden. In der Astronomie dient die P. der Himmelskörper zur Bestimmung ihrer Entfernung; sie ist unter übrigens gleichen Umständen desto kleiner, je entfernter der betreffende Himmelskörper oder Gegenstand ist. Man hat aber die tägliche (geocentrische) und die jährliche (helioeentrische) P. zu unterscheiden. Die erstere ist der Winkel zweier Gesichtslinien, die vom Mittelpunkte der Erde und van einem Punkte ihrer Oberfläche aus nach einem und demselben Sterne gehen. Der Astronom denkt sich nämlich einen Beobachter im Mittelpunkte der Erde und nennt die Oerter, an welchen dieser die Sterne am Himmel erblicken würde, die wahren (geoeentrischen), die von der Erdoberfläche aus wirklich beobachteten aber die scheinbaren, die von den wahren außer der Strahlenbrechung auch um den Betrag der P. verschieden sind. Je nachdem nun ein Beobachter auf der Erde einen Stern im Horizonte oder in irgendeiner Höhe über demselben erblickt, heißt die P. Horizontalparallaxe oder Höhenparallaxe. In ersterm Falle bilden die beiden Gesichtslinien mit dem Erdhalbmesser, welcher dem Beobachtungsorte entspricht, ein rechtwinkeliges Dreieck, in welchem die Entfernung des Gestirns vam Erdmittelpunkte die Hypotenuse bildet und leicht berechnet werden kann, sobald außer dem Erdhalbmesser die Horizontalparallaxe (der dem Halbmesser gegenüberliegende spitze Winkel) bekannt ist. Die Bestimmung der Horizontalparallaxe selbst ist nicht leicht und setzt voraus, daß der Stern, für welchen sie gesucht wird, gleichzeitig an zwei entfernten Punkten der Erde beobachtet wird, wozu womöglich Oerter unter nahe demselben Meridian gewählt werden. Bei der Sonne beträgt sie fast neun Secunden, beim Monde dagegen beinahe einen Grad. Bei den Fixsternen ist ihrer großen Entfernung wegen die tägliche P. so ausnehmend klein, daß sie sich unserer Beobachtung völlig entzieht. Man muß deshalb seine Zuflucht zur sog. jährlichen P. nehmen, indem man ein und denselben Stern von verschiedenen, möglichst weit vaneinander entfernten Punkten der Erdbahn aus, also zu verschiedenen Zeitpunkten des Jahres beobachtet, am besten an zwei Tagen, die gerade um ein halbes Jahr auseinander liegen, weil dann die beiden entsprechenden Oerter der Erde im Weltraume um den ganzen Durchmesser der Erdbahn aber über 40 Mill. Meilen voneinander entfernt sind. Denkt man sich nun einen Beobachter in der Sonne, der gleichzeitig mit einem auf der Erde einen Stern beobachtet, so heißt der Winkel ihrer beiden Gesichtslinien die jährliche oder heliocentrische P. des Sterns. Daß die große Mehrzahl der Fixsterne auch von einer jährlichen P. keine Spur zeigt, ist nur aus ihrer ungeheuern Entfernung zu erklären, da eine P. von einer Secunde, die bisjetzt bei keinem Stern gefunden, unserer Beobachtung gar nicht entgehen könnte und aus dieser eine Entfernung von mehr als 4 Billionen geogr. Meilen folgen würde. Bisher ist nur bei wenigen Fixsternen eine jährliche P. mit Sicherheit aufgefunden worden; sie beträgt bei dem Sterne α Centauri $^{9}/_{10}$ Secunden, bei 61 Cygni $^{5}/_{10}$ Secunden, bei andern nur wenige Zehntelsecunden und wird aller Wahrscheinlichkeit nach bei den meisten Sternen noch viel kleiner sein.

Parallel, eigentlich nebeneinander stehend oder befindlich, heißen in der Mathematik zwei gerade Linien in einer Ebene, die, ins Unendliche verlängert, niemals zusammentreffen und überall gleichen Abstand vaneinander haben. Ebenso ist eine gerade Linie einer Ebene oder eine Ebene einer andern parallel, wenn beide niemals zusammentreffen. — In der Rhetorik bezeichnet man mit parallel dasjenige, was eine fortgesetzte Vergleichung zuläßt ader überhaupt in mehrern Theilen sich ähnlich ist, daher Parallele ein solches Gleichniß, in welchem die Theilvorstellungen des Hauptbildes in einzelnen Theilvorstellungen des Gegenbildes dargestellt werden. Besonders aber versteht man unter Parallele in histor. Hinsicht die Zusammenstellung und Vergleichung verschiedener Zeiten mit ihren Ereignissen ader berühmter Männer. Am bekanntesten sind aus dem Alterthume die biographischen Parallelen des Plutarch (s. d.), in denen gewöhnlich ein Grieche und ein Römer verglichen werden, obgleich sehr häufig die eigentlichen Vergleichungspunkte fehlen. Das Verhältniß ähnlicher Dinge zueinander wird Parallelismus genannt. Dach bezeichnet man vorzugsweise damit in den hebr. Schriften des Alten Testaments das einfache Ebenmaß ader die Symmetrie zweier Redeglieder in Hinsicht der sich entsprechenden Bilder und Töne, wodurch der Verstand sinnlich angeregt wird, besanders die Aehnlichkeit der Versglieder in den Psalmen und den übrigen poetischen Büchern. Einzelne Stellen, die in Hinsicht ihres Inhalts gleich oder ähnlich lauten, heißen Parallelstellen, dergleichen ebenfalls die Bibel in reichem Maße darbietet.

Parallelen nennt man in der Belagerungskunst vorzugsweise die mit der angegriffenen Fronte im allgemeinen gleichlaufenden Gräben. (S. Belagerung.) Ihre jetzt übliche Form und Anwendung ist zuerst von Vauban eingeführt worden, doch haben die neuesten Fortschritte der Artillerie Modificationen nothwendig gemacht, wie schon die Belagerung von Sewastopol (1855) und der Kampf um die Düppeler Schanzen (1864) gezeigt haben.

Parallelkreise oder Breitenkreise der Erde heißen diejenigen gedachten Kreise auf der Erdoberfläche, die dem Aequator parallel sind, oder die entstehen, wenn man sich die Erdkugel mit solchen Ebenen durchschnitten denkt, auf denen die Erdachse senkrecht steht. Der größte dieser Kreise ist der Aequator, der mit der Erdkugel selbst gleichen Mittelpunkt hat; je mehr sie sich den Polen nähern, desto kleiner werden sie. Alle unter demselben P. liegenden Orte der Erdoberfläche haben gleiche geogr. Breite. Diejenigen beiden P., welche vom Aequator nach Norden und Süden 23° 27′ abstehen, heißen die beiden Wendekreise, und zwar der nördliche der Wendekreis des Krebses, der südliche der Wendekreis des Steinbocks. Zwei andere P., welche von den beiden Polen um 23° 27′ abstehen, heißen die beiden Polarkreise. — In der Astronomie versteht man unter P. diejenigen Kreise der Himmelskugel, welche dem himmlischen Aequator parallel sind und von den Sternen bei der täglichen Umdrehung des Himmels beschrieben werden.

Parallelogramm heißt ein Viereck, dessen gegenüberstehende Seiten paarweise parallel sind, wodurch die Gleichheit der gegenüberliegenden Seiten sowol als Winkel bedingt ist. Je zwei nebeneinanderliegende Winkel des P. machen zusammen 180° oder zwei rechte Winkel aus; ist daher ein Winkel ein rechter, so sind alle Winkel rechte; das Viereck heißt dann ein Rechteck oder Rectangel, kann aber wieder ein Quadrat oder ein Oblongum sein, je nachdem alle Seiten desselben gleich oder zwei Seiten länger als die andern beiden sind. Sind die Winkel keine rechten, so müssen zwei davon spitze und zwei stumpfe Winkel sein; das P. heißt dann ein Rhombus oder ein Rhomboid, je nachdem alle Seiten desselben gleich sind oder nicht. In der Mechanik ist das P. der Kräfte wichtig, durch welches man die Richtung und Geschwindigkeit eines bewegten Körpers bestimmt, welcher zu gleicher Zeit von zwei Kräften nach zwei verschiedenen Richtungen mit verschiedener Geschwindigkeit getrieben wird. Stellt man nämlich die beiden Richtungen durch zwei der Größe der Geschwindigkeiten entsprechende Linien dar, welche man sich vom bewegten Körper ausgehend denkt, und construirt aus denselben ein P., so stellt die Diagonale desselben die Richtung dar, in welcher der Körper sich infolge der vereinigten Wirkung beider Kräfte bewegen muß, und zugleich die Geschwindigkeit dieser Bewegung. Dieser wichtige Satz heißt der Satz vom P. der Kräfte.

Paralysis, s. Lähmung.

Paramaribo, die Hauptstadt von Niederländisch-Guiana oder Surinam (s. d.) in Südamerika, früher von den Holländern Neu-Middelburg genannt, am linken Ufer des Surinam 3½ M. von dessen Mündung in den Atlantischen Ocean, ist regelmäßig angelegt, mit breiten, meist rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen, welche reinlich, mit Muschelsand bedeckt und großentheils auf beiden Seiten mit Orangen- und andern Bäumen bepflanzt, zum Theil auch von Schiffahrtskanälen in der Mitte durchzogen sind. Die Häuser bestehen mit wenigen Ausnahmen aus Holz. Bemerkenswerthe öffentliche Gebäude sind: das Gouvernementshaus auf einem großen, mit Anlagen gezierten Platze (het plein), nahe dem am Fluß gelegenen Fort Zeelandia; das Controlgebäude oder Neue Stadthaus, 1841 mit großen Kosten aus Backsteinen erbaut, die Rechenkammer, verschiedene Verwaltungsbureaux sowie die Räumlichkeiten des Niedergerichts enthaltend; das Gerichtshaus, ein massives, und das Gouvernementssecretariat, ein neues hölzernes Gebäude. Die Stadt besitzt eine reform., eine luth. und eine kath. Kirche, ein Bethaus der Brüdergemeinde und zwei Synagogen der deutschen und portug. Juden. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist das große Hospital für Militär- und Civilpersonen hervorzuheben. P. hat 1 Haupt- und 3 Armenschulen, 1 katholische, 16 Privatschulen und 6 Kinderbewahranstalten. Der Hauptmarkt und die Hauptmagazine befinden sich an der Wasserseite. 1860 zählte die Stadt nebst Umgebung 17830 E., darunter 5073 Sklaven, die seit 1863 freigegeben sind. Die Zahl der Weißen ist sehr gering, bedeutend die der Juden, von denen viele reiche Plantagenbesitzer sind, die meisten aber Handel treiben. Die socialen Verhältnisse sind nichts weniger als lobenswerth. Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke und Sittenlosigkeit herrschen allgemein, und dies sowie Mangel an gutem Trinkwasser sind mehr als das feuchte, heiße Klima die Ursache der großen Mortalität der Bevölkerung. In P. concentrirt sich der ganze Ein- und Ausfuhrhandel der Colonie Surinam. Der Hafen ist sicher und für Schiffe von 18—19 F. Tiefgang allezeit, für größere nur

mit Benutzung der Springflut erreichbar. Der Handel hat sich, seitdem er 1848 allen Nationen freigegeben, bedeutend gehoben. 1860 liefen 219 Schiffe von 14451½ Last ein und 217 Schiffe von 15307 Last aus. Die Hauptartikel des Exports waren Zucker im Werthe von 3,486591 Fl., Melasse zu 269754, Rum und Branntwein zu 145130, Kaffee zu 152675 Fl., Baumwolle 561580 Pfd. zu 177861 und Cacao zu 146325 Fl.

Paramente (ital. paramenti) heißen die kunstvoll gewirkten und gestickten Teppiche, mit welchen die kath. Kirchen bei großen Kirchenfesten ausgeschmückt werden. Die mittelalterliche Kunst hat in denselben zum Theil eine sehr glänzende Entfaltung gewonnen. Selbst die weltberühmten Tapeten Rafael's gehören in diese Kunstart.

Parameter heißt in jeder der drei Kegelschnittslinien die beständige, d. i. unveränderliche gerade Linie, die sich auf einen Durchmesser des Kegelschnitts bezieht. Doch nennt man den zu den Achsen der Kegelschnitte gehörigen P. auch schlechthin den P. des Kegelschnitts, und dann ist er diejenige senkrechte Ordinate, die in dem Brennpunkte der Curve errichtet werden kann. Im allgemeinen nennt man P. die Constante, die in der Gleichung der krummen Linie vorkommt.

Paramythie (griech.), eigentlich Ermunterung oder Ermahnung, ist eine durch Herder zuerst in die Literatur eingeführte Dichtart, die in Form einer mythischen oder an irgendeinen alten Mythus sich anschließenden Erzählung eine Wahrheit zur Anschauung bringt und so den Zweck der Belehrung erfüllt. Die schönsten P. sind diejenigen, die zum Behufe jener Versinnlichung eine kunstgemäße Fortbildung des ursprünglichen Mythus enthalten, dergleichen wir mehrere von Herder besitzen.

Paraná (bei den Indianern Südamerikas überhaupt Strom, Fluß) heißt der große südamerik. Strom, der mit dem Paraguay (s. d.) und dem später hinzutretenden Uruguay (s. d.) den La-Plata (s. d.) bildet. Der P. entsteht an der Grenze der brasilian. Provinzen Goyaz, Minas-Geraes und São-Paulo aus der Vereinigung des Rio-Grande und des Paranahyba. Der Rio-Grande, auch für sich schon P. oder Pará genannt, entspringt in Minas-Geraes unter 22° südl. Br. an der Serra-Mantiqueira im NW. von Rio-Janeiro, fließt im ganzen gegen NW. und nimmt auf seinem 150 M. langen Laufe zahlreiche Nebenflüsse (Sapucahy, Rio-Pardo u. s. w.) auf. Der Paranahyba entsteht unter 20° 55′ südl. Br. an der Serra-Parida und nimmt auf seinem erst gegen NW., dann gegen W. gerichteten Laufe ebenfalls viele Gewässer auf, darunter links den Tejuco und rechts den Corumba, der unter 16° 30′ südl. Br. (östlich von der Stadt Goyaz) auf der Wasserscheide gegen das Becken des Tocantins entsteht und von manchen für den eigentlichen Quellstrom des P. gehalten wird. Der aus den Gewässern des Rio-Grande und Paranahyba entstandene Strom fließt als P. durch Brasilien gegen SW., dann auf der Grenze zwischen Brasilien und Paraguay südwärts bis Candelaria, hierauf westwärts auf der Grenze zwischen Paraguay und dem argentinischen Staate Corrientes bis zur Mündung seines mächtigsten Nebenflusses Paraguay. In seinem weitern Laufe durchströmt er das argentinische Staatengebiet, südwärts über Corrientes, Bajada oder Paraná, der Hauptstadt von Entre-Rios (s. d.), und Rosario, zuletzt südöstlich, und ergießt sich in vielen Armen, deren Spaltung bei San-Pedro (33° 40′ südl. Br.) beginnt, und deren nördlichste sich mit dem Uruguay verbinden, in das große Aestuarium des La-Plata. In seinem obern Laufe bis Candelaria nimmt der P. links den Bacury, Rio-Verde, Yvinhaime, aus Paraguay den Amambahy, Igatimi und andere kleinere Flüsse auf, rechts aber weit größere, den Tiete, Agoapehy oder Rio de San-Anastasio, Paraná-Panema, Ivay, Piquiri und den Iguaçu oder Rio-Grande da Curitiba aus der brasilian. Provinz Paraná (s. d.). Nach Aufnahme des Paraguay wird er nur noch von einem bedeutenden Fluß, den Rio-Salado, verstärkt, der im Staate Salta auf der Cordillera Valles, am Fuße des Nevado-Acay, entsteht und, nachdem er in südöstl. Richtung die reichen Staaten Tucuman, Santiago und Sta.-Fé durchströmt, ½ M. unterhalb Sta.-Fé mündet. In seinem Oberlauf bildet der P., in 24° 4′ südl. Br. ein Querjoch der Cordillera de Maracayù durchbrechend, den berühmten Wasserfall Salto-Grande de la Guayra oder Salto de Sette-Quedas, der an Großartigkeit dem Falle des Niagara nahekommt. Schon 15 M. oberhalb sowie 30 M. unterhalb des Falls, bis zur Mündung des Iguaçu, ist das Flußbett durch Felsen und Stromschnellen gestört, die Schiffahrt vielfach behindert. Etwa 70 M. unterhalb des Salto-Grande, 34 M. oberhalb der Stadt Corrientes, bildet der P. die untersten Katarakten, die Saltos von Apipé und Aregua, welche der Schiffahrt aufwärts eine Grenze setzen. Unterhalb dieser Stelle hat der Strom bis ziemlich zu seiner Mündung einen ganz andern Charakter. Auf der rechten Seite ist das Ufer meist ganz flach, weiten Ueberschwemmungen ausgesetzt, mit buschigen Inseln umsäumt, fast ganz unzugänglich. Das linke Ufer wird von

einer Böschung gebildet, die meist 30—60 F., unterhalb der Stadt Paraná bis zu 200 F. sich erhebt und den schönsten Theil des untern P. bildet. Von hier ab ist das linke Ufer sehr niedrig und von vielen Kanälen durchschnitten, während von Rosario abwärts das rechte Ufer ziemlich hoch wird. Die Mitte des Kanallabyrinths im Paranádelta kreuzen der Paraná de las Palmas und der Paraná-Guazú. Letzterer, der Hauptstamm des Stroms, wird ausschließlich von den großen Schiffen benutzt; doch sind auch seine Seitenkanäle fahrbar. Alle diese Zweige stehen miteinander in Verbindung und umfließen niedrige, oft überschwemmte Inseln. Oberhalb der untersten Stromschnellen ist der P. nicht über 1200—1600 F. breit, unterhalb derselben breiter. Nach Aufnahme des Paraguay hat er eine Breite von $^1/_3$—$^3/_4$ M.; die genauere Erforschung des Stroms oberhalb der Mündung des Paraguay durch den nordamerik. Dampfer Water-Witch wurde durch Feindseligkeiten von seiten der Republik Paraguay (s. d.) gehindert. Das Steigen des P. beginnt im Dec. und erreicht durchschnittlich 12 F. im Febr. und März, während im Aug. der niedrigste Wasserstand ist.

Paraná, eine durch Gesetz vom 29. Aug. 1853 aus dem südl. Theile von São-Paulo gebildete Provinz Brasiliens, im SO. von Sta.-Catharina und im O. vom Atlantischen Meere begrenzt, im N. durch den Paraná-Panema von São-Paulo, im W. durch den Paraná von Matto-Grosso und der Republik Paraguay getrennt, stößt im SW. an den argentinischen Staat Corrientes und wird im S. durch den Uruguay von der Provinz Rio-Grande do Sul geschieden. Die Provinz zerfällt in die vier Comarcas Curitiba, Paranaguá, Castro und Guarapuava und zählt (nach amtlicher Schätzung) auf etwa 4360 Q.-M. (nach anderer Schätzung 5470) 100000 E. (gegen 72400 im J. 1856), also kaum 23 Menschen auf 1 Q.-M. Etwa der fünfte Theil der Bevölkerung besteht aus Sklaven. Das Küsten- oder Unterland, welchem mehrere Inselchen vorliegen, wie Ilha do Castilho, do Figueira, do Curral und do Itacolumim, ist theils eben, theils hügelig oder von kleinen Bergzügen und fruchtbaren Thälern durchkreuzt und mehrfach eingebuchtet, im Süden durch die Bai von Guaratuba und in der Mitte durch die tief einschneidende Bahia de Paranaguá, ein durch zahlreiche Vorsprünge des Festlandes, durch Inseln und weite Verzweigungen überaus mannichfaltig gestaltetes Bassin, welches ein breites, herrliches Thalbecken dem Meere zugänglich macht, über 20 Flüßchen aufnimmt und einen reichen Wechsel anmuthiger Scenerien darbietet. Am Eingange der Bai liegen die Ilha das Peças und die Ilha do Mel, letztere mit dem Fort Nossa-Senhora dos Prazeres zur Vertheidigung des zwischen beiden Inseln hindurchführenden Haupteingangs der Bai, dessen Mündung durch Barren von 5—6 Meter Wassertiefe gesperrt ist und daher einige Vorsicht der Schiffer erheischt, während die innere Bai selbst, abgesehen von den durch die zahlreichen Zuflüsse gebildeten Sandbänken, überall trefflichen Ankergrund bietet. Hinter dem Küstenlande erhebt sich die Serra do Mar oder Serra de Curitiba, welche die Wasserscheide gegen die binnenländischen Hochebenen oder Campos bildet, indem sie zahlreiche kleinere Küstenflüsse dem Meere, dagegen größere Gewässer gegen W. dem Paraná zusendet. Das Küstenland ist dicht mit Urwald und der üppigsten Tropenvegetation bedeckt, vom Oct. bis April durch heftige Regen befruchtet. Die innere Hochebene, bei weitem der größere Theil der Provinz, über 2000 F. hoch, von Juni bis Sept. bei Südwestwind sogar Fröſten ausgesetzt, ist die Region der ernsten Araucarienwaldungen und des Roggenbaues, größtentheils aber noch Weideland. Nur an geschützten Stellen gewinnt man tropische Producte. Weit und breit aber gedeihen in P. Weizen und Mais sowie alle europ. Fruchtarten. Auch Paraguaythee baut man mit Erfolg zur Ausfuhr. Diese Provinz liegt jedoch meist noch im wilden Zustande, ist noch sehr wenig besiedelt, ohne Zweifel aber einer reichen Entwickelung fähig. Die Hauptstadt Curitiba, unweit nördlich vom Ignassu, westlich an der nach ihr benannten Serra gelegen, ist gut gebaut, zählt 12000 E., hat aber bisjetzt noch keine große Bedeutung. Zu ihr führt von dem im westl. Hintergrunde der Paranaguabai gelegenen, 1855 dem auswärtigen Handel eröffneten, aber unbedeutend gebliebenen Hafenstädtchen Antonina eine seit 1855 begonnene, 14 Leguas lange macadamisirte Fahrstraße über das Gebirge. Oestlich von Antonina liegt am Südufer der Bai der Haupthafen der Provinz, Paranaguá, eine hübsche, reinliche Stadt von 6000 E., Pilotenstation und Sitz eines Hafenkapitäns, mit einem 1827 erbauten Zollhaus, einem ehemaligen Jesuitencollegium, einer Lateinschule und einem ziemlich belebten Hafen, der aber an dem Uebelstande leidet, daß größere Schiffe $^1/_2$ M. vom Ufer einen zwar sichern, doch für das Löschen und Laden beschwerlichen Ankerplatz finden. Im Handelsjahr 1862—63 liefen 307 Schiffe von 51162 Tonnen ein, darunter 195 Küstenfahrer von 18222 Tonnen. Der Importwerth betrug 303684, der Exportwerth 1,073887 Milreis. Der Hafen von Guaratuba, an der nach ihm benannten

ſüdl. Bai, eignet ſich nicht für den überſeeiſchen Handel. Dagegen iſt ſeine Umgebung reich an Zimmerholz und die Bai an Fiſchen. Die bedeutendſte Colonie der Provinz iſt Aſſunguy, 16 Leguas im Norden von Curitiba. Dieſelbe wurde 1860 gegründet, zählte 1866 erſt 348 E., hatte aber ſchon bedeutenden Ertrag ihres Landbaues aufzuweiſen und verſprach nach Vollendung der im Bau begriffenen Fahrſtraße nach Curitiba raſch emporzukommen.

Paräneſe, d. i. Ermahnung oder Ermunterung, nennt man nicht nur den Schluß einer Predigt oder Rede überhaupt, welcher die Anwendung des vorgetragenen Gegenſtandes auf den Leſer oder Zuhörer enthält und den Willen deſſelben zu dem vorgeſtellten Ziele beſtimmen ſoll, die ſog. Nutzanwendung, ſondern auch eine ſelbſtändige Gattung von Reden ermahnenden und ermunternden Inhalts. Berühmt ſind Friedemann's «P. für ſtudirende Jünglinge» (6 Bde., Braunſchw. 1827—41).

Paranuß, ſ. Bertholletia.

Paraphraſe, griech. Paraphräſis, nennt man die erweiternde oder verdeutlichende Uebertragung einer ganzen Schrift oder einzelnen Stelle in andere Worte derſelben oder auch einer andern Sprache. Von der Metaphraſe (ſ. d.) oder wortgetreuen Ueberſetzung unterſcheidet ſie ſich mithin dadurch, daß ſie den Text durch Umſchreibung erklärt, ohne doch eigentlich Commentar zu ſein. Das Ueberſetzen in dieſer Weiſe heißt paraphraſiren und der Verfaſſer einer ſolchen Ueberſetzung ein Paraphraſt. Bekannt iſt aus früherer Zeit die poetiſche P. des Evangeliums des Johannes von Nonnus.

Paraſit, eigentlich Paraſitos, d. h. Miteſſer in verächtlichem Sinne, Tellerlecker, hieß bei den Griechen und ſpäter bei den Römern eine beſondere Klaſſe von Schmarotzern, die ſich bei den Reichen und Vornehmen, meiſt ungeladen, zur Tiſchzeit einſtellten und für den Genuß einer freien Mahlzeit von dem Gaſtgeber ebenſo wie von deſſen Gäſten die erniedrigendſte Behandlung und gemeinſten Späße gefallen ließen. Die P. wurden daher ein ſtehendes Charakterbild der neuern griech. Komödie und ſind von Lucian in einem eigenen Dialog unter dem Titel «Der P.» treffend geſchildert worden.

Paraſiten werden in der Botanik alle Gewächſe genannt, welche ſich nicht, gleich der Mehrzahl der Pflanzen, von den anorganiſchen Stoffen des Bodens, Waſſers und der Luft ernähren, ſondern von organiſchen, und zwar von den Säften oder der Subſtanz anderer lebender Pflanzen oder lebender Thiere, die alſo auf oder in lebenden Pflanzen oder Thieren ſchmarotzen. Da ſie nur organiſche Stoffe aufnehmen und für ihre Ernährung verwerthen können, ſo geht ihnen die Fähigkeit ab, zu aſſimiliren, d. h. anorganiſche Stoffe in organiſche Subſtanz umzuwandeln. Dieſe Fähigkeit geht den Schmarotzergewächſen deshalb ab, weil ihre Zellen niemals Chlorophyll (ſ. Blatt) enthalten, denn dieſes iſt den neueſten Forſchungen zufolge das eigentliche Organ, der Sitz des Aſſimilationsproceſſes. Deshalb ſind auch die Schmarotzergewächſe niemals grün, ſondern anders (bleich, gelb, braun, ſchwarz, bunt) gefärbt, auch haben ſie niemals eigentliche Blätter. Dies gilt wenigſtens von allen echten P., zu denen außer einer großen Anzahl von Pilzen ganze Familien der höhern Pflanzen gehören (z. B. die Balanophoreen, Cytineen, Raffleſiaceen, Orobancheen, Cuscuteen). Außerdem gibt es noch Halbſchmarotzer und Scheinſchmarotzer (Pſeudoparaſiten). Erſtere nehmen zwar ebenfalls aus dem Boden keine anorganiſche Nahrung auf, ſondern entziehen den Pflanzen, auf denen ſie ſchmarotzen, einen Theil der flüſſigen Nahrung, welche dieſe aus dem Boden aufgeſaugt haben, vermögen aber zu aſſimiliren, indem ſie vollkommen ausgebildete, mit chlorophyllhaltigen Zellen verſehene und daher grüngefärbte Blätter beſitzen. Solche Halbſchmarotzer müſſen aſſimiliren, weil der Saft, den ſie ihren Nährpflanzen entziehen, der rohe, wäſſerige, mit gelöſten Mineral- und andern anorganiſchen Stoffen ſowie auch mit organiſchen Subſtanzen (z. B. Traubenzucker) geſchwängerte Saft iſt, den die Nährpflanze dem Boden entnommen und noch nicht durch die Thätigkeit ihrer Blätter umgewandelt hat. Die Halbſchmarotzer, zu denen unter andern der auf Bäumen verſchiedener Art wachſende Miſtelſtrauch (ſ. Miſtel) ſowie alle Arten der Familie der Loranthaceen, außerdem verſchiedene Pflanzen aus der Familie der Scrophularineen (z. B. die Gattungen Pedicularis, Läuſekraut, Melampyrum, Kuh- oder Wachtelweizen, Rhinanthus, Klapperkraut, u. a.) und Santalaceen (die Gattung Thesium) gehören, ernähren ſich alſo gleichzeitig von anorganiſchen und organiſchen, aber noch nicht aſſimilirten Stoffen, die echten Schmarotzer dagegen lediglich von aſſimilirten Stoffen lebender Pflanzen oder Thiere. Die Scheinſchmarotzer endlich haften nur mit ihren Wurzeln an der Oberfläche von andern Pflanzen, ohne denſelben Saft oder Nahrung zu entziehen. Zu ihnen gehört eine große Menge von tropiſchen Orchideen und Aroideen, welche auf den Stämmen und Aeſten lebender Bäume wachſen und ſich lediglich

von der feuchten Luft der Urwälder mittels ihrer Blätter und Luftwurzeln ernähren. Von den echten P. müssen ferner auch diejenigen nichtassimilirenden Gewächse unterschieden werden, welche sich blos von bereits zersetzter oder in der Zersetzung begriffener organischer Substanz ernähren und deshalb auf und in abgestorbenen oder absterbenden Pflanzen und Thieren oder auf vegetabilischen und animalen Substanzen (z. B. faulendem Stroh, Dünger, Excrementen, verwesenden Blättern) wachsen. Auch diese Pflanzen, welche man gegenwärtig in der Wissenschaft Saprophyten (d. h. von faulen Stoffen lebende Gewächse) im Gegensatze zu den P. nennt, haben niemals wirkliche Blätter, auch nie eine grüne Farbe, weil sie ebenfalls nicht assimiliren. Außer der Mehrzahl der Pilze (s. d.) gehören zu den Saprophyten einige blattlose, bleich- oder buntgefärbte, in feuchter, verwesender Laub- und Nadelstreu schattiger Wälder wachsende Samenpflanzen (z. B. die Vogelnestorche, Neottia Nidus avis L., in Buchenwäldern; der Fichtenspargel, Monotropa Hypopithys L., in Fichtenwäldern; die Schuppenwurz, Lathraea Squamaria L., in Laubwäldern; der Dingel, Limodorum abortivum L., und der Widerbart oder die Bananenorche, Epipogium aphyllum Sw., zwei seltene Orchideen).

Die parasitischen Gewächse zerfallen nach ihren Wirthen (Wohnstätten) in solche, welche auf oder in Pflanzen, und in solche, welche auf oder in Thieren (bezüglich auch Menschen) schmarotzen, ihrer systematischen Stellung nach in kryptogamische und phanerogamische Schmarotzer. Die Zahl der bei uns vorkommenden phanerogamen Schmarotzerpflanzen ist nicht groß; die bekannteste von allen dürfte die Flachsseide (Cuscuta Epilinum L., s. Cuscuta) sein. In manchen Gegenden Deutschlands treten auch verschiedene Arten der vorzugsweise in den Mediterranländern heimischen Schmarotzergattung Orobanche (s. d.) auf. Diese wie alle übrigen phanerogamen P. schmarotzen nur auf andern phanerogamen Pflanzen und ernähren sich von dem in den Blättern ihrer Nährpflanze bereiteten, assimilirte Stoffe enthaltenden Safte, den sie auf verschiedene Weise und an verschiedenen Stellen ihrer Nährpflanze entziehen, wodurch sie derselben natürlich mehr oder weniger Schaden zufügen, sie entkräften, ja endlich wol sogar zu tödten vermögen. Die Verbindungsweise solcher P. mit ihrer Nährpflanze ist eine sehr verschiedenartige, doch für jede Parasitenspecies constante. So erscheinen die nur in den Tropenländern vorkommenden P. der Gattungen Rafflesia, Brugmansia u. a. unmittelbar aus ihrer Nährpflanze herangewachsen, indem hier das Gefäßbündelsystem des P. in unmittelbarem Zusammenhange mit demjenigen der Nährpflanze steht. Andere P. haben einen knollig-angeschwollenen Wurzelstock, mit welchem sie dem Stamme oder der Wurzel der Nährpflanze anhängen (z. B. bei Orobanche). Noch andere sind mittels Saugwarzen (Haustorien) an verschiedene Stellen ihrer Nährpflanze befestigt (bei Cuscuta). So ließen sich noch verschiedene andere Stufen der Verbindungsweise anführen. Viel wichtiger und gefährlicher als die phanerogamen Schmarotzerpflanzen sind die kryptogamischen, welche der großen Mehrzahl nach zu den Pilzen, der Minderzahl nach zu den Algen gehören. Sie befallen sowol Pflanzen als Thiere und Menschen und veranlassen stets Krankheiten, welche bei Pflanzen ein Verkümmern oder ein Absterben einzelner Theile oder selbst des ganzen Pflanzenkörpers zur Folge haben, bei Thieren und Menschen bald nur als vorübergehende und ungefährliche, bald als sehr hartnäckige, schmerzhafte und lebensgefährliche äußere oder innere Uebel sich kundgeben. Die Entwickelungsgeschichte der auf oder in Thieren und Menschen lebenden Schmarotzerpilze (durch solche werden z. B. der Kopfgrind, die Schwämmchen, der Weichselzopf, die Hautflechten, nach den neuesten Untersuchungen und Versuchen auch die Rachenbräune oder Diphtheritis und die Wechselfieber verursacht, ferner die Muscardine oder Krankheit der Seidenraupen u. s. w.) ist noch wenig bekannt, besser diejenige der in oder auf Pflanzen vegetirenden kryptogamischen P. Hier dringen stets die mikroskopischen Keime des Schmarotzers (die Keimschläuche der Sporen) in die Nährpflanze ein, sei es durch die Spaltöffnungen, sei es durch die Wandungen der Zellen der Oberhaut, welche sie dann gewaltsam durchbohren, worauf sie im Innern der Nährpflanze ihr Mycelium (s. Pilze) entwickeln. Oder die Sporen des Schmarotzerpilzes keimen auf der Oberfläche der Nährpflanze und entwickeln hier das Mycelium, welches dann durch besondere Saugwarzen sich anheftet und der Pflanze durch Entziehen ihres Saftes und durch Zersetzung ihrer Substanz schadet. Dies ist z. B. bei den Schimmelpilzen der Gattung Erysiphe der Fall, welche die unter dem Namen Mehlthau (s. d.) und Traubensäule (s. d.) bekannten Krankheiten hervorbringen. Im Innern ihrer Nährpflanzen schmarotzende Pilze verursachen den Brand (s. d.) und Rost (s. d.) des Getreides, die Kartoffelkrankheit (s. Kartoffel), das Mutterkorn (s. d.) u. s. w. Die Wirkung dieser P. auf ihre Nährpflanze ist eine verschiedenartige. Sie werden theils dadurch gefährlich, daß sie den Inhalt der Zellen der Nährpflanze umwandeln und verzehren (z. B. die Stärke-

oder Chlorophyllkörner aussaugen und auflösen) oder die Zellenwände durch Aufsaugung von deren Substanz zerstören, theils dadurch, daß sie sich zwischen die Zellen der Nährpflanze drängen und durch Verzehrung des die Zellen verbindenden Kittes diese isoliren, sodaß der Stoffwechsel zwischen ihnen unmöglich wird, theils dadurch, daß sie die Spaltöffnungen und Intercellulargänge erfüllen und verstopfen und somit den Athmungsproceß der Nährpflanze unterbrechen u. s. w. Ob die parasitischen Pilze in allen Individuen ihrer Nährpflanzen oder Nährthiere sich anzusiedeln vermögen oder nur in solchen, welche eine gewisse Empfänglichkeit (Disposition) für den Schmarotzer besitzen, ist noch nicht ausgemacht; doch neigen sich die meisten Naturforscher der erstern Ansicht zu. Je nachdem die Schmarotzerpilze auf oder in ihren Nährpflanzen und Nährthieren vegetiren, unterscheidet man epiphyte und entophyte, epizoe und entozoe Schmarotzerpilze. Dasselbe gilt von den wenigen bisjetzt beobachteten Schmarotzeralgen. Beiderlei P. sind auch deshalb viel gefährlicher als die phaneroganen Schmarotzerpflanzen, weil sie sämmtlich mit bloßen Augen nicht deutlich wahrgenommen werden können, indem alle eine mikroskopische Kleinheit besitzen. Deshalb erklärt es sich auch, weshalb es erst der Neuzeit, wo man das Mikroskop bei der Untersuchung der krankhaften Gebilde des Pflanzen- und Thierkörpers anzuwenden angefangen hat, gelingen konnte, die wahre Ursache vieler Krankheiten der Culturgewächse, der Culturthiere und des Menschen zu entdecken.

Parasiten oder Schmarotzer nennt man in der Zoologie alle diejenigen Thiere, welche zeitweise oder durchaus auf und in andern Thieren leben und auf Kosten des Leibes derselben sich nähren. Das Schmarotzerthum ist eine allgemein in der Thierwelt verbreitete Erscheinung; fast alle Typen, von den niedrigsten bis zu den höchsten und zum Menschen, nähren Schmarotzer, und andererseits finden sich überall, bis zu den Wirbelthieren herauf, Arten, Gattungen, Familien und ganze Ordnungen, welche auf das Schmarotzen angewiesen sind. Im allgemeinen kann man sagen, daß die schmarotzenden Thiere in ihrer Organisation unvollkommener sind als die Wohnthiere, sodaß z. B. Krustenthiere auf Fischen, Würmer in Thieren höherer Ordnungen, Insekten auf Insekten und Wirbelthieren schmarotzen, doch erleidet auch diese Regel mannichfaltige Ausnahmen (Krebse in Quallen, Fische in Holothurien). Das Schmarotzerthum übt auf die Schmarotzer selbst einen nachhaltigen Einfluß aus, indem namentlich Bewegungs- und Sinnesorgane um so mehr verkümmern, je länger die Zeit dauert, während welcher das Thier schmarotzt. In Beziehung hierauf finden sich alle Arten von Abstufungen, indem es Thiere gibt, welche nur momentan schmarotzen, wie Stechmücken, Schnaken u. s. w., andere, die während ihrer Jugend frei schwimmend, fliegend oder kriechend sich bewegen und dann vortrefflich mit Bewegungswerkzeugen und Sinnesorganen versehen sind, die aber ganz verschwinden oder zu Klammer- und Haftwerkzeugen reducirt werden, wenn sie im Alter sich fixiren (z. B. Schmarotzerkrebse, die sog. Bienenläuse, der Sandfloh); andere, die während ihres ganzen Lebens auf und in den Wohnthieren schmarotzen, wie die meisten Eingeweidewürmer. Aber auch bei diesen finden häufig passive Wanderungen statt, indem der Cyklus ihrer Formenentwickelung darauf berechnet ist, daß das Wohnthier von einem andern Thiere gefressen und auf diese Weise der Parasit in den Darm des Fressers übergeführt wird (Bandwurm). Hinsichtlich des Wohnsitzes hat man Außenschmarotzer (Ectoparasiten), wie z. B. die Läuse, Milben, und Innenschmarotzer (Entoparasiten), wie die meisten Eingeweidewürmer, unterschieden, ohne daß man diesen Unterschied streng feststellen könnte, indem viele Schmarotzer sich von außen her nach und nach in den Körper einbohren (z. B. Schmarotzerkrebse) oder von außen nach innen oder umgekehrt (Spitzschwanzwurm) durch die Öffnungen des Körpers ein- und auswandern.

Parchim, die Vorderstadt des Mecklenburger Kreises im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, liegt an der Elde, welche in zwei Armen die Stadt durchfließt und mehrere Mühlen treibt, ist Sitz einer Superintendentur und zählt 7300 (Ende 1864: 7179) E. Außer zwei Kirchen besitzt die Stadt ein Gymnasium und eine Realschule. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der sehr thätigen Bevölkerung sind Ackerbau, Viehzucht, Kornhandel, Wollweberei und Tabackspinnerei. Außerdem werden Tuch, Leder, Cichorien, Oel, Branntwein, Bier, Papier und Leim fabricirt. P. ist eine der reichsten Städte Mecklenburgs. Außer einer sehr ausgedehnten Feldmark besitzt die Stadt bedeutende Waldungen, eine Ziegelei, acht große Bauerndörfer, zwei Höfe, mehrere Mühlen u. s. w.

Pardessus (Jean Marie), ausgezeichneter franz. Rechtslehrer, geb. 11. Aug. 1772 zu Blois, widmete sich seit 1795 dem Advocatenstande und wurde 1805 Maire von Blois. Als eifriger Anhänger Napoleon's wurde er 1807 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers. Seit 1810 Professor des Handelsrechts an der juristischen Facultät, übte er einen großen und nachhaltigen

Einfluß auf die franz. Rechtsstudien aus. In seiner Eigenschaft als Deputirter (1815—16 und 1824—27) wurde ihm vielfach der Vorwurf der Servilität gemacht. Nach der Julirevolution legte P. seine Professur und seine Stelle als Rath am Cassationshofe nieder und widmete fortan seine Thätigkeit nur wissenschaftlichen Arbeiten, wie unter anderm dem «Journal des savants» und der Herausgabe der umfangreichen «Collection des ordonnances des rois de France». Mit letzterer Sammlung war er von der Akademie der Inschriften beauftragt worden, die ihn 1829 zu ihrem Mitglied erwählt hatte. Er starb zu Pimpenau bei Blois 26. Mai 1853. Die bedeutendsten unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind «Traité des servitudes» (Par. 1806 u. öfter), «Traité du contrat et des lettres de change» (2 Bde., Par. 1809 u. öfter), die «Éléments de jurisprudence commerciale» (Par. 1811) und vor allem sein Hauptwerk, der «Cours de droit commercial» (4 Bde., Par. 1814—16; 6. Aufl. von Rozières, 1856). Wenn auch P. bei diesen Arbeiten anfänglich vorzugsweise die processualische Seite im Auge behielt, so suchte er doch später seinen juristischen Studien mehr eine histor. Grundlage zu geben. Dies bekundet unter anderm die sehr werthvolle «Collection des lois maritimes antérieures au XVIIIme siècle» (6 Bde., Par. 1828—45) sowie eine Reihe anderer rechtsgeschichtlicher Arbeiten, wie «Tableau du commerce antérieurement à la découverte de l'Amérique» (Par. 1834), «Sur l'origine du droit coutumier en France» (Par. 1839), «Us et coutumes de la mer» (2 Bde., Par. 1847), die reich commentirte Ausgabe der «Loi salique» (Par. 1843) u. s. w. Auch begann P. eine neue Bearbeitung von Brequigny's und La Porte du Theil's «Diplomata, chartae etc.» (Bd. 1 u. 2, Par. 1846—49).

Pardon (franz.) heißt Begnadigung. Der Besiegte im Kampfe bittet um sein Leben, indem er Pardon! ruft. Im erbitterten Handgemenge, bei Stürmen und in Vertilgungskämpfen wird oft gar kein P. gegeben. Sonst suchten einzelne Schaaren sich dadurch, daß sie P. weder gaben noch nahmen, gefürchtet zu machen; auch wurde zuweilen vor dem Gefecht das Pardongeben geradezu verboten. In neuern Kriegen ist die Schonung Ueberwundener eine Ehrensache der Armeen, in denen ein edler Geist lebt. — Generalpardon heißt allgemeine Begnadigung für begangene Vergehen oder Verbrechen, welche gewöhnlich bei einem bestimmten Anlasse ausgesprochen wird. Sie beschränkt sich zuweilen nur auf einen gewissen Zeitraum, innerhalb dessen die That geschehen, oder auf bestimmte Kategorien von Verbrechen und schließt dadurch die übrigen von der Begnadigung aus.

Pardubitz, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks im Chrudimer Kreise des Königreichs Böhmen, an der Einmündung der Chrudimka in die Elbe, zählt (nach dem Census vom 31. Oct. 1857, ohne Militär) 6714 E. und ist der Sitz eines Bezirks- und eines Postamts. Die Stadt besitzt zwei Vorstädte, vier Kirchen, von denen die Dechanteikirche bemerkenswerth ist, ein kaiserl. Schloß, ein Rathhaus, eine Oberrealschule. Es bestehen im Orte Alkoholfabriken. In der Nähe befinden sich große Fischteiche. P. liegt an der Wien-Prager Eisenbahn und ist der Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Reichenberg, weshalb auch der Ort in dem Kriege von 1866 ein wichtiger Punkt für beide Parteien war.

Paré (Ambroise), lat. Paraeus, der Vater der franz. Wundarzneikunst, wurde 1517 zu Laval im Depart. Mayenne geboren. Nachdem er einige Zeit bei einem Wundarzte in Laval in der Lehre gewesen, bestimmte ihn ein Steinschnitt, der in seiner Gegenwart verrichtet wurde, sich der höhern Wundarzneikunde zu widmen. In Paris, wohin er sich deshalb begab, nahm sich seiner besonders der Professor Goupil am Collège-de-France an. Er machte 1536 den Feldzug in Italien mit und erhielt nach seiner Rückkehr die chirurgische Doctorwürde, wurde 1552 Heinrich's II. Leibwundarzt und diente in gleicher Eigenschaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Als Karl V. Metz belagerte, erlaubte ihm der König auf den Wunsch der Besatzung, sich dahin zu begeben, da fast alle Verwundete starben, und P. rechtfertigte das Vertrauen, das die Belagerten auf ihn gesetzt hatten. So viele Freunde er aber am Hofe hatte, so bitter haßten ihn die Aerzte. Man beschuldigte ihn sogar, Franz II. vergiftet zu haben. Aber Katharina von Medici wies diese Anklage unwillig ab, und als er Karl IX. von einem gefährlichen Zufalle geheilt hatte, befestigte sich P. so in der Gunst des Hofs, daß der König in der Bartholomäusnacht ihm, dem Protestanten, eine Zuflucht in seinen Zimmern gewährte. Er starb zu Paris 22. Dec. 1590. Hauptsächlich verdankt man ihm eine bessere Behandlung der Schußwunden. Auch verbesserte er die Operation des Trepanirens, führte die Unterbindung der Arterien wieder ein, operirte Gelenkverhärtungen u. s. w. Seine Werke (Par. 1561 u. öfter) wurden ins Lateinische und Deutsche übersetzt.

Parentalien ist der allgemeine Ausdruck für alles das, was zu Ehren der verstorbenen

Aeltern oder Anverwandten geſchieht. Die Anwendung gewiſſer Feierlichkeiten bei oder nach der Beſtattung Verſtorbener, die zu den Ueberlebenden in engen verwandtſchaftlichen Verhältniſſen ſtanden, erſcheint faſt zu allen Zeiten und bei allen Völkern als eine religiöſe Pflicht. Das war ſchon bei den alten Griechen und Römern der Fall. Bei ihnen gehörte es zu den P., nicht blos ein feierliches Leichenbegängniß zu veranſtalten, ſondern auch Opfer und Libationen zu bringen, an der Ruheſtätte eine Rede zu halten, die vorzugsweiſe eine Lobrede war. Eine ſolche Leichenrede heißt Parentation, die bei uns jedoch urſprünglich nur den Zweck hatte, im Namen der Angehörigen des Verſtorbenen für die Leichenbegleitung zu danken. Den Verſtorbenen zu Ehren fanden auch im Alterthum Leichenmahlzeiten ſtatt. Bei Perſonen, die ſich um den Staat verdient gemacht hatten, wurden ſelbſt die öffentlichen Zuſammenkünfte unterſagt und bei allgemeiner Trauer Spiele ihnen zu Ehren veranſtaltet. Jährlich feierte man allgemeine Todtenfeſte. Aehnliche Feierlichkeiten waren von jeher bei den Juden und Chriſten gebräuchlich. Bei den Juden pflegten die Angehörigen der Verſtorbenen die Kleider zu zerreißen, im Sack und in der Aſche zu gehen; die Chriſten verbanden mit dem Anlegen einer Trauerkleidung und der feierlichen Beſtattung das Abſingen von Liedern und Pſalmen; die Parentation, welche auch bei den Juden gebräuchlich war, fand bis in das 4. Jahrh. faſt ſtets nur am Grabe, erſt ſpäter in der Kirche ſtatt. Solche Parentationen haben wir noch von Euſebius, Ambroſius, Gregor von Nyſſa, Gregor von Nazianz u. a. Auch in Gebeten und in der Feier des Abendmahls gaben ſich die P. kund. Zu dieſen gehört jetzt noch die Grabrede, die, vorzugsweiſe mit Beziehung auf die Lebensverhältniſſe des Verſtorbenen, eine Parentation iſt.

Parentel heißt in der mittelalterlichen Rechtsſprache ſowol die Geſammtheit der von einem gemeinſchaftlichen Ahn abſtammenden Perſonen, die Sippſchaft, als das Glied oder der Inbegriff aller Perſonen, welche von dem gemeinſchaftlichen Stammvater gleichweit entfernt ſind. An die letztere Bedeutung hat man bei der altdeutſchen Parentelenordnung zu denken, d. h. derjenigen Erbfolgeordnung, bei welcher es darauf ankam, wer den nächſten Stammvater mit dem Verſtorbenen gemein hatte. Respectus parentelae iſt das verwandtſchaftliche Achtungsverhältniß, in welchem jemand zu den Geſchwiſtern eines Aſcendenten (z. B. der Neffe zur Tante) ſteht. Es kommt daſſelbe im Eherecht als Ehehinderniß in Betracht.

Parenthēſe (griech. parenthesis), d. i. Einſchaltung, heißt eine nicht nothwendig zu einer eben behandelten Sache gehörige Erwähnung, welche entweder den Zuſammenhang unterbrechend in der Mitte des Hauptſatzes eingeſchoben oder am Schluſſe deſſelben hinzugefügt wird. Bei den alten Rhetoren galt die P. auch als Redefigur, die häufig mit Abſicht zur Erhöhung der Lebhaftigkeit durch Unterbrechung des ruhigen Gangs der Rede angewendet wird. In der ſchriftlichen Darſtellung pflegt man ſolche Einſchaltungen gewöhnlich durch das Einſchaltungszeichen ( ) oder [ ], auch Klammer oder P. genannt, zur Erleichterung beim Leſen anzudeuten. Bisweilen, beſonders wo die Einſchaltung eine rhetoriſche Bedeutung hat, bedient man ſich ſtatt der Klammern auch der Gedankenſtriche (— —). — Parentheſen oder Klammern werden in der Mathematik gebraucht, um anzudeuten, daß die eingeſchloſſenen Größen als ein Ganzes betrachtet werden ſollen und die vor oder hinter den Klammern ſtehenden Rechnungszeichen ſich auf dieſes Ganze beziehen. So bedeutet z. B. (a + b — c) : d, daß das Polynom a + b — c durch d dividirt werden ſoll. Nicht ſelten ſteht eine P. in einer andern, z. B. [a — (b + c)] : d.

Parēre (ital.; d. i. ſcheinen, dünken) nennt man ein ſchriftliches Gutachten von unparteiiſchen und unterrichteten Kaufleuten oder auch von Handelskammern über eine ſtreitige Handelsſache.

Parforcejagd, ſ. Jagd.

Parfums (vom lat. par, durch, und fumus, Rauch, Duft, alſo durchdringender Geruch), Parfumerien oder Odeurs iſt der franz. Name für alle zur Verbreitung von Wohlgerüchen angewendeten Subſtanzen. Die Kunſt der Anfertigung von P. entwickelte ſich zuerſt im Orient und überhaupt in heißern Ländern aus dem Bedürfniſſe, den dort ſtärker und unangenehmer auftretenden Geruch des menſchlichen Schweißes durch angenehme Gerüche zu verdecken. Zeugniſſe für die ſchon frühzeitige Ausbildung dieſer Kunſt liefern die Bibel und andere alte Urkunden in Menge. Man zündete Räucherwerk an, beſprengte Betten und Kleider mit wohlriechenden Wäſſern, ſalbte ſich ſowol das Haupt als auch die Füße, beſonders auch die ſtarkſchwitzenden Achſelhöhlen mit wohlriechenden Oelen und Salben. Auch die Griechen und Römer verfertigten und verbrauchten viele P. Die meiſten zur Herſtellung von P. verwendeten Stoffe werden dem Pflanzenreiche entnommen, und auch den Bernſtein kann man als foſſiles Harz hierher rechnen. Nur wenige von dieſen Stoffen, wie Moſchus und Ambra, gehören dem Thierreiche an. In neuerer Zeit hat man zu Parfumeriebereitung verwendete Subſtanzen auf chem.

Wege aus rein mineralischen Bestandtheilen hergestellt, wie das als künstlicher Moschus verwendete Nitrobenzol. In den Pflanzen finden sich die Wohlgerüche entweder in den Blüten, Früchten, Wurzeln oder Rinden, oder in mehrern dieser Theile zugleich, und zwar gewöhnlich in der Form von ätherischen Oelen und Harzen. Die wohlriechenden Stoffe werden nur selten einfach und ungemischt zu P. verwendet, wie der Weihrauch im kath. Cultus; meist vermischt man sie in mannichfachster Weise. In Hinsicht der Form der Verwendung werden entweder die getrockneten wohlriechenden Pflanzentheile zerkleinert und pulverisirt, wie bei den Räucherpulvern und Riechkissen (sachets), oder es werden die in ihnen enthaltenen ätherischen Oele und Harze mit Fetten und fetten Oelen, wie bei den Pomaden (richtiger Pomaten, vom lat. pomum, Obstfrucht) und Salben, vermischt, oder auch in Wasser, Weingeist oder Essig aufgelöst, wie bei den wohlriechenden Wässern. (S. Eau de Cologne.) In neuerer Zeit stellt man auch aus pflanzlichen und unorganischen Stoffen, welche an sich gar nicht, wenig oder gar übel riechen, auf chem. Wege den ätherischen Oelen ähnliche, in den P. massenhaft verwendete Verbindungen her, die sog. aromatischen Aether. (S. Aether und Fusel.) Was den Gebrauch von P. betrifft, so ist es jedenfalls besser, die üblen Gerüche, wo sie sich auch zeigen mögen, durch Reinlichkeit sorglich zu entfernen, anstatt sie mit Wohlgerüchen blos zu verdecken und zu bemänteln. Jedenfalls aber hat man die P. nur sparsam anzuwenden, da sehr starke Gerüche schon bei kräftigen, noch mehr bei schwächlichen Personen Kopfschmerzen, nervöse Affectionen u. s. w. nach sich ziehen. Vgl. Rimmel, «The book of parfumes» (Lond. 1864).

Parga, eine feste Stadt von 5000 E., mit einem doppelten Hafen, an der Küste des türk. Eyalets Janniua (Albanien), der Südspitze Korfus südöstlich gegenüber, nördlich vom Hafen Phanari, in welchen der Acheron mündet, liegt auf einem Felsen, der an drei Seiten vom Meer umspült ist und im Rücken sich an eine steile Klippe lehnt, auf deren Spitze eine fast unbezwingliche Citadelle sich befindet. Die Stadt wurde zur Zeit des Verfalls des röm. Reichs gegründet und stand seit 1401 bis zum Untergang der Republik Venedig (1797) mit dieser im Bündnisse. In Unabhängigkeit von Ali-Pascha von Jannina sich behauptend, wurde sie in dieser Zeit das Asyl aller von diesem Tyrannen Verfolgten, der deshalb alles aufbot, die Stadt in seine Gewalt zu bekommen, die im Vertrage zwischen Rußland und der Pforte 1800 an letztere überlassen wurde. Als Napoleon im Tilsiter Frieden darauf nicht einging, dem Pascha P. und die Jonischen Inseln zu überlassen, befreundete sich derselbe mit den Engländern, die nun das unter franz. Schutz gestellte P. der Pforte, eigentlich aber dem Pascha zusprachen. Allein die Pargioten schlugen alle Angriffe des Pascha siegreich zurück, bis sie 1815 genöthigt waren, sich unter engl. Schutz zu stellen und die Einverleibung in die Republik der Jonischen Inseln nachzusuchen. Die Engländer legten Besatzung nach P., ohne jedoch die Bitte der Einverleibung eigentlich zu gewähren. Es wurden dagegen von ihnen Unterhandlungen mit dem Pascha von Jannina eingeleitet und diesem, nachdem er allen Bewohnern, damals 5000 christl. Albaneser, wenn sie auswandern wollten, eine Geldentschädigung versprochen hatte, die Stadt 1819 übergeben. Die Einwohner wandten sich, nachdem sie die Gebeine ihrer Vorfahren ausgegraben und verbrannt, fast alle nach den Jonischen Inseln. Vgl. Mustoxidis, «Précis des évènements qui ont précédé et suivi la cession de P.» (Par. 1820).

Pari, s. Al pari.

Parias (vom tamul. pareyer) heißt in Ostindien eine an Zahl sehr bedeutende Menschenklasse, welche zu keiner der vier Kasten des brahmanischen Staats gehören und jedenfalls als die verkommenen Ueberreste der nichtarischen, von den brahmanischen Indiern unterjochten Urbewohner anzusehen sind. Sie leben, besonders im südl. und westl. Dekan, in der tiefsten Verachtung und stehen ganz außer dem brahmanischen Gesetze. In den meisten Provinzen Indiens ist ihnen nicht verstattet, Land für ihre eigene Rechnung zu bebauen, sondern sie sind verpflichtet, sich den Mitgliedern der übrigen Kasten zu geringen und niedrigen Handarbeiten zu verdingen. Wer einen Paria berührt, mit ihm oder von ihm bereitete Speisen ißt oder in seine kümmerliche Wohnung tritt, wird unrein.

Parini (Giuseppe), ital. Dichter, geb. 22. Mai 1729 in dem mailänd. Dorfe Bosisio, wurde für die geistliche Laufbahn gebildet, lebte aber seit 1752 als Hauslehrer in mehrern Familien und widmete sich der Dichtkunst. Unter dem Einflusse franz. Muster schrieb er die Satire «Il mattino, il mezzogiorno, il vespro e la notte» (Prachtausgabe, Mail. 1811; außerdem Flor. 1818 und 1822; auch Padua 1822), worin er das Leben und die Sitten der sog. guten Gesellschaft geißelte und durch die er seinen Ruhm begründete. Durch den österr. Minister Firmian erhielt er eine Professur in Mailand und die Redaction der «Gazetta milaneser». Während

der franz. Occupation war er einer von denen, welche sich für die republikanischen Ideen begeistert hatten, und Mitglied der Municipalität von Mailand. In letzterer Stellung starb er 15. Aug. 1799. Seine gesammelten Werke, von Reina herausgegeben (6 Bde., Mail. 1801—4), enthalten, außer der erwähnten Satire, eine zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand gedichtete Oper «Ascanio in Alba», Cantaten, lyrische Dichtungen und Aufsätze in Prosa. Die Poesien erschienen auch besonders gesammelt (Flor. 1823) und ebenso die prosaischen Arbeiten (Mail. 1821), welche in einigen akademischen Reden, Briefen, Programmen, einer Novelle und der Abhandlung «Principj delle belle lettere» bestehen.

Paris, auch Alexandros genannt, war nach griech. Sage der zweite Sohn des Priamos und der Hekabe. Während der Schwangerschaft träumte seiner Mutter, sie habe einen Feuerbrand geboren, der die ganze Stadt in Feuer setze. Dieser Traum wurde von den Sehern dahin ausgelegt, Hekabe werde einen Sohn gebären, der dem Vaterlande den Untergang bereiten würde. Deshalb ließ Priamos den Neugeborenen durch einen Hirten auf dem Idagebirge aussetzen; dieser aber fand das Kind nach fünf Tagen wohlerhalten, von einer Bärin gesäugt, erzog es nun mit seinem Kinde und gab ihm den Namen P. Den Namen Alexandros erhielt er, weil er sich als Jüngling durch Vertheidigung der Heerden und Hirten auszeichnete. Vor ihm, als Hirten, erschienen auf Zeus' Geheiß, von Hermes geführt, Here, Athene und Aphrodite, um den bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis zwischen ihnen ausgebrochenen Streit, welcher der Preis der Schönheit gebühre, von ihm entscheiden zu lassen. Here versprach ihm die Herrschaft über Asien und Reichthum, Athene Kriegsruhm und Weisheit, Aphrodite aber das schönste Weib, die Helena, zur Ehe; P. entschied sich zu Gunsten der Aphrodite. Obgleich er schon mit Oenone, der Tochter des Flußgottes Kebren, vermählt war und diese ihn vor der Helena warnte, beschäftigte ihn doch nur jenes Versprechen der Aphrodite. Zu dieser Zeit wurde auch seine Herkunft entdeckt. Priamos stellte nämlich eine Leichenfeier des todtgeglaubten P. an, wobei P. erschien und die Söhne des Priamos in den Kampfspielen besiegte. Deiphobos (oder Hektor) zog deshalb das Schwert gegen ihn, aber er entfloh an den Altar des Zeus Herkeios, wo er von Kassandra erkannt und von Priamos als Sohn aufgenommen wurde. Hierauf segelte er unter dem Schutze der Aphrodite nach Lacedämon, entführte die Helena (s. d.), während Menelaos in Kreta abwesend war, vermählte sich mit ihr auf der Insel Kranaë, Gytheion gegenüber, und kehrte mit ihr und vielen Schätzen, die er außerdem dem Menelaos geraubt, über Aegypten und Phönizien in seine Heimat zurück. Als Menelaos seine Gemahlin vergebens zurückverlangt hatte, erhob sich fast ganz Griechenland zu seinem Beistande, und es kam zu dem Trojanischen Kriege. (S. Troja.) In diesem schildert die Ilias den P. als nicht unerfahren im Kriege, aber als säumig und feig; als Urheber des Kriegs ist er den Seinigen verhaßt. Ueber sein Ende berichtet die nachhomerische Sage, daß er, nachdem er im Tempel des Thymbräischen Apollo den Achilles hinterlistig getödtet, durch einen vergifteten Pfeil des Philoktetes verwundet wurde. Da gedachte er der treulos verlassenen Oenone, welche ihm einst versprochen, ihn zu heilen, wenn er verwundet werden sollte, und begab sich zu ihr auf den Ida; diese aber, eingedenk der erlittenen Beleidigung, schlug ihm die Heilung ab. Er kehrte nach Troja zurück und starb. Dargestellt wird P. gewöhnlich als jugendlich schöner Hirt, unbärtig, in phrygischem Costüm.

Paris, Haupt- und Residenzstadt von Frankreich, ursprünglich Wohnsitz des gallischen Volksstammes der Pariser und Lutetia latinisirt, mit dem Zusatze Parisiorum, wovon der heutige Name herkommt, war lange bevor es eine der Riesenstädte Europas wurde, ein kleiner Handelsplatz, und zu Cäsar's Zeit auf die Insel in der Seine, jetzt die Cité, beschränkt, aber doch schon von Bedeutung; denn Cäsar nennt es oppidum, hielt daselbst einen gallischen Reichstag und ließ hier seine brit. Flotte bauen. Zwischen den Zusammenflüssen der Marne und Oise mit der Seine, unterhalb der Yonne und Aube gelegen, stand es durch diese Stromgewässer einerseits mit dem Ocean und Westen, andererseits mit den wichtigsten Theilen des Nordens und Ostens von Gallien in Verbindung und sah sich also von Natur auf Rhederei und Schiffahrt hingewiesen. Auch betrieben seine Einwohner vornehmlich die Verschiffung von Frachtgütern und steigerten ihren Wohlstand, indem sie zu ihrem Speditionshandel einen Stapel- und Umsatzhandel hinzufügten. Aus der hochansehnlichen Schifferzunft (splendidissimum corpus nautarum) wurden die Schirmherren der Stadt (defensores civitatis) gewählt; sie sind unzweifelhaft der Anfang des spätern Stadtmagistrats, und daher kommt vermuthlich auch das segelnde Schiff, welches P. bis auf den heutigen Tag in seinem Stadtwappen führt. Diese bürgerliche Behörde hatte ihren Sitz in einem thurm- oder burgartigen Gebäude an der Stelle des jetzigen Justizpalastes; es heißt bei Ammianus

Marcellinus die Citadelle und war das erſte pariſer Rathhaus. Unter den Kaiſern erlangte die Stadt zu ihrer commerziellen Bedeutung noch eine eigene polit. Wichtigkeit wegen der ganz centralen Lage, die ſchon Cäſar mit militäriſchem Scharfblick als die beſte Stelle erkannt hatte, wo man rechts an den Rhein und links bis nach Britannien hinkommen konnte. Konſtantius Chlorus erbaute während ſeines Aufenthalts in Gallien (292—306) auf den Anhöhen des linken Seineufers einen weitläufigen Palaſt, der mit ſeinen Gärten und ſonſtigen Anlagen ſich von dem kleinen Flußarme bis zum gegenwärtigen Platz der Sorbonne erſtreckte. Derſelbe hieß nachher der Thermenpalaſt wegen der darin befindlichen Bäder, von welchen am Boulevard St.-Michel noch ein hoher, gewölbter Saal, das Frigidarium, übrig iſt, und dem 3 M. weit von Rungis her ein bei dem danach benannten Dorfe Arcueil ebenfalls noch reſtweiſe beſtehender Aquäduct das Waſſer zuführte. Julian bewohnte den Palaſt mehrere Jahre und wurde hier zum Auguſtus ausgerufen. Die röm. Soldaten hatten an der Stelle des heutigen Luxembourg ein verſchanztes Lager, und nicht weit davon, nach dem Pantheon zu, war ein Amphitheater, in deſſen Arena zur Zeit Gratian's 100 Löwen auf einmal erſchienen, ein Umſtand, der zur Genüge die Wichtigkeit der kaiſerl.-röm. Niederlaſſung bezeugt. Ebenſo wichtig war dieſe feſte Stellung für die Franken nach der Eroberung Galliens, bei den Kämpfen, die ſie am Rhein mit den nachdrängenden deutſchen Stämmen zu führen hatten, und Chlodwig befeſtigte ſeine Herrſchaft weſentlich durch die Beſetzung von P., wo er ſich in den Thermen einquartierte. Seine Nachfolger zogen nach der Cité; das bisherige Rathhaus wurde königl. Reſidenz. Wie ſich einſt um die Kaiſerwohnung auf der Mittagsſeite ein röm. Stadttheil angeſetzt hatte, ſo bildete ſich jetzt dem Königsſitze gegenüber am rechten Ufer eine fränk. Vorſtadt, die ſchon unter Dagobert (628—638), wie es ſcheint, eine gewiſſe Ausdehnung erreicht hatte, da ſie, nach einigen Angaben, mit Mauern eingeſchloſſen war. Dieſe Entwickelung erlitt einen Stoß durch den Uebergang der königl. Gewalt von den Merovingern an die Karolinger, die ihre Erhebung dem auſtraſiſchen Adel verdankten und deshalb ausſchließlich im Nordoſten des fränk. Reichs verweilten. Bei der Vereinigung aller deutſchen Stämme im karolingiſchen Staatsſyſtem eignete ſich P. nicht mehr zur Hauptſtadt, weil man keine Rheingrenze mehr zu decken hatte; es wurde der Sitz eines Grafen und, wie das mächtige Reich Karl's d. Gr., ein Beute abenteuernder Seeräuber. Als die Pariſer ſich endlich im J. 885 der Normannen erwehrten, war Schiffahrt und Handel der Seine zerſtört, der röm. Stadttheil auf dem linken Ufer und die fränk. Vorſtadt auf dem rechten eingeäſchert, die Cité verarmt und alles von neuem anzufangen. Die Schwäche der auſtraſiſchen Regenten verſtärkte die Reaction des neuſtriſchen Elements, des fränkiſch-ſaliſchen Volksſtammes, der, länger in Gallien anſäſſig und enger mit der übrigen Bevölkerung verwachſen, ſich durch Sprache und Sitten von den ſpäter hinzugekommenen und rein deutſch gebliebenen Oſtfranken unterſchied. Die Grafen von P. traten an die Spitze dieſer Oppoſition, und einer von ihnen, Hugo Capet, hielt ſein Anſehen für groß und ſeine Partei für ſtark genug, um die Schonung gegen das Geſchlecht der Karolinger abzulegen und zu der Macht auch den Titel des Königs annehmen zu können (987). Allmählich erhob ſich P. wieder aus ſeinen Schutthaufen, und die unter den letzten Merovingern eingetretene Entwickelung erneuerte ſich unter den erſten Capetingern. Das linke Ufer der Seine, nunmehr verlaſſen und entfernt von dem Glanz und Andrang, welchen die fürſtl. Gegenwart immer um ſich verbreitet, blieb ſehr zurück gegen den am rechten Ufer, der königl. Reſidenz gegenüberliegenden Stadttheil, der ſchnell ſo beträchtlich anwuchs, daß ſchon Ludwig der Dicke für nöthig hielt, ihn mit einer Mauer zu umgeben. Eben dieſer König ließ anſtatt der hölzernen Thürme an den beiden Brücken, die vom Feſtlande nach der Cité hinüberführten, ſteinerne Caſtelle erbauen: das kleine Châtelet auf der Südſeite an der Stelle, welche gegenwärtig die Place du Petit-Pont einnimmt, und das große Châtelet auf der Nordſeite, wo jetzt das neue Châtelet-Theater ſteht. Das große Châtelet war der Sitz des Burgvogts (prévôt du roi), der im Namen des Königs die Juſtiz und Polizei handhabte. Die Municipalangelegenheiten beſorgte ein Kaufmannsvogt (prévôt des marchands) mit beiſitzenden Schöffen, die von der pariſer Hanſe oder Kaufmannſchaft gewählt wurden und ſich im Bürgerſprechhauſe (parloir aux bourgeois) neben der königl. Burgvogtei verſammelten. Auch in der Glanzepoche des franz. Mittelalters, unter Philipp Auguſt und Ludwig dem Heiligen, verſchönerte und erweiterte ſich P. beſonders in der Cité und auf dem rechten Ufer. Unterdeſſen trat im öffentlichen Leben, neben Gewerbweſen, Handel und Königsmacht, ein neues Element auf, die Wiſſenſchaft, die, als Univerſität ausgeſtaltet, unter den Weinbergen und Gärten an dem ſtillen, damals faſt öden Ufer der Südſeite ſich anſiedelte. Die Kloſterſchulen und die von Königen oder Privatperſonen geſtifteten höhern Lehranſtalten und Gelehrteninnungen theilten ſich

in den ehemaligen Garten des Thermenpalastes. Die gelehrten Abteien St.-Victor und St.-Germain gründeten ebenfalls auf dieser Seite ihre Wohnstätten, in die nur zu oft der Lärm des Schulgezänks und der Conflicte zwischen den Mönchen und Studenten eindrang. Von nun an lebte das linke Ufer, wie es nachher immer lebte, ein ganz besonderes Leben, das seine eigenen Brennpunkte und nur einen entferntern Zusammenhang mit den andern Lebenskreisen der Hauptstadt hatte. So bildeten sich drei große Stadtdistricte: auf der Insel die Cité, der Sitz des Hofs und der Luxusindustrie; im Süden das «Viertel jenseit der kleinen Brücke», der gelehrte Stadttheil, der noch jetzt das Schulviertel (quartier des écoles) oder Lateinerland (pays latin) heißt; im Norden das «Viertel jenseit der großen Brücke», der größte und bevölkertste Stadttheil mit den Localen der Bürgergemeinde, den Märkten und allerlei Gewerben. Obgleich in engen Grenzen eingeschlossen (die von Philipp August um die ganze Stadt herum aufgeführte Ringmauer hatte etwa $^3/_4$ M. im Umfange), war P. am Ende des 13. Jahrh. doch schon durch seine Bevölkerung von ungefähr 150000 Einwohnern eine der wichtigsten Städte Europas. Im Gewerbwesen hatte es das Monopol der Luxus- und Toilettengegenstände; seine Ueberlegenheit im Schnitt der Kleider, im Verarbeiten von Gold und Silber, im Fabriciren von Hüten, Handschuhen, Stickereien, kurz im Beflittern und Verzieren des menschlichen Leibes war unbestritten. Nicht allein in seinem Geschmackssachen sicherte ihm sein Modestand aller Art die Herrschaft, auch in der höhern Geistesbildung behauptete es den Vorrang durch seine Universität, die erste Anstalt ihrer Art (Salerno war mehr Arzneischule, Bologna Rechtsschule), welche der Gründung aller ihrer Schwesteranstalten im übrigen Europa zum Muster diente und 20000 Studenten von allen europ. Nationen zählte.

Unter den Valois sollte sich die Stadt noch mehr zertheilen. Als die königl. Macht den rebellischen Parisern die Oberhand wieder abgewann, verlegte sie ihren Wohnsitz aus der Cité nach dem rechten Seineufer hinüber, nicht weit weg von dem Hause an der Grève, das von den Bogengängen an seiner Façade das «Haus mit den Pfeilern» (maison aux piliers) hieß, und wo die momentan siegreiche Bürgergemeinde in der Person ihres allgewaltigen Kaufmannsvogts Etienne Marcel gethront hatte (1357). König Karl V. mußte als Dauphin der Niedermetzelung seiner beiden Räthe zusehen, und das Andenken dieses blutigen Auftritts im Palast der Cité verleidete ihm ohne Zweifel die dortige Residenz. Bei seiner Thronbesteigung verwendete er den Ertrag der von den Aufrührern erhobenen Geldstrafen und Güterconfiscationen zur Anlage einer königl. Domäne, des berühmten Hôtel St.-Paul, so genannt wegen der naheliegenden Kirche dieses Namens, das, aus vielen Herrenhäusern bestehend und in seinem Umkreise Höfe, Kasernen, Klöster, Paläste, Gärten, Menagerien, ja sogar Viehtriften einschließend, den ganzen Raum zwischen dem heutigen Bastilleplatz und Quai des Célestins einnahm. Der Wunsch, sich vor den Meuterern mehr zu schützen und in Acht zu nehmen, hatte gewiß Antheil an diesem Residenzwechsel, und später mußte der burgund. und engl. Einfluß dazu beitragen, daß der Hof sich gegen Nordosten, im Quartier des Marais, ansiedelte. Man war so nicht ungern bei den Kanonen der Bastille und auf dem Wege nach Vincennes. 1417 wurde das Hôtel des Tournelles, dessen Stelle gegenwärtig die Place-Royale ausfüllt, königl. Residenzschloß. Hier wohnten die Valois von Karl VII. bis Heinrich II., unter welchen die Hauptstadt von den Nöthen und Wirren jener Zeit viel zu leiden und endlich auch noch davon Schaden hatte, daß der Hof sich daraus entfernte. Als Heinrich II. bei einem vor dem Hôtel des Tournelles gehaltenen Turnier verwundet wurde und darauf starb, wollte seine Witwe Katharina von Medici nicht länger in diesem Schlosse bleiben; sie vertauschte es gegen das Louvre, welches damals noch außerhalb der Ringmauer lag, und ließ nebenan den Palast der Tuilerien erbauen. Der Umzug des Hofs war Veranlassung, daß auch der hohe und niedere Adel seiner Umgebung allmählich den Wohnsitz veränderte. Die Hofedelleute scharten sich um den König und dessen neue Residenz zusammen, während die Edelleute vom Richterstande, nicht so reich und in ihren Sitten strenger als die galanten und eleganten Herren vom Ritterstande, sich um das Parlament herum gruppirten, welches, durch die regelmäßigere Ausbildung des bürgerlichen Gerichtswesens an Wichtigkeit zunehmend, die verlassene Königsresidenz in der Cité mit seiner eigenen Person und das große Châtelet mit seinen Gerichtsdienern besetzte. Auf solche Art war P. unter den letzten Valois und den ersten Bourbons gleichsam in acht Städte getheilt. Der Hof hatte das Louvre und die Tuilerien inne, in deren Umgebung bald viele adeliche Herrenhäuser emporstiegen und die ersten Ansätze zu wichtigen neuen Stadttheilen bildeten. Das «Viertel jenseit der großen Brücke», nun die Stadt (la ville) genannt, begriff das Rathhaus am Grèveplatz, die Märkte und Hallen, die Districte des Groß- und Kleinhandels, und die Straßen des Lumpengesindels

(rues de la grande et de la petite truanderie), die mit ihren Bewohnern diese Namen wohl verdienen mußten. Das Marais, das ehemalige Hofquartier, war noch während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. von großen Familien des Adels und Parlaments bewohnt und erhielt damals von allen Stadtvierteln zuerst eine regelmäßige Anlage; allein seine breiten und geraden neuen Straßen, die geräumigen Bogengänge, die schattigen Alleen, der frische Rasen und die plätschernden Springbrunnen seines prächtigen Platzes (Place-Royale) vermochten nicht, eine Bevölkerung festzuhalten, die ihre Interessen und Geschäfte nach andern Stadtgegenden hinriefen. Richelieu selbst, der jene Verschönerungen ausführen ließ, hatte zwar anfangs sein Hôtel an dem genannten Platze, baute sich aber später in der Nachbarschaft des Louvre einen neuen Palast, auf dessen Trümmern das heutige Palais-Royal angelegt ist. Der Hofadel folgte seinem Beispiel, und die großen Parlamentsfamilien bezogen die herrlichen Häuser, womit sich die bisher fast öde Insel St.-Louis bedeckt hatte. Die Cité war halb kaufmännisch, halb parlamentarisch und nebenbei von alters her die Heimat von allerlei armem und losem Volk. Das Faubourg St.-Marceau faßte den wenigen Handelsbetrieb in sich, welchen die Landstraßen von Orleans und Italien dahin brachten. Das Universitätsviertel enthielt die zugleich streitsüchtige und arbeitsame Bevölkerung der Studenten und Gelehrten. Der Mauerring des Klosterstiftes St.-Germain umschloß alles, was sich in den Schutz seiner alten Vorrechte begeben hatte; man lebte hier unter dem Krummstabe nicht so theuer und ruhiger, ausgenommen, wenn die mit dem Abte und seinen Mönchen bitter verfeindeten Studenten anrückten und die ganze Klosterclientel in Angst und Schrecken versetzten, wovon man sich jedoch bald wieder erholte. Gewisse Gewerbe umherziehender Art, Hausirer, Kleinkrämer, Spielleute, Seiltänzer, Possenreißer, setzten sich hier fest und gediehen lustig hinter den bevorrechteten Klostermauern. Daraus entstand 1482 ein Freimarkt, der für P. lange das war, was nachher das Palais-Royal wurde, nämlich eine stehende Messe. Dieses erste Faubourg-St.-Germain, das alte Klosterquartier, erstreckte sich ungefähr über den Raum, welchen jetzt die Straßen Danphine, Tournon und Bonaparte einschließen, und ist zu unterscheiden von den zwei Klerikerwiesen (prés aux clercs), deren Stelle das jetzige Faubourg St.-Germain einnimmt, und um welche sich die Klosterabtei und die Universität so lange, bisweilen sogar mit Waffengewalt, stritten. Sie dienten zu öffentlichen Spaziergängen und Vergnügungsorten und waren durch einen breiten Kanal getrennt, der von der Seine bis unten an die Straße St.-Benoît hinlief und 1512 zugeschüttet wurde. Der kleine Pré-aux-Clercs, von Heinrich IV. als Lagerstatt gebraucht, war noch lange nachher der Kampfplatz blutiger Ehrenhändel und Raufereien, bis die Universität die Terrains gegen Grundzins und Renten verkaufte, mit der Bedingung, daß man darauf bauen solle, was seit 1629 geschah. Diese kleinen Städte in der großen Stadt, ohne gemeinsames Ineinanderwirken, entsprachen dem damaligen Zustande der Gesellschaft, die sich in Stände schied und eben deshalb verschiedene Mittelpunkte und Kategorien von Sonderinteressen hatte. Hof, Kirche, Adel, Universität, Parlament, Bürgergemeinde waren besondere, selbständige, lebenskräftige Körperschaften, deren jede ihre besondere Residenz hatte, die sie allein beleben und anfüllen konnte. Mit jedem dieser Elemente vermengten sich Handel und Industrie, indem sich kleine Kramwirthschaften und ganz geringe Gewerbe schmarotzerartig an jede der großen und mächtigen Standesinteressen hingen. Auch gewann die Hauptstadt fortwährend an Umfang und Reichthum, soviel als bei solchen Verhältnissen anging.

Der Hauptumstand der Entwickelung von P. unter Ludwig XIV. und dessen Nachfolgern war die zunehmende Wichtigkeit des Faubourg St.-Germain. Der unter Heinrich IV. beendigte und durch das vorhergehende Anwachsen dieses Faubourg veranlaßte Bau des Pont-Neuf hatte seinerseits den Aufschwung schon beschleunigt, da diese Brücke die Stadt mit der Cité und diese mit der Vorstadt St.-Germain verband, und außerdem war noch das Palais d'Orléans von Maria von Medici an der Stelle des Hôtel de Luxembourg angelegt worden. Alles das zusammen zog nach jener Seite hin die Vergnügungen der guten Gesellschaft, die Theater, die modischen Sammelplätze und Wirthshäuser. Der Klosterjahrmarkt erhielt mit der stärkern Kundschaft eine bedeutendere Erweiterung, und der Pré-aux-Clercs bevölkerte sich unter dem Einfluß seiner Nachbarschaft. Als vollends der Pont-Royal 1685 die directe Verbindung mit dem Aufenthalt des Hofs herstellte, war dem westl. Theile des adelichen Faubourg die Residenz aller großen Familien gesichert, die nun ihre Stadtwohnung dahin verlegten, wenn sie auch ein anderes Wohnhaus in Versailles hatten. Nach diesem Schlosse war von hier kein weiter Weg, und das Quartier St.-Germain hatte deshalb einen Vorzug, welchen das Faubourg St.-Honoré, obschon es ebenfalls in gewissem Grade zunahm und näher bei den Tuilerien lag, dem ersteru

nicht ſtreitig machen konnte, ſolange der Hof nicht nach P. zurückgekehrt war. Die Ringmauer von P. ſpielte eigentlich ſeit Heinrich IV. keine militäriſche Rolle mehr, obwol man noch 1626 auf der Mitternachtſeite eine neue gebaut hatte, die von der jetzigen Almadrücke über die Avenue-Montaigne und die Boulevards von der Madeleine bis zur Baſtille hinüber einen Halbcirkel ſchlug. Dieſe Mauer und der ganze Feſtungsüberreſt des Mittelalters verſchwanden unter Ludwig XIV., und an ihre Stelle traten ſchöne, mit doppelten Baumreihen beſetzte Promenaden. Unter Ludwig XVI. wurde jedoch P. abermals mit einer Mauer umgeben, die nicht wie alle frühern die Beſtimmung hatte, die Stadt gegen feindliche Anfälle zu decken, ſondern den Fiscus gegen Schmuggelei ſchützen ſollte. Ihr Umfang betrug beinahe $3\frac{1}{2}$ M., und die in die Stadt hineinführenden Haupteingänge, wegen der ſie verſchließenden Gitterthore Barrièren genannt, waren mit größern oder kleinern Gebäuden aufgeſchmückt, deren ſeltſam antikiſcher Architekturgeſchmack gar nicht ahnen ließ, daß ſie zu Acciſebureaux, Mauthnerwohnungen und Wachthäuſern dienten. Die Dörfer und Vorſtädte, die ſich jenſeit der alten Ringmauer ganz in der Nähe gebildet hatten, wurden durch die neue Zollmauer dem Inbegriffe der Stadt angeſchloſſen und verſchafften ihr einen anſehnlichen Zuwachs. In Anzahl und Stattlichkeit großer Paläſte übertraf P. ſchon damals bei weitem alle europ. Hauptſtädte, war aber bei aller Pracht und äußern Größe eine altfränk. Stadt von zufälliger Anlage, ein Labyrinth unregelmäßig durcheinanderlaufender, enger, ſchmuziger Straßen und ſchlechtgebauter Häuſer mit 600000 E.

Infolge der Revolution verloren das Faubourg St.-Germain, das Schulviertel, die Inſel St.-Louis und die Cité ihre Bedeutung als Mittelpunkte ſelbſtändigen Verkehrs. Anfangs verödet, erlangten ſie auch nachher ihren Einfluß und Wohlſtand nicht wieder; Adel, Klerus, Parlament, Univerſität waren hinfort keine beſondern Stände mehr und hatten auch nicht mehr ihre eigenen Stadtviertel. Dagegen gewannen die nördl. Stadtgegenden in demſelben Grade an Wichtigkeit, als Handel und Gewerbweſen, ſelbſt in ihrer vorläufigen anarchiſchen Geſtalt, das allgemeine Band des neuen Volkslebens bildeten und Betriebſamkeit und voranſtrebender Geiſt zwiſchen allen Klaſſen der Geſellſchaft eine engere Gemeinſchaftlichkeit begründeten. Die Concentrirung aller Staatsgewalten führte nach P. eine beträchtliche Anzahl von Einheimiſchen und Fremden, die, wenn ihre Geſchäfte abgethan waren, begierig Vergnügungen und Zerſtreuungen ſuchten, die ſie vorzüglich an zwei Stellen auf dem rechten Ufer fanden. Die nördl. Boulevards waren ſeit ihrer Anlage unter Ludwig XIV. ein Erholungsort für die Pariſer. Ihre bequeme Lage, ihre ſchönen Baumreihen zu beiden Seiten, ihr herrlicher Weg in der Mitte, ihre Kaffeehäuſer, Reſtaurants, Theater, Buden, Spiele und Gaukelbühnen aller Art machten ſie theils zu einem Modeſpaziergang der vornehmen Geſellſchaft, theils zu einem immerwährenden Jahrmarkt; im Verlauf der Revolution wurden ſie beides in größerm Maßſtabe. Das eigentliche pariſer Leben hatte jedoch damals ſeinen Mittelpunkt im Palais-Royal, das nicht allein der Hauptſammelplatz der Müſſiggänger und der große Bazar für den Detailhandel mit Luxuswaaren, ſondern auch die Börſe der Wechsler, Mäkler und Wucherer war, und die ſpätere ordentliche Börſe und Bank konnte in keiner andern Gegend der Stadt ihre Stelle finden. Der Nordweſten von P. verſchlang ſo den Vortheil, in welchen ſich bisher die Cité und die Vorſtadt St.-Germain theilten. Die mannichfaltigen Modeſachen und Vergnügungen, die ſonſt über mehrere Stadtviertel zerſtreut waren und verſchiedenen Märkten, Straßen und Spaziergängen Unterhalt und Lebhaftigkeit brachten, fanden ſich jetzt auf einem Punkte des rechten Ufers vereinigt, wo ſich alle Künſtler, Handwerker und Kaufleute, die von den Launen der Reichen leben, hindrängten. Dieſe Abſorbirung der jenſeitigen Stadt durch die dieſſeitige, die in der Revolution begann, unter dem erſten Kaiſerreich und der Reſtauration fortdauerte, konnte nach den Julitagen von 1830 nicht nachlaſſen. Die immer höher ſteigende Wichtigkeit des Handels, der Induſtrie und Bank überreizte die Lebenskraft der Stadtviertel, welche ſchon die Hauptfinanzanſtalten beſaßen. Das Faubourg St.-Honoré und die Chauſſée d'Antin, bereits unter dem erſten Kaiſerreich mächtig, wurden unter der Reſtauration eine Art neutraler Terrains, wo der neue Militär- und Geldadel ſich die Hände reichten und gegen den alten Hofadel verbündeten. Die Boulevards in der Nähe der Plätze des regſten Geſchäftslebens und ſchnellſten Geldumſatzes erhielten ein prächtigeres Ausſehen, denn mit jedem Jahr vermehrte ſich die Anzahl und Eleganz der Privathäuſer, der Kaffee- und Speiſewirthſchaften, der Theater und Kaufläden, die ſich hier anſiedelten. Zwar blieb das Palais-Royal noch, zumal des Abends, ſehr lebhaft und glänzend, allein gegen das Ende der Reſtauration wurde es den Pariſern altmodiſch, und das Publikum, welches nun unter den Arcaden auf- und abſtrömte, gehörte keineswegs zu der eleganten pariſer Welt. Die unter Ludwig Philipp ausgetriebenen leichtfertigen Frauenzimmer zogen die Menge

der Pflastertreter, die hauptsächlich ihretwegen hierher kam, nach den Boulevards und gaben die Veranlassung, daß die modischen Kaufläden aus dem Palais-Royal und andern Theilen der Stadt ebenfalls dahin verlegt wurden. So bildete sich allmählich die eleganteste und prächtigste Handelsstraße in P., welche die früher auf dem engen Raume des Palais-Royal zusammengedrängte Scene ins Unermeßliche vervielfältigt, erweitert und verschönert darstellte. Die nordwestl. Bezirke sahen bei sich die reiche Einwohnerschaft, den Luxushandel und die benachbarten Stadtviertel weiter gegen Osten ihre gewerbtreibende Bevölkerung erstaunlich anwachsen. Hingegen der ganze mittlere Theil des alten P. und die Gegenden des linken Ufers versanken entweder, wie die Cité, die Quartiere der Hallen, des Marché St.-Jean, des Rathhauses, des Louvre, der Münze, der Arzneischule, der Sorbonne, der ganze Abhang der Montagne Ste.-Geneviève bis zur Seine, immer tiefer in Schmuz, oder sie verkümmerten einsam, wie das Gros-Caillou, das Quartier St.-Marcel, die Insel St.-Louis und das Marais. Die Stadt hatte keine Kraft der Einheit und des Zusammenhangs, war nicht homogen, sondern bildete, wie schon früher, mehrere Städte mit einem Collectivnamen und einer gemeinsamen Ummauerung. Rund herum, je näher der Mauer, desto breiter und sauberer die Straßen, desto neuer und niedriger die Häuser, desto geringer die Anzahl der Einwohner. Je näher dem Mittelpunkte der Stadt, desto finsterer, enger und schmuziger die Gassen, desto größer das Gewimmel auf denselben, desto schwärzer und pestilenzialischer die Häuser, keins unter vier Stockwerken, die meisten fünf- und sechsstöckig, und alle mit Menschen vollgepfropft, sodaß 1832—52 die 28 Quartiere im Centrum, d. h. in einem nicht den fünften Theil des damaligen Flächenraums der Stadt betragenden Raum, mehr als die Hälfte der pariser Bevölkerung (400000 Menschen) in sich faßten.

Das Aedilitätsproblem lag klar am Tage: es kam darauf an, die Volksmenge im Centrum durch Hinschieben nach der Peripherie zu verdünnen und sie im allgemeinen hygienischen, moralischen und polit. Interesse über das ganze Gebiet der Stadt zu vertheilen. Die Revolution, das Consulat und erste Kaiserreich begriffen die Aufgabe, hatten aber keine Zeit, sie zu lösen, und konnten nur Voranstalten dazu machen, indem sie eine große Anzahl Kirchen, Klöster und Häuser niederrissen, freie Plätze in der alten Steinmasse schufen und neue Straßen anlegten oder anbahnten. Unter der Restauration geschah nichts in diesem Sinne. Thätiger war die Julidynastie für die Verbesserung der Stadt; aber sie ging langsam, schüchtern, ohne Totalabsichten zu Werke, und ihre Unternehmungen befriedigten in allzu geringem Maße die dringenden Bedürfnisse freierer Bewegung und Auslebung, welche die Anlage der Eisenbahnen und die hieraus erfolgte massenhafte Zunahme des Verkehrs hervorriefen. Dagegen begann mit dem Regierungsantritt Napoleon's III. ein großartiges Bauwesen. Die Verlängerung der Rivolistraße bis zur Straße St.-Antoine, die Hauptstrecke der großen, mit der Seine parallelen und P. von Westen nach Osten durchschneidenden Verkehrslinie, und die Aufmachung des Centralboulevard, der sich unter verschiedenen Namen von Norden nach Süden in einer ununterbrochenen Linie und in einer Länge von mehr als einer deutschen Meile durch die ganze Stadt hindurch (die Cité mit inbegriffen) ausdehnt, waren die ersten Ansätze zu einer gründlichen, planmäßigen Umgestaltung, die seitdem mit raschen Schritten ihren Fortgang genommen hat. Ungeheuere Flächen der alten Stadt wurden seitdem aufgeräumt; ganze Quartiere von baufälligen und schlechten Häusern, eine Masse von krummen, unsaubern und übelberüchtigten Gäßchen verschwanden, und an ihre Stelle traten breite, geräumige Straßen, stattliche, dem Menschen würdige Wohnungen, in welche mit Luft Gesundheit und mit Sonnenlicht Behagen eindrangen. Da in den Bezirken des Louvre, des Rathhauses und der Hallen mehr alte Häuser niedergerissen als neue wieder aufgebaut wurden, weil in diesen mittelsten und volkreichsten Quartieren der Stadt kein Plätzchen unbenutzt geblieben war, so sahen sich die Einwohner gezwungen, nach andern, weniger bewohnten Theilen hinzuziehen und hier wie dort Leben und Verkehr hinzubringen. Auch konnte nicht ausbleiben, daß, sobald excentrische Gegenden durch neue Wege dem Centrum der Stadt angenähert waren, man auch diese Terrains zu Bauten verwendete. Das ganze Quartier zwischen den Straßen St.-Lazare, Clichy und des Martyrs, das von den daselbst angesiedelten Künstlern und Schriftstellern den Namen Neu-Athen erhalten hatte, die Ebene von Monceaux, das neue Quartier Beaujon, die Place de l'Etoile, die auf diesen Platz zusammenlaufenden Boulevards und Avenuen, das ehemalige Quartier François I. in den Champs-Elysées wurden rasch bebaut. Wo vor kurzem weder Haus noch Straße, sondern blos Gärten und leere Landstrecken sich befanden, traf man alsbald stattliche und geräumige Herren- und Miethhäuser, und kaum waren die neuen Häuser fertig, so wurden sie auch bezogen. Unter solchen Umständen erschien

die bereits seit 1853 in Frage gestellte Erweiterung des Weichbildes von P. als eine dringende Maßregel. Das Gesetz vom 16. Juni 1859 verordnete die Vereinigung der Banlieue mit der Stadt und erweiterte die Grenzen von P. bis an das Glacis der unter Ludwig Philipp gebauten Ringmauer der Festungswerke. Man riß die Zollmauer nieder, und es dauerte nicht lange, so waren die Ortschaften der ehemaligen Banlieue, zum Theil sehr ansehnlich, wie Batignolles und Montmartre, jede von 50000 E., mit den diesseitigen Vorstädten zusammengebaut und sowol untereinander als mit den Hauptpunkten der Stadt durch breite und schöne Communicationswege verbunden. Die Omnibuscompagnie verlegte die äußersten Stationen von einigen ihrer Fahrbahnen bis an die neue Ringmauer, und längs dieser Mauer inwendig rund um P. herum legte man eine Eisenbahn (chemin de ceinture), die auf zwei Brücken über die Seine hinüberführt und die sechs großen Eisenbahnhöfe auf beiden Flußufern verbindet. So kann man sich jetzt innerhalb P. ziemlich rasch von einem Punkte der Stadt nach einem andern hinbegeben, und die Bevölkerung vertheilt sich nach den entlegensten Enden hin.

P. liegt in und an der Seine, welche die Stadt von Ostsüdosten nach Westen durchfließt und in zwei kleinere und zwei große Hälften trennt, von denen der nördliche der größte ist. Die befestigte Ringmauer, die ganz P. einschließt, besteht aus einer Militärstraße, Wall, Graben und Glacis; sie ist mit Basteien und Courtinen versehen und durch 66 Thore zu ebenso vielen Eingängen in die Stadt geöffnet, wo sich jetzt die Zollbureaux befinden. Ihr Umfang beträgt beinahe 36 Kilometer (gegen 5 M.). Der längste Durchmesser der Stadt erstreckt sich von Osten nach Westen; seine beiden äußersten Punkte sind von der Porte de Vincennes nach der Porte de Maillot. Diese Entfernung beträgt 9 Kilometer, während der kleinere Durchmesser von Norden nach Süden (von Clignoncourt nach Montrouge) nur $6\frac{1}{2}$ Kilometer ausmacht. Der Flächenraum von P. ist infolge seiner Erweiterung bis zu den Festungswerken von 3400 Hektaren auf 7800 angewachsen, und die Anzahl der Einwohner belief sich nach der Zählung von 1866 auf 1,825274, beinahe das Doppelte der Bevölkerung von 1851. Die Anzahl der Häuser stieg in demselben Zeitraume von 25000 auf 80000. Nach der gegenwärtigen Eintheilung zerfällt P. in 20 Municipalarrondissements, von denen jedes aus 4 Quartieren besteht und einen Maire mit zwei Adjuncten hat. Mit der Verwaltung sind zwei hohe Regierungsbeamte betraut: der Seinepräfect und der Polizeipräfect, beide von gleichem Range, aber mit verschiedenen Amtsbefugnissen. Ihre Obliegenheiten sind ebenso unbeschreiblich schwer als vielfältig. Unter andern gehört dazu, in mehr als 2000 Straßen, die Tag und Nacht von einer Unzahl Karren und Wagen befahren werden, freien und sichern Verkehr zu erhalten, und aus diesen Straßen den Unrath von beinahe 2 Mill. Menschen, von mehrern hunderttausend Pferden und Eseln, von so vielen unreinlichen Handthierungen, vom Regen, Schnee und Frost wegzuschaffen. In P. werden ein Jahr in das andere 600,000000 Pfd. Brot, 2,700000 Hektoliter Wein, ohne Bier und Branntwein, 700,000000 Pfd. Rind-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleisch, 300,000000 Pfd. grünes Gemüse, 420,000000 Pfd. frisches Obst, 26,000000 Pfd. Backobst und Hülsenfrüchte, 230,000000 Pfd. Zucker, Kaffee und Chocolade verzehrt, 30,000000 Frs. für See- und Flußfische, 21,000000 für Geflügel und Wildpret, 38,000000 für Butter und Eier ausgegeben, und 45,000000 Bund Heu und Stroh, 300,000000 Pfd. Hafer verbraucht. Die Verproviantirung dieses ungeheuern Consumtionscentrums zu erleichtern und die regelmäßige Vertheilung aller zur Leibesnahrung und Lebensnothdurft gehörigen Dinge zu befördern, ist allein eine Aufgabe, von der man nicht begreift, wie sie selbst bei der eifrigsten Vorsorge gelöst werden kann. Bedenkt man nun noch die Menge der übrigen Aufgaben, welche die pariser Stadtverwaltung zu lösen hat, so darf man sich nicht wundern, daß P. jährlich mehr ausgibt als mancher Staat, der in Europa eine ganz achtbare Rolle spielt. In der That muß man auf der europ. Staatsleiter bis Spanien hinaufsteigen, um ein höheres Budget anzutreffen als das pariser, das sich 1866 für Einnahme wie Ausgabe auf 218,159000 Frs. belief.

Zu den Hauptzierden und Hauptverkehrslinien der Stadt gehören die Quais oder Uferstraßen, die, mit Bäumen bepflanzt und mit einer beträchtlichen Anzahl der vornehmsten und prächtigsten Gebäude geschmückt, sich in einer Strecke von 2 franz. M. zu beiden Seiten des Flusses ausdehnen und die mannichfaltigsten und imposantesten Ansichten gewähren; sodann die Boulevards (s. d.), breite, mit zwei Reihen Bäumen besetzte Straßen, alte und neue. Die alten Boulevards sind an den Platz der frühern Stadtwälle getreten. Die halbkreisförmige, von der Magdalenenkirche nach dem Bastilleplatze hinlaufende Linie ist die belebteste und berühmteste Strecke derselben und übertrifft an Schönheit, Glanz und Abwechselung um vieles die seit 1852 angelegten neuen Boulevards, unter welchen sich Boulevard de Strasbourg, Boulevard

de Sébastopol, Boulevard Magenta, Boulevard du Prince Eugène, Boulevard Malesherbes, Boulevard Hausmann, Boulevard St.-Michel am meisten bemerklich machen und durch den schon volkreichen Anblick überraschen. Eine eigene Art Straßen sind die blos für Fußgänger bestimmten und mit Glas gedeckten Passagen, deren es in P. über 150 gibt. Mehrere, z. B. die Passage des Panoramas, Passage Jouffroy, Passage de l'Opéra, Passage Choiseul, Passage Vivienne, dienen, besonders abends und bei schlechtem Wetter, zu Spazierplätzen oder Bestellungsorten, sind daher vortheilhafte Residenzen für den Kleinhandel und mit schimmernden Kaufläden besetzt. Die ältern Straßen von P., obwol mit hohen und theilweise schönen Häusern umgeben, haben durchgängig unregelmäßige Anlage, geringe Breite und schmale Trottoirs, und von den größern läßt sich keine einzige vollkommen übersehen. Dies gilt von den altberühmten Straßen St.-Honoré, Richelieu, St.-Denis, St.-Martin, St.-Antoine, wo eine außerordentliche Geschäftigkeit und Betriebsamkeit herrscht; andere Straßen aus jüngerer Zeit, wie die Rue Vivienne, Rue Lafitte, Rue de la Chaussée d'Antin, Rue Royale, Rue de la Paix, sind zwar breiter und gerader, haben größere Bürgersteige und glänzendere Kaufmannsgewölbe, stehen jedoch weit zurück hinter den seit 1852 gebauten neuen Straßen Lafayette, Turbigo, Réaumur, Maubeuge, Rivoli, Rome, Rennes, Monge u. s. w., die, sehr geräumig, mit vortrefflichen Fußwegen versehen und im ganzen sehr regelmäßig, sich dem Auge in unerreichbarer Ferne darstellen und eine überraschende Anschauung von der Ausdehnung der ungeheuern Stadt gewähren. Außerdem errichtete man auf den Kreuzwegen runde Plätze mit erhöhten Schutzstellen für Fußgänger, und in verschiedenen Gegenden der Stadt größere und kleinere Squares, nämlich Rasenplätze mit Bäumen, Gebüsch, Blumenbeeten, geschlängelten Wegen verziert, von eisernen Geländern eingefaßt und für jedermann zugänglich. So entstanden um die Ruinen des Thermenpalastes, das Conservatorium der Künste und Gewerbe, den alten Kirchthurm St.-Jaques de la Boucherie, den Temple, das Château d'Eau u. s. w. hübsche Gärten, an deren Grün sich das Auge für die grauen Mauern der unabsehbar langen Straßen erholen kann. Die ältern Spaziergänge, die Champs-Elysées, der Tuileriengarten, der Luxembourggarten, der Jardin des Plantes, erhielten einen erheblichen Zuwachs an dem Park von Monceaux, einem ehemaligen Privatgarten der Orleans'schen Familie, der eine öffentliche Promenade geworden, an den gartenartigen Anlagen der Höhen von Chaumont und an den in engl. Parks umgeschaffenen Gehölzen von Boulogne und Vincennes, die freilich außer den Ringmauern von P. liegen, aber wegen des leichten Verkehrs mit der Stadt noch dazu gerechnet werden können.

P. hat eine sehr bedeutende Anzahl öffentliche Plätze, von denen durch geschichtliche Ereignisse oder durch ihr monumentales Aussehen oder ihren Kunstschmuck besonders merkwürdig sind: der Grèveplatz, jetzt Rathhausplatz, früher Richtplatz; Place-Royale, mit der Reiterstatue Ludwig's XIII., von welchem der Platz angelegt wurde; der Vendômeplatz, Hauptdenkmal der Regierung Ludwig's XIV., mit der von Napoleon I. errichteten Vendômesäule; der Siegesplatz, mit der Reiterstatue Ludwig's XIV.; das Marsfeld (s. d.), ein weitläufiger Exercirplatz, 1867 für die Weltausstellung benutzt; der Bastilleplatz, mit der Julisäule; der Platz auf dem Pont-Neuf, mit der Reiterstatue Heinrich's IV.; der Carroufelplatz, mit dem kleinen Triumphbogen; der Concordeplatz, in dessen Mitte jetzt der Obelisk von Luksor aufgerichtet ist, nicht weit von der Stelle, wo während der Schreckenszeit die Guillotine ihren dauernden Stand hatte und Ludwig XVI. und Marie Antoinette hingerichtet wurden; Place de l'Etoile, mit dem großen, von Ludwig Philipp aufgeführten Triumphbogen zum Andenken der ersten Revolutions- und Kaiserzeit. Dabei sind noch zu erwähnen die Plätze des Châtelet, St.-Sulpice, Louvois, Chaillon, der Rue de Grenelle, der Rue-Richelieu und des Square des Innocents, wegen der darauf befindlichen monumentalen Springbrunnen. Die Brücken zur Verbindung der vier durch den Fluß getrennten Stadttheile erhielten in neuester Zeit die wichtigsten Verbesserungen; sie wurden meistens entweder restaurirt oder ganz umgebaut, ihre Abläufe gemildert, ihre Zugänge verbreitert und ihre Zahl auf 25 gesteigert, von welchen der Pont-Neuf die längste und bekannteste Brücke ist. P. besitzt einen ungemeinen Reichthum an öffentlichen Gebäuden. Unter den Kirchen ist St.-Germain des Prés das beträchtlichste Ueberbleibsel des roman. Baustils. Haupttypen der goth. Architektur sind die Kathedrale Notre-Dame und die ehemalige königl. Schloßkirche Ste.-Chapelle, erstere zum Theil noch frühgothisch einfach, letztere reich ausgebildet. St.-Séverin und St.-Germain-l'Auxerrois gehören der Spätgothik an, ebenso St.-Gervais und St.-Méry. Die Renaissance ist durch St.-Eustache und St.-Etienne du Mont prachtvoll und merkwürdig vertreten. Von den im ital. Jesuitenstil aufgeführten Kirchen ist St.-Paul-St.-Louis die früheste

und eins der ſchönſten Bauwerke aus der Zeit Ludwig's XIII. Die Domkirchen des Val de Grâce und des Invalidenhauſes ſtammen aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., und letztere kann in ihrer Art für ein Meiſterſtück dieſer Prunkepoche gelten. St.-Sulpice iſt eine anſehnliche Probe des Kirchenbauſtils unter Ludwig XV., und Ste.-Geneviève (bekannter unter dem Namen «Pantheon») ein achtungswerther Beleg für die Geſchicklichkeit der franz. Architektur zur Zeit Ludwig's XVI. Die Magdalenenkirche charakteriſirt den antikiſchen Stil des erſten Kaiſerreichs. Dieſelbe wurde erſt von Ludwig Philipp beendigt, unter deſſen Regierung auch die nach dem Vorbilde der alten Baſiliken gebauten Kirchen Notre-Dame de Lorette und St.-Vincent de Paul hinzukamen. Als beachtenswerthe Beiſpiele des heutigen eklektiſchen Bauſtils ſind endlich die Kirchen Ste.-Trinité und St.-Auguſtin zu erwähnen. Was die profanen Staatsgebäude, zunächſt die Paläſte anlangt, ſo ſtehen obenan die Tuilerien (ſ. d.) und der Louvre (ſ. d.), an welchen ſeit Franz I. faſt alle franz. Regenten gebaut haben, und die von Napoleon III. zu einem Rieſenpalaſt vereinigt wurden. Sodann folgen das Palais de Juſtice, die alte Königsreſidenz der Merovinger und Capetinger, gegenwärtig Sitz der Gerichtshöfe und durch einen Neubau mit der Conciergerie und Polizeipräfectur verbunden; das Hôtel de Ville, in neuerer Zeit faſt um das Vierfache vergrößert, aber mit Rückſicht auf den Spätrenaiſſanceſtil des ältern Baues; der Luxembourg (ſ. d.), Sitz des Senats, in gutem ital. Stil des 17. Jahrh. gebaut, aber durch ſpätere Zuſätze entſtellt. Das Palais Mazarin, Sitz des Inſtituts, die Colonnade des Louvre, das Hôtel des Invalides, das Elyſée (ſ. d.), das Palais Bourbon, jetzt Palaſt des Geſetzgebenden Körpers, das Garde-Meuble, die Münze, die Militärſchule und der vordere Theil des Palais-Royal (ſ. d.) ſind Bauwerke aus den Zeiten Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. und theilweiſe von vielem Intereſſe; die Arcaden des Palais-Royal entſtanden unter Ludwig XVI.; die Börſe, das Palais du Quai d'Orſay, Sitz des Staatsraths und Rechnungshofs, wurden von Napoleon I. begonnen, aber erſt von der Reſtauration und Julidynaſtie beendigt, welche letztere ſich in dem Palaſt der Ecole des Beaux-Arts das beſte architektoniſche Denkmal ſetzte. Unter den öffentlichen Gebäuden der jüngſten Vergangenheit zeichnen ſich das Stempelamt, das Handelsgericht und mehrere palaſtartige Kaſernen aus.

Von merkwürdigen Privatbauten des Mittelalters iſt, außer dem Hôtel-Cluny, das theils aus dem 15., theils aus dem 16. Jahrh., alſo aus den Zeiten des ſpätgoth. Geſchmacks und des Renaiſſanceſtils herrührt und jetzt als Muſeumslocal dient, nur noch das Hôtel de Sens unweit des Arſenals übrig. Die intereſſanten Ueberbleibſel der Privatarchitektur aus der Renaiſſanceepoche ſind ebenfalls ſelten und beſchränken ſich auf zwei ehemalige Herrenhäuſer im Marais: das Hôtel-Lamoignon und Hôtel-Carnavalet. Die Häuſerfaçaden an der Place-Royale vertreten in ſehr bemerkenswerther Weiſe die bürgerliche Baukunſt vom Anfange des 17. Jahrh. Was jedoch in P. am meiſten daran erinnert, daß es vormals die Reſidenz eines glänzenden Hofs war, mit welchem die Großen und Vornehmen des Reichs in Pracht und Herrlichkeit wetteiferten, das ſind die in mehrern Stadtvierteln noch ziemlich zahlreich vorhandenen Privathotels des alten Hofadels, der hohen Magiſtratur und Finanz unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.: Hôtel-Lambert, jetzt Eigenthum der Prinzeſſin Czartoryſka, auf der Inſel St.-Louis; Hôtel-Marbeuf, heutzutage engl. Geſandtſchaftshotel, im Faubourg St.-Honoré; Hôtel de Lavrillière, von ſeinem ſpätern Beſitzer auch Hôtel-Talleyrand genannt, jetzt dem Baron von Rothſchild zugehörig; Hôtel de Toulouſe, die heutige Bank; Hôtel-Praslin, Hôtel-Montmorency, Hôtel-Matignon, Hôtel-Chevreuſe u. ſ. w., im Faubourg St.-Germain. Seit dem vorigen Jahrhundert hatte man in P. keine ſo großen und prächtigen Privathotels gebaut als die in neueſter Zeit für die Herren Péreire, Fould, Pillet-Will und andere Bankiers oder Millionäre aufgeführten; doch iſt darunter keins, welches in eigenthümlicher Architektur einem der ebengenannten altadelichen Herrenhäuſer gleichkommt. Was die in den letzten Jahren erbauten neuen Miethhäuſer betrifft, ſo iſt dabei anſtatt Kalk und Holz überall Stein angewandt und ihre Größe und Stattlichkeit im ganzen wie im einzelnen nicht wenig abſtechend von der frühern Schlichtheit und Prunkloſigkeit, weil der unaufhörlich ſteigende Luxus immer größere und prächtigere Wohnungen fordert. Der Anblick der neuen Straßen iſt ſehr glänzend; allein ſo reich und mannichfaltig verziert, ſo elegant oft auch die unlängſt gebauten Häuſer ſind, fehlt es doch durchgängig, faſt ohne Ausnahme, da wie anderswo an Originalität, an ſelbſtändiger Auffaſſung, kurz an Stil. An Pracht und Glanz der äußern Erſcheinung gibt das heutige P. keiner andern Stadt nach und verbindet damit den Vorzug allſeitiger Annehmlichkeit. Zwar iſt es nicht mehr wie im 13. und 14. Jahrh. der Hauptſitz der Gelehrſamkeit, auch nicht mehr ſo ausſchließlich als im 17. und 18. der Mittelpunkt und das Muſter der ſchöngeiſtigen und geſelligen Bildung für ganz Europa; aber

die hier jedermann zu freieſter Benutzung offenſtehenden großartigen Anſtalten für alle Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe, die lehrreichen Beiſpiele des meiſterhafteſten Betriebs mancher Fächer, die erſtaunliche Menge und Abwechſelung der Vergnügungen und Zerſtreuungen, die Vortrefflichkeit und der Ueberfluß an allem, was nur der Menſch zur Ueppigkeit und Schwelgerei gebraucht, machen es noch immer weit mehr als irgendeinen andern Ort der Welt zum beſtändigen und gemeinſamen Sammelplatz und Vereinigungspunkt einer großen Anzahl von Fremden aller civiliſirten Nationen, die im Durchſchnitt nicht umhin können, die Höflichkeit und Zuvorkommenheit, die angenehme Art des Umgangs, die Sicherheit, die äußere Ordnung im pariſer öffentlichen und geſelligen Leben zu rühmen und zu bewundern.

Die berühmteſte und bedeutendſte der gelehrten Innungen und Geſellſchaften iſt das Inſtitut von Frankreich (ſ. d.), der Areopag der Wiſſenſchaften und Künſte. Das mit der Sternwarte verbundene Bureau des Longitudes hat zum Gegenſtande ſeiner Arbeiten Vervollkommnung der aſtron. Tabellen und Karten, Bekanntmachung aſtron. und meteorolog. Beobachtungen, Correſpondenz mit einheimiſchen und ausländiſchen Sternwarten und öffentliche Vorleſungen über Aſtronomie. Die vornehmſten Sammlungen von Kunſt- und Wiſſenſchaftsgegenſtänden ſind: die Muſeen des Louvre (ſ. d.); die mit der großen Bibliothek verbundenen Cabinete der Kupferſtiche, der Münzen, Medaillen, geſchnittenen Steine und anderer Antiquitäten; das Muſeum des Hôtel-Cluny, Kunſtwerke und Geräthſchaften aller Art aus den früheſten Zeiten des Mittelalters bis zum 17. Jahrh.; das Muſeum des Luxembourg, Bilder und Sculpturen von lebenden franz. Künſtlern; das Artilleriemuſeum, Rüſt- und Gewehrkammer; das Naturhiſtoriſche Muſeum des Pflanzengartens; die Modell- und Maſchinenſammlung des Conservatoire des arts et métiers; die große Bibliothek mit 2,000000 Bänden Druckwerke und 100000 Handſchriften, und noch fünf andere Bibliotheken. Schauſpielhäuſer (ſ. Franzöſiſches Theater) gibt es mehr als dreißig. Der höhere Schulunterricht in P. begreift die an den Platz der alten Univerſität getretene Pariſer Akademie mit fünf Facultäten, die Pharmaceutenſchule und die Normalſchule (Schule für Gymnaſiallehrer), nebſt mehrern großen Unterrichtsanſtalten, die zu dem 1808 von Napoleon I. organiſirten allgemeinen Schulweſen (Université de France) in keinem Abhängigkeitsverhältniß, ſondern unter der Autorität der betreffenden Miniſter ſtehen. Dahin gehören das Collége de France, deſſen höherer wiſſenſchaftlicher Unterricht von ähnlicher Art, jedoch freier und beweglicher als der Facultätsunterricht iſt, und folgende Specialſchulen: die Urkundenſchule (École des chartes) für Paläographen, Archivare und Diplomatiker; die Schule der lebenden orient. Sprachen; die Polytechniſche Schule für verſchiedene Militär- und Civilfächer des Staatsdienſtes; die Stabsſchule (École d'état-major) für Offiziere; die Bergbauſchule; die Schule der Brücken- und Wegebaukunſt; die Gewerbſchule (Conservatoire des arts et métiers); die École des beaux-arts für den theoretiſchen und praktiſchen Unterricht in den bildenden Künſten; das Conservatoire de musique et de déclamation, Schule für Muſik und theatraliſche Declamation, u. ſ. w.

P. iſt nicht allein die politiſche, wiſſenſchaftliche, literariſche und artiſtiſche Hauptſtadt, ſondern auch die wichtigſte Handels- und Fabrikſtadt von Frankreich. Abgeſehen von derartigen Staatsanſtalten wie die Gobelinsmanufactur und die Porzellanfabrik in Sèvres, beſteht der allgemeine Charakter der pariſer Induſtrie darin, daß ſie eine vollſtändige Muſterprobe von allen einheimiſchen Gewerbsbetrieben und Fabrikationsgattungen in hohem oder im höchſten Grade der Vortrefflichkeit darbietet. Von der feinen Gartenzucht bis zum koloſſalſten Maſchinenbau findet ſich hier alles vertreten. Dabei hat P. noch eine ſpecielle, nach ihm benannte Induſtrie, die «pariſer Artikel», nämlich Modewaaren, Spielſachen, alle Kleinigkeiten, Düfte und Flitter für die Launen und Gelüſte der Reichen; ſodann auch die höhern Luxusgegenſtände, Bronzen, Juwelier- und Goldſchmiedearbeiten; endlich und vor allem die zahlreichen Gewerke, die für Errichtung, Ausſtattung und Inſtandhaltung der Wohnungen zuſammenwirken, vom Terraſſenbau an bis zur Tapeziererei, durch die Maurerei, Zimmerei, Parquetiererei, Flieſenlegerei, Dachdeckerei, Tiſchlerei, Schloſſerei, Kaminſetzerei und Malerei hindurch. Hallen, d. h. bedeckte Oertlichkeiten, in welchen Lebensmittel abgeladen und im großen verkauft werden, und Märkte (marchés), d. h. freie Plätze mit beweglichen Zeltſchoppen oder auch gedeckte Gebäude mit langen Gängen für den Kleinhandel mit täglichen Mund- und Hausbedürfniſſen aller Art, gibt es natürlich in einem Verbrauchsmittelpunkte wie P. ſehr viele, aber nicht alle haben gleiche Berühmtheit, Geräumigkeit und Reichhaltigkeit. Die größten und vollſtändigſten Hallen ſind die Centralhallen, ſchlechtweg die «Halle» genannt, in den letzten Jahren ganz neu gebaut und bis zu zehn untereinander verbundenen Pavillons erweitert, welche zuſammen das eigenthümlichſte, zweckmäßigſte und lobenswertheſte der neueſten Baudenkmäler ausmachen. Ihre Bevölkerung,

deren weiblicher Theil unter dem Namen «Poissarden» in der ersten Revolution furchtbar berühmt geworden, hat sich in demselben Verhältnisse als die übrigen Volksklassen der Hauptstadt verfeinert und gesittigt. Von den andern Hallen sind noch zu erwähnen die Kornhalle, eine massive Rotunde, 1762 gebaut, und die unter Napoleon I. angelegte Weinhalle, ein gartenartiger Raum mit einer Menge einstöckiger Häuschen, welche Straßen oder vielmehr Gänge unter Blumen und Gebüschen bilden. Die interressantesten Märkte sind der Pferde- und Hundemarkt, der alte Kleidermarkt (Marché du Temple), der Vogelmarkt und die Blumenmärkte. Der Massenverkauf des Schlachtviehs fand 1867 noch in Sceaux, Poissy und La-Chapelle statt. Diese drei Viehmärkte sollten aber aufgehoben und durch einen einzigen Viehmarkt in La-Villette ersetzt werden, wohin auch die neuen Schlachthäuser bereits verlegt waren.

Wenn P. der Sitz des Luxus und aller Untugenden ist, welche dieser im Gefolge hat, so ist es hinwieder auch der Sitz der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Die Menge von Anstalten, die hier für Kranke und Nothleidende aller Art gestiftet worden sind, versetzt wirklich in Erstaunen. In keiner Stadt der Welt herrscht eine solche Mannichfaltigkeit der Krankenhäuser und Versorgungsstifte, solch eine Größe in der Ausführung und solch ein Raum für diejenigen, welche ihrer bedürfen. Die Haupthospitäler für Kranke jeder Art sind das Hôtel-Dieu, das älteste Spital in Europa, für welches 1867 ein kolossaler Neubau aufgeführt wurde, die Pitié, die Charité, die Spitäler Lariboisière, Necker und Beaujon. In St.-Louis und mehrern andern Spitälern werden nur Kranke besonderer Gattung aufgenommen und behandelt, sodaß fast jede Hauptkrankheit ihr eigenes Spital hat und selbst für Convalescenten, welche die Krankheit in andern Spitälern überstanden haben, Institute da sind, wo sie sich vollends erholen können. Ebenso beträchtlich ist die Zahl der Hospices, d. h. der Verpflegungs- und Zufluchtshäuser für mittellose oder wenig bemittelte alte Leute, für Waisenkinder, Geistesirre, Blödsinnige, Taubstumme, Blinde und andere Unheilbare. Die umfassendsten und berühmtesten Anstalten dieser Art sind Bicêtre und Salpêtrière. Das Armenwesen geht zu P., wo des Elends unendlich viel und mehr ist, als man auf den ersten Blick ahnen kann, nothwendigerweise sehr ins Große und Weitläufige. In jedem Districte der Stadt besteht ein Wohlthätigkeitsverein (Bureau de bienfaisance) für die Einnahme und Austheilung der Almosengelder, die alljährlich zu diesem Behufe von der Verwaltungsbehörde oder von mildthätigen Privatpersonen beigesteuert oder durch die Damen vom Wohlthätigkeitsvereine (Dames de charité), gewöhnlich die vornehmsten ihres Kirchsprengels, nach dem Gottesdienste eingesammelt, oder auch durch Bälle zum Besten der Armen, durch Lotterien und Ausstellungen geschenkter weiblicher Arbeiten zusammengebracht werden. Auch sind in jedem Stadtviertel mehrere Hülfshäuser, wo die Barmherzigen Schwestern Kleidungsstücke, Arzneien, Brennmaterialien an die Armen vertheilen und Aerzte Consultationen geben. Endlich gibt es mancherlei Privatvereine ähnlicher Tendenz. Gefängnisse bestehen in P. gerade so viele als Haupthospitäler; die größten sind die Conciergerie, das Zellengefängniß Mazas und das Militärgefängniß der Abbaye. Von den drei pariser Begräbnißplätzen hat der Père-Lachaise (s. Lachaise) den meisten Ruf und verdient ihn wegen der Schönheit seiner Lage und Anlage, des Reichthums seiner Grabdenkmäler und der Menge seiner berühmten Todten.

Für die Geschichte von P. sind besonders folgende ältere Specialwerke wichtig: Corrozet, «Les antiquitez, chroniques et singularitez de P.» (2. Aufl. 1561, seitdem in verschiedenen Ausgaben, von denen die von 1586 die beste); Dubreul, «Le théâtre des antiquitez de P.» (Par. 1612; vermehrt von Maliugre, 1640, mit Kupfern); Félibien, «Histoire de la ville de P.», vermehrt und herausgegeben von D. Lobineau (5 Bde., Par. 1725); Sauval, «Histoire et recherches des antiquités de la ville de P.» (3 Bde., Par. 1724); Lebeuf, «Histoire de la ville et de tout le diocèse de P.» (15 Bde., Par. 1754—58; neu herausg., erläutert und ergänzt von Cocheris, Bd. 1 und 2, 1863); Dulaure, «Histoire physique, civile et morale de P.» (7 Bde., Par. 1820—22; 7. Aufl., erläutert und ergänzt von Leynadier, 8 Bde., 1858); Lavallée, «Histoire de P.» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1857). Neuerdings ist hinzugekommen: «Histoire générale de la ville de P.», von der städtischen Verwaltungsbehörde herausgegeben (2 Bde., Par. 1866 fg., mit Plänen, Kupfern, Holzschnitten und Karten). Aus den vielen Schriften über einzelne Punkte, als Verwaltung, Medicinalanstalten, Armenwesen, Consumtion u. s. w., sind als von allgemeinerm Interesse hervorzuheben: Parent-Duchatelet, «La prostitution dans la ville de P.» (2 Bde., Par. 1836); Say, «Études sur l'administration de la ville de P.» (Par. 1846). Auch die eigentliche Beschreibung von P., das Topographische und Kunstgeographische, hat zu vielen Büchern Anlaß gegeben; so Pigariol de la Force, «Description de la ville de P.» (10 Bde., Par. 1765); Dezallier d'Argenville, «Voyage pittoresque de P.»

(Par. 1749 u. öfter); Thiery, «Guide des amateurs et des étrangers voyageurs à P.» (2 Bde., Par. 1787); Labédallière, «Le nouveau P.» (Par. 1860, mit Karten und Holzschnitten). Noch mannichfaltiger sind diejenigen Werke, welche die Schilderung des pariser Lebens zum Gegenstande haben. Dahin gehören von ältern Schriften: Mercier, «Tableau de P.» (12 Bde., Amsterd. 1782—88), von neuern: Girardin, «Le Vicomte de Launay», Briefe aus den J. 1836—48 (3 Bde., Par. 1856); Texier, «Tableau de P.» (2 Bde., Par. 1852—53). Vorzügliche deutsche Erscheinungen dieser letztern Art sind die Schriften von Börne, Heine, Raumer, Gutzkow, Mundt u. a., sowie mehrere andere Schriften, die durch die große Weltindustrieausstellung von 1867 hervorgerufen wurden, wie die von Radenberg («P. bei Sonnenschein und Lampenlicht», Lpz. 1867) u. a. m.

Pariser Schlachten. Als das Herz des Landes hat P. an den innern Kämpfen Frankreichs stets wesentlich theilgenommen und ist namentlich seit der Revolution von 1789 bis in die Gegenwart der eigentliche Herd und Schauplatz für die Ereignisse gewesen, welche das Schicksal des Staats bestimmten und einen so großen Einfluß auf die europ. Verhältnisse äußerten. (S. Frankreich.) Seit den Kriegen mit England im 14. und 15. Jahrh. hatte es jedoch keinen äußern Feind mehr vor seinen Thoren gesehen, bis endlich die Invasionen von 1814 und 1815 die Stadt zum Zeugen zweier blutiger Schlachten machten, in deren Folge sie vom Feinde besetzt wurde. Während Napoleon (s. d.) nach den Niederlagen bei Laon und Arcis-sur-Aube (s. Russisch-deutscher Krieg) den Zug in der Richtung nach dem Rheine unternahm, traten die Verbündeten, dadurch unbeirrt, den Marsch gegen P. an und erschienen am 29. März 1814 vor der Hauptstadt ungefähr 100000 Mann stark. Das schles. Heer unter Blücher, bestehend aus den preuß. Corps York und Kleist, dem russ. Corps Langeron und der Infanterie Wintzingerode's unter Woronzow, nahm Stellung im Norden von P., zwischen der Straße von Saissons und dem Ourcqkanal. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg, bestehend aus dem russ.-preuß. Garde- und Grenadiercorps unter Barclay de Tolly, dem russ. Corps Wittgenstein, dem österreichischen Gyulay und dem württembergischen unter dem Kronprinzen, bildete auf der östl. Seite von P. den linken Flügel der Verbündeten. Zur Vertheidigung von P. war wenig gethan worden. Die von Napoleon zurückgelassenen Streitkräfte von Marmont, Mortier und Campans beliefen sich mit Einschluß einiger tausend Depôtmannschaften auf 30—35000 Mann, zu denen noch etwa 20000 Nationalgarden stoßen konnten. Joseph Bonaparte, in der Eigenschaft als Lieutenant-Général des Kaisers, aber seiner Stellung keineswegs gewachsen, übernahm den Oberbefehl und die Leitung der Vertheidigung, welcher trotz der Uebermacht der Verbündeten die Beschaffenheit des Terrains große Vortheile darbot. Die Zugänge von P. waren kurz vorher auf Napoleon's Befehl befestigt worden. Nach Joseph's Anordnung sollte die ganze, einen großen Halbkreis bildende Höhenlinie, die P. von Charenton bis Neuilly einschließt, und in welcher im Osten die Höhen von Belleville, im Norden die von Montmartre (s. d.) natürliche Bastionen bilden, besetzt und vertheidigt werden. Marmont und Campans erhielten Befehl, die östliche, Mortier die nördl. Linie zu besetzen; die Nationalgarden wurden theils an den Barrièren der Stadt, theils in der Nähe des Montmartre zur Unterstützung aufgestellt. Von den 150 Stück Geschütz wurden 30 auf dem Montmartre verwendet. Auf seiten der Verbündeten sollte das schles. Heer die nördliche, die Armee Schwarzenberg's die östl. Linie angreifen. Bei Rosny, hinter dem linken Flügel, wurden die Corps von Gyulay und dem Kronprinzen von Würtemberg aufgestellt, um in Verbindung mit den in Meaux zurückgelassenen Corps von Sacken und Wrede Napoleon den Uebergang über die Marne zu wehren, falls er zum Entsatz herbeieilen sollte. Schon 30. März früh zwischen 5 und 6 Uhr begann die Schlacht mit dem Angriff Barclay de Tolly's von Pantin und Romainville aus, als kaum noch Marmont seine Stellung genommen hatte. Die Russen wurden aber durch die Anstrengungen Campans', der den linken, und Boyer's, der den rechten Flügel Marmont's bildete, aufgehalten und nach und nach bis hinter Pantin zurückgetrieben, das die Franzosen nun sowie den Wald bei Romainville besetzten und mit Heftigkeit vertheidigten. Gegen 10 Uhr nahm jedoch Wittgenstein das auf dem rechten Flügel Marmont's gelegene Montreuil; Barclay de Tolly eroberte Pantin und drang sogar, die preuß. Garden an der Spitze, unter heftigen Angriffen bis an die Barrière Pantin von P. vor. Unterdeß hatte auch der Kampf Blücher's gegen Mortier begonnen. Gegen 10 Uhr begann die preuß. Avantgarde den Angriff unweit des Ourcqkanals, wo die Franzosen eine wirksame Batterie errichtet hatten; erst gegen 11 Uhr aber vermochte Blücher seine vollen Streitkräfte den Höhen des Montmartre gegenüber zu entwickeln.

Joseph Bonaparte zweifelte jetzt an der Rettung der Hauptstadt, verließ nach gehaltenem

Kriegsrathe den Montmartre und eilte der Kaiserin und dem von Napoleon eingesetzten Regentschaftsrathe nach Tours nach, den beiden Marschällen die Ermächtigung zurücklassend, für ihre Truppen und P. zu capituliren. Die Schlacht war aber noch lange nicht entschieden; erst nach 3 Uhr nachmittags, als Marmont und Compans ganz auf die Höhe von Belleville beschränkt waren, entschloß sich Marmont, auf einen Waffenstillstand anzutragen, den er sogleich auf zwei Stunden erhielt, mit der Bedingung, sich hinter die Barrièren von P. zurückzuziehen. Auch Mortier befand sich auf der Nordseite gegen Blücher in verzweifelter Lage. Hier griffen gegen Mittag die Preußen Lavillette und Lachapelle an, die lange tapfer vertheidigt wurden. Endlich drangen aber die Russen unter Woronzow, in Verbindung mit den an der Barrière Pantin angekommenen preuß. Garden von der Armee Schwarzenberg's, über den Ourcqkanal in Lavillette ein, während eine preuß. Brigade unter Horn Lachapelle nahm, sodaß die Vertheidiger hinter die Barrièren von P. weichen mußten. Unterdeß hatte Langeron mit zehn russ. Infanterieregimentern die Nordseite des Montmartre umgangen und schickte sich an, die Höhe von Westen her zu erstürmen. Jetzt erst erhielt Mortier die absichtlich oder zufällig verspätete Ermächtigung Joseph's zur Capitulation. Auch traf bei ihm die Nachricht vom Waffenstillstande Marmont's und eine Aufforderung des Kaisers Alexander ein, daß er sich ergeben solle. Mortier wies letzteres zurück, trug aber auf eine ehrenvolle Capitulation an. Während die Unterhandlungen begannen, wurde die Einstellung des Kampfes auf allen Punkten befohlen; allein die stürmenden Russen kehrten sich nicht daran und nahmen den Montmartre mit 29 Kanonen. Dies geschah gegen 4 Uhr. Um 6 Uhr abends begaben sich die Grafen Nesselrode, Orlow und Paar nach P., wo endlich die Capitulation 31. März früh um 2 Uhr mit den Marschällen zu Stande kam. Die Napoleon anhängenden Truppen erhielten hiernach bis 7 Uhr morgens freien Abzug aus P.; die Feindseligkeiten sollten erst nach 9 Uhr wieder beginnen; die Stadt wurde der Großmuth der Monarchen empfohlen. Die Reste der franz. Corps, kaum noch 16000 Mann, fast ohne Geschütz, nahmen ihren Weg auf der Straße von Essonne, um Napoleon aufzusuchen. Sie hatten in der Schlacht überhaupt 110 Kanonen und 4000 Todte, die Verbündeten dagegen 9—10000 Todte verloren. Am 31. März gegen 11 Uhr hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze von 36000 Mann ihren Einzug in P., wo sie vom Pöbel mit Freudengeschrei empfangen wurden. Die Masse der Bevölkerung war wie die von ganz Frankreich der Kaiserregierung müde und verhielt sich ruhig. Um so größere Thätigkeit entfaltete die von Talleyrand (s. d.) geleitete, im Interesse der Bourbons handelnde Partei. Unter Talleyrand trat schon 2. April eine Provisorische Regierung zusammen, welche im Verein mit dem Senate und dem Gesetzgebenden Körper Napoleon des Throns verlustig, einige Tage später aber Ludwig XVIII. zum Könige von Frankreich erklärte. Napoleon, dem ein gerader Weg nach P. nicht mehr offen stand, entschied sich inzwischen, mit seiner Armee über Troyes zum Entsatze der Hauptstadt herbeizueilen. Die große Gefahr ahnend, ging er von Villeneuve aus, 18 M. von P., mit Kurierpferden voraus, begegnete aber am Morgen des 31. März in der Nähe von P. den Trümmern der abziehenden Corps. Er begab sich nach Fontainebleau, wo 2. April auch sein jetzt mehr als 60000 Mann starkes Heer eintraf, mit dem er siegen oder sterben wollte. Bald mußte er jedoch erfahren, daß mit der Einnahme der Hauptstadt auch sein Kaiserthron vollends eingestürzt sei. Nachdem Napoleon 11. April die Kaiserkrone niedergelegt, schloß die Provisorische Regierung am 23. mit den Verbündeten einen Präliminarvertrag, dem 30. Mai die Unterzeichnung des Friedens mit den einzelnen Mächten folgte. Mit dem 1. Juni schon verließen die fremden Truppen P.

Als die Heere der Verbündeten nach der Schlacht von Waterloo (s. d.) 18. Juni 1815 abermals den franz. Boden betraten, fanden sie im Norden und Osten von P. die mächtigsten Vertheidigungsanstalten vor. Nicht nur der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in die Ebene vorgeschobenen Dörfer waren mit Schanzen und starken Batterien umgürtet. Die polit. Lage der Nation und Napoleon's, zumal nach dessen rascher Abdankung vom 22. Juni, machte freilich diese weitläufigen Anstalten unnütz. Indeß übernahm Davoust an der Spitze der noch 60000 Mann zählenden Armee aus den Händen der Provisorischen Regierung den Befehl zur Vertheidigung der Hauptstadt. Am 30. Juni trafen die Streitkräfte Blücher's vor den Linien, hinter ihnen die Wellington's ein. Die beiden Feldherren beschlossen, daß die brit. Armee vor den Linien stehen bleiben, die preußische aber P. im Norden umgehen, über die Seine setzen und von der westl. Seite aus operiren sollte, um die Stadt entweder an ihrem schwächsten Punkte anzugreifen oder durch Abschneidung ihrer Zufuhr zur Uebergabe zu nöthigen. Noch am Abend des 30. Juni marschirte Blücher nach St.-Germain,

überschritt die Seine und concentrirte sein Corps in der Gegend von Versailles. Von hier aus griff er 2. Juli mit großem Ungestüm den die Höhen von Meudon und Sèvres vertheidigenden Feind an, warf denselben und nahm nach einem heftigen Gefechte Issy. In einem zu P. gehaltenen Kriegsrath erklärten die franz. Generale fast einstimmig, daß die Stadt jetzt nicht mehr zu halten sei. Vandamme machte 3. Juli noch einen letzten Versuch, indem er mit 10000 Mann gegen Issy vordrang; nach einem mörderischen Gefechte wurde er aber zurückgeworfen. Noch denselben Abend kam zwischen Davoust und Blücher und Wellington zu St.-Cloud eine Militärconvention zu Stande, nach welcher die franz. Truppen binnen drei Tagen ihren Abzug aus P. und den Rückzug über die Loire bewirkt haben mußten. Nachdem 5. Juli der Montmartre, am 6. alle Barrièren übergeben worden waren, zog am 7. das erste Corps Blücher's durch die Barrière der Militärschule, ein Theil von Wellington's Armee durch die von St.-Denis ein. Am folgenden Tage kehrte Ludwig XVIII. nach P. zurück, dem am 10. der Kaiser von Rußland und der König von Preußen folgten. Nach langen Verhandlungen wurde endlich zu P. am 20. Nov. der Friede zum zweiten mal unterzeichnet. 1830 führte die Julirevolution zu einem dreitägigen Straßenkampfe in P. (27. bis 29. Juli), der mit dem Rückzuge der königl. Truppen unter Marschall Marmont endete und den Sturz der ältern Bourbons zur Folge hatte. Bei der Februarrevolution von 1848 kam es in der Stadt nicht zum ernstlichen Gefecht, weil König Ludwig Philipp dem Marschall Bugeaud (s. d.) alsbald Befehl zur Einstellung des Feuers gab. Ein Aufstand socialistischer Tendenz im Juni desselben Jahres wurde jedoch nach einem blutigen Kampfe 23. bis 26. Juni vom General Cavaignac (s. d.) niedergeschlagen.

Pariser Friedensschlüsse. Nach dem Sturze Napoleon's I. wurde der erste Pariser Friede 30. Mai 1814 abgeschlossen zwischen König Ludwig XVIII. von Frankreich einerseits und den alliirten Mächten Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland andererseits. Derselbe besteht aus den eigentlichen übereinstimmenden Hauptverträgen, den geheimen Separatartikeln und verschiedenen, mit den einzelnen Mächten stipulirten Zusatzartikeln. Der Hauptinhalt aller dieser Urkunden ist folgender. Das Königreich Frankreich ward innerhalb seiner Grenzen vom 1. Jan. 1792 belassen und behielt außerdem einen Theil des vormals sardin. Herzogthums Savoyen, die vormals päpstl. Besitzungen Avignon und Venaissin sowie mehrere vormals deutsche und belg. Grenzdistricte und Enclaven. England behielt Malta, Tabago, Sta.-Lucia und Isle-de-France (Mauritius), gab aber alle andern eroberten Colonien an Frankreich sowie den vormals span. Antheil von Haiti (Domingo) an Spanien zurück. Auch Schweden gab die franz. Insel Guadeloupe und Portugal das franz. Guiana wieder heraus. Die Vertheilung aller abgetretenen Länder mußte Frankreich den alliirten Mächten allein überlassen. Weiter ward festgestellt, daß die Niederlande (Holland) unter die Herrschaft des Hauses Oranien gestellt und vergrößert werden sollten. Den deutschen Staaten ward die Unabhängigkeit und die Vereinigung durch ein föderatives Band zugesichert, ebenso der Schweiz ihre Unabhängigkeit und Selbstregierung. Dagegen sollte Italien, außer den Oesterreich zufallenden Provinzen, aus lauter souveränen Staaten bestehen. Die Schiffahrt auf dem Rheine bis ans Meer (jusqu'à la mer) ward für frei erklärt; desgleichen die Schiffahrt auf der Schelde. Antwerpen sollte künftig nur ein Handelshafen sein. Die alliirten Mächte verzichteten auf alle Forderungen aus Contracten, Lieferungen und Vorschüssen, welche sie aus den Kriegen seit 1792 geltend machen könnten, und Frankreich that ein Gleiches, u. s. w. Endlich ward vorgesehen, daß alle beim Kriege betheiligten Mächte den Congreß zu Wien beschickten, um die Dispositionen des Friedensvertrags vollends zu erledigen. Spanien trat diesem Friedensschlusse erst 20. Juli 1814 förmlich bei. Außerdem wurden auch Schweden und Portugal als Theilnehmer und Unterzeichner des ersten Pariser Friedens angesehen.

Als nach der Schlacht von Waterloo die Verbündeten wieder in Paris eingerückt waren, schlossen König Ludwig XVIII. einerseits, Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland andererseits den zweiten Pariser Frieden vom 20. Nov. 1815, welcher gleichfalls aus übereinstimmenden Hauptverträgen und verschiedenen Nebenverträgen (Conventionen) besteht. Frankreich ward hiernach auf die Grenze von 1790 mit einigen Modificationen beschränkt. Danach mußten abgetreten werden die Festungen Philippeville und Marienburg nebst Gebiet sowie das Herzogthum Bouillon (an die Niederlande, jetzt Belgien), die Festung Saarlouis und die Saarbrücker Landschaft (an Preußen), die Festung Landau und das linke Ufer der Lauter (an Baiern), ausgenommen die Stadt Weißenburg nebst einem Rayon, ein Theil der Landschaft Gex (an den Schweizer Canton Genf), endlich der Rest von Savoyen und die Oberhoheit über das Fürstenthum Monaco (an Sardinien). Die Festungswerke von Hüningen mußten

geschleift werden, und zugleich ward die schweiz. Neutralität über einige Districte von Savoyen ausgedehnt. Außerdem mußte Frankreich binnen fünf Jahren eine Entschädigung von 700 Mill. Frs. an die Alliirten bezahlen und sich eine theilweise Occupation gefallen lassen, indem alliirte Truppen in einer Zahl von höchstens 150000 Mann 17 franz. Grenzfestungen besetzen und auf franz. Kosten vollständig unterhalten werden sollten. Diese Occupation sollte höchstens fünf Jahre dauern, ward aber schon durch den Aachener Congreß (9. Oct. 1818) ganz aufgehoben. Wegen der von Davoust (s. d.) aus der Hamburger Bank weggenommenen Gelder behielt man eine besondere Convention vor, die erst 27. Oct. 1816 zu Stande kam, und worin Frankreich sich zu einem Ersatz von 10 Mill. Frs. verpflichtete. Auch sonstige Privatforderungen von Unterthanen, Corporationen oder Instituten in den Ländern der alliirten Mächte wurden jetzt mit größerer Energie geltend gemacht, und alle Schätze der Literatur und Kunst, welche die Franzosen aus den früher besetzten Ländern mitgenommen hatten, mußten zurückgegeben werden. In einem Zusatzartikel engagirten sich die Mächte für vollständige Abschaffung des Negersklavenhandels. An demselben Tage wie der Friedensvertrag ward eine Acte der fünf Großmächte unterzeichnet, welche die immerwährende (perpétuelle) Neutralität und Unverletzlichkeit der Schweiz sowie der angeschlossenen savoyischen Districte sanctionirte. Gleichfalls an demselben Tage ward ein neuer Allianzvertrag zwischen Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland abgeschlossen (zu P. 20. Nov. 1815), in dem diese Mächte sich verbindlich machten, den Pariser Frieden und die Ausschließung der Familie Bonaparte auf ewige Zeiten (à perpétuité) vom franz. Throne nöthigenfalls mit aller Macht aufrecht zu erhalten. In Betreff der dazu etwa erforderlichen militärischen Leistungen ward insbesondere auf den Vertrag von Chaumont (s. d.) verwiesen. Endlich stipulirte man darin, daß die vier Mächte von Zeit zu Zeit zusammentreten wollten, um heilsame Maßregeln für die Ruhe und Wohlfahrt der Völker und für die Aufrechterhaltung des europ. Friedens zu berathen. Dadurch wurden die Congresse (s. d.) der nächsten Jahre angebahnt. Vgl. Schaumann, «Geschichte des zweiten Pariser Friedens» (Gött. 1844).

Der dritte Pariser Friede ward nach Beendigung des Orientkriegs (s. d.) 30. März 1856 zwischen Rußland einerseits, Frankreich, Großbritannien, Sardinien und der Türkei andererseits unter Mitwirkung Oesterreichs und Preußens abgeschlossen. In dem Hauptvertrage wurde ausgesprochen, daß die Hohe Pforte nunmehr zu den Vortheilen des europ. öffentlichen Rechts und des europ. Concerts zugelassen sei; zugleich ward die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Osmanischen Reichs garantirt. Falls es zwischen diesem und andern Unterzeichnern des Friedens zu Zwistigkeiten käme, sollten dieselben, ehe sie zu Gewaltmaßregeln schritten, die Vermittelung der übrigen Vertragsmächte anrufen. Zugleich nahmen die Mächte Kenntniß von dem ihnen mitgetheilten Hat-Humayun (vom 18. Febr. 1856), betreffend die Verhältnisse der Christen im Osmanischen Reiche (s. d.). Dabei anerkannte man aber, daß aus dieser Mittheilung den Vertragsmächten keinerlei Recht erwachse, sich einzeln oder insgesammt in das Verhältniß des Sultans zu seinen Unterthanen oder in die innere Verwaltung seines Reichs einzumischen. Die gemachten Eroberungen wurden gegenseitig herausgegeben; doch verstand sich Rußland, unter dem Namen einer Grenzberichtigung, zur Abtretung eines Theils von Bessarabien (s. d.) mit der Festung Ismail (s. d.), welcher mit der Moldau wiedervereinigt wurde. Den Fürstenthümern Moldau und Walachei ward die Aufrechterhaltung ihrer hergebrachten Privilegien und Immunitäten zugesagt und diese unter die Garantie der Vertragsmächte gestellt; keine Macht sollte künftig eine ausschließliche Protection ausüben dürfen. Gleiches ward auch für das Fürstenthum Serbien stipulirt, wobei das dortige türk. Besatzungsrecht (in Belgrad u. s. w.) gewahrt blieb. Die Schiffahrt auf der Donau (s. d.) ward für frei erklärt und unter europ. Garantie gestellt, zur Regelung der dahin einschlagenden Fragen aber eine Commission der Vertragsmächte und eine zweite Commission der Uferstaaten (Würtemberg, Baiern, Oesterreich, Donaufürstenthümer) eingesetzt. Das Schwarze Meer ward neutralisirt. Rußland und die Türkei versprachen, an den Ufern desselben keinerlei Militär- und Marinearsenale zu haben und nur für den Küstendienst daselbst einige leichte Fahrzeuge zu unterhalten, deren Zahl und Größe (acht Dampfschiffe von höchstens 800 Tonnen und vier Dampf- oder Segelschiffe von höchstens 200 Tonnen für jede Macht) durch eine besondere Convention von demselben Tage festgestellt wurde. Außerdem sollten die Vertragsmächte jede zwei leichte Fahrzeuge an der Donaumündung stationiren dürfen zur Beaufsichtigung des Stroms. Im übrigen aber schloß man ausdrücklich und für immer jede Kriegsflagge vom Schwarzen Meere aus. Eine zweite Convention von demselben Tage, unterzeichnet von allen Vertragsmächten, sanctio-

nirte das althergebrachte türk. Princip, daß die Dardanellen (s. d.) und der Bosporus in Friedenszeiten den fremden Kriegsschiffen verschlossen bleiben sollten, außer wenn der Sultan durch besondern Ferman den leichten Kriegsfahrzeugen zum Dienste der Gesandtschaften oder den an der Donaumündung zu stationirenden Wachtschiffen der Vertragsmächte die Durchfahrt gestattet. Endlich fand gleichfalls 30. März 1856 die Unterzeichnung noch einer dritten Convention zwischen Frankreich, Großbritannien und Rußland statt, wonach künftig keinerlei Festungswerke, Militär- oder Marineetablissements auf den Ålandsinseln (s. d.) sein dürfen. Auf diesem Pariser Friedenscongreß kamen außerdem noch zwei wichtige Acte zu Stande. Am 15. April 1856 schlossen Oesterreich, Frankreich und Großbritannien einen Tractat, wodurch sie solidarisch unter sich die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei garantirten. Zugleich versprachen sie jede Verletzung des dritten Pariser Friedens als Kriegsfall anzusehen und sich alsdann sofort mit der Hohen Pforte über die nothwendigen Maßregeln zu verständigen. Am folgenden Tage, 16. April 1856, unterzeichneten die sämmtlichen Vertragsmächte eine Declaration, wodurch neue liberale Grundsätze des Seerechts sanctionirt wurden, nämlich: 1) die Privatkaperei ist und bleibt abgeschafft; 2) die neutrale Flagge deckt auch feindliche Waare, ausgenommen Kriegscontrebande; 3) neutrale Waare, ausgenommen Kriegscontrebande, darf auch unter feindlicher Flagge nicht weggenommen werden; 4) die Blokaden sind nur dann obligatorisch, wenn sie effectiv sind, d. h. wenn sie durch eine Macht aufrecht erhalten werden, welche wirklich ausreicht, um den Zugang zur feindlichen Küste zu verwehren. Diese Declaration sollte den andern Staaten mitgetheilt und dieselben zum Beitritt aufgefordert werden, welcher Einladung jedoch insbesondere die Vereinigten Staaten von Amerika nicht nachkamen.

Paris (Prinz Louis Philippe von Orléans, Graf von), s. Orléans (Haus).

Parisienne oder Pariser Hymne heißt das von Casimir Delavigne zur Verherrlichung der Julirevolution gedichtete und in Frankreich sehr populär gewordene Freiheitslied, das gleich der Marseillaise in den Aufständen der folgenden Jahre oft angestimmt wurde und mit den Worten anhebt: «Peuple français, peuple des braves».

Paritätisch nennt man einen Zustand oder ein Verhältniß, woran zwei verschiedene Religionsparteien gleichberechtigt theilnehmen. So gibt es paritätische Universitäten, d. h. solche, welche für Katholiken und Protestanten zugleich die entsprechenden Lehrmittel und Anstalten (also insbesondere eine kath. und eine protest. theol. Facultät) darbieten. Paritätische Staaten nennt man die mit ungefähr gleich starker und gleichen Rechtsschutzes sich erfreuender kath. und prot. Bevölkerung. In früherer Zeit gab es auch paritätische Regierungen in manchen Reichsstädten, z. B. Augsburg, entweder so, daß der Magistrat aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzt war, oder daß beide Religionstheile im Regimente wechselten.

Park nennt man eine weite, mit Mauern oder Pfahlwerk eingehegte, theils als Garten angelegte, theils mit Gehölz bepflanzte und zum Vergnügen der Jagd, des Spazierens u. s. w. bestimmte Landstrecke. Solche P. hatten schon im Alterthum die asiat. Fürsten bei ihren Residenzen und die reichen Römer bei ihren Villen. Auch im Mittelalter gehörten sie zu den kaiserl. und königl. Pfalzen, und in neuern Zeiten wurden sie ebenfalls mit großen Landhäusern, Schlössern, fürstl. Residenzen u. s. w. verbunden. In England werden die P. zu Windsor, Claremont, Blenheim, Chiswick, in Frankreich die zu Versailles, St.-Cloud, Fontainebleau, Rambouillet, in Deutschland die zu Wörlitz, Schwetzingen, Schönbrunn, Laxenburg, Nymphenburg als die schönsten gerühmt. (S. Gartenkunst.) Der Name P. ist zwar zunächst aus dem Französischen und Englischen entlehnt, stammt aber von dem altdeutschen Worte pharrich, pherrich (jetzt Pferch, d. i. Umhegung, Umzäunung), welches im Mittellateinischen zu parcus, im Altfranzösischen zu parc umgestaltet wurde.

Park bezeichnet in der Militärsprache eine Zusammenstellung von Artilleriematerial. Man hat daher im allgemeinen Belagerungs-, Geschütz-, Munitions- und andere P. Der P. einer Batterie besteht aus den Geschützen, Munitions- und Administrationswagen derselben. Im Quartier oder Lager wird dazu eine Parkwache gegeben.

Park (Mungo), bekannt durch seine Reisen in Afrika, wurde als der Sohn eines kleinen Landeigenthümers 10. Sept. 1771 zu Fowlshiels bei Selkirk in Schottland geboren. Er studirte zu Edinburgh die Arzneiwissenschaft und ging dann als Hülfswundarzt in Diensten der Ostindischen Compagnie nach Indien. Als er 1793 zurückkehrte, empfing die African-Association zu London die Nachricht von dem Tode des Majors Houghton, welcher in ihrem Auftrage eine Reise nach Afrika unternommen hatte. P. erbot sich zu einem gleichen Unternehmen, erhielt die Genehmigung und brach 22. Mai 1795 nach der engl. Factorei Pisania am Gambia

auf, wo er ſich einige Monate zu ſeiner weitern Reiſe vorbereitete und die Mandingoſprache erlernte. Von Weſten nach Oſten durchſtreifte er nun die Königreiche Mulli, Bondu, Kädſchaga, Kaſſon, Kaarta und Ludamar. In letzterm gerieth er im Anfange des März 1796 nahe bei der Gegend, in der Houghton den Tod gefunden hatte, in die Gefangenſchaft des mauriſchen Königs Ali, wa er der roheſten Behandlung und Lebensgefahren ſo preisgegeben war, daß er den verzweiflungsvallen Entſchluß faßte, auf gut Glück, des Zwecks ſeiner Reiſe eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wageſtück gelang ihm ſa glücklich, daß er in der dritten Woche ſeiner Flucht, 20. Juli 1796, das graße Ziel ſeiner Reiſe, den Niger, erblickte, deſſen Lauf er ſa lange verfalgte, bis er ſich unüberſteiglicher Hinderniſſe wegen zur Rückreiſe entſchließen mußte. Den Weg weſtwärts längs des Niger nehmend, kam er im Sept. im Königreiche Maudingo zu Kamilia an, wo er erkrankte und ſieben Monate verweilen mußte. Ein Sklavenhändler, mit dem er einen Vertrag ſchlaß, brachte ihn 10. Juni 1797 wieder nach der engl. Factorei am Gambia; am 15. ging er über Antigua nach London ab und traf daſelbſt 25. Dec. ein. Seine Beſchreibung dieſer Reiſe in den «Travels in the interior of Africa» (Lond. 1799; deutſch, Hamb. 1799) iſt mit Wahrheitsliebe abgefaßt und äußerſt anziehend. Hierauf ließ er ſich 1801 wieder als Wundarzt zu Peebles in Schottland nieder; doch ſchon 1805 trat er eine neue Reiſe nach Afrika auf Koſten der Aſſoeiation an. Er ging im April 1805 van Goree aus mit 36 Europäern, wovon 30 Soldaten, die übrigen Handwerker waren, nach dem Innern Afrikas; doch nur mit ſieben ſeiner europ. Begleiter gelangte er im Aug. zum Niger. Von Sanſanding am Niger im Königreiche Bambarra ſendete er im Nav. 1805 ſeine Tagebücher und Briefe nach Gambia, wo ſie auch ankamen. Hier baute er ſich ein Boat und ſchiffte ſich mit vier Europäern, die einzigen, die von ſeinen Begleitern nach am Leben waren, ein und erreichte das Königreich Hauſſa, wo der durch Unterlaſſung eines Geſchenks beleidigte König ihn in einem engen Paſſe bei Buſſa, an einem Fluſſe, welchen er herabſchiffte, um die Mündung des Niger zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfalgt, ſuchte er, als ſeine Gefährten bis auf einen getödtet waren, ſich durch Schwimmen zu retten und ertrank. Durch Sklavenhändler kam noch 1806 die Kunde von ſeinem Tode in die engl. Niederlaſſung am Senegal. Die Nachrichten von dieſer zweiten Reiſe, nebſt einer Lebensgeſchichte des unglücklichen Reiſenden, erſchienen zu London 1815 (deutſch von Büttner, Sandersh. 1827). In Selkirk wurde ihm 1859 ein Denkmal errichtet.

Parker, eine in den Annalen der brit. Marine berühmte Familie, ſtammte von Hugh P., Alderman in Landau, der 1681 zum Baranet erhoben wurde und 1697 ſtarb. Deſſen Graßneffe, Sir Hyde P., widmete ſich dem Seedienſte, kämpfte tapfer gegen Franzoſen und Spanier, ward Vieeadmiral der Blauen Flagge und lieferte 5. Aug. 1781 dem halländ. Admiral Zautman die blutige Schlacht bei Doggerbank, in der zwar beide Theile ſich den Sieg zuſchrieben, die aber mit der Vernichtung dreier holländ. Schiffe und dem Rückzuge der übrigen in ihre Häfen endete. 1783 wurde P. zum Oberbefehlshaber der brit. Flatte in Oſtindien ernannt, verunglückte jedach auf der Hinreiſe zur Uebernahme ſeines Commandos, indem das Schiff, auf welchem er ſich befand, mit Mann und Maus unterging. Sein zweiter Sahn, Sir Hyde P., geb. 1740, zeichnete ſich im amerik. Kriege aus, ward van Georg III. zum Ritter geſchlagen nnd blakirte 1782 mit einem kleinen Geſchwader die holländ. Häfen. 1795 eommandirte er die brit. Seemacht in Weſtindien und erhielt im März 1801 den Oberbefehl über die Flatte, die nach der Oſtſee geſandt wurde, um der von Paul I. gebildeten nordiſchen Coalition entgegenzutreten. An dem Erfalge der Schlacht von Kapenhagen hatte er keinen Antheil, da ſie von Nelſan gegen ſeinen Willen geliefert wurde. Durch ſein Erſcheinen vor Karlskrana erzwang er jedoch die Neutralität Schwedens und ſtand im Begriff, nach Kronſtadt zu ſegeln, als die Nachricht van dem Tode Paul's den Feindſeligkeiten ein Ende machte. P. kehrte nach England zurück und ſtarb zu London 29. April 1807 als Admiral der Weißen Flagge. Sein Vetter, der Vieeadmiral Sir William P., trug zum Siege über die franz. Flotte 1. Juni 1794, noch mehr zum glücklichen Ausgange der Schlacht von St.-Vineent 14. Febr. 1797 bei und galt für einen der tüchtigſten engl. Seeoffiziere, als er 31. Dec. 1802 auf ſeinem Landſitze zu Ham in Surrey mit Tode abging. — Sir Peter P., geb. 1716, that ſich in dem Siebenjährigen und Amerikaniſchen Kriege hervar und brachte 1782 den gefangenen franz. Admiral de Graſſe nach England, waſür er den Baronetstitel erhielt. Er war zuletzt Admiral der Flotte mit Feldmarſchallsrang und ſtarb, von der ganzen brit. Marine hachverehrt, 21. Dec. 1811 in ſeinem 96. J. Vgl. P.'s Biagraphie von Dallas (Lond. 1815). — Sir Geargе P., Neffe Sir Peter's, geb. 1766, trat ſchon mit 10 J. als Cadet in die Marine

und diente mit Auszeichnung sowol in Europa als in Indien. 1807 erhielt er das Commando einer Escadre in der Ostsee, womit er 22. März 1808 das dän. Linienschiff Prinz Christian Frederik von 74 Kanonen eroberte und dadurch den span. General La Romana in den Stand setzte, mit seinem Corps aus Jütland zu entkommen. In der Folge nahm er an der Expedition nach Walcheren theil, ward 1814 Contreadmiral, 1825 Viceadmiral und starb als Admiral der Rothen Flagge zu Great-Yarmouth 24. Dec. 1847. — Sir William P., geb. 1781, bestimmte sich, wie die meisten Mitglieder seiner Familie, von frühester Jugend an für den Seedienst und ward schon im Oct. 1801 Kapitän. Als Befehlshaber der Fregatte Amazon nahm er 13. März 1806 nach einem hartnäckigen Gefechte die zur Escadre des franz. Admirals Linois gehörige Fregatte Belle-Poule und bemächtigte sich 1809 der Citadelle von Ferrol. Er erhielt das Kreuz des Bathordens, avancirte im Juli 1830 zum Contreadmiral und commandirte 1832 das engl. Geschwader im Tejo. 1835 wurde er zum Lord der Admiralität ernannt, welchen Posten er 1841 verließ, um an Elliot's Stelle den Befehl der zu den Operationen gegen China bestimmten Seemacht zu übernehmen. In Verbindung mit dem Truppencorps unter Gough eroberte er Tschusan, Ningpo, Tschapu, erzwang den Eingang in den Jang-tse-kiang und erschien endlich vor Nanking, wo die Ankunft der um Frieden bittenden chines. Bevollmächtigten seinen weitern Fortschritten ein Ziel setzte. P. ward im Nov. 1844 zum Baronet erhoben und erhielt bald darauf den Oberbefehl der Flotte im Mittelländischen Meere, wo der Ausbruch der ital. Bewegung 1847—48 ihm Gelegenheit gab, auch in die polit. Verhältnisse vielfach einzugreifen. Doch bemühte er sich vergeblich, zwischen der neapolit. Regierung und den insurgirten Sicilianern zu vermitteln. Im Herbste 1849 segelte er auf Einladung Sir Stratford Canning's nach den Dardanellen, um die in der Flüchtlingsfrage von Oesterreich und Rußland bedrohte Pforte durch die Aussicht auf brit. Unterstützung zu ermuthigen. Alsdann wandte er sich im Jan. 1850 nach Athen und nöthigte durch eine Blokade der griech. Häfen die dortige Regierung, sich den Forderungen Englands zu fügen, worauf er nach Malta zurückkehrte. Nachdem er noch im April 1851 zum Admiral der Blauen Flagge befördert worden, legte er das Commando der Flotte in die Hände des zu seinem Nachfolger ernannten Dundas nieder. Hierauf war er eine Zeit lang Hafencommandeur in Devonport, stieg 27. April 1863 zum Admiral der Flotte und starb 12. Nov. 1866. — Hyde P., ein Sohn Sir Hyde's, bekleidete als Viceadmiral seit 1852 den Posten eines ältesten Marinelords der Admiralität und starb zu Ham in Surrey 25. Mai 1854. Dessen Sohn, der Kapitän Hyde P., fiel als Commandant der Dampffregatte Firebrand beim Angriff auf das russ. Fort Sulina 8. Juli 1854.

Parker (Theodor), amerik. Geistlicher, wurde als der Sohn eines alten Freiheitskämpfers aus dem Unabhängigkeitskriege 24. Aug. 1810 zu Lexington in Massachusetts geboren. Die Lage seiner Aeltern erlaubte nicht, ihm eine bessere Elementarbildung zu geben als die, welche der Staat in einer Kreisschule bot. Um seinen Wissensdrang durch den Besuch höherer Lehranstalten zu befriedigen, mußte er selbst Unterricht in dem ertheilen, was er bereits gelernt hatte. So machte er zuerst die Gymnasial- und dann die Universitätsstudien zu Cambridge und promovirte mit großer Auszeichnung, worauf er 1836 eine Anstellung als Prediger bei einer Unitariergemeinde in Roxbury erhielt. Die freisinnigen Ansichten, die er sowol von der Kanzel herab als in der seit 1840 von ihm in Verbindung mit Emerson, Brownson und Margaret Fuller herausgegebenen Zeitschrift «Dial» entwickelte, erregten jedoch im strenggläubigen Neuengland so viel Anstoß, daß P., der unterdessen eine reiche Heirath gethan hatte, sich genöthigt sah, sein Amt niederzulegen. Er begab sich nach Europa, wo er zwei Jahre lang England, Deutschland, Frankreich und Italien bereiste und sich mit der Literatur dieser Länder vertraut machte. Namentlich erwarb er sich eine seltene, bis ins genaueste Detail gehende Kenntniß der deutschen Sprache und machte sich überhaupt mit deutscher Wissenschaft bekannt. Als er 1844 nach seinem Vaterlande zurückkehrte, fand er seine Widersacher verstummt. Man forderte ihn auf, die Kanzel von neuem zu betreten, und bald waren seine Vorträge so besucht, daß keine Kirche Bostons an Räumlichkeit genügte und er dieselben im Melodeon, dem größten Concertsaale der Stadt, halten mußte. Seit 1845 schloß er sich der Anti-Sklavereibewegung an, der er fortan alle seine Kräfte widmete. Der Flüchtige-Sklavenbill setzte er offenen Widerstand entgegen, indem er 1854 eine ihrem Herrn entflohene Negerin in sein Haus aufnahm und ihre Auslieferung an die Behörde verweigerte. Dem europ. Publikum wurde er durch die 1849 in London erschienene Sammlung seiner «Critical and miscellaneous works» bekannt, in welcher sich besonders die Abhandlungen über das Christenthum Christi, über das Vergängliche und Dauernde im Christenthum und über die deutsche rationalistische Schule durch Gedankentiefe

und Originalität der Darstellung auszeichnen. Den nachhaltigsten Eindruck aber brachten seine «Ten sermons on religion» (Boston 1852; deutsch, Lpz. 1853) hervor, welche den Gegensatz zwischen Theologie und Religion in scharfer und einschneidender Weise beleuchten und den überlegenen Geist des Verfassers in seiner ganzen Fülle zeigen. Zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit ging er im Febr. 1859 wieder nach Europa und starb zu Florenz 10. Mai 1860. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien nach seinem Tode (Lond. 1863 fg.); ein Theil derselben war schon vorher ins Deutsche übertragen worden (4 Bde., Lpz. 1854—57). Vgl. die Biographien P.'s von Weiß (2 Bde., Lond. 1863) und Réville (Par. 1865; deutsch von P. Druffen, Lpz. 1866).

Parlament (franz. Parlement, engl. Parliament, mittellat. Parlamentum, von parlare, sprechen) hieß in Frankreich vor alters jede zu gemeinsamer Berathung veranstaltete Versammlung, die einen öffentlichen Charakter trug. Insbesondere führte den Namen der alte Pairshof (s. Pairs), der die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entschied, den Reichsrath vorstellte, sich aber mit der Zeit zur Reichsversammlung des Adels und der Geistlichkeit überhaupt erweiterte. Aus der Reichsversammlung trat schon gegen die Mitte des 12. Jahrh. ein vom König ernannter Ausschuß hervor, der die Proceſſe der Großen verhandelte und die Gestalt eines Reichsgerichts annahm. Die Barone und Prälaten, die in dieser Commission das Richteramt nur als Lehnsdienst versahen, ließen sich es gern gefallen, daß ihnen der König seine Hofbeamten und rechtskundigen Räthe beiordnete. Allmählich bemächtigten sich diese Juristen der Geschäfte und drückten dem P., wie man die Gerichtscommission des Reichstags vorzugsweise nannte, den Charakter eines königl. Obertribunals auf. Unter Ludwig IX. wurden die Gerichte im Krongebiet angehalten, an das P. zu appelliren, und auch die Parteien aus den Territorien der Großen thaten dies gern, weil das P. die Rechtspflege gründlich übte, statt der Zweikämpfe den Zeugenbeweis annahm und dem Richterspruche Nachdruck zu verschaffen wußte. Immer noch war das P. eine zwar vom König berufene, jedoch vom Reichstage abhängige Commission, die nach dem altgerman. Rechtsgrundsatze, daß das Recht an Ort und Stelle gepflogen werden muß, im Lande herumzog. Erst als Philipp IV. 1302 die Reichsstände, Generalstände oder Generalstaaten (États-généraux) ins Leben rief, wurden vom Reichstage die richterlichen Functionen förmlich getrennt. Das P., in seiner doppelten Eigenschaft als Pairsgericht und königl. Obertribunal, nahm seinen festen Sitz zu Paris. In der Hauptstadt eröffnete es jährlich zwei große Gerichtssitzungen und sandte von hier aus regelmäßig Commissionen zur Abhaltung der Lehnsgerichtstage (scaccaria, échiquiers) nach Rouen und Troyes. Kraft ihres Privilegiums erhielten sämmtliche Pairs Sitz und Stimme im neuen P., wovon sie aber selten Gebrauch machten. Unter Philipp V. wurde 1319 den Prälaten der Eintritt ins P. entzogen. Weil sich die Geschäfte sehr häuften, mußte der König 1320 die Gerichtssitzungen permanent erklären und den Räthen jährliche Besoldung bewilligen. Um den großen Zudrang der Juristen zu hindern, die beim Eintritt Ritter (milites literati, chevaliers-ès-lettres oder en loix) wurden, beschränkte Philipp VI. 1344 die Zahl der Räthe auf 78 und die der Präsidenten auf drei und ertheilte dem P. zugleich das Recht, dem Könige bei Erledigungen neue Mitglieder zu präsentiren, was aber schon Karl VII. 1439 für immer abschaffte. In dem ersten Jahrhundert wurden die Vollmachten der Räthe jährlich erneuert. Ludwig XI. benutzte dies, um besonders die Präsidenten beliebig abzusetzen, sah sich aber 1468 zu einem Gesetz genöthigt, nach welchem fortan die Parlamentsglieder nur durch richterliches Urtheil ihre Stellen verlieren konnten. Mit Einziehung der Kronlehen und dem Erwerb fremder Länder errichteten die Könige auch in den neuen Gebietstheilen P., die mit dem pariser zusammen eine Corporation bildeten. Schon 1302 wurde das P. zu Toulouse, 1451 zu Grenoble, 1462 zu Bordeaux, 1476 zu Dijon, 1499 zu Rouen, 1501 zu Aix, 1553 zu Rennes, 1620 zu Pau, 1633 zu Metz, 1686 zu Douai, 1422 und 1676 zu Dôle und Besançon, 1538 und 1762 zu Trévoux und 1775 zu Nancy gegründet. Das P. der Hauptstadt wußte jedoch durch sein Alter und seine Verbindung mit dem Hofe, die Größe seines Gerichtssprengels, der das ganze alte Krongebiet umfaßte, durch besondere Privilegien, endlich durch den Grundsatz, daß es der Rechtsnachfolger des alten Pairshofes sei, besonderes Ansehen zu behaupten. Kraft dieser Rechtsnachfolgerschaft sprach sich auch die Gesammtcorporation die Theilnahme an der Staatsgewalt zu und suchte dieselbe durch eine gewisse, freilich nur auf Observanz beruhende Ueberwachung der Gesetzgebung geltend zu machen. Seit frühester Zeit nämlich war es Gebrauch gewesen, daß das P. von Paris den königl. Ordonnanzen und Edicten durch Eintragung derselben in seine Protokolle (enregistrement) öffentliche Wirksamkeit, mithin Gesetzeskraft verlieh. Mit der Vernachlässigung der

Reichs- oder Generalstände, schon seit Karl V., bedurften die Könige eine Art Bekräftigung ihrer willkürlichen, ohne alle ständische Mitwirkung erlassenen Verordnungen und bestärkten das P. in seiner polit. Prätension, indem sie demselben nicht nur die Civil- und Criminalerlasse, sondern auch die wichtigsten Staatsacte, wie Friedensschlüsse, Verträge, Majorennitäts- und Regentschaftsbestimmungen, zur Einzeichnung und Publication vorlegten. In der Ueberzeugung, daß die Befugniß zu bestätigen auch die zu verwerfen in sich schließe, weigerten sich die P. nicht selten, gemeinschädliche Verordnungen zu bestätigen, ja sie wagten sogar, dem Hofe Vorstellungen (remontrances) zu machen.

Die erste Remonstranz ernstlicher Art unternahmen die P., als Franz I. die Pragmatische Sanction, das Palladium der Gallikanischen Kirche, ohne weiteres durch ein Concordat mit dem Papste vernichtete. Gegen seinen Willen verstärkte Franz die Selbständigkeit der Corporation, indem er als Finanzmittel die Käuflichkeit der Parlamentsämter einführte; dies geschah unter der Form einer hohen Caution, die er dem Rathe wie dem Thürsteher abpreßte. Da der Staat nie mehr die Kaufsummen, die nun jeder Nachfolger seinem Vorgänger zurückzahlte, wiedererstatten konnte, so wurden die Parlamentsglieder vermöge ihres Eigenthumsrechts gewissermaßen unantastbar. Heinrich IV. erlaubte endlich, mit Einführung der sog. Paulette, die Vererbung der Aemter, wodurch nicht nur deren Kaufpreis stieg, sondern auch viele junge, unwissende und kühne Männer in die Corporation traten. Als der Hof in den Religionswirren Partei ergriff, erhielten die P. die Processe gegen die Ketzer. So furchtbar sie aber auch gegen die Hugenotten wütheten, vermochten sie doch nicht, Recht und Gesetz ganz zu umgehen, und zogen sich deshalb die Verfolgung von seiten des Hofs, der Guisen und der fanatischen Priesterschaft zu. Die P. unterstützten Heinrich IV. gegen die kath. Ligue und gelangten dafür nach dessen Thronbesteigung zu einem Einflusse, der dem Könige alsbald sehr lästig fiel. Unter Ludwig XIII. erhoben sich die P. gegen den Druck und die Willkür des Hofs. Allein Richelieu, um auch diese letzte Schranke gegen den absoluten Thron niederzutreten, veranlaßte den König, in dem Lit de justice (s. d.) von 1640 den P. jede polit. Gewalt ein für allemal abzusprechen. Die P. rächten sich, indem sie das Testament Ludwig's XIII. vernichteten und der Königin Anna die ungetheilte Regentschaft überließen. Weil jedoch die Regentin an Mazarin's Hand den Despotismus der vorigen Regierung fortsetzte, verbanden sich die P. mit den unzufriedenen Großen und veranlaßten dadurch die Unruhen der Fronde (s. d.), aus denen die königl. Gewalt nur um so stärker hervorging. Ludwig XIV. drückte die P. zu gewöhnlichen Gerichtshöfen herab, die sogar nach seinen Absichten nicht selten das Recht mit Füßen traten. Selbst der Aufhebung des Edicts von Nantes wagte man sich nicht zu widersetzen. Dennoch hatte die Corporation, als der König 1715 starb, ihre frühere Bedeutung nicht vergessen. Das P. von Paris vernichtete sogleich die testamentarischen Bestimmungen des Königs, degradirte dessen legitimirte Söhne, sprach dem Herzog Philipp von Orléans (s. d.) die absolute Regentschaft zu und erhielt dagegen ausdrücklich das Remonstranzrecht zurück. Sein Widerstand gegen die gefährlichen Finanzprojecte Law's (s. d.) erweckte den Zwiespalt mit dem Hofe aufs neue. Das P. von Paris hielt eigenmächtige Plenarversammlungen (unions), faßte und veröffentlichte Beschlüsse (arrêts), die denen des Staatsraths entgegenliefen, stellte endlich die Justizpflege ein und wurde darin von den P. der Provinzen unterstützt. Der Regent nahm hingegen, auf Dubois' und Argenson's Rath, der Corporation die polit. Befugnisse und verbannte das P. von Paris nach Pontoise. Kaum war dieser Skandal beigelegt, als auch der Krieg mit der Mündigkeit Ludwig's XV. wieder ausbrach, um eigentlich nie mehr zu enden. Vergebens stellten sich die P. der heillosen Politik des Hofs im Innern wie im Auswärtigen entgegen. Durch Beihülfe des Ministers Choiseul und der Pompadour gelang es ihnen endlich, ihren alten polit. und kirchlichen Feind, den Jesuitenorden, zu Boden zu werfen, und dieser große Sieg gab ihnen Muth, nun auch der Finanzpolitik des Hofs entgegenzutreten. Nachdem von beiden Seiten die gewöhnlichen Mittel erschöpft, wagte der Kanzler Maupeou, unterstützt durch die Dubarri, die P. im Jan. 1771 aufzulösen und an deren Stelle einen neuen Gerichtshof zu organisiren. Wiewol die P. längst schon mehr für ihre mit der Aristokratie verwachsenen Sonderinteressen als für das öffentliche Wohl stritten, erregte dieser Gewaltact doch die tiefste Empörung der öffentlichen Meinung. Eine der ersten Regentenhandlungen Ludwig's XVI. war darum die Herstellung der alten Corporation. Bald zeigte es sich jedoch, daß die P. die Lage des Staats und die Bedürfnisse der Nation weder begriffen, noch in Rücksicht auf ihre eigenen Vortheile begreifen wollten. Sie verhinderten die Reformbestrebungen des Königs, Malesherbes', Turgot's, Necker's und stellten sich sogar in Verbindung mit dem hohen Adel der durch die Notabeln

bewilligten Einführung der allgemeinen Grundsteuer und Stempeltaxe entgegen. Der Minister Loménie de Brienne erzwang endlich durch das Lit de justice von 1787 die Einregistrirung der Finanzedicte, verbannte das widerspenstige P. von Paris nach Troyes und wagte 1788, nach kurzer Versöhnung, die Auflösung der Corporation, die vorderhand ein Hofrath (cour plénière) ersetzen sollte. Necker stellte zwar die P. wieder her; allein die Zusammenberufung der Generalstände entfesselte den Strom der Revolution, der die alte Monarchie mit ihren Instituten verschlang. Die P. wurden durch ein Decret vom März 1790 aufgehoben. Vgl. Voltaire, «Histoire du parlement de Paris» (Par. 1769); Dufey, «Histoire des actes et remontrances des parlements» (2 Bde., Par. 1826); Warnkönig und Stein, «Franz. Rechts- und Staatsgeschichte» (3 Bde., Bas. 1843—47); Merilhou, «Les parlements de France» (Par. 1863).

Die Eroberung Englands im 11. Jahrh. durch die Normannen zog hier die Einführung des Lehnstaats sowie franz. Sitten und Sprache im öffentlichen Leben nach sich und hatte auch zur Folge, daß an die Stelle des angelsächs. Volksraths die Reichsversammlung der Barone, Prälaten und königl. Bannerherren trat. Diese Reichsversammlung, in ihrer Eigenschaft als Reichsrath und Pairsgericht, erhielt ebenfalls den Namen P., und zwar gebraucht ein Statut Eduard's I. vom J. 1272 zum ersten mal den Ausdruck. Indessen vermochten die engl. Könige nicht, das alte P., wie es in Frankreich geschah, zum königl. Obergericht herabzusetzen, vielmehr wurde dasselbe die Grundlage zur Entwickelung einer vollständigen Nationalrepräsentation. Als nämlich unter Eduard III. (1327—77) die Abgeordneten der Städte und Grafschaften als Dritter Stand in die Reichsversammlung eintraten, schied sich zwar der alte Pairshof in eine besondere Corporation ab, behielt aber als Oberhaus (House of Peers) nebst der obersten Gerichtsbarkeit auch die volle Theilnahme an der polit. Gewalt und bildete fortan mit dem Unterhause (House of Commons) zusammen die ständische Vertretung der Nation oder das P. — Auch in Schottland verwandelte sich seit der Entfaltung des Lehnwesens der Volksrath der großen Eigenthümer in einen Reichsrath der unmittelbaren Kronvasallen, der geistlichen und weltlichen Barone, der seit Malcolm II. den Namen P. geführt haben soll. Vielleicht schon seit Robert I. traten auch Abgeordnete der Städte in dieses P.; doch kam es zu keiner Trennung, weil das bürgerliche Element sowol an Zahl wie an Einfluß äußerst schwach blieb. Die polit. Gewalt des P. war so groß, daß die Könige, die aus der Aristokratie hervorgingen, eigentlich nur das Amt eines Parlamentspräsidenten verwalteten. Zwar bemühten sich die Könige seit Jakob I., die Macht der unbändigen Aristokratie durch Verleihung von Privilegien an die Städte zu brechen; allein ihre Bemühungen blieben ziemlich fruchtlos. Der republikanische Geist, der sich mit der Verbreitung der Kirchenreformation im schott. Volke Bahn brach, verlieh auch dem P. der Krone gegenüber einen noch selbständigern Charakter. Das schottische P. war das erste, welches gegen den Despotismus Karl's I. zu den Waffen griff und hiermit die Revolution und die Verwandlung der drei Reiche in die Republik einleitete. Wiewol das schottische P. mit der Restauration der Stuarts seine Selbständigkeit wiedererhielt, zeigte es sich doch gegen die Krone wenig gefügig. Erst nach der zweiten Revolution von 1688 gelang es Wilhelm III., unterstützt von der Gewalt des englischen P., die schott. Starrheit zu brechen und dem bürgerlichen Element im P. das Uebergewicht zu verschaffen. Die Leichtigkeit, womit sich jetzt der Hof die Majorität im P. sicherte, der Druck engl. Minister und Beamten, die Kostspieligkeit des eigenen Staatshaushalts brachten endlich, trotz der Eifersucht beider Nationen, 1707, unter der Königin Anna, die Vereinigung Schottlands und Englands zum Reiche von Großbritannien zu Stande. Das schottische P. wurde mit dem englischen verschmolzen. (S. Schottland.) — Mit der Eroberung Irlands durch die Engländer bildete sich ebenfalls aus den angesiedelten Baronen und den Prälaten ein irländisches P., das allmählich auch die unterworfenen und zu Baronen erhobenen irischen Häuptlinge sowie die Abgeordneten der Städte aufnahm und sich wahrscheinlich schon unter Eduard III. in ein Ober- und Unterhaus sonderte. Jakob I. verlieh 40 Flecken das Recht, Abgeordnete ins P. zu schicken, sodaß 1613 das Unterhaus 232 Mitglieder, das Oberhaus 122 Peers zählte; aber er that dies nach seiner eigenen Versicherung nur, um das P. durch die Masse roher und ärmlicher Mitglieder zu schwächen. Karl I. versammelte in Irland lange kein P.; erst 1634 durfte es zusammentreten, wurde jedoch von dem Statthalter Strafford, nachdem es Subsidien bewilligt, sogleich wieder entlassen. Die Unterdrückung, welche Irland zur Zeit Cromwell's erfuhr, vernichtete fast gänzlich die Selbständigkeit des P., aus dem man die Katholiken, folglich die Iren selbst vertrieb. Nach der Restauration der Stuarts 1661 befand sich nur ein Katholik im irländ. Unterhause, und dieses Misverhältniß blieb, obgleich die Parlamentsglieder in Irland auch nach Feststellung der prot. Thronfolge

weder den Supremat- noch den Testeid schwören durften. Erst mehrere Jahre später brachte es das britische P., welches Irland aus dem kirchlichen und polit. Gesichtspunkte mit Strenge überwachte, zur Einführung dieser beiden Eide, womit den kath. Eingebornen jede Theilnahme am öffentlichen Leben abgeschnitten wurde. Zugleich wurden die Beschlüsse des irländischen P. der Gewalt des englischen untergestellt, was jedoch seit 1779 gesetzlich nicht mehr der Fall sein sollte. Die polit. Vereinigung Irlands mit Großbritannien, welche das Ministerium Pitt 1800 durch Bestechung der Parlamentsglieder durchsetzte, zog endlich die Verschmelzung des irländischen mit dem britischen P. nach sich. Das britische P. nahm hiermit den Namen Imperial parliament (Reichsparlament) an. Die Abschaffung des Testeides 1829 durch die Emancipationsbill verschaffte den Irländern die Möglichkeit, auch Katholiken in das P. zu senden. (S. Irland.) — Das P. von Großbritannien zählt im Hause der Gemeinen seit der Reformacte von 1832 658 Abgeordnete (471 für England, 29 für Wales, 53 für Schottland, 105 für Irland). Die Zahl der Peers oder Mitglieder des Oberhauses ist keine feststehende; sie belief sich im Febr. 1866 auf 454. (S. Englische Verfassung und Großbritannien.)

Nach dem Muster Englands hat man auch anderwärts der Nationalrepräsentation die Benennung P. gegeben, wenngleich der eigentliche amtliche Name anders lautete. So z. B. wurde die Deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. 1848—49 im gewöhnlichen Leben beinahe häufiger das Frankfurter P. genannt. Allgemeiner noch ist der Gebrauch der abgeleiteten Worte: parlamentarisch und Parlamentarismus. Parlamentarisch pflegt man alles das zu nennen, was sich auf die Thätigkeit solcher berathenden Versammlungen überhaupt bezieht. Daher spricht man von einer parlamentarischen Beredsamkeit, von parlamentarischen Ausdrücken (solchen, welche in den Verhandlungen einer derartigen Versammlung schicklicherweise gebraucht werden können). In einem weitern und höhern Sinne bezeichnet man mit dem Worte parlamentarisch diejenigen Einrichtungen, welche in ähnlicher Weise, wie dies in England durch das P. geschieht, den in einer Nationalrepräsentation gesetzlich dargestellten Volkswillen zum ausschlaggebenden Momente in der Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten machen. Besonders gebräuchlich ist der Ausdruck parlamentarische Regierung, womit eine solche Regierungsweise bezeichnet wird, bei welcher der Monarch seinen Willen insofern dem Nationalwillen unterordnet oder doch mit diesem in Einklang zu setzen sucht, als er seine Minister aus der parlamentarischen Majorität, d. h. der Mehrheit der Nationalvertretung, nimmt, folglich auch im Einvernehmen mit dieser Mehrheit, als der voraussetzlichen Vertreterin der Majorität der Wähler, regiert. Parlamentarismus aber heißt dasjenige polit. System, welches die Nothwendigkeit einer parlamentarischen Regierung und der dazugehörigen Einrichtungen behauptet. (S. Constitution.)

Parlamentär heißt in der Kriegssprache ein Abgesandter an den Feind, um Unterhandlungen anzuknüpfen, Mittheilungen und Aufforderungen zur Capitulation u. s. w. zu überbringen. Gewöhnlich wird ein Offizier dazu gewählt. Derselbe ist nach dem Kriegsgebrauche unverletzlich; doch muß er sich als P. durch Schwenken eines Tuchs oder von einem Trompeter (Tambour) begleitet durch dessen Blasen (Trommeln) ankündigen. Ankommende P. sind mit großer Vorsicht zu behandeln, da sie oft mit geringfügigen Aufträgen geschickt werden, um zugleich zu recognosciren. Sie werden von den Vorposten angehalten und gemeldet. Der Offizier der Feldwache kommt dann vor und nimmt ihnen entweder die Depeschen gegen Empfangschein ab oder läßt sie, wenn sie mündliche Aufträge an einen höhern Befehlshaber bringen, mit verbundenen Augen auf Umwegen zu diesem führen. Im Seekriege künden sich P. durch eine besondere Parlamentärflagge ihres Bootes an.

Parma, vormals ein souveränes Herzogthum in Italien, wurde von 1545—1731 von dem Hause Farnese (s. d.), von 1748—1802 und 1847—59 von einem jüngern Zweige der span. Hauptlinie des Hauses Bourbon (s. d.) beherrscht und umfaßte in seinem letzten Bestande 113 Q.-M. mit 508000 E. Seit 1860 ist P. dem Königreiche Italien einverleibt und eingetheilt in die Provinzen P. (256029 E.) und Piacenza (218569 E.), während der District Pontremoli (etwa 33000 E.) zur Provinz Massa-Carrara geschlagen ist. Das Land wird im Süden von den Apenninen durchzogen, die im Monte-Penna und Monte-Orsaro bis über 5000 F., im Monte-Alpe di Succisio bis zu 6390 F. aufsteigen. Nach dem Po zu flacht sich der nördl. Theil des Landes zur lombard. Ebene ab; die mittlern Vorgebirge jedoch sind mit Eichen- und Kastanienwäldern bedeckt. Der Hauptfluß ist der Po, welcher die nördl. Grenze bildet und die kleinen Flüsse Bardinezza, Tidone, Trebbia, den Taro und die Parma hier aufnimmt. Das

Klima ist zwar gesund, aber weniger mild als in dem südlich von den Apenninen gelegenen Italien, der Boden besonders in den nach den Po sich hinziehenden Ebenen fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Oliven, Reis, Obst und Wein. Nächst dem Ackerbaue beschäftigen sich die Einwohner vorzüglich mit Seidenbau, Rindviehzucht, Käsebereitung, Geflügelzucht, Bergbau auf Marmor und Alabaster, Salzbereitung und Bergölgewinn. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich fast nur auf Bearbeitung der Seide. Die Städte Parma (s. d.) und Piacenza (s. d.) gehörten zur Zeit der Römer zum cisalpin. Gallien, theilten nach dem Untergange des weström. Reichs das Schicksal der Lombardei, kamen zugleich mit dieser unter die Herrschaft der röm.-deutschen Kaiser und wurden, unaufhörlich nach Unabhängigkeit strebend, während des Mittelalters in die blutigen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen verwickelt. Die innern Streitigkeiten und Parteikämpfe benutzten verschiedene Gewalthaber, besonders aber die Häuser Este und Visconti, um sie unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Im Anfange des 16. Jahrh. bemächtigte sich Ludwig XII. von Frankreich und, nachdem sich die Ligue von Cambray aufgelöst, der kriegerische Papst Julius II. 1514 beider Städte. Papst Paul III., aus dem Hause Farnese, erhob sie 1545 zu einem Herzogthume und belehnte damit seinen natürlichen Sohn Pietro Luigi Farnese. Als dessen männliche Nachkommenschaft 1731 mit dem Herzoge Antonio erlosch, wußte es Elisabeth, die Gemahlin Philipp's V. von Spanien, eine Tochter des ältesten Bruders des Herzogs Antonio, durchzusetzen, daß ihr Sohn Don Carlos die Herzogthümer P. und Piacenza erhielt, die er aber bald darauf an Kaiser Karl VI. als Entschädigung für das im Wiener Frieden 1735 ihm zugefallene Königreich beider Sicilien überließ. Im Aacheuer Frieden von 1748 trat Maria Theresia beide Herzogthümer nebst Guastalla an Elisabeth's zweiten Sohn Don Philipp ab, mit der Bedingung der Rückgabe an Oesterreich, falls der Mannsstamm dieses Infanten erlöschen oder einer seiner Nachkommen den sicilian. oder span. Thron besteigen sollte. Auf Philipp folgte 1765 dessen Sohn Ferdinand, der beim Eindringen der Franzosen in Italien durch einen Frieden mit der Republik 1796 sich den Besitz seines kleinen Staats auf Bedingungen erhielt, welche er zunächst seiner span. Abstammung und dem damals erneuerten Bündnisse Frankreichs mit Spanien verdankte. Doch zufolge des Luneviller Friedens und einer Uebereinkunft zwischen Frankreich und Spanien zu Madrid 1801 wurde dem Erbprinzen Ludwig, anstatt der väterlichen Besitzungen, das Großherzogthum Toscana unter dem Titel eines Königreichs Etrurien (s. d.) zugetheilt. Als daher 1802 der Herzog Ferdinand starb, nahm Frankreich ohne weiteres Besitz. Doch wurden P. und Piacenza erst 21. Juli 1805 dem franz. Kaiserthume, Guastalla aber 24. Mai 1806 dem Königreiche Italien förmlich einverleibt. Durch den Pariser Frieden von 1814 und die Wiener-Congreß-Acte von 1815 kamen die Herzogthümer P., Piacenza und Guastalla (s. d.) als souveränes Eigenthum an die bisherige Kaiserin von Frankreich, Erzherzogin Maria Luise (s. d.), die den Titel Kaiserin und Majestät behielt. Dieser Verfügung widersprach jedoch der König von Spanien, der die Herzogthümer für die ehemalige Königin von Etrurien, die Infantin Maria Luise (s. d.) von Spanien, zurückverlangte und deshalb seinen Beitritt zur Wiener-Congreß-Acte verweigerte. Infolge davon wurde durch einen besondern, zu Paris 10. Juni 1817 abgeschlossenen Vertrag festgesetzt, daß die Herzogthümer (mit Ausnahme des am linken Pouser liegenden Theils, der mit dem Besatzungsrechte in der Festung Piacenza dem Hause Oesterreich verblieb) nach dem Tode der Kaiserin Maria Luise an die Nachkommenschaft der Königin von Etrurien fallen sollten, welche sich bis dahin mit dem Fürstenthume Lucca (s. d.) begnügen mußte. Nach dem Erlöschen dieses Hauses aber sollte P. an Oesterreich, Piacenza an Sardinien heimfallen. Die Kaiserin Marie Luise starb 17. Dec. 1847, und nunmehr nahm der bisherige Herzog von Lucca, Karl II. (s. d.), vertragsmäßig von seinen Erblanden Besitz. Nach den weitern Bestimmungen des Vertrags vom 10. Juni 1817 und eines Tractats mit Toscana vom 28. Nov. 1844 mußte zugleich P. an Modena das Herzogthum Guastalla nebst dem am rechten Ufer der Enza gelegenen Districte (zusammen $3\frac{1}{4}$ Q.-M.), andererseits aber Modena an P. die Districte von Villafranca, Treschietto, Castevoli und Malazzo in Massa-Carrara (zusammen 1,45 Q.-M.) und endlich Toscana an P. die Districte von Pontremoli, Bagnone, Filatierra, Groppoli und Lusuoli (zusammen 6,55 Q.-M.) abtreten. Dieser vielfach verwickelte Gebietsaustausch wurde von der Bevölkerung dieser Landestheile mit Misfallen aufgenommen. Gegenüber der nationalen Bewegung in Italien hielt Karl II. zu Oesterreich, und so brach 20. März 1848 eine Revolution aus, infolge deren der Herzog 19. April das Land verließ, um nicht mehr zurückzukehren. Doch ward seine Autorität schon im Aug. 1848 durch die österr. Waffen wiederhergestellt und P. nunmehr einem strengen Militärregiment unterworfen. Nach der Abdankung Karl's II., 14. März 1849, trat dessen Sohn,

Herzog Karl III. (s. d.), die Regierung an, der sich ganz von seinem Günstlinge, dem Engländer Ward, leiten ließ und in willkürlichster Weise schaltete. Noch mehr machte er sich durch seine wüsten Ausschweifungen verhaßt. Er wurde deshalb aus Privatrache 26. März 1854 auf offener Straße der Residenzstadt erdolcht und starb am folgenden Tage. Ihm succedirte sein ältester Sohn, Robert I. (Karl Ludwig Maria von Bourbon, geb. 9. Juli 1848), für den seine Mutter, die Herzogin-Witwe Luise Maria Theresia, Tochter des Herzogs von Berri (s. d.), die Vormundschaft und Regentschaft übernahm. Diese begabte Frau versuchte durch ein wohlwollendes Regiment die Bevölkerung zu versöhnen und auch den nationalen Anforderungen gerecht zu werden, worüber sie mehrfach mit Oesterreich in Conflict kam. Doch als der Krieg von 1859 zwischen Oesterreich, Sardinien und Frankreich ausbrach, erklärte sie sich für neutral, und so mußte sie mit ihren Kindern nach der Schlacht bei Magenta das Land für immer verlassen (9. Juni 1859). P. vereinigte sich nunmehr mit Modena und der Romagna unter der gemeinschaftlichen Regierung des Dictators Farini zu dem sog. Gouvernement Emilia (s. d.), das dann, nachdem bei allgemeiner Volksabstimmung sich eine ungeheuere Majorität für die Annexion ausgesprochen, durch Decret des Königs Victor Emanuel II. mit dem Königreich Sardinien 18. März 1860 vereinigt wurde. Die Proteste der Herzogin-Regentin gegen die Annexion P.s, 28. März 1860, und gegen den neuen Titel «König von Italien», 10. April 1861, blieben wirkungslos.

Parma, die ehemalige Hauptstadt des frühern gleichnamigen Herzogthums, jetzt die Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (58$^{9}/_{10}$ Q.-M. und 256029 E. Ende 1861), am Flusse Parma, mit 47067 E., in einer schönen Ebene an der Eisenbahn gelegen, hat gerade, breite Straßen, angenehme Promenaden, wenig größere Plätze, aber gutgebaute Häuser. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, des Präfecten für die Provinz, eines Appellhofs, eines Tribunals erster Instanz und einer Handelskammer. Sie hat eine 1599 gegründete Universität (mit drei Facultäten: für Jurisprudenz, Medicin, mathematische und Naturwissenschaften, einem astron. Observatorium, Botanischen Garten u. s. w.), die 1864/65 von 315 Studirenden besucht wurde, ein bischöfl. Seminar, ein landwirthschaftliches Institut, ein Lyceum, ein Gymnasium und eine technische Schule, eine Akademie der schönen Künste mit einer werthvollen Gemäldegalerie und eine Musikschule. In den Kirchen, deren es 35 gibt, findet man Meisterwerke von Correggio, Lanfranco, Mazzuola u. a. Besonders sehenswerth sind die Kathedrale aus dem 12. Jahrh., welche in ihrer schönen Kuppel das berühmte, aber schadhaft gewordene Frescostück der Himmelfahrt Mariä von Correggio besitzt; das Baptisterium aus dem 13. Jahrh., ganz von Marmor, mit vielen Sculpturen und alten Fresken; die ehemalige Kloster- und Hofkirche San-Ludovico mit dem Grabdenkmale des Grafen Neipperg; die prachtvolle Kirche Madonna della Steccata, nach dem Vorbilde der Peterskirche erbaut; die Kirche San-Giovanni-Evangelista mit berühmten Fresken Correggio's. Außerdem gehören zu den Merkwürdigkeiten der Stadt der Palazzo-Reale, das Gebäude der Kunstakademie, in dem sich auch das Teatro-Farnese, welches 4500 Zuschauer faßt, und das königl. Museum mit vielen röm. Alterthümern und 20000 Münzen befinden, das neue Theater, die königl. Bibliothek mit 120000 Bänden, die Bodoni'sche Buchdruckerei. Außer einer Menge von Gärten und Landhäusern liegt vor der Stadt das königl. Lustschloß Giardino mit schönen Gärten und sehenswerthen Malereien, sowie der anmuthige Spaziergang, Stradone genannt; etwas nördlicher das herrliche Lustschloß Colorno, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der verstorbenen Herzogin Marie Luise. Die Industrie P.s producirt hauptsächlich Seiden- und Wollgewebe, seidene und baumwollene Spitzen und Strümpfe, Glas- und Thonwaaren, Papier, Seife und Salzfleisch. Der Handelsbetrieb erstreckt sich auf Seide, Getreide, Salzfleisch, Wein und Käse. Im Juni findet eine Art Messe für den Seidenhandel statt. Vgl. Affo, «Storia della città di P.» (4 Bde., Parma 1792—95).

Parma (Herzog von), s. Cambacérès (Jean Jacques Régis).

Parmegiano, s. Mazzola (Francesco).

Parmenides, ein griech. Philosoph aus Elea, der eigentliche Mittelpunkt der Eleatischen Schule, blühte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr., indem er um 450 mit seinem Schüler Zeno nach Athen kam, wo er mit Sokrates verkehrte. Er stand in hohem Ansehen, und Plato spricht von ihm nicht blos als Denker, sondern auch als sittlichem Charakter mit der größten Hochachtung. In einem philos. Lehrgedichte, welches nur noch in Fragmenten erhalten ist, sprach er den Grundgedanken der Eleatischen Schule im strengsten Gegensatze zu der Heraklitischen Lehre vom ewigen Werden dahin aus, daß nur das Sein sei: außer ihm, dem Sein, ist nichts; es ist weder entstanden noch vergänglich, untheilbar, in sich abgeschlossen, keines andern bedürftig. Seine Form

iſt die Kugel des in ihm eingeſchloſſenen Weltalls, ſeine innere Beſchaffenheit iſt reines Denken. Was außer ihm vorhanden iſt, iſt Schein und Täuſchung. Die Scheinwelt der ſinnlichen Dinge enthält in ſich Miſchungen aus Licht und Finſterniß, worin das erſtere als das poſitive Princip die Stelle des Seienden vertritt. Die Fragmente ſeines Lehrgedichts ſind herausgegeben von Fülleborn (Züllichau 1795), A. Peyron (Lpz. 1810) und Karſten (in den «Philosophorum Graecorum veterum reliquiae», Bd. 1, Thl. 2, Brüſſ. 1835).

Parmentier (Antoine Auguſtin), ein ausgezeichneter franz. Pharmaceut und Agronom, geb. zu Montdidier 17. Aug. 1737, kam als armer Apothekerlehrling mit wenigen Kenntniſſen nach Paris, brach ſich aber daſelbſt durch ſein Genie freie Bahn. Als die allgemeine Hungersnoth 1769 die Akademie veranlaßte, einen Preis auf die beſte Abhandlung über diejenigen Vegetabilien auszuſetzen, welche das Brot erſetzen könnten, erhielt P. den Preis, indem er die Kartoffel empfahl und alle Vorurtheile beſtritt, welche zwei Jahrhunderte hindurch den Anbau derſelben verhindert hatten. Von Ludwig XVI. mit einem bedeutenden Stück Landes zur Anpflanzung der Kartoffeln beſchenkt, machte er durch ſein Beiſpiel den Anbau derſelben in Frankreich allgemein. Auch der Ackerbau überhaupt und die Fabriken verdanken ſeinen Beobachtungen und Unterſuchungen ſehr viel. Während der Continentalſperre beſchäftigte er ſich auf Napoleon's Befehl mit der Fabrikation des Traubenzuckers, die er zu hoher Vollkommenheit brachte. Die Armeelazarethe, bei denen er ſchon im Siebenjährigen Kriege, während deſſen er fünfmal gefangen wurde, angeſtellt war, erhielten durch ihn manche zweckmäßige Einrichtung. Er ſtarb als Generalinſpector des Medicinalweſens und Mitglied des Inſtituts von Frankreich 17. Dec. 1813. Von ſeinen zahlreichen, durch praktiſchen Werth ausgezeichneten Schriften ſind zu erwähnen: «Abhandlung über die Cultur und ökonomiſchen Eigenſchaften der Kartoffeln» (deutſch, Augsb. 1797); «Die Kunſt, Brot aus Kartoffeln zu backen» (deutſch, Augsb. 1799); «Neueſte Unterſuchungen und Bemerkungen über die verſchiedenen Arten der Milch» (deutſch, Jena 1800); «Ueber die Vortheile, welche man aus dem Getreide in Beziehung auf Ackerbau und Handel ziehen kann» (deutſch, 2 Bde., Hannov. 1806); «Ueber die Bereitung der Sirupe und Salze aus Runkelrüben zur Erſparung des indiſchen Rohrzuckers» (deutſch, Wien 1811). Seine Vaterſtadt ehrte ſein Andenken durch Errichtung einer Bildſäule.

Parmeſankäſe heißt ein fetter, aus unabgerahmter Milch dargeſtellter Käſe, welcher in ganz Oberitalien angefertigt wird und vielfach in den Handel kommt. Seinen Namen hat er vom Lande Parma. Ein einzelner Käſelaib wiegt in der Regel ¾ Ctr., und es bedarf zu der Herſtellung eines ſolchen der Milch von 80 Kühen. Viele Kleinbeſitzer und Halbſcheider bilden Käſerei-Genoſſenſchaften zur gemeinſchaftlichen Erzeugung. Der P. iſt hart, blätterig, ſehr fein und ſchmelzend, von beſonders zartem, mildem Geſchmack. Zerrieben bildet er bekanntlich einen unerlaßlichen Zuſatz der Polenta und Maccaroni.

Parnaß (griech. Parnaſſos, jetzt gewöhnlich mit dem albaneſiſchen Namen Liakura benannt), das bedeutendſte unter den Gebirgen des mittlern Griechenland, iſt eine mächtige, in ſich concentrirte Gebirgsmaſſe, die, nach drei Seiten iſolirt, nur im Weſten durch einen bewaldeten, jetzt Jona genannten Gebirgszug mit den Grenzgebirgen von Aetolien und Doris (dem Korax der Alten) zuſammenhängt. Die untern Partien des größtentheils der Landſchaft Phokis (ſ. d.) angehörigen Gebirgs ſind faſt ganz kahl, aber in den höhern Regionen iſt es noch mit dichten Tannenwäldern bedeckt, über welchen eine Anzahl felſiger Gipfel, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, aufſteigen. Der höchſte derſelben, von den Alten Lykoreia, jetzt Lykeri genannt, erhebt ſich bis zu der Höhe von 2459 Meter und gewährt eine umfaſſende und großartige Ausſicht, die nach Norden bis zu den theſſaliſchen, nach Süden bis zu den nordarkadiſchen Gebirgen reicht. Unter den ſteilen Felswänden der Südſeite des Gebirgs (den Phädriaden) liegt die berühmte Orakelſtätte des Apollon, Delphi (ſ. d.), von wo aus eine aus mehr als 1000 Stufen beſtehende Felstreppe auf den Gebirgsrücken emporführt, auf dem man dann weiterhin zu einer geräumigen, in die Flanke eines kahlen Felskegels ſich hineinziehenden Höhle mit Stalaktiten im Innern, der Korykiſchen Grotte, die dem Pan und den Nymphen geweiht war, gelangt. Auf den Höhen des P. feierten auch die Thyaden, die Dienerinnen des Dionyſos, beim Herannahen des Frühlings ihre ſchwärmenden Feſte (Orgien). Hauptſächlich aber galt das ganze Gebirge als dem Apollon und den Muſen heilig, daher der Name P. auch als ſymboliſche Bezeichnung für die Dichtkunſt dient, wie die Ausdrücke «den P. beſteigen» und «Gradus ad Parnassum» (ſ. d.) zeigen.

Parny (Evariſte Déſiré Deſorges, Vicomte de), berühmter franz. erotiſcher Dichter, geb. 6. Febr. 1753 auf der Inſel Bourbon, kam ſchon als Kind nach Frankreich, ſtudirte in Rennes

und trat dann in der Abſicht, Trappiſt zu werden, in das Seminar von St.-Firmin zu Paris. Sein Entſchluß reute ihn jedoch bald und er widmete ſich nun dem Militärſtande. Nachdem er ſeinen Curſus auf der Militärſchule beendet, beſuchte er 1773 ſeine Heimat und lernte dort eine 13jährige Creolin, Eſther de Baiſ kennen, die er unter dem Namen Eleonore beſang. 1777 kehrte er nach Frankreich zurück und ſchrieb ſeine «Épître aux insurgés de Boston», welche nicht ohne Eindruck blieb. Dann machte er wiederholt Seereiſen nach Indien. Seit 1782 aber lebte er in der Nähe von Paris zwiſchen St.-Germain und Marly in der Zurückgezogenheit. Sein geringes Vermögen ging ihm in der Revolutionszeit verloren, ſodaß er ſich auf die geringen Einkünfte eines untergeordneten Poſtens beim Unterrichtsminiſterium beſchränkt ſah, bis ſich der Finanzmann François de Nantes ſeiner annahm und ihm eine Sinecure in ſeiner Adminiſtration verſchaffte. Die Gunſt Bonaparte's, die ſich ihm zuwendete, verſcherzte P. durch ſein ſchmutziges komiſches Epos «La guerre des dieux anciens et modernes» (Par. 1799 u. öfter). Als daher Lucian Bonaparte ihn bei der Bibliothek der Invaliden anſtellen wollte, geſtattete dies der Erſte Conſul nicht, und auch erſt nach zweimaliger Wahl kam P. 1803 in das Inſtitut. Von ähnlichem Inhalt wie das zuletzt erwähnte Gedicht, nur poetiſch gehaltloſer, ſind ſeine Dichtungen «Le paradis perdu» und «Les galanteries de la Bible», welche mit den «Déguisements de Vénus» als «Portefeuille volé» (1805) zuſammengedruckt, aber von der kaiſerl. Polizei verboten wurden. Die «Galanteries des reines de France», die er für ſeine werthvollſte Arbeit hielt, vernichtete er wol aus polit. Rückſichten beim Ausbruche der Revolution. Sein wahrer Ruhm beſteht in ſeinen erotiſchen Dichtungen (z. B. «Poésies érotiques», 1780—81), welche ihm wegen ihrer Zartheit den Namen des franz. Tibull erwarben. Andere weniger ausgezeichnete Producte ſeiner Muſe ſind «Les Rosecroix» (1807), «Goddam!» (2. Aufl. 1801) und «Isnel et Asléga». Er ſtarb zu Paris 5. Dec. 1814. Die beſten Ausgaben ſeiner Werke veranſtalteten Tiſſot (3 Bde., Par. 1827) und Béranger (4 Bde., Par. 1831), in einer Auswahl Boiſſonade (Par. 1827). Die «Poésies inédites» (Par. 1826), welche Tiſſot zum Druck beförderte, bieten wenig Werthvolles.

Parochie bezeichnet noch bis in das 3. Jahrh. die Geſammtheit der unter einem Biſchofe ſtehenden Gemeinden, alſo ſo viel als Diöceſe (ſ. d.) oder Kirchenſprengel. Nach Irenäus betrachteten ſich die Chriſten mit Beziehung auf 1 Pet. 1, 17; 2, 11 als Fremde (πάροικοι) auf dieſer Erde, daher bezeichneten ſich auch die Gemeinden als Genoſſenſchaften von Fremdlingen, auf deren unter einem Biſchofe ſtehende Geſammtheit der Name P. (παροικία, Fremde) überging, deren einzelne Glieder aber Parochianen genannt wurden. Die Gemeinden auf dem Lande, die in der Nähe von Mutterkirchen entſtanden, von dieſen Geiſtliche erhielten und abhängig waren, hießen Parochiae rurales. Im 4. und 5. Jahrh. gab es faſt keinen bedeutendern Ort mehr, in dem nicht die Einwohner eine Gemeinde bildeten und eine eigene Kirche mit einem eigenen Geiſtlichen beſaßen. Man bezeichnete aber damals die Gemeinde mit dem Worte Plebs und nannte daher den Geiſtlichen Plebanus; doch ſeit dem 5. Jahrh. wurde es gewöhnlich, jede einzelne Kirchengemeinde eine Parochia und den Geiſtlichen Parochus zu nennen. Beide blieben in Abhängigkeit von dem Biſchofe oder Erzbiſchofe, welcher auch den Parochus erwählte und deſſen Einkünfte beſtimmte. Seit dem 6. Jahrh. bezog zwar der Parochus die Einkünfte von dem, was in den Gemeinden einkam, doch mußte er eine beſtimmte Abgabe an die Kathedralkirche oder den Biſchof abgeben. Seine Functionen waren anfangs auch beſchränkt, namentlich blieb ihm bis in das 5. Jahrh. die Verwaltung der Sakramente entzogen. Seit dem Anfange des 6. Jahrh. entſtanden auch Schulen bei den Pfarreien, die man Parochialſchulen nannte. Jetzt heißt jede ſelbſtändige Kirchengemeinde, der auch die Pflicht obliegt, die Parochiallaſten zu tragen, d. h. alle zur Erhaltung der Kirchen und zur Beſoldung des Geiſtlichen nöthigen Geldmittel zu beſchaffen, eine P. oder Parochialkirche, zu der aber auch eine eingepfarrte oder Filialkirche gehören kann.

Parodie iſt eine eigene Gattung der dichteriſchen Satire (ſ. d.). Sie zieht ein vorhandenes ernſtes heroiſches Dichtwerk, Epos oder Drama, ins Komiſche, indem ſie die Form und den Ton jenes Dichtwerks beibehält, demſelben aber einen niedrigen und poſſenhaften Gegenſtand unterſchiebt. Die P. iſt daher weſentlich von der ihr verwandten Traveſtie (ſ. d.) zu unterſcheiden, die umgekehrt den großen heroiſchen Gegenſtand des traveſtirten Gedichts beibehält, denſelben aber in einen niedrigen und poſſenhaften Ton herabzieht. Im Alterthum wurden ſchon früh die Homeriſchen Gedichte parodirt, wie z. B. in der Batrachomyomachia (ſ. d.), die früher ſogar Homer ſelbſt beigelegt wurde. Alle Literaturen haben Werke dieſer Art aufzuweiſen, und ſie haben ſicher ihre Berechtigung, namentlich wenn ſie falſche Erhabenheit angreifen, wie z. B. Ariſtophanes

das ſchwächliche und geſpreizte Pathos des Euripides. Platen's «Verhängnißvolle Gabel» als P. der Schickſalstragödien, Hauff's parodiſcher Angriff gegen Clauren, Mahlmann's «Huſſiten vor Naumburg» als ein ſolcher gegen Kotzebue ſind in der deutſchen Literatur unvergeßlich. Die großartigſte P. iſt Cervantes' «Don Quixote»; es war die Vernichtung der alten Ritterromane.

Parole heißt das militäriſche Erkennungswort, gewöhnlich ein Name, welches täglich vom Commandanten der Stadt oder vom älteſten Offizier für den Garniſons- und Wachdienſt ausgegeben wird. Nach dem Aufziehen der Wache wird dazu auf der Parade von den Adjutanten ein Paralekreis gebildet, welcher gewöhnlich durch vier Poſten abgeſperrt wird, und der Platzmajor (ſ. d.) gibt die vom Commandanten empfangene P., welche dann leiſe in der Runde weiter gegeben wird. Befehle, welche gleichzeitig bekannt gemacht werden, heißen Paralebefehle, die Befehlsbücher, in welche ſie einzutragen ſind, Parolebücher. Im Kriege wird die P. nur den Offizieren gegeben, die Erkennungszeichen im Feldſicherheitsdienſte ſind Loſung und Feldgeſchrei (ſ. d.).

Parömie (griech.) heißt ſo viel als Sprichwort, Sinnſpruch, auch Fabel. Parömiographen nennt man daher in der ſpätern griech. Literatur die Sammler der alten griech. Sprichwörter, unter denen beſonders Zenobius oder Zenodotus und Diogenianus aus dem 3. Jahrh. n. Chr., ferner Gregorius aus Cypern, um 1283 Patriarch von Konſtantinopel und Michael Apoſtolius aus Byzanz, der 1450 aus Griechenland nach Italien flüchtete, zu erwähnen ſind. Auch ſoll ſchon Plutarch zwei Bücher Sprichwörter verfaßt haben; doch iſt das, was wir unter dieſem Namen jetzt noch von ihm beſitzen, ein ſpäteres Machwerk. Eine Zuſammenſtellung und Erläuterung dieſer Schriften enthalten Gaisford's «Paroemiographi Graeci» (Oxf. 1836) und Leutſch's und Schneidewin's «Corpus paroemiographorum Graecorum» (Bd. 1, Gött. 1839).

Paronomaſie, ſ. Annamination.

Paropamiſus, ſ. Hindukuh.

Paros, eine der bedeutendſten unter den cykladiſchen Inſeln, mit etwa $3^3/_4$ Q.-M. Flächeninhalt, wird von Nord nach Süd von einem ganz aus Marmor beſtehenden Gebirge, der Marpeſſa der Alten, durchzogen, das ſich in ſeinem ſüdlichſten Theile mehr als 2000 F. über die Meeresfläche erhebt. Am Fuße des Gebirgs finden ſich einige Ebenen und flache Thäler, in denen Getreide und Wein gebaut wird. Die zuerſt von Phäniziern (an welche noch die Namen Minaa und Kabarnis erinnerten), dann von Joniern bewohnte Inſel, die ſchon am Ende des 8. Jahrh. v. Chr. eine Colonie nach der Inſel Thaſos (ſ. d.) entſandte, an welcher der berühmte Dichter Archilochos theilnahm, verdankte ihre Bedeutung hauptſächlich dem trefflichen weißen Marmor, der in zahlreichen Brüchen gewonnen wurde und den Hauptausfuhrartikel bildete. Die ſchönſte, beſonders zu Bildhauerarbeiten geeignete Art, von den Alten Lychnites genannt (wahrſcheinlich nach den Grubenlichtern, bei denen man in dieſen ganz bergmänniſch betriebenen Brüchen arbeitete), findet ſich ziemlich in der Mitte der Inſel, $1^1/_2$ St. öſtlich von der alten Stadt Paros, deren Stelle der jetzige Hauptort Parikia einnimmt. Nachdem die Athener unter Miltiades' Führung nach dem erſten Perſerkriege vergebens verſucht hatten, die Inſel zu unterwerfen, trat dieſelbe nach dem zweiten Perſerkriege dem atheniſchen Seebunde bei. Später kam ſie unter die Oberhoheit der ägypt. Könige, dann mit dem übrigen Griechenland unter die Herrſchaft Roms. Jetzt gehört ſie zum Königreiche Hellas und bildet mit der etwas größern öſtl. Nachbarinſel Naxos (ſ. d.) eine beſondere Eparchie des Nomos der Cykladen. Zu ihr gehört noch die kleine felſige, nur durch einen ſchmalen Kanal von dieſer getrennte Inſel Antiparos (ſ. d.). Vgl. Roß, «Reiſen auf den griech. Inſeln des Aegäiſchen Meeres» (Bd. 1, Stuttg. und Tüb. 1841).

Paroxysmus (vom griech. oxys, ſcharf, alſo eigentlich Verſchärfung) bezeichnet die Steigerung einer mit einzelnen Anfällen verlaufenden Krankheit, zwiſchen welchen von der Krankheit ganz oder faſt ganz freie Zwiſchenzeiten (Apyrexie, Intermiſſion, Intervallum lucidum) liegen. Unter den Fiebern (ſ. d.) gibt das Wechſelfieber ein Muſter dafür ab. Doch treten nicht blos bei dieſen, ſondern auch bei andern Krankheiten, namentlich Nervenkrankheiten (Neuralgien, Epilepſie, Wahnſinn), Paroxysmen auf. Die Paroxysmen ſind theils periodiſche, d. h. ſie ſtellen ſich nach beſtimmten Zeiten (täglich, einen Tag um den andern, jeden Monat) ein, aber ſie ſind nicht periodiſch. Die Steigerung der Symptome einer nahezu gleichmäßig fortſchreitenden Krankheit (Fieber) heißt Exacerbation, der Nachlaß der Symptome Remiſſion. Krankheiten (Fieber) ohne Unterbrechungen zum Beſſern oder Schlimmern heißen continuirliche.

Parquet oder Tafelwerk nennt man diejenige Art der Fußböden, wo ſtatt der gerade durchlaufenden Dielen Holztafeln, welche in Rahmen gefaßt ſind, verwendet werden. Die P. ſind oft von ſehr koſtbaren Hölzern und ſehr künſtlich in Muſtern zuſammengeſetzt, und nament-

lich geſchieht für die Kunſt des Parquetirens in der neuern Zeit ſehr viel, wo man zum Schneiden, Fugen und Abgleichen der Parquettafeln eigene Maſchinen erfunden hat. Außer der größern Mannichfaltigkeit und der Eleganz haben die P. noch den Vortheil der Dauerhaftigkeit und der Reinlichkeit für ſich. Früher pflegte man auch Decken und Wände der Zimmer ſo zu täfeln und reiches Schnitzwerk als Einrahmung hinzuzufügen. Die ſpäte Gothik und die Renaiſſance leiſteten in dieſem Fache der Ornamentik das Bewundernswürdigſte; einige aus jenen Zeiten übriggebliebene Wand- und Deckengetäfel ſind Prachtwerke erſten Rangs. Außerdem verſteht man unter P. in den Schauſpielhäuſern den zwiſchen Orcheſter und Parterre gelegenen Theil des Saales, bei den franz. Gerichtshöfen den Platz oder das ſämmtliche Perſonal der Richter, und an der pariſer Börſe das eingeſchrankte Rund, wo die Wechſelmäkler die Staatspapiere zum Verkauf ausbieten und die Curſe ausrufen.

Parrhaſios, ein berühmter griech. Maler, Sohn und Schüler des Euenor aus Epheſos, Zeitgenoſſe des Sokrates und Plato, war neben Zeuxis, mit welchem er an Künſtlerruhm, aber auch an Künſtlerſtolz wetteiferte, der bedeutendſte Vertreter der ſog. ioniſchen Malerſchule. Er malte mit Vorliebe männliche Geſtalten, beſonders Heroen, theils einzeln, theils in größern Compoſitionen, hat ſich aber auch in allegoriſchen und Genrebildern, ja ſogar in unzüchtigen Darſtellungen verſucht. Nach den Angaben der Alten war er beſonders Meiſter in der Zeichnung der Umriſſe und in der Behandlung der Proportionen der menſchlichen Geſtalt; daß er aber auch in der Behandlung der Farben und der Vertheilung von Licht und Schatten Bedeutendes leiſtete, zeigen mehrere Anekdoten, die von einem Wettſtreite zwiſchen ihm und Zeuxis in Bezug auf die täuſchende Naturwahrheit ihrer Malereien erzählt werden. Vgl. Brunn, «Geſchichte der griech. Künſtler» (Bd. 2, Stuttg. 1859).

Parrheſie (griech.) bezeichnet ſo viel als Freimüthigkeit im Reden ſowie natürliche Ungezwungenheit in der körperlichen Haltung.

Parricidium oder Paricidium nannten die Römer früher jedes ſchwere todeswürdige Verbrechen gegen den röm. Staat oder einen röm. Bürger; ſeit der Lex Pompeja (45 v. Chr.) bezeichnete es ſpeciell den Verwandtenmord. Für die alte Strafe des Ertränkens, wobei der Verurtheilte mit einem Hunde, einer Katze (einem Affen), einem Hahn und einer Schlange in einen Sack genäht und in das Waſſer geworfen wurde, ſetzt die Carolina (ſ. d.) rückſichtlich des Mordes an nahe geſippten Freunden, dem Ehegatten, des Thäters eigenem Herrn und «andern hohen trefflichen Perſonen» das Rad unter vorhergehendem Reißen mit glühenden Zangen. In den neuern Geſetzgebungen bildet das P. nach dem Wegfalle der qualificirten Todesſtrafen meiſtens kein beſonders hervorgehobenes Verbrechen. Der franz. Code-Pénal läßt jedoch den parricide noch in einem ſchwarzen Schleier den Gang zum Schaffot antreten.

Parrot (Joh. Jak. Friedr. Wilh.), ruſſ. Naturforſcher, Sohn des Phyſikers und Mitgliedes der petersburger Akademie, Staatsraths Georg Friedrich P., wurde 14. Oct. 1792 zu Karlsruhe geboren. Schon 1811 bereiſte der junge P. im Verein mit Engelhardt die Krim, beſuchte Taman, den Kuban, Mosdok, Wladikawkas, den Terek bis zu ſeinem Ausfluſſe, den Kasbek und kehrte 1812 nach Dorpat zurück, wo er die Schrift «Reiſe in die Krim und den Kaukaſus von Mor. von Engelhardt und Friedr. P.» (2 Bde., Berl. 1815—18) ausarbeitete. Inzwiſchen zum Profeſſor der Phyſiologie und Pathologie an der Univerſität Dorpat ernannt, führte er 1829 eine große Reiſe zur Erforſchung des noch ſo wenig unterſuchten Ararat aus. Ueber ſechs Wochen wurde er durch die in Eriwan und der Umgegend des Ararat herrſchende Peſt in Tiflis aufgehalten. Nach kurzem Aufenthalte im Kloſter Etſchmiadzin wählte er das Kloſter St.-Jakob, am Fuße des Ararat ſelbſt und 3240 F. über der großen Ebene des Araxes gelegen, als Ausgangspunkt zu ſeinen Excurſionen und vorzüglich zu ſeinen Erſteigungsverſuchen. Vgl. ſeine «Reiſe zum Ararat» (2 Bde., Berl. 1834). Auf ſeiner Rückreiſe ſtellte er ein barometriſches Nivellement am Manytſch, an der Wolga und am Don an, deſſen große Verſchiedenheit von dem im Verein mit Engelhardt gewonnenen Reſultate 1836 zu einer geodätiſchen Expedition von ſeiten der Akademie Anlaß gab, infolge deren die Waſſerfläche des Kaſpiſchen Meeres niedriger als die des Schwarzen Meeres, jedoch nur um 78 F. tiefer gelegen befunden wurde. Von den ſonſtigen Reiſen P.'s iſt noch zu erwähnen die 1837 unternommene Expedition nach dem Nordcap. Er ſtarb als Staatsrath und Profeſſor der Phyſik in Dorpat 15. Jan. 1841.

Parry (Sir William Edward), brit. Seemann, geb. zu Bath 19. Dec. 1790, der Sohn des als Arzt und medic. Schriftſteller bekannten Caleb Hillier P., erwarb ſich ſchon als Cadet auf dem Schiffe Ville-de-Paris, das 1803—6 zur Blokade der franz. Flotte in Breſt gebraucht wurde, die Achtung aller Seemänner, insbeſondere des Admirals Cornwallis. Er

diente ſodann als Lieutenant auf der Fregatte Tribune, mit welcher er 1808 in die Oſtſee ging, wo er ſich in den Gefechten mit den dän. Kanonenbooten auszeichnete. Eifrigſt beſchäftigte er ſich mit Aſtronomie, Nautik und Aufnahme van Seekarten; doch erhielt er auch als praktiſcher Seemann mehrere wichtige und gefahrvolle Aufträge. So drang er 1811, um den Walfiſchfang zu ſchützen, bis zu 76° nördl. Br. hinauf. Auch ſtellte er Regeln zur Beſtimmung der Polhöhe durch Beobachtung der Fixſterne auf. Von 1813 an kreuzte er am Bord des Schiffs La Hogue mehrere Jahre in den amerik. Gewäſſern und kam erſt 1817 nach England zurück, wo er 1818 bei des Kapitän Roß Nordweſtpolarfahrt die Führung des zweiten Entdeckungsſchiffs Alexander erhielt. Mit dem nächſten Jahre begann unter ſeiner Oberleitung eine Reihe von Entdeckungsreiſen nach dem hohen Norden, durch welche Außerordentliches geleiſtet wurde. (S. Nordpolexpeditionen.) P. war nicht blos ein kühner Seefahrer, ſondern zugleich ein ſehr geiſtvoller Mann und dabei von großer Umſicht. Dies hat er namentlich durch die ſinnreichen Veranſtaltungen bewieſen, durch welche er ſeine Mannſchaft während der langen Winternacht im Eiſe froh, geſund und munter zu erhalten wußte. Im Juni 1829 begab er ſich als Commiſſar der auſtral. Ackerbaugeſellſchaft nach Port-Stephens und kehrte erſt 1832 nach England zurück. Neben ſeinen Berufsgeſchäften nahm er mit Eifer an den Beſtrebungen der Bibel- und anderer religiöſen Geſellſchaften theil und ſchrieb ſelbſt mehrere zum Theil auch ins Deutſche überſetzte Erbauungsſchriften. Im Juni 1852 wurde er zum Contreadmiral befördert und im Dec. 1853 zum Vicegouverneur des Marinehoſpitals in Greenwich ernannt. Er ſtarb auf einer Badereiſe zu Ems 8. Juli 1855. Von ſeinen Reiſewerken erſchien eine Taſchenausgabe unter dem Titel «Four voyages to the North Pole» (5 Bde., Lond. 1833). Biographiſche Nachrichten über ihn, zum Theil nach eigenen Aufzeichnungen, gab ſein Sohn heraus (Lond. 1857).

Parſen, früher auch Gebern (ſ. d.), heißen, im Unterſchied zu dem allgemeinen ethnogr. Namen der Perſer, diejenigen Perſer, welche ſeit der Zerſtörung des Reichs der Saſſaniden durch die Araber (632) treue Anhänger der Religion des Zoroaſter geblieben ſind. Von den Mohammedanern fanatiſch verfolgt, vermochten ſie ſich in Perſien ſelbſt nur in einzelnen entlegenen Gegenden zu erhalten, während eine größere Anzahl ſich nach den Küſtengegenden des nordweſtl. Indien wandte. Gegenwärtig ſind parſiſche Gemeinden in Perſien nur noch zu Jeſd (Yezd), Tafft und in einigen umliegenden Orten in Kirman vorhanden, deren Bevölkerung vor 100 J. noch auf 100000, neuerdings aber nur auf etwa 7000 Köpfe angegeben wird, die übrigens in ziemlich dürftigen Verhältniſſen leben. In Oſtindien dagegen, wo man um die Mitte des 18. Jahrh. etwa 50000 P. zählte, betrug 1860 deren Geſammtzahl über 150000. Der Mittelpunkt derſelben iſt hier die Stadt und Inſel Bombay (mit 110000 Köpfen). Bedeutendere Niederlaſſungen finden ſich auch zu Surate, Baroach und in andern Seeplätzen jener Gegend. Die P. haben ſich in Oſtindien hauptſächlich dem Handel gewidmet und in neuerer Zeit vorzugsweiſe in ihren Unternehmungen den Engländern angeſchloſſen. Parſiſche Kaufleute folgten denſelben nach Kabul, nach Aden, den Seeſtädten Hinterindiens und Chinas; ſelbſt in London und Liverpool ſind in jüngſter Zeit parſiſche Handelshäuſer aufgeblüht. Sie betheiligen ſich an allen Zweigen des Handels und der großen Induſtrie, ſind Rheder und Eiſenbahnunternehmer, am liebſten aber Bankiers, Commiſſionäre und Mäkler. Obgleich die P. ſich noch immer zur Lehre des Zoroaſter, in ihrer modernen Form gewöhnlich Parſismus genannt, bekennen, zeigen ſie ſich doch der europ. Bildung zugethan und haben Unterrichtsanſtalten aller Art begründet. Namentlich erwarb ſich in dieſer Beziehung ein unermeßlich reicher Parſe, der Kaufmann Dſchamſedſchi Dſchidſchibhoy (geſt. 1859), die größten Verdienſte, die auch von der engl. Regierung durch deſſen Erhebung zum Baronet anerkannt wurden. Die europ. Forſchungen über die heiligen Schriften der P. ſind von denſelben mit dem höchſten Intereſſe aufgenommen worden und haben ihnen Anlaß zu eigenen erfolgreichen Studien nach europ. Methode gegeben. Ueber die Religion der P. ſ. Zoroaſter, über ihre heiligen Bücher ſ. Zendaveſta. Vgl. Graul, «Reiſe nach Oſtindien» (Bd. 1, Lpz. 1854); Doſabhoi Framdſchi (ein Parſe), «The Parsees in India» (Lond. 1859).

Partei. Sowol auf dem Gebiete des politiſchen als des kirchlichen, volkswirthſchaftlichen und ſocialen Lebens, in Staat, Gemeinde, Kirche, Geſellſchaft u. ſ. w., gibt es P., welche aus denjenigen Perſonen zuſammengeſetzt ſind, die, auf dem gleichen Standpunkte ſtehend, ein gemeinſames Ziel anſtreben. Anfänglich pflegen die P. ſelbſt da, wo die Staatsgewalt ihrer freien Entwickelung keine Hinderniſſe entgegenſtellt, unorganiſirt zu ſein; bald aber treten die Gleichgeſinnten und Gleichſtrebenden miteinander in Verbindung, weil ſie durch dieſe Verbindung ihre Kräfte vervielfachen, ihren Einfluß erhöhen, ihre Ausdehnung auf weitere Kreiſe fördern. Je

kräftiger ſich auf einem jener Gebiete das öffentliche Leben entwickelt, deſto mehr ſchieben ſich die P. in den Vordergrund, um miteinander um den Einfluß auf die Geſtaltung der Dinge zu ringen. Jede P. muß beſtimmte Grundſätze haben, ein beſtimmtes Syſtem bekennen, ſonſt iſt ſie keine P., ſondern eine Coterie oder Clique. Wenn es auch richtig, daß P. ſehr oft an die Namen einzelner Perſonen, namentlich ihrer Führer, anknüpfen, ſo geſchieht dies doch weſentlich nur, weil dieſe Perſonen eine beſtimmte Richtung bezeichnen. Man erinnere ſich z. B. an die bonapartiſtiſche, orleaniſtiſche, girondiſtiſche P. in Frankreich. Wichtig ſind namentlich die politiſchen P., die im freien Staate ſo wenig entbehrt werden können, daß man mit Recht von jedem Staatsbürger den Anſchluß an eine der beſtehenden P. fordern kann. Natürlich muß das endliche Ziel der politiſchen P., auf welchen Standpunkt ſie ſich auch ſtellen mögen, das Wohl des Staats und ſeiner Glieder ſein; nur ſo ſind ſie berechtigt, und ſo faſſen ſie ſich auch zu einer höhern Einheit zuſammen. Sichtbar werden die politiſchen P. vorzüglich in den Volksvertretungen. Manche P. haben eine ſehr lange Dauer, wie z. B. die Tories und Whigs in England. Andere fließen bald wieder auseinander, namentlich diejenigen, welche ſich zur Erreichung eines beſtimmten Zwecks oder auf Grund eines Compromiſſes aus mehrern P. heraus gebildet haben. Zu letzterer Kategorie gehören beiſpielsweiſe in England diejenigen P., welche ſich zur Erzielung der Parlamentsreform, Katholikenemancipation, für und gegen den Freihandel nnd die Aufhebung der Korngeſetze u. ſ. w. zeitweiſe zuſammengefunden hatten. In neueſter Zeit gibt es in vielen Ländern Europas eine größere Zahl von Parteien, von denen eine in der Regel auf rein abſolutiſtiſchem, eine andere auf ariſtokratiſchem Standpunkte ſteht, während deren Gegner ſich entweder zu der mehr oder weniger in Schattirungen zerfallenden liberalen, conſtitutionellen P., oder zur demokratiſch-monarchiſchen oder zur republikaniſchen P. zählen. Die beiden erſtern pflegt man unter dem Namen der conſervativen, die letztern unter dem der liberalen, freiſinnigen P. zuſammenzufaſſen. Daneben finden ſich politiſche P. mit religiöſer (wie die ultramontanen P.) oder auch nationaler Färbung (wie die polniſche in Preußen, die iriſche in England). Diejenige P., welche die zeitige Landesregierung unterſtützt, heißt gewöhnlich die Regierungspartei. Dieſe beſteht zum Theil aus Männern, welche auf dem polit. Standpunkte der Miniſter ſtehen, zum Theil freilich auch aus ſolchen Perſonen, welche für jede im Amte befindliche Regierung ſtimmen und wirken. Man hat wol geſagt, die Regierung dürfe keiner P. angehören, müſſe über den P. ſtehen. Dagegen iſt mit Recht erwidert worden, daß dies nicht möglich ſei, indem eine wirklich über den P. ſtehende Regierung eine Regierung ohne Grundſätze ſein würde. Das Beiſpiel Englands beweiſt auch, daß eine Parteiregierung nicht die Beſorgniſſe erwecken kann, welche man von ihr hegt, daß ſie vielmehr nothwendig und nützlich iſt.

Parteigänger oder Partiſan nennt man den Anführer eines Streifcorps, das getrennt von der Armee dem Feinde Abbruch thut; Parteigängerkrieg bezeichnet die Unternehmungen ſolcher Corps und die Ausführung derſelben. Ihr Wirkungskreis liegt außerhalb der Operationslinien der eigenen Armee, meiſt im Rücken und in der Flanke des Feindes. Die P. machen den Raum, welchen die Verbindungslinien des Feindes mit ſeinen Hülfsquellen durchſchneiden, unſicher, heben Transporte auf, ſchneiden Zufuhr ab, nehmen Kriegskaſſen, fangen Kuriere mit Depeſchen auf, befreien Gefangene und ſuchen ſich unermüdlich neue Unternehmungen, durch welche ſie dem Feinde empfindlichen Schaden thun und in dieſer Beziehung zuweilen auch ſtrategiſch einwirken können. Der P. muß alle perſönlichen Eigenſchaften beſitzen, welche die Natur ſeiner eigenthümlichen Kriegführung fordert. Er iſt ganz auf ſich ſelbſt gewieſen; ſeine Truppen müſſen gewandt, verwegen, im Felddienſte wohl erfahren, allen Beſchwerden gewachſen ſein. Kleinere Streifcorps beſtehen gewöhnlich nur aus Cavalerie; im Gebirge und ſtark bedecktem Terrain iſt allerdings Infanterie vortheilhafter; größere Parteien haben alle Waffen. Die Bewegungen nnd Märſche geſchehen ſchnell und heimlich. Das Element des P. iſt überhaupt Bewegung, in ihr findet er zugleich ſeine Sicherheit. Selten verweilt er lange auf einem Schauplatze, noch ſeltener nimmt er ſeine Raſten wiederholt an derſelben Stelle, auch wenn dieſe ganz ſicher ſcheint. Im befreundeten Lande, wo ihn die Einwohner mit Nachrichten verſehen und vor Gefahr warnen, kann er wol in abgelegenen Orten Quartier nehmen; in Feindesland aber muß er heimliche Schlupfwinkel ſuchen nnd ſich durch Poſten und Schleichpatrouillen decken. Seine Gefechte ſind meiſt Ueberraſchungsgefechte und immer für einen beſtimmten Zweck. Als P. haben ſich unter andern in den deutſchen Befreiungskriegen ausgezeichnet Colomb («Tagebuch», Berl. 1854), Thielmann, Löwenſtein («Denkwürdigkeiten eines Livländers», Lpz. 1858) und noch mehrere ruſſ. Führer. In den ſpan. Kriegen zeichneten ſich aus Cabrera, Gomez; in Ungarn Urban; in Italien vor 1860 Garibaldi.

Partenkirchen, ein Marktflecken von 1257 E. im Verwaltungsdistrict Werdenfels in Oberbaiern, 11 M. im SSW. von München, ¼ M. östlich von dem Marktflecken Garmisch, in einer nach dem letztern benannten Thalweitung (ehemaligen Seebecken) des Isarzuflusses Loisach, in welche hier von Süden her, aus der «Klamm», die Partnach mündet. Der Ort liegt 2432 F. über dem Meere, an der Stelle des von den Römern angelegten Orts Parthanum (Standquartier der ersten rhätischen Cohorte) und ist im Sommer eine beliebte, oft überfüllte Sommerfrische für Fremde, besonders für Münchener. Man erfreut sich nicht nur der großartigen und zugleich lieblichen Umgebungen, sondern macht auch Ausflüge in das Hochland, in den Alpenkranz des Wettersteingebirgs, mit der Langen Wand des Wettersteins, 7624 F. hoch, der kegelförmigen Alpspitz, 8060 F., der Dreihornspitz, 8160 F., und der schneebedeckten Zugspitz, 9069 oder 9088 F., dem höchsten Gipfel der oberbair. Kalkalpen. Etwa 20 Minuten Weges ostwärts von P. liegt an der Straße von Mittenwald das Kanitzer- oder Kainzenbad, eine iodhaltige, alkalische Quelle, gegen Skropheln, Gicht und besonders Bleichsucht wirksam und daher in der Umgegend auch wol das «Bad der bleichen Jungfern» genannt. Unweit Garmisch liegt die Ruine der Burg Werdenfels, von welcher die ehemalige Grafschaft und der jetzige District den Namen hat.

Parterre heißt in einem nach altfranz. Geschmack angelegten Garten der offene Theil, der vor dem Hause hinläuft und mit Rasen- und Blumenbeeten nach einem regelmäßigen Plane geschmückt ist. In einem Schauspielhause ist das P. der Platz zwischen dem Amphitheater und Orchester, wo früher nach hergebrachter franz. Sitte die Zuschauer standen, jetzt aber überall auch Sitze angebracht sind. Im weitern Sinne versteht man unter P. auch die diesen Platz einnehmenden Zuschauer, welche sonst in Frankreich und an andern Orten bei Aufführung neuer Bühnenstücke die höchste schiedsrichterliche Instanz bildeten. Daher gab noch Karl X., als ihm 1829 sieben Dichter der classischen Schule eine Bittschrift überreichten, worin sie unterthänigst baten, wenigstens das Théâtre-Français den Bühnenstücken der classischen Tradition ungeschmälert zu erhalten und die Werke der neuen romantischen Schule davon zu verbannen, den höchst verständigen Bescheid, daß er in Sachen der Poesie seinen Platz nur im P. habe.

Parthēnium L., Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen, deren im tropischen Amerika einheimische Arten vielblütige Blütenkörbchen mit halbkugeligem, doppelreihigem Hüllkelch, kegelförmigem oder walzigem, spreublätterigem Fruchtboden, kurzen, an der Spitze herzförmig ausgerandeten weiblichen Strahlblüten und röhrigen männlichen Scheibenblüten sowie zusammengedrückte, von einem runzlichen Saum umgebene, mit zwei Spreublättchen gekrönte Akenen besitzen und theils Kräuter, theils Halbsträucher mit abwechselnden, weißbehaarten Blättern, rispig-gruppirten Blütenkörbchen und weißen Blüten sind. Zwei Arten, P. integrifolium L. aus Mexico und P. hysterophōrum L. aus Cuba, zieht man bisweilen als Zierpflanzen. P. heißt auch eine Unterabtheilung der Gattung Pyrethrum, zu welcher das Mutterkraut oder Bertramskraut (Pyrethrum Parthenium Sw.) gehört. Dies ist eine perennirende, im südl. Europa einheimische, in Deutschland jedoch an vielen Orten verwilderte, weil häufig in Gärten cultivirte Pflanze, welche an einem 1—2 F. hohen ästigen Stengel doppelt-fiederspaltige, gelappte und eingeschnitten-gesägte Blätter mit weißspitzigen Sägezähnen und in zusammengesetzte Trugdolden gestellte Blütenkörbchen mit halbkugeligem Hüllkelch, weißen, kurzen, zurückgebogenen Strahlblüten und goldgelben Scheibenblüten trägt. In Gärten kommen die Körbchen häufig gefüllt vor, d. h. mit in lauter weiße Röhrchen verwandelten Blüten. Diese Gartenform wird auch Römische Kamille genannt. Die verwilderte Pflanze findet man an sonnigen Mauern, felsigen Orten, Hecken, in Steinbrüchen, auf Schutt. Die ganze Pflanze hat einen kamillenähnlichen, doch etwas widerlichen Geruch und einen scharf-aromatischen bittern Geschmack. Ihr Kraut wird unter dem Namen Herba Matricariae s. febrifuga ähnlich wie die Kamille zu Thee, Klystieren und Umschlägen als ein aromatisches, die Unterleibsorgane anregendes Mittel angewendet.

Parthenius, einer der spätern griech. Erotiker, aus Nicäa in Bithynien gebürtig, lebte im Zeitalter des Cäsar und Augustus und verfaßte in einer noch ziemlich reinen und gefälligen Sprache eine Schrift «Ueber die Leiden der Liebe», die gewöhnlich unter dem lat. Titel «Narrationes amatoriae» angeführt wird und in 36 kürzern Abschnitten eine Geschichte von unglücklichen Liebenden enthält. Da diese Erzählungen sämmtlich aus der Mythologie entlehnt sind, kann P. mit demselben Rechte auch zu den Mythographen (s. d.) gerechnet werden. Die besten Ausgaben seiner Werke besorgten Legrand und Heyne (Gött. 1798), Passow (Lpz. 1824), Westermann in den «Mythographi Graeci» (Braunschw. 1843) und Hercher in den «Scriptores erotici graeci» (Bd. 1, Lpz. 1858).

Parthenogeneſis (d. i. Jungfrauenzeugung) hat K. Th. von Siebold die Erſcheinung genannt, wo wirkliche, mit vollkommen entwickelten weiblichen Geſchlechtsorganen ausgeſtattete Individuen ohne vorausgegangene Begattung entwickelungsfähige Eier hervorbringen. Die Thatſache wurde zuerſt bei Schmetterlingen (dem ſog. Sackträger, Pſyche und dem Seidenſchmetterling) ſowie bei Bienen beobachtet, iſt aber jetzt in vielen Fällen nachgewieſen. Bei den Bienen iſt ſie inſofern normal mit der Entwickelung befruchteter Eier combinirt, als aus allen befruchteten Eiern ſich Weibchen oder Arbeiterinnen, aus allen unbefruchteten Eiern ſich Drohnen entwickeln, ſodaß Königinnen, deren Samenſack leer oder zerſtört iſt, buckelbrütig werden, d. h. nur noch Drohnen erzeugen. Die Erſcheinung ſteht im Zuſammenhang mit verſchiedenen andern, ſeltener vorkommenden Arten der Fortpflanzung (ſ. Ammenzeugung und Generationswechſel), iſt aber bisjetzt nur bei wirbelloſen Thieren, beſonders Cruſtaceen und Inſekten, beobachtet worden. Vgl. von Siebold, «Die wahre P. bei Schmetterlingen und Bienen» (Lpz. 1856).

Parthĕnōn (der), auch Hekatompedos (der 100füßige Tempel, nach der ungefähr 100 griech. F. langen Cella) genannt, der bedeutendſte, der jungfräulichen Göttin Athene (Athena Parthenos) geweihte Tempel auf der Akropolis zu Athen (ſ. d.). Der Bau eines ſolchen war ſchon vor den Perſerkriegen, wahrſcheinlich durch Peiſiſtratos, begonnen und der Vollendung nahe gebracht, aber bei der Einäſcherung Athens durch Xerxes im zweiten Perſerkriege wieder zerſtört worden. Auf den erweiterten Fundamenten dieſes ältern P. wurde dann unter der Staatsverwaltung des Perikles durch Iktinos, den berühmteſten Tempelbaumeiſter jener Zeit, der neue P. erbaut, das ſchönſte Muſter des attiſch-doriſchen Tempelbaues: ein Peripteros (d. h. mit Säulenhallen an allen vier Seiten) mit je 8 Säulen an den Schmal- und je 17 an den Langſeiten, deſſen Stylobat (die obere Fläche des in drei Stufen gegliederten Unterbaues, auf welcher die Säulen ſtehen) eine Länge von 228 und eine Breite von 101 F. hat. Innerhalb der Cella liefen längs der Wände je zwei Reihen von Säulen übereinander hin. Die obere Säulenſtellung trug das in der Mitte geöffnete Dach (Hypäthron). Hinter der Cella war noch ein ganz geſchloſſenes Gemach (Opiſthodomos) angebracht, welches zur Aufbewahrung des Staatsſchatzes diente. Vor der weſtl. Wand der Cella ſtand in einer beſondern, durch Wandpfeiler nach vorn abgeſchloſſenen Kapelle das von Phidias (ſ. d.) gearbeitete, 438 v. Chr. vollendete Koloſſalbild der Athene aus Elfenbein und Gold, mit einer goldenen Nike (Siegesgöttin) auf der ausgeſtreckten Rechten, Schild, Speer und die heilige Burgſchlange zur Linken. Auch der Tempel ſelbſt war mit zahlreichen architektoniſchen Sculpturen, welche nach dem Plane und unter der Oberleitung des Phidias gearbeitet zu ſein ſcheinen, geſchmückt. In den beiden Giebelfeldern prangten gewaltige Statuengruppen, deren vielfach verſtümmelte Ueberreſte (jetzt größtentheils im Britiſchen Muſeum in London) für uns die höchſte Vollendung der antiken Sculptur repräſentiren, im öſtl. Giebel die Geburt der Athene, im weſtlichen der Streit zwiſchen Athene und Poſeidon um die Landſchaft Attika. Die Metopen des Hauptfrieſes über den Säulen (urſprünglich 92 Platten, von denen noch 58 theils an Ort und Stelle, theils im Britiſchen Muſeum zu London und im Louvre zu Paris erhalten ſind) waren mit kleinern, in hohem Relief ausgeführten Darſtellungen von Centaurenkämpfen, Thaten der Athene und andern mythiſchen Scenen geſchmückt; der Fries über den Außenwänden der Cella (gleichfalls theils noch an Ort und Stelle, theils im Britiſchen Muſeum) enthielt auf allen vier Seiten eine in ſehr flachem Relief gehaltene, fortlaufende Darſtellung des Feſtzuges der Panathenäen (ſ. d.) in idealiſirter, Götter und Menſchen unmittelbar verbindender Auffaſſungsweiſe. Nach dem Untergange des Heidenthums wurde der P., unter weſentlicher Veränderung der innern Einrichtung, in eine chriſtl. Kirche der Gottesmutter, unter der türk. Herrſchaft in eine Moſchee verwandelt und blieb ſo vor dem Verfall bewahrt, bis 1687 bei der Belagerung der Akropolis durch die Venetianer eine Bombe auf das Dach des Gebäudes, in welchem gerade Pulver aufgeſpeichert lag, fiel und eine Exploſion herbeiführte, die nicht nur das Innere, ſondern auch den mittlern Theil der Säulenhallen an den Langſeiten des Tempels zerſtörte, der nun als eine freilich immer noch bewunderungswürdige Ruine daſteht. Vgl. außer dem Werke von Stuart und Revett: Beulé, «L'acropole d'Athènes» (Bd. 2, Par. 1853); Penroſe, «An investigation of the principles of Athenian architecture» (Lond. 1851); de Laborde, «Le P.» (unvollendet, Par. 1847).

Parthenŏpe hieß die Tochter des Ankäos und der Samia, die von Apollo Mutter des Lykomedes wurde; ferner die Gemahlin des Okeanos, die ihm Europa und Thrake gebar; dann eine der Sirenen, welche ihr Grabmal bei Neapolis hatte; endlich die Tochter des Stymphalos, die durch Herakles Mutter des Eueres wurde.

Parthenopeiſche Republik hieß der demokratiſche Staat, in welchen 1799 das Königreich

Neapel durch die franz. Republikaner umgewandelt wurde. Man wählte diesen Namen, weil die Stadt Neapel in den ältesten Zeiten Parthenope hieß. Da sich der König beider Sicilien, Ferdinand I. (s. d.), 1798 von neuem der Coalition gegen Frankreich anschloß, drang der franz. General Championnet, nachdem er das neapolitan. Heer unter Mack aus Rom getrieben und den Kirchenstaat als Republik proclamirt hatte, ins Neapolitanische ein und machte sich unter blutigem Widerstande der Lazzaroni 23. Jan. 1799 zum Herrn von Neapel. Schon einige Tage später verkündigte Championnet nach der Instruction des franz. Directoriums die Errichtung der Republik und setzte vorläufig eine Regierung von 21 Mitgliedern ein. Eine zahlreiche Partei der höhern Stände hing dieser Umwälzung aus Gesinnung an, und auch der zahllose Pöbel, der vorher gegen die Franzosen gewüthet, gerieth in jakobinischen Schwindel, zumal der Erzbischof Zurlo Capace erklärte, daß Christus Demokrat gewesen, und daß das Flüssigwerden des Blutes des heil. Januarius unzweifelhaft die Zustimmung des Himmels zur Revolution bekunde. Indeß wollte der neue Staat bei dem Widerstande der Provinzen, der Roheit und der Verworfenheit der Masse, den Bedrückungen der Befreier und den Maßregeln des nach Sicilien geflüchteten Hofs keine feste Gestalt gewinnen. Championnet entfernte 6. Febr. die blutsaugerischen Commissare des franz. Directoriums und mußte deshalb den Befehl niederlegen. Jetzt erst hielten sich die Neapolitaner für frei und entwarfen eine Verfassung, welche die reine Demokratie befestigen sollte. Zwar übernahm Macdonald 27. Febr. den Oberbefehl über das aus den franz. Streitkräften und neapolitan. Truppen zusammengesetzte Nationalheer, dem auch eine Nationalgarde zur Seite stand, aber der Ausbruch des Kriegs mit Oesterreich und die Unfälle Schérer's in Oberitalien zwangen die Franzosen bald, Neapel mit Zurücklassung schwacher Besatzungen zu räumen. In diesen Wirren landeten in Calabrien, mit Hülfe einer brit. Flotte unter Nelson, sardin., brit., russ. und selbst türk. Truppen, die der Cardinal Ruffo befehligte. Dieses Royalistenheer eroberte die festen Plätze und zog auch endlich 20. Juni 1799 in Neapel ein. Unter Ausschweifungen, die selbst in der Geschichte barbarischer Völker beispiellos sind, wurde nun der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet. Vgl. Pahl, «Geschichte der Parthenopeischen Republik» (Frankf. 1801).

Parthien (Parthava bei den Persern, Parthia und Parthyene bei den Griechen) begreift den nordwestl. Theil des heutigen Khorassan nebst einem Stücke des Irak-Adschemi, zwischen dem 33—36.° nördl. Br. und dem 69—75.° östl. L. Der Name soll nach Justin in der Scythensprache «verbannt» bedeuten, weil die Parther vertriebene Scythen gewesen sein sollen. Roh, wild, aber tapfer, treffliche Bogenschützen und Reiter, waren sie durch ihre Kriegslist bekannt, die in einer verstellten Flucht und plötzlichem Umwenden bestand. Nacheinander von den Assyrern, Medern, Persern und Macedoniern unterjocht, erhoben sie sich gegen den Syrer Antiochus II. 256 v. Chr. und gründeten ein eigenes, gewaltiges Reich, das sich im Osten der Seleucidenherrschaft bildete und später nach deren Sturze bis nach Kleinasien und Syrien ausdehnte. Das Partherreich, unter dem Scepter der Arsaciden (s. d.), verbreitete während mehr als eines halben Jahrtausends (von 256 v. Chr. bis 229 n. Chr.) griech. Cultur im einstigen Persien. Die Könige, deren Geschichte nur fragmentarisch bekannt ist, nennen sich auf ihren Münzen Philhellenen. Von den Römern mehreremal angegriffen, vernichtete der Partherkönig Orodes das Römerheer in der Schlacht bei Carrhä (53 v. Chr.). Wiewol sie in steter Feindschaft mit den Römern standen, wurden sie erst unter Trajan besiegt; doch mußte Hadrian die eben erst gemachten Eroberungen wieder herausgeben. Später führte Lucius Verus einen erfolgreichern Krieg und zerstörte die Hauptstadt Seleucia (162). Im Innern durch die antihellenische und die zoroastrische Religionspartei geschwächt, unterlag der letzte Arsacide Artabanus 229 dem Sassaniden Ardeschir, Artaxerxes I. der Römer. Doch dauerte der Einfluß der Partherherrschaft noch fort, wie dieses selbst der Name der Sassanidensprache «Pehlevi» (von Parthavi) beweist. Von 229 bis zur mohammed. Eroberung herrschten die Perser wieder im Orient.

Participium nennt man einige sich besonders nahe ans Verbum anschließende Ableitungen aus diesem. Weil die Participia immer auf einen Stamm zurückgehen, der in der Conjugation des Verbums enthalten ist, werden sie gewöhnlich mit unter den Conjugationsformen eines Verbums aufgeführt. Sie selbst sind aber keine Verbal-, sondern Nominalformen und werden wie diese deelinirt. Je nach der Verbalform, der sie zunächst angehören, werden sie verschieden gebildet, und nach ihrer Bildung und Bedeutung eingetheilt: Participium praesentis, z. B. «haltend», Participium passivi, «gehalten». Dies sind die beiden einzigen Participialformen des Deutschen, andere Sprachen besitzen aber weit mehr. Im allgemeinen haben die ältern Sprachformen eine reichere Anwendung der P., das Latein gegenüber den roman. Sprachen, das Gothische und Althochdeutsche gegenüber dem heutigen Deutsch.

Particular (vom lat. pars, d. i. Theil), was einen Theil betrifft, ſteht dem Univerſalen als dem, was von einem Ganzen gilt, gegenüber. Particularrechte heißen die in den deutſchen Einzelſtaaten geltenden Rechte im Gegenſatze zu dem ſog. gemeinen deutſchen Rechte. Particulargeſchichte iſt die Geſchichte einzelner Staaten im Gegenſatze zur Univerſalgeſchichte, im beſondern auch die Geſchichte der deutſchen Einzelſtaaten, im Gegenſatze zur allgemeinen deutſchen Geſchichte. Particularismus oder particulariſtiſch nennt man diejenige polit. Anſicht, welche eine Beſchränkung der Macht und der Rechte der deutſchen Theilſtaaten zu Gunſten einer kraftvollern Einheit des Ganzen nicht zugeben will.

Partikeln, lat. particulae, eigentlich Theilchen, heißen in der Grammatik die unbiegſamen, mithin weder der Declination noch Conjugation fähigen Wörter, z. B. Präpoſitionen (ſ. d.) und Conjunctionen (ſ. d.), doch iſt der Begriff ein ſehr ſchwankender (manche rechnen die Adverbien dazu, andere nicht), überhaupt der Ausdruck aus der neuern Grammatik ziemlich entfernt. Die Benennung iſt eine rein äußerliche und daher genommen, daß dieſe Wörter meiſt ſehr kurz ſind.

Partirerei, die ſtrafbare Begünſtigung des Diebſtahls oder Raubes durch wiſſentliche Erwerbung oder Vertreibung geſtohlenen Gutes, ſteht in der Regel mit der Hehlerei, der wiſſentlichen Verbergung geſtohlenen Gutes, im Zuſammenhang. Mit der vollen Strafe des verübten Eigenthumvergehens wird der Partirer in der Regel jetzt nicht mehr angeſehen; indeß findet ſich der gewerbmäßige Betrieb dieſer Begünſtigung ſelbſt mit längerer Zuchthausſtrafe bedroht.

Partiſan, ſ. Parteigänger.

Partiſane, ein Spieß, durch Verkürzung der Pike (ſ. d.) im 17. Jahrh. entſtanden, hatte einen 6—8 F. langen Schaft von Holz mit eiſerner Spitze und war breiter als die gewöhnliche Lanze, nicht ſelten auch mit Widerhaken u. ſ. w. verſehen. Ein beilartiger Anſatz an der Kante der Spitze machte die Waffe zur Hellebarte (ſ. d.). Die letzten Spuren der P. beim Militär finden ſich 1806 in der preuß. Armee, wo die Offiziere und Unteroffiziere der Infanterie mit ſog. Espontons bewaffnet waren. Länger erhielten ſie ſich bei den Schweizergarden und Stadtſoldaten.

Partitur nennt man in der Muſik diejenige Aufzeichnung eines mehrſtimmigen Tonſtückes, welche alle verſchiedenen Stimmen oder Theile (parti) deſſelben vereinigt enthält. In Form einer P. entſteht die Compoſition, und nach einer ſolchen leitet der Dirigent die Aufführungen. In einer vollſtändig ausgearbeiteten Directionspartitur iſt jede Singſtimme und jedes Inſtrument auf einer beſondern Linie verzeichnet und ſämmtliche Linien ſtehen untereinander, durch Taktſtriche verbunden, wodurch nicht nur die Betheiligung der verſchiedenen Stimmen an der Harmonie bei jedem Tonſchritte deutlich überſehen, ſondern auch der gemeinſame Fortgang aller dieſer Stimmen aufs vollkommenſte veranſchaulicht wird. Die Ordnung der Linien oder Partien von oben nach unten richtet ſich bei Vocalſtücken, Quartetten und ähnlichen Werken gleichartiger Stimmen einfach nach der Höhe und Tiefe dieſer Stimmen, bei größern Orcheſterſtücken, Symphonien, Ouverturen u. dgl. kommt hinzu, daß die Blasinſtrumente den obern und die Saiteninſtrumente den untern Theil der Partitur einnehmen, und bei Geſangwerken mit Orcheſterbegleitung, daß die Singſtimmen unten, gewöhnlich zwiſchen Viola und Grundbaß, ſtehen, alſo von den Saiteninſtrumenten in die Mitte genommen werden. Ein ſo angelegtes Muſikſtück beſitzt für den Muſiker, der die verſchiedenen Schlüſſel leſen kann, faſt die Klarheit eines Gemäldes und muß durch bloßes Leſen ohne weitere Aufführung ſeinem Werthe und ſeiner Wirkung nach ebenſo gut beurtheilt werden können als ein für die Bühne beſtimmtes Drama.

Parzen (Parcae) iſt der lat. Name der von den Griechen Mören (Moirai) genannten Schickſalsgöttinnen. Während in der Homeriſchen Poeſie die Moira (in der Einzahl) in noch nicht beſtimmt ausgeprägter Perſönlichkeit als Repräſentantin des durch den Rathſchluß der Götter gelenkten Verhängniſſes erſcheint, kennt die Heſiodiſche Theogonie bereits die drei Moiren, die dann ſpäter in der griech. und röm. Poeſie und bildenden Kunſt allgemein feſtgehalten werden: Klotho, die Spinnerin (des menſchlichen Lebensfadens), Lacheſis, die Zutheilerin (des Lebensloſes an die Menſchen), und Atropos, die Unabwendbare (Nothwendigkeit des Schickſals, beſonders des Todes). Sie werden bald Töchter der Nacht, bald Töchter des Zeus und der Themis (ſ. d.) und als ſolche Schweſtern der Horen (ſ. d.) genannt. Platon bezeichnet ſie in poetiſch-philoſ. Auffaſſung als Töchter der Ananke (Nothwendigkeit) und ſchildert ſie thronend in weißen Gewändern, Kränze auf den Häuptern, beim Drehen der Spindel zur Muſik der Sirenen ſingend, Lacheſis das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige, Atropos das Zukünftige. Als Geburtsgöttinnen werden die Moiren mit Eileithyia und Aphrodite Urania, als Todesgöttinnen mit den Keren und Erinnyen verbunden. Die bildende Kunſt ſtellt ſie durchaus als würdevolle, ältere Frauengeſtalten dar, in der ältern Zeit mit Sceptern als Herrſcherinnen über

das Geſchick, ſpäter ſpinnend und den Faden ziehend, den Atropos mit einer Scheere oder einem ähnlichen Inſtrument durchzuſchneiden im Begriff iſt.

Parzival, der Held und Mittelpunkt des großen Gedichtes gleiches Namens von Wolfram von Eſchenbach (ſ. d.). Ob die Heimat der Parzivalſage Wales oder die Bretagne iſt, kann mit voller Sicherheit nicht behauptet werden, da für beide gleich gewichtige Gründe ſprechen. Nur dies iſt Thatſache, daß ſie mit der Sage vom heil. Gral (ſ. d.) erſt ſpäter verbunden worden. In ihrer älteſten einfachſten Geſtalt erſcheint die Sage von P. in einem ſpäten ſtrophiſchen Gedichte eines engl. Bänkelſängers und in dem waliſiſchen «Märchen von Peredur». Vom Gral iſt hier noch keine Spur. Die Anfangs- und Endpunkte ſind lediglich die Sorgen der Mutter um ihren Sohn, deſſen Abenteuer zwiſchen dieſelben hier eingeſchoben ſind. Erſt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. fand eine Verknüpfung der aus arab., jüd. und chriſtl. Elementen hervorgegangenen Gralſage mit der von P. ſtatt, und zwar in Frankreich. In dieſer Verbindung erſcheint ſie ſchon um 1170—80 in dem bisjetzt nur auszugsweiſe gedruckten Gedichte «Li Contes del Gral» von Chrétien de Troies (ſ. d.). Kurz nach ihm, mit Benutzung ſeines Werks, aber nach andern Quellen und in polemiſchem Gegenſatze zu ihm, bearbeitete Guiot von Provins denſelben Stoff, und dieſe bisjetzt noch verlorene Arbeit bildet, nach Wolfram's eigenem wiederholtem Zeugniß, die Grundlage des deutſchen Gedichts. Eine etwas ſpätere Bearbeitung der Sage von ungenanntem Verfaſſer gab Rochat (Zürich 1855) heraus. Chrétien's unvollendet hinterlaſſenes Werk wurde im Laufe des 13. Jahrh. von mehrern fortgeſetzt, und darauf beruht der 1530 zu Paris gedruckte Proſaroman.

Pas-de-Calais heißt bei den Franzoſen, Strait of Dover bei den Engländern die Meerenge, welche als der engſte Theil des Kanals (ſ. d.) oder La-Manche Frankreich von England trennt und die Nordſee mit dem Atlantiſchen Ocean verbindet. Sie iſt zwiſchen den Städten Calais und Dover $5\frac{1}{2}$ M. breit, an der ſchmalſten Stelle zwiſchen Dover und dem Cap Grisnez noch ſchmaler. Beide Punkte ſind ſeit 1851 durch einen ſubmarinen elektromagnetiſchen Telegraphen verbunden. — P. heißt ferner ein Departement im nordöſtl. Frankreich, von dem Kanal und dem Nord- und Somme-Departement umgrenzt und aus der ehemaligen Grafſchaft Artois und den Landſchaften Boulonnais, Ponthieu und Calaiſis der Picardie zuſammengeſetzt. Es umfaßt 119,97 Q.-M. und zählt (1866) 779777 E. (25439 mehr als im J. 1861). Das Klima des Departements iſt ſehr veränderlich und unbeſtändig. Der Boden, meiſt eben und gegen das Meer hin großentheils ſandig, wird nach verſchiedenen Seiten von zwei Hauptreihen kleinerer und größerer Hügel, darunter der Mont-Hulin und der Mont-Lambert, durchzogen und von zahlreichen Flüſſen, namentlich der Authie, Aa, Lys, Scarpe, Canche, Cenſée und Deule bewäſſert und iſt im allgemeinen ſehr ergiebig. Ackerbau, der in hoher Blüte ſteht und namentlich auch Runkelrüben und Cichorien im großen producirt, Gärtnerei, Vieh-, beſonders Geflügelzucht, See- und Flußfiſcherei, Bergbau, namentlich auf Steinkohlen und Eiſen, Verhüttung der Erze und Bearbeitung des Metalls ſowie Torfgräberei bilden nebſt ſehr lebhaftem Induſtriebetrieb, namentlich der Fabrikation von Wollzeugen, Kattunen, Oel und Töpferwaaren, die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Der ſehr bedeutende Handel nach innen und außen wird außer den Eiſenbahnen noch beſonders durch zahlreiche (zuſammen 121,24 Kilometer lange) Kanäle, z. B. den Kanal von Calais nach St.-Omer, der 93426 F. lang und 48 F. breit iſt, den Kanal von St.-Omer nach Aire, welcher, 61560 F. lang, die Lys mit der Aa verbindet, den Kanal der obern Deule und andere Kanäle ſowie durch die Seehäfen von Boulogne, Calais, Wiſſant, Ambleteuſe, Vimereux, Etaples und Berck unterſtützt. Das Departement hat von allen die größte Anzahl von Gemeinden, nämlich 903 (in 43 Cantonen), und zerfällt in die 6 Arrondiſſements Arras mit der gleichnamigen Hauptſtadt des Departements, Béthune, St.-Omer, Montreuil, St.-Pol und Boulogne. Die volkreichſte Stadt iſt Boulogne (ſ. d.)

Pascal (Blaiſe), einer der größten Geiſter und verehrungswürdigſten Menſchen ſeiner Zeit, wurde 9. Juni 1623 zu Clermont in Auvergne geboren. Sein Vater, Etienne P., der erſter Präſident bei der Steuerkammer war, legte bald nachher, um ſich ganz der Erziehung und dem Unterrichte des frühreifen Sohnes zu widmen, ſeine Stelle nieder und ging mit ihm 1631 nach Paris, wo er bis 1638 blieb. Der junge P. wurde anfangs ausſchließend zum Studium der Humaniora angehalten; erſt ſpäter ſollte er die Mathematik kennen lernen. Aber ſein Geiſt eilte aller Unterweiſung voraus; der Vater mußte nachgeben, und ſchon in ſeinem 13. J. beſchäftigte ſich P. mit Mathematik. Ohne die Sprachen und andere Wiſſenſchaften zu vernachläſſigen, machte er in der Mathematik ſolche Fortſchritte, daß er im 16. J. eine Abhandlung über die Kegelſchnitte ſchreiben konnte, welche die Mathematiker in Staunen ſetzte. Ja ſchon in ſeinem

15. J. ſtellte er in einem Briefe an Fermat Anſichten über die Schwere der Körper auf, welche die Keime jener Entdeckungen enthalten, die Newton zum größten Manne ſeiner Zeit machten. Einige Jahre ſpäter erfand er zu Rouen eine künſtliche Rechenmoſchine, wie denn auch die Brouette und der Haquet, zwei Transportmaſchinen, P.'s Erfindungen ſind. Als Jüngling von 23 J. entdeckte und bewies er, daß die Erſcheinungen, welche bisher aus dem horror vacui erklärt worden waren, durch die Schwere der Luft bedingt ſeien. Auch war er, wenn nicht der erſte, doch einer der erſten, der Höhenmeſſungen mit dem Barometer anſtellen ließ. Unter dem Namen d'A.... d'Ettenville gab er 1649 ſeine Abhandlung über die Cykloide heraus. Mit Fermat arbeitete er gemeinſchaftlich an Beſtimmung der Beſchaffenheit der figurirten Zahlen und an der Summation verſchiedener Zahlenreihen. Seit 1654 bahnte er durch ſein arithmetiſches Dreieck den analytiſchen Forſchungen einen neuen Weg und begründete die Wahrſcheinlichkeitsrechnung. Nicht minder ausgezeichnete Verdienſte erwarb ſich P. um die franz. Nationolliteratur; durch ihn begann die franz. Proſa beſtimmter ſich zu geſtalten. In einem Alter von noch nicht 24 J. hatte er bereits den ganzen Kreis des damaligen Wiſſens durchlaufen. Dieſe in einem nervöſen Naturell wurzelnde Frühreife des Geiſtes führte ihn zu übermäßigen geiſtigen Anſtrengungen, welche ſeine Geſundheit untergruben. Während der ärgſten Leiden löſte er dann zuweilen in wenigen Minuten mathem. Probleme, an denen andere monatelang gearbeitet hatten. Mit ſeinem unheilbaren Krankheitszuſtande ſtand das früh erwachte Bedürfniß nach aſcetiſcher Strenge und völliger Verlaſſung der Welt in Verbindung. Denn was man über P.'s Gemüthszerrüttung geſagt hat, z. B. daß ſie durch den Schreck entſtanden ſei, den er 1654 auf der Brücke von Neuilly gehabt, als ſeine Wagenpferde wild wurden und ſich in die Seine ſtürzten, iſt ebenſo wenig begründet wie das Märchen von Newton's Gemüthskrankheit. Man wollte die religiöſe Richtung des einen wie des andern aus Geiſtesverwirrung erklären. P. hatte ſchon einige Zeit im väterlichen Hauſe ein beſchauliches Leben geführt und ſeinen Vater ſowie eine ſeiner Schweſtern für ſeine Geſinnungen gewonnen, als er 1653 eine Wohnung bei der Abtei Port-Royal, in der Nähe ſeiner Freunde Arnauld, Nicole, Lancelot und anderer Janſeniſten, bezog. Doch hatte er hier noch immer Augenblicke, wo er ſeinem mathem. Genie Tribut zollen mußte. So entdeckte er einſt in einer ſchlafloſen Nacht eine Menge wichtiger Eigenſchaften der Cykloide. Vom Jan. 1656 bis zum März 1657 erſchienen ſeine berühmten Briefe gegen die Jeſuiten: «Les Provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalto (Pascal) à un provincial de ses amis, avec les notes de Guill. Wendrock» (Nicole), die ſeitdem mehr als 60 Auflagen erlebten (urſprünglicher Text, Par. 1867). Dieſelben enthüllten ſchonungslos die laxe Moral der Jeſuiten, denen ſie unendlich geſchadet haben, und ſind ein vollendetes Meiſterſtück einer reinen und geiſtvollen Proſa, gedrängt, faßlich, zur Ueberzeugung fortreißend und überſtrömend von kauſtiſchem Spotte. Ein nicht weniger berühmtes Werk, das nach P.'s Tode aus deſſen Papieren zuſammengeſtellt wurde, ſind die «Pensées sur la religion» (Amſterd. 1692), Fragmente einer großartig angelegten Apologie des Offenbarungsglaubens, der allein die Gebrechlichkeit des menſchlichen Wiſſens ergänzen könne. Seit 1658 ſoſt in beſtändigem Todeskampfe, fand er Troſt in der Heiligen Schrift, die er nicht aus den Händen ließ und auswendig lernte. Er ſtarb 29. Aug. 1662. Außer dem Leben P.'s, das ſeine Schweſter Jacqueline, geb. 1626, die auch als Dichterin bekannt iſt, und dem «Éloge», welches ſeine andere Schweſter, Gilberte, verfaßte, hat Boſſuet eine treffliche Abhandlung über P. geſchrieben, welche der von ihm beſorgten Ausgabe der Werke P.'s (Haag und Par. 1779; neue Aufl., 5 Bde., 1819) vorangeſtellt iſt. Auch ſchrieb Raimond ein «Éloge de P.» (Par. 1816). Die erſte mit der urſprünglichen Handſchrift verglichene Ausgabe ſeiner «Pensées» hat Faugère beſorgt («Pensées, fragments et lettres de Bl. P.», 2 Bde., Par. 1844; deutſch von Schwarz, 2 Bde., Lpz. 1844, und von Merſchmann, Halle 1865). Unter den verſchiedenen Ausgaben ſeiner Werke iſt die von Lemercier beſorgte (2 Bde., Par. 1830) hervorzuheben. Vgl. Reuchlin, «P.'s Leben und der Geiſt ſeiner Schriften» (Stuttg. und Tüb. 1840); Faugère, «Le génie et les écrits de P.» (Par. 1847); Vinet, «Études sur P.» (Par. 1848); Maynard, «Pascal, sa vie et son caractère» (Par. 1850); Couſin, «Études sur P.» (Par. 1858).

Paſcha iſt eine aus den perſ. Wörtern pa, Fuß, und schah, König, corrumpirte Titulatur der erſten Würdenträger des Osmaniſchen Reichs, welche der Ausdruck ſich zu den Füßen des Herrſchers ſitzend denkt. Urſprünglich eine Ehrenbezeichnung der Prinzen von Geblüt, iſt der Paſchatitel im Laufe der Zeit zum Gemeingut der hohen Beamtenſchaft im Civil und Militär geworden und entſpricht in erſterm unſerm Excellenz (Rath erſter Klaſſe), in letzterm dagegen der Generalswürde. Die Roßſchweife, welche früher bei feierlichen Anläſſen den P. voraus-

getragen wurden, ſind vom Sultan Mahmud II. abgeſchafft worden; jedoch unterſcheidet man noch den P. von einem Roßſchweif (Miriliva, Brigadier), den P. von zwei Roßſchweifen (Ferik, Diviſionsgeneral) und den P. von drei Roßſchweifen (Muschir, General-en-Chef). Dem Muſchir ſteht im Civil der Vezier, dem Ferik der Beglerbeg oder Mirimiran an Range gleich.

Paſchalik iſt die gebräuchlichſte Bezeichnung der großen Provinzial-Verwaltungskörper der türk. Monarchie, welche in der Kanzleiſprache des Divan Eſalet (ſ. d.) oder Vilajet genannt werden. (S. Osmaniſches Reich.) Der Name P. iſt von dem durchgängigen Titel der Generalgouverneurs, «Paſcha», gebildet. Im Volksgebrauche werden auch verſchiedene wichtigere Unterſtatthalterſchaften P. genannt, welche theils früher der Sitz ſelbſtändiger Provinzialgouverneurs geweſen, theils von im Range der Paſchas ſtehenden Kaimakamen oder Vertretern verwaltet werden; ſo Kars und Bajazid als Dependenzen von Erzerum, Tripolis und Acca als Dependenzen von Saida. Dagegen wird der Libanon, obwol ſeit 1861 von einem den Paſchatitel führenden, jedoch chriſtl. Beamten regiert, nicht als P. bezeichnet. Die Verwaltung der P. war von jeher für rahe Satrapenwillkür und rückſichtsloſe Erpreſſung ſprichwörtlich. Seit ungefähr 20 J. hat die Pforte durch Einführung der dem Paſcha berathend und beſchließend zur Seite geſtellten, aus mohammed. Notabeln der Provinz und Vertretern der dort anſäſſigen Rajahgenoſſenſchaften gebildeten Medſchlis oder Regierungscollegien eine Reform im liberalen Sinne angeſtrebt; jedoch iſt der Erfolg weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben.

Paſchālis iſt der Name dreier Päpſte, von denen jedoch der dritte in der röm. Kirche nicht mitgezählt wird. — **P. I.**, 817—824, mußte ſich einer kaiſerl. Unterſuchung unterwerfen, weil er zwei röm. Geiſtliche, die es mit Lothar hielten, hatte blenden und köpfen laſſen. Daß ihm Ludwig der Fromme die weltlichen Herrſcherrechte über Rom geſchenkt habe, iſt eine Erdichtung des 11. Jahrh. — **P. II.**, 1099—1118, von Gregor VII. aus dem Kloſter Clugny zum Cardinal erhoben, ſetzte den Kampf ſeiner Vorgänger gegen Heinrich IV. von Deutſchland fort, wurde aber von deſſen Sohn, Heinrich V., den er zuvor gegen den Vater aufgehetzt hatte, genöthigt, dem Kaiſer die Inveſtitur zu geſtatten, und floh, als er, durch die Cardinale gedrängt, alle Zugeſtändniſſe zurückgenommen hatte, vor den Waffen des Kaiſers aus Rom. Auch ſein Auftreten gegen den ehebrecheriſchen Philipp von Frankreich war erfolglos, und der Inveſtiturſtreit mit Heinrich von England wurde nur durch Ermäßigung der päpſtl. Forderungen beendigt. — **P. III.**, der von den kaiſerlich geſinnten Cardinälen 1164 gewählte Gegenpapſt Alexander's III., kanoniſirte Karl d. Gr.

Paſchaſius Radbertus, der erſte, welcher die Brotverwandlungslehre im Abendmahle (ſ. d.) entſchieden aufſtellte, war im Gebiete von Saiſſons um 800 geboren, trat ſpäter in das Kloſter zu Corbie ein, deſſen Abt er von 844—851 war, und ſtarb 865. In ſeiner Schrift «De corpore et sanguine Domini» vom J. 831 erklärte er, bei der Conſecration werde durch die Allmacht des Heiligen Geiſtes jedesmal derſelbe Leib Chriſti von neuem erſchaffen, der einſt von Maria geboren worden und nach dem Kreuzestode auferſtanden ſei. Bei alledem ſchrieb er dem Genuſſe nur eine geiſtige Wirkung zu und hielt den Glauben für die nothwendige Bedingung der Wirkung, in welchen zwei Punkten er mit ſeinen Gegnern, dem Mönch Frudegard, dem Abte Hrabanus Maurus und dem gelehrten Prapſte Ratramnus übereinſtimmte. Uebrigens gerieth er mit dem letztern auch deshalb in Streit, weil er in der Schrift «De partu virginis» eine wunderbare Entbindung der Maria behauptet hatte. Unter ſeinen Werken iſt noch ein Commentar zum Evangelium des Matthäus zu erwähnen.

Paſigraphie (gebildet aus griech. pasi, für alle, und graphein, ſchreiben) nennt man die problematiſche Kunſt, mit Hülfe gewiſſer Schriftzeichen auf eine für alle Völker (ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Sprachen) verſtändliche Weiſe zu ſchreiben. In ähnlicher Weiſe ſpricht man von einer Paſilalie oder Paſilagie (Sprache für alle), d. i. der Kunſt, vermittels allgemein verſtändlicher Laute allen Menſchen des Erdkreiſes ſeine Gedanken mitzutheilen. Die Erfindung einer P. iſt zwar vielfach angeſtrebt, aber noch niemals wirklich gemacht worden. Die erſte Idee zu einer ſolchen allgemeinen Schriftſprache gab Leibniz in der Schrift «De arte combinatoria» (Lpz. 1666). Unter den zahlreichen Vorſchlägen zur Verwirklichung des Problems, welche ſeitdem gemacht wurden, erregten ihrerzeit beſonders die von Wilkins (1672), Kalmar (1772), Wolke (1797), Sicard (1795—98), Vater (1799), Näther (1805) große Aufmerkſamkeit. Dieſelben erwieſen ſich aber ſämmtlich als in der Praxis unausführbar.

Paſiphaë, die Tochter des Helios und der Perſeïs, Schweſter des Äetes und der Circe, Gemahlin des Minos, die Mutter des Androgeos, Deukalion, Glaukas, Katreus, der Akalle, Xenodike, Ariadne und Phädra, entbrannte, von der Aphrodite, welche dem ganzen Geſchlechte

des Helios Rache geschworen hatte, verblendet, in unnatürlicher Liebe zu einem Stier. Dädalos verfertigte künstlich eine hölzerne Kuh; in diese verbarg sie sich, genoß so mit jenem Stier die Freuden der Liebe und zeugte von ihm den Minotaurus. — P. hieß auch eine Orakelgöttin zu Thalamä in Lakonien, welche für eine Tochter des Atlas, oder für identisch mit der Kassandra, oder der Daphne, der Tochter des Amyklas, gehalten wird. In ihrem Tempel pflegte man zu schlafen, um im Traume Offenbarungen zu erhalten.

Paskewitsch (Iwan Fedorowitsch), Graf von Eriwan, Fürst von Warschau, russ. Feldherr und Statthalter im Königreich Polen, stammte aus einer Familie, die, ursprünglich im heutigen Gouvernement Minsk ansässig, durch die von den Jesuiten gegen die Bekenner der griech.-kath. Religion verübten Verfolgungen um die Mitte des 17. Jahrh. veranlaßt wurde, nach Kleinrußland auszuwandern und sich dort niederzulassen. Der Großvater P.'s, Grigorij, bewirthschaftete selbst ein kleines Gut in der Nähe von Poltawa; sein Vater Fedor war Beamter und starb 1832 als Collegienrath a. D. zu Charkow. P. wurde 19. Mai 1782 zu Poltawa geboren. Er besuchte zuerst ein öffentliches Lehrinstitut in Petersburg, ward von Paul I. zu seinem Leibpagen ernannt und trat 1800 als Lieutenant und kaiserl. Flügeladjutant in das Preobraschenskische Regiment. Nachdem er bei Austerlitz gefochten, ward er 1806 zur Donauarmee versetzt und machte die Feldzüge gegen die Türken bis 1812 mit, wo er sich die genaue Kenntniß von der Eigenthümlichkeit dieses Gegners erwarb, die ihm in seinen spätern asiat. Feldzügen so nützlich war. 1807 ward er mit einem diplomatischen Auftrage nach Konstantinopel geschickt und entging hier bei einem Volksauflaufe nur mit Mühe dem Tode. Bei der Einnahme von Brailow verwundet, erkämpfte er sich bald darauf als Oberst und Commandeur des Regiments Witebsk beim Sturm von Basardschik das Georgenkreuz, erhielt auch für seine Theilnahme an der Schlacht von Batyn, 7. Sept. 1810, den Rang als Generalmajor. An der Spitze der 26. Infanteriedivision zeichnete er sich 1812 bei Smolensk, Borodino, Malo-Jaroslawez und Krasnoi aus. Mit gleicher Tapferkeit focht er im folgenden Jahre in Deutschland. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er, erst 31 J. alt, zum Generallieutenant befördert und half 1814 Paris erstürmen. Nach dem Frieden erhielt er das Commando einer Gardedivision, begleitete den Großfürsten Michael 1817—20 auf seinen Reisen durch Europa und ward 1823 Generaladjutant des Kaisers. Die Bahn zu höherm Ruhm eröffnete sich ihm in den Kriegen gegen Persien und die Pforte. Am 25. Sept. 1826 schlug er das pers. Heer bei Elisawetpol, eroberte im Feldzuge des nächsten Jahres das pers. Armenien und schloß, nachdem er die Hauptstadt Eriwan mit Sturm genommen und sogar Tauris besetzt hatte, 22. Febr. 1828 den für Rußland sehr vortheilhaften Frieden von Turkmantschai ab, worauf er vom Kaiser zum Grafen von Eriwan erhoben und mit 1 Mill. Rubel beschenkt wurde. Die Türken schlug er bei Kars, nahm Achaltsiche und andere Festungen, vernichtete ein zweites türk. Heer an den Quellen des Euphrat und zog 9. Juli 1829 in Erzerum ein. Als Lohn erhielt er den Feldmarschallsstab und die erste Klasse des Georgenordens. Nach dem Tode des Grafen Dieditsch-Sabalkanskij übernahm P. 26. Juni 1831 zu Pultusk den Oberbefehl der Armee in Polen und wurde auch hier von seinem gewöhnlichen Glücke begleitet. Nach dem Falle Warschaus vom Kaiser in den Fürstenstand erhoben und zum Vicekönig von Polen ernannt, suchte er in dem unglücklichen, vom Kriege zerrütteten Lande die Verwaltung wieder zu ordnen und das besiegte Volk zu beruhigen, was um so schwerer, je tiefer die neuen Einrichtungen das Nationalgefühl der Polen verletzten. Er vollzog 26. Febr. 1832 das organische Statut, welches Polen mit Rußland vereinigte, und wurde hierauf zum Präsidenten des für dasselbe neuorganisirten Administrationsraths ernannt. Wiederholte Versuche zu Aufständen und Unruhen wurden durch seine Umsicht und Energie vereitelt, sodaß auch das J. 1848 ohne Störung an Polen vorüberging. Als 1849 die russ. Intervention in Ungarn (s. d.) beschlossen ward, erschien P. von neuem im Felde und konnte bereits 13. Aug. seinem Monarchen die Capitulation der ungar. Armee und die Unterwerfung des Landes melden. Im Oct. 1850 wurde sein 50jähriges Dienstjubiläum in Warschau mit großem Gepränge gefeiert, bei welcher Gelegenheit er sowol vom Kaiser von Oesterreich als vom König von Preußen zum Feldmarschall ihrer Armeen ernannt wurde. Auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Nikolaus mußte er noch 1854, trotz seines vorgerückten Alters, den Oberbefehl an der Donau übernehmen, erhielt aber bei Silistria eine Contusion, welche ihn nöthigte, die Armee zu verlassen. Er starb zu Warschau 1. Febr. 1856. Vgl. Tolstoy, «Essai biographique et historique sur le feld-maréchal prince de Varsovie, etc.» (Par. 1835). Aus seiner Ehe mit einer Verwandten des Dichters Gribojedow

waren vier Kinder entsprossen. Der Sohn, Fedor, kämpfte mit Auszeichnung in Ungarn und der Krim, wurde 1854 Generalmajor, 1856 Generaladjutant des Kaisers und 1861 Generallieutenant, erhielt aber im April 1866 wegen seiner der Regierung in der Adelsversammlung von Petersburg gemachten Opposition seine Entlassung.

Pasquier (Etienne), berühmter franz. Jurist und Historiker, geb. 7. April 1529, wurde in seinem 20. J. als Advocat aufgenommen und führte 1549 seine erste Rechtssache. Nachdem er sich in lat. und franz. Sprache als Dichter versucht hatte, trat er mit seinen «Recherches sur la France» (Par. 1665) auf, welche zu den hervorragendsten Erscheinungen der ältern histor. Literatur gehören. Als Anwalt der Universität in dem Streite dieser gelehrten Corporation mit den Jesuiten erhielt seine Name eine große Verbreitung. 1603 legte er seinen Posten als königl. Advocat zu Gunsten seines Sohnes Théodore nieder und starb 31. Aug. 1615. Seine gesammelten Werke (am vollständigsten 2 Bde., Amsterd. 1723; Auswahl mit Biographie von Feugère, 2 Bde., Par. 1849) enthalten außer sehr gehaltreichen histor. und sprachlichen Untersuchungen auch einige poetische Sachen.

Pasquier (Etienne Denis, Herzog von), franz. Staatsmann, aus der Familie des vorigen, wurde 22. April 1767 zu Paris geboren. Sein Vater, der 1794 unter der Guillotine starb, war Parlamentsrath, und auch der Sohn erhielt, noch sehr jung, eine Stelle als Requêtenmeister im Parlament zu Paris, die er aber durch die Revolution verlor. Erst nach Errichtung des Kaiserreichs trat er 1804 als Requêtenmeister wieder in den Staatsrath, stieg 1810 zum Staatsrath und Generalprocurator des «sceau des titres» und erhielt auch den Baronstitel. Kurz darauf wurde er an Dubois' Stelle Polizeipräfect von Paris, welches äußerst schwierige Amt er bis zur Rückkehr der Bourbons führte. Während der Restauration war er Abgeordneter und Kammerpräsident, auch mehrmals Siegeldewahrer, mußte aber, als ein Mann von gemäßigten Ansichten, wiederholt den Anfeindungen der royalistischen Ultras weichen. Ludwig XVIII. verlieh ihm 1821 zur Entschädigung die Pairswürde. Nach der Julirevolution von 1830 wandte sich P. der neuen Regierung zu, trat 1830 wieder in die Pairskammer und wurde deren Präsident. Als solcher leitete er die Debatten während der ganzen Dauer der Regierung Ludwig Philipp's, betheiligte sich aber als Redner niemals an den Verhandlungen. Zu seinen Gunsten stellte man 1837 die Titularwürde des Kanzlers wieder her, und 1844 gab ihm Ludwig Philipp, als seinem intimen Rathgeber, den Herzogstitel, welche Standeserhebung damals scharf beurtheilt wurde. Mit der Revolution von 1848 war die öffentliche Laufbahn P.'s für immer geschlossen, und er lebte seitdem in philos. Zurückgezogenheit, in den letzten Jahren körperlich gelähmt. 1842 trat er an des Abbé Frayssinous Stelle in das Institut, obschon sich seine gelehrten und literarischen Verdienste nur auf das mit M. de Randon verfaßte Vaudeville «Grimou ou le portrait à faire» und die Herausgabe seiner «Discours prononcés dans les chambres législatives de 1814—36» (4 Bde., Par. 1842) gründeten. P. starb 5. Juli 1862 zu Paris. Er soll umfangreiche Memoiren (15 Bände in Manuscript) über die Ereignisse seiner langen Laufbahn hinterlassen haben. Während der Schreckenszeit der ersten Revolution hatte er sich mit der Witwe des Grafen von Rochefort vermählt, die 1844 kinderlos starb. Er adoptirte deshalb seinen Großneffen Edme Armand Gaston, Marquis d'Audiffret-Pasquier, der ihm auch in der herzogl. Würde gefolgt ist.

Pasquill bedeutet nicht blos eine Schmäh- oder Lästerschrift, sondern überhaupt eine Ehrverletzung oder Verleumdung, die durch Schrift, Bild, Druck oder ähnliche bleibende Vorrichtungen ohne Bezeichnung des Urhebers (des Pasquillanten) zu dem Zwecke verbreitet wird, um andere dem Geächter preiszugeben oder ihrem Rufe zu schaden. Der Name schreibt sich von einem Schuhflicker Pasquino her, welcher zu Anfang des 16. Jahrh. in Rom lebte und durch Witz und Spott den großen Haufen ergötzte. Als man später in der Ecke des Palastes Orsini, wo ehemals die Bude jenes Schuhflickers gestanden, eine dort ausgegrabene Bildsäule aufstellte, bezeichnete das Volk dieselbe ebenfalls mit dem Namen Pasquino und behing sie von jetzt an mit witzigen Einfällen und Satiren auf die Tagesereignisse (Pasquinaden) im Geiste des volksthümlich gebliebenen Schusters. Die Unbill der Verbreitung von anonymen Beleidigungen ist natürlich mit jenem Namen, welcher sehr bald auch in die deutsche Gesetzgebung überging, nicht erst aufgekommen. Bei den Römern hatte schon die Zwölftafel-Gesetzgebung den Verfasser von verunglimpfenden Liedern gleich dem Zauberer mit Capitalstrafe bedroht, und die spätere Kaiserzeit verhängte wegen Schmähschriften (libellus famosus) Testirunfähigkeit, Ehrlosigkeit, körperliche Züchtigung, selbst Deportation oder bei Majestätsbeleidigung Todesstrafe. In Deutschland, wo die Reichsgesetzgebung des 16. Jahrh. auch die Streitschriften aus

Anlaß der kirchlichen und polit. Bewegung als pasquillantisch verfolgte, zeigte sich die Praxis gerade deshalb zu einer mildern Beurtheilung geneigt, und die neuern Rechte strafen das P. nur als qualificirte Injurie (s. d.) mit höchstens mehrjährigem Gefängniß.

Paß (von dem franz. passeport, ein Schein, auf welchen Schiffe den Hafen oder Personen und Transporte eine Festung während des Kriegszustandes verlassen können) ist ein Zeugniß der Obrigkeit, durch welches die Persönlichkeit und die Verhältnisse eines Reisenden festgestellt und andere Behörden um dessen Schutz ersucht werden. Das Erforderniß solcher Vorweise und die Beargwohnung von legitimationslosen Fremden kam während der allgemeinen Unsicherheit in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus in Aufnahme. Nachdem jedoch die Polizei diesen außerordentlichen Behelf im Kampfe gegen zahlreiche Diebes- und Räuberbanden mit dem besten Erfolg verwerthet hatte, erhob sie das Paßwesen zu einer bleibenden Einrichtung. Der Polizeistaat gewann hierdurch eine weitgreifende Controle über das reisende Publikum, indem auf allen Haltpunkten Paßvisa eingeholt werden mußten, und sogar die Möglichkeit, mittels Zwangspasses bestimmte Reiserouten vorschreiben zu können. Die zahlreichen vexatorischen Beanstandungen, die sich so an das Paßwesen knüpften, hinderten und belästigten indeß viel mehr die ehrlichen Leute und den legitimen Verkehr, als daß sie dem geübten Verbrecher den Weg verlegt hätten. Am meisten noch rechtfertigen sich die Gesundheitspässe oder Nachweise, daß der Gesundheitszustand an dem Abgangsorte und allen von den Reisenden berührten Zwischenstationen unverdächtig sei, indem sie bei Sperrmaßregeln gegen Epidemien Befreiung von der Quarantäne vermitteln. Das offenbare Misverhältniß zwischen dem zu erzielenden Nutzen und den unvermeidlichen Belästigungen ist in England und Nordamerika einer Aufnahme des Paßwesens stets entgegengetreten, und seit der gewaltigen Vermehrung des Personenverkehrs auf den Eisenbahnen haben auch die deutschen Staaten wenigstens dadurch eine Erleichterung gewährt, daß sie auf ein Jahr gültige Paßkarten ausgeben, welche zur etwa nothwendigen Herstellung der Identität die Unterschrift der Reisenden tragen und bei ihrer compendiösen Form keinen Raum zur Anbringung der Visa gewähren.

Paß nennt man eine enge, schwer zu passirende Terrainstelle. Namentlich spricht man von Gebirgspässen. (S. Gebirge und Col.) Doch braucht man auch das Wort von durch Wasser oder Sumpf gebildeten Engwegen, von langen Dämmen u. s. w.

Passage (Lauf, Gang) nennt man in der Musik eine stufen- und sprungweise, durch beliebige Intervalle auf- und abwärts schnell sich fortbewegende, mehrentheils aus ähnlicher Fortführung einer bestimmten Figur gebildete Tonreihe. Diese ist entweder coloraturartige Zergliederung, Ausschmückung und Umschreibung melodischer Hauptnoten mit zahlreichen Nebennoten, oder nur brillantes und lebhaftes Tonspiel ohne allen eigentlich melodischen Inhalt, cantable Partien als Gegensatz abwechselnd und unterbrechend. Der Ausdruck P. wird meist nur auf die Instrumentalmusik angewendet; in der Gesangsmusik sagt man gewöhnlich dafür Coloratur (s. d.).

Passageninstrument, eins der vorzüglichsten Instrumente, welches die Astronomen gebrauchen, wurde von Olaus Römer erfunden und besteht aus einem Fernrohr, welches mit einer senkrechten Achse verbunden ist, um die das Fernrohr sich bewegt. Im Brennpunkte dieses Fernrohrs sind Fäden ausgespannt, und das Instrument wird benutzt, um die Durchgänge (Passagen) der Sterne zu beobachten. Gewöhnlich wird es so aufgestellt, daß seine Achse horizontal von Ost nach West liegt; alsdann beschreibt das Fernrohr bei der Drehung um die Achse einen größten Kreis, der mit dem Meridian zusammenfällt. Das P. im Meridian heißt Mittagsrohr und wird hauptsächlich zur Bestimmung der Zeit benutzt. Ist es zugleich mit Höhenkreisen versehen, an welchen man die Höhen der Sterne im Meridian bestimmt, so heißt es Meridianinstrument, Meridiankreis. Eine andere Aufstellung des P. ist die im «ersten Vertical». Die Achse des Instruments liegt dann horizontal von Nord nach Süd, das Fernrohr beschreibt den ersten Vertical (Ost, Zenith, West) und wird in dieser Lage besonders zu Breitenbestimmungen u. s. w. benutzt.

Passaglia (Carlo), ital. Theolog und Gelehrter, geb. 1814 in Pieve a San-Paolo bei Lucca, Sohn armer Krämersleute, besuchte die Schule der Rhetorik in Lucca mit großem Erfolge und fand deshalb an dem Latinisten Marchese Lucchesini einen Gönner, der dem talentvollen, aber von leidenschaftlichem religiösem Eifer beseelten Jünglinge Aufnahme im Collegium der Jesuiten zu Rom verschaffte. Da P. wußte, daß sich seine Aeltern dem Eintritt in den Orden widersetzen würden, ging er heimlich nach Rom und that erst von da aus seinen Entschluß kund. Er widmete sich nun dem Studium der Kirchenväter, der Concilien und Kanones

mit größtem Eifer und setzte seine Umgebung alsbald durch seine theol.-ecclesiastischen Kenntnisse in Erstaunen. Die Jesuiten betrachteten ihn als eins ihrer vorzüglichsten Mitglieder und übertrugen ihm nach einiger Zeit ein Katheder im Collegium. Seine theol. Gelehrsamkeit sowie seine Orthodoxie, die übrigens in Bezug auf rein religiöse Materien auch später keinem Zweifel unterlag, bewogen den Papst, ihn zum Präsidenten der Commission zu ernennen, welche die um das J. 1852 heftig discutirte Controverse über das Dogma der unbefleckten Empfängniß zu entscheiden hatte. P. entsprach dem Vertrauen des Papstes und hatte den Hauptantheil an der Verkündigung jenes Dogmas. Das gute Verhältniß P.'s zu seinem Orden und zu der röm. Hierarchie wurde aber gestört, als er sich 1859 zu Gunsten der nationalen Bewegung aussprach. Infolge der mehr und mehr wachsenden Mißhelligkeiten mußte er Rom 1861 verlassen. Er ging nach Turin, wo ihn die ital. Regierung zum ord. Professor der Moralphilosophie an der dortigen Universität ernannte. In dieser Stellung, die er fortan bekleidete, hielt er nebenbei auch Vorlesungen über die «Philosophie» des Katholicismus. In dem ersten ital. Parlamente saß P. als Vertreter des Bezirks Montecchio. Seine vorzüglichste Wirksamkeit entfaltete er aber in dem von ihm 1862 gegründeten «Mediatore», in welchem er die «römische Curie» und die weltliche Gewalt des Papstes aufs heftigste bekämpfte. Das Blatt hörte schon Ende 1866 auf zu erscheinen, weil es, wie P. erklärte, mit der Vollendung Italiens seinen Zweck erfüllt hätte. Von den Schriften P.'s sind insbesondere zu nennen: «Per la causa Italiana ai Vescovi cattolici» (Flor. 1859); «Obbligo del Vescovo Romano e Pontefice Massimo di risiedere in Roma quantunque metropoli del Regno Italico» (Flor. 1861); «Della Scomunica» (Flor. 1861); «La questione dell' indipendenza ed unità d'Italia dinanzi al clero» (Flor. 1861); endlich eine Widerlegung des Renan'schen «Leben Jesu» (2 Bde., Turin 1864).

Passah oder Paschah (hebr.), d. i. Verschonung, heißt das Fest, welches die Juden sieben Tage hintereinander zum Andenken an die Verschonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus diesem Lande im ersten Vollmonde des Frühlings vom Abende des 14. bis zum 21. des Monats Nisan feiern. (S. Ostern.) Die Ursprünge dieses Festes sind in Dunkel gehüllt; wahrscheinlich liegt ein altes Frühlingsfest zu Grunde, welches später histor. Beziehung auf die Errettung aus Aegypten erhielt. Seit der Zeit des ausgebildeten Tempelcultus versammelten sich die Israeliten alljährlich zur Osterzeit bei dem Tempel zu Jerusalem. Während der sieben Festtage durfte nur ungesäuertes Brot (Trübsalsbrot genannt) gegessen werden, weil bei dem eiligen Auszuge aus Aegypten der Teig ungesäuert hatte mitgenommen werden müssen, daher das P. auch das Fest der ungesäuerten Brote heißt. Jeder Hausvater verzehrte mit seiner Familie am ersten Abend ein vom Priester geschlachtetes einjähriges Lamm (das Passahlamm), welches ganz und ohne Zerbrechung der Knochen gebraten und vollständig verzehrt werden mußte. Die Mahlzeit wurde stehend und in Reisekleidern eingenommen. Dankgebete und Erzählungen aus der Geschichte des Auszugs gaben diesem Mahle seine religiöse Bedeutung. Dazu wurden auch Opfer an Erstlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das P. war das größte unter den jüd. Festen. Gegenwärtig wird es von den Juden jedes Orts durch Genuß ungesäuerten Brots und mit lauten Gebeten begangen.

Passarówitz, bei den Serben Poscharewatz, eine Kreisstadt im Fürstenthum Serbien, etwa 1 M. östlich der Morawa und 3 St. südöstlich von deren Mündung in die Donau am Fuße eines Bergkammes gelegen, ist Sitz eines Kreisamts und eines Kreisgerichts, hat eine Kirche und eine Schule und zählt 5309 E. (1859). Der wahrscheinlich an der Stelle des alten Margum in Obermösien stehende Ort ist merkwürdig durch den daselbst 21. Juni 1718 von Venedig und Karl VI. mit der Pforte, unter Vermittelung Hollands und Englands, abgeschlossenen Frieden, welcher den Krieg endigte, den die Pforte 1714 gegen Venedig unternommen hatte, um Morea zu erobern.

Passatstaub. Mit diesem Namen hat Ehrenberg seit 1847 die namentlich in der Passatregion im Atlantischen Meere beobachteten Staubmeteore bezeichnet. Der P. ist in einigen Gegenden an der Westküste von Mittel- und Nordafrika fast stets vorhanden, verbreitet sich aber auch periodisch in der Richtung des Mittelmeeres über Italien und Armenien, zuweilen selbst bis Schweden und Rußland. Die chem. Analyse ergibt als Bestandtheile: Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd, Manganoxyd, kohlensaure Kalkerde, Talkerde, Kali, Natron, Kupferoxyd, Wasser und organische (verbrennliche) Substanz. Unter dem Mikroskope beobachtete Ehrenberg: feinen Quarzsand und noch feinern gelblichen oder röthlichen Mulm, zwischen denen sich zahlreiche organische Formen und Fragmente finden (Polygastern, Phytolitharien, Polythalamien und weiche Pflanzentheile). Die Gesammtzahl der beobachteten Formen beträgt über 300 Arten.

Der P. an den Westküsten Afrikas stammt nicht aus Afrika, ist nicht durch den Harmattan dahingelangt, weil er keine für Afrika charakteristischen Organismen enthält. Ehrenberg nimmt an, daß sich in den obern Regionen der Atmosphäre in der Passatregion ein constantes nebelartiges Staubdepot befände. Der Staub wird durch den kreisartig verlaufenden Passat, der von Südamerika aufsteigt und sich an der Westküste Afrikas wieder senkt, beständig gemischt (was seine seit fast einem halben Jahrhundert nahe gleichartige Zusammensetzung erklärt) und durch die Bewegung der Luft schwebend erhalten.

Passatwinde (engl. tradewinds, d. i. Handelswinde) sind die regelmäßig beständig aus derselben Richtung und mit gleicher Stärke wehenden Winde innerhalb der Wendekreise, welche die Schiffe befähigen, Hunderte von Meilen weit einen bestimmten Curs zu steuern und dieselbe Strecke in fast immer derselben Zeit zurückzulegen. Im Norden des Aequators wehen sie aus Nordost, im Süden aus Südost. Ihre Grenzen sind der 30. und beim Aequator der 3. Breitengrad; je nach dem Stande der Sonne im Norden oder Süden der Linie schwanken sie jedoch um einige Grade. Innerhalb der Tropen wird die Luft durch die Sonne beständig stark erwärmt. Sie dehnt sich infolge dessen beträchtlich aus, wird leichter und steigt in die Höhe, um in den obern Regionen seitwärts abzufließen. Das Streben der Natur, in der Atmosphäre überall das Gleichgewicht zu erhalten, veranlaßt einen Ersatz der erwärmten leichtern und verdünnten durch einen Zustrom kalter, schwerer und dichter Luft von den Polen, und da die Erwärmung beständig und gleichmäßig vor sich geht, erfolgt auch ein ununterbrochener Ersatz, wodurch sich die Regelmäßigkeit der Winde erklärt. Die Drehung der Erde von West nach Ost und ihre Kugelgestalt bewirken, daß der aus Nord und Süd kommende Luftstrom allmählich die Richtung von Nordost und Südost annimmt und je östlicher wird, je näher er dem Aequator rückt. Das Luftpartikelchen geht zuerst in der Richtung von Nord oder Süd von den Polen ab, und zwar mit derselben Geschwindigkeit, welche die Erde an dem Punkte hat, wo es sich in Bewegung setzt. Die Geschwindigkeit ist aber in den Polargegenden wegen des geringern Umfangs der Erde oder vielmehr wegen der kleinern Breitenparallele langsamer als nach dem Aequator hin. Die Erde wird daher nach dem Aequator zu eine schnellere östl. Drehungsgeschwindigkeit erhalten als das Luftpartikelchen und gewissermaßen unter ihm weggleiten. Die nothwendige Folge hiervon ist aber, daß der eigentlich direct aus Nord und Süd kommende Passatwind uns mehr östlich erscheint, je mehr wir uns dem Aequator nähern, wo der Unterschied zwischen der Erdoberfläche und dem in den Polargegenden in Bewegung gesetzten Luftstrom am größten ist. Wo in der Gegend des Aequators die beiden Passate wieder aufeinandertreffen, entsteht ein Stillgürtel von 15—30 M. Breite, den Segelschiffe oft erst nach 14 Tagen bis 3 Wochen überwinden können.

Passau, Stadt im bair. Kreise Niederbaiern, in höchst romantischer Lage am Zusammenfluß der Donau, des Inn und der Ilz und an der Eisenbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt P. und den beiden Vorstädten Innstadt und Ilzstadt. Die eigentliche Stadt, aus Altstadt und Neumarkt bestehend, liegt auf der schmalen, felsigen Landzunge zwischen Inn und Donau. Die zahlreichen, fensterreichen, meist dem 17. und 18. Jahrh. entstammenden Gebäude steigen namentlich vom Inn aus amphitheatralisch auf und geben der Stadt ein großartiges Ansehen. Ueberhaupt gilt die Gegend von P. nächst Linz als der schönste und liedlichste Punkt an der ganzen Donau. Ueber letztere führt hier eine auf sieben, über den Inn eine auf acht Granitpfeilern ruhende Brücke. Am rechten Innufer, gegenüber der eigentlichen Stadt, liegt die Innstadt, am linken Ufer der Ilz, da wo diese in die Donau mündet, die Ilzstadt (ehedem Judenstädtchen genannt). Auf dem Berge, der im Winkel zwischen Donau und Ilz bis zu 400 F. aufsteigt, erhebt sich die Festung Oberhaus, die durch zwei Schutzmauern mit der Festung Niederhaus verbunden ist und mit dieser zur Detention von Verbrechern aus den gebildeten Ständen und Militärsträflingen benutzt wird. Von Oberhaus aus genießt man einer schönen Aussicht. Unter den Bauwerken P.s ist zunächst der Dom hervorzuheben, der, nachdem der ursprüngliche goth. Bau (bis auf das Presbyterium) durch Feuer zerstört worden, 1662—80 in seiner gegenwärtigen Gestalt aufgeführt wurde. Auf dem Domplatze ist seit 1828 dem Könige Max Joseph I. ein Denkmal errichtet. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: die ehemalige fürstbischöfl. Residenz und das frühere Jesuitencollegium mit einer ansehnlichen Bibliothek. Die Stadt, welche 13433 E. (1864) zählt, ist Sitz eines Appellationsgerichts und eines Bischofs. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen daselbst ein Lyceum, ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Gewerbeschule, ein bischöfl. Knabenseminar und Alumneum. Der Gewerbfleiß ist, abgesehen von einigen Lederfabriken, Bierbrauereien und einer Porzellanfabrik, von keiner großen Bedeutung, wichtiger dagegen der Handel und die Schiffahrt. In der Nähe liegen Mariahilf,

ein vielbeſuchter Wallfahrtsort, und das Luſtſchloß Freudenhain. Bekannt ſind die Paſſauer Tiegel, die in Obernzell (ſ. d.) bei P. gefertigt werden. P. iſt eine ſehr alte Stadt, die von den Römern angelegt und Castra batava, nach den hier ſtationirten bataviſchen Cohorten, genannt wurde. Hiſtoriſch bekannt wurde die Stadt beſonders durch den Paſſauer Vertrag, der daſelbſt 31. Juli 1552 abgeſchloſſen ward. (S. Religionsfriede.) — Das Bisthum P. entſtand im 8. Jahrh. infolge der Ueberſiedelung der Kirche zu Lorch. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß (1803) wurde es ſäculariſirt. Stadt und Feſtung nebſt dem weſtl. Theile kamen an Baiern, der größere öſtl. Theil an den Großherzog von Toscana, nachherigen Kurfürſten von Salzburg. Erſt 1805 gelangte Baiern in den Beſitz des ganzen Fürſtenthums, das bei der Säculariſation 18 Q.-M. umfaßte, über 52000 E. zählte und über 430000 Fl. reine Einkünfte gewährte. Vgl. Erhard, «Geſchichte der Stadt P.» (2 Bde., Paſſau 1862—64).

Paſſavant (Joh. Dav.), einer der bedeutendſten unter den neuern Kunſtſchriftſtellern, auch als Künſtler geſchätzt, wurde 1787 zu Frankfurt a. M. geboren und anfänglich für den Handelsſtand erzogen. Doch eine angeborene Kunſtliebe und der Anblick der Kunſtſchätze von Paris, wohin er im Befreiungskriege als Freiwilliger kam, beſtimmten ihn für die Künſtlerlaufbahn, die er zunächſt dort unter David, dann unter Gros verfolgte. Später ſchloß er ſich in Rom der deutſch-romantiſchen Schule an. Die angefochtenen Beſtrebungen dieſer Schule ſuchte er in ſeinen «Anſichten über die bildenden Künſte u. ſ. w.» (Heidelb. 1820) voll Feuer der Ueberzeugung zu rechtfertigen. Unter ſeinen künſtleriſchen Leiſtungen ſind namentlich die «Entwürfe zu Grabdenkmälern» (Frankf. 1828) und die ausgezeichnete Darſtellung Kaiſer Heinrich's II. im Kaiſerſaale des Römers zu Frankfurt zu erwähnen. Am meiſten trugen jedoch zu ſeinem Ruhme ſeine Schriften bei, vornehmlich die «Kunſtreiſe durch England und Belgien» (Frankf. 1833), worin die bedeutendſten Forſchungen und muſterhafte Prüfungen zahlloſer Kunſtwerke niedergelegt ſind. Noch höher, den Gegenſtand erſchöpfend und abſchließend, ſteht ſein Werk «Raſael von Urbino und ſein Vater Giov. Santi» (2 Bde., Lpz. 1839; Bd. 3, 1858), das auf einer vollkommenen Kenntniß der Werke Raſael's und der ganzen umbriſchen Schule beruht und ein Meiſterwerk der Kritik iſt. Durch ſeine im «Kunſtblatt» mitgetheilten Nachrichten über die ältern Malerſchulen Deutſchlands, der Niederlande und Italiens erweiterte und begründete er ſehr die Kenntniß dieſes Theils der Kunſtgeſchichte. Auch ſetzte er dieſe Thätigkeit als Mitarbeiter am «Deutſchen Kunſtblatt» und am «Archiv für die zeichnenden Künſte» fort. Seine Schrift «Die chriſtl. Kunſt in Spanien» (Lpz. 1853) gibt zum erſten mal eine auf Selbſtanſchauung geſtützte Darſtellung dieſes Gegenſtandes in ſeinem Zuſammenhang mit den alten gleichzeitigen Kunſtſchulen anderer Länder und der daraus entſpringenden richtigen Würdigung. Seine letzte größere Arbeit war «Le peintre-graveur» (6 Bde., Lpz. 1860—64), ein mit großem Fleiße, aber nicht immer mit kritiſcher Schärfe durchgeführtes Werk. P. ſtarb während deſſen Veröffentlichung 12. Aug. 1861. Er lebte in ſeiner Vaterſtadt als Inſpector der Galerie des Städel'ſchen Inſtituts, über welches er orientirende Schriften veröffentlicht hat.

Paſſeyr oder Paſſeier, ein romantiſches Alpenthal im Brixener Kreiſe des öſterr. Kronlandes Tirol, wird von dem Flüßchen Paſſeyr oder Paſſer meiſt in ſüdl. Richtung durchſtrömt und läuft bei Meran in das Etſchthal aus. Es iſt als Heimat Andreas Hofer's (ſ. d.), des Sandwirths von P., berühmt. Hauptort iſt das Pfarrdorf Sanct-Leonhard, Sitz eines Bezirksamts, mit 1600 E. Von den über demſelben ſich erhebenden Trümmern der Jauſenburg überblickt man das ganze Thal bis Meran. Vgl. Weber, «Das Thal von P. und ſeine Bewohner» (Innsbr. 1852).

Paſſion (vom lat. passio, das Leiden), nennt man in der Kirchenſprache das Leiden Jeſu Chriſti. Die geſchichtliche Darſtellung deſſelben bei Matth. 26 fg., Marc. 14 fg., Luc. 22 fg. und Joh. 18 fg. heißt die Paſſionsgeſchichte, ihre Behandlung durch kirchliche Vorträge während der Faſtenzeit, die auch die Paſſionszeit genannt wird, Paſſionspredigt. Die Charwoche (ſ. d.) wird ſpeciell die Paſſionswoche, der Geſang wie die Muſik, die häufig am Charfreitag mit Beziehung auf das Leiden und Sterben Jeſu in kath. und prot. Kirchen aufgeführt wird, Paſſionsmuſik genannt. Die im Mittelalter ſehr verbreitete dramatiſche Darſtellung der Leidensgeſchichte Jeſu heißt Paſſionsſchauſpiel oder Paſſionsſpiel (ſ. d.). Die kath. Kirche hat auch Orden von der P. Hierher gehört zunächſt der jetzt nicht mehr beſtehende, von den Königen Richard II. von England (1380) und Karl VI. von Frankreich (1400) für den Kampf gegen die Ungläubigen geſtiftete Ritterorden vom Leiden Chriſti, dann der in Italien noch vorhandene, von Maria Laurentia Longa 1538 in Neapel geſtiftete Nonnenorden von der P. Dieſe Frau gründete 1534 auch einen Sitz in Jeruſalem und nahm die dritte Regel des heil.

Franciscus und die Kapuzinertracht an. Die Schweſtern lebten als Kapuzinerinnen und ſtanden, von Paul III. beſtätigt, unter dem Schutze ihrer Ordensbrüder. Späterhin vertauſchten die Nonnen ihr Ordensſtatut mit der erſten und urſprünglichen ſtrengen Regel des heil. Franciscus. Clemens VIII. (1600) billigte und Gregor XV. (1622) beſtätigte ihre Klöſter und Stiftungen. Der noch bis in die neueſten Zeiten in Italien verbreitete, durch ſeinen Miſſionseifer bekannte Orden der Paſſioniſten, auch Leidensbrüder oder regulirte Geiſtliche vom heil. Kreuz und der Leiden Chriſti (Clerici excalceati seu crucis et passionis Domini nostri Jesu Christi) genannte Orden wurde von Paul Franz von Danni aber Paala della Crace (geb. 1684 zu Ovado in Piemont, geſt. 1775 zu Rom) genannt, 1720 in deſſen Geburtsorte zum Zwecke der kath. Miſſion geſtiftet und der Stifter 1. Mai 1853 von Pius IX. beatificirt.

Paſſionsblume (Passiflora L.) heißt eine faſt ausſchließlich in Amerika einheimiſche Pflanzengattung, welche zur 5. Klaſſe, 3. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems gehört und den Typus der nach ihr benannten und mit den Kürbisgewächſen verwandten Familie der Paſſiflareen bildet. Sie hat ihren Namen davon erhalten, daß fromme Gemüther in ihren Blütentheilen Beziehungen auf das Leiden Chriſti fanden, indem ſie den zwiſchen der Blumenkrone und den Staubgefäßen befindlichen Fadenkranz auf die Dornenkrone, die drei keulig-nagelförmigen Griffel auf die Kreuzesnägel und die fünf Staubbeutel auf die Wundenmale deuteten. Die hierher gehörigen Gewächſe ſind kletternde immergrüne Sträucher, ſehr ſelten Kräuter, mit abwechſelnd geſtellten ganzen oder in zwei bis ſieben Lappen handförmig geſpaltenen Blättern, achſelſtändigen Wickelranken und höchſtens einen Tag dauernden Blüten. Letztere beſtehen aus einer mehrreihigen ſternförmig ausgebreiteten, am Grunde mit dem Fruchtknoten verwachſenen Blütenhülle, deren äußerſter Kreis als Kelch betrachtet werden kann, dem ſchon erwähnten, aus ſehr zahlreichen theils freien, theils verwachſenen fleiſchigen Faſern zuſammengeſetzten, meiſt prächtig gefärbten Fadenader Strahlenkranz (einer Nebenblumenkrone), einem geſtielten Fruchtknoten, deſſen Stiel von der Scheide der fünf nach unten zu verwachſenen Staubgefäße umgeben iſt, und drei Griffeln. Die Frucht iſt eine breiige Beere. Mehrere haben prachtvolle Blumen und werden deshalb in Gewächshäuſern cultivirt, was hauptſächlich von der ſchönen vierkantigen P. (P. quadrangularis L.) gilt, deren Fadenkranz länger als die 4 Zoll im Durchmeſſer haltende weiße, innen roſenroth angehauchte Blume und zierlich weiß, purpurroth und violett geſcheckt iſt. Dieſe in Weſtindien und Südamerika einheimiſche Art bildet einen mächtigen Schlingſtrauch mit ſcharfen, geflügelten, mehrkantigen Zweigen. Ihre Beere wird größer als ein Gänſeei; ihre Wurzel enthält ein tödlich wirkendes Gift, das Paſſiflorin (ein Alkaloid). Auch die karminrothe P. (P. sanguinea Sm.), die traubige P. (P. racemosa L.) und mehrere andere ſind in unſern Gewächshäuſern als Zierpflanzen oft anzutreffen. Für den Blumentopf wird vorzugsweiſe die blaue P. (P. caerulea L.) gezogen, welche in Südamerika einheimiſch und im ſüdl. Europa ſchon faſt verwildert iſt. Die Beeren mehrerer Arten geben in ihrer Heimat ein beliebtes kühlendes Obſt ab, wie die Früchte der lorbeerblätterigen P. (P. laurifolia L.), der apfeltragenden P. (P. maliformis L.), der fleiſchfarbigen P. (P. incarnata L.) in Südamerika und Weſtindien. Die einjährige ſtinkende P. (P. foetida Cav.) hat eine ähnliche Hülle um die Blüten wie die Braut in Haaren. Die P. ſind ſehr beliebte Zierpflanzen für Gewächshäuſer und Zimmer geworden. Die meiſten Arten können nur im Warmhaus cultivirt werden, wo ſie ſehr leicht ſich ziehen laſſen. Alle verlangen einen ſehr ſchweren, Lehm und Sand enthaltenden Gartenboden und reichliches Waſſer. Sie laſſen ſich leicht durch Stecklinge und Abſenker, welche letztere oft ſchon nach zwei Monaten blühen, vermehren.

Paſſionsſpiele nennt man geiſtliche Volksſpiele, in denen die Leidensgeſchichte Jeſu dramatiſch dargeſtellt wird. Ihr Urſprung, der wahrſcheinlich aus den Charfreitagsproceſſionen herzuleiten, rückt in frühe Zeit zurück. Schließt ſich an dieſelben die Auferſtehung an, ſo werden ſie auch Oſterſpiele genannt. Das älteſte Stück dieſer Art («Ludus paschalis sive de Passione Domini», abgedruckt in Schmeller's «Carmina Burana», Stuttg. 1847) fällt nach ins 12. Jahrh. und iſt halb lateiniſch, halb deutſch. Das erſte ganz deutſche Paſſionsſpiel, aus der beſten Zeit des 13. Jahrh., hat ſich nur bruchſtückweiſe erhalten. Dieſem an Alter zunächſt ſteht das unter dem Titel «Marien-Klage» von Hoffmann von Fallersleben bekannt gemachte Bruchſtück. Weitere P. aus dem 14. und 15. Jahrh. gibt Mone in den «Schauſpielen des Mittelalters» (2 Bde., Karlsr. 1846). Das ausführlichſte aller alten P. iſt das von Vilmar im Auszuge mitgetheilte alsfelder, das ſich mit einem friedberger und einem 1498 zu Frankfurt a. M. gegebenen, 265 Perſonen umfaſſenden nahe berührt, und deſſen Aufführung drei Tage in Anſpruch nahm. Zu Sterzing in Tirol ward 1496 ein zweitägiges, zu Botzen 1514 durch

Vigil Raber ſogar ein ſiebentägiges Paſſionsſpiel aufgeführt, das zwiſchen Palmſonntag und Himmelfahrtstag auf verſchiedene Feſte vertheilt war. (Vgl. Pichler, «Dramen des Mittelalters in Tirol», Innsbr. 1850.) In Süddeutſchland, namentlich in der Schweiz und in Oberbaiern, überdauerte die Liebe des Volks zu dieſen Spielen die Reformation; ja ſie haben ſich zum Theil bis in die neuere und die neueſte Zeit noch erhalten. (S. Bauernſpiele.) Berühmt iſt das Paſſionsſpiel, das noch jetzt in Zwiſchenräumen von 10 zu 10 J. zu Oberammergau (ſ. Ammer) von den Bauern aufgeführt wird, und das im ganzen faſt noch dieſelbe Geſtalt trägt, in der es im J. 1654 von den frommen Bilderſchnitzern und der ländlichen Bevölkerung daſelbſt zum erſten mal auf die Bühne gebracht wurde. Vgl. Ed. Devrient, «Das Paſſionsſpiel in Oberammergau» (Lpz. 1851); Steub, «Aus dem bair. Hochlande» (Münch. 1850); «Bavaria» (Bd. 1, Münch. 1860).

Paſſirgewicht heißt diejenige Schwere einer Goldmünze, welche man wenigſtens beanſprucht, um ſie noch zu ihrem vollen Preiſe in Zahlung anzunehmen. Wiegt ſie darunter, ſo wird ſie im Geldhandel al marco verkauft, während man ſich im gemeinen Verkehr einen kleinen Abzug für das Mindergewicht (in Deutſchland gewöhnlich noch für je 1 holländ. As normirt) gefallen laſſen muß, der nach der Feinheit der Münzſorte abweicht und bei den Dukaten etwas beträchtlicher iſt als bei den nicht ſo hochhaltigen Piſtolen. Die Bezeichnungen Paſſirpiſtolen, Paſſirdukaten erklären ſich hieraus von ſelbſt. Die Goldwagen enthalten für dieſe Münzen beſondere Gewichtsſtücke oder ſog. Steine.

Paſſiv, ſ. Activ.

Paſſow (Franz Ludw. Karl Friedr.), berühmter deutſcher Philolog, geb. zu Ludwigsluſt im Mecklenburgiſchen 20. Sept. 1786, beſuchte das Gymnaſium zu Gotha, wo er an Jacobs ein begeiſterndes Vorbild fand, und ſeit 1804 die Univerſität zu Leipzig, wo er Hermann ſeine philol. und methodiſche Richtung verdankte. Schon 1807 kam er an das Gymnaſium zu Weimar, zu deſſen damaliger Blüte er weſentlich beitrug. Von 1810 an leitete er das Conradinum zu Jenkau bei Danzig, bis die Zeitverhältniſſe 1814 die Auflöſung der Anſtalt herbeiführten. Hierauf lebte er theils auf Reiſen, theils in Berlin, wo er eine Zeit lang noch F. A. Wolf hörte. 1815 wurde er Profeſſor der alten Literatur an der Univerſität zu Breslau, wo er im Verein mit Karl Schneider durch ſeine Vorträge wie durch die Leitung des 1815 erneuten Seminars die philol. Studien mit dem glücklichſten Erfolge anbaute. In vorübergehende Irrungen gerieth P. mit der preuß. Regierung durch ſeine, auch in der Schrift «Turnziel» (Bresl. 1818) bethätigte Theilnahme an den damaligen Turnbeſtrebungen. Er ſtarb 11. März 1833. Als Schriftſteller wußte er nicht nur durch großartige Auffaſſung und geſchmackvolle Behandlung der Alterthumswiſſenſchaft in F. A. Wolf's Geiſte Liebe für die philol. Studien zu verbreiten, ſondern er ſicherte ſich auch durch ſtreng wiſſenſchaftliche Arbeiten eine ehrenvolle Stelle in der Geſchichte der Philologie. Als fortbildend ſind namentlich ſeine Leiſtungen für griech. Lexikographie zu betrachten. Nachdem er ſchon früher die Schrift «Ueber Zweck, Anlage und Ergänzung griech. Wörterbücher» (Berl. 1812) veröffentlicht, unternahm er die Ausführung ſeiner Anſichten in dem «Handwörterbuch der griech. Sprache», welches zuerſt (2 Bde., Lpz. 1819—24; 3. Aufl. 1828) als eine neue Bearbeitung von Schneider's «Griech.-deutſchem Wörterbuch», dann aber unter ſeinem eigenen Namen (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1831) erſchien. Nächſtdem ſind beſonders hervorzuheben die «Grundzüge der griech. und röm. Literatur und Kunſtgeſchichte» (Berl. 1829). In kritiſcher und exegetiſcher Hinſicht werthvoll ſind ſeine mit deutſchen Ueberſetzungen verſehenen Ausgaben der «Küſſe» des Johannes Secundus (Lpz. 1807), des Perſius (Bd. 1, Lpz. 1809), des Muſäus (Lpz. 1810), des Longus (Lpz. 1811); ferner die Bearbeitungen der «Germania» des Tacitus (Lpz. 1817), des «Corpus scriptorum eroticorum Graecorum» (2 Bde., Lpz. 1824—33), freilich nur den Parthenius und Xenophon aus Epheſus enthaltend; dann des Dionyſius Periegetes (Lpz. 1825) und der «Paraphrasis» des Nonnus (Lpz. 1834). Mit dem Director Jachmann in Jenkau gab er hercus das «Archiv deutſcher Nationalbildung» (4 Hefte, Berl. 1812) und mit Schneider das «Museum criticum Vratislaviense» (Bd. 1, Bresl. 1820). Eine Sammlung ſeiner akademiſchen Gelegenheitsſchriften gab Nik. Bach unter dem Titel «Opuscula academica» (Lpz. 1835), ſeine «Vermiſchten Schriften» ſein Sohn Wilh. Arthur P. (Lpz. 1843) heraus. Ein Bild ſeines Lebens und Wirkens entwirft Linge in der Schrift «De Passovii vita et scriptis» (Hirſchb. 1839). Vgl. «P.'s Leben und Briefe» von Wachler (Bresl. 1839). — Sein älteſter Sohn, Wilhelm Arthur P., geb. in Jenkau bei Danzig 20. März 1814, gebildet in Schulpforte, ſtudirte Philologie in Breslau und Berlin, wurde 1835 Lehrer, 1846 Profeſſor am Gymnaſium in Meiningen und

ging 1855 als Gymnaſialdirector nach Ratibor, ſpäter in gleicher Eigenſchaft nach Thorn. Er ſtarb 4. Aug. 1864 während einer Badecur zu Streitberg. P. hat eine Anzahl werthvoller äſthetiſch-kritiſcher und literarhiſtor. Arbeiten veröffentlicht.

Paßwan-Oglu, ein als Rebell berühmter türk. Paſcha, geb. zu Widdin 1758, der Sohn des Baſchi Paßwan-Omar zu Widdin, der 1791 wegen ſeiner Reichthümer hingerichtet wurde, empörte ſich, um den Tod ſeines Vaters zu rächen, gegen die Pforte, ſammelte eine Schar von 5000 Inſurgenten, bemächtigte ſich damit 1797 der Stadt Widdin und ſtellte ſich daſelbſt an die Spitze der misvergnügten Janitſcharen, mit deren Hülfe er einen ſo furchtbaren Aufſtand erregte, daß das türk. Reich eine Zeit lang davon erſchüttert wurde. Die glücklichen Erfolge, welche P. errang, zwangen die Pforte, ihm 1798 Begnadigung zu gewähren und das Paſchalik von Widdin zu verleihen. Er ſtarb 1807.

Paſſy, früher ein Dorf dicht an der Zollmauer von Paris, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Seine. Die Nähe des Mittelpunkts der Stadt, ſein treffliches Mineralwaſſer, die lachende und belebte Ausſicht aus den meiſten ſeiner Häuſer bewirkten, daß es gern von wohlhabenden Privatleuten aufgeſucht wurde, die ſich in friſcher Luft von ihren Geſchäften erholen und die Promenade des anſtoßenden Boulogner Holzes zu Nutze machen wollten. Der berühmte Franklin wählte hier ſeinen Wohnſitz 1788, und Béranger bewohnte das Dorf ziemlich lange unter dem Julikönigthume. Seitdem der Umfang von Paris ſich bis an die Ringmauer der Feſtungswerke ausgedehnt hat (1860), iſt P. ein Theil des 16. Arrondiſſements der Hauptſtadt geworden. Indeß gewährt dieſer Theil noch immer an ſeinen Außenſeiten einen dörflichen oder wenigſtens landſtädtiſchen Anblick wegen der vielen hübſchen Landhäuſer, Gärten und Terraſſenanlagen, die ihn umgeben.

Paſta (Giuditta), eine der bedeutendſten dramatiſchen Sängerinnen der neuern Zeit, geb. 1798 zu Como von iſrael. Aeltern, kam behufs höherer Geſangsbildung mit 15 J. in das Conſervatorium zu Mailand und verließ daſſelbe nach dreijährigen Studien, ohne daß man ſich Großes von ihr verſprach. Sie hatte noch mit einem ſehr widerſpenſtigen Organ zu kämpfen, und man glaubte nicht, daß ſie je die Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit erlangen würde, die namentlich die ital. Schule verlangt. In der That auch eignete ſie ſich dieſe Eigenſchaft erſt ſpäter und immer nur bis zu einem gewiſſen Grade an. Nachdem ſie ſich auf mehrern ital. Theatern zweiten Ranges verſucht, kam ſie 1816 an die ital. Oper nach Paris, ohne ſonderliche Aufmerkſamkeit zu erregen, und ebenſo erging es ihr das Jahr darauf in London. Nach ihrer Rückkehr nach Italien begann ſie auf das Dramatiſche des Geſanges mehr Gewicht zu legen und ſich ihrer Fähigkeit als darſtellende Sängerin mehr bewußt zu werden. So gelangte ſie auf das von der Natur ihr angewieſene Gebiet, und ihre Geſtaltungen, vornehmlich in tragiſchen Partien, gehoben von ihrer edeln und ſchönen äußern Erſcheinung wie von der Macht und Fülle ihres Organs, nahmen mehr und mehr das Intereſſe des Publikums in Anſpruch. In den J. 1819 und 1820 machte ſie in Venedig und Mailand Aufſehen. Dann trat ſie im Herbſte 1821 mit großem Beifall in Paris auf, 1822 zu Verona während des Congreſſes, und von 1823—27 ſang ſie abwechſelnd zu Paris und zu London. Dann kehrte ſie nach Italien zurück, wo ſie zuerſt in Trieſt auftrat und dann in Neapel engagirt wurde. Hier ſchrieb Pacini die Oper «Niobe» für ſie. Bis 1833 glänzte ſie noch auf verſchiedenen ital. Bühnen, ſo auch in Mailand, wo Bellini die «Sonnambula» und «Norma» für ſie ſchrieb. 1834 ſang ſie noch einmal in Paris, jedoch mit ſchon ſehr erſichtlicher Abnahme ihrer Stimmittel. Hierauf lebte ſie einige Jahre in ziemlicher Zurückgezogenheit theils in Mailand, theils auf einer ſeit 1829 erworbenen Villa am Comerſee. Endlich ließ ſie ſich 1840 noch einmal für die ital. Oper in Petersburg engagiren, trat auch auf der Reiſe dahin in Deutſchland an einigen Orten (z. B. in Berlin) auf. Als Sängerin ſpeciell bot ſie damals kaum noch den Schatten deſſen, was ſie ehemals geweſen, und ihre Erfolge waren deshalb nicht glänzend. Dieſer Umſtand bewog ſie, nach der Rückkehr aus Rußland fortan in gänzlicher Zurückgezogenheit auf ihrer Villa zu leben. Hier ſtarb ſie 1. April 1865.

Paſte (vom ital. pasta, Teig), Reglise oder Lederzucker heißt ein Arzneimittel, welches man durch Auflöſung von Pflanzenſchleim und Zucker in reinem Waſſer oder einem Decoct und darauffolgendes Abdämpfen bis zu einer weichen, zähen, aber nicht klebenden Maſſe gewinnt. Am bekannteſten ſind die Süßholzpaſte (Pasta Liquiritiae, franz. Pâte de réglisse, braune Reglise) aus Süßholzabkochung, Mimoſengummi und Zucker bereitet, und die Althäpaſte (Pasta Altheae, franz. Pâte de Guimauve, weiße Reglise). Letztere fertigt man ſo an, daß man in einem Eibiſchwurzelaufguß Gummi und Zucker löſt, wozu man mit Orangenblüten-

wasser zu Schaum geschlagenes Eiweiß hinzusetzt. Die eingedickte Masse gießt man in Kapseln von Papier, läßt sie einige Tage am warmen Orte stehen und schneidet sie dann beliebig in Stücke. Beide P. sind bei leichten entzündlichen Reizungen der Kehlkopf- und Luftröhrenschleimhaut zu empfehlen. — Pasten nennt man auch die Abdrücke von geschnittenen Steinen, Münzen und Medaillen, die aus verschiedenen Teigmassen, vorzüglich aus feinem, mit Wasser angerührtem Gips- oder Schwefelmehl gemacht werden. Ferner heißen so die nachgeahmten Edelsteine und die zu musivischen Malereien verwendeten Stifte, die aus Glasflüssen gefertigt werden. (S. Glasfluß und Mosaik.)

Pastellmalerei (vom ital. pastello, Farbenstift) heißt eine Art zu malen, für welche man sich trockener, aus verschiedenen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Mit diesen gibt man die Farbentöne in Strichlagen an und bringt die Tinten, Halbschatten und verschiedenen Nuancen durch Durcheinanderwischen mit einem Wischer hervor. Zuletzt gibt man der Zeichnung wieder durch Striche Festigkeit des Umrisses und der Haltung. Man bedient sich gewöhnlich für die P. eines rauhen, grauröthlichen oder graublauen Papiers oder des Pergaments. Die Pastellgemälde haben eine Anmuth und Frische, welche das Auge besticht. Wegen des Wolligen, das sich in der P. ausdrücken läßt, ist sie geschickter als eine andere, Zeugstoffe sowie den Schmelz der Fleischfarben auszudrücken, weshalb sie sich auch für das Porträt eignet. Man kann die Arbeit nach Gefallen verlassen, wieder vornehmen, nachhelfen, das Mißfällige auslöschen und in beliebiger Zeit vollenden, da das Unterbrechen nicht, wie bei andern Arten der Malerei, auf ihre Farben und ihre Mischung Einfluß hat. Weil aber die Farben nur wie zarter Staub auf der Fläche kleben, so sind Pastellgemälde auch die vergänglichsten. Namentlich müssen sie vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit sowie vor Staub und Erschütterungen möglichst verwahrt werden. Die P. leitet ihren Ursprung aus dem 16. Jahrh. her. Leonardo da Vinci soll sich ihrer bedient haben, um seine Apostel- und Christusköpfe auf Papier zu bringen. Fiorillo nennt Jos. Vivien (geb. 1657, gest. 1735), einen Schüler von Charles Lebrun, als einen der ersten, welcher in Pastell malte. Unter den spätern franz. Meistern in der P. ist Latour zu nennen. Unter den Italienern ist in diesem Fache geschätzt Rosalba Carriera, unter den Engländern Russel und unter den Deutschen Rafael Mengs. Eine schöne Sammlung von Pastellgemälden enthält die Gemäldegalerie in Dresden. Mit Ende des vorigen Jahrh. verschwindet die Liebhaberei an Werken dieser Art.

Pastete, eine Leckerspeise von verschiedenartigen, meist sehr nahrhaften und pikant zubereiteten Fleischspeisen und andern Stoffen, in einer Hülle oder Schale von Backwerk, sog. Blätterteig. Nach den Hauptbestandtheilen unterscheidet man Gänseleber-, Trüffel-, Fasan-, Rebhühner-, Wildpret-, Aal-, Austernpasteten u. s. w. Frankreich, die Heimat der verfeinerten Kochkunst, liefert die schmackhaftesten P., die hier durch eigene Pastetenbäcker gefertigt werden. Am berühmtesten sind die strasburger P. in Terrinen, die sehr weit verführt werden.

Pastinake (Pastinaca L.) ist der Name einer zu den Doldengewächsen gehörenden Pflanzengattung mit goldgelben Blüten, deren Blätter eingerollt sind und mit vom Rücken her flach zusammengedrückten länglichrunden Früchten. Die hierher gehörenden Pflanzen sind zwei- oder mehrjährige Kräuter mit möhrenartiger, oft fleischiger Wurzel und unpaarig-gefiederten Blättern. Von ihnen wird die in sandigen Gegenden, auf Wiesen, Grasplätzen und an Ackerrändern in ganz Europa und im nördl. Asien wachsende gemeine P. (P. sativa L.) sehr häufig als Gemüsepflanze cultivirt, wodurch die Wurzel größer und fleischiger wird. Man unterscheidet bei der cultivirten Pflanze zwei Formen, die langwurzelige und die rundwurzelige oder Königspastinake. Die süße und zugleich gewürzhafte Wurzel dient theils dazu, den Suppen Geschmack zu geben, theils wird sie als Gemüse gegessen und ist als solches in vielen Ländern sehr beliebt. Als Viehfutter ist die Pflanze ebenfalls geschätzt. Auch läßt sich aus der Wurzel ein Sirup und Branntwein bereiten; die Engländer verwenden sie sogar zur Darstellung einer Art von Madeira und Canariensect. Die P. fordert einen leichten, humosen, aber nicht frisch gedüngten Boden. Die Wurzeln werden im Herbst ausgegraben und sodann in Erdgruben oder Kellern aufbewahrt. Die in Syrien und Aegypten heimische schlitzblätterige P. (P. Sekakul Russ.) wird im Oriente wegen ihrer sehr wohlschmeckenden Wurzel häufig angebaut, welche als Gemüse benutzt und auch für ein Aphrodisiacum gehalten wird.

Pastor (lat., Hirt) ist eine besonders in der evang. Kirche übliche Benennung der Pfarrgeistlichen, welche auf den seelsorgerlichen Beruf derselben hindeuten soll. Das Wort findet sich in diesem Sinne schon im kirchlichen Alterthum, ist aber erst in neuerer Zeit zum Amtsnamen geworden. Zur Bezeichnung kath. Geistlicher kommt der Ausdruck nur in einigen Gegenden (z. B. im Rheinlande) vor. In den meisten Ländern, namentlich wo Protestanten und Katho-

liken nebeneinander wohnen, pflegt das Wort P. nur den evang. Pfarrer zu bezeichnen, während der kath. Parochus den Namen Pfarrer als ein von den Proteſtanten natürlich beſtrittenes Vorrecht für ſich beanſprucht.

Paſtoralbriefe, d. h. eigentlich Hirtenbriefe (ſ. d.), heißen die im neuteſtamentlichen Kanon befindlichen Sendſchreiben an Timotheus und Titus, wegen der darin enthaltenen Anweiſungen zur biſchöfl. Amtsführung. Dieſelben geben ſich als Sendſchreiben des Paulus (ſ. d.) aus, unterſcheiden ſich aber von den echten pauliniſchen Briefen nicht allein durch einen völlig andersartigen Stil, ſondern auch durch weſentliche Verſchiedenheiten in der Lehrweiſe und durch Rückſicht auf Parteizuſtände und Verfaſſungsverhältniſſe, die in der Zeit des Paulus nicht nachweislich ſind und nach unſerer Geſchichtskenntniß lediglich ins nachapoſtoliſche Zeitalter paſſen. Auch die ſonſtige von den Briefen vorausgeſetzte hiſtor. Situation läßt ſich in der bekannten Lebensgeſchichte des Paulus nicht unterbringen. Die pauliniſche Abkunft dieſer Briefe iſt daher ſeit Eichhorn und Schleiermacher (der wenigſtens den erſten Brief an Timotheus für unecht erklärte) von den namhafteſten Forſchern mit ſteigender Entſchiedenheit beſtritten worden. Vgl. Baur, «Die ſogenannten P. des Apoſtels Paulus» (Tüb. 1835); Mangold, «Die Irrlehren der P.» (Marb. 1856).

Paſtorale iſt zunächſt der lat. Ausdruck für Schäferſpiel. (S. Schäferpoeſie.) In der Tonkunſt verſteht man darunter ein Muſikſtück idylliſchen Charakters, von einfacher Melodie und Harmonie und von langſamem Takte; auch gebraucht man es in kirchlichen Tonſtücken, die in dieſem Typus zuſammengeſetzt ſind, daher auch Paſtoralſymphonien und Paſtoralmeſſen heißen. — In der kath. Kirche bezeichnet das P. die authentiſche Darſtellung aller vom Prieſter zu vollziehenden Ceremonien. Es entſpricht dem röm. Rituale, ſteht aber unter demſelben, weil es nur nach dieſem aufgeſtellt werden und von dieſem nur in unbedeutenden Dingen abweichen kann.

Paſtoraltheologie iſt im weitern Sinne die Geſammtheit der Kenntniſſe, welche der Geiſtliche für die Ausübung ſeines Amts im Dienſte der Kirche nöthig hat. Sie umfaßt den ganzen praktiſchen Theil der Theologie, welcher die wiſſenſchaftliche Anleitung zur Anwendung der theoretiſchen Theologie für die Zwecke der Kirchenleitung gibt. Als ſolche ſchließt ſie als Haupttheile in ſich die Katechetik, Homiletik, Liturgik, die Lehre von der kirchlichen Disciplin und die Anweiſung zur Seelſorge. Im engern Sinne aber heißt P. die Paſtoralklugheit oder Paſtoralweisheit (prudentia pastoralis), oder die kunſtmäßige Anleitung zur Verwaltung des geiſtlichen Amtes. Sie erſtreckt ſich nicht blos auf die geſammte Leitung des Gottesdienſtes, ſondern auch auf das Verhalten des Geiſtlichen als Seelſorger, am Krankenbette, bei Eidesleiſtungen, in Eheſachen u. ſ. w.

Paſtoret (Claude Emmanuel Joſeph Pierre, Marquis de), ausgezeichneter Gelehrter und Kanzler von Frankreich, geb. 25. Oct. 1756 zu Marſeille, ſtudirte die Rechte bei den Oratoriern zu Toulouſe und erhielt 1780 die Stelle eines Raths am Cour des aides zu Paris. Durch mehrere Preisſchriften erwarb er ſich 1785 eine Stelle in der Akademie. Nachdem er 1788 Requêtenmeiſter geworden, ernannte man ihn zum Generaldirector der geſchichtlichen Arbeiten rückſichtlich der Politik und Geſetzgebung. Während der Revolution trat er als Abgeordneter von Paris in die Geſetzgebende Verſammlung, in der er ſich als gemäßigten Royaliſten erwies. Nach den Unruhen vom 20. Juni 1791 verließ er die Verſammlung, kehrte aber nach den Ereigniſſen vom 10. Aug. auf ſeinen Platz zurück, um womöglich den Thron retten zu helfen. Als Royaliſt verdächtigt und verfolgt, flüchtete er ins Ausland, wo er ſich bis nach dem Sturze der Schreckensherrſchaft aufhielt. Unter der Directorialregierung in den Rath der Fünfhundert gewählt, geſellte er ſich der royaliſtiſchen Oppoſition zu und ſah ſich deshalb nach dem 18. Fructidor abermals genöthigt, ins Ausland zu gehen, kehrte aber nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück. Man berief ihn jetzt in das Inſtitut und gab ihm die Profeſſur des Natur- und Völkerrechts am Collége de France. Wiewol Anhänger der Bourbons, nahm ihn doch Napoleon 1809 in den Senat auf. Nach der Reſtauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair. Nachdem er bei der Thronbeſteigung Karl's X. zum Staatsminiſter ohne Portefeuille erhoben worden, erhielt er 1829 an Dambray's Stelle das Kanzleramt, das er nach der Revolution von 1830 niederlegte. Er lebte ſeitdem den Wiſſenſchaften, bis er 1834 zum Vormund der Kinder des Herzogs von Berri ernannt wurde. Er ſtarb 29. Sept. 1840. Außer den Preisſchriften hinterließ er eine «Théorie des lois pénales» (2 Bde., Par. 1790) und eine ausgezeichnete «Histoire de la législation des anciens» (11 Bde., Par. 1830—37). Auch beſorgte er die Herausgabe von Band 13—19 der «Ordonnances des rois de France». — Sein Sohn, Amédée David, Marquis de P., geb. 2. Jan. 1791, trat noch während des Kaiſerreichs in die Verwaltung und erhielt mit der Reſtauration die Stelle eines Requêten-

meiſters im Staatsrath. Sein Dichtertalent verſchaffte ihm 1823 den Eintritt in die Akademie. Seit der Julirevolution widmete er ſich der Literatur. Zum Theil anonym erſchienen von ihm «Les troubadours», ein Gedicht (Par. 1813), «La politique de Henri IV» (1815), «Les Normans en Italie», ein Gedicht (Par. 1818), «Élégies» (1825), «La chute de l'empire grec» (1828), «Raoul de Pellevé» (1834), «Erard du Châtelet» (1836) u. ſ. w. Auch er war Anhänger der ältern Bourbons und verwaltete die Güter des Grafen Chambord. P. beſaß wichtige Papiere von den ältern Bourbons in Verwahrung, die er in der Julirevolution einer Freundin, Madame Manſuty, anvertraute, welche dieſelben dem Polizeipräſidenten für Geld ausliefere. Die Papiere gelangten ſo an Ludwig Philipp, der ſie jedoch uneröffnet an P. zurückſchickte. Dieſe Angelegenheit, die 1852 zur Sprache kam, koſtete P. die Gunſt des Grafen Chambord. Er wandte ſich hierauf der Sache Ludwig Napoleon's zu und ward 1852 zum Senator ernannt. P. ſtarb 19. Mai 1857.

Päſtum, griech. Poſeidonia, eine um 524 v. Chr. von Sybaris (ſ. d.) aus gegründete griech. Colonie an der Weſtküſte Lucaniens, nach welcher der jetzt Golf von Salerno genannte Meerbuſen der Meerbuſen von Poſeidonia (ſpäter Sinus Paestanus) hieß. Die Blüte der Stadt, von welcher noch die Ruinen zweier Tempel (der größere gewöhnlich Tempel des Neptun, der kleinere Tempel der Ceres genannt), einer durch eine Säulenreihe in der Mitte getheilten Säulenhalle (ſog. Baſilika), der Stadtmauern und Thore und zahlreiche, zum Theil mit Wandmalereien geſchmückte Gräber Zeugniß geben, gehört durchaus der griech. Zeit an. Seitdem ſie unter die Herrſchaft der Lucaner gekommen war (um 340 v. Chr.), verlor ſie ihre alte Bedeutung und konnte auch unter der röm. Herrſchaft, obſchon 274 v. Chr. eine röm. Colonie dahin geſandt wurde, ſich nicht wieder erheben, ſondern wird nur noch von den röm. Dichtern wegen ihrer herrlichen Roſen gefeiert. Im 10. Jahrh. wurde ſie noch durch die Sarazenen verwüſtet. Jetzt ſteht mitten unter den gewaltigen Ruinen ein ärmliches Dörfchen, Peſto, deſſen Bewohner während der Sommermonate die Nächte nicht in der durch die Verſumpfung der Küſte ſehr ungeſund gewordenen Niederung zuzubringen wagen, ſondern ſich bei Sonnenuntergang vor der Malaria ins Gebirge flüchten. Beſchreibungen und Abbildungen der Ruinen geben Major (Lond. 1768), Paoli (Rom 1784) und De la Gardette (Par. 1790; neuer Abdruck 1840).

Patagonien, der ſüdlichſte Theil des amerik. Feſtlandes, zwiſchen dem Rio-Negro oder Cuſu-Leuwu und der Magellansſtraße, umfaßt 16—17000 Q.-M. und iſt faktiſch unabhängig, obwol die Argentiniſche Republik ſowie Chile, das eine Colonie an der Magellansſtraße angelegt hat, darauf Anſpruch machen. Der Bodenbildung nach zerfällt es in zwei ungleiche Theile, ein langſam und in parallelen Stufen von der Oſtküſte bis zu den Andes aufſteigendes, der Tertiärformation angehörendes, ſteiniges Wüſtenland ohne Quellen und daher meiſt ohne Vegetation, und die nirgends über 7000 F. ſich erhebende Kette der Andes, die, nach dem Stillen Meere hin ſchroff abfallend, durch tiefe Buchten eingeſchnitten oder am Fuße in Inſeln aufgelöſt, an die norweg. Küſtenbildung erinnert. Sie beſteht zum Theil aus Glimmer- und Thonſchiefer, zum Theil aus Trapp und andern Eruptivgeſteinen und iſt ſtellenweiſe bis zum Meeresſpiegel hinab mit Gletſchern beladen, aber reich an Waſſer und theilweiſe gut bewaldet. Große Seen, wie der Nahuelhuapi, der Capar und wahrſcheinlich noch andere, liegen am öſtl. Fuße der Andes. Die Weſtküſte iſt wegen ungemein häufiger Regen und Stürme kaum bewohnbar, wogegen der öſtl. Theil des Landes ein mildes und trockenes Klima hat. Die Fauna iſt arm und dem gemäßigten dürren Erdſtrich entſprechend. Charakteriſtiſch ſind viele kleine Nagethiere, das heerdenweiſe lebende Guanaco und der Nandu oder amerik. Strauß. Verwildert trifft man ganze Heerden von Rindern und Pferden. Auch die Pflanzenwelt iſt nur an der Magellansſtraße formenreicher. Bäume fehlen in der Oſthälfte ganz, verkrüppeltes Dorngebüſch bildet die einzige Vegetation der ſchauerlichen Steinflächen. An den Gebirgsthälern finden ſich die Winterscinde (Drimys Winteri, eine Magnoliacee), der Erdbeerbaum (Arbutus), zwei Buchenarten, Berberitzen, die merkwürdige Schmarotzerpflanze Miſodendron u. a. Die Patagonier bilden einen beſondern Stamm der amerik. Raſſe, heißen im Oſten der Andes Tehuelches, an der Weſtküſte Chonos und ſind von den Bewohnern des Feuerlandes (Peſcherähs) wohl zu unterſcheiden. Ihre Zahl wird auf 3800 geſchätzt. Die ſeit dem 16. Jahrh. berühmten Patagonier ſind kühne Reiternomaden, die in kleine Horden zerſplittert, wild, tapfer, von nomadiſch betriebener Viehzucht leben und mit den Niederlaſſungen von Buenos-Ayres faſt immer im Krieg waren. Man ſchrieb ihnen ehedem 9—10 F. Höhe zu und hat dieſe alte Fabel ſogar mit Heftigkeit verfochten. Aus den Unterſuchungen der zahlreichen neuen Seereiſenden, die in der Meerenge oder an der Oſtküſte mit jenem Volke zuſammenkamen, ergibt

ſich mit Sicherheit, daß zwar die Statur (5 F. 10 Zoll bis 6 F. 1½ Zoll engl.) des Patagoniers über die Mittelgröße hinausgeht, daß aber nirgends Rieſen vorhanden. Vgl. Falkner, «Beſchreibung von P.» (deutſch, Gotha 1785); King, Fitzroy und Darwin, «Voyage of the Beagle» (4 Bde., Lond. 1839); d'Orbigny, «Voyage dans l'Amérique méridionale» (Bd. 2, Par. 1838); Snow, «A two years' cruise off Tierra del Fuego» (2 Bde., Lond. 1857); Guinnard, «Trois ans d'esclavage chez les Patagons» (Par. 1864).

Patcholi oder Patchouly heißt ein moſchusartiges Parfum, welches die Blätter einer in Oſtindien, auf Ceylon, Malakka und Java einheimiſchen, zu den Lippenblütlern gehörenden Pflanze, des Pogóstemon Patchouly Pell., aushauchen, beſonders in getrocknetem Zuſtande. Die Pflanze iſt ein bis 3 F. hoher Strauch mit vierkantigen, zottigen Zweigen, gegenſtändigen, langgeſtielten, rhombiſch-eiförmigen Blättern, die oberſeits weich behaart, unterſeits mit eingeſenkten Drüſen bedeckt ſind, und weißlichen, in lange, am Grunde unterbrochene Quirltrauben geſtellten Blüten. Die Drüſen der Blätter ſondern ein ätheriſches, baldrianartiges, ſcharf aromatiſch und bitter ſchmeckendes ätheriſches Oel aus, auf deſſen Verdunſtung der Geruch beruht. Man näht die getrockneten Blätter in Riechkiſſen oder bereitet aus ihnen eine alkoholiſche Tinktur. Die Frauen Oſtindiens parfumiren ſich die Haare mit dem Oel der Blätter der Patcholipflanze. Man cultivirt letztere häufig in Warmhäuſern.

Patena (lat. patina oder patena, Schale, Teller) heißt in der chriſtl. Kirche das kleine goldene oder ſilberne Tellerchen, auf dem bei der Feier des Abendmahls die Oblaten (Hoſtien) liegen.

Patent (vom lat. patens, offen; in Frankreich auch Brevet), eigentlich ein offener Brief an «alle, die es angeht», nennt man eine Art von Geſetzen und Verordnungen, namentlich ſolche, durch welche Verfaſſungen, Geſetze u. ſ. w. für ein Land oder Theile deſſelben publicirt werden. Hierher gehören auch Thronbeſteigungs-, Beſitzergreifungspatente u. ſ. w. Ferner nennt man P. auch die Beſtallungen der Beamten, namentlich der Offiziere, und die Conceſſionen der Gewerbtreibenden, von welchen auch hier und da die Gewerbſteuer den Namen Patentſteuer erhalten hat. Im engern Sinne ſind Patente (Erfindungspatente, Brevets d'invention) diejenigen Verordnungen, welche Erfindern und deren Rechtsnachfolgern die ausſchließliche Ausnutzung einer neuen Erfindung und Verbeſſerung auf gewerblichem Felde für immer oder auf eine beſtimmte Anzahl Jahre ſichern. In früherer Zeit erhielten auch Schriftſteller und Buchhändler häufig P., welche ihnen die ausſchließliche Herausgabe beſtimmter Werke zuſprach. Gegenwärtig gibt es drei Arten ſolcher P.: Erfindungspatente für neue Erfindungen, Verbeſſerungspatente für Verbeſſerungen, Einführungspatente für Einführung im Auslande gemachter Erfindungen. Einerſeits ſollen dieſe P. dem Erfinder und Einführer den Lohn für die aufgewendeten Mühen und Koſten gewähren, andererſeits zu neuen Erfindungen und Einführungen anreizen. Gegen die P. iſt viel eingewendet worden, und in der That zeigt ſich auch mancher Uebelſtand mit ihnen verbunden. Schwierig iſt ſchon die Feſtſtellung, ob eine Erfindung neu. Ein Irrthum hierbei und bei der Feſtſetzung der Grenzen des P. kann wohlerworbene Rechte der einzelnen und der Geſammtheit ſchwer ſchädigen. Ferner wird die Ausbeutung und Vervollkommnung der Erfindung, welche im Intereſſe aller wünſchenswerth, erſchwert, und zwar für das Vaterland des Erfinders, während das Ausland unbehindert iſt. Da es aber gerecht, daß aus ihren neuen Erfindungen die Erfinder zunächſt einen Nutzen ziehen, der ihnen einen ausreichenden Lohn gewährt, ſo läßt ſich gegen die P. im allgemeinen kein Widerſpruch erheben. Nur dürfen dieſelben in keinem Falle für immer oder auch nur für einen ſehr langen Zeitraum bewilligt werden, und außerdem ſollte man nicht ſo weit gehen, daß jede Zuſammenſetzung altbekannter Dinge, jede an ſich nicht bedeutende Verbeſſerung eines Dinges patentirt wird. 15 J. ſind für die Dauer des P. in ſehr vielen Staaten angenommen, einige wenige Staaten gehen darüber hinaus, andere bleiben weſentlich darunter. Wer ein P. erlangen will, muß ſeine Erfindung genau beſchreiben und erläutern und das Neue an ihr nachweiſen, hier und da dieſelbe auch nach Erlangung des P. öffentlich bekannt machen. Das P. fällt meiſt weg, wenn nachgewieſen wird, daß die Erfindung bereits vor dem Antrage auf Patentertheilung bekannt war, oder wenn der Patentinhaber ſie innerhalb eines beſtimmten Zeitraums nicht ausführt. Patentgebühren in ſo hohem Betrage, daß ſie eine Steuer auf P. bilden, ſind in jeder Hinſicht ungerechtfertigt. Ertheilt der Staat ein P., ſo iſt er auch verpflichtet, den Patentinhaber zu ſchützen und namentlich denjenigen, welcher gegen das P. verſtößt, zu beſtrafen und zur Entſchädigung des Verletzten anzuhalten.

Patĕra hieß bei den Römern eine flache, runde, mit einem Griff verſehene Schale aus Thon oder Metall, deren man ſich zum Trinken, zum Opfer, beſonders zur Libatio, dem Ausgießen des Trankopfers, bediente.

Paternoſter iſt zunächſt der lat. Ausdruck für das Vaterunſer. Dann bezeichnet man damit jede zehnte größere Kugel in dem Roſenkranze (ſ. d.), bei der das Vaterunſer gebetet wird, während man die kleinern dazwiſchen gereihten Kugeln nur mit einem Ave-Maria durch die Finger gehen läßt. Endlich heißt auch der Roſenkranz ſelbſt P.

Paternoſterwerk heißt eine hydrauliſche Maſchine, deren man ſich früher vielfach bediente, um Waſſer auf geringe Höhe zu heben, die aber jetzt, wo man zweckmäßigere Schöpfwerke conſtruirt, der dabei ſtattfindenden Reibung und ihres großen Kraftverluſtes wegen außer Anwendung gekommen iſt. Die Holländer ſollen die Conſtruction derſelben von den Chineſen erlernt haben, und ſchon 1565 war im Rammelsberge bei Goslar ein P. im Gange. Haupttheil dieſes Apparats iſt ein Seil oder beſſer eine Kette ohne Ende, woran in gleichen Entfernungen voneinander Kugeln aufgereiht und befeſtigt ſind, ſodaß das Ganze einem Paternoſter (ſ. d.) oder Roſenkranz im großen gleichſteht, woher der Apparat auch ſeinen Namen hat. Dieſe Kette wird ununterbrochen von unten nach oben durch ein im Waſſer ſtehendes Rohr bewegt, wobei die Kugeln das zwiſchen ihnen eingetretene Waſſer mit in die Höhe nehmen und oben ausgießen. Verwandt iſt das Kaſtenwerk, wobei die Kugeln durch Käſtchen oder Eimer erſetzt ſind, die beim Aufſteigen aus dem Waſſer ſich füllen, nachdem ſie oben angekommen, aber umſtürzen und ſich entleeren. Einer gleichen Vorrichtung bedient man ſich oft, um bei Bauten die Ziegelſteine auf das Gerüſte zu heben.

Pathen wurden ſchon ſeit dem 2. und 3. Jahrh. jedem Täuflinge beigegeben, theils um für denſelben die bei der Taufe vorzulegenden Fragen zu beantworten, theils um die Taufe eines Chriſten zu bezeugen (daher Taufzeugen), theils um die religiöſe Bildung deſſelben vor und nach der Taufe zu überwachen. Der röm. Biſchof Hygin ſoll (140) die P. eingeführt haben, deren bei Kindern wie bei Erwachſenen anfangs nur einer (nach Eph. 4, 4—6) war, bei dieſen gewöhnlich ein Diakon oder eine Diakoniſſin, bei jenen gewöhnlich der Vater. Man wählte gern Mönche und Nonnen als P., denen es aber ſeit dem Ende des 6. Jahrh. verboten wurde, Pathenſtelle zu vertreten. Oft, doch nicht nothwendig, war der P. vom Geſchlechte des Täuflings. Das Concil von Mainz (813) unterſagte den Aeltern die Uebernahme der Pathenſtelle bei dem eigenen Kinde. Im 12. Jahrh. hatte man gewöhnlich zwei bis vier P.; im 13. Jahrh. beſtimmte man die Zahl auf drei. Bei dieſer Zahl blieb man auch in der prot. Kirche. Früher geſtattete man nur dem Adel eine größere Anzahl von P. Bürgerliche mußten, wenn ſie mehr als drei zuziehen wollten, Dispenſation löſen. Die Betrachtung der Taufe als einer geiſtlichen Geburt gab ſchon im kirchlichen Alterthum Veranlaſſung, das Verhältniß des P. und des Täuflings mit leiblichen Verwandtſchaftsverhältniſſen zu vergleichen und das Pathenamt gewiſſermaßen als eine geiſtige Zeugung anzuſehen. Daher entſtand auch für den P. der ſonſt ſehr gewöhnliche Name Gevatter (propater), und eben daraus ging die ſchon von Juſtinian gegebene Verordnung hervor, welche auf die geiſtige Verwandtſchaft (cognatio spiritualis) die bürgerlichen Wirkungen eines leiblichen Verwandtſchaftsverhältniſſes übertrug. Die röm. Kirche ſanctionirte die Verordnung und fand in der Annahme jener geiſtigen Zeugung ein Hinderniß, daß Täufling und Pathe in eine leibliche Verwandtſchaft treten konnten. Aus dieſem Grunde wurde auch das ſchon frühzeitig gebräuchliche Eintragen der P. in die Kirchenbücher nachmals vom Concil zu Trident wieder eingeſchärft. Die früher ſehr gewöhnlichen Pathenbriefe, welche einen frommen Wunſch des Taufzeugen enthielten, kommen nur noch in kleinen Städten und auf dem Lande vor, ebenſo das ſog. Pathengeld. Gebräuchlicher iſt ein beliebiges Pathengeſchenk bei der Taufe, bei der erſten Wiederkehr des Geburtstags oder bei der Confirmation des Täuflings.

Pathologie (griech.), die Lehre von den Krankheiten, beſchäftigt ſich mit der wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Urſachen der Krankheiten, der Zuſtände kranker Organismen und der Bedingungen der Heilung. (S. Medicin.) Man unterſcheidet eine allgemeine und eine ſpecielle P. Die ſpecielle P. ſtudirt nach den angeführten Geſichtspunkten die einzelnen Krankheiten, die allgemeine faßt dagegen die Erfahrungen, die man an den einzelnen Krankheiten gemacht hat, zu Gruppen zuſammen, in der Weiſe, daß ſie nicht, wie die ſpecielle P., die Krankheiten nach ihren beſondern Arten gruppirt und an jede Art die Beſprechung der Urſachen, des Weſens und der Behandlung anknüpft, ſondern daß ſie die Verſchiedenheiten der Urſachen u. ſ. w. aller Krankheiten einheitlich darſtellt und die Beziehung der einzelnen Krankheiten zu dieſen anreiht. Hülfswiſſenſchaften der P. ſind die pathol. Anatomie, die pathol. Chemie, die Diagnoſtik, die Hygieine und die Arzneimittellehre. Im ſpeciellen verſteht man jedoch unter P. die Lehre von den innern Krankheiten. (S. Krankheit.) Patholog nennt man denjenigen, welcher ſich mit der Er-

forſchung der (vorzugsweiſe innern) Krankheiten beſchäftigt. Als pathalagiſch bezeichnet man entweder krankhafte Zuſtände oder diejenigen Zweige der Wiſſenſchaft, welche ſich mit pathol. Dingen beſchäftigen. Die Literatur der P. iſt außerordentlich groß, da faſt jeder Pathalog, jeder kliniſche Lehrer ein Lehrbuch der P. verfaßt oder wenigſtens einzelne Abſchnitte abgehandelt hat. Die vorzüglichſten Lehrbücher der P. ſind das von Wunderlich, die von Virchow herausgegebene Encyklapädie, von den kleinern das Lehrbuch von Niemeyer. Einen hohen Werth beſitzt als Specialwerk die Darſtellung der Inſectionskrankheiten von Griesinger. Die vorzüglichſten Leiſtungen in der pathol. Anatomie gehören Rokitanſky und Virchow an. Als hervorragend unter den Lehrbüchern der allgemeinen P. iſt das Werk von Wagner und Uhle zu nennen. Die noch in der Entwickelung begriffene Lehre von den Krankheitsurſachen hat eine große Anregung erfahren durch die Forſchungen von Pettenkofer einerſeits und die Unterſuchungen von Paſteur über das Weſen der Gärungen andererſeits. Große Leiſtungen der pathol. Chemie ſind noch von der Zukunft zu erwarten.

Pathos (griech.), eigentlich das Leiden oder das Ergriffenſein von etwas, bezeichnet beſonders den ſtarken Eindruck auf das Gemüth, die heftige Gemüthsbewegung oder den Affect. Pathetiſch iſt daher, was eine ſtarke Gemüthsbewegung ausdrückt. In der Kunſt wird P. dem Ethos ſchon von den alten Kunſtrichtern und Rhetoren gegenübergeſtellt. Ethos, d. h. Charakter, iſt das bleibende ſittliche Gepräge des Menſchen; P. das Ergriffenſein von beſtimmten Ideen, Stimmungen und Ereigniſſen, und die aus dieſem Ergriffenſein flammende Thatkraft. Das P. und das Pathetiſche iſt daher recht eigentlich der Gegenſtand der Tragödie, der Zuſammenſtoß des energiſchen Einzelwillens mit den Geſetzen und Bedingungen der unverrückbaren allgemeinen ſittlichen Weltordnung. Wo dem P. und der pathetiſchen Erhebung nicht eine große ſittliche Idee oder Leidenſchaft zu Grunde liegt, da iſt das Pathetiſche nichts als geſchmackloſer Schwulſt.

Patina (lat.), Edelroſt, nennt man den glänzend dunkelgrünen Ueberzug, welchen antike Bronzegegenſtände durch jahrhundertelanges Liegen im Erdboden annehmen. Die echte P. wird mit Recht als eins der ſicherſten Kennzeichen des wirklich antiken Urſprungs von Bronzewerken (Münzen, Statuetten, Spiegel, Gefäße u. dgl. aus Erz) betrachtet; doch haben neuere Fälſcher auch Mittel gefunden, einen der echten P. ſehr ähnlichen Ueberzug auf künſtlichem Wege zu erzielen, um ihren Fälſchungen den Schein ehrwürdigen Alterthums zu geben.

Patkul (Joh. Reinhold oder Reginald von), ein Livländer, merkwürdig durch ſein Schickſal, geb. um 1660, war ſchwed. Kapitän, als er ſich 1689 der Deputation der livländ. Ritterſchaft anſchloß, welche Karl XI. wegen der Härte, mit der die Reduction der Krongüter dort bewerkſtelligt wurde, Vorſtellungen machte. Da aber hierdurch nichts geändert wurde, ſo ſtellte er 1692 als livländ. Deputirter bei dem ſchwed. Generalgouverneur in Riga die Beſchwerden ſeines Vaterlandes nochmals in einem Schreiben an den König dar. Von dieſem Augenblicke an begann die Verwickelung ſeines Schickſals. Die ſchwed. Regierung forderte 1693 alle Landräthe Livlands, den Landmarſchall und beſonders P. zum Verhör nach Stockholm, um ihnen als Rebellen den Proceß zu machen. P. hielt ſich damals in Kurland auf, wohin er wegen eines unangenehmen Handels mit einem ſeiner Vorgeſetzten geflüchtet war. Da man ihm 1694 ſicheres Geleit verſprach, ging er nach Stockholm; doch ſchon im Oct. deſſelben Jahres fand er für gut, ſich wieder nach Kurland zurückzuziehen. Bald darauf wurde er wegen ſeiner Mitwirkung bei der Angelegenheit der livländ. Ritterſchaft, wegen des Streits bei ſeinem Regimente und wegen der Flucht ins Ausland infam erklärt und verurtheilt, die rechte Hand und den Kopf zu verlieren. Auch ſollten ſeine Güter eingezogen und ſeine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden. Da er ſich jetzt in Kurland nicht mehr ſicher glaubte, begab er ſich zunächſt ins ſchweiz. Waadtland und dann nach Frankreich. 1698 wurde er, durch Vermittelung des kurſächſ. Generallieutenants Flemming, Geheimrath in ſächſ. Dienſten, nachdem er bei dem neuen König Karl XII. von Schweden vergebens um Begnadigung gebeten hatte. In dieſer Zeit hegte Auguſt II. von Sachſen und Polen den Plan, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Livland wieder mit Polen zu vereinigen. P. bot hierzu ſeine Unterſtützung an. Er ging 1702 nach Petersburg, und das Bündniß mit Rußland wurde geſchloſſen; weniger glückte es ihm in Livland. Als man in Stockholm das Nähere über ſeine Abſichten erfuhr, und welchen Antheil er an Auguſt's Manifeſt gegen Schweden gehabt, war ſein Urtheil unwiderruflich geſprochen. Eine nochmalige Vertheidigungsſchrift, die er einſendete, wurde von Henkers Hand verbrannt. P. rächte ſich dadurch, daß er den Zar Peter, in deſſen Dienſte er getreten, vermochte, eine in Stockholm erſchienene Widerlegung des Manifeſts in Moskau 1702 auf dem Markte gleichfalls verbrennen zu laſſen. Nachdem P. als ruſſ.

Generalkriegscommiſſar zu verſchiedenen diplomatiſchen Geſchäften gebraucht worden, folgte er 1704 Auguſt II. als Geſandter des Zar nach Dresden. Auch erhielt er auf ſein Nachſuchen den Oberbefehl über die für Auguſt beſtimmten ruſſ. Hülfstruppen mit dem Range eines Generallieutenants. Seine Bemühungen, auch den preuß. Hof gegen Schweden zu gewinnen, ſcheiterten; durch eine neue Schrift («Echo») ſchärfte er nur den Haß der ſchwed. Regierung gegen ſeine Perſon. König Auguſt hatte im Dec. 1705 mit dem Zar eine perſönliche Zuſammenkunft, worauf einige Tage nachher P. nebſt 18 ſeiner Vertrauten verhaftet und auf die Feſtung Sonnenſtein, dann nach Königſtein gebracht wurde. Als Urſachen führte der ſächſ.-poln. Hof an: P. habe mit dem öſterr. Geſandten unterhandelt, 4000 Mann ruſſ. Truppen, die bisher in ſächſ. Dienſten geſtanden, in öſterreichiſche zu bringen; er habe den Zar und Auguſt entzweien wollen; auch habe er mit Schweden correſpondirt und zum Preiſe ſeiner Begnadigung ſich anheiſchig gemacht, zwiſchen Rußland und Schweden Frieden zu ſtiften u. ſ. w. P. ſelbſt ſchrieb ſeine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit Auguſt's und ſeiner Miniſter zu. Als bald darauf König Auguſt II. den Frieden von Altranſtädt mit König Karl XII. abſchloß, mußte er in demſelben P.'s Auslieferung verſprechen. Dieſe erfolgte auch, da P.'s heimliches Entkommen, welches Auguſt II. angeordnet hatte, durch die Habſucht des Befehlshabers der Feſtung, der zu lange mit P. über ein Löſegeld unterhandelte, vereitelt wurde. P. mußte den Schweden bei ihrem Abzuge aus Sachſen folgen, und die Reclamationen des Zaren blieben unberückſichtigt. Auf dem Marſche (beim Kloſter Kaſimir, 8 M. von Poſen) wurde P. durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und 10. Oct. 1707 von unten auf lebendig gerädert, dann dem Halbtodten der Kopf abgeſchlagen, der Körper in vier Theile gehauen und aufs Rad gelegt. Mehrere Dichter, darunter in neuerer Zeit Gutzkow, haben das Schickſal P.'s zum Gegenſtande von Tragödien gemacht.

Patmos, jetzt Patmo oder Patino, eine kleine, zu den Sporaden gehörige Felſeninſel im Ikariſchen Meere, von ungefähr 8 M. im Umfange, ſüdlich von Samos, iſt als Verbannungsort des Evangeliſten Johannes (ſ. d.) denkwürdig, der hier in einer Grotte, etwa 20 Minuten ſüdlich von dem ziemlich in der Mitte der Inſel gelegenen Hafen Skala, ſeine Offenbarung geſchrieben haben ſoll. Auf dem Gipfel eines Berges ſüdlich über dieſer Grotte ſteht das berühmte, vom heil. Chriſtodulos 1088 gegründete Kloſter des heil. Johannes, welches eine, an claſſiſchen Handſchriften freilich jetzt ziemlich dürftige Bibliothek beſitzt. Vgl. Roß, «Reiſen auf den griech. Inſeln des Aegäiſchen Meeres» (Bd. 2, Stuttg. und Tüb. 1843), und Guerin, «Description de l'île de P. et de l'île de Samos» (Par. 1856).

Patna (eigentlich Pattana, d. h. Stadt), einſt die Hauptſtadt der Provinz Bihar (ſ. d.) in der indobrit. Präſidentſchaft Bengalen, jetzt des Diſtricts P. (86 Q.-M. mit 1,200000 E.), liegt am ſüdl. Ufer des breiten, mit Sandbänken erfüllten Ganges und an der Eiſenbahn, 82 M. (zu Waſſer 100 M.) im Nordweſten von Kalkutta und 44 M. unterhalb Benares, und iſt durch ſeine Lage auf einer Anhöhe vor den Ueberſchwemmungen des hier zur Regenzeit 2 St. breiten Stromes geſchützt. Frühern Beſchreibungen nach war P. eine durch zahlreiche Paläſte, Hindutempel und Moſcheen ausgezeichnete Stadt mit wenigſtens 350000 E. (von denen zwei Drittel Hindu, ein Drittel ſchiitiſche Mohammedaner). Thornton gibt 1857 die Einwohnerzahl auf 284132 an und ſchildert die Stadt als einen höchſt widerwärtigen Ort mit engen Gaſſen und ſchlechten Häuſern, im Winter voll Schlamm, im Sommer voll Staub. Die eigentliche Stadt iſt von einem Wall umgeben und zieht ſich am Strome hin. Daran ſchließen ſich ausgedehnte Vorſtädte, im Oſten Dſchafir-Khan und Marasgandſch, letztere mit dem Hauptmarkt und vielen Getreidelagern, im Weſten eine dritte, die ſich, mit Unterbrechung durch Gartenanlagen, 4 engl. M. bis Bankipore am Strome hinzieht. Dieſe Vorſtadt enthält das beſuchteſte Gotteshaus der Mohammedaner, daneben eine Imambara, in der mitunter 100000 Gläubige verſammelt ſind, ferner die wenig zahlreichen Häuſer der Europäer und eine höhere Bildungsanſtalt, in welcher engl. Sprache und Literatur, Geſchichte und Mathematik gelehrt werden. In P. ſelbſt führen zum Ganges hinab viele Ghat oder Treppen. Die Moſcheen ſind zahlreich, aber größtentheils als Speicher benutzt, ſelbſt die Hauptmoſchee, ſonſt ein ſchönes Gebäude. Ihrer günſtigen Lage zwiſchen den nördl. und ſüdl. Gangesprovinzen verdankt die Stadt ihren ungemein lebhaften Verkehr und ihr Fabrikweſen. Sie hat mehrere Werfte, und oft befinden ſich Tauſende von Booten auf dem Ganges. Zu den Fabrikaten P.s gehören feine Töpferwaaren, die ihres angenehmen Geruchs wegen ſehr geſucht ſind, Salpeter, Indigo und namentlich Opium, deſſen Cultur und Handelsvertrieb in P. ihren Hauptſitz haben. Bedeutend iſt die Baumwollfabrikation. Die Shawlwebereien ſtehen jenen von Kaſchmir weit nach, wogegen die Fabrikation von

Tischzeugen und Wachskerzen sich auszeichnet. Gegenüber von P., an der Mündung des Gandaki in den Ganges, liegt der Ort Hadschipur, eine besuchte Wallfahrtsstätte der Hindu und als solche zugleich Meßort. P. ist eine sehr alte Stadt und hieß einst Padmavati und Srinagari, d. i. Heilige Stadt, als Hauptort des Nanda, Königs von Magadha (Bihar) um 415 v. Chr. 1194 kam die Stadt mit ganz Bihar durch den Ghuriden Schahabeddin an das Delhireich, ward 1545 von Mohammed von demselben losgerissen, 1575 aber von Kaiser Akbar wieder unterworfen. Seit 1730 war sie Residenz des von Bengalen abhängigen Statthalters von Bihar, und 6. Nov. 1763 wurde sie von den Engländern erobert, die 1765 ganz Bihar dem indobrit. Reiche einverleibten.

Patois (aus dem mittellat. pagensis, ländlich) nennen die Franzosen die Dialekte ihrer Sprache, namentlich in der Gestalt, wie sie von Bauern und ungebildeten Leuten gesprochen werden, weshalb sie auch Provinzialismen tadelnd mit diesem Namen bezeichnen.

Patow (Erasmus Robert, Freiherr von), preuß. Staatsmann, geb. 10. Sept. 1804 zu Mallenchen in der Niederlausitz, erhielt seine Vorbildung theils durch Privatunterricht, theils auf den Gymnasien zu Lübben und Luckau und studirte seit 1823 zu Berlin, Leipzig und Heidelberg die Rechte sowie auch Kameralwissenschaften. Nach der Rückkehr in die Heimat begann er 1826 seine Laufbahn im Staatsdienste und wurde Ende 1832 Regierungsassessor und als solcher dem mit den Zollvereinsverhandlungen beauftragten Oberfinanzrath Kühn beigeordnet. Nachdem er 1835 in die dritte Abtheilung des Finanzministeriums eingetreten, 1836 zum Regierungsrath und Ende desselben Jahres zum Geh. Finanzrath ernannt worden, erfolgte 1837 seine Versetzung als vortragender Rath zur Staatsbuchhalterei. 1839 wurde er zum Geh. Oberfinanzrath ernannt, und 1840 gelangte er in den Staatsrath. Mitte 1844 trat er als Geh. Oberregierungsrath und Director der ersten Abtheilung in das Ministerium des Innern, im folgenden Jahre als Wirkl. Geh. Legationsrath und Director in das Ministerium des Aeußern ein. In dieser Stellung suchte er namentlich die schutzzöllnerische Richtung des Zollvereins zu bekämpfen und wirkte mit Erfolg in diesem Sinne als Vorsitzender der Zollvereinsconferenz von 1846. Ebenso war er für die Einführung einer allgemeinen deutschen Wechselordnung thätig und präsidirte 1847 der Wechselrechtsconferenz zu Leipzig, die zu einer vollständigen Vereinigung führte. Den liberalen und aufgeklärten Regierungsgrundsätzen huldigend, denen Preußen seine Erhebung verdankte, zeigte sich doch P. nach der Märzbewegung von 1848 der Einführung des Constitutionalismus weniger geneigt. Indeß übernahm er im Cabinet Camphausen das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, lehnte aber nach Auflösung dieses Cabinets den Eintritt in das Ministerium Auerswald ab. Er wurde 25. Juni 1848 zur Disposition gestellt, doch schon einen Monat später zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg ernannt, in welcher Eigenschaft er das Ministerium Brandenburg zur Zeit der Auflösung der Nationalversammlung und der Verhängung des Belagerungszustandes kräftig unterstützte. Bei den Wahlen im Febr. 1849 als Candidat der conservativen Partei (Potsdam) zum Abgeordneten in die Zweite Kammer gewählt, gehörte er hier zu den entschlossensten Kämpfern gegen die damalige demokratische Linke. Nach Auflösung der Kammer wurde er im Juli 1849 wiedergewählt, gerieth aber nun in mehrfache Opposition zu den Maßregeln des Ministeriums und nahm im Conflicte zwischen Amt und Ueberzeugung im Dec. desselben Jahres seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Bei den Wahlen für das Unionsparlament zu Erfurt von der preuß. Zweiten Kammer zum Mitgliede für das Staatenhaus ernannt, unterstützte er hier mit Erfolg die Annahme der Unionsverfassung. Seit der Convention von Olmütz gehörte er, bis zum Schlusse der Sitzung von 1851—52, zu denen, die in den polit. Fragen dem Ministerium entschieden entgegentraten. Bei den Wahlen von 1852 und 1855 nahm er im Wahlbezirke Königsberg (Neumark) ein Mandat für das Abgeordnetenhaus an, wo er sich insbesondere an den Verhandlungen über finanzielle Vorlagen, über die Gemeindeordnungen u. s. w. lebhaft betheiligte und als Gegner der Junkerpartei erwies. Die Berufung des liberalen Ministeriums Hohenzollern 6. Nov. 1858 durch den Prinzregenten führte P. in den Staatsdienst zurück. Er übernahm in dem neuen Cabinet das Portefeuille der Finanzen und bereitete in dieser Stellung den Deutsch-Französischen Handelsvertrag vor, setzte auch die Aufhebung der Grundsteuerfreiheit durch. Zugleich half er wider Wissen und Willen den schweren Conflict zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus einleiten, indem er die Militärreorganisation als eine nur provisorische Vermehrung der Friedensarmee unterstützte. Ehe noch P. in der Session von 1862 seine Budgetvorlage vertheidigen konnte, kam 6. März im Abgeordnetenhause der

Hagen'ſche Antrag auf größere Specialiſirung der Etats zur Annahme, dem ſich der Miniſter widerſetzt hatte, und infolge deſſen das Haus aufgelöſt wurde. Im Angeſichte der Neuwahlen, die für das Miniſterium noch ungünſtiger auszufallen ſchienen, nahm ſodann P. 18. März mit den übrigen liberalen Mitgliedern des Cabinets ſeine Entlaſſung. (S. Preußen.) Er zog ſich auf ſeine Güter zurück, bis ihm die Neuwahlen von 1866 wieder einen Sitz im Abgeordnetenhauſe verſchafften. Am 19. Aug. deſſelben Jahres übernahm er den Poſten eines Civiladminiſtrators in den von der preuß. Mainarmee beſetzten Gebieten von Frankfurt, Oberheſſen und Naſſau. P. iſt ſeit 1853 in zweiter Ehe vermählt mit einer Tochter des frankfurter Schöffen und Senators Freiherrn von Günderode. Außer mehrern kleinern politiſch-ökonomiſchen Arbeiten veröffentlichte er «Die Grundſteuerausgleichung im preuß. Staate» (Berl. 1850).

Patras (auch Paläapatra genannt zur Unterſcheidung von Neapatra, dem alten Hypata im ſüdl. Theſſalien), die Nachfolgerin des alten Paträ, einer der zwölf ſelbſtändigen Städte der Landſchaft Achaja, die durch Auguſtus zur röm. Colonie gemacht und mit ausgedehntem Gebiet beſchenkt wurde, iſt die Hauptſtadt der griech. Nomarchie Achaja und Elis, am Golf von P., ſüdweſtlich von den ſog. Kleinen Dardanellen (den Küſtenvorſprüngen Rhion und Antirrhion), welche den Eingang des Golfes von Lepanto (Korinthiſchen Meerbuſens) bilden, war vor dem Ausbruche der griech. Revolution eine bedeutende Handelsſtadt von mehr als 22000 E. Als militäriſcher Punkt, der die Verbindung Moreas mit Lepanto (Naupaktos), Albanien und Rumelien ſicherte, wurde ſie während des Freiheitskriegs der Schauplatz wiederholter Kämpfe zwiſchen Türken und Griechen und 15. April 1821 von den Türken bis auf das Caſtell in einen Schutthaufen verwandelt. Nach dem Frieden hat ſie ſich, obgleich der Hafen nur mittelmäßig iſt, als der wichtigſte Handelsplatz von ganz Weſtgriechenland durch den Verkehr der Fremden ziemlich ſchnell wieder gehoben, ſodaß ſie 1861 bereits wieder 18342 E. zählte. 1865 beſuchten den Hafen 313 Schiffe von 73907 Tonnen. Die Einfuhr an Geſpinſten, Geweben, Spirituoſen, Metallen, Kurzwaaren u. ſ. w. hatte den Werth von 8,256583, die Ausfuhr von 9,931662 Frs. (darunter allein für 9,014170 Frs. Korinthen).

Patriarchen, Altväter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeſchlechts vor der Sündflut, welche die bibliſche Sage erwähnt, und die drei Stammväter des iſrael. Volks, Abraham, Iſaak und Jakob. Der Ausdruck patriarchaliſch erinnert daher an das Zeitalter der Urväter des Menſchengeſchlechts, an die Unſchuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Anſehen ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung. Später wurde die Benennung P. ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Vorſteher des Sanhedrins, unter denen ſich die nach der Zerſtörung Jeruſalems in Syrien und Perſien geduldeten Juden vereinigten. Das jüd. Patriarchat zu Tiberias in Galiläa beſtand für die weſtlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die öſtlichen in der Zerſtreuung bis 1038. Von dieſen mit großer Macht bekleideten Würden der jüd. Kirche ging der Titel Patriarch in die chriſtliche über, der noch im 4. Jahrh. allen Biſchöfen gemein war, aber kurz vor dem Concil zu Chalcedon ausſchließend auf die Metropoliten übertragen wurde, welche ihren Biſchofsſitz in der Hauptſtadt einer palit. Diöceſe hatten. Vorzugsweiſe hießen ſo die Biſchöfe zu Rom, Konſtantinopel (beide hatten nach dem Concil zu Chalcedon ganz gleichen Rang), Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem, die das Recht der Weihe und Beaufſichtigung der Metropoliten und Biſchöfe ihrer Sprengel ausübten, als kirchliche Mittelpunkte galten, an die ſich die übrigen Biſchöfe zur Bewahrung der kirchlichen Einheit anſchließen mußten, und mit der Synode die höchſte Appellationsinſtanz in allen kirchlichen Angelegenheiten ihrer Diöceſen bildeten, während ſie ſelbſt als die höchſten Repräſentanten daſtanden, ohne deren Zuſtimmung auf den Synoden keine Beſchlüſſe gefaßt werden konnten, welche die ganze Kirche angingen. Als darauf das röm. Patriarchat zu einem Oberprieſterthum über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orient. Kirche dieſen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einfluſſes. In der röm. Kirche führen noch jetzt einige angeſehene Kirchenfürſten wie die Erzbiſchöfe von Venedig und Liſſabon den Patriarchentitel; außerdem pflegt der Papſt auch für die vier alten morgenländ. Patriarchate P. in partibus infidelium zu ernennen. Das Patriarchat von Aquileja wurde 1751 in die Erzbisthümer Udine und Görz (ſpäter Laibach) getheilt. Die Kirchen der Armenier, Abyſſinier, Jakobiten und Maroniten gehorchen ebenfalls eigenen P. Ueber die griech. Chriſten im türk. Reiche behauptet der Patriarch von Konſtantinopel den Primat. Er führt den Titel eines ökumeniſchen P., hat den Rang eines Paſcha von drei Roßſchweifen und wird vom Sultan eingeſetzt. Ein noch größeres Anſehen hatte das im 16. Jahrh. entſtandene Patriarchat über die

ruſſ. Kirche zu Moskau, welches Peter d. Gr. ebendarum 1721 wieder abſchaffte und in das Heilige Synod verwandelte.

Patricier (patricii) heißen für die Zeit der erſten röm. Könige ſämmtliche freigeborene wirkliche Bürger, die im Gegenſatze zu den Plebejern, d. h. den ſchutzpflichtigen Clienten, das herrſchende Volk, den Populus, bilden und nach ihrer Herkunft in drei Tribus, innerhalb dieſer aber in Curien zerfallen, denen wieder die einzelnen Geſchlechter, Gentes, zugetheilt ſind. Gleichbedeutend mit P. iſt die Benennung Patres (Väter), welche keineswegs den Senatoren allein zukam und auf die Fähigkeit hinwies, Familienoberhäupter (Patres familiarum) und Patroni oder Schutzherren zu ſein. Das patricieſche Volk verſammelte ſich in den Comitia curiata (ſ. Comitien), und der Senat (ſ. d.) ſtand über denſelben als ein vom König erwählter Ausſchuß der patricieſchen Geſchlechter. Eine freie Plebs (ſ. d.) tritt erſt unter Ancus Marcius hervor, und erſt nachdem Servius Tullius dieſen neuen Beſtandtheil der Bevölkerung mit polit. Rechten ausgeſtattet, erſcheinen die P. als beſonderer Stand. Aller Einfluß, den früher die Curiatcomitien geübt, ging nunmehr auf die Centuriatcomitien über, in welchen P., Plebejer und ſelbſt bloße Clienten vereinigt waren; neben den patricieſchen Rittercenturien ſtellte Servius auch plebejiſche auf. Die einmal zu polit. Geltung vorgedrungene Plebs nahm unter der Führung ihrer Tribunen (ſ. d.) raſch an Bedeutung zu und errang bereits 366 v. Chr. einen entſcheidenden Sieg über die patriciſchen Anſprüche auf alleinige Oberleitung. Nachdem nämlich ſchon die Lex Canuleja 445 v. Chr. ein Eherecht (connubium) zwiſchen beiden Ständen geſtattet und damit nicht nur eine ſchroffe Scheidung im Privatleben beſeitigt, ſondern wahrſcheinlich auch den Eintritt von Plebejern in das Geſchlechterverhältniß, damit aber den Zugang zu dem Senat und die Fähigkeit zum Patronat eingeleitet hatte, entriſſen die Tribunen Cajus Licinius Stolo und Lucius Sextius 366 den Patriciern das Vorrecht auf ausſchließliche Bekleidung des Conſulats, und wie mit dieſer Magiſtratur erging es nach und nach auch mit den übrigen. Sogar die anfangs beliebte Theilung der meiſten Stellen zwiſchen P. und Plebejern hörte allmählich (bei dem Conſulat erſt 172 v. Chr.) auf, eine nothwendige zu ſein, und durch das Entſtehen eines neuen Amtsadels, der Nobiles, welcher plebejiſche wie patricieſche Familien in ſich faßte, trat der alte polit. Erbadel, das Patriciat, vollends in den Schatten. Die den P. verbliebenen Vorrechte beſtanden, ſeitdem 302 v. Chr. das Ogulniſche Geſetz den Plebejern den Eintritt in die Collegien der Pontifices und Augurn geöffnet hatte, nur noch darin, daß die Würde eines Interrex ſowie des Opferkönigs (Rex sacrorum) und einiger Flamines allein von P. bekleidet werden konnte, ingleichen daß das Collegium der Salier patricieſch blieb. Vornehmlich um ſolchen Erforderniſſen des alten Sacralrechts zu genügen, erhoben Julius Cäſar, Auguſtus und Claudius, da die Zahl der patriciſchen Gentes gegen das Ende des Freiſtaats ſehr zuſammengeſchmolzen war, einzelne plebejiſche Geſchlechter zu dieſem Range. Mit dem endlichen Verfall des alten Cultus erledigte ſich auch dieſer letzte Begehr nach patriciſchem Blute, und ſo geſchah es, daß ſeit Konſtantin der Patriciatus von den Kaiſern als ein perſönlich hoher Adel verliehen und mit eigenen Inſignien, namentlich einer purpurnen Chlamys ſowie mit dem Vorrechte der Befreiung von der väterlichen Gewalt und den Laſten der Curie, desgleichen durch einen privilegirten Gerichtsſtand ausgezeichnet wurde. Zu ſolcher Rangerhöhung gelangten namentlich angeſehene Beamte und fremde Fürſten, wie z. B. Theoderich durch Zeno. — In einer neuen Bedeutung erſcheint das Wort Patricius, als Papſt Stephan 754 den Frankenkönig Pipin unter dieſem Titel als Schutzherrn von Rom und deſſen Gebiet und zugleich als Schirmvogt der röm. Kirche anerkannte. Den nämlichen Titel nahm auch Karl d. Gr. an, ehe er zum Kaiſer ausgerufen wurde, und auf ihn berief ſich Heinrich IV., als er die Abſetzung Gregor's VII. ausſprach. Ein eigenes Patricierthum entſtand im 12. und 13. Jahrh. in den deutſchen und ſchweiz. Reichsſtädten aus den darin anſäſſigen ſchöffenbar freien Geſchlechtern, die eine ausſchließende Berechtigung zum Eintritt in den Stadtrath und gleichen Rang mit den Ritterbürtigen beanſpruchten, ihre Herrſchaft aber weiterhin meiſtens mit den Zünften der Handwerker theilen mußten. Im gewöhnlichen Leben nennt man wol noch jetzt einflußreiche und mit der Geſchichte einer Stadt verwachſene Geſchlechter P. Vgl. Roth von Schreckenſtein, «Das Patriciat in den deutſchen Städten» (Tüb. 1856).

Patrick (Patricius), ein kath. Kirchenheiliger und der Apoſtel Irlands, wurde 372 zu Banaven-Tabernä in Schottland, im heutigen Flecken Kilpatrick, von vornehmen Aeltern geboren, die angeblich aus der Bretagne ſtammten und ihn im Chriſtenthum erzogen. Im Alter von 16 J. entführten ihn mit einigen Knechten ſeines Vaters wilde Seeräuber nach Irland, wo er das Vieh hüten mußte. Erſt nach ſechs Jahren gelang es ihm, ſich durch die Flucht in ſeine

Heimat zu retten. Hier lebte er mehrere Jahre im Hause seiner Aeltern und faßte, von Visionen getrieben, den Entschluß, als Apostel der Kirche aufzutreten. Nachdem er die Weihen als Priester und Bischof erhalten, ging er nach Irland zurück und begann mit außerordentlicher Beharrlichkeit unter großen Gefahren und Hindernissen die Verkündigung des Evangeliums. Von dem Sohne eines bekehrten Häuptlings, Benen oder Benignus, unterstützt, gründete er viele Gemeinden, Kirchen und Klöster und richtete ein völliges Kirchensystem ein, dessen erzbischöfl. Sitz er später nach Armagh verlegte. Auch verbreitete er unter den rohen Iren die Schreibekunst und wissenschaftliche Bildung. In den Klosterschulen, die er stiftete, blühte bald die Gelehrsamkeit empor, und aus allen Ländern Europas strömten Schüler herbei, die sich hier für das christl. Apostelamt bildeten. Im hohen Alter überließ er die Verwaltung seinem Coadjutor Benignus und beschäftigte sich mit der Abfassung eines frommen Werks «Confessio», das auch Andeutungen über sein Leben enthält. Sein Todesjahr, wie überhaupt die Geschichte seines Lebens wird sehr verschieden berichtet; wahrscheinlich starb er aber 464. Die Schriften, welche man ihm beilegt, gab zuerst mit kritischen Anmerkungen versehen Ware (Lond. 1656) heraus. Vgl. Todd, «St. P., Apostle of Ireland» (Dubl. 1863). Georg III. stiftete 5. Febr. 1783 für Irland den Orden des heiligen P., dessen Großmeister der jedesmalige Vicekönig ist. Als Ordenszeichen gilt ein länglichrunder weißer Schild, auf dem sich das rothe Patrickkreuz und ein Kleeblatt mit drei Kronen und dem Motto «Quis separabit?» befinden. Die Zahl der Ritter, die anfangs nur aus 16 bestand, wurde durch Statut von 1833 auf 22 festgesetzt.

Patrimonialgerichtsbarkeit. Aus der Staatsordnung des Mittelalters, welche den öffentlichen Dienst vielfach durch erbliche oder sonst nothwendig bezeichnete Zwischenunternehmer auf deren Rechnung besorgen ließ (s. Feudalwesen), ist die Einrichtung zu erklären, wonach nur eine geringe Anzahl von Höherstehenden im Gerichte des Reichs- oder Landesoberhaupts erschienen, die übrigen aber mit ihrem Rechtsbedarf an die Inhaber der Schutzherrlichkeit (Vogtei) über bestimmte Orte oder Bezirke und, wenn sie zu den Hörigen oder sonst Unfreien zählten, vor die Gerichte der Grundherren gewiesen waren. Diese Mittelspersonen ernannten die nöthigen Beamten und sahen solche Rechtspflegen wegen der damit verbundenen Einkünfte als ein zum Erbgut (patrimonium) gehörendes, nutzbares Privatrecht an, das vererbt, verpfändet und in sonstiger Weise, auch an die Schutzbefohlenen selbst, veräußert werden könnte. Auf solchem Wege erlangten namentlich viele Städte und Stifter den Besitz eigener Gerichte und die Selbstwahl ihrer Justizbeamten. Obschon sich die neuere Zeit dem Systeme der nothwendigen Stellvertretung nicht günstig erwies, vermochte sie doch dem Grundsatze, welcher in der Gerechtigkeitspflege ebenso wol eine Obliegenheit als ein unmittelbares Recht des Staats erkennt, zunächst nur hinsichtlich derjenigen Gerichte Geltung zu verschaffen, welche dem Landesherrn in der Nebeneigenschaft als großer Grundeigenthümer über die zahlreichen Hinterfassen auf den Kammer- und Chatoullengütern zustanden. In Ansehung der sonstigen gutsherrlichen und städtischen Patrimonialgerichte konnte dagegen die Staatsverwaltung auf das Recht der Besetzung und passendern Einrichtung vorläufig keinen Anspruch erheben. Diese Gerichte wurden nach wie vor im Namen der Inhaber innerhalb der alten Grenzen durch vereidete Gerichtshalter (Gerichtsverwalter, Gerichtsdirectoren, Justitiare, Stadtrichter u. s. w.) gehandhabt, welche jedoch die gesetzliche Befähigung zum Richteramte besitzen und meistens landesherrlich bestätigt sein mußten. Auch waren die Patrimonialgerichte der oberrichterlichen Gewalt und dem Aufsichtsrechte des Staats unterworfen. Ihre Besoldung erhielten die Justitiare von den Gerichtsherren, wofür diesen wieder sämmtliche Gerichtseinkünfte zuflossen. Erst die tiefergreifenden Reformen, welche von der Bewegung im J. 1848 ihren Ausgang nahmen, haben den Gründen für die nothwendige Einheit der Justizverwaltung das Uebergewicht verschafft und die Patrimonialgerichte in allen bedeutendern deutschen Staaten beseitigt.

Patrimonium (lat.) ist das Vermögen einer rechtlich selbständigen Person, sodann das väterliche Erbtheil, daher Patrimonialgüter, Erbgüter. Wie die röm. Kaiser ihr Vermögen P. oder Erbgut nannten, so wurden auch die Kirchengüter als Patrimonien der Heiligen bezeichnet, welchen sie geweiht waren. Desgleichen erhielt schon früh das Besitzthum der röm. Kirche überhaupt, das später durch Schenkungen immer mehr anwuchs, den Namen des Patrimonium Petri, indem der Apostel Petrus als Gründer dieser Kirche angesehen wird.

Patriotismus oder Vaterlandsliebe ist nicht blos die Liebe zu dem Lande und Volke, welchem man durch die Geburt angehört, sondern zugleich die Gesinnung, vermöge deren der einzelne sein Privatinteresse dem des Ganzen unterordnet und aufopfert oder es wenigstens nicht im Widerspruche mit dem Ganzen geltend macht. Der, bei welchem eine solche Gesinnung vor-

handen und wirkſam iſt, heißt ein **Patriot** oder ein Vaterlandsfreund. Das Wort patriota ſtammt aus dem Mittelalter, wo es einen Landeseingeborenen im Unterſchiede von dem Fremden (peregrinus) bezeichnete. Der P. findet einen um ſo größern Spielraum ſeiner Bethätigung, je mehr die Verfaſſung des Staats dem einzelnen geſtattet, an den öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen. Indeſſen wäre es ein Irrthum, wenn man die Geſinnung und Pflicht des P. an eine beſtimmte Verfaſſung oder eine polit. Parteianſicht gebunden glauben wollte.

Patriſtik (theologia patristica) heißt derjenige Zweig der hiſtor. Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Patres oder Kirchenväter (ſ. d.) behandelt. Die kath. Kirche zieht zur P. die Geſammtheit der rechtgläubigen Kirchenſchriftſteller bis in das 13. Jahrh., doch ohne ſie alle unbedingt für ſo normal zu halten, wie die Kirchenlehrer Ambroſius, Auguſtin, Hieronymus, Gregor d. Gr., Thomas von Aquino und Bonaventura. Die prot. Kirche beſchränkt ſich gewöhnlich nur auf die kirchlichen Schriftſteller der ſechs erſten Jahrhunderte oder höchſtens bis auf Johannes Damascenus. Am Anfange des 19. Jahrh. auch von der prot. Wiſſenſchaft ſehr eifrig gepflegt, iſt die P. neuerdings ſehr hinter die Dogmengeſchichte zurückgetreten. Der Grund ihrer Vernachläſſigung liegt in der unmethodiſchen und aphoriſtiſchen Art, mit welcher man ſie behandelte. Eine Bearbeitung derſelben nach den Forderungen der heutigen Wiſſenſchaft, als altkirchliche Literaturgeſchichte, fehlt noch immer, obwol für einzelne Theile derſelben ſchon ein ſehr reiches Material angeſammelt iſt. Friedrich Nitzſch hat neuerdings beachtenswerthe Andeutungen für eine wirklich wiſſenſchaftliche Behandlung der P. gegeben. Vgl. Engelhardt, «Leitfaden zu patriſtiſchen Vorleſungen» (Erlang. 1822). Von kath. Verfaſſern ſind zu nennen: Möhler, «Patrologie» (herausg. von Reithmayr, Bd. 1, Abth. 1 und 2, Regensb. 1839—40), und Alzog, «Grundriß der Patrologie» (Freiburg 1866).

Patrize heißt in der Stempelſchneidekunſt derjenige Stempel, welchen man als Grundlage ſchneidet, um mit demſelben eine oder mehrere Formen zum Letterngusſe zu erzeugen. Dieſer Stempel muß genau die Form der nachmaligen Lettern haben, alſo links geſchnitten und ſehr gut gehärtet ſein. Die Form oder die Matrize (ſ. d.) wird nun erzeugt, indem man dieſe Stempel in ein Stückchen Kupfer einſchlägt und dies dann ſo bearbeitet, daß es in richtiger Lage ins Gießinſtrument gebracht werden kann. Außerdem nennt man auch diejenige Schraube, deren man ſich bedient, um eine Schraubenmutter, Mater oder Matrize zu ſchneiden und zu reguliren, eine Vaterſchraube oder P. Ebenſo wendet man oft bei galvanoplaſtiſchen Arbeiten die Benennung P. für das Original an, auf welchem eine galvanoplaſtiſche Mater niedergeſchlagen werden ſoll.

Patroklus, der Waffengenoſſe des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötios und der Sthenele oder Polymele. Ohne allen Vorbedacht tödtete er zu Opus beim Würfelſpiel des Amphidamas Sohn, Klyſonymos. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte ihn nach Phthia zum Peleus, der den Knaben freundlich aufnahm und als ſeines Sohnes Genoſſen erzog. P. folgte dem Achilles (ſ. d.) vor Troja und blieb lange Zeit thatenlos wie dieſer, der zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Endlich aber zog er doch aus, in des Achilles Rüſtung gekleidet. Der Kampf, den er begann, war glänzend. Allein nachdem Apollo ihn betäubt und wehrlos gemacht hatte, wurde er von Euphorbos durchbohrt und von Hektor vollends getödtet. Die Griechen retteten den Leichnam, beſtatteten ihn mit vieler Pracht und ſtellten feierliche Leichenſpiele an; Achilles aber beſchloß, den Freund zu rächen und ihm in den Tod zu folgen.

Patronat (vom lat. patronatus) bezeichnet jetzt hauptſächlich den Inbegriff der Rechte, welche dem Stifter und Beſchützer einer geiſtlichen Stelle und ſeinen etwaigen Nachfolgern zuſtehen. Im Mittelalter ſuchte der Klerus die Reichen und Mächtigen zur Vermehrung der Kirchen und Pfründen nicht blos durch die Verheißung ewigen Lohnes, ſondern auch durch die Einräumung zeitlicher Vortheile zu bewegen. Es entwickelte ſich ſo ein beſonderes **Patronatrecht** hinſichtlich beſtimmter Stellen, das weiterhin auch mittels beſonderer Verleihung oder im Wege der Erſitzung erworben ſein konnte. Geiſtlich iſt das P., wenn es einer geiſtlichen Anſtalt, weltlich, wenn es Laien zukommt. Desgleichen wird ein perſönliches und dingliches P. unterſchieden, je nachdem es beſtimmte Perſonen, Familien und Körperſchaften (z. B. Stifter und Klöſter, weltliche Obrigkeiten) oder die jedesmaligen Eigenthümer eines Grundſtücks ausüben. Die weſentlichen Rechte des Patrons beſtehen in der Befugniß, für die erledigte Stelle einen Candidaten vorzuſchlagen (Präſentationsrecht), und in der Mitaufſicht über die Verwaltung des Kirchenvermögens, an welches er im Falle der Verarmung ſogar Alimentationsanſprüche hatte. Außerdem gebührt dem Patron der Beſitz einer beſondern Kapelle, vordem auch eines Erbbegräbniſſes in der Kirche, die Erwähnung im Kirchengebete und die Ehre des Trauergeläutes während einiger Zeit nach ſeinem Tode. Dafür darf er ſich keinen Verzug in der Ausübung des Präſentationsrechts zu Schulden

Digitized by Google

kommen lassen, widrigenfalls die Besetzung für dieses mal lediglich durch die Kirchenobern erfolgt. Verloren geht das Patronatsrecht, wenn der Patron einer Simonie (s. d.) überwiesen wird, oder wenn er dem Verfall der unvermögenden Kirche nicht durch Wiederherstellung begegnet.

Patrone heißt im allgemeinen ein Vorbild, Muster oder Modell, nach welchem irgendeine Sache oder eine Arbeit verfertigt werden soll. Nicht zu verwechseln ist die P. mit der Schablone (s. d.). In der Militärsprache heißt P. die für einen Schuß abgetheilte Munition in einer Hülse. Scharfe P. enthalten Pulverladung und Geschoß, blinde oder Platzpatronen nur Pulver. Der Ausdruck P. wird gewöhnlich nur in Beziehung auf Handfeuerwaffen gebraucht, für Geschütze heißt es Cartouche (s. d.). Die Anfertigung der P. muß sorgfältig nach der Vorschrift geschehen, damit sie kein Pulver verstreuen und beim Laden leicht zu öffnen sind, was gewöhnlich durch Abbeißen des zusammengefalteten obern Theils geschieht. Die P. werden im Kriege theils von der Mannschaft in einer bestimmten Zahl (Chargirung) in den Patronentaschen und Tornistern getragen, theils in Patronenwagen und auf diesen in Patronenkasten mitgeführt.

Patrōnus war bei den Römern ursprünglich der Schutzherr von erbunterthänigen Clienten (s. Clientel), nachher noch der vormalige Leibherr im Verhältniß zu dem Freigelassenen. Seine Beziehung zu diesen Personen, der Patronatus, ward mit dem Hausvaterrechte verglichen, woraus sich der Name erklärt. Als die Macht Roms sich ausgebreitet und die Clientel ihre alte Schärfe verloren hatte, suchten ganze Gemeinden und Völkerschaften den Patronatus angesehener Römer nach, um durch sie in Rom vertreten zu werden. Namentlich geschah es, daß derjenige, der die Unterwerfung eines Ortes, einer Provinz vollendete, von dieser mit seinen Nachkommen als P. anerkannt wurde. So waren die Marceller seit der Eroberung von Syrakus durch Claudius Marcellus Patrone der Sicilier. Da in der Vorzeit Clienten nur durch ihren P. im Gericht verfahren konnten, so erhielt sich für das Wort auch die Bedeutung eines Fürsprechers, der eine Partei mit Anträgen und als Orator oder Redner bei Gericht vertrat. Dagegen hießen Advocati anfänglich blos solche angesehene Personen, deren Mitanwesenheit bei Gericht, ohne daß sie in die Sache selbst eingriffen, schon als empfehlende Unterstützung einer Partei betrachtet wurde. In der spätern Kaiserzeit kam dieser Unterschied in Wegfall, sodaß sowol Advocatus als P. den Anwalt bezeichnete. Der weitere Sinn eines Gönners oder Beschützers, den man jetzt mit dem Worte Patron verbindet, findet sich ebenfalls schon bei den Römern. Im Mittelalter wurde Patron der gemeinsame Name für alle Schutzheilige.

Patrouille nennt man in der Militärsprache einen Trupp, der ausgesandt wird, um Nachrichten einzuziehen, sowol zur Sicherung der eigenen Truppen als zur Vorbereitung von Unternehmungen gegen den Feind. Die P. werden im offenen Terrain durch Cavalerie, im durchschnittenen durch Infanterie gebildet und bestehen oft nur aus zwei bis drei Mann, um desto leichter unentdeckt zu bleiben. Haben sie nur allein den Zweck, die Vorpostenkette aufmerksam zu erhalten, so heißen sie Sicherheits- oder Visitirpatrouillen. Gehen sie aber über jene Linie hinaus gegen den Feind, so heißen sie Schleichpatrouillen. Vorzüglich wichtig sind die während des Marsches einer Truppencolonne entsendeten Seitenpatrouillen, welche auch gewöhnlich stärker, theils um von dem Feinde minder leicht zurückgewiesen zu werden, theils um ihrerseits kleine Trupps weiter zu entsenden. Größere oder selbständige P. werden von Offizieren geführt. Sie heißen Recognoscirungspatrouillen, wenn sie zur Erkundung des Terrains oder des Feindes entsendet werden; Verfolgungspatrouillen, wenn sie einem abziehenden Feinde vorsichtig folgen sollen, um sein weiteres Verhalten zu beobachten; Verbindungspatrouillen, wenn sie getrennt stehende, marschirende oder fechtende Truppen in Verbindung halten; Flankenpatrouillen, wenn sie, hier stärker, auf weitere Entfernung als die Seitenpatrouillen gehen, um die Flanke des Corps zu sichern oder Gelegenheit zu Unternehmungen gegen des Feindes Flanke zu erspähen.

Patti (Adelina Maria Clorinda), berühmte Sängerin der Gegenwart, geb. 9. April 1843 zu Madrid, wurde in Amerika erzogen, wohin ihre Aeltern, nachdem sie bei der Führung einer Theaterdirection ihr Vermögen eingebüßt, sich gewendet hatten, und betrat, durch ihren Schwager Strakosch gesangskünstlerisch ausgebildet, 1859 mit größtem Erfolg zu Newyork die Bühne. Hierauf besuchte sie in Gastspielen die übrigen bedeutendern Städte der Vereinigten Staaten und kam 1861 nach Europa, wo sie in England und Frankreich, den Niederlanden und Deutschland Triumphe feierte. Später gehörte sie den ital. Opern in Paris, London und Madrid als Mitglied an. Ihrer Stimme, ihrer Manier und ihrer ganzen Persönlichkeit nach ist sie vorwiegend auf die Opera buffa und semiseria angewiesen, wo sie denn auch durch Grazie der Darstellung und durch brillante Gesangsvirtuosität sich auszeichnet. — Die ältere Schwester der

Adelina, Carlotta P., ebenfalls eine vielgenannte Sängerin, iſt 1840 zu Florenz, wo ihre Mutter als Primadonna wirkte, geboren. Wohrſcheinlich ebenfalls durch Strakoſch ausgebildet, trat ſie 1861 in Newyork zuerſt in Concerten vor die Oeffentlichkeit und iſt auch vorwiegend Concertſängerin geblieben, obſchon ſie in Newyork und London einige nicht erfolgloſe Debuts als dramatiſche Sängerin machte, trotz ihres von einem Unfall in der Jugend herrührenden hinkenden Ganges. Später zog ſie mit dem Impreſario Ullmann in faſt allen Ländern Europas concertgebend umher und rief allenthalben Erſtaunen hervor durch die ihrer ſehr hohen Sopranſtimme abgewonnene Biegſamkeit und Geläufigkeit.

Pätus iſt der Zuname mehrerer röm. Familien. Unter denen, die ihn führten, ſind vornehmlich zwei Römer der Kaiſerzeit berühmt. Cäcina P. wurde als Theilnehmer an dem erfolgloſen Aufſtande des Statthalters von Dalmatien, Scribonianus, gefangen und 42 n. Chr. zum Tode verurtheilt. Als er zögerte, ſich die Bruſt mit dem Dolche zu durchbohren, gab ihm ſeine Gattin Arria (ſ. d.) das Beiſpiel des Muthes, dem er folgte. Sein Schwiegerſohn, der röm. Senator Publius Thraſea P. aus Patavium, wird von Tacitus als einer der wenigen Männer, die zu Nero's Zeit Tugend, Charaktergröße und Freimüthigkeit beſaßen, gefeiert. Da dieſe Eigenſchaften in Nero Furcht und Haß erregten, wurde P. 67 n. Chr. wegen Majeſtätsverletzung angeklagt und verurtheilt, unter anderm, weil er, als der feile Senat ſich zu Glückwünſchen gegen Nero wegen des Todes ſeiner Mutter Agrippina erniedrigte, die Curie, ohne an dem Beſchluß theilzunehmen, verlaſſen hatte. Die Wahl des Todes, in welchem ihm zu folgen er ſeine ihrer Mutter gleichgeſinnte Gattin, die jüngere Arria, hinderte, wurde ihm freigeſtellt. Wie eine Libation für den befreienden Jupiter ließ er ſein Blut aus den geöffneten Adern ſtrömen.

Pau, Hauptſtadt des franz. Depart. Niederpyrenäen ſowie der ehemaligen Vicomté Béarn (ſ. d.), einſt Reſidenz der Könige von Niedernavarra, liegt 12½ M. im Oſtſüdoſten von Bayonne auf dem äußerſten Rande eines Plateau, an der Eiſenbahn und dem Gave-de-Pau, über welchen eine ſchöne hohe Brücke von ſieben Bogen führt. Die im ganzen gutgebaute Stadt zählt (1861) 21140 E. und hat ſehr romantiſche Umgebungen. Des milden und geſunden Klimas wegen halten ſich hier im Winter viele Kranke und Reconvaleſcenten auf. P. iſt Sitz eines Appellations- und Aſſiſenhofs, eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte ſowie einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer. Ihre 1724 gegründete Univerſität ging in der Revolutionszeit ein, desgleichen ſpäter die Univerſitätsakademie und die 1721 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften. An Bildungsanſtalten beſtehen ein Lyceum (im ehemaligen Jeſuitencollegium), eine Zeichen-, eine Handels- und eine Hebammenſchule, eine Aufmunterungs- und eine Geſellſchaft der Kunſtfreunde, ein Muſeum, eine öffentliche Bibliothek, ein Archiv in der Präfectur ſowie ein Theater. Ferner befinden ſich hier ein kaiſerl. Geſtüte, ein Hippodrom, eine Schule für Pferdedreſſur, eine Irrenanſtalt und verſchiedene Wohlthätigkeitsanſtalten. Die merkwürdigſten Gebäude ſind das Schloß Heinrich's IV., in welchem dieſer König geboren ward und ſeine erſte Jugend verlebte; der Juſtizpalaſt, die neue Halle mit Arcaden, Thurm, den Räumlichkeiten der Mairie, der Bibliothek und des Muſeums; die Präfectur und das aus weißem Marmor erbaute Neue Theater. Die beträchtliche Induſtrie der Stadt erſtreckt ſich auf Weberei von (Bearner) Leinwand, Tiſchzeug und Kattun, auf Flachsſpinnerei, Färberei, Gerberei, Mühlenbetrieb, Fabrikation von Chocolade, Drechsler- und Meſſerſchmiedwaaren, Wachskerzen und Spielkarten ſowie auf Brennerei und Räucherung von Gänſekeulen und (ſog. Bayonner-) Schinken. Die wichtigſten Gegenſtände des gleichfalls ſtarken Handels ſind, außer den eigenen Fabrikaten, Weine, beſonders trefflicher Jurançonwein aus der nächſten Umgebung, Kaſtanien, Getreide, Marmor, Kalk, Eiſenwaaren, Blech, Leder und Häute. Auch iſt hier ein Entrepot für Papier, Harz und Bauholz. Der bedeutendſte der vier Jahresmärkte iſt für Maulthiere, Eſel und Auswechſelung ſpan. Münzen beſtimmt. Unweit nordweſtlich liegt an dem Gave-de-Pau und der Eiſenbahn in weinreicher Gegend das Städtchen Lescar, vor der Revolution Biſchofsſitz, mit 1776 E., einem Lehrerſeminar (Collége des Barnabites), einem modernen Schloß, einer Kathedrale mit den Gräbern der Margorethe von Valois, Katharine von Navarra, Johanna von Albret und anderer fürſtl. Perſonen aus dem Hauſe Béarn ſowie mit den Reſten eines alten Schloſſes und einer Feſtung, welche in den Hugenottenkriegen eine Rolle ſpielte.

Pauke oder Keſſelpauke (ital. Timpano, franz. Timbale) heißt ein Orcheſter-Schlaginſtrument, welches aus einem aus Kupfer getriebenen Keſſel beſteht, über deſſen obern Rand an einem eiſernen Reifen ein gegerbtes Kalbs- oder Eſelsfell geſpannt iſt. Der Reifen hat acht gleichweit voneinander abſtehende Löcher, unterhalb welcher ebenſo viele kurze metallene Arme

am äußerſten Umkreiſe des Keſſels angebracht ſind. Durch die Löcher laufen Schrauben, welche in Gewinde eingreifen, die in die Arme eingeſchnitten ſind, ſodaß durch Umdrehung der Schrauben mittels eines Schlüſſels die Spannung des Felles vermehrt oder vermindert, der Ton der P. höher oder tiefer geſtellt (die Stimmung regulirt) werden kann. Das Fell muß an allen Punkten ſtets gleich ſtraff geſpannt ſein, daher bei Veränderung der Stimmung alle Schrauben gleichviel angezogen oder nachgelaſſen werden müſſen. Weil aber dieſes Bewegen jeder einzelnen Schraube für ſich beim Ein- und Umſtimmen, namentlich im Verlaufe eines Tonſtücks, ziemlich umſtändlich iſt, hat man in neuerer Zeit die Einrichtung getroffen, daß mittels Umdrehung einer Handhabe eine völlig gleichmäßige Veränderung der Spannung des Fells auf einen einzigen Druck bewirkt, mithin die Umſtimmung ſehr ſchnell und leicht vollzogen werden kann. Die ſo eingerichteten P. nennt man auch Maſchinenpauken. Damit die beim Intoniren der P. im Innern des Körpers entſtehenden Schallwellen einen Ausgang finden, iſt der Keſſel an ſeiner untern Rundung mit einer kleinen Oeffnung, dem Schalloch, durchbrochen, auf welches inwendig ein der Stürze am Horn ähnlicher Trichter aufgeſetzt iſt. Im Orcheſter werden für gewöhnlich zwei P. gebraucht, von denen die eine, etwas kleinere (dem Spieler zur linken Hand ſtehend) in die Tonica, die andere, größere, in die (tiefere) Dominante des Tonſtücks geſtimmt zu ſein pflegt. Doch kommen auch Stimmungen in andern Intervallen vor, wie z. B. im Scherzo der 9. Beethoven'ſchen Symphonie die Octave F—f, mit welchen Tönen übrigens auch der Geſammtumfang beider P. begrenzt iſt. Höchſtens kommt noch das hohe Fis, aber nur ſehr ſelten vor. Geſchlagen werden die P. mit zwei Klöppeln oder Schlägeln, deren Kopf mit Leder, Tuch, Schwamm oder Filz, je nachdem der Klang härter oder weicher ſein ſoll, überkleidet iſt. Notirt werden die P. in C-Dur, die tiefere mit G, die höhere mit c, auch wenn ſie in einer andern Tonart geſtimmt ſind, was dann am Schlüſſel bemerkt wird, z. B. Timpani in Es B, oder D A u. ſ. w. Sollen ſie im Verlaufe deſſelben Tonſatzes umſtimmen, ſo muß ihnen durch Pauſen einige Zeit dazu gelaſſen und die neue Stimmung voraus angezeigt werden. Bei der Militärmuſik führte früher jedes Reiterregiment ein Paar P.; in neuerer Zeit geſchieht dies hier und da nicht mehr. Die P. iſt ein uraltes Inſtrument und war in mannichfachen Formen ſchon in der ägypt., hebr., griech. und röm. Muſik im Gebrauche. Von den Perſern ſoll ſie ins Abendland gekommen ſein.

Paul iſt der Name von fünf Päpſten. — **P. I.**, 757—767, der Bruder Stephanus' II., ſtand mit Pipin und Karlmann im guten Vernehmen. Eine unter ihm zu Gentilly gehaltene Synode behauptete gegen die Griechen das Ausgehen des Heiligen Geiſtes vom Sohne. Von ihm ſind noch Briefe vorhanden; er iſt kanoniſirt und der 28. Juni ihm geweiht. — **P. II.**, 1464—71, ein geborener Venetianer, vorher Pietro Barbo, Archidiakonus zu Bologna, Biſchof von Cervia, dann apoſtoliſcher Protonotar und Cardinal, ein Neffe des berüchtigten Eugen IV. (ſ. d.), war prunkſüchtig und ſchwelgeriſch und ließ gleich im Anfange ſeiner Regierung die kurz vorher eingegangene Wahlcapitulation vernichten. Er that Georg Podiebrad in den Bann, ließ gegen dieſen ſogar einen Kreuzzug predigen und hatte fortwährend Händel mit dem Könige Ferdinand von Neapel. In Frankreich vermochte er bei der Standhaftigkeit des Parlaments die förmliche Aufhebung der Pragmatiſchen Sanction nicht zu erlangen. P. ſetzte die Feier des Jubeljahres auf das je 25. Jahr feſt. — **P. III.**, 1534—49, vorher Alexander Farneſe, ein Römer von Geburt, Biſchof von Oſtia und Dekan des Cardinalcollegiums, beſtätigte den Orden der Jeſuiten, eröffnete das Concil zu Trient, betheiligte ſich durch Legaten an den Geſprächen in Worms und Regensburg zur Vergleichung mit den Proteſtanten, ordnete auf den Rath des Cardinals Caraffa eine allgemeine Inquiſition zur Unterdrückung des Proteſtantismus an und begann damit den rückſichtsloſeſten Kampf gegen die Reformation. — **P. IV.**, 1555—59, vorher Johann Petrus Caraffa, ein Neapolitaner, Biſchof von Chieti, mit Cajetan der Stifter des Ordens der Theatiner (ſ. d.), proteſtirte gegen den Augsburger Religionsfrieden und gegen die Uebertragung der Kaiſerkrone auf Ferdinand I. und handhabte die Inquiſition mit Nachdruck gegen jede Begünſtigung der prot. Richtung. Auch ließ er einen Index librorum prohibitorum aufſtellen, mit größter Strenge ketzeriſche Bücher aufſuchen und verbrennen und ſuchte nicht nur die Forderungen der Zeit zu bekämpfen, ſondern auch die alte Herrlichkeit des päpſtl. Stuhls wiederherzuſtellen. Durch ſeine Strenge, ſeinen Inquiſitionston und ſeine Politik erbitterte er das Volk und den größten Theil des Adels. Nach ſeinem Tode entſtanden in Rom heftige Tumulte. Man zerſtörte die Gebäude der Inquiſition, zerſchlug des Papſtes Bildſäulen und erließ vom Capitol ein Bando, welches befahl, alles, was an P. IV. erinnerte, zu vernichten, und diejenigen mit Todesſtrafe bedrohte, die in Rom das Wappen des Hauſes Caraffa führen würden. — **P. V.**, 1605—21, vorher Camillo Borgheſe, ein ſtarrer Kanoniſt, mußte im Kampfe mit der

im Geiste des Paul Sarpi (s. d.) handelnden Republik Venedig nachgeben, obschon er von den Jesuiten, namentlich von Bellarmin kräftig unterstützt wurde. Die Streitigkeiten über die Gnade sowie über die unbefleckte Empfängniß Mariä suchte er vergeblich dadurch zu dämpfen, daß er Stillschweigen über die Streitfragen gebot.

Paul I. (Petrowitsch), Kaiser von Rußland, 1796—1801, geb. 1. Oct. 1754, war ein Sohn des unglücklichen Kaisers Peter III. (s. d.) und der Kaiserin Katharina II. (s. d.). Der tragische Tod seines Vaters und die kalte Strenge seiner Mutter drückten früh auf die Jugend des Großfürsten, dem es weder an Talent noch an guten Eigenschaften des Gemüths fehlte. Zwar leiteten ausgezeichnete Männer, namentlich Graf Panin (s. d.) seine Erziehung, aber es fehlte doch der zartere Einfluß, welcher den ohne Zweifel angeborenen Zug seines Hauses, mistrauische Verschlossenheit und einen bis zur Gemüthsstörung getriebenen krankhaften Eigensinn, hätte mildern können. Von seiner Mutter in strenger Abhängigkeit gehalten und ohne Theilnahme an den Staatsgeschäften, deren Leitung Katharina mit Günstlingen theilte, war Paul auf sein Familienleben beschränkt und unternahm auch größere Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien; aber das Gefühl der Zurücksetzung und Unthätigkeit lastete doch auf ihm und trug nicht wenig dazu bei, seine Verbitterung und Leidenschaftlichkeit zu steigern. Als er 17. Nov. 1796 zur Regierung gelangte, begann er zunächst mit Thaten der Milde und Abstellung mancher Misbräuche, aber auch mit Handlungen der Sühne für seinen ermordeten Vater und der Strafe gegen dessen Mörder und die Günstlinge der Mutter. Neben allen Beweisen großherziger Gesinnung, z. B. gegen die Polen, gab sich doch jetzt schon sein mistrauischer Despotismus in strengen Maßregeln der Absperrung gegen das Ausland, in Ueberwachung und geheimer Polizei, wie in einzelnen Ausbrüchen gewaltthätiger Verfolgung kund. Die nämliche Mischung von Großmuth und Mistrauen, von hochherzigen Anwandlungen und asiat. Sultanslaunen, die seine innere Regierung sehr bald unberechenbar machte, prägte sich auch in seiner auswärtigen Politik aus. Erst trat er 1798 und 1799 mit allem dem monarchischen Eifer gegen die Revolution, der ihn beseelte, in den Bund der Mächte gegen Frankreich ein und machte ohne Eigennutz die größten Anstrengungen zu dem Kriege von 1799, bis er sich durch Oesterreichs und Englands Egoismus gekränkt glaubte und nun ebenso rasch ins Gegentheil umschlug. Daß seine Verbündeten manche kleine Aufmerksamkeit gegen ihn versäumt und seiner seltsamen ritterlichen Grille, Großmeister des Malteserordens zu werden, sich nicht geneigt bewiesen, hatte an diesem Wechsel den allergrößten Antheil. Bonaparte, damals Erster Consul, wußte diese persönliche Stimmung geschickt zu nützen, durch zarte Aufmerksamkeiten das Gemüth des Kaisers sich zu gewinnen und so (1800) jenen großen Wechsel in der europ. Politik vorzubereiten, der Frankreich und Rußland plötzlich eng verband, und infolge dessen Rußland bemüht war, die mittlern und kleinern Seemächte zu einem großen Bunde gegen das brit. Uebergewicht zu vereinigen. Noch greller als in der äußern Politik trat des Kaisers unglückliches Naturell in den innern Angelegenheiten zu Tage. Ein Despotismus, der nur hier und da noch durch Aeußerungen der Milde und Großmuth unterbrochen ward, Verfolgungen und Verbannungen, die sich bis zu den höchsten Kreisen ausdehnten, dazu der Einfluß unwürdiger Menschen, wie des Kammerdieners Kutaissow und der Französin Chevalier, machten die längere Dauer einer solchen Regierung zu einer moralischen Unmöglichkeit. So bildete sich eine Verschwörung, die bis in den Kreis der kaiserl. Familie nicht unbekannt war, auch wenn die Urheber zunächst nur von der unvermeidlichen Entthronung P.'s, nicht von seinem Tode sprachen. Graf Peter Pahlen, damals der einflußreichste Mann in des Kaisers Umgebung, war das Haupt der Verschwörung, die Subow, General Bennigsen, Uwarow und eine Anzahl Adelicher und Offiziere die bedeutendsten Theilnehmer. In der Nacht vom 23. März 1801 drangen sie in den Michailow'schen Palast, wo der Kaiser residirte, überraschten ihn in seinem Schlafgemach, schienen aber erst nur entschlossen, ihn zur Abdankung zu zwingen, bis entweder der Widerstand P.'s oder die Furcht und der persönliche Haß einzelner Verschworenen die tragische Katastrophe bereitete, über deren Einzelheiten sehr verschiedene Versionen existiren. Doch kam es zu einem förmlichen Handgemenge, an welchem Nikolai Subow und nach andern auch Bennigsen den thätigsten Antheil hatten, und wobei der Kaiser nach heftiger Gegenwehr gräßlich mishandelt und zuletzt durch eine Degenschärpe erdrosselt ward. Der Leichnam war so verstümmelt, daß man selbst der Gemahlin P.'s und den Großfürsten nicht gestattete, ihn zu sehen. Alexander, den man nun zum Kaiser ausrief, war in die Verschwörung nur so weit verflochten, als man ihm die Abdication seines Vaters wie eine Nothwendigkeit auch im Interesse seiner eigenen bedrohten Sicherheit darzustellen gewußt hatte. Am 10. Oct. 1773 war P. von seiner Mutter mit der Prinzessin

Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt (Natalia Alexiewna) vermählt worden. Nach deren kinderloſem Tode, 26. April 1776, ward ihm die Prinzeſſin Sophie Dorothea Auguſte von Würtemberg (Maria Feodorowna) zur Gattin beſtimmt, mit der er ſich 24. Oct. 1776 vermählte. Aus dieſer Ehe entſprangen die nachherigen Kaiſer: Alexander (ſ. d.) und Nikolaus (ſ. d.); die Großfürſten Konſtantin (ſ. d.) und Michael, geb. 8. Febr. 1798, geſt. 9. Sept. 1849, vermählt 19. Febr. 1824 mit der Tochter des Prinzen Paul von Würtemberg, Friederike Charlotte Marie, jetzigen Großfürſtin Helena Pawlowna; ferner die Großfürſtinnen: Alexandra, Braut des Königs Guſtav IV. Adolf von Schweden, dann 1799 Gemahlin des Erzherzogs Joſeph, Palatinus von Ungarn, geſt. 1801; Helena, geſt. als Erbprinzeſſin zu Mecklenburg-Schwerin 1803; Maria, Großherzogin von Sachſen-Weimar, geſt. 1859; Katharina, geſt. als Königin von Würtemberg 1819; Anna, Königin der Niederlande, geſt. 1865. Vgl. «Leben Paul's I.» (Frankf. 1804).

Paul (Friedr. Wilh.), Herzog von Würtemberg, bekannt als Reiſender und Naturforſcher, geb. 25. Juni 1797 zu Karlsruhe in Schleſien, war der zweite Sohn des 1822 verſtorbenen Herzogs Eugen aus deſſen dritter Ehe mit Herzogin Luiſe, geborenen Prinzeſſin von Stolberg-Gedern. Er erhielt ſeine Erziehung am Hofe zu Stuttgart und betrat bereits 1806 als Hauptmann à la suite die ihm durch ſeinen Stand eröffnete militäriſche Laufbahn. Durch einen ſeiner Lehrer, den Gymnaſialprofeſſor Lebret, war jedoch der Prinz für die Naturwiſſenſchaften gewonnen worden und zeigte ſich für deren Pflege bald ſo begeiſtert, daß er im Mai 1817 den activen Dienſt im würtemb. Heere wieder verließ, um ganz ſeinen Neigungen, insbeſondere ſeiner Reiſeluſt zu leben. Nachdem er die verſchiedenſten Theile Europas beſucht, wandte er ſich nach Amerika, wo er 1822—24 namentlich die Länder des Miſſiſſippi- und Miſſourigebiets ſowie Cuba durchforſchte. Seine Reiſeeindrücke theilte er ſpäter in ſeiner «Erſten Reiſe nach dem nördl. Amerika» (Stuttg. 1835) in anziehender Weiſe mit. Obgleich ſich P. 17. April 1827 mit der Prinzeſſin Sophie von Thurn und Taxis vermählt und dieſe ihm auch 3. Sept. 1828 einen Sohn, den Prinzen Maximilian, geboren hatte, ging er doch 1829 zum zweiten mal über den Atlantiſchen Ocean nach Amerika, wo er bis 1832 vorzugsweiſe ſeine Aufmerkſamkeit Mexico und den Culturreſten der alten Azteken zuwandte. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich der wiſſenſchaftlichen Bewältigung und Ordnung der heimgebrachten Sammlungen, die in dem Schloſſe Mergentheim aufgeſtellt wurden. Zugleich betrieb er daſelbſt die Cultur der Rebe ſowie die Zucht exotiſcher Pflanzen im großen. Vom Sept. 1839 bis zum Aug. 1840 machte er für ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke einen Ausflug nach den Nilländern. Nachdem er mehrere Jahre wieder den Studien obgelegen und dazwiſchen, wie von jeher, kleinere Reiſen, z. B. nach Algier, England, Frankreich, Oeſterreich, gemacht, ſchritt der Prinz 1849 zu einer dritten transatlantiſchen Reiſe, die bis zum Spätjahr 1856 währte. Er durchwanderte den ganzen Weſten Nordamerikas, den Norden Mexicos, Centralamerika, das Innere Braſiliens, Uruguay, Chile, Peru, Bolivia und Ecuador und wandte ſich dann über Panama nach Canada, Oregon und Florida. Gegen Ende 1857 durchſchnitt er zum vierten mal den Ocean, durchforſchte zunächſt von Neuorleans aus die Gebiete des untern Miſſiſſippi, ſegelte dann über den Stillen Ocean nach Auſtralien und kam im Jan. 1859 über Ceylon, Aegypten und Trieſt nach Deutſchland zurück. P. widmete ſich nun wieder ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung zu Karlsruhe, wo er ſeit dem Tode ſeines Vaters Wohnſitz genommen, ſtarb aber ſchon 25. Nov. 1860 während eines Beſuchs zu Mergentheim. Bei ſeiner Raſtloſigkeit und ſeinem Reiſetriebe war es dem Prinzen nicht vergönnt, die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen zu verarbeiten und zu veröffentlichen. Den Glanzpunkt ſeiner ungemein reichen naturhiſtor. Sammlungen zu Mergentheim bildet unſtreitig die ornitholog. Abtheilung.

Paul Veroneſe, ſ. Paolo Veroneſe.

Paulding (James Kirke), amerik. Schriftſteller, war aus einer im Staate Neuyork angeſehenen Familie 22. Aug. 1779 zu Pawling an den Ufern des Hudſon geboren. Sein Vater, der im Revolutionskriege ſein Vermögen eingebüßt hatte, konnte ihm nur eine mangelhafte Erziehung geben, die er ſpäter durch eigene Anſtrengung vervollſtändigte. In Verbindung mit ſeinem Schwager William Irving und deſſen Bruder, dem nachher ſo berühmt gewordenen Waſhington Irving (ſ. d.), begann er ſeit 1807 die Herausgabe der ſatiriſchen Zeitſchrift «Salmagundi». Der große Beifall, mit welchem das Publikum die darin enthaltenen Skizzen und Schilderungen aufnahm, veranlaßte Waſhington Irving ſowol als P., ſich der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zu widmen. Letzterer, der in ſeinen polit. Geſinnungen zur demokratiſchen Partei neigte, übernahm mit beſonderm Eifer die Vertheidigung ſeines Vaterlandes gegen die Angriffe der engl. Preſſe und ſchrieb zu dieſem Zwecke 1813 das ſatiriſche Gedicht «Lay of a Scotch

fiddle». Im folgenden Jahre erſchien das gegen die «Quarterly Review» gerichtete Pamphlet «The United States and England» und 1816 die glücklichſte ſeiner Satiren, «The diverting history of John Bull and Brother Jonathan». Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Virginien gab zu ſeinen intereſſanten «Letters from the South» Veranlaſſung. Als Dichter im höhern Sinne des Worts zeigte er ſich in dem «Backwoodsman» (1818), in welchem er das romantiſche, aber gefahr- und mühevolle Leben eines Auswanderers im fernen Weſten darſtellt. Allgemeinere Bekanntheit, auch in Europa, erwarb er ſich durch ſeine Romane. Auf «Koningsmarke» (3 Bde., Neuyork 1823), welches die Geſchichte der ſchwed. Niederlaſſung am Delaware in humoriſtiſcher Weiſe behandelt, folgte «The Dutchman's fireside» (Neuyork 1831), vielleicht die gelungenſte ſeiner Schriften; dann «Westward Ho!» (3 Bde., Neuyork 1832), eine Schilderung des Lebens in Kentucky, «The old continental» und «The Puritan and his daughter» (3 Bde., Neuyork 1849). Von ſeinen andern während dieſer Zeit veröffentlichten Werken verdienen Erwähnung: «John Bull in America» (1824), «Merry tales of the three wise men of Gotham» (1826), eine gegen den Owen'ſchen Philanthropismus, die Phrenologie und das Protectionsſyſtem gerichtete Satire; ferner die «Letters on Slavery» (1835) und eine Biographie Waſhington's für die Jugend (1835). Von ſeinen zerſtreuten Gedichten zeichnen ſich einzelne durch liebenswürdige und naive Gemüthlichkeit aus. Doch iſt P. durch und durch Amerikaner und konnte daher in Europa weder als Satiriker ſo allgemein verſtanden werden wie Irving, noch als Dichter einen ſo kosmopolitiſchen Ruf erlangen wie Longfellow. Als Politiker genoß er bei der amerik. Demokratie eines hohen Anſehens, bekleidete längere Jahre hindurch das Amt eines Marinecommiſſars im Hafen von Neuyork und war von 1837—41 unter der Präſidentſchaft van Buren's Chef des Marinedepartements der Vereinigten Staaten. Seitdem lebte er vom polit. Schauplatz zurückgezogen in ländlicher Muße zu Hyde-Park am Hudſon, wo er 9. April 1860 ſtarb.

Pauli (Georg Reinhold), namhafter deutſcher Geſchichtſchreiber, geb. 25. Mai 1823 zu Berlin, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung erſt zu Bremen, dann auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium zu Berlin, worauf er ſich ſeit Oſtern 1842 theils auf der Univerſität ſeiner Geburtsſtadt, theils zu Bonn philol. und hiſtor. Studien widmete. Er hörte vorzugsweiſe die Vorleſungen von Böckh, Lachmann, Welcker, Ritſchl, Trendelenburg, Ritter, Dahlmann, Löbell, ſchloß ſich aber frühzeitig beſonders an Ranke an, zu dem er auch in nähere Beziehungen trat. 1847 wandte ſich P. nach England und Schottland, wo er auf den dortigen Bibliotheken theils im Intereſſe ſeiner eigenen hiſtor. Forſchungen arbeitete, theils für Pertz' «Monumenta Germaniae historica» thätig war. Gleichzeitig diente er Bunſen, dem damaligen preuß. Geſandten zu London, 1849—52 als Privatſecretär, in welcher Stellung er Gelegenheit fand, mit den bedeutendſten Gelehrten und Staatsmännern Englands in Verkehr zu treten. Im Herbſt 1855 kehrte P. nach Deutſchland zurück. Er habilitirte ſich an der Univerſität zu Bonn, von wo er ſchon 1857 als ord. Profeſſor der Geſchichte nach Roſtock berufen wurde. Zu Michaelis 1859 ſiedelte er nach Tübingen über, wo er erſt in der ſtaatswiſſenſchaftlichen, dann in der philoſ. Facultät den Lehrſtuhl der Geſchichte erhielt. Anfänglich beſchränkten ſich P.'s akademiſche Vorträge vorzugsweiſe auf die Geſchichte Englands, allmählich zog er jedoch die mannichfachſten Gebiete der mittlern und neuern Geſchichte in ſein Bereich. Als die bedeutendſten unter ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die ſich ſämmtlich durch Gediegenheit der Forſchung ſowie durch lichtvolle Darſtellung auszeichnen, ſind hervorzuheben: «König Alfred und ſeine Stellung in der Geſchichte Englands» (Berl. 1851), welches Werk ſofort zweimal ins Engliſche überſetzt wurde; die treffliche Fortſetzung der von Lappenberg begonnenen «Geſchichte von England» (Bd. 3—5, Gotha 1853—58), in welcher er die engl. Geſchichte vom 12. bis zum Beginn des 16. Jahrh. geführt hat; «Bilder aus Altengland» (Gotha 1860); «Geſchichte Englands ſeit den Friedensſchlüſſen von 1814 und 1815» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1864—67); «Simon von Montfort, Graf von Leiceſter, der Schöpfer des Hauſes der Gemeinen» (Tüb. 1867). Auch beſorgte P. eine vorzügliche kritiſche Ausgabe von Gower's «Confessio amantis (3 Bde., Lond. 1857). Außerdem behandelte er in zahlreichen Beiträgen zu engl. und deutſchen hiſtor. und polit. Zeitſchriften nicht nur Gegenſtände der engl. Geſchichte, ſondern ſprach ſich auch über deutſche Angelegenheiten aus. Ein Aufſatz in den «Preuß. Jahrbüchern» (Aug. 1866), in welchem er die damaligen polit. Verhältniſſe Würtembergs einer einſchneidenden Kritik unterwarf, führte zu Differenzen mit der würtemb. Regierung, infolge deren er an das niedere Seminar zu Schönthal verſetzt wurde. Im Nov. deſſelben Jahres erfolgte ſodann ſein Austritt aus dem würtemb. Staatsdienſt. Die öffentliche Meinung ganz Deutſchlands ſprach ſich in dieſer Angelegenheit

faſt einſtimmig zu Gunſten P.'s aus, der auch alsbald von der preuß. Regierung die Profeſſur der Geſchichte zu Marburg erhielt, welche er Oſtern 1867 antrat.

Pauliciäner hießen ſeit dem 7. Jahrh. die unter dem Schutze der Bergketten des Kaukaſus und Taurus in Armenien erhaltenen Ueberreſte einer gnoſtiſchen Partei, deren Grundſätze manche Verwandtſchaft mit den manichäiſchen zeigten, vorzugsweiſe aber der Lehre des Marcion (ſ. d.) entſprachen. Daher ihre Vorliebe für Paulus, nach deſſen Begleitern ihre Vorſteher ſich nannten; auch legten ſie ihren Gemeinden die Namen Pauliniſcher Gemeinden bei. Sie verwarfen das Alte Teſtament, als von einem geringern Geiſte eingegeben, die Briefe Petri, vielleicht auch die beiden erſten Evangelien, und betrachteten die Weltgeſchichte als bewegt durch den Kampf eines guten und eines böſen Princips. Beſonders aber hoben ſie die ſittliche Seite des Chriſtenthums hervor und erklärten ſich gegen das ganze äußerliche Kirchenweſen. Als Bilderſtürmer wurden ſie von den griech. Kaiſern verfolgt oder geduldet, je nachdem dieſe dem Bilderdienſte ungünſtig oder günſtig waren. Im 9. Jahrh. mußten ſie wegen ihrer Ketzerei harte Bedrückungen leiden, unter denen viele umkamen, andere in das Gebiet der Mohammedaner flüchteten, welchen ſie in den Kämpfen gegen die Griechen beiſtanden. Die im 10. Jahrh. verſuchte Bekehrung wieder eingewanderter paulicianiſcher Gemeinden, die der griech. Kaiſer Johannes Tzimiskes nach Thrazien verſetzte, gelang weniger als die Verſuche, welche im 11. und 12. Jahrh. Alexius Komnenus machte.

Pauline (Chriſtine Wilhelmine), Fürſtin zur Lippe, geb. zu Ballenſtedt 23. Febr. 1769, eine Tochter des Fürſten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg und deſſen Gemahlin Luiſe, geborenen Herzogin von Holſtein-Plön, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung und hiermit ihr Charakter eine männliche Richtung, die ſich ſelbſt in kräftigen Geſichtszügen ausſprach. Nach der Wahl ihres Herzens vermählte ſie ſich 1796 mit dem Fürſten Leopold von Lippe-Detmold. Als dieſer 1802 ſtarb, übernahm ſie für ihren älteſten Sohn Leopold (ſ. d.) die vormundſchaftliche Regierung, die ſie in der That muſterhaft führte. Namentlich hob ſie die Leibeigenſchaft auf und traf treffliche Einrichtungen in Hinſicht der Erziehungsanſtalten. Auch gründete ſie unter anderm eine Kleinkinderſchule, die eine der erſten in Deutſchland war. Beſonders ſchätzte ſie den General-Superintendenten von Cölln, an deſſen «Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung» (4 Hefte, Lemgo, dann Frankf. 1800—4) ſie fleißigen Antheil nahm und deſſen hinterlaſſene Werke ſie herausgab. Eine geiſtvolle Dichtung von ihr, «Die Theeſtunde einer deutſchen Fürſtin», worin ſie den Geſammtberuf ihres Geſchlechts darſtellt, findet ſich in der «Iduna» (1805). Mit kluger Umſicht benahm ſie ſich gegen Napoleon. Zum Beſten ihres Landes unternahm ſie ſelbſt eine Reiſe nach Paris, wo ſie durch Einſicht und Geiſtesgegenwart dem Kaiſer Achtung einflößte und die Freundſchaft Joſephinens gewann. Als Regentin las, prüfte, erwog und verordnete ſie alles ſelbſt, muſterte ſogar ihr Truppencorps und entwarf die Etats zu deſſen Verpflegung. Der Ausführung einer von der Fürſtin 1817 entworfenen Verfaſſungsurkunde widerſetzten ſich die Landſtände. Durch Einſchreiten bewaffneter Macht wußte ſie 1812 und 1818 ihr Anſehen in den Streitigkeiten mit Lippe-Schaumburg aufrecht zu erhalten. Nachdem ſie 4. Juni 1820 die Regierung ihrem Sohne übergeben, ſtarb ſie noch in demſelben Jahre, 29. Dec.

Pauliner (Mönche), ſ. Minimen.

Paulinzelle, ein Kammergut in der ſchwarzburg-rudolſtädt. Oberherrſchaft, zum Amtsbezirke Stadt-Ilm gehörig, 2 M. von Rudolſtadt, 1 M. von Schwarzburg, iſt geſchichtlich merkwürdig durch das daſelbſt 1106 von Pauline, der Tochter des thüring. Grafen Moricho, und ihrem mit Udalrich gezeugten Sohne Werner geſtiftete Ciſtercienſer Nonnen- und Mönchskloſter, die ſich beide bis in das Zeitalter der Reformation erhielten. Daſſelbe hatte ſchon im Bauernkriege viel zu leiden und wurde 1534 durch die Grafen von Schwarzburg aufgehoben, die in den Beſitz ſeiner Güter gelangten. Durch den Blitz wurden nachmals die Gebäude zerſtört; doch gehören die noch ſehr anſehnlichen Ruinen, namentlich der Kirche, welche in einem waldumgrenzten Thale höchſt romantiſch liegen, zu den ſchönſten des Thüringerwaldes. Vgl. Heſſe, «Geſchichte des Kloſters P.» (Rudolſt. 1815); Puttrich, «Die Kirchen und ſonſtigen Alterthümer der ſchwarzburg. Länder» (Lpz. 1843).

Paullini (Chriſtian Franz), ein Polyhiſtor ſeiner Zeit, geb. zu Eiſenach 25. Febr. 1643, verlor frühzeitig ſeine Aeltern und ſtudirte mit Unterſtützung der Herzogin-Witwe Theologie, vorzugsweiſe aber Medicin auf mehrern Univerſitäten, namentlich auch in Kopenhagen unter dem berühmten Bartholin. Hierauf lebte er in Hamburg, von wo aus er Holland und England, Norwegen, Schweden, Lappland und Island bereiſte. Von der Univerſität Wittenberg erhielt er das Magiſterdiplom, von der zu Leyden die medic. Doctorwürde, auch wurde er zum gekrönten Dichter ernannt, kaiſerl. Notar und 1675 Pfalzgraf. Die ihm vom Großherzoge von Tos-

cana angetragene Professur in Pisa mußte er Krankheit halber ablehnen. Inzwischen als Leibarzt des Bischofs von Münster, Bernhard von Galen, in Korvei angestellt, ernannte ihn dieser 1677 zum Historiographen von Korvei, mit dem Auftrage, die Geschichte dieses Stifts zu schreiben. Nach dem Tode des Bischofs Bernhard 1678 überwarf sich P. bei der Derbheit und Gemeinheit seines Wesens mit allen Capitularen, sodaß diese ihn 1681 förmlich austrieben. Mit den Materialien zur Geschichte von Korvei wendete er sich nach Braunschweig, wo man ebenfalls sein Erbieten, eine korveische Geschichte zu schreiben, annahm. Doch auch Braunschweig verließ er 1686, um sich nach seiner Vaterstadt zu wenden, wo er 10. Juni 1712 starb. P. war ein eitler, ehrgeiziger, veränderlicher, aber dabei unablässig fleißiger Mann, besaß ausgebreitete Kenntnisse, aber keine eigentliche wissenschaftliche Bildung. Er compilirte die geschmacklosesten Bücher und warf Wahres und Unwahres ohne Kritik durcheinander. Abgesehen von der großen Zahl seiner wunderlichen Abhandlungen, z. B. über den Esel, den Maulwurf, die Kröte u. s. w., seiner «Heilsamen Dreckapotheke» (Frankf. 1696) und den kurzweiligen Sammelwerken, z. B. «Philos. Luststunden» (3 Bde.), sind von seinen histor. Schriften nur zu erwähnen das «Antiquitatum Germanarum syntagma» (Frankf. 1698), die «Geographia curiosa» (Frankf. 1699) und die Ausgaben der «Annales» verschiedener Klöster. Seine Geschichte von Korvei erschien nicht im Druck. Infolge der von Hirsch und Waitz nachgewiesenen Unechtheit des zuerst von Wedekind herausgegebenen «Chronicon Corbejense» wurde P. Wigand veranlaßt, in P. den Verfasser desselben zu vermuthen. (S. Korvei.)

Paulus, der Apostel Jesu Christi, mit seinem hebr. Namen Saul genannt, war zu Tarsus in Cilicien von jüd. Aeltern, doch als röm. Bürger geboren. Den lat. Namen P. scheint er nach jüd. Sitte im Verkehr mit Griechen und Römern sich beigelegt zu haben. Die blühende, auch geistig regsame Handelsstadt brachte den Jüngling frühzeitig in Berührung mit griech. Volksgeist und griech. Sitte. Aber von der Frömmigkeit seiner Aeltern zum Rabbi bestimmt, wurde er nach Jerusalem geschickt und dort unter Leitung des berühmten Gesetzeslehrers Gamaliel (s. d.) in der pharisäischen Theologie unterwiesen. Nach damaliger Sitte betrieb er neben dem Gesetzesstudium ein Handwerk, das der Grobweberei. Ein feuriger, im Wollen wie im Denken gleich energischer Geist, mit ebenso reger Phantasie wie mit scharfem Verstande begabt, dazu voll glühenden Eifers für das einmal Ergriffene, setzte er alle seine Kraft an einen unsträflichen Wandel nach dem Gesetze der Väter. Das Auftreten des Stephanus, der die Auflösung des Tempeldienstes durch den Gekreuzigten verkündete, erfüllte ihn mit leidenschaftlichem Haß gegen den Gesetzesverächter. In der Christengemeinde sah er nur einen Haufen Abtrünniger vom väterlichen Glauben und bot sich selbst dem Hohenrathe als Werkzeug an, die neue Sekte zu verfolgen. Mitten in diesem Verfolgungseifer, in dem er vor vielen andern sich hervorthat, gebot eine höhere Macht ihm Halt und wandelte den gefährlichsten Feind der neuen Messiasgemeinde in den gewaltigsten Apostel des Gekreuzigten um. Die Apostelgeschichte knüpft diese Umwandlung an eine Erscheinung Jesu Christi, welche dem P. auf dem Wege nach Damaskus, wohin er mit Vollmachten des Synedriums zur Verfolgung der dortigen Nazarener reiste, geworden sei, und seine eigenen Mittheilungen bestätigen diesen Hergang seiner Bekehrung. Die psychol. Erklärung dieser innern Umwandlung ist ebenso unerlaßlich als schwierig. Spätere Schilderungen, deren lebendige Farben deutlich die eigene schmerzliche Erfahrung verrathen, lassen auf harte innere Kämpfe zurückschließen, welche der Eiferer um Gottes Gesetz mit seinem eigenen natürlichen Ich zu bestehen hatte. Je schärfer sein nach dem Höchsten ringender Geist die sittliche Aufgabe des Gesetzes erkannte, desto klarer drängte sich ihm die Unmöglichkeit auf, derselben zu genügen. Das Evangelium von dem gekreuzigten, aber durch die Auferstehung von den Todten göttlich beglaubigten Messias schien statt des Gesetzeswegs einen neuen Heilsweg zu eröffnen: war der Gekreuzigte wirklich auferstanden, so stammte das Heil nicht mehr aus des Gesetzes Werken, sondern aus dem Glauben an ihn. Aber lange und heftig sträubte sich sein Geist gegen eine Möglichkeit, deren bloßer Gedanke ihm als ein Frevel gegen das Heiligste, was er bisher verehrt hatte, erscheinen mußte. In dieser Zeit der tiefsten Erregung seines Seelenlebens, der gewaltsamsten Anspannung aller seiner geistigen und leiblichen Kräfte, wird sich ihm gerade, als er seiner Sache gegenüber den Nazarenern am gewissesten zu sein meinte, durch eine Vision des Auferstandenen entschieden haben, was ihm selbst unbewußt schon lange in seiner Seele sich vorbereitet hatte. Von solchen visionären und ekstatischen Zuständen, die bei ihm nicht blos mit psychischer Erregung, sondern, wie es scheint, auch mit gewaltsam-nervöser Reizbarkeit des leiblichen Organismus, mit dem «Pfahle im Fleische» und den «Faustschlägen des Satan» (2 Kor. 12, 7) zusammenhingen, redet er wiederholt selbst, und ähnliche Erscheinungen

waren auch sonst der Urgemeinde nicht fremd. Aber selten stand das Nerven- und Phantasieleben unter einer gewaltigern Zucht des denkenden Geistes als bei P. Was ihm auf dem Wege der Vision zur Gewißheit geworden war, das diente ihm fortan zum Ausgangspunkt für ein mit schärfster Consequenz des Denkens entworfenes, mit der spitzigsten Dialektik vertheidigtes Gedankensystem. Der Kreuzestod und die Auferstehung Christi bilden den Mittelpunkt davon. Ist durch die Auferstehung der Gekreuzigte als der Messias erwiesen, so auch der Kreuzestod selbst als göttliche Absicht und Nothwendigkeit. Das Kreuz Christi ist das Ende des Gesetzes, da die Macht der Sünde über die Menschheit im Fleische Christi, des himmlischen Menschen, für immer ertödtet und zugleich die Herrschaft des Gesetzes, die sich nur so weit erstreckt als die Sündenknechtschaft, gebrochen ist. Und wie der Gekreuzigte nach Ertödtung von allem, was irdisch an ihm war, in verklärter Herrlichkeit nur noch ein Leben des Geistes lebt, so ist durch ihn auch die Menschheit überhaupt zu diesem neuen geistigen Leben berufen. Der einzelne wird nun des neuen Heilswegs theilhaftig, indem er durch den Glauben an Christus in die Gemeinschaft seines Todes und seiner Auferstehung tritt. Christi Tod wird ihm zugerechnet als sein eigener Tod, wodurch er von dem Gesetzesfluch und der Sündenknechtschaft erlöst wird; der Auferstandene aber verbürgt ihm seine eigene Auferstehung und gibt ihm schon jetzt seinen Geist, den Geist der Kindschaft, ins Herz, der ihm seine Versöhnung mit dem himmlischen Vater gewiß macht und das Herz mit der Kraft zu einem heiligen, dem göttlichen Willen gemäßen Leben erfüllt. Das ist der neue Weg des Heils, den Gott in dem Kreuze Christi offenbart hat, des Heils nicht aus dem Gesetz, sondern allein aus Gnaden. Ist aber das Gesetz als Heilsweg beseitigt, so fällt auch jeder Vorzug der Juden vor den Heiden zusammen. Wie beide gleicherweise Sünder sind vor dem Gesetz, so erstreckt sich auch die Gnade gleicherweise auf beide. In Christus sind überhaupt alle bisher die Menschen von den Menschen trennenden Unterschiede aufgehoben; weder Stand noch Geschlecht noch Geburt kann einen Vorzug der einen vor den andern begründen. Das «Wort vom Kreuz» ist daher recht eigentlich eine Botschaft von der gleichen Berufung aller, die glauben wollen, zum Heil, das Evangelium von der Abschaffung des mosaischen Gesetzes und von der Ebenbürtigkeit der Heiden mit den Juden im Gottesreich.

Das sind die Grundgedanken des Paulinischen Evangeliums. Mit der Dialektik und den Beweismitteln des Pharisäerthums, so auf dem Boden derselben Weltanschauung und derselben Gottesidee baute sich im Geiste des P. ein religiöses Lehrsystem auf, das nicht blos mit dem Pharisäismus, nicht blos mit dem Judenthum überhaupt, sondern auch mit dem gesetzestreuen Judenchristenthum der Urgemeinde in scharfen Gegensatz trat. Während P. den Kreuzestod Christi nur dann zu verstehen glaubte, wenn durch ihn die Scheidewand zwischen Juden und Heiden niedergerissen sei, hielten die Urgemeinden an der Bestimmung des messianischen Heils zunächst für Israel fest. Verkündigte jener die Aufhebung, so betonten diese die Erfüllung und Besiegelung des Gesetzes durch Christus und hielten nicht nur für sich an den mosaischen Satzungen fest, sondern verlangten auch die Pflichten der Heidenchristen nach den Aussprüchen des Gesetzes zu regeln. Sie konnten auf die Autorität des Alten Testaments, auf welches doch P. auch selbst seine oft überkühnen Schlußfolgen baute, auf das Beispiel Jesu selbst, ja auf manchen Ausspruch des Herrn, auf das Verständniß seiner Worte durch den von ihm persönlich erlesenen Jüngerkreis, ja selbst auf die einfachsten Forderungen der Moral sich berufen, welche durch die Lehre von der Abschaffung des Gesetzes bedroht schienen. Dennoch war auf der Seite des P. die innere Consequenz des christl. Princips, und wenn die Urgemeinde an die jüdisch-nationale Erscheinung des Meisters sich hielt, so hatte der Heidenapostel die Tragweite seiner ganzen persönlichen Wirksamkeit, die weltgeschichtliche Bedeutung der von Jesu ausgegangenen religiösen Erneuerung ungleich tiefer erfaßt. Und auch die vermeintlichen Gefahren seiner Lehre für die Sittlichkeit konnte er getrost als Misverständniß zurückweisen. Lehrte er doch ausdrücklich, daß der neue göttliche Geist, der den Gläubigen vom Vater verliehen werde, sie ganz von selbst antreibe zu jeder sittlichen That, so daß dieser Geist ihnen überhaupt erst ermögliche, wonach der Mensch unter dem Gesetze vergeblich sich strecke: die wahre innerliche Erfüllung der sittlichen Anforderungen des Gesetzes. Das Paulinische Evangelium, wie es im Streite mit schlagfertigen Gegnern immer allseitiger ausgeprägt wurde, erfaßt das innerste Wesen des Christenthums und stellt es, ob auch auf dem Boden der Weltanschauung der Alten Welt und angelehnt an eine äußere wunderbare Geschichte, zuerst als die universelle, für die ganze Menschheit bestimmte Religion und zugleich als die höchste Stufe aller religiösen Entwickelung, als die vollkommene Erlösungsreligion dar, zu welcher sich Heidenthum und Judenthum nur als elementare Vorbereitungsstufen verhielten. In dieser Erkenntniß gründete sich die Nothwendigkeit des endlichen

Sieges seiner Sache und zugleich die bleibend grundlegende Bedeutung seiner Lehre für die gesammte Geschichte der christl. Kirche bis auf den heutigen Tag.

Die eigene Lebensgeschichte des Apostels selbst weiß freilich wenig von in die Augen fallenden Siegen, desto mehr von rastlosen Mühen und ununterbrochenen Kämpfen, die seinem Wirken zuletzt ein Ziel setzten, zu erzählen. Nachdem er auf dem Wege nach Damaskus den Gekreuzigten als den auferstandenen Gottessohn erkannt, gegen den er bisher im unverständigen und sträflichen Eifer gekämpft, zog er sich längere Zeit in die Stille zurück, um einsam die neue, seinem Geiste aufgegangene Gedankenwelt zu bewältigen. Mit sich selbst und mit seinem Gott aufs Reine, sah er in der neuen Erkenntniß eine göttliche Offenbarung und seine eigene unmittelbar durch Christus erfolgte Berufung zum Heidenapostel. In diesem Sinne wirkte er zuerst an der Seite des Barnabas in der aus hellenistischen Juden und griech. Proselyten gebildeten Gemeinde zu Antiochia in Syrien und durchwanderte mit ihm gemeinsam Cypern, Pamphylien, Pisidien und Lykaonien als Reiseprediger fürs Gottesreich. Danach, als er seine gesetzesfreie Heidenmission durch den Eifer jerusalemischer Judenchristen bedroht sah, reiste er selbst nach Jerusalem, um von den ältern Aposteln die Anerkennung seines Apostolats und seiner Missionsgrundsätze zu erlangen (54 n. Chr.). Ein Compromiß kam zu Stande, der sein Werk vorläufig sicherstellte, bis bei Gelegenheit eines Besuchs des Petrus in Antiochia die nur verhüllten Gegensätze aufs neue hervorbrachen. Die ältern Apostel hatten die Befreiung der Heidenchristen vom mosaischen Gesetze nur in der Voraussetzung bewilligt, daß sie nur als Proselyten der Messiasgemeinde angeschlossen würden, deren eigentlicher Stamm, die Gläubigen aus Israel, nach wie vor dem Gesetze verpflichtet bleiben sollte. Ihnen gegenüber verkündete jetzt P. mit rückhaltsloser Entschiedenheit die Aufhebung des Gesetzes auch für die Juden und bezichtigte den Petrus, der ja auch mit Heidenchristen zu Tische gesessen, der Heuchelei. Erschrocken zogen Barnabas und viele seiner alten Freunde sich von ihm zurück, aber P. wählte sich neue Begleiter, besuchte mit ihnen die neugestifteten Gemeinden Kleinasiens und setzte dann, durch ein Traumgesicht gemahnt, von Troas nach Macedonien über. Eine ganze Reihe neuer Gemeindestiftungen zu Philippi, Thessalonich, Beröa und Korinth bezeichneten seine Spur. Ueberall verkündete er Juden und Heiden das Wort vom Kreuz als den alleinigen Heilsweg: aber auf Schritt und Tritt folgten seine Gegner ihm nach, und mehr als einmal glaubte er alle Frucht seiner Arbeit verloren. Von Korinth, wo er $1\frac{1}{2}$ Jahr lang gewirkt, verlegte er den Sitz seiner Wirksamkeit nach Ephesus, um seinen kleinasiat. Gemeinden näher zu sein, bis sein Herz ihn drängte, durch Thaten der Liebe gegen die armen Christen in Jerusalem den tiefererschütterten Frieden der Gemeinden wiederherzustellen. Noch einmal besuchte er seine macedon. und griech. Gemeinden und trat dann im Frühjahre 59 seine letzte Reise nach Jerusalem an, um die bei seinen Heidenchristen gesammelte Liebesgabe persönlich zu überbringen. Von dort wollte er wieder nach Rom, um den Gekreuzigten in der Welthauptstadt zu predigen. Aber als er den Tempel zu Jerusalem betrat, machte der Volkshaß gegen den Abtrünnigen vom Gesetze der Väter in gewaltsamer Weise sich Luft. Von den Judenchristen verlassen, wo nicht verrathen, fand er um den Preis seiner persönlichen Freiheit Schutz bei der röm. Obrigkeit. Der Statthalter Felix, der ein Lösegeld hoffte, hielt ihn zwei Jahre in Cäsarea gefangen. Der Nachfolger desselben, Porcius Festus, schickte ihn, da er an den Kaiser appellirt hatte, nach Rom. Nach stürmischer Seefahrt und nach einem Schiffbruche bei Malta langte er im Frühjahr 62 in der Welthauptstadt an, wo er zwei Jahre hindurch, wenn auch als Gefangener, das Evangelium verkünden durfte. Daß er am Ende dieser Zeit wieder freigekommen und noch neuen Missionsreisen, auf denen er auch Spanien berührt, zum zweiten mal in Gefangenschaft gerathen sei, ist eine durch kein geschichtliches Zeugniß bestätigte Vermuthung. Das Ende jener zwei Jahre in Rom fällt gerade in die Zeit der Neronischen Christenverfolgung (Juli 64), welche P. schwerlich überlebt hat.

Unter dem Namen des P. sind im neutestamentlichen Kanon 14 Briefe (Paulinische Briefe) auf uns gekommen, von denen, mit Ausnahme des Hebräerbriefs (s. d.), alle schon in den Eingangsworten als paulinisch sich darstellen. Doch sind auch von diesen dreizehn nur vier, der an die Galater, der erste und zweite an die Korinther und der an die Römer (letzterer mit Ausnahme der zwei Schlußkapitel) unzweifelhaft echt, und nach Inhalt und Stil jedenfalls am charakteristischsten für den Apostel. Der Galaterbrief und die beiden Korintherbriefe sind an Gemeinden, die P. selbst gegründet hatte, gerichtet und lassen uns in die innern Zustände jener Gemeinden, in ihr Verhältniß zu dem Apostel und in die Schwierigkeiten, mit welchen dieser zu kämpfen hatte, einen sehr deutlichen Einblick thun. Der Römerbrief, eine ebenso umfassende als planvoll angelegte Rechtfertigung des Paulinischen Evangeliums, verfolgt den Zweck, dem

P. bei den Judenchriſten zu Rom einen vorurtheilsfreien Empfang zu bereiten. Drei andere unter ſeinem Namen überlieferte Sendſchreiben, die ſog. Paſtoralbriefe (ſ. d.) ſind (vielleicht mit Ausnahme eines kurzen, dem zweiten Briefe an Timotheus zu Grunde liegenden Schreibens) ausgemacht nachapoſtoliſchen Urſprungs. Ueber die ſechs übrigen Briefe, an die Epheſer, Koloſſer, Philipper, an Philemon und zwei Briefe an die Theſſalonicher, iſt die Kritik noch nicht zum Abſchluß gekommen. Den meiſten Bedenken unterworfen ſind die beiden erſtgenannten und unter ihnen namentlich wieder aus ſprachlichen wie ſachlichen Gründen der Brief an die Epheſer, der im beſten Falle nur als eine ſpätere Bearbeitung eines echten Pauliniſchen Sendſchreibens betrachtet werden könnte. Auch den zweiten Theſſalonicherbrief treffen ſehr ſtarke Verdachtsgründe. Günſtiger urtheilt die Kritik meiſt über den Philipperbrief, den erſten an die Theſſalonicher und den kleinen Brief an Philemon, doch hat die Schule Baur's (ſ. d.) auch dieſe als unecht verworfen. Vgl. Hemſen, «Der Apoſtel P., ſein Leben, Wirken und ſeine Schriften» (Gött. 1830); Uſteri, «Entwickelung des Pauliniſchen Lehrbegriffs» (Zür. 1824; 6. Aufl. 1851); Dähne, «Entwickelung des Pauliniſchen Lehrbegriffs» (Halle 1835); Schrader, «Der Apoſtel P.» (5 Bde., Lpz. 1830—36); Howſon, «The life and epistles of S. Paul» (2 Thle., Lond. 1856); Baur, «P., der Apoſtel Jeſu Chriſti» (Tüb. 1845; 2. Aufl., 2 Bde., herausg. von Zeller, Lpz. 1866—67); Hausrath, «Der Apoſtel P.» (Heidelb. 1865); Lang, «Religiöſe Charaktere» (Bd. 1, Winterth. 1862).

Paulus Diakonus (alſo, oder auch Levita, benannt von ſeinem geiſtlichen Amte), des Warnefrid Sohn, der bedeutendſte longobard. Geſchichtſchreiber und einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, war geboren um 730 in Forojulii und ſtammte aus einem edeln longobard. Geſchlechte in Friaul. Er genoß eine treffliche Erziehung in Pavia am Hofe des longobard. Königs Ratchis und ſcheint auch unter deſſen Nachfolgern Aiſtulf und Deſiderius am Königshofe verblieben zu ſein. Wahrſcheinlich hat er auch Adelperga, des Deſiderius Tochter, deren Studien er leitete, an den Hof ihres Gemahls, des Herzogs Arichis von Benevent, begleitet. Für ſie ſchrieb er, ſchon in den geiſtlichen Stand getreten, vor 781 eines ſeiner Hauptwerke, die «Historia Romana», indem er den Eutrop aus andern Quellen erweiterte und in ſechs Büchern vorläufig bis auf den Fall der Gothenherrſchaft fortſetzte, mit der Abſicht, ſpäter noch bis auf ſeine eigene Zeit herabzugehen. Als eine Compilation aus noch bekannten Schriften hat dies Werk zwar für uns keinen Quellenwerth, ward aber für das ganze Mittelalter von hoher Bedeutung, wie ſeine zahlreichen Handſchriften, Ueberarbeitungen, Fortſetzungen und Benutzungen bezeugen. Eine Ausgabe des echten Textes fehlt noch, doch iſt ein großer Theil deſſelben gedruckt, nebſt den Ueberarbeitungen, von denen eine unter dem Titel «Historia miscella» bekannt iſt, am beſten bei Muratori «Rerum Italicarum scriptores» (Bd. 1, Mail. 1728). 781 war P. bereits Mönch in Monte-Caſino, dem berühmteſten Kloſter ſeiner Zeit, und wandte ſich bald darauf von dort nach Frankreich, vielleicht um die Freilaſſung ſeines bei dem Aufſtande vom J. 776 gefangenen Bruders zu erbitten, vielleicht auch von Karl ſelbſt wegen ſeiner Gelehrſamkeit aus Monte-Caſino berufen. Bei Karl d. Gr. ſtand P. in vorzüglicher Gunſt und trug weſentlich bei zur Förderung von deſſen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Er verpflanzte das Studium der griech. Sprache nach Frankreich, beſorgte um 783 in Karl's Auftrage eine aus den beſten Schriftſtellern gezogene Homilienſammlung: «Omiliarius» (von 1482—1569 oft gedruckt, auch ins Deutſche und Spaniſche überſetzt), welche durch viele Jahrhunderte im Gebrauch blieb. Bald darauf ſchrieb er auf Bitten des metzer Biſchofs Angilram eine Geſchichte der Biſchöfe von Metz («Gesta episcoporum Mettensium», am beſten gedruckt in Pertz' «Monumenta Germaniae historica», Bd. 2), das älteſte Werk derart dieſſeit der Alpen. Schon 787 traf er indeſſen aus Sehnſucht nach der Heimat wieder in Monte-Caſino ein, wo er auch bis zu ſeinem Tode (angeblich 13. April 797) verblieb. Hier nahm er den Plan ſeines frühern Geſchichtswerks wieder auf, führte ihn aber in veränderter Geſtalt aus, als Geſchichte ſeines Volks, in welche er die griechiſche und fränkiſche gelegentlich verwob («Historia Langobardorum», zehnmal gedruckt und ſtets nach überarbeitetem Texte, zuerſt Paris 1514, zuletzt und am beſten bei Muratori; deutſch nach einer überarbeiteten Handſchrift von Spruner, Hamb. 1838, nach dem echten Texte von Abel, Berl. 1849). Als er damit bis zu Liutprant's Tode (744) gediehen war, überraſchte ihn der Tod. Die bedeutende Wirkung des Buchs bezeugen über 100 bekannte Handſchriften, 10 Fortſetzungen, über 15 Auszüge und eine ununterbrochene Benutzung durch die ſpätern Geſchichtſchreiber bis tief ins 15. Jahrh. hinein. Außerdem ſind noch von P. vorhanden eine Anzahl Gedichte und Briefe und einige theol. Schriften. Wahrheitsliebe, Unparteilichkeit, verſtändige Auswahl und Benutzung ſeiner Quellen und eine ſchlichte

Darstellung in einem für seine Zeit sehr reinen Stile zeichnen P. als Geschichtschreiber aus. Eine kritische Ausgabe seiner Werke steht zu erwarten in den «Monumenta Germaniae historica» von Bethmann, der auch bereits über seine schon sehr früh (seit dem Salernitaner Chronisten um 978) sagenhaft ausgeschmückte Lebensgeschichte wie über seine Schriften und die Geschichtschreibung der Longobarden überhaupt eine meisterhafte Untersuchung geliefert hat im «Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» (Bd. 10, Hannov. 1851).

Paulus von Samosata, seit 260 Bischof von Antiochia, erregte durch seine Erneuerung der ältern Lehre, daß Jesus wesentlich Mensch gewesen, in welchem der Logos als Kraft Gottes gewohnt habe, den Widerspruch der herrschenden Theologie, wurde auf zwei antiochenischen Synoden 264 und 269 als Ketzer angeklagt und endlich seines Amts entsetzt. Der Schutz, den ihm die Königin Zenobia von Palmyra gewährte, war nur vorübergehend, denn Kaiser Aurelianus besiegte diese 272. Einzelne Samosatener kamen noch bis in das 4. Jahrh. vor.

Paulus (Heinrich Eberh. Gottlob), verdienter deutscher Theolog, geb. 1. Sept. 1761 zu Leonberg bei Stuttgart, besuchte die Schule und das Stift zu Tübingen und widmete sich hierauf zu Göttingen dem Studium der orient. Sprachen, das er in London und Paris fortsetzte, worauf er 1789 einen Ruf als Professor der orient. Sprachen nach Jena erhielt. Hier beschäftigte ihn vorzugsweise die vom Orientalismus abhängige Erklärung des Alten und Neuen Testaments in psychologisch-histor. Weise, wie sie erkennbar ist in seinem «Philologisch-kritischen und histor. Commentar über das Neue Testament» (4 Bde., Lüb. 1800—4; 2. Aufl., Lpz. 1804—8) und in andern Schriften. Nach derselben Methode suchte er das Alte Testament zu erklären, z. B. in der «Clavis über die Psalmen» (Jena 1791; 2. Aufl. 1815) und in der «Clavis über den Jesaias» (Jena 1793). Nach Döderlein's Tode wurde er 1793 Professor der Theologie. Aus Rücksicht auf seine Gesundheit ging er 1803 in gleicher Eigenschaft nach Würzburg, wo er zugleich kurpfälz. Landesdirections- und Consistorialrath wurde. Von hier kam er 1808 als Landesdirectionsrath in Kirchen- und Schulsachen nach Bamberg, 1809 in gleicher Eigenschaft nach Nürnberg und 1811 nach Ansbach. Noch in demselben Jahre wurde er durch seine Berufung als Professor der Exegese und Kirchengeschichte nach Heidelberg dem akademischen Leben und hiermit der literarischen Thätigkeit zurückgegeben. Seit 1814 veranlaßten ihn die Verfassungsangelegenheiten seines Vaterlandes Würtemberg, nach dieser Seite hin schriftstellerisch zu wirken. So entstand die historisch-publicistische Zeitschrift «Sophronizon» (1819—29), welche durch Darstellungen allgemein wichtiger Zeitgegenstände sich auf vielen Seiten Beifall erwarb. Seiner Beleuchtung der in dem Processe gegen Fonk (s. d.) begangenen Rechtsverletzungen verdankte er die jurist. Doctorwürde von seiten der Universität zu Freiburg. Als theol. Schriftsteller gehört er zu den Hauptvertretern des historisch-kritischen Rationalismus, dessen Vorzüge und Schwächen bei ihm mit gleicher Schärfe ausgeprägt sind. Seine natürliche Wundererklärung hat vielfach den Spott gegen ihn herausgefordert, sein in seiner nüchterner Denkweise begründeter Gegensatz gegen die speculative Theologie verleitete ihn nicht selten zu ungerechter Schroffheit; dennoch hat er nach vielen Seiten hin freisinnig gewirkt, und seine Warnungen vor Mysticismus und Jesuitismus erwiesen sich trotz des Hohnes der Zeitgenossen nur allzu begründet. Der Vertheidigung eines freisinnigen Protestantismus dienten namentlich seine Zeitschriften «Der Denkgläubige» (Heidelb. 1825—29) und «Kirchenbeleuchtungen» (1827). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen seine «Memorabilien» (8 Stück, Lpz. 1791—96); «Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient» (7 Bde., Jena 1792—1803); «Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums» (2 Bde., Heidelb. 1828); «Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte» (Brem. 1830; 2. Aufl. 1834); «Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien» (3 Bde., Heidelb. 1830—33; neue Aufl. 1841—42) und die von ihm mit Kritik herausgegebenen «Vorlesungen Schelling's über die Offenbarung» (Darmst. 1843), wodurch er sich in einen Rechtsstreit verwickelt sah. Seit 1844 Alters halber in Ruhestand versetzt, starb er 10. Aug. 1851. Seine Gattin, Karoline P., die Tochter seines Oheims, des würtemb. Oberamtmanns Gottlieb Friedrich P., geb. 14. Dec. 1767 zu Schorndorf, vermählt 1789, gest. 11. März 1844 zu Heidelberg, war eine Frau von hoher Geistesbildung und hat sich auch als Romanschriftstellerin bekannt gemacht. Auch ihre Tochter, Emilie P., geb. um 1791 zu Jena, 1818 auf kurze Zeit mit Aug. Wilh. von Schlegel vermählt, gest. 1847, hat sich auf literarischem Gebiet versucht. Vgl. Paulus, «Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte» (Heidelb. 1839); Reichlin-Meldegg, «P. und seine Zeit» (2 Bde., Stuttg. 1853).

Paumótu oder Pomótu, jetzt officiell Tuamótu, d. h. Entfernte Inseln, auch unter den Namen Perleninseln, Niedrige Inseln (Archipel des Iles Basses; engl. Low Archipelago), Gefährliche Inseln oder Archipel des Bösen Meeres (Archipel Dangereux oder de la Mer Mauvaise) bekannt, ist ein weitläufiger Inselschwarm Polynesiens in der Südsee, der sich im S. der Marquesas- und im NO., O. und SO. der Gesellschaftsinseln über 11 Breiten- und 24 Längengrade erstreckt und aus 80 Atolls (s. d.) oder Laguneninseln der Korallenformation besteht. Wie der ganze Archipel, so sind auch die einzelnen Atolls von Nordwesten gegen Südosten gerichtet und langgestreckt. Die größten, meisten und einander am nächsten liegenden finden sich im Nordwesten, während die südöstlichen kleiner und durch breitere Meeresräume voneinander getrennt sind. Das allenthalben mit Korallenriffen und Klippen besäete, wegen der heftigen Brandungen der Schiffahrt höchst gefährliche Meer ist seit alter Zeit unter dem Namen des Bösen Meeres berüchtigt. Die Riffe der Atolls haben zum Theil eine Breite von 1230—1540 F. Die meisten umschließen eine Lagune, die bei Nairoa 25 M. und Fakarawa 22½ M. Umfang erreicht. Die größern der gewöhnlich sehr tiefen Lagunen haben einen oder mehrere das Riff durchsetzende Eingangskanäle für Boote, manche für Schiffe jeder Art. Mit Ausnahme von vier sind die Inseln flach, nur wenige Fuß mit Erde bedeckt. Die Vegetation wie das Thierreich zeigen sich infolge des wasserlosen Kalkbodens überaus dürftig. Doch sind jetzt alle Inseln mit Kokospalmen bepflanzt, welche zum größten Theil die Existenz und den Verkehr der Einwohner bedingen. Desto größer ist der Reichthum an Seethieren. Die vier hohen, von dem Typus der übrigen ganz verschiedenen Inseln sind Elizabeth, das südwestlicher gelegene Pitcairn (s. d.), Makatea (ganz aus Madreporenkalk bestehend, der wallartig zum Strande abfällt) und ganz besonders die Mangarewa- oder Gambiergruppe im südöstl. Theile des Archipels, nahe dem Wendekreise, die 1797 von Wilson entdeckt und nach dem Admiral Gambier benannt wurde. Es ist dies ein großes Korallenriff, das eine brauchbare Hafenlagune von 98 F. Tiefe mit drei Eingängen und sieben hohen Inseln vulkanischen Ursprungs umschließt, welche jedoch zusammen nur 0,54 Q.-M. einnehmen. Die Hauptinsel Mangarewa, 0,34 Q.-M. groß, erhebt sich im Duff oder Duft 1543 F. hoch. Die andern sind Tarawai, Aokene, Akmaru und drei ganz kleine Eilande. Die Inseln sind außerordentlich steil und wild, mit Vegetation bedeckt und, was auf der langen Strecke von der Küste Chiles nach Tahiti nur hier und auf Pitcairn der Fall, mit reinem, gutem Trinkwasser versehen. Ueberdies haben die Mangarewa-Inseln gute Holzarten, eßbare und nahrhafte Wurzeln, Ti-Pflanzen (Dracaena terminalis), süße Bataten, Zuckerrohr, Wassermelonen, Kokospalmen, Brotfrüchte, Platanen und Bananen. Die Bevölkerung des Archipels, deren Zahl 1864 von der franz. Regierung auf 8000 Individuen geschätzt ward und am dichtesten auf Anaa (1300) und der Mangarewagruppe (1500) beisammenwohnt, unterscheidet sich körperlich von den Tahitiern nur durch die Einflüsse, die sich aus ihrer Lebensweise ergeben. Früher waren die Bewohner Anthropophagen und sind es auch noch auf den östlichsten Inseln, die nicht unter tahitischem Einflusse stehen. Die westl. Inseln kamen schon früher in Abhängigkeit von Tahiti und geriethen mit diesem 1844 unter das franz. Protectorat, das sich bald über den ganzen Archipel erstreckte. Auf Anaa, das vier Dörfer mit vier Häuptlingen zählt und die bevölkertste und civilisirteste Insel ist, unterhalten die Franzosen einen Beamten, der die Aufsicht über die westl. Inseln führt. Von Tahiti aus erhielten die Bewohner der westl. Inseln auch die prot. Religion, der sie, obgleich die Katholiken auf Anaa eine Mission gegründet, eifrig treu geblieben. Ihr Kokosöl und die Perlen, die sie aus den Lagunen fischen, setzen sie an die europ. Kaufleute zu Papeete auf Tahiti ab, welcher Verkehr sehr zur Civilisation beigetragen hat. Die erste Entdeckung des Archipels geschah durch den Spanier Pedro Fernandez Quiros, welcher 1606 die im äußersten Südosten gelegenen Eilande Ducie und Elizabeth erblickte. Dann berührten 1616 die Holländer Le Maire und Schouten, die Entdecker des Cap Hoorn, die Inselkette. Auch Roggeveen 1721, Wallis 1767, Bougainville 1768, Cook 1769 berührten oder durchschnitten sie. Doch erst im 19. Jahrh. sind die Inseln, besonders durch den Russen Bellinghausen 1819, den Engländer Beechey 1821 und den Amerikaner Wilkes 1839, genauer erforscht worden.

Pauperismus (vom lat. pauper, arm), ein neues, von den Franzosen gebildetes Wort, bezeichnet den dauernden Mißzustand der unvermögenden, handarbeitenden Klasse eines Landes, in welchen diese verfällt, wenn sie nicht nur keine genügende Arbeit hat, sondern auch der Arbeitslohn so tief steht, daß derselbe die Kosten der Lebensbedürfnisse des Arbeiters und seiner Familie nicht mehr deckt und deshalb die Arbeiterbevölkerung in Massenarmuth verfällt. Zeitweise kann zwar ein ähnlicher Zustand durch Krieg, Theuerung der Lebensmittel, Epidemien,

gewerbliche Stockungen u. ſ. w. eintreten, aber dieſe vorübergehende Erſcheinung iſt nicht als P. zu bezeichnen, dem ganz andere Urſachen zu Grunde liegen. Der P. entſpringt aus dem Misverhältniſſe des Angebots der Arbeit zur Nachfrage, der zu großen Zahl der Arbeiter zur vorhandenen Arbeit, der Niedrigkeit des Arbeitslohnes zur Höhe der Koſten der Lebensbedürfniſſe, und nur eine weſentliche Umgeſtaltung der ſocialen und wirthſchaftlichen Verhältniſſe würde ihn ganz beſeitigen können. Ohne Zweifel herrſchte der alſo definirte P. ſchon in frühern Jahrhunderten, aber er hat ſich in unſerer Zeit bei der Entwickelung des Induſtrieweſens ausgedehnt, iſt intenſiver und infolge des moraliſchen und polit. Erwachens der niedern Volksklaſſen fühlbarer, darum auch für die beſtehenden geſellſchaftlichen Verhältniſſe gefährlicher geworden. Die Syſteme des Communismus (ſ. d.) und Socialismus (ſ. d.) ſtellen ſich im Grunde die Beſeitigung des P. und ſeiner Conſequenzen zur Aufgabe, nur iſt ihre praktiſche Durchführung unmöglich, weil dieſe die Lähmung und Vernichtung unſerer geſammten Culturentwickelung nach ſich ziehen würde. Die Mittel, welche uns zur Zeit gegen den P. zu Gebote ſtehen, ſind blos ſolche, die einen ſehr allmählichen Umſchwung in der Lage der niedern Volksklaſſen anbahnen und möglich machen. Vor allem wird es darauf ankommen, dafür Sorge zu tragen, daß alle ungerechtfertigten Schranken des gewerblichen Verkehrs fallen, damit die wirthſchaftliche Thätigkeit des Volks ſich vollſtändig entwickeln kann. Man wird ferner für eine körperlich und geiſtig geſunde, womöglich auch techniſch tüchtige Heranbildung der jugendlichen Arbeiterbevölkerung zu ſorgen haben. Man wird die Feſſeln löſen müſſen, die den Arbeiter noch an den Ort binden, wo er zufällig lebt, und die ihn hindern, ſeine Fortbildung und ſeinen Verdienſt da zu ſuchen, wo er dieſe findet. Endlich wird man die Arbeiterbevölkerung vor übermäßigen Steuern und Laſten zu bewahren, dagegen aber in ihr die Aſſociationen zur Abwehr drohender Unglücksfälle, zur Beſchaffung billiger Lebensmittel u. ſ. w. zu begünſtigen haben. Damit iſt allerdings nicht alles geſchehen, was geſchehen müßte, aber doch das, was Staat und Gemeinde zunächſt zu leiſten vermögen, und was dem Arbeiterſtande ſeine auf Selbſthülfe baſirten Beſtrebungen erleichtert. Den Weg zu finden, der zu einer durchgreifenden Beſſerung und Verhinderung jener Zuſtände führt, ſcheint nur der Zukunft vorbehalten zu ſein. Vgl. über P. außer den ungemein zahlreichen Schriften über Armenweſen, die Arbeiterverhältniſſe und Socialismus insbeſondere aus neuerer Zeit die Arbeiten von Dégerando (ſ. d.); ferner von Morague, «Du paupérisme et de la mendicité» (Par. 1834); Villermé, «Tableau de l'état physique et moral des ouvriers» (Par. 1840); Villeneuve-Bargemont, «Économie politique chrétienne» (Par. 1834); Moreau-Chriſtophe, «Du problème de la misère et de sa solution» (3 Bde., Par. 1851); Cherbuliez, «Études sur les causes de la misère tant morale que physique» (Par. 1853); Rocquancourt, «Essai sur le paupérisme» (Par. 1860); Baumſtark, «Zur Geſchichte der arbeitenden Klaſſe» (Greifsw. 1853); Glaſer, «Ueber die Lage der arbeitenden Klaſſen» (Berl. 1863); Le Play, «Les ouvriers européens» (Par. 1855); Buret, «De la misère des classes labourieuses en France et Angleterre» (2 Bde., Par. 1841); Schmidt, «Unterſuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus» (Lpz. 1836); derſelbe, «Ueber die Zuſtände der Verarmung in Deutſchland» (Lpz. 1837); Engels, «Die Lage der arbeitenden Klaſſe in England» (Lpz. 1845); Kleinſchrod, «Der Pauperismus in England» (Regensb. 1845); Audiganne, «Les populations ouvrières et les industries de la France» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1860); Bechard, «De l'état de paupérisme en France» (Par. 1852); Ducpétiaux, «Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres» (Brüſſ. 1850), u. ſ. w.

Pauſanias, der Sohn des Kleombrotos, führte die Regentſchaft in Sparta während der Minderjährigkeit ſeines Vetters Pleiſtarchos, des Sohnes des Leonidas. Er befehligte das verbündete Heer der Griechen in der Schlacht bei Platää (ſ. d.), 479 v. Chr., zog hierauf vor Theben, welches ihm die Häupter der perſ. Partei zur Beſtrafung ausliefern mußte, und ſetzte dann den Kampf gegen die Perſer in Aſien durch die Eroberung von Byzanz mit Erfolg fort. Dieſes Glück verleitete ihn zu ſolcher Anmaßung und Uebermuth, daß er ſich den Sieg bei Platää allein zuſchrieb. Während nun Ariſtides und Cimon, die unter ihm befehligten, durch Herablaſſung alle für ſich gewannen, mishandelte er die Bundesgenoſſen und betrachtete ſich und die Spartaner als die Gebieter der übrigen Griechen. Endlich trat er ſogar mit Xerxes in geheime Unterhandlung, um ſich zum Herrn von ganz Griechenland zu machen, entſagte ſelbſt äußerlich den ſpartan. Sitten, indem er perſ. Kleidung und Gewohnheiten annahm, und erregte ſo die allgemeine Unzufriedenheit der griech. Bundesgenoſſen, weshalb ihn die Spartaner zurückriefen. Kaum aber hatte man ihn in Berückſichtigung ſeiner frühern Verdienſte oder aus Mangel

an ausreichenden Beweiſen freigeſprochen, als er ſich auf eigene Hand wieder nach Babylon begab und dort thraziſche Söldner in Dienſt nahm, bis ihn die Athener nöthigten, ſich nach Troas zurückzuziehen. Von den Ephoren zurückgerufen, um ſich zu verantworten, blieb er in Sparta unangefochten und konnte ſogar ſeinen verrätheriſchen Briefwechſel mit Artabazos, einem Satrapen des Perſerkönigs, fortſetzen, bis der Bote, den er mit dem entſcheidenden Briefe abſenden wollte, dieſen den Ephoren übergab. Als dieſe ihn nun vor Gericht forderten, um die ganze Strenge des Geſetzes gegen ihn anzuwenden, flüchtete er ſich in den Tempel der Athene Chalkioikos auf der Akropolis von Sparta. Das Volk verſchloß hierauf die Pforten des Tempels durch Anhäufen von Steinmaſſen, wobei ſeine Mutter zuerſt mit Hand anlegte, und P. mußte auf dieſe Weiſe verhungern. Ein Abriß ſeines Lebens iſt von Cornelius Nepos vorhanden.

Pauſanias aus Magneſia am Sipylos in Kleinaſien bereiſte unter Hadrian und den Antoninen Griechenland, Kleinaſien, Syrien, Aegypten, Libyen und Italien und verfaßte in längern Zwiſchenräumen, etwa zwiſchen 160—180 n. Chr., einen Bericht über einen Theil dieſer Reiſen, ſeine Periegeſis von Hellas, in 10 Büchern, von denen Buch 1 Attika und Megaris, Buch 2 Korinth und das übrige Argolis, Buch 3 Lakonien, Buch 4 Meſſenien, Buch 5 und 6 Elis (das wegen der Fülle von Kunſtwerken, die in Olympia zuſammengehäuft waren, zwei Bücher einnimmt), Buch 7 Achaja, Buch 8 Arkadien, Buch 9 Böotien und Buch 10 Phocis (mit Delphi) behandelt. Sein Hauptaugenmerk iſt die Beſchreibung der an den von ihm beſuchten Orten befindlichen Kunſtwerke, woran er oft ſehr weitläufige mytholog. und hiſtor. Erörterungen und Excurſe anknüpft; doch iſt er nicht nur für die antike Kunſtgeſchichte, ſondern auch für die Topographie Griechenlands unſere Hauptquelle. Sein Stil, in welchem er den Herodot nachzuahmen ſucht, leidet vielfach an Nachläſſigkeit und Unklarheit, Mängel, die im erſten Buche am ſtärkſten hervortreten. Die beſten Ausgaben ſind die von Siebelis (5 Bde., Lpz. 1822—28), J. Bekker (2 Bde., Berl. 1826), Schubart und Walz (3 Bde., Lpz. 1838—39), L. Dindorf (Par. 1845) und die Handausgabe von Schubart (2 Bde., Lpz. 1853); die beſten deutſchen Ueberſetzungen die von Siebelis und Reichardt (9 Bdchn., Stuttg. 1827—29) und von Schubart (9 Bdchn., Stuttg. 1857—66). Von dem Periegeten P. iſt zu unterſcheiden der ungefähr gleichzeitige Rhetor P. aus Cäſarea in Kappadocien, ein Schüler des Herodes Atticus, Lehrer der Sophiſtik in Athen und in Rom.

Pauſe (lat.), d. h. Ruhe, nennt man vorzugsweiſe in der Muſik das Schweigen der Stimmen an gewiſſen Stellen eines Tonſtücks ſowie auch das Zeichen, das dieſen Stillſtand und ſeine Dauer anzeigt. Generalpauſe heißt die allgemeine P. ſämmtlicher Inſtrumente. Ganz kurze P. nennt man, weil ſie nur des Athem- oder Kraftſchöpfens wegen da ſind, Sospiren. Neben den P., als Ruhepunkten, gibt es auch ſog. Gefühlspauſen.

Pauſilippo, Poſilipo, ein Berg auf der ſüdweſtl. Seite Neapels, dicht bei der Stadt, iſt beſonders wegen des Felſenwegs, der ſog. Grotte von P., merkwürdig, der, am öſtl. Eingang 80—90, in der Mitte 20—50 F. hoch, 24—30 F. breit und ungefähr 1000 Schritte lang, in gerader Linie durch den Berg von Neapel nach Pozzuoli führt und eine der belebteſten Landſtraßen bildet. Unter Auguſtus auf Befehl des Agrippa vom Baumeiſter Cocceius als Tunnel und Fahrſtraße durch den Hügelzug gebrochen, wurde die Straße von König Alfons I. um 1442 erweitert und auch noch ſpäter breiter und höher gemacht, gepflaſtert und mit Luftlöchern verſehen. Der Fels, vulkaniſcher Tuffſtein, iſt überaus feſt und nie durch ein Erdbeben erſchüttert worden. Am Eingange und in der Mitte der Grotte ſtehen kleine Kapellen der Jungfrau Maria; über der Grotte finden ſich Reſte einer Waſſerleitung und das ſog. Grabmal Virgil's. Um den Weg durch die Grotte zu umgehen, wurde 1822 eine Kunſtſtraße über den P. nach Pozzuoli angelegt. Der Durchſtich wird von Strabo, Dio Caſſius, Plinius, Seneca und Petronius, von beiden letztern unter dem Namen Crypta-Neapolitana erwähnt. Der Name P. wurde auf ihn und den ganzen Berg von der nahegelegenen Villa Pauſilypum, griech. Pauſilypon (die Gramſtillende, Sans souci) übertragen, welche der berüchtigte Schlemmer Vedius Pollio dem Auguſtus vermachte, und die ihre Benennung vollkommen gerechtfertigt haben ſoll. Nahe dem öſtl. Eingange zeigt man auf der Höhe unter Weinpflanzungen das ſog. Grab des Virgilius, jedenfalls ein röm. Grabgewölbe (Columbarium), eine Kammer von 15 F. im Quadrat, mit drei Fenſtern, gewölbter Decke und zehn Wandniſchen für Aſchenkrüge.

Pavia, das alte Ticinum, ſpäter Papia genannt, eine der älteſten Städte Italiens, die Hauptſtadt der gleichnamigen lombard. Provinz (60½ Q.-M. mit 419785 E. Ende 1861) im Königreich Italien, Sitz eines Bisthums, der Präfectur für die Provinz, eines Tribunals erſter Inſtanz und anderer Behörden ſowie einer Handels- und Gewerbekammer, liegt an der

Eisenbahn von Mailand nach Alessandria und am Ticino, aus welchem von hier ein durch seine Schleusen merkwürdiger, seit 1819 vollendeter Kanal, der Naviglio di Pavia, nach Mailand führt, und den eine 340 Schritte lange bedeckte, marmorne Brücke, ein 1351 errichtetes Meisterwerk, überspannt. Die Stadt zählt 28670 E., ist durch eine Citadelle befestigt und hat breite Straßen mit Trottoirs, einige schöne Plätze, aber wenige ausgezeichnete Paläste. Unter den Kirchen zeichnen sich aus die Domkirche aus dem 15. Jahrh. mit dem Grabmale des heil. Augustinus, namentlich aber die schöne Kirche Sta.-Maria Coronata. Die besonders im Mittelalter so berühmte Universität, in einem prachtvollen Gebäude, soll Karl d. Gr. ihre Entstehung verdanken. Neu gestiftet wurde sie 1361 von Galeazzo Visconti und später erneuert (so in neuerer Zeit 1770, 1817 und 1859). Dieselbe umfaßt drei Facultäten, für Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie, mathematische und Naturwissenschaften, mit beigegebenen Lehrkanzeln für Philosophie und Literatur, und besitzt reiche Sammlungen, eine Bibliothek von 130000 Bänden und einen Botanischen Garten. Die Frequenz betrug 1864/5 1200 Studirende, die Zahl der Docenten 46. Außerdem hat P. ein bischöfl. Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Kunstschule, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. Die Stadt unterhält jährlich eine bedeutende Messe und treibt Handel mit Wein, Oel, Seide, Käse u. s. w. Ein besonderer Handelsartikel sind die Vipern, die hier gefangen und zur Theriakbereitung nach Venedig verkauft werden. Die Umgegend ist an Reisfeldern überaus reich. In der Nähe der Stadt liegt das berühmte Kartäuserkloster Certosa di Pavia (s. d.). Nahe bei demselben wurde 774 der letzte Longobardenkönig Desiderius von Karl d. Gr. und 1525 Franz I. im Kriege gegen Karl V. gefangen genommen. Die Stadt P. war seit Alboin 568 Hauptstadt des Longobardischen Reichs, bis Karl d. Gr. 774 dasselbe eroberte. Kaiser Otto I. ließ sich hier 951 zum lombard. Könige krönen. Mit Mailand hatte P. mehrmals, namentlich 1059, heftige Kämpfe zu bestehen; in den ghibellinisch-guelfischen Streitigkeiten schloß es sich meist an die Partei der deutschen Kaiser an. Später herrschte in P. die Familie Beccaria; dann kam es unter Mailand, mit diesem 1756 an Oesterreich. 1796 brach hier ein Aufstand aus, infolge dessen die Stadt von den Franzosen erstürmt und geplündert wurde. Auch 1848 war P. mehrmals der Schauplatz von Unruhen. Am 20. März erhob sich ein blutiger Aufruhr, welcher den Abzug der Oesterreicher und den Einzug der sardin. Freischaren zur Folge hatte. 1859 wurde P. mit der Lombardei von Oesterreich an Frankreich und von diesem an Sardinien abgetreten.

Pavian (Cynocephalus), eine natürliche und sehr charakteristische Affengattung der Alten Welt, ist durch die sehr verlängerte Schnauze, ihre hundsähnliche Physiognomie, großen Gesäßschwielen, ihr fürchterliches Gebiß mit sehr großen und starken Eckzähnen und ihre Wildheit ausgezeichnet. Die P. sind stark, grimmig, unzähmbar, die wildesten und brutalsten unter allen Affen; in ihren Handlungen legen sie Wildheit, Bosheit und ursachlosen Haß gegen alles an den Tag, was ihnen in den Weg kommt. Sie nähren sich von Früchten, Körnern, Wurzeln und Insekten und pflegen ihre Nahrung in den geräumigen Backentaschen fortzutragen. Mit Ausnahme des schwarzen P. auf Celebes gehören sie sämmtlich Afrika an. Zu ihnen gehört der Mandrill (s. d.); der Drill (C. leucophaeus), welcher dem Mandrill ziemlich ähnlich ist, aber ein glänzend schwarzes Gesicht hat; der Bärenpavian (C. porcarius), der Mantelpavian (C. hamadryas) aus Abyssinien u. s. w.

Pavillon (franz., vom lat. papilio, d. i. Schmetterling, dann Zelt, Zeltdach) heißt ein viereckiges Gebäude, in der Mitte zwischen zwei Flügeln oder auf den Ecken angebracht, oder bisweilen auch freistehend, wegen der Aehnlichkeit seiner Gestalt mit der eines Lagerzeltes. Gewöhnlich haben P. platte oder kuppelförmige Dächer.

Pawlowsk, ein 4 M. von Petersburg an der Slawjänka gelegenes, 1780 nach dem Plane des Engländers Brown im edeln Stil erbautes und 1803 nach einem Brande erneuertes kaiserl. Lustschloß, zeichnet sich besonders aus durch seinen reizenden Park sowie durch seinen Vauxhall, der im Sommer einen Hauptvergnügungsort der Petersburger bildet. Der Park selbst ist eine Schöpfung der Kaiserin Maria Feodorowna, der Gemahlin Paul's I., die an diesem von der Natur wie von der Kunst gleich schön ausgestatteten Orte besonders gern verweilte. Die lieblichsten Anlagen des Parks sind die sog. Zauberinsel, von der Slawjänka umflossen, der Rosenpavillon, die Eremitage, die einst dem pers. Prinzen Mirza zur Wohnung diente, der Stern mit der bronzenen Niobegruppe, der Musenplatz, der Tempel der Grazien, die überaus reizend gelegene kaiserl. Ferme mit dem buntfensterigen Zarensaal und die mit den Arbeiten des russ. Plastikers Martos verzierten Mausoleen und Grabtempel. In der Mitte des im Halbkreis gebauten Schlosses befindet sich eine Bibliothek, eine Gemäldesammlung mit vielen Werken alter

Meiſter und das ſog. Cabinet de réunion, deſſen Geräthe und Verzierungen insgeſammt von den Prinzeſſinnen des kaiſerl. Hauſes gearbeitet ſind. Auch das Münz- und Mineraliencabinet wie der Saal mit den herculaniſchen Denkwürdigkeiten verdienen Erwähnung. 1828, nach dem Tode der Kaiſerin Maria, erhielt das Schloß der Großfürſt Michael. Im Umfange der Parkanlagen liegt die Stadt P. mit 3416 E., die durch eine 1838 eröffnete Eiſenbahn mit der Reſidenz in Verbindung geſetzt iſt.

Pax vobiscum, d. i. Friede ſei mit euch, eine Segensformel, welche der Geiſtliche zur Gemeinde ſpricht, und die ſchon in der alten Kirche gebräuchlich war. Chryſoſtomus leitete ſie von den Apoſteln her und prägte ihr dadurch den echt apoſtoliſchen Charakter auf.

Paxo, im Alterthum Paxos, eine der Joniſchen Inſeln des Königreichs Griechenland, zu der durch Geſetz vom 9. Jan. 1866 gebildeten Nomarchie Korfu gehörig, 2 M. ſüdlich von Korfu gelegen, 1 M. lang und ½ M. breit, nur 0,36 Q.-M. groß und 1864 doch 4900 E. zählend, beſteht aus einer faſt durchweg gebirgigen Kalkſteinmaſſe mit überaus maleriſchen, beſonders im Weſten ſteil abfallenden Felſenküſten, zahlreichen, ſehr merkwürdigen Höhlen, vielen Schwefelquellen und iſt faſt ganz mit Olivenhainen bedeckt, welche das meiſte und beſte Oel (3509 Faß im J. 1860) der Joniſchen Inſeln liefern. Ungeachtet ſeines geringen Umfangs hat P. einen eigenen Biſchof, eigene Municipalität und Gerichtshöfe. Unter der engl. Oberhoheit hatte es auch als Hauptbeſtandtheil der Sieben-Inſelnrepublik einen eigenen Reſidenten des Lord-Obercommiſſars. Viele kleine Kapellen liegen auf dem Eilande zerſtreut umher, die hauptſächlich nur an den Feſttagen ihrer Heiligen benutzt werden. Die Einwohner ſind ſchöner und wohlhäbiger als auf den andern Joniſchen Inſeln, die Luft ſehr geſund, ſodaß viele Bewohner ein ſehr hohes Alter erreichen. Der Hauptort, das Hafenſtädtchen Gaio oder Porto-Gaio, auch San-Nicolas genannt, gewährt mit ſeinen weißgetünchten, von Gärten und Olivenhainen umgebenen Häuſern einen ſehr freundlichen Eindruck und zählt etwa 2000 E. Das 1 M. ſüdlicher gelegene und nur 0,05 Q.-M. große Inſelchen Antipaxo hat mehrere Stellen, an denen dem Kalkſtein flüſſiger, an der Sonne hart werdender Asphalt entquillt, und zählt ungefähr 100 E., meiſt Fiſcher und Schäfer, die jedoch auch Oel, Wein und Mandeln bauen.

Paxton (Sir Joſeph), engl. Landſchaftsgärtner und Architekt, wurde 3. Aug. 1803 zu Milton-Bryant in Bedfordſhire von armen Aeltern geboren. In ſeiner Jugend hatte er mit manchem Ungemach zu kämpfen, bis es ihm glückte, eine Anſtellung in den Gärten des Herzogs von Devonſhire zu Chatsworth zu erhalten, wo er ſich bald ſo auszeichnete, daß ihn der Herzog zu ſeinem Obergärtner ernannte und ihm ſpäter die Aufſicht über alle ſeine Güter anvertraute. Unter ſeiner Leitung erlangten die Anlagen zu Chatsworth einen europ. Ruf, und P. ward als einer der erſten Gartenkünſtler neuerer Zeit anerkannt. Durch ſeine «Treatise on the culture of the Dahlia» (Lond. 1838) führte er ſich vortheilhaft in die botan. Literatur ein. Ihr folgte das in Verbindung mit Lindley herausgegebene «Pocket botanical dictionary» (Lond. 1840), dem ſich mehrere in dem von ihm redigirten «Horticultural Register» und andern botan. Journalen veröffentlichte Arbeiten anſchloſſen. Die 1850 in London beſchloſſene Weltinduſtrieausſtellung gab ihm Gelegenheit, ſein praktiſches Talent in einem neuen Lichte zu zeigen. Es handelte ſich um die Zweckmäßigkeit des für dieſelbe zu errichtenden Gebäudes, über welche viele widerſprechende Anſichten laut wurden, als P. auf den Gedanken kam, ein ſolches von Glas herzuſtellen. Er hatte bereits ähnliche Gebäude in kleinerm Maßſtabe zu Chatsworth aufgeführt, die ihrem Zwecke vollkommen entſprachen. Obgleich ſein Entwurf erſt nach Ablauf des zur Concurrenz feſtgeſetzten Termins einging, wurde ihm doch der Vorzug gegeben und das Ausſtellungsgebäude, der ſog. Kryſtallpalaſt, nach demſelben errichtet. Der wunderbare Bau erfüllte alle Anforderungen, die man ihm in praktiſcher Beziehung ſtellte, ſo vollſtändig, daß er ſeinem Urheber den Ruhm eines genialen Architekten auf immer ſicherte. P. wurde von der Königin Victoria zum Ritter geſchlagen, und als nach Abtragung des Kryſtallpalaſtes in Hydepark ſich 1852 eine Actiengeſellſchaft bildete, um ihn bei Sydenham in neuer, erweiterter Geſtalt erſtehen zu laſſen, wurde er an die Spitze dieſes großartigen Unternehmens geſtellt, welches ſeitdem ſeine Kräfte vorzugsweiſe in Anſpruch nahm. Zum Beſitz eines anſehnlichen Vermögens gelangt, trat er 1854 für Coventry ins Parlament und organiſirte während des Krimkriegs das Arbeitercorps, welches die Eiſenbahn von Balaklava nach den Laufgräben vor Sewaſtopol baute. Daneben fand er noch immer Zeit, ein der Blumenzucht gewidmetes Journal unter dem Titel «Paxton's Flower Garden» (ſeit 1850) erſcheinen zu laſſen, an dem ſich Lindley und andere namhafte Botaniker betheiligten. Aus Dankbarkeit gab er ſeine Stellung beim Herzoge von Devonſhire auch jetzt nicht auf, der ihm in ſeinem Teſtament eine Summe von 2000 Pfd. St. ver-

machte. Er ſtarb auf ſeinem Landſitze Rockhills bei Sydenham 8. Juni 1865 und wurde in Chatsworth, dem Schauplatze ſeiner frühern verdienſtvollen Thätigkeit, begraben.

Payen (Anſelme), franz. Induſtriechemiker, geb. 6. Jan. 1795 zu Paris, beſuchte beim Abgange von der Schule die Laboratorien und Vorleſungen der berühmten Chemiker Vauquelin, Chevreul und Thenard. 1814 im Begriff in die Polytechniſche Schule einzutreten, mußte er die Laufbahn ſeines Vaters ergreifen und leitete nun in Bougirard bei Paris eine bedeutende Runkelrübenzuckerfabrik, wo er viele neue Zubereitungsarten einführte und wiſſenſchaftliche Reſultate anwendete. 1835 verſah er zeitweilig die Stelle des Chemikers Dumas bei deſſen Vorleſungen über praktiſche, auf Gewerbe und Landwirthſchaft angewandte Chemie. Im folgenden Jahre wurde er Titularprofeſſor an der Schule der Gewerke und Manufacturen. Auch übertrug man ihm am Conservatoire des arts et métiers einen Curſus, welchen er ſeitdem beſorgte. P. iſt Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ſeit 1842. Von den trefflichen Fachſchriften, die er veröffentlichte, ſind zu nennen: «Cours de chimie élémentaire et industrielle» (2 Bde., Par. 1830—31); «Manuel de cours de chimie organique appliquée aux arts industriels et agricoles» (Par. 1841); «Précis de chimie industrielle» (2 Bde., Par. 1849; 4. Aufl. 1859, mit Atlas); «Traité complet de la distillation» (Par. 1862). Auch erſchienen von ihm zahlreiche Memoiren, Berichte und Abhandlungen in Fachzeitſchriften und Sammelwerken.

Payſandú, befeſtigter Handelsplatz und Hauptſtadt des gleichnamigen Departements in der ſüdamerik. Republik Urugnay, unter $32\frac{1}{2}^{\circ}$ ſüdl. Br. am linken Ufer des hier durch die Inſel P. auf 1800 F. Breite eingeengten ſchiffbaren Uruguay gelegen, zählt 7000 E. und hat ſich in neuerer Zeit zu einer großen Handelsblüte emporgeſchwungen. 1861 betrug der Werth der Einfuhr 132204, der der Ausfuhr 288738 Piaſter. Neuerdings hat jedoch die Stadt ein harter Schlag getroffen, indem ſie 16. Oct. 1864 von den Braſiliern in Blakadezuſtand erklärt, 6. Dec. von den Truppen des Generals Flores (Expräſidenten von Uruguay) und der braſil. Flotte angegriffen und durch wiederholtes Bombardement faſt ganz zu Grunde gerichtet ward. Am 2. Jan. 1865 endlich wurde ſie von Flores und der ſeit Ende December angelangten Hauptmacht der braſil. Invaſionsarmee erobert, worauf ihr Vertheidiger, General Leandro Gamez, ſich an Flores ergab, aber von deſſen Soldaten erſchoſſen ward.

Pazzi, ein noch blühendes ital. Geſchlecht von altem Adel aus dem Arnothal, ſpäter in Florenz anſäſſig, namentlich bekannt durch die Verſchwörung gegen Lorenzo und Giuliano de' Medici im J. 1478. Anlaß zu derſelben waren Eiferſucht gegen die ſteigende Macht des Hauſes, Groll wegen der den P. entzogenen Borromeo'ſchen Erbſchaft, Nebenbuhlerſchaft wegen Handelsgeſchäften in Rom, wo beide Familien Banken hatten. Papſt Sixtus IV., durch ſeinen Neffen Graf Girolamo Riario gegen die Medici gereizt, ſchürte das Feuer; Francesco Salviati, Erzbiſchof von Piſa, deſſen Bruder Giacoma, Jacopo Braccialini, Bernardo Bandini u. a. nahmen an der Verſchwörung theil. Die Ankunft des jungen Cardinals Raffael Riario, Großneffen des Papſtes, in Florenz gab das Signal zur Ausführung. Der erſte Plan, die Medici auf der fieſolaniſchen Villa (Villa Mazzi) zu ermorden, mislang. Dann wählte man den 26. April (1478), an welchem der Cardinal das Hochamt im Dom celebriren ſollte. Die Verſchworenen hatten die Rollen unter ſich vertheilt. Während der Meſſe ermordeten Francesco P. und Bandini Giuliano; Lorenzo, von Antonio Maffei aus Volterra verwundet, gelang es, ſich in die Sakriſtei zu retten. Währenddeſſen verſuchte der Erzbiſchof ſich des Gemeindepalaſtes zu bemächtigen, wurde jedoch von dem Gonfaloniere Ceſare Petrucci und den dem Hauſe Medici günſtigen Priorn ergriffen. Der Verſuch Jacopo P.'s, das Volk für die Verſchwörung zu gewinnen, hatte gleich geringen Erfolg; überall erſchall das Feldgeſchrei der Mediceiſchen Partei. Man waffnete ſich in Eile, und die Verſchworenen wurden theils in der Stadt, theils auf der Flucht ergriffen und meiſt an den Fenſtern des Gemeindepalaſtes gehängt. Von den P. blieb nur Guglielmo, Schwager der Brüder Medici, am Leben und im Beſitz ſeines Vermögens. Cardinal Riario wurde durch Lorenzo de' Medici vor dem Grimme des Volks geſchützt. Die Verſchwörung zog das Interdict über Florenz und einen Krieg mit dem Papſte und dem Könige von Neapel nach ſich, welchen Lorenzo zu Ende 1479 durch Vertrag beendigte. Der Palaſt P. della Congiura führt jetzt den Namen Quarateſi; die Villa an der Straße nach Bologna war in neuerer Zeit Eigenthum der Sängerin Angelica Catalani. Palitiano hat die Geſchichte der Verſchwörung beſchrieben, Alfieri ſie zum Gegenſtand einer Tragödie gemacht.

Pecari, ſ. Biſamſchwein.

Pech nennt man im allgemeinen das gekochte und erhärtete Harz vieler Nadelhölzer, beſonders der Kiefern und Fichten, wie auch der Tannen und Lärchenbäume. Man hat davon mehrere

Sorten, was von der verſchiedenen Bereitungsart und von der Art des dazu genommenen Harzes abhängt. Gewinnt man nämlich das Harz dieſer Hölzer durch Einhauen in den untern Theil des Stammes, ſo iſt es mit dem Terpentinöl verbunden und bildet eine halbflüſſige Maſſe, welche Terpentin (ſ. d.) heißt. Es tritt aber das Harz auch theils von ſelbſt aus der Rinde, theils ſammelt es ſich an den nach der Gewinnung des Terpentins offen gebliebenen Stellen des Stammes, trocknet bereits am Stamme ein, wobei es ſein ätheriſches Oel verliert, und wird zu einer gelblichweißen oder gelben feſten Maſſe, die unter dem Namen gemeines Fichtenharz aber Galipat bekannt iſt. Dieſes enthält nach bis zu 15 Proc. Terpentinöl und beſteht außerdem weſentlich aus Silvinſäure und Piininſäure. Scheidet man nun durch Deſtillation das Terpentinöl van dem Terpentin ab, ſo heißt der nach der Deſtillation verbleibende harzige Rückſtand gekochter Terpentin, und wird er nochmals geſchmolzen, ſo bildet er das Kalophonium (ſ. d.). Das gemeine Fichtenharz aber gibt, wenn es geſchmolzen worden iſt, das ſpröde gelbe P. und, wenn es mit Waſſer gekocht und durch Strah geſeiht aber durch einen groben Leinwandſack gepreßt und von dem Unrath gereinigt wird, das weiße burgundiſche P. Aus den auf dem Strohe bleibenden Pechgrieben oder Pechgrieſen wird noch Kienruß gebrannt. Durch eine Art trockener Deſtillation (Theerſchwelen) des Harzes der genannten Gewächſe in verſchloſſenen Gefäßen oder im Theerofen erhält man ein dickflüſſiges ſchwarzes Harz, welches nach Halzſäure und empyreumatiſches Oel enthält und den Namen Theer führt. Wird dieſer Theer abgedampft, ſo entſteht daraus das ſchwarze P. oder Schiffspech. Das bei dem Einkachen des Theers abdeſtillirte Oel wird Pechöl genannt, mit welchem Namen öfters auch das Kienöl oder gemeine Terpentinöl bezeichnet wird. Faſt überall, wo Nadelhölzer in Maſſen ſind, wird auch P. gewonnen, gelbes und ſchwarzes P. vorzüglich in Schweden, Nordamerika, im Harz, in Böhmen und Sachſen, weißes P. und Galipot in Frankreich. Die verſchiedenen Arten des P. dienen theils zum Auspichen und Verpichen van Gefäßen, Flaſchen, Schiffen u. ſ. w., theils als Zuſatz zu Siegellack, Kitten, graben Firniſſen, Pflaſtern, Stiefelwichſen u. ſ. w., endlich wegen der Brennbarkeit zu Fackeln, Pechkränzen und Pechfaſchinen.

Pechnelke, ſ. Lychnis.

Pecht (Friedrich), deutſcher Maler, Zeichner und Kunſtſchriftſteller, geb. zu Konſtanz 2. Oct. 1814, war zuerſt Lithagraph und ging zu ſeiner Ausbildung 1833 nach München, dann nach Dresden als Mitarbeiter an dem 1835 begonnenen lithagraphiſchen Werke Hanfſtängl's über die dresdner Gemäldegalerie. Nach zwei Jahren verließ er dieſe Beſchäftigung und trat in Leipzig als Porträtzeichner auf. 1839 ging er nach Paris, wo er ſich zwei Jahre unter Delaroche eifrig der Malerei widmete. Nach ſeiner Rückkehr lebte er in München, Leipzig und Dresden und führte Bildniſſe und Genrebilder in der Richtung ſeines Meiſters aus, wie: Der Wirthin Töchterlein und Die Krönung Goethe's nach der erſten Aufführung der «Iphigenie» in Weimar. 1848 ging P. auf einige Zeit nach London. Nach ſeiner Rückkehr hielt er ſich in Frankfurt a. M. auf, wo er ſich durch polit. Caricaturen, beſanders aus dem Deutſchen Parlament, bemerklich machte. Die J. 1851—54 verbrachte er in Italien, beſanders mit kunſtgeſchichtlichen Studien beſchäftigt. Die Reſultate derſelben legte er nieder in dem mit großer Friſche und Lebendigkeit geſchriebenen Werke «Südfrüchte» (2 Bde., Lpz. 1854) ſowie in dem Texte zu dem Werke: «Die Kunſtſchätze Venedigs», einer Galerie der Meiſterwerke deuet. Malerei in Stahlſtich (Trieſt 1858), die man als eine Geſchichte dieſer Malerei bezeichnen kann. Daneben entſtanden zwei größere Bilder, Scenen aus der Uebergabe Venedigs an Radetzky im J. 1849. Seit 1854 nahm P. ſeinen Wohnſitz wieder in München. Er vollendete hier mehrere größere Oelgemälde, Darſtellungen aus dem Leben van Goethe und Schiller, von denen er die zwei bedeutendſten im Auftrage des Großherzags von Baden ausführte. Beſonders populär wurde er in Deutſchland durch die «Schiller-Galerie», 1855—59 erſchienen zur 100jährigen Jubelfeier van Schiller's Geburtstage (50 Blatt), ſowie durch die «Goethe-Galerie» (1861—63, 50 Blatt) und die «Leſſing-Galerie» (1866—68, 30 Blatt), die erſtern in Verbindung mit Arthur van Ramberg (ſ. d.), die letztere allein ausgeführt. In dieſen Galerien, die eine weite Verbreitung und vielfache Anerkennung gefunden, bringt P. die hervorragendſten Charaktere der dramatiſchen Schöpfungen unſerer Claſſiker zum erſten mal im Zuſammenhang zur anſchaulichen Darſtellung; der geiſtvolle erläuternde Text rührt ebenfalls von ihm her. Außerdem war er ſchriftſtelleriſch thätig als Mitarbeiter und Berichterſtatter an den wiener «Recenſionen» ſowie an der leipziger «Zeitſchrift für bildende Kunſt». Im Frühjahr 1867 beſuchte er die pariſer Weltausſtellung und lieferte über die Kunſt und Kunſtinduſtrie auf derſelben vielfach anregende Berichte für die «Deutſche Allgemeine Zeitung», die auch als Buch erſchienen (Lpz. 1867). Die

künſtleriſchen Studien und Beſtrebungen P.'s ſind hauptſächlich auf ein beſſeres Verſtändniß der Kunſt des Cinquecento gerichtet, die literariſchen beſonders aber auf jene innigere Durchdringung und Veredlung des modernen Lebens, ſpeciell der Induſtrie durch die Kunſt, wie ſie jene glanzvolle Periode aufweiſt.

Pectinſtoffe (vom griech. pektos, feſt, geronnen) heißen in Früchten und einigen Wurzeln vorkommende organiſche, meiſt gallertartige Verbindungen, deren Natur wegen der Schwierigkeit der chem. Unterſuchung noch nicht hinlänglich aufgeklärt iſt. In den unreifen Früchten und einigen Wurzeln kommt eine in Waſſer, Alkohol und Aether unlösliche, bisjetzt noch nicht iſolirte, ſtickſtoffreie Subſtanz, die Pectoſe, vor. Dieſe wird beim Reifen der Früchte oder beim Kochen mit verdünnten Säuren in eine im Waſſer lösliche, neutrale Subſtanz, Pectin, übergeführt, welche ihrerſeits wieder durch längere Einwirkung von Säuren oder Alkalien, oder eines eigenthümlichen, in den Früchten ſelbſt erzeugten Fermentes, der Pectaſe, in Parapectin, Metapectin, Pectoſinſäure, Pectinſäure, Parapectinſäure und Metapectinſäure ſich verwandelt. Das Pectin findet ſich am reichlichſten in dem Safte von Birnen, Aepfeln, Rüben u. ſ. w. Man erhält es am reinſten, wenn man es durch Alkoholzuſatz aus dem filtrirten Safte reifer Birnen ausſcheidet, nachdem dieſer Saft durch Oxalſäure von ſeinem Kalkgehalte und durch Gerbſäure von albuminartigen Stoffen befreit iſt. Dieſer gallertartige, durch wiederholtes Auspreſſen trocken und zerreiblich werdende Stoff bildet den Hauptbeſtandtheil der Fruchtgelées.

Peculāt heißt im röm. Rechte die nach der Lex Julia peculatus (8 v. Chr.) zu ſtrafende Entwendung oder Unterſchlagung öffentlicher Gelder aus Staats- oder Gemeindekaſſen. Auch begriff man darunter die Verfälſchung des dem Staate gehörigen Goldes, Silbers und Erzes, und mit dieſem Verbrechen waren wieder durch eine zweite Lex Julia aus demſelben Jahre das crimen de residuis, wenn jemand öffentliche Gelder zu einem beſtimmten Zwecke empfangen und nicht zu demſelben verwendet hatte, und das sacrilegium, die Entwendung oder Unterſchlagung der dem Götterdienſt geweihten Gelder oder anderer Gegenſtände, in Verbindung gebracht. Das letztere iſt gegenwärtig Diebſtahl unter erſchwerenden Umſtänden. Auch gegen die Veruntreuungen der Kaſſenbeamten beſtehen in den meiſten Staaten ſchärfere Geſetze, wo aber ſolche nicht vorhanden ſind, werden dieſelben gleich dem Diebſtahle beſtraft.

Peculium hieß bei den Römern ſowol das, was der Herr den Sklaven von dem Erwerbe ſeines Fleißes behalten ließ, als das beſondere Vermögen der unter väterlicher Gewalt ſtehenden Kinder. Das vom Vater herrührende peculium profectitium blieb zwar Eigenthum des Vaters und konnte zu jeder Zeit von ihm zurückgenommen werden, aber die Kinder hatten die Verwaltung und Nutzung deſſelben. Was dagegen die Kinder von andern bekamen oder durch Glücksfälle gewannen (peculium adventitium), gehörte ihnen eigen; doch hatte der Vater die Dispoſition darüber und die Nutzung, wenn nicht die ausdrückliche Bedingung dabei gegeben war, daß er auch dieſe nicht haben ſollte (peculium adventitium irregulare). Beſonders war von dieſem Nießbrauche des Vaters alles frei, was der Sohn im Kriegsdienſte und zum Zwecke deſſelben (peculium castrense) oder im Staatsdienſte (peculium quasi castrense) erwarb. Dieſe Grundſätze gelten, ſoweit ſie auf gegenwärtige Verhältniſſe Anwendung finden können, im gemeinen Rechte noch gegenwärtig.

Pedal (vom lat. pes, Fuß) heißen die Fußtaſten, durch welche die tiefſten Baßpfeifen der Orgel oder des Poſitivs mittels der Füße angeſchlagen werden. (S. Orgel.) In neuerer Zeit hat man zur Verſtärkung des Tons das P. mit dem Pianoforte verbunden. Auch nennt man beim Pianoforte P. die mit den Füßen zu tretenden Züge oder Veränderungen.

Pedant wird im allgemeinen jeder genannt, welcher an einer gewiſſen beſchränkten Form, Regel oder Anſicht hängt und mithin keine Freiheit des Geiſtes im Beurtheilen und Handeln zeigt oder geſtatten will, und Pedanterie oder Pedantismus das ängſtliche Hängen an ſteifen Formen oder beſchränkten Anſichten. Das Wort iſt mit dem lat. pedaneus verwandt, d. h. eigentlich einen Fuß groß, womit man im röm. Rechte einen niedern Richter bezeichnete, der nur kleine Dinge zu unterſuchen hatte. Bei allen den Dingen, in denen man es nicht leicht zu genau nehmen kann, iſt ein gewiſſes pedantiſches Halten auf die Form nützlich und förderlich, wie beim Schulunterricht, im Militärdienſt, beim Experimentiren u. dgl. Der P. oder Kleinigkeitskrämer wird vorzüglich nur dort läſtig, wo er Nebendinge für Hauptſachen anſieht, und, was davon die gewöhnliche Folge iſt, Hauptſachen überſieht und aus dem Auge verliert.

Pedell, im Latein des Mittelalters bedellus oder bidellus, entſtanden aus dem altſächſ. bidele (angelſächſiſch bydel, althochdeutſch putil, mittelhochdeutſch bütel, d. i. derjenige, der das Gebot des Richters ausrichtet, abgeleitet von bieten), und alſo gleichbedeutend mit Büttel,

d. i. Gerichtsbote, Scherge, Häscher, hieß sonst ein Diener öffentlicher Behörden. Jetzt führen nur noch die Diener der Universitätsbehörden diesen Titel.

Pedianus (Quintus Asconius), ein röm. Grammatiker im 1. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus Padua gebürtig, ist der Verfasser eines Commentars zu den Reden des Cicero, der sich durch eine ziemlich reine und correcte Sprache auszeichnet und wegen seiner vielen histor. Erläuterungen nnd Notizen für das richtige Verständniß jener Reden von besonderer Wichtigkeit ist. Am vollständigsten ist derselbe in der Gesammtausgabe der Werke des Cicero von Orelli (Zür. 1833) veröffentlicht.

Pedro I. de Alcantara, Kaiser von Brasilien, geb. zu Lissabon 12. Oct. 1798, der zweite Sohn des Königs von Portugal und Kaisers von Brasilien, Johann's VI. (s. d.), und der Infantin von Spanien, Carlota Joaquima, wurde durch den Tod seines ältern Bruders, Dom Antonio, 1801 Prinz von Beira und nach dem wirklichen Regierungsantritte seines Vaters 1816 Kronprinz. Noch nicht 10 J. alt, kam er mit der königl. Familie nach Rio-de-Janeiro. Sein Unterricht war planlos. Nur durch eigene Neigung erwarb er sich vielerlei Kenntnisse, besonders in der lat. und engl. Sprache, in Politik und in Kriegswissenschaften, auch manche Fertigkeiten in Musik, Mechanik und körperlichen Uebungen. 1817 vermählte er sich mit der Erzherzogin Leopoldine, geb. 22. Jan. 1797, Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich, die 11. Dec. 1826 starb. Als 1820 die constitutionelle Bewegung Portugals auch Brasilien ergriff, bestimmte P. seinen Vater für die Ansicht, daß die Reform vom Throne ausgehen müsse, und machte in dessen Namen 26. Febr. 1821 die Einführung des constitutionellen Systems bekannt. Er wurde, als der Vater nach Lissabon zurückging, 22. April 1821 als Regent an die Spitze der brasil. Regierung gestellt. Als nunmehr auch die nationale Bewegung in Brasilien ausbrach, gab P., um das Land seiner Dynastie zu bewahren, derselben bereitwillig nach. Am 13. Mai 1822 nahm er den ihm angetragenen Titel eines «immerwährenden Vertheidigers (defensor perpetuo) von Brasilien» an; 7. Sept. proclamirte er die nationale Unabhängigkeit, und 12. Oct. 1822 ließ er sich zum «constitutionellen Kaiser» ausrufen. Der junge Fürst handelte mit Kraft, aber allzu leidenschaftlich; in Traditionen des Absolutismus erzogen, wußte er mit dem neuen constitutionellen, vielfach auch republikanischen Geiste sich nicht zu stellen. So gerieth er wiederholt mit dem brasil. Reichstage in erbitterten Conflict, und die octroyirte Verfassung, welche P. 25. März 1824 beschworen hatte, ward nur zu oft verletzt. (S. Brasilien.) Nach dem Tode seines Vaters, 10. März 1826, succedirte er auch in Portugal als König Pedro IV. und verlieh diesem Königreiche sofort eine Constitution, worauf er 2. Mai die Krone Portugals seiner ältesten Tochter Maria da Gloria abtrat und seinen Bruder Dom Miguel (s. d.) unter der Bedingung, daß er das Grundgesetz annehme und sich mit Donna Maria verlobe, zum Regenten ernannte. Indessen sah sich P. rücksichtlich dieser Anordnung bald enttäuscht, indem Dom Miguel 1828 den portug. Thron ohne weiteres usurpirte. (S. Portugal.) Dazu kam, daß P. durch einen unglücklichen Feldzug gegen Montevideo sowie durch die Verwickelung in den portug. Thronstreit und seine Streitigkeiten mit dem brasil. Reichstage sich das brasil. Volk sehr rasch entfremdete. Die Umtriebe der Föderalisten, der Republikaner und der Anarchisten bewirkten endlich einen Soldatenaufruhr, dem 6. April 1831 ein Volksaufstand folgte, sodaß der Kaiser 7. April zu Gunsten seines Sohnes Dom Pedro II. abdankte und mit seiner zweiten Gemahlin, seiner Tochter Maria und einigen Getreuen 13. April nach Frankreich unter Segel ging, wo er den Titel eines Herzogs von Braganza annahm. Er widmete jetzt seine ganze Thätigkeit der Wiedereinsetzung seiner Tochter auf den Thron Portugals und führte 20. Febr. 1832 eine Expedition zunächst nach den Azoren und von da nach Porto, wo er mit geringen Hülfsmitteln den Kampf gegen den Usurpator Dom Miguel eröffnete. Endlich zog sein Feldherr Villaflor 28. Juli 1833 in Lissabon ein. Im Namen seiner unmündigen Tochter, welche er nun 23. Sept. 1833 wieder auf den Thron setzte, ordnete er den zerrütteten Staat und zwang seinen Bruder durch die Capitulation zu Evora, 26. Mai 1834, allen Ansprüchen auf Portugal zu entsagen. Die Cortes wählten ihn 23. Aug. förmlich zum Regenten. So viele Anstrengungen hatten aber seinen Körper erschöpft. Bereits 18. Sept. erklärte er den versammelten Cortes, daß er außer Stand sei, die Regierung zu verwalten, worauf die Kammern die junge Königin für volljährig erklärten. P. starb 24. Sept. 1834 an der Brustwassersucht. Aus seiner ersten Ehe mit der Erzherzogin Leopoldine entsprangen: Maria II. da Gloria, Königin von Portugal (s. d.); Donna Januaria, geb. 11. März 1822, vermählt seit 1844 mit dem neapolit. Prinzen Ludwig, Graf von Aquila; Donna Francisca, geb. 2. Aug. 1824, vermählt 1843 mit dem Prinzen von Joinville (Orléans); Pedro II. de Alcantara (s. d.). In zweiter

Ehe hatte sich P. 1829 mit Prinzessin Amalia, geb. 31. Juli 1812, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg (s. d.) vermählt, welche ihm 1, Dec. 1831 eine Tochter, Maria Amalia (gest. 4. Febr. 1853) gebar und seit dem Tode P.'s ihre Residenz in Lissabon nahm.

Pedro II. de Alcantara, Kaiser von Brasilien, geb. zu Rio-de-Janeiro 2. Dec. 1825, der einzige Sohn des Kaisers Pedro I. (s. d.), bestieg nach dessen Abdankung schon 7. April 1831 den Thron. Zum Vormund der kaiserl. Familie hatte Pedro I. vor seiner Abreise den brasil. Staatsmann José Bonifacio de Andrada (s. d.) ernannt, der auch vom Reichstage bestätigt wurde; aber nach längerm Parteihader ward derselbe 15. Dec. 1833 seines Amtes enthoben und die Vormundschaft dem Marquis de Itanhaem übertragen. Beide sorgten für eine vielseitige und sorgfältige Erziehung des jungen Kaisers, sodaß P. mit Recht als einer der unterrichtetsten Männer seines Reichs gilt; namentlich zeichnet er sich durch ausgebreitete Sprachkenntnisse aus. Wie die Vormundschaft, wechselte auch die Regentschaft des Reichs wiederholt. Anfangs regierte ein Collegium von drei Mitgliedern, April 1831 bis Sept. 1835, dann Diego Antonio Feijo bis Sept. 1837, endlich Pedro Araujo Lima (nachmals Marquis de Olinda). Die stürmische Periode ward endlich durch eine parlamentarische Revolution abgeschlossen, indem die Gegner Lima's im Reichstage vor der verfassungsmäßigen Zeit, ehe der Kaiser das 18. J. zurückgelegt hatte, das Ende der Regentschaft decretirten. Am 23. Juli 1840 wurde P. durch Beschluß des Reichstags für mündig erklärt, worauf er noch an demselben Tage den Eid auf die Verfassung ablegte und die Regierung antrat. Am 18. Juli 1841 fand die Krönung mit großer Pracht statt. (S. Brasilien.) P. vermählte sich durch Procuration zu Neapel 30. Mai und persönlich zu Rio-de-Janeiro 4. Sept. 1843 mit der Prinzessin Therese Christine Marie, geb. 14. März 1822, Tochter des Königs Franz I. von beiden Sicilien. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Söhne, die aber in frühester Jugend starben, und zwei Töchter: 1) die Kronprinzessin und präsumtive Thronerbin Isabella, geb. 29. Juli 1846 und vermählt 15. Oct. 1864 mit dem Prinzen Ludwig, Grafen von Eu, aus dem Hause Orléans (s. d.); 2) Prinzessin Leopoldine, geb. 13. Juli 1847 und vermählt 15. Dec. 1864 mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg-Gotha-Kohary. Die ersten Jahre der Selbstregierung P.'s wurden noch mehrfach durch Aufstände gestört, und nur allmählich gelangte Brasilien zur Ruhe. Später ward der Friede des Reichs durch auswärtige Kriege gegen den Dictator Rosas von Buenos-Ayres 1851—52, gegen die Republik Uruguay 1854—55 und abermals 1864—65, und endlich gegen den Präsidenten Lopez von Paraguay seit 1865 unterbrochen. Gegenüber den innern Parteikämpfen hielt P., durch das Schicksal seines Vaters gewarnt, sich streng innerhalb seiner constitutionellen Competenz und vermied jede energische Initiative. Dadurch erlangte er eine große Popularität, die sich auch bei der Rückkehr P.'s vom Kriegsschauplatze durch einen enthusiastischen Empfang in Rio-de-Janeiro 9. Nov. 1865 kundgab.

Pedro V. de Alcantara, König von Portugal, geb. zu Lissabon 16. Sept. 1837, ist der älteste Sohn der Königin Maria II. da Gloria (s. d.) von Portugal, aus der Ehe mit dem Könige Ferdinand (Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha-Kohary). Nach dem Tode seiner Mutter, 15. Nov. 1853, bestieg er minderjährig den Thron; deshalb übernahm sein Vater vorläufig die Regentschaft. Unterdeß machte P., in Begleitung seines Bruders Ludwig, mehrere Reisen ins Ausland, besuchte die verwandten Höfe von England und Belgien (Mai bis Sept. 1854) und auch Paris (Mai 1855). Erst nach vollendetem 18. Lebensjahre trat er selbst 16. Sept. 1855 die Regierung an. Als das Gelbe Fieber in Lissabon im Sept. 1857 ausbrach, bewies P. großen Muth und Eifer zur Abwehr der Seuche, und an seinem hochherzigen Beispiel richteten sich die Kleinmüthigen, welche vor der Gefahr entflohen, wieder auf. In seinen Regierungshandlungen hielt er streng an dem constitutionellen Systeme fest. (S. Portugal.) P. vermählte sich durch Procuration zu Berlin 29. April und persönlich zu Lissabon 18. Mai 1858 mit der Prinzessin Stephanie Friederike Wilhelmine Antonie (geb. 15. Juli 1837), ältesten Tochter des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen; doch diese starb kinderlos nach kurzer Krankheit 17. Juli 1859. Im Nov. 1861 brach ein hitziges Fieber in der portug. Königsfamilie aus, welches 6. Nov. P.'s jüngern Bruder Ferdinand (geb. 23. Juli 1846) und dann den König selbst 11. Nov. 1861 dahinraffte. Ihm folgte auf dem Throne sein nächstältester Bruder, Ludwig I. (s. d.).

Peebles oder Tweeddale, eine Grafschaft im südl. Schottland, zählt auf 15 Q.-M. (1861) 11408 E. und besteht fast ganz aus Berg- und Hügelland, das sich am höchsten im Süden erhebt, wo der Hartfell (an welchem der Tweed entspringt) 2835 F., der Broadlaw 2627 F. und der Bollaburn 2664 F. hoch als die bedeutendsten Bergspitzen von ganz Südschottland aufsteigen.

Das Hügelland zeichnet sich durch gute Weiden aus, und die Thäler, unter denen das des Tweed (mit den Seitenthälern des Lyne, Mannor, Leithan und Eddlestone) durch seine hochromantischen Scenerien berühmt ist, sind fruchtbar und bei tüchtiger Bodencultur auch ergiebig an Getreide, Kartoffeln, Futterkräutern und Flachs. Doch bildet bei der im ganzen bergigen Beschaffenheit des Bodens nicht der Ackerbau, sondern die Rindviehzucht und die Milchwirthschaft den wichtigsten Nahrungszweig. Auch die Schafzucht wird stark betrieben und gibt einen ansehnlichen Ertrag, nicht sowol hinsichtlich der Wolle, die grob und hart, als des Fleisches. Schlachtvieh, Butter, Käse, viel Geflügel, dann Eisen, Blei, Kohlen, Schiefer und Walkererde werden meist nach Edinburgh ausgeführt. Die Industrie beschränkt sich auf einige Leinwand-, Baumwoll- und Wollmanufactur. Die Hauptstadt P., am Tweed und Eddlestone in einem tiefen Thale gelegen, dessen malerische Reize durch Ruinen sowie durch die Bogenbrücke über den Tweed erhöht werden, war die Residenz mehrerer schott. Könige. Der Ort zählt 2045 E.; die Strümpfe und Wollzeuge, Teppiche, Serge, Kattun und Leinwand verfertigen und Bier- und Alebrauereien, Vieh- und Kornmärkte unterhalten. Die Stadt ist Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Glasgow, Edinburgh und Berwick.

Peel (Sir Robert), hervorragender engl. Staatsmann, wurde 5. Febr. 1788 zu Tamworth in der Grafschaft Stafford geboren. Sein Großvater, William P., war Kattundrucker zu Blackburn in Lancashire; sein Vater, Robert P. (geb. 1750, gest. 1830), gelangte durch die Baumwollfabrikation zu großen Reichthümern, ward 1800 Baronet und hinterließ ein Vermögen von fast 2 Mill. Pfd. St., die größtentheils Robert, sein ältester Sohn, erbte. P. erhielt eine ausgezeichnete Bildung, trat durch den Einfluß seines Vaters früh ins öffentliche Leben, und schloß sich, den väterlichen Traditionen folgend, an die Tories an. Seit 1809 Mitglied des Unterhauses, kam er schon im folgenden Jahre als Unterstaatssecretär für die Colonien ins Ministerium, in welchem er 1812—18 als Obersecretär für Irland fungirte. 1822 trat er von neuem in die Verwaltung ein, und zwar als Minister des Innern. In dieser Stellung blieb er bis 1827, wo Canning's Uebergewicht im Ministerium die Tories zum Rücktritt bewog. Als nach Canning's Tode die Tories im Jan. 1828 das Staatsruder nochmals ergriffen, übernahm P. wieder das Ministerium des Innern. Wenngleich diese ganze Zeit mit den Tories eng verflochten, bereitete er jetzt zum ersten mal seinen Parteigenossen eine jener Enttäuschungen, die ihm vom Factionsgeist als Abfall gedeutet wurden, obwol sie nur das Ergebniß verständiger staatsmännischer Einsicht und patriotischer Selbstverleugnung waren. Durch Geburt und Erziehung in die Reihen der Tories geführt, war er doch eine durchaus vermittelnde und moderate Natur, die sich dem Bessern, von welcher Seite es kommen konnte, nicht verschloß, gemessenen Reformen immer zugänglich blieb und mit jener Nüchternheit und Verständigkeit, die P.'s Wesen charakterisirte, selbst die eigenen Irrthümer bereitwillig fallen ließ. Schon in der ersten Zeit seiner Verwaltung hatte er eine Reihe einzelner Verbesserungen eingeleitet, doch keine von allgemein polit. Bedeutung, die ihn mit seiner Partei entzweit hätte. Jetzt wich er, obwol früher selbst ein entschiedener Gegner der Maßregel, der Nothwendigkeit, sich für die Katholikenemancipation zu erklären, und führte 1828—29, unter der heftigsten Anfeindung seiner Partei, die inhaltschwere Veränderung durch. Nicht so willig fand ihn die Reform des Wahlrechts. Er trat daher (Nov. 1830) mit dem Ministerium zurück und bekämpfte dann die neue Whigverwaltung und ihre Reformbill mit der größten Entschiedenheit und der ganzen Kraft seines Rednertalents. Dadurch mit den Tories wieder ausgesöhnt, organisirte und leitete er seit 1833 die conservative Opposition, die aus den Trümmern der alten Torypartei und dem weniger progressiv gesinnten Theile der Whigs gebildet war: eine Opposition, welche zwar die großen Umänderungen, wie sie namentlich die Wahlreform brachte, als vollendete Thatsache hinnahm, aber dem raschen Vorgehen auf der Bahn des Liberalismus sich widersetzte. Die von ihm nach der Entlassung des Cabinets Melbourne (Nov. 1834) aus diesen Elementen gebildete Verwaltung vermochte indeß nicht, sich zu behaupten, und schon im April 1835 sah er sich zum Rücktritt genöthigt. Er beschäftigte sich nur um so eifriger mit der Reorganisation der conservativen Partei, trat dem Whigministerium, wenn auch ohne die frühere Schroffheit und Ausschließlichkeit, als gefährlichster Gegner gegenüber und brachte es bereits 1839 der Auflösung nahe. Doch gelang es diesmal P. noch nicht, ein Ministerium in seinem Sinne zu bilden, bis im Frühjahr 1841 die Whigs einem von ihm gestellten Mistrauensantrag erlagen und die neuen Wahlen, zu denen die Regierung schritt, eine conservative Mehrheit ergaben. Im Herbst 1841 bildete er dann mit Wellington, Lyndhurst, Aberdeen, Graham, Stanley das neue Ministerium, das sich bis zum Sommer 1846 behauptete und eine der denkwürdigsten Epochen der brit. Geschichte be-

zeichnet. Obwol mit dem Intereſſe der Grundbeſitzer und der großen Handelsariſtokratie bisher verknüpft, überzeugte ſich P. doch, daß angeſichts der wachſenden Noth der arbeitenden Klaſſen und der allgemeinen materiellen Kriſis das ökonomiſche Syſtem, deſſen eifriger Vertheidiger er geweſen, nicht mehr zu behaupten ſei. Wieder griff er zu den Maßregeln ſeiner polit. Gegner, modificirte im Frühjahr 1842 durch die wechſelnde Zollſcala die Getreidegeſetzgebung, führte die Einkommenſteuer durch und fing an, in dem herrſchenden Schutzzollweſen überhaupt zu reformiren. Aber theils der ſichtbare Erfolg dieſer ſchüchternen Reformen, theils die fortdauernde materielle Kriſis zwangen ihn weiter zu gehen. So trat er 1845 ſchon mit einer umfaſſenden Zollreform vor das Parlament und näherte ſich zugleich ſeinen polit. Gegnern auch darin, daß er im Kirchen- und Erziehungsweſen Bills einbrachte, die den toryiſtiſchen Ueberlieferungen widerſprachen. Er drängte dadurch erſt Gladſtone, dann Stanley aus dem Cabinet und verlor die Unterſtützung ſeiner bisherigen Partei, gewann aber die Hülfe eines großen Theils ſeiner frühern Gegner. Noch vermochte er zwar (Dec. 1845) ſein durch die Entzweiung der eigenen Freunde erſchüttertes Miniſterium zu reconſtituiren, aber die Conſequenz der einmal betretenen Politik und noch mehr die durch die Mißernte geſteigerte Noth zwangen ihn, vollends mit dem alten Syſtem zu brechen. P. eröffnete die Seſſion von 1846 mit der offenen Erklärung, daß er ſeine Meinung geändert, und ſchlug eine Reihe von tiefeingreifenden Reformen vor, welche die Getreidezölle faſt ganz beſeitigten und auch die Aufhebung der übrigen Schutzzölle vorbereiteten. Mit Hülfe der Liberalen ſetzte er die freihändleriſchen Vorſchläge nach hartem Kampfe gegen ſeine alten Freunde durch, welche ſich an ihm rächten, indem ſie die von ihm vorgelegte iriſche Zwangsbill durch Vereinigung mit der Oppoſition zu Falle brachten. Weniger dieſe Niederlage als das Bewußtſein, daß ſeine eigene Partei in Auflöſung begriffen und ihm eine dauernde Leitung des Miniſteriums dadurch unmöglich ſei, bewog ihn (29. Juni) ſeinen Rücktritt zu nehmen: ein Entſchluß, den er vor dem Unterhauſe in ebenſo beſcheidener wie loyaler Weiſe motivirte. Während jetzt die Tories und ihr Anhang unter den Grundbeſitzern der Ariſtokratie ſich an Stanley und D'Israeli neue Führer ſuchten, gruppirte er um ſich eine Mittelpartei, die man nach ihm Peeliten nannte, und die den gemäßigten Whigs näher ſtand als den Tories, aus denen ſie hervorgegangen. In der gefahrvollen Zeit von 1847—48 ward P. eine der weſentlichſten Stützen des Whigminiſteriums, das wie er die Freihandelsgrundſätze nun rückhaltslos adoptirt hatte. Auch war, je weiter die Regierung auf der betretenen Bahn ging, er ſelbſt deſto inniger mit ihr verflochten, und die Angriffe der Protectioniſten, die ſeit der Seſſion von 1849 wieder lebhafter auftraten, waren gegen ihn nicht minder als gegen die Whigs gerichtet. P. hatte den Einfluß als Führer einer zahlreichen und wohldisciplinirten Partei verloren, dafür indeſſen die Liebe des großen Theils der Nation und die Achtung ſeiner ehemaligen Gegner gewonnen. In dieſer Stellung bewahrte er ſich dem Miniſterium gegenüber ſeine volle Freiheit. Als im Juni 1850 die Palmerſton'ſche Politik gegen Griechenland zur Debatte kam, erklärte er ſich gleich der Tory-Oppoſition dagegen, ohne darum aufzuhören, die innere Verwaltung der Whigs gegenüber den Angriffen der Protectioniſten zu unterſtützen. Eine unerwartete Kataſtrophe ſetzte dieſer ſegensreichen und ehrenvollen Wirkſamkeit ein Ziel. Noch 28. Juni hatte er an der Debatte über Palmerſton's Politik ſich in einer ausgezeichneten Rede betheiligt; den Tag nachher ward er bei einem Spazierritte von ſeinem Pferde abgeworfen und ſo ſchwer getroffen, daß er ſchon am Abend des 2. Juli 1850 ſtarb. Die Theilnahme aller Parteien über ſeinem Grabe und namentlich die Anhänglichkeit der untern Volksklaſſen hatte kaum ein brit. Staatsmann in ſo reichem Maße erfahren. P. wird ſtets eine der bedeutſamſten Perſönlichkeiten der engl. Geſchichte bleiben; er repräſentirt den großen Umſchwung, den Großbritannien in den letzten 50 J. durchgemacht hat. Ohne genial oder originell zu ſein, war er mit einem eminenten praktiſchen Geiſte, einer ungemeinen Geſchäftsgewandtheit und jener nüchternen, eingehenden und überzeugenden Beredſamkeit begabt, der in praktiſchen Dingen der Erfolg gehört. Obwol er die Tories aufgelöſt und ſein öffentliches Leben eine Reihe von Wandlungen zeigt, haben, zumal nach ſeinem Tode, auch die Gegner ſeiner Redlichkeit und Ehrenfeſtigkeit die verdiente Anerkennung nicht verſagt. In London, Mancheſter, Tamworth und andern Städten ſind ihm Denkmäler errichtet worden. Sein Leben und ſeine Reden hat Künzel (2 Thle., Braunſchw. 1851) zuſammengeſtellt. Eine Auswahl aus ſeinen Papieren und ſeiner Correſpondenz wurde von Lord Stanhope herausgegeben (2 Bde., Lond. 1856—57). Vgl. auch Sir Lawrence Peel, «Life of Sir Rob. P.» (Lond. 1860). — Aus ſeiner Ehe mit einer Tochter des Generals Sir John Floyd hinterließ er fünf Söhne, wovon der älteſte, Robert P., geb. 4. Mai 1822, den Baronetstitel und die Vertretung des von der Familie abhängigen

Fleckens Tamworth im Parlament erbte. Bis dahin als Diplomat in Madrid und der Schweiz thätig, aber mehr Lebemann als Politiker, hielt er sich anfänglich zu keiner Partei und unterstützte bald die Conservativen, bald die Liberalen. Unter Palmerston ward er 1855 Lord der Admiralität, erhielt aber im April 1857 wegen einer Indiscretion seine Entlassung und trat nun als erbitterter Gegner des Ministeriums auf. Dieses verhinderte ihn jedoch nicht, von demselben 1861 das Amt eines Obersecretärs für Irland anzunehmen, welchem er bis 1866 vorstand. — Frederick P., der zweite Sohn, geb. 26. Oct. 1823, trat 1849 ins Parlament, war zweimal, 1851 und 1853, Unterstaatssecretär für die Colonien, dann 1855 für den Krieg, fiel aber bei den Parlamentswahlen von 1857 durch und mußte deshalb auch seinen Posten im Ministerium aufgeben. Zur Entschädigung erhielt er eine Stelle im Geh. Staatsrath, und im Mai 1859 gelangte er auch wieder ins Unterhaus; bei den allgemeinen Wahlen im Juni 1865 ward er jedoch von neuem übergangen. — Der dritte Sohn, Sir William P., geb. 2. Nov. 1824, diente in der Marine, zeichnete sich im Orientkriege und im indischen Aufstande durch Tapferkeit aus und starb, auf dem Zuge nach Lucknow schwer verwundet, 17. April 1858 zu Cawnpore. — Jonathan P., jüngster Bruder Sir Robert's, geb. 1799, widmete sich dem Militärdienst und erlangte mittels Stellenkaufs schon 1827 den Grad eines Oberstlieutenants. 1826 wurde er für Norwich und 1831 für Huntingdon ins Unterhaus gewählt, welche Stadt er seitdem ununterbrochen vertreten hat. Im zweiten Ministerium seines Bruders, 1841—46, fungirte er als Generalinspector des Feldzeugamtes. Durch seine genaue Kenntniß der Militärverwaltung galt er im Parlament in allen auf das Kriegsfach bezüglichen Fragen als eine bedeutende Autorität, obgleich man ihm mit Recht seine Abneigung gegen zeitgemäße Reformen vorwarf. Am 20. Juni 1854 avancirte er zum Generalmajor und nahm 1855—56 an den Specialcommissionen theil, die zur Untersuchung der durch den Krimfeldzug zu Tage gekommenen Misbräuche im Heerwesen niedergesetzt wurden. In dem von Lord Derby Febr. 1858 gebildeten Cabinet erhielt er den Posten des Kriegsministers und stieg nach Auflösung desselben 7. Dec. 1859 zum Generallieutenant. Als im Juli 1866 die conservative Partei von neuem ans Ruder kam, übernahm er abermals das Kriegsministerium, legte jedoch auf Veranlassung der von seinen Collegen beschlossenen Parlamentsreform, die er als eine gefährliche Concession an die Demokratie betrachtete, 2. März 1867 sein Amt nieder.

Peene, ein linker Nebenfluß der Oder oder vielmehr des Stettiner Haffs, dessen westl. Ausmündung gleichfalls P. benannt wird, entwickelt sich aus zwei diesen Namen tragenden Bächen, Abflüssen kleiner Seen, in der Nähe von Grubenhagen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Nur erst $^3/_4$ M. lang, tritt der Fluß in den $^3/_4$ M. langen und $^1/_4$ M. breiten Malchiner See, dessen malerische Umgebungen als Mecklenburger Schweiz gerühmt werden, vereinigt nahe unterhalb Malchin, wo er fahrbar wird, von der rechten Seite her eine dritte P. mit sich und ergießt sich dann in den $1^3/_8$ M. langen und $^1/_2$ M. breiten Kummerowsee oder Berchen-Kummerower See, in den er erst 1309 durch Herzog Otto I. geleitet wurde, und der von Westen her eine vierte, mit dem Teterower See in Verbindung stehende P. aufnimmt. Aus dem Kummerowsee tritt die P. als 100 F. breiter Fluß bei der sog. Aalbude unweit Berchen hervor. Nach einem weitern Laufe von $1^1/_2$ M. und nachdem sie schon vom Kummerowsee an die Grenze zwischen Mecklenburg und der preuß. Provinz Pommern gebildet, wendet sich der Fluß ganz nach Pommern und strömt hier, den stettiner von dem greifswalder Regierungsbezirk oder dem ehemaligen schwed. Vorpommern trennend, über Demmin und Loitz, von da an aber nicht mehr, wie bisher, gegen Nordosten, sondern ostwärts über Jarmen und Anklam. Etwa 1 M. unterhalb Anklam, nach einem, die kleinern Windungen ungerechnet, 15 M. langen Laufe, verbindet sich die P. mit dem westl. Mündungsarme des Haffs, welcher, ursprünglich der Hauptarm, zwischen dem Festlande und der Insel Usedom sich $5^1/_2$ M. weit gegen Norden wendet, nach kurzer Verengung in der Peenestraße sich bald wieder meerbusenartig ausdehnt, das tief in Usedom einschneidende, $2^1/_4$ M. lange und bis $^1/_2$ M. breite, durch die beiden Halbinseln Gnitz und Lieper-Winkel theilweise zu einem Binnenwasser abgeschlossene, sehr fischreiche Achterwasser, dann noch die Krumminsche Wieke und den Großen Strumnin bildet und bei dem Dorfe Peenemünde auf Usedom und der ehemals berühmten, 1763 geschleiften Peenemünder Schanze sich, der kleinen Insel Ruden gegenüber, in die Ostsee, am Eingange in den Greifswalder Bodden, ergießt. Nachdem die P. nahe oberhalb Demmin rechts die aus dem Tollenseſee oder Tollensee bei Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz kommende, in nassen Jahren sehr wasserreiche und wegen ihres theils sehr starken, theils außerordentlich geringen Gefälles interessante Tollense und nahe unterhalb Demmin von links her die Trebel auf-

genommen, die mit dem in den Ribnitzer Bodden einmündenden schiffbaren Küstenflusse Recknitz in Verbindung steht, verändert sie völlig ihre bisherige Beschaffenheit. Ihr oberhalb Demmin noch rascher Lauf wird unterhalb dieser Stadt langsam und schleichend. Der Fluß ist so entschieden in das Tiefland eingetreten, daß er bis zum Haff hin kaum einige Fuß Gefälle hat und schon bei mäßigen Nordostwinden durch den Rückstau aus dem Haff nicht unbedeutend aufsteigt. Auf preuß. Gebiet ist die P., abgesehen von dem Mündungsarme des Haffs, 11½ M. weit schiffbar. Bis Demmin wird sie mit großen Oderkähnen und kleinen Seeschiffen, bis Anklam von solchen befahren, die 7—10 F. Tiefgang haben.

Peer, s. Pairs.

Peerlkamp (Hofman Peter), ausgezeichneter holländ. Philolog und Kritiker, geb. 1786 zu Gröningen, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium und der Universität seiner Vaterstadt und wollte sich anfangs dem Taubstummenunterricht widmen, folgte aber aus Neigung für die alte Literatur 1803 einem Rufe als Präceptor an das Gymnasium zu Harlem und 1804 als Rector an das Gymnasium zu Dokkum in Friesland. Von hier kehrte er 1816 nach Harlem zurück, um das Rectorat des Gymnasiums zu übernehmen. 1822 erhielt P. eine Professur an der literarischen Facultät der Universität zu Leyden und wirkte an derselben bis 1849, wo er sich genöthigt sah, wegen anhaltender Kränklichkeit seine Entlassung zu nehmen. Seitdem wohnte er zu Hilverzum, einem hübschen Dorfe im Gooiland, wo er auch 29. März 1865 starb. Außer einer werthvollen «Dissertatio de surdorum mutorumque institutione» (Leyd. 1806) hat P. mehrere vortreffliche literarhistor. Arbeiten geliefert, wie die «Vitae excellentium Batavorum» (Leyd. 1806), die «Epistolae excellentium Batavorum» (Leyd. 1808), eine «Vita C. Hugenii» (Harl. 1817) und besonders «De vita, doctrina et facultate Nederlandorum, qui carmina Latina composuerunt» (2. Aufl., Harl. 1838). Einen noch größern Ruf im Auslande erwarb er sich durch die gelehrten Ausgaben des «Xenophon von Ephesus» (Harl. 1818), des «Agricola» des Tacitus (Leyd. 1827), vor allem aber durch seine Bearbeitungen der «Oden» und des «Briefs an die Pisonen» (Harl. 1834) sowie der «Satiren» des Horaz (Amsterd. 1863) und der «Aeneide» Virgil's (2 Bde., Leyd. 1843). Nach seinem Tode erschien die Bearbeitung der elften Elegie des vierten Buchs des Properz (herausg. von Boot, Amsterd. 1865). Wenn auch P.'s Verfahren in Bezug auf die Kritik der Texte besonders bei den deutschen Philologen scharfen Widerspruch fand, so bekunden doch alle seine philologisch-kritischen Arbeiten ebenso großen Scharfsinn als gediegene Gelehrsamkeit. Im Verein mit Bake (s. d.) und andern Gelehrten begründete P. die «Bibliotheca critica nova», die auf die Wiederbelebung der altclassischen Studien in den Niederlanden großen Einfluß übte.

Pegasus heißt nach griech. Sage das geflügelte Roß, welches aus dem Blute der Gorgo Meduſa, als Perseus dieser das Haupt abschlug, entsprang. Nach der einen Sage stieg es sogleich zum Himmel empor, wo es dem Zeus den Blitz und Donner trägt; nach einer andern weilte es auf der Erde und wurde, während es aus der Quelle Peirene auf Akrokorinthos trank, von Bellerophon (s. d.) mit Hülfe eines von Athene erhaltenen Zügels eingefangen und zum Kampfe gegen die Chimära benutzt. Auf dem Gipfel des böotischen Helikon (s. d.) soll es durch seinen Hufschlag die den Musen geweihte Quelle Hippokrene hervorgebracht haben, eine Sage, welche neuern Dichtern (zuerst wol dem Italiener Bojardo, dem Verfasser des «Orlando innamorato») Veranlassung gegeben hat, den P. als Musenroß oder Dichterroß überhaupt darzustellen, woraus die Redensart «den P. besteigen» entstanden ist. Der P. ist das gewöhnliche Gepräge der Münzen der Stadt Korinth.

Pegel heißt in See- und Flußstädten der Wasserstandsmesser, dessen Nullpunkt in einer bestimmten Tiefe unter dem mittlern Wasserstande befindlich ist, und an dessen getheilter Scala ein Schwimmer die Veränderungen dieses Standes angibt und oft auch selbst notirt. Die ältesten P. sind wol die Nilmesser in Aegypten.

Pegnitz, s. Regnitz.

Pegnitzorden, eine der im 17. Jahrh. entstandenen Sprachgenossenschaften, erhielt den Namen von der durch Nürnberg fließenden Pegnitz. Er hieß auch Pegnitzer Hirtengesellschaft, Löblicher Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, Gekrönter Blumenorden und wurde von Georg Phil. Harsdörfer (s. d.) und Joh. Klaj 1644 zu Nürnberg zur Beförderung der Reinheit der deutschen Sprache, vorzüglich in der Reimkunst, nicht ohne einige Opposition gegen die Nüchternheit der ersten schles. Dichterschule gestiftet. Aber bald ließ sich die Gesellschaft von der Zeitrichtung zu süßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beschäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferwesen ausartete. Bei der Feier ihrer hundert-

jährigen Stiftung versuchte man der Gesellschaft eine ernstere Richtung zu geben, und sie besteht noch gegenwärtig in freierer Form als eine literarische Gesellschaft fort, von der auch einige Druckschriften ausgegangen sind. Die Zusammenkünfte wurden anfangs in Privatgärten gehalten. In der Folge räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald, 1 M. von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art sehr kunstreich angelegt und der Irrhain genannt wurde. Doch wegen der Entfernung wurden nachher die Versammlungen in Nürnberg selbst gehalten. Jedes Mitglied bekam einen Ordensnamen und das Sinnbild einer Blume; das Sinnbild des Ordens selbst war eine Passionsblume. Vgl. Amarantes (Herdegen), «Histor. Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang» (Nürnb. 1744); Tittmann, «Die nürnberger Dichterschule» (Gött. 1847).

Pegu oder Mone, ein früher unabhängiges, bis 1852 zum Birmanischen Reiche gehöriges, seitdem aber den brit. Besitzungen in Ostindien einverleibtes und seit 31. Jan. 1862 administrativ zur Provinz Britisch-Birmanien (s. d.) gehöriges Königreich auf der Hinterindischen Halbinsel, liegt zwischen Aracan, Ava, Martaban und dem Meere und bildet mit Martaban zusammen einen Bezirk, der 1861 auf 1613,6 Q.-M. 1,150189 E. zählte. Das Land begreift das untere Stromgebiet des Irawadi (s. d.), ein Niederungsland, das fast zur Hälfte dem Delta dieses Stroms angehört. Den Hauptreichthum bildet das Tekholz. Die Einwohner, die sich selbst Mŏn nennen, von den eigentlichen Birmanen aber Tala'ing genannt werden, unterscheiden sich von diesen ihren Unterdrückern durch hellere Hautfarbe und mildere Sitten, gehören aber zu derselben Völkerfamilie und haben sich bereits ziemlich mit ihnen verschmolzen, selbst in Betreff ihrer Sprache, in der sie übrigens eine verhältnißmäßig reiche Literatur besitzen. Auch sind die Tala'ing meist Buddhisten wie die Birmanen. Von den Tala'ing mundartlich verschieden sind die zahlreichen Karenen oder Karjeng, namentlich im Districte Bassein, wo sie die eigentlich ackerbauende Bevölkerung bilden, während die Birmanen und Tala'ing hauptsächlich als Kleinhändler, Fischer und Handwerker auftreten. Diese Karenen, friedlich und unterwürfig, von edlern Religionsbegriffen als ihre Nachbarn, zeigen sich sehr empfänglich für das Christenthum und haben sich bereits in bedeutender Anzahl zum evang. Glauben bekehrt, auch ein selbständiges, nicht mehr vom Unterhalt durch Missionsgesellschaften abhängiges Kirchenwesen eingerichtet. Die Stadt P. oder Bagoh (eigentlich Pe H'go), am Küstenflusse gleiches Namens, der mit einem östl. Arme des Irawadi in Verbindung steht und unweit Rangun mündet, einst die Hauptstadt des Reichs und damals 150000 E. zählend, 1757 von Alompra völlig zerstört, 1790 wieder aufgebaut, ist jetzt zu einem Dorfe herabgesunken. Die Merkwürdigkeit des Ortes ist der auf seiner stufenförmigen Grundlage 334 F. hoch sich erhebende Tempel des Gaudama, Schomadu, d. i. goldenes Heiligthum, genannt, der bei der Zerstörung der Stadt verschont wurde. Die Priester geben das Alter dieses sehr geschätzten Buddhatempels auf 2300 J. an. Die wichtigste Stadt des Landes ist Rangun (s. d.). Das Reich P. war in frühern Zeiten sehr blühend, verfiel aber seit dem 15. Jahrh. infolge der Kämpfe mit dem Reiche Siam. Die Portugiesen, die von den Peguanern zu Hülfe gerufen worden, versuchten darauf diese ihre Schützlinge zu beherrschen, aber vergeblich. Um die Mitte des 18. Jahrh. wurde P. von dem birman. Herrscher Alompra erobert. Seitdem stand das Land unter der furchtbarsten Despotie des Birmanenkaisers, sodaß die Peguaner gern die Unternehmungen der Briten unterstützten, in denen sie ihre Befreier sahen. Die Veranlassung zu diesem Kriege gab im Juni 1851 der birman. Gouverneur von Rangun durch ungerechte Bestrafung zweier dort ansässigen Kaufleute, dann durch die Verweigerung der verlangten Genugthuung und sogar Beschimpfung des brit. Unterhändlers. Die Feindseligkeiten begannen mit dem 1. April 1852 unter dem Admiral Austin (der 8. Oct. der Cholera erlag, worauf Commodore Lambert dessen Commando übernahm) und General Godwin. Nach der Einnahme von Martaban (s. d.) 5. April eroberten die Briten Rangun 14. April, bald darauf die Hafenstadt Bassein am westl. Mündungsarm des Irawadi, 3. Juni die Stadt P. selbst, wo die Birmanen ihre Hauptmagazine angelegt hatten, und 7. Juli sowie nochmals 9. und 10. Oct. die nordnordwestlich von Rangun am Irawadi gelegene Stadt Prome sammt ihrer goldenen Pagode. Die Stadt P. wurde vorläufig aufgegeben und von den Birmanen wiederbesetzt, aber 21. Nov. abermals erstürmt und 20. Dec. 1852 nebst der ganzen Provinz P. dem indobrit. Reiche einverleibt.

Pehlewi, s. Persische Sprache und Literatur.

Peiho oder Pay-ho (spr. Pēho), auch Strom von Peking genannt, einer der kleinern Flüsse Chinas, aber nördlich vom Hoangho der größte, als bequemster und fast ausschließlicher Wasserweg zwischen der See und Peking einer der wichtigsten des Landes, der Provinz Petschyli

angehörig, entſpringt im NNW. von Peking in dem mongol. Grenzgebirge. Der Fluß durchſetzt zweimal die Große Chineſiſche Mauer, ſtrömt in zahlreichen Windungen im allgemeinen gegen SO., geht öſtlich an Peking vorüber und ergießt ſich nach einem Laufe von wahrſcheinlich 75 M. in den Golf von Petſchyli. An der Mündung, 1 M. unterhalb des durch ſeine Forts berühmt gewordenen Städtchens Taku und ½ M. unterhalb Tungku, bildet er eine Barre, die bei niedrigem Waſſerſtand nur 2 F., bei der Springflut aber 11 F. Waſſer hat. Der Fluß iſt nur im Frühjahr und Sommer waſſerreich und reißend, wenn der Schnee am ſüdl. Randgebirge der Gobi ſchmilzt; im Herbſt wird er ſeicht, und im Winter belegt er ſich mit Eis. Sein Waſſer iſt ſehr ſchlammig, und ſeinen untern Lauf hat er nur durch die flache Alluvialebene von Petſchyli, in welcher er ein tiefes, kanalähnliches Bett ausgewaſchen. Die bedeutendſte Stadt am Fluſſe, der eigentliche Hafen von Peking, iſt Tien-tſin (ſ. d.), in gerader Linie 6½, auf dem gewundenen Stromlaufe 11 M. von Taku, und 2 M. unterhalb der Stadt Pei-tſang. Von der Mündungsbarre bis Tien-tſin hat der Strom nirgends unter 12 F. Tiefe. Etwa 24 M. weiter oberhalb Tien-tſin, 2 M. im O. von Peking, liegt die Stadt Tungtſchéu, bis wohin die Segelſchiffe ſtromaufwärts gehen, und wo alle für Peking beſtimmte Ladungen und Paſſagiere abgeſetzt werden. Der P. nimmt zahlreiche Nebenflüſſe auf, darunter bei Tung-tſchéu den Tung-whui, der Peking durchfließt, und etwas ſüdlicher den Tſchang-kia. Wichtiger aber iſt die bei Tien-tſin ſtattfindende Einmündung des rieſigen Kaiſerkanals, der die Schiffahrtsverbindung mit dem Hoang-ho herſtellt. 1 M. nördlich vom P. mündet bei der 25—30000 E. zählenden Stadt Petang der Petang-ho, ebenfalls mit einer Barre und mit Forts an der Mündung. In der neuern Kriegsgeſchichte iſt der P. denkwürdig geworden durch die Kämpfe bei den Forts von Taku und die Expeditionen der Engländer und Franzoſen nach Tien-tſin und Peking. (S. China.)

Peilen heißt in der Seemannsſprache ſowol die Richtung, in der man einen Gegenſtand erblickt, durch den Kompaß beſtimmen, als auch eine Waſſertiefe mittels des Lothes abmeſſen. Man peilt z. B. die Sonne, d. h. man beſtimmt ihr Azimuth; man peilt eine Landſpitze oder einen Leuchtthurm, d. h. man beſtimmt den Winkel, den eine vom Kompaß aus dorthin gezogene Linie mit dem magnetiſchen Norden macht. Kann man gleichzeitig zwei dergleichen Gegenſtände, deren Lage durch die Seekarte gegeben iſt, peilen, ſo erhält man die ſog. Kreuzpeilung, und das Schiff befindet ſich im Durchſchnittspunkte der beiden Richtungen, ſodaß ſein Ort durch Allignement direct gefunden wird. Mit der Peilſtange werden nur geringe Tiefen gemeſſen; mit dem Peilſtocke, einem eiſernen, etwa 1½ F. langen, in Zolle getheilten Stabe, den man an einer Leine in die Pumpen fallen läßt, beſtimmt man den Waſſerſtand im Innern der Schiffe.

Peipusſee oder Tſchudskoje-Oſero, d. h. See der Tſchuden, heißt der 11½ M. lange, 9 M. breite, 43 F. tiefe, fiſchreiche See im europ. Rußland, zwiſchen den Gouvernements Livland, Eſtland, Pſkow und Petersburg, welcher im Süden mit dem Pſkow'ſchen See durch eine Seeenge zuſammenhängt und im Weſten durch den Fluß Embach mit dem in Livland gelegenen Wirzjerwſee in Verbindung ſteht. Der P. liegt nur 90 F. über der Oſtſee und bedeckt ein Areal von 66¼ Q.-M. Gegen Norden ergießt er ſein Waſſer mittels der Narova oder Narwa (ſ. d.) in den Finniſchen Meerbuſen. Der P. hat flache, ſandige, größtentheils mit Tannen bewachſene Ufer. Einſt diente dieſer See als der Hauptwaſſerweg zwiſchen den Hanſeſtädten der Oſtſee und den innern Städten des ruſſ. Reichs, und ein namentlich lebhafter Handel wurde zwiſchen Lübeck und den Städten Pſkow und Nowgorod auf dieſer Waſſerſtraße betrieben. Die einzige dicht an ſeinem Ufer liegende Stadt iſt das unbedeutende Gdow. Vgl. Helmerſen in den «Beiträgen zur Kenntniß des ruſſ. Reichs» (Bd. 24, Petersb. 1866).

Peitſchenwurm (Trichocephalus dispar) heißt ein kleiner, zu den Rundwürmern gehöriger Eingeweidewurm des Menſchen, der häufig in großen Mengen bei Leichen im Blinddarme und Dickdarme angetroffen wird, ohne daß vorgängige Beſchwerden ſeine Anweſenheit vermuthen ließen. Männchen und Weibchen leben zuſammen; erſtere ſind um zwei Drittel kleiner. Beide Geſchlechter zeichnen ſich durch den langen, haarförmigen Vorderkörper, dem ſie den Namen verdanken, und den dickern, eingerollten Hinterleib aus. Die Eier werden wahrſcheinlich mit dem Kothe entleert, denn niemals findet man Brut bei den entwickelten Individuen im Menſchen.

Peking, die Hauptſtadt des chineſ. Reichs und Reſidenzſtadt des Kaiſers, liegt in einer großen Ebene in der Provinz Petſchyli. Die Gewäſſer und Seen, welche P. umgeben, haben ihren Urſprung in den nordweſtlich gelegenen Teichen des ehemaligen kaiſerl. Sommerpalaſtes und fließen nach dem Peiho ab, durch welchen P. indirect mit dem großen, nach Süden führen-

den Kaiserkanal in Verbindung steht. Der Name P., welchen die Chinesen Pehtsching aussprechen, bedeutet Residenz des Nordens, im Gegensatze zu Nanking, Residenz des Südens. Der Boden, auf welchem die Stadt steht, ist sandig, die Umgebung fruchtbar und mit Getreide, Gemüse und Sorghum bebaut. Zwölf nicht beträchtliche Vorstädte, meist von armen Leuten, Ziegelstreichern und Gärtnern bewohnt, umgeben P., welches nach der 1852 vom Kaiser Hieng-Fung angeordneten Zählung gegen 2 Mill. E. besaß. Die Stadt hat einen Umfang von 6 M. und besteht aus zwei ganz geschiedenen Städten, welche nur durch drei Thore miteinander in Verbindung stehen. Im Norden liegt die offizielle und militärische Mandschu- oder Tatarenstadt Nei-tschen; im Süden die chinesische oder Handelsstadt Uei-tschen. Erstere bildet ein nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck mit neun Thoren. Von diesen erstrecken sich etwa 100 F. breite Straßen in die Stadt, welche solchergestalt in regelmäßige Vierecke zerlegt wird, die von einer Menge kleiner Gassen durchschnitten werden. Nur die großen Straßen sind gepflastert. Im Centrum der Mandschustadt liegt die von einer festen Mauer umschlossene gelbe Stadt, Huang-tschen. Diese enthält viele Pagoden und Mandarinenhäuser. Im Norden derselben befinden sich die kaiserl. Gärten mit zwei künstlichen Seen und dem 70 F. hohen Kohlenberge, Mee-Tschaen, dem höchsten Punkte der Stadt. In einem der Seen erhebt sich auf einer Insel der Pei-tha-tse, ein chines. Bonzenkloster, mit dem Grabdenkmal des letzten Kaisers aus der Dynastie Ming. Im kaiserl. Garten wird noch der Baum gezeigt, an welchem sich dieser unglückliche Regent erhängte, als 1644 die Tataren seine Residenz erstürmten. Hinter dem Kohlenberge stößt man auf die dritte Mauer, welche den Kaiserpalast oder die rothe Stadt Huantschan-ti-kong, umgibt. Diese bedeckt einen Raum von etwa 73 preuß. Morgen und hat Gräben, Mauern und vier Thore, vergoldete Dächer und mit gelbem Lack überzogene Gebäude. Das Ganze umfaßt durch Höfe und Gärten getrennte Gebäude, Tempel, Paläste, die meist mit Galerien und Säulengängen umgeben sind. Die Bewachung ist ungemein streng und die Beamten haften mit ihrem Kopfe dafür, daß kein Europäer die geheiligten Räume betritt. So besteht die Mandschustadt aus drei ineinandergeschachtelten Städten. Die chines. Stadt, fast rechtwinkelig gebaut, mit sieben Thoren, ist sehr ausgedehnt und von vielen Straßen durchzogen, in welchen der lebhafteste Handelsverkehr herrscht. Im Süden ist ein großes Stück Feld mit in die Chinesenstadt einbezogen, auf welchem isolirt der Himmelstempel und der Tempel der Landwirthschaft stehen. Ersterer ist mit einem Dache von drei Stockwerken bedeckt und im Innern mit vergoldeten und azurblauen Säulen geschmückt. Alle Thore der verschiedenen Städte sind stark befestigt und bewacht; über jedem erhebt sich ein Thurm, der meistens als Kaserne und Magazin dient. Der Gesammtanblick der Stadt von den Mauern oder dem Kohlenberge ist ein überraschender: Pagoden, Tempel, Kioske, Thürme, niedrige und hohe Häuser ziehen sich in unabsehbarer Ausdehnung, unterbrochen von kolossalen Bäumen und Gärten, weit über die Ebene hin. Unter den Gebäuden sind noch zu erwähnen: die kaiserl. Druckerei, aus welcher die Reichszeitung hervorgeht, in der gelben Stadt; der Tempel des Confucius, bestehend aus einer runden Pagode mit Marmortreppen und grünem Ziegeldache; der Tempel der tausend Lamas, mit herrlicher Treppe, die mit Löwengestalten geschmückt ist. Hinter dem viereckigen Tempel liegt das Kloster, der Hauptsitz des Buddhismus in P. Zahlreiche Moscheen für mohammed. Chinesen, eine schön im Renaissancestil erbaute kath. Kirche, eine prot.-engl. Kapelle, eine russ. Kirche und dazugehörige Friedhöfe geben Zeugniß von der Duldung der Religionen in China. Charakteristisch für die Stadt sind die mit offenen Arcaden versehenen Glockenthürme, von denen die Alarmzeichen bei Feuersbrünsten gegeben werden. Ganz in Verfall gerathen ist die im 18. Jahrh. vom Jesuitenpater Nerbiest für den Kaiser Kanghi eingerichtete Sternwarte, deren Instrumente, Wasseruhren, Globen u. s. w. noch gezeigt werden. P. ist eine sehr alte Stadt, die schon einige Jahrhunderte vor Christi Geburt die Hauptstadt des Reichs Yan war. Im 10. Jahrh. machten sie die Kitan zu ihrer südl. Hauptstadt. Dann verwandelten sie die Kins zu ihrer westl. Hauptstadt. Die fortdauernden Tatareneinfälle veranlaßten 1403 den Kaiser Thunglo seine Residenz hier zu nehmen, und er war es, welcher den Namen P. für den alten Schieng-tien-fu einführte. 1644 eroberten die Mandschu die Stadt und machten sie zur Hauptstadt des Reichs. Der dreijährige Krieg der europ. Westmächte gegen China (s. d.) führte 1860 die verbündeten Streitkräfte der Franzosen und Engländer unter die Mauern von P., das sich ihnen 13. Oct. ohne Kampf öffnete. Die Besetzung der Stadt brach endlich den Hochmuth der Chinesen und hatte den Abschluß des Friedens zur Folge. Zur Strafe für die an gefangenen Engländern und Franzosen verübten Grausamkeiten wurde 18. Oct. der berühmte kaiserl. Sommerpalast Yun-ming-yun im Nordwesten der Stadt zerstört, nachdem derselbe einige Tage vorher geplündert worden.

Am 7. Nov. 1860 traten die Alliirten den Rückzug aus P. an. Die Stadt ist seitdem der Sitz einer franz., engl., russ., preuß., span. und amerik. Gesandtschaft.

Pelagianer ist der Name einer im 5. Jahrh. zuerst in der abendländ. Kirche als ketzerisch verurtheilten theol. Richtung, welche, gegenüber der Lehre von absoluter Unfähigkeit des sündigen Menschen zum Guten, die menschliche Freiheit und das auch durch den Sündenfall unverlorene Vermögen des Willens sich zu bessern behauptete. Ihren Namen haben die P. von einem brit. Mönche, Pelagius, der seit Anfang des 5. Jahrh. in Rom lebte und später nach Afrika kam, wo Augustinus (s. d.) zuerst gegen ihn auftrat und seine wiederholte Verdammung auf mehrern afrik. Synoden veranlaßte. Pelagius flüchtete nach Jerusalem, wo er, von den dortigen Origenisten freundlich aufgenommen, im J. 420 als 90jähriger Greis starb. Die menschliche Willensfreiheit, welche Pelagius und sein Landsmann Cölestius zunächst im Interesse mönchischer Frömmigkeit und der Verdienstlichkeit klösterlicher Tugend betont hatten, war damals im Morgenlande allgemein anerkannt; die göttliche Gnade galt als unentbehrliche Beihülfe zum Guten. Allein das tiefere religiöse Interesse konnte bei einer Ansicht sich nicht befriedigen, welche zwischen göttlichem und menschlichem Thun gewissermaßen halbirte und der Gnade nur eine Mithülfe zugestand, wo die christl. Frömmigkeit sich bewußt war, alles Gute nur in, durch und aus Gott zu besitzen. Dazu schien ein genauerer Einblick in das menschliche Sündenverderben die Meinung als eine gefährliche Illusion zu zerstören, als könne der Gefallene sich aus eigener Kraft wieder aufrichten. So geschah es, daß die Lehre Augustin's vom erbsündlichen Verderben und der alles Heil allein wirkenden Gnade als die frömmere in der abendländ. Kirche die Oberhand gewann, wenn dieselbe auch niemals das Bewußtsein sittlicher Freiheit völlig ertödten konnte. Früh wurden daher, zuerst von massilischen Mönchen, wie Johannes Cassianus (s. d.), Versuche gemacht, die Anstöße der pelagianischen Lehre zu mildern. Hatte Pelagius die natürlichen Kräfte des Menschen für ausreichend zu seiner Besserung, die kirchlichen Gnadenmittel daher nicht für schlechthin unentbehrlich erklärt und von der Gnade Gottes nur im Sinne unserer natürlich-sittlichen Ausrüstung und der Verkündigung des göttlichen Willens in Gesetz und Verheißung geredet, so lehrte Cassian die Gnade im Sinne Augustin's als übernatürliches göttliches Wirken im Menschengemüth, gestand aber dem Menschen das Vermögen zu, aus natürlicher Kraft der Gnade entgegenzukommen und sie sich anzueignen. Die streng augustinische Partei bezeichnete die Anhänger dieser mittlern Meinung als Semipelagianer (halbe P.). In der mittelalterlichen Kirche wurde dennoch dieser Semipelagianismus die herrschende Meinung, wenn man auch vorgab, man lehre wie Augustin. Besonders zeigt sich in der kath. Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke und der Nothwendigkeit eines Zusammenwirkens von Glauben und Werken zur Rechtfertigung des Menschen vor Gott die von den Reformatoren nicht ohne Grund als semipelagianisch bestrittene Neigung, dem Menschen auch Gott gegenüber ein eigenes und selbständiges Gute zuzuschreiben und dadurch zwischen göttlichem und menschlichem Thun zu halbiren. Daher kehrten die Reformatoren zur strengsten augustinischen Lehre zurück. Als Melanchthon, durch das sittliche Interesse bewogen, späterhin einige Milderungen der behaupteten absoluten Sündenverderbniß versuchte und dem natürlichen freien Willen wenigstens die Fähigkeit, die Gnade anzunehmen oder abzulehnen, übriglassen wollte, erhob sich auch gegen ihn und seine Schule die Anklage auf Semipelagianismus, den die Concordienformel (s. d.) vollständig von der luth. Kirche auszuschließen bemüht war. Dennoch versuchte schon um die Mitte des 17. Jahrh. das unaustilgbare sittliche Bewußtsein abermalige Milderungen, und durch den Pietismus wurden semipelagianische, durch den Rationalismus pelagianische Ansichten aufs neue in die prot. Kirche eingeführt. Schleiermacher, der den Pelagianismus für einen der vier die christl. Kirche gefährdenden Grundirrthümer erklärte, suchte im Zusammenhange seiner ganzen religiös-philos. Weltanschauung auch den Augustinismus tiefer zu begründen, und die moderne Vermittelungstheologie hat Schleiermacher'sche und Melanchthon'sche Gedanken zu verbinden, die orthodoxe Lehre aber entweder leise zu modificiren oder geradezu (wie die Erlanger Schule) nach ihrem eigenen Bedürfniß umzudeuten versucht, ohne der Anklage des Semipelagianismus ihrerseits entgehen zu können, wogegen freilich die streng orthodoxe Theorie den Menschen zur Maschine macht und seine geistige Persönlichkeit aufhebt. Letzterer Ansicht gegenüber vertritt der Pelagianismus noch immer ein gutes Recht, wie denn überhaupt sein Eintreten für die menschliche Freiheit philosophisch und moralisch betrachtet vollkommen begründet ist. Der hier nur in besonders scharfer Weise zu Tage tretende Unterschied der religiösen und der rein sittlichen Weltbetrachtung wird immer, weil beide Betrachtungsweisen psychologisch nothwendig sind, eine bald

überwiegend auguſtiniſche, bald überwiegend pelagianiſche Anſchauung hervorrufen, deren Ausgleichung nicht in äußerlicher Vermittelung der Gegenſätze, wie ſie der Semipelagianismus in ſeinen verſchiedenen Geſtalten immer wieder vergeblich verſucht, ſondern nur in einer tiefern philoſ. Einſicht in das Verhältniß des unendlichen und des endlichen Geiſtes zueinander gefunden werden kann. Vgl. Jakobi, «Die Lehre des Pelagius» (Berl. 1842).

Pelargonium oder Kranichſchnabel (Pelargonium) nannte L'Héritier eine an Arten ungemein reiche Pflanzengattung in der Familie der Geraniaceen oder Storchſchnabelgewächſe, welche faſt ſämmtlich am Cap der guten Hoffnung und nur zum geringen Theile in Neuholland einheimiſch ſind und von Linné zur Gattung der Storchſchnäbel (ſ. Geranium) gerechnet worden waren. Sie ſind Kräuter, Halbſträucher oder Sträucher von ſehr verſchiedenem Ausſehen, von den verwandten Gattungen aber durch die auf der Oberſeite des Blütenſtiels verlaufende Honigröhre, welche durch den angewachſenen Sporn des oberſten Kelchblatts bewirkt wird, ſowie durch die an ihrer Innenſeite bärtigen Grannen (ausgewachſenen Griffel) der Carpellen (Theilfrüchte) leicht zu unterſcheiden. Auch iſt die Form der fünfblätterigen Blumenkrone immer etwas unregelmäßig, weil die beiden obern Blumenblätter größer ſind als die drei andern, was indeſſen auch bei einigen andern Geraniaceen vorkommt. Den Gattungsnamen Kranichſchnabel haben ſie von der dem langen Schnabel dieſer Sumpfvögel ähnlichen Form ihrer Früchte. Wegen der Mannichfaltigkeit und Schönheit ihrer Blumen, wegen ihrer oft zierlichen Tracht und der häufig ſtark und angenehm riechenden Blätter gehören ſie zu den beliebteſten Zierpflanzen der Gewächshäuſer und Zimmer. Wegen des angenehmen Geruchs der Blätter ſind beſonders beliebt das roſenduftende P. (P. roseum Willd.) und das ſcharfblätterige P. (P. Radula Ait.), meiſtens unter dem Namen Roſengeranium begriffen, mit handförmig getheilten, angenehm roſenartig riechenden Blättern, welche durch Deſtillation ein dem Roſenöle ſehr ähnliches ätheriſches Oel geben, was auch von den Blättern des kopfblütigen P. (P. capitatum Ait.) gilt. Ferner wird faſt überall in den Zimmern das wohlriechendſte P. (P. odoratissimum) unter dem Namen Muskatkraut cultivirt, welches ſich durch herzförmig rundliche, ſammetweiche Blätter auszeichnet. Sehr beliebt ſind auch das abfärbende P. (P. inquinans Ait.) und das gürtelblätterige P. (P. zonale Ait.), welche oft mit dem Namen der Brennenden Liebe wegen ihrer meiſt ſcharlachrothen oder blutrothen, ſeltener roſenrothen oder weißen Blüten belegt werden; ferner das dreifarbige P. (P. tricolor Curt.), mit roth-, weiß- und ſchwarzgefärbten Blumen, und das prächtige P. (P. superbum Vent.), mit großen weißen Blumenblättern, deren zwei obere mit rothen Saftmälern bezeichnet ſind. In Südeuropa ſind manche häufig zur Zierde im Freien cultivirte Pelargonien verwildert. So findet ſich das prächtige P. zonale faſt in allen Hecken um Cadix. Die Cultur der ſtrauchartigen Pelargonien iſt nicht ſchwer, da ſie weder ſorgfältige Beobachtung einer gewiſſen Temperatur noch beſondere Abwartung verlangen; auch geſchieht ihre Fortpflanzung und Vermehrung durch Stecklinge ſehr leicht. Sie verlangen eine lockere und fette Erde und viel Licht. Bei uns müſſen die meiſten Arten im Kalthaus oder in froſtfreien Zimmern überwintert und, ſollen ſie recht ſchön blühen, im Frühling umgeſetzt werden. Man findet daher viele Arten auch in gewöhnlichen Gärten und eine große Menge von Baſtarden (Hybriden), welche theils durch Zufall entſtanden, theils abſichtlich durch Beſtäubung hervorgebracht worden ſind. Am meiſten war die Cultur der Pelargonien im erſten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts in Mode; ſpäter vergaß man ſie über andern, z. B. den Camellien, Cacteen u. ſ. w. Doch hat ſie ſich ſeit mehrern Jahren wieder gehoben, beſonders in Frankreich und England. Die krautartigen Pelargonien mit Knollenwurzeln ſind ziemlich zart und verlangen eine ſorgfältige Behandlung.

Pelasger (griech. Pelasgoi), ein vielfach in das Dunkel der Sage gehülltes Volk, das wir als die älteſten Bewohner verſchiedener Gegenden Griechenlands kennen; ſo in Theſſalien (deſſen einer Theil noch in der hiſtor. Zeit den Namen Pelasgiotis trug), in Epirus, in Böotien, in Attika, in Achaja, in Arkadien (wo nach einheimiſcher Sage der Heros Pelasgos geboren ſein ſollte), in Argolis, auf der Inſel Kreta, im ſüdl. Troas und anderwärts. Dieſe weite Verbreitung des Pelasgernamens hat einige neuere Forſcher veranlaßt, denſelben nicht im ethnogr., ſondern im chronol. Sinne, als Bezeichnung der älteſten Zeit, der älteſten Vorfahren der Griechen überhaupt aufzufaſſen. Allein Herodot unterſcheidet beſtimmt den pelasgiſch-ioniſchen von dem helleniſch-doriſchen Volksſtamme und kennt noch zu ſeiner Zeit P. in den Städten Kreſton in Thrazien und Plakie und Skylake am Hellespont, die eine den Hellenen unverſtändliche barbariſche Sprache redeten. Die letztere Notiz hat manche Hiſtoriker bewogen, die P. für einen ſemit. Volksſtamm zu halten und ſie mit den kanaanitiſchen Philiſtern zu identificiren, eine An-

ſicht, gegen welche beſonders der Mangel an ſemit. Elementen in der griech. Sprache ſowie die Nachrichten ſprechen, welche wir über die pelasgiſche Religion (eine Naturreligion ohne beſtimmte Namen der Götter, die ohne Bilder auf Bergeshöhen und in heiligen Hainen verehrt wurden) haben. Vielmehr ſcheinen die P. ein urgriech. Stamm zu ſein, der früher als die andern Stämme dieſes Volks aus den aſiat. Urſitzen deſſelben auf dem Landwege durch das nördl. Kleinaſien, Thrazien und Maeedonien nach dem europ. Hellas gezogen iſt, ſich zuerſt in der großen theſſaliſchen Ebene niedergelaſſen und von da weſtwärts und ſüdwärts über einen großen Theil von Griechenland verbreitet hat. (S. Griechenland.) Sie ſcheinen ein friedliches Volk geweſen zu ſein, das hauptſächlich Ackerbau und Viehzucht trieb, aber auch ſchon ummauerte Städte mit feſten Burgen auf Bergeshöhen (die mehrfach den Namen Lariſſa führten) anlegten. Später wurden ſie von andern kriegeriſchern griech. Stämmen unterworfen und verſchmolzen mit dieſen. Nur in einzelnen Orten, wie in den von Herodot genannten Städten, erhielten ſie ſich unvermiſcht mit ihrer alterthümlichen, den übrigen Griechen nicht mehr verſtändlichen und daher barbariſch erſcheinenden Sprache.

Peleus, der Sohn des Äakos und der Endeis, Bruder des Telamon und Halbbruder des Phokos, Beherrſcher der Myrmidonen in Phthia in Theſſalien, mußte mit ſeinem Bruder wegen der Ermordung des Phokos Aegina verlaſſen und ging nach Phthia zu Eurytion (oder Eurytos), der ihn ſühnte und ihm ſeine Tochter Antigone zur Gattin und als Mitgift den dritten Theil des Landes gab. Mit Eurytion ging er zur kalydoniſchen Eberjagd, wo er dieſen unverſehens mit einem Wurfſpeer tödtete. Deshalb floh er nach Jolkos zu Akaſtos, der ihn ebenfalls ſühnte und bei ſich behielt. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt faßte des Akaſtos Gemahlin, Aſtydameia, Neigung zu ihm, ohne daß P. ſelbige erwiderte. Aus Rache ließ dieſe ſeiner Gemahlin melden, er werde des Akaſtos Tochter, Sterope, heirathen. Aus Schmerz erhängte ſich jene. Auch verleumdete ſie ihn bei Akaſtos und dichtete ihm ihre eigene Leidenſchaft an. Dieſer, aus Achtung gegen das Gaſtrecht, wollte den P. nicht eigenhändig ſelbſt beſtrafen, ſondern ſtellte auf dem Pelion eine Jagd an, wo P. den Tod finden ſollte. Nachdem er nämlich vor Ermüdung eingeſchlafen, nahm ihm Akaſtos ſein Schwert und ließ ihn liegen, damit er ſo eine Beute der wilden Thiere würde. Allein als er erwachte, brachte ihm Cheiron das Schwert zurück. Zum Lohne für ſeine Keuſchheit gaben ihm die Götter die Nereïde Thetis zur Gemahlin, mit der er den Achilles (ſ. d.) zeugte. An der Hochzeit, welche auf dem Pelion gefeiert wurde, nahmen außer der Eris alle Götter theil. Hierauf belagerte er mit Jaſon und den Dioskuren den Akaſtos in Jolkos, vertrieb dieſen und tödtete die Aſtydameia. Seinen Sohn, den er alters halber auf dem Zuge gegen Ilios nicht begleiten konnte, überlebte er. Nach Pindar wurde er nach ſeinem Tode mit Kronos, Kadmos und Achilles Richter in der Unterwelt. Uebrigens weicht die Sage über ſeine Schickſale, namentlich über ſeinen Streit mit Akaſtos, mannichfach ab.

Pelewinſeln oder Palaosinſeln, die größte Lagunengruppe des Carolinenarchipels im weſtlichſten Theil des Großen Oceans, von 24 M. langen, von Nord nach Süd ſich ausdehnenden Korallenriffen umgeben. Sie ſind hügelig, gut bewäſſert, fruchtbar, haben eine malaiiſche Bevölkerung von 3000 Seelen und zuſammen einen Flächeninhalt von 18 Q.-M., wovon auf Babeldzuap 12,95, auf Koror 0,72, auf Urukdzepel 0,89, auf Irakony 0,47, auf Imilliß 0,42, auf Pililiu 0,59, auf Angaur 0,25 Q.-M. kommen, während noch etwa 20 kleinere Inſeln zur Gruppe gehören. Die P. ſind identiſch mit den Arreeifos des Villalobos (1545), wurden aber erſt durch Wilſon bekannt, der 1783 dort Schiffbruch litt und den Prinz Libu mit nach England brachte, wo dieſer großes Intereſſe erregte und 1784 unter allgemeiner Theilnahme an den Blattern ſtarb. Die damals ſehr freundlichen Eingeborenen haben ſich durch die Berührung mit Fremden ſeitdem verſchlechtert. Yams und Kokosnüſſe ſind die Hauptprodnete.

Pelias war nach theſſaliſcher Sage nebſt ſeinem Zwillingsbruder Neleus (ſ. d.) vom Poſeidon, der die Geſtalt des Flußgottes Enipeus angenommen hatte, mit Tyro, der Tochter des Salmoneus, die ſpäter die Gattin des Aeoliden Kretheus wurde, erzeugt worden. Die von der Mutter ausgeſetzten Zwillinge wurden von einem Hirten aufgezogen. Als ſie, herangewachſen, ihre Herkunft entdeckt hatten, rächte P. die Tyro an ihrer grauſamem Stiefmutter Sidero (der Eiſernen), der Gattin des Salmoneus. Nach Kretheus' Tode bemächtigte ſich P. durch Verdrängung ſeines Stiefbruders Aeſon, den er ſpäter tödten ließ, der Herrſchaft von Jolkos, vertrieb den Neleus, der ihm dieſelbe ſtreitig machte und ſandte den Jaſon (ſ. d.), Aeſon's Sohn, um ihn unſchädlich zu machen, nach dem goldenen Vlies aus. Als dieſer aber glücklich heimgekehrt war, veranlaßte Medea (ſ. d.) die Töchter des P., unter dem Vorgeben, ihren alternden Vater zu verjüngen, denſelben zu tödten und den zerſtückten Körper in einem Keſſel zu kochen.

Akastos, P.' Sohn, vertrieb darauf den Jason und die Medeia aus Jolkos und veranstaltete zu Ehren seines gemordeten Vaters glänzende Leichenspiele, die von den ältern griech. Künstlern mehrfach dargestellt worden sind. Die Katastrophe des P. hatte unter andern Euripides in seiner ersten, uns nicht erhaltenen Tragödie «Peliades» (die Töchter des P.) behandelt.

Pelikan oder Pelekan (Pelecānus), eine Gattung von Schwimmvögeln aus der Familie der Ruderfüßler, bei denen auch die Hinterzehe durch die Schwimmhaut verbunden ist, unterscheidet sich von den verwandten Gattungen durch den langen, geraden, schmalen und plattgedrückten Schnabel mit ritzenförmigen Nasenlöchern und durch die ausnehmend dehnbare und einen weißen Sack darstellende Kehlhaut. Alle P. sind große, dem Ansehen nach schwerfällige Vögel, welche indessen mit vieler Ausdauer und Schnelligkeit fliegen. Sie tauchen, indem sie sich aus bedeutender Höhe herabfallen lassen, tief unter den Wasserspiegel und fangen die Fische in ihrem Kehlsacke ein. Sie halten sich stets an den Ufern großer Gewässer auf, machen zwischen dem Meere und dem Süßwasser oft gar keinen Unterschied, kehren aber am Abend stets auf das Land zurück, um auf Bäumen oder höhern Felsspitzen des Ufers zu schlafen. Die Färbung ist meist ganz einfach und selten durch Abzeichnungen lebhafterer Art gehoben. Die Nahrung besteht in Fischen, die durch Tauchen gefangen und, wenn sie zur Ernährung der Jungen bestimmt sind, im Kehlsacke nach dem aus Holzstücken, Rohr und Schilfblättern kunstlos gebauten Neste getragen werden. Von dieser weitverbreiteten Gattung kennt man etwa elf in warmen Gegenden beider Welten wohnende Arten. Der gemeine P. oder die Kropfgans (P. Onocrotalus) ist von der Größe eines Schwans, weiß mit schwarzen Schwungfedern und auf Brust und Rücken rosenroth angeflogen und hat rothe Füße. Er bewohnt vorzugsweise das südl. Europa und auch Asien, lebt an Meeren und Seen, verhält sich, außer beim Fischfange, träge und schläfrig und schreit fast so laut wie ein Esel. Er bildet mit andern kleine Gesellschaften, legt 2—3 weiße, mit einer besondern abreibbaren Kalkkruste bedeckte Eier und hat durch die Art, wie er aus dem Kehlsacke seine Jungen füttert, indem er dabei den Schnabel auf die Brust stemmt, um die Fische bequemer auswürgen zu können, zu der uralten Fabel Veranlassung gegeben, daß er sich die Brust aufreiße und mit seinem Blute die Jungen nähre. Deshalb gilt er als Symbol der sich selbst aufopfernden Mutterliebe. In Ostindien wird er, wie die Cormorans, zum Fischfange abgerichtet. Aus seinem Kehlsacke werden Tabacksbeutel verfertigt. Noch größer ist der in Dalmatien häufig vorkommende krausköpfige P. (P. crispus). — P. ist auch der Name eines schon seit mehrern Jahrhunderten gebrauchten Instruments zum Ausziehen der Zähne, welches jetzt noch, obgleich viele andere Instrumente zu diesem Behufe erfunden worden, in manchen Fällen seine Zweckmäßigkeit behauptet.

Pelion (jetzt Plessidi genannt), ein langgestreckter, noch jetzt reichbewaldeter Gebirgszug der thessalischen Halbinsel Magnesia, der im Norden durch eine niedrigere Hügelreihe (jetzt Mavroduni, «das schwarze Gebirge», genannt) mit dem Ossa (s. d.) zusammenhängt. Auf dem höchsten Gipfel des P., der eine Höhe von fast 5000 F. über der Meeresfläche erreicht und durch eine Einsattelung mit einem zweiten, nicht viel niedrigern Gipfel verbunden ist, erhob sich im Alterthum ein Tempel des Zeus Akräos, zu dem alljährlich beim Beginn der Hundstage eine Procession aus der am westl. Fuße des Gebirgs gelegenen Stadt Demetrias (früher, vor Gründung dieser Stadt, aus dem nahe dabei gelegenen Jolkos) emporstieg, um den Gott um Milderung der drückenden Hitze anzuflehen. In der Nähe des Tempels zeigte man die Grotte des Centauren Cheiron, dem die Sage wol hauptsächlich wegen des Reichthums des P. an Heilkräutern seinen Sitz auf diesem Gebirge angewiesen hat; die jetzt durch einen Felsblock geschlossene Oeffnung dieser Grotte ist noch heutzutage an der Südwestseite des Gipfels erkenndar. An den Abhängen des Gebirgs, die im Alterthum ganz mit dichtem Wald bedeckt gewesen zu sein scheinen, liegen jetzt, von Fruchtbäumen umgeben, zahlreiche griech. Dörfer (die sog. 24 Dörfer), die vor der griech. Revolution infolge der Ausnahmestellung, der sie sich unter der türk. Regierung, als Eigenthum der ältesten Schwester des jedesmaligen Sultans, erfreuten, zu großem Wohlstande gelangt waren, der freilich durch ihre eifrige, aber vergebliche Theilnahme am griech. Befreiungskampfe sehr beeinträchtigt worden ist. Vgl. Mézières, «Mémoire sur le P. et l'Ossa» (Par. 1853).

Pélissier (Jean Jacques Aimadle), Herzog von Malakow, franz. Marschall, geb. 6. Nov. 1794 zu Maromme im Depart. der untern Seine, wurde im Lyceum zu Brüssel erzogen und trat 1814 in die Artillerieschule von La Flèche, 1815 als Lieutenant in die franz. Armee. Nach der Restauration zur Gardeartillerie versetzt, machte er als Adjutant den Feldzug 1823 in Spanien mit und in gleicher Stellung die Expedition nach Morea 1828, wo er sich auszeichnete und Kapitän wurde. Unter Bourmont war er 1830 bei der Eroberung von Algier,

gelangte als Stabsoffizier in den Generalstab und diente hierauf von 1831—39 in Frankreich als Adjutant, auch im Kriegsministerium. Sodann kehrte er, zum Oberstlieutenant befördert, nach Algier zurück. Hier wohnte er allen Feldzügen bei, wurde 1842 zum Unterchef des Generalstabs der Armee von Algerien ernannt und nahm unter Bugeaud (s. d.) an der Schlacht von Isly theil. 1846 vernichtete er eine große Zahl von Arabern, die sich in die Daharagrotten geflüchtet hatten und trotzig die Unterwerfung verweigerten, durch Rauch, welches Verfahren in der europ. Presse eine große Entrüstung erregte. P. wurde bald darauf Maréchal-de-Camp, 1850 Divisionsgeneral und Generalinspector der Infanterie, was er bis 1854 blieb. Dreimal verwaltete er auch interimistisch Algerien als Generalgouverneur. 1853 unterdrückte er durch die Einnahme von Laguat eine gefährliche Empörung. Als der Orientkrieg (s. d.) zur Belagerung von Sewastopol (s. d.) geführt hatte und die franz. Armee im Jan. 1855 eine neue Organisation erhielt, wurde P. aus Algier als Commandant des 1. Armeecorps nach der Krim berufen, wo er, da Canrobert im Mai den Oberbefehl niederlegte, auf dessen Vorschlag 18. Mai zum Höchstcommandirenden ernannt wurde. Der erste Sturm auf den Malakow, den er 18. Juni anordnete, schlug zwar fehl, aber 8. Sept. wurde der Thurm unter schweren Verlusten erstürmt und P. dafür zum Marschall und Herzog von Malakow erhoben. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich im Sommer 1856 erhielt er 1858 an Persigny's Stelle den Gesandtschaftsposten in London und 1860 das Generalgouvernement in Algier. Er starb in dieser Stellung 22. Mai 1864.

Pella, Stadt in der macedon. Landschaft Bottiäa an dem vom Flusse Lydias durchflossenen Sumpfsee Borboros, von Philipp II. zur Haupt- und Residenzstadt erhoben, war Geburtsort Alexander's d. Gr., in der röm. Zeit aber nur noch als Stationsort an der ganz Illyrien und Macedonien durchschneidenden Egnatischen Militärstraße (via Egnatia) von Wichtigkeit. — Denselben Namen trug eine Stadt Paläſtinas in der Landschaft Dekapolis, östlich vom Jordan.

Pellägra oder Mailändische Rose, der lombard. Aussatz (pellagra, lepra Lombardica oder Mediolanensis, auch Italica), ist eine in ihrem Wesen noch unerforschte endemische Krankheit, welche sich hauptsächlich in Oberitalien, außerdem in Südfrankreich und anderwärts, namentlich in Gegenden, wo Reisbau getrieben wird, findet und fast nur bei Erwachsenen in mittlerm Alter, die im Freien viel anstrengende Arbeiten verrichten und sich dabei den Sonnenstrahlen aussetzen, ohne Unterschied des Geschlechts vorkommt. Die Hauptzufälle sind allerlei Störungen in der Verdauung mit Nervenleiden, Schwäche und geistiger Niedergeschlagenheit, zu denen sich eine eigenthümliche rosenartige Hautkrankheit an den der Einwirkung der Sonne ausgesetzten Hautstellen gesellt. Das Uebel erscheint anfänglich nur mit dem Frühjahre, verschwindet während des Winters wieder gänzlich, kehrt jedoch mit dem nächsten Jahre (in manchen Fällen auch erst einige Jahre nachher) zurück, worauf die im Winter wiederkehrende Gesundheit nur kürzere Zeit andauert, und bleibt endlich anhaltend, bis, selten vor dem dritten und fast stets vor dem siebenten Jahre, unter Verstärkung aller Symptome und sehr oft unter Hinzutritt von Melancholie, Wahnsinn und Blödsinn der Tod eintritt. Wenig Aufschluß über die eigenthümliche Natur der Krankheit geben die Leichenöffnungen. Auch die Behandlung hat bisjetzt nur insoweit zu einem sichern Resultate geführt, daß, wenn ein Kranker zu Anfang der Krankheit in eine von dem Uebel freie Gegend gebracht wird, dieses an und für sich schon ein hinreichendes Heilmittel ist.

Pellico (Silvio), ein berühmter ital. Dichter, wurde 24. Juni 1788 zu Saluzzo in Piemont von bürgerlichen Aeltern geboren und in Pignerol erzogen, wo sein Vater, Onorato P., der ebenfalls als lyrischer Dichter sich bekannt gemacht hat, eine Seidenspinnerei besaß. In seinem 16. J. folgte er einem nahen Verwandten nach Lyon und hatte Italien beinahe vergessen, als Foscolo's Gedicht «I sepolcri» die Liebe zum Vaterlande mit solcher Macht in ihm erweckte, daß er sofort nach Italien zurückkehrte. In Mailand von Ugo Foscolo und Vincenzo Monti freundlich aufgenommen, schloß er sich dem letztern bald ganz an. Später wurde er Erzieher der Söhne des Grafen Luigi Porro Lambertenghi, dessen Haus der Sammelplatz der vorzüglichsten Männer Mailands und der ausgezeichnetsten Fremden war. Durch die Trauerspiele «Laodamia» und «Francesca da Rimini» erwarb er sich einen Ehrenplatz unter den ital. Dichtern. Auch lieferte er eine gute Uebersetzung von Byron's «Manfred». Er lebte in freundschaftlicher Verbindung mit mehrern patriotischen Gelehrten und andern freisinnigen Schriftstellern, welche seinen Plan, durch Beförderung wissenschaftlicher Bildung zu Italiens Wiedergeburt mitzuwirken, eifrig unterstützten. So entstand die Zeitschrift «Il conciliatore», in welcher unter anderm Manzoni's «Conte di Carmagnola» und P.'s «Eufemio di Messina» zuerst abgedruckt wurden. Wegen des freimüthigen Geistes, der sich in diesen Mittheilungen regte,

wurde, gleich mehrern seiner Freunde, auch P. 1820 auf den später erwiesenen irrthümlichen Verdacht hin, dem Carbonaridunde anzugehören, verhaftet und nach Sta.-Margherita gebracht, wo sein Freund, der Dichter Maroncelli, ebenfalls gefangen saß. Zu Anfange des folgenden Jahres nach Venedig in die Bleikammern versetzt und peinlicher Untersuchung unterworfen, wurde er im Jan. 1822 nach dem Gefängnisse auf der Insel San-Michele bei Venedig abgeführt, wohin schon vorher auch Maroncelli gebracht worden war. Oeffentlich auf dem Schaffot zu Venedig verkündeten den beiden Freunden die Richter das Todesurtheil, das aber der Kaiser für Maroncelli in 20jähriges, für P. in 15jähriges Gefängniß auf dem Spielberge verwandelt hatte. Im März 1822 dahin abgeführt, wurden beide getrennt in unterirdischen Kerkern untergebracht. Schon erschöpft von einer fast zweijährigen Gefangenschaft, ward P. bei schlechter, kärglich zugemessener Nahrung, die im ersten Jahre in weiter nichts als Brot und Wasser bestand, auf einem Lager ohne alle Unterlage, von Tag zu Tag schwächer und verfiel, obschon man ihm einige Erleichterungen gewährte, im Jan. 1823 in eine gefährliche Krankheit, sodaß er spitalmäßig verpflegt werden mußte. Unter der theilnehmenden Pflege des Kerkermeisters genas er nach einiger Zeit, und als er wieder erkrankte, wurde Maroncelli sein Kerkergenosse und Wärter. Seit 1824 aber wurde die Haft immer strenger. Keine Feder und kein Buch, was früher geschehen war, wurde den Gefangenen mehr verabreicht. Auch Maroncelli erkrankte endlich an einer Kniegeschwulst, die so gefährlich ward, daß nach neunmonatlichen Leiden das Bein abgenommen werden mußte. Endlich 1. Aug. 1830 erhielten beide Freunde ihre Freiheit zurück. Die Geschichte seiner zehnjährigen Leiden hat P. in der Schrift «Le mie prigioni» (Par. 1833; deutsch, Lpz. 1833) anziehend erzählt. P. verfiel während der Gefangenschaft in Mysticismus, keineswegs aber, wie man behauptet, in Bigoterie. Seine von Jugend an schwache Gesundheit war gänzlich untergraben worden. Die Marquise von Barolo in Turin bot ihm in ihrem Hause einen Zufluchtsort, den er als Secretär dieser Dame annahm. Er starb zu Turin 31. Jan. 1854. P.'s «Francesca da Rimini» (Mail. 1818; deutsch von Schädelin, Zür. 1835) ist einer der glücklichsten Versuche, vaterländische Stoffe für das Drama zu benutzen. Seine «Opere» erschienen in Padua (2 Bde., 1831) und in Einem Bande in Leipzig (1834). In den «Tre nuove tragedie» (Tur. 1832) sind «Gismonda da Mendrisio», «Leoniero da Dertona» und «Erodiade» enthalten. 1833 erschien in Turin P.'s Trauerspiel «Tommaso Moro» und 1837 ebendaselbst eine Sammlung seiner «Opere inedite» (2 Bde.). Außerdem verfaßte er in neuerer Zeit eine Art moralischen Katechismus von den Pflichten des Mannes: «Dei doveri degli uomini». Eine Ausgabe von P.'s nachgelassenen Werken, Memoiren und Briefen wurde 1855 zu Turin begonnen. Vgl. Chiala, «Vita di Silvio P.» (Tur. 1852).

Pellisson-Fontanier (Paul), der Historiograph Ludwig's XIV. von Frankreich, wurde 30. Oct. 1624 zu Béziers von prot. Aeltern geboren. Er studirte die Rechte, ließ sich zu Castres als Advocat nieder und schrieb in Briefform die «Histoire de l'Académie française jusqu'en 1652» (Par. 1653), wobei er sich als mittelmäßiger Schriftsteller und unverschämter Schmeichler zeigte. Der Akademie gefiel seine Lobrede so außerordentlich, daß sie ihm sogleich die Ehrenmitgliedschaft nebst dem Anrecht auf den zunächst erledigten Platz ertheilte. P. trat bald in die Akademie und verlegte seinen Wohnsitz nach Paris. Nach einiger Zeit kaufte er sich das Amt eines Secretärs des Königs und machte die Bekanntschaft des Finanzintendanten Fouquet, der ihn zum Vertrauten und ersten Commis erhob und ihm 1660 sogar den Titel eines Staatsraths verschaffte. Als Fouquet in Ungnade fiel, kam auch P. ins Gefängniß. Hier verfaßte er für seinen Gönner drei Vertheidigungsschriften und benachrichtigte denselben bei einer Confrontation durch List von der Vernichtung gewisser Papiere, was ihm noch engern Gewahrsam zuzog. Nach fünf Jahren endlich gelang es ihm, durch die Fürsprache angesehener Freunde die Freiheit und auch die Gunst Ludwig's XIV. wiederzuerhalten. Er mußte den König auf dem kurzen Feldzuge in der Franche-Comté begleiten, um die Ereignisse der Expedition aufzuzeichnen, und entledigte sich dieses Auftrags so geschickt, daß ihn Ludwig XIV. zum Geschichtschreiber seiner Regierungsepoche ernannte. Als P. vollends zum Katholicismus übertrat, überhäufte ihn der König mit Pfründen und Gnaden. Er erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie St.-Orens und wurde Oekonom des Klerus von St-Germain und St.-Denis. In dieser Eigenschaft verwaltete er auch die Fonds, welche der Hof zur Bekehrung der Protestanten angelegt hatte, und der Eifer, womit der Convertit die Werke der Propaganda unterstützte, zog ihm die besondere Gunst des Hofs, aber auch den Haß seiner frühern Glaubensgenossen zu. 1670 hielt P. bei Aufnahme des Erzbischofs von Paris in die Akademie die bekannte Lobrede auf Ludwig XIV. und wurde dafür zum Maître des requêtes erhoben. Er trieb nun seine Schmei-

chelei so weit, daß er mit andern Akademikern alle zwei Jahre einen Preis von 300 Livres für den aussetzte, der die Thaten des Königs am besten loben würde. Als Geschichtschreiber begleitete er Ludwig XIV. auch auf den Feldzügen in den Niederlanden; doch sah er sich plötzlich durch die Montespan, der er einen Proceß verloren, von seinem Posten verdrängt, den Boileau und Racine erhielten. P. starb 7. Febr. 1693. Seine «Lettres historiques et opuscules» (3 Bde., Par. 1729) enthalten unter anderm Notizen über die Reisen des Königs von 1670 und 1688. Lemacrier veröffentlichte P.'s Hauptwerk, «Histoire de Louis XIV» (3 Bde., Par. 1749), die vom Pyrenäischen Frieden bis 1672 reicht; das zehnte Buch, welches die Ereignisse bis zum Frieden von Nimwegen erzählt, wird Racine zugeschrieben. Außerdem veröffentlichte P. viele andere Schriften, die sich sämmtlich durch Leichtigkeit des Stils auszeichnen, aber ohne Bedeutung sind.

Pelopidas, einer der ausgezeichnetsten thebanischen Feldherren, Freund und Zeitgenosse des Epaminondas (s. d.), rettete sein Vaterland theils von den Mishandlungen einer tyrannischen Partei, theils von dem Drucke der Spartaner. Mit mehrern Patrioten aus Theben vertrieben, hatte er sich nämlich nach Athen gewendet, kehrte aber mit einigen Verschworenen heimlich wieder nach Theben zurück, ermordete die daselbst bei einem festlichen Gelage versammelten Tyrannen und gab das Zeichen zur Vertreibung der Spartaner, die sich mitten im Frieden des festen Schlosses zu Theben bemächtigt hatten. Hierauf trug er, zugleich mit Epaminondas, viel zu dem entscheidenden Siege über die Spartaner bei Leuktra (s. d.), 371 v. Chr., durch die von ihm befehligte Heilige Schar bei, fiel bald nachher in den Peloponnes ein und vereinigte sich mit den Arkadiern, Argivern und Eleern zu einem Angriff auf Sparta, mußte aber infolge unerwarteter Hindernisse wieder zurückkehren. Als gleich nach dieser Unternehmung die Thebaner zu einem dreimaligen Zuge gegen den grausamen Tyrannen Alexander von Pherä (s. d.) sich veranlaßt sahen, gerieth P. auf dem ersten Zuge in die Gefangenschaft des Tyrannen, wurde auf dem zweiten Zuge durch Epaminondas wieder befreit und fiel beim dritten Zuge 364 v. Chr. siegend in der Schlacht bei Kynoskephalä.

Pelopium wurde früher für ein besonderes metallisches Element gehalten, das sich, mit Sauerstoff verbunden, als Pelopsäure neben Niobium (s. d.) und Tantal in dem Minerale Tantalit finden sollte. In neuerer Zeit stellte sich jedoch heraus, daß die Pelopsäure ebenfalls nur eine Oxydationsstufe des Niobium sei und zwar eine höhere als die gewöhnliche Niobsäure.

Pelŏponnēs, griech. Peloponnesos, d. i. die Insel des Pelops (s. d.), jetzt Morea (s. d.), ist der der Homerischen Poesie noch unbekannte, zuerst, soviel wir wissen, in dem um 690 v. Chr. gedichteten Kyprischen Gedicht erscheinende Name der gegen 400 Q.-M. umfassenden, wesentlich gebirgigen Halbinsel, welche, durch den korinth. Isthmus mit Mittelgriechenland verknüpft, den südlichern Theil des griech. Festlandes und nach den Hauptzügen ihrer geogr. Gestaltung, der reichen Küstenentwickelung und der Mannichfaltigkeit der innern Gliederung, den vollkommensten Abschluß der großen illyrischen oder Balkan-Halbinsel bildet. (S. Griechenland.) Der Kern und Mittelpunkt des P. ist das fast überall von hohen Randgebirgen umschlossene Alpenland Arkadien, zu welchem sich die übrigen Landschaften theils als Vor- oder Stufenländer, theils als peninsulare Abzweigungen mit selbständigem Gebirgssystem verhalten. Die mächtigsten jener Randgebirge sind die im Norden Arkadiens: Erymanthos, Aroania und Kyllene, deren nördl. Verzweigungen, von den Alten mit den Sondernamen Chelydorea und Panachaikon bezeichnet, nebst einem ganz schmalen Küstensaume die Landschaft Achaja (vor der Einwanderung der Dorier in die P. Aegialeia, d. i. Gestadeland, genannt) bilden. In ähnlicher Weise erscheint der nördlichere Theil der Landschaft Elis als das Stufenland des Pholoëgebirgs, der südl. Fortsetzung des Erymanthos, nur mit ungleich breiterm flachem Küstensaum als Achaja, und der südlichere Theil von Elis, die sog. Triphylia, wird bis auf den schmalen, großentheils von Lagunen erfüllten Küstensaum ganz von den westl. Fortsetzungen des Lykäon, des Hauptgebirgs im südwestl. Arkadien, eingenommen. Eine südl. Fortsetzung eben dieses Lykäon, der Aegaleos, ist der Grundstock der Messenischen Halbinsel. Mit der vielfach gewundenen Höhenlinie, welche als Wasserscheide zwischen den Flüssen Alpheios und Eurotas den Südrand Arkadiens bildet, berühren sich die Wurzeln des Taygeton, der längsten und höchsten Gebirgskette des P., die, im Cap Tänaron endend, die westlichere von den beiden Halbinseln Lakoniens bildet, während die östlichere ganz von der im Cap Malea endenden Kette des Parnon, einer selbständigen Fortsetzung der östl. Randgebirge Arkadiens, des Artemision und Parthenion, eingenommen wird. An eben jene östl. Randgebirge endlich lehnt sich die von zahlreichen Gebirgen durchzogene östlichste Halbinsel Argolis (s. d.) an. Unter den Flüssen des P. sind die bedeutendsten die beiden

ſchon erwähnten, welche nahe beieinander am Südrande Arkadiens entſpringen; der arkadiſch-eleiſche Alpheios mit dem den größten Theil Arkadiens in der Richtung von Norden nach Süden durchſtrömenden Nebenfluſſe Ladon, und der lakoniſche Eurotas mit dem Nebenfluſſe Oenus. Außer dieſen ſind nur noch der meſſeniſche Paniſos, der Peneios im nördlichern Elis und der Aſopos im nordweſtl. Argolis (bei Sikyon) zu nennen; alle übrigen ſind bloße Gebirgsbäche, die während der heißen Sommermonate ganz oder doch zum größten Theil austrocknen. Im öſtl. Arkadien finden ſich mehrere Binnenſeen in geſchloſſenen Keſſelthälern, aus welchen die Gewäſſer keinen Abfluß über dem Erdboden haben. Die fruchtbarſten Strecken des P. ſind die große Meſſeniſche Ebene, das mittlere Eurotasthal (Ebene von Sparta), die Mündungsebene dieſes Fluſſes (Ebene von Helos) und die Strandebene zwiſchen Korinth und Sikyon, Gegenden, in welchen beſonders Getreide und Südfrüchte gebaut werden. Wein wird überall, mit Ausnahme der höhern Bergregionen, gebaut. Arkadien iſt das claſſiſche Land für Viehzucht, liefert aber auch in ſeinen Thälern und Hochebenen ziemlich viel Getreide und Tabak; letzterer wird beſonders auch in der Argiviſchen Ebene cultivirt. Das Taygeton enthält mächtige Lager verſchiedener bunter Marmorarten; im Parnon finden ſich Ablagerungen von Eiſenglanz und Eiſenocher. Ueber die Geſchichte der Halbinſel ſ. Griechenland. Die beſte hiſtoriſch-geogr. Beſchreibung der Halbinſel gibt E. Curtius («Peloponnesos», 2 Bde., Gotha 1851—52); von neuern Arbeiten ſind zu nennen: Viſcher, «Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland» (Baſ. 1857); Beulé, «Etudes sur le Peloponnèse» (Par. 1855); Clark, «Peloponnesus. Notes of study and travel» (Lond. 1858).

Pelops, der Enkel des Zeus und Sohn des Tantalos und der Dione, der Tochter des Atlas, oder der Euryanaſſa oder der Klytia, wurde von ſeinem Vater, als bei dieſem einſt die Götter einkehrten, geſchlachtet und den Göttern vorgeſetzt, um ihre Allwiſſenheit zu prüfen. Die Götter ließen ſich aber nicht täuſchen; nur Demeter, in Trauer um ihre verlorene Tochter verſunken, verzehrte die eine Schulter. Sie befahlen, die zerſtückten Glieder in einen Keſſel zu werfen, aus dem dann Klotho den Knaben neubelebt hervorzog; die fehlende Schulter aber wurde durch eine elfenbeinerne ergänzt. Nach Pindar entführte Poſeidon den ſchönen P., damit er wie Ganymedes die Göttertafel bediene. Nach der gewöhnlichen Sage war P. ein Phrygier und wurde durch Ilos von Sipylos vertrieben, worauf er mit großen Schätzen nach der Halbinſel wanderte, welche nach ihm Peloponneſus genannt wurde. Hier wurde er Gemahl der Hippodamia (ſ. d.), bekam das Reich ihres Vaters und zeugte mit ihr mehrere Söhne, unter denen Atreus (ſ. d.) und Thyeſtes (ſ. d.) am bekannteſten ſind. Berühmt iſt P. außerdem noch als Erneuerer und Erweiterer der Olympiſchen Spiele. Auch wurde er zu Olympia vor allen übrigen Heroen verehrt und hatte im Haine Altis ein Heiligthum. Sein Grabmal befand ſich am Alpheus in der Nähe des Tempels der Artemis bei Piſa; an demſelben geiſelten ſich jährlich die Epheben.

Peloton (franz., d. i. Knäuel, Haufen) wurde im 17. Jahrh. gebräuchlich für Bezeichnung der taktiſchen Unterabtheilung einer Compagnie, dann eines Bataillons, in deutſchen Heeren jetzt Zug genannt. Pelotonfeuer, die gleichzeitig abgegebene Salve eines P., von Guſtav Adolf von Schweden eingeführt und zuerſt bei Breitenfeld 1631 angewendet, war zur Zeit der Lineartaktik, namentlich in der preuß. Armee, die vorherrſchende Chargirung, und zwar von den Flügeln abwechſelnd nach der Mitte, ſodaß nach der Reihe das 1., 8., 2., 7. u. ſ. w. Peloton ſchoß. Hiernach gab es keine Feuerpauſen im Bataillon, und ein Theil deſſelben war immer ſchußfertig. Jetzt wird dafür das Rottenfeuer und bei den Hinterladungsgewehren das mörderiſche Schnellfeuer gebraucht, bei welchem jeder Mann ladet und ſchießt, wie er kann.

Pelplin, ein Pfarrdorf im weſtpreuß. Regierungsbezirk Danzig, $1\frac{1}{2}$ M. im OSO. von der Kreisſtadt Stargard, am Weichſelzufluß Ferſe gelegen, iſt der Sitz des Biſchofs von Kulm, eines Domkapitels, Generalvicariats, Conſiſtoriums und biſchöfl. Seminars. Der Ort hat 415 E., zwei kath. Kirchen, ein Prieſterſeminar mit Bibliothek und ein ehemaliges ſehr reiches Ciſtercienſerſtift, das 1274 geſtiftet wurde.

Peluſium, eine altägypt. Stadt, am nordöſtlichſten Endpunkte des Delta gelegen, wo jetzt der arab. Ort Tineh liegt. Von ihr hat die öſtlichſte Nilmündung den Namen der Peluſiſchen. Die Lage der Stadt gab ihr von jeher eine beſondere Wichtigkeit, weil ſie für Paläſtina und die hinter demſelben liegenden Länder der Schlüſſel Aegyptens war. Sie trat an die Stelle des alten, früh verſchollenen Auaris. So wird von Manethôs die Stadt genannt, welche von den eingedrungenen Hykſos um das J. 2000 v. Chr. zu ihrem eigenen Schutze gegen die nachdrängenden nördl. Völker angelegt, befeſtigt und durch eine große Beſatzung geſichert wurde. Ebendahin warfen ſich dieſe ſcmit. Eroberer, als ſie im 16. Jahrh. von den Aegyptern wieder

vertrieben wurden. Sie hieß deshalb in den heil. Schriften eine Typhonische Stadt. Ihre wenig südlich von P. gelegenen ausgedehnten, aber sandverwehten Ruinen wurden im Frühjahr 1866 von Lepsius wieder aufgefunden. Der Heros-Eponymos von P. wird bei Plutarch Peluſios oder Paläſtinos genannt, woraus ersichtlich ist, daß die griech. Ableitung von πηλός, als Lutetia, die Schmutzstadt, unrichtig ist. Auch alle spätern Eroberer Aegyptens mußten ihren Weg stets über P. nehmen.

Pelzwerk, Rauchwerk oder Rauchwaaren (eigentlich Rauhwaaren) nennt man alle diejenigen Felle von wilden und Hausthieren, welche mit den Haaren gar gemacht sind, und deren man sich zu Anfertigung von Bekleidungsstücken, z. B. Mützen, Stiefeln, Handschuhen, Müffen u. s. w., oder zu Unterfutter von Kleidern oder Gebrämen, Besätzen u. s. w. bedient. Auch Schlittendecken und Satteldecken bereitet man daraus, und zur Uniform mancher Truppen gehören Pelzüberwürfe oder Pelzmützen. Die Bereitung des P. ist der Erwerbszweig des Kürschners, welcher auch den Verkauf desselben im kleinen besorgt; diese Bereitung besteht hauptsächlich darin, daß die Felle auf der Innenseite von den Unreinigkeiten befreit und dann mit einer Kochsalzlösung bestrichen werden, worauf man nach dem Trocknen die Haare mit Fett einreibt, welches man endlich durch Sägespäne, Kleien, Gips u. s. w. wieder entfernt. Der Großhandel mit P. erfolgt theils auf den deutschen Messen, vornehmlich in Leipzig, ferner in Hamburg, Danzig und Lübeck, theils in London und Amsterdam, wohin das nordamerikanische und anderes P. in großen Quantitäten zu Schiffe gebracht und dann in Auctionen verkauft wird. Den Großhandel erster Hand mit den schönsten und kostbarsten Rauchwaaren betreiben diejenigen Länder, welche diese selbst erzeugen, nämlich Rußland (sibir. Pelze) und das brit. Nordamerika. Der größte Handel mit sibirischem P. war bisher in den Händen der Russisch-Amerikanischen Compagnie; derjenige mit nordamerikanischem P. in den Händen der Hudsonsbai-Compagnie (Hudsonsbai-Länder). Man unterscheidet das P. zuerst nach der Jahreszeit in Sommer- oder Winterpelz, und letzterer wird vorgezogen, weil die meisten Thiere im Winter mehr und längere Haare haben als im Sommer. Der Werth des Pelzes hängt außer von seiner Schönheit, Leichtigkeit und Güte hauptsächlich von örtlichen Verhältnissen und dem Vorkommen des Pelzthieres ab; daher ist manches P. in einer oder der andern Gegend, wo es selten, sehr geschätzt und hoch im Preise, während es anderer Orten kaum gekauft wird. Der Pelzhandel erfordert viel Sachkenntniß und Erfahrung. Zu den seltenen oder werthvollen Pelzen rechnet man in Deutschland Zobel, Hermelin, blauen Fuchs, Fischotter, Biber, Baummarder, Chinchilla u. s. w.; zu den Pelzwerken zweiten Ranges die Fuchs- und Wolfsbälge, die Bären-, Tiger- und Pantherfelle, von denen letztere jedoch selten in den Handel kommen, dann Steinmarder-, Luchs-, wilde Katzen-, schwarze und graue Lammfelle und das sog. Grauwerk, Baranken, Krimmer u. dgl.; zur dritten Klasse die Dachs-, Schaf-, Kaninchen-, Hamster-, Hasen-, Eichhörnchen-, Ziegen-, Schaf- und rauchgaren Kalbfelle, Seehundsfelle u. s. w. Ein besonderer Zweig der Pelzwaarenbereitung ist das Färben des Pelzes, welches, nachdem das Haar durch besondere Beizen vorbereitet worden, in einem mehrmaligen Anstrich des P. mit einer echten Farbe besteht, deren Grundlage ein Galläpfelabsud ist, und die oft bis auf die Wurzel (durchgefärbt), bisweilen aber nur bis über die Spitze reicht (geblendet). Eine vorzügliche Fürsorge erheischt das Aufbewahren des P., da letzteres viele Feinde unter den Insekten hat, die namentlich im Sommer demselben nachstellen und es zerstören. Man pflegt für diese Zeit das P., womöglich in Leinwand eingeschlagen, fest zusammenzupacken, es an kühlen und luftigen Stellen aufzubewahren, während des Sommers mehrmals zu lüften und auszuklopfen und starkriechende Substanzen, z. B. perf. Insektenpulver, fetten Kien, Papier, welches mit Terpentinöl oder Zimmtöl angefeuchtet ist, Papierchen mit Kampher und klarem Pfeffer u. dgl., dazwischen zu legen. Vgl. Lomer, «Der Rauchwaarenhandel» (Lpz. 1864).

Pembroke, die südwestlichste Grafschaft des engl. Fürstenthums Wales, östlich von Cardigan und Caermarthen begrenzt und zwischen dem St.-Georgs- und Bristolkanal zu einer vielfach eingebuchteten Halbinsel abgezweigt, zählt auf 29½ Q.-M. (1861) 96278 E. Die Grafschaft hat wegen der hier abschließenden und in einer Menge von Landspitzen auslaufenden Gebirge von Wales eine theils wellenförmige, theils von Hügelketten durchzogene Oberfläche; am bedeutendsten ist die Preselly-kette mit dem 1649 F. hohen Preselly-Top. An der Küste liegen mehrere felsige Inseln, darunter Ramsey, und im Norden von dieser bei Cap St.-Davids-Head die Gruppe des «Bischofs und seiner sieben Schreiber» (Clerks). Die wichtigsten Flüsse sind der Tivy oder Teifi, Nevern, Dwgleddy oder Westcleddy und der Ostcleddy. Auch gibt es mehrere Heilquellen. Eine besondere Naturmerkwürdigkeit ist das Bosherstonmere, ein großer,

angeblich unergründlich tiefer Sumpf. Der Ackerbau wird vernachlässigt, die Viehzucht, verbunden mit Milchwirthschaft, Viehmästung und Geflügelzucht, mit Fleiß betrieben. Auch die Küstenfischerei ernährt viele Bewohner. Die Ausbeutung von Metallen (Blei und Silber) ist gering, und auch die Kohlengruben sind nur wenig ausgiebig. Die Grafschaft ist von zwei röm. Straßen durchschnitten und reich an Druidendenkmälern und Burgruinen. Wie die Industrie wird auch der Handel wenig schwunghaft betrieben, obgleich eine Menge von Häfen und Buchten vorhanden. Unter den letztern ist namentlich der Milfordhaven als einer der schönsten und größten Großbritanniens hervorzuheben. Die Grafschaft P. wird wegen der hier ganz vorherrschenden engl. Sprache Little England beyond Wales genannt. Sie schickt ein Mitglied in das Parlament, zwei andere ihre zwei Boroughs. — Der Hauptort Haverfordwest, Municipalstadt und Parlamentsborough, am Westeleddy gelegen, der gegen Süden in den Milfordhaven fließt und mit der Flut für Schiffe von 100 Tons fahrbar ist, erhebt sich terrassenförmig am Abhange eines Hügels. Der Ort zählt 7019 E., hat enge, steile Straßen, aber viele schöne Häuser, eine Markthalle, ein Rathhaus, neun Kirchen und Kapellen, ein literarisches Institut und den Donjon eines alten Schlosses, der als Gefängniß benutzt wird. Etwa $1\frac{1}{2}$ M. im SSW. liegt die erst 1790 gegründete, aber schnell emporgewachsene Marktstadt Milford an der nach ihr benannten Hafenbai, mit 3007 E., einem Handwerkerinstitut, besuchten Seebädern und Schiffswerften. Die Stadt hat 152 Schiffe von 11716 Tons Gehalt und beträchtlichen Seeverkehr. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 1860 im auswärtigen Handel 47388, im Küstenhandel 406914 Tons. Von dem 3 engl. M. entfernt gelegenen New-Milford gehen die Postdampfer nach Waterford in Irland. Nur $\frac{3}{4}$ M. im SO. von Milford liegt an einer südl. Bucht der Bai, auf einer fast abgeschnittenen Landenge, am Fuße eines Bergs die Stadt P., ehemals Hauptstadt von ganz Wales, jetzt Municipalstadt und Parlamentsborough, mit 15071 E. und einem der größten Seearsenale Großbritanniens in der Vorstadt Pater, welches mit den Werften 88 Acres bedeckt und von großartigen Festungswerken vertheidigt wird. Wellenbrecher und fünf Forts decken die Einfahrt zum Hafen, sieben Forts den Fahrweg, und eine Reihe von Festungswerken nach deutschem System umgeben im Umfang von 12 engl. M. die Stadt. Die Werke sind mit 313 Geschützen bewaffnet und erfordern eine Kriegsbesatzung von 8000 Mann. Die Stadt hat eine große Markthalle, ein literarisches Institut, zwei alte Kirchen, ein großes Arbeitshaus und als histor. Merkwürdigkeit die Ruinen eines alten Bergschlosses, eines der größten Bauwerke dieser Art in ganz Wales und England. Etwas über 2 M. östlich von Pembroke liegt malerisch die Municipal- und Hafenstadt Tenby, früher stark befestigt und von Blämen besiedelt, mit einer großen Kirche, den Resten eines Schlosses, einer merkwürdigen Felsenhöhle (Calherne's Cave), einem Theater, einer Bibliothek und sehr beliebten Seebädern. Der Ort zählt 2989 E., die Kohlenhandel und Fischerei treiben. Die drei genannten Städte sind nebst New-Milford durch Eisenbahnen verbunden. Etwas über 3 M. im NW. von Haverfordwest, nördlich von der St.-Bridesbai, liegt Saint-Davids, als Bischofssitz eine City und die geistliche Hauptstadt von ganz Südwales, in Wirklichkeit ein großes schmutziges Dorf, das nur durch seine zum Theil verfallene Kathedrale, die Trümmer des bischöfl. Palastes u. s. w. an seine Vergangenheit erinnert. Der Bischof wohnt in Abergwilli bei Caermarthen.

Pembroke, ein engl. Grafentitel, welchen verschiedene Geschlechter führten, und der dem Schlosse und Flecken gleiches Namens an der Küste von Südwales entlehnt ist. Arnulf, aus dem normann. Hause Montgomery, baute das Schloß Pembroke gegen Ende des 11. Jahrh. Sein Erbe, Gilbert von Clare, erhielt 1138 vom Könige Stephan die Würde eines Grafen von P. Dessen Sohn, Richard, genannt Strongbow, heirathete die Tochter Dermot MacMurrough's, Königs von Leinster, und unternahm 1170 die Expedition nach Irland, die zur Eroberung dieser Insel durch die Engländer führte. Er starb 1176. Seine Tochter brachte die Güter an William von Hampstead, Reichsmarschall von England, der 1202 auch zum Grafen von P. erhoben wurde. In der letzten Zeit König Johann's beförderte er gegen die von der misvergnügten Adelspartei herbeigerufenen Franzosen und ließ nach dem Tode des Königs, 19. Oct. 1216, sogleich dessen neunjährigen Sohn, Heinrich III., krönen, um einer Thronusurpation des franz. Prinzen Ludwig zuvorzukommen. Nachdem P. auf einer Versammlung der treugebliebenen Großen die Vormundschaft mit der Protectorwürde erhalten, erneuerte er die Magna Charta, nahm jedoch den Geistlichen die Wahlfreiheit und den Ständen das unbedingte Steuerverwilligungsrecht. Hierauf wendete er sich gegen die Franzosen, schlug dieselben 20. Mai 1217 bei Lincoln, während 24. Aug. Philipp von Albiney eine mächtige franz. Flotte an der Küste von

Kent zerstörte, und schloß 11. Sept. mit dem Prinzen Ludwig den Frieden zu Lambeth, vermöge dessen die Franzosen England räumten. Durch Klugheit und Mäßigung suchte er nun auch die Abtrünnigen unter den Baronen mit der Krone auszusöhnen. P. starb zum Unglück für das Reich 16. Mai 1219. Seine männlichen Nachkommen, denen der König das Gute, welches ihm der Vater gethan, mit Bösem vergalt, erloschen 1245. — Heinrich III. erhob nun seinen Halbbruder, William von Valence, aus dem Hause Lusignan, zum Grafen von P. — Der Sohn und Erbe desselben, Almerich, schlug 1306 den König Robert Bruce von Schottland bei Methwen, wurde dafür zum Hüter der schott. Grenze ernannt, erlitt aber schon im folgenden Jahre von Bruce die Niederlage bei Loudonhill. In der Schlacht bei Bannockburn, die König Eduard II. 25. Aug. 1314 gegen Bruce verlor, kämpfte er mit verzweifelter Tapferkeit und rettete dem Könige Leben und Freiheit. Auf einer Wallfahrt, die er 1316 nach Rom unternahm, griff ihn der Kaiser auf und erpreßte von ihm ein starkes Lösegeld. P. starb 27. Juni 1323 durch Mord; mit ihm erlosch das Geschlecht, und die Familiengüter fielen durch Heirath den Hastings zu. — König Eduard III. erneuerte 1339 dem Laurence von Hastings die Würde eines Grafen von P. Dessen Sohn und Erbe, John, verheerte 1369 auf Befehl des Schwarzen Prinzen Poitou, erhielt hierauf die Statthalterschaft von Guyenne, wurde aber 23. Juni 1372 an der Spitze der engl. Flotte vor Larochelle, das er entsetzen wollte, von der vereinigten franz.-castil. Seemacht geschlagen. Er starb 1375 und hinterließ Güter und Würde seinem aus der Ehe mit Margarethe von England geborenen Sohne John, der 1389 auf einem Turnier zu Woodstock umkam und keine Nachkommen hatte. — König Heinrich VI. verlieh die Güter und Titel der Grafen von P. nacheinander seinen Oheimen, den Herzogen von Bedford und von Gloucester. Nach der Ermordung des letztern (s. Plantagenet) riß der Günstling der Königin Margarethe, der zum Herzog von Suffolk (s. d.) emporgestiegene William de la Pole, die Güter mit dem Titel eines Marquis von P. an sich. Nachdem derselbe aber 1450 umgebracht worden, gab Heinrich VI. die Besitzthümer und die Würde eines Grafen von P. seinem Halbbruder von mütterlicher Seite, dem Jasper Tudor, einem der Söhne von Owen Tudor (s. d.) und der Königin Katharine. Derselbe vertrat im Kriege der beiden Rosen das Interesse des Hauses Lancaster, wurde deshalb, als mit Eduard IV. das Haus York den Thron bestieg, geächtet und rettete sich nach Schottland. Als jedoch sein Neffe, der Tudor Heinrich VII., dem Könige Richard III. die Krone entrissen, erhielt er den Titel eines Herzogs von Bedford nebst der Marschallswürde und ging als Vicekönig nach Irland. 1492 schickte ihn der König mit einem Heere nach Frankreich, wo er im October die Belagerung von Boulogne begann und schon nach einigen Wochen den Frieden von Estaples schloß. Er starb kinderlos 1495. — König Eduard IV. hatte mit der Aechtung Jasper Tudor's das Erbe und den Titel der Grafen von P. an William Herbert, den Abkömmling eines Bastards von Heinrich I., verliehen, der aber 1469 an der Spitze der wälischen Soldtruppen bei Banbury von dem aufgestandenen Grafen von Warwick gefangen genommen und hingerichtet wurde. Dessen Sohn William mußte den Titel mit dem eines Grafen von Huntingdon vertauschen und starb ohne männliche Erben. — König Heinrich VIII. legte 1532 seiner Geliebten, Anna Boleyn, den Titel einer Marquise von P. bei, die ihn bis zu ihrer Vermählung führte. — William Herbert hatte jedoch einen natürlichen Sohn, Richard, hinterlassen, dessen Sohn William von Eduard VI. 1551 die Würden eines Lord Herbert und Grafen von P. erhielt, und dessen Nachkommen noch gegenwärtig im Besitz des Titels sind. Derselbe hatte Anna Parr, die Schwester von Katharine Parr, der letzten Gemahlin Heinrich's VIII., zur Frau, erlangte bei Hofe großes Ansehen und wurde sogar zu einem der Vormünder Eduard's VI. ernannt. Unter des letztern Regierung half er als Anhänger des Herzogs von Northumberland (s. d.) den Protector Somerset aufs Schaffot bringen und erklärte sich auch nach des Königs Tode für die Thronerhebung der Lady Grey. In einer Versammlung des Staatsraths lenkte er jedoch bei Zeiten ein, erkannte das Recht der Prinzessin Maria an und erfreute sich darum, nachdem dieselbe den Thron bestiegen, einer besondern Gunst. Er erhielt bei Eröffnung des Kriegs mit Frankreich 1557 den Befehl über die engl. Streitmacht, eroberte im Verein mit den Spaniern St.-Quentin, vermochte aber den Verlust von Calais nicht zu verhindern. Auch das Vertrauen der Königin Elisabeth wußte er sich zu erwerben. Weil er aber für die gefangene Maria Stuart sprach, mußte er 1569 nach Frankreich auswandern, wo er bald starb. Sein jüngerer Sohn stiftete das Haus der Grafen von Powis. — Sein älterer Sohn, Henry, Graf von P., beerbte außerdem die Familie Parr von Kendal und hinterließ aus der Ehe mit der schönen und geistreichen Maria Sidney den Sohn und Erben William, dritten Grafen von P. Derselbe colonisirte die Bermudasinseln und war ein

Günſtling Jakob's I. ſowie nach dem Tode Buckingham's auch Karl's I. Er ſtarb 1630 kinderlos. — Sein Bruder, Philipp, Graf von Montgomery, überkam nun die Güter und die Grafenwürde des Hauſes P. Obſchon ebenfalls ein Günſtling Jakob's und Karl's, verließ er letztern beim Ausbruche der Unruhen, trat in das ſog. lange Parlament und ſtürzte ſich in den Strudel der Revolution. Er ſtarb 1650. — Thomas, achter Graf von P., des vorigen Enkel, half unter Jakob II. die Empörung des Herzogs von Monmouth dämpfen und wurde nach der Thronbeſteigung Wilhelm's III. 1691 Siegelbewahrer und einer der vornehmſten Rathgeber des Königs. Unter der Königin Anna, die ihn bei der Krönung zum Großadmiral erhob und zum Präſidenten des Geh. Raths wählte, ſtieg ſein Anſehen noch mehr. 1707 ging er als Lord-Lieutenant nach Irland, kehrte aber bald zurück und ſtarb 1733 zu London. — Deſſen Urenkel, George Auguſtus, Graf von P., war General in der brit. Armee und ſtarb 26. Oct. 1827. Der Sohn deſſelben erſter Ehe, Robert Henry, zwölfter Graf von P., geb. 19. Sept. 1791, heirathete ohne Vorwiſſen des Vaters 1814 eine ſchöne Sicilierin, die Prinzeſſin Spinelli-Rubari, trennte ſich aber noch am Hochzeitstage von ſeiner Gemahlin, die er nie wiederſah, und lebte ſeitdem ununterbrochen im Auslande, meiſt in Frankreich, wo er 25. April 1862 zu Paris ſtarb. Ihm folgte als dreizehnter Graf von P. und zehnter Graf von Montgomery der Sohn ſeines Stiefbruders Lord Herbert (ſ. d.), George Robert Charles, geb. 6. Juli 1850.

Pemmikan, ſ. Biſon.

Penäten (Penates) heißen bei den Römern die Gottheiten, welche den häuslichen Vorrath (penus) und die Vorrathskammer (cella penaria), überhaupt das ganze Haus ſchützten. Ihre Bilder ſtanden am Herd, auf welchem ihnen, beſonders feierlich im Januar, geopfert wurde. Da ſie über die Ernährung der Familie walteten, in der ſie mit dem Penus ſelbſt forterbten, wurden ſie ebenſo wie die Laren (ſ. d.), welche über die Erhaltung der Familie durch Fortpflanzung wachten, als Götter der Familie betrachtet, häufig mit jenen verbunden, in ſpäterer Zeit, wo man ſich des urſprünglichen Unterſchieds nicht mehr klar bewußt war, auch verwechſelt und ihr Name ebenſo wie der der Laren unendlich oft zur Bezeichnung des Hauſes gebraucht. Da der Staat ſelbſt als aus dem Familienverbande erwachſen, als eine erweiterte Familie aufgefaßt wurde, ſo gab es, ebenſo wie bei den Laren, neben jenen Penates privati oder familiares auch P. des Staats (Penates publici), welche als zwei ſitzende, mit Lanzen bewaffnete Jünglinge dargeſtellt wurden. Für Rom galten auch die altlatiniſchen P., die in Lavinium, dem Heiligthum des alten lat. Bundes, zugleich mit der Veſta verehrt wurden, und von denen man, da der Glaube an trojan. Abſtammung der Lateiner feſtſtand, glaubte, daß Aeneas ſie von Troja dahin gebracht habe. Die Conſuln brachten ihnen und der Veſta beim Antritt und bei Niederlegung ihres Amts feierliche Opfer. Wie es ſcheint, war ihre Darſtellung eine ſymboliſche, Heroldsſtäbe oder Lanzen und thönerne Gefäße. Auch bei andern altital. Völkern verehrte man P.; bei den Etruskern als ſolche die Fortuna, Ceres, den Genius und Pales. Vgl. Klauſen, «Aeneas und die P.» (2 Bde., Hamb. 1839—40); Preller, «Röm. Mythologie» (Berl. 1858).

Pencz (Georg), Maler und Kupferſtecher, geb. um 1500 zu Nürnberg, war A. Dürer's bedeutendſter Schüler und bildete ſich weiter aus in der Nähe Rafael's, ohne jedoch die Kraft und Tiefe des erſtern und den idealen Schwung des letztern zu erreichen. Marc Anton Raimondi ſcheint ſein Lehrer in der Kupferſtechkunſt geweſen zu ſein. Die Zeit ſeines Aufenthalts in Italien iſt nicht bekannt; doch unterſcheiden ſich die Werke aus und nach dieſer Periode weſentlich von den frühern. Von ſeinen Lebensumſtänden weiß man weiter nur, daß er 1521 das Rathhaus zu Nürnberg mit Wandmalereien verſah und 1550 zu Breslau an einem Tage mit ſeinem Sohne Egidius ſtarb. Eine Kreuzigung Chriſti mit kleinen Figuren, im Belvedere zu Wien, zeigt die nürnberger Manier in der ſeinem Charakter eigenthümlichen Mäßigung. Die lebensgroße Halbfigur eines heil. Hieronymus in der Moritzkapelle zu Nürnberg erinnert in der genreartigen Auffaſſung an die Niederländer. Die ital. Kunſtweiſe zeigen eine Judith und Venus und Amor in der Pinakothek zu München. Sein vorzüglichſtes Werk iſt ohne Zweifel die Gruppe der Stadtmuſikanten, eine große Wandmalerei über der Thür des Rathhausſaales zu Nürnberg, mit durchaus ital. Farbengebung. Bedeutend war P. vor allem als Porträtmaler, obwol auch die Arbeiten aus dieſem Bereiche ſich nach ſeinen Epochen unterſcheiden. Der frühern Zeit angehörig und hart in Zeichnung und Färbung iſt ein Doppelbild: Hans Straub und ſeine Gattin, im Germaniſchen Muſeum. Auf der Höhe ſeiner Kunſt ſteht das Bildniß des Feldhauptmanns Sebald Schirmer im Rathhauſe zu Nürnberg. Seine Kupferſtiche, [illegible] welchen man bisjetzt 126 Blätter kennt, ſind meiſtens gering an Umfang, vortrefflich in [illegible]mung und Auffaſſung, wo er nach eigener Erfindung ſticht, nicht ohne Manier, wo er nach

fremder Zeichnung arbeitete. Die ganze Liebenswürdigkeit seines Talents offenbart er in einer Folge von sieben Blättern, die Geschichte des Tobias darstellend.

Pendel. Wenn man sich an dem untern Ende einer geraden Linie, welche um ihren obern Endpunkt als Drehpunkt beweglich ist, einen einzigen schweren Punkt befestigt denkt, so stellt diese Vorrichtung ein sog. *einfaches* oder *mathematisches* P. vor, und die Länge der Linie oder die Entfernung des schweren Punktes vom Drehpunkte heißt die Länge des P. Ein solches einfaches P. läßt sich in aller Strenge nicht construiren; man kann sich aber demselben nähern, wenn man eine kleine Metallkugel an einem Faden oder an einem sehr feinen Drahte aufhängt. Wenn ein solches P. aus der verticalen Lage, in welcher es unter dem Einflusse der Schwere allein in Ruhe sein kann, zur Seite herausgehoben wird, so fällt es infolge der Schwere wieder zurück, bleibt aber nicht etwa in der verticalen Lage stehen, sondern geht über diese verticale Lage hinaus und wird, wenn keine Hindernisse vorhanden sind, auf der andern Seite bis zu derselben Höhe steigen, von welcher es auf der ersten Seite herabgefallen ist. Hat es diese erreicht, so fällt es wieder zurück, steigt auf der ersten Seite auf dieselbe Höhe u. s. w. Die Bewegung des P. von dem höchsten Punkte auf der einen Seite bis zum höchsten Punkte auf der andern heißt eine Schwingung oder Oscillation; der zwischen diesen beiden Punkten liegende, von dem untern Ende des P. beschriebene Bogen heißt Schwingungsbogen oder Amplitude; der Winkel, welchen das P., wenn es sich auf der einen oder der andern Seite in dem höchsten Punkte befindet, mit der Verticalen macht, heißt Ausschlagswinkel oder Elongation; die Zeit, welche das P. gebraucht, um seinen Schwingungsbogen einmal zu durchlaufen, die es also gebraucht, um von dem höchsten Punkte auf der einen Seite zu dem höchsten Punkte der andern Seite zu kommen, heißt Schwingungsdauer. Wenn man ein P. nur in sehr kleinen Bogen schwingen läßt, sodaß der Ausschlagswinkel z. B. nicht über 1° beträgt, so erfolgen alle Schwingungen in fast genau derselben Zeit; wird der Schwingungsbogen groß, so bedarf das P. zu einer Schwingung eine etwas längere Zeit. Wenn von Schwingungsdauer schlechthin die Rede ist, so ist damit stets die Dauer einer Schwingung bei sehr kleinem Bogen verstanden. Die Schwingungsdauer eines einfachen P. hängt nun von seiner Länge und von der Größe der Schwere (Anziehung der Erde ab). Es verhalten sich nämlich die Schwingungsdauern zweier P. wie die Quadratwurzeln aus ihren Längen und umgekehrt wie die Quadratwurzeln aus der Schwere. Gesetzt, man habe ein P. von solcher Länge, daß es gerade eine Secunde zu einer Schwingung gebrauchte (Secundenpendel genannt, dessen Länge z. B. für Berlin von Bessel zu 440,739 par. Linien bestimmt worden), so müßte ein P., dessen Schwingungsdauer an demselben Orte, wo also die Schwere dieselbe, zwei Secunden betragen sollte, viermal so lang sein als das erste. Wenn man ein und dasselbe P. vom Meeresufer auf hohe Berge, oder von den Polen nach dem Aequator trägt, so wird seine Schwingungsdauer etwas länger, weil auf hohen Bergen und an dem Aequator die Schwerkraft etwas geringer ist als an dem Ufer des Meeres und an dem Pole. Nimmt man als P. einen Stab mit einer schweren Linse, so hat man kein einfaches P. mehr, sondern ein *zusammengesetztes* P. Nämlich nicht blos die Linse, sondern auch der Stab besteht aus unzählig vielen schweren Punkten, von welchen jeder ein einfaches P., dessen Länge seine Entfernung vom Drehpunkte ist, darstellt. Nun sind die obern Punkte näher an dem Drehpunkte als die untern, stellen also kürzere P. dar als letztere und wollen daher auch schneller schwingen als die untern. Da aber alle Punkte ein festes System bilden, so können die obern Punkte nicht voreilen, sondern nur die Bewegung der untern in einem gewissen Verhältnisse beschleunigen. Ein solches zusammengesetztes P. wird daher nicht eine Schwingungsdauer haben wie ein einfaches P., dessen Länge gleich ist der Entfernung des von dem Drehpunkte bis zu dem untersten Punkte des zusammengesetzten, sondern wie ein etwas kürzeres P. Der Punkt in dem zusammengesetzten P., welcher um die Länge eines einfachen P., das mit ihm gleiche Schwingungsdauer hat, von dem Drehpunkte absteht, heißt der Schwingungsmittelpunkt. Dieser hat die merkwürdige Eigenschaft, daß, wenn man in ihm eine Achse anbringt und das P. um diese schwingen läßt, dann der frühere Drehpunkt zum Schwingungsmittelpunkt wird; die Schwingungsdauer ist daher genau dieselbe wie zuvor. Ein P., welches mit zwei Drehachsen, von denen jede den Schwingungsmittelpunkt für die andere bildet, versehen ist, heißt ein *Reversionspendel*. Man kann dasselbe benutzen, um die Länge des einfachen Secundenpendels zu bestimmen, indem man an einem P. zwei Achsen in solcher Entfernung anbringt, daß auf jeder schwingend die Schwingungsdauer genau eine Secunde beträgt; dann ist die Entfernung der beiden Achsen die Länge des einfachen P., das ebenfalls Secunden schlägt. Die genaue Kenntniß der Länge des einfachen Secundenpendels ist deshalb so wichtig, weil sie ein Maß für

die Schwere an den verschiedenen Orten der Erde ist. — Die wichtigsten Gesetze der Pendelbewegung entdeckte schon Galilei auf experimentalem Wege; Huyghens leitete dieselben aus den Principien der Mechanik ab und wandte das P. zugleich zur Regulirung der Uhren an. Da die Wärme alle Körper ausdehnt, also auch die Pendelstangen verlängert, so wird ein und dasselbe P. im Sommer eine längere Schwingungsdauer haben als im Winter und die mit ihm verbundene Uhr im Sommer langsamer gehen als im Winter. Um bei astron. Uhren eine Aenderung in ihrem Gange durch die Temperaturänderungen zu vermeiden, benutzt man die verschiedene Ausdehnung der Metalle durch die Wärme zur Construction sog. Compensationspendel, bei welchen, während einige ihrer Theile infolge der Ausdehnung durch die Wärme sich von der Drehachse entfernen, andere in solcher Anzahl und Weite derselben wieder genähert werden, daß der Gang der Uhr genau derselbe bleibt. Die Compensationspendel sind entweder aus mehrern Stangen verschiedener Metalle (Rostpendel) oder aus einer Stange und einem Quecksilbergefäß zusammengesetzt.

Pendschâb (d. i. persisch: Fünfwasser, Fünfstromland), englisch Punjâb oder Punjaub geschrieben, bei den alten Indiern Pantschanâda (d. i. Fünfstrom) genannt, heißt der Hauptbestandtheil des frühern Staats der Sikhs (s. d.) oder von Lahore (s. d.), sowie der nach deren Besiegung dem indobrit. Reiche 1849 einverleibten Provinz dieses Namens im nordwestl. Hindostan, zu welcher indessen verschiedene, theils früher, theils später annectirte Gebiete, wie die sog. Cissetledsch-Provinzen und Bergstaaten (Hill States) diesseit des Setledsch und neuerdings auch Delhi, geschlagen worden sind, sodaß gegenwärtig im Osten die Himalajalandschaft Garwal und Tibet, und im Tieflande die Dschamna, im Süden Radschastan mit der Wüste Thurr und die Provinz Sindh, im Westen, jenseit des Indus, die Suleimanberge des indoafghanischen Scheidegebirgs, im Norden der Hindukuh und Kaschmir die Grenze bilden. Dies so begrenzte Gebiet, das seit 1849 unmittelbar vom Generalstatthalter von Britisch-Indien verwaltet wurde, seit 1. Jan. 1859 aber unter einem besondern Vicestatthalter (Lieutenant-Governor) des Vicekönigs steht, hat ein Areal von 4722,61 Q.-M. und zählt 14,794611 E. Die Bevölkerung besteht aus verschiedenen Stämmen, aus Dschats, welche die Mehrzahl bilden, aus Radschputen, Gadschar (engl. Gujurs), Patanen oder Afghanen, Dogar, Chattri und verschiedenen Mischstämmen. 1855 zählten die fünf Divisionen Lahore, Cis- und Transsetledsch, Dschelam und Multan 10,765478 E., dazu kam die Bevölkerung der im Westen des Indus gelegenen Divisionen Peschawer und Ledscha (Leja) mit bezüglich ½ und ⅛ Mill., sodaß die Gesammtbevölkerung in runder Summe 11½ Mill. Seelen betrug. Nach einer fast gleichzeitigen (auch von Thornton mitgetheilten) Zählung betrug die Gesammtbevölkerung des der brit. Regierung unmittelbar untergebenen Landes, also mit Ausschluß der Vasallenfürstenthümer diesseit und jenseit des Setledsch 10,435710 Seelen. Darunter waren 5,787041 Ackerbauer, nach dem Bekenntniß 6,614393 Mohammedaner und 3,821317 Hindu, unter letztern etwa die Hälfte Sikhs. Seinen Namen Fünfstromland (Pentapotamien) hat das Land von den fünf Flüssen, welche sämmtlich in dem Himalaja entspringen und zuletzt, zu einem Strome vereinigt, ihre Wassermasse in den Indus oder Sindhû ergießen. Es sind von Westen gegen Osten folgende: der Dschelam oder Behat, auch Bedscha genannt (Hydaspes bei den Alten), welcher aus Kaschmir kommt, der Tschinab (Acesines), der Rawi oder Iravati oder vulgär Iroti (Hyarotis oder Hydraotes), der Vjasa oder Bejas (Hyphasis, Bibasis oder Hypasis) und der Setledsch oder Ghara (Hesidrus oder Zadadres). Der letztere gibt jetzt gewöhnlich der Vereinigung aller fünf Ströme seinen Namen, welche jedoch auch Pandschnad (Punjnad) heißt und als ein mächtiger schiffbarer Strom bei Mitankot oder Mithun-Kota in der Provinz Multan in den Indus mündet, nachdem die drei erstern sich zu einem Flusse unter dem Namen Tschinab vereinigt und der Vjasa sich rechts in den Setledsch ergossen hat. Das Land wird durch diese Flüsse in vier größere Abschnitte, Doabs oder Duabs (Zweistromländer), getheilt, nämlich Duab-i-Sindhu-Sagara zwischen Indus und Dschelam, Duab-i-Dschetsch zwischen Dschelam und Tschinab, Duab-i-Ritschna zwischen Tschinab und Ravi und Duab-i-Bari zwischen Rawi und Setledsch, letzteres mit der Hauptstadt Lahore (s. d.) und den Städten Amritsir (s. d.) und Multan (s. d.). Das fünfte oder Duab-i-Dschalandhar zwischen Vjasa und Setledsch ist schon 1846 in den Besitz der Briten gekommen, wie das darüberliegende Gebirgsland 1851. Der nördl. Theil des P. besteht aus fruchtbaren, sorgsam angebauten Terrassen und Thälern am Fuße des vom Himalaja gebildeten Berglandes oder Kohistan, welches reich an Waldungen, besonders an Cypressen und Fichten ist. In der Ebene zeigt es sich, soweit die periodischen Ueberschwemmungen und die Bewässerung durch Kanäle reichen, sehr ergiebig,

an andern Stellen iſt es Weideland, ſtrichweiſe ſogar dürre Sand- und Steinwüſte. Kaum hat dort die Regenzeit ein friſches Grün ausgebreitet, ſo verbrennt die Sonnenglut alles wieder. Das erſtgenannte Duab wird in nordweſtl. Richtung von einer vom Dſchelam und Indus durchbrochenen Kette von Salzbergen (Salt Range) durchzogen, die bis zu 2000 F. Höhe aufſteigen und den Südrand eines etwa 800 F. hohen Tafellandes bilden. In der Nähe der Stadt Pind-Dadun-Khan befinden ſich hier die Hauptſteinſalzgruben; dort und in andern unerſchöpflichen Gruben werden gewaltige Steinſalzblöcke gebrochen und zu Schiffe weiter verladen. Das Steinſalz, ein Monopol der britiſchen, wie früher der Sikhsregierung, iſt in ganz Indien hochgeſchätzt. Im allgemeinen hat das P. aber auch Ueberfluß an Korn, Wein, Oel und vielen andern Ausfuhrproducten. Man gewinnt Steinkohlen, Eiſen, Goldſand im Tſchinab und Indus, Alaun und Schwefel in den Salzbergen, Salpeter in den Ebenen, Rohrzucker und Indigo. Auch Thee wird jetzt mit Erfolg cultivirt ſowie der Seidenwurm, der eine ausgezeichnete Seide liefert. Dagegen geräth die Baumwollſtaude nicht ſonderlich. Von Thieren finden ſich Leoparden, Panther, Tiger, Bären, Wölfe, Füchſe, Hirſche, Rehe im Nordlande; in dem ſüdl. Theile kommen noch einige indiſche Thierarten hinzu. Nirgends aber iſt der Elefant einheimiſch. Während am obern Setledſch die Sikhs ausſchließlich Ackerbau treiben, beſchäftigen ſie ſich im ganzen doch lieber mit Viehzucht. Das Dunnipferd zwiſchen dem Indus und Dſchelam iſt von der beſten Raſſe und diente der Reiterei der Sikhs. Die Maulthiere am Dſchelam ſind ſehr ſtark und tragen große Laſten, ebenſo die Kamele im Süden des Landes. Rindviehheerden ſind zahlreich, Schafheerden fehlen. Die Wollwaaren gehören zu den vollendetſten Manufacten des Landes. Handel mit dieſen und mit Salz ſowie der Tranſit zwiſchen Indien und Afghaniſtan beſchäftigt einen großen Theil der Bevölkerung. Die neuerdings belebte Induſchiffahrt wird auch auf das P. einen wohlthätigen Einfluß äußern.

Zum Reiche der Sikhs gehörten außer dem P. noch Kaſchmir, Multan, Peſchawer (ſ. d.). Mit dieſen Provinzen hatte ihr Reich einen Umfang von 7—8000 Q.-M. Nach dem Kriege mit Dhulip-Singh wurde 1849 das P., mit Ausnahme von Kaſchmir (ſ. d.) und Dſchamu, dem indobrit. Reiche einverleibt. Daſſelbe gewann hiermit ſeine natürlichen Grenzen durch den unüberſteiglichen Hindukuh und den Indus, der nur an wenigen, leicht zu vertheidigenden Stellen einen Durchgang darbietet und zugleich als große Handelsſtraße des nördl. und weſtl. Indien vom P. aus beherrſcht wird. Seit den Tagen Alexander's d. Gr., unter welchem das P. die Oberindiſche Satrapie bildete, war das Fünfſtromland allezeit die erſte Beute der von Weſten kommenden Eroberer Indiens. Gegenwärtig bildet es für die Engländer eine vortreffliche Poſition für den Angriff, zumal da Peſchawer damit vereinigt iſt, von wo aus die nächſte und bequemſte Straße nach dem Hochlande von Afghaniſtan führt. Seit der energiſchen Adminiſtration des Oberſtatthalters Dalhouſie (1848—56) haben die Engländer innerhalb weniger Jahre in allen Verhältniſſen des Landes, die freilich unter der Herrſchaft der Sikhs die traurigſten waren, eine großartige Umgeſtaltung erwirkt. Schon 1854 gehörte das P. zu den ruhigſten und glücklichſten Ländern Oſtaſiens. Die Sikhs hatten ſich ohne Widerſtand entwaffnen laſſen und griffen, gleichwie einſt ihre Ahnen, zum Pfluge. Maſſenweiſe ließen ſie ſich auch anwerben und fochten unter der früher ſo verhaßten brit. Fahne, der ſie ſelbſt während des Sipahiaufſtandes 1857—58 treu blieben. Die großen Lehen, die einſt Rundſchit-Singh ſeinen Getreuen und dem ſchwelgeriſchen Hofgeſinde verliehen, wurden eingezogen, der unzufriedene Adel und alle höhern Klaſſen geſchwächt, wo nicht vernichtet, die frühern Schenkungen an die Gotteshäuſer den Geiſtlichen nur auf Lebenszeit belaſſen. Ein bürgerliches Geſetzbuch für das P. ordnete die richterlichen Verhältniſſe. Dieſer Pendſchab-Codex hat ſich überhaupt ſo bewährt, daß er auch in Oude eingeführt wurde und jetzt das Geſetz für nahezu 23 Mill. Hindu und Muſelmanen bildet. Die Kanaliſirung des Bari-Duab zur Berieſelung des Landes iſt ein ſo großes Werk, daß es nur vom Gangeskanal übertroffen wird. Der Indus wird von den Dampfern der 28. Aug. 1857 gebildeten Indus-Steam-Flotilla-Company bis unſern Kalabagh an der Salzkette und nach Ausführung einiger Flußcorrectionen bis nach Attok befahren, ſowie der Setledſch bis Firospur. Die große Hauptſtraße, welche von Kalkutta nach Delhi zieht, wurde ſeit Einziehung des P. über Amritſir, Lahore, Weſirabad, Ravil-Pindi und Attok nach Peſchawer weiter geführt. Für die Schiffbrücken über den Rawi, Tſchinab, Dſchelam und Indus ſind 325 Boote beſtimmt; die hängende Indusbrücke bei Attok hat 750 F. Spannung. Dieſe Heerſtraße, wozu jetzt noch die 69,41 M. lange Pendſchab-Delhibahn kommt, iſt nicht blos in polit. und militär. Beziehung, ſondern auch für den innern Verkehr mit Mittelaſien von großer Wichtigkeit. Die

Karawanen von Turkmanien und Tibet, von Afghaniſtan und Kaſchmir können auf dieſem Wege ihre Rohproducte zu Markte bringen und dafür Fabrikate in die Heimat mitnehmen. Auch durch die Anlegung der Himalajaſtraße über Simla hat man den Handelsverkehr mit Tibet und dem öſtl. Mittelaſien angebahnt.

Penelope, die ebenſo tugendhafte als ſchöne Gemahlin des Odyſſeus (ſ. d.), war die Tochter des Ikarios und der Periböa und Mutter des Telemachos, den ſie noch an der Bruſt trug, als ihr Gemahl gegen Troja zog. Da nach Eroberung Trojas derſelbe lange Zeit umherirrte und infolge deſſen für todt gehalten wurde, wurde ſie von vielen Freiern umlagert. Allein ſie wußte dieſelben mit dem Vorwande, ſie müſſe erſt für den Laërtes ein Leichengewand fertigen, hinzuhalten. Damit wurde ſie aber nie fertig, da ſie des Nachts das am Tage Gearbeitete ſtets wieder auftrennte. Als jedoch dieſe Liſt endlich verrathen und ſie nun von den Freiern immer mehr bedrängt wurde, kehrte Odyſſeus zurück und befreite ſie aus ihrer Bedrängniß.

Penetrabilität, richtiger Permeabilität, iſt die Eigenſchaft aller Körper, von andern Stoffen mehr oder weniger durchdrungen werden zu können. Der Grund dieſer Eigenſchaft ſind die Poren (ſ. d.).

Peneus (griech. Peneios) iſt der Name zweier Flüſſe Griechenlands. Der bedeutendere derſelben, jetzt Salambria genannt, entſpringt am nordöſtl. Abhang des Lakmongebirgs auf der Grenze von Epirus und Theſſalien, fließt zunächſt in engem Thale durch das Gebiet der Tymphäer und Aethiker, tritt dann in die große theſſal. Ebene ein, die er in nordöſtl. Richtung durchfließt, und ſtrömt endlich durch die berühmte Schlucht Tempe (ſ. d.) ſeiner Mündungsebene an der Südweſtſeite des Thermäiſchen Meerbuſens (des Golfs von Salonichi) zu. Er nimmt während ſeines Laufes die ſämmtlichen Gewäſſer Theſſaliens im engern Sinne auf und ſteht auch mit den beiden Seen im öſtl. Theile der Theſſaliſchen Ebene durch Kanäle in Verbindung. (S. Theſſalien.) — Der andere P., in ſeinem obern Laufe jetzt Fluß von Berbini, im untern Fluß von Gaſtuni genannt, entſpringt auf der Grenze von Arkadien und Elis am Erymanthosgebirge, durchfließt in weſtl. Richtung die letztere Landſchaft, bei der Stadt Elis vorüber und mündet jetzt ſüdöſtlich von dem breiten Vorgebirge Chlemutzi (dem alten Chelonatas) in das Sicilifche Meer, während er im Alterthum nordöſtlich von dieſem Vorgebirge in den Kylleniſchen Meerbuſen ſich ergoß.

Peniniſche Alpen, ſ. Alpen.

Penn (William), ein als Gründer und Geſetzgeber der Colonie Pennſylvanien berühmter Quäker, wurde 14. Oct. 1644 zu London geboren. Sein Vater war der ausgezeichnete engl. Admiral Sir William P., der 1670 ſtarb. Schon als Knabe verrieth der junge P. Hang zum religiöſen Separatismus. Als er ſpäter auf die Univerſität zu Oxford kam, vereinigte er ſich mit andern Studirenden zu beſondern Andachtsübungen, hörte die Predigten des Quäkers Thomas Loe und mußte darum, beſonders aber, weil er den vom Hofe anbefohlenen geiſtlichen Rock nicht tragen wollte, die Anſtalt meiden. Um ihn zu zerſtreuen, ſchickte ihn ſein Vater 1661 nach Paris und den Niederlanden, was aber nicht half. Er ging ſodann zur Bewirthſchaftung der väterlichen Güter nach Irland, wo er mit Loe wieder zuſammentraf und ſich nun ganz für die Sekte der Quäker (ſ. d.) entſchied. Unbefugten Predigens halber wurde er jedoch ins Gefängniß geworfen, dann aus Irland getrieben, ſodaß er 1666 nach London zurückkehren mußte. Aber auch ſein Vater wollte nichts mehr von ihm wiſſen, als er hörte, daß er Quäker geworden. In den Straßen von London trat P. nun als Prediger auf und erwarb ſich durch ſeinen Wandel und ſeine Beredſamkeit die größte Achtung unter den Quäkern. Wiewol von Ueberſpannung ſelbſt nicht frei, mäßigte er die trübſinnigen Schwärmereien Fox' (ſ. d.), des Stifters der Sekte, und erhob in der Gemeinde die chriſtl. Duldung zu einer Hauptlehre. 1668 wurde er wegen ſeiner Schrift «The sandy foundation shaken» in den Tower geſetzt. Hier ſchrieb er das berühmte Buch «No cross, no crown» («Kein Kreuz, keine Krone») und die Rechtfertigungsſchrift «Innocency with her open face», die ihm zur Freiheit verhalf. Mit Fox und Rob. Barclay unternahm er nun zur Ausbreitung der Lehre eine Reiſe nach Holland und Deutſchland. Beſonders zu Amſterdam predigte er ſowie ſeine Genoſſen mit großem Erfolg; weniger gelang ihm dies in Deutſchland, obſchon ihn die Pfalzgräfin Eliſabeth, die Enkelin Jakob's I., ſehr begünſtigte. Unterdeß hatte ſich P. mit ſeinem ſterbenden Vater verſöhnt, der ihm ein jährliches Einkommen von 1500 und eine Schuldforderung an die Regierung von 16000 Pfd. St. hinterließ. Er heirathete hierauf ein ſchönes Mädchen, nahm aber deshalb in ſeinen Sitten und ſeiner ziemlich pedantiſchen Lebensweiſe keine Veränderungen vor. Die Strenge, welche das Parlament gegen eine Sekte anwenden zu müſſen glaubte, die Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ſelbſt für die Katholiken

forderte und die sich bestehenden Verhältnissen und Sitten widersetzte, zog P. im Laufe von 10 J. mehrfache Untersuchungen, Verfolgung und Gefangenschaft zu. Von allen Seiten bedroht, faßte P. den Entschluß, einen Staat in Amerika nach den Grundsätzen christl. Duldung und Bruderliebe zu gründen. Zu diesem Zwecke überließ ihm die Regierung gegen die Schuldforderung seines Vaters einen großen Landstrich am Delaware als Privateigenthum, mit dem Rechte, daselbst unter brit. Oberhoheit eine beliebige öffentliche Ordnung einzuführen. Auf seinen Ruf strömten nicht nur Quäker, sondern die Verfolgten aller Länder und Religionen in die Colonie, die nach ihm den Namen Pennsylvanien (s. d.) erhielt. Nachdem ihm zwei Schiffe mit Ansiedlern und Geräthschaften vorangegangen, reiste er mit Zurücklassung seiner Familie 1682 selbst nach Amerika. Mit seiner Ankunft rief er die Colonisten im März 1683 zu einer Generalversammlung, in welcher er dem jungen Staate eine Verfassung in 24 Artikeln verlieh, die 1776 bei Constituirung der Vereinigten Staaten zu Grunde gelegt wurde. Außerdem trat er mit den Indianern in Verbindung, kaufte denselben große Landstriche ab, ohne sie daraus zu vertreiben, und gründete die Stadt Philadelphia. Bald wuchs aus den verschiedenartigsten Elementen unter seiner Leitung eine kräftige, freie Gemeinschaft zusammen, in der selbst die Quäker ihre frömmelnden Grillen vergaßen und einen freiern Sinn annahmen. Unter der Regierung Jakob's II. kehrte P. nach England zurück, um für seine vom Parlamente hart verfolgten Glaubensgenossen zu wirken, die aber erst nach dem Sturze der Stuarts durch die allen Nonconformisten Duldung gewährende Acte von 1689 zur Ruhe gelangten. Seine Feinde beschuldigten ihn nach Wilhelm's III. Thronbesteigung eines hochverrätherischen Einverständnisses mit den Stuarts, sodaß ihm die Regierung eine hohe Caution abforderte und die Colonie wegnahm, weil er die Summe nicht erlegen konnte. Dreimal wurde er verhaftet und vor Gericht gestellt und ebenso oft freigesprochen. Nachdem er endlich 1694 seine Eigenthumsrechte wiedererhalten, reiste er mit seiner Familie nach Pennsylvanien, um seiner Schöpfung, die unter den königl. Statthaltern gelitten hatte, die Vollendung zu geben. Neue Verwickelungen und die Sorge für die Quäker in Holland und Deutschland führten ihn indeß schon nach einigen Jahren nach England zurück. Hier heirathete er, da seine erste Frau gestorben, zum zweiten mal und schrieb sein letztes Werk «Fruits of solitude» (deutsch, Tüb. 1795). Seine Vermögensverhältnisse waren in der letzten Zeit so ungünstig geworden, daß er 1712 sein Eigenthumsrecht an Pennsylvanien für 280000 Pfd. St. der Krone abtrat. Er starb 30. Mai 1718 auf seinem Landgute Rushamd in der Grafschaft Buckingham. Selbst die Zeitgenossen, welche nicht seine Freunde sind, lassen der Gediegenheit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters Gerechtigkeit widerfahren, obschon sie ihn nicht frei von Eigendünkel finden. Seine gesammelten Schriften erschienen mit einer Biographie zu London 1726 und dann 1782 (4 Bde.). Vgl. die Biographien P.'s von Marsillac (2 Bde., Par. 1791; deutsch von Friedrich, Strasb. 1793), Clarkson (2 Bde., Lond. 1813) und Dixon (3. Aufl., Lond. 1856).

Pennalismus nannte man die Unbilden, welche ehedem die ältern Studenten (Schoristen) gegen die neu angekommenen (Pennale, von penna, d. i. Feder, später Füchse) sich erlaubten, und die von diesen geduldig ertragen werden mußten. Man hat das pennalistische Wesen wol aus der Derbheit des norddeutschen Schlages zu erklären, die schon zu den Zeiten der Hansa neu anlangende Handlungsgehülfen in den auswärtigen Factoreien der plumpsten Behandlung durch die ältern Diener, um sie zu witzigen, unterwarf (daher hänseln), wie sich denn auch der in Frankreich, Italien und selbst auf den kath. Universitäten Deutschlands völlig unbekannte P. im Anfange des 17. Jahrh. vorzugsweise auf den prot. Hochschulen entwickelte. Die Schoristen betrachteten die Pennale förmlich wie ihre Diener, und ihre Herrschaft erstreckte sich nicht blos über ihr Eigenthum, sondern auch über ihre Person. Alles, was die Pennale hatten, mußten sie an die Schoristen geben, die sie dafür zu den niedrigsten Diensten gebrauchten, auf alle Weise verhöhnten und, wo sie nur konnten, körperlich mishandelten. Der Pennalcursus dauerte ein Jahr. Erst nach Ablauf desselben folgte die Depositiön, die schon vor der Reformation Sitte war, und bei der das Pennal einer grob symbolischen Behandlung, wie dem Abschlagen von ihm aufgesetzten Hörnern, dem Auskämmen seines verwirrten Haars mit Rechen, unterworfen wurde, um damit auf die nun sich vollendende Reinigung von allen Schlacken und den Uebergang zu einem verständigen Leben hinzudeuten. Die ersten Versuche, dem Unwesen ein Ziel zu setzen, waren vergeblich, da die Pennale selbst den P. nicht abgeschafft wissen wollten und sich gemeinschaftlich mit den Schoristen allen Anordnungen der Behörden widersetzten, indem ihnen sonst die Hoffnung entgangen wäre, einst als Schoristen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Schon 1613 erschien auf der Universität zu Jena ein Edict gegen den P., und ähnliche erließen

Frankfurt, Roſtock, Wittenberg u. ſ. w. Doch erſt ſpäter vereinigte man ſich zu ſtrengern Maßregeln dagegen, ſo in Gießen 1656, in Leipzig 1660, in Jena 1661 und 1663. Deſſenungeachtet erhielten ſich noch lange die Spuren des P. Von den Studenten nahmen auch andere Stände, namentlich die Buchdrucker, das Pennalweſen an, bei denen die Depoſition noch länger als bei den Studirenden in Brauch blieb. Vgl. Schöttgen, «Hiſtorie des ehedem auf Univerſitäten gebräuchlichen Pennalweſens» (Dresd. 1747).

Pennisētum, Federborſtengras, Name einer zu den Gramineen gehörenden Gattung von in den Tropengegenden einheimiſchen Gräſern, welche ſich dadurch auszeichnen, daß ihre zweiblütigen, in eine einfache walzige Aehre, ſelten in eine Riſpe oder Riſpenähre geſtellten Aehrchen von mit federigen oder rauhen Borſten bekleideten Hüllblättern umringt ſind. Von den ſehr zahlreichen Arten ſind neuerdings mehrere Arten als Zier- oder Decorationspflanzen der Gärten beliebt geworden, namentlich P. cenchroides Roch., in Afrika und Oſtindien heimiſch, welches ins freie Land geſäet werden kann, und P. longistylum Hochst. aus Abyſſinien, welche Art zunächſt in Töpfe geſäet und dann verpflanzt werden muß. Zu dieſer Gattung gehört nach einigen auch der Negerhirſe (P. typhoideum Pers.), eine einjährige oſtind. Grasart mit eiförmig-walziger, gedrungener Riſpenähre, welche im ganzen tropiſchen Afrika und auch in der Provinz La-Mancha in Spanien als Getreideart angebaut wird.

Pennſylvanien, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, mit einem Flächenraum von 2171 Q.-M., grenzt im N. an Neuyork und an den Eriſee, im O. an den Fluß Delaware, der es von Neujerſey trennt, im S. an Delaware, Maryland und Weſtvirginien und im W. an dieſes und den Staat Ohio. Der die Vereinigten Staaten durchziehende Höhenzug der Apalachiſchen Gebirge weicht in P. von der gewöhnlichen, von SW. nach NO. gehenden Richtung ab und läuft hier in wechſelnden Richtungen öſtlich und weſtlich. Vom Fluſſe Susquehannah erheben ſich die Blauen Berge (Kittatinny); die große Alleghanykette aber gibt dem ganzen den Staat durchziehenden Gebirge den Namen. Ungefähr ein Siebentel des ganzen Flächenraums iſt gebirgig, doch erreichen die Höhen nirgends die Schneelinie und ſind faſt durchaus bewaldet. Der übrige Theil des Staats iſt theils eben, theils eine angenehme Abwechſelung von Hügeln und Thälern. Die bedeutendſten Ströme ſind der Delaware, der Susquehannah, der Schuylkill, der Alleghany und Monongahela, die, bei Pittsburgh ſich vereinigend, den Ohio bilden. Ueberhaupt iſt kaum ein anderer Theil der Vereinigten Staaten ſo gut bewäſſert als P. In den Gebirgen iſt das Klima beſtändig, der Winter kalt. Der oſtwärts von den Gebirgen liegende Theil des Staats hat plötzliche Abwechſelungen des Wetters und einen äußerſt hohen, aber nicht lange anhaltenden Grad von Hitze und Kälte. Auf der Weſtſeite ſteigt und fällt die Temperatur nicht ſo ſehr und ſo plötzlich, und die Luft iſt überhaupt milder. Der Boden iſt im ganzen fruchtbar und zum Theil vortrefflich, beſonders weſtlich von den Gebirgen. Die Haupterzeugniſſe des Ackerbaues ſind Weizen (der beſte in Nordamerika), Mais, Roggen, Gerſte, Hafer, Buchweizen, Flachs und Hanf. Obſt wird in Ueberfluß gebaut. In einigen Gegenden hat man mit Vortheil ausländiſche Reben angepflanzt. Der Zuckerahorn wird in den weſtl. und nördl. Theilen des Staats häufig angebaut und liefert faſt den geſammten einheimiſchen Zuckerbedarf. Mehrere Theile des Staats haben reiche Eiſengruben, die vorzügliche Erze liefern, und zwar die Hälfte für den Geſammtverbrauch der Vereinigten Staaten. Auch gibt es Kupfer und Blei. Unerſchöpflich iſt der Reichthum des Staats an Anthracit und bituminöſen Kohlen; die Lager des erſtern nehmen 46, die der letztern über 991 Q.-M. ein. Sie lieferten 1860 für 14,704433 Dollars Kohlen. Kalkſtein findet ſich faſt überall ſehr reichlich und in den ſüdöſtl. Gegenden auch Marmor. Auch der Viehſtand iſt beträchtlich und hat einen Werth von nahezu 70 Mill. Dollars; namentlich liefert P. vortreffliche Zugpferde. Die erſten Anſiedler waren Schweden, die 1638 einwanderten. Später ſiedelten ſich auch Holländer an. Der eigentliche Begründer der Colonie wurde William Penn (ſ. d.), dem ſie auch den Namen verdankt. Der Staat, welcher 13. Dec. 1787 die Conſtitution der Union annahm, iſt in 55 Grafſchaften getheilt. Der Sitz der Regierung wurde 1790 von Philadelphia nach Lancaſter und 1812 nach Harrisburg verlegt, einer Stadt am Susquehannah, mit 13405 E., welche auch als Knotenpunkt von Eiſenbahn- und Kanallinien ſowie als Fabrik- und Handelsort von Wichtigkeit iſt. Die bedeutendſten Städte aber ſind Philadelphia (ſ. d.) und Pittsburg (ſ. d.). Außerdem ſind bemerkenswerth Lancaſter (ſ. d.) mit 17603 E., Reading mit 23163, Eaſton am Delaware mit 8944 und Erie an dem gleichnamigen See, ein guter Handelshafen, mit 11113 E. Die Volksmenge, die 1782 nur 300000 Seelen betrug, war 1840 auf 1,724033 und 1860 auf 2,906115 geſtiegen. Darunter befanden ſich im letztgenannten Jahre 2,849266 Weiße, 56849 freie Farbige, aber keine Sklaven

mehr. Die Weißen ſind der Mehrzahl nach Abkömmlinge von Engländern, Schotten, Irländern und Deutſchen. Die Zahl der Deutſchredenden oder vielmehr ein ſüddeutſch-engl. Patois Redenden beträgt etwa eine halbe Million. Das deutſche Element hat ſich dem Staate vorzugsweiſe im vorigen Jahrhundert und im Anfange des gegenwärtigen zugewandt. Es iſt aber ganz ſtabil geblieben und hat ſtets nur einen höchſt untergeordneten Einfluß ausgeübt. Der Staat iſt, wie ſeiner Lage nach, ſo auch moraliſch und politiſch der Vermittler zwiſchen dem Norden und Süden und heißt deshalb auch Keystone state, der Schlußſteinſtaat, der das Ganze zuſammenhält. Die umfaſſendſten Religionsſekten bilden die Presbyterianer mit Einſchluß der Verbündeten Reformirten (Associate reformed), die Baptiſten, Methodiſten, Deutſchreformirten, Epiſkopalen und Quäker. Die Anſtalten für die Bildung des Volks ſind zahlreich. Es gibt eine Univerſität in Philadelphia, die vorzüglich für das Studium der Arzneiwiſſenſchaft mit trefflichen Lehrmitteln verſehen iſt, und im Ganzen 20 Collegien: Carliſle, Canonsburg, Waſhington, Pittsburg, Meadville u. ſ. w. Die deutſchen Anſiedler haben vier Seminarien, und die Brüdergemeine erhält blühende Schulen in Bethlehem, dem Hauptorte der Gemeine, Nazareth und Litiz. Auch beſitzt der Staat eine Taubſtummenanſtalt und eine große Lehranſtalt für Waiſenkinder in Penn-Townſhip, unweit Philadelphia. P. zeichnet ſich vor den übrigen Staaten durch die Mannichfaltigkeit und den Umfang ſeiner Manufacturen aus. Bedeutender als in einem andern Staate der Union ſind die Eiſenwerke und die Fabriken, welche Eiſenwaaren verſchiedener Art und von vorzüglicher Güte liefern. Wollene und baumwollene Zeuge produciren zahlreiche Manufacturen. Die Stapelwaaren des Staats ſind, außer Weizen, Eiſen in Stangen und Gußwaaren, vorzügliches Stabholz, Leinſamen und Schießpulver. Der Handel erſtreckt ſich bis Rußland, China und in das Mittelländiſche Meer und wird nicht blos mit eigenen, ſondern auch mit vielen Erzeugniſſen der übrigen amerik. Staaten und Weſtindiens getrieben. Der Hauptſitz deſſelben iſt Philadelphia. Banken zählte 1860 der Staat 89 mit einem Kapital von 25,808558 Dollars, einem Metallvorrath von 7,818769 und einem Notenumlauf von 15,830033 Dollars. Die Ausfuhr belief ſich 1860 auf 5,628327, die Einfuhr auf 14,634279 Dollars. Der Staat hat treffliche Straßen und (1860) 1068 engl. M. Kanäle und 2549½ M. Eiſenbahnen, unter welchen die Pennſylvania-Central von Philadelphia nach Pittsburg die bedeutendſte. Die erſte Kunſtſtraße der Vereinigten Staaten wurde in P. gebaut; jetzt hat der Staat deren 2480 M. Die geſetzgebende Gewalt des Staats beſteht aus dem Senate und dem Hauſe der Repräſentanten. Dieſes darf nach der neuen Verfaſſung von 1838 nicht über 100 jährlich gewählte Abgeordnete enthalten; die Mitglieder des Senats aber, welche ein Drittel der Zahl der Abgeordneten des Unterhauſes nicht überſteigen dürfen, werden auf drei Jahre gewählt, und jährlich tritt ein Drittel von ihnen aus. Der Gouverneur, der die vollziehende Gewalt hat und 4000 Dollars Gehalt bezieht, wird auf drei Jahre vom Volk gewählt und kann in einem Zeitraume von neun Jahren ſein Amt nur ſechs Jahre nacheinander behalten. Alle Wahlen geſchehen durch das Volk mittels Stimmzettel. Zum Congreß ſendet P. 24 Repräſentanten. Nach dem Verfaſſungsamendement vom 8. Oct. 1850 werden alle Richter von dem Volke gewählt. Das Staatseigenthum betrug 1860: 12,827546 Dollars, das beſteuerte Privateigenthum 719 Mill., das wirkliche gegen 1415 Mill. Dollars. 1863 betrug die Staatseinnahme 4,289452 Dollars und deckte faſt die Ausgabe; die Schuld belief ſich auf faſt 39½ Mill. Dollars, bedeutend mehr als in jedem andern der Unionsſtaaten. Dieſelbe iſt hauptſächlich durch die Kanal- und Eiſenbahnbauten veranlaßt.

Pennſylvaniſches Syſtem, ſ. Geſängnißweſen.

Penny, d. h. Pfennig, in der Mehrheit Pence, ehemals eine Silber-, jetzt eine kupferne Scheidemünze, iſt eine Rechnungsmünze in Großbritannien. Von derſelben gehen 12 auf 1 Schilling und 240 auf 1 Pfd. St. 1832 wurde von der Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in London die Herausgabe einer populären Zeitſchrift veranſtaltet, welche den Namen «Penny Magazine» führte, weil die Nummer für den niedrigen Preis von einem P. verkauft wurde. Auch in Deutſchland tauchte unter dem Namen «Pfennig-Magazin» (Lpz. 1833—53) ein ähnliches Unternehmen auf, das lange großen Beifall fand. Kurz vor Gründung des «Penny Magazine» hatte Chambers in Edinburgh ſein ebenſo werthvolles als billiges «Edinburgh Journal» begonnen, und beide zuſammen legten den Grund zu einer höchſt umfangreichen Pennyliteratur, welche viel dazu beigetragen hat, allgemeine Bildung bis in die unterſten Sphären hinab zu verbreiten und die grobe Unwiſſenheit zu verſcheuchen, die bei dem mangelhaften Unterrichtsſyſtem noch in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts in England herrſchte. In neueſter Zeit ſind die Pennyausgaben einigermaßen vor den Railway-, Standard-

und andern Libraries in den Hintergrund getreten, welche ganze Werke zum Preiſe von Einem Schilling an enthalten. Dagegen iſt ſeit Aufhebung der Papierſteuer 1861 eine große Zahl von Pennyzeitungen und polit.-literariſchen Zeitſchriften ins Leben getreten, die zum Theil raſch wieder verſchwanden, von denen aber viele ſich erhalten und eine außerordentliche Verbreitung gefunden haben. So hatte der «Daily Telegraph» es bereits 1863 zu einer Auflage von 160000 Exemplaren gebracht, und von dem wöchentlich erſcheinenden «London Journal», welches 16 enggedruckte Seiten mit 3 Holzſchnitten für Einen Penny liefert, ſollen 800000 Exemplare abgezogen werden. Es gibt ſogar Halfpennyblätter, die für die unterſten Schichten des Volks beſtimmt ſind und gleichfalls einen enormen Abſatz haben. — Pennybanken wurden ſeit 1850 in London errichtet, um auch den ärmſten Volksklaſſen Gelegenheit zu verſchaffen, ihre Erſparniſſe anzulegen und ſo eine Lücke auszufüllen, welche in dem ſo nützlichen Sparbankenſyſtem geblieben war. — Ferner hat man in London Penny-Leſecabinete, wo man für einen P. Eintritt die renommirteſten engl. Tageblätter, Wochenſchriften, Reviews durchleſen und in beſondern Räumen noch ſchreiben, Geſchäfte abmachen, rauchen und die meiſten Bequemlichkeiten haben kann, welche ſonſt in den Clubs dargeboten werden.

Penſa, ein Gouvernement im öſtl. Rußland, einſt zum Zarthum Kaſan gehörig, im N. von Niſhnij-Nowgorod, im O. von Simbirsk, im S. von Saratow, im W. von Tambow begrenzt, zählte 1863 auf 688,84 Q.-M. 1,179080 E. (1711 auf 1 Q.-M.). Es iſt eine von dem rechten Wolgazufluß Sura und der in die Oka gehenden Moſcha durchfloſſene, von zahlreichen Bächen bewäſſerte, von leichten Hügeln durchzogene Ebene, die ganz im Gebiete der fruchtbaren Schwarzerde liegt und überall das Gepräge großer Ergiebigkeit des Bodens trägt. Die Hälfte des Areals iſt Culturland, ein Drittel Wald, namentlich ausgezeichnete Eichenwaldung, ein Siebentel Wieſenfläche mit ſchönem Graswuchs. Die Bevölkerung beſteht aus Ruſſen, Koſacken, Mordwinen (10—11000), Tataren (35000) und Kalmücken. Der Ackerbau iſt die vorherrſchende Beſchäftigung und wird ohne Dung betrieben. Das Land hat zahlreiche, zum Theil ſchön angelegte und parkumgebene adeliche Güter und Landhäuſer ſowie, beſonders auf den Beſitzungen der Familien Scheremetjew und Uwarow, große und wohlhabende Dörfer mit ganzen Straßen guter und ſchöner Häuſer, die mit Säulen und Balkonen verziert ſind. Doch fehlt es auch nicht an ärmlichen Tatarendörfern mit Moſcheen. Das Gouvernement zerfällt in zehn Kreiſe. Die Hauptſtadt P., reizend auf einer Anhöhe an der Mündung der Penſa in die Sura gelegen und 1666 gegründet, beſteht aus der altruſſ. Stadt mit Blockhäuſern an breiten, geraden Straßen und der Neuſtadt mit geputzten Kirchen auf großen Plätzen, mit modernen Paläſten und Häuſern. Eine Zierde beider Theile ſind die vielen Gärten. P. zählt (1863) 37263 E., iſt der Sitz eines Civilgouverneurs, eines Biſchofs, einer Medicinalverwaltung, eines Domänenhofs, eines Manufacturencomité und hat 19 Kirchen (darunter eine Kathedrale), zwei Klöſter, ein Prieſterſeminar, ein Gymnaſium mit einer adelichen Penſion, zwei Kreis- und zwei Pfarrſchulen, drei Wohlthätigkeitsanſtalten und ein Theater. Es beſtehen viele Fabriken in Leder, Seife, Lichten und Leinwand und ein berühmter Jahrmarkt vom 25. Juni bis 4. Juli. Vorzüglich iſt hier die Ananascultur und die Cultur von Zwergkirſchbäumen. Vor der Stadt liegt ein großer Park mit ſchönen Fruchtgärten und einer Gartenbauſchule. Nächſt P. iſt die bedeutendſte Stadt Saransk, an der Inſzara und Saranka, mit 12738 E., 17 Kirchen, einer Kreis- und einer Pfarrſchule, verſchiedenen Fabriken und lebhaftem Handel. Ein bedeutender Jahrmarkt wird 10. Aug. abgehalten. Im Kreiſe Saransk werden viel Holzgeräthe, Eimer, Fäſſer, Zuber, Räder zu Bauerwagen und Tauſende von Bauerſchlitten verfertigt.

Penſacola, die bedeutendſte Stadt (City) und der Haupthafen des nordamerik. Staats Florida, Hauptort der Grafſchaft Escambia, unweit der Weſtgrenze gegen Alabama, $2^1/_6$ M. vom Mexicaniſchen Meerbuſen, weſtlich an deſſen beſter Hafenbai, der Bai von P., gelegen und auf einer 40—50 F. über der Waſſerfläche erhobenen Sandebene regelmäßig angelegt, beſitzt eine Gerichtshalle, ein Zollhaus der Vereinigten Staaten, mehrere Kirchen und eine Akademie. Der Ort iſt mit vortrefflichem Quellwaſſer verſehen, hat ſehr geſundes Klima und zählt (1860) gegen 4000 E. Die Hafenbai von P. dringt in nordöſtl. Richtung 5—6 M. ins Land, iſt 1—2 M. breit und läßt Schiffe von 20 F. Tiefgang zu. In der Mitte ihrer Erſtreckung gabelt ſie ſich in zwei Arme, in die Weſt- oder Escambiabai und die Oſt- oder Bai von Sta.-Maria de Galvez, auch Blackwater genannt. Erſtere nimmt den Escambia-, letztere den Almirante-River auf. Der Eingang zwiſchen dem Feſtlande im Weſten und der ſehr ſchmalen, 9 M. lang gegen Oſten geſtreckten Inſel Sta.-Roſa iſt $^1/_4$ M. breit und wird auf erſterm durch Fort Pickens, auf letzterer durch Fort Mac-Rea vertheidigt. Etwa $1^1/_3$ M. unterhalb der Stadt

befinden ſich das Fort San-Carlos de Barrancas, der Leuchtthurm, das Marinehospital, die Barrancaskaſerne; unweit davon ausgedehnte Schiffswerfte und Arſenale der Vereinigten Staaten mit einem Dry-Dock für die größten Schiffe. Unter der ſpan. und engl. Herrſchaft hatte die Stadt eine größere cammerzielle und palit. Bedeutung als ſpäter. Doch erhob ſie ſich wieder, ſeitdem ſie durch die Alabama-Floridabahn mit Montgomery verbunden iſt, und dürfte mit der Zeit einer der bedeutendſten continentalen Hafenplätze am mexic. Golf werden. P. wurde wahrſcheinlich 1696 von franz. Anſiedlern gegründet, und 1699 ließen ſich 300 ſpan. Anſiedler aus Veracruz daſelbſt nieder, 1719 wurde es von den Franzoſen unter Bienville eingenommen, 1723 an Spanien wieder abgetreten; dann kam der Ort 1763 mit Florida an England. 1781 eroberte ihn der ſpan. General Galvez, und 1783 gelangte er mit Florida an Spanien. Im Nov. 1814 wurden die brit. Truppen, die ſich mit Erlaubniß der Spanier hier feſtgeſetzt, durch den amerik. General Jackſon, der die Stadt und die Forts erſtürmte, vertrieben. Im Mai 1818 zwang Jackſon das Fort Barrancas, wohin ſich die Spanier zurückgezogen, zur Capitulation. Durch den Tractat vom 24. Oct. 1820 kam P. mit Florida an die Vereinigten Staaten.

Penſion (franz., vom lat. pensio, Abwägung) bezeichnete bei den Römern die Abtragung der Steuern, der Intereſſen, der Miethzinſe u. ſ. w. Gegenwärtig verſteht man darunter die Jahrgehalte, welche nach dem Eintritt der Dienſtunfähigkeit durch Alter oder durch unverſchuldete Zufälle Dienſtherren und Geſellſchaften ihren Angeſtellten, Krone und Staat ihren Beamten und Militärs und deren Witwen und Kindern zahlen. In der Regel werden P. nur bei Anſtellung auf Lebensdauer, in gewiſſen Fällen aber auch bei Anſtellung auf gewiſſe Jahre zugeſetzt. Die meiſten Staaten Europas gewähren auf Grund von Geſetzen und Penſions-Reglements ihren Beamten und Militärs und deren Witwen P.; eine Ausnahme davon macht die Schweiz. Gnadengehalte, welche ſich auf freiwillige Gewährung ſtützen und nicht gefordert werden können, gehören nicht zu den P. Die Höhe der P. beſtimmt ſich in der Regel nach dem Gehalte der Beamten und Militärs und nach deren bis zur Penſionirung zurückgelegten Dienſtzeit, erreicht aber nur in höchſt ſeltenen Fällen den vollen Betrag des Dienſtgehalts. Gewöhnlich müſſen diejenigen, welchen eine P. für ſich und ihre Witwen zugeſagt wird, zu der Kaſſe, welche die P. zahlt, feſtgeſetzte Beiträge im Wege von Gehaltsabzügen leiſten, die ſich nach der Höhe der zugeſicherten P. richten. Es findet mithin eine Art von Penſionsverſicherung ſtatt, nur ſind die Prämien niedriger geſtellt als die Verhältniſſe an ſich bedingen, da der Staat einen Zuſchuß zur Penſionskaſſe leiſtet. Die Frage, ob das Penſionsweſen in der Geſtalt, welche es jetzt beſitzt, ſich rechtfertigt, iſt oft erörtert worden, weil dieſe Leiſtungen alle Staaten ſchwer belaſten und namentlich überall die P. der Militärs außerordentlich angewachſen ſind. Erſatz für die jetzt gewöhnliche Penſionirung bietet ein ausgebildetes Verſicherungsweſen, das den gehörig beſoldeten Beamten ebenſo gut wie Privatleuten die Gelegenheit gibt, für ihre eigene Zukunft und die ihrer Angehörigen ohne Hülfe des Staats Fürſorge zu treffen. — P. nennt man auch das Koſtgeld, welches für jemand erlegt wird, und Penſionen, Penſionsanſtalten ſind hiernach Koſtſchulen, Erziehungsanſtalten, in denen die Schüler neben Unterricht und Erziehung zugleich Wohnung und Koſt empfangen. Die neuerdings gebräuchlich gewordenen P. in Gaſthöfen gewähren den Fremden, welche ſich an einem Orte einige Zeit (Wochen und Monate) aufhalten, gegen eine beſtimmte, tagweiſe feſtgeſtellte Zahlung Wohnung, Bedienung und Koſt.

Penſionär hieß ſonſt in den großen und ſtimmberechtigten Städten Hollands der Syndikus, mit analoger Machtvollkommenheit für jede dieſer Städte, wie der Graß- oder Rathspenſionär, der Staatsſecretär der Stände oder Staaten der Provinz Holland war und vormals, nach zur Zeit Oldenbarneveldt's (ſ. d.), Generaladvocat der Provinz Holland genannt wurde. Der Rathspenſionär hatte keine entſcheidende Stimme in der Staatenverſammlung, ſondern nur den Vortrag deſſen, was zur Berathſchlagung gezogen werden ſollte. Er ſammelte die Stimmen, faßte die Beſchlüſſe ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, verhandelte mit den fremden Geſandten und Miniſtern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten ſowie für alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegium der deputirten Räthe bei, welche die Souveränetät in Abweſenheit der Staaten vorſtellten, und war immerwährender Deputirter bei den Generalſtaaten der Vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieſer erſten Magiſtratsperſon war in Holland und dadurch in den ganzen Niederlanden höchſt wichtig, ſodaß man ihn als den Premierminiſter der Generalſtaaten betrachten konnte. Sein Amt währte fünf Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meiſten Fällen die einmal getroffene Wahl auf neue fünf Jahre beſtätigt wurde. Die Revolution machte dieſen Stellen 1795 ein Ende. Napoleon erneuerte den Titel derſelben für kurze

Zeit, indem er 1805 Schimmelpenninck (ſ. d.) als Rathspenſionär an die Spitze der Bataviſchen Republik ſtellte.

Pentagramm, ſ. Drudenfuß und Fünf (Zahl).

Pentaměter, eigentlich ein aus fünf Gliedern zuſammengeſetzter Vers, gehört zur daktyliſchen Gattung und beſteht aus zwei Hälften oder Hemiſtichien, die durch eine unveränderliche Inciſion geſchieden werden. Jede Hälfte bietet einen archilochiſchen Vers (–⏑⏑ –⏑⏑ –), nur mit dem Unterſchiede, daß in der erſten ſtatt der Daktylen auch Spondeen eintreten können und im letzten Fuß der zweiten Hälfte auch eine Kürze zuläſſig iſt. Der Name P. iſt daher ungenau, da er wegen der beiden Pauſen in der Mitte und am Ende dieſelbe rhythmiſche Länge hat als der Hexameter (ſ. d.), wie folgendes Schema und Beiſpiel zeigt:

– ⏑⏑ | – ⏑ ⏑ | – ‖ – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | –

Nacht um - dunkelt die Flur, Schweigen er - füllet den Hain.

Da der P., allein gebraucht, wegen ſeiner Eintönigkeit und geringern Abwechſelung bald ermüden würde, ſo hat man ihn ſtets nur mit dem Hexameter, deſſen majeſtätiſchem Gange er eine gewiſſe Milde gibt, in Verbindung geſetzt und je zwei ſolcher Verſe ein Diſtichon (ſ. d.), das ganze Versmaß aber das elegiſche genannt.

Pentarchie (griech.), d. i. Fünfherrſchaft, dient zur Bezeichnung für die fünf Großmächte England, Frankreich, Oeſterreich, Preußen, Rußland rückſichtlich ihres thatſächlichen Uebergewichts über alle andern europ. Staaten. Das Wort kam zuerſt auf durch eine Schrift, welche 1839 von dem ruſſ. Hofrath Dr. von Goldmann (geb. 1798 in Sachſen, geſt. Anfang 1863 in Berlin) anonym im ruſſ. Intereſſe herausgegeben («Die europäiſche P.», Lpz. 1839) und worin der Plan einer Vertheilung ſämmtlicher kleinern Staaten Europas unter die Oberherrlichkeit jener fünf großen entwickelt wurde. Preußen ſollte die nördl. Staatenaſſociation oder die ſkandinav. Reiche, Oeſterreich die weſtlichen, Spanien und Portugal, England die ſüdlichen oder Italien, Frankreich die öſtlichen, nämlich Griechenland und die Türkei ſammt den Donaufürſtenthümern und Serbien, Rußland aber die Centralaſſociation oder Deutſchland ſammt Holland und Belgien als Schutzmacht überkommen. Goldmann iſt auch Verfaſſer der Schrift: «Europas Cabinete und Allianzen. Vom Verfaſſer der Pentarchie» (Lpz. 1862).

Pentäteuch bezeichnet urſprünglich einen aus fünf Büchern beſtehenden Band, dann vorzugsweiſe die im Kanon des Alten Teſtaments befindlichen, dem Moſes (ſ. d.) beigelegten fünf Bücher, welche die Namen Geneſis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium führen und bei den ſpätern Juden unter dem Namen des «Geſetzes» (Thorah) zuſammengefaßt wurden. Seine gegenwärtige Geſtalt hat der P. übrigens ſehr allmählich erhalten. Die erſten vier Bücher bildeten den relativ ältern (ſ. Geneſis), das fünfte (ſ. Deuteronomium) den jüngſten Beſtandtheil. Letzterer rührt erſt aus der Zeit des Königs Joſia her, wo das neue Geſetzbuch feierlich eingeführt wurde (ungefähr 622 nach gewöhnlicher Zeitrechnung). Doch mag auch noch in ſpäterer Zeit einzelnes überarbeitet oder neu hinzugefügt worden ſein.

Pentelikon nannte man gewöhnlich das eigentlich Briletto s genannte Gebirge in Attika (ſ. d.), das noch jetzt wie im Alterthum den trefflichen penteliſchen Marmor liefert, nach einer am ſüdl. Fuße gelegenen Ortſchaft Pentele, zu deren Gemarkung die an der Südſeite des Gebirgs befindlichen Marmorbrüche gehörten. Dieſer penteliſche Marmor, feinkörniger als der pariſche und mit gelblichem Stich, der durch die Einflüſſe der Witterung an den Außenflächen im Laufe der Jahrhunderte ſich zu einer goldgelblichen Färbung erhöht, wurde nicht nur in Attika ſelbſt zu Bau- und Bildwerken benutzt, ſondern bildete auch einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Heutzutage wird derſelbe faſt nur zu architektoniſchen Zwecken verwandt, da man ſelten ganz tadelloſe Blöcke von einem zu einer lebensgroßen Statue ausreichenden Umfange findet.

Pentheſilĕa, die Tochter des Ares und der Otrera, Königin der Amazonen (ſ. d.), kam im Trojaniſchen Kriege den Trojanern zu Hülfe, wurde aber endlich von Achilles erlegt. Homer erwähnt ſie nicht.

Pentheus, der Sohn des Echion und der Agaue, der Tochter des Kadmos, und als König von Theben des letztern Nachfolger, hatte wegen ſeiner Widerſetzlichkeit gegen die Einführung des Dionyſosdienſtes das Schickſal, auf dem Kithäron von ſeiner eigenen Mutter, die ihn in ihrer bacchantiſchen Wuth für ein wildes Thier hielt, und andern Mänaden, namentlich den Schweſtern ſeiner Mutter, zerriſſen zu werden.

Penthièvre, eine uralte bretagn. Grafſchaft, die gegenwärtig das franz. Depart. Morbihan bildet, gehörte in früherer Zeit mehrern Verwandten des Hauſes Bretagne. Später kam ſie an die Häuſer Broſſe und Luxembourg und wurde zu deren Gunſten von Karl IX. 1569 in ein

Pairieherzogthum verwandelt, das aber in der Folge an die Krone fiel. Ludwig XIV. ſtellte das Herzogthum 1697 her und gab es einem ſeiner mit der Montespan erzeugten Baſtarde, dem Grafen von Toulouſe, der 1737 ſtarb. — Der einzige Sohn und Erbe deſſelben aus der Ehe mit Marie de Noailles war Louis Jean Marie de Bourbon, Herzog von P., geb. 16. Nov. 1725 und bekannt wegen ſeiner Sittenreinheit und großen Rechtſchaffenheit. Er erbte auch von ſeinem Vater die Würde als Großadmiral, das Gouvernement von Bretagne und zwei Regimenter, die ſeinen Namen führten und an deren Spitze er in den Schlachten von Dettingen und Fontenoi tapfer kämpfte. Nach dem Oeſterreichiſchen Erbfolgekriege zog er ſich auf ſein Schloß Sceaux zurück und lebte hier ganz wohlthätigen Werken. Der Tod ſeiner Gemahlin, Marie Thereſe von Modena, die 1754 ſtarb, verſenkte ihn in tiefe Melancholie. Auch verlor er 1768 ſeinen noch jungen Sohn, den Prinzen von Lamballe, der ſich durch Ausſchweifungen zu Grunde gerichtet hatte. Während der Revolution flößte ſeine Unbeſcholtenheit ſelbſt den Schreckensmännern Achtung ein, die ihn gänzlich in Ruhe ließen. Doch wurde er hart betroffen von der Ermordung ſeiner Schwiegertochter, der Prinzeſſin von Lamballe (ſ. d.). Als dem letzten Sprößling der legitimirten Söhne Ludwig's XIV. war ihm auch die reiche Erbſchaft ſeines Vetters, des Grafen von Eu (ſ. Maine), zugefallen. Der Herzog ſtarb zu Vernon 4. März 1793, einen Monat vor dem Conventsdecrete, welches die Verhaftung aller Bourbons befahl. Er hinterließ eine Tochter, Marie Luiſe Adélaide de Bourbon, die den als «Bürger Egalité» bekannten Herzog Louis Philipp Joſeph von Orléans geheirathet hatte und hierdurch die Mutter des ſpätern Königs der Franzoſen, Ludwig Philipp (ſ. d.), wurde. Dieſe Verbindung brachte die Güter des Hauſes P. an die Familie Orléans.

Pepe iſt der Name dreier in der neueſten Geſchichte ihres Vaterlandes berühmt gewordener Neapolitaner. Gabriele P., geb. 1781 zu Bojano in der Provinz Moliſe, ſtudirte die Rechte. Mit Errichtung der Parthenopeiſchen Republik (ſ. d.) 1799 trat er in das franz.-neapolit. Heer und mußte deshalb bei der Reſtauration nach Frankreich flüchten, wo er ſich der ital. Legion zugeſellte. Infolge des Friedens von Florenz kehrte er 1801 nach Neapel zurück und nahm 1806 in der Armee unter König Joſeph Bonaparte Dienſte. Für deſſen Intereſſe kämpfte er ſeit 1808 in Spanien. Später trat er in das neapolit. Heer unter Murat zurück und wohnte den Ereigniſſen von 1814 und 1815 bei. Nach Ferdinand's I. Rückkehr erhielt er als Oberſt ein Regiment, das zu Syrakus lag. Als 1820 in Neapel die Revolution ausbrach, wirkte er eifrig für dieſelbe und wurde im Oct. Mitglied des Nationalparlaments. Mit vielen andern Patrioten wurde er nach der Reſtauration des abſoluten Throns den Oeſterreichern übergeben, die ihn in die Kerker von Olmütz warfen. Nach zwei Jahren erhielt er jedoch die Freiheit wieder und ging nun nach Florenz, wo er fortan den Wiſſenſchaften lebte. Er ſtarb im Aug. 1849. — Floreſtano P., Vetter des vorigen, wurde 1780 zu Squillace in Calabrien geboren. Als die Franzoſen 1799 in Neapel einrückten, war er bereits Lieutenant. Er trat unter die Fahne der Parthenopeiſchen Republik, flüchtete bei der Reſtauration nach Frankreich und diente bis zum Frieden von 1801 in der ital. Legion, worauf er nach Neapel zurückkehrte. 1806 nahm er unter Joſeph Bonaparte Dienſte, ging mit demſelben nach Spanien und erwarb ſich als Chef des Generalſtabs der neapolit. Diviſion in den Feldzügen von 1810 und 1811 den Grad eines Brigadegenerals. Im ruſſ. Feldzuge von 1812 führte er eine neapolit. Diviſion und deckte an der Spitze der neapolit. Reiterei den Rückzug der Franzoſen von Oſzmiana nach Wilna; dann ſchloß er ſich, krank und verwundet, mit dem Reſte ſeiner Truppen in Danzig ein und fiel in die Hände der Ruſſen. Beim Friedensſchluß kehrte er nach Neapel zurück. 1815 kämpfte er in Oberitalien, erhielt noch von Murat den Grad eines Generallieutenants und übernahm nach deſſen Flucht das Gouvernement in Neapel bis zum Einrücken der Oeſterreicher. Nach der Rückkehr Ferdinand's I. behielt er ſeine Stelle in der Armee. Er blieb den Vorbereitungen ſowie den erſten Ereigniſſen der neapolit. Revolution von 1820 völlig fremd. Als auf Sicilien der Aufſtand losbrach, ward er mit 4000 Mann dahin geſchickt, und es gelang ihm, nachdem er Palermo 25. und 26. Sept. 1820 unterworfen, die Inſel zu beruhigen. Doch die von ihm abgeſchloſſene Capitulation, welche den Sicilianern Ausſicht auf polit. Selbſtändigkeit gewährte, wurde von der Regierung wie vom Nationalparlament für nichtig erklärt. Er mußte ſein Commando niederlegen, trat aber bei Annäherung der Oeſterreicher nach dem Wunſche des Parlaments an die Spitze des Generalſtabs. Ungeachtet er ſchon vor der Entſcheidung zur Unterwerfung gerathen, verlor er nach der Reſtauration des Abſolutismus doch ſeinen Rang und lebte fortan als Privatmann. An der ital. Erhebung von 1848 und 1849 wollte P. keinen Theil nehmen und lehnte die Ernennung zum Reichspair und zum General im activen Dienſte ab. Er

ſtarb im April 1851 zu Neapel. Vgl. Carrano, «Vita del generale Florestano P.» (Genua 1851). — Guglielmo P., des vorigen Bruder, geb. zu Squillace 15. Febr. 1783, trat 1799 ebenfalls in das republikaniſche Heer, wurde nach der Einnahme von Neapel verhaftet und nach ſechsmonatlichem Gefängniß verbannt. Er trat in die ital. Legion, kehrte aber nach dem Frieden von Florenz zurück und verſuchte in Calabrien einen Aufſtand, der ihm Verurtheilung zu lebenslänglicher Gefangenſchaft brachte. Nach mehrern Jahren gelang es ihm, ſeinem ſcheußlichen Kerker auf einer der Aegadiſchen Inſeln zu entrinnen. 1806 trat er als Major in die Dienſte des Königs Joſeph Bonaparte, wurde aber bei Maida von den Truppen Ferdinand's gefangen und zum Tode verurtheilt. Durch Beſtechung in Freiheit geſetzt, diente er unter den franz. Truppen auf den Joniſchen Inſeln. Nachdem ihn Murat 1809 zu ſeinem Ordonnanzoffizier ernannt, befehligte er 1810 in Catalonien unter Suchet ein neapolit. Regiment und erwarb ſich den Grad eines Brigadegenerals. 1815 befehligte er gegen die Oeſterreicher und erhielt von Murat den Grad eines Generallieutenants, den er auch nach der Rückkehr Ferdinand's I. behielt. Als die Carbonaria zu Anfange des Juli 1820 die Fahne des Aufſtandes erhob, gab die Regierung, der er durch ſeine Freiſinnigkeit verhaßt geworden, den Befehl zu ſeiner Verhaftung. P. entzog ſich jedoch der Verfolgung und führte am Abend des 6. Juli die zwei von ihm befehligten Regimenter der Hauptſtadt zu den Inſurgenten nach Avellino, wo ihm Lorenzo de Conciliis den Oberbefehl über die inſurgirten Truppen übergab. Der Sieg der Revolution war hiermit entſchieden. Am 9. Juli hielt P. an der Spitze von 20000 Mann regulärer Truppen ſeinen Einzug in Neapel und wurde an Nugent's Stelle zum Oberbefehlshaber und Generalkapitän des Reichs ernannt. Sein unvorſichtiges Betragen, namentlich die Begünſtigung der Soldaten, welche den Aufſtand begonnen, trug viel zur Verneinigung der Parteien bei. Mit der Eröffnung des Parlaments und der feierlichen Annahme der Conſtitution von ſeiten des Königs legte P. ſeinem Verſprechen gemäß 1. Oct. den Oberbefehl nieder. Nach der Abreiſe Ferdinand's auf den Congreß zu Laibach trat er in den Staatsrath, welcher den Prinzregenten unterſtützen ſollte; auch bewerkſtelligte er die Organiſation der Nationalgarden. Bei Annäherung der Oeſterreicher (20. Febr. 1821) erhielt er den Befehl über das 2. Armeecorps, welches die Abruzzen vertheidigen ſollte. Indeß zählte P.'s Macht kaum 14000 Mann, darunter ſchlecht disciplinirte Milizen, die auf die Kunde von der Annäherung des Feindes haufenweiſe davonliefen. Er eilte deshalb, die Oeſterreicher 7. März bei Rieti unweit Civita-Ducale anzugreifen, wurde aber vollſtändig geſchlagen. Nachdem alles verloren, entfloh er auf einem ſpan. Schiffe nach Barcelona, ging dann nach Liſſabon und von da nach London und Madrid, wo er vergeblich die Errichtung eines Corps von Ausländern verſuchte. In Neapel wurde er in contumaciam zum Tode verurtheilt. Die Tage ſeines Exils verlebte er in London, wo er ſich mit einer engl. Dame verheirathete, und ſpäter in Paris, bis die Ereigniſſe von 1848 und die Amneſtie König Ferdinand's II. ihn nach Neapel zurückriefen, wo er vom Hofe und vom Volke mit Auszeichnung empfangen wurde. Der König ernannte ihn zum Oberbefehlshaber des Armeecorps, welches an der Seite des ſardin. Heeres für die nationale Unabhängigkeit kämpfen ſollte. Kaum war P. bis zum Po vorgedrungen, als der König (infolge des ſicilian. Revolutionsausbruchs) ſowol die nach dem Adriatiſchen Meere geſandte Flotte als die Landarmee zurückrief. Vergeblich ſuchte P. ſeine Soldaten zurückzuhalten. Nur 2000 Mann folgten P. nach Venedig, wo er den Oberbefehl während der ganzen Dauer der Belagerung führte. In dieſer Stellung zeichnete er ſich durch große Umſicht, Muth und unermüdliche Thätigkeit aus. Von ſeinen Waffenthaten iſt am bemerkenswertheſten der von ihm perſönlich geleitete Ausfall aus der Feſtung Malghera gegen Meſtre (Oct. 1849). Als Venedig endlich zur Uebergabe gezwungen wurde, ſchiffte ſich P. auf dem franz. Kriegsdampfer Pluton nach Korfu ein. Nach kürzerm Aufenthalte in Paris lebte er erſt in Nizza, dann in Turin, wo er 9. Aug. 1855 ſtarb. Früher veröffentlichte er: «Relation des évènements politiques et militaires qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821» und «Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du royaume de Naples» (Lond. 1823), ſpäter «Memorie» (2 Bde., Par. 1847) und «Histoire des révolutions et des guerres d'Italie en 1847, 1848 et 1849» (4 Bde., Par. 1850).

Peperino nennt man jetzt den von den Römern als lapis Albanus bezeichneten vulkaniſchen Tuffſtein von aſchgrauer oder grünlichgrauer Farbe, aus welchem ein großer Theil der Berge und Hügel von Latium beſteht. Derſelbe war beſonders in der ältern einfachern Zeit bei den Römern ein beliebtes Baumaterial, mußte aber dann dem härtern Kalktuff von Tibur (lapis Tiburtinus, jetzt Travertino genannt) und endlich dem Marmor weichen.

Pépinièren (franz., Pflanzſchulen) nennt man ärztliche Schulen, in welchen junge Leute

ohne vollständige Universitätsbildung insbesondere für Militär- oder Landpraxis unterrichtet wurden. Die berühmteste P. war die in Berlin, in welcher junge Leute auf Staatskosten so weit ausgebildet wurden, daß sie nach vollendetem Lehrcursus als Compagniechirurgen in das Heer einzutreten befähigt waren, wo sie eine gewisse Anzahl Jahre dienen mußten. Die Anstalt wurde 1795 besonders durch die Bemühungen des preuß. Generalchirurgen Görcke gestiftet und führt seit 1818 den Namen Medicinisch-chirurgisches Friedrich-Wilhelms-Institut.

Peplos heißt das große übergeworfene Gewand, welches den feierlichen und vollständigen Anzug der griech. Weiber bezeichnet. Der P. erscheint bei Homer im allgemeinen Gebrauche der vornehmen Frauen, gehörte aber in histor. Zeit wesentlich den ionischen Griechen und Athen an. Er erscheint auf Vasengemälden oft und am schönsten behandelt auf dem Friese des Parthenon in der feierlichen Panathenäenprocession. Seinem Wesen als Feierkleid gemäß tragen ihn in der bildenden Kunst namentlich die ältern und ernstern Göttinnen, Juno, Ceres, Minerva.

Pepoli (Gioachino, Marchese), ital. Staatsmann, aus alter bolognescr Familie, durch seine Mutter Enkel Joachim Murat's, wurde zu Bologna 6. Nov. 1825 geboren. Kaum 16 J. alt, begann er für die Bühne zu schreiben, und es kam auch eins seiner Stücke, «Elisabetta Sirani», mit Erfolg in Rom und Florenz zur Aufführung. 1844 vermählte er sich mit der Prinzessin Friederike von Hohenzollern-Sigmaringen. Seine polit. Laufbahn begann 1846 mit der durch den Tod Gregor's XVI. hervorgerufenen Bewegung. P. war damals einer der Urheber der Petition, worin das Conclave um Reformen angegangen wurde. Doch traute er weniger als seine polit. Freunde dem Liberalismus des neuen Papstes Pius IX. Als im Aug. 1848 die Oesterreicher unter Welden Bologna angriffen, stellte er sich an die Spitze der Nationalgarde, welche den Feind siegreich zurücktrieb. Im Mai 1849 war er Mitglied der Commission, die mit General Wimpffen über die Capitulation der Stadt verhandelte, und er trug dazu bei, für die in Bologna befindlichen lombard. Deserteure günstigere Bedingungen zu erwirken. Nach dem Einmarsch der Oesterreicher verließ P. seine Vaterstadt und wandte sich nach Toscana. 1852 kehrte er jedoch nach Bologna zurück und machte sein Haus zu einem Mittelpunkte der liberalen Bewegung. Damals veröffentlichte er auch mehrere Aufsätze über die Italienische und speciell über die Römische Frage, über die päpstl. Finanzen u. s. w. Nach der Räumung Bolognas durch die Oesterreicher im Juni 1859 trat er an die Spitze der Provisorischen Regierung und übernahm dann unter der Dictatur Cipriani's die Ministerien der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten. Auch in die Regierung der Emilia, welche sich Ende 1859 unter Farini constituirte, trat er als Finanzminister ein. Bald darauf von drei Wahlbezirken ins Parlament gewählt, nahm er für Bologna an, verzichtete aber auf seinen Posten, da ihn Cavour zum Generalcommissar für Umbrien ernannte. Seine Verwaltung Umbriens erfuhr verschiedene Beurtheilung. Er hatte einen löblichen Antheil daran, daß die Stadt Orvieto nicht im Interesse des Papstes von den Franzosen besetzt wurde, trug aber auch durch unvorsichtige Abschaffung der in Umbrien bestehenden Mahlsteuer gleich den provisorischen Regierungen der andern Provinzen zur finanziellen Zerrüttung Italiens bei. Nach der Annexion Umbriens vertrat P. aufs neue Bologna im ital. Parlament, wo er sich der durch Rattazzi geleiteten Fraction des linken Centrums, der sog. Dritten Partei, anschloß. Als Rattazzi im März 1862 mit Bildung des Ministeriums beauftragt wurde, übernahm P. das Portefeuille des Ackerbaues und Handels. Dieses Cabinet Rattazzi mußte sich aber schon im Dec. desselben Jahres zurückziehen, und P. übernahm nun von dem neuen Ministerium den Posten eines ital. Gesandten am russ. Hofe. In dieser Stellung bemühte er sich vergebens für die Verwirklichung des Napoleonischen Vorschlags eines europ. Congresses. Als man im Frühjahre 1864 die Verhandlungen zwischen Italien und Frankreich über die Römische Angelegenheit wieder aufnahm, wurde P., in Rücksicht auf seine nahen Beziehungen zum Tuilerienhofe, als diplomatischer Unterhändler nach Paris geschickt, wo er Napoleon III. als eine Garantie der Haltung Italiens im Falle der Räumung Roms durch die franz. Truppen die Verlegung der Hauptstadt von Turin nach Florenz vorschlug. Dies führte zu der Convention vom 15. Sept. 1864, die er und Nigra unterzeichneten. P. trat sodann aufs neue ins Parlament ein und vertheidigte daselbst jene Convention. Obschon mehrmals wiedergewählt, nahm er doch an den Verhandlungen der Kammer keinen hervorragenden Antheil mehr.

Pepsin ist eine im Magensafte, der von der Magenschleimhaut abgesonderten Flüssigkeit, enthaltene eiweißähnliche Substanz, welche die Eigenschaft besitzt, bei gleichzeitiger Gegenwart von Säure (Salzsäure, Milchsäure) Eiweißkörper (der Nahrung) zu verdauen, d. h. in den löslichen und filtrirbaren Zustand überzuführen, welcher sie allein zur Aufnahme in den Säfte-

ſtrom des Körpers befähigt. Das P. wirkt alſo ähnlich wie gewiſſe lösliche Gärungserreger (Diaſtaſen). Die ſolchergeſtalt verdauten Eiweißſubſtanzen heißen Peptone.

Perceptibilität bezeichnet im engern Sinne die Fähigkeit eines Naturweſens, Perceptionen als bewußte Wahrnehmungen von Gegenſtänden zu erzeugen durch eine Verknüpfung von Senſationen oder Empfindungen; im weitern Sinne hingegen auch ſchon die bloße Senſibilität (ſ. d.) als das Princip, welches in den ſenſibeln Nervenfäden als ſolchen ſeinen Sitz hat. Der ſenſible Nervenfaden kann manchmal durch Reize zu einfachen Empfindungen angeregt werden, welche Bewegungen in entſprechenden Bewegungsnerven veranlaſſen, ohne daß dieſer Vorgang zu einer Wahrnehmung des veranlaſſenden Gegenſtandes ſich ſteigert. Von dieſer Art ſind die Bewegungen der Schlafenden, ihr Umherwälzen vor Hitze, ihr abwehrendes Hingreifen an die Stellen, wo man ſie incommodirt, ihr Schlingen, Athmen u. ſ. w. Es muß daher, damit eine Perception im engern Sinne entſtehe, zur einfachen Empfindung noch ein eigenthümlicher innerer Vorgang hinzukommen, welcher von den ältern Pſychologen als Apperception, von den neuern als Bewußtſein (ſ. d.) bezeichnet wird, und deſſen Natur man am deutlichſten in der Aufmerkſamkeit beobachten kann, welche die Senſationen durch Verknüpfung derſelben unter Mitwirkung der Phantaſie (ſ. d.) zum Range von Wahrnehmungen erhebt. Die verſchiedenen Grade der Perception bilden eine Stufenleiter zwiſchen der bloßen Senſation und der Apperception (ſ. d.) als dem höchſten Grade des Wahrnehmens. Beim niedrigſten Grade miſchen ſich die Senſationen auf unbeſtimmte und verworrene Art; beim höhern Grade treten ſie in klare Unterſchiede und Verhältniſſe auseinander; beim höchſten Grade articuliren ſie ſich zu deutlichen Begriffen. Je aufmerkſamer wir ſind, deſto mehr und deutlicher percipiren wir; je weniger aufmerkſam, deſto mehr ſinken unſere Perceptionen zum Range bloßer Empfindungen herab. Ueber das Weſen der percipirenden Aufmerkſamkeit iſt die Pſychologie erſt ſeit Leibniz zu wirklichen Beobachtungen fortgeſchritten, während bei den frühern Pſychologen ebenſo, wie im ganzen Alterthum, die Verwechſelung zwiſchen Perception und Senſation herrſchte, wie ſie auch noch heute im gemeinen Sprachgebrauche fortbeſteht. Ein Verſuch, die Vorgänge des Percipirens unſerer Empfindungen durch das Experiment einer exacten Meſſung zu unterwerfen, iſt von Fechner in den «Elementen der Pſychophyſik» (2 Thle., Lpz. 1860) gemacht worden.

Perceval (Spencer), brit. Staatsminiſter, geb. 1. Nov. 1762, war der zweite Sohn des irländ. Grafen von Egmont, der in England außerdem die Titel eines Baron Lovell und Holland führte. P. ſtudirte die Rechte zu Cambridge und ließ ſich mit großem Erfolg als Sachwalter zu London nieder. Vorzüglich begründete er ſeinen Ruf in dem Libellproceſſe Thom. Paine's (ſ. d.), deſſen Vertheidigung er führte. Durch eine während des Proceſſes gegen Warren Haſtings (ſ. d.) veröffentlichte Schrift erregte er die Aufmerkſamkeit des Miniſters Pitt, der den Verfaſſer an ſich zog und zu ſeinem Schüler machte. Im Unterhauſe vertheidigte nun P. mit Eifer und Beredſamkeit die miniſterielle Politik und legte beſonders in den Finanzfragen gründliche Kenntniſſe an den Tag. Addington, der 1801 Pitt im Amte folgte, ernannte den gewandten Advocaten erſt zum Solicitor, dann zum Attorney-General. Als nach Pitt's Tode 1806 ein freiſinnigeres Miniſterium ans Ruder kam, übernahm P. im Unterhauſe die Leitung der Toryopoſition. Mit der Veränderung aber, die das Miniſterium alsbald durch Fox' Tod erlitt, trat er ins Cabinet, indem man ihm das Schatzkanzleramt anvertraute. Bei ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen wußte er als Vertreter der Ariſtokratie und der Hochkirche und heftiger Feind Frankreichs in kurzer Zeit großen Einfluß zu gewinnen. 1808 legte er dem Parlamente einen kühnen Finanzplan vor, nach welchem die 3procentigen Renten derjenigen Inhaber, die wenigſtens das 35. Lebensjahr erreicht, in Annuitäten verwandelt werden ſollten. Als gegen Ende des J. 1809 der altersſchwache Portland zurücktrat, übernahm endlich P. mit dem Titel als erſter Lord des Schatzes das Amt eines Premierminiſters, das er in der That ſchon längſt ausübte. Die Whigs hatten gehofft, daß mit der Erhebung des Prinzen von Wales (ſ. Georg IV.) zum Regenten gemäßigtere Miniſter an die Verwaltung treten würden; allein die Tories behielten die Porteſeuilles. P. indeß genoß dieſen Triumph nur kurze Zeit. Er wurde 11. Mai 1812 beim Eintritt in das Parlamentshaus von einem Wechſelagenten Namens Bellingham, der ſich über die Miniſter beklagen zu müſſen glaubte, erſchoſſen. Seiner Familie, der er nur geringes Vermögen hinterließ, ſetzte das Parlament eine Summe von 50000 Pfd. St. aus, der Witwe ein Jahrgeld von 2000, dem älteſten Sohne eins von 3000 Pfd. St. In der Weſtminſter-Abtei iſt ihm ein Denkmal errichtet.

Perche (Le) hieß ehemals eine Landſchaft und Grafſchaft (Comitatus Perticus) im Innern Nordfrankreichs, die zur Hauptſtadt Mortagne hatte, im N. von der Normandie, im W. von

Maine, im S. von Vendomois und Dunois, im O. von Chartrain begrenzt wurde, und deren weſtl. Theil jetzt zum Depart. Orne, der öſtliche zum Depart. Eure-Loir gehört, mit Ausnahme eines kleinen Stücks im Norden, das zum Depart. Eure geſchlagen worden iſt. Die Beſtandtheile des Landes waren: 1) Le-Grand-Perche oder Haut-(Ober-)Perche, welches ſpäter den nordöſtl. Theil des Gouvernements Maine-Perche bildete, in Corbonnois oder das Territorium von Mortagne und in Bellesmois mit dem Hauptort Bellesme zerfiel und von Nogent-le-Retrou reſſortirte; 2) Le-Perche-Gouet oder Bas-(Nieder-)Perche, das zum Gouvernement Orléannais gehörte und Montmirail zum Hauptort hatte; 3) Les-Terres-Françaiſes mit dem Hauptort La-Tour-Griſe de Berneuil; 4) Les-Terres-Démembrées mit dem Hauptort Châteauneuf-en-Thimerais, welche beide letztere Gebiete zur Provinz Isle-de-France gerechnet wurden. Das Land P., das ſeinen Namen von einem ausgedehnten, in der Geſchichte oft genannten Walde (Perticus Saltus) hat, gehörte ſeit dem 10. Jahrh. dem Hauſe Bellesme, aus welchem Rotrau II., der Stifter der berühmten Abtei La-Trappe (ſ. d.), zuerſt den Grafentitel von P. annahm. Als 1226 dies Haus mit dem Biſchof Wilhelm von Châlons im Mannsſtamme ausſtarb und Jakob von Château-Gontier mit Blanca von Champagne um die Erbſchaft ſtritt, zog König Ludwig VIII. das Land als eröffnetes Lehn ein und vereinigte es mit der Krone, mußte aber doch nachmals die eine Hälfte an den Grafen Theobald von Champagne als den nächſten Erben überlaſſen. Dies gab Veranlaſſung zu weiterer Vertheilung des Landes, welches nachmals, ſoweit die Wiedervereinigung möglich war, dem Gebiete der Grafen und Herzoge von Alençon und dem königl. Hauſe zugetheilt wurde. Durch den Tod des Herzogs Franz von Anjou und Alençon 1584 fiel das Land definitiv an die Krone. Eine in P. einheimiſche Pferderaſſe führt den Namen Percheron. Der «kleine» Percheron iſt mittlerer Größe, hat leichte Bewegung und eignet ſich ebenſo wol zum Reit- wie zum Wagenpferd, wird daher in Frankreich ganz gewöhnlich zum Poſtdienſt benutzt; der «große» Percheron, nicht von reiner Raſſe, wie der kleine, iſt höher (5 F. 8 Zoll) und hat mehr Maſſe ſowie ſtärkere Gliedmaßen. Dieſes Pferd hält die ſchwerſte Arbeit aus, verlangt wenig Pflege, iſt wenig Krankheiten unterworfen und eignet ſich nur zum ſchweren, langſamen Zuge.

Percuſſion nennt man in phyſik. Hinſicht im allgemeinen die Entzündung eines Knallpräparats durch ſchnelle Verdichtung mittels eines Stoßes oder Schlags. Dergleichen Präparate waren ſchon in frühern Zeiten bekannt; ihre Anwendung zur Entzündung der Ladung der Feuerröhre iſt aber erſt ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts in Anregung gekommen. 1807 bekam Fortſythe ein Patent auf ein Percuſſionsſchloß. Später hat dieſe Einrichtung den mannichfachſten Abänderungen unterlegen. Das Knallpräparat, in einer kleinen kupfernen Kapſel (dem Zündhütchen) befindlich, wird auf den ſog. Piſton geſetzt, deſſen Kanal mit der Ladung in Verbindung ſteht, und durch den dazu beſonders eingerichteten Hahn des Gewehrs mittels eines Schlags entzündet. Nächſtdem hat man auch die Zündung dadurch hervorgebracht, daß ein in der Richtung der Seelenachſe des Rohrs durch eine Feder beweglicher Stift (die Zündnadel) gegen eine Zündpille ſtößt, welche an der Patrone angebracht iſt.

Percuſſion, eigentlich das Anſchlagen oder Anklopfen, nennt man in der Medicin diejenige Unterſuchungsmethode, mittels welcher man aus den durch leichtes Anſchlagen auf die Oberfläche einer der Höhlen des Körpers hervorgebrachten Tönen den Zuſtand des unter dem Anſchlagungspunkt gelegenen Organs genauer zu beſtimmen ſucht. Sie iſt neben der Auscultation ein Haupttheil der neuern phyſik. Diagnoſtik. (S. Diagnoſe.) Aus der Anatomie iſt bekannt, wie die in den Körperhöhlen eingeſchloſſenen Organe regelmäßig beſchaffen ſind, ob feſt oder locker in ihrem Gewebe, ob mit Luft gefüllt oder luftleer, ob angeſpannt oder ſchlaff u. ſ. w., und je nach dieſer Verſchiedenheit muß auch ein leichter Schlag einen verſchiedenen Ton geben, der ſich außerhalb des Körpers durch phyſik. Experimente nachahmen läßt. Indem man nun die Töne, welche auf dieſe Art hervorgebracht werden, mit den Ergebniſſen der Phyſiologie in Hinſicht auf die Lage und Beſchaffenheit der betreffenden Organe und der pathol. Anatomie in Bezug auf die Structurveränderungen derſelben vergleicht und daraus Schlüſſe zieht, ſo erhält man ein mehr oder weniger deutliches Bild von dem vorhandenen Zuſtande derſelben, alſo auch von der Ausdehnung und der Beſchaffenheit der innern krankhaften Proceſſe. Vom techniſchen Standpunkte aus betrachtet iſt die P. entweder unmittelbar oder mittelbar. Bei erſterer (Percussio immediata) klopft man mit den bloßen Fingerſpitzen auf die gar nicht oder nur leicht bedeckte Stelle des Körpers, die man unterſuchen will; bei letzterer (P. mediata) legt man einen Zwiſchenkörper, meiſt ein Plättchen Elfenbein (Pleſſimeter, daher die Kunſt Pleſſimetrie genannt wird), feſt auf die zu unterſuchende Stelle und klopft mit den Fingerſpitzen oder dem Winterich'ſchen Per-

cuſſionshammer auf dieſes. Die zweite Art iſt die vorzüglichere, die erſtere jetzt faſt außer Gebrauch. Bei beiden aber kammt viel darauf an, in welcher Art man klopft, weil die Stärke und Elaſticität, mit welcher man percutirt, die Richtung, in der man die Finger auffallen läßt u. ſ. w., auch ſtets auf den Ton Einfluß haben. Am häufigſten wendet man die P. bei der Bruſthöhle an, wie ſie denn auch bei Krankheiten der Bruſtorgane bisjetzt das meiſte geleiſtet hat, weniger an den Höhlen des Unterleibs, des Kopfs u. ſ. w. Zuerſt machte Auenbrugger in einer Schrift (Wien 1761) auf dieſe von ihm gemachte Entdeckung aufmerkſam. Ihm folgten, während in Deutſchland wenig darauf Rückſicht genommen wurde, in Frankreich Roziere de la Chaſſagne, Corviſart und Laennec, durch deren immer dringendere Empfehlungen die P. auch endlich in England und Deutſchland allgemeinern Eingang und weitere Ausbildung gefunden hat. Piarry erfand die mittelbare P. Skoda mit ſeinen Schülern hat ſie aufs höchſte ausgebildet.

Percy (engl. Geſchlecht), ſ. Northumberland.

Percy (Thomas), ein um die engl. Literatur hochverdienter Mann, war der Sohn eines Krämers zu Bridgewarth in Shropſhire, wo er 13. April 1728 geboren wurde. Zum Geiſtlichen beſtimmt, abſolvirte er ſeine Studien in Oxford und erhielt 1756 das Pfarramt zu Wildy in Northamptonſhire. Ein Freund der Dichtkunſt, aber von dem damals herrſchenden kalten und nüchternen Stil der engl. Poeſie wenig angezogen, verſuchte er ſich zuerſt in Ueberſetzungen isländ. Runenverſe (1763) und einer Bearbeitung des Hohenliedes Salomonis (1764), bis er auf die Schätze aufmerkſam wurde, die in den altengl. Volksliedern und Balladen verborgen lagen. Durch die Sammlung und Herausgabe der «Reliques of English poetry» (1765) leitete er eine neue Aera in der engl. Dichtkunſt ein, deren Einfluß ſich auch auf die Literaturen des übrigen Europa erſtreckt und bis in die neueſte Zeit fühlbar gemacht hat. Sein eigenes poetiſches Talent bewies P. durch die von ihm im Geiſte des alten Volksliedes gedichteten Balladen, als «The hermit of Wackworth», und namentlich durch den «Friar of Orders Grey», in welchem er ein bis auf wenige Fragmente verloren gegangenes Gedicht reproducirte. Die Verdienſte P.'s fanden allgemeine Anerkennung; ſie erwarben ihm nicht allein die Freundſchaft Johnſon's, Gray's und anderer Berühmtheiten jener Zeit, ſondern eröffneten ihm auch den Weg zu den höchſten kirchlichen Würden. Der Herzog von Northumberland, das Haupt der Familie Percy, ernannte ihn 1766 zu ſeinem Kaplan; 1769 ward er Hofkaplan des Königs, 1778 Dechant von Carliſle und 1782 Biſchof von Dromore in Irland, wo er den Reſt ſeines Lebens verbrachte und 30. Sept. 1811 ſtarb. Seine «Reliques» ſind in zahlreichen Auflagen erſchienen (am beſten, 3 Bde., Lpz. 1866).

Perdikkas iſt der Name mehrerer macedon. Könige, von denen der älteſte, der Sage nach der Begründer der macedon. Dynaſtie, ein Heraklide und Nachkomme des Temenos, etwa in der Zeit von 707—660 v. Chr. regierte. **P. II.**, Sohn Alexander's I., Vater des Archelaus, regierte 454—413 v. Chr. und ſchwankte während des Peloponneſiſchen Kriegs je nach ſeinem augenblicklichen Vortheile zwiſchen dem Bündniß mit Sparta und dem mit Athen. **P. III.** (364—359), Bruder Philipp's II., fiel im Kampfe gegen die Illyrier. Noch bekannter iſt **P.**, der vertraute Freund und Feldherr Alexander's d. Gr., dem dieſer in der letzten Stunde ſeines Lebens ſeinen Siegelring als Symbol der königl. Gewalt übergeben haben ſoll. P. benutzte die ihm übertragene Reichsverweſerwürde ſehr bald dazu, die nächſten Thronerben zu verdrängen und die Herrſchaft ſich ſelbſt anzumaßen, verfolgte aber dieſen Plan mit zu großer Hitze und Uebereilung, veranlaßte dadurch ein Bündniß des Antipater, Krateros und Ptolemäus gegen ſich und wurde, als er ſein Anſehen durch Waffengewalt geltend machen wollte, auf einem Zuge in Aegypten von ſeinen eigenen Truppen 321 v. Chr. erſchlagen.

Perduellio hieß im ältern röm. Rechte ein ſchweres Verbrechen, deſſen Urheber dadurch eine Feindſeligkeit oder Verachtung gegen die höchſte Staatsordnung an den Tag legte, wie bei Mord vor verſammeltem Volke, Aufruhr, Streben nach Oberherrſchaft. Weiterhin brachte man die P. mit dem Hochverrath (ſ. d.) und Majeſtätsverbrechen (ſ. d.) in ausſchließende Verbindung.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer in der erſten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., wurde zu Parium in Myſien von heidniſchen Aeltern geboren. Nach vielem Unfuge, den er verübt, mußte er, weil man ihn beſchuldigte, ſeinen Vater ermordet zu haben, flüchtig werden. In Paläſtina, wo er Chriſt wurde, brachte ihn ſein ſchwärmeriſcher Eifer eine Zeit lang ins Gefängniß. Später wegen ſeiner Verwarfenheit von der Gemeinſchaft der Chriſten ausgeſchloſſen, verſank er in die niedrigſten Ausſchweifungen. Allgemein verabſcheut, wallte er wenigſtens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er bekannt, daß er ſich bei den olympiſchen Spielen freiwillig verbrennen werde, ein Entſchluß, den er 168 n. Chr.

vor einer ungeheuern Menschenmenge ausgeführt haben soll. Ein erneutes Interesse erhielt P. durch Wieland's gleichnamigen Roman.

Péreire (Emile und Isaac), zwei franz. Bankiers, von israel. Familie und portug. Herkunft, geb. zu Bordeaux, Emile 3. Dec. 1800, Isaac 25. Nov. 1806, trieben zu Paris lange kleine Mäklergeschäfte und hielten sich 1829—34 sehr eifrig zu den Saint-Simonisten. Emile arbeitete am «Globe» mit Michel Chevalier, nachher am «National» mit Armand Carrel. Die Eisenbahn nach St.-Germain, die beim öffentlichen Ausgebot den beiden Brüdern zugeschlagen wurde, gab die Grundlage ihres Rufs und ihres Glücks. Sie hatten dabei zu Cautionsstellern die großen Bankierhäuser Rothschild, Eichthal und Thurneisen, die sich auch für sie verbürgten, als sie später den wichtigern Bau der franz. Nordbahn unternahmen. 1852 brachten sie die kühnste von allen Finanzschöpfungen der neuesten Zeit zu Stande, nämlich den mit dem Kapital von 60 Mill. gestifteten Crédit mobilier (s. d.), eine Art Commanditbank, welche dem ganzen europ. Handels- und Verkehrswesen einen lebhaften, aber zugleich schwindelnden Aufschwung ertheilte, und deren ursprüngliche Hülfsmittel, ohne Ausgabe von Obligationen und neuen Actien, für die Gründer hinreichten, eine große Anzahl Handelsgesellschaften, Finanzoperationen und Industrieunternehmungen flott zu machen, wie die vereinigten pariser Gas- und Omnibuscompagnien, der Immobiliarverein für große Bauten in Paris, die span. und russ. Eisenbahnen, der Ankauf der österr. Eisenbahnen für 300 Mill., die Anleihen von etwa 1500 Mill. an verschiedene franz. Eisenbahnen, u. s. w. Alles dies geschah in etwa fünf Jahren (1852—57) und bei unaufhörlichem Schwanken aller Valuten. Später indeß nahm das Riesengeschäft, trotz des Speculationsgenies seiner Begründer, seinen Lauf nach abwärts. Die anfangs auf das Vierfache des Nominalwerths gestiegenen Actien sanken mehr und mehr. Man mußte Obligationen ausgeben, das Grundkapital verdoppeln, richtete aber damit nichts Besonderes aus. Emile machte sich, außer seinem Geschäftstalent, auch durch seine Verbindungen mit der Künstler- und Beamtenwelt bekannt und erwies sich als Kunstmäcen und leidenschaftlicher Gemäldeliebhaber. Isaac, der mit seinem ältern Bruder stets Glück wie Arbeit theilte, veröffentlichte die kleine Schrift «Le rôle de la Banque de France et l'organisation du crédit en France» (Par. 1864). Sein Sohn, Eugène P., geb. 1. Oct. 1831 zu Paris, ist bei der Verwaltung des Crédit mobilier angestellt und Verfasser der «Tables sur les intérêts composés et rentes viagères» (3. Aufl., Par. 1864). Alle drei sind Abgeordnete im Gesetzgebenden Körper.

Perekóp, d. h. Isthmusschanze, bei den Tataren Or-Kapu, d. h. Thor der Reiselinie, im Mittelalter Comania, dann Tozla und Sosiati genannt, wenig nordöstlich von dem schon im Alterthum erwähnten Küstenort Taphros oder Taphrä (Graben) entfernt, heißt eine Kreisstadt des russ. Gouvernements Taurien mitten auf dem hier $1^3/_8$ M. breiten Isthmus von Perekop oder der Landenge, welche die Halbinsel Krim mit dem Festlande verbindet und den Siwasch des Asowschen Meeres (s. d.) von dem Golf von Perekop oder dem Todten Meere (russ. Mortwoje-More) oder Karkinitischen Meerbusen scheidet. In öder, ungesunder Gegend ohne Süßwasser gelegen, ist P. ein elender, dorfähnlicher Ort, der aus einer einzigen, sehr langen und breiten Straße besteht und außer den Beamtenwohnungen, drei Kirchen, der Kreisschule, dem Zollhaus und den Salzmagazinen fast nur Hütten von einem Erdgeschoß mit Schilf- oder Bretterdach enthält. Die Bevölkerung belief sich 1863 auf 3962 Seelen, Russen, Armenier, Griechen, Tataren und Juden. Als Eingangspforte zur Krim hat P. sowol für die Handels- wie für die Truppenbewegung Wichtigkeit und wird in der guten Jahreszeit durch lange Züge von Kamelen und mit Ochsen bespannten, von Kosacken oder Tataren geleiteten Wagen belebt, welche namentlich Salz führen, das man aus den südlicher gelegenen Salzseen gewinnt, in P. aufstapelt und in die Provinzen im Norden des Schwarzen Meeres verführt. Früher war P. eine starke Festung, an deren Einnahme sich der Besitz der Krim knüpfte. Die Landenge war hier von einem weiten und tiefen, mit Steinen ausgemauerten, aber wasserlosen Graben und auf dessen Südseite von einem hohen Erdwall durchschnitten. Ueber den Graben führte eine Zugbrücke, durch den Wall ein Thor. Schon im Alterthum scheint ein Graben die Schutzwehr der Taurischen Halbinsel gegen die festländischen Scythen gebildet zu haben. Der Graben ist oft verschüttet und wieder erneuert worden; im 10. Jahrh. war nichts von ihm zu sehen, sondern alles überwachsen. Dies war auch noch in der genuesischen Periode der Fall, wo die Landenge den Namen Zuchala führte, bis endlich der Tataren-Khan Hadschi-Gerai oder Mengeli-Gerai im 15. Jahrh. und darauf Sahib-Gerai um 1540 den Graben wieder reinigten und die Stadt Or oder Or-Kapu aufführten. Die russ. Truppen zogen im Türkenkriege 1687 und 1688 gegen P., mußten aber beidemal mit Verlust zurückkehren. 1698 erfochten sie hier

einen Sieg über 40000 Tataren, worauf P. an sie überging. Dann erstürmten sie 1736 unter Münnich und 1771 unter Dolgorukij die «Linien von P.», die aus einem 7 F. tiefen Graben, einer Brustwehr von 70 F. Höhe und sechs steinernen Thürmen bestanden. Vorher mußte man nördlich die schwierigen Passagen Selmaja- und Tschernaja-Dolina (das Grüne und das Schwarze Thal) überwinden. 1774 kam P. durch den Frieden von Kutschuk-Kainardschi an Rußland, wurde aber erst 1783 nebst der ganzen Krim dauernd mit demselben vereinigt.

Peremtorisch (lat., d. i. zerstörend, ohne weiteres, ein für allemal) kommt in der Rechtssprache im Gegensatze von dilatorisch (s. Dilation) vor und wird namentlich von Fristen, Ladungen und Einreden gebraucht. Peremtarische Fristen und Ladungen sind solche, deren Versäumniß den Verlust des innerhalb der offengehaltenen Zeit oder an dem bezeichneten Termintage geltend zu machenden Rechts nach sich zieht. Ueber peremtorische Einreden s. Einrede.

Perennirend oder ausdauernd nennt man diejenigen Pflanzen, welche einen mehrere oder viele Jahre lebendig bleibenden Wurzelstock (Rhizom) oder auch, was seltener vorkommt, eine viele Jahre lang sich lebendig erhaltende wirkliche Wurzel besitzen und daraus in jedem Frühlinge oberirdische, krautige Stengel treiben, die, nachdem sie Blüten und Früchte entwickelt haben, ganz und gar oder wenigstens bis zur Basis (bis auf die untersten, dann überwinternden Blätter) absterben. Es gehören zu den perennirenden Gewächsen die meisten der bei uns wildwachsenden Kräuter und Gräser sowie auch viele Zierpflanzen (z. B. die Päonien, Primeln, Lilien und andere Zwiebel-, Georginen und andere Knollengewächse, der Eisenhut, die Nieswurz u. s. w.). Manche Pflanzen mit an und für sich einjährigen Wurzeln können durch die Cultur in perennirende umgewandelt werden (z. B. die Reseda). Im weitern Sinne versteht man unter perennirenden Pflanzen auch noch die Halzgewächse. Die perennirenden Pflanzen im engern Sinne bezeichnet man in Floren und andern systematischen Werken mit dem Zeichen des Jupiter: 4.

Perez (Antonio), Minister Philipp's II. von Spanien, war 1539 in Aragonien geboren. Sein Vater, der bei Karl I. und Philipp II. Staatssecretär war, hinterließ ihm kein Vermögen, gab ihm aber eine ausgezeichnete Erziehung, die er durch längere Reisen, namentlich in Italien, vollendete. Nach Spanien zurückgekehrt, ward er durch Ruy Gamez dem Könige bekannt und obwol erst 25 J. alt, zum Staatssecretär erhoben. In dieser Stellung genoß er das volle Vertrauen des Königs, leitete hauptsächlich dessen auswärtige Politik, erweckte sich aber durch Stolz, Geldgier und Verschwendung Feinde und Neider. P. fühlte sich in seiner Macht so sicher, daß er mit der einflußreichen Geliebten des Königs, der Fürstin von Eboli (s. d.), ein Liebesverhältniß anknüpfte, das bald fast niemand als dem Könige ein Geheimniß war. Eine unerwartete Verwickelung wurde Anlaß seines Sturzes. Don Juan d'Austria (s. d.), der Halbbruder Philipp's II., hatte seinen Vertrauten Juan de Escovedo nach Spanien um Hülfe geschickt. Derselbe war jedoch dem König verdächtig geworden, und er beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen. Antonio P. war es, der den Auftrag im tiefsten Geheimniß erhielt und den Mord 31. März 1578 vollziehen ließ. Die Familie Escovedo's bezeichnete bald P. als den Mörder, und auch die übrigen Gegner benutzten diesen Anlaß, um auf seinen Sturz zu arbeiten. Im Juli 1579 ward P. verhaftet und durch die Folter zum Geständniß gebracht. Doch gelang es ihm zu fliehen. Er begab sich nach Aragonien, um unter dem Schutze der dortigen Landesprivilegien (Fueros) Sicherheit zu finden. In Madrid zum Tode verurtheilt, wurde er in Saragossa von den Gerichten geschützt, bis sich der König der Inquisition bediente, um seine Auslieferung zu fordern. Der Justicia major überantwortete ihn nun (Mai 1591) an die Inquisition; aber ein Aufstand des Volks zwang dieselbe, den Gefangenen wieder herauszugeben. Von jetzt an war die Sache Antonio's mit den von den Aragonesen eifersüchtig verfochtenen Fueros eins geworden. Vergebens hatte der König zum zweiten mal den Justicia major vermocht, P. an die Inquisition auszuliefern; ein wiederholter Aufstand machte ihn frei. Nun brach Philipp II. mit Heeresmacht herein, überwältigte Ende 1591 Aragonien, zerstörte die alten Verfassungsprivilegien und ließ die angesehensten Männer hinrichten. P. aber entrann glücklich und fand in Paris und Landau eine ehrenvolle Aufnahme, indeß er in Spanien als Ketzer verurtheilt, seine Güter eingezogen und über seine Familie die Infamie ausgesprochen wurde. Jahrelang verweilte er in England, kehrte dann 1595 nach Frankreich zurück und starb 3. Nov. 1611 zu Paris. Er hat sehr interessante Aufzeichnungen («Relaciones», zuerst 1594) hinterlassen, die theils sein eigenes Leben, theils die Politik Philipp's II. beleuchten. Aus ihnen und aus andern Quellen hat Salvador Bermudez de Castro eine gute Biographie von ihm geschöpft (Madr. 1842), die auch von Mignet in seiner Schrift über Antonio P. (1846) viel benutzt worden ist. Gutzkow hat das Schicksal des P. zum Gegenstand eines Dramas («Philipp und P.») gemacht.

Perfectibilität heißt Vervollkommnungsfähigkeit. Sie bildet einen wichtigen Gesichtspunkt in der Moral, insofern ohne unabläſſige Beſtrebungen zur Vervollkommnung der ſittlichen Zuſtände in der Welt alle moraliſchen Kräfte einſchlummern und erlahmen. Daher gehört es zum geſunden moraliſchen Zuſtande jedes Menſchen, daß er ſich fortbildungsfähig oder perfectibel zeige. Daſſelbe gilt nicht minder von moraliſchen Perſonen im Gemeinweſen des Staats, ſeien dieſelben von gewerbthätiger, wiſſenſchaftlicher, religiöſer oder ſonſtiger Art. Der Zeitpunkt des Erlöſchens ihrer Fortbildungsfähigkeit bezeichnet zugleich den Anfang ihres Verfalls. Wer z. B. das Chriſtenthum für nicht perfectibel hält, ſieht es für eine im Abſterben begriffene Inſtitution an. Unter dem Namen des Perfectibilismus wird der Glaube an ein beſtändiges Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts zum Beſſern verſtanden.

Perfectum, ſ. Präteritum.

Perforation nennt man gewöhnlich die chirurg. Operation, bei der man die Wandungen natürlicher oder widernatürlich gebildeter Höhlen und Kanäle im Körper durch Stich- oder Bohrwerkzeuge öffnet, um deren Inhalt zu entleeren oder ſie für die Anwendung von Heilmitteln zugänglich oder auch zur Ausübung ihrer Functionen tauglich zu machen. Eigentlich iſt zwiſchen P. und Paracenteſe kein Unterſchied; doch gilt letztere Operation beſonders von den Fällen, wo man Flüſſigkeiten (hydropiſches Waſſer, Eiter u. a.) herauslaſſen will. Unter der geburtshülflichen P. verſteht man die künſtliche Oeffnung und Entleerung (Enthirnung) des noch im Körper der Mutter befindlichen Kindeskopfs, welche, wenn die Größe deſſelben den Durchgang durch das mütterliche Becken verhindert, vorgenommen wird. Außerdem nennt man die durch Krankheiten, z. B. Geſchwüre, Brand u. ſ. w., herbeigeführte Durchlöcherung der Wände von Kanälen und Höhlen eine (freiwillige, ſpontane) P. und ſpricht daher von perforirenden Geſchwüren, welche z. B. den Magen oder eine Darmwand durchlöchern und den Austritt des Inhalts (z. B. des Darmkoths in die Bauchſellhöhle) nach ſich ziehen.

Pergament iſt ungegerbte, nur gereinigte, mit Kalk gebeizte und geglättete Thierhaut, daher vom Leder weſentlich verſchieden. Daſſelbe wird meiſt aus Schaf-, Hammel- und Kalbfellen, oft auch aus Bock- und Ziegenfellen oder aus Eſels- und Schweinshäuten verfertigt, zum Schreiben und Malen, zu Büchereinbänden, zum Beziehen der Trommeln und Pauken und zu andern Zwecken gebraucht. Es ſoll nach der gewöhnlichen Meinung den Namen von der Stadt Pergamum (ſ. d.) erhalten haben, wo es ungefähr 300 v. Chr. erfunden worden ſein ſoll. Doch ſchon zu David's Zeiten hatten die Iſraeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den älteſten Zeiten auf ungegerbte Hammel- oder Ziegenfelle ſchrieben, von denen blos die Haare abgeſchabt waren. Uebrigens erſieht man auch den Gebrauch, welchen die Alten in jener Abſicht von allerhand Fellen machten, aus dem Worte membrana, womit ſie zunächſt überhaupt die Haut, dann die zum Schreiben bereitete Haut oder das P. bezeichneten. In der Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern verdünnt, und nach der Erzählung des Joſephus konnte Ptolemäus Philadelphus die Feinheit des P. nicht genug bewundern, auf welches die Bibel abgeſchrieben war, die ihm der Hoheprieſter Eleazar zuſchickte. Dies alles beweiſt, daß das P. nicht in Pergamum erfunden, ſondern dort wahrſcheinlich nur durch König Eumenes, den Gründer der berühmten pergameniſchen Bibliothek, 200 v. Chr., verbeſſert worden iſt. Indeß wurde es in ſpäterer Zeit daſelbſt in ſo großer Menge verfertigt, daß es den vorzüglichſten Handelszweig dieſer Stadt ausmachte. Anfangs war das P. gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch eine violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem P. alle Farben zu geben und auch ein gefärbtes durchſichtiges P. zu bereiten. Auch wird viel unechtes P. aus Papier verfertigt, indem man dieſes mit einer weißen Leimfarbe überzieht und dann mit Leinölfirnis tränkt. — Pergamentpapier, auch vegetabiliſches Pergament (Phytopergament) genannt, wurde 1847 von Poumarède und Fignier erfunden, 1858 von Gaine in die Induſtrie eingeführt. Daſſelbe entſteht durch Einwirkung von Schwefelſäure oder einer Löſung von Chlorzink auf ungeleimtes Papier, welches dadurch eine hornartige Beſchaffenheit erhält, die es dem thieriſchen Pergament völlig ähnlich macht. Das Pergamentpapier wird ſelbſt durch Kochen im Waſſer nicht angegriffen und iſt unverweslich. Man verwendet es ſchon vielfach zu Urkunden, Documenten, Werthpapieren, Bauzeichnungen, Büchereinbänden, Karten, als Erſatz der Thierblaſe zum Verſchluß von Gefäßen, zur Verbindung der Theile von Deſtillir- und chem. Apparaten, endlich in der Chirurgie an Stelle von Leinwand, Wachstuch und Guttapercha.

Pergamentdrucke. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt benutzte man das ſeit ſo

langer Zeit als Schreibmaterial angewendete Pergament namentlich dazu, um einzelne kostbare Werke in einigen Exemplaren darauf zu drucken, und man sorgte somit für die Erhaltung derselben schon durch das dauerhaftere Material. Auch später behielt man das Pergament wenigstens insofern bei, als nicht leicht ein nur einigermaßen erhebliches Werk erschien, von welchem man nicht einige Exemplare auf jenem kostbareren Material abgezogen hätte. Von manchen Werken wurden sogar dergleichen Abzüge in größerer Zahl gemacht, und da sie ohnehin dem Zahn der Zeit leichter widerstehen konnten, so sind von einzelnen Drucken, wie z. B. von dem Psalterium von 1457 und von der ersten Fust-Schöffer'schen Bibel, die Exemplare auf Papier zur größern Seltenheit geworden als die auf Pergament. Die Sitte, von einzelnen kostbaren Werken Pergamentabzüge zu veranstalten, hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, und es bilden dieselben eine eigene Literatur. Vgl. van Praet, «Catalogue des livres imprimés sur vélin de la bibliothèque du Roi» (6 Bde., Par. 1822—28); derselbe, «Catalogue des livres imprimés sur vélin, qui se trouvent dans les bibliothèques, tant publiques que particulières, pour faire suite au précédent catalogue» (4 Bde., Par. 1824—28).

Pergămum oder **Pergamus** (griech. Pergamos und Pergamon), eine bedeutende Stadt der mysischen Landschaft Teuthrania in Kleinasien, am Kaikos, wurde berühmt als Hauptstadt und Mittelpunkt des Pergamenischen Reichs, wozu Philetärus, ein Statthalter des Lysimachus, um 280 v. Chr. den Grund legte. Er und sein Nachfolger Eumenes I., welcher 263—241 regierte, behaupteten ihre Unabhängigkeit in der Burg und umliegenden Gegenden gegen die Seleuciden, und Attalus I., der 241—197 herrschte, nahm zuerst den königl. Titel an. Unter diesem begann, im Kriege gegen Philipp V. von Macedonien, die freundschaftliche Verbindung mit Rom, die von seinem Sohne und Nachfolger, Eumenes II., welcher 159 starb, im Kriege der Römer gegen Antiochus III. fortgesetzt wurde. Zur Belohnung erhielt dieser den übrigen Theil von Mysien sowie Phrygien, Lydien, Lykaonien, Pisidien und Pamphylien, und seit dieser Zeit war das Pergamenische Reich unter Attalus II. (159—138) und III. eins der mächtigsten in Kleinasien. Der letztere war ein so treuer Anhänger der Römer, daß er sie bei seinem Tode 133 v. Chr. zu Erben seiner Schätze und seines ganzen Reichs einsetzte, welches die Römer auch nach Vertreibung des Kronprätendenten Aristonikus in Besitz nahmen und 129 v. Chr. unter dem Namen Asia zur Provinz machten. P. besaß ein berühmtes Heiligthum des Asklepios und eine werthvolle Bibliothek, welche durch die Kunstliebe der Attaler gestiftet und bereichert wurde, war der Sitz einer von Krates aus Mallos gestifteten angesehenen grammatischen Schule und vervollkommnete die charta Pergamena. (S. Pergament.)

Pergoleſe (Giovanni Battista), berühmter Componist, geb. 3. Jan. 1710 zu Jesi im Kirchenstaate, kam frühzeitig nach Neapel auf das Conservatorium Dei Poveri di Giesù-Christo und betrieb hier zuerst das Violinspiel unter Domenico Mattèis, dann die Composition unter Gaëtano Greco, Durante, endlich auch unter Feo. Noch vor seinem Austritt aus der Anstalt componirte er (etwa 1729) die religiöse Oper «San Guglielmo d'Aquitania», welche, im Kloster Sant'-Agnello-Maggiore aufgeführt, großen Beifall fand und ihm die Protection verschiedener neapolit. Großen und mit dieser den Zugang zu den Theatern dieser Stadt eintrug. So lieferte er bald die Opern «Sallustia», «Amor fa l'uomo cieco» (Intermezzo) und «Ricimero», von denen aber nur die erste einiges Glück machte. Hierauf componirte er einige Zeit nur für Kammer und Kirche (z. B. Streichtrios und verschiedene acht- und zehnstimmige Messen), und erst Ende 1731 trat er wieder mit einem musikalisch-dramatischen Werke hervor, dem Intermezzo «La serva padrona», welches zu seinen besten Leistungen gehört. Hieran schlossen sich bis ins J. 1734 die Intermezzi «Il maëstro di musica», «Il geloso schernito», «Livietta e Tracolo», «La contadina astuta», dann die Buffaopern «Lo frate inamorato», «Il prigionier superbo» und die ernste «Adriano in Siria», welche Werke sämmtlich keinen großen Erfolg hatten. Nachdem P. 1734 die Kapellmeisterstelle an der Domkirche in Loretto erhalten, schrieb er das Jahr darauf für Neapel die Buffaoper «Il Flaminio» und für Rom die ernste «L'Olimpiade», der er aber die ungleich weniger werthvolle Oper Duni's, «Nerone», vorgezogen sah. Nach seiner Rückkehr nach Loretto componirte er seine vielleicht schönste Kirchencomposition, das Salve Regina für eine Singstimme mit Streichinstrumenten und Orgel. Zugleich nahm er ein anderes, schon früher angefangenes kirchliches Werk wieder auf, das Stabat mater, diejenige seiner Productionen, an die sich sein Nachruhm knüpft, zugleich auch sein Schwanengesang. Um seine durch Ausschweifungen zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, ging er 1735 nach Puzzuoli (bei Neapel), wo er aber 16. März 1736 starb, kurz nachdem er das Stabat mater zu Ende gebracht. Seine Ueberreste wurden in der Kirche von Puzzuoli beigesetzt,

wo man ihm auch später ein Denkmal errichtete. Während man den Lebenden vernachlässigt hatte, pries und erhob man um so mehr den Todten, und in Kirchen und Theatern wollte man eine Zeit lang nur seine Werke hören. In der That hat in P.'s Tonschöpfungen das Sinnige, Weiche und Rührende einen wahrhaft schönen und angemessenen Ausdruck gefunden, wogegen denselben aber Kraft und Nerv weniger zuzusprechen ist.

Perhorrescenz, Ablehnung, heißt die Erklärung einer Partei, daß sie den Richter, welcher der Regel nach ihre Angelegenheit zu entscheiden hätte, nicht für unparteiisch halte und daher die Sache einem andern zu übertragen bitte. Ein solches Gesuch kann aber nicht ohne hinreichende Gründe vorgebracht werden. Dahin gehören nahe Verwandtschaft, enge Freundschaft mit dem Gegner, Feindschaft mit dem Perhorrescirenden und alles, was auch einen Zeugen verdächtig machen würde. Diese Gründe müssen erwiesen werden, auch ist nöthigenfalls der Perhorrescenzeid zu leisten, daß man nicht zum Zwecke des Sachverschleifs oder in sonst chicanöser Absicht mit der Ablehnung verfahre. Von den Geschworenen können der Staatsanwalt und der Angeklagte eine gesetzlich bestimmte Anzahl gleich bei deren Auslosung ohne Angabe von Gründen ablehnen.

Periander, Tyrann oder Herrscher von Korinth, einer der sog. Sieben Weisen Griechenlands, folgte seinem Vater Kypselos 627 v. Chr. in der Regierung und bewies anfangs große Milde und Gerechtigkeit, ließ sich aber von der Zeit an, wo er im Jähzorn seine Gattin ermordet hatte, die härtesten Bedrückungen gegen seine Unterthanen zu Schulden kommen und starb im hohen Alter 584 v. Chr. Ein Abriß seines Lebens nebst Mittheilung seiner vorzüglichsten Aussprüche findet sich bei Diogenes von Laërte.

Periegēsis hieß bei den Griechen ursprünglich das Herumführen eines Fremden und das damit verbundene Vorzeigen und Erklären von Merkwürdigkeiten der Kunst, und Perieget derjenige, der dies that. Vorzugsweise gebrauchten sie aber diesen Ausdruck im geogr. Sinne von der Erzählung der Merkwürdigkeiten der Städte, Länder und Völker, daher mehrere Schriftsteller, wie Hekatäus, Dionysius, der deshalb den Beinamen Periegetes erhielt, und Pausanias, ihren dahin einschlagenden Werken den Titel «Periegesis» gaben, den dann auch die Römer Avienus und Priscianus in ihren Nachbildungen beibehielten.

Périer (Casimir), franz. Staatsmann, geb. zu Grenoble 21. Oct. 1777, stammte aus einer Familie, die sich auf dem industriellen Gebiet Reichthum und polit. Einfluß erworben hatte. Beim Ausbruche der Revolution befand er sich zu Lyon im Collége der Oratorier, wo auch seine ältern Brüder erzogen worden waren. 1798 trat er in das Geniecorps bei der Armee von Italien und wohnte den beiden folgenden Feldzügen bei. Nach der Rückkehr gründete er mit seinem Bruder Scipion zu Paris ein Bankierhaus, das schon in der Kaiserzeit außerordentlich emporblühte, nach der Restauration aber die großartigsten industriellen Speculationen umfaßte. P. unterwarf 1817 die Finanzpolitik der Minister in einer Flugschrift einer scharfen Beurtheilung nnd wurde dafür sogleich von der Hauptstadt in die Kammer gewählt. Auf dieser neuen Laufbahn bewies er sich wesentlich constitutionell, bekämpfte die Reaction mit steigender Energie und gebrauchte namentlich sein gewaltiges, unermüdliches Rednertalent gegen die Verwaltung Villèle's. Als aber die Julirevolution 1830 hereinbrach, zeigte er sich schwankend. Er hielt die Deputirten von entschiedenen Schritten ab, rieth zu Unterhandlungen mit dem Hofe und gab sich erst dem Ereignisse vorsichtig hin, als die Niederlage der Truppen entschieden war. Von der 3. Aug. constituirten Kammer zum Präsidenten gewählt, legte er diese Würde bereits bei der Bildung des Ministeriums vom 11. Aug. nieder, in welches er ohne Portefeuille eintrat. Nachdem Laffitte 2. Nov. das Staatsruder übernommen, schied er aus dem Cabinet, dessen Politik ihm zu revolutionär dünkte, und kehrte auf den Präsidentenstuhl zurück. Mit dem Vorsatze, den Abgrund der Umwälzung zu schließen, übernahm er 13. März 1831 aus den Händen Laffitte's das Staatsruder mit dem Portefeuille des Innern. Fortan sollte die Aufgabe der Regierung in der Bewahrung des äußern Friedens und in der Niederdrückung jeder Parteiäußerung und jeder Demonstration des Volkswillens im Innern bestehen. In der That begann mit der Präsidentschaft P.'s die Herrschaft des sog. Juste-Milieu (s. d.). Während man den karlistischen Aufstand in der Vendée und die republikanischen Aprilunruhen mit blutiger Strenge erstickte, wurde die Deputirtenkammer wegen ihres Liberalismus aufgelöst. Allein die neugewählte Kammer war für das Ministerium nicht günstiger gestimmt und entschied sich nach dem heftigsten Kampfe, in dem P. seine ganzen Kräfte aufbot, 18. Oct. mit großer Majorität gegen die beantragte Erblichkeit der Pairswürde. Von dieser Niederlage fühlte sich P. schwer

gebeugt; doch blieb er am Staatsruder und unterdrückte mit der größten Energie die neuen Unruhen, welche auf die Kunde von dem Fall Warschaus ausbrachen, den Aufstand der Seidenarbeiter zu Lyon im Nov. und die Erneuerung der karlistischen Bewegungen im Frühjahre 1832. Sein Erfolge in der äußern Politik, die Aufrechthaltung Belgiens, die Demüthigung Dom Miguel's durch die Absendung der franz. Flatte in den Taja, die Besetzung Anconas verhallten in dem Tumulte der Parteien. Als im März 1832 die Chalera in Paris ausbrach, traf P. mit rastloser Thätigkeit die umfassendsten Maßregeln. Am 1. April besuchte er mit dem Kronprinzen das Hôtel-Dieu, welches mit Cholerakranken angefüllt war. Mit diesem kühnen Gange unterlag seine durch die palit. Anstrengungen erschöpfte und geschwächte Natur. Auf einem langen Krankenlager bemächtigte sich seiner der Wahnsinn, in welchem er über den Verlust seiner Popularität klagte, und nach einem qualvollen Kampfe erlöste ihn endlich der Tod in der Nacht vom 15. zum 16. Mai 1832. — Unter den Brüdern P.'s hat sich der dritte, Antoine Scipian P., geb. 14. Juni 1776, gest. 2. April 1821, als Industrieller einen Namen erworben. Er war Mitbegründer der Bank von Frankreich, der Aufununterungsgesellschaft, der ersten franz. Assecuranzcompagnie, der Sparkasse von Paris und vieler anderer gemeinnütziger Institute. Im Besitze eines außerordentlichen Vermögens, das er sich im Verein mit dem spätern Minister erworben, gab er sich keinen Speculationen mehr hin, unterstützte aber die Industriellen durch Geld und Credit und beschäftigte in seinen zahlreichen Anstalten und Fabriken aller Art eine ganze Bevölkerung. Frankreich verdankt ihm unter anderm auch die Einführung der Dampfpumpen in den Kohlengruben.

Perigäum oder Erdnähe heißt derjenige Punkt der Mondbahn, welcher der Erde am nächsten und dem Apogäum (s. d.) oder der Erdferne entgegengesetzt ist.

Perigon nennt man in der Botanik die einfache Blütenhülle, welche ihrer Textur nach entweder zwischen Kelch und Blumenkrane mitteninne steht (z. B. auswendig kelchartig grün, inwendig blumenkronenartig weiß oder bunt, oder auch ganz und gar grünlich gefärbt ist) oder eine ganz blumenkronenartige Beschaffenheit besitzt. Letztere Form des P. findet sich namentlich in der Abtheilung der monokotylen Pflanzen (z. B. bei den Liliengewächsen und Amaryllideen), erstere, meist unscheinbarere häufiger bei dikotylen Gewächsen (z. B. bei Elaeagnus, Thesium, bei den männlichen Blüten der Eichen).

Périgord, eine varmalige Landschaft im südwestl. Frankreich, die zur Provinz Guyenne (s. d.) gehörte und gegenwärtig einen Theil des Depart. Dordogne bildet, zerfiel in Ober- und Nieder- oder in Weiß- und Schwarzpérigord, weil der untere Theil reich an Schwarzwäldern ist. In Oberpérigard war Périgueux die Hauptstadt, von welcher das Land auch den Namen führte, in Niederpérigard Sarlat. Archimbald VI., Graf von P., dessen Vorfahren das Land seit uralter Zeit befaßen, wurde 1399 unter König Karl VI. geächtet, angeblich weil er die Tachter eines Bürgers van Périgueux zu entführen versucht hatte. Besitzthum und Titel erhielt der Feind seines Hauses, der Herzog Ludwig von Orléans, dessen Sohn seine Ansprüche 1437, während der Gefangenschaft zu Landan, an den Grafen von Penthièvre, Jahann von Blois, verkaufte. Die Nichte desselben, Francisca, brachte P. dem Seigneur d'Albret zu, dessen Erbtochter Johanna sich mit Anton von Baurbon vermählte. Heinrich IV., Anton's Sohn, vereinigte P., nachdem er den franz. Thron bestiegen, für immer mit der Krone.

Périgueux (Petragorum), die Hauptstadt des franz. Depart. Dordogne und der alten Landschaft Périgord (s. d.), an dem hier schiffbar werdenden Dordognezufluß Isle gelegen, durch Eisenbahnen mit Bordeaux und Limoges (Orléans), Agen (Toulouse) und Brives (Rodez) verbunden und am Abhange eines Hügels im Halbkreis erbaut, ist ein sehr alter Ort mit engen, krummen und finstern Gassen. Die Stadt nimmt die Stelle von Vesunna ein, der Hauptstadt der Petrocorii in Gallia Aquitania, die unter Augustus den Beinamen Augusta erhielt, und von welcher aus der röm. Zeit nach die 1857 aufgefundenen Reste eines Amphitheaters, Ueberreste von Thermen, die aus der fast 1 M. entfernten Quelle Grandfant gespeist wurden, und ein rundes Gebäude (la tour de Vésone) van 203 F. Umfang und 77 F. Höhe übrig sind. Das alte Quartier (la cité) hat eine aus altem Mauerwerk gebildete, sehr dicke und von halbrunden Thürmen überhöhte Ringmauer, zu deren Bereich auch das zerfallene Schloß Barrière gehört. Der andere Stadttheil heißt Puy-St.-Front. Die jetzige Kathedrale St.-Frant, wahrscheinlich gegen Ende des 11. Jahrh. erbaut, eine Copie der Markuskirche von Venedig, aus einem durch fünf Kuppeln gebildeten Kreuz bestehend, an welches jedoch anstatt der Vorhalle nach abendländ. Weise ein Glockenthurm gefügt erscheint, ist besanders merkwürdig als Vorbild von etwa 40 Kirchen im südwestl. Frankreich, die von allen übrigen Bauten des Landes ab-

weichen, indem sie eine byzant. Anlage mit Kuppeln und zum Theil griech. Kreuzform zeigen. Die frühere Kathedrale St.-Stephan besteht aus zwei ganz verschiedenen Theilen aus dem 12. und 17. Jahrh. und hat, wie die übrigen Gebäude der Stadt, nichts architektonisch Merkwürdiges. Von den sieben Plätzen sind die Place du Triangle mit einer Bronzestatue des Marschalls Bugeaud, die Place-Michel-Montaigne mit dem Standbilde Montaigne's, die Promenade der Allées de Tourny mit der Bronzestatue Fénelon's geschmückt. Außer den drei Flußbrücken ist die Eisenbahnbrücke bemerkenswerth. P. ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Bordeaux, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Friedensgerichts, einer Ackerbaukammer und des Ackerbauvereins des Depart. Dordogne, hat ein Lyceum, ein Priester- und ein Lehrerseminar, mehrere gelehrte Gesellschaften, eine Bibliothek, ein reichhaltiges Departementalmuseum, ein Theater, eine monumentale Kaserne und ein Centralgefängniß. Die Stadt zählt 19140 E. (1861) und ist altberühmt durch ihre Trüffeln, Truthühner, Trüffelpasteten, Liqueure und Weine, die nebst Mehl, Eisenwaaren, Salz, Mastochsen, Schweine und Geflügel die wichtigsten Gegenstände des in neuerer Zeit durch den Eisenbahnverkehr bedeutend gesteigerten Handels bilden. Auch unterhält P. Eisenhütten, Kupfer- und Eisenschmelzen, Fabriken für Eisenbahnmaterial, Ackerbaugeräthe, Quincaillerie- und Messerschmiedwaaren, Feilen, Tuch, Flanell und andere Wollstoffe.

Perihelium, s. Aphelium.

Perikles, der bedeutendste Staatsmann, den Athen je gehabt hat, stammte aus einer der angesehensten Familien Athens. Sein Vater, Xanthippos, der Feldherr der Athener in der Schlacht bei Mykale, gehörte dem Geschlecht der Buzygen, seine Mutter Agariste, die Nichte des Kleisthenes, des Begründers der Demokratie in Athen, dem der Alkmäoniden an. Von Natur mit den trefflichsten Anlagen ausgerüstet, erhielt der junge P. eine sorgfältige Erziehung, besonders auch in den musischen Künsten. Auch arbeitete er in reifern Jahren unausgesetzt an seiner Bildung durch den vertrauten Umgang mit Philosophen wie Anaxagoras (s. d.), mit Künstlern wie Phidias (s. d.) und mit der gebildetsten Frau seiner Zeit, der Aspasia (s. d.). Die polit. Laufbahn betrat er zuerst 468 v. Chr., unmittelbar nach dem Tode des Aristides, und gewann bald durch die Macht seiner Persönlichkeit und die Kraft seiner Rede so bedeutenden Einfluß, daß er entschieden der Führer der demokratischen Partei und nach der Verbannung des Thucydides, des Sohnes des Melesias (444), der nach Kimon's Tode (449) die Leitung der aristokratischen oder conservativen Partei übernommen hatte, der einzige Leiter der Politik Athens wurde, der, mit Aufrechterhaltung der Formen der Demokratie, der Sache nach als Monarch das Staatsruder mit sicherer Hand lenkte. Auf seine Veranlassung war 460 nach einem von seinem Parteigenossen Ephialtes gestellten Antrage dem Areopag (s. d.) das Oberaufsichtsrecht über die gesammte Staatsverwaltung, das er bis dahin gehabt hatte, entzogen und dadurch der letzte aristokratische Bestandtheil der atheniſchen Verfassung beseitigt worden. Durch ihn wurde nun die Competenz der Geschworenengerichte (heliastischen Gerichte) bedeutend erweitert und den Geschworenen für ihre Thätigkeit ein mäßiges Tagegeld (1 Obolus) zuerkannt, eine Maßregel, die ebenso wie die bald darauf erfolgte Festsetzung eines gleichen Tagegeldes für die Theilnahme an der Volksversammlung (Ekklesie) aus der Absicht hervorging, allen Bürgern ohne Unterschied des Vermögens eine gleichmäßige Betheiligung am öffentlichen Leben zu ermöglichen. Bedenklicher in ihren Folgen war die Einführung der sog. Theorikengelder, d. h. einer Geldspende an die ärmern Bürger für hohe Festtage, zunächst um ihnen den Besuch des Theaters, der nur gegen Eintrittsgeld gestattet war, zu ermöglichen, für spätere Demagogen, denen der hohe, durchaus uneigennützige Sinn des P. fehlte, die bequemste Handhabe, die Masse des Volks für sich zu gewinnen. P., der das hohe Ziel verfolgte, seine Vaterstadt nicht nur an Macht, sondern auch an Glanz zur ersten Stadt von ganz Hellas zu machen, vollendete nicht nur die von Themistokles begonnene Anlage der Hafenstadt Piräus und der langen Mauern, welche dieselbe mit Athen selbst zu Einem großen Befestigungssystem verbanden, sondern schmückte auch Athen, insbesondere die Akropolis, mit Prachtbauten (Odeon neben dem Dionysischen Theater; Parthenon; Propyläen), zu denen ihm die reichlich fließenden Tribute der Bundesgenossen Athens die Mittel boten. Vor allen erkannte P. klar, daß die Entwickelung der Macht Athens, wie sie besonders seit den Perserkriegen stattgefunden hatte, früher oder später nothwendig zu einem gewaltsamen Zusammenstoße mit Sparta, das seine alten Ansprüche auf die Führerschaft (Hegemonie) von ganz Hellas nicht aufgeben wollte, führen müsse, und er ermunterte die Athener, den offenen Bruch einer schlecht verhüllten Demüthigung vor der polit. Nebenbuhlerin vorzuziehen. Daß der dadurch entbrannte Peloponnesische Krieg, in dessen drittem Jahre (429) P.

zum Unheil Athens durch die furchtbare Peſt hinweggerafft wurde, einen für Athen ſo verderblichen Ausgang nahm, war nicht ſeine Schuld, ſondern die ſeiner Nachfolger in der Leitung des Staats, denen die Beſonnenheit und Maßhaltung fehlte, welche die polit. Thätigkeit des P. vor allen auszeichnete. (S. Griechenland.) Auch als Feldherr (Strategos) hat P. bei mehrern Gelegenheiten ſeinem Vaterlande bedeutende Dienſte geleiſtet. 454 befehligte er die atheniſche Flotte, welche im Korinthiſchen Meerbuſen gegen die Küſten von Achaja und von Akarnanien operirte, und 448 die Truppen, welche von Athen den Phokern zur Hülfe gegen das von den Spartanern unterſtützte Delphi geſendet wurden. 445 unterwarf er die Inſel Euböa, 440 die Inſel Samos, welche von dem atheniſchen Bündniſſe abgefallen waren, wieder der atheniſchen Herrſchaft. Ebenſo bedeutend wie als Staatsmann und Feldherr war P. auch als Redner. Die Leichenrede, welche ihn Thucydides bei der feierlichen Beſtattung der im erſten Jahre des Peloponneſiſchen Kriegs gefallenen Athener im äußern Kerameikos halten läßt, gibt uns ein wahrheitsgetreues Bild ſeiner gewaltigen Beredſamkeit, die ſeine Zeitgenoſſen mit dem Donnern und Blitzen des olympiſchen Zeus verglichen. Aus dem Alterthum beſitzen wir, außer den trefflichen Schilderungen bei Thucydides, eine ausführliche Lebensbeſchreibung des P. von Plutarch. Vgl. Sauppe, «Die Quellen Plutarch's für das Leben des P.» (Gött. 1867). Außer den Werken über griech. Geſchichte von Grote und Curtius vgl. Kutzen, «P. als Staatsmann während der gefahrvollſten Zeit ſeines Wirkens» (Grimma 1834); Oncken, «Athen und Hellas» (Thl. 2, «Perikles, Kleon, Thucydides», Lpz. 1866).

Perikopen heißen die bibliſchen Abſchnitte, welche bei dem Gottesdienſte zu Vorleſungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten vorgeſchrieben ſind. Die Auswahl derſelben erſtreckte ſich im 4. Jahrh. auf die kanoniſchen Schriften des Alten und Neuen Teſtaments; urſprünglich aber war die Auswahl derſelben dem Geiſtlichen überlaſſen. Papſt Gregor d. Gr. ſtellte dann ein eigenes Lectionarium auf, aus welchem unſere auf alle Sonn- und Feſttage im Kirchenjahre vorgeſchriebenen P. aus den Evangelien und Epiſteln entſtanden ſind. Im Zeitalter der Scholaſtik wurden ſie oft durch Abſchnitte aus der «Ethik» des Ariſtoteles erſetzt. Luther behielt ſie bei, nicht etwa wegen ihrer Vortrefflichkeit, ſondern weil viele Prediger neue Texte zu bearbeiten noch nicht verſtanden und die Poſtillen auf ſie ſich bezogen. Sie mußten in der luth. Kirche ſtets beibehalten werden und dieſer Perikopenzwang blieb hier, bis endlich, nach dem Vorgange von Dänemark, Würtemberg, Baden und einigen kleinern deutſchen Staaten zu Ende des 18. Jahrh., neugewählte Reihenfolgen bibliſcher Abſchnitte oder Texte liturgiſch vorgeſchrieben wurden. Auch dieſer Perikopenzwang hat in neuerer Zeit mannichfache Anfechtung erlitten. Im Königreich Sachſen beſteht ſeit 1836 die Einrichtung, daß, nachdem im erſten Jahre über die zum Theil veränderten evangeliſchen und im zweiten über die epiſtoliſchen P. gepredigt worden iſt, im dritten Jahre ein neuer hiſtoriſcher und im vierten Jahre ein dreifacher hiſtoriſch-didaktiſcher Cyklus vorgeſchrieben iſt; doch darf in beſondern Fällen ein anderer Text gewählt werden. In der kath. Kirche gelten die alten P. als Beſtandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert; doch hängt die größere oder geringere Freiheit in der Wahl der Predigten von den Biſchöfen und ihren Vicarien ab. Die reform. Kirche hat den Perikopenzwang ſchon ſeit ihrer Entſtehung und Verbreitung beſeitigt.

Perim, kleine Inſel am Südeingange des Rothen Meeres, ſ. Bâb-el-Mandeb.

Perimeter, ſ. Peripherie.

Periode, das griech. Periödos, welches eigentlich das Herumgehen, den Umlauf oder Kreislauf bedeutet, bezeichnet in Beziehung auf die Zeit einen umſchloſſenen Zeitraum, der ſelbſt wieder in kleinere Zeiträume zerfallen kann, die dann ebenfalls P. heißen. Die Chronologie braucht das Wort bald ganz gleichbedeutend mit Cyklus (ſ. d.), alſo zur Bezeichnung einer wiederkehrenden Reihe von Jahren, nach denen ſich gewiſſe aſtron. Erſcheinungen und Zeitverhältniſſe erneuern, bald ſo, daß darunter zwei oder mehrere Cyklen zuſammengefaßt werden, und ſie wendet die P. vornehmlich an, um verſchiedene Zeitberechnungsarten untereinander auszugleichen. So glichen ſchon die Chaldäer die verſchiedenen Arten der Monate durch die Annahme einer P. aus, auf deren Entdeckung ſie durch die Wahrnehmung kamen, daß nach 223 Mondwechſeln die Mondfinſterniſſe in derſelben Ordnung wiederkehren. Dieſe P., welche 223 ſynodiſche Monate umfaßt, die ungefähr 239 anomaliſtiſchen und 242 Drachenmonaten gleich ſind, heißt die chaldäiſche P. oder die P. der Finſterniſſe. Um ihr bürgerliches Jahr von 365 Tagen mit dem feſten oder Julianiſchen von $365\frac{1}{4}$ Tag, deſſen Kenntniß ſie früh beſaßen, auszugleichen, ſtellten die Aegypter eine P. von 1461 J. auf, dem Zeitraume, nach welchem der Anfang des beweglichen Jahres, bei ihnen der Frühaufgang des Hundsſterns am 1. Thoth, zu demſelben

Datum des Julianiſchen Kalenders, von dem er ausgegangen (dem 20. Juli), zurückkehrt. Dieſe P. heißt die Hundsſternperiode oder Sothiſche P. nach der ägypt. Benennung Sothis für den Sirius. Auf die Ausgleichung zwiſchen Mond- und Sonnenjahren bezieht ſich die von dem Athener Meton 432 v. Chr. erfundene, daher Metoniſche genannte 19jährige P. (ſie iſt die P. unſerer ſog. Goldenen Zahl) von 6940 Tagen, die auf der Berechnung begründet iſt, daß 235 Mondmonate nahe an 19 tropiſche Jahre geben. (S. Jahr.) Sie wurde etwa 100 J. ſpäter rectificirt durch die 76jährige P. von 27759 Tagen, die Kalippus aufſtellte (die Kalippiſche P.), und in der er die Metoniſche viermal umfaßte, nur daß er im ganzen einen Tag abſchnitt und dadurch die Dauer des Jahres zu 365¼ Tag hineinbrachte. Hipparchus fand durch neue Berechnung der Dauer des tropiſchen Jahres, daß Kalippus daſſelbe um 1/300 Tag zu lang angenommen habe, und ſtellte demnach eine 304jährige, aus vier Kalippiſchen P. weniger einen Tag, alſo aus 111035 Tagen oder 3760 Mondmonaten beſtehende P., die ſog. Hipparchiſche, als eine ſolche auf, die der Bewegung der Sonne und des Mondes noch genauer entſpräche. In der That kommen in dieſer P., die faſt unbeachtet blieb, auf das tropiſche Jahr nur 6 Minuten 27 Secunden zu viel, auf den ſynodiſchen Monat noch keine Secunde zu wenig. Ueber die 28jährige, auf das Julianiſche Sonnenjahr von 365¼ Tag begründete P. des Sonnencirkels, nach deren Verlauf die Wochentage wieder auf dieſelben Monatstage zurückkehren, und über die 15jährige P. der Indictionen, eigentlich eine röm. Steuerperiode, daher auch Römerzinszahl genannt, ſ. Indiction. Um eine Jahresrechnung zu haben, welche die ganze uns bekannte Geſchichte in ſich ſchlöſſe, wie ſie bei der Vergleichung der Jahranfänge und Aeren wünſchenswerth iſt, ſtellte Joſ. Scaliger, da von den vielen Aeren von Erſchaffung der Welt keine den Vorzug zu verdienen ſchien, eine P. von 7980 J. auf, die durch Multiplication der Zahlen des Sonnencirkels, des Mondcirkels und des Indictionencyklus, 28, 19, 15, gebildet und bei den Chronologen in Gebrauch iſt. Er nannte ſie, weil ſie nach Julianiſchen Jahren zählte, die Julianiſche P. Sie nimmt zugleich mit dem Sonnen-, Mond- und Indictionscyklus ihren Anfang und erneuert ſich erſt, wenn alle drei Cyklen zugleich abgelaufen ſind. Jedes der 7980 J. hat ſeine eigenen Cykelzahlen, welche die Reſte der Diviſion eines jeden Jahres durch 28, 19, 15 zu erkennen geben. So hat das J. 6580 der P. (1867 n. Chr.) zum Sonnencirkel 28, zur Goldenen Zahl 6 und zur Zinszahl 10. Das erſte Jahr n. Chr. iſt das J. 4714, das erſte v. Chr. das J. 4713 der Julianiſchen P. Um alſo Jahre der letztern auf die chriſtl. Zeitrechnung zu bringen, muß man ſie von 4714 abziehen, wenn ſie kleiner, oder 4713 von ihnen, wenn ſie größer ſind; im erſtern Fall erhält man Jahre vor, im letztern Jahre nach Chr. Wenn hingegen Jahre vor oder nach Chr. auf die Julianiſche P. zurückgeführt werden ſollen, ſo muß man die erſtern von 4714 abziehen und zu den letztern 4713 addiren. (S. Aera.)

In der Geſchichte bezeichnen P. Zeiträume, deren Beginn durch Begebenheiten beſtimmt wird, welche auf die Eigenthümlichkeit des Zeitraums von entſcheidendem Einfluſſe waren und ihn dadurch von dem vergangenen Zeitraume abſondern, ſodaß ſie den Zeitabſchnitt bezeichnen, die Epoche begründen. Natürlich finden Epochen wie P. in jeder Art von Geſchichte, die nur überhaupt nicht blos eine einzelne Begebenheit oder That, ſondern einen Verlauf von ſolchen erzählt, in der Univerſalgeſchichte ebenſo wie in jeder Art der Specialgeſchichte, in der Geſchichte der Menſchheit wie in der Völkergeſchichte oder in der Geſchichte einer Stadt, eines Dorfs, oder in der Biographie, in der politiſchen wie der Culturgeſchichte u. ſ. w. ſtatt. Damit aber die Periodiſirung keine blos willkürliche Zeitabtheilung werde, wie eine ſolche z. B. in der eine Zeit lang üblichen Eintheilung der Weltgeſchichte nach Jahrhunderten ſtattfand, damit ſie der organiſchen Gliederung, die ſich in der Entwickelung des vorliegenden Ganzen darſtellt, entſpreche und die Auffaſſung dieſer Entwickelung erleichtere, iſt es von höchſter Wichtigkeit, daß diejenigen Momente, welche in Hinſicht auf die Entwickelung des Inhalts der Geſchichte und nach dem Standpunkte, von welchem dieſe durch den Geſchichtſchreiber betrachtet und geſchildert wird, auch wirklich entſcheidende und weſentlich epochemachende ſind. Die jetzt gewöhnliche, wohlbegründete Periodenfolge in der Univerſalgeſchichte theilt dieſelbe in die alte, mittlere, neuere und neueſte Geſchichte. (S. Geſchichte.)

Periode im grammatiſchen Sinne iſt ein der Rhetorik der Griechen und Römer entlehnter Ausdruck für einen zuſammengeſetzten Satz, der aus mehrern Gliedern beſteht, die zueinander im Verhältniß von Haupt- und Nebenſätzen ſtehen. Die alte Rhetorik ſtellt eine Menge von Regeln für die Bildung einer ſchönen und rhetoriſch wirkſamen, auf den Hörer den gewünſchten Eindruck machenden P. auf. Die P. darf nicht zu verwickelt ſein, um als Ganzes verſtändlich zu bleiben, nicht gar zu lang, um als Ganzes behalten werden zu können. Die einzelnen Theile

dürfen nicht unverhältnißmäßig lang oder kurz ſein; die einzelnen Gedanken müſſen ſo gruppirt, die Worte ſelbſt ſo geordnet ſein, daß die Hauptſachen hervortreten u. ſ. w. Unter den alten Rednern iſt der größte Künſtler im Periodenbau Demoſthenes, nach ihm vielleicht Cicero.

Peripatetiſche Philoſophie heißt zunächſt die Philoſophie des Ariſtoteles (ſ. d.) entweder von ſeiner Gewohnheit, einen Theil ſeiner Vorträge im Auf- und Abgehen (περιπατεῖν) zu halten, oder von dem Orte, wo er ſie hielt, einem Schattengange des Lyceums; ſodann aber die Geſammtheit aller philoſ. Richtungen, welche ſich an die Ariſtoteliſche Philoſophie (ſ. d.) anſchloſſen.

Peripetie (griech. peripeteia) bezeichnet das plötzliche Umſchlagen des Lebensganges oder der Glücksumſtände eines Menſchen, namentlich zum Schlechtern. Nach der Poetik des Ariſtoteles, und demnach in der Poetik überhaupt, bedeutet das Wort den Wendepunkt eines Dramas, mit welchem das Schickſal der handelnden Perſonen einen andern Verlauf zu nehmen beginnt. Die P. geht der Kataſtrophe (ſ. d.), der Auflöſung des vom Dichter geſchürzten Knotens, voraus, indem es dieſelbe vorbereitet.

Periphĕrie, d. i. Umfang, wird gewöhnlich nur von dem Umfange des Kreiſes oder überhaupt einer durch eine krumme Linie begrenzten Fläche gebraucht. Bei Figuren, die durch gerade Linien begrenzt ſind, z. B. bei einem Dreieck, Viereck u. ſ. w., nennt man den Umfang häufiger Perimeter. Die P. des Kreiſes wird in 360 Theile, die man Grade nennt, eingetheilt, der Grad wieder in 60 Minuten und die Minute in 60 Secunden. Die Franzoſen theilten jedoch die P. eine Zeit lang (nach der Revolution) in 400 Grade, den Grad in 100 Minuten und die Minute in ebenſo viel Secunden.

Periphraſe (griech. Periphraſis), d. i. Umſchreibung, heißt in der Rhetorik eine Figur, die ſtatt den eigentlichen Begriff zu nennen, denſelben durch Angabe ſeiner Eigenſchaften, Verhältniſſe, Umgebungen oder Wirkungen veranſchaulicht und dadurch, daß ſie einem äſthetiſchen Zwecke dient, ſich gänzlich von der Paraphraſe (ſ. d.) unterſcheidet, welche letztere nur auf Deutlichkeit berechnet iſt. So enthält das Gedicht von Goethe «Kennſt du das Land u. ſ. w.» eine treffliche P. von Italien, und Matthiſſon's Gedicht «Hain, der von der Götter Frieden u. ſ. w.» eine ſchöne Umſchreibung des Elyſium.

Periſtaltiſch, wurmförmig, nennt man diejenige Art von Bewegung, welche den unwillkürlichen, die Höhlungen der innern Eingeweide umgebenden Muskelfaſern eigenthümlich iſt. Dieſe ziehen ſich nämlich eine nach der andern ſtromabwärts zuſammen, verengen alſo den Kanal, z. B. der Gedärme, Schritt für Schritt in fortkriechender Weiſe, indem ſie auf dieſe Weiſe den Inhalt (alſo z. B. den Speiſebrei und Koth im Darme), wie eine um den Darm gelegte Umſchnürung, allmählich abwärts ſchieben. Wenn der betreffende Kanal in Krankheiten verſchloſſen, daher undurchgängig iſt, ſo tritt leicht eine rückwärtslaufende Bewegung des Inhalts ein, ſodaß dieſer (namentlich als Kotherbrechen) ſtromaufwärts entleert werden muß; dies nennt man antiperiſtaltiſche Bewegung.

Peris ſind nach der perſ. Sage zarte Weſen, ſowol männlichen wie weiblichen Geſchlechts, von wunderbarer Schönheit, unſterblich und in allen Wonnen des Lebens ihre Tage in Dſchinniſtan oder dem Feenlande zubringend. Sie ſind wohlwollend und den Menſchen freundlich geſinnt und ſchützen ſie vor der Tücke der Dews oder böſen Geiſter.

Periſtyl heißt in der antiken Baukunſt der Säulengang, welcher einen Hof oder Platz von allen Seiten umſchließt, nicht aber die Säulenhalle um einen Tempel, welche Pteroma genannt wird. Die neuere Zeit gebraucht das Wort von jeder Art Säulengang oder Halle.

Perlen ſind krankhafte Erzeugniſſe verſchiedener Muſcheln, namentlich aber der echten Perlmuſchel (Margarita margaritifera), die in den ſüdl. Meeren, und der Flußperlmuſchel (Unio margaritifera), welche in Bächen und Flüſſen Deutſchlands, beſonders Baierns und Sachſens vorkammt. Die P. ſind Anhäufungen derſelben Subſtanz, welche die innern Schichten der Schale (die Perlmutter) bildet und wegen ihres Beſtehens aus feinen Schichten die bekannten Farbenerſcheinungen zeigt. Ihre Bildung wird meiſt durch äußere Zufälligkeiten, Verletzungen des Mantels des Thieres, Eindringen fremder Körper (Sandkörnchen, Eingeweidewürmer u. ſ. w.), bedingt und kann deshalb auch künſtlich hervorgerufen werden. Die Flußperlen erreichen nur ſehr ſelten die Größe und den Werth der orient. oder Meerperlen. Letztere werden beſonders in den indiſchen Meeren, um Ceylon, Java, Sumatra, Japan, im Perſiſchen Meerbuſen ſowie an den Küſten von Mexico in beiden Oceanen gefiſcht. Das Geſchäft, die Perlenmuſchel aus der Tiefe heraufzuholen, iſt eins der gefahrvollſten und wird durch Taucher betrieben, die von Jugend auf dazu angeleitet werden. An einem Seile, das um den Leib geſchlungen iſt, laſſen ſich die Taucher bei den Perlenbänken nackt in die Tiefe hinab, wobei ihnen, damit ſie deſto

schneller hinuntergezogen werden, ein großer Stein an die Füße gebunden wird. Nasenlöcher und Ohren sind mit Baumwolle verstopft, und am Arme ist ein in Oel getauchter Schwamm befestigt, der dazu dient, um an demselben Athem zu holen. Mit einem Messer werden die Muscheln vom Felsen losgebrochen und in ein Gefäß gesammelt. Ist letzteres angefüllt oder kann der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern, so löst er den Stein von den Füßen, schüttelt das Seil und wird heraufgezogen. Erleichtert wird die Perlenfischerei durch die Taucherglocke (s. d.). Die gefischten Perlenmuscheln schlägt man in Fässer und läßt sie faulen, wobei sich die meisten schon von selbst öffnen. Doch nicht in allen Muscheln finden sich P.; in denjenigen aber, welche P. enthalten, finden sich deren gewöhnlich 8 bis 12. Sind sie getrocknet, so läßt man sie durch neun immer feinere Siebe gehen, und so sortirt kommen sie dann in den Handel. Die Schönheit und der Preis der P. ist bedingt durch ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur und ihren hell durchsichtigen Glanz. Aeußerst selten erreichen sie die Größe einer kleinen Walnuß. Die sog. Kirschperlen, von der Größe einer Kirsche, werden zwar häufiger gefunden, sind aber immer noch sehr theuer. Außerdem unterscheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige und Baroqueperlen, d. i. übelgeformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinern Lothperlen, die kleinsten Staubperlen. In Europa werden die P. von weißem Wasser am meisten gesucht; die Indier und Araber dagegen ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige haben eine Bleifarbe, andere fallen ins Schwarze, noch andere sind ganz schwarz.

Schon im Alterthume waren die P. Gegenstand des Luxus. Die größte Perle, ungefähr ½ Mill. Thlr. an Werth, soll Kleopatra bei einem Gastmahle in Weinessig aufgelöst und auf die Gesundheit des Antonius getrunken haben. Eine andere, La peregrina genannt, die Philipp II. von Spanien überreicht wurde, war oval, hatte die Größe eines Taubeneies und wurde gegen 80000 Dukaten geschätzt. Künstliche P. werden vielfach als Schmuck benutzt und in den verschiedensten Arten besonders in Paris, Wien, Venedig, Florenz und Rom gefertigt. Dieselben sind entweder unechte P. oder Wachsperlen (sog. römische P.) oder Glasperlen. Die unechten P. sollen die echten nachahmen. Sie bestehen aus absichtlich etwas unregelmäßig geblasenen hohlen Kügelchen von weißem Glase, die man innerlich mit der sog. Perlenessenz, d. h. den in Hausenblasenlösung fein zertheilten und mit etwas Ammoniak versetzten Schuppen des Weißfisches, überzieht. Gute unechte P., namentlich die pariser und wiener, sind nie billig. Die sog. römischen oder Wachsperlen bestehen aus Alabaster, der in Wachs getränkt und mit Perlenessenz überzogen wird. Glasperlen sind theils massiv, von allen Farben, rund, glatt, eckig geschliffen u. s. w., theils Hohlperlen, die man durch innerliche Ueberzüge färbt oder innerlich mit spiegelnden Metallbelegen versieht, welche Gold, Silber und Stahl nachahmen. P. aus Metall, meist mit geschliffenen Facetten, kommen in Stahl, versilbertem und vergoldetem Messing vor. Außerdem verarbeitet man wol auch Korallen und künstliche Massen zu Perlenform, wie z. B. die türk. Rosenperlen. Alle P., auch die echten, wenn sie nicht gefaßt werden sollen, versieht man mit einer Durchbohrung, um sie an Schnüre oder behufs der Stickerei u. s. w. an Fäden reihen zu können. Vgl. Möbius, «Die echten P.» (Hamb. 1858).

Perlhuhn (Numida) heißt eine aus etwa sechs Arten bestehende Gattung von afrik. Hühnervögeln, die durch einen kegelförmigen Knochenhelm oder einen Federbusch auf dem Kopfe, zwei Fleischlappen am Unterkiefer, die spornenlose Läufe und den kurzen Schwanz von andern Gattungen sich unterscheidet. Das gemeine P. (N. Meleagris) lebt in Heerden an sumpfigen Orten Mittelafrikas, jetzt auch verwildert in Westindien und Südamerika und schläft auf Bäumen. Es ist von Färbung dunkelgrau mit weißen Perlflecken und auf dem Kopfe mit einem Knochenhelm versehen. Den alten Römern und Griechen war es bereits gut bekannt, welche es Meleagris nannten; denn nach der alten Mythe wurden die Schwestern des Meleager, als sie über den Tod des Bruders untröstlich blieben, in Vögel (Meleagriden) verwandelt, deren Federn wie mit Thränentropfen besprengt aussahen. In Deutschland war dieses Huhn noch um 1550 sehr selten, aber seit dem Anfange des 18. Jahrh. überall auf dem Continente in Hühnerhöfen gewöhnlich. Es legt 12—20 dunkelgelbe, rothbraun punktirte Eier, welche ebenso wie das Fleisch sehr wohlschmeckend sind. Das gehäubte P. (N. cristata) ist etwas kleiner und trägt auf dem Kopfe einen Kamm haarähnlich zerzaserter Federn.

Perlmutter heißt die innere Schicht der Schalen vieler Muscheln, namentlich aber der echten Perlmutter. (S. Perlen.) Die Verarbeitung der P. kann nur in der Herstellung kleinerer Gegenstände bestehen, weil das Material weder Stücke von erheblicher Dicke darbietet, noch auch flache Platten von einiger Größe liefert. Man zersägt die rohen Muscheln in angemessene Theile, sprengt die äußere unbrauchbare Kruste mit einem Meißel ab, formt die Stücke ferner

durch Schleifen, Feilen oder Drechſeln, glättet ſie durch Abreiben mit Bimsſteinpulver oder Glaspapier und gibt ihnen mittels Tripel den Glanz. Viele Gegenſtände müſſen aus Theilen zuſammengefügt werden, welche man mit Hauſenblaſe aneinanderkittet, und Käſtchen oder dergleichen macht man aus Holz und bekleidet ſie nur mit dünnen Plättchen von P. Die beſonders geſchätzte ſchwarze P., die auf dunkelgrauem Grunde ein vorzüglich ſchönes Farbenſpiel zeigt, kann durch Färben mittels einer ammoniakaliſchen Auflöſung von Chlorſilber nachgeahmt werden. Wien ſteht wegen ſeiner mannichfaltigen und ſchönen Perlmutterarbeiten in Ruf. Eine hübſche Anwendung findet die P. zu eingelegter Arbeit und zur Hervorbringung eigenthümlicher Farbeneffecte auf lackirten Gegenſtänden von Holz oder Metall. Für dieſe Zwecke benutzt man außer der echten Perlmuſchel auch andere farbenſpielende, zum Theil noch ſchönere Muſcheln (namentlich das Seeohr, gewöhnlich Irismuſchel genannt, und die Silbermuſchel), desgleichen Compoſitionen, deren Bereitung ein Fabrikgeheimniß iſt.

Perm, ein Gouvernement des europ. Rußland, von 6050 Q.-M., zu beiden Seiten des mittlern oder erzreichen Ural, iſt von den Gouvernements Wologda, Wjätka, Orenburg und Tobolsk begrenzt und durch ſeine Gold-, Silber- und Erzbergwerke aller Art eine der einträglichſten Provinzen des ruſſ. Reichs. Das Land wird in 12 Kreiſe eingetheilt, unter denen die Kreiſe von P., Jekaterinburg und Werchoturje die vorzüglichſten ſind. Die Zahl ſämmtlicher Bewohner beläuft ſich (1864) auf 2,138548. In dieſer Bevölkerung ſind verſchiedene Völkerſchaften finn. Abſtammung, wie die Wotjäken, Wogulen und Permjäken oder Permier inbegriffen, die vor etwa acht Jahrhunderten auf einer für die damalige Zeit hohen Stufe der Cultur ſtanden und, wie noch viele längs dem Ural vorgefundene Schürfe und Bergwerksgänge beweiſen, mit dem Erzbetriebe hinlänglich bekannt waren. Die Hauptſtadt P. mit 19240 E., früher der Sitz der Hauptbergregierung, liegt an der Kama und wurde erſt 1723 wegen der nahen Kupferbergwerke gegründet. Der Ort bietet den Anblick einer Landſtadt mit hölzernen Bohlenwegen. Unter den neun Kirchen zeichnet ſich die Kathedrale aus. Ueber P. führt die große Hauptſtraße, welche Moskau mit Sibirien verbindet, nach der Bergſtadt Jekaterinburg (ſ. d.). Unter den übrigen Städten des Gouvernements ſind noch insbeſondere hervorzuheben: der Bergwerksort Niſhne-Tagil' (ſ. d.); das jenſeit des Ural liegende Irbit (ſ. d.) mit ſeiner ſehr bedeutenden Meſſe; ferner Werchoturje, an der Tura, mit 3626 E. und Goldwäſcherei ſowie Eiſenfabrikation in der Umgebung; Kungur, an der Sylwa, mit 11812 E. und vielen Fabriken, beſonders für Leder; Bogoslowsk, mit der Berghauptmannſchaft für den benachbarten, ungemein reichen Kupferdiſtrict; Solikamsk, an der Kolwa, mit 3120 E., in deſſen Kreiſe ergiebige Salzwerke (wie zu Dedjuchin und in den Dörfern Nowoi-Uſſol und Lemva) ſich befinden. Nach dem Gouvernement P. benannte der engl. Geolog Murchiſon die hier ſtark entwickelten Gebilde des Rothliegenden und des Zechſteins als permiſche Formation. Vgl. Zerrenner, «Erdkunde des Gouvernements P.» (Lpz. 1851—53).

Permutiren, ſ. Combination.

Pernambuco, eine der öſtlichſten Küſtenprovinzen Braſiliens, von Parahyba und Ceara im N., Piauhy im W., Bahia und Alagoas im S. begrenzt, umfaßt etwa 2500 Q.-M. (nach Engelhard's Berechnung 2908) und iſt hinſichtlich der Bevölkerungszahl die dritte Provinz des Reichs (nach Bahia und Minas-Geraes), indem ſie 1865 nach amtlicher Schätzung 1,180000 E. zählte, darunter etwa $^1/_4$ Mill. Sklaven. Die ziemlich flache Küſtenregion erſtreckt ſich 7—8 M. landeinwärts; dann erheben ſich ausgedehnte Hochebenen und Bergzüge. Letztere bilden an der Weſtgrenze unter dem Namen Serra-Piauhy, dos Irmaos und Vermelha die von Süden gegen Norden ſtreichende Waſſerſcheide des Parahyba- und San-Franciscogebiets und ſenden Seitenäſte nach Oſten, wie die Serra-Borborema an der Nordgrenze und Serra-Cayriris faſt in der Mitte des Landes. Im Oſten fließen die unbedeutenden Küſtenflüſſe Una, Ipojuca, Beriberibe und Capiberibe. Im Innern ſind ſämmtliche Gewäſſer dem mächtigen San-Francisco tributär, der mit ſeinen Krümmungen die Grenze gegen Bahia macht. Größtentheils iſt das Land trocken, ſtrichweiſe ſehr fruchtbar, beſonders ergiebig an Zuckerrohr und der beſten Baumwolle Braſiliens. Dieſe wird ſogar auch in dem weiten Landſtriche Sertão (Wüſte) erzeugt, der ſich unter dieſem Namen auch von Alagoas und Sergipe aus weſtwärts zum rechten Ufer des San-Franciscо erſtreckt und hauptſächlich Weiden für große Heerden bietet. Die ausgedehnten Wälder liefern das nach dieſer Provinz benannte Fernambuk- oder Pernambukholz, das übrigens in vorzüglichſter Qualität auch in Bahia vorkommt. (S. Braſilienholz.) Auch Gelb-, Guayak- und vortreffliches Bauholz, Kokosnüſſe, Balſam, Benzoë, Ipecacuanha und andere Droguen ſind wichtige Waldproducte. Man zieht alle Arten Hausthiere, doch arten Schafe und Ziegen

aus; Wildpret, Affen u. s. w. gibt es in großer Menge. Marmor findet sich reichlich, Gold nur wenig. Waldwirthschaft, Viehzucht und besonders Plantagebetrieb bilden die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung. Tabak wird viel gebaut, Getreide verhältnißmäßig wenig. Stapelproducte sind Baumwolle und Zucker, dann Rum und Häute.

Pernambuco, die Hauptstadt der gleichnamigen brasil. Provinz, der commerzielle Schwerpunkt für ganz Nordbrasilien, bei den Brasilianern eigentlich Cidade do Recife oder schlechthin Recife (Riff) genannt, nach Rio-Janeiro und Bahia die größte Stadt des Kaiserreichs, Sitz des Bischofs von Olinda, eines Appellationstribunals, eines Handelsgerichts und einer Rechtsschule, zählt nach gewöhnlicher Angabe 80000—100000 E., welche letztere Zahl jedoch nach Tschudi fast um die Hälfte zu hoch. Ihre Lage ist eine ganz eigenthümliche. Der Küste parallel, von Südwesten gegen Nordosten erstreckt sich meilenweit schnurgerade ein Riff zwischen der Stadt und der offenen See, welches, nur wenige Klafter breit, nach beiden Seiten steil ins Meer taucht, bei der Ebbe mehrere Fuß aus dem Wasser hervorragt, bei voller Flut aber von den Brechwellen übersprungen wird. Oestlich von diesem Riff liegt der Ankerplatz für größere Schiffe, zwischen dem Riff und der Stadt der Boqueirão oder der innere Hafen für Schiffe von höchstens 16 F. Tiefgang. Die Stadt selbst zerfällt in drei fast parallellaufende Theile. Die östliche oder Altstadt, schlechthin Recife oder auch São-Pedro-Gonçalves genannt, auf der Südspitze einer schmalen, sandigen Halbinsel gelegen, die im Osten vom Meer, im Westen vom Rio-Biberibe begrenzt wird, umspannt mit dem Riff den Binnenhafen und hat hohe Häuser in einem Chaos enger und schmuziger Straßen. Hier liegen die vorzüglichsten Handelscomptoire, das Zollhaus, die Börse, ein Marinearsenal u. s. w. Eine auf steinernen Pfeilern ruhende, 5—600 F. lange Brücke verbindet Recife mit der Inselstadt San-Antonio, dem mittlern und schönsten Stadttheil, welcher breite Straßen, viele hübsche Häuser, den bischöflichen und den Palast des Präsidenten, das anfehnliche Theater, das Militärarsenal, das Spital, einen großen Marktplatz, Spaziergänge und prachtvolle Läden enthält. Von diesem Inselquartier San-Antonio führt eine hölzerne Brücke nach dem Festlande zu dem westlichsten und modernsten Stadttheil Boavista, welcher unregelmäßige Straßen, niedrige, zum Theil geschmackvolle, mit Gärten umgebene Häuser und viele europ. Kaufleute zu Bewohnern hat. P. bietet von mehrern Seiten her prächtige Prospecte und besitzt siebzehn Kirchen und Kapellen, zum Theil Marmorbauten, aber von ungefälligem Baustil, fünf Klöster, sechs Hospitäler, ein Rathhaus, ein Gefängniß, drei Reihen Kasernen, außer der Rechtsschule ein Lyceum, zwei Latein- und sieben Elementarschulen. Die 1855 von einer engl. Gesellschaft begonnene Eisenbahn führt von der Stadt südwestwärts durch die Provinzen P. und Alagoas zum San-Francisco, in dessen Thal sie nach Joazeiro, einem wichtigen Knotenpunkt des Handelsverkehrs und Zielpunkt der Bahiabahn, verlängert werden soll. Von Boavista führt $^1/_2$ M. weit gegen Norden ein Damm durch die Tschangelniederungen des Berberibe, zu der ganz von P. getrennten und auf einem Hügel gelegenen Stadt Olinda, einst die Meereskönigin, um welche Holland und Portugal blutige Kämpfe geführt, dann Sitz des Katholicismus und später jurist. Gelehrsamkeit. Die kühnen Kirchen, Klöster und Jesuitengebäude sind noch vorhanden, stehen aber leer und verfallen, und die Stadt, die zwei Jahrhunderte lang Hauptstadt war, gleicht jetzt einem Kirchhofe. Die günstige Lage, ein trefflicher Hafen, die eigenthümlichen Strömungs- und Windverhältnisse des Meeres, die elastische und thatkräftige Natur der Einwohner sowie die bedeutende Production des Hinterlandes haben P. zu einer wichtigen Handelsstadt gemacht, deren commerzieller Einfluß selbst den Bahias überragt. P. ist der Hauptpunkt für alle aus dem nördl. Atlantischen Ocean nach Brasilien, um das Cap Hoorn oder das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien, Chile, Californien, China, Japan und Australien gehenden Schiffe, und der erste Hafen, den die große südamerik. Dampfschiffahrtslinie berührt, der letzte, den diese mit ihren heimkehrenden Dampfern anläuft. Zugleich ist es ein Hauptpunkt für die von Rio-Janeiro ausgehende Dampfschiffahrt nach Pará. Auch schickt P. selbst monatlich zweimal ein Dampfboot nach Norden bis Maranhão, nach Süden bis Maceio mit Anlaufung der kleinern Küstenplätze. Der durchschnittliche Export P.s belief sich 1857—61 auf 12,415814, der Import auf 17 Mill. Milreis. Seitdem haben beide zugenommen. Im Handelsjahr vom 1. Oct. 1864 bis 30. Sept. 1865 liefen 1093 Schiffe aus und ein (gegen 835 im J. 1862). Unter den importirenden Ländern steht England mit mehr als der Hälfte obenan, dann folgt Frankreich mit einem Viertel. Der Gesammtimport belief sich 1864—65 auf 24,927837 Milreis (19,175259 preuß. Thlr.), gegen 18,397475 Milreis im Vorjahr. Die Hauptartikel der Einfuhr sind Baumwolle und Wolle, Eisen- und Stahlwaaren, Stockfische, Weizenmehl, Weine, Trockenfleisch, auch Salz

und Fichtenbohlen. Zu den Ausfuhrartikeln gehören hauptsächlich Baumwolle (deren Werth seit Beendigung des nordamerik. Bürgerkriegs um 50 Proc. gefallen), Zucker, Moscovados, Rum, getrocknete und frisch gesalzene Häute, Reis. Der Gesammtwerth dieser Exportartikel betrug 1864—65 20,639931 Milreis (15,876870⅔ preuß. Thlr.).

Pernau, Hafen- und Kreisstadt des russ. Gouvernements Livland, links an der Mündung des 18 M. langen Pernaustroms in den Rigaschen Meerbusen, 31 M. im Norden von Riga, in flacher, sandiger Heidegegend gelegen, durch regelmäßige Bauart vor allen andern livländ. Städten ausgezeichnet, war ehemals Festung mit bedeutendem Kriegshafen. Der Ort hat 6690 E. (1863), zwei luth. und eine griech. Kirche, eine höhere Kreis- und andere Schulen, ein Waisenhaus und andere gemeinnützige Anstalten sowie ein Seebad. Der Handel ist nicht unbeträchtlich, namentlich mit England. 1866 liefen 124 Schiffe von 9003 Last ein, darunter 44 englische und 24 preußische. Die Einfuhr betrug 87264, die Ausfuhr 4,520084 S.-Rubel, wovon 3,767457½ auf England entfielen. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Salz, Heringen, Steinkohlen und Dachpfannen, die Ausfuhr in Flachs, Hanf, Roggen, Gerste und Leinsaat, Matten, Bretern und Planken.

Pernice (Ludwig Wilh. Anton), namhafter deutscher Jurist, geb. 11. Juni 1799 zu Halle aus einer aus Oberitalien eingewanderten Familie, erhielt seine wissenschaftliche Vorbereitung auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt und widmete sich seit 1817 auf den Universitäten zu Halle, Berlin und Göttingen juristischen, insbesondere rechtsgeschichtlichen und staatsrechtlichen Studien. Nachdem er zu Göttingen die philos. und jurist. Doctorwürde erlangt, habilitirte er sich 1821 zu Halle, wo er Vorlesungen über die Institutionen und über Rechtsgeschichte sowie über Staats- und Völkerrecht hielt. Auch las er schon damals über Lehnrecht, für welches er sein ganzes Leben hindurch mit Vorliebe thätig blieb. Bald erhielt P. eine außerord. und 1825 eine ord. Professur. Seit 1826 begann auch seine publicistische Thätigkeit, vor allem als Vertheidiger der Rechte der seit 1806 mediatisirten Fürsten und Grafen. 1827 ward er Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek, 1830 Censor für jurist., zeitgeschichtliche und philos. Schriften, 1832 Mitglied des akademischen Spruchcollegiums, dessen Vicecordinariat er 1833 übernahm. Einen Ruf nach Göttingen 1838, an Albrecht's Stelle, lehnte er ab, ebenso 1840 das Anerbieten des Herzogs Heinrich von Köthen, als Wirkl. Geheimrath und Regierungspräsident in dessen Dienste zu treten. 1844 erfolgte P.'s Ernennung zum außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und Curator der Universität Halle mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths, ein Jahr darauf die zum Director des hallischen Schöppenstuhls. Schon vorher (1832) war ihm das Ordinariat des Spruchsenats übertragen worden. Wegen vermehrter Berufsarbeiten sah sich P. um diese Zeit genöthigt, seiner akademischen Lehrthätigkeit zu entsagen. 1852 begann mit seiner Wahl zum Deputirten für Wittenberg seine parlamentarische Thätigkeit. Seit 1854 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, vertrat er die Tendenzen der Feudalpartei und entwickelte namentlich seine jurist. Befähigung in den Debatten über verschiedene civilistische Fragen. Auch war er in dieser Stellung zu Gunsten der ehemaligen reichsständischen Familien thätig. Daneben setzte er seine publicistischen Arbeiten in großem Umfange fort. Auf Befehl des Königs von Preußen verfaßte er ein Gutachten in der holstein. Erbfolgefrage, schrieb mehrere Gutachten in der altenburg. Domänenangelegenheit, war Rechtsconsulent der anhalt. Landschaft (deren Beschwerdeschrift an den Bundestag von ihm herrührt) u. s. w. P. starb 16. Juli 1861 zu Halle. Seine wissenschaftliche Hauptleistung ist die «Geschichte der Alterthümer und Institutionen des röm. Rechts» (Halle 1821; 2. Aufl. 1823). Von seinen publicistischen Schriften sind die wichtigsten: «Quaestiones de jure publico Germanico» (Halle 1831); «Commentatio, qua de jure quaeritur, quo principes Hohenloënses tanquam comites Gleichenses duci Saxoniae Coburgensi et Gothano subjecti sint» (Halle 1835); «Codex juris municipalis Hallensis» (Halle 1839); «De sancta confoederatione» (Halle 1855). Unter P.'s Rechtsgutachten und sonstigen Staatsschriften ist besonders die Arbeit über «Die staatsrechtlichen Verhältnisse des gräfl. Hauses Giech» (Halle 1859) von Bedeutung für die Kenntniß der Rechtsverhältnisse des deutschen hohen Adels. Vgl. «P., Savigny, Stahl» (Berl. 1862). — Sein zweiter Sohn, Victor Anton Herbert P., geb. 14. April 1832 in Halle, erhielt seine Vorbildung auf der Landesschule Pforta und widmete sich seit 1851 erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Bonn und Berlin philol. und jurist. Studien. Nachdem er mit seiner Ausgabe der «Frösche» des Aristophanes (Lpz. 1856) und durch drei jurist. Preisschriften von seinen ausgebreiteten Kenntnissen Proben abgelegt und sowol die philos. (1854 zu Leipzig) wie die jurist. Doctorwürde (1855 zu Halle) erlangt, habilitirte er sich 1856 zu Berlin für röm. Recht. Be-

reits gegen Ende 1857 folgte er, auf den besondern Wunsch seines Vaters, einem Rufe nach Göttingen. Hier war er vorzugsweise auf den verschiedenen Gebieten des Staatsrechts thätig, las aber auch über Geschichte und Institutionen des röm. Rechts sowie über Civilproceß. 1862 wurde er zum Mitglied der hannov. Kammer ernannt. Die Ereignisse des J. 1866 boten ihm willkommene Veranlassung, seine Professur aufzugeben. Er trat in die Dienste des Kurfürsten von Hessen, als dessen Bevollmächtigter er 1867 in Berlin beschäftigt war. Von seinen publicistischen Arbeiten, denen er sich besonders seit dem Tode des Vaters widmete, sind hervorzuheben: «Denkschrift über die anhaltische Verfassung» (Dessau 1862) und «Zur Würdigung der von Warnstedt'schen Schrift: Staats- und Erbrecht der Herzogthümer Schleswig-Holstein, u. s. w.» (Halle 1864). Als Vertheidiger der gottorpischen Rechte ist P. Hauptverfasser der «Oldenburger Staatsschrift» (Oldenb. 1864) sowie der «Kritischen Erörterungen zur schlesw.-holstein. Successionsfrage» (Bd. 1—3, Kass. 1865).

Péronne, Hauptstadt eines Arrondissements und Festung zweiten Ranges im franz. Depart. Somme, liegt in morastiger Gegend an der Somme und zählt 4445 E., die einen starken Manufactur- und Handelsbetrieb unterhalten. Die Stadt ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedens- und eines Arbeiterschiedsgerichts und hat ein Collége, fünf Kirchen und eine Mineralquelle. P. ist ein sehr alter Ort und wird schon zur Zeit der Merovinger erwähnt. Früher den Herzogen von Burgund gehörig, bemächtigte sich der Stadt nach Karl's des Kühnen Tode 1477 Ludwig XI., worauf sie im Frieden zu Madrid 1526 von Karl V. förmlich an Frankreich abgetreten wurde. Die Festung galt früher für sehr fest, wurde aber 1815 von den Engländern beim ersten Sturmangriffe genommen und ist jetzt zum Theil verfallen.

Perowskij (Graf Wassilij Alexejewitsch), ein durch seine Feldzüge in Centralasien bekannter russ. General, wurde 1794 zu Charkow aus einer angesehenen kleinruss. Familie geboren. Nach vollendeten Studien an der moskauer Universität trat er 1811 als Guide in den kaiserl. Generalstab, nahm 1812, zum Fähnrich vorgerückt, an der Schlacht von Borodino theil und gerieth beim Rückzuge nach Moskau in franz. Gefangenschaft, aus der er erst durch die Einnahme von Paris erlöst wurde. Zum Gardekapitän und Adjutanten des Großfürsten Nikolaus ernannt, gehörte er zur nächsten Umgebung desselben und trug durch seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart wesentlich zur Dämpfung des Aufstandes vom 26. Dec. 1825 bei. Im türk. Feldzuge von 1828 war er Stabschef des Fürsten Menschikow, dem er Anapa erobern half, und befehligte dann als Generalmajor bei der Belagerung von Varna, mußte jedoch schwer verwundet den Kampfplatz verlassen. 1833 erhielt er unter Beförderung zum Generallieutenant den für Rußlands Stellung in Asien so wichtigen Posten eines Militärgouverneurs von Orenburg, auf dem er bestimmt war, fast den ganzen Rest seines Lebens in der Verfolgung von Planen zuzubringen, deren Bedeutung man erst in neuester Zeit in ihrem vollen Umfange erkannt hat. Nachdem er die Große Kirgisenhorde, die bis dahin nur dem Namen nach unter russ. Schutzherrschaft gestanden, theils mit Gewalt, theils durch gütliche Mittel vermocht hatte, sich der Botmäßigkeit Rußlands zu unterwerfen, führte er im Winter 1839—40 die bekannte Expedition nach Khiwa, die zwar wegen unüberwindlicher klimatischer Hindernisse scheiterte, aber ihren Zweck insofern erreichte, als sie dem russ. Handel in jenen Gegenden Schutz verschaffte. Mit Vorbereitungen zu neuen Unternehmungen beschäftigt, blieb P. bis 1842 in Orenburg, wo er, von Anstrengungen und Strapazen erschöpft, auf eine Zeit lang nach Petersburg zurückkehrte. 1843 wurde er General der Cavalerie, 1845 Mitglied des Reichsraths, 1847 Mitglied des Admiralitätsconseils, und 1851 ging er von neuem als Generalgouverneur und Oberbefehlshaber nach Orenburg. Hier war unterdessen nach seinen Anordnungen eine Reihe von Forts und Militärposten in der Kirgisensteppe angelegt, der Aralsee erforscht und eine Dampfflotille errichtet worden, welche die Operationen einer Armee am Syr-Darja unterstützen konnte. Unter diesen Umständen hatte eine abermalige Expedition, die 1853 von P. unternommen wurde, den glücklichsten Erfolg. Ohne große Beschwerden durchschritt er jetzt die Steppe, drang den Syr-Darja stromaufwärts vor und erstürmte die zum Khanat Kokan gehörige Festung Akmetschet, deren Werke sofort in Stand gesetzt wurden, und die auf Befehl des Kaisers den Namen Fort P. erhielt. Noch entscheidender für das Schicksal Centralasiens gestalteten sich die Ereignisse des J. 1854. An der Spitze von 17000 Mann drang P. gegen Khiwa vor, dessen Beherrscher seine Annäherung nicht abwartete, sondern Gesandte in sein Lager schickte, die einen für Rußland höchst vortheilhaften Friedens- und Freundschaftsvertrag abschlossen. Zur Belohnung in den Grafenstand erhoben und sowol von Nikolaus als von Alexander II. mit Gnaden und Ehrenbezeigungen überhäuft, mußte P. gänzlich zerrütteter Gesundheit halber 1856

den Schauplatz seiner erfolgreichen Thätigkeit verlassen. Er begab sich nach der Krim, in deren mildem Klima er Genesung zu finden hoffte, starb aber dort im Dec. 1857. — Graf Lew Alexejewitsch P., älterer Bruder des vorigen, geb. 1792, diente als Offizier in den Feldzügen von 1812—14 und stieg 1818 zum Obersten. 1823 trat er in den Civilstand über, ward 1829 Vicepräsident des Departements der Apanagen und 1841 Minister des Innern, welches Amt er bis 1852 bekleidete. Hierauf folgte er dem Fürsten Wolkonskij als Minister der Apanagen und Dirigent des kaiserl. Cabinets; um diese Zeit erhielt er auch den Grafentitel. Zugleich führte er das Präsidium der zur Erbauung der Isaakskathedrale eingesetzten Commission und hatte die Leitung der Akademie der Künste, des kaiserl. Botanischen Gartens, der moskauer Bauschule und Künstlervereine sowie sämmtlicher archäol. Untersuchungen des Reichs, um die er sich große Verdienste erwarb. Auf seine Veranlassung erschien unter anderm in russ. und franz. Sprache die Beschreibung der im Museum der Eremitage befindlichen Denkmäler des cimmerischen Bosporus (2 Bde., Petersb. 1854—55). Nach der Vereinigung der Verwaltung des ausgedehnten altaischen Bergwerkdistricts mit dem kaiserl. Cabinet (1855) bemühte er sich, den Bergbau in jenen Gegenden neu zu beleben, und ließ auch eine topogr. Karte des ganzen Altaigebiets anfertigen. Mitten in seiner Thätigkeit wurde er 22. Nov. 1856 zu Petersburg vom Tode überrascht. — Ein jüngerer Bruder, der Generallieutenant und kaiserl. Generaladjutant Graf Boris Alexejewitsch P., war Erzieher des jetzigen Großfürsten-Thronfolgers und wurde 1865 zum Curator desselben ernannt.

Perpendikel, Lothrechte, Senkrechte. Eine gerade Linie, welche auf einer andern geraden Linie so steht, daß sie mit ihr zwei gleiche Nebenwinkel (rechte Winkel) bildet, heißt ein P. oder eine perpendiculäre (senkrechte) Linie auf derselben. Der Punkt, in welchem ein P. die andere Linie trifft, heißt der Fußpunkt desselben. Auf einer Ebene steht eine gerade Linie perpendiculär oder senkrecht, wenn sie auf allen durch ihren Fußpunkt in der Ebene gezogenen geraden Linien senkrecht steht, also mit allen rechte Winkel bildet.

Perpetuum-mobile heißt im allgemeinen ein Ding, das sich unaufhörlich bewegt. In Beziehung auf die bewegende Ursache hat man das physische und das mechanische P. zu unterscheiden. Das erstere wird durch eine natürliche oder physische Kraft bewegt, und solche Vorrichtungen gibt es allerdings, z. B. das Barometer, die Magnetnadel, die unaufhörlich in kleinen Bewegungen begriffen sind, u. s. w. In der Regel versteht man aber unter P. eine Vorrichtung, die ihre bewegende Kraft in sich selbst hat, oder wenigstens durch ihre eigene Bewegung stets wieder erneuert, und dies würde ein mechanisches P. sein. Ein solches liegt aber nicht im Gebiete der Möglichkeit, denn es kann nach den ersten Begriffen der Materie nicht die Ursache der Bewegung aus sich selbst nehmen, noch kann die durch irgendeinen äußern Impuls mitgetheilte Bewegung ohne Aufhören fortdauern. Allerdings müßte nach dem Gesetze der Trägheit eine einmal eingeleitete Bewegung ohne Ende fortdauern, wenn keine entgegengesetzten Kräfte oder Hindernisse ihr ein Ende machten; aber diese Hindernisse der Bewegung, die besonders in der Reibung und dem Widerstande der Luft bestehen, lassen sich niemals beseitigen.

Perpignan, die wohlbefestigte Hauptstadt des franz. Depart. Ostpyrenäen und der ehemaligen Grafschaft Roussillon (s. d.), die südlichste Stadt Frankreichs von Bedeutung und Waffenplatz ersten Ranges, auf der Eisenbahn 8⅕ M. südlich von Narbonne, 2½ M. von der span. Grenze und fast 1½ M. vom Meere, theils auf einem Hügel, theils in der Ebene am rechten Ufer der hier in zwei Arme sich spaltenden Tet und an beiden Ufern der wilden Basse gelegen, ist von hohen, dicken Mauern und Bastionen umgeben und wird durch eine 20000 Mann fassende Citadelle vertheidigt, sowie am Thor nach Narbonne durch das kleine Schloß, Le Castillet (Militärgefängniß), welches, 1319 im maurischen Stil erbaut, von Thürmen flankirt und von einem sechseckigen, in einer Kuppel endenden Minaret überragt wird. Unter den vier Pfarrkirchen ist die Kathedrale St.-Jean bemerkenswerth, die 1528 begonnen, aber unvollendet geblieben und im Innern überreich decorirt ist. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben die Handelsbörse oder Loge (span. Lonja), das Rathhaus aus dem 13. Jahrh., aber 1692 umgebaut, der Justizpalast und die Präfectur, beide in neuerer Zeit errichtet, die 8000 Mann fassende Kaserne am großen Waffenplatz und das Gebäude der 1349 von Peter von Aragonien gestifteten, zur Zeit der Revolution eingegangenen Universität, in welchem sich jetzt das naturhistor. Museum, die Bildergalerie und die Bibliothek der Stadt befinden. Der Felsen, auf welchem die obere Stadt liegt, beherrscht eine herrliche Ebene, die im Westen von dem schneebedeckten Canigou, im Norden von den Corbières, im Osten vom Meer und im Süden von der über den Col de Pertuis nach Catalonien führenden Pyrenäenstraße

begrenzt wird, und in welcher die Orangen auf freiem Felde wachsen, die Olivenbäume Gärten bilden. P. zählt (1861) 23462 E., ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Albi, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, eines Arbeiterschiedsgerichts und einer Ackerbaukammer sowie Hauptort der 11. Militärdivision. Die Stadt besitzt ein Priester-, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, ein Communaleollège, unentgeltliche Curse für Physik, Chemie, Zeichenkunst, Mechanik, Architektur, Musik und Accouchement, mehrere gelehrte Gesellschaften und wohlthätige Anstalten. Man baut gute rothe Tischweine, Oliven, Gemüse und Gartenfrüchte aller Art, zieht Merinos und Seidenwürmer, unterhält Destillationen, Ziegelbrennereien, Färbereien und Lohgerbereien sowie Getreidemühlen. Außerdem besteht Fabrikation in Korkpropfen, Twist, Tuch und andern Wollstoffen, Spielkarten, Chocolade, Hüten, Seife, landwirthschaftlichen Instrumenten u. s. w. Der Handel mit Roussillonweinen, Spirituosen, Oel, Wolle, Seide, Getreide, Honig, Schaffellen, Eisenwaaren und den eigenen Erzeugnissen ist bedeutend.

Perrault (Charles), franz. Dichter, geb. 12. Jan. 1628 zu Paris, widmete sich, nachdem er seiner Beschäftigung als Advocat entsagt, ausschließend der Literatur. Als Colbert 1664 die franz. Kunstakademie ins Leben rief, zog er P. vielfach zu Rathe, machte ihn sodann zum Bibliothekar bei derselben und beförderte ihn in der Folge zum Generalcontroleur der königl. Bauten. 1671 wurde P. Mitglied der Französischen Akademie. Er starb 16. Mai 1703. Seine epischen Gedichte, wie «St.-Paulin» und «Le siècle de Louis-le-Grand», sind nur noch aus Boileau's Satiren bekannt. Letzteres Gedicht, welches P. 1687 in der Akademie vorlas, erweckte den kritischen Streit über den Vorrang der Alten und Neuern. P. hatte die Alten gegen die Neuern, worunter er die Franzosen verstand, herabgesetzt, und da sich Boileau, Racine, Huet, die gelehrte Frau Dacier zu Vertheidigern der gelehrten Tradition aufwarfen, so suchte er seine Meinung in einem umfassenden prosaischen Werke «Parallèle des anciens et des modernes» (4 Bde., Par. 1688—96) fester zu begründen. Eine tiefere Erfassung des Unterschieds der classischen und modernen Elemente findet sich aber weder bei ihm noch bei seinen Anhängern Houdart de Lamotte, St.-Evremond, Fontenelle u. a. Das Beste, was aus seiner Feder geflossen, sind die «Contes de ma mère l'Oye» (Par. 1697), obgleich in denselben die Volkserzählung durch manche Geschmacklosigkeit getrübt ist. Zu erwähnen sind noch «Éloges des hommes illustres du 17me siècle» (2 Bde., Par. 1696—1700) und seine brauchbaren «Mémoires» (Par. 1759). Eine Auswahl seiner Schriften veranstaltete Collin de Plancy (Par. 1828). P. hatte noch drei Brüder, unter denen Claude P., geb. 1613, der berühmteste ist. Er war erst Arzt und wurde dann Baumeister. Nach seinen Zeichnungen ist die Façade des Louvre und Observatorium erbaut. Er starb 9. Oct. 1688. Von seinen schätzbaren Kenntnissen gab er Beweise in der franz. Uebersetzung des Vitruvius (Par. 1673 und 1684) sowie in den «Essais de physique» (2 Bde.), worin sich die berühmte «Mécanique des animaux» befindet. Auch er war, wie sein Bruder, den Pfeilen der Boileau'schen Satire ausgesetzt. Die beiden andern Brüder hießen Pierre P. (geb. um 1608, gest. 1680) und Nicolas P. (geb. 1611, gest. 1661). Der erstere bekleidete die Stelle eines Generaleinnehmers der Finanzen und hat in seinen «Oeuvres de physique et de mécanique» (Leyd. 1721) einige wissenschaftliche Versuche hinterlassen, während der letztere, der an den ersten dichterischen Leistungen seines Bruders Charles einigen Antheil nahm, zu den 70 Doctoren gehörte, die wegen ihrer Parteinahme für Arnauld von der Sorbonne ausgeschlossen wurden.

Perrüke, ein erst im Laufe des 17. Jahrh. aus dem Französischen ins Deutsche gelangtes Wort (ital. perruca oder parruca, span. peluca, eine derivative Weiterbildung aus dem lat. pilus, Haupthaar), welches in Frankreich in seiner gegenwärtigen Bedeutung (Haarhaube, Haaraufsatz) zuerst von Coquillart (Ende des 15. Jahrh.) gebraucht worden sein soll. Was die Sache betrifft, so war der Gebrauch fremder Haare zur Bedeckung des Kopfs wol schon allen Culturvölkern des Alterthums bekannt, wenn auch nur für den Zweck, einen Mangel der Natur zu verheimlichen. Doch trugen schon die Damen der röm. Kaiserzeit zum Schmuck Aufsätze von mancherlei Gestalt, die aus dem blonden Haar german. Frauen gefertigt waren. Vereinzelt gab es wol auch in jenem entarteten Zeitalter Männer, welche dem Beispiele der Frauen folgten. Auch im Mittelalter ist das falsche Haar bei Vornehmen und Reichen nichts Seltenes; immer aber dient es nur die Blöße zu bedecken oder den von Natur kärglich vorhandenen Schmuck des Hauptes aufzubessern. Schon im 13. Jahrh. fertigte man zu diesem Zwecke vollständige P. Zur Zeit der Reformation scheint namentlich Nürnberg in diesem Artikel sich eines gewissen Rufs erfreut zu haben. Herzog Johann von Sachsen bestellte sich 1518 daselbst «ein hübsch

gemacht Haar», und auch Ulrich von Hutten soll eine «Kolbe» von falschem Haar getragen haben. Die Erfindung der noch jetzt gebräuchlichen, durch Treffiren von Haaren zwischen Seidenfäden hergestellten P. soll im Anfange des 17. Jahrh. von dem Haarkünstler Ervais in Paris gemacht worden sein. Bei der damaligen Mode, welche das Haupthaar in natürlichen oder gebrannten Locken auf die Schultern herabfallen ließ, mußte eine Erfindung, welche einen etwa vorhandenen Mangel der Natur leicht und unmerklich zu ersetzen vermochte, bald eine günstige Aufnahme finden. Als Ludwig XIII. um 1625 sich selbst einer P. zu bedienen begann, war der Uebergang vom Bedürfniß zur Mode bald gemacht. Man bediente sich nun der P. ohne Rücksicht auf die vorhandene Kahlheit oder Haarfülle und trug sie eben wie ein anderes Kleidungsstück. Ludwig XIV. zeigte sich in seiner Jugendzeit der neuen Mode nicht günstig. Als sich aber für ihn selbst das Bedürfniß zu einer künstlichen Haartour herausstellte, wandte er sich mit Entschiedenheit der P. zu. 1655 ernannte er auf einmal 48 Hofperruquiers, und im nächsten Jahre errichtete er eine Zunft von 200 derselben für Paris und Umgegend. Von jetzt an war der P., die sich unter Ludwig XIV. zur Allongeperrüke (s. d.) gestaltete, die unbedingte Herrschaft in der ganzen modischen Welt gesichert. Auch in Deutschland folgten die Fürsten alsbald dem Beispiele ihres franz. Vorbildes, und binnen zwei Jahrzehnten hatte sich die neue Mode hier bis in die bürgerlichen Schichten hinab verbreitet. Nur die Geistlichkeit sträubte sich bis gegen Ende des 17. Jahrh. heftig dagegen, fügte sich aber seitdem und hielt nun an der künstlerischen Haartracht, die allmählich in den Geruch der Altehrwürdigkeit gekommen, starr das ganze 18. Jahrh. hindurch fest, obschon dieselbe bei Adel und Bürgerschaft seit etwa 1720 dem Zopf und Haarbeutel (erst Zopfperrüke, dann meist zopfartig frisirtes Eigenhaar) hatte weichen müssen. Das Zeitalter des Zopfs wird gewöhnlich von 1720—1805 gerechnet; doch schon vorher, seit der Französischen Revolution, war die künstliche Haartour aus der Mode verschwunden. Nur gegen Ende des 18. Jahrh. kamen, allein nur auf sehr kurze Zeit, die Damenperrüken nach dem Muster derer aus der röm. Kaiserzeit in Aufnahme. Gegenwärtig werden P., deren bis zur täuschendsten Natürlichkeit vervollkommnete Herstellung zu einem nicht unbedeutenden Industriezweige in Paris und andern, auch deutschen Großstädten erwachsen ist, nur noch zur Verdeckung der Kahlköpfigkeit getragen. Vgl. Nicolai, «Ueber den Gebrauch der falschen Haare und P.» (Berl. 1801).

Perrükenbaum, s. Rhus.

Perry (Matthew Calbraith), ein durch seine Expedition nach Japan bekannt gewordener amerik. Seemann, geb. 1795 zu South-Kingston im Staate Rhode-Island, trat früh in die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten, focht in dem Kriege von 1812—14 gegen England und stieg 1837 zum Kapitän. Während des mexic. Kriegs befehligte er das amerik. Geschwader im Golf von Mexico, mit welchem er die Häfen blokirte und sämmtliche Küstenfestungen einnahm. Die Energie und Geschicklichkeit, die er bei diesen Operationen an den Tag legte, wurden Veranlassung, daß ihm 1852 die Leitung der Expedition übertragen ward, welche das Inselreich Japan dem Handel Amerikas und der civilisirten Welt öffnen sollte. Die Marine der Republik befand sich damals in nichts weniger als glänzenden Umständen, und als P., der zugleich die Functionen eines Oberbefehlshabers und bevollmächtigten Ministers bekleidete, 7. April 1853 auf seinem Flaggenschiff Mississippi in Hongkong anlangte, sah er sich an der Spitze von nur fünf Fahrzeugen, deren Zustand zum Theil nicht der beste war. Mit so schwachen Kräften mußte P. sich der ihm anvertrauten schwierigen Aufgabe unterziehen. Nachdem er die Lieu-kieu-Inseln besucht, ankerte er 8. Juli in der Bai von Jeddo. Hier überreichte er den japan. Beamten das Schreiben des Präsidenten an den Taikun und stach 17. Juli wieder in See, mit dem Versprechen, die Antwort auf die von seiner Regierung gemachten Vorschläge im Frühjahre einzuholen. Sein festes Auftreten hatte den Insulanern imponirt, und als er mit seinem unterdessen auf 10 Schiffe angewachsenen Geschwader 13. Febr. 1854 abermals vor Jeddo erschien, gelang es ihm nach mehrwöchentlichen, von ihm mit ebenso viel Entschiedenheit als Mäßigung und Umsicht geführten Verhandlungen, 31. März den Vertrag von Kanagawa zu schließen, durch welchen den Amerikanern die Häfen von Simoda und Hakodade geöffnet, ihren Kaufleuten freier Handelsverkehr gestattet und ihnen alle Privilegien und Vortheile eingeräumt wurden, die künftighin andern Nationen bewilligt werden könnten. So war die 200jährige Isolirungspolitik des argwöhnischen Inselvolks durch die Festigkeit und Klugheit P.'s überwunden worden; er hatte zuerst eine Bahn betreten, auf der ihm seitdem die meisten seefahrenden Staaten Europas gefolgt sind. Er starb zu Neuyork 4. März 1858. Der Bericht über seine Expedition ward nach den Aufzeichnungen P.'s auf Kosten der amerik. Regierung herausgegeben (5 Bde., Washington 1856—60).

Perſano (Carlo, Graf Pellion di), ital. Admiral, geb. 11. März 1806 zu Vercelli aus alter piemonteſ. Familie, trat im Alter von 18 J. als Cadet in die ſardin. Marine, in der er verhältnißmäßig raſch avancirte. 1841 war er Kapitän und Schiffscommandant. Im folgenden Jahre befehligte er die Brigg Tridano auf einer Expedition im Stillen Meere. Auf der Flotte galt er mehr als leichtfertiger denn als wirklich tüchtiger Seemann. Als er 1851 die nach London für die Ausſtellung beſtimmten ſardin. Erzeugniſſe transportirte, verſchmähte er für die Einfahrt in die Themſe die Annahme eines Lootſen, was ihm, da er ſein Schiff nur unnöthigen Gefahren ausſetzte, ſeitens der Sachverſtändigen Tadel zuzog. Wie wenig ſeine Kraftſtücke ſeiner Geſchicklichkeit entſprachen, bewies er auch auf einer Fahrt des Königs längs der ſardin. Küſte, wobei er denſelben ernſtlicher Gefahr ausſetzte. Nachdem er während des Kriegs von 1859 das Schiff Karl Albert befehligt, das zu dem unter Toloſana bei der Inſel Luſino verſammelten Geſchwader gehörte, wurde er 7. Oct. deſſelben Jahres zum Contreadmiral ernannt. Im folgenden Frühjahre kreuzte er, ohne Zweifel mit geheimen Inſtructionen des Grafen Cavour verſehen, im Mittelmeere, um eine Ueberraſchung der von Genua nach Sicilien überſetzenden Freiſcharen ſeitens der neapolit. Flotte zu hindern. Im Herbſte 1860 zum Viceadmiral befördert, befehligte P. die ſardin. Flotte vor Ancona und dann vor Gaëta. Bald darauf fandten ihn die Wähler des Kriegshafens La Spezia als ihren Abgeordneten in das erſte ital. Parlament. Im März 1862 wurde er in das von Rattazzi gebildete Cabinet berufen und verwaltete das Miniſterium der Marine bis zum Falle des Cabinets (8. Dec. 1862), nicht ohne ſich ſelbſt noch vor ſeinem Rücktritte die höchſte Stelle, den Rang des Admirals, zu verleihen. Mit dieſer Stellung verband er ſeit 1865 die Würde eines Senators. In Ausſicht des früher oder ſpäter zu erwartenden Kampfes um den Beſitz Venetiens hatte die ital. Regierung unter großen Opfern in wenigen Jahren der Flotte eine ſolche Entwickelung zu geben geſucht, die, der öſterreichiſchen bei weitem überlegen, der Flagge Italiens für immer die Herrſchaft im Adriatiſchen Meere ſichern ſollte. Die Führung über dieſe anſehnliche Seemacht ſchien im Falle des Kriegs natürlich dem oberſten Marineoffizier zuzukommen, und ſo wurde P. im Mai 1866 zum Oberbefehlshaber der in Tarent ſich ſammelnden Flotte ernannt. Allein die Thaten dieſer Kriegsmacht entſprachen nicht den gehegten Erwartungen. P. verzögerte zuerſt lange die Fahrt der Flotte von Tarent nach Ancona. Obwol er über 34 Schiffe verfügte, nahm er doch hier, trotz der Begeiſterung ſeiner Mannſchaft, die ihm 27. Juni von der aus 13 oder 14 Schiffen beſtehenden öſterr. Flotte angebotene Herausforderung nicht an, ſondern blieb bis zum 8. Juli unthätig in Ancona liegen. Erſt auf wiederholtes Drängen des Marineminiſters Depretis verließ er den Hafen, aber nur um fünf Tage lang zwecklos und mit gefliſſentlicher Vermeidung der öſterr. Küſte und Flotte im Adriotiſchen Meere zu kreuzen. Auf ausdrücklichen Befehl aus dem ital. Hauptquartier verließ er endlich 16. Juli aufs neue Ancona, um ſich der an der dalmat. Küſte gelegenen, von den Oeſterreichern wohlbefeſtigten Inſel Liſſa zu bemächtigen. Das 18. Juli begonnene, 19. fortgeſetzte Bombardement der feindlichen Werke hatte keinen Erfolg, und P., obwol rechtzeitig unterrichtet, daß der öſterr. Admiral Tegetthoff zum Entſatze der Inſel herbeieile, befahl einen Landungsverſuch. Dieſe und andere mindeſtens ungeſchickte Maßnahmen hatten keinen andern Erfolg, als daß die ital. Flotte, ſtatt 20. Juli für den Kampf vorbereitet zu ſein, vielmehr durch den Feind überraſcht wurde. Ueberdies verließ P. angeſichts des Feindes aus unbekannten Gründen das Admiralſchiff Re d'Italia und beſtieg den kurz vorher zur Flotte geſtoßenen Monitor Affondatore, wodurch er nicht nur die Bildung der Schlachtlinie verzögerte, ſondern auch geradezu eine planmäßige Führung der von ſeiner Abſicht nicht vorher unterrichteten Flotte unmöglich machte. Dabei hinderte er ſogar den Affondatore, an der Schlacht thätigen Antheil zu nehmen. Unter ſolchen Umſtänden konnte der Ausgang des Kampfes für die Italiener nur unglücklich ausfallen. (S. Liſſa.) Trotz ihrer materiellen Ueberlegenheit verlor die ital. Flotte zwei Schiffe, den Re d'Italia und den Paleſtro, und mußte den Angriff auf Liſſa aufgeben. Am Abend ging ſie nach Ancona zurück. Dieſer Miserfolg zur See, den weder die Regierung noch das Volk erwartet, rief einen Sturm von Anklagen gegen den Admiral hervor, und die Regierung ſah ſich veranlaßt, über das Verhalten P.'s eine Unterſuchung zu verhängen, die dieſer auch forderte. Da P. Senator war, ſo kam die Angelegenheit nicht vor das Kriegsgericht, ſondern verfaſſungsmäßig vor den Senat zur ſchließlichen Entſcheidung. Eine Menge Zeugen mußten abgehört werden, und die Unterſuchung zog ſich lange hinaus. Erſt Ende Jan. 1867 entſchied der Senat, als Anklagekammer, mit geringer Majorität, daß die Anklage wegen Feigheit unbegründet, dagegen mit 83 gegen 48

Stimmen, daß ihr wegen Ungehorſams und, mit 116 gegen 15 Stimmen, auch wegen Ungeſchicktheit und Fahrläſſigkeit Statt zu geben ſei. Zugleich wurde P., der bisher in Unterſuchungshaft geſeſſen, auf freien Fuß geſetzt. Die Anklage wegen Hochverraths hatte das öffentliche Miniſterium ſelbſt fallen laſſen. Am 1. April begannen die öffentlichen Schlußverhandlungen, die 14 Tage dauerten. P. ſuchte in ſeiner Vertheidigung, die er zum Theil ſelbſt führte, die Schuld ſeiner Miserfolge theils auf die mangelhafte Ausrüſtung der Flotte, theils auf das Verhalten ſeiner Untergebenen zu werfen. Allein der Senat verurtheilte 15. April mit überwiegender Majorität den Angeklagten wegen Fahrläſſigkeit, Ungeſchicktheit und Ungehorſams zur Amtsentſetzung, zum Verluſte des Admiralranges und zur Tragung der Koſten des Proceſſes. Die öffentliche Meinung Italiens, wenn ſie auch P. nicht für den einzigen Schuldigen an der Niederlage von Liſſa hielt, fand das Urtheil des Senats eher zu milde als zu ſtreng.

Perſephone, ſ. Proſerpina.

Perſepŏlis, einſt die Hauptſtadt des Perſerreichs und Nekropole der Könige, lag unweit des Fluſſes Araxes, unter 30° nördl. Br. und 70¾° öſtl. L. Wahrſcheinlich ſchon in älterer Zeit unter dem Namen Stakhra bekannt, wurde ſie von Darius I. zur Reſidenz erhoben (gegen 515) und hieß ſeitdem auch Pârça, welches die Griechen in Perſa und P. (Perſerſtadt) nachbildeten. Darius gründete hier den prachtvollſten Palaſt des Perſerreichs, dem Xerxes und die Artaxerxes Theile hinzufügten. Nach der Schlacht bei Arbela (330) wurde der Palaſt von Alexander, wie man ſagt, auf Antrieb der Buhlerin Thais angezündet. Die Stadt nahm ſeitdem wieder ihren alten Namen Iſtakhr an, mit dem ſie auch in der ganzen mohammed. Zeit erſcheint. Die prachtvollen Ruinen des Achämenidenpalaſtes ſind heute unter dem Namen Tſchil-minâr (40 Säulen) und Takht-i-Djemſchid (Djemſchid's Thron) bekannt. Zu P. gehört auch die Nekropole, heute Nakſch-i-Ruſtam. Mehrere Meilen nördlich von P. befand ſich Paſargada (heute Mürghab, altperſ. Paiſiyauvâda) mit dem Grabe des Cyrus. Die Ruinen enthalten dreiſprachige Keilinſchriften, in altperſ., medoſeyth. und aſſyr. Sprache. Die Ruinen von P. finden ſich in den Reiſewerken von Niebuhr, Ker Porter, Rich u. ſ. w. beſchrieben.

Perſeus, der Sohn des Zeus und der Danaë und der Enkel des Akriſios, ein argiviſcher Heros, kam mit ſeiner Mutter unter des Zeus Schutz auf die Inſel Seriphos, eine der Cykladen, wo Polydektes herrſchte. Um den zum Jünglinge gereiften P. zu beſeitigen, entſendete ihn Polydektes zu den Gorgonen, um das Haupt der Meduſa (ſ. Gorgo) zu holen, was er angeblich der Hippodameia als Brautgeſchenk verehren wollte. P. machte ſich auf den Weg unter dem Beiſtande des Hermes und der Pallas, ging aber zuerſt zu den Gräen, den Schweſtern der Gorgonen, nahm dieſen ihren Zahn und ihr Auge, deren ſie ſich gemeinſchaftlich abwechſelnd bedienten, und gab ſie ihnen nicht eher zurück, als bis ſie ihn zu den Nymphen führten, welche im Beſitz der Mittel waren, deren er zu ſeinem Vorhaben bedurfte. Dieſe beſtanden in geflügelten Sohlen, einem Beutel und des Aïdes unſichtbar machendem Helme; außerdem erhielt er von Hermes oder Hephäſtos die Harpe oder Sichel und von Athene einen Spiegel. So ausgerüſtet kam er zu den Gorgonen, die er ſchlafend fand. Abwärts gekehrt hieb er der Meduſa das Haupt ab, indem er ihr Bild im Spiegel erblickte. Sogleich ſteckte er das furchtbare Haupt in den Beutel und floh. Auf der Rückreiſe kam er auch nach Aethiopien, wo er die Andromeda (ſ. d.) befreite und heirathete. Mit ihr kehrte er nach Seriphos zurück und befreite daſelbſt ſeine Mutter von des Polydektes Liebesverfolgungen, indem er ihn und ſeine Genoſſen, nach Pindar die ganze Inſel in Stein verwandelte. Die Flügelſohlen, den Beutel und den Helm gab er nun dem Hermes, der ſie den Nymphen und dem Aïdes wieder zuſtellte, zurück; das Haupt der Meduſa aber erhielt Athene, die es in die Mitte ihres Schildes oder ihres Harniſches ſetzte. Hierauf begab er ſich mit Danaë und Andromeda nach Argos zu Akriſios, dieſer aber entfloh nach Theſſalien. Die ihm zugefallene Herrſchaft über Argos vertauſchte er an Megapenthes gegen Tiryntb und gründete dann Mideia und Mycenä. Mit Andromeda zeugte er den Perſes, den er bei Kepheus in Aethiopien zurückließ, Alkäos, Sthenelos, Heleios, Meſtor, Elektryon und die Gorgophone. Nach ſeinem Tode wurde er an mehrern Orten als Heros verehrt, nach Herodot auch zu Chemmis in Aegypten, und als Gorgotödter unter die Sterne verſetzt. Von ſeiten der Kunſt wird er in Körperbildung und Coſtüm dem Hermes ähnlich dargeſtellt.

Perſeus, der letzte König von Macedonien, ein unehelicher Sohn Philipp's III., folgte 171 v. Chr. ſeinem Vater in der Regierung und ſetzte die von demſelben bereits begonnenen Rüſtungen gegen Rom fort, um die alten Grenzen des Reichs wieder zu gewinnen. Für dieſen Zweck ſuchte er auch Verbindungen mit den Griechen, Thraziern, Illyrern und andern Völkern anzuknüpfen; allein ſeine Unentſchloſſenheit, Habſucht und Grauſamkeit ſtanden einem raſchen

und günſtigen Zuſammenwirken im Wege. Als der liſtige König Eumenes von Pergamum den Plan des P. dem röm. Senate verrathen hatte, ſchickte letzterer ein Heer ihm entgegen. Die erſten drei Feldzüge blieben unentſchieden, bis endlich Lucius Aemilius Paulus den Oberbefehl über die röm. Truppen übernahm und durch einen einſtündigen Kampf bei Pydna 168 v. Chr. die Unterwerfung Macedoniens vollendete. P. ſelbſt floh gleich bei Beginn der Schlacht nach Samothrake, mußte ſich aber bald darauf den Römern ergeben und ſtarb nach einigen Jahren in der Gefangenſchaft zu Alba.

Perſien, im weitern Sinne, oder **Iran** (ſ. d.), begreift das große, einen Flächenraum von 46400 Q.-M. einnehmende Plateau Vorderaſiens, das, im N. vom Tiefland von Turan, dem Kaſpiſchen Meer und den Kaukaſusländern, im W. von Armenien und den Tigrisländern, im S. vom Perſiſchen Meerbuſen und dem Arabiſchen Meere, im O. aber von Vorderindien begrenzt, eine einzige zuſammenhängende Hochfläche bildet, die ringsherum an ihren Rändern von Gebirgen umſäumt wird. Auf der Nordoſtgrenze derſelben bildet der Gebirgsſtock des Hindukuh (ſ. d.) oder Indiſchen Kaukaſus die Markſcheide des Plateau von dem damit zuſammenhängenden Hochlande Hinteraſiens. Das Gebirge iſt ein Alpengebirge, das in ſeinen 14—20000 F. hohen Gipfeln die Grenzen des ewigen Schnees überragt, ſüdlich bis zum Thale des dem Indus zufließenden Kabul, der Hauptpaſſage von Indien nach P., nördlich aber zum obern Oxus und Alpenlande Turkeſtan reicht und ſo in einer Breite von 60 M. die Tiefebenen Hindoſtans von denen Turans durch rauhe, wilde, unüberſteigliche Gebirgswälle gerade auf dem Punkte trennt, wo ſie einander am nächſten gerückt ſind. Außer dieſem Verbindungsgliede zwiſchen den Plateaux von Hinter- und Vorderaſien haben die Gebirge P.s ſämmtlich den Charakter von Rand- und Kettengebirgen. So beſteht im Weſten vom Hindukuh der Nordrand des perſ. Plateau aus dem im Vergleich zum Hindukuh niedrigen Paropamiſus oder dem kahlen Berglande von Guriſtan, welches aus drei in ſüdweſtl. Hauptrichtung ſtreichenden Gebirgszügen gebildet wird, die, je mehr ſie ſich nach Weſten verlängern, deſto niedriger werden, ſodaß dieſes Randgebirge in Khoraſan mehr nur den Charakter eines ſteilen Abfalls des Plateau zum Tiefſande von Turan als den einer eigentlichen Gebirgskette trägt. Weiter nach Weſten, an der Südoſtecke des Kaſpiſchen Meeres, erhebt ſich dieſes Randgebirge wieder in der wilden, hohen, dichtbewaldeten Bergkette des **Albors** oder **Elburs**, welche, längs der Südküſte des Kaſpiſchen Meeres ſich hinziehend, ſteil gegen dieſes, ſanfter aber gegen die innere Hochfläche des perſ. Plateau abfällt, eine Menge hoher, kegelförmiger Gipfel trägt, darunter den Vulkan **Demavend** mit 17325 F. Höhe, und an der Südweſtſeite des Kaſpiſchen Meeres mit den Gebirgen der Alpenlandſchaft Aſerbeidſchan (ſ. d.) ſich verbindet, die das perſ. Plateau nach Nordweſten, wo es in das armeniſche übergeht, begrenzen und ſchließen. Der Oſtrand des perſ. Plateau wird vom ind.-perſ. Grenzgebirge gebildet, einem aus mehrern dicht nebeneinanderliegenden Parallelketten beſtehenden, im 12800 F. hohen Takt-i-Suleiman oder Salomonsthron kulminirenden Gebirgszuge, der ſich vom Hindukuh aus ſüdwärts längs des Indus durch Afghaniſtan (ſ. d.) und Beludſchiſtan (ſ. d.) bis zum Meere zieht, oſtwärts gegen dieſen Fluß ungemein ſchroff, weſtwärts dagegen nach der innern Scheitelfläche des Plateau ſanfter und mit einer Menge Verzweigungen ſich abdacht und in der Hochterraſſe von Kelat zu einer Alpenlandſchaft von angeblich 6000 F. mittlerer Höhe mit Gipfeln, die bis zu 12000 F. anſteigen, ſich erhebt. Ebenſo abgeſchloſſen erſcheint die Hochfläche Perſiens auf ihrer Südſeite; denn der Gebirgsrand, der ſie vom Meere trennt, beſteht ebenfalls aus mehrern parallelen, terraſſenförmig hintereinander aufſteigenden Ketten, denen ein gemeinſchaftlicher Name fehlt. Charakteriſtiſch ſind die zwiſchen ihnen ebenſo terraſſenartig übereinanderliegenden parallelen Längenthäler, die nur mittels beſchwerlicher Engpäſſe zugänglich ſind, indem auf der ganzen, 200 M. langen Strecke dieſes Südrandes kein einziger Fluß von Bedeutung mündet, kein einziges Querthal dieſe Gebirgsmauern durchbricht, die gegen das Arabiſche Meer und den Perſiſchen Meerbuſen ſteil abfallen. Ganz in demſelben Charakter bleibt dieſes Gebirgsſyſtem, nachdem es am Perſiſchen Meerbuſen eine nordweſtl. Richtung genommen und als **Zagrosgebirge** die Tiefebenen der Euphrat- und Tigrisländer von der perſ. Hochfläche im Oſten ſcheidend, zuletzt in ſeiner nordweſtlichſten Fortſetzung in das Alpengebirge von Kurdiſtan (ſ. d.) übergeht, das hinwiederum mit den obenerwähnten Hochgebirgen von Aſerbeidſchan ein Ganzes bildet, indem auf dieſe Weiſe die Gebirgszüge des Nord- und des Südrandes des perſ. Plateau ſich verflechten. Der Rücken des letztern innerhalb der genannten Randgebirge beſteht aus weiten Hochebenen, die einen flachen Keſſel bilden, indem ihr Niveau in der Mitte nur 2—3000 F. hoch iſt, während es nach den Rändern zu ſich mehr

erhebt. Die Mitte dieſer Scheitelfläche P.s beſteht aus einer von verſchiedenen Oaſen unterbrochenen Stein- und Kiesfläche, die eine nur hier und da von Salzpflanzen bekleidete und lediglich von einigen ſalzigen Lachen und Moräſten bewäſſerte große Salzwüſte bildet, die ſich von 69° öſtl. L. bis zum Hamûn- oder Zarehſee um 78° öſtl. L. erſtreckt, hier aber in eine Sandwüſte verwandelt, welche ſich aſtwärts bis in die Nähe von Kandahar, ſüdwärts aber bis zum nördl. Beludſchiſtan ausdehnt. Die wenigen Flüſſe oder Flüßchen dieſer Scheitelfläche, die in den umgebenden Randgebirgen entſpringen, und von denen keiner von Bedeutung iſt, endigen in der Wüſte in Landſeen oder Moräſten; ſo ſelbſt der bedeutendſte unter ihnen, der Hilmend in Afghaniſtan, der in den Hamûnſee fällt. Auch in ſeinen übrigen Theilen hat das Plateau von Iran keine bedeutenden Flüſſe aufzuweiſen. Die anſehnlichſten ſind noch der Araxes, der auf einer Strecke die Grenze zwiſchen P. und Rußland bildet und dann in den Kur fällt; ferner der Kiſil-Oſen, Küſül-Uſen oder Sefidrud, der, aus den Gebirgen Kurdiſtans und Aſerbeidſchans kommend, unweit Reſcht ins Kaſpiſche Meer fließt; dann der Kerkhah oder Strom von Hawiſa und der Karun oder Kuran mit dem Diſful und Dſcherrahi, die, vom Zagrosgebirge kommend, in den Schat-el-Arab ſich ergießen; endlich der Kabul, der aus Afghaniſtan kommt und in den Indus fließt. Von den Landſeen ſind der ſalzige Schahi- oder See von Urumia (81,6 Q.-M.) in Aſerbeidſchan und der erwähnte Hamûnſee (75 Q.-M.) die bedeutendſten.

Hinſichtlich des Klimas ſind in P. drei Abſtufungen zu unterſcheiden: Germaſir oder das heiße, dürre Klima des Küſtenſaums am Perſiſchen Meerbuſen und Arabiſchen Meere; Sirhad oder das kältere, ebenfalls trockene der Scheitelfläche des Plateau, und das zwiſchen beiden liegende glückliche Klima der Thäler und Terraſſen der Randgebirge. Das erſtere iſt, obwol außerhalb der Wendekreiſe gelegen und deshalb der Tropenregen entbehrend, ſeiner Hitze nach ein echt tropiſches, das an gewiſſen Punkten eine Sommerhitze gleich der des Innern Afrikas zeigt, dabei auch durch ſeine Ungeſundheit verrufen iſt. Das andere iſt merkwürdig durch die unendliche Trockenheit ſeiner Atmoſphäre bei einem ſtets heitern und reinen, wolkenleeren Himmel, durch die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten, die glühende Tages- und Sommerhitze und ebenmäßige Nacht- und Winterkälte; denn wegen ihrer Erhebung iſt die Scheitelfläche P.s nicht ohne winterlichen Schneefall, obſchon ſie im Klimagürtel der Südfrüchte und der immergrünen Bäume liegt. Dieſe Boden- und klimatiſche Beſchaffenheit bewirkt, daß P. im allgemeinen zu den trockenſten und dürrſten Culturländern der Erde gerechnet werden muß. Mit wenigen Ausnahmen ſind alle Gebirge wald-, ja faſt baumlos und nach vegetationsärmer die Ebenen. Die nächſte Folge dieſer Trockenheit iſt, daß die Bewäſſerung des Landes höchſt dürftig und nur in den Gebirgen und den benachbarten Gegenden wenige Flüſſe und Flüßchen gefunden werden. Die andere Folge iſt aber die, daß nichts ohne künſtliche Bewäſſerung gedeiht, daß nur diejenigen Theile P.s anbaufähig ſind, welche bewäſſert werden können, während das übrige nur Steppe und Weideland oder gar Wüſte iſt. Daher die Wichtigkeit der Bewäſſerungsanlagen für ganz P., die ſonſt im ausgedehnteſten Maßſtabe in Ausführung gebracht waren, jetzt aber mit dem politiſch-ſocialen Verfall dieſer Länder ebenfalls immer mehr in Verfall gerathen ſind. Da ſich dieſe Bewäſſerungen nur da finden, wo es Bäche und Flüſſe gibt, alſo in den Thälern und Terraſſen der Randgebirge ſowie zum Theil in dem Landſtriche, welcher, die innere Wüſte umgebend, den innern Fuß dieſer Randgebirge umſäumt, ſo iſt bebautes Land auch nur hier zu ſuchen. Am meiſten iſt dies in jenen Terraſſen und Thälern der Fall, wo natürliche Bewäſſerung und Cultur zuſammentreffen, und wo deshalb die Vegetation die ganze Pracht des ſüdl. Himmelſtrichs entfaltet. Steigt man von den kahlen Hochflächen ſüdwärts hinab, ſo gelangt man in den ſonſt kahlen Gebirgen in iſolirte fruchtreiche Paradieſe, in denen der Weizen noch bei 4000, die Orange noch bei 3000 F. Höhe gedeiht, wo Obſthaine mit Myrtenwaldungen, Weingärten und Gehölzen wechſeln, in welchen Roſen und Südfruchtbäume hochſtämmig wie Waldbäume emporwachſen. Weniger iſt dies ſchon der Fall in dem erwähnten ſteppenartigen, die innere Wüſte umgebenden Landſtrich, der mehr zu Weiden und nur an den Ufern der vom Gebirge herabkommenden Flüſſe zum Ackerbau benutzt wird, am wenigſten aber in den in der Wüſte bei Quellen vorkommenden Oaſen. Dieſer Natureigenthümlichkeit entſpricht auch die Thierwelt des Landes. Das Kamel und das Pferd ſpielen hier dieſelbe wichtige Rolle wie in Arabien. Zu den wilden Thieren, welche dort die Wüſte beleben, der Gazelle, dem Löwen, der Hyäne, dem Schakal u. ſ. w., geſellen ſich hier noch der die tropiſche Hitze meidende Bär und der Büffel, und wandernde Heuſchrecken verwandeln auch hier die wenigen Culturgegenden zuweilen in Wüſten. Eine Ausnahme von dieſem allgemeinen Charakter der perſ. Natur machen die Gebirgsgegenden des Hindukuh im Nordoſten und Aſerbeidſchans und Kurdiſtans im Nordweſten des Plateau ſowie der Landſtrich, der ſich

längs der Südküſte des Kaspiſchen Meeres zwiſchen dieſem und dem Kamme des Elbursgebirgs hin erſtreckt. Jene Gebirge tragen ganz den Charakter alpinen Klimas und alpiner Vegetation; insbeſondere haben die Gebirge Aſerbeidſchans ein ſehr europ. Gepräge, mit europ. Waldbäumen und europ. Alpenweiden. Das Land zwiſchen dem Elburs und dem Kaspiſchen Meere aber iſt ausgezeichnet durch den reichlichen Niederſchlag, der infolge der Nähe dieſes großen Binnenmeeres das ganze Jahr hindurch fällt. Darum findet man hier auch eine üppige, ſaftvolle Vegetation, wie ſonſt nirgends in ganz P. Hier ſind die Hänge des Gebirgs mit dichten Waldungen bedeckt, und an ihrem Fuße, in den Thälern, gedeihen überall, wo Ackerbau getrieben wird, die Rebe, der Maulbeerbaum zur Seidenzucht, Südfrüchte u. ſ. w. neben Feldern von Reis, Mais und Weizen. Am 17325 F. hohen Demawend liegt die Schneegrenze in 13200, die Baumgrenze in 7975, die Getreidegrenze in 6750, der höchſte bewohnte Ort in 8500 F. Höhe.

In hiſtor.-polit. Hinſicht zerfällt P. in zwei Haupttheile, in Oſtiran oder Herat (ſ. d.), Afghaniſtan (ſ. d.) und Beludſchiſtan (ſ. d.), und Weſtiran oder das Perſiſche Reich im engern Sinne. Dieſes begreift, mit Ausnahme des dem Imam von Maskat (ſ. d.) zugehörigen Küſtenſtrichs am Perſiſchen Meerbuſen, den ganzen Theil des Plateau weſtlich vom Hamûnſee und wird im N. von den transkaukaſ. Provinzen Rußlands, vom Kaspiſchen Meere, von dem Tieflande von Turan, im O. von Afghaniſtan und Beludſchiſtan, im S. vom Perſiſchen Golf und Arabiſchen Meere und im W. von den türk. Euphrat- und Tigrisländern begrenzt. Es hat einen Flächeninhalt von 26450 Q.-M. und enthält eine Bevölkerung von wahrſcheinlich nur 5 Mill. Seelen. Das Reich zerfällt in elf wieder in Balluks oder Diſtricte eingetheilte Provinzen oder Beglerbegſchaften: Irak oder Irak-Adſchemi, etwa in der Mitte; Aſerbeidſchan im Nordweſten; Kurdiſtan im Weſten; Khuſiſtan mit Luriſtan im Südweſten; Fars oder Farſiſtan mit Lariſtan; Kirman im Süden; Kohiſtan oder Kuhiſtan und Khoraſan im Nordoſten; Taberiſtan, Maſenderan und Gilan im Norden um den Kaspiſee. Die bedeutendſten Städte P.s ſind Teheran (ſ. d.), jetzt die Reſidenz des Schahs, Ispahan (ſ. d.), Tauris (ſ. d.), richtiger Täbris, Kaswin (ſ. d.), Balfruſch (ſ. d.), Meſchhed (ſ. d.) und Jesd (ſ. d.).

Die Bewohner des Landes theilen ſich in zwei Hauptmaſſen, die Tadſchiks und Ihlats. Die Tadſchiks, die mit verſchiedenem fremden Blute vermiſchten Nachkommen der alten Perſer, Meder und Baktrier, bilden, wie in Oſtiran und in Turan, die Hauptmaſſe der ſeßhaften, Ackerbau, Gewerbe und Künſte treibenden Einwohnerſchaft und bekennen ſich zur ſchiitiſchen Glaubensanſicht der Mohammedaner. Auch hier, in ihrem Stammlande, finden wir ſie, wie in jenen Ländern, als Beherrſchte und infolge dieſer langen Knechtung, trotz der vielen Talente, die ſie auszeichnen, trotz ihrer Klugheit, Lebhaftigkeit und Schönheit, im tiefſten moraliſchen Verfall, als ein Volk, deſſen ſchmeichleriſche Falſchheit, Hinterliſt, Rachſucht, Treuloſigkeit und Feigheit in ganz Vorderaſien ſprichwörtlich iſt. Zu ihnen in ſtammlicher Beziehung ſind auch die feueranbetenden Parſen (ſ. d.) oder Gebern zu rechnen, die jedoch eine größere ſtammliche wie ſittliche Reinheit bewahrt haben und in den Provinzen Kirman und Farſiſtan, namentlich aber um Jesd leben; ferner die nomadiſirenden Luren in Khuſiſtan und den angrenzenden Gegenden von Kurdiſtan und Farſiſtan; endlich die Kurden in Kurdiſtan, Aſerbeidſchan und Khoraſan. Ihlats werden die zahlreichen turkoman. Stämme genannt, welche mit ihren Heerden auf den Gebirgsrändern des Landes, namentlich den nördlichen, umherziehen und am zahlreichſten in Maſanderan und Aſerbeidſchan ſind. Nur ausnahmsweiſe betreiben ſie hier und da ſeßhaft Ackerbau oder Gewerbe. Sie bilden, wenn auch nicht ihrer Anzahl nach, ſo doch hinſichtlich ihrer Macht das herrſchende Volk, das die ſeßhaften Tadſchiks unterworfen und ihnen die jetzige Herrſcherdynaſtie gegeben hat, außerdem als entſchiedene Sunniten zu ihnen im confeſſionellen Gegenſatze ſteht. Wie alle Nomadenvölker, leben die Ihlats in großer Unabhängigkeit, und ihre Selbſtändigkeit und kriegeriſche Tapferkeit laſſen ſie nur mit Verachtung auf die geknechteten feigen Tadſchiks herabblicken. Die verſchiedenen Stammhäuptlinge, unter welchen große Eiferſucht herrſcht, leben größtentheils in der Reſidenz. Außer dieſen beiden Hauptmaſſen der Bevölkerung gibt es in P. noch Araber, gegen 200000, die in den ſüdl. Provinzen als Nomaden und Fiſcher leben; ferner eine ziemliche Anzahl Juden, Armenier, hauptſächlich in den nordweſtl. Provinzen, chriſtl. Neſtorianer am Urmiaſee, Zigeuner u. ſ. w.

Die Cultur- und Geſittungsverhältniſſe des Volks anlangend, ſo befindet es ſich faſt durchgängig in demſelben Zuſtande des Verfalls, wie er im allgemeinen in dem ganzen mohammed. Aſien herrſcht. Von der frühern geiſtigen Blüte P.s, die im Mittelalter einen neuen Aufſchwung genommen hatte, ſind kaum noch ſchwache Spuren übrig; ebenſo ſind Künſte, Gewerbe und Ackerbau aufs äußerſte herabgekommen. Die greuelvolle Willkür und die unaufhörlichen

Digitized by Google

Erpreſſungen eines Despotismus, der alle Hülfsquellen vernichtet, um ſich nur momentan in den Beſitz der daraus herfließenden Erzeugniſſe zu ſetzen, hat eine Unſicherheit des Eigenthums herbeigeführt, die jede Verbeſſerung des Grundeigenthums, insbeſondere die ſo mühſame und koſtbare Herſtellung der für den Ackerbau des Landes nöthigen Bewäſſerungsanſtalten unmöglich macht. Dazu ſind die Verkehrswege vernachläſſigt, unſicher und durch die Züge der räuberiſchen Kriegerſcharen verödet. Deſſenungeachtet gibt es noch mehrere Nahrungszweige von Bedeutung, ſo den Seidenbau, den Bau des Reiſes, des Zuckerrohrs, des Weins, der Roſen zur Roſenölbereitung, der Baumwolle und des Tabacks, des Ricinusöls u. ſ. w., die Schaf- und Ziegen-, vornehmlich aber die Pferdezucht, einigen Bergbau auf Eiſen, Kupfer, Schwefel, Türkiſſe und Salzbereitung, endlich Shawl-, Teppich- und Seidenweberei ſowie Waffenverfertigung. Auch der Handel, obwol gegen früher ſehr geſunken, iſt vermöge der günſtigen Lage des Landes, das die hauptſächlichſte Vermittlerin des Karavanenhandels zwiſchen Europa und dem innern Aſien bildet, noch immer von Bedeutung und wird insbeſondere in Abuſchehr, Schiras, Ispahan, Teheran, Kaswin, vorzüglich aber in Tauris (Täbris) betrieben. Die Einfuhr von europ. Waaren hat einen Werth von mehr als 12 Mill. Thlrn. jährlich. Dieſer Vortheil, den P. den europ. Großſtaaten durch den Abſatz auf ſeinen Märkten gewährt, und die Lage des Landes auf der Grenzſcheide zwiſchen den brit. und ruſſ. Beſitzungen in Aſien ſind die Umſtände, durch welche es für Europa ſteigende Wichtigkeit gewinnt.

Die Staatsverfaſſung P.s beruht auf dem gewöhnlichen aſiat. patriarchaliſchen Despotismus und iſt eine reine Willkürherrſchaft, die ihre Schranken nur in den heimlichen, fortwährend gegen ſie im Schwunge befindlichen Ränken oder in der gegen ſie aufſtehenden offenen Gewalt findet. Die unumſchränkte Gewalt iſt in den Händen eines Königs oder Schahs von turkoman. Stamme, der in Teheran reſidirt. Die erſte Würde des Reichs, die aber der jetzt regierende Schah abſchaffte, iſt die des Sadri-Azem, auch Emir-Eddewlet genannt, oder Großveziers; neben ihm ſtehen der Mutemin-Eſſultan, auch Imad-Eddewlet genannt, oder Miniſter des Aeußern, der Emined-Dewlet oder Finanzminiſter, der Nifamed-Dewlet oder Miniſter des Innern, der Leſchkermuwis, auch Emir-Aſker geheißen, oder Kriegsminiſter. An der Spitze der ſchiitiſchen Prieſterſchaft des Landes ſteht der Großmudſchehid, deſſen Amt dem des türk. Großmufti entſpricht; unter ihm ſtehen ſowol die Männer des Geſetzes, die Scheikh-ul-Islam, Kâdis und Mollahs, wie die eigentlichen Prieſter, die Imams. Das Recht wird theils nach dem Koran, theils nach altem Herkommen, letzteres beſonders in allen das öffentliche und Strafrecht betreffenden Fällen, gehandhabt. Die Verwaltung der Provinzen wird wie in der Türkei von faſt unbeſchränkten, ganz nach dem Muſter ihres Herrn mit der äußerſten Willkür verfahrenden Statthaltern, Beglerbegs, auch Hakims genannt, geführt, die in der Regel Prinzen des regierenden Hauſes, welche den Titel Mirza hinter ihrem Namen führen, immer aber Turkomanen ſind. Sie bedrücken die armen Tadſchiks aufs äußerſte, während ſie ſelten Macht und Kraft genug beſitzen, die räuberiſchen Horden der Ihlats, die unter eigenen Khans ſtehen, zu zügeln. Dazu kommt noch der Einfluß eines beſonders unter den Ihlats zahlreichen und mächtigen Adels, der ſich durch die Titel Khan, Aga und Mirza (letztern Titel vor dem Namen) kenntlich macht und die Bedrückung des Volks vermehren hilft. Die Verſuche, welche in neueſter Zeit in P., beſonders unter dem vorvorigen Schah von deſſen Sohne Abbas-Mirza (ſ. d.), gemacht wurden, durch Einführung der Erwerbungen europ. Geſittung und mancherlei Verbeſſerungen das Reich wieder zu heben und in einen gedeihlichen Zuſtand zu bringen, haben zu keinem dauernden Ergebniſſe geführt. Selbſt die bedeutenden Anſtrengungen, wenigſtens einen Theil des Heeres auf europ. Fuß zu organiſiren, ſind an der durch alle polit. Verhältniſſe gehenden moraliſchen und materiellen Zerrüttung nur theilweiſe geglückt. Die regulären Truppen, von denen jedoch nur 5000 Mann Artillerie und etliche Schwadronen Cavalerie dieſen Namen verdienen, betragen gegen 60000 Mann; die irregulären Truppen dagegen, theils aus der Reiterei, welche die Ihlats, dann aber auch aus der Miliz beſtehend, welche die Städte zu ſtellen haben, ſollen auf 200000 Mann gebracht werden können. Der tapferſte, wenngleich undisciplinirteſte Theil des Heeres iſt die irreguläre Reiterei. Die Einkünfte des Reichs werden auf 12—14 Mill. Thlr. angeſchlagen.

Geſchichte. Im Alterthume unterſchied man die urſprüngliche Provinz Perſis, welche im O. von Karmanien, im N. von Medien, im W. von Suſiana und im S. vom Perſiſchen Meerbuſen begrenzt wurde, von dem ſpätern eigentlichen Perſerreiche, welches ſchon unter Cyrus vom Mittelmeere bis zum Indus und vom Schwarzen und Kaſpiſchen bis zum Indiſchen Meere ſich erſtreckte und auf kurze Zeit auch Aegypten, Thrazien und Macedonien umfaßte. Die älteſten Bewohner beſtanden aus mehrern Stämmen, unter denen die Paſargadä die

wichtigſten waren, und aus jener Anzahl von Nomadenhorden, die ſpäter vereint mit dem Namen Perſer bezeichnet wurden. Die edelſte Familie der Paſargaden war die der Achämeniden, welche allein zur königl. Würde gelangen konnte. Die Perſer waren gegen die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. von Phraortes, einem mediſchen Könige, unterworfen worden, und ein Jahrhundert darauf wurden die Meder wieder von Cyrus (ſ. d.) beſiegt, einem Sohne des Achämeniden Kambyſes, mit welchem überhaupt erſt P.s Geſchichte aus dem Dunkel der Vorzeit tritt. Während ſeiner Regierung, 559—529 v. Chr., wurden die Perſer und Meder vereint und das herrſchende Volk in Aſien; auch beſiegte er den Kröſus, eroberte Babylon und unterwarf Kleinaſien. Sein Sohn und Nachfolger Kambyſes (ſ. d.), 529—521 v. Chr., bezwang Cyrus, Cypern und Aegypten, worauf der nach kurzer Herrſchaft des Pſeudo-Smerdis gewählte Darius Hyſtaspis (ſ. d.), 521—485, das aufrühreriſche Babylon, Thrazien und Macedonien unterwarf, während ſeine Feldherren von den Griechen in der Ebene von Marathon geſchlagen wurden. Sein Sohn Xerxes I. (ſ. d.), 485—465, unterlag bei Salamis, Platäa und Mykale mit ſeinem Angriffe auf Griechenland und mußte ſich nun auf einen verderblichen Vertheidigungskrieg beſchränken. Unter Artaxerxes I. (ſ. d.) Longimanus, der bis 424 regierte, zeigten ſich weitere Spuren des Verfalls des Reichs. Der Aufruhr in Baktra wurde gedämpft. Das empörte und mit Athen verbündete Aegypten wurde aber erſt nach hartem Kampfe (456) bezwungen; und auch Megabazus, der Satrap von Syrien, der viele Griechen in ſeinem Heere hatte, wurde nach mehrjährigem Kampfe beſiegt. Die nächſten Regierungswechſel erfolgten ſchnell und gewaltſam. Xerxes II. wurde nach 45 Tagen von ſeinem unechten Bruder Sogdian und dieſer nach ſechs Monaten von einem andern unechten Bruder Ochus getödtet, welcher letztere unter dem Namen Darius II. (Nothos) bis 404 regierte und mit mehrern Empörungen königl. Prinzen und Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perſer eigene Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche die Perſer ſich geſchickt einmiſchten, retteten ſie noch zur Zeit vor einem allgemeinen Angriffe der Griechen. Artaxerxes II. (ſ. d.) aber Mnemon ſtand ganz unter dem Einfluſſe ſeiner Mutter Paryſatis. Sein Bruder Cyrus, der Jüngere genannt, ſuchte ihm den Thron zu rauben; aber Artaxerxes ſchlug und tödtete ihn (401). Artaxerxes III. (ſ. d.), Mneman's Sohn, befeſtigte ſeinen Thron (362) durch Hinrichtung ſeiner zahlreichen Brüder und unterwarf 350 Aegypten aufs neue. Nachdem er 338 durch Bagoas ſammt ſeinen Söhnen vergiftet worden war, kam das Reich (336) an Darius III. (ſ. d.) Kodomannus, welcher von Alexander bekriegt, nach drei Niederlagen am Granikus, bei Iſſus und Gaugamela durch Meuchelmord 331 das Leben verlor, worauf Alexander (ſ. d.) 329 ſich der ganzen perſ. Monarchie bemächtigte. Als nach Alexander's Tode 323 das macedon. Reich zerfiel, herrſchten über P. die Seleuciden (ſ. d.). Ihnen folgten gegen 240 die Arſaciden (ſ. d.), welche das Reich der Parther gründeten, das bis 226 n. Chr. beſtand. Damals bemächtigte ſich Ardſchir-Babekan (Artaxerxes) der Herrſchaft über Mittelaſien und vererbte ſie auf ſeine Nachkommen, die Saſſaniden (ſ. d.), welche 407 J. herrſchten. Mit ihnen begann der romantiſche Charakter des perſ. Ritterthums und die Wiederbelebung des Glaubens Zoroaſters. Ardſchir, Saſſan's Sohn, regierte bis 240 n. Chr. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter ſeinem Nachfolger Schapur oder Sapores I., der bis 270 regierte, mit Gordian und Valerian fort, welchen letztern das Kriegsunglück zu ſchmählichen Mishandlungen in Schapur's Hände gab, und endigten erſt durch den Frieden des Königs Narſes mit Diocletian 302. Als Schapur II. aber der Große, 362—81, zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich neue Kraft. Er ſtrafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Wie einſt Ardſchir, forderte er vom griech. Kaiſer alles Land bis zum Strymon zurück. Konſtantin d. Gr., Konſtantinus II. und Julian widerſtanden ihm zwar; doch Jovian mußte den Frieden durch Abtretung der fünf ſtreitigen Provinzen und der Feſtung Niſibis erkaufen. Auch machte Schapur II. in der Tatarei und Indien Eroberungen. Ohne entſcheidende Ereigniſſe wechſelten nach ſeinem Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerxes II., 381—85, Schapur III., 385—89 und Bahram IV., 389—99, blühte das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nacheinander für und gegen P. auf den Kampfplatz. Jesdedjerd I., 399—420, ein Freund der Chriſten, eroberte 412 Armenien. Nach ihm kam Bahram V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte ſiegreich gegen Theodoſius II., ſchlug die in ſein Gebiet eingefallenen Hunnen mit großem Verluſte zurück und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte 440—58 Jesdedjerd II., dann Hormisdas III. 461 gelangte Firuz aber Pherofes durch Hülfe der Hunnen zum Throne, bekriegte ſie aber nachher und verlor 484 gegen ſie Schlacht und Leben. Obalas oder Balaſch, 484—88, mußte

ſogar einen Theil ſeines Reichs an ſie abtreten und ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber erhoben ſich die Saſſaniden zu neuer Größe und Macht. Kobad, der bis 531 regierte, überwand die Hunnen, und obgleich er durch ihren Beiſtand 501 den verlorenen Thron wiedererhielt, ſo führte er doch in der Folge wie mit Athanaſius, ſo auch wieder mit den Hunnen, Indern und Juſtinian I. glücklich Krieg. Sein jüngſter Sohn und Nachfolger, Chosru-Anuſchirwan, 531—79, zeichnete ſich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erſtreckte ſich das perſ. Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien an die Grenze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken ſowie mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Auch unterdrückte er die Empörungen ſeines Bruders und ſeines Sohnes. Die Lazen in Kolchis, der griech. Bedrückung müde, unterwarfen ſich ihm; da er ſie aber in das innere P. verpflanzen wollte, kehrten ſie unter die Herrſchaft des Juſtinian zurück, deſſen Waffen jetzt ſiegreich waren. Anuſchirwan ſtarb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz oder Hormisdas IV., 579—91, bis auf Chosru II., unter welchem die perſ. Macht den höchſten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er 616 ſeine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon, auf der andern über Aegypten bis nach Lybien und Aethiopien und endlich bis nach Jemen aus. Plötzlich aber endigte ſein Glück durch des Kaiſers Heraklius ſiegreiche Waffen (627). Er verlor alle ſeine Eroberungen; ſein eigener Sohn Siroes nahm ihn gefangen und ermordete ihn 628. Unter beſtändigen innern Unruhen ging nun das Land ſeinem Untergange entgegen. Siroes oder Kobad-Shirujeh wurde noch in demſelben Jahre ermordet. Ihm folgte ſein ſiebenjähriger Sohn Ardſchir oder Artaxerxes III., den 629 ſein Feldherr Sarbas oder Sheheriar ermordete, der aber, noch ehe er ſich des Throns bemächtigt, wieder von den Großen geſtürzt wurde. Nach mehrern Umwälzungen, die ſchnell aufeinander folgten, beſtieg der 16jährige Jezdedjerd III., ein Enkel Chosru's, 632 den Thron. Ihn beſiegte 636 der Khalif Omar, und P. wurde nach mehrern Schlachten ein Raub der Araber und Türken.

Mit der Eroberung P.s durch die Khalifen beginnt die Geſchichte des neuperſ. Reichs. Die Herrſchaft der Araber (ſ. Khalif) dauerte bis zum J. 1258, wurde aber ſehr bald eine nur nominelle, da theils die Statthalter ſich unabhängig machten, theils perſ. und türk. Fürſten einzelne Provinzen an ſich riſſen und als ſelbſtändige Staaten beherrſchten. Unter den in P. herrſchenden Dynaſtien ſind zu bemerken im nördlichen und nordöſtlichen P.: 1) Das Haus der Thahiriden in Khoraſan, 820—73. 2) Die Dynaſtie der Soffariden, welche jene ſtürzte und über Khoraſan und Fars bis 901 herrſchte. 3) Die Samaniden, welche ſich 874 unter Achmed, einem Enkel Saman's, in der von Khoraſan abhängigen Provinz Mavaralnahar erhoben. Ahmed's Sohn, Ismael, ſtürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Anſehen. Sein Geſchlecht erhielt ſich bis zum J. 998. 4) Die Ghasnewiden, die von Sebuk-Tekin, einem türk. Sklaven und Statthalter der Samaniden zu Ghasni, abſtammen. Sein Sohn Mahmud eroberte 999 auch Khoraſan und trieb die Samaniden nach Buchara, wo ſie bald durch die Turkomanen geſtürzt wurden. In den folgenden Jahren machte Mahmud große Eroberungen in Indien, wo er ſogar den Ganges überſchritt und Sumenat an der Küſte von Guzerate nahm. In ſeinen letzten Lebensjahren (1028—30) wendete er ſeine Waffen gegen die Bujiden im Weſten und nahm ihnen einen Theil des perſ. Irak ſowie Hamadan und Ispahan weg. Aber ſein Sohn Maſud verlor Irak-Adſchemi und Khoraſan (1037—41), und durch die Seldſchuken und innere Unruhen entkräftet, wurden 1183 die Ghasnewiden unter Khosru-Melik eine Beute der Ghuriden. 5) Die Sultane von Ghur, d. h. vom Gebirgslande zwiſchen Herat und Ghazni, wurden 1150 durch Alaeddin Hoſain mächtig, ſanken aber theils durch die Befehdungen des Fürſten Khowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit (1203). 6) Die khowaresmiſchen Schahs, 1097—1231, wurden unter Atſiz, dem Statthalter der Seldſchuken in Khowaresmien, wo er ſich unabhängig machte, mächtig. Takaſch zerſtörte 1194 das Reich der Seldſchuken und entriß den Ghuriden Khoraſan. Sein Sohn Mohammed eroberte Mavaralnahar, bezwang die Ghuriden und Ghasni und brachte den größten Theil P.s an ſich. Plötzlich aber erlag er 1220 den Angriffen des Mongolen Dſchingis-Khan (ſ. d.). Sein heldenmüthiger Sohn, Dſchelal-eddin-Mankberni, machte zwar noch zehn Jahre die äußerſten Anſtrengungen, ſich zu behaupten, mußte aber endlich flüchtig werden und ſtarb 1231 in einer einſamen Hütte auf dem kurdiſchen Gebirge. 7) Die Bujiden, von Bujeh abſtammend, einem Stammhäuptling, der ſein Geſchlecht von den Saſſaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrſchaft über den größten Theil P.s und 945 ſelbſt über Bagdad. Sie zeichneten ſich durch Regententugenden und Liebe für wiſſenſchaftliche Bildung aus und behaup-

teten ſich bis 1055, wo Melik-Rahim ſich genöthigt ſah, den Seldſchuken zu weichen. 8) Die Seldſchuken, eine türk. Dynaſtie, erhoben ſich zuerſt in Khoraſan mit den Ghasnewiden zu anſehnlicher Macht. Togrilbeg-Mohammed verdrängte hier 1037 Sultan Mahmud's Sohn, den Ghasnewiden, verbreitete ſich über Mavaralnahar, Aſerbeidſchan, Armenien, Fars, Irak-Adſchemi und Irak-Arabi, wo er 1055 der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte und von den Khalifen an ihre Stelle zum Emir-al-Omara eingeſetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten ſich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus. Melik-Schah, der mächtigſte unter ihnen, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien. Nach und nach ſank aber das Reich, indem es ſich in vier Reiche auflöſte, die theils durch die khowaresmiſchen Schahs, theils durch die Atabeken von Aleppo, theils durch die Mongolen zerſtört wurden.

Durch Dſchingis-Khan wurden ſeit 1220 die Tataren und Mongolen in P. herrſchend, die ſich bis 1405 behaupteten. Die durch Dſchingis-Khan eroberten Provinzen erhielt 1229 deſſen jüngſter Sohn Tauli und nach dieſem deſſen Sohn Hulaku. Hulaku vermehrte dieſe ſeine Beſitzungen mit Syrien, Natolien und Irak-Arabi, machte ſich von der Oberherrſchaft des Großkhans unabhängig und bildete eine beſondere Dynaſtie der Mongolen in jenen Ländern, die der Ilkhane, welche bis auf Buſaid beſtand, der 1335 ohne Erben ſtarb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dſchingis-Khan's Familie, führten zwar auch den Titel Khane von P., aber ihr Reich war kraftlos und getheilt. Da erſchien 1387 an der Spitze einer neuen Mongolenhorde Timur (ſ. d.) oder Tamerlan und eroberte P., die Welt von Hindoſtan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Allein mit dem Tode dieſes Eroberers (1405) erloſch die Macht der Mongolen in P. und es machten ſich nun die Turkomanen zu Oberherren. Dieſe nomadiſchen Stämme, welche ſeit Jahrhunderten P. geplündert hatten, eroberten unter Kara-Juſuf und deſſen Nachfolgern den größten Theil P.s von den Timuriden, unterlagen aber 1467 andern turkoman. Stämmen unter Uſun-Haſan und vereinigten ſich mit ihnen. Auch ſie mußten 1507 dem Ismael-Safi weichen, der ſich der religiöſen Schwärmerei als Werkzeug der Politik zu bedienen wußte, und deſſen Dynaſtie von 1507—1722 herrſchte. Ismael-Safi, ein Enkel Uſun-Haſan's, nahm den Turkomanen Aſerbeidſchan (1502—3) und einen Theil Armeniens, erſchlug ihre beiden Fürſten und gründete auf den Trümmern ihres Reichs nach der Eroberung von Schirwan, Diarbekr, Georgien, Turkiſtan und Mavaralnahar ein Reich, das Aſerbeidſchan, Diarbekr, Irak, Fars, einen Theil von Khoraſan und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Schah an und führte die Sekte der Schiiten in den eroberten Ländern ein. Er knüpfte Verbindungen mit Venedig gegen die Osmanen an, wurde aber vom Sultan Selim (1514) geſchlagen. Seine Nachfolger, Thamasp, 1523—75, Ismael II., 1576—77, Mohammed, 1578—86, Hamzeh, 1586, und Ismael III., 1587, führten unglückliche Kriege mit Prätendenten aus ihrer eigenen Familie ſowie mit den Türken und Usbeken. Erſt der große Schah Abbas, 1587—1628, ſtellte durch ſeine neue Militärorganiſation und ſeine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak-Arabi, Meſopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Baſſra, den Usbeken Khoraſan, den Portugieſen Ormus, den Afghanen Kandahar und demüthigte Georgien, das ſich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte wieder eine feſte Herrſchaft in P. ein, verlegte ſeine Reſidenz nach Ispahan und gab dem Reiche durch Gerechtigkeit, Toleranz und Beförderung des Handels und der Künſte ſeinen Glanz zurück. Die folgenden Regenten, Schah Safi, 1628—41, und Abbas II., 1642—66, führten wieder Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit dieſen wegen Kandahar, welches 1638 verloren ging, aber 1647 wieder erobert wurde. Unter Schah Suleiman, 1666—94, verſank das Reich in Kraftloſigkeit; unter ſeinem Sohne Huſein verfiel es gänzlich. Die Afghanen in Kandahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und deſſen Sohn, Mir-Mahmud, bemächtigte ſich 1722 des ganzen Reichs, worauf wilde Anarchie einriß. Der wahnſinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Aſchraf geſtürzt, dieſer aber von Nadir-Kuli-Khan beſiegt, welcher unter Mitwirkung der Ruſſen und Türken für Huſein's Sohn, Thamasp (1729) kämpfte. Als dieſer aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, ſetzte ihn Kuli-Khan ab und erhob deſſen minderjährigen Sohn, Abbas III., 1732 auf den Thron. Den Ruſſen und Türken entriß Kuli-Khan wieder die abgetretenen Provinzen, und als Abbas III. 1736 ſtarb, beſtieg er ſelbſt unter dem Namen Schah Nadir (ſ. d.) den Thron. Er erhob P. durch Waffenglück und ſtrenge Regierung zu ſeinem frühern Anſehen, eroberte 1735 Bahrein und 1739 Balkh vom Khan von Bokhara, dann Kandahar, auch fiel er in Hindoſtan ein und nöthigte den Großmogul Mohammed, ihm nicht nur einige Provinzen am Indus zu überlaſſen, ſondern ihm auch einen bedeutenden Tribut zu zahlen.

Nach Schah Nadir's Tode 1747 trat in P. ein Zwiſchenreich ein, angefüllt von innern Unruhen, welche das Reich furchtbar zerrütteten und in verſchiedene Theile zerfallen ließen. In Oſtiran gründete damals Achmed, aus dem Geſchlechte der Abdallahis, das Reich der Afghanen (ſ. Afghaniſtan), das ſeitdem für das perſ. Reich verloren blieb. Weſtiran dagegen zerfiel nach ſeinen verſchiedenen Statthaltern, die ſich unabhängig machten, in mehrere kleine Königreiche, die ſich unabläſſig bekämpften und in ihrem Innern durch die gewöhnlichen orient. Thronſtreitigkeiten mit den ſich darankntipfenden Greueln zerrüttet wurden. Endlich gelang es hier nach langen und blutigen Kämpfen dem Kerim-Khan, einem Kurden, nach andern Berichten einem vornehmen perſ. Häuptling, ſich der Herrſchaft nach Beſiegung der einzelnen aufgetauchten Prätendenten zu bemächtigen, die Ruhe herzuſtellen und ſeine Macht zu befeſtigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe ſeiner Unterthanen und die Achtung ſeiner Nachbarn. Er nannte ſich übrigens ſelbſt nie Khan, ſondern nur Wekil, d. i. Reichsverweſer (eines Safiden), ließ ſich 1755 zu Schiras, das er zu ſeiner Reſidenz machte, nieder und ſtarb 1779, als ſeltenes Beiſpiel, eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen entſtanden nach ſeinem Tode durch die Thronſtreitigkeiten in ſeiner eigenen Familie, und endlich blieb ein Neffe Kerim-Khan's, Ali-Murad, 1781 im Beſitz des Throns. Nur in Maſanderan hatte ſich Aga-Mohammed, ein Turkomane aus dem edelſten Geſchlechte vom Stamme der Kadſcharen, unabhängig gemacht. Ali-Murad, der gegen ihn zog, ſtarb (1785) infolge eines Sturzes mit dem Pferde. Die Regierung ſeines Nachfolgers Dſchafar war ein immerwährender Kampf mit Aga-Mohammed, der ihn mehrmals ſchlug und mittels einer Verſchwörung ermorden ließ (1789). Vergebens ſuchte Dſchafar's Sohn, Lutf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für ſich zu gewinnen; Aga-Mohammed blieb Sieger und unterwarf ſich nach und nach faſt ganz Weſtiran; nur Khoraſan und Georgien behaupteten factiſch ihre Unabhängigkeit. Zu ſeinem Nachfolger ernannte er Baba-Khan, ſeinen Neffen, ebenfalls aus dem Stamme der Kadſchoren, der, 1768 geboren, 1797 nach Aga-Mohammed's Ermordung unter dem Namen Feth-Ali den Thron beſtieg und, wie ſchon ſeine Vorgänger, in Teheran (ſ. d.) reſidirte. Durch eine Reihe von Feldzügen befeſtigte er im Innern ſeine Macht und eroberte ſogar Khoraſan. Dagegen kam er in eine gefährliche Lage durch die rivaliſirenden Beſtrebungen Rußlands, Englands und Frankreichs im Orient, die ihn mit Rußland, das an ſich ſchon nach der Eroberung der perſ. Grenzprovinzen trachtete, in viele Conflicte brachten. So verlor er an Rußland im Frieden von 1797 Derbend und einen Theil des Landes am Kur; 1802 wurde Georgien, das ſich ſchon längſt Rußland in die Arme geworfen, zur ruſſ. Provinz erklärt. Im Frieden von Guliſtan vom 12. Oct. 1813, der dem unglücklichen Kriege folgte, welchen er unter Frankreichs Einfluß 1811 den Ruſſen erklärt hatte, verlor Feth-Ali alle ſeine übrigen Beſitzungen am Kaukaſus, nördlich von Armenien, und mußte die ruſſ. Kriegsflagge auf dem Kaſpiſchen Meere geſtatten. Auch der 1822 gegen die Pforte geführte Krieg hatte für P. keinen günſtigen Erfolg. 1826 ließ ſich Feth-Ali durch den Kronprinzen Abbas-Mirza (ſ. d.) und ſeinen Günſtling Huſein-Kuli-Khan, welche Rußland im Innern beunruhigt glaubten, zum Kriege gegen daſſelbe bewegen. Die Perſer fielen ohne Kriegserklärung in das ruſſ. Gebiet ein, reizten einen Theil der Mohammedaner zum Aufſtande und drangen bis Eliſawetpol vor. Bald aber wurden ſie von den ruſſ. Generalen Jermolow und Paskewitſch in mehrern Gefechten geſchlagen und verloren mehrere feſte Plätze, darunter Eriwan, worauf die Ruſſen 16. Oct. 1827 über den Araxes gingen und 31. Oct. Tauris beſetzten. In dem darauf 22. Febr. 1828 zu Stande gekommenen Frieden mußte P. ſeinen ganzen Antheil an Armenien mit Eriwan und dem Kloſter Etſchmiadzin abtreten, 80 Mill. Rubel Kriegskoſten zahlen und den Ruſſen große Handelsvortheile einräumen. Hierüber war das Volk, außerdem durch Erpreſſungen aufs Aeußerſte gebracht, erbittert, und als der ruſſ. Geſandte Gribojedow in Teheran einige georgiſche Frauen, die ruſſ. Unterthanen waren, der perſ. Sklaverei entzog, brach 12. Febr. 1829 die Wuth des Volks los, das den ruſſ. Geſandten nebſt ſeiner Gemahlin und dem größten Theil ſeines Gefolgs ermordete. Nur durch die größten Demüthigungen ſowie durch ſtrenge Beſtrafung der Theilnehmer am Aufſtande, von denen z. B. 1500 Perſonen Naſe, Ohren oder Zunge abgeſchnitten wurden, vermochte der Schah Maßregeln der Wiedervergeltung von ſeiten Rußlands abzuwenden.

Einen großen Verluſt erlitt P. 1833 durch den Tod des präſumtiven Thronfolgers Abbas-Mirza, des einzigen Mannes, dem es ernſtlich um die Hebung ſeines verwahrloſten Vaterlandes zu thun und der die Haupttriebfeder aller reformatoriſchen Beſtrebungen, die damals in P. ſich geltend machten, insbeſondere einer beſſern Organiſation des Militärs war. Bald darauf ſtarb 20. Oct. 1834 der Schah Feth-Ali. Ein innerer Krieg drohte infolge der Thronanſprüche, die

ſich unter ſeinen Nachkommen erhoben, auszubrechen; allein die Uebereinſtimmung Englands mit Rußland, die dem Sohne Abbas-Mirza's, Mohammed, den Thron garantirten, bewirkte, daß dieſer Schah wirklich den Thron beſteigen konnte. Doch vermochte er die Umtriebe ſeiner übrigen Verwandten nicht zu unterdrücken, und bald empörte ſich der eine, bald der andere. Untere dieſen Verhältniſſen mußte das Reich ſeinem Ruine mehr und mehr entgegengehen. Dazu kam die wachſende Eiferſucht Rußlands und Englands, welche P. für ihre Zwecke zu gewinnen ſuchten und die Regierung demoraliſirten. In dieſen diplomatiſchen Kämpfen trug Rußland endlich den Sieg davon, den es auch mit geringen Wechſelfällen behauptete. So gelang es ihm, P. zu einem zweimaligen, wiewol erfolgloſen Zuge gegen Herat (ſ. d.) zu vermögen, um dieſes Bollwerk auf der Straße von Vorderaſien nach Indien dem ruſſ. Einfluſſe zu gewinnen. Zwar bewirkte der ſiegreiche Zug der Engländer nach Afghaniſtan ſowie die zeitweilige Beſetzung des Hafens von Abuſchehr (ſ. d.) durch dieſelben, daß die engl. Politik um 1840 in P. wieder das Uebergewicht bekam. Allein dies dauerte nur kurze Zeit; denn die drohende Nähe, in der die Ruſſen fortwährend ſtanden, und die Schwäche des körperlich und geiſtig zerrütteten Schahs, der ſich ganz in den Händen ſeines von den Ruſſen gewonnenen Großveziers befand, gaben der ruſſ. Politik bald wieder ihren vorwaltenden Einfluß. Derſelbe äußerte ſich dann auch in der nach fünfjährigen Verhandlungen zu Erzerum durch den Vertrag vom 7. Juni 1847 zu Stande gekommenen Beilegung der drohenden Grenzſtreitigkeiten zwiſchen der Türkei und P., beſonders aber in dem Zuſtandekommen eines Vertrags, den der Fürſt Woronzow als ruſſ. Bevollmächtigter 1846 in Tiflis mit P. abſchloß. Nach den Beſtimmungen deſſelben erhielt Rußland die perſ. Häfen Reſcht und Aſterabad am Kaſpiſchen Meere als Stationshäfen für ſeine Kriegsſchiffe zur Benutzung; ferner das Recht, Bergwerke, beſonders auf Kohlen, in P. anzulegen und zu ihrer Ausbeutung von jenen beiden Häfen aus befeſtigte Etapen zu errichten. Auch mußten fortan die Perſer alle ruſſ. Ueberläufer ausliefern. So wurde P. immer abhängiger von Rußland und konnte ſich um ſo weniger aus dieſer Abhängigkeit befreien, je mehr das Land unter der ſchwachen Regierung des Schah herabkam.

Nachdem der erſte Miniſter des Schah, Hadſchi-Mirza-Aghaſi, der die innere Verwaltung mit unumſchränkter Gewalt geleitet, 1847 und der Schah ſelbſt Oct. 1848 geſtorben war, trat der Sohn des letztern, Naſir-Eddin (geb. 1830), die Regierung an, der ſchon bei ſeines Vaters Thronbeſteigung zum Nachfolger beſtimmt war und jetzt durch die energiſch ausgeſprochene Anerkennung von ſeiten Englands und Rußlands vor den Herrſchergelüſten zahlreicher Prätendenten geſchützt wurde. Der junge Regent ernannte Mirza-Taghi-Khan, den Sohn eines Kochs, zum Vezier und ſeinen zweijährigen Sohn, Mehmed-Mirza, zum Nachfolger. Die neue Regierung ſtellte anfangs durchgreifende Reformen, Erleichterung des Steuerndrucks, Befriedigung der Staatsgläubiger, Entſchädigung der früher ihres Beſitzes Beraubten u. ſ. w. in Ausſicht. Allein man blieb bei leeren Verheißungen ſtehen. Durch Vermittelung der Diplomatie wurden die auswärtigen Gläubiger befriedigt, nur die franzöſiſchen nicht, weshalb der franz. Geſandte, Graf Sartiges, der ſeit 1845 in Teheran accreditirt war und 24. Juli 1847 zwar einen Handelsvertrag zwiſchen P. und Frankreich zu Stande gebracht, den franz. Einfluß aber zu keiner Bedeutung hatte erheben können, jetzt, durch die Vorgänge in ſeiner Heimat vollends um alles Anſehen gebracht, ſeine Päſſe nahm. Die inländiſchen Gläubiger gingen ebenfalls leer aus. Die Erhöhung der Abgaben, die Vernachläſſigung der Straßen, Brücken, Waſſerbehälter, Karavanſerais und anderer öffentlicher Anſtalten, die Verſchwendung der Einkünfte in Prachtbauten, der Luxus und Nepotismus des Miniſters, die Verfolgung, Beſtrafung, ja Hinrichtung ſolcher, die Klage führten: alles dies hatte mehrfache Empörungen in den Provinzen, in Schiras, Ispahan, Maſanderan, Kerman, Khoraſan, zur Folge, die nur durch Waffengewalt unterdrückt werden konnten. Selbſt in Teheran kam es im Jan. 1850 zu einer Volksbewegung, welche die Entfernung des allgewaltigen Miniſters verlangte, ihren Zweck aber nicht erreichte und die Verhaftung mehrerer compromittirter Großen nach ſich zog. Mirza-Taghi-Khan, der dadurch, daß er in Verdacht kam, die Zerſtörung eines ruſſ. Depots bei Aſterabad durch die Turkomanen von Maſanderan veranlaßt und ſogar das Volk von Teheran zur Erſtürmung des ruſſ. Geſandtſchaftshotels aufgereizt zu haben, dem guten Einvernehmen P.s mit Rußland einen Stoß verſetzt hatte, wußte zwar durch Nachgiebigkeit gegen Rußland, welches die Verſetzung des Statthalters von Maſanderan als Genugthuung verlangte, das Vertrauen der ruſſ. Regierung wieder zu gewinnen, zumal da er die Kriegsluſt des Schahs gegen Herat nährte; allein durch den Einfluß der Mutter des Schahs, deren Ausſchweifungen er demſelben enthüllt hatte, und durch die Mitwirkung ſo vieler unzufriedener Großen wurde er doch endlich geſtürzt, im Nov. 1851 gefeſſelt

noch einem Schloſſe in der Nähe von Koſchon obgeführt und ſpäter ermordet. An ſeine Stelle trat der 70jährige Mirzo-Agho-Khon. Kurz nach Taghi-Khon's Tode trafen öſterr. Gelehrte (darunter der Montaniſt Czernoto) und Offiziere ein, denen ihr Kaiſer, auf das Erſuchen der perſ. Regierung, die Reiſe nach Teheran geſtattet hatte, um dort wiſſenſchaftliche Anſtalten zu gründen und das perſ. Heer auf öſterr. Fuß zu organiſiren. Doch die Offiziere ſahen ſich in ihren Erwartungen getäuſcht; ihr Vertrag blieb unerfüllt, ihr Sold rückſtändig und für die Armee geſchah ſo viel wie nichts. Dagegen gelang es Czernota, zu Teheran eine Montaniſtenanſtalt zu errichten, die Mitte 1852 bereits 134 Schüler zählte.

Unter allen Provinzen war ſeit dem Regierungsantritte Naſir-Eddin's Khoraſan die unruhigſte. Dort war die rein perſ. Partei, welche den Gehorſam gegen die Kadſcharendynaſtie aus religiöſen Gründen geradezu für unerlaubt hielt, am ſtärkſten vertreten und wurde ſogar vom Statthalter der Provinz, Aſſaf-ed-Douleh, unterſtützt. Auf die deshalb erfolgte Abſetzung deſſelben brach ein Aufſtand aus, und die Khoraſaner riſſen ſich von P. los. Der Befehlshaber der Hauptſtadt Meſchhed floh zu Yar-Mohammed, dem Beherrſcher von Herat. Dieſer rückte, um die Provinz für ſich zu gewinnen, mit einem Heere vor, wurde aber von den Khoraſanern zurückgeſchlagen. Der Zug veranlaßte nun eine perſ. Expedition gegen Herat. Als Yar-Mohammed 1851 ſtarb und hierauf Doſt-Mohammed, der Khan von Kandahar, und deſſen Halbbruder, Kuhendil-Khan, ſich um Herat ſtritten, rückten die Perſer im März 1852 ein und nahmen die Stadt weg, worauf das Sultanat Herat dem perſ. Reiche im Mai einverleibt wurde. Doch ſuchte jetzt England die Freigebung und Selbſtändigkeit Herats durchzuſetzen, weshalb 30. Sept. 1852 eine engl. Flotte bei Abuſchehr am Perſiſchen Meerbuſen landete und 2. Oct. 9000 Mann ausſchiffte. Ein Mordanfall auf den Schah, der 15. Aug. 1852 von drei Männern aus einer 1838 von Babi geſtifteten und durch die Hinrichtung ihres Stifters ſanktiſirten religiöſen Sekte (den Babis) ausging, wurde mit zahlreichen Hinrichtungen unter unmenſchlichen Martern beſtraft. Beim Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und der Türkei im Herbſt 1853 neigte ſich die perſ. Regierung auf die Seite Rußlands, erregte aber dadurch den Unwillen der Bevölkerung in ſo bedenklicher Weiſe, daß man es rathſam fand, nichts gegen die Türken zu unternehmen. 1855 eroberten die Perſer abermals Herat, aber im folgenden Jahre landeten die Engländer wieder auf der Rhede von Abuſchehr (ſ. d.) und bemächtigten ſich dieſer befeſtigten Stadt. Der Schah ſandte Truppen gegen den Feind, die aber von den aus Abuſchehr ausfallenden Engländern zurückgeſchlagen wurden. Auch ein anderes perſ. Corps, das vor Muhammereh lag, wurde von der engl. Flotte hart mitgenommen, ſodaß der Schah unter franz. Vermittelung 1858 Frieden ſchloß. In den folgenden Jahren kämpften die Perſer, jedoch ohne großen Erfolg, gegen die Turkomanen, deren Einfälle immer mehr überhand nahmen. Serachs wurde zwar 1860 erobert, mußte aber bald wieder aufgegeben werden. Vgl. Malcolm, «History of Persia» (2 Bde., neue Aufl., Lond. 1829, mit Kupfern und Karten; deutſch von Becker, 2 Bde., Lpz. 1830); Herford Jones Bridges, «The dynasty of the Kajars» (Lond. 1833); die Reiſewerke von Chardin, Niebuhr, Olivier, Kinneir, Morier, Ouſeley, Ker Porter, Will. Price, J. B. Fraſer, G. Keppel, Drouville, Buckingham, Stocqueler u. a.; Struve, «Résultats géographiques du voyage en Perse» (Petersb. 1851); Wagner, «Reiſe nach P. und dem Lande der Kurden» (2 Bde., Lpz. 1852); Flandin, «Voyage en Perse» (Par. 1851); Brugſch, «Reiſe der preuß. Geſandtſchaft nach P.» (2 Bde., Lpz. 1862); Petermann, «Reiſen in den Orient» (2 Bde., Lpz. 1861); Blau, «Commerzielle Zuſtände P.s» (Berl. 1858); Barbier de Meynaud, «Dictionnaire géographique, historique et littéraire de la Perse» (Par. 1861); Polak, «Perſien» (2 Bde., Lpz. 1865); Khanikoff, «Ethnographie de la Perse» (Par. 1866); Watſon, «A history of Persia from the beginning of the 19. century» (Lond. 1866).

Perſiſcher Meerbuſen, ſchon bei den Alten als ein Theil des Erythräiſchen Meeres ſo genannt, ein Theil des Indiſchen Ocean, dringt in nordweſtl. Richtung zwiſchen Arabien und Perſien in den Continent von Aſien zwiſchen 24° und 30° nördl. Br. ein, in einer Länge von 135 M. und einer Breite von 5—45 M. Der Buſen hat einen Küſtenumfang von 420 M. und nimmt einen Flächenraum von 4340 Q.-M. ein. Dazu kommen 75 Q.-M. auf die zahlreichen Inſeln, unter denen Hormûs oder Ormûs (ſ. d.), nach welcher der Eingang des Golfs Straße von Ormûs genannt wird, die ihr benachbarte Inſel Kiſchm (30⅗ Q.-M.), ferner Kerak (ſ. d.) und die durch Perlenfiſcherei ſehr wichtigen Bahreininſeln (ſ. d.) die berühmteſten ſind. Die Inſeln beſtehen theils aus eiſenhaltigem Geſtein, theils aus Kalkſtein und zeigen häufige Spuren vulkaniſcher Eruptionen; die meiſten ſind öde, ohne Quellen und voll ſteiler Pics. Die Küſten, größtentheils der Kalkformation angehörend, ſind auf der arab. Seite, wo ſie vom Cap

oder Ras Muſſendom bis Khor-Abdilla eine Länge von 227½ M. haben, niedrig und ſandig, an einzelnen Stellen von vulkaniſchen Bergen unterbrochen. Auf der perſ. Seite, wo ihre Länge vom Ras Koli bis Deribana 167½ M. beträgt, läßt das viel näher an das Meer herantretende Hochland oft nicht einmal einem ſchmalen Küſtenſaume Raum. Außer dem Schat-el-Arab (Araberſtrom), d. i. dem vereinigten Euphrat und Tigris, deſſen Mündungsarme eine Länge von 25 M. einnehmen, ergießen ſich nur ſehr unbedeutende Flüſſe in den Golf. Die Schiffahrt iſt an der perſ. Küſte wegen der bis dicht an das Feſtland ſich erſtreckenden Tiefe des Meeres am ſicherſten. Im allgemeinen findet man an der Küſte überall Ankerplätze, entweder in den verſchiedenen Buchten oder unter dem Schutze der Inſeln. Die Ordnung der periodiſchen Strömungen des Golfs iſt die umgekehrte des Rothen Meeres: vom Mai bis Oct. tritt eine Strömung ein, vom Oct. bis Mai heraus. Orient. Geographen haben den Golf das Grüne Meer genannt, und es gibt wirklich der arab. Küſte gegenüber einen beſtimmt abgegrenzten Streifen grünen Waſſers. Bekannt wurde der Golf erſt durch Nearch's, des Admirals Alexander's d. Gr., Rückfahrt aus Indien nach Babylon am Euphrat; beſtimmtere Angaben finden ſich erſt von Eratoſthenes im 3. Jahrh. v. Chr. (bei Strabo). Genauer unterſucht wurde der Meerbuſen erſt ſeit 1809. In dieſem Jahre veranſtaltete die Oſtindiſche Compagnie wegen zunehmender Unſicherheit der Beſchiffung durch arab. Seeräuber von Bombay aus eine Expedition zu deren Unterdrückung. Dabei wurden zugleich mehrere Strecken der arab. Küſte und die ihr vorliegenden Inſeln durchforſcht. Gleichen Erfolg auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht hatte eine neue Expedition 1819 gegen die inzwiſchen wieder erſtarkten Piraten. Aber noch wichtiger wurde die auf Befehl der Oſtindiſchen Compagnie unternommene rein wiſſenſchaftliche Expedition, welche 1821—25 die ganze arab. Küſtenlinie von Cap Muſſendom bis zur Mündung des Schat-el-Arab nebſt den Inſeln trigonometriſch vermaß. Beherrſcher des Golfs waren vorübergehend die Portugieſen und Holländer, niemals aber die Perſer, die ſich von jeher als eine meerſcheue, ſeeuntüchtige Nation zeigten. In der That iſt er, wie in alter Zeit, ſo noch gegenwärtig, ein echt arab. Meer. Ein großer Theil ſelbſt der perſ. Küſte mit den Häfen Bender-Abbaſi (ſ. d.) und Lundſche oder Lindſcha, den Inſeln Ormûs, Kiſchm u. a. ſteht unter der Herrſchaft des arab. Imam von Oman oder Maskât (ſ. d.), und auch die übrige perſ. Küſte iſt überall von Arabern bewohnt, unter denen die wenigen, nur in den größern Ortſchaften, wie Abuſchehr (ſ. d.), angeſiedelten Perſer als fremde Eindringlinge erſcheinen. Perſien miſcht ſich nicht in die Angelegenheiten und die Verwaltung der einzelnen Scheikhs. Die perſ. Regierung iſt zufrieden, wenn ihr nur der ſehr unregelmäßig vertheilte Tribut jährlich gezahlt wird. Seit der Unterdrückung der Seeräuberei traten im Perſiſchen Golf überhaupt friedliche Zuſtände ein, und der einheimiſche Handel blühte von neuem auf. Doch iſt der Golf eine der ſtillſten Gegenden der Erde. Nur die Engländer durchfurchen raſtlos mit ihren Dampfern die Fluten des Golfs. Der Imam von Maskât iſt nur ein indobrit. Vaſall von Bombay, und auch in den übrigen Theilen des Meeres wurde der engl. Einfluß allgewaltig zum Gewinn der Civiliſation. Bereits wurde Fao unterhalb Basra durch das 314½ M. lange indiſche Telegraphenkabel mit Karatſchi (ſ. d.) und ſo mit Bombay und Kalkutta verbunden und eine Eiſenbahn durch Meſopotamien zu dem Geſtade des Golfs projectirt.

Perſiſche Sprache und Literatur. Die uns näher bekannten ältern und neuern Sprachen Perſiens, die man unter dem Namen der Iraniſchen oder Weſtariſchen Sprachen zuſammenzufaſſen pflegt, gehören insgeſammt zu dem großen Stamme der Indogermaniſchen Sprachen (ſ. d.) und ſind, was die ältern betrifft, etwa folgende: 1) Das Zend oder das Altbaktriſche, die Sprache, in welcher die Religionsbücher Zoroaſter's abgefaßt ſind. Dieſelbe war wahrſcheinlich im nordöſtl. Perſien herrſchend, wird mit einem Alphabete ſemit. Urſprungs von der Rechten zur Linken geſchrieben und ſteht dem älteſten Sanskrit der Vedas ſehr nahe. Der Begründer des wiſſenſchaftlichen Studiums dieſer Sprache wurde E. Burnouf. Eine Grammatik gab Spiegel (Lpz. 1866), ein Wörterbuch Juſti (Lpz. 1864) heraus. In ihr ſind uns zahlreiche Fragmente der alten Religionsbücher des Zoroaſter'ſchen Cultus erhalten. (S. Zendaveſta.) 2) Das Pehlewi, auch Huzvareſch genannt, oder die alte Sprache des weſtl. Perſien, iſt eine Miſchung von perſ. und ſemit. Wörtern, mit vorherrſchend perſ. Grammatik. Grammatik, Chreſtomathie und Wörterbuch hat ebenfalls Spiegel bearbeitet (2 Bde., Lpz. 1856). Die in ihr erhaltenen Denkmäler beziehen ſich ebenfalls ausſchließend auf die Religion des Zoroaſter. Die wichtigſten ſind a) die unter der Herrſchaft der Saſſaniden verfaßten Ueberſetzungen und Paraphraſen der alten Zendbücher, auf welchen allein das traditionelle Verſtändniß dieſer Bücher bei den jetzigen Parſen beruht (die Ueberſetzung des Vendidad und Yaçna, herausg.

durch Spiegel, Lpz. 1853); b) das Bundeheſch (herausg. von Weſtergaard, Kopenh. 1851; deutſch von Windiſchmann in ſeinen «Zoroaſtriſchen Studien, Berl. 1863), eine Art dogmatiſchen Handbuchs über die Religion Zoroaſter's, eine ziemlich ſpäte Compilation. Andere Bücher dieſer Art ſind das Ardai-Wiraf-nameh u. ſ. w. Außerdem hat man noch einige wenige Inſchriften und zahlreiche Münzlegenden auf den Münzen der Saſſaniden (am vollſtändigſten zuſammengeſtellt von Mordtmann, Lpz. 1854). 3) Das Altperſiſche, die alte Sprache Perſiens, wie ſie zur Zeit der Achämeniden geredet wurde. Die einzigen Ueberreſte dieſer Sprache, die von den beiden genannten bedeutend abweicht, finden ſich in den Keilſchriften (ſ. d.). Aus dieſer ältern Sprache entwickelte ſich: 4) Das Pârſi oder Neuperſiſche, urſprünglich die Sprache des ſüdweſtl. Perſien. Es hat einen modernen Charakter, indem es die vielen Flexionsendungen jener ältern perſ. Mundarten einbüßt; doch iſt der Stil zu großer Anmuth und Geſchmeidigkeit gebildet. Am reinſten und öfters mit dem ältern Alphabete der Zendſprache geſchrieben findet man es in den religiöſen Abhandlungen der Parſen (vgl. «Grammatik der Pârſiſprache» von Spiegel, Lpz. 1851) ſowie im «Schâhnâmeh» des Firduſi (ſ. d.). Seit der Herrſchaft der Araber in Perſien und der Verbreitung des Islam daſelbſt nahm das Neuperſiſche viele arab. Wörter in ſich auf; auch ward es von da an mit arab. Schriftzeichen geſchrieben. Durch die mongol. Herrſchaft wurde es im nördl. Indien ſehr verbreitet und bildete daſelbſt bis auf die neueſte Zeit die Sprache der Diplomatie, des höhern geſelligen Lebens und der Gerichtshöfe. Die vorzüglichſten Sprachlehren ſind die von Lumsden (2 Bde., Kalkutta 1810), Jones (9. Aufl., Lond. 1828), Vullers (Gießen 1840), Chodzko (Par. 1852) u. a.; die beſten Originalwörterbücher: das Burhâni-kati (Kalk. 1818), Ferhengi-Schuuri (2 Bde., Konſtant. 1746) und Heſtkulzum (7 Bde., Lucknow 1822) ſowie Meninſki's «Lexicon Turc.-Arab.-Persicum» (neue Ausg. 4 Bde., Wien 1780—1802), Richardſon's «Dictionary Persian, Arabic and English» (4. Aufl. von Johnſon, Lond. 1852) und Vullers' «Lexicon Persico-Latinum» (2 Bde., Bonn 1853—59). Uebrigens hat die neuperſ. Sprache viele Dialekte, wie das Kurdiſche an der weſtl. Grenze Perſiens, das Maſanderani u. a. m., die erſt in neueſter Zeit bekannt geworden ſind.

Die neuperſiſche Literatur entwickelte ſich ſeit der Zeit, wo der Islam in Perſien Eingang fand, und die Schriftſteller in derſelben ſind insgeſammt Mohammedaner. Die erſten neuperſ. Schriften, theils poetiſchen, theils hiſtor. Inhalts, ſtammen aus der Zeit der ſamanidiſchen Fürſten im 9. und 10. Jahrh. Von dieſer Zeit an wurde die perſ. Literatur in Perſien ſelbſt ſowie in Indien, namentlich die Poeſie und Geſchichte, ununterbrochen gepflegt, ſo viele gewaltſame politi. Stürme auch das Land verheerten. Der Reichthum der perſ. Literatur iſt ungemein groß; eine Ueberſicht gewährt Hâdſchi-Khalfa (ſ. d.).

Die Poeſie umfaßt eine Menge kleinerer lyriſcher Gedichte, in ſog. Diwâns oder Sammlungen vereinigt, auch größere hiſtor., romantiſche und allegoriſche Gedichte und viele Märchen und Erzählungen in Proſa, mit Verſen untermiſcht. Der älteſte bekannte Dichter iſt Rudegi, um 952, welcher auf Befehl des ſamanidiſchen Fürſten Naſr-ben-Achmed die Fabeln des Bidpai in das Perſiſche überſetzte. Aus der Zeit der Ghasnewiden iſt zu erwähnen Firduſi (ſ. d.), an deſſen großartiges Nationalepos ſich viele verwandte Dichtungen anlehnen, wie z. B. das «Barsnameh», das «Sam-nameh» u. a. m.; Anwari, ein gelehrter Panegyriker und Odendichter, um 1150; Niſâmî (ſ. d.), der Begründer der romantiſchen Epik und Verfaſſer einer Chamſſe, d. h. einer Sammlung von fünf größern romantiſchen Gedichten; Chakâni, um 1200, einer der gelehrteſten Odendichter; Ferîd-ed-dîn-Attâr, um 1270, der Verfaſſer mehrerer religiöſer und aſcetiſcher Gedichte, z. B. des «Mantiket-ettaïr» oder des Vogelgeſprächs, worin er die theoſophiſche Beſchauung Gottes ſchildert (perſiſch und franzöſiſch von Garein de Taſſy, Par. 1857), und des «Pendnâmeh» oder des Buchs des guten Raths (mit franz. Ueberſetzung herausg. von Sacy, Par. 1819); Dſchelâl-ed-dîn-Rûmi, ein Zeitgenoſſe des vorigen, der als der größte myſtiſche Dichter gilt; Saadi (ſ. d.); Emîr-Chosru, ein Zeitgenoſſe des Saadi, der wie Niſâmi eine Chamſſe dichtete; Hâfis (ſ. d.), der berühmteſte Odendichter, um 1300; Dſchâmî (ſ. d.), einer der fruchtbarſten und anmuthigſten perſ. Dichter, um 1400; Hâtifi, gleichfalls Verfaſſer einer Chamſſe; Feifi, am Hofe des Großmoguls Akbar, um 1540, der auch die altind. Erzählung von Nala und Damayanti in einem kunſtvollen Epos (Kalk. 1831) bearbeitete. Die neueſten größern Gedichte der Perſer ſind das «Schehinschâh-nâmeh», das Buch der Könige, welches die neueſte Geſchichte Perſiens in Verſen erzählt, und das «George-nâmeh», von Firosben-Kaus (3 Bde., Bombay 1839), das die Eraberung Indiens durch die Engländer ſchildert. Die eigentliche Volksliteratur, kleine Lieder über die einfachſten Verhältniſſe des Lebens, Balladen und Cyklen hiſtor. Geſänge, gibt A. Chodzko in ſeinen «Specimens of the popular poetry of

Persia» (Lond. 1842); ein Fragment daraus: «Die Abenteuer und Geſänge Körruglu's», überſetzte Wolff ins Deutſche (Jena 1843). Die Perſer ſind das einzige mohammed. Volk, welches auch die dramatiſche Poeſie angebaut hat; die Stücke ſind ganz den Myſtères der ältern franz. Literatur zu vergleichen und reich an natürlicher, ergreifender Lyrik. Vgl. Chodzko, «Sur la littérature dramatique des Persans» (Par. 1844), und Proben derſelben im Texte (Par. 1852). Die Geſchichte der perſ. Dichter haben beſchrieben Dauletſchah in dem Werke «Teskeret esschoara», d. i. Lebensbeſchreibungen der Dichter, und Lutf-Ali-Beg, deſſen Werk «Ateschkedah», d. i. Feuertempel, die Geſchichte der perſ. Dichter bis in die neueſten Zeiten fortſetzt. Vgl. Hammer, «Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens» (Wien 1818). Von den zahlreichen Sammlungen von Novellen, Märchen, Erzählungen ſind nur folgende zu erwähnen: «Anwâri-soheili», d. i. Kanopiſche Lichter, eine vortreffliche, mit allem Zauber der perſ. Sprache geſchmückte Bearbeitung der Fabeln des Bidpai; «Behâri-dânisch», d. i. Frühling der Weisheit, verfaßt von Inâjet-Allah in Indien, überſetzt von Scott unter dem Titel «Garden of knowledge» (3 Bde., 1799); «Tûtinâmeh», d. i. Papagaienbuch, perſiſch und engliſch von Hadley herausgegeben, deutſch von Iken und Koſegarten (Stuttg. 1822), und «Bakhtijar-nâmeh», d. i. Geſchichte des Prinzen Bakhtijâr, von Ouſeley herausgegeben und überſetzt unter dem Titel «Tales of Bakhtyar and the ten veziers» (Lond. 1801; Par. 1839). Durch Perſien iſt auch der große Reichthum der indiſchen Literatur an Fabeln und Märchen vermittelt worden. (S. Tauſend und Eine Nacht.)

Der hiſtor. Theil der neuperſ. Literatur iſt ebenſo reichhaltig als wichtig. Die perſ. Geſchichtſchreiber behandeln theils die allgemeine Geſchichte der mohammed. Staaten, theils insbeſondere die der zahlreichen arab., perſ., türk. und mongol. Dynaſtien, welche in Perſien und Indien ihren Sitz aufſchlugen. Nur weniges davon iſt bisjetzt gedruckt. Wir erwähnen: das «Tarîchi Tabari», oder die perſ. Bearbeitung der großen arab. Chronik des Tabari, verfaßt von El-Balami 974 (franz. von Dubeux, Bd. 1, Lond. 1835); «Dschâmi ettewârîch», d. i. Sammlung der Chroniken, eine Geſchichte der Mongolen, vom Vezier Raſchîd-Eddîn, um 1320 (herausg. und überſetzt von Quatremère, Bd. 1, Par. 1836); die Chronik des Waſſâf, um 1333, welche die Geſchichte der Nachkommen Dſchingis-Khan's enthält und in einem überaus kunſtreichen Stile geſchrieben iſt (perſ. und deutſch von Hammer, Bd. 1, Wien 1856; der perſ. Text allein, Bombay 1853); «Lubb ettewârîch», oder Mark der Chroniken, von Kaswîni, um 1370; die Geſchichte Timur's, von Scherif-eddîn-Jesdi, um 1460 (franz. von Petit de Lacroix, Par. 1724); «Rauset essafa», d. i. Flur der Lauterkeit, von Mirchond, um 1520, eine große Univerſalgeſchichte, aus welcher mehrere Abſchnitte herausgegeben worden ſind (z. B. «Geſchichte der Samaniden, herausg. von Wilken, Gött. 1810, und von Defrémery, Par. 1845; «Geſchichte der Ghasnewiden», Berl. 1832, und «Geſchichte der Bujiden», beide herausg. von Wilken, Berl. 1835; «Geſchichte der Saſſaniden», herausg. von Defrémery, Par. 1844; franz. von Sacy, Par. 1793; «Geſchichte der Ismaeliten, von Jourdain, Par. 1812; «Geſchichte der Seldſchukiden», perſ. und deutſch von Vullers, Gießen 1837; «Geſchichte des Dſchingis-Khan, von Jaubert, Par. 1841; «Geſchichte der Sultane von Khareſm», von Defrémery, Par. 1842, u. ſ. w.; vollſtändig, 2 Bde., Bombay 1849); die «Geſchichte Indiens» von Feriſchta, um 1640 (2 Bde., Bombay 1831; engl. von Briggs, 4 Bde., Lond. 1829); die «Tusukâti Timûr», oder Einrichtungen Timur's (perſ. und engl. von White, Oxf. 1783); die «Wakiâti Bâburi» oder Begebenheiten des Großmoguls Babur, von ihm ſelbſt aufgezeichnet (engl. von Erskine, Edinb. 1826; deutſch von Kaiſer, Lpz. 1828); die «Wakiâti Dschihângîri» oder Begebenheiten des Großmoguls Dſchihângîr (engl. von Price, Lond. 1829); das «Ajîni Akbari» oder die Ordnung Akbar's, eine ſtatiſt. Schilderung des Mogulreichs in Indien unter Akbar (engl. von Gladwin, 2 Bde., Kalk. 1783); «Die Geſchichte des Nadir-Schah», von Mahdi-Khan (Teheran 1842; franz. von Jones, Lond. 1770); «Die Geſchichte der Afghanen», von Neamet-ullah (engl. von Dorn, 2 Bde., Lond. 1829); «Das Leben des Scheikh Ali-Hafin» (perſ. und engl. von Belfour, 2 Bde., Lond. 1830) und «Siyar Mutakherin», enthaltend die Geſchichte Indiens von 1705—82, von Gholam-Huſain-Khan (2 Bde., Kalk. 1832; engl., 3 Bde., Kalk. 1789). Eins der neueſten hiſtor. Werke, «Measiri sultanijje», gibt die Geſchichte der jetzt regierenden Dynaſtie (Teheran 1825; engl. von Brydges, Lond. 1833).

In Betreff anderer Fächer der neuperſ. Literatur erwähnen wir aus der Ethik: das «Kâbûsnâmeh», von einem dilamitiſchen Prinzen verfaßt um 1080 (deutſch von Diez, Berl. 1811); die «Achlâki nâsseri», von Naſſir-eddîn-Tûſſi, um 1270; die «Achlâki Muhsini» von

Hoſſein-Wâïs-Kâſchifi, um 1480 (Kalk. 1809), und «Achlâki Jelâli» (Kalk. 1811; engl. von Thompſon, Lond. 1839); aus der Religionsgeſchichte: das Buch «Ulemâï islâm», welches Nachrichten über die altperſ. Religion liefert (perſ. von Olshauſen, Par. 1829; deutſch von Vullers, Bonn 1832), ſowie den «Dâbistân», eine Darſtellung aller Religionen Aſiens (Kalk. 1809; engl. von Troyer, 3 Bde., Lond. 1843); aus der Rhetorik: «Hadâik ul-belâghet», d. i. die Lauben der Beredſamkeit, von Schems-Eddîn (Kalk. 1814); «Nahr ul-faſâhet», d. i. der Strom der Beredſamkeit, von Mirza-katil (Kalk. 1820); aus der Geographie: «Heft iklim» oder die ſieben Klimate, von Amîn-Achmed-Râſi, und «Adſchâïb el-buldân» oder die Wunder der Länder, von Berdſchendi; aus der Medicin: das «Tochfet el-mûmenîn», von Mohammed-Mumin-Huſſeini, um 1700; aus der Philologie: die obenerwähnten großen neuperſ. Wörterbücher. Außerdem haben die Perſer viele Werke der altind. Literatur überſetzt, z. B. die epiſchen Gedichte «Ramayana» und «Mahabharata», die theol. Abhandlungen der Vedas u. ſ. w. Das vollſtändigſte Verzeichniß der in Europa ſowie im Orient ſelbſt gedruckten perſ. Bücher gibt Zenker in der «Bibliotheca orientalis» (2 Bde., Lpz. 1846—59).

Perſigny (Jean Gilbert Victor Fialin, Herzog von), franz. Staatsmann, geb. 1. Jan. 1808 zu St.-Germain-Lespinaſſe (Depart. Loire), wurde nach Beendigung ſeiner Gymnaſialſtudien im 17. J. Soldat und nachher in die Cavallerieſchule zu Saumur aufgenommen, die er 1828 als Wachtmeiſter beim 4. Huſarenregiment verließ. Damals Royaliſt, änderte er ſeine polit. Anſichten unter dem Einfluſſe des Hauptmanns ſeiner Compagnie, des Republikaners Kerſanſic, und betheiligte ſich 1830 an einer militäriſchen Bewegung zu Gunſten der Julirevolution auf eine Art, die von ſeinen Obern als Inſubordination angeſehen wurde und ſeine Verabſchiedung zur Folge hatte. Ohne Geſchäftsberuf und Vermögen ging P. 1831 nach Paris, um eine neue Stellung zu gewinnen. Hier fiel er durch das Leſen des «Mémorial de Ste.-Hélène» der napoleoniſchen Sache zu und bemühte ſich ſofort, derſelben einen Vereinigungspunkt zu ſchaffen, indem er die Revue «L'occident français» (1834) gründete, von der er aber aus Mangel an pecuniären Mitteln nur die erſte Nummer erſcheinen laſſen konnte. Doch verſchaffte ihm das Unternehmen die Erkenntlichkeit des Exkönigs Joſeph und ein Empfehlungsſchreiben an den Prinzen Louis Bonaparte, der damals zu Arenenberg in der Schweiz lebte und ihn an ſeine Perſon feſſelte. Eifriger Vorarbeiter und Theilnehmer des Militäraufſtandes in Straßburg (1836), konnte er ſich indeß der Unterſuchungshaft entziehen und nach England flüchten. 1840 wurde er als Theilnehmer der Expedition nach Boulogne ergriffen und vom Pairshofe zu 20jähriger Gefangenſchaft verurtheilt. Anfangs ſperrte man ihn in Doullens ein, verſetzte ihn aber Krankheit halber nach dem Militärſpital in Verſailles, wo ſeine Haft nur noch Stadtarreſt war, als die Februarrevolution ausbrach. Sein heller Blick ließ ihn ſofort die populäre Uebermacht des großen Kaiſernamens gegen die Republik erkennen. Er eilte nach Paris, bewog die Napoleoniden zur Ausgleichung ihrer Anſprüche, ſammelte ihre Anhänger, beförderte die Herausgabe mehrerer Volksblätter, bereiſte das Innere von Frankreich und half, was er konnte, zur ſiegreichen Wahl des 10. Dec. Zur Belohnung erhielt P. die Adjutantenſtelle bei dem neuen Präſidenten Ludwig Napoleon, der ihn auch bei dem Staatsſtreiche vom 2. Dec. 1851 zu allererſt ins Geheimniß zog und ihm auftrug, an der Spitze eines Linienregiments von dem Local der Nationalverſammlung Beſitz zu nehmen. Nachdem das Werk gelungen, war er einer der einflußreichſten Stützen und Vertreter der neuen Macht. An Morny's Stelle übernahm er das Miniſterium des Innern, unterzeichnete die auf die Orléans'ſchen Familiengüter bezüglichen Decrete und leitete die erſten Wahlen des Geſetzgebenden Körpers, legte aber 1854 aus Geſundheitsrückſichten ſein Porteſeuille nieder. 1855 ging er als franz. Geſandter nach London, von wo er zurückkehrte, um nach den Decreten vom 24. Nov. 1860 wieder die Leitung des Miniſteriums der innern Angelegenheiten zu übernehmen. In dieſer Stellung ſuchte er in offiziellen Reden und Berichten ſeiner Amtsführung eine liberale Farbe zu bewahren. Als jedoch bei den Wahlen von 1863 ſämmtliche Candidaten der Oppoſition in Paris den Sieg davontrugen, legte er ſein Porteſeuille abermals nieder. P. vermählte ſich 1852 mit der einzigen Tochter des Fürſten von der Moskwa und erhielt bei dieſer Gelegenheit vom Kaiſer den Grafentitel. 1863 wurde er zur Würde eines Herzogs erhoben.

Perſius (Aulus) Flaccus, einer der vorzüglichſten röm. Satiriker, geb. 34 n. Chr. zu Volaterrä in Etrurien aus einer angeſehenen Familie, erhielt eine gute Bildung durch den Grammatiker Rhemnius Palämon und durch den Stoiker Cornutus, an den er ſich anſchloß, und lebte, wegen ſeiner Beſcheidenheit von allen geſchätzt, mit den ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten Roms im freundſchaftlichſten Verkehr, ſtarb aber ſchon 62 n. Chr. Die noch erhaltenen ſechs

Digitized by Google

Satiren, in denen er uns ein durchaus abſtractes Bild der herrſchenden Sittenverderbniß ſeiner Zeit im Gegenſatze zu dem Ideale des ſtoiſchen Weiſen und altröm. Zucht gibt, empfehlen ſich durch Ernſt und Strenge, Kraft und Gedrungenheit, leiden aber an großer Dunkelheit, die theils in manchen für uns unverſtändlichen Anſpielungen, theils in der abgeriſſenen Schreibart und übertriebenen Kürze ihren Grund hat. Wegen ihres moraliſchen Inhalts ſind ſie noch im Mittelalter häufig geleſen worden und daher in zahlreichen Handſchriften erhalten. Die beſten Ausgaben ſind die beiden von O. Jahn (mit Commentar und den alten Scholien, Lpz. 1843; kleinere Ausg., ebendaſelbſt 1851). Deutſche Ueberſetzungen lieferten Donner (Stuttg. 1822), Weber (Bonn 1834) und Teuffel (Stuttg. 1858).

Perſon bezeichnet jedes Weſen, welches die Anlage zum freien und vernünftigen Wollen und Handeln beſitzt, im Gegenſatze zur Sache, worunter der willenloſe Gegenſtand verſtanden wird. Die Fähigkeit der P., Rechte zu erwerben und Verbindlichkeiten zu übernehmen, macht ihren juriſtiſchen, die Fähigkeit, ihre übernommenen Pflichten zu erfüllen oder zu übertreten, ihren moraliſchen Charakter aus. Im Begriffe der Perſönlichkeit liegt es, daß die P. den Werth und Zweck ihres Daſeins in ſich ſelbſt, ihrer eigenen Vervollkommnung und der Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Geſellſchaft hat, wogegen der Werth der Sache niemals den eines bloßen Mittels zu perſönlichen Zwecken überſteigen kann. Die Perſönlichkeit ſelbſt und ihr angeborenes Recht bringt der Menſch mit auf die Welt, und kann es weder verlieren noch freiwillig aufgeben. Es iſt das Recht, als ein Weſen von moraliſcher Beſtimmung anerkannt und behandelt zu werden. Dieſes angeborenen Rechtes wegen iſt die Sklaverei etwas Widerrechtliches, da ſie den Menſchen gleich einer Sache nur als Object, nicht auch als Subject von Rechten behandelt. Das urſprüngliche Recht der Perſönlichkeit iſt der Quell, aus welchem manche andere abgeleitete Rechte und Pflichten fließen, wie das Recht des Kindes auf Erziehung durch ſeine Aeltern, mit der Pflicht des Gehorſams gegen dieſelben, das Recht jedermanns, ſeine Kräfte und Anlagen frei zu entwickeln und zu gebrauchen zur Erwerbung von Eigenthum, Gründung einer Familie u. ſ. w. Sofern mehrere Perſonen durch ein moraliſches Band unter ſich zu einem vereinten Handeln zu gemeinſamen Zwecken verbunden ſind, heißen ſie eine moraliſche P. Von dieſer Art ſind Familien, Gemeinden, Corporationen, Kirchen, Univerſitäten u. ſ. w. Das Recht der Perſönlichkeit haftet an der Erſcheinung als Menſch, an der menſchlichen Geſtalt und nach röm. Rechte beſonders an der Bildung des Kopfs. Es beginnt mit den erſten Spuren des Daſeins im Leibe der Mutter und dauert fort, auch wenn das Bewußtſein der Vernunft nie erwacht oder wieder unterdrückt wird, im Blödſinnigen und Irren. Der Grund davon iſt der, daß auch in den Zuſtänden, wo die Bethätigung der vernünftigen Anlage verhindert iſt (wie im Schlaf oder Irreſein), doch dieſelbe noch immer als Fähigkeit oder Vermögen vorhanden angenommen werden muß.

Perſonalſteuern waren früher ſehr willkürlicher Natur, haben ſich aber allmählich in den beſſer eingerichteten Staaten zu dem richtigen Begriffe heraufgebildet, daß ſie auf directem Wege von demjenigen Einkommen erhoben werden, welches weder aus Grundbeſitz noch aus eigentlichen Gewerben, ſondern aus perſönlichen Dienſtleiſtungen höherer und niederer Art oder ſonſtigen Quellen fließt, die man nicht näher erforſchen kann oder mag. Es vereinigen ſich in der Perſonalſteuer hauptſächlich die directen Abgaben der Beamten aller Art, der Gelehrten und Künſtler, der Rentiers, wo keine beſondere Kapitalienſteuer beſteht, aber auch der zahlreichen bloßen Handarbeiter und des Geſindes. Sie werden theils nach dem bekannten Einkommen, theils nach allgemeiner, auf Stellung und Aufwand begründeten Annahme angelegt. Indeß kommen P. nur ſelten noch als eigene Steuern vor; in der Regel ſchließen ſie ſich an Klaſſen- und Einkommenſteuern an und ſind in denſelben mitenthalten.

Perſonenrecht (Jus personarum) bezeichnet den Inbegriff der Beſtimmungen über die allgemeine Rechtsfähigkeit (status) und deren Modificationen nach dem Geſchlecht, Alter und Geſundheitszuſtand, den bürgerlichen, religiöſen und Familienbeziehungen der einzelnen. Im engern Sinne iſt P. auch gleichbedeutend mit Familienrecht oder der Lehre von der Ehe, väterlichen Gewalt und Vormundſchaft. Wohl zu unterſcheiden vom P. ſind die perſönlichen Vermögensrechte, worunter man die Forderungsrechte verſteht, die blos gegen eine beſtimmte Perſon geltend gemacht werden können, im Gegenſatz zu den dinglichen Rechten. (S. Eigenthum.)

Perſonification, bei den Griechen Proſopopöie, heißt in der Rhetorik und Poetik die Einkleidung abſtracter Begriffe oder lebloſer Dinge in lebende Weſen, um die Lebhaftigkeit und Veranſchaulichung der Rede zu fördern. Die Einkleidung geſchieht dadurch, daß man den Gegenſtand anredet oder ſelbſt redend einführt, oder ihm gewiſſe Lebensäußerungen beilegt u. ſ. w.

Perſpective heißt der Inbegriff der mathematiſch begründeten Regeln, durch welche körperliche Gegenſtände nach ihrer Geſtalt und Farbe durch Zeichnung und Malerei ſo auf eine Fläche übertragen werden, daß ſie dem Auge als Körper erſcheinen. Das perſpectiviſche Zeichnen unterſcheidet ſich demnach weſentlich von der geometriſchen Projection, welche die Angabe der wirklichen Abmeſſungen zum Zwecke hat. Weiter unterſcheidet ſich der Theil der P., der die Geſtalt der Gegenſtände betrifft, von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt, und es gibt daher eine mathematiſche oder Linearperſpective und eine Farben- oder Luftperſpective. Die Linearperſpective hat die Aufgabe zu löſen, wie jeder Punkt in der Natur in die perſpectiviſche Proportion zu bringen ſei, und iſt als Kunſt die Kunſt der richtigen Verkürzung der geraden Linien. Der Grundriß von einem Gegenſtande, perſpectiviſch dargeſtellt, heißt ein ichnographiſcher Riß, eine ſeiner Seiten, genau von vorn genommen, gibt ſein Profil oder den orthographiſchen Riß, wird er aber halb von der Seite (übereck) angeſehen, ſo erzeugt dies die maleriſche Anſicht. Wird bei dieſer letztern Darſtellung die Lage der Seitenanſichten feſtgehalten, ihnen aber dabei überall das wahre, nicht das dem Auge ſcheinbare Maß gegeben, ſo hat man die Cavalierperſpective, die wegen ihrer frühern Anwendung auf die Darſtellung von Feſtungswerken auch Militärperſpective genannt worden iſt. Die Linearperſpective wurde vorzüglich durch Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer rationell durch beſondere Lehrbücher ausgebildet. Von Wichtigkeit für die perſpectiviſche Darſtellung iſt der Geſichtspunkt, von welchem aus der dargeſtellte Gegenſtand betrachtet wird. Namentlich iſt derſelbe bei Darſtellungen von Gegenſtänden im Raume neben- oder hintereinander wohl zu beobachten, da ſonſt die Wahrheit und die Schönheit leiden. Bei Gemälden liegt der Geſichtspunkt gewöhnlich in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meiſten hervorragen. Nicht minder wichtig, beſonders für die Haltung eines Gemäldes, iſt die Luftperſpective, die den Grad des Lichts beurtheilen lehrt, welchen die Gegenſtände nach dem Verhältniſſe ihrer Entfernung gegen den Sehenden zurückwerfen, und zugleich zeigt, wie dieſe Gegenſtände im Farbenton nach dem Verhältniſſe der Zwiſchenluft, die dieſelben vom Auge des Beſchauers ſondert, ſich abſtufen. Namentlich iſt die Luftperſpective bei der Landſchaftsmalerei nothwendig. In der nordiſchen Malerei ſind die van Eyck's als Gründer der P. zu betrachten, in Italien gilt dafür Paolo Uccello in Florenz, zu Anfang des 15. Jahrh. Diejenige Gattung von Malerei, in welcher vorzugsweiſe die P. hervortritt, pflegt man wol Perſpectivmalerei zu nennen, oder man braucht bei Architekturſtücken, namentlich wo das Innere großer Gebäude vorgeſtellt wird, geradezu den Ausdruck Perſpectiven. Vgl. die Lehrbücher der P. von Eitelwein (Berl. 1810), Jacobi (Lpz. 1821), Streckfuß (Berl. 1858), Stöveſandt (Berl. 1859) und Gennerich (Lpz. 1865).

Perth, eine der ſchönſten und größten Grafſchaften des ſchott. Hochlandes, die alles umfaßt, was für Schottland charakteriſtiſch iſt. Während im Norden ſich hohe, zum Syſteme der Grampians gehörende Berge bis zu 3500 F. erheben, zeigt die Mitte ein hügeliges Gelände und der Süden fruchtbare Ebenen. Viele durch ihre romantiſche Schönheit ausgezeichnete Binnenſeen, wie der Loch-Tay, Loch-Rannoch und Loch-Tummel, das liebliche Thal des lachsreichen Tayfluſſes, die Waſſerfälle von Bruar, Tummel und Moneß machen P. zu einer der beſuchteſten Grafſchaften Schottlands. Durch Shakeſpeare iſt der ſagenreiche, 1580 F. hohe Birnamhügel, welcher jetzt ganz kahl daſteht, berühmt geworden. Auf dem 800 F. hohen Dunſinan ſtand einſt Macbeth's Schloß, und bei dem Dorfe Dull erinnern alte Steinkreuze an die frühe Einführung des Chriſtenthums in Schottland. Die bedeutenden, meiſt dem Herzog von Atholl gehörigen Wälder bergen den größten Wildſtand Schottlands. Auf 124½ Q.-M. zählte P. 1861 133500 E., die, im Norden und Nordweſten dem gaeliſchen, im Süden und Südoſten dem angelſächſiſchen Stamme angehörend, Ackerbau, Viehzucht und die Fabrikation von Tuch, Leinwand und Wollwaaren betreiben. Bedeutend iſt auch die Lachsfiſcherei im Tay, an deſſen Ufern Stormontfield, die größte Anſtalt für künſtliche Fiſchzucht in Schottland, liegt. Die Hauptſtadt P. liegt an der Mündung des Tay in den Firth of Tay und zählt 25250 E. Bei Flut können Seeſchiffe bis hierher gelangen, und die Stadt betreibt deshalb einen ſchwunghaften überſeeiſchen Handel. Außerdem beſchäftigt ſich die Bevölkerung mit Leinen- und Baumwollweberei und Twiſtſpinnerei. Die Stadt P. war einſt ein vorgeſchobener Poſten der Römer in Britannien, wovon noch die zahlreich hier aufgefundenen röm. Münzen, Grabſteine, Waffen und der ſtolze Name «Rom des Nordens» Zeugniß ablegen. Bis 1437 galt P. als Hauptſtadt Schottlands und war die Reſidenz der Könige, Sitz des Parlaments und der Gerichtshöfe. Gegenwärtig zeigt die Stadt ein ganz modernes Gepräge. Bemerkenswerth ſind die alte St.-Johnskirche, eine Statue Walter Scott's, ein 1866 eingeweihtes Staud-

bild des Prinzen Albert und eine Akademie für philos., mathem. und physik. Studien. Auf einer Wiese bei P. wurde 1396 zwischen den feindlichen Claus Kay und Chattan auf ähnliche Weise eine Fehde ausgeglichen, wie einst zwischen Horatiern und Curiatiern. Nördlich von der Stadt liegt das Schloß des Grafen Mansfield an der Stelle des alten Krönungspalastes Scone, wo einst der nun in Westminsterabtei aufbewahrte Lia fail, der heilige Krönungsstein Schottlands, stand. Dicht dabei wird noch der Mothill gezeigt, auf dem Schottlands Könige Recht sprachen.

Perthes (Friedr. Christoph), verdienter deutscher Buchhändler, geb. 21. April 1772 zu Rudolstadt, kam, frühzeitig des Vaters beraubt, ohne gehörige Vorbildung 1787 als Lehrling in die Böhme'sche Buchhandlung nach Leipzig, wo er jedoch wenig Gelegenheit fand, das Fehlende nachzuholen, und ging 1793 als Gehülfe in die Buchhandlung von B. G. Hoffmann nach Hamburg. Obgleich völlig mittellos und ohne Familienverbindungen, eröffnete er hier 1796 eine Sortimentsbuchhandlung unter eigenem Namen und gab sich, von der Bedeutung seines Berufs für die deutsche Literatur und das deutsche Nationalleben erfüllt, dem Geschäfte mit innerm Ernste hin. Thätigkeit und Arbeitskraft, Umsicht und Gewissenhaftigkeit, Geschick in Benutzung der Umstände und scharfen Blick für die geistigen Bedürfnisse der einzelnen besaß er in hohem Grade. Als sodann sein Schwager Johann Heinrich Besser (geb. 1. Nov. 1775 zu Quedlinburg, wo sein Vater Geistlicher war), ausgerüstet mit wissenschaftlicher Bildung, umfassender Literaturkenntniß und gewinnender Persönlichkeit, 1798 in die Handlung eingetreten, entwickelte sich das Geschäft durch die gemeinsame Thätigkeit beider bald zu einem der ersten und geachtetsten Deutschlands. Nach seiner Verheirathung (1797) mit Karoline, der ältesten Tochter von Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten, trat P. in nahen persönlichen Verkehr mit dem damaligen geistvollen prot. Kreise Holsteins (F. H. Jacobi, die Grafen Reventlov, Reinhold, Schöndorn, Graf Bernstorff, Graf Christian Stolberg), zugleich aber auch mit dem nicht minder bedeutenden kath. Kreise, der sich im Münsterlande um die Gräfin Galyzin gesammelt hatte (von Fürstenberg, von Droste, Kistemaker, Overberg, Graf Friedr. Leop. Stolberg). Seine entschiedene deutsche Gesinnung zur Zeit der franz. Herrschaft, welche ihn zur Herausgabe des «Deutschen Museum» (1810—11) trieb, und sein Muth, welcher ihn 1813 und 1814 unter den Führern der Bewegung zur Befreiung Hamburgs und Norddeutschlands auftreten ließ, brachte ihn mit vielen politisch hervorragenden Männern jener Zeit (Joh. Müller, Gentz, Adam Müller, Görres, Arndt, Niebuhr, Stein, Savigny, Nicolovius, Steffens, Gebrüder Schlegel, Rehberg u. a.) in dauernde Verbindung. Sein christl. Sinn und sein theol. Interesse erwarben ihm Freunde verwandter Richtung in allen Theilen Deutschlands. Als er 1814 nach Hamburg zurückkehrte, war die Buchhandlung so gut wie vernichtet, sodaß sich P. in die Nothwendigkeit versetzt sah, mit Besser von neuem anzufangen. Die geschäftlichen Schwierigkeiten, die sich unter solchen Verhältnissen gehäuft, löste er auf eine höchst ehrenhafte Weise, ohne von den ihm zahlreich zukommenden Unterstützungsanerbietungen Gebrauch zu machen. Nach dem Tode seiner ersten Gattin siedelte er 1821 nach Gotha über, indem er die blühende Sortimentshandlung, die schon 1815 die Firma «Perthes und Besser» angenommen, seinem Schwager Besser überließ, der sie seit 1821 mit seinem Schwiegersohne Johann Heinrich Wilhelm Mauke (geb. in Schleiz 24. Sept. 1790, gest. 20. Aug. 1859 zu Hamburg) fortführte. Nach Besser's Tode (3. Dec. 1826), führte letzterer das Geschäft unter der Firma «Perthes und Besser» allein und seit Ostern 1836 gemeinschaftlich mit Besser's Sohne Otto Rudolf Wilh. Besser weiter, worauf es 1. Jan. 1837 die Firma «Perthes-Besser und Mauke» annahm. P. selbst gründete 1822 zu Gotha ein Verlagsgeschäft, das er bald auf eine bedeutende Höhe brachte. Durch seine umfassenden Verlagsunternehmungen, darunter die «Geschichte der europ. Staaten» unter Heeren's und Ukert's Leitung und die «Theol. Studien und Kritiken», griff er in nicht geringem Grade in den Gang der histor. und theol. Literatur ein. Auch gab die Achtung, welche er unter den Buchhändlern genoß, seiner Stimme in den Angelegenheiten des Nachdrucks, der Preßgesetzgebung und der Errichtung der Deutschen Buchhändlerbörse zu Leipzig besonderes Gewicht. P. starb zu Gotha 18. Mai 1843. Die Universität Kiel hatte ihn zum Doctor der Philosophie ernannt, «weil er Lebensweisheit erworben und geübt». P. hinterließ drei Söhne. Der älteste derselben, Friedrich Matthias P., geb. 16. Jan. 1800 zu Hamburg, seit 1842 Pastor zu Moorburg bei Hamburg, gest. 28. Aug. 1859, hat sich als Verfasser der Schriften «Die alte und neue Lehre über Gesellschaft, Staat und Kirche» (1. und 2. Aufl., Hamb. 1849, 3. Aufl. 1850) und «Leben des Bischofs Chrysostomus» (Hamb. und Gotha 1853) literarisch bekannt gemacht. Der zweite Sohn, Clemens Theodor P., geb. zu Hamburg 2. März 1809, ist

Professor der Rechte zu Bonn und veröffentlichte außer einigen kleinern staats- und völkerrechtlichen Schriften die tüchtige Arbeit: «Das deutsche Staatsleben vor der Revolution» (Hamb. und Gotha 1845), die anziehende, mehrfach übersetzte Biographie seines Vaters: «Friedrich P.' Leben» (3 Bde., Gotha 1848—51; 5. Aufl. 1861), und das sich dieser anschließende Werk «Polit. Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der franz. Herrschaft» (Gotha 1862). Der dritte Sohn, Andreas Hansa Traugott P., geb. 16. Dec. 1813 zu Kiel, setzt seit dem Tode Friedr. P.' dessen Verlagsgeschäft unter der Firma «Friedrich Andreas Perthes» in Gotha mit bestem Erfolge fort. Mit demselben verband er 1. April 1864 auch eine Buchdruckerei. — Johann Georg Justus P., Oheim von Friedr. Christoph P., ebenfalls aus Rudolstadt gebürtig, war erst Kaufmann, trat aber auf Veranlassung besonderer Umstände in die Ettinger'sche Buchhandlung zu Gotha und begründete daselbst später, 1785, ein eigenes Verlagsgeschäft, das er bald erweiterte. In Unternehmungen wie Schlichtegroll's «Nekrolog», das Hecker'sche «Medic. Journal», die Lossius'schen Jugendschriften u. s. w. zeigte er seine rühmliche Thätigkeit. Nachdem er selbst durch die Jahre des Kriegs und der Fremdherrschaft sein Geschäft ehrenhaft durchgeführt, starb er 2. Mai 1816. Die Verlagshandlung übernahm sein Sohn Wilhelm P. Letzterer war 18. Juni 1793 zu Gotha geboren, erlernte 1811—12 zu Hamburg bei Friedr. P. den Buchhandel, machte 1813 und 1814 als Lieutenant in der Hanseatischen Legion den Feldzug in Mecklenburg und Holstein mit und kehrte darauf im Aug. 1814 nach Gotha zurück. Bald nach Uebernahme des väterlichen Geschäfts legte er schon 1816 mit Adolf Stieler durch die Unterhandlungen zur gemeinschaftlichen Herausgabe des «Handatlas» den Grund zu dem bedeutenden geogr. Geschäft, das durch die Verbindung mit den ersten Geographen und Kartenzeichnern Deutschlands bald zu Ruf und Ansehen gelangte. Auch erwarb sich P. durch den Verlag des «Gothaischen genealog. Taschenbuch», das 1816 aus dem Ettinger'schen in seinen Verlag überging, und dem er seit 1827 das Taschenbuch der gräflichen, seit 1848 auch der freiherrlichen Häuser hinzufügte, um Genealogie und Statistik anerkennenswerthe Verdienste. Er starb 10. Sept. 1853 und hinterließ das Geschäft unter der Firma «Justus Perthes» seinem Sohne Bernhard Wilhelm P., geb. 3. Juli 1821, der sich in Berlin und Hamburg zum Buchhändler gebildet hatte und bereits 1. Jan. 1845 als Theilhaber eingetreten war. Doch starb Bernh. Wilh. P. schon 27. Oct. 1857. Während der kurzen Zeit seines Wirkens legte er den Grund zu einem ganz neuen Aufschwunge des Geschäfts. Er begründete 1854 ein Geographisches Institut, das sich seitdem unter der wissenschaftlichen Leitung von Aug. Petermann (s. d.) rasch zu einem Mittelpunkte für Kartographie und Erdkunde emporgeschwungen hat und gegenwärtig in Europa als einzig in seiner Art dasteht. Außer der beständigen Erneuerung der ältern Verlagsunternehmungen, unter denen die Kartenwerke von Stieler, Heinrich Berghaus, Spruner, Sydow, Menke sich eines Weltrufs erfreuen, gingen seitdem aus der Anstalt hervor: die von Petermann geleiteten «Mittheilungen aus Justus P.' Geographischem Institut» (seit 1855), ohne Zweifel die inhaltreichste und verbreitetste aller geogr. Zeitschriften; die Reisewerke von Barth, Kotschy, Heuglin u. a.; die statist. Werke von Block, Ficker, von Buschen u. s. w.; die trefflichen kartographischen Arbeiten von Petermann, Herm. Berghaus, Hassenstein, Mayr, Grundemann («Allgemeiner Missionsatlas», 1867 fg.) u. a. m. Anfang 1867 beschäftigte die Firma Justus P. regelmäßig in und um Gotha: 2 Geschäftsdirigenten, 6 Comptoirgehülfen, 120 Coloristinnen, 80 Arbeiter jeder Art (innerhalb des Etablissements), außerdem mehrere hundert Gelehrte, Kartographen, Zeichner, Kupferstecher, Lithographen, Galvanoplastiker, Buchbinder u. s. w. Seit dem Tode Bernh. Wilh. P.' wird das Geschäft von Rudolf Besser (seit 1. Jan. 1858 Associé) für Rechnung der Witwe Minna P., geb. Mauke (vertreten durch A. Müller), fortgeführt.

Pertinax (Publius Helvius), ein Römer, war Präfect der Stadt, als Kaiser Commodus (s. d.) 31. Dec. 192 n. Chr. ermordet wurde. Hierauf in seinem 68. J. zum Kaiser ernannt, erregte er durch den strengen Ernst und die Einfachheit seiner Sitten die Unzufriedenheit der Prätorianer, die ihn in einem Aufstande 28. März 193 ermordeten.

Pertinenzien (res pertinentes), Zubehörungen, nennt man alle Nebensachen, welche zum fortdauernden Gebrauche bei einer Hauptsache bestimmt und unter ihrer wirthschaftlichen Ausstattung mit begriffen sind; so bei Häusern alles, was auf eine dauernde Weise daran befestigt (wand-, band-, niet-, nagel-, mauer- und schraubenfest) ist, ingleichen der Hofraum, ferner die zu Fabrikgebäuden gehörigen Apparate und Maschinen, bei Landgütern das zur Fortführung der Wirthschaft nöthige lebendige und todte Inventarium (s. d.). Veräußerungen und Vermächtnisse beziehen sich muthmaßlich auch mit auf die Zubehörungen. Ungeachtet des wirth-

schaftlichen Zusammenhangs können P. eine andere rechtliche Eigenschaft als die Hauptsache haben, z. B. Allodialqualität (s. Allodium), während das Gut selbst ein Lehn (s. d.) ist. In Successionsfällen muß dann, wenn zu beiden Vermögenstheilen verschiedene Rechtsnachfolger vorhanden sind, z. B. zu dem Mannlehn entfernte Geschlechtsvettern, zu dem Allodialvermögen die Töchter des verstorbenen Vasallen, das Pertinenz- und Erbsonderungsverfahren (separatio feudi ab allodio) eingeleitet werden.

Perturbationen oder Störungen. In unserm Sonnensystem bewegen sich, wenn man sich die Sonne als ruhend denkt, die Planeten um die Sonne, die Nebenplaneten um ihre Hauptplaneten (diese dann als ruhend gedacht) in Ellipsen und die Kometen um die Sonne in Ellipse, Parabel oder Hyperbel. Durch die gegenseitigen Anziehungen der Planeten und Nebenplaneten aufeinander und auf die Kometen sowie der Sonne auf die Nebenplaneten entstehen in den einfachen Bewegungen Unregelmäßigkeiten, welche P. oder Störungen genannt werden. Das Problem der Störungen, auch, weil wenigstens drei Körper dazu nöthig sind, das Problem der drei Körper genannt, ist eins der schwierigsten der physischen Astronomie und in seiner völligen Strenge noch immer nicht gelöst. Man unterscheidet, je nachdem man die Störungen in ihrer Allgemeinheit entwickelt oder nur den Betrag der Störungen von einer Epoche zu einer andern berechnet, allgemeine und specielle Störungen. Bei den allgemeinen Störungen nennt man periodisch den Theil, wodurch bald nach der einen, bald nach der andern Seite vom Normalzustande Abweichungen stattfinden, die sich innerhalb gewisser Perioden ausgleichen; säculare Störungen jedoch den Theil, der durch beständige Anhäufung im Laufe der Zeit beträchtliche Aenderungen hervorbringt. Aenderungen der erstern Art betreffen hauptsächlich die Oerter der Planeten, solche der letztern Art aber die Gestalt und Lage ihrer Bahnen.

Pertz (Joseph Anton Maximilian), verdienter Naturforscher, geb. 1804 im Städtchen Ohrnbau im Ansbachischen, fühlte sich schon von früher Jugend an zur Natur hingezogen und widmete sich auf den Universitäten zu Landshut und München dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften. Für diese habilitirte er sich auch an der Universität zu München. Insbesondere der Zoologie zugewandt, ordnete er einen Theil der zoolog. Sammlungen der Akademie und beschrieb die Insekten, welche Spix und und Martius in Brasilien gesammelt hatten. Zu München trat P. namentlich zu Schreut, Döllinger, von Schubert, Martius, Oken, Schelling, Wagler, Zuccarini und andern Koryphäen der Wissenschaft in nähere Beziehungen. 1833 erhielt er einen Ruf als Professor an die damalige Akademie zu Bern, die im folgenden Jahre in eine Universität umgewandelt wurde, an der er 1837 und 1856 das Rectorat bekleidete. An P.'s zoolog. und mikroskopische Arbeiten schlossen sich später anthropologische und psychologische an. Ganz besonders wandte er seine Aufmerksamkeit dem dunklen Gebiet des sog. magischen Lebens der Seele zu, dessen Ergründung ihm zur tiefern Einsicht in die menschliche Natur als nothwendig erscheint. Von seinen Schriften aus früherer Zeit sind hervorzuheben: «Allgemeine Naturgeschichte als philos. und Humanitätswissenschaft» (4 Bde., Bern 1838—45), «Zur Kenntniß kleinster Lebensformen» (Bern 1852), «Vorschule der Naturwissenschaft» (Stuttg. 1853) und «Lehrbuch der Zoologie» (Stuttg. 1857). Die Ergebnisse seiner anthropolog. und psychol. Forschungen legte er nieder in: «Grundzüge der Ethnographie» (Lpz. 1859); «Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur» (Lpz. 1861); «Die Realität der magischen Kräfte» (Lpz. 1862); «Ueber das Seelenleben der Thiere» (Lpz. 1865), u. s. w.

Pertz (Georg Heinrich), einer der ausgezeichnetsten deutschen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, geb. 28. März 1795 zu Hannover, studirte seit 1813 Philologie und Geschichte zu Göttingen, wo er sich 1816 auch die philos. Doctorwürde erwarb. Durch seine «Geschichte der merovingischen Hausmeier» (Hannov. 1819) erregte er die Aufmerksamkeit des Ministers Freiherrn vom Stein, der damals den Plan hegte, die Geschichtschreiber des Mittelalters gesammelt herauszugeben. P. wurde bei Stiftung der zu diesem Zwecke errichteten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zu deren Mitglied ernannt, übernahm die Bearbeitung der merovingischen und karolingischen Geschichtschreiber und trat Ostern 1820 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und Italien an, von der er erst 1823 nach Hannover zurückkehrte, wo er inzwischen zum Secretär am königl. Archive ernannt worden war. Hierauf übertrug ihm der Minister vom Stein die ganze Leitung des von ihm gestifteten Unternehmens, welches nun auf alle wichtigen Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters, die Geschichtschreiber, Gesetze, Kaiserurkunden, Briefe und kleinern Denkmäler verschiedenen Inhalts ausgedehnt und zur Ausführung vorbereitet wurde. Nachdem er noch im Winter 1823—24 und 1825 mehrere der bedeutendsten Bibliotheken und Archive Deutschlands besucht hatte, begann

er 1826 die Herausgabe der «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 1—20, Hannov. 1826—67), die unstreitig als das großartigste Denkmal echt deutschen Forscherfleißes gelten müssen. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes unternahm er eine Reise an den Rhein, durch Belgien, nach Paris und hierauf nach England. Der König Georg IV. ernannte ihn damals zum königl. Bibliothekar und Archivrath in Hannover; später wurde er Mitglied des neuerrichteten Oberschulcollegiums daselbst sowie Historiograph des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg. 1832—37 redigirte er die von ihm begründete «Hannoversche Zeitung». Auch war er Vertreter der Stadt Hameln in der Zweiten Kammer der Ständeversammlung von 1832. Zur Ausführung seines großen vaterländischen Unternehmens, an welchem besonders Böhmer (s. d.) in Frankfurt theilnahm, bereiste er 1833 die bair. Bibliotheken und Archive, besuchte im Sommer 1835 Holland, 1837 und 1841 die Schweiz, Elsaß und Savoyen, dazwischen 1839 abermals Paris. 1842 folgte er einem Rufe als Oberbibliothekar der königl. Bibliothek und Geh. Regierungsrath nach Berlin, in welcher Stellung er seitdem eine höchst erfolgreiche Thätigkeit entfaltet hat. Für seine wissenschaftlichen Zwecke unternahm er noch mehrere andere Reisen, wie 1843 nach Prag, Salzburg und Wien, 1844, 1853 und öfter nach England, 1859 und 1863 nach Paris. Bei den Versammlungen der deutschen Geschichts-, Rechts- und Sprachforscher zu Frankfurt (1846) und Lübeck (1847) fungirte P. als Präsident der Section für Geschichte. Außer der rüstigen Fortführung der «Monumenta», aus denen er eine Auswahl der vorzüglichsten Quellenschriftsteller unter dem Titel «Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum» besonders abdrucken ließ, gab P. auch das «Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» (Bd. 5—11, Hannov. 1824—58), in welchem er namentlich über seine Reisen ausführlich berichtete, sowie Leibniz' «Gesammelte Werke» (Erste Folge: «Geschichte», Bd. 1—4, Hannov. 1843—47; Zweite Folge: «Philosophie», besorgt von Grotefend, Bd. 1, 1846; Dritte Folge: «Mathematik», besorgt von Gerhardt, Bd. 1—7, 1849—62) heraus. Von einer Sammlung von Uebersetzungen der wichtigsten gleichzeitigen Quellen der deutschen Geschichte unter dem Titel «Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit», die er 1846 begann, waren bis Anfang 1867 bereits 48 Theile erschienen. Zu diesen umfangreichen Arbeiten für ältere deutsche Geschichte traten in neuerer Zeit noch zwei größere Werke: das «Leben des Ministers Freiherrn vom Stein» (6 Bde., Berl. 1849—55; Auszug: «Aus Stein's Leben», 2 Bde., Berl. 1856), welchem eine Ausgabe der «Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche, insbesondere preuß. Verfassung» (Berl. 1848) vorausgegangen, und das «Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau» (Bd. 1—3, Berl. 1864—67). Beide Werke sind gleich ausgezeichnet durch Reichthum des Inhalts, Fleiß und Sauberkeit der Ausführung und Freimuth der Darstellung, und zählen zu den hervorragendsten Erscheinungen der neuern deutschen histor. Literatur. Von P.' in den Denkschriften der berliner Akademie niedergelegten Abhandlungen sind mehrere, wie die über «Die Bruchstücke des 98. Buchs des Livius», über «Die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth», «Die polit. Bedeutung des J. 1810», «Der älteste Versuch der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien im J. 1291», «Die ältesten berliner und vaticanischen Blätter des Virgil» u. s. w., auch in besondern Abdrücken erschienen. 1853 gab P. den ersten Band der «Handschriftenverzeichnisse» der königl. Bibliothek zu Berlin heraus, über deren Bereicherung und Verwaltung er in besondern Schriften (zuletzt zusammenfassend in «Die königl. Bibliothek zu Berlin in den J. 1842—67», Berl. 1867) Bericht erstattet hat. — P.' Sohn, Karl August Friedrich P., geb. 1828, hat sich literarisch durch eine schätzbare Untersuchung über die «Cosmographia» des Aethicus (Berl. 1853), die Entzifferung der von seinem Vater im Britischen Museum entdeckten Fragmente des röm. Historikers Granius Licinianus (Berl. 1857) und bedeutende histor. und archivalische Arbeiten für die «Monumenta» verdient gemacht.

Peru (span. El Perú), eine der südamerik. Republiken, zum Unterschied des angrenzenden, die südl. Hälfte des alten Inkareichs umfassenden Staats Bolivia auch Niederperu genannt, grenzt im W. an die Südsee, im N. an Ecuador, im O. an Brasilien und Bolivia und im S. ebenfalls an Bolivia. Der Name ist erst mit der Entdeckung durch die Spanier entstanden und räthselhaften Ursprungs. Die Bewohner des alten Reichs der Inkas nannten das Land Tavantinsuyn oder Tahuantinsuyu, d. h. die vier Quartiere der Welt. Aus dem ungeheuern Ländergebiet dieses Reichs bildete man ein span. Vicekönigreich, von dem erst 1710 Quito oder das jetzige Ecuador, 1780 Hochperu oder das jetzige Bolivia getrennt wurde. Die gegenwärtige Republik P. umfaßt gegen 24000 Q.-M. mit etwa $2\frac{1}{2}$ Mill. E. Zwischen $3\frac{1}{2}$ und $21\frac{1}{2}°$ südl. Br. gelegen, hat der Staat eine nordsüdl. Erstreckung von 270, aber eine Küstenentwicke-

lung von 375 M., in seinem südlichsten Theile eine Breite von nur 16—25 M., meist aber 80—90, unter 10° südl. Br. an 150 und an der Nordgrenze gegen 165 M. Die lange Küste ist sehr unvollkommen gegliedert, hat verhältnißmäßig nur wenig gute Häfen (die besten Payta und Callao) und bietet auch nur wenige Inseln dar, die sämmtlich klein und unbewohnt, zum Theil aber, wie die Lobos- und die Chincha-Inseln (s. d.), wegen ihres Guanoreichthums von großer Bedeutung sind. Die verticale Gliederung ist durch die Anden oder Cordilleras (s. d.) bedingt. In einer durchschnittlichen Entfernung von 16 M. von der Südseeküste und dieser parallel ist das ganze Land von den Anden durchzogen, die sich abwechselnd in zwei oder drei Ketten theilen, dann wieder in gewaltigen Gebirgsknoten zusammentreten und zwischen je zwei Ketten eine Reihe von Hochebenen und Hochthälern einschließen, welche im Durchschnitt 12000 F. über dem Meere liegen und theilweise von großer Ausdehnung sind. In dem südlichsten Theile des Staats läuft die Landesgrenze über den Kamm der Westcordillera von Bolivia (s. d.) hin, sodaß der 20604 F. hohe Guallatieri, der 18520 (nach Oudarza 21458) F. hohe Volcan de Chipicani oder Nevado de Tacora im Nordosten von Arica und zahlreiche andere, 16—19000 F. hohe Schneegipfel auf peruan. Gebiet liegen. Die schmale Region im Westen der Küstencordillera ist theils Ebene, theils niedriges Bergland (la Cuesta), gebildet von wenig gehobenen Querzügen der Cordillera, die immer mehr sich senkend an der Küste auslaufen. Dieselben stehen zum Theil in Verbindung mit einem der Küste parallellaufenden Höhenzuge, der wie eine Vorstufe der Andes erscheint. Der größte Theil dieses unmittelbaren Küstenstrichs und dieser Vorstufe besteht aus wüsten Sandflächen, die nur hier und da, wo natürliche oder künstliche Bewässerung stattfindet, fruchtbare, oasenartige Striche aufzuweisen haben. Auf diese sterile Sandregion folgt die Küstencordillera selbst, die vielfach bis in die Schneeregion emporragt, und über welche nur beschwerliche Pässe auf die innere Hochebene führen. Die Region zwischen den Küsten- und den Binnencordilleren, bestehend aus mehr oder weniger hohen, durch Berg- und Felsenketten voneinander getrennten Plateaux, wird im Lande mit dem Namen der Sierra bezeichnet; die Hochplateaux von 12000 F. und darüber heißen Páramos oder Punas (d. i. unbewohnt) in der Quichuasprache. Diese Gebirgsthäler, die Sierra im engern Sinne, bilden zum Theil durch herrliches Klima und große Fruchtbarkeit den stärksten Gegensatz zu den nahe gelegenen eisigen Punas. Gegen Osten fällt das Andengebirge durchgängig sehr steil ab in die Region der Montaña, d. i. der mit Urwäldern (bosques) bedeckten Ebene. Es ist dies ein fast ganz unbekanntes, nur von wilden Indianern dünn bevölkertes Land, das von vielen, meist schmalen Ausläufern der Ostcordillera durchzogen wird. Vulkane kommen nur im schmalen südl. Theile des Landes vor, wo sie in der Küstenkette die beiden Gruppen von Arequipa und Tacora (Sahama) bilden und mit denen von Bolivia im Zusammenhang stehen. Auch Solfataren, Fumarolen und heiße Quellen zeigen sich in dieser vulkanischen Region. Erdbeben sind auf dem Gebirge selten und wenig heftig, in den östl. Landstrichen fast unbekannt, dagegen sehr häufig auf dem Küstenstriche. Hier sind auch vielfach abwechselnde Hebungen und Senkungen des Litorales nachgewiesen. Durch Erdbeben wurden Lima und Pisco 1687, Callao 1746, Truxillo 1725—1816 dreimal und Arequipa 1582—1845 viermal zerstört. P. ist durch seinen Reichthum an Metallen, besonders an edeln, berühmt. Das Silber findet sich auf den hohen Gebirgen und den eisigen Punas, Gold hauptsächlich in den heißen Thälern am Ostabhange der Binnencordillera und in Seitenzweigen als Waschgold, aber auch reichlich in den Quarzgängen des Uebergangsgebirgs. Quecksilber ist viel verbreitet, Kupfererz in beiden Cordilleren, Blei und Eisen in erstaunlicher Menge, Steinsalz am Rio-Huallaga, Steinkohlen an verschiedenen Stellen, Salpeter in ausgedehnten Lagern um Tarma und noch mehr in der südlichsten Küstenregion, Borax in großer Menge in der Pampa von Tamarugal. Die Bewässerung P.s zeigt sich sehr ungleich. Das mit fließenden Gewässern überaus dürftig ausgestattete Küstengebiet zählt zwar 61 Flüsse, die aber sämmtlich unbedeutend, kurzen Laufes und theilweise in der trockenen Zeit ohne Wasser sind. Großartig dagegen ist die Bewässerung der Ostabdachung und der ihr vorliegenden Ebene sowie zum Theil auch im Hochlande selbst. Mit Ausnahme der dem Titicacasee zugehenden Flüßchen laufen alle Wasser im Osten der Hauptwasserscheide (der Küstencordillera) dem riesigen Amazonenstrome (s. d.) zu, der im Lande seinen Ursprung nimmt. Derselbe empfängt aus P., nachdem er in seine Richtung nach Osten übergegangen, namentlich drei große Ströme, welche seinem obern Laufe (Tunguragua) parallel fließen und wasserreicher sind als er selbst. Diese Hauptzuflüsse sind der Huallaga, der aus dem Apurimac und Urubamba oder Vilcanoto entstehende Ucayali und der Purus. Der erstere ist der kleinste, aber nächst dem Amazonas der größte Fluß im civilisirten Theile P.s, während die beiden an-

dern ihren Lauf durch ein größtentheils völlig unbekanntes, nur von wilden Indianern bevölkertes Land nehmen. Außer dem nur theilweise hierhergehörigen Titicacasee hat P. noch eine Menge Seen (lagunas), besonders auf den Gebirgen, wie den Lauricocha, aus dem der Amazonas entspringt, den Chinchaicocha bei Junin, den Urcossee bei Cuzco, den Quiluacocha südwestlich von Cerro de Pasco.

Die klimatischen und die von diesen abhängigen Verhältnisse der organischen Welt sind in einem orographisch so wechselvollen Tropenlande natürlich sehr verschieden. Schon die Küstenregion bietet zwei scharfbegrenzte Unterabtheilungen dar. Der endlose Sandstreifen bis zur Höhe von 14—1500 F. kennt keinen Regen; nur vom Mai bis Oct. wird der Boden durch rieselnde Nebel (garua) erfrischt. In wenigen Tagen sproßt dann wie auf Zauberschlag ein üppiges Grün, und vier Monate lang finden Rinder-, Pferde- und Schafheerden reichliche Nahrung. Zwischen 1500 und 4000 F. Höhe, im Bereich der nach Westen gerichteten Cordillerasthäler, treten an Stelle der Nebel die heftigsten Platzregen; aber trotz der höhern Lage ist das Klima hier heißer als in der Küstenebene, wo Seebusen zur Milderung der Hitze beitragen. Die mittlere Temperatur an der Küste ist in der heißen Jahreszeit 21,6° R., in der kalten 15°, dagegen in den obern Gegenden bezüglich 23,4 und 18,2° R. Weder hier noch dort ist die wilde Flora sehr üppig, die cultivirte aber in beiden Regionen ganz außerordentlich. Die 4000—11500 F. aufsteigende westl. Sierraregion hat trockene Luft, im Sommer sehr kühle Nächte, im Febr. oft Nachtfröste. Die mittlere Temperatur des Sommers beträgt hier mittags 17°, nachts nur 8°, die des Winters am Mittag 15,2°. Die Sierraregion ist fruchtbar, ohne üppig zu sein, und für die Erzeugung aller europ. Gemüse-, Frucht- und Getreidearten geeignet. Die Waldvegetation fehlt auch hier, und das Bauholz wird durch eine Species von Agaven ersetzt, die mit Cacteen und Daturen vorherrscht. Die Fauna bietet wenig Eigenthümliches. Die westl. Cordilleraregion, welche die höchsten Theile des Gebirgs am Westabhange von 11000 F., am Ostabhange von 14000 F. umfaßt, ist als wildes Gebirgsland mit Steilabfällen, kleinen Ebenen, nach oben erweiterten Thälern, zahlreichen Seen, ewigem Schnee oder Gletschern und kahlen Felsen charakterisirt. Ein eiskalter Ost- oder Südostwind herrscht hier beständig. Die Vegetation erhebt sich bis zur Höhe von 15000 F. und besteht vorzüglich aus niedern Cacteen, Cruciferen und Dryadeen. Die Fauna hat einige interessante Formen mit der folgenden Region gemein. Die sehr ausgebreitete Punaregion nimmt das große, durchschnittlich 12000 F. hohe, centrale Plateau ein mit seinen spärlich bewachsenen Flächen, kleinen Querketten, zahlreichen Seen, krystallhellen Bächen und großen Sümpfen. Hier wehen das ganze Jahr kalte West- und Südwestwinde, besonders stark im Sept. und Mai. Furchtbare Gewitter entladen sich beinahe täglich, vorzüglich vom Nov. bis April, denen gewöhnlich Schneegestöber, dann bei der dünnen, durchsichtigen Luft brennendheißer Sonnenschein folgt. Von Mai bis Oct. ist der Himmel heiter, Gewitter seltener, die Nächte sehr kalt. Der Wechsel der Temperatur in dieser unwirthbaren Region, in welcher gleichwol eine der größern Städte P.s, Cerro de Pasco, liegt, beträgt innerhalb 24 St. oft 18—20° R. Die Vegetation der Puna ist arm. Braungelbe Gräser haben die Oberhand, und unter diesen herrscht die stachelige, binsenartige Yechu oder Ichu vor, welche die Llamas, Vicuñas und Schafe nährt, getrocknet zur Dachbedeckung der Häuser dient und in manchen Bergwerken das einzige Material für die Schmelzöfen abgibt, da auch die Puna waldlos. Von Gemüse kommt nur Maca vor, ein wie die Kartoffel gebautes und benutztes Knollengewächs, das noch in 12200 F. Höhe vollkommen reift. Es ist hier das eigentliche Vaterland der Anchenien, des Llama, Huanaco, Alpaco und der Vicuña. Außer diesen sind charakteristisch der gehörnte Punahirsch, das Reh, die Viscachas und Chinchillas (s. d.). Ein charakteristischer Raubvogel ist der riesige Condor (s. d.), der aber auch bis zur Küste hinabgeht. Die östl. Sierraregion besteht aus den sanft nach Osten geneigten Thälern zwischen 8000 und 11000 F. Höhe, die von der Punaregion meist durch schroff nach Osten einfallende Felsrücken getrennt werden, und in denen sich die in jener entstehenden Bäche zu Flüssen vereinigen. Die mittlere Temperatur ist in der Winter- oder Regenzeit am Tage 11,3°, nachts 4°, im Sommer bezüglich + 13,7 und + 3,4° R. Der Winter beginnt auch hier im Oct., und der Regen dauert dann oft wochenlang. Gewitter sind häufig, sehr oft von Hagel und Schnee begleitet. Im Mai beginnt der Sommer und mit ihm nächtlicher Frost, der oft der Ernte schadet. Der Charakter der Vegetation ist im allgemeinen derselbe wie in der westl. Sierraregion. Auch hier fehlt noch Waldung, aber die Cultur der europ. Früchte reicht hier höher hinauf. Orangenbäume und die köstliche Chirimoya finden sich in großer Vollkommenheit, zum Theil im Thal von Huanuco. Die Fauna ist in ihrem Charakter durch die in diese Region am meisten zusammengedrängte

Bevölkerung schon sehr verändert und bietet wenig Eigenthümliches. Die Waldregion, durch die östl. Abdachung der Binnencordillera des mittlern und südlichen P., das Längenthal des Huallaga zwischen der mittlern und östl. Cordillera und die Westabdachung der letztern im nördlichen P. gebildet, zerfällt selbst wieder in zwei Stufen, in die obere Wald- oder Cejaregion, zwischen 8000 und 5500 F. Höhe, und die eigentliche Waldregion, unterhalb derselben. Die erstere, aus schroffen Thälern und schmalen, zerklüfteten Gebirgsrücken bestehend, hat in ihrem obern Theil ein sehr rauhes, naßkaltes Klima. Die untere oder eigentliche Waldregion beginnt in der flachen Ausbreitung der ostwärts streichenden Querthäler, den untern Abfällen der Andes und ihrer Zweige und dehnt sich von hier in die große Ebene des centralen Südamerika aus. Unermeßliche tropische Urwälder hochstämmiger Baumarten, auch der Palmen, große Grasfluren und ausgedehnte Sümpfe wechseln miteinander ab. Die Cultur ist in diese Region, welche sich für den Anbau aller tropischen Früchte vorzüglich eignet, fast noch nicht vorgedrungen. In Beziehung auf die Salubrität ist das Klima P.s im allgemeinen ein gutes. An der Küste sind Wechselfieber nicht selten, doch nicht so gefährlich wie in Ecuador. Nur einzelne Punkte gelten für ungesund, wie z. B. der Hafen von Arica. Eigenthümlich ist den hohen Gegenden die Soroche- oder Punakrankheit, welche die nicht an den niedrigen Luftdruck auf den Punas Gewöhnten bei dem Eintritt in deren Region, gewöhnlich in 12600 F. Höhe, mehr oder weniger heftig ergreift.

Die einzige genauere Zählung von 1793, jedoch mit Ausschluß der damaligen Provinz Chota, ergab 1,076997 E., die des Majors Miller 1825 dagegen 1,736923, der wenig zuverlässige Census von 1850 aber 1,887840, und 1862 Soldan's auf willkürlicher Schätzung beruhende Berechnung 2,355000. Da bei diesen Zählungen die wilden Indianer des Ostens (etwa 400000) nicht mit eingerechnet, so dürfte die Gesammtbevölkerung etwa $2^1/_2$ Mill. Seelen betragen. Nach Miller's Berechnung kommen von den 1,736923 E. auf die Indianer 57, auf die Mestizen 22, auf die Weißen 14, auf die Neger und ihre Mischlinge 7 Proc. Neuere Angaben über die Rassenverhältnisse liegen nicht vor. Die über das ganze Land verbreiteten Indianer überwiegen unter der Bevölkerung der Sierra und der Puna. Die peruan. Indianer gehören, mit Ausnahme der östl. Wilden, der andoperuan. Völkerfamilie an, und zwar dem peruan. Zweige derselben, der das ganze westl. Südamerika vom Aequator bis über die Nordgrenze von Chile bewohnt. In P. selbst zerfällt dieser Zweig in zwei Hauptvölkerschaften, die Quichua südwärts bis in die Departements Cuzco, Puno und Arequipa, und die Aymarás, in dem südlichsten, Bolivia benachbarten Staatsgebiet. Aus dem Stamme der Aymarás, der einst das ausgedehnte peru-bolivian. Plateau des Titicacasees beherrschte, ging die Dynastie der Inkas (s. d.) hervor, die im Verlauf weniger Jahrhunderte alle übrigen Stämme unter ihr Joch brachte. Die wilden Indianer im Osten der Andes sind im ganzen wenig bekannt. Die Mestizen oder Cholos leben ebenfalls über alle Regionen P.s verbreitet. Die Weißen, vorzugsweise in den größern Städten, namentlich auf der Küste lebend, sind theils Nachkommen der Spanier (Creolen), theils Europäer, deren Zahl verhältnißmäßig groß, darunter viele Italiener und Franzosen. Die mehrfach versuchte Ansiedelung deutscher Colonisten ist misglückt.

Die Bodencultur steht in P. auf niedriger Stufe. Es gedeihen alle Culturgewächse der tropischen und gemäßigten Zone, angebaut aber werden sie, außer dem Zucker, kaum bis zum Betrage des eigenen Bedarfs. Am bedeutendsten ist der Landbau auf der Sierra, die zum großen Theil die Bevölkerung ernähren muß. Von Nahrungspflanzen werden besonders Mais, Weizen, Bohnen, Quinoa und Knollengewächse, besonders Kartoffeln von vorzüglicher Güte gebaut, welche die Hauptnahrung der Indianer und Mestizen abgibt. Außerdem cultivirt man in der Sierra Kaffee, Taback, in den heißern Theilen etwas Zuckerrohr. In viel größerer Menge wird Zuckerrohr in der Küstenregion angebaut. In den Thälern von Pisco und Ica baut man neuerdings ausgedehnter die Weinrebe an, die eine gute, dem Xeres ähnliche Weinsorte liefert. Ferner zieht man ziemlich viel Baumwolle, Oliven, etwas Cochenille; nur steht einer schwunghaften Cultur der Arbeitermangel entgegen. In der warmen Region östlich von den Andes ist nur die Cultur der Coca (s. d.) von Bedeutung. Unter den dortigen Waldproducten steht die Cascarilla oder Fieberrinde obenan. Die Viehzucht des Landes ist ansehnlich, wenngleich nicht in Rindern und Pferden. Von Wichtigkeit ist die Schafzucht, noch mehr die Zucht des Llamas und Alpacas; nicht gezähmt sind das Huanaco und die Vicuña. Die eigentliche Industrie des Landes ist ohne Bedeutung. Selbst die ehemals bedeutende Hausindustrie der Indianer, die in Weberei geschickt, ist sehr gesunken, da jetzt der größte Theil der wollenen und baumwollenen Kleiderstoffe für die Indianer aus England und Nordamerika eingeführt wird. Auch der einst so blühende Bergbau hat seit der Losreißung des Landes von Spanien sehr abgenommen. Am

bedeutendſten iſt noch immer der Silberbergbau von Cerro de Pasco (ſ. d.). Von 1630—1803 wurden in P. Metalle im Werthe von 1698 Mill. Thlrn. gewonnen, von 1826—30 in ſämmtlichen Callanas 1,144677 Mark Silber geſchmolzen. 1846 berechnete man die geſammte Silberproduction auf 5,002900 Thlr., 1863 aber auf nur 4,000000 Dollars. Die Gewinnung anderer Metalle iſt ſehr unbedeutend. Das Gebiet der Quellflüſſe des Purus im Oſten der Andes iſt zwar ſehr reich an Gold, angeblich ſo reich wie Californien, aber die Ausbeutung viel ſchwieriger. Die ehemals berühmten Queckſilberbergwerke von Huancavelica (im Nordweſten von Ayacucho) geben jährlich kaum noch 2000 Quintal aus. Die reichen Salzlager am Huallaga liefern den Hauptartikel für den Handel am obern Amazonas. Sehr wichtig iſt für P. in neuerer Zeit die Ausbeutung der Salpeterlager in der Südprovinz Tarapacá geworden, welche die ganze Welt auf Jahrhunderte mit dem im Handel als Chilefalpeter bekannten Producte verſehen können. Dazu kommt daſelbſt noch die reichliche Gewinnung von Borax (Monopol der Regierung).

Noch mehr als der Bergbau leidet der Handel durch den Mangel und die ſchlechte Beſchaffenheit der Straßen. Doch ſind neuerdings im Küſtengebiete mehrere Eiſenbahnen von Hafenplätzen aus ins Innere theils ausgeführt, theils projectirt. Die erſte ward im April 1851 von Callao nach Lima eröffnet ($8\frac{1}{2}$ engl. M.) und bringt dem Unternehmer fabelhaften Gewinn. Ebenfalls ſehr rentabel iſt die Bahn von Lima nach dem Vergnügungsorte Chorillos (9 engl. M.). Eine dritte Bahn, 1851—54 ausgeführt, läuft zwiſchen Arica und Tacna (39 engl. M.). Im Bau begriffen war 1867 die Bahn von Pisco nach Ica (9 Leguas), projectirt die von Iquique nach La-Noria in die Salpeterlager (39—40 engl. M.), die von Islay nach Arequipa (120 engl. M. und ſehr ſchwierig) und die von Lima nach Jauja. Infolge der Verträge mit Braſilien iſt der Amazonenſtrom für den Handel erſchloſſen worden und verſpricht als Waſſerſtraße wichtig zu werden. Außerdem ſorgte die peruan. Regierung für Verbeſſerung des Seeverkehrs durch Hafenbauten zu Callao und Cerro-Azul u. ſ. w. und ermunterte Privatunternehmer zur Anlegung von Hafendämmen und Pferdebahnen bei Huacho und bei Huaman (nach Truxillo). Die Handelsmarine zählte 1859 110 Seeſchiffe von 24234 Tonnen, faſt ſämmtlich zur Küſtenfahrt benutzt. 1865 liefen 1436 Schiffe von 936977 Tonnen ein und 1316 Schiffe von 884471 Tonnen aus, ungerechnet die Kriegsſchiffe und die zwiſchen Panama und Chile fahrenden Boote der engl. Poſtdampfſchiffahrts-Compagnie. Die Einfuhr belief ſich auf etwa 35 Mill., die Ausfuhr auf 40,290048 Dollars.

Die intellectuelle Bildung der Peruaner ſteht etwas höher als die der Bevölkerungen von Venezuela, Neugranada, Ecuador und Bolivia, in moraliſcher Beziehung jedoch tiefer. Es hängt dies ohne Zweifel mit der Eroberungs- und Coloniſationsweiſe des Landes zuſammen. Der Ruf der überſchwenglichen Gold- und Silberſchätze zog vorzugsweiſe Abenteurer ins Land, die nur auf raſche Bereicherung ausgingen. Der Landbau wurde vernachläſſigt, die einheimiſche Bevölkerung durch gezwungene Arbeit in den Minen demoraliſirt und aufgerieben. P. erhielt unter allen ſpan. Colonien in Amerika am entſchiedenſten den Charakter einer Bergwerkscolonie, und die geſammte Bevölkerung entwickelte damit alle die Untugenden, welche eine ſolche von den Ackerbaucolonien unterſcheiden. In kirchlicher Beziehung zerfällt die Republik, in welcher nach der Verfaſſung nur die Ausübung der röm.-kath. Religion geduldet iſt, in das 1541 gegründete Erzbisthum von Lima und die fünf Bisthümer von Chachapoyos (in Amazonas), Truxillo, Ayacucho, Cuzco und Arequipa. Von den einſt ſehr zahlreichen Klöſtern beſtehen nur noch etwa 30. Der Klerus iſt wenig gebildet, zum Theil ſehr ſchlecht geſtellt. An der Spitze des öffentlichen Unterrichts befindet ſich ſeit 1855 eine Generalſtudiendirection, der Departements-, Provinzial- und Communalcommiſſionen unterſtehen. Der Staat ſoll jährlich über 2 Mill. Peſos auf den Unterricht verwenden, der trotzdem ſehr darniederliegt. Das Land beſitzt fünf Univerſitäten, zu Lima, Truxillo, Ayacucho, Cuzco und Puno, die eigentlich blos noch nominell beſtehen, indem ſich die Profeſſoren nur vereinigen, um akademiſche Grade zu ertheilen. Der höhere Unterricht wird gegenwärtig auf Fachſchulen (colegios) ertheilt, deren es 1860 30 öffentliche (3 für Mädchen) und 38 private (14 für Mädchen) gab, zuſammen mit 2868 Schülern und 1712 Schülerinnen. Zur Bildung der Geiſtlichen beſtehen Seminare, in denen außer der Theologie auch Mathematik und Jurisprudenz gelehrt wird. Elementarſchulen zählte man 1860 nur 790, darunter 502 öffentliche und 288 private, zuſammen mit 29687 Schülern und 4639 Schülerinnen. An größern Inſtituten für Kunſt und Wiſſenſchaft iſt das Land ſehr arm. Nur die öffentliche Bibliothek zu Lima und die daſelbſt 1864 von Franzoſen mit großen Koſten für die Regierung eröffnete Lehranſtalt für Künſte und Gewerbe (zwei Directoren und vier Profeſſoren) ſind erwähnenswerth.

Die Staatsverfassung datirt von 1860, wo die Constitution von 1856 in conservativer Richtung reformirt wurde. Nach derselben ist die Regierung «republikanisch, demokratisch, repräsentativ, in der Einheit gegründet», mit vollständiger Trennung der legislativen, executiven und richterlichen Gewalt. Die gesetzgebende Gewalt wird von dem Congresse ausgeübt, der aus dem Senat und der Kammer der Volksvertreter besteht und alle zwei Jahre 28. Juli zusammentritt. Die Deputirten werden (je einer auf 30000 E.) durch allgemeine Wahlen, die Senatoren aus den Grundeigenthümern der verschiedenen Departements gewählt. Beide Kammern erneuern sich alle zwei Jahre durch ein Drittel ihrer Mitglieder. An der Spitze der Executivgewalt steht der Präsident der Republik, der vom Volke durch Majorität der Stimmen auf vier Jahre gewählt und vom Congreß proclamirt wird. Der Präsident ernennt und entläßt die Staatsminister, deren Zahl und Departement durch Gesetz bestimmt ist. Die Justiz wird durch einen höchsten Gerichtshof zu Lima, durch Obergerichte in den vom Congresse bestimmten Departements, durch Richter erster Instanz in den Provinzen und Friedensrichter in den Gemeinden (poblaciones) verwaltet. Der Staatshaushalt P.s hat sich seit der Ausbeutung des Guano, die ein Monopol der Regierung, total geändert. Das Budget ist seitdem um mehr als das Doppelte gestiegen, und der Staatshaushalt beruht hauptsächlich auf dem Einkommen aus diesem Vogelmist. Für die J. 1861 und 1862 betrugen nach den Voranschlägen die Einnahmen 19,300000 Pesos (der Peso zu etwa $1\frac{1}{3}$ Thlr.), wovon 14,850000 auf den Guano und 3,400000 auf die Zölle entfielen, für jedes der J. 1863 und 1864 aber 18,512000 Pesos, wovon 14 Mill. auf den Guano und $3\frac{1}{2}$ Mill. auf die Zölle kamen, also für die erste zweijährige Finanzperiode zusammen 38,660000, für die zweite 37,024000 Pesos. Zu der letztern Summe kamen noch 9,082664 Pesos als Product der in London abgeschlossenen Anleihe, sodaß die Gesammteinnahme für das Biennium 1863—64 sich auf 46,106664 Pesos belief. Die Ausgaben für das ganze Biennium 1861 und 1862 betrugen 39,644110, für das Biennium 1863 und 1864 aber 43,035098 Pesos. Trotz des großen Einkommens aus dem Guano pflegt das Budget mit einem Deficit zu schließen. Die Staatsschuld belief sich 31. Dec. 1863 auf 34,288243 Dollars, und zwar die äußere auf 28,762699, die innere consolidirte Schuld auf 5,525544 Dollars. Am 31. Dec. 1864 betrug die Gesammtschuld 32,399939 Dollars. Der öffentliche Credit P.s hat sich in neuerer Zeit außerordentlich gehoben. Die öffentliche Macht besteht aus Nationalgarde, Heer und Flotte. Die Nationalgarde, gesetzmäßig 100000 Mann, zählt in Wirklichkeit kaum 5000 Mann. Das Heer zerfällt in die Linie und die Gensdarmerie. 1864 umfaßte die Linie 10600 Mann, nämlich 12 Bataillone Infanterie, 4 Regimenter Cavalerie, 2 Regimenter Artillerie. Der Stab zählte dagegen 1860 5 Großmarschälle, 4 Divisions- und 21 Brigadegenerale, 140 Obersten u. s. w. Die Gensdarmerie bestand 1864 aus 4380 Mann zu Fuß und 1028 Mann zu Pferde. Die Flotte sollte 1866 11 Schiffe mit 92 Kanonen umfassen, darunter 7 Dampfschiffe mit 70, 3 Panzerschiffe mit 18 und 1 Thurmschiff mit 4 Kanonen. Nach der polit. Eintheilung zerfällt die Republik in 13 Departamentos mit 76 Provinzen und in 3 Provincias-litorales. Die Departements und Litoralprovinzen werden von Präfecten verwaltet, die Provinzen von Subpräfecten, die Districte der letztern durch Gouverneure. Die Hauptstadt des Landes ist Lima (s. d.), der Haupthafen Callao (s. d.).

Die ältere Geschichte P.s, beinahe ganz mythisch, ist hauptsächlich nur durch die Schriften des Garcilaso de la Vega bekannt. Die Gründung des Reichs der Inkas fällt etwa ins 12. Jahrh. n. Chr. und geschah, nach der Sage, durch ein himmlisches Geschwister- und Ehepaar, den Manco Capac und Mama Oello Huaco, die von der Gottheit, der Sonne, ausgesendet, in der Gegend des Titicacasees erschienen und die rohen Urmenschen zu civilisiren begannen. Ihre Nachfolger, die Inkas, führten den Sonnendienst ein und erbauten auf streng theokratischer Grundlage einen mächtigen Staat, in welchem nur ein Glaube, ein Gesetz und eine Sprache herrschten, und der im 16. Jahrh. von den Andes von Pasto bis in die Mitte von Chile und Tucuman reichte. Francisco Pizarro (s. d.) hatte durch Pascual de Andagoya, der 1522 von der Miguelsbucht, einem Seitenbassin des Golfs von Panama, ostwärts bis zum Flüßchen Biru oder Piru vorgedrungen war, die erste unklare Kunde von einem im Süden liegenden reichen und mächtigen Staate erlangt. Er verband sich infolge dessen mit dem Abenteurer Diego de Almagro und dem Weltpriester Hernando de Luque in Panama zu der berühmten Biruanischen Handelsgesellschaft sowie zur Ausrüstung einer Expedition, die 1524 von Panama abging und nach vielen Hindernissen und Verlusten 1526 die Bai San-Mateo in Quito erreichte. Hier erlangte man Nachrichten über P. und kehrte sodann wieder zurück. Die zweite von Pizarro geführte Expedition, die aus 185 Mann bestand, landete im Jan. 1531,

drang langsam noch Süden vor und nahm im Aug. 1532 Besitz von Caxamarca. Das ebenso kühne als rechtlose Unternehmen wurde durch den damals herrschenden Krieg zwischen Atahualpa und Huascar, den Söhnen des zwölften Inka, Huayna Capac, nicht wenig unterstützt. Atahualpa wurde 16. Nov. 1532 von den Eindringlingen gefangen und hingerichtet und das Reich bis Cuzco erobert. Inzwischen brach unter den Conquistadoren (s. d.) selbst ein Kampf aus, und die siegende Partei erklärte sich von Spanien unabhängig. Es folgte nun ein Bürgerkrieg, und erst 1547 gelang es dem Mutterlande, die abtrünnige Colonie wieder zu unterjochen. Ein neuer Aufstand der Eroberer in den Südprovinzen, der nach 13monatlichem Kampfe 1554 unterdrückt wurde, beschloß den ersten Zeitraum der blutigen Geschichte P.s, die nunmehr von jener Zeit bis 1810 kein bedeutendes Interesse mehr bietet. Die zuerst gegen Spanien aufgestandenen Republikaner der Platastaaten unternahmen 1810 auch einen Zug zur Vertreibung der Spanier aus P. Es folgte ein langer, mit wechselndem Glück in Oberperu und Tucuman geführter Krieg, in welchem sich von span. Seite die Generale Goyeneche und vorzüglich Pezuela, von argentinischer Belgrano besonders auszeichneten. Obgleich siegreich, mußten die Spanier 1820 Oberperu aufgeben, um den von Chile aus unternommenen Angriffen des Lords Cochrane und des Generals San-Martin zu begegnen und die auch in den Nordprovinzen ausbrechenden Aufstände zu unterdrücken. Uneinigkeit und Verrätherei unter den Spaniern selbst erleichterten dem Feinde die Unternehmung. Am 9. Juli 1821 hielt San-Martin seinen Einzug in Lima, und mit großem Pompe wurde 28. Juli die Unabhängigkeit P.s verkündet und beschworen. Das in das Innere vorgerückte span. Heer schlug zwar 19. Jan. 1823 die Patrioten bei Moquehua, vernichtete ihre Streitkräfte fast vollständig und nahm unter General Canterac 18. Juni ohne Schwertstreich von Lima wieder Besitz, gab es aber bald wieder auf, um dem von Bolivar geführten columbischen Heere entgegenzutreten. Die span. Armee zählte 1824 an 18000 Mann gute Truppen, aber die Uneinigkeit ihrer Führer und die Absetzung des Vicekönigs la Serna lähmten ihre Wirksamkeit. So gelang es dem columbischen General Sucre, die Nordarmee der Spanier auf der Hochebene von Junin 6. Aug. 1824 zu schlagen, sie zuletzt 9. Dec. bei Ayacucho gefangen zu nehmen und hierdurch der span. Herrschaft ein Ende zu machen. Nur Callao hielt sich unter Rodil noch bis zum 22. Jan. 1826. Seit jener Zeit bietet die Geschichte P.s nur das Bild von Umwälzungen und Bürgerkriegen, welche die Entwickelung des Landes hinderten. Erst mit dem Regierungsantritte des Präsidenten General Don Ramon Castilla 19. April 1845 trat zum ersten mal eine dauernde Ruhe und die Regeneration des Staats in allen Zweigen der Verwaltung ein. Als 1851 die Amtsdauer Castilla's ablief, geschah es seit dem Bestehen der Republik zum ersten mal, daß die Gewalt an den gesetzlich erwählten Nachfolger, den General Don José Rufino Echénique, überging. Ein gegen Ende 1851 von Vivanco und San-Ramon erregter Aufstand wurde rasch unterdrückt. Weniger friedliebend als Castilla, unterstützte jedoch Echénique die Bestrebungen des Generals Flores, des Expräsidenten von Ecuador, aber diese Politik fand im Lande keinen Beifall. Die 1852 eingetretene Differenz mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika über das Anrecht auf die an Guano reichen Lobosinseln wurde durch die Vermittelung Englands und Frankreichs beigelegt. Die Lobosinseln wurden der Republik förmlich einverleibt, die willkürlichen Guanoladungen als Raub erklärt. Mit Brasilien kam ein 18. März 1852 ratificirter Handels- und Freundschafts-vertrag zu Stande, wonach unter anderm die Schiffahrt auf dem Amazonas für die Angehörigen beider Staaten frei sein und die Dampfschiffahrt auf diesem Strome von beiden Regierungen bis zur peruan. Grenze unterstützt werden sollte.

Finanzmaßregeln der Regierung, welche Erleichterung des Staats durch Herabsetzung des Zinsfußes bezweckten, gaben 1853 Anlaß zu einem Aufstande unter dem reichen Geschäftsmann Domingo Elias und den Generalen Ramon Castilla, Vivanco und San-Ramon, welcher in Verbindung mit dem Kriege gegen Bolivia den Bestand der Regierung gefährdete. Da sich der Congreß für die Regierung erklärte, so trat vorderhand wieder Ruhe ein. Im Dec. jedoch, nach einer vorübergehenden Invasion der Bolivianer unter Belzu, erhob sich der Aufstand aufs neue, an dessen Spitze sich im Jan. 1854 der General Ramon Castilla stellte. Echénique versprach, um sich zu retten, allen Sklaven die Freiheit, die ins Regierungsheer eintreten würden, während Castilla 9. Dec. 1854 die völlige Emancipation der Sklaven und Aufhebung der Kopfsteuer der Indianer proclamirte. Das «peruan. Volk» erklärte nun die Regierung Echénique's sowie die Constitution von 1839 für aufgehoben, und nachdem 5. Jan. 1855 Castilla in der Nähe von Lima einen entscheidenden Sieg gewonnen, zog er in die Hauptstadt ein und ließ sich hier zum provisorischen Präsidenten mit dictatorischer Gewalt ernennen. Die 14. Juli

1855 zusammentretende Nationalversammlung sprach die Fortdauer seiner Präsidentschaft aus und erließ 26. Juli das provisorische Statut, welches als Grundgesetz bis zum 18. Oct. 1856 galt, wo Castilla eine neue, 13. Oct. vom Congreß sanctionirte Constitution promulgirte. Inzwischen brachen an verschiedenen Punkten Aufstände aus, namentlich auch unter den Truppen und auf der Flotte, und im Süden stellte sich General Vivanco an die Spitze der Bewegung. Es gelang jedoch Castillo, seine Feinde zu bewältigen, und nachdem er 6. März 1858 Arequipa mit Sturm genommen, entfloh Vivanco nach Bolivia. Hierauf ließ sich Castilla im Aug. vom Volk zum ordentlichen Präsidenten erwählen. Auch trat im Oct. ein Congreß zur Feststellung der Verfassung zusammen, der aber nichts zu Wege brachte und im Juli 1860 einem neugewählten Platz machen mußte, dessen Verfassungswerk 25. Nov. 1860 als gültig promulgirt wurde. Die Rückkehr der dominicanischen Republik unter die span. Oberhoheit und die europ. Einmischung in Mexico versetzte namentlich die peruan. Regierung in große Besorgniß, weil Spanien die Republik P. noch nicht förmlich anerkannt hatte. Castilla protestirte deshalb in einem Circular vom 26. Aug. 1861 gegen die span. Wiederbesetzung von Domingo und forderte sämmtliche amerik. Regierungen zu einer Allianz gegen europ. Einmischungen in die Angelegenheiten Amerikas auf. Der Schritt blieb indeß ohne weitere Folgen. Schon 1858 hatte Castilla, angeblich wegen Grenzstreitigkeiten, im Grunde aber, um seinen Einfluß auf die Nachbarstaaten zu begründen, Krieg mit Ecuador begonnen und dessen Häfen blokiren lassen, auch Anfang 1860 mit dem aufständischen General Franco einen Vertrag abgeschlossen, wonach P. die streitigen Territorien von Quijos und Canelos zufallen sollten. Da die Regierung Ecuadors diesen Vertrag nicht anerkannte, so drohte Castilla aufs neue mit Krieg, der sich jedoch durch die Einmischung der europ. Diplomatie verzögerte, bis Castilla im Oct. 1862 gesetzmäßig die Präsidentenwürde an den Marschall Don Miguel San-Ramon abtreten mußte.

Der neue Präsident verfolgte nicht die Plane seines Vorgängers, starb aber schon 3. April 1863. Ihm folgte in der Präsidentschaft General Don Juan Antonio Pezet y Rodriguez, der ein neues Ministerium bildete und zum Vicepräsidenten den bisherigen zweiten Vicepräsidenten General Don Pedro Diaz Canseco ernannte. Bald sollte nach diesen Veränderungen der Friede der Republik von außen wieder gestört werden. Eine aus emigrirten Basken bestehende Colonie war zu Talambo unter erschwerenden Umständen gewaltthätig angegriffen und gemishandelt worden, und die peruan. Regierung hatte die dagegen erhobene Beschwerde unbeachtet gelassen. Da erschien 20. März 1864 der span. «außerordentliche Specialcommissarius» Eusebio de Salazar y Mazerrado in Lima mit dem Auftrage, die wegen der Ereignisse zu Talambo von span. Unterthanen gegen die peruan. Regierung erhobenen Reclamationen zu vertreten. Letztere weigerte sich, mit diesem Agenten unter jenem Titel zu unterhandeln, worauf sich derselbe 12. April nach Pisco an Bord des dort befindlichen span. Geschwaders unter dem Befehle des Contreadmirals Pinzon begab und 14. April von den Chinchainseln Besitz ergriff unter der Erklärung, die Inseln so lange als Pfand behalten zu wollen, bis die peruan. Regierung den von Spanien geltend gemachten Forderungen Genüge geleistet. Die Verwickelung mit Spanien rief in P. eine nationale Bewegung hervor, und da der Congreß dem Ministerium außerordentliche Befugnisse zur Bekämpfung der Krisis verweigerte, so gab dasselbe 11. Oct. seine Entlassung. Mitte Nov. 1864 trat zu Lima eine von Bevollmächtigten der Republiken P., Chile, Bolivia, Argentina, Ecuador, Columbia (Neugranada), Venezuela, Guatemala und San-Salvador gebildete Versammlung unter dem Namen «Amerikanischer Congreß» zusammen, der gemeinsame Maßregeln gegen monarchische Eingriffe Europas in die Rechte dieser Freistaaten berathen sollte und bis zum 13. März 1865 tagte. Am 25. Nov. 1864 forderte der peruan. Congreß den Präsidenten Pezet auf, die span. Flotille anzugreifen oder sein Amt niederzulegen. Pezet ließ drei Tage darauf dem Amerikanischen Congresse die Erklärung des peruan. Marine-Offiziercorps vorlegen, die peruan. Flotte sei see- und gefechtsuntüchtig. Infolge dessen erklärte dieser Congreß, daß P. auf eine Unterstützung der durch den Congreß vertretenen amerik. Republiken nicht zu rechnen habe, wenn es die Spanier angreife. Der peruan. Congreß löste sich hierauf auf. Nach Abbruch der bei den Chinchainseln gepflogenen Friedensunterhandlungen erschien 25. Jan. 1865 der Viceadmiral Pareja mit dem span. Geschwader vor Callao und übergab ein Ultimatum mit 48stündiger Bedenkzeit. Infolge dessen wurde 27. Jan. durch General Manuel Juan de Vivanco mit Pareja ein (23. April zu Madrid ratificirter) Friedenstractat abgeschlossen, wonach P. die span. Schuldforderungen anerkannte und sich zur Zahlung der Zinsen und zu einer Kriegsentschädigung von 60 Mill. Realen verpflichtete, dafür aber die Chinchainseln zurückerhielt, welche Pareja 3. Febr. den peruan. Behörden übergab. Diese Nach-

giebigkeit Pezet's erregte in P. große Erbitterung. Bei der Landung ſpan. Offiziere und Schiffsmannſchaften brachen 5. Febr. Volksunruhen aus, wobei man die Gelandeten mishandelte. Am 28. Febr. erhob ſich ſodann gegen den Präſidenten Pezet eine förmliche Revolution im ſüdlichen P., wo der Präfect von Arequipa, Oberſt Mariano Ignacio Prado, erklärte, Pezet habe ſich durch den Abſchluß des Friedens mit Spanien unwürdig gemacht, ferner das Haupt der Republik zu ſein. In kurzer Zeit ſchloſſen ſich alle Orte der Departements Arequipa, Moquegua, Puno und Cuzco der Bewegung an. In Lima beſchuldigte man den Vicepräſidenten, General Canſeco, als den eigentlichen Urheber der Revolution, der ſich unter den Schutz der nordamerik. Geſandtſchaft ſtellte. Die Bewegung verbreitete ſich auch im Norden, und 4. April erklärte eine Volksverſammlung zu Caxamarca den Präſidenten zum Vaterlandsverräther und forderte den Vicepräſidenten Canſeco auf, an die Stelle Pezet's zu treten, während man den Oberſt Antonio Roya zum Befehlshaber der revolutionären Streitkräfte des Nordens erwählte. Inzwiſchen erfolgte zu Lima 11. April die Bildung eines neuen Miniſteriums, an deſſen Spitze als Kriegs- und Marineminiſter der General Vivanco trat. Nachdem die Regierungstruppen 8. Mai die Aufſtändiſchen aus den Befeſtigungen bei Arica vertrieben, entſetzte Pezet durch eine Proclamation den General Canſeco aller ſeiner Würden und erklärte 8. Juni die Häfen von Arica, Islay und die Bai von Quiloa in Blokadezuſtand. An Bord des vor Arica zur Blokirung des Hafens liegenden Regierungsdampfers Amazonas brach 24. Juni ein Aufſtand aus, infolge deſſen der Commandant und der Contreadmiral Janizo ermordet, das Schiff aber den Inſurgenten unter Montero ausgeliefert wurde, die ſich mit deſſen Hülfe noch anderer Fahrzeuge der Flotte und 10. Aug. ſogar der Chinchainſeln bemächtigten. Im Oct. erklärte ſich die Revolutionspartei unter Canſeco in dem ſpan.-chileniſchen Streite für Chile und ſandte ſieben Kriegsſchiffe gegen das ſpan. Geſchwader. Der Sturz Pezet's erfolgte bereits 6. Nov. 1865, indem die revolutionären Truppen unter Prado Lima eroberten und Canſeco proviſoriſch die Regierungsgewalt übernahm, der nun den Expräſidenten ſowie deſſen Miniſter und Beamte für Landesverräther erklärte. Am 26. Nov. proclamirte eine Volksverſammlung Prado zum Dictator, der ſonach 28. Nov. das Amt eines «proviſoriſchen oberſten Chefs der Republik» übernahm. Hierauf kam es 5. Dec. zu Lima zum Abſchluß eines Allianzvertrags gegen Spanien zwiſchen P. und Chile, dem im Jan. 1866 Ecuador und 28. Febr. auch Bolivia beitraten. Am 14. Jan. 1866 erfolgte die Kriegserklärung der Verbündeten gegen Spanien. Nachdem ſich die ſpan. Flotille im Febr. vergeblich bemüht, das chilen.-peruan. Geſchwader in der Ancudbai unſchädlich zu machen, beſchoß ſie 31. März Valparaiſo, hob aber ſchon 14. April die Blokade der Küſte von Chile auf und erſchien unter Admiral Nuñez 25. April vor dem wohlbefeſtigten Callao, das 2. Mai 1866 vier Stunden hindurch beſchoſſen wurde. Die Stadt litt wenig, während die Spanier ihre ſtarkbeſchädigten Schiffe zurückziehen mußten. Bereits 10. Mai verließ die ſpan. Flotille die peruan. Gewäſſer. Thatſächlich war hiermit der Krieg zu Ende. Im Juni erfolgte wie in Chile ſo auch in P. die Ausweiſung aller Spanier. Die ſpan. Regierung hatte keinen Vortheil errungen, ſich aber an der ganzen Weſtküſte Südamerikas äußerſt verhaßt gemacht. Vgl. außer den ältern Schriften von Ulloa, Helm, Breckenridge, Mathiſon, Hall, Stevenſon, Smith, Meyen, Pöppig: Tſchudi, «Peru» (2 Thle., St.-Gallen 1845—46) und deſſen «Reiſen in Südamerika» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1866); Hill, «Travels in P. and Mexico» (2 Bde., Lond. 1860); Grandidier, «Voyage dans l'Amérique du Sud, Pérou et Bolivie» (Par. 1861); Soldan, «Geografia del Perú» (2 Bde., Par. 1862; franz., Par. 1863); Menendez, «Manual de geografia y statistica del Perú» (Par. 1861); Fuentes, «Lima, esquisses historiques, statistiques, administratives, commerciales» (Par. 1866); Desjardins, «Le Pérou avant la conquête espagnole» (Par. 1858); Prescott, «History of the conquest of P.» (3 Bde., Boſton 1847; neue Ausg., 2 Bde., Neuyork 1855; deutſch, 2 Bde., Lpz. 1848); Pruvonena, «Memorias y documentos para la historia de la independencia del Perú» (2 Bde., Par. 1858); Odriozola, «Documentos historicos del Perú» (Bd. 1 und 2, Lima 1863—64); Tſchudi und Rivera, «Antiguedades Peruanas» (Wien 1851, mit Atlas).

Perugia, die Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Italien (auch Umbrien genannt, 174,9 Q.-M. und 513019 E. am 31. Dec. 1861), am Fuße der Apenninen und an der Tiber, hat mit Einſchluß der weitläufigen Vorſtädte 44130, ohne dieſe aber nur 14885 E., die bedeutende Seidenwebereien unterhalten. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs, des Provinzpräfecten, eines Appellhofs und eines Tribunals erſter Inſtanz, einer kleinen Univerſität, die 1307 geſtiftet wurde, eines Lyceums, eines Gymnaſiums, einer techniſchen Schule, einer höhern Lehr- und Erziehungsanſtalt (Collegio della Sapienza), einer Akademie der ſchönen Künſte und

einer ökonomiſch-agrariſchen Geſellſchaft. Sie hat 45 Kirchen, viele Klöſter, eine Bibliothek von 30000 Bänden (mit ſeltenen Handſchriften), ein großes Waiſenhaus und mehrere prachtvolle Gebäude ſowie herrliche öffentliche Plätze. Ein ganz beſonderes Intereſſe für P. gewähren die zahlreichen herrlichen Gemälde Pietro Vanucci's, der hier geboren, deshalb gewöhnlich Il Perugino (ſ. d.) genannt wird, ſowie die Werke anderer Meiſter, z. B. von Rafael, Barocci u. a. Die ſchönſten öffentlichen Gebäude ſind die Kirchen von San-Lorenzo aus dem 13. Jahrh., San-Agoſtino, San-Pietro, San-Domenico mit dem Grabmale Benedict's XI., San-Bernardino und der Regierungspalaſt. P. war unter dem Namen Perusia eine der zwölf alten etrur. Republiken, die ſich ſehr lange gegen die Römer behauptete und in den Bürgerkriegen des Antonius und Octavius ihren Untergang fand. Noch jetzt finden ſich daſelbſt zahlreiche Reſte von Bauwerken aus röm. Zeit. In der früheſten Zeit des Mittelalters machte ſie ſich unabhängig und zur Herrin eines großen Theils von Umbrien. Ihre glänzendſte Periode hatte ſie im 15. Jahrh., wo ſehr häufig die Päpſte daſelbſt reſidirten. Später wurde ſie eine Zeit lang durch die Bagliomi beherrſcht und von Papſt Paul III. dem Kirchenſtaate einverleibt. 1860 wurde ſie dem Königreich Italien einverleibt.

Perugino (Pietro), mit ſeinem wirklichen Namen Vannucci, der Hauptmaler der umbriſchen Schule und Lehrer Rafael's, war zu Citta della Pieve 1446 geboren. Seine Bildungsgeſchichte iſt dunkel. Man nennt als ſeine Lehrer Benedetto Bonfigli, Pietro della Francesca u. a.; auch ſcheint er mit Niccolo Alunno in Verbindung geſtanden zu haben. Sicher iſt, daß er um 1470 ſich nach Florenz begab und bei Andrea Verocchio lernte. Später lebte er in Rom und ſeit dem Ende des 15. Jahrh. als Haupt einer bedeutenden Schule zu Perugia, wo er das Bürgerrecht erhielt und im Beſitze eines beträchtlichen Vermögens 1524 ſtarb. Sein Stil deutet auf verſchiedene Einwirkungen hin. Unter dem Einfluſſe des florentin. Naturalismus ſind z. B. die wenigen noch erhaltenen Fresken P.'s in der Sixtiniſchen Kapelle (1480) und die Anbetung der Könige in Sta.-Maria nuova zu Perugia gemalt. Später wendete er ſich wieder ganz dem umbriſchen Stile zu und wurde der Hauptrepräſentant der zarten Anmuth und des ſchwärmeriſch-ſehnſüchtigen Ausdrucks, welche dieſe Schule auszeichnen. Seine Gemälde aus der beſten Zeit ſind groß und einfach componirt, die Stellungen voll Anmuth, der Ausdruck rein und holdſelig, die Farbe oft tief und glühend. Heftig bewegte Scenen malte P. nicht; Kraft und Leidenſchaft waren nicht ſeine Sache. Unter ſeinen Staffeleigemälden iſt vorzüglich die große Kreuzabnahme vom J. 1495 in der Galerie Pitti berühmt; unter ſeinen Fresken das Crucifix mit den Heiligen (im Kloſter Sta.-Maria Maddalena in Florenz); die Scenen aus dem Alten Teſtamente und der alten Geſchichte nebſt Allegorien und mythолog. Geſtalten, womit er um 1500 die Halle des Wechſelgerichts (Cambio) in Perugia ſchmückte; die Geburt Chriſti (in San-Francesco bei Monte bei Perugia) und andere. In ſeinen ſpätern Jahren arbeitete er auf Speculation und verfiel in einförmige und leere Manier. Unter ſeinen zahlreichen Schülern iſt Rafael (ſ. d.), den er vier Jahre überlebte, der bedeutendſte; Pinturicchio ſcheint eher Zeitgenoſſe und Gehülfe P.'s als ſein Schüler geweſen zu ſein.

Peruvianiſcher Balſam, Perubalſam oder indiſcher Balſam heißt ein dickflüſſiger, ſehr angenehm vanillen- oder benzoëartig riechender Balſam, der von dem peruan. Balſamholze (Myroxylon peruiferum, ſ. Balſambaum) und wahrſcheinlich auch von dem getüpfelten (M. punctatum), dem flaumigen (M. pubescens) und dem Tolubalſamholze (M. toluiferum) ſowie auch von andern balſamhaltigen Bäumen gewonnen wird. Je nach der Farbe unterſcheidet man zwei Arten dieſes Balſams. Der ſchwarze peruvianiſche Balſam, welcher zu uns aus Peru in irdenen Krügen kommt, wird durch eine abwärts gehende Deſtillation, eine Art des Theerſchwelens, erhalten, iſt ſirupartig, dunkelbraun und enthält Zimmtſäure, ein eigenthümliches Fett (Cinnamein oder Perubalſamöl), ein ätheriſches Oel (Peruvin), einen kryſtalliſirbaren Stoff (Metacinnameln) und Harz. Er dient als Arzneimittel bei verſchiedenen Krankheiten, wird auch zu Salben und Pflaſtern verwendet und bei geringen Chocoladenſorten ſtatt der Vanille zugeſetzt. Der weiße Perubalſam wird nicht, wie man früher annahm, durch Einſchnitte in die Rinde der Myroxylonſtämme, ſondern durch Einſchnitte in den Stamm von Liquidambar styraciflua L. gewonnen. Derſelbe iſt gelblichweiß und bleibt nur in Glasflaſchen, von der Luft ganz abgeſperrt, flüſſig. Da er einen ſehr feinen vanillenartigen Geruch beſitzt, ſo wird er in Amerika vorzüglich als Räucherungsmittel benutzt. In Kürbisſchalen oder Baſtgeflechten der Luft ausgeſetzt, trocknet er zu einem feſten, meiſt röthlichgelben Harze ein, welches unter dem Namen trockener indiſcher Balſam oder trockener Opobalſam im Handel häufig vorkommt. Er wird zu Räuchereſſenzen, Räucherpulver u. ſ. w. gebraucht.

Ein anderer weißer Perubalsam ist neuerdings von San-Salvador aus in kugeligen, von Mattengeflecht umgebenen Krügen in den Handel gebracht worden. Derselbe wird durch Auspressen der Früchte von Myroxylon Sonsonatense Klotsch erhalten, gleicht dem Terpentin, riecht etwas nach Meliloten und sondert sich in der Ruhe in eine obere flüssige und eine untere krystallinisch-harzige Schicht, welche Krystalle eines indifferenten Harzes (Myroxocarpin) absetzt.

Peruzzi (Balthasar), ein berühmter Maler und Baumeister der sienesischen Schule, geb. zu Siena 1481, bildete sich in Rom hauptsächlich nach Rafael und schmückte mehrere Gebäude, die dieser malte, wie z. B. die Farnesina, architektonisch aus. Papst Leo X. übertrug ihm den Bau der Peterskirche, doch auch sein Plan kam nicht zur Ausführung. Sein letztes Werk und zugleich sein Meisterstück war der Palast Massimi in Rom. Er starb 1536 an Gift, welches der Neid ihm beigebracht. Auch sein Sohn Giovanni Sallustia P. ist als Architekt bekannt.

Peruzzi (Ubaldino), ital. Staatsmann, geb. zu Florenz 2. April 1822, aus altem florent. Geschlechte, erhielt seine Vorbildung in Prato und Siena und hörte dann philos. und jurist. Collegien auf der Universität letztgenannter Stadt. 1840 erwarb er den jurist. Doctorgrad, wandte sich aber hierauf technischen und mathem. Studien zu und besuchte zu diesem Zwecke auch die bergmännischen Schulen zu Paris und Freiberg. Nachdem er 1843 die Ingenieurprüfung an der Ecole des Mines in Paris bestanden, bereiste er von 1844—48 zu metallurgischen Forschungen die Alpen, Frankreich, Deutschland und Polen. In der bewegten Zeit von 1848 betrat er die polit. Laufbahn, indem er als Commissar der tascan. Regierung nach Wien ging, um die Freigebung der kriegsgefangenen Toscaner zu betreiben. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn das Ministerium Guerazzi-Mantanelli zum Gonfalaniere (Bürgermeister) von Florenz. Als solcher protestirte er 1850 gegen die Verletzung der tosean. Verfassung und wurde deshalb von der großherzogl. Regierung abgesetzt, gewann aber dadurch im ganzen Lande große Popularität und galt fortan als eins der Häupter der gemäßigt liberalen Partei. Er betheiligte sich an der Veröffentlichung der «Biblioteca civile dell' Italiano» (1857—59) und zumal an der Herausgabe der Schrift «Austria e Toscana» (im Frühjahre 1859), welche zur raschen Entwickelung der tascan. Bewegung und des Sturzes der Dynastie wesentlich beitrug. Als Mitglied der Provisorischen Regierung vom 27. April 1859 übernahm er die Leitung der Geschäfte und wirkte dann als Vicepräsident der toscan. Consulta. Nach dem Frieden von Villafranca ging er als toscan. Gesandter nach Paris, um bei dem Tuileriencabinete gegen die Restauration der habsburgischen Dynastie zu wirken. Nach der Vereinigung Toscanas mit Sardinien 1860 schickte ihn seine Vaterstadt als Abgeordneten in das subalpinische Parlament. Zu Anfang 1861 trat er jedoch als Minister der öffentlichen Arbeiten in das Cabinet Cavour, und nach dem Tode Cavour's führte er dasselbe Portefeuille in dem Cabinete Ricasoli bis zu dessen Sturz im März 1862. Als Ende desselben Jahres Farini das neue Cabinet bildete, nahm P. das Portefeuille des Innern an, welches er auch in dem nach Farini's Austritt von Minghetti geleiteten Ministerium behielt. Die blutigen Vorgänge in Turin, die sich an die mit Frankreich abgeschlossene Convention, namentlich an die Clausel über die Verlegung des Regierungssitzes nach Florenz knüpften, führten im Sept. 1864 den Sturz des Cabinets Minghetti-P. herbei. Während das übrige Italien das Werk der Minister beifällig aufnahm, sahen sich dieselben vom piemontes. Municipalismus aufs heftigste angegriffen, besonders aber P., den man wegen einer bereits 1862 gemachten Aeußerung, Turin sei nicht zum Sitze der Regierung geeignet, als den eigentlichen Urheber der Convention betrachtete. P. beschränkte seitdem seine öffentliche Wirksamkeit auf das Parlament, in welchem er unausgesetzt Florenz vertrat. Doch betheiligte er sich wenig mehr an den Verhandlungen, und zwar zum Nachtheile der gemäßigten Partei, zu deren besten Rednern und begabtesten Führern er zählt.

Pervigilium nannten die Alten die gottesdienstliche Nachtfeier, die man zu Ehren einiger Gottheiten beging. Da diese Pervigilien, namentlich bei gewissen Mysterien und fanatischen Frauenvereinen sowie bei den Bacchanalien, vielfache Veranlassung zur Unsittlichkeit gaben, so wurden sie, mit Ausnahme der nächtlichen Feier der Bona Dea, durch strenge Gesetze in Rom verboten und höchstens bei außerordentlichen Gelübden und Säcularfeiern nachgelassen. Wir besitzen noch einen aus fast hundert Versen bestehenden lat. Hymnus an die Venus unter dem Namen «Pervigilium Veneris», der zum Absingen am Vorabende des Festes dieser Göttin bestimmt war. Dieser Hymnus, den man früher mit Unrecht dem Catullus zuschrieb, scheint aus dem 3. Jahrh. n. Chr. zu stammen und findet sich am correctesten in der Ausgabe der «Fabulae» des Phädrus von Orelli (Zür. 1831), auch in Lindemann's «Selecta carmina e poetis Latinis» (Lpz. 1823) und in du Méril's «Poeseos popularis ante saeculum XII. Latinae

decantatae reliquiae» (Par. 1843) abgedruckt. Eine besondere Bearbeitung lieferte Schulze (Gött. 1812), eine treffliche deutsche Nachbildung Bürger in seiner «Nachtfeier der Venus».

Pesāro, das alte Pisaurum, die Hauptstadt der ital. Provinz Urbino-Pesaro (53⅘ Q.-M. und 202568 E. am 31. Dec. 1861), an der Mündung des Foglia in das Adriatische Meer, der Sitz eines Bischofs, des Präfecten, eines Tribunals erster Instanz und einer Handelskammer, ist eine sehr freundlich gelegene und gutgebaute Stadt, mit prächtigen Kirchen, Palästen und andern Gebäuden, einem Gymnasium und einer technischen Schule. In mehrern Kirchen und Klöstern finden sich berühmte Gemälde. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 10740 (31. Dec. 1861), die sich zum Theil mit Verfertigung von Fayence-, Krystall- und Seidenwaaren, zum Theil mit Productenhandel beschäftigen. Der Hafen ist nur für kleinere Fahrzeuge tauglich. Die in der Umgegend wachsenden Feigen, die einen Hauptgegenstand des Handels der Einwohner bilden, werden für die wohlschmeckendsten in Italien gehalten. Auch die Oliven und Trüffeln von P. sind berühmt.

Pesāro (Simone da) oder Il Pesarese, s. Cantarini.

Pescara (Fernando Francesco Avalos, Marchese de), berühmter General Kaiser Karl's V., geb. 1489 aus der ursprünglich span., dann in Neapel einheimischen Familie Avalos, trat 1512 in kaiserl. Kriegsdienste und wurde 1512 bei Ravenna von den Franzosen gefangen. Er verfaßte im Gefängniß verschiedene Poesien, die er seiner als Dichterin berühmten Gemahlin Vittoria Colonna (s. d.) widmete. Nachdem er die Freiheit erlangt, trug er an der Spitze der Avantgarde 7. Oct. 1513 viel zum Siege bei Vicenza bei, 19. Nov. 1521 zur Einnahme von Mailand, dann von Como, das er plündern ließ. Wiewol nur Unterbefehlshaber, erwarb er sich noch größern Ruhm im Feldzuge gegen die Franzosen von 1522, wo er den Sieg bei Bicoca erfocht, die Capitulation von Cremona u. s. w. unterstützte und Genua nahm, das er wiederum plündern ließ. Sodann half er 24. Febr. 1525 den großen Sieg bei Pavia, wo König Franz I. von Frankreich gefangen ward, erringen. Er ward hierauf Obergeneral der kaiserl. Armee in Italien und erregte durch die große Macht, die er übte, den Neid und den Haß der Italiener. Man bot ihm das Königreich Neapel und anderes an, wenn er sich gegen den Kaiser wenden und die Spanier und Deutschen aus Italien treiben wollte. P. ließ sich in diese Anschläge einweihen und verrieth sie endlich Karl V., was ihn namentlich den Mailändern nur um so verhaßter machte. Er starb indessen in der Blüte männlicher Kraft 4. Nov. 1525 ohne Nachkommen. — Sein Nachfolger als Generalkapitän war sein Neffe und Erbe Alfonso Avalos, Marchese de Guasto, der 1532 die Oesterreicher gegen die Türken befehligte, Karl V. auf dem Zuge gegen Tunis begleitete und 1543 den Herzog von Enghien zur Aufhebung der Belagerung von Nizza nöthigte. Derselbe schlug ihn aber dafür 1544 furchtbar bei Cerisoles, sodaß er beim Kaiser in Ungnade fiel. Indessen raffte er die Reste seiner Armee zusammen und deckte Mailand, wo er Ende März 1546 unter dem Hasse und den Anklagen der Mailänder starb.

Peschawer oder Peschâur, Pischawar, Pischauer, ein seit 1849 nebst dem Pendschab dem indobrit. Reiche einverleibter District des ehemaligen Reichs der Sikhs (s. d.), der in geogr. wie früher auch in polit. Hinsicht einen Theil von Afghanistan bildet, umfaßt eine bergumschlossene Hochebene zu beiden Seiten des untern Kabul, von dessen Mündung in den Indus auf- und westwärts bis zu den berühmten Kheiberpässen und der afghanischen Grenze. Das Land hat mit den Gebirgen ein Areal von 109,2 Q.-M., zählt etwa ½ Mill. E. (1853 bereits 450100, darunter 45565 Hindu und 403535 Mohammedaner) und zerfällt in die Unterdistricte Jusufsai, Haschtnagar, Doaba im Norden und das eigentliche P. im Süden. Die Thalebene von P., in der westöstl. Richtung 13 M. lang, 6½—8⅔ M. breit, ist im Westen nur durch die Kheiberpässe zugänglich, im Osten aber durch den Engpaß Giden-Gulli dem Ufer des Indus geöffnet. Mit Ausnahme dürrer Strecken am Ost- und Westende ist sie reichlich bewässert vom Kabul, dessen Zuflüssen und unzähligen Kanälen, gut bebaut und außerordentlich fruchtbar. Die Bewohner dieser Fruchtebene, ein Mischlingsstamm ohne polit. Bedeutung, zeigen sich als betriebsame, friedfertige Menschen, während dagegen die Bergbewohner, namentlich die Jusufsai, äußerst reizbar, kriegerisch, plünderungslustig und schwer in Schranken zu halten sind. Die Engländer haben deshalb seit Erwerbung P.s hier immer eine ansehnliche Militärmacht zur Sicherung des wichtigen Landes erhalten, das den äußersten nordwestl. Vorposten ihres indischen Reichs bildet, die Vermittelungsstufe zwischen Ost- und Westasien und das Passageland zwischen Hindostan und Iran. — Die Hauptstadt P., 1¾ M. südlich vom Kabul (s. d.), 3⅘ M. östlich vom Großen Kheiberpaß, auf der von Attok am Indus gerade

herführenden Straße 9 M. von dieſem Strome entfernt, liegt 1172 F. über dem Meere am Abhange einer iſolirten Anhöhe inmitten grüner Wieſen, Fruchtfelder und Obſtgärten. Die Stadt wurde im 16. Jahrh. vom Delhikaiſer Akbar erbaut, kam dann mit dem Umlande an die Afghanen und war lange die Winterreſidenz der Monarchen von Kabul. Nach dem Sturze der Duranidynaſtie (ſ. Afghaniſtan) ward ſie 1809 eine Beute der Barakſibrüder. Nachdem ſich 1823 Rundſchit-Singh, der Maharadſcha der Sikhs, die Stadt zinsbar gemacht, wurde ſie 1829 deſſen Reiche ganz einverleibt, mit dem ſie 1849 an die Engländer kam. Zur Zeit der Afghanenherrſchaft war P. eine durch Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß ſehr blühende Stadt von 100000 E., mit einem Reſidenzpalaſte Bala-Hiſſar, einem großartigen Hauptbazar, vielen dreiſtöckigen, maſſiven Häuſern, zahlreichen Maſcheen und andern ſchönen Gebäuden ſowie einer berühmten mohammed. Akademie. Aber 1823 wurde ſie nebſt ihrer Umgebung von den Sikhs verheert und gerieth in argen Verfall, aus dem ſie ſich erſt unter der brit. Herrſchaft wieder erhob. 1853 zählte ſie 53295 (darunter 7706 Hindu und 45589 Mahammedaner), 1865 aber bereits wieder an 100000 E. Außer dem Fort, dem verfallenden Bala-Hiſſar und einigen Häuſern der Straßen hat ſie kein bedeutendes Gebäude mehr. Auch die einſt großartigen Luſtgärten liegen verödet, die Waſſerwerke verfallen. Die Straßen der Stadt ſind eng und ſteil, zum Theil von Bächen durchfloſſen. Sie beſitzt mehrere offene Plätze, ein Haspital, ſeit kurzem ein von freiwilligen Beiträgen aufgeführtes Miſſionsſchulhaus und eine dazugehörige Kapelle. In den Erdgeſchoſſen der Häuſer befinden ſich Läden für die Producte Indiens, die Pelze Rußlands, die Baumwollzeuge, Tücher und Stahlwaaren Europas, für Porzellan und Thee Chinas u. ſ. w. Der Gewerbebetrieb iſt ziemlich rege. Namentlich zahlreich ſind die Färber, Goldſchmiede, Seidenweber, Gold-, Silber- und Seidenſticker, Sattler, Schuhmacher und Schneider. Vor der Stadt der Eingeborenen liegt die brit. Lagerſtadt. Dabei beſteht ein eigener Bazar für die Europäer, in welchem hauptſächlich Parſis ihre Läden unterhalten. An der Weſtgrenze des Diſtricts, an der Ausmündung des Kheiberpaſſes, ſteht das engl. Fort Dſchamrud (Jamrud) mit ziemlich ſtarker Beſatzung zur Ueberwachung des Paſſes und Aufrechterhaltung des Zollweſens.

Peſcherähs, ſ. Feuerland.

Peſchiera, Flecken und Feſtung mit 1800 E. in der ital. Provinz Mantua, hat wegen ſeiner Lage an der Mailand-Veroneſer Eiſenbahn und dem ſüdl. Ufer des Gardaſees (da, wo der Mincio ausfließt und an der Straße, die von Tirol herabkammt und ſich hier nach Breſcia, Mantua und Verona ſcheidet) militäriſche Wichtigkeit und bildet gewiſſermaßen ein freilich etwas entferntes detachirtes Fort von Mantua. Es gehörte früher zur Republik Venedig, die aber 1796 beim Ausbruche des Kriegs den Ort den Oeſterreichern einräumte, was Napalean als Verletzung der Neutralität anſah. Der öſterr. General Beaulieu, ſtatt dieſen Platz um jeden Preis zu behaupten, überließ ihn nach der Schlacht bei Lodi Bonaparte, der denſelben durch den General Chaſſeloup in tüchtigen Vertheidigungsſtand ſetzen ließ und auf dieſe Weiſe der Feſtung Mantua, als er dieſe hierauf belagerte, die Zufuhr von Tirol und dem Gardaſee her abſchnitt. Ein weſentliches Hinderniß wurde der Verluſt dieſes Stützpunkts für Beaulieu's Nachfolger, Wurmſer, als er wieder zum Angriff überging, und nach mehr, als er ſich über den Mincio zurückziehen mußte. Neuerdings iſt P., das die nordweſtl. Spitze des ſog. Feſtungsvierecks bildet, bekannt geworden durch die Blokade und Beſchießung der Piemonteſen unter Manno ſeit dem 10. April ſowie durch die Capitulation der Oeſterreicher vom 31. Mai 1848, denen es jedoch ſchon 14. Aug. 1848 wieder übergeben werden mußte. Mit Mantua und den venet. Provinzen fiel P. 1866 an das Königreich Italien.

Peſchito, ſ. Bibelüberſetzungen.

Peſo (aus lat. pensum, das Gewogene, im Italieniſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen: Gewicht, Laſt, Stück) heißt in Spanien die größte Silbermünze, welche gegenwärtig meiſt Dura (abgekürzt für Peso duro, d. i. hartes Münzſtück), im Auslande aber gewöhnlich Piaſter (ſ. d.) genannt wird. Der ſpaniſche P. hat nach dem Münzgeſetze vom 15. April 1848 einen Nennwerth von 20 Realen, von welchen letztern (zu 900 Tauſendtheilen Feinheit ausgeprägt) 422,62 auf das Zollpfund fein gehen. Der P. entſpricht ſomit einem Werthe von 1 Thlr. 12½ Sgr., während der frühere P. oder Piaſter, von denen aus dem Zollpfund Silber 20,462 geprägt wurden, den Werth von 1 Thlr. 13 Sgr. 11,8 Pf. preuß. repräſentirte. Das halbe Peſoſtück heißt in Spanien auch Escudo. Außerdem iſt der P. auch die Münzeinheit in allen Freiſtaaten des ehemaligen ſpan. Amerika, hat aber hier nicht überall denſelben Werth. In Mexico wird der P. oder Dollar in 8 Realen zu 4 Cuartillas oder 12 Granos getheilt, und es fallen geſetzmäßig 20,462 Stück aus dem Zollpfund Silber gemünzt werden. Demnach würde

der mexic. P. einen Werth von 1 Thlr. 14 Sgr. beſitzen, aber in Wirklichkeit iſt er geringer, ſodaß er im Mittel auf etwa 1 Thlr. 13½ Sgr. angeſetzt werden kann. Der Viertelpiaſter heißt in Mexico auch Peſado. In Chile, der Conföderation van Neugranada (ſeit 1853) und Ecuadar (ſeit 1866) entſpricht der P. genau dem franz. Fünffrankenſtück; es gehen ſomit 22,22 Stück zu einem Werthe von 1 Thlr. 10½ Sgr. auf das Zollpfund fein Silber. In Venezuela prägt man aus dem Zollpfund 27,58 Stück zu einem Werthe von 1 Thlr. 2 Sgr. 7⁴/₇ Pf. preuß. In Bolivia ſchwankt der Werth des P. je nach den verſchiedenen Ausprägungen zwiſchen 1 Thlr. 13 Sgr. 4⁸/₉ Pf. und 1 Thlr. 13 Sgr. 6½ Pf. In Peru münzt man (nach dem Geſetz vom 2. Oct. 1857) 23,428 P. (à 1 Thlr. 8 Sgr. 5 Pf. preuß.) aus dem Zollpfund fein Silber, während in Uruguay der Werth des P. carriente (26,058 auf das Zollpfund) zu 1 Thlr. 4 Sgr. 6,46 Pf. feſtgeſtellt iſt. Doch kammen zu Montevideo keine Peſoſtücke, ſandern nur falche van 5, 2½ und 1¼ Realen in Silber zur Prägung.

Peſſimismus, ſ. Optimismus.

Peſt oder Peſtilenz (vom lat. pestis, pestilentia) heißt in der Valksſprache eine jede bösartige, weitausgebreitete Seuche, Epidemie (ſ. d.), und in dieſem Sinne wird das Wart auch van den alten Schriftſtellern gebraucht, in deren Werken zahlreiche Nachrichten, jedach keine deutlichen Beſchreibungen derartiger Krankheiten varhanden ſind. Dahin gehören die Epidemien, welche die altteſtamentlichen Schriften, Thucydides, Jaſephus u. a. beſchreiben, und noch viele andere im Alterthum genannte, die bald dieſen, bald jenen Theil der damaligen civiliſirten Welt heimſuchten. Die erſte Weltſeuche, die ſichern Nachrichten zufalge der im heutigen und engern Sinne ſo genannten P. gleich war, iſt die, welche von 542 n. Chr. an, vam Oriente ausgehend, ein halbes Jahrhundert lang Europa entvölkerte. Bau dieſer Zeit an ſcheinen die Schriftſteller die P. nach ihrem feſtgeſtellten Charakter von andern Epidemien genau unterſchieden und unter dieſem Namen diejenige Krankheit verſtanden zu haben, welche wir noch jetzt ſo ader Drüſenpeſt, Beulen- ader Budonenpeſt, orientaliſche P. (pestis orientalis, inguinalis) nennen. Dieſe P. iſt eine Inſectianskrankheit (ſ. Krankheit), die unter ähnlichen Allgemeinerſcheinungen (Fieber, Hinfälligkeit u. ſ. w.) verläuft wie andere Inſectiansskrankheiten, aber ſich auszeichnet durch das Auftreten von brandigen Beulen (Carbunkel) in der Haut und brandiger Entzündung der Lymphdrüſen (Bubonen), namentlich der Leiſtenwand, ſeltener der Achſelhöhle und der Unterkiefergegend. Die Krankheit pflanzt ſich durch Anſteckung fart (durch Betten, Wäſche, durch Impfung u. ſ. w.), und zwei bis fünf Tage nach der Anſteckung dricht ſie aus. Das Bild der Krankheit iſt ein höchſt mannichfaltiges. Nachdem ſich die Kranken ein bis drei Tage äußerſt matt gefühlt, tritt heftiges Fieber auf, und wenn dies nach wenig Tagen den höchſten Grad erreicht hat, bilden ſich die Beulen. In günſtigen Fällen heilen dieſe, und die Geneſung tritt nach ſechs bis acht Tagen ein, in ungünſtigen Fällen ſtellt ſich unter Steigerung der Allgemeinerſcheinungen nach drei bis vier Tagen der Tod ein. Die Epidemien, welche blas einige Wachen, ader auch ein Jahr und länger anhalten können, ſind äußerſt mörderiſch. Die Zahl der Erkrankungen war meiſt ſehr graß, und van den Befallenen ſtarben ſelten weniger als zwei Drittel, ſadaß ganze Städte und Gegenden verödeten. Die Heimat der P. iſt der Orient, namentlich Unterägypten, doch zeigt ſie ſich jetzt auch dort faſt ganz erlaſchen, namentlich ſeitdem mehr und mehr die Sümpfe und Unrathſtätten in Alexandrien beſeitigt warden. Europa iſt wiederhalt van dieſer Seuche in empfindlichſter Weiſe heimgeſucht warden. Die Quarantänen gewährten nur einen ungenügenden Schutz gegen das Einſchleppen der Krankheit. Schilderungen der Peſtepidemien ſind ſchon aus alter Zeit vorhanden. Die von Thucydides beſchriebene P. van Athen herrſchte im 5. Jahrh. v. Chr.; auch aus dem 6. Jahrh. n. Chr., fawie ſpäter aus dem 16. (P. von Florenz, Baccaccio) hat man intereſſante Darſtellungen. Die erſte genauere medic. Beſchreibung lieferte Diemerdraeck (1665), die beſte Sydenham (1749). Die berühmte Epidemie von Marſeille (1720) haben Bertrand mehr hiſtoriſch, Chicayneau, Berny, Saullier und Deidier gemeinſchaftlich und ſtreng wiſſenſchaftlich beſchrieben. Die 1771 in Moskau herrſchende P. iſt namentlich von Mertens dargeſtellt worden, und die P. während des franz. Feldzugs in Aegypten (1798) hat in Larrey, Degenette, Aſſalini, Savareſi, Louis Frank ihre Beſchreiber gefunden. Zu den beſſern ſpätern Abhandlungen gehören die von Klath-Bey, Aubert, Goſſe, Prus.

Peſtalozzi (Joh. Heinr.), als Menſchenfreund und Erzieher einer der edelſten Männer der neuern Zeit, geb. 12. Jan. 1746 zu Zürich, wurde nach dem Tade ſeines Vaters, welcher Arzt war, von Verwandten einfach erzogen. Religioſität, Rechtsgefühl, Mitleid gegen Arme und Liebe

zu Kindern deuteten ſchon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen würde. Er ſtudirte Sprachen und Theologie, wandte ſich aber nach einem fehlgeſchlagenen Predigtverſuche dem Studium der Rechte zu. Veranlaßt durch Rouſſeau's «Émile» und eine ſchwere Krankheit, die er ſich durch zu anhaltendes Studiren zugezogen, verbrannte er nach ſeiner Geneſung ſeine literariſchen Sammlungen, entſagte allem Umgange mit Büchern, wurde ein Landmann, kaufte im Herbſte 1768 ein Grundſtück, das er Neuhof nannte, und bewirthſchaftete daſſelbe. Ein Jahr ſpäter (30. Sept. 1769) verheirathete er ſich mit Anna Schultheß, einer Kaufmannstochter aus Zürich. In ſeinen ländlichen Verhältniſſen lernte er das ſittliche Elend des Volks kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er 1775 ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit mit der Aufnahme verlaſſener Bettelkinder in ſein Haus, deren er bald mehr als 50 um ſich ſah. Er wurde ihr Vater, Lehrer und Verſorger. Da er aber bei der Bewirthſchaftung ſeines Gutes und in allen ſeinen Unternehmungen wenig praktiſchen Takt übte, gerieth er ungeachtet der Aufopferung ſeiner edeln Frau in Schulden, und nach fünfjährigem Beſtehen ſeiner Armenerziehungsanſtalt mußte der Verſuch (1780) als geſcheitert angeſehen werden. P. kämpfte nun mit Mangel und Elend, wurde von ſeinen Freunden gemieden, von andern verſpottet. In dieſer Lage kamen bei ihm die Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorſchläge zur Rettung der vernachläſſigten Menſchenklaſſe zur Reife, welche er in ſeinem originellen Volksromane «Lienhardt und Gertrud» (4 Bde., Baſ. 1781—89 u. öfter) mit ungewöhnlicher Kraft und Innigkeit dargelegt hat. Zur Erläuterung dieſes Volksbuchs ſchrieb er «Chriſtoph und Elſe» (Zür. 1782); außerdem «Abendſtunden eines Einſiedlers» in Iſelin's «Ephemeriden», «Das Schweizerblatt für das Volk» (1782—83), eine Abhandlung «Ueber Geſetzgebung und Kindermord» (Zür. 1783) und die gedankenreichen «Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts» (Zür. 1797). Mit Unterſtützung des ſchweizer Directoriums legte P. 1798 ein Erziehungshaus für arme Kinder zu Stanz an. Beinahe 80 Kindern aus der Heſe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahres zerſtörten der Krieg und die Ränke einer ihm feindlichen Partei auch dieſe Anſtalt, und mit Undank belohnt ging er nach Burgdorf und wurde daſelbſt Schulmeiſter. Nach und nach bildete ſich hier eine Erziehungsanſtalt anderer Art um ihn. Begeiſterte Männer ſchloſſen ſich ihm an, und ſeine methodiſchen Schriften «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» (Bern und Zür. 1801), «Buch der Mütter» (Bern und Zür. 1803), «Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe» (Bern und Zür. 1804) fanden ſchon an vielen Orten empfängliche Leſer. Durch ſeine Theilnahme an den polit. Händeln, ſeine demokratiſchen Geſinnungen, ſeine «Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat» (Bern 1802) verdarb er es jedoch mit den Vornehmen, während das Volk ihn 1802 als ſeinen Anwalt zum Erſten Conſul nach Paris ſendete. Seine ſich immer mehr entwickelnde Erziehungsanſtalt verlegte er 1804 nach München-Buchſee bei Hofwyl, um mit Fellenberg (ſ. d.) in Verbindung zu treten, noch in demſelben Jahre aber von da nach Yverdon (ſ. d.), wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß bezog. Sein Erziehungsinſtitut erregte in ganz Europa Aufmerkſamkeit und wurde von vielen jungen Männern beſucht, die ſich hier durch Anſchauung und Uebung zu Lehrern ausbilden wollten. Bald aber traten innere Zwiſtigkeiten unter den Mitarbeitern und zwiſchen einigen von ihnen und P. ſelbſt ein, die nach und nach die Grundlagen der Anſtalt unterwühlten und den Lebensabend P.'s trübten. Nach den deutſchen Befreiungskriegen hatte das Inſtitut äußerlich ſeine größte Blüte erreicht. Von da an ſank es raſch. Es traten namentlich Geldverlegenheiten ein, die nicht einmal durch die vollſtändige Ausgabe der ſämmtlichen Werke P.'s (15 Bde., Stuttg. und Tüb. 1819—26) beſeitigt werden konnten, obgleich dieſe wol 12000 Thlr. reinen Gewinn eintrug. 1825 ſah P. ſich genöthigt, ſeine Erziehungsanſtalt aufzulöſen. Er zog ſich zu ſeinem Enkel auf dem Neuhofe zurück, ſchrieb ſeinen «Schwanengeſang» (1826) und «Meine Lebensſchickſale als Vorſteher meiner Erziehungsanſtalten in Burgdorf und Iferten» (Lpz. 1826), und ſtarb zu Brugg im Aargau 17. Febr. 1827. Seine Perſönlichkeit war ſchlicht wie ſein Inneres. Bei einer nicht großen, vom Alter ſchon gedrückten Figur, ſtets in nachläſſiger, ſchwarzer Kleidung, kündigte ſein gerades, derbes Betragen, ſeine faſt däueriſche züricher Mundart den einfachen Schweizer an, der über ſeiner Idee alles andere in der Welt vergeſſen hatte. Seine Erziehungsideen und ſeine Methode ſind faſt ein halbes Jahrhundert hindurch der Gegenſtand einer großen Menge von Schriften für und wider geweſen. Sein Ziel war Verbeſſerung der häuslichen Erziehung, Hebung der ärmern Volksklaſſe durch Erziehung und Unterricht, Begründung einer einfachen, der Entwickelung des jugendlichen Geiſtes angemeſſenen Unterrichtsmethode, welche durch

Sprache, Zahl und Form mittels der Anſchauung und lückenlas fortſchreitender Reihenfolgen auf naturgemäße Weiſe die Kraft des Kindes üben und es zu geiſtiger Selbſtthätigkeit bilden ſollte. Von Sachkenntniſſen hielt er wenig. Das Princip ſeiner Erziehung war aber die Liebe. Groß ſteht P. da durch Genialität, Gediegenheit und Tiefe der Ideen, durch Kraft und Fülle des Geiſtes, durch Liebe zum Volke und zur Jugend. Die zum Lehrer und Schulvorſteher erforderlichen Eigenſchaften beſaß er indeß im geringern Grade. Sein größtes Verdienſt beſteht auch weniger in ſeiner Methode, die keine durchaus haltbare Grundlage hat, als vielmehr in ſeinen anregenden Ideen und in der Macht ſeiner perſönlichen Einwirkung, wodurch er zahlreiche Schüler begeiſterte, die ſpäter faſt in allen Ländern Europas für die Verbeſſerung der Schulen, namentlich des Elementarunterrichts, ausgezeichnet thätig waren. Durch P. und ſeine Schule hat beſonders das Volksſchulweſen große Fortſchritte gemacht. In Anerkennung dieſer Verdienſte wurde auch der 12. Jan. 1846 an vielen Orten Deutſchlands und der Schweiz feſtlich begangen, und zu ſeiner Erinnerung wurden vielfach wohlthätige Erziehungsanſtalten geſtiftet und nach ihm benannt. Vgl. Biber, «Beitrag zur Biographie Heinr. P.'s» (St.-Gallen 1827); Blachmann, «Heinr. P., Züge aus dem Bilde ſeines Lebens und Wirkens» (Lpz. 1846); Chriſtoffel, «P.'s Leben und Anſichten, in einem wortgetreuen Auszuge aus ſämmtlichen von P. herrührenden Schriften» (Zür. 1846); Schmidt, «Geſchichte der Pädagogik» (Bd. 4, Köthen 1862); Morf, «Zur Biographie P.'s» (Heft 1—3, Winterth. 1864—66).

Peſth oder Peſt (Pestum oder Pestinum), ungar. Pest, die ſchönſte, größte und volkreichſte Stadt Ungarns, liegt am linken Ufer der Donau, Ofen (ſ. d.) gegenüber (mit Ofen zuſammen ungar. Buda-Pest genannt), auf einer ſandigen Fläche und hat etwa 3 St. im Umfange. Schon die Römer hatten in dieſer Gegend eine Colonie (Transacincum); der Name P. erſcheint zuerſt 1148 in einer Schenkungsurkunde Geyſa's II. Als die Mongolen 1241 nach Bela's IV. Niederlage am Sajo Ungarn überſchwemmten, war P. eine anſehnliche, von Deutſchen bewohnte Stadt und wurde ein Raub jener Weltſtürmer. Doch erhob es ſich bald nach deren Abzug und theilte nun alle Schickſale, welche nach dem Erlöſchen des Arpad'ſchen Mannsſtammes 1307 das Reich durch die ausländiſchen Kronprätendenten, durch die Streifzüge der Huſſiten und ſpäter durch das Kreuzheer des Georg Dóſa heimſuchten. Dabei gewann aber die Stadt an Flor durch die inzwiſchen gegenüber ſich erhebende nachmalige Reſidenz Ofen, durch die Erſtarkung des ganzen Reichs unter den großen Königen Karl I., Ludwig I. und Matthias Corvinus, beſonders durch die Reichsverſammlungen, welche auf der nahen Ebene des Rákos (ſ. d.) gehalten wurden und oft Heerlager von 80—100000 Mann herbeizogen. Nach der Niederlage bei Mohács 1526 ſank die Stadt unter der harten Herrſchaft der Türken ſowie infolge der vielen Belagerungen der Feſtung Ofen zum Schutthaufen herab. Erſt nach Vertreibung der Türken 1686 hob ſich die Stadt bald wieder durch neue Anſiedler, meiſt Deutſche und Raizen, ihre günſtige mercantile Lage, durch den Verkehr infolge der Türkenkriege ſowie durch die Erneuerung des Privilegiums einer königl. Frei- und Tavernicalſtadt. 1723 wurde ſie der Sitz der höchſten Juſtizbehörden des Reichs. Ihre Blüte nahm zu unter Karl VI., der daſelbſt 1727 die prächtige Invalidenkaſerne erbaute, und mehr noch unter Maria Thereſia, die hier 1751 große Heerſchau hielt und nach Aufhebung der Jeſuiten die Univerſität zu Tyrnau 1777 nach Ofen verlegte. Den größten Aufſchwung aber nahm die Stadt unter Joſeph II., der P. zum Centralpunkt Ungarns machte. Derſelbe verlegte 1784 die Univerſität von Ofen nach P., baute daſelbſt das Generalſeminarium, das große Lagerſpital, das ungeheuere Neugebäude und eröffnete der Stadt durch den letzten Türkenkrieg eine ſo reiche Nahrungsquelle, daß ſie bereits 1790 gegen 2500 Häuſer zählte. Wiederholt den Ueberſchwemmungen der Donau ausgeſetzt, hatte die Stadt eine der furchtbarſten 1838 zu ertragen, wobei 2280 Häuſer einſtürzten. Im Frühjahr 1867 zählte P. über 5600 Häuſer und 136000 E. Die Zählung von 1857 ergab (ohne die Garniſon) 131705 E. (1780: 16746, 1820: 47932, 1830: 62734, 1851: 106379), darunter 14000 Juden. Die Stadt zerfällt in fünf Haupttheile: 1) die innere Stadt, 2) die Leopoldſtadt, 3) die Thereſienſtadt, 4) die Joſephſtadt und 5) die Franzſtadt. Die ſchönſten und größten Privatgebäude enthält die Leopoldſtadt, zumal am Donauufer. In den drei letztgenannten Stadttheilen dagegen iſt die Bauart eine weitſchichtige, häufig aufs Erdgeſchoß beſchränkte, und die großen Hofräume und Gärten in denſelben erinnern an ihre Jugend. Die anſehnlichſten öffentlichen Gebäude ſind: die Invalidenkaſerne mit einer Fronte von 47 Fenſtern, vier geräumigen Höfen und einer Kirche; das Joſephiniſche oder Neugebäude, aus vier Quarrés beſtehend, deſſen Bau Kaiſer Joſeph begann, als Artilleriekaſerne, Haupt-Geſchütz- und Munitionsdepot ſowie als Gefängniß für polit. Verbrecher benutzt; das Ludoviceum, vom Adel des Landes zur

Militärakademie beſtimmt, dann als Militärſpital dienend; das Nationalmuſeum, begründet 1802 durch die Schenkung des Grafen Franz Széchényi (Vater des Stephan Széchényi), mit großer Bibliothek, einem vollſtändigen ungar. Münzcabinet, herrlichen Sammlungen für Landeskunde und einem Naturaliencabinet; das Nationaltheater, als Landesinſtitut gegründet und erhalten; das Rathhaus; der Palaſt der Ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften, der 1865 vollendet wurde; die große kath. Kirche in der Leopoldſtadt u. ſ. w. Eine Kettenbrücke, ein Meiſterwerk engl. Baukunſt, verbindet ſeit 1848 P. mit Ofen, und ein prächtiger Quai ziert ober- und unterhalb der Brücke das peſther Donauufer.

Die reich fundirte Univerſität hat ein jährliches Einkommen von 70—80000 Fl. und wird von der Regierung mit mehr als 100000 Fl. dotirt. Sie hat 16 philoſ., 8 theol., 11 jurid., 15 medic. Profeſſoren und über 1600 Studirende. Ihre Bibliothek enthält 101770 Bände und 1590 Manuſcripte. Das Naturalien-, Münz- und phyſik. Cabinet ſind kärglich ausgeſtattet, nicht beſſer das Klinikum. Die Sternwarte mußte der Feſtung auf dem Blocksberge weichen, und es iſt dafür noch keine andere errichtet. Der Botaniſche Garten entſpricht ziemlich ſeinem Zwecke. Die Thierarzneiſchule dagegen iſt als Inſtitut ungenügend, wenn man das Bedürfniß des Ackerbau und Viehzucht treibenden großen Landes berückſichtigt. Sonſt beſtehen zu P. von höhern Unterrichtsanſtalten: zwei kath., ein evang., ein reform. Gymnaſium; eine Oberrealſchule, eine Handelsakademie mit 13 Profeſſoren und 2 Lehrern; ferner eine Präparandie, ein Seminar, eine Fecht- und Reitſchule. Die Stadt hat 16 Kirchen, unter denen die größte die oben erwähnte in der Leopoldſtadt. Es beſtehen je ein Serviten-, Franciscaner-, Piariſtenkloſter, ein Kloſter der Engliſchen Fräulein und eins der Grauen Schweſtern. Die zahlreichen und wohlhabenden Iſraeliten beſitzen einen prächtigen Tempel, der zu den Zierden der Stadt gehört. P. iſt der Sitz des großen Peſther Comitats, des oberſten Gerichtshofs (königl. Curia, beſtehend aus der Septemviral- und Königlichen Tafel) und anderer Oberbehörden, die im Frühjahr 1867 in Reorganiſation begriffen waren, nachdem das ungar. Miniſterium ſeit 10. März 1867 die Regierung des Landes übernommen. (S. Ungarn.) Nach dem Geſetze von 1848 iſt P. der Sitz des ungar. Reichstags, zu dem die Stadt 5 Repräſentanten wählt. Als ſtädtiſche Behörden wirken der Magiſtrat und Gemeinderath. Das ſtädtiſche Budget für 1866 wies 1,379310 Fl. öſterr. Währung an Ausgaben auf.

P. iſt der Mittelpunkt des wiſſenſchaftlichen und literariſchen Lebens in Ungarn. Es beſtehen daſelbſt 16 Buchdruckereien und 18 lithographiſche Anſtalten. Unter den Inſtituten für Wiſſenſchaft ſteht die Ungariſche Akademie der Wiſſenſchaften obenan. Neben ihr wirken ein Naturforſcherverein, der Verein der Aerzte u. ſ. w. Im Palaſte der Akademie wurde 1865 die berühmte Eſterházy'ſche Gemäldegalerie untergebracht, die ſich bis dahin in Wien befand. Der Pflege der Künſte widmen ſich zwei Kunſtvereine, ein Muſikverein mit einem Conſervatorium, eine Schauſpielerſchule. Wirthſchaftlichen Zwecken dienen die Peſther Lloyd-Geſellſchaft zur Förderung des Handels und der Induſtrie (die ſeit 1854 eine weitverbreitete Zeitung, den «Peſther Lloyd», herausgibt) und der Landwirthſchaftliche Verein. Von den Geldinſtituten ſind hervorzuheben: das Bodencreditinſtitut (ſeit 1863), die Peſther Induſtriebank (ſeit 1864), die Peſther Commerzialbank (ſeit 1841); ferner die Erſte ungar. Aſſecuranz; die Gegenſeitige Verſicherungsgeſellſchaft Pannonia, die Peſther Aſſecuranz, die Peſther Sparkaſſe. In der gewerblichen Thätigkeit P.s ſteht die Mühleninduſtrie (fünf große Dampfmühlen und viele Schiffsmühlen auf der Donau) obenan. Die Fabriken für landwirthſchaftliche Maſchinen machen Fortſchritte. Die Gans'ſche Eiſengußfabrik, welche ihre Waggonräder weithin verſendet, genießt eines bedeutenden Rufs. Dem Handel hat P. ſein Aufblühen überhaupt zu verdanken; die Stadt beſitzt jedenfalls den bedeutendſten Getreidehandel in der ganzen öſterr. Monarchie. Die aus einheimiſchen und eingewanderten Deutſchen, aus Magyaren und Slowaken, Griechen und Raizen beſtehende Einwohnerſchaft iſt weit weniger als an andern Orten im Reiche durch Religion und Nationaleigenheiten geſchieden, und die ſo mannichfachen Sprachen und Sitten walten in friedlicher Miſchung. Doch herrſcht im amtlichen Verkehr, in literariſchen und adelichen Kreiſen die magyariſche, im Mittelſtande zum Theil die deutſche Sprache vor. Zu den Vergnügungsorten gehören die vom Grafen Stephan Széchényi gegründete Promenade in der Nähe des Neugebäudes; der zum Park umgewandelte Eliſabethplatz; das Stadtwäldchen, vom verſtorbenen Primas und Cardinal Batthyányi angelegt und eine Viertelſtunde von der Thereſienſtadt entfernt; die Margarethenінſel, am nördl. Ende P.s inmitten der Donau gelegen, durch den Palatin Erzherzog Joſeph zu einem reizenden Garten umgeſchaffen; der Engliſche Garten des Baron Orczy, eine Viertelſtunde ſüdöſtlich von der Stadt; die an ſchönen Partien reichen ofener Gebirge; der Steinbruch, zugleich auch wichtig

durch ſeine vortreffliche Weincultur. An Bädern beſitzt die Stadt ein Donaubad, gegenüber der Kettenbrücke; ein Eiſen- und Dampfbad in der Königsgaſſe; eine Kaltwaſſerheilanſtalt im Stadtwäldchen. Vgl. Palugyay, «Statiſtik von Ungarn» (Bd. 1, Peſth 1852); J. Hunfalvy, «P. und Ofen» (Darmſt. 1858); «Zuverläſſiger Wegweiſer durch Buda-Peſt u. ſ. w.» (Peſth 1867).

Peſtilentiarius iſt der hier und da noch vorkommende Titel von Geiſtlichen, welcher auf deren Function in den Zeiten der Peſt hindeutet.

Peſtwurz, ſ. Petasifer.

Petarde (franz. petard, von peter, einen Wind hörbar abgehen laſſen) heißt ein mit Pulver gefülltes, kegel- oder mörſerförmiges Metallgefäß, das in frühern Kriegen häufig zum Sprengen von Thoren, Mauern, Fallgattern, Paliſſaden, Haſenketten u. ſ. w. gebraucht wurde. Man ſchraubte die P. an ein Bret, das Madrilldret genannt, hing dieſes an den zu ſprengenden Gegenſtand und zündete den Sprengſatz durch das am Boden befindliche Zündloch, in welches eine kupferne Zündröhre eingelaſſen war. Gegenwärtig iſt die P. faſt ganz außer Gebrauch gekommen, weil jene Sperrungen leichter eingeſchoſſen werden können.

Petasiter nannte Tournefort diejenigen Arten von Huflattich (ſ. d.), welche nicht einen einzigen Blütenkorb am Ende des Stengels tragen, wie der gemeine oder echte Huflattich (Tussilago Farfara L.), ſondern eine Traube kleinerer Blütenkörbchen, und deren Randblüten fadenförmig und wenig länger als die Scheibenblüten ſind und deshalb keinen wirklichen Strahl bilden. Die bekannteſte unter den in Deutſchland einheimiſchen Arten dieſer Gattung iſt die ſog. Peſtwurz oder Peſtilenzwurz (P. officinalis Mönch), auch Großer Huflattich genannt, deren fleiſchiger Wurzelſtock ehedem gegen die Peſt angewendet wurde. Dieſe im April blühende Pflanze wächſt an Fluß- und Bachufern und an quelligen Wieſenſtellen und treibt im Frühling zunächſt blattloſe, mit häutigen Schuppen beſetzte, fleiſchig-ſaftige Blütenſtengel, welche unter zwei verſchiedenen Formen auftreten. Bei der einen enthalten die Blütenkörbchen Zwitterblüten, bei der andern weibliche. Die zwitterblütige Form hat eine eiförmige Traube und größere Körbchen mit röthlichen Blüten, die weibliche Form eine längliche Traube und kleinere Körbchen mit weißlichen Blüten in länglicher Traube. Nach der Blütezeit verlängern ſich die Stengel der weiblichen Form ſehr bedeutend. Auch erſcheinen dann bei beiden Formen die grundſtändigen Blätter, welche denjenigen des echten Huflattichs an Form ähnlich ſind, ſie aber an Größe bedeutend übertreffen. Beim Volk ſteht die Pflanze noch jetzt als heilkräftig in Anſehen.

Petavius, eigentlich Petau (Denis), ein um die wiſſenſchaftliche Behandlung der Chronologie ſehr verdienter franz. Gelehrter, geb. 21. Aug. 1583 zu Orleans, erhielt bald nach Vollendung ſeiner Studien eine Profeſſur der Philoſophie zu Bourges, trat bald nachher in den Jeſuitenorden und lehrte öffentlich in verſchiedenen Städten, zuletzt in Paris, wo er 11. Dec. 1652 ſtarb. Mit größerer Vorſicht, als Joſ. Scaliger (ſ. d.) kurz vor ihm gethan hatte, ſuchte er die verſchiedenen Zeitrechnungen der Alten durch Ermittelung der Cyklen und Anwendung der mathem. Elemente unter ſich auszugleichen und den ungeordneten Stoff in ein ſyſtematiſches Ganzes zu verarbeiten. Die gewonnenen Reſultate legte er in ſeinem Hauptwerke «Opus de doctrina temporum» (2 Bde., Par. 1627) nieder, wozu noch das «Uranologium» (Par. 1630) kam, welche beiden Werke ſpäter auch vereint erſchienen (3 Bde., Amſterd. 1703 und Verona 1734). Seine oft gedruckten «Tabulae chronologicae» (Par. 1628) und das mehr compendiöſe «Rationarium temporum» (Par. 1630; zuletzt 2 Bde., Leyd. 1745) dienten viele Jahre hindurch als Lehrbücher beim hiſtor. Unterrichte in den Schulen.

Petechien (pestichiae, petechiae oder lenticulae) nennt man kleine flohſtichähnliche Blutaustretungen unter der Haut, die aber auch auf innern, ſeröſen und Schleimhäuten vorkommen. Sie bilden rundliche oder eckige, beim Fingerdrucke nicht verſchwindende, dunkelroth gefärbte Flecke vom Umfang eines Nadelkopfs bis zu der einer Linſe, ohne Schwellung der Haut und ohne Schmerzen oder Abſchuppung. Blutungen in die Haut heißen im allgemeinen Purpura. Dergleichen Blutergüſſe in die Haut entſtehen infolge äußerer Verletzung (Stoß u. ſ. w.), bei übermäßig ſtarker Füllung der Haargefäße (z. B. im Geſicht nach heftigem Huſten) und am häufigſten bei Ernährungsſtörungen der Gefäßwände, wie z. B. beim Altersmarasmus (Purpura senilis), im Verlauf ſchwerer Allgemeinerkrankungen (Typhus, namentlich den exanthematiſchen, Pocken, Maſern, Skorbut) und endlich bei der durch die Purpura beſonders charakteriſirten Blutfleckenkrankheit (ſ. d.). Bei der Purpura (Peliosis) rheumatica treten die Blutergüſſe nur an den untern Extremitäten auf. Eine beſondere Behandlung erheiſchen die P. nicht.

Peter der Grauſame, König von Caſtilien und Leon, 1350—69, geb. zu Burgos 30. Aug. 1334, war durch körperliche und geiſtige Anlagen ausgezeichnet, wurde aber durch

seine Mutter Maria, eine Tochter des Königs Alfons IV. von Portugal, in der Erziehung vernachlässigt und, von Günstlingen geleitet, ein Sklave heftiger Leidenschaften und dadurch in blutige Familienkriege verwickelt. Die Liebe zu einer schönen und klugen Frau, der Donna Maria Padilla, war die erste Triebfeder seiner Willkür und Rachsucht. Mit ihr soll er sich sogar heimlich vermählt haben, obschon er 1353, auf Zureden seiner Mutter, auch mit Blanca, der Tochter Peter's von Bourbon und Schwester der Königin von Frankreich, sich vermählte. Durch die willkürliche Erhebung der Brüder und Verwandten der Padilla zu den höchsten Aemtern verfeindete er sich selbst mit seinem ersten Günstlinge, dem Don Juan de Albuquerque, der, da er für sein Leben zu fürchten hatte, nach Portugal flüchtete. Jetzt folgte P. nun ganz seiner Willkür. Er ließ seine Gemahlin Blanca einsperren, durch eine Versammlung von Bischöfen seine Scheidung von ihr aussprechen und vermählte sich mit der schönen Donna Johanna Fernandez, der Witwe des Don Diego de Haro und Schwester Don Ferdinand's de Castro, die er indeß nach einigen Monaten wieder verstieß. Aus Haß gegen die Padilla verbanden sich nun seine verfolgten Verwandten und beleidigten Günstlinge zu einem Aufstande gegen ihn, an dessen Spitze Heinrich von Trastamara, einer der unehelichen Söhne von P.'s Vater mit Leonore von Guzman, sich stellte, während zugleich der Papst den König in den Bann that und Castilien mit dem Interdicte belegte. Allein P. wüthete mit Gift und Mord unter seinen Gegnern, und Heinrich sah sich endlich zur Flucht nach Frankreich genöthigt. Ein Krieg mit Peter dem Grausamen von Aragonien endete 1361 ohne besondere Folgen. Seine verstoßene Gemahlin Blanca starb 1361 an Gift; auch seine geliebte Maria Padilla verlor er durch den Tod. Darauf erklärte er vor den Ständen in Sevilla seine Verbindung mit Maria Padilla für eine rechtmäßige Ehe und ließ die mit ihr erzeugten Kinder, den Infanten Alfonso, der aber bald nachher starb, und drei Töchter als thronerbfähig anerkennen. Jetzt verbanden sich Aragonien, Navarra und der Graf von Trastamara, welcher letztere vom Papste und vom Könige Karl V. von Frankreich unterstützt wurde, zum Kampfe gegen P., der ohne Vertrauen zu seinem Heere bei dem Nahen des feindlichen Heeres nach Galicien flüchtete und in Coruña nach Bayonne sich einschiffte, während Heinrich von Trastamara in Castilien mit Jubel aufgenommen und in Burgos als Heinrich II. 1366 gekrönt wurde. Doch P. wußte den Prinzen Eduard (s. d.) von Wales, den sog. Schwarzen Prinzen, so für sich zu gewinnen, daß dieser ein Heer ausrüstete, um ihn in sein Land zurückzuführen. Heinrich II. wagte, im Vertrauen auf die größere Zahl seines Heeres, eine Schlacht in der Ebene bei Najera in der Provinz Burgos, wurde aber, als er zu rasch über einen Fluß setzte, gänzlich geschlagen und sein Heer zerstreut. Wieder in dem Besitze des Throns, ließ nun P. auch seine Rachsucht von neuem entbrennen. Alle, auch die entferntesten Anhänger Heinrich's II. wurden am Leben und mit der Einziehung ihres Vermögens bestraft, selbst viele der vornehmsten castil. Frauen hingerichtet. Inzwischen hatte Heinrich II. bei dem Papste Urban V. in Avignon Beistand gefunden; mit einem kleinen, aber tapfern Heere ging er über die Pyrenäen nach Castilien, wo dasselbe bei dem allgemeinen Hasse gegen P. schnell anwuchs. In der Ebene von Montiel in der Provinz La Mancha entschied sich 1369 der Kampf der Brüder um die Krone zu Gunsten Heinrich's II., der P. 14. März 1369 mit eigener Hand den Dolch ins Herz stieß. Vgl. Nuñez de Cunha, «Vida de Dom P.» (Lissab. 1666); Dillon, «History of the reign of P. the cruel» (2 Bde., Lond. 1788).

Peter I. oder der Große, Alexejewitsch, Zar von Rußland, 1682—1725, der Schöpfer von Rußlands Größe und eine der gewaltigsten Herrschernaturen aller Zeiten, wurde 9. Juni (30. Mai alten Stils) 1672 bei Moskau geboren. Er war das älteste Kind aus Zar Alexei's zweiter Ehe mit Natalia Kirillowna, der Tochter des Bojaren Naryschkin. Als sein älterer Bruder Fedor III. (1676—82) früh gestorben, sollte P., unter den Söhnen Alexei's der einzige körperlich und geistig gesunde, den Thron besteigen, seine Mutter die Regentschaft übernehmen und der ältere Halbbruder P.'s, Iwan, ein kränklicher und geistesschwacher Prinz, übergangen werden. Allein P.'s Halbschwester aus erster Ehe, die geist- und charaktervolle, aber intriguante Sophia, wußte dies zu vereiteln. Ein Aufstand, bei dem sie sich zum ersten mal der Strelitzen bediente, brachte es dahin, daß Iwan und P. zugleich als Zaren ausgerufen wurden und der Haupteinfluß der Regierung an Sophia fiel. Während Sophia es unverhohlen darauf anlegte, beide Brüder von der Herrschaft zu verdrängen und allmählich sich die Macht wie die äußern Attribute der Krone anzueignen, bildete sich der junge Zar zu seinem großen Berufe aus. Von Natur mit einer seltenen Wißbegierde und einer außerordentlichen Empfänglichkeit begabt, lernte er zwar nicht planmäßig, aber er übte seinen Geist, stählte sich zu der unermüdeten Thätigkeit, die sein Leben ausfüllte, und ward trotz aller barbarischer Sitten und Gewöhnungen der Cultur

zugänglich, die damals Rußland noch fast völlig verschlossen war. Geschickte Fremde, wie der Artillerieoffizier Franz Timmermann aus Strasburg und der Genfer Franz Lefort, wurden zunächst seine praktischen Lehrer in Mathematik und Kriegswesen. Seine Soldatenspiele in Preobroshensk und Semenowsk wurden für ihn die Vorübung zu Größerm. Er lernte die Menschen kennen und behandeln, schuf sich eine Umgebung und einen Anhang, auf den er sich verlassen konnte. Seine Schwester, die Regentin, fuhr indessen fort, die Leitung der Geschäfte in ihrer Weise zu führen. Ihr Günstling Galizyn erwarb sich freilich in den beiden Feldzügen in der Krim keine Lorbern; aber sie zweifelte nicht, daß es ihr gelingen werde, den aufstrebenden Bruder von der Gewalt fern zu halten. Allein P. hatte durch seine Vermählung mit Eudoxia Feodorowna Lapuchin (6. Febr. 1689), eine Heirath, die seine kluge Mutter vermittelt, auch unter den großen Familien des Reichs einen bedeutenden Anhang erlangt und trat nun offen den Anmaßungen seiner Schwester entgegen. Er wies ihren aus der Krim heimkehrenden Günstling ungnädig zurück und forderte von ihr selbst Rechenschaft über ihre Verwaltung. Nun gewann Sophia einen Theil der Strelitzen unter Schoklowitoi, die den jungen Zaren in Preobroshensk überfallen und ermorden sollten. Kaum gelang es P. noch, nach dem Kloster in Troitzk zu entrinnen, wohin ihm auf seinen Ruf bald seine Freunde, ein großer Theil des Adels und selbst die meisten Strelitzen folgten. Die Mitschuldigen der Verschwörung wurden nun bestraft, Sophia selbst in ein Kloster verbannt. Im Sept. 1689 hielt P. in Moskau seinen Einzug als Alleinherrscher, obwol er der Form noch die Mitregentschaft seines Bruders Iwan bis zu dessen Tode (1696) beibehielt und auch mit dem schwächlichen Jüngling stets in gutem Einvernehmen blieb.

Vor allem schuf er jetzt ein Heer, wie es dem damaligen Standpunkte europ. Cultur und Kriegskunst entsprach. Aus Fremden vorerst ergänzt, von Leuten wie Lefort und dem Schotten Gordon geschult und mit seinen jugendlichen Waffengefährten verschmolzen, entstand bald eine Armee, mit welcher er zunächst im Innern gegen das Altrussenthum und die Strelitzen eine gesicherte Stellung gewann. Dann legte er den Grund zu einer Flotte, suchte den Handelsverkehr nach der Ostsee und dem Schwarzen Meere zu eröffnen und war auch seit 1695 bemüht, die Festung Asow den Türken abzunehmen. Offiziere und Ingenieure aus Oesterreich, Brandenburg und Holland wurden herbeigerufen, um das Kriegswesen tüchtig zu organisiren. Bald war eine kleine Flotte gebaut, die türk. Seemacht geschlagen und (28. Juli 1696) durch die von Gordon geleitete Belagerung Asow zur Uebergabe gezwungen. Dies alles, die unausgesetzte Thätigkeit, die Begünstigung der Ausländer, der Kampf gegen die hergebrachte Barbarei erbitterten im stillen das träge und dornirte Altrussenthum, und nur durch seine persönliche Kaltblütigkeit entging (Febr. 1697) P. einer Verschwörung gegen sein Leben. Im April 1697 trat er dann, nicht als Zar, sondern als Mitglied einer Gesandtschaft, seine berühmte Reise ins Ausland an, auf der er die Ostseeprovinzen und Deutschland besuchte und in dem holländ. Orte Saardam sich unter dem Namen Peter Michailow als Arbeiter niederließ, um die Schiffsbaukunst aus dem Grunde zu erlernen. Auch England zog ihn seines Seewesens wegen an, und er äußerte oft, wenn er nicht Zar von Rußland wäre, möchte er wol engl. Admiral sein. Er war im Begriff, seine Reise noch nach Italien auszudehnen, als ihn die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen heim rief. Als er (4. Sept. 1698) in Moskau eintraf, hatte zwar Gordon den Aufstand bereits gestillt; aber der Zar versagte es sich nicht, das Gericht zu halten. Jeden Tag des Octobers floß das Blut der Schuldigen, und da der größte Verdacht der Anstiftung auf seine Schwester Sophia fiel, so ließ er vor ihrem Kloster 28 Galgen aufrichten und 130 Verschworene daran henken. Die Begnadigten wurden nach Sibirien verbannt, das Corps der Strelitzen aufgehoben. Auch seine Gemahlin Eudoxia, die für eine Anhängerin des Altrussenthums galt, ward (vielleicht nur, weil er sie nicht liebte) in ein Kloster gebracht. Es begann nun eine Epoche der durchgreifendsten und rücksichtslosesten Reformen. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die Nationalkleidung beschränkt, die langen Bärte beseitigt, das Reisen ins Ausland befördert, Straßen und Kanäle angelegt, Buchdruckereien und Schulen gestiftet und dem hergebrachten Aberglauben entgegengewirkt. Um die Macht des Klerus zu beschränken, ließ der Zar nach dem Tode des Patriarchen Adrian zu Moskau diese Würde unbesetzt und vereinigte so in sich die höchste geistliche und weltliche Macht.

Um seinen Lieblingsplan, die Gründung einer Hafen- und Handelsstadt, zu erreichen, bekriegte P. Karl XII. von Schweden. Er wurde zwar bei Narwa (30. Nov. 1700) von Karl aufs Haupt geschlagen, aber die Niederlage ward, wie er selbst sagte, für ihn und die Russen das Mittel, siegen zu lernen. Nachdem es ihm gelungen, den Schweden Vortheile abzugewinnen, erreichte er auch die Erfüllung seines Wunsches, indem er 27. Mai 1703 den Grund zur

Festung Petersburg (s. d.) legte, die er bold zur bleibenden Residenz erkor. Karl's XII. Abenteuerlichkeit erleichterte dem zähen Gegner den Krieg. Erst dessen Verweilen in Polen und Sachsen, dann der unglückliche Zug nach Rußlond selbst gaben dem Zoren Gelegenheit, den Vorsprung zu gewinnen und in der Schlacht bei Poltawo (8. Juli 1709) die schwed. Mocht unschädlich zu mochen. Dorauf eröffnete er, nachdem er zuvor seinen Triumph in Moskou gefeiert, den Feldzug in Livland und Korelien. Wiburg, Riga, Pernau, Revol und Kexholm wurden 1710 erobert und mit diesen Plätzen gonz Livlond und Karelien. Hierouf feierte P. in seinem geliebten Petersburg 4. Nov. 1710 die Vermählung seiner Nichte Anno, Iwan's zweiter Tochter, mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Kurlond. Eine schlimme Wendung für P. nahm im folgenden Jahre der türk. Krieg, den Korl XII. anzustiften gewußt hotte. P. verlor hier beinahe Thron und Leben und mußte froh sein, im Huscher Frieden, der 23. Juli 1711 zu Stonde kom, gegen die Aufopferung Asows und onderer Orte seine, des Heeres und des Reichs Rettung erkaufen zu können. Zur Herstellung seiner Gesundheit ging er hierauf noch im Herdste 1711 nach Karlsbod und feierte ouf der Rückkehr in Torgou bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzessin von Brounschweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er dem Philosophen Leibniz das Versprechen gab, in seinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Mognetnodel anstellen zu lassen. Seine Vermählung mit Katharina (s. d.), die bei der Einnahme von Marienburg mit weggeführt worden und deren Treue er schon im türk. Kriege erkonnt hotte, feierte er 1. März 1712 öffentlich in Moskou, nachdem er ihr schon seit 1707 heimlich angetrout worden. Nach seiner Rückkehr von Korlsbad, welches er im selben Jahre noch einmol desucht und hierbei die nöthigen Besprechungen mit den fremden Höfen, besonders mit Dänemork und Preußen, abgehalten hotte, leitete er sosort die Eroberung des schwed. Finland ein, die ihm auch schnell gelang. Bereits 1713 drongen die Russen über Abo nach Tawasthus vor und bewerkstelligten die Einnohme der Festung Nyslot, womit die Eroberung von Finlond als vollendet anzusehen wor. Erst nach dem Tode Karl's XII. gelong es jedoch P., den Krieg mit Schweden zu beendigen und im Nystoder Frieden die Abtretung Livlands, Estlonds, Ingermonlonds und der beiden Läne Wiborg und Kexholm zu erlongen. Im Innern fuhr er inzwischen fort zu reformiren, versuhr ohne Schonung gegen säumige und gewissenlose Beamte, so er nahm seinen eigenen Sohn Alexei (s. d.) Petrowitsch nicht aus, sondern unterzeichnete gegen ihn dos Todesurtheil. Die gonze Regierungsgewalt vereinigte er in seiner Hand, unterwarf sich die Macht des Adels und griff nach allen Seiten hin mit seinem unerbittlichen, oder für alle gleichmäßigen Despotismus durch. Nach dem Frieden nohm er (1. Nov. 1721) den Titel eines Koisers aller Reußen an. Wenige Monate später erklärte er seine Tochter Elisobeth für volljährig und bestimmte zugleich (16. Febr. 1722), doß es dem Herrscher freistehen solle, zur Thronfolge zu berufen, wen er wolle: eine Aenderung der Erbfolge, die Rußland viele Erschütterungen bereitet hot. Ein Krieg mit Persien 1722—23 erwork ihm die Städte Derbent und Baku und die Provinzen Ghilan, Mosanderon und Asterabad. Die Verhütung der Ueberschwemmungen, welche Petersburg im Herbste oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladogokanals, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (8. Febr. 1724), an welcher Leibniz' Rothschläge großen Antheil hotten, hiernächst die fortgesetzte strengste Untersuchung und Bestrafung entdeckter Stoatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Gesetzescommission, die Stiftung der zwölf Reichscollegien und des heil. Synods, die Verbesserung des Mönchswesens, die Beilegung der Streitigkeiten zwischen den Raskolniken (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, die Verbannung der Kapuziner ous Rußlond und ein neuer Hondelsvertrog mit Schweden beschäftigten P. in den letzten Jahren seines glorreichen Lebens. Am 5. Dec. 1724 verlobte er seine Tochter Anno mit dem Herzoge Karl Friedrich Ulrich von Holstein. Seine Anstrengungen wie seine sinnlichen Excesse hatten seinen kräftigen Körper vor der Zeit untergraben. Schon lange leidend, zog er sich bei der Rettung eines gestrondeten Schiffs eine Erkältung zu, die noch schmerzhofter Krankheit (der Strangurie) 8. Febr. 1725 seinen Tod herbeiführte. Ihm folgte seiner Anordnung gemäß seine Gemahlin ols Katharina I. (s. d.).

P.'s Schöpfungen sind seine beste Lobrede. Er hob mit einem gewoltsamen Ruck die Russen ous ihrer Trögheit und Barborei heraus und legte den Grund zu der Entwickelung russ. Mocht im letzten Jahrhundert. Allerdings trugen seine oft übereilten Neuerungen nicht immer zur Erhöhung des Volkswohls bei, und mit der Ausrottung des Veralteten wurden auch manche gute Keime erstickt oder verkümmert. Am Säculorfeste der Thronbesteigung P.'s word sein Denkmal von Falconet, P. zu Pferde einen Gronitfels hinouffpringend, mit ausgestreckter Rechte und mit der Inschrift: «Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII», ousgedeckt, an welchem

der Residenz zur höchsten Zierde gereichenden Kunstwerke der Bildner zwölf Jahre ununterbrochen gearbeitet hatte. Noch sechs andere, zum Theil ebenfalls sehr werthvolle Denkmäler des großen Kaisers befinden sich zu Petersburg, Kronstadt, Poltawa, Woroneſch, Ladeinoje-Pole und Lipezk. Vgl. Halem, «Biographie P.'s d. Gr.» (3 Bde., Münſt. und Lpz. 1803—5); Bergmann, «P. d. Gr. als Mensch und Regent» (6 Bde., Riga und Mitau 1823—30); Ségur, «Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand» (2. Aufl., Par. 1829); Uſträlow, «Istoria zarstwowania Petra Welikawo» (Bd. 1—6, Petersb. 1858—63), ſowie die Biographien von Gordon, Voltaire, Bauer, Reiche u. a. Wichtig ſind auch das «Tagebuch P.'s d. Gr. bis zum Nyſtader Frieden» (2 Bde., Petersb. 1770—72; deutſch, Berl. 1773) und die von Golikow herausgegebene «Dejania Petra Welikawo» (30 Bde., Mosk. 1788—97).

Peter II., Alexejewitſch, Kaiſer von Rußland, 1727—30, Peter's d. Gr. Enkel, der Sohn Alexei's (ſ. d.), geb. 23. Oct. 1715, beſtieg 1727 nach dem Tode Katharina's I. im 13. J. ſeines Alters den ruſſ. Thron kraft eines Teſtaments Katharina's I., welches beſonders durch Menſchikow veranlaßt worden war und worin dieſer ehrgeizige Mann, der unter dem jungen Fürſten ſeinen Einfluß geſicherter hielt, als wenn das Scepter an Katharina's Tochter, die Herzogin Anna von Holſtein, überging, die Clauſel einzuſchalten gewußt hatte, daß P. Menſchikow's jüngſte Tochter Maria zur Gemahlin nehmen ſollte, während er andererſeits für ſeinen Sohn die Schweſter des Kaiſers, Natalie, zur Gemahlin begehrte. Der Einfluß der mächtigen Dolgorukij wußte die Ausführung dieſes Projects, welches dem Kaiſer ſelbſt widerſtrebte, zu verhindern. Menſchikow wurde mit den Seinen nach Sibirien verbannt, und ſchon ſtand der junge Kaiſer im Begriff, ſich mit einer Prinzeſſin aus der Familie der Dolgorukij zu verbinden, als er 9. Febr. 1730 an den Blattern ſtarb, worauf Anna Iwanowna (ſ. d.), Herzogin von Kurland, den Thron beſtieg, Menſchikow's Familie zurückberief und die Dolgorukij theils hinrichten ließ, theils in die Verbannung ſchickte. Während P.'s kurzer und thatenloſer Regierung wurde die frühere Kaiſerin Euboxia, Peter's d. Gr. erſte, von ihm verbannte Gemahlin, aus ihrem Gefängniſſe befreit, der von Katharina I. geſchloſſene Allianzvertrag mit Preußen erneuert und ein Grenzvergleich mit China zu Stande gebracht, während die von Peter d. Gr. eroberten Provinzen Aſterabad, Ghilan und Maſanderan den Perſern zurückgegeben wurden.

Peter III., Feodorowitſch, Kaiſer von Rußland 1762, als Herzog von Holſtein-Gottorp Karl Peter Ulrich genannt, geb. zu Kiel 21. Febr. 1728, war der Enkel Peter's d. Gr., entſproſſen aus der Ehe ſeiner Tochter Anna Petrowna mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holſtein, und wurde, da ſchon mit Peter II. der Romanow'ſche Mannsſtamm ausgeſtorben war, durch ſeine Tante, die Kaiſerin Eliſabeth, kraft der Thronfolgeordnung ihres Vaters 26. Nov. 1742 zum Großfürſten und Thronfolger von Rußland ernannt. Er vermählte ſich 1. Sept. 1745 mit der Prinzeſſin Sophie Auguſte von Anhalt-Zerbſt, die bei ihrem Uebergange zur griech. Kirche den Namen Katharina Alexiewna annahm, und beſtieg, als Eliſabeth 5. Jan. 1762 ſtarb, unter dem Namen Peter III. den Thron. Kurz nach ſeiner Thronbeſteigung ſchloß er mit Friedrich II. von Preußen, den er bewunderte, einen Frieden, nach welchem er das von den Ruſſen eroberte Königreich Preußen zurückgab und den General Tſchernyſchew mit 15000 Mann zu Friedrich's II. Heere ſtoßen ließ. Als er ſich gerade gegen Dänemark rüſtete, um die Anſprüche des Hauſes Holſtein-Gottorp auf Schleswig geltend zu machen, und während er ſchon im Begriff ſtand, in Perſon das Commando ſeiner Armee zu übernehmen, erhielt er die Nachricht von dem ſoeben erfolgten Ausbruch einer Verſchwörung in Petersburg, an deren Spitze des Kaiſers eigene Gemahlin, welche die mit ſeinen Neuerungen unzufriedenen Großen für ſich gewonnen hatte, ſtand. Umſonſt rieth ihm Münnich (ſ. d.), den er eben aus Sibirien zurückgerufen, ſogleich mit ſeinen Truppen von Oranienbaum, wo er ſich befand, gegen die Empörer zu Felde zu ziehen; ſchwankend und unentſchloſſen, verſäumte P. dazu den günſtigen Augenblick. Die Empörung griff raſch um ſich; ſchon war Katharina in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762 zur Kaiſerin ausgerufen und P. des Throns für verluſtig erklärt. Da blieb dem unglücklichen P. nichts anderes mehr übrig als Unterwerfung, die ihm indeß nicht mehr das Leben rettete, da ſein Tod zu Katharina's eigener Sicherheit nothwendig ſchien. Dieſer erfolgte bereits 17. Juli (6. Juli alten Stils) 1762 zu Ropſcha, wo Orlow (ſ. d.) den Kaiſer mit eigener Hand erdroſſelt haben ſoll. Vgl. Lavaux, «Histoire de Pierre III» (3 Bde., Par. 1799); «Biographie P.'s III.» (2 Bde., Tüb. 1809).

Peter (Nikolaus Friedrich), Großherzog von Oldenburg, Sohn des Großherzogs Auguſt (ſ. d.) aus deſſen zweiter Ehe mit der Prinzeſſin Ida (geſt. 31. März 1828) von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, ward 8. Juli 1827 geboren. Unter Anleitung ſeines Vaters erhielt er

eine sehr sorgfältige Erziehung und besuchte vom Frühjahr 1846—48 die Universität zu Leipzig. An der Bewegung des J. 1848 nahm er als Erbgroßherzog um so lebhaftern Antheil, als Familientraditionen und Erbrechte ihm die wärmsten Sympathien für die Herzogthümer Schleswig-Holstein einflößten, gegen deren beabsichtigte Einverleibung in Dänemark bereits sein Vater nach Erlaß des Offenen Briefs 1846 Protest erhoben hatte. 1850 ward der Erbgroßherzog P. von den Großmächten als dän. Throncandidat in Aussicht genommen. Da er sich aber gegen die Gesammtmonarchie aussprach und die Rechte der Herzogthümer auf eine selbständige Verfassung, für welche er bis zuletzt durch diplomatische Verhandlungen und Bundesanträge zu wirken bemüht war, anerkannt wissen wollte, ließ man den Plan fallen. Nach einer Reise nach Italien, Griechenland (zu seiner Schwester, der Königin) und Konstantinopel vermählte sich der Erbgroßherzog 10. Febr. 1852 mit der Prinzessin Elisabeth (geb. 26. März 1826) von Sachsen-Altenburg, aus welcher Ehe zwei Söhne entsprossen: Erbgroßherzog August, geb. 16. Nov. 1852, und Prinz Georg, geb. 27. Juni 1855. Am 27. Febr. 1853, nach dem Tode seines Vaters August, folgte der Erbgroßherzog diesem in der Regierung. Pflichttreue, Wahrheit und humane Gesinnung haben die Achtung und Liebe, welche der Vater in hohem Maße besaß, auch dem Sohne gewonnen. (S. Oldenburg.) Ein hervorragendes Interesse widmet der Großherzog vorzugsweise der bildenden Kunst; seine Gemäldegalerie wird infolge dessen jährlich durch Ankäufe neuerer Meisterwerke vermehrt. Nachdem die Herzogthümer Schleswig-Holstein 1864 von Dänemark getrennt worden waren, cedirte der Kaiser von Rußland die gottorpischen Erbansprüche an P. Vergeblich bemühte sich dieser, dieselben beim Deutschen Bunde sowie in Wien und Berlin geltend zu machen, und trat, den preuß. Erfolgen von 1866 gegenüber, seine Ansprüche endlich durch Vertrag vom 27. Sept. 1866 gegen eine Gebietsentschädigung (Amt Arensböck) in Holstein und 1 Mill. Thlr. an Preußen ab. Außer ausgedehnten Besitzungen in Holstein hat der Großherzog auch in Schlesien einige Güter.

Peter von Amiens, genannt der Einsiedler, war in der Diöcese von Amiens geboren. Er hatte früher als Soldat gedient, sich verheirathet und war nach dem Tode seiner Frau Einsiedler geworden. Auf einer Wallfahrt nach Jerusalem hatte er den traurigen Zustand der dortigen christl. Bewohner unter Sarazen. Joche kennen gelernt und, dadurch tief ergriffen, nach seiner Rückkehr den Papst ermuntert, einen Heereszug zur Befreiung des Heiligen Landes zu Stande zu bringen. Eine Aufforderung des Papstes an die zur Kirchenversammlung zu Piacenza 1096 herbeigeströmte Menge reichte hin, ein bedeutendes Heer zu sammeln, welches entschlossen war, unter P.'s Anführung auszuziehen. Doch schon in Ungarn erlitt dasselbe nach mehrern Kämpfen eine solche Niederlage, daß sich P. mit dem Reste zur Rückkehr genöthigt sah. Hierauf schloß er sich dem Heere unter Gottfried von Bouillon's Anführung an, welches 1099 Jerusalem eroberte. Er wurde daselbst Statthalter, kehrte aber sehr bald nach seiner Heimat zurück und starb 1115 in dem von ihm gegründeten Kloster zu Huy.

Peterborough, Parlamentsborough und als Bischofssitz City in der engl. Grafschaft und 8,7 M. im NO. von Northampton, am schiffbaren Neue und am Knotenpunkte des Eisenbahnnetzes zwischen London und den nördl. Grafschaften, in flacher Gegend gelegen, ist regelmäßig gebaut und hat eine große, 1117—40 errichtete normänn. Kathedrale, der Rest einer uralten Abtei, ferner ein Stadthaus, eine Markthalle, eine Kornbörse, eine Lateinschule, eine Bibliothek, ein Handwerkerinstitut, ein Theater. Der Ort schickt zwei Mitglieder in das Parlament und zählt 11735 E., die lebhaften Handel mit Korn, Steinkohlen, Holz, Kalk, Ziegeln und Bausteinen treiben. In der Umgegend sind Dampfkornmühlen. P., unter den Angelsachsen nach einem Strudel Medeswelhamstede oder Medeshamstede genannt, verdankt seinen Aufschwung der berühmten Abtei, welche 855 vom Könige Peada von Mercia gegründet, 870 von den Dänen verbrannt, dann wiederhergestellt wurde und zur Zeit ihrer Aufhebung unter Heinrich VIII. eine der prächtigsten des Königreichs war. Auch wegen der von den Mönchen verfaßten Chronik hat diese Abtei Ruf erlangt. Noch finden sich in der Kathedrale die Gräber eines Abts und von 84 Mönchen, welche 870 von den Dänen ermordet wurden, sowie das der Königin Katharina von Aragonien, der ersten Gemahlin Heinrich's VIII., und der Maria Stuart, deren Gebeine jedoch 1612 auf Befehl ihres Sohnes Jakob I. nach der Westminsterabtei in London versetzt wurden. In der Nachbarschaft der Stadt liegen Milton-Park, mit dem Landsitze des Grafen Fitzwilliam, und das Dorf Fotheringhay mit Resten des Schlosses Fotheringhay-Castle, in welchem Richard von York, der Protector, 1460 starb, dessen Sohn König Richard III. geboren und Maria Stuart 8. Febr. 1587 hingerichtet ward. Der letztern Sohn, König Jakob I., ließ das Schloß zerstören.

Peterhof, eins der schönsten kaiserl. russ. Lustschlösser, liegt 7 St. von Petersburg am Fin-

niſchen Meerbuſen, Kronſtadt gegenüber. Mit der Eiſenbahn gelangt man in 1 St. und zu Dampfboot in 1¼ St. dahin. Das Schloß wurde unter Peter d. Gr. angelegt, unter der Kaiſerin Eliſabeth erweitert und verſchönert und unter Katharina II. vollendet. Auch die Kaiſer Paul I., Alexander I. und Nikolaus I. trugen noch vieles zu ſeiner Verſchönerung und Ausſchmückung bei. Man nennt P. der Pracht, des Glanzes, der herrlichen Waſſerkünſte und maleriſchen Umgebungen halber das Verſailles der ruſſ. Kaiſer. Das Innere des Schloſſes iſt überreich an Silber- und Goldverzierungen, und alle Räume ſind wahre Prunkgemächer. Von dem Schloſſe zum Meere hin ſind die bekannten Cascaden, Springbrunnen und Waſſerkünſte jeder Art. Von denſelben iſt beſonders hervorzuheben die Terraſſe, von der eine große rauſchende Cascade über ſechs vergoldete Stufen in ein großes Baſſin fällt, in dem ein aus vergoldetem Erze gefertigter Simſon ſteht, dem Löwen die Kinnbacken aufreißend, aus deſſen Rachen ein reicher Waſſerſtrahl hoch emporſteigt. Bemerkenswerth iſt auch das herrliche Gartenſchloß Babigon, mit ſchöner Fernſicht, von Kaiſer Nikolaus ſeiner Gemahlin erbaut. Die nahe Kreisſtadt P. zählt (1864) 7055 E.

Petermann (Auguſt), ausgezeichneter deutſcher Geograph, geb. 18. April 1822 zu Bleicherode am Harz, beſuchte das Gymnaſium zu Nordhauſen und trat 1839 in die Geographiſche Kunſtſchule des Profeſſors Berghaus in Potsdam. Einem ſechsjährigen Aufenthalte daſelbſt verdankt er insbeſondere, daß er neben der Wiſſenſchaft der Geographie zugleich die Meiſterſchaft in der Kartographie ſich aneignete, die nur wenigen andern Geographen zu Gebote ſteht. P. arbeitete in jener Anſtalt hauptſächlich an dem berühmten «Phyſik. Atlas» von Berghaus, zeichnete unter anderm aber auch die Karte zu Alex. von Humboldt's «Asie centrale». 1845 wurde er nach Edinburgh berufen, um ſeine Kräfte der von A. K. Johnſton unternommenen engl. Bearbeitung des «Phyſik. Atlas» zu widmen; viele Karten dieſes Atlas ſowie der zugehörige Text ſind ſein Werk. 1847 ließ er ſich in London als Kartograph nieder, gab unter vielen andern Kartenwerken einen «Atlas of physical geography» zuſammen mit Th. Milner heraus, lieferte nebenbei für das «Athenaeum» und die «Encyclopedia Britannica» geogr. Artikel und beſchäftigte ſich ſchon damals eifrig mit der Geographie der arktiſchen Zone («On the distribution of arctic animal life», «Sir John Franklin, the Sea of Spitzbergen, and whale-fisheries in the arctic regions» im «Journal of the Royal Geographical Society of London», Bd. 22 und 23). Sehr bald wurde ſein Name auch in weitern Kreiſen bekannt durch ſeine Beziehungen zu den afrik. Expeditionen, welche Richardſon, Barth und Overweg 1849 und Vogel 1853 unternahmen. Auf P.'s Anregung und durch Vermittelung des preuß. Geſandten von Bunſen fand die Betheiligung der deutſchen Forſcher an jener Expedition ſtatt, und er war es auch, der die Nachrichten über den Verlauf ſowie einen Theil der Reſultate dieſer bedeutendſten aller neuern Afrikareiſen bekannt machte (im «Athenaeum», im «Journal of the Royal Geographical Society of London» u. ſ. w., ſowie «Account of the expedition to Central Africa», Lond. 1855). Außerdem ſind von ihm die Karten zu Barth's Reiſewerk. 1854 wurde P. nach Gotha an die Geographiſche Anſtalt von J. Perthes berufen, wo er die ſeit 1855 unter ſeiner Leitung erſcheinenden «Mittheilungen aus J. Perthes' Geographiſcher Anſtalt» begründete, eine in allen Welttheilen verbreitete, allgemein anerkannte geogr. Monatsſchrift, die viel zur Belebung der geogr. Forſchungen beigetragen hat. Von größern Kartenwerken, die ihn neuerdings beſchäftigen, ſind zu nennen: eine Specialkarte von Auſtralien, in 9 Blättern (1867 noch nicht publicirt), und eine neue (Jubel-) Ausgabe des Stieler'ſchen Handatlas (1866—67), die 32 Blätter von ihm enthält. Seine Thätigkeit beſchränkt ſich aber nicht auf die Verarbeitung geogr. Materials in Karte und Schrift, ſondern ein Hauptverdienſt P.'s beſteht in der Anregung und Förderung wiſſenſchaftlicher Reiſen. So rief er die deutſche Expedition nach Innerafrika unter Ph. von Heuglin (ſ. d.) ins Leben, veranlaßte die von Beurmann'ſche Reiſe nach Bornu, brachte Geldmittel für eine Reihe anderer Entdeckungsreiſenden zuſammen und war ſeit 1865 eifrig bemüht, eine Expedition nach dem Nordpol zu Stande zu bringen. 1866 regte er auch die Bildung einer allgemeinen Geographiſchen Geſellſchaft an. Der Herzog von Koburg-Gotha ernannte ihn 1854 zum Profeſſor, die Univerſität Göttingen verlieh ihm 1855 die Doctorwürde, der König von Italien das Ritterkreuz des Moritz- und Lazarusordens. Die ehrendſte äußere Anerkennung wurde ihm aber in der Benennung verſchiedener Inſeln, Buchten und Bergen mit ſeinem Namen zutheil. P. gilt bei allen Culturvölkern als eine der erſten geogr. Autoritäten der Gegenwart.

Peters (Wilh. Karl Hartwig), verdienter Reiſender und Naturforſcher, geb. 22. April 1815 zu Coldenbüttel in Eiderſtedt, widmete ſich ſeit 1834 erſt zu Kopenhagen, dann zu Berlin medic. und naturwiſſenſchaftlichen Studien. Nach Beendigung derſelben unternahm er auf Anregung Joh. Müller's, zu dem er von Anfang an in nähere Beziehung getreten, eine 18monat-

liche Reise nach dem südl. Frankreich und Italien, namentlich um die Fauna des Mittelmeeres zu erforschen. Ende 1840 kehrte er nach Berlin zurück und wurde Gehülfe am anatom. Institute der Universität. Den ihm 1841 gemachten Antrag, die Expedition des Santos als Arzt und Naturforscher zu begleiten, lehnte er zwar ab, allein als diese in Angola ihr Ende gefunden, entwarf er den Plan zu einer selbständigen Durchforschung der noch unbekannten Gegenden von Mozambique, dessen Ausführung auch auf Verwendung Humboldt's, Müller's, Ritter's, Ehrenberg's, Lichtenstein's u. a. von König Friedrich Wilhelm IV. beschlossen ward. Anfang Sept. 1842 ging P. ohne alle Begleitung über Frankfurt a. M., Leyden und London zunächst nach Lissabon, wo er sich im Dec. nach den portug. Besitzungen des transäquatorialen Afrika einschiffte. In Mozambique hielt er sich bis zum Herbst 1847 auf, indem er allein zwei Jahre im Innern des Landes zubrachte, dann auch Zanzibar, die Comoren und Madagaskar besuchte und 1844 einen Abstecher nach dem Caplande machte, um seine durch die klimatischen Fieber untergrabene Gesundheit wieder zu stärken. Im Sept. 1847 besuchte er mehrere Küstenplätze Indiens und kehrte dann von Bombay über Aegypten, Frankreich, Spanien und Portugal wieder nach Deutschland zurück. P. wurde hierauf 1848 zunächst Prosector an dem anatom. Institut zu Berlin, einige Jahre darauf außerord. Professor der Medicin und 1857 nach Lichtenstein's Tode ord. Professor der Zoologie und Director sämmtlicher zoolog. Sammlungen. Seit 1851 ist er auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften. P. hat durch seine Sammlungen und Forschungen die Kunde der Thierwelt nach verschiedenen Seiten hin wesentlich gefördert. Sein Hauptwerk ist die «Naturwissenschaftliche Reise nach Mossambique» (Bd. 1—3, Berl. 1852—64), die mit Unterstützung der Regierung erscheint, und für die er die von ihm gesammelten Gegenstände, mit Ausnahme der eigentlichen Insekten und der Pflanzen, selbst bearbeitet hat. Hierzu kommt eine Reihe von Abhandlungen in Müller's «Archiv für Anatomie und Physiologie» sowie in den Schriften der Berliner Akademie zoologischen (hauptsächlich über Säugethiere, Amphibien und Fische) und zootomischen Inhalts. Einen Theil seiner sprachlichen Sammlungen hat Bleek in «The languages of Mozambique» (Lond. 1856) bearbeitet. — Ein Bruder von P., Christian Heinrich Friedrich P., geb. 19. Sept. 1813 zu Coldenbüttel, widmete sich der Astronomie, war erst bei den topogr. Arbeiten in Neapel, dann bei der Küstenvermessung der Vereinigten Staaten betheiligt, wo er die Direction der Sternwarte zu Clinton im Staate Neuyork erhielt. Er hat sich besonders durch seine Beobachtungen und Arbeiten über die Kometen einen geachteten Namen erworben.

Peters (Christian Aug. Friedr.), namhafter deutscher Astronom, geb. 7. Sept. 1806 zu Hamburg, betheiligte sich 1826—32 unter Schumacher's Leitung an den Arbeiten der altonaer Sternwarte, der holstein. Gradmessung und der Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels auf Güldenstein. Nachdem er 1833 zu Königsberg promovirt, ward er im Dec. 1833 Assistent in der Direction der hamburger Sternwarte. 1839 trat er in die gleiche Stellung zu Pulkowa bei Petersburg, wo er 1842 zum Adjuncten der Akademie und 1847 zum außerordentlichen Akademiker erwählt ward. Seit 1849 wirkte P. als ord. Professor der Astronomie an der Universität zu Königsberg, bis er im Oct. 1854 die Direction der Sternwarte zu Altona übernahm. Als er 1849 die Stelle eines wirklichen Akademikers in Petersburg niederlegte, wurde er zum correspondirenden Mitgliede der Russischen Akademie ernannt. Außerdem ist er ordentliches, Ehren- oder correspondirendes Mitglied der Akademien zu Göttingen, Boston, München, Paris, Kopenhagen, Berlin, Stockholm u. s. w. Seine eigenen Beobachtungen und Forschungen hat P. meist in Schumacher's «Astronom. Nachrichten», den «Mémoires» und «Bulletins» der petersburger Akademie, der von ihm herausgegebenen «Zeitschrift für populäre Mittheilungen aus dem Gebiete der Astronomie und verwandten Wissenschaften» sowie in andern Fachjournalen mitgetheilt. Dieselben betreffen vorzugsweise die Theorie der Pendelschwingungen, die eigene Bewegung und Entfernung der Fixsterne, die Parallaxe, die Bestimmung der Kometenbahnen, die Theorie der astron. Instrumente, die Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen Altona und Schwerin (1858 durch galvanische Signale ausgeführt) u. s. w.

Petersberg, in früherer Zeit auch Lauterberg (Mons serenus) genannt (so noch 1497 in Documenten), eine isolirte Porphyrkuppe, liegt $1^3/_4$ M. nordöstlich von Halle in einer Ebene und hat eine Höhe von 1125 F. über dem Meeresspiegel, 640 F. über dem Spiegel der Saale bei Wettin. Auf demselben befand sich, nachdem bereits seit sehr alter Zeit auf dem Gipfel eine kleine, jetzt nur noch in Ruinen vorhandene Kirche gestanden hatte, vormals ein dem heil. Petrus gewidmetes Kloster der regulirten Chorherren des Augustinerordens, das vom Grafen Dedo von Wettin, einem ältern Bruder des Markgrafen Konrad von Meißen, 1127 gestiftet, gegen

1151 eingeweiht, 1540 aber säculariſirt wurde. Die Gebäude nebſt der Kirche im byzant. Stil, in welcher mehrere Markgrafen von Meißen aus dem Hauſe Wettin begraben liegen, wurden 1565 durch einen Blitz entzündet und bis auf die Mauern verheert, worauf man 1567 eine Kirche innerhalb der niedergebrannten erbaute. Die Wiederherſtellung der Kirche in ihrer urſprünglichen Geſtalt hat König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführt (ſeit 1853), die Einweihung des überaus ſtattlichen Bauwerks fand im Sept. 1857 ſtatt. Eine Quelle für die Geſchichte des Kloſters wie überhaupt für den darin abgehandelten Zeitraum bietet das «Chronicon Montis sereni», das von 1124—1225 reicht und einen Presbyter des Kloſters, Konrad, zum Verfaſſer haben ſoll. Nach der erſten Ausgabe von Mader (Helmſt. 1665) wurde es in Mencken's «Scriptores rerum Germanicarum» (Bd. 2) abgedruckt und zuletzt von Eckſtein (Halle 1844 fg.) herausgegeben. Vgl. Puttrich, «Denkmale der Baukunſt in Sachſen und Thüringen» (Abth. 2, Bd. 2, Lpz. 1845).

Petersburg, bei den Ruſſen Sanct-Peterburg, die zweite Hauptſtadt und erſte Reſidenz des ruſſ. Reichs, im gleichnamigen Gouvernement, liegt (97 M. von Moskau und 215 M. von Berlin entfernt) an der Mündung der ſelbſt für größere Fahrzeuge ſchiffbaren Newa in den Finniſchen Golf. Dieſe theilt ſich hier in die nördlich abgehende Newka, welche ſpäter wieder einen Arm, die kleine Newka, ſüdweſtlich entſendet, und die Große und Kleine Newa, welche beide die Inſel Waſſilij-Oſtrow (Baſiliusinſel) umſchließen. Durch dieſe Spaltungen des Stroms, verſchiedene Nebenarme und Kanäle entſteht eine Anzahl größerer und kleinerer Inſeln, von denen gegenwärtig elf mehr oder minder bebaut ſind. Die große Admiralitätſeite, die Wiborger Seite und der Ochtaſche Stadttheil liegen auf dem Feſtlande. Der Umfang der ganzen Stadt wird auf 4 M., der Durchmeſſer auf $1^3/_4$ M., das Areal auf 8630 Desjätinen (über $1^2/_3$ Q.-M.) angegeben. Bei der Einfahrt in die Newamündung gewährt der Strom mit ſeinen großartigen Umgebungen (Paläſten und Quais), beſonders an ſchönen Sommertagen, einen wahrhaft prächtigen und impoſanten Anblick. Vom Haupteingange der Admiralität aus ſtrahlen fächerförmig die drei Hauptſtraßen (Perſpectiven) P.s aus: der berühmte Newskij-Proſpect, die längſte, ſchönſte und belebteſte Straße der Stadt, die ſich bei einer Breite von 120 F. faſt $1^1/_2$ M. weit erſtreckt und von koloſſalen Paläſten und andern Prachtbauten eingefaßt iſt, die etwas ſchmälere, aber ebenfalls ſehr belebte Erbſenſtraße und die Wosneſenskiſche Perſpective. Ueberhaupt iſt die Stadt ſehr regelmäßig gebaut; die Straßen ſind meiſt lang und breit, die öffentlichen Plätze geräumig. Unter den 8538 Häuſern (1864) befinden ſich viele Gebäude von rieſigem Umfang. 180 zum Theil prächtige Brücken führen über die verſchiedenen Stromarme und Kanäle. In adminiſtrativer Beziehung zerfällt P. in 13 Stadttheile. Den Mittelpunkt bilden die ehemaligen Admiralitätstheile zwiſchen der Newa, dem Kanale Fontanka und dem Nikolaikanale, die belebteſten und bedeutendſten Theile der Reſidenz. Die übrigen Stadttheile ſind: der Kaſanſche, der Spaßkiſche, der Kolomna- und der Narwaſche Stadttheil (zwiſchen Newa, Fontanka, dem Obwodnykanal); ferner der Moskowſche Stadttheil (zwiſchen Fontanka, Obwodny- und Ligowkanal), der Alexander-Newskij-Stadttheil (zwiſchen Newa, Obwodny- und Ligowkanal), der Liteinoitheil (zwiſchen Newa, Fontanka und Ligowkanal), der Roſchdeſtwenskyſche Stadttheil (zwiſchen dem vorigen, der Newa und dem Ligowkanal), Waſſilij-Oſtrow (in neuerer Zeit ein Haupttheil geworden), die Petersburger Seite, die Wiborger Seite und der Ochtaſche Stadttheil. Der älteſte Theil der Stadt iſt die ſeit 1703 von Peter d. Gr. auf einer kleinen Inſel erbaute Feſtung, in welcher ſich der Münzhof, die Kathedrale des heil. Peter und Paul ſowie ein Park befinden.

Als Mittelpunkt P.s gilt die Admiralität, die in ihrer jetzigen Geſtalt zu Anfang der Regierung Alexander's I. hergeſtellt wurde. Dieſelbe umfaßt ein großes Oblongum, von dem die beiden größern Seiten die eine der Newa, die andere dem großen Admiralitätsplatze mit ſeinen vielen Prachtgebäuden zugekehrt iſt, die Oſtſeite ſteht dem Winterpalais (getrennt durch einen großen und breiten Paradeplatz) und die Weſtſeite dem Dirigirenden Senate und dem Gebäude des Heiligen Synod gegenüber. Letztere beide vereinigt eine große Bogenpforte, unter welcher die Galeerenſtraße geht. Auf der Pforte ſitzt mit der Wage die Göttin der Gerechtigkeit. Um die drei Seiten der Admiralität zieht ſich ein ſchöner, breiter Boulevard von Lindenbäumen mit ſchattigen Spaziergängen. Gegenüber der Admiralität liegt öſtlich der granbioſe Generalſtab; ihm folgen nach Weſten zu die Gouvernementsregierungsgebäude. Von der Ecke der Erbſenſtraße bis zur Ecke des Wosneſenskiſchen Proſpectes erheben ſich entſprechende Privatgebäude, dann folgt das große Kriegsminiſterium, die Iſaak-Kathedrale und die Kaſernen der Garde zu Pferde mit ihrem ſchönen Boulevard. Andere große Plätze ſind noch das Marsfeld, auf dem 60000

Mann jeder Waffe manövriren können, mit dem kolossalen Standbild Suworow's und begrenzt von der einen Seite vom Sommergarten, von der andern vom Park des Michailow'schen Palais, auf der dritten von großen Privathäusern, den Pawlow'schen Kasernen, dem Marmorpalais und dem des Prinzen von Oldenburg; die Plätze vor der Kasan'schen Kathedrale, vor dem Alexandertheater, vor dem Michailow'schen Palais, beide letztere mit runden Squares, eingefaßt von schönen Eisenzäunen; die großen Exercirplätze bei den Kasernen der hier garnisonirenden Garderegimenter; auf Wassilij-Ostrow der frühere Rumjänzow'sche Platz am Newaufer zwischen den Gebäuden der Akademie der Künste, dem Pawlow'schen Militärgymnasium und den großen eleganten Wohnhäusern des Kaufmanns Solowjew. Der Obelisk, als Monument des Grafen Rumjänzow, steht jetzt in einem herrlichen, großen, parkartigen, von einem eleganten eisernen Gitter umgebenen Garten, der zur allgemeinen Benutzung von dem genannten Solowjew auf dessen Kosten angelegt ward. Von gottesdienstlichen Gebäuden besitzt P. 139 öffentliche Kirchen und über 100 Hauskapellen, außerdem noch 51 Kapellen für den griech. Ritus, 16 Kirchen für Reformirte und Lutheraner, 6 für röm. Katholiken, 2 für Armenier, einige Bethäuser für Sektirer und 3 Synagogen. An der Spitze der griech.-russ. Kirchen steht als die größte und prachtvollste die Isaak-Kathedrale obenan. An der Stelle derselben hatte Peter d. Gr. eine hölzerne Kirche errichtet; den Grund zu dem gegenwärtigen großartigen Bau, der nach den Plänen des Architekten Monferrand aufgeführt und erst 1859 vollendet wurde, hat Katharina II. gelegt. Derselbe ist ganz aus Granitquadern aufgeführt. Auf 48 polirten dorischen Säulen (Monolithen) von 56 F. Höhe ruhen die vier großen Giebelfelder mit bronzenen Basreliefs. Das Ganze krönt eine bis 340 F. aufsteigende vergoldete Kuppel mit einem von 24 Granitsäulen getragenen vergoldeten Thürmchen, auf dem das goldene Kreuz steht. Von der um das Thürmchen führenden Galerie genießt man eines prächtigen Ueberblicks über P. und seine Umgebungen. An den Eingangspforten sind Scenen aus der Kirchengeschichte angebracht. Das Innere der Kirche entspricht an Pracht dem Aeußern. Namentlich sucht der Ikonostas (Bilderschrank) seinesgleichen an Pracht, Glanz und Großartigkeit. Derselbe steht auf weißem, mit Gold verziertem Marmor und wird von 8 polirten Malachitsäulen von 43 F. Höhe mit reichvergoldeten Capitälen getragen. An jeder Seite des Haupteingangs zum Allerheiligsten stehen zwei Säulen aus Lapis-Lazuli. Unter den übrigen Kirchen P.s verdienen noch besondere Erwähnung: die Kathedrale der Muttergottes von Kasan, im Newskij-Prospect, von 1800—8 in Form eines Kreuzes erbaut, vorn mit einer halbkreisförmigen Colonnade von 132 korinth. Säulen von 18 F. Höhe versehen, im Innern mit 56 polirten, 54 F. hohen Granitsäulen, dem kostbar bekleideten Bilde der Schutzheiligen und einem Ikonostas von gediegenem Silber; die bereits erwähnte Festungskirche St.-Peter und Paul, 1703 von Holz, 1712—32 von Stein aufgeführt, mit einem sehr hohen vergoldeten Thurme, vielen Trophäen und den Sarkophagen der russ. Kaiser (mit Ausnahme Peter's II.). Ferner das Alexander-Newskij-Kloster, dessen Hauptkirche (1776—90 erbaut) die Reliquien des heil. Alexander Newskij umschließt und als Begräbnißstätte für berühmte Russen dient. Das Kloster ist der Wohnsitz sämmtlicher hoher nichtweltlicher Geistlichen; auch befindet sich in ihm eine geistliche Akademie und ein Seminarium. Die 1732 begonnene, aber erst unter Nikolaus vollendete Kirche des Smolnaklosters (ein adeliches und neuerdings auch ein bürgerliches Fräuleinstift umschließend) wird durch eine hohe blaue Kuppel mit goldenen Sternen abgeschlossen und besitzt mehrere gute Gemälde. Um die Preobraschenskische Kirche auf der Liteinoi läuft ein Geländer aus eroberten Kanonenläufen. Die Nikolaikirche wurde unter der Kaiserin Elisabeth, die Troitzkische im Wosnesenskischen Prospect unter Nikolaus, die Wladimirkirche (mit vergoldeter Kuppel) unter Katharina II., die Blagoweschtschenskische Kirche und die des heil. Andreas (auf Wassilij-Ostrow) ebenfalls unter Nikolaus erbaut. Unter den Kirchen der übrigen Confessionen sind zu nennen: die luth. Peter-Paulkirche im Newskij-Prospect (mit schönem Altarblatt von Brüllow), die kath. Katharinenkirche in derselben Straße und die deutsch-reform. Kirche (unweit der Post), die zu den Zierden P.s gehört. Von den kaiserl. Palästen verdienen eine besondere Hervorhebung: der Winterpalast, auf dem linken Ufer der Newa, welcher 450 F. lang, 350 F. breit und 70 F. hoch ist, 1764 von Rastrelli erbaut und nach dem furchtbaren Brande vom 29. Dec. 1837 nach dem ursprünglichen Plane, aber im Innern noch prächtiger als vorher, wieder aufgeführt wurde. Durch Bogengänge mit demselben verbunden sind die Große und Kleine Eremitage, 1840—50 im griech. Stile von Klenze erbaut, ein mit staunenswerther Pracht ausgestattetes achteckiges Gebäude von 515 F. Länge und 375 F. Breite, mit einer berühmten Gemäldegalerie, Sammlungen von Alterthümern, Münzen, Sculpturen, Vasen, Cameen u. s. w. sowie einer sehr bedeutenden

Bibliothek. Das Anitschkowpalais, an der Fontanka und dem Newskij-Prospect, 1748 von der Kaiserin Elisabeth erbaut, mit einem kleinen Park und einer Waffensammlung, dient in der Regel dem jedesmaligen Thronfolger nach seiner Vermählung zum Aufenthalt. Das Marmorpalais, 1770 im Bau begonnen und 1783 vollendet, war längere Zeit vom Kaiser Paul bewohnt und gehört jetzt dem Großfürsten Konstantin. Das neue Michailow'sche Palais, im Besitz der Großfürstin Helene, 1825 vollendet und von einem schönen Park umgeben, gehört zu den geschmackvollsten Palästen P.s. Letzteres gilt auch von dem Palais der Großfürstin Maria, Herzogin von Leuchtenberg, hinter der Isaak-Kathedrale, von Kaiser Nikolaus 1838 erbaut. Das Palais des Großfürsten Nikolaus des Aeltern, am Boulevard der Garde zu Pferd und der Galeerenstraße, wurde 1862, das des Großfürsten Michael 1863 vollendet. Das alte Michailow'sche Palais (1800 vollendet) dient jetzt der Ingenieurakademie. Das Taurische Palais, 1784 von der Kaiserin Katharina erbaut, mit dem Riesensaal, dem sog. Wintergarten (jetzt ein Sculptuenmuseum) und einem großen Park, wird von der kaiserl. Familie nicht mehr bewohnt. Sehr groß ist die Zahl der sog. Krongebäude. Dahin gehören, außer den kolossalen Gebäuden verschiedener Erziehungs- und Pfleganstalten, der Ministerien sowie der Kasernen und Exercirhäuser: das prächtige Admiralitätsgebäude, der Sitz des Marineministeriums, mit Bibliothek, einer Sammlung von Schiffsmodellen u. s. w.; der Generalstab, gegenüber der Eremitage, mit einer Façade von 100 Fenstern, die von einem Triumphbogen durchbrochen und mit einem Siegeswagen gekrönt ist; das alte und das neue Arsenal, die Börse u. s. w. Hieran reihen sich mehrere Theater, wie namentlich das Große Theater (1784 erbaut, 1802 erneuert, seit 1832 in seiner gegenwärtigen Gestalt), welches 4000 Menschen faßt und zur Aufführung von Opern und Balleten dient; das Marientheater, nach dem Brande 1859 schön und zweckmäßig hergestellt, für russ. (bisweilen auch deutsche) Vorstellungen; ferner das Alexandertheater, in dem Newskij-Prospect, 1832 für 2000 Zuschauer erbaut; das Michaeltheater, neben dem neuen Michailow'schen Palais, für deutsches und franz. Schauspiel. Von Privatpalästen sind zu nennen: der des Prinzen Peter von Oldenburg, des Fürsten Beloselskoi, des Grafen Stroganow am Newskij-Prospect, des Grafen Kuschelew-Besborodko an der Newa im Liteinoi-Stadttheil, des Grafen Scheremetjew an der Fontanka, des Fürsten Demidow in der Morskoi, des Baron Stieglitz am Englischen Quai, des Ehrenbürgers Utin u. s. w. Unter den Brücken zeichnen sich aus: die Nikolaibrücke, die erste stehende steinerne Brücke über die Newa mit ihren kolossalen Eisbrechern und herrlichem Eisengeländer, und die Anitschkowbrücke bei dem Palais gleiches Namens über die Fontanka, geziert mit vier Reiterstatuen von Klodt. Ueber die Newa führen noch die folgenden Schiffbrücken: die Schloßbrücke vom Winterpalais auf Wassilij-Ostrow zur Börse, die Troitzkische vom Marsfelde auf die Petersburger Seite und die Liteinoibrücke von der Liteinoistraße auf die Wiborger Seite. Unter den Denkmälern nimmt die Reiterstatue Peter's d. Gr. auf dem Admiralitätsplatze, von der Kaiserin Katharina II. errichtet, den ersten Rang ein. Außerdem sind noch die Alexandersäule vor dem Winterpalais, der erwähnte Obelisk zu Ehren des Feldmarschalls Grafen Rumjänzow im Solowjew'schen Garten, die Reiterstatue Nikolaus' I. zwischen dem Palais der Großfürstin Maria und der Isaakskirche, die Standbilder Suworow's am Marsfelde, Kutusow's und Barclay de Tolly's vor der Kasanschen Kathedrale, eine zweite Reiterstatue Peter's d. Gr. vor der Ingenieurakademie und das Monument des Fabeldichters Krylow im Sommergarten hervorzuheben. Den Eingang der Chausseen nach Moskau und nach Narwa zieren Triumphpforten.

Unter den reichen Sammlungen und Instituten für Wissenschaft und Kunst sind außer den bereits genannten der Eremitage noch besonders hervorzuheben: die kaiserl. öffentliche Bibliothek, im Newskij-Prospect, mit 802717 Bänden, 28536 Handschriften und 63503 Kupferstichen; die Akademie der Wissenschaften, bereits 1728 von Peter d. Gr. gegründet, in einem großartigen Gebäude auf Wassilij-Ostrow, mit einer Bibliothek von über 200000 Bänden und vielen Handschriften, dem asiat. und ethnogr. Museum, der naturhistor. Sammlung (wol der reichsten der Erde) u. s. w.; die 1754 gestiftete Akademie der Künste, deren Palast 376 F. im Quadrat mißt, ein wahrhaft großartiges Institut, mit reichen Kunstschätzen; das Rumjänzow'sche Museum, enthaltend Mineralien, Alterthümer, Münzen und eine slaw. Bibliothek u. s. w. An der Spitze der eigentlichen Unterrichtsanstalten steht die Universität (1819 gegründet) in dem großen Gebäude der 12 Reichscollegien, mit 4 Facultäten (philosophische, medicinische, juristische und seit 1854 auch orientalische), 57 Professoren, 672 Studirenden (Ende 1866), einer Bibliothek von 30000 Bänden u. s. w. Sonst sind noch zu nennen: die Bergakademie in

einem imposanten Palaste auf Wassilij-Ostrow, von Peter d. Gr. begründet, mit 300 Zöglingen, einem Mineraliencabinet von staunenswerthem Reichthum und verschiedenen technischen Sammlungen; das 1829 errichtete technische Institut, mit 200 Zöglingen, das Alexandrow'sche Lyceum, die Rechtsschule, die Medicinische Akademie und Veterinärschule, die militärische Nikolaiakademie, die Ingenieurakademie, die Schule der Ingenieure der Wege- und Wassercommunication, der Architekten und Civilingenieure, des Forstcorps, des Pagencorps, des Seecorps und die Militärgymnasien. Außerdem befinden sich zu P. sieben Gelehrtengymnasien (mit 3607 Schülern), drei Realgymnasien bei den evang. Kirchen und verschiedene Privatanstalten für höhern Unterricht. Der Bildung des weiblichen Geschlechts sind gewidmet außer dem bereits erwähnten Smolnakloster: das Katharinen-, Patriotische, Pawlow'sche und Elisabethinstitut, viele weibliche öffentliche Gymnasien und Privatinstitute. Die Elementar- und Volksschulen sind noch sehr mangelhaft und reichen für die starke Bevölkerung bei weitem nicht aus. Unter den gelehrten Gesellschaften und Vereinen entwickeln außer der Akademie besonders die kaiserl. freie Oekonomische Gesellschaft (seit 1765), die Mineralogische (seit 1817), die Geographische (seit 1845) Gesellschaft, die Gesellschaft der Techniker (seit 1866), ferner die Entomologische und Archäologische Gesellschaft sowie die Vereine für Landwirthschaft und für Gartenbau eine umfassende und einflußreiche Thätigkeit. Mit Wohlthätigkeitsanstalten ist P. ebenfalls gut bedacht. Darunter steht obenan das große Findelhaus, zu dem auch früher die jetzige Nikolajew'sche Erziehungsanstalt (zu P. und in Gatschina) wie auch das Taubstummeninstitut gehörten. Man zählt 62 allgemeine und 20 Militärhospitäler mit gegen 400 Aerzten. Erwähnungswerth sind: das Obuchow'sche Hospital im Moskowschen Stadttheile, 1784 errichtet, mit 500 Betten; das Marien-Hospital auf der Liteinoi, 1803 gegründet, mit 410 Betten; das Kalinkin-Hospital, seit 1779, mit 250 Betten; das Maria-Magdalenen-Hospital auf Wassilij-Ostrow, mit 160 Betten; das Peter-Pauls-Hospital auf der Petersburger Seite, mit 252 Betten; das Maximilianow'sche Krankenhaus mit ambulanten Aerzten, im Wosnesensky-Prospect, mit Abtheilungen auch in andern Stadttheilen; das erste und zweite Hospital für Landtruppen, ersteres beim Smolnakloster und letzteres auf der Wiburger Seite bei der Medicinischen Akademie. Außerdem bestehen zu P. eine Augenheilanstalt, ein Kinderkrankenhaus und die Irrenanstalt auf dem Peterhofer Wege. Eine besondere Bestimmung haben das Stadtarmenhaus, das Witwen- und Armenhaus der luth. St.-Annengemeinde sowie ein anderes der Kaufmannschaft; das Versorgungshaus für arme adeliche Fräulein beim Smolnakloster; das Versorgungshaus der Fürstin Barjatinsky für mittellose Frauen mit einem Kinderasyl und andere Anstalten ähnlicher Art.

Nach der Zählung Ende 1863 hatte P. 539475 E.; Ende 1866 mochte sich diese Ziffer auf 560000 erhöht haben. 1863 entfielen von der Gesammtsumme 462411 auf die Bekenner der orthodoxen Kirche, 55892 auf die Evangelischen, 17046 auf die Katholiken, 2701 auf die Juden, 1425 auf die Mohammedaner. Die Bewohner P.s sind zur überwiegenden Mehrheit Russen; von andern Nationalitäten finden sich etwa 60000 Deutsche, 10—15000 Franzosen und 4000 Engländer und Amerikaner. Nach den Ständen zählte man 1863: 71578 Edelleute, 4781 Geistliche, 124316 Bürger, 160856 Bauern, 63670 Soldaten, 14897 Ausländer, 69374 Personen unbestimmten Standes. Die Sterblichkeit ist sehr bedeutend, besonders im Frühjahre (Mai), weniger im Herbst. Das männliche Geschlecht steht zum weiblichen in dem abnormen Verhältniß von 3:2. P. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte des russ. Reichs. 1863 bestanden insgesammt 376 Etablissements, welche für 48 Mill. Rubel producirten. Die bedeutendsten Privatfabriken sind Baumwollspinnereien und Baumwollwebereien; die großartigen Kronfabriken liefern Gobelins, Spiegel, Bronzewaaren, Locomotiven, Spielkarten, geschliffene Edelsteine, Krystallglas und Porzellan. Außerdem sind zu nennen die großartige Gasfabrik, die Lederfabriken der Vorstadt Tschekuschi, die kolossale herzogl. Lenchtenbergische Fabrik für Metallverarbeitung; ferner die kaiserl. mechanische Flachsspinnerei zu Alexandrowsk (am Wege nach Schlüsselburg), die Samsonjew'sche Manufactur (Kammwolle), die Stearin- und Seifenfabrik auf der Kutujew'schen Insel. Der Handel ist ebenfalls von großer Bedeutung. Im Winter ruht zwar die Schiffahrt, dafür belebt sich aber, durch die Schlittenbahn begünstigt, der Verkehr mit dem Binnenlande außerordentlich. Durch Eisenbahnen steht P. mit Moskau, Warschau, Zarskoje-Selo und Peterhof in directer Verbindung. In der letzten Zeit wurde der Hafen jährlich von etwa 1900 Schiffen besucht. 1865 belief sich der Werth der Einfuhr auf 59½ Mill., der der Ausfuhr auf 47½ Mill. Rubel. In der Stadt selbst concentrirt sich der Handelsverkehr zumeist in den Kaufhöfen Gostinoi-, Tschukin- und Apraxin-Dwor, im Newskij-Prospect und der Gartenstraße, dem Kruglot Markt an dem Moika-Kanal, dem Pastoi-Markt auf der Liteinoi,

dem Nikol'schen bei der Nikoloikirche und dem Andreas'schen Markte auf Wossilij-Ostrow. Das städtische Budget betrug 1866 an Einnahmen 2¾ Mill., an Ausgaben über 2½ Mill. Rubel. In der Umgebung der Stadt liegen viele, zum Theil großartige und prächtige Landhäuser, wie namentlich auf Kamennoi-Ostrow, auf Petrowsky, Krestowsky, Katharinenhof, der Apothekerinsel und Karpowlo. Auch die umliegenden Dörfer werden stark als Sommeraufenthalt benutzt. Etwas weiter entfernt liegen Zarskoje-Selo, Powlowsk, Strelna, Peterhof, Oraniendaum mit ihren kaiserl. Schlössern und Parks, das Dorf Pulkowo mit der 1838 errichteten Nikolai-Sternwarte, seewärts im Finnischen Golf Kronstadt mit seiner Feste und dem ersten Kriegshafen des Reichs.

P., die jüngste unter den großen Residenzen Europas, wurde erst 1703 von Peter d. Gr. gegründet, und zwar auf einem Gebiete, das kurz zuvor den Schweden entrissen worden. Anfänglich lag es nicht im Plane des Zaren, an den Ufern der Newa eine Residenz zu gründen; vielmehr wollte er hier nur eine Festung zum Schirm und Schutz gegen die Schweden erbauen und bei der günstigen Wasserlage auch einige kaufmännische Niederlassungen anlegen. Da jedoch viele bei dem Bau der Festung beschäftigte Arbeiter und Handwerker sich in der Nähe ansiedelten und auch einige Große des Reichs auf Wassilij-Ostrow sowie auf dem Festlande sich niederließen, faßte Peter d. Gr. den Entschluß, neben der Festung auch eine große Stadt anzulegen, die er noch einiger Zeit sogar zu seiner Residenz erwählte. Das einfache Haus, das sich der Zar gleich anfänglich in der Nähe der Festung auf der Petersburger Seite erbauen ließ, wird noch jetzt sorgfältig vor dem Verfall bewahrt. Demselben gegenüber wurde 1714 ein ebenfalls noch vorhandenes Sommerpalais (der jetzige Sommergarten) aufgeführt. 1717 verließ das erste russ. Schiff den Hafen von P.; 1727 kamen bereits 230 Schiffe daselbst an. 1750 zählte die Stadt schon 80000 E. Diese Zahl wuchs unter der Kaiserin Katharina, die sich die Verschönerung und den Ausbau der Stadt besonders angelegen sein ließ, zu 110000 und bis zum Schlusse des 18. Jahrh. auf 220000. Der Kaiser Paul ließ die ersten Kasernen bauen. Alexander I. sorgte für Austrocknung der Sümpfe und Moräste in den Umgebungen der Stadt, verband alle Inseln durch bequeme Brücken, legte schöne Parks an und erbaute Kirchen und Paläste. Unter seiner Regierung wuchs die Bevölkerung P.s um 200000 Köpfe. Unter Nikolaus I. wurden ebenfalls großartige Bauten ausgeführt und die ersten Eisenbahnverbindungen mit dem Innern des Reichs hergestellt. — Das russ. Gouvernement P. begreift die frühere Landschaft Ingermanland (s. d.) und zählte 1864 auf einem Areal von 812,03 Q.-M. (einschließlich des Ladogasees) 1,174174 E. Das Gouvernement zerfällt in die acht Kreise P., Gdow, Jamburg, Luga, Narwa, Oranienbaum, Schlüsselburg und Sofia. Vgl. Kohl, «P. in Bildern und Skizzen» (3 Bde., 2. Aufl., Dresd. und Lpz. 1845—46); Bostin, «Guide du voyageur à St.-Petersbourg» (Petersb. 1866); Hofferberg, «P. in seiner Vergangenheit und Gegenwart» (Petersb. 1866).

Petersen (Frederik Christian), namhafter dän. Philolog und Alterthumsforscher, geb. 9. Dec. 1786 auf Antvorskow in Seeland, erhielt seine Vorbildung auf der Bürgerschule zu Kopenhagen und studirte seit 1803 auf der Universität daselbst erst Theologie und Philosophie, dann Philologie. Nachdem er 1814 mit der Schrift «De Aeschyli vita et fabulis commentatio» promovirt, hielt er zunächst philol., von 1819—21 auch theol. Vorlesungen. 1826 wurde er Mitglied der dän. Gesellschaft der Wissenschaften, 1842 ord. Professor der Philologie und später Conferenzrath. Er starb 20. Oct. 1859. Außer zahlreichen Programmen philol. und archäol. Inhalts, einer Reihe von Abhandlungen für die dän. Gesellschaft der Wissenschaften und vielen Aufsätzen sowol in den beiden, zum Theil von ihm selbst redigirten Zeitschriften, der «Monatsschrift für Literatur» (Bd. 1—20, Kopenh. 1829—38) und der «Zeitschrift für Literatur und Kritik» (Bd. 1—7, Kopenh. 1839—42), als auch in andern wissenschaftlichen Journalen, hat sich P. namentlich durch seine «Allgemeine Einleitung in das Studium der Archäologie» (Kopenh. 1825; deutsch von Friedrichsen, Lpz. 1829) und das «Handbuch der griech. Literaturgeschichte» (Thl. 1, Kopenh. 1826; neue Ausgabe und Fortsetzung 1830; deutsch, Hamb. 1834) einen geachteten Namen erworben.

Petersen (Niels Matthias), einer der verdientesten dän. Sprach- und Geschichtsforscher, geb. 24. Oct. 1791 zu Sandrum auf Fünen, besuchte die Kathedralschule zu Odense, wo er mit Rask (s. d.) einen Freundschaftsbund schloß. Unter Leitung des letztern begann er seine altnordischen und niederländisch-geschichtlichen Studien, denen er sich nachher, besonders seitdem er 1815 eine Lehrerstelle am Schullehrerseminar zu Brahetrolleborg auf Fünen erhalten, fast ausschließlich widmete. Durch eine Reihe specieller Untersuchungen betheiligte er sich an dem von

Raſk 1825 angeregten Streite über die Principien der dän. Rechtſchreibung, auch ſchrieb er eine «Dän. Grammatik», von der jedoch nur die «Wortbildungslehre», die nach den Grundſätzen der vergleichenden Sprachforſchung dargeſtellt iſt, 1826 erſchien. Nach der Aufhebung des Seminars 1826 privatiſirte er in Kopenhagen, bis er 1829 eine Anſtellung an der Univerſitätsbibliothek fand. 1830 ward er Regiſtrator am königl. Geheimen Archiv, und 1841 erhielt er den Titel Profeſſor. 1845 übernahm er die Profeſſur der altnordiſchen Sprache an der Univerſität. Seit 1855 Etatsrath, ſtarb er 11. Mai 1862 zu Kopenhagen. P.'s «Geſchichte der dän., norweg. und ſchwed. Sprache und ihrer Entwickelung aus der Stammſprache» (2 Bde., Kopenh. 1829—30) enthält die Reſultate tiefer und allſeitiger Forſchungen. Auch ſeine dän. Ueberſetzung der Depping'ſchen Schrift über die Seezüge der Normannen (1830) iſt mit vortrefflichen eigenen Unterſuchungen ausgeſtattet. Eine ſehr intereſſante Lebensſkizze Raſk's lieferte er in den «Geſammten Abhandlungen Raſk's» (Bd. 1, 1834). Als Mitglied der nordiſchen Geſellſchaft für Alterthumskunde überſetzte er den 4. bis 10. Theil der «Fornmanna-Sögur» und die bedeutendſten isländ. Sagas (4 Bde., Kopenh. 1839—44) in das Däniſche. Von ſeinem «Handbuch der altnordiſchen Geographie» erſchien nur ein Theil (1834). Seine «Geſchichte Dänemarks in der älteſten Zeit» (3 Bde., 1834) zeichnet ſich ebenſo durch Quellenforſchung wie durch anſprechende, einfache Darſtellung aus. Namentlich gilt dies von den Unterſuchungen im dritten Bande über den polit., religiöſen und häuslichen Zuſtand des dän. Volks in der älteſten Zeit. In ſeiner ausführlichen Darſtellung der «Nordiſchen Mythologie» (Kopenh. 1849) läßt P. auch die deutſchen Forſchungen auf dieſem Gebiete nicht ganz unberückſichtigt. Von ſeinen vielfachen Beiträgen zum «Danſke Magazin» ſowie zu den «Annaler for nordiſk Oldkyndighed» wurde der «Bidrag til den aldnordiſke Literatur-Hiſtorie» nach ſeinem Tode (Kopenh. 1866) beſonders abgedruckt. Ein gediegenes Werk über die Geſchichte der dän. Literatur («Bidrag til den danſke Litteraturens Hiſtorie», 6 Bde., Kopenh. 1853—64) wurde ebenfalls erſt nach ſeinem Tode im Druck vollendet.

Petersgroſchen oder Peterspfennig hieß die Abgabe, die England ſeit dem 8. Jahrh. an den Papſt entrichtete. Der angelſächſ. König Ina von Weſſex ſoll ſie 725 dem Papſte zuerſt zu dem Zwecke zugeſtanden haben, daß davon in Rom eine Pflanzſchule für engl. Geiſtliche errichtet und die Kirchen und Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Sie wurde durch Einſammlung eines Penny von jedem Hauſe alljährlich am Peterstage aufgebracht und überſtieg im 13. Jahrh. das Geldeinkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. Schon König Eduard III. machte 1365 den Verſuch, den P. abzuſchaffen, doch erſt Heinrich VIII. gelang es, durch die Acte von 1532 denſelben aufzuheben. Die Verſuche der Königin Maria, ihn wiederherzuſtellen, waren fruchtlos. Seit dem ital. Kriege von 1859 iſt der Peterspfennig in kath. Ländern als freiwillige Gabe zur Unterſtützung des Papſtes wieder aufgekommen und hat in den erſten Jahren beträchtliche Summen eingebracht.

Peterſilie (Petroselinum Hoffm.) iſt der Name einer zu den Doldengewächſen gehörenden Pflanzengattung, die ſich durch rundliche, an der Spitze in ein eingeſchlagenes Läppchen verſchmälerte Blumenblätter, eirunde, etwas zweiknopfige Früchte, einen zweitheiligen Fruchthalter und ein gewölbtes Griffelpolſter von den verwandten Gattungen unterſcheidet. Die hierhergehörigen Pflanzen ſind ein- und zweijährige, äſtige, kahle Kräuter mit mehrfach-gefiederten Blättern und keilförmigen, am obern Theile des Stengels oft lanzettigen und linealiſchen Blättchen. Von den Arten dieſer Gattung wird die gemeine oder Gartenpeterſilie (P. sativum), welche im ſüdl. Europa einheimiſch iſt und ſich durch grüngelbliche Blüten auszeichnet, überall zum ökonomiſchen Gebrauche ihres Krautes und ihrer Wurzel halber häufig cultivirt. Man hat drei Spielarten von ihr, nämlich die gemeine, mit flachen Blättchen und dünner Wurzel; die krauſe, deren untere Blättchen breiter und kraus ſind, und die großwurzelige, mit dicker, fleiſchiger Wurzel und breitern, flachen Blättchen. Die ſüßlich und gewürzhaft ſchmeckende Wurzel (Peterſilienwurzel) der letzten Abart wird als Gemüſe und Gewürz an andern Speiſen verwendet, auch dient ſie als Hausmittel bei Waſſerſuchten. Berühmt ſind die erfurter und die lange bardewicker Peterſilienwurzel. Das friſche Kraut der erſten und zweiten Abart, welches angenehm aromatiſch riecht und etwas reizend-ſcharf und bitterlich ſchmeckt, wird zum Gewürz an Speiſen und als Gemüſe benutzt, zerquetſcht aber als Umſchlag bei Milchknoten und bei Harnverhaltungen kleiner Kinder aufgelegt. Die ſtark gewürzhaften Peterſilienſamen, welche für manche Vögel ein tödliches Gift ſind, enthalten ein gelbliches ätheriſches Oel und geben gepulvert ein Volksmittel gegen Kopfungeziefer ab. Neuerdings hat man dieſelben gegen Wechſelfieber angewendet. Da die Blätter der gemeinen P. den Blättern der giftigen Garten-

gleiße (auch Hundspetersilie und Gartenschierling genannt) ziemlich ähnlich sind, so ist es, um gefährliche Verwechselungen zu verhüten, gerathen, die krause P. zu ziehen, deren Blätter leicht zu unterscheiden sind. Die P. gedeiht in allerhand Boden, jedoch am besten in einem nahrhaften humosen Sandboden. Man säet die Samen zweckmäßig in Reihen von 6 Zoll Abstand. Nach dem Aufgehen müssen die Pflanzenreihen öfters behackt werden.

Peterwardein, Stadt und Militärcommunität im serbisch-banatischen Verwaltungsgebiete der österr. Militärgrenze, eine der stärksten Festungen der österr. Monarchie, liegt am rechten Ufer der Donau, in sumpfiger, ungesunder Gegend. Sie ist der Sitz eines Festungscommandos, zählt, abgesehen von der starken Besatzung, mit den beiden Vorstädten 3695 E. (nach der Zählung von 1857) und hat vier Kirchen, eine Hauptschule, ein Militärspital und ein mit Merkwürdigkeiten aus den Türkenkriegen reichlich versehenes Zeughaus. Eine Schiffbrücke verbindet die Stadt mit dem gegenüberliegenden Neusatz. Die Festung besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Festungen. Die obere Festung, auf einem ziemlich hohen, von drei Seiten isolirten Serpentinfelsen, die mit einem Hornwerke in Verbindung steht, ist ein alter, schon Jahrhunderten trotzender Bau. Sie enthält eine Kaserne, das Zeughaus, einen Brunnen, der bis unter den Wasserspiegel der Donau geht, und ist blos von Militär bewohnt. Am Fuße des Berges liegt die untere Festung, die eigentliche Stadt. Beide Festungen zusammen können gegen 10000 Mann aufnehmen. P. steht an der Stelle des röm. Acumincum und soll seinen Namen von Peter dem Einsiedler erhalten haben. 1688 wurden die Festungswerke von den Kaiserlichen gesprengt und bald nachher die Stadt durch die Türken niedergebrannt. Im Frieden zu Passarowitz vom 21. Juni 1718 verblieb sie dem Kaiser. Insbesondere ward P. oft genannt durch den bedeutenden Sieg, welchen daselbst Prinz Eugen 5. Aug. 1716 über den Großvezier Ali erfocht. In dem Revolutionskriege von 1848 und 1849 von den ungar. Insurgenten besetzt, ergab sich die Festung 6. Sept. 1849 an das kaiserl. Cernirungscorps.

Pétion de Villeneuve (Jérôme), bekannt durch seine Theilnahme an der Französischen Revolution, geb. 1753 zu Chartres, ließ sich, nachdem er die Rechte studirt, in seiner Vaterstadt als Advocat nieder und trat 1789 als Abgeordneter des Dritten Standes in die Reichsstände. Bald bildete er in der Nationalversammlung, Mirabeau gegenüber, mit Buzot und Robespierre den Mittelpunkt der republikanischen Partei und genoß darum im Jakobinerclub und beim Volke große Popularität. Im Juni 1791 wurde er zum Präsidenten des Criminalgerichts zu Paris ernannt. In dieser Eigenschaft erhielt er mit Barnave und Latour-Maubourg den Auftrag, die entflohene königl. Familie von Varennes zurückzuführen, wobei er sich sehr schonungslos benahm. In Verbindung mit der Partei des Herzogs von Orléans trug er auf Absetzung des Königs und die Errichtung einer Regentschaft durch Volkswahlen an. Hiermit stieg er auf den Gipfel der Popularität. Nach dem Schlusse der Sitzung reiste er im Oct. 1791 nach England, um dort im Interesse der Revolution zu wirken. Nach seiner Rückkehr wurde er an Bailly's Stelle 18. Nov. 1791 zum Maire von Paris gewählt. Als Haupt der Gemeinde unterstützte P. nun die Demonstrationen der niedern Klassen und die Bewaffnung des Pöbels. Als die Haufen 20. Juni 1792 in die Tuilerien drangen, überließ er Ludwig XVI. lange seinem Schicksal. Erst gegen 4 Uhr nachmittags erschien er im Schlosse und bewog das Volk durch Schmeichelworte zum Rückzuge. Das Directorium der Departementalverwaltung verfügte deshalb seine und Manuel's Suspension; allein die Nationalversammlung hob diesen Beschluß durch Decret vom 13. Juli wieder auf. Während Lafayette die Bestrafung der Empörer vom 20. Juni forderte, beantragte P. im Namen der Gemeinde bei der Nationalversammlung die Absetzung des Königs. Als die marseiller Banden zum Umsturze des Thrones in die Hauptstadt einzogen, empfing er dieselben als Brüder. Unter den Vorbereitungen der Katastrophe erwachte er jedoch aus seinem Revolutionstaumel. Er machte Chabot für die Folgen der Insurrection verantwortlich und gab dem Commandanten der pariser Garde den Befehl, bei einem Angriffe Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ehe der Sturm losbrach, verfügte er sich auf des Königs Wunsch 10. Aug. sogar ins Schloß, um die Maßregeln zur Vertheidigung zu treffen. Indessen besaß P. zu wenig Festigkeit, als daß diese Schritte hätten Erfolg haben können. Während des Angriffs hielt man ihn in der Mairie als Gefangenen zurück und machte so sein amtliches Einschreiten unmöglich. Ebenso wenig konnte er die dem Thronumsturze folgenden Septembergreuel verhindern. Mit dem Siege der Schreckensmänner sah P. seine Popularität schwinden. Er trat als Abgeordneter des Depart. Eure-Loir in den Convent und verstärkte die Reihen der Girondisten. Im Processe des Königs stimmte er zwar für den Tod, aber mit Aufschub des Urtheils und der Appellation ans Volk. Man verdächtigte ihn deshalb als Royalisten.

Bei dem Sturze der Gironde wurde auch P. 2. Juni 1793 verhaftet; allein es gelang ihm, zu entfliehen und sich mit seinen Schicksalsgenossen zu Caen zu vereinigen. Nach der Niederlage der föderalistischen Armee, welche die Girondisten dem Convente entgegensetzten, flüchtete er im Juli 1793 in die Bretagne und gelangte mit Buzot in die Gegend von Bordeaux. Hier fand man die Leichname P.'s und Buzot's in einem Getreidefelde bei St.-Emilion, halb verwest und von Wölfen angefressen. Wahrscheinlich hatten sich beide den Tod mit eigener Hand gegeben. Die «Oeuvres de P.» (4 Bde., Par. 1793) enthalten seine polit. Reden und Flugschriften. P.'s «Mémoires inédits» gab neuerdings Daudan (Par. 1866) heraus.

Petitio principii heißt der Fehler im Beweise, wenn man etwas aus einem Grunde beweist, der selbst erst des Beweises bedarf. Wenn man z. B. die Eingebung der Heiligen Schrift durch Gott aus dieser selbst beweisen will, wobei schon die Eingebung derselben vorausgesetzt wird, so trifft hier die Petitio principii mit dem Cirkelbeweis zusammen. Die Petitio principii kann sowol im Obersatz als im Untersatz liegen. (S. Beweis.)

Petition, Petitionsrecht, d. i. Bitte, Recht der Bitte. In jenen Zeiten, wo die Regenten durch ihre eigene Unnahbarkeit und durch die Politik ihrer Rathgeber nicht selten sogar den Bitten und Klagen ihrer Unterthanen entzogen wurden, erschien es schon als ein wichtiger Fortschritt, wenn das Recht jedes einzelnen, dem Monarchen bittend zu nahen, in gewissen Formen festgestellt wurde. Daher findet sich denn auch dieses Recht schon unter den frühesten Bewilligungen, welche z. B. engl. Könige auf Andrängen des Parlaments ihrem Volke machten. Noch wichtiger wurde das gleiche Recht, sofern es von gesetzlich constituirten Körperschaften (Parlamenten, Ständetagen u. dgl.) ausgeübt wird, zumal wenn, wie dies in England und auch mehrfach in Deutschland vorkam, solche Petitionen oder Bitten mit Geldbewilligungen in Verbindung gesetzt und letztere von der Erfüllung der erstern abhängig gemacht wurden. In den modernen Verfassungen ist fast immer das ständische Petitionsrecht ausdrücklich garantirt, gewöhnlich mit dem Zusatze, daß die Regierung auf jede solche Petition wenigstens einen motivirten Bescheid geben müsse. Außerdem ist in der Regel auch den Unterthanen das Recht der Petition an die Landesvertretung zugesprochen, hauptsächlich zu dem Zwecke, um letztere von dem Stande der öffentlichen Meinung in Bezug auf eine ihr vorliegende Frage des öffentlichen Lebens zu unterrichten, dadurch einen freilich blos moralischen Einfluß auf sie und mittelbar auf die Regierung zu üben. Von diesem Rechte wird der großartigste Gebrauch in England gemacht, wo in manchen Fällen Petitionen mit Hunderttausenden, ja mehr als einer Million von Unterschriften dem Parlamente überreicht worden sind. Der Brauch erheischt dort, daß jede solche Petition durch ein Mitglied des Parlaments eingeführt werde. Solche von vielen unterzeichnete Petitionen nennt man Collectivpetitionen. Gegen dieselben ist im allgemeinen nichts einzuwenden; im Gegentheil sind sie ein ganz natürlicher Ausfluß des in compacten Parteien sich organisirenden polit. Geistes der Nationen. Hier und da ist die Unterzeichnung mit einem Collectivnamen, z. B. dem eines Vereins, einer Partei, eines Clubs, untersagt, und es dürfen Petitionen nur von Individuen unterzeichnet werden.

Petition of Rights, d. i. Bittschrift um Herstellung der Rechte und Freiheiten, nannte man die Beschwerdeschrift, welche das engl. Parlament 1628 König Karl I. (s. d.) überreichte. Dieselbe bezog sich im einzelnen auf die Rechtsverletzungen, deren sich der König fortgesetzt schuldig machte, und forderte eigentlich nur das, was in der Magna Charta (s. d.) und andern Statuten schon verbürgt war. Das Parlament verlangte in der Acte, daß niemand mehr gezwungen werden sollte, dem Könige Abgaben, Darlehne oder Geschenke ohne Bewilligung des Parlaments zu erlegen; daß niemand willkürlich, ohne erklärte Ursache und mit Uebertretung der gesetzlichen Formen verhaftet und gerichtet werden sollte; daß niemand fortan durch Einquartierung von Soldaten oder Matrosen willkürlich exequirt und belästigt werden sollte; daß die kriegsrechtlichen Commissionen aufgehoben und niemals wieder in Anwendung gebracht werden sollten. Das Oberhaus suchte die Bittschrift anfangs zu hintertreiben, trat aber später auch bei. Der König weigerte sich lange, die Forderungen zu erfüllen, erschien jedoch, als er sah, daß sich der Unwille des Parlaments drohend gegen seinen Günstling, den Herzog von Buckingham, richtete, 7. Juni 1628 persönlich im Oberhause und gewährte die Anerkennung sämmtlicher Punkte. Wiewol der König das Versprechen sogleich wieder umging, galten doch diese klaren Bestimmungen über Eigenthum und persönliche Sicherheit fortan als die Grundpfeiler der brit. Nationalfreiheit und wurden in der Folge durch die Habeas-Corpus-Acte (s. d.) und die Declaration of Right (s. d.) bekräftigt und vervollständigt.

Petitorienklagen oder Petitorische Rechtsmittel (petitorium) heißen solche, mit denen

das Recht ſelbſt, namentlich das Eigenthum an einer Sache, eine Servitut, in Anſpruch genommen wird, während es ſich bei den poſſeſſoriſchen Rechtsmitteln nur um den bisherigen Beſitzſtand und deſſen einſtweilige Aufrechthaltung oder Wiederherſtellung handelt.

Petöfi (Alexander), der gefeiertſte ungar. Dichter, geb. im Dec. 1822 zu Kun-Szent-Miklos in Kleinkumanien (getauft 1. Jan. 1823 zu Kiskörös), erhielt von ſeinen armen Aeltern nur eine dürftige Erziehung und verbrachte eine ſehr wechſelvolle und ſtürmiſche Jugend theils als gemeiner Soldat, theils als untergeordnetes Mitglied einer wandernden Schauſpielertruppe. Bereits 1843 machte er ſich durch zahlreiche Gedichte in Zeitſchriften bekannt, von denen der Nationalgeſellſchafts-Verein 1844 eine Sammlung veranſtaltete. Bald darauf erſchienen von ihm in raſcher Folge das komiſche Heldengedicht «A' helység kalapácsa» («Der Hammer des Dorfes», 1844), das Nationalepos «János vitéz» («Der Held Jánas», 1845) und mehrere Hefte anderer, meiſt lyriſcher Dichtungen (1845), wodurch er ſeinen Ruf begründete. Seit 1844 bei der Redaction der «Divatlap» beſchäftigt, übernahm er im Juli 1847 mit M. Jókai die Redaction der «Életképek», welche er mit ſeinen Gedichten und auch mit einigen ſehr gelungenen Darfnavellen bereicherte. Minder glücklich zeigte er ſich im Roman, und namentlich war ſein «A' hóhér' kötele» (Peſth 1846; deutſch: «Der Strick des Henkers», Halle 1852) entſchieden verfehlt. Im Drama verſuchte er ſich mit dem Stücke «Tiger und Hyäne» (Peſth 1846); auch veröffentlichte er eine gelungene Ueberſetzung von Shakſpeare's «Coriolan» (1848). Im März 1848 trat P. an die Spitze der peſther Jugend, welche durch die bekannten 12 Nationalforderungen den Sieg der Revolution in Peſth herbeiführte. P.'s geniales Gedicht «Most vagy soha» («Jetzt oder nie») beſtimmte die Richtung dieſer Bewegung und war das erſte cenſurfreie gedruckte Manuſcript in Ungarn. Nachdem er ſich in Kleinkumanien vergeblich um einen Sitz in der peſther Nationalverſammlung beworben, vertauſchte er beim Beginn des Revolutionskampfes die Feder mit dem Schwerte und kämpfte ſpäter an Bem's Seite, der ihn zu ſeinem Adjutanten ernannte. Infolge eines Zerwürfniſſes mit Mészáros, der ihm ſeine Unfügſamkeit in die Militärdisciplin nicht nachſehen wollte, verließ er im Mai 1849 den Dienſt, um wieder ausſchließlich der Poeſie zu leben. Beim Herannahen der Ruſſen trat er abermals als Adjutant Bem's in den Dienſt. Als ſolcher fiel er 31. Juli 1849 in dem Treffen bei Szegesvár. P. hatte auch während des Revolutionskampfes ſeine dichteriſche Thätigkeit fortgeſetzt, und eine große Zahl ſeiner glutvollen Schlachtenlieder aus jener Zeit iſt in «Hangok a multból» (Lpz. 1851; deutſch unter dem Titel: «Nationallieder der Magyaren», überſetzt von Baſſi und Benkö, Braunſchw. 1852) geſammelt worden. Seine frühern Gedichte erſchienen in einer ausgewählten Sammlung (2 Bde., Peſth 1847). Nachdem ein Theil derſelben ſchon früher von Dux (Wien 1846) ins Deutſche übertragen worden war, bemühte ſich namentlich Kertbeny (Benkert), den genialen Nationaldichter der Ungarn auch den Deutſchen bekannt zu machen («Held Jánas», Stuttg. 1851; «160 lyriſche Dichtungen», 4. Aufl., Elberf. 1866; «Dichtungen», Lpz. 1858; «16 erzählende Dichtungen», 3. Aufl., Prag 1866). Außerdem haben Szarvady und Hartmann eine Auswahl (Stuttg. 1853) und Opitz eine Uebertragung der «Lyriſchen Gedichte» (2 Bde., Peſth 1864) geliefert. Ins Engliſche wurde ein Theil der Dichtungen P.'s von Bowring (Lond. 1866) übertragen.

Petra, die alte, jetzt in Ruinen liegende Hauptſtadt der Nabatäer (ſ. d.), mitten in dem wüſten Peträiſchen Arabien, 15—16 M. im Nordnordoſten vom Aelanitiſchen oder Golf von Akabah (ſ. d.) und 10 M. im Südſüdoſten vom Todten Meer, öſtlich von der Bodenſenkung El-Arabah, in einem von den ſteilen, klippigen Felsmaſſen des Gebirges Seïr (jetzt Dſchebel-Schera) umſchloſſenen Keſſel gelegen, war lange als Knotenpunkt des Karavanenhandels zwiſchen Syrien und Arabien ein commerziell und politiſch ſehr bedeutender Ort und wurde unter Trajan 105 von A. Cornelius Palma eingenommen. Noch bis in das 6. Jahrh. iſt derſelbe als Biſchofsſitz erwähnt, verſchwand aber ſeit der Eroberung durch die Araber aus der Geſchichte und blieb vergeſſen, bis er von Burckhardt wieder entdeckt, von Irby und Mangles, Banks und Leigh, vom Grafen Léon de Laborde, Linant, Hamilton, Robinſon, Stephens u. a. beſucht und ſeitdem vielfach beſchrieben wurde. Die großartige Trümmerſtätte der merkwürdigen Stadt, nach einem ſie durchſetzenden Bache jetzt Wadi- oder Ued-Muſa (Moſesthal) genannt, weiſt außer einer ungeheuern Menge zerfallener und zerſtreuter Reſte von Mauerwerk, Ziegel-, Bruch- und Quaderſteinen, Fragmenten von Bildhauerarbeiten, auch noch ziemlich erhaltene Prachtbauten auf, die mit denen von Baalbek und Palmyra wetteifern und das Eigenthümliche haben, daß ſie ſich, mit Ausnahme eines Tempels, ſämmtlich an Felsmaſſen anlehnen. Die Felswände ringsum ſind von unten bis oben zu Grabſtätten ausgearbeitet, die ſich in koloſſalen Stockwerken in

den verſchiedenſten Umriſſen übereinander erheben. An der Oſtſeite zeigt ſich ein ganz in den Fels gehauenes Theater mit 33 Sitzreihen und über den oberſten der Sitze nach ein Stockwerk Felskammern mit Eingängen wie in andere Todtengrüfte. Soweit man die vom Keſſel auslaufenden Schluchten beſuchen konnte, finden ſich allenthalben die Wände zu Grabſtätten ausgearbeitet. Den bequemſten Eingang zu der Felſenſtadt bildet das Schluchtenthal, durch welches der Wadi-Muſa von Oſten her in den Keſſel eintritt. Es iſt, von ſenkrechten Sandſteinwänden eingeſchloſſen, nie über 40—50 F. breit, verengt ſich noch unten bis zu 12 F. und iſt hier durch eine offenbar künſtlich geſprengte Felsbrücke überwölbt, zu beiden Seiten mit Pfeilern verziert, zwiſchen denen Niſchen in die Felswand eingehauen. Von dieſer Brücke aber dieſem Triumphbogen aus zeigt der enge Felsſpalt 40 Minuten weit in ununterbrochener Reihenfolge Niſchen, behauene Steintafeln mit verwitterten Inſchriften, Grabſtätten, zerſtörten Sculpturen, Pfloſterreſte von Kunſtwegen, Zilge von Waſſer- und Röhrenleitungen. An dem Zuſammenſtoß dieſer mit einer andern Kluft tritt das ſtattlichſte Prachtgebäude hervor, Khasne-Fara'un (Schatzhaus des Pharao) genannt, faſt noch ganz vollendet erhalten, vom Boden bis zum Gipfel und im Innern bis zur hinterſten Kammer aus der Felswand herausgearbeitet. Vier 35 F. hohe korinth. Säulen tragen das reichverzierte Frontiſpiz des offenbar zugleich den Eingang zu einer Grabkammer bildenden untern Stockwerks. Darüber ſteht ein zweites Stockwerk, eine Attika, welche ebenfalls eine Säulenſtellung mit ſeltſam abgeſchnittenen Halbgiebeln und kuppelförmigem Mittelbau trägt. Die Höhe des Ganzen erreicht faſt 120 F. Der innere Raum enthält ein Felſengemach von 32 F. im Geviert, bei einer Höhe von 25 F., mit mehrern Nebenkammern, ſämmtlich mit glatten, ungeſchmückten Wänden. Andere hochgethürmte Grabfaçaden, nach arient. Sitte zum bedeutſamen Schmuck einer Grabkammer beſtimmt und wie die beſchriebenen ebenfalls den Stil des orient. Felſengrabs mit ſpätröm. Decoration verbindend, zeigen völlig barbariſirte Details. Vgl. das Prachtwerk von Léon de Laborde, «Voyage dans l'Arabie Pétrée» (Par. 1830—33) und deſſen «Voyage en Orient» (Par. 1837—64).

Petrarca (Francesca) iſt zwar im allgemeinen jetzt nur als der größte lyriſche Dichter Italiens bekannt, während er von ſeinen Zeitgenoſſen mit gutem Grunde vielmehr als der größte Gelehrte, Geſchichtsforſcher, Philoſoph und lat. Dichter bewundert wurde, ſowie er auch ſelbſt ſeinen Ruhm mehr auf ſeine lat. Schriften gründete, durch welche er die röm. Literatur zu erneuern aber fortzuſetzen beſtrebt war, als auf ſeine ital. Gedichte. P. ward ſeinen Aeltern, welche aus Florenz verbannt waren, zu Arezzo in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli 1304 geboren und verbrachte die erſten Jahre ſeines Lebens zu Ancifa bei Florenz und zu Piſa, ſpäter ſeine Jugend zu Avignon und Carpentras. Auf den Wunſch des Vaters mußte er wider Willen ſieben Jahre zu Montpellier und Bologna den Rechtsſtudien abliegen, wandte ſich aber nach dem Tode des Vaters (1326) ganz den claſſiſchen Studien zu. Selbſt das Griechiſche ſuchte er, wenngleich noch damaligen Umſtänden mit geringem Erfolge, in den ſpätern Jahren ſich anzueignen. P. gilt mit Recht als der erſte und bedeutendſte unter den Wiedererweckern der claſſiſchen Studien, als Vorkämpfer und Träger des Humanismus. Er iſt «nicht allein für Italien, ſondern für das ganze Abendland und die Entwickelung der menſchlichen Cultur eine hiſtor. Größe». Sein ganzes Leben hindurch ſtudirte er die Alten, ſammelte lat. Manuſcripte («Libris satiari nequeo», bekennt er einmal ſelbſt) und ſchrieb mehrere eigenhändig ab. Er entdeckte die erſte Handſchrift der Briefe Cicero's ad familiares und verſchaffte ſich auch ein erſtes, aber unvollſtändiges Manuſcript des Quinctilian. Seine lat. Werke ſind die erſten in der neuern Zeit, worin man wieder röm. Sprache findet. Als die wichtigſten ſind zu nennen: das große Werk «De vitis virorum illustrium», von Romulus bis auf J. Cäſar (herausg. von Schneider); «Rerum memorandarum libri IV»; «De remediis utriusque fortunae»; «De contemtu mundi» oder «Secretum suum» und ſehr viele kleinere Schriften. Hierzu kamen noch eine außerordentlich große Zahl von Briefen aller Art: «Ad familiares», «Ad veteres illustres», «Sine titulo», «Ad posteritatem», «Seniles» und viele noch ungedruckte. Am meiſten indeß haben und beförderten ſeinen Ruhm ſeine lat. Gedichte, Eklogen, Epiſteln und vor allem die «Africa», ein Epos in neun Geſängen über den zweiten Puniſchen Krieg, welches ihm vornehmlich die feierliche Dichterkrönung auf dem Capitol zu Rom am Oſterfeſte 1341 erwarb. Mit unglaublichem Fleiße ſchrieb P. alle dieſe Werke bei einem äußerlich ſehr bewegten Leben. Die meiſten ſind in Vaucluſe bei Avignon, wo er ein kleines Landgut beſaß und viele Jahre, doch nicht ohne Unterbrechungen durch Reiſen nach Paris, Flandern, Deutſchland und Italien, zugebracht hat, entworfen oder vollendet worden. Später, 1353, verließ er Frankreich für immer und lebte ſortan in Italien, theils in Mailand, wo er nahe an 10 J. ſich aufhielt, theils in Parma, Mantua,

Padua, Verona, Venedig und Rom, zuletzt in Arquà, einem Dorfe bei Padua, wo er sich 1370 ankaufte und am Morgen des 18. Juli 1374, auf seine Bücher niedergesunken, entschlafen gefunden wurde. Ein Denkmal ziert seine Ruhestätte. Seine Bibliothek, wovon er einen bedeutenden Theil der Republik Venedig geschenkt hatte, scheint durch Vernachlässigung verschollen zu sein.

P. war nicht blos an Gelehrsamkeit und seinem Bildungssinn seiner Zeit überlegen, sondern hatte sich auch über die Vorurtheile und den Aberglauben derselben erhoben und durchbrach siegreich, mitten in dunkler wilder Zeit, die Schranken der Scholastik. Er zeigte die Nichtigkeit der Astrologie, deckte die Lächerlichkeiten der damaligen Aerzte auf, bekämpfte aber auch die Averroisten und vertheidigte die christl. Religion. Die Verweltlichung der Kirche dagegen und die Entsittlichung des Papstthums trieb seinen freien Geist zu herben und schneidenden Ausfällen, sowol in Briefen als in Gedichten. Mehr ruhmsüchtig als ehrgeizig, begnügte er sich, da er in den geistlichen Stand getreten war, mit wenigen nicht sehr bedeutenden Pfründen und hielt sich fern von hohen Aemtern, die ihm angetragen wurden. Dagegen aber liebte er den Umgang mit den Großen, wie er denn namentlich mit der Familie Colonna in Rom eng befreundet war und viele Jahre in der Nähe mehrerer ital. Fürsten, vorzüglich der Visconti zu Mailand, gelebt hat. Vom König Robert von Neapel ward er hoch geehrt, von mehrern Päpsten zu Geschäften gebraucht und von Kaiser Karl IV. mit Auszeichnung empfangen. Viele hervorragende Männer seiner Zeit, namentlich Boccaccio, gehörten zu seinen nächsten Freunden. Mehreremal wurden ihm Gesandtschaften übertragen, welche ihn zu Reisen nach Neapel, nach Frankreich, nach Basel, nach Prag, nach Venedig, nach Rom veranlaßten; überall wurde er persönlich ausgezeichnet, ohne daß man sagen könnte, daß er in seinen diplomatischen Geschäften glücklich gewesen wäre. Die Beschäftigung mit den alten Römern, mit denen P. wie kein anderer vertraut war, wirkte auch auf seine polit. Ansichten: das hohe Bild des republikanischen Rom trat ihm neben der Idee des röm. Imperiums vor die Seele. Daher seine begeisterte Hingabe an Cola Rienzi, den Tribunen, und dessen verfehltes Unternehmen. P.'s edeln Freimuth und reine Liebe zum Vaterlande bezeugen seine ernsten und oft bittern Ermahnungen an mehrere Päpste, um sie von Avignon nach Rom zurückzuführen, und an Kaiser Karl IV., von welchem er die endliche Beruhigung Italiens, aber vergeblich, erwartete. Florenz suchte ziemlich spät, 1351, ihn für die dort 1348 errichtete Universität zu gewinnen und bot ihm die Rückgabe des väterlichen, einst eingezogenen Erbes an. Er lehnte den Ruf ab, und so unterblieb auch die Rückgabe der übrigens unbedeutenden Güter. Unendlich mehr als alle seine lat. Schriften haben P.'s ital. Gedichte seinen Namen unsterblich gemacht. Die Sammlung seiner «Rime», der sog. «Canzoniere», besteht aus Sonetten, Canzonen, Balladen, Madrigalen u. s. w., worin er auch zuerst seine ideale, wo nicht gar erdichtete Liebe zu einer provenzalischen Dame Lauro (s. d.) und später seinen Schmerz über ihren 1348 erfolgten Tod ausspricht. Ueber 40 J. lang hat er an diesen Gedichten gearbeitet, da er noch 1369 mit dem Ausfeilen derselben beschäftigt, seine Bekanntschaft mit Laura aber 1327 entstanden war. Die spät gedichteten «Trionfi» haben weniger poetischen Werth. Seine «Rime» sind unendlich oft gedruckt; die erste Ausgabe erschien zu Venedig 1470; die correcteste ist die von Morfand (2 Bde., Padua 1819). Der großen Zahl von ältern Commentatoren reihen sich in neuerer Zeit Tassoni, Muratori und Leopardi als die bedeutendsten an. P.'s Poesien sind in viele Sprachen übersetzt; ins Deutsche vollständig von Förster (3. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1851), von Kekule und Biegeleben (2 Bde., Stuttg. 1844) und zuletzt sehr gelungen von Krigar (2. Aufl., Hannov. 1866). Auch die sämmtlichen Werke P.'s sind mehrmals gedruckt (Bas. 1495, 1496; Vened. 1501 fg.). Die Briefe P.'s («De rebus familiaribus et variae») hat Jos. Fracassetti (3 Bde., Flor. 1859—63) kritisch gesichtet neu herausgegeben. Das Leben P.'s ist außer in bekannten Literaturgeschichten mehrfach beschrieben worden. Tomasini («Petrarca redivivus»), La Bastie, Jacques de Sade («Mémoires pour la vie de Pétrarque»), Baldelli, Levati («Viaggi di F. P. in Francia»), Ugo Foscolo, Thomas Campbell («Life and times of Petrarch», 2 Bde., 2. Aufl. 1843) bieten den meisten Anhalt. Eine gute Würdigung P.'s enthält G. Voigt's «Wiederbelebung des classischen Alterthums» (Berl. 1859). Eine Bereicherung der P.-Literatur und Anstoß zu erneutem Forschen gab die Veröffentlichung bisher unbekannter Sonette in den «Monumenta saecularia» der münchener Akademie, 1859. Dieselben, 114 an der Zahl, finden sich in einer jetzt münchener, früher augsburger Handschrift, welche wahrscheinlich vom gelehrten Markus Welser aus Rom mitgebracht worden war. Daß diese theils politischen, theils Liebes- oder Lauraſonette P. zum Urheber haben, hat der Herausgeber, E. M. Thomas, sowol in einem besondern Vortrag «Ueber neuaufgefundene Dichtungen Francesco P.'s» (Münch. 1858) als in den «Prolegomena» des Prachtdrucks zu erhärten

gesucht. Beachtenswerthe «Beiträge zum Verständnisse neuaufgefundener Sonette P.'s» hat Macht veröffentlicht (Hof 1859).

Petrefacten oder Versteinerungen nennt man die ganz oder auch nur theilweise in Steinmasse verwandelten Ueberreste früherer Organismen, welche sich in den verschiedenen Schichten der Erdrinde vorfinden. Die Umwandlung, welche dieselben mit der Zeit erlitten haben, bedingt folgende Hauptunterschiede der P. Sie sind entweder ganz unveränderte Einschlüsse, durch die Umhüllung von Bernstein, Kalktuff, Kieselsinter u. dgl. erhalten (Incrustationen), oder es ist, wie z. B. bei kalkigen Theilen (Schalen, Knochen und Korallen), nur die thierische Substanz zerstört und der kalkige Theil unverändert geblieben (Calcinate), oder an die Stelle der früher vorhandenen Pflanze oder des Thieres ist mit mehr oder minder vollkommener Beibehaltung der äußern oder innern Form eine Steinmasse, z. B. kohlensaurer Kalk, Kiesel, Schwerspat, Flußspat, Eisenstein u. s. w. getreten (eigentliche P.); oder endlich die organischen Körper selbst sind verschwunden, haben aber in dem umgebenden oder ausfüllenden Gestein ein Abbild ihrer Form zurückgelassen (Abdrücke und Steinkerne). Die wissenschaftliche Eintheilung der P. kann keine andere sein als die naturhistorische, nur daß viele Abtheilungen der lebenden Natur keinen Repräsentanten unter den P. haben und in andern Fällen das Umgekehrte stattfindet. Zu genauer Erkenntniß und Bestimmung der P. gehört eine um so vollständigere Vertrautheit mit dem betreffenden Zweige der Naturgeschichte, als von größern und höher entwickelten Pflanzen und Thieren fast nie vollständige Exemplare, sondern nur einzelne Theile außer allem Zusammenhange, z. B. Blätter, Zapfen, Stammstücken, Zähne, Fischschuppen, einzelne Knochen, Glieder von Gliederthieren u. s. w., gefunden werden und überdem natürlich alle Bestimmung nur nach der äußern, oft bis zur Unkenntlichkeit abgestumpften Form geschehen muß. Die neuere Zeit hat in dieser Beziehung außerordentlich viel gethan. Die Petrefactenkunde oder Paläontologie ist aber wichtig, einmal als nothwendige Vervollständigung des Materials zu einer Geschichte der Organismen und in dieser Rücksicht besonders durchgeführt in Bronn's «Geschichte der Natur», dann aber als Hülfsmittel der Geologie (s. d.) für Altersbestimmung der Gesteinsschichten. Die aus der Lagerung erkannte Altersreihe der fossilen Organismen läßt eine stete Zunahme und dabei einen steten Wechsel der Arten erkennen. Die höher organisirten Pflanzen und Thiere sind erst nach und nach im Laufe großer Perioden zu den niedriger organisirten und von den jetzt existirenden am meisten abweichenden hinzugekommen. Die besten Handbücher der Petrefactenkunde sind die von Bronn («Lethaea geognostica», 3 Bde., Stuttg. 1856) und Quenstedt (2. Aufl., Stuttg. 1865 fg.).

Petrikau, poln. Piótrkow, eine Kreisstadt in der ehemaligen Wojwodschaft und dem 1866 errichteten Gouvernement Kalisch des Königreichs Polen, $19^1/_2$ M. im Südwesten von Warschau, mit 11810 E. (1865), einem schönen Rathhaus, mehrern Kirchen und Klöstern, einer Realkreisschule und andern Unterrichtsanstalten sowie einem verödeten Schloß. Der Ort ist eine der ältesten poln. Städte und dadurch denkwürdig, daß hier im 15. und 16. Jahrh. poln. Reichstage gehalten und die Könige gewählt wurden. Nach Stephan Bathori's Bestimmung trat hier von 1578 an auch der oberste Gerichtshof des Reichs, das sog. Tribunal, aus dem Adel und der Geistlichkeit jährlich für Großpolen zusammen, wodurch die Stadt großen Ruf erlangte. 1562 fand in P. eine Disputation zwischen Katholiken und Socinianern statt. 1702 wurde die Stadt von den Schweden gebrandschatzt, diese aber von den Polen überfallen und ihrer Beute beraubt. 1769 wurden die Conföderirten von Bar von den Russen hier geschlagen.

Petrographie oder Gesteinslehre heißt derjenige Theil der Geognosie, welcher sich mit der Beschreibung der Gesteinsarten beschäftigt; petrographische Karten sind daher solche, welche die Vertheilung der Gesteine auf der Erdoberfläche darstellen.

Petroleum (neulat.), deutsch Steinöl, Erdöl, Bergöl, ist der Name für diejenigen Arten des Bitumen (s. d.), welche in dünnflüssiger, ölartiger Consistenz erscheinen. Das P. ist demnach stets ein Naturproduct, und durch Kunst auf dem Wege chem. Processe dargestellte Oele gehören nicht zum P., selbst wenn sie dessen wesentliche Eigenschaften besitzen, wie das Hydrocarbür (s. d.). Das schon den Alten bekannte Erdöl findet sich in seltenen Fällen fast farblos (wo es den Namen Naphtha führt), gewöhnlich ist es gelb, bräunlich oder gräulichblau; es hat einen eigenthümlichen und unangenehmen Geruch. Die Orte seines Vorkommens sind zahlreich: die Gegend von Baku am Kaspischen Meere im russ. Transkaukasien, Persien, Hinterindien, Java; die Karpathen in Galizien, Kroatien, die Walachei, Oberitalien (Parma, Piacenza, Modena), Neufchâtel in der Schweiz, Bechelbronn im Elsaß, Languedoc, Gascogne, Colebrookdale in England. In Deutschland kommt es vor zu Kleinschöppenstädt im Braunschweigischen, an

mehrern Orten unweit Hannover, bei Tegernsee in Baiern. Aber alle bisher genannten Vorkommnisse stehen weit zurück gegen das Auftreten des P. in Nordamerika, besonders in Pennsylvanien und Canada, wo seit etwa 1858 eine so schwungvolle Ausbeutung sich entwickelt hat, daß aus jenen Gegenden ungeheuere Massen des Oeles versandt werden, welches gegenwärtig eins der gebräuchlichsten Brennmateriale für Lampen geworden ist. Die Gewinnung geschieht durch Anlage von Brunnen, aus welchen man das Oel durch Pumpen zu Tage hebt. Die Gesammtlieferung Pennsylvaniens betrug 1861 schon über 5 Mill. Liter und war 1864 auf ungefähr 180 Mill. Liter gestiegen. Das P. im allgemeinen ist ein natürliches Gemisch verschiedener flüssiger Kohlenwasserstoffe, welche in ungleichem und theilweise hohem Grade flüchtig sind. Am merkwürdigsten verhält sich in dieser Beziehung das pennsylvanische P., welches roh in solchem Grade leicht entzündlich ist, daß es schon durch die bloße Annäherung einer Flamme in Brand geräth. Die davon herrührende außerordentlich große Feuergefährlichkeit, welche schon furchtbare Unglücksfälle hervorgerufen hat, verhindert den directen Verbrauch und nöthigt zu dem sog. Raffiniren, welches hauptsächlich in einer Destillation zur Abscheidung der allerflüchtigsten und entzündlichsten Theile besteht. Letztere, welche man mit dem Namen Petroleumspiritus oder Petroleumäther bezeichnet, scheinen noch keine erhebliche Verwendung gefunden zu haben, obschon es an Versuchen und Vorschlägen hierzu nicht gefehlt hat. Das gereinigte, für den Gebrauch in Lampen bestimmte P. soll wenig oder gar nicht gefärbt sein, nicht besonders stark riechen, ein specifisches Gewicht nicht geringer als 0,820 haben und sich bei gewöhnlicher Zimmerwärme selbst durch die Berührung mit der Flamme eines brennenden Zündholzes oder Papierstreifens nicht entzünden lassen.

Petronell, Marktflecken im Bezirke Hainburg (Kreis Unter-Wiener-Wald) des österr. Kronlandes Oesterreich unter der Ens, mit 1200 E., hat eine sehr alte Pfarrkirche zur heil. Petronilla und drei Kapellen, worunter die sehenswerthe Johanniskapelle von runder Form mit der gräfl. Traun'schen Familiengruft. Von P. bis Deutsch-Altenburg (s. d.) erstreckt sich die Stätte der alten Stadt Carnuntum. Unter den zahlreichen Alterthümern aller Art, die hier fortwährend aufgefunden werden, befindet sich auch das sog. Heidenthor, die eine Viertelstunde südlich des Fleckens mitten auf dem Felde befindliche Ruine eines Triumphbogens, den Augustus dem Tiberius nach der Eroberung Pannoniens errichten ließ. Von P. bis in die Gegend des vormaligen Neusiedlersees, 5 St. weit, ziehen sich Ueberreste einer merkwürdigen Verschanzung unbekannten Ursprungs, die 1683 von den Oesterreichern gegen die Türken noch gebraucht werden konnte.

Petronius, Arbiter, der Verfasser eines nur in bedeutenden Bruchstücken (aus dem 15. und 16. Buche des Originalwerks) auf uns gekommenen lat. Romans, der in Mischung von Prosa und Poesie, von Bücher- und Vulgärsprache das Leben und Treiben in einer Provinzialstadt während der frühern röm. Kaiserzeit mit stark auftragenden Farben, namentlich mit entschiedener Vorliebe für das Obscöne, schildert. Derselbe ist höchst wahrscheinlich der besonders aus Tacitus (Annalen, Buch 16) bekannte Cajus (oder Titus) P., welcher, nachdem er die hohen Staatsämter eines Proconsuls von Bithynien und eines Consuls bekleidet hatte, als Meister in der Kunst des raffinirtesten Sinnengenusses eine Zeit lang eine bedeutende Rolle als Maître de Plaisir an dem Hofe des Kaisers Nero spielte und deshalb den Beinamen «Arbiter», Hofrath (der Liederlichkeit und Ueppigkeit) erhielt, im J. 67 aber, durch die Intriguen seines Nebenbuhlers Tigellinus gestürzt, seinem Leben durch Oeffnung der Adern ein Ende machte. Die Ansicht einiger Gelehrten, daß der Roman, dessen bedeutendstes Bruchstück, «Das Gastmahl des Trimalchio», erst um 1650 in Tran in Dalmatien in einer jetzt in der pariser Bibliothek befindlichen Handschrift entdeckt wurde, erst dem 3. Jahrh. n. Chr. angehöre, ist irrig. Die von Fr. Nodot (Par. 1693) angeblich aus einem belgrader Codex veröffentlichten Supplemente sind das Erzeugniß eines groben literarischen Betrugs. Die beste Ausgabe des Romans ist die von Bücheler (Berl. 1862); deutsche Uebersetzungen desselben lieferten W. Heinse (2 Bde., Schwabach, angeblich Rom, 1773 und wiederholt 1783, beidemal ohne Namen des Uebersetzers), Gröninger (Berl. 1796, wiederholt, ohne den Namen des Uebersetzers, Blankenb. 1798 und Lpz. 1804) und ein Ungenannter («Schilderung eines röm. Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero»; Berl. 1843).

Petropawlowsk oder Peterpaulshafen, der befestigte Hauptort des gleichnamigen, die Halbinsel Kamtschatka umfassenden Bezirks des ostsibir. Küstengebiets, liegt am nördl. Theil der Awatschabai, einer Bucht des Kamtschatkischen Meeres, und ist der Sitz einer Commandantur und der Bezirksbehörden, bildet aber, seitdem der Ort (1856) der Oberbehörde zu Nikolajewsk (s. d.) am Amur unterstellt worden und dadurch viel an Bedeutung verloren hat, nur noch eine kleine Ansiedelung von Blockhäusern mit 538 E. (1862). Der Hafen ist sicher und geräumig.

Der Ort ist nach den beiden Fahrzeugen (Peter und Paul) des Seefahrers Behring benannt, dem auch im Garten des Commandanten ein Denkmal errichtet. Ein anderes Denkmal, auf einer Erhöhung der Landzunge, welche den Hafen bildet, ist Lapeyrouse gewidmet. Von Petersburg ist P. beinahe 1900 M., von der russ.-preuß. Grenze, von Tauraggen bei Tilsit, fast 2000 M. entfernt, überhaupt die größte Entfernung zweier Orte im russ. Reiche. In der Nähe von P. erhebt sich der Vulkan Awatscha, aus dem 8. Aug. 1827 ein so bedeutender Aschen- und Staubauswurf stattfand, daß die Stadt P., wie einst Pompeji, auf mehrere Stunden des Tags in völlige Nacht gehüllt war, und die 14000 F. hohe Streloschnaja-Sopka. Am 31. Aug. und 1. Sept. 1854 wurde P. von franz. und engl. Schiffen ohne Erfolg angegriffen. Nachdem es einige Zeit darauf von den Russen freiwillig geräumt worden, besetzten den Platz 15. Mai 1855 franz. und engl. Truppen, welche die Befestigungswerke zum Theil schleiften. — P. heißt auch eine Stadt im sibir. Gouvernement Tobolsk, im Kreise und am Flusse Ischim, 48 M. südlich von Tobolsk an der großen Heerstraße durch das Land der Mittlern Kirgisenhorde nach Turkestan (Taschkend) gelegen. Der Ort zählt 9090 E. (1862) und ist die Hauptfestung der Ischimschen Linie gegen die Kirgisensteppe und die bedeutendste Zollstätte sowol für den Verkehr mit den Kirgisen als auch für den Handel mit den Nachbarstaaten Mittelasiens. Während 1842 die Einfuhr nur einen Werth von 825481, die Ausfuhr von 715926 Silberrubeln repräsentirte, war 1862 der der erstern auf 2,740943, der der letztern auf 1,787691 Silberrubel gestiegen.

Petropolis, Stadt und deutsche Colonie in der brasilian. Provinz Rio-Janeiro, im Norden der Hauptstadt gelegen und von dieser aus mit dem Dampfschiffe auf der Bai und mit der Eisenbahn in 4 St. erreichbar, ist der Sommersitz des Kaisers und vieler vornehmer Familien der Hauptstadt. Die Colonie liegt in einer kesselartigen Einsenkung innerhalb der Serra d'Estrella, die Stadt mit dem kaiserl. Palast, zahlreichen eleganten Villen und großen Hotels in 3227 F. Meereshöhe. Die Eisenbahn von P., $2^5/_8$ Legaas lang, die älteste in Brasilien, wurde 30. April 1854 dem Verkehr eröffnet. Das Klima ist angenehm, vorzüglich während des Winters, und noch für das Gedeihen des Kaffeebaums und der Banane warm genug. Die Colonie wurde 1845 unter Leitung des Ingenieurs Major Köhler gegründet. Derselbe hatte der Regierung vorgeschlagen, 300 deutsche Straßenarbeiter anzunehmen für den Bau der Kunststraße über die Serra d'Estrella, durch welche der wichtige Handelsweg nach der Provinz Minas-Geraes verbessert werden sollte. Statt jener Zahl schickten aber Köhler's Agenten, Delrue und Comp. in Dünkirchen, 2300 Auswanderer, welche, unter den üblichen Verlockungen, hauptsächlich aus den Rheingegenden zusammengebracht waren. Nachdem dieselben schon auf der Reise durch Hunger, Durst und Mishandlung viel gelitten, fanden sie bei ihrer Ankunft nicht die geringste Vorsorge getroffen und sich dem tiefsten Elende preisgegeben. Der Kaiser Dom Pedro siedelte endlich die Unglücklichen auf seiner Fazenda Corrego-seco, dem jetzigen P., an und beschloß zugleich die Erbauung eines Sommerpalastes daselbst. Erst nach längerer Zeit gelangten die Colonisten unter großen Mühen in einigermaßen erträgliche Verhältnisse, besonders da der Boden ihrer Landlose von schlechtester Beschaffenheit war. Nach Herstellung der Serrastraße und der Eisenbahn nebst der Dampfbootverbindung nach Rio-Janeiro nahm der Flecken P. selbst einigen Aufschwung und wurde alsbald zur Cidade erhoben. 1856 belief sich die Zahl der deutschen Colonisten auf 2808, von denen sich die Handwerker in der Stadt niedergelassen. Seitdem aber die Einwohnerzahl von P. auf 7—8000 gestiegen, ist das german. Element ein ganz secundäres geworden. Die junge Generation hat schon größtentheils brasilian. Sitte und Sprache angenommen, namentlich der weibliche Theil.

Petrus, eigentlich Simon, einer der angesehensten unter den Aposteln Jesu, geboren zu Bethsaida in Galiläa, war der Sohn eines Fischers Namens Jona und betrieb, wie sein Bruder Andreas (s. d.), vor seiner Berufung das Gewerbe seines Vaters. Den Beinamen P. (aramäisch Kephas, d. h. Fels), den er als Apostel führte, läßt die evang. Erzählung bei Matthäus (16, 18), die auch im vierten Evangelium (Joh. 1, 43) noch nachklingt, ihm bei Gelegenheit seines Bekenntnisses zu Jesu als dem Messias durch Jesus selbst beigelegt werden, der auf «diesem Felsen» seine «Kirche» habe bauen wollen. Indeß ist diese Erzählung wahrscheinlich spätern Ursprungs. Unter den Jüngern Jesu nahm er von Anfang an eine hervorragende Stellung ein und gehörte mit seinem Bruder Andreas und den beiden Söhnen des Zebedäus, Jakobus und Johannes, zu dem engern Jüngerkreise. Die Evangelien lassen ihn gewöhnlich im Namen der übrigen Jünger das Wort führen und schildern ihn als rasch und feurig in Wort und That. Neben Erzählungen wie die ebenerwähnte von seinem freudigen Bekenntnisse zu Jesu stehen freilich andere, in denen er als vorwitzig und schnell wieder kleinmüthig und verzagt geschildert wird. Noch

bei der Gefangennahme Jesu, mit dem er eben noch alle Gefahren zu theilen sich entschlossen zeigte und den er kurz nachher im Vorhofe des hohenpriesterlichen Palastes verleugnete, zeigt sich dieses sein sanguinisches Temperament, das ihn freilich eben nicht als «Felsenmann» erscheinen läßt. Nach Jesu Tode genoß er in der Urgemeinde mit Jakobus und Johannes das höchste Ansehen, blieb bei wichtigen Gelegenheiten der Wortführer der Apostel und galt noch lange nachher als das Haupt der ältesten Nazarener. Letztere Stellung mußte er freilich mit Jakobus, dem Bruder Jesu, theilen, der bei der strengern judenchristl. Partei wegen der Festigkeit seiner Grundsätze noch höher angesehen war und gelegentlich auch auf Petrus seinen Einfluß geltend machte, wenn dieser gegen die freiere paulinische Richtung sich zu nachgiebig zeigte. Ueber die Stellung, welche P. in den Kämpfen zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum einnahm, sind wir leider nur sehr unzureichend unterrichtet. Die Apostelgeschichte, die in ihrem ersten Theile sich vorzugsweise mit ihm beschäftigt, führt die erste Heidenbekehrung (die Taufe eines röm. Hauptmanns Cornelius) auf ihn zurück, läßt ihn den Einwendungen der streng judenchristl. Richtung gegenüber das Princip der gesetzesfreien Heidenmission zu wiederholten malen siegreich verfechten und überhaupt ganz für die paulinischen Anschauungen eintreten, während sie gegentheilige Daten consequent verschweigt. Aus den Briefen des Paulus wissen wir aber, daß P. auch bei der Vereinbarung der ältern Apostel mit Paulus auf dem sog. Apostelconvent dabei blieb, das Evangelium nur den Juden zu predigen, und bald nachher bei einem Besuche in Antiochien die Gemeinschaft mit den dortigen Heidenchristen auf Veranlassung einiger Abgesandten des Jakobus wieder aufgab, eine Wankelmüthigkeit, um derentwillen ihn Paulus mit scharfen Worten zu Rede stellte. Die Meinung, daß P. dem Paulus sofort wieder nachgegeben habe, ist durch nichts begründet. Vielmehr datirt von jenem Streite zu Antiochien die förmliche Trennung des Paulus von seinem bisherigen Missionsgehülfen (s. Barnabas), und später konnten nicht blos die judenchristl. Sendlinge in Galatien sich ohne weiteres auf die Autorität der ältern Apostel berufen, sondern auch die judaistischen Gegner des Paulus in Korinth den Namen des P. auf ihre Fahne schreiben. Ja noch ein volles Jahrhundert später trug das strenge Judenchristenthum dem Paulus ein herbes über P. bei jenem Auftritte zu Antiochia gesprochenes Wort nach, und in derselben judenchristl. Ueberlieferung erscheint Simon P. als der echte Heidenapostel, der dem falschen Apostel Simon, unter dessen Maske kein anderer als Paulus verborgen ist, von Land zu Land nachzieht, um ihn zu bestreiten, und zuletzt in Rom ihm ein schmähliches Ende bereitet. Gegenüber dieser antipaulinischen Sage kam in der altkath. Kirche die entgegengesetzte Erzählung auf, daß beide Apostel friedlich vereint die Gemeinden zu Antiochia, Korinth und Rom gestiftet und gemeinsam zuletzt den Märtyrertod unter Nero erlitten hätten. Eine weitere Ausbildung der letztern Sage macht den P. zum ersten Bischofe von Rom und läßt ihn dieses Amt 25 J. hindurch verwalten. Letzteres ist schon chronologisch eine Unmöglichkeit; von dem ganzen Sagengewirre ist aber nicht einmal so viel geschichtlich erweislich, daß P. jemals nach Rom gekommen ist, daher auch sein angeblicher Märtyrertod zu Rom, den er «in Nachbildung des Todes Jesu am Kreuze» (nur mit den Füßen nach oben gerichtet) erlitten haben soll, auf unverbürgter Ueberlieferung beruht. Abweichend von dieser Ueberlieferung weisen vielmehr die unter seinem Namen im neutestamentlichen Kanon enthaltenen Briefe auf Babylon als seinen spätern Aufenthalt hin. Auch zum Heidenapostel hat ihn das Judenchristenthum erst zu einer Zeit gestempelt, in welcher es rathsam schien, den nicht mehr rückgängig zu machenden massenhaften Eintritt der Heiden in die Messiasgemeinde auf das Haupt der Judenapostel zurückzuführen und dadurch dem verhaßten Paulus auch diesen Ruhm zu entreißen. Immerhin bleibt es aber bei dem ganzen Wesen des P. wahrscheinlich, daß er nicht jener schroffe Parteimann war, als den man ihn später erscheinen ließ. Leicht erregbar und von wechselnden Eindrücken bestimmt, daher auch ohne die zähe Consequenz der strengern Judenchristen, mag er vielleicht auch später jener mildern Meinung sich zugeneigt haben, welche, ohne den Heidenchristen das Gesetz aufzulegen, ihre Zulassung zur Messiasgemeinde mit dem beschränkten Rechte der Proselyten des Thores gestattete und nur für die geborenen Israeliten die volle Gesetzesbeobachtung verlangt.

Von den unter des P. Namen auf uns gekommenen Briefen ist der zweite ausgemacht unecht und eins der allerspätesten Erzeugnisse der neutestamentlichen Literatur. Derselbe kennt bereits eine Sammlung paulinischer Briefe, deren Rechtgläubigkeit er durch die Autorität des Judenapostels beglaubigen soll. Aber auch der erste Brief, dessen sichtliche Abhängigkeit von den paulinischen vergeblich geleugnet worden ist, verräth nach Stil und Gedankengehalt seine Herkunft aus paulinischen Kreisen und wurde zu einer Zeit verfaßt, in welcher die Christen um ihres Namens willen bereits gerichtlichen Verfolgungen durch die heidnische Obrigkeit ausgesetzt waren, d. h.

ſchwerlich vor Domitian, vielleicht aber erſt unter Trajan. Die Gemeinden, an die er gerichtet ſein will, gehörten zum Miſſionsgebiete des Paulus, mit welchem P. auch nach dieſem Briefe im beſten Einvernehmen geſtanden hätte. Uebrigens iſt der Brief reich an tiefen und ſchönen Gedanken und verfolgt namentlich den Zweck, die Chriſten im Hinblicke auf die nahe bevorſtehende Wiederkunft Chriſti zur Standhaftigkeit im Glauben, zur Heiligkeit des Wandels und zu fröhlicher Hoffnung zu ermuntern. Dagegen gehört der ſpätere, aber dem erſten vielfach nachgebildete zweite Brief bereits einer Zeit an, in welcher die Hoffnung auf die Wiederkunft Chriſti im Erlöſchen iſt, weil die Väter entſchlafen ſind und doch alles ſo blieb, wie es war. Außer dieſen Briefen ſind dem P. noch mehrere andere Schriften beigelegt worden, unter denen das dem Hebräer-Evangelium verwandte «Petrus-Evangelium» und die «Apokalypſe des P.» in der ältern Zeit ebenfalls in kirchlichem Gebrauche waren. Letztere wurde noch zu Ende des 2. Jahrh. mehrfach zu dem neuteſtamentlichen Kanon gerechnet. Dagegen war die ſog. «Predigt des P.» eine judaiſtiſche Tendenzſchrift, welche die Grundlage der ſog. Clementiniſchen Homilien (ſ. Clemens Romanus) gebildet zu haben ſcheint. Vgl. Mayerhoff, «Einleitung in die Petriniſchen Schriften (Hamb. 1835); Weiß, «Der petriniſche Lehrbegriff» (Berl. 1855); Baur, «Paulus» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1866), und derſelbe «Der erſte petriniſche Brief» (in ſeinen «Theol. Jahrbüchern», 1856). Die röm. Kirche verehrte ſchon ſeit dem 2. Jahrh. in dem «Apoſtelfürſten» P. ihren Stifter und erſten Biſchof, deſſen Amtsdauer ſie auf die Jahre 42—67 beſtimmt. Mit Berufung auf Matth. 16, 18 betrachtet ſie ihn als das Oberhaupt der Chriſtenheit, welche Würde er auf ſeine Nachfolger auf dem röm. Biſchofsſtuhle vererbt habe. Bereits zu Ende des 2. Jahrh. zeigte man in Rom die Todesſtätten der beiden Apoſtel P. und Paulus, jene in den Neroniſchen Gärten auf dem Vatican, dieſe an der Straße nach Oſtia. Biſchof Lucius von Rom ließ die (vermeintlichen) Gebeine des P. und Paulus am 29. Juni 258 aus den Katakomben aufheben und an den Stätten beiſetzen, an welchen die Apoſtelfürſten geblutet haben ſollten. Seit jener Zeit wird der Peter-Paulstag jährlich 29. Juni gefeiert und zwar, wie man ſchon im 4. Jahrh. meinte, als Todestag der beiden großen Apoſtel. Ueber dem Grabmal des P. wölbt ſich jetzt die ſtolze Kuppel von San-Pietro in Vaticano, die berühmte Schöpfung Leo's X. Außer dem Todestage des P. feiert die röm. Kirche ſeit dem 5. Jahrh. am 18. Jan. die Errichtung des röm., 22. Febr. die des antiochieniſchen Biſchofsſtuhls durch P. (Petri Stuhlfeier). Das jüngſte der Petersfeſte iſt Petri Kettenfeier. Der Tradition nach ſoll die Kaiſerin Eudoxia, Gemahlin von Theodoſius dem Jüngern, die Ketten zum Geſchenk erhalten haben, welche der Apoſtel im Gefängniſſe zu Jeruſalem getragen hatte. Dieſe Ketten, heißt es, wären an den Papſt gekommen, der ſie in einer dem P. geweihten Kirche aufbewahrt habe. Darauf ſeien auch noch die Ketten hinzugekommen, welche der Apoſtel im Gefängniſſe zu Rom getragen. Dieſen beiden Ketten und dem P. zu Ehren ſei darauf die Kettenfeier Petri (festum Petri ad vincula) als kirchliches Feſt 1. Aug. angeordnet worden.

Petrus Lombardus, ſ. Lombardus.

Petrus de Vineis, eigentlich Pietro delle Vigne, ein berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann des 13. Jahrh., war aus Capua gebürtig und von geringer Herkunft. Von Gönnern unterſtützt, wurde es ihm möglich, zu Bologna die Rechte zu ſtudiren. Auf Kaiſer Friedrich II., der ihn zufällig kennen lernte, machte er einen ſo guten Eindruck, daß dieſer ihn ſofort in ſeinen Dienſten anſtellte und ſehr ſchnell nacheinander zum Protonotarius, Rath und Kanzler ernannte. In letzterer Stellung erwarb ſich P. das volle Vertrauen des Kaiſers, der ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog. Er widerlegte die Schmähſchriften Gregor's IX. gegen Friedrich II. mit Gründlichkeit und Witz und trug dadurch viel bei, daß der wider den Kaiſer ausgeſprochene Bannfluch ohne Wirkung blieb. Auch als Innocenz IV. 1245 den Kaiſer vor das Concil zu Lyon forderte, vertheidigte P. als Geſandter des Kaiſers ſeinen abweſenden Herrn mit aller Kraft. Ungeachtet dieſer Verdienſte wußte man ihn doch beim Kaiſer zu verdächtigen, als habe er ihm durch ſeinen Arzt Gift beizubringen geſucht. Friedrich II., durch erlittene Unfälle und wiederholte Verſuche gegen ſein Leben mismuthig und argwöhniſch gemacht, glaubte der Anklage, ließ P. die Augen ausſtechen und ihn zu Piſa ins Gefängniß ſetzen, wo der Unglückliche 1249 ſein Leben endete, indem er ſich aus Verzweiflung den Kopf an einem Pfeiler des Gefängniſſes zerſchmetterte. Von ſeinen noch vorhandenen Schriften ſind anzuführen ſeine «Epistolarum libri VI» (neueſte Ausgabe von Iſelin, 2 Bde., Baſ. 1740), im Namen des Kaiſers und in ſchlechtem Latein geſchrieben, aber eine Quelle für die Geſchichte Friedrich's II., und ſeine Abhandlung «De potestate imperiali». Vgl. Huillard-Bréholles, «Vie et correspondance de P.» (Par. 1864).

Petſchenegen, ein wildes Nomadenvolk türk. Stammes, das ſich ſelbſt Kangli oder Kan-

gar nannte, bei den Russen Petschenegi, bei den Deutschen Pecinaci oder Pizenaci, bei den Griechen Bissêni genannt, wohnten ursprünglich zwischen der Wolga und dem Jaik und wurden durch die Wolga von den Chazaren geschieden, während sie im Süden und Südosten die Uzen zu Nachbarn hatten. Vom 9. bis zu Ende des 11. Jahrh. spielen sie eine wichtige Rolle in der Geschichte Europas, indem durch sie gewissermaßen die Zeiten der Völkerwanderung wiederholt wurden. Zuerst traten sie 839 auf, wo sie einen Einfall in das Chazarenreich machten und sodann 867 die Slawen in Kiew, die kurz zuvor nach den Chazaren zinsbar gewesen waren, bekriegten. Da sich aber die Chazaren, Uzen und Slawen gegen den gemeinsamen Feind verbanden, so wurden die P. aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben, die nun die Uzen in Besitz nahmen. Nach längerm Umherirren fielen sodann die P. über die Ungarn zwischen dem Don und Dniestr her und vertrieben diese, die bisher den Chazaren unterworfen gewesen waren, 883, trotz alles Widerstandes und trotz der Hülfe der Chazaren aus ihren Sitzen. Bald herrschten sie nunmehr wieder vom Don bis an die Aluta. Um diese Zeit, wo sie den Höhepunkt erreicht, zerfielen sie in acht Stämme, von denen vier auf der Ostseite des Dnjepr, an den Grenzen der Uzen, Chazaren und Alanen, und vier auf der Westseite des Dnjepr, in Galizien, Siebenbürgen, am Bug, in der Moldau und einem Theile der Walachei ansässig waren. In späterer Zeit war besonders das Byzantinische Reich den Angriffen der P. ausgesetzt. 970 zogen sie vereint mit den Russen gegen Konstantinopel. Zwischen 997 und 1038, zur Zeit Stephan's des Heiligen, bauten sie sich an der Grenze von Mähren an. 1010 fielen sie in Bulgarien und Thrazien ein, kamen 1028 auf einem Streifzuge bis nach Thessalonich, eroberten 1048 einen großen Theil Bulgariens und zogen 1049 über die Donau, wo sie um Driadiza und Nissa ihre Sitze aufschlugen. Zur Zeit der Kreuzzüge, wo wir sie besonders in Serbien, Bulgarien, Dardanien und Kleinscythien finden, machten sie den Kreuzfahrern ihre Züge durch jene Länder oft sehr beschwerlich und brachten ihnen mehr als eine Niederlage bei. Später wurden sie von den Griechen und Ungarn häufig geschlagen, obwol sie erstern in Verbindung mit den Walachen auch in der Folge noch manche Verluste beibrachten. Im 12. Jahr. besaßen sie noch einen kleinen Theil von Siebenbürgen, waren indeß schon größtentheils den Magyaren steuerpflichtig, mit denen sie sich dann ganz und gar verschmolzen, sodaß sie schon im 13. Jahrh. aus der Geschichte verschwinden.

Petschóra, ein auf der Westseite des nördl. Ural entspringender Fluß von etwas über 150 M. Länge und einem Flußgebiete von mehr als 3000 Q.-M., durchströmt die drei russ. Gouvernements Perm, Wologda und Archangelsk. Der Fluß hat ein sehr geringes Gefälle und wird daher nicht weit von seinem Ursprunge schon schiffbar, ist aber den größten Theil des Jahres mit Eis bedeckt und die Schiffahrt deshalb auf ihm nur unbedeutend. Auch hat er im Gouvernement Archangelsk jene große berüchtigte Moorfläche, die man die samojedische Tundra nennt, zu durchfließen, wo von Handel und Verkehr kaum die Rede ist. Zwischen 67 und 68° nördl. Br. ergießt sich die P., nachdem sie sich zuvor in viele Arme getheilt hat, zwischen welchen viele wüste, nur von Seehunden bewohnte Inseln liegen, an der Küste von Malaja-Semlja, in das nördl. Eismeer. Ihr größter Nebenfluß ist die im Samojedenland entspringende Ussa, die sich bei dem Flecken gleiches Namens mit ihr vereinigt. Die Bevölkerung an diesem traurigen Flusse besteht aus nomadisirenden Samojeden, Syrjänen und einigen Russen, die sich in dem kleinen Orte Pustosersk nahe der Mündung niedergelassen haben. Von hier aus wird ein schwunghafter Handel mit Lachsen, an denen die P. überreich ist, getrieben.

Pettenkofer (Max von), einer der namhaftesten deutschen Forscher, geb. 3. Dec. 1818 auf der Einöde Lichtenheim bei Neuburg an der Donau, erhielt seinen ersten Unterricht in der Dorfschule zu Lichtenau, bis er nach München in das Haus seines Oheims, des als Chemiker bekannten Leib- und Hofapothekers Franz Xaver P. (geb. 3. Dec. 1783 zu Pabenhausen, gest. 12. März 1850 zu München) kam, der seine Erziehung und Ausbildung in väterlicher Weise übernahm. Nachdem er zu München die Lateinschule und das Gymnasium besucht, widmete er sich auf der Universität daselbst pharmac. und medic. Studien und erwarb sich 1843 die Doctorwürde der Medicin. Ohne Neigung für die Laufbahn des praktischen Arztes, wandte er sich, besonders auf Anregung des Mineralogen und Chemikers von Fuchs, mehr und mehr der Chemie zu und arbeitete zu seiner weitern Ausbildung in den Laboratorien der Professoren Kaiser in München, Scherer in Würzburg und Liebig in Gießen. Nach seiner Rückkehr nach München war P. zunächst seit 1845 als Assistent an der Münze praktisch thätig, bis er 1847 als außerord. Professor in die medic. Facultät der Universität berufen ward. 1850 erhielt er die Leitung der königl. Leib- und Hofapotheke und 1853 eine ordentliche Professur. 1846 ward er zum außerordentlichen, 1856 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt.

In allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten zeigt P. das Bestreben, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen für die Bedingungen und Bedürfnisse des menschlichen Lebens praktisch zu verwerthen. Dies bekunden unter anderm schon seine frühern Arbeiten über Affinirung des Goldes und über die große Verbreitung des Platins, über die Unterschiede zwischen den engl. und deutschen hydraulischen Kalken u. s. w., über Ofenheizung und Luftheizung, sowie die erfolgreiche Erfindung, aus Holz ein hell leuchtendes Gas zu erzeugen. In den weitesten Kreisen bekannt wurde P.'s Name besonders durch seine Arbeiten über den Luftwechsel in den Wohngebäuden (Ventilation), durch seine Untersuchungen über Respiration (für welche er erst einen neuen Apparat erfinden mußte), vor allem aber durch seine Forschungen und Beobachtungen über die Verbreitungsart der Cholera in ihren Beziehungen zu Bodenbeschaffenheit und Grundwasser, welche er in den «Untersuchungen und Beobachtungen über die Verbreitungsart der Cholera» (Münch. 1855) und in dem Hauptberichte über die Cholera 1854 in Baiern veröffentlichte und bei dem abermaligen Auftreten der Epidemie (seit 1865) in ausgedehntem Maße weiter führte. Außerdem erfand P. ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Verfahren, welches die Erhaltung der Originalität der Oelgemälde sichert und das bisher übliche Restaurationsverfahren bald ganz beseitigen dürfte. Seit an den bair. Landesuniversitäten auf P.'s Antrieb eigene Lehrstühle für Hygiène errichtet worden sind und 1865 das Fach in München ihm selbst übertragen wurde, hat sich seine Thätigkeit ausschließlich Gegenständen der öffentlichen Gesundheitspflege zugewendet. Die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschungen veröffentlichte P. meist nur in Zeitschriften, wie in Liebig's und Wöhler's «Annalen der Chemie», in Buchner's «Repertorium», Dingler's «Polytechnischem Journal», in den «Denkschriften» der münchener Akademie und in jüngster Zeit namentlich in der «Zeitschrift für Biologie», welche er seit 1865 mit den Professoren Buhl, Radlkofer und Voit in München herausgibt. Als Autorität in Fragen über chem.-technische Anlagen und sanitätspolizeiliche Gegenstände verfaßte er auch vielfache, zum Theil durch den Druck veröffentlichte Gutachten von großem Interesse.

Petter (Anton), deutscher Maler, geb. zu Wien 12. April 1783, war eigentlich niemals Schüler irgendeines lebenden Malers. Von Jugend auf arbeitete er innig verbunden mit dem nachmaligen Custos der kaiserl. Galerie im Belvedere, Karl Ruß. 1808 reiste er nach Rom. Bei der Akademie in Wien gewann P. nacheinander in verschiedenen Fächern sechs Preise. Sein Aufnahmestück als Mitglied der Akademie 1814 war der von der Mutter gemordete Meleager im Schoße seiner Gattin. P. wurde 1820 Professor der Akademie und 1828 Director derselben. Nachdem er einen großen Theil der griech. und röm. Welt gemalt, führte ihn Hormayr der vaterländischen Historienmalerei zu. Seine Hauptwerke in dieser Beziehung sind Maximilian's Zusammentreffen mit seiner Braut, Maria von Burgund, und dessen Zusammentreffen mit seiner den kleinen Philipp auf den Armen haltenden Gemahlin nach dem Siege bei Guinegate, jenes im Johanneum zu Gratz, dieses im Belvedere zu Wien; ferner Rudolf von Habsburg auf dem Wahlplatze der Marchfeldschlacht; die Königin Johanna von Aragonien am Sarge ihres Gemahls Philipp; Karl's V. Krankenbesuch bei seinem Gefangenen, dem Könige Franz I. Doch auch später vergaß er nicht ganz das classische Alterthum, wie dies sein Prometheus, der die Pandora zurückweist (1834), bekundet. Für die olmützer Domkirche malte er 1844 den Tod des heil. Wenzeslaus, 1845 die Verurtheilung des heil. Nepomuk durch König Wenzel. P. starb zu Wien 1858.

Pettrich (Franz), deutscher Bildhauer, wurde 28. Aug. 1770 zu Trebnitz in Böhmen, wo sein Vater Tischlermeister war, geboren und lernte in Dresden die Zeichenkunst. Hier wurde er schon 1795 Hofbildhauer, 1800 Mitglied und später Professor an der Akademie und starb 23. Jan. 1844. Er lieferte zahlreiche Büsten, Statuen, Basreliefs und Monumente, die in Böhmen, Schlesien und Sachsen zerstreut sind. Besonders sind zu erwähnen sein großes Relief am Reithause zu Dresden (ein Wettrennen mit Zweigespann) und das Grabdenkmal des Generals Christiani daselbst. Seine Gestalten sind von gewählten Formen und vielem Ausdruck. — Sein Sohn, Ferdinand P., ebenfalls Bildhauer, geb. in Dresden 1798, wurde theils auf der Akademie seiner Vaterstadt, theils in Rom unter Thorwaldsen gebildet. Seine Werke zeichnen sich aus durch Anmuth und Entschiedenheit des Stils, so z. B. sein Mädchen mit der Angelruthe, seine Reliefs Tag und Nacht (1823), Belisar, Christus u. s. w. An Martin Wagner's großem Friese für die Walhalla hatte er nebst Schöpf bedeutenden Antheil. Auch sind die drei Künstler miteinander vereinigt in der Scene, wo ein Apostel einer schmausenden Jagdgesellschaft entgegentritt. 1835 ging P. als Director einer neueinzurichtenden Kunstakademie nach Pennsylvanien und später nach Brasilien, wo er bedeutende Aufträge ausführte.

Petunia Juss., Name einer zur 5. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Solanaceen gehörigen Pflanzengattung, deren Arten, lauter ſchönblumige Kräuter, in Südamerika zu Hauſe ſind. Sie haben abwechſelnd geſtellte ganze Blätter, einzelne, in den Blattachſeln ſtehende Blüten, ſpatelförmige, ungleiche Kelchabſchnitte, eine große trichter- oder präſentirtellerförmige Blumenkrone mit gefaltetem, fünflappigem etwas ungleichem Saume, ungleich-lange Staubgefäße und einen fadenförmigen Griffel mit zweilappiger Narbe, und ſind über und über mit kleberigen Drüſenhaaren bedeckt. Die Frucht iſt eine vielſamige, mit Klappen aufſpringende Kapſel. Zwei Arten, P. violacea Hook., mit trichterförmiger, und P. nyctaginiflora Juss., mit langröhriger, präſentirtellerförmiger Blumenkrone, ſind ſehr beliebte und allgemein verbreitete Garten- und Zimmerzierpflanzen geworden. Von beiden Arten gibt es eine Menge durch Größe und Färbung der Blumen unterſchiedene Varietäten. Sie ſind ausdauernd, laſſen ſich aber als einjährige Pflanzen (Sommergewächſe) verwenden, da ſie ſchon im erſten Sommer nach der Ausſaat (im Frühling) blühen. Man ſäet den Samen in Töpfe oder Frühbeete in leichte Erde und verpflanzt die Pflänzlinge dann ins freie Land oder in Töpfe. Will man ſie als ausdauernde Gewächſe behandeln, ſo muß man die Stöcke im Herbſte ausheben und im Kalthaus überwintern. Man vermehrt ſie auch durch Stecklinge, welche man überwintert.

Petzholdt (Julius), einer der verdienteſten deutſchen Bibliographen, geb. 25. Nov. 1812 zu Dresden, erhielt ſeine Gymnaſialbildung erſt auf der Kreuzſchule daſelbſt, dann zu Freiberg und bezog 1833 die Univerſität zu Leipzig, wo er ſich bis 1838, beſonders unter G. Hermann's Leitung, philol. Studien widmete. Nachdem er promovirt, kehrte er nach Dresden zurück, theils um die von ihm unternommene Ausgabe der «Progymnasmata» des Aphthanius (Lpz. 1839) zu vollenden, theils auch um eine Stellung im höhern Lehrfach zu ſuchen. Günſtige Umſtände fügten es jedoch, daß P. vom Prinzen (nachmaligen König) Johann zum Gehülfen bei deſſen Dante-Arbeiten ſowie zum Bibliothekar für die prinzliche Secundogenitur-Bibliothek erwählt wurde, worauf Ende 1839 ſeine definitive Anſtellung zum Bibliothekar des Prinzen erfolgte. P. widmete ſich ſeitdem vorzugsweiſe bibliothekariſchen und bibliogr. Arbeiten, zumal ſein Wirkungskreis 1842 durch Uebernahme der Aufſicht über die Bibliothek der Gemahlin des Prinzen (der nachmaligen Königin) und 1853 durch ſeine Ernennung zum Bibliothekar des Kronprinzen Albert eine beträchtliche Erweiterung erhielt. 1859 ward er vom Könige Johann zum Hofrath ernannt. P.'s literariſcher Ruf gründet ſich hauptſächlich auf den von ihm 1840 begonnenen und ſeitdem, wenn auch unter einigen Veränderungen des Titels, ununterbrochen fortgeſetzten «Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwiſſenſchaft», das «Handbuch deutſcher Bibliotheken» (Halle 1853), welches als eine neue Bearbeitung des von ihm 1844—48 in drei Auflagen veröffentlichten «Adreßbuchs deutſcher Bibliotheken» gelten kann, und die «Bibliotheca bibliographica» (Lpz. 1866). Letzteres Werk ſtellt ſich den beſten bibliogr. Arbeiten der neuern Zeit würdig zur Seite. Außer zahlreichen bibliothekwiſſenſchaftlichen und bibliogr. Beiträgen zu ſeinem «Anzeiger» hat P. auch noch eine Reihe ſelbſtändiger kleiner Schriften veröffentlicht, wie z. B. «Literatur der ſächſ. Bibliotheken» (Dresd. und Lpz. 1840), «Urkundliche Nachrichten zur Geſchichte der ſächſ. Bibliotheken» (Dresd. 1855), «Catalogi bibliothecae secundi generis Principalis Dresdensis specimina» (Lpz. und Dresd. 1839—65) u. ſ. w. Hierzu kommen ein «Katechismus der Bibliothekenlehre» (Lpz. 1856) und der vorzüglich gearbeitete «Katalog der vom König Friedrich Auguſt nachgelaſſenen Kartenſammlung» (Dresd. 1860).

Peucedänum Dec., Name einer zu den Doldengewächſen gehörenden Pflanzengattung, deren in Europa (namentlich Südeuropa) und Aſien (beſonders Sibirien) einheimiſche Arten ſich durch vom Rücken her zuſammengedrückte (breitgedrückte), länglich-linſenförmige, mit einem geflügelten Rande verſehene, ſchwachgerippte, einen bis drei deutliche Oelſtreifen in den Zwiſchenräumen der gleichweit entfernten Rippen zeigende Früchte, einen fünfzähnigen Kelch und herzförmige Blumenblätter mit einwärts geſchlagenem Zipfel auszeichnen und große, vielſtrahlige Dolden mit vielblätterigen Hüllen der Dölbchen beſitzen. Alle Arten ſind anſehnliche Kräuter mit ausdauerndem Wurzelſtock und fiederförmig zertheilten Blättern. Die in Deutſchland wild vorkommenden Arten ſind zugleich officinelle Pflanzen: P. officinale L., der auf Waldwieſen wachſende Haarſtrang, mit ſehr fein in lineale Zipfel zerſchnittenen Blättern, gelblichen Blüten und bis 2 F. langer und 2 Zoll ſtarker fleiſchiger Wurzel; P. Cervaria Lap., die Hirſchwurz, eine in Bergwäldern vorkommende Pflanze mit dreifach-fiedertheiligen Blättern, deren Abſchnitte eiförmig, dornig geſägt und blaugrün ſind; P. Oreoselinum Mönch, die Bergpeterſilie, eine an Waldrändern und auf graſigen Anhöhen ſich findende Pflanze mit ebenfalls dreifach fieder-

theiligen Blättern, deren auf rechtwinkelig abstehenden Stielen befindliche Abschnitte eiförmig, eingeschnitten, gezähnt und glänzend-dunkelgrün sind. Die beiden letzten Arten blühen weiß. In der Heilkunde werden von allen Arten die Wurzeln, von der letzten auch die Blätter benutzt, doch selten und zwar zu ähnlichen Zwecken wie die Meisterwurz (s. d.) verwendet.

Peucer (Kaspar), ein durch seine Schriften wie durch seine Schicksale bekannter Gelehrter des 16. Jahrh., Melanchthon's Schwiegersohn, geb. 6. Jan. 1525 zu Bautzen, studirte zu Wittenberg, wurde daselbst 1554 ord. Professor der Mathematik und rückte 1559 in die medic. Facultät ein. Nach Melanchthon's Tode war er der vorzüglichste Vertreter der Richtung seines Schwiegervaters in Wittenberg und wußte sich dabei in das Vertrauen des Kurfürsten August so einzuschleichen, daß er zum Leibarzte erhoben und die erledigten Lehrstühle an der Universität nach seinem Wunsche besetzt wurden. 1571 erschien der neue Wittenbergische Katechismus, von dem man glaubte, daß er nur calvinistisch sei und Luther's Katechismus verdrängen sollte. P. sorgte eifrig für die Verbreitung des Buchs, schrieb dazu die «Exegesis perspicua controversiae de coena Domini» 1572 im calvinistischen Sinne, machte sich dadurch des Kryptocalvinismus verdächtig und mußte von 1574—86 in Dresden, Leipzig und Rochlitz harte Gefängnißstrafe erdulden. Erst auf Bitten der Gemahlin des Kurfürsten, Agnes, und des Vaters derselben, Joachim Ernst, wurde er aus der Haft entlassen, worauf er als fürstl. Leibarzt nach Zerbst ging und 25. Sept. 1602 zu Dessau starb. Außer mehrern astron. Abhandlungen, z. B. «De dimensione terrae» und «De nova stella», standen ehemals besonders in Ansehen sein «Commentarius de praecipuis divinationum generibus» (Wittenb. 1553; 2. Ausg. 1572) und seine «Elementa doctrinae sphaericae» (Wittenb. 1551). Vgl. Leupold, «Leben Kaspar P.'s» (Bautzen 1745); Henke, «Kaspar P. und Nikol. Krell» (Marb. 1865); Calinich, «Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen» (Lpz. 1866).

Peucker (Eduard von), preuß. General der Infanterie und Generalinspecteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens, geb. 19. Jan. 1791 zu Schmiedeberg in Schlesien, trat 1809 in die Artillerie und wurde im Nov. 1811 zum Offizier befördert. Er nahm bei dem preuß. Hülfscorps an dem Feldzuge von 1812 in Rußland theil und wurde am Schlusse desselben zum Adjutanten bei dem Commando der Artillerie dieses Corps ernannt. In gleicher Stellung beim York'schen Corps wohnte er den folgenden Feldzügen gegen Napoleon bei und zeichnete sich so rühmlich aus, daß ein Erlaß des Prinzen August, Chefs der Artillerie, ihn zum Muster für junge Offiziere aufstellte. Sein vielseitiges Wissen bewirkte, daß er nach dem Frieden im Kriegsministerium verwendet wurde, wo er sich um die Vervollkommnung der Artillerie, überhaupt der Schußwaffen der Armee große Verdienste erwarb. 1822 zum Major ernannt, leitete er später die Versuche mit dem Zündnadelgewehr als Vorstand der Artillerieabtheilung, wurde für die Erfolge dieser Versuche 1834 außer der Tour zum Oberstlieutenant befördert und wirkte demnächst auf die Einführung dieser Waffe entscheidend ein. Schon 1842 wurde er Generalmajor und trat 1848 als preuß. Militärcommissar in die Bundesmilitärcommission zu Frankfurt a. M. Hier wählte ihn im Juli 1848 der Erzherzog-Reichsverweser zum Reichskriegsminister, welches Amt er 5. Aug. wieder niederlegte, als der Reichsverweser die Huldigung aller deutschen Armeen forderte. In den Septembertagen leitete er jedoch mit Festigkeit und Umsicht die Niederschlagung des Aufstandes zu Frankfurt a. M., worauf er auf den Wunsch des Königs das ihm neuangetragene Kriegsministerium bei der Centralgewalt wieder übernahm und bis zum 10. Mai 1849 führte. Nachdem er seine Entlassung genommen, erhielt er den Befehl über das gegen Baden bestimmte Operationscorps der Bundestruppen, das den linken Flügel der gesammten Streitkräfte bildete. Er führte dasselbe über das Gebirge und hielt zuletzt den Raum von Donaueschingen bis an den Bodensee besetzt. Bereits im Mai 1849 war er zum Generallieutenant avancirt. Im März 1850 trat er an Stelle des Generals von Radowitz in die Bundescentralcommission und wurde im Dec. desselben Jahres als preuß. Commissar nach Kassel zur Schlichtung der dortigen Verhältnisse gesandt. P. blieb in jener Commission bis zu deren Auflösung und der bald darauf folgenden Reactivirung des Bundestags und war dann ohne dienstliche Function zur Disposition bis zum Febr. 1854, wo er nach dem Tode des Generals von Radowitz zum Generalinspecteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens ernannt wurde. Im Nov. 1858 zum General der Infanterie befördert, erhielt er 1860 von der Universität zu Berlin bei deren Jubelfeier das Doctordiplom für sein auf die gründlichsten Forschungen gestütztes ausgezeichnetes Werk: «Das deutsche Kriegswesen der Urzeit in seinen Verbindungen und Wechselwirkungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben» (3 Thle., Berl. 1860—64). In seinem Wirkungskreise als Leiter des Militärerziehungs- und Bildungs-

weſens iſt die Organiſation der preuß. Kriegsſchulen ſein höchſtes und bleibendſtes Verdienſt um die preuß. Armee. Die gute militärwiſſenſchaftliche und praktiſche Berufsbildung, welche die jungen Offiziere auf dieſen Anſtalten gewonnen haben, iſt vom weſentlichſten Einfluß auf die treffliche Gefechtsführung im Kriege von 1866 geweſen.

Peutinger (Konrad), ein berühmter Sammler und Forſcher von Alterthümern, geb. 14. Oct. 1465 zu Augsburg, aus einer patriciſchen Familie, erhielt, nachdem er zu Padua und auf andern Univerſitäten Italiens ſeine Studien vollendet hatte, nach ſeiner Rückkehr (um 1486) um 1493 die wichtige Stelle eines Stadtſchreibers in ſeiner Vaterſtadt und wirkte von dieſer Zeit an als Abgeordneter bei mehrern Reichstagen, die unter Maximilian gehalten wurden, und bei andern wichtigen Sendungen unausgeſetzt für das Beſte derſelben, wie er ihr denn auch die Münzgerechtigkeit verſchaffte. Nach ſeinem Tode, 24. Dec. 1547, kam ſeine zahlreiche und werthvolle Bibliothek zunächſt an ſeine Familie, ſpäter an die Jeſuiten in Augsburg. Er machte ſich durch mehrere antiquariſche Arbeiten verdient, z. B. durch die «Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus» (Augsb. 1506), welche Zapf ſpäter mit einigen andern, bis dahin ungedruckten Schriften herausgab (Augsb. 1789), und war der erſte, der in dem Werke «Romanae vetustatis fragmenta in Augustana Vindelicorum» (Augsb. 1505) röm. Steininſchriften veröffentlichte. Ein bleibendes Andenken erwarb er ſich aber durch die Erhaltung der nach ihm benannten Tabula Peutingeriana, einer Karte, welche die Militärſtraßen durch den größten Theil des weſtröm. Reichs angibt, und wobei gewiß ein Itinerarium des 4. Jahrh. aus dem Zeitalter des Kaiſers Theodoſius zu Grunde liegt. P. bekam ſie von Konrad Celtes, der ſie in dem Benedictinerkloſter zu Tegernſee aufgefunden und geliehen hatte, zur Herausgabe, und da dies unterblieben war, erfolgte ſpäter durch Marcus Welſer die erſte Bekanntmachung einzelner Bruchſtücke unter dem Titel «Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca» (Veneb. 1591). Von jetzt an ſchien die ganze Karte verſchwunden zu ſein, bis man ſie 1714 unter P.'s Handſchriften wieder auffand. Der letzte dieſes Geſchlechts hatte ſie bei einem Buchhändler verſetzt, von dem ſie Prinz Eugen kaufte, und ſo kam ſie als Geſchenk von dieſem zuletzt an die kaiſerl. Bibliothek in Wien, wo ſie noch gegenwärtig ſich befindet. Vollſtändig wurde ſie zuerſt mit Erläuterungen von Franz Chriſtoph von Scheyb (Wien 1753) herausgegeben. Eine neue, von jenen unabhängige Ausgabe beſorgte Mannert unter dem Titel «Tabula itineraria Peutingeriana» (12 Blätter, Lpz. 1824), der zugleich in einer Einleitung die verſchiedenen Schickſale dieſer Karte genau auseinandergeſetzt hat. Seitdem hat man noch ein Blatt auf der Bibliothek in Wien aufgefunden.

Peyron (Amadeo), einer der verdienteſten ital. Orientaliſten und Alterthumsforſcher, geb. 2. Oct. 1785 zu Turin, widmete ſich unter Leitung des Abbé Valperga di Caluſo dem Studium der orient. Sprachen und wurde bereits 1805 deſſen Suppleant an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Nach dem Tode ſeines Lehrers erhielt er 1815 deſſen Profeſſur, auch wurde er alsbald in die turiner Akademie aufgenommen. P. begründete ſeinen europ. Ruf beſonders durch Arbeiten über die kopt. Sprache. Sein Hauptwerk auf dieſem Gebiete, die Frucht eines langjährigen Fleißes, iſt das «Lexicon linguae Copticae» (Turin 1835), welchem eine «Grammatica linguae Copticae» mit Nachträgen zu dem Wörterbuch (Tur. 1841) folgte. Seine Arbeiten über die griech. Papyrusrollen in den ägypt. Muſeen zu Turin und Wien finden ſich in den «Memorie» der turiner Akademie. Mit bedeutendem Erfolge durchforſchte er die Palimpſeſten der Bibliothek der turiner Univerſität. Als Früchte ſeiner Bemühungen veröffentlichte er unter anderm «Fragmente der Reden des Cicero für den Scaurus, für den Tullius und gegen Clodius» (Stuttg. 1824) ſowie «Leges ineditae codicis Theodosiani», welche letztere in den «Memorie» der Akademie erſchienen. Schon vorher hatte er «Fragmenta inedita» des Empedokles und Parmenides (Lpz. 1810) herausgegeben. 1848 wurde P. vom König Karl Albert zum Mitglied des Senats ernannt.

Peyronnet (Charles Ignace, Graf), franz. Staatsmann, geb. 9. Oct. 1778 zu Bordeaux von bürgerlichen Aeltern, verlor ſeinen Vater in der Revolution unter der Guillotine, und dies machte ihn von Jugend auf zum entſchiedenſten Royaliſten. Nachdem er die Rechte ſtudirt, ließ er ſich zu Bordeaux als Advocat nieder und zeichnete ſich durch natürliche, aber heftige Beredſamkeit aus. Als 1814 die brit.-ſpan. Truppen ins ſüdl. Frankreich eindrangen, erklärte er ſich für die Bourbons, und nach der Rückkehr Napoleon's war er der Herzogin von Angoulême zur Flucht nach England behülflich. Für dieſen Dienſt beförderte man ihn nach der zweiten Reſtauration zum Präſidenten des Tribunals erſter Inſtanz zu Bordeaux, dann zum Generalprocurator am

Gerichtshofe zu Bourges. In dieſer Eigenſchaft mußte er 1821 in dem Proceſſe gegen die bei einem Militärcomplot vom Aug. 1820 Betheiligten vor der Pairskammer das Wort führen. Hierauf trat er für das Depart. Cher in die Kammer. Schon im Dec. 1821 erhielt er bei der Bildung des Miniſteriums Villèle das Porteſeuille der Juſtiz und im Aug. 1822 die erbliche Grafenwürde. Seine erſten Schritte als Miniſter richteten ſich gegen die Preſſe. Ebenſo drang er im Cabinet ganz beſonders auf das militäriſche Einſchreiten in Spanien. Bei der Cabinetsveränderung nach der Thronbeſteigung Karl's X. blieb er durch Villèle's Einfluß in ſeinem Amte. 1825 legte er den Kammern ein Sacrilegiengeſetz vor, das Kirchenraub als Vatermord und die Entwürdigung des Kirchengeräths mit lebenslänglicher Zwangsarbeit ſtrafte. Mit einigen Milderungen wurde dieſes ſtrenge Geſetz auch angenommen. Weniger glücklich war er 1827 mit dem Geſetzentwurfe, nach welchem auch die nicht periodiſchen Druckſchriften zur Cenſur eingeſendet und außerdem die Flugblätter mit einem Stempel der Behörde verſehen ſein ſollten. Dieſes Geſetz der «Gerechtigkeit und Liebe», wie die Miniſter es nannten, ſcheiterte an dem Widerſtande der Pairskammer. Mit dem Sturze Villèle's im Jan. 1828 mußte auch P. das Miniſterium niederlegen. Als einem energiſchen und fähigen Charakter übergab ihm der Hof beim Zuſammentritt des verhängnißvollen Miniſteriums Polignac (ſ. d.) 20. Mai 1830 das Porteſeuille des Innern. Doch weigerte ſich P. als Rechtskenner ſeine Zuſtimmung zu den Ordonnanzen vom 25. Juli zu geben und unterzeichnete dieſelben nur aus Gefälligkeit gegen den König. Nach der Kataſtrophe ſuchte er verkleidet zu entkommen, wurde aber gegen Ende Aug. 1830 zu Tours verhaftet und mit ſeinen Collegen auf Anklage des Hochverraths vor das Pairsgericht geſtellt. Er vertheidigte ſich geſchickt, bezeichnete ſich als Opfer einer höhern Autorität und vergoß ſogar Thränen über das während des Julikampfs gefloſſene Blut. Dennoch wurde er mit Polignac, Chantelauze und Guernon-Ranville 21. Dec. zu lebenslänglichem Gefängniß und zum bürgerlichen Tode verurtheilt und nach der Feſtung Ham gebracht. Nach ſechsjähriger Gefangenſchaft erhielt er durch eine Ordonnanz vom 17. Oct. 1836 die Freiheit zurück. Er lebte hierauf meiſt auf ſeinem Schloſſe Montferrand (Gironde), wo er auch 2. Jan. 1854 ſtarb. P. ſchrieb «Pensées d'un prisonnier» (2 Bde., Par. 1834; deutſch, Lpz. 1834), «Histoire des Francs» (2 Bde., Par. 1835; 2. Aufl., 4 Bde., 1846) und «Satires» (2. Aufl., Par. 1854).

Pfäfers, minder richtig Pfeffers, ein kath. Pfarrdorf und altberühmter, beſonders in neueſter Zeit vielbeſuchter Badeort im ſchweiz. Canton St.-Gallen, $1\frac{1}{4}$ M. im SSO. von der Bezirksſtadt Sargans, zwiſchen dem Rhein und der großartigen Thalſchlucht der ihm bei Ragatz zufließenden wilden Tamina, 2120 F. über dem Meere gelegen, hat 1355 E. Es befindet ſich hier die Cantonal-Irrenheilanſtalt Pirminsberg in dem Gebäude der einſt ſehr reichen Benedictinerabtei P. (Fabaria), welche 720 vom heil. Pirmin unter Karl Martell geſtiftet, 1196 gefürſtet und 1838 aufgehoben wurde. Nur $\frac{1}{4}$ M. im SSW. von dem Dorfe liegt in der Tiefe der Taminaſchlucht das Bad P., deſſen 30° R. warme Heilquellen bereits 1038 entdeckt und 1242 vom Abte Hugo mit der erſten Badeeinrichtung verſehen worden. Die jetzigen Gebäude, erſt 1704—16 errichtet, enthalten 140 Zimmer für etwa 300 Kurgäſte und 28 Badelocale, von denen 4 für gemeinſchaftliche Bäder eingerichtet ſind. Die hohe Trinkhalle in einem dem Canton St.-Gallen als Domäne gehörigen Gebäude iſt für jedermann offen. Zu den ältern Quellen wurde 1860 mittels Stollengrabens bis auf 100 F. Tiefe noch eine neue, und zwar die reichhaltigſte entdeckt. Je nach der Jahreszeit und der Trockenheit der Jahrgänge ändern die Quellen ihre Waſſermenge. Mit Abnahme der Tage fällt auch die Ergiebigkeit der Quellen, und im Jan. und Febr. geben ſie gar kein Waſſer, während ſie im Hochſommer reichlich fließen. Sie treten aus einer tiefen Felſenſpalte in einer nur 60—100 F. breiten Schlucht zu Tage, die zu den unheimlichſten und abenteuerlichſten Scenerien der Alpen gehört. Der Weg dahin in dämmeriger Felſenſpalte, über der tobenden Tamina, iſt ſicher und bequem, ein feſtgezimmerter, wohlverwahrter Langſteg. Das Quellwaſſer iſt ohne Geſchmack und Geruch, kryſtallhell, ſetzt nie einen Bodenſatz ab und wird ſchon ſeit Jahrhunderten gegen ſkroſulöſe, rheumatiſche und nervöſe Uebel, Hämorrhoidal- und Magenleiden, alte Wunden und Luxationen ſowie gegen weibliche Krankheiten mit großem Erfolg gebraucht. Vgl. Theophraſtus Paracelſus, «Tugenden, Urſprung und Herkommen von dem Bade P.» (Strasb. 1535), und Kaiſer, «Die Heilquellen zu P.» (Chur 1822). Nur $\frac{1}{2}$ M. im Norden vom Dorfe P. und 10 Minuten von der Eiſenbahn liegt an der Tamina, unweit deren Mündung in den Rhein, in hochromantiſcher Umgebung der Flecken Ragatz, einer der beliebteſten und im Sommer belebteſten Curorte der Schweiz, deſſen Thermalwaſſer mittels einer 12506 F. langen Röhrenleitung aus den Quellen von P. herbeigeführt wird, wobei das Waſſer nur 2° Wärme verliert. Der Ort hat 1601 E.,

eine kath. Pfarrkirche, zahlreiche Gasthöfe und Hotels, unter denen der «Hof Ragatz», früher Statthaltereigebäude der Abtei P., jetzt Staatseigenthum des Cantons St.-Gallen, 125 Logir- und 25 Badezimmer enthält. Auf dem Kirchhofe liegt der Philosoph Schelling beerdigt, dem König Max II. von Baiern ein Denkmal aus weißem Marmor errichten ließ. Sonst bietet Ragatz selbst nichts Sehenswerthes, desto reicher aber ist die Umgegend. Die großartigste Partie und zugleich eine der imposantesten der ganzen Schweiz ist die durch die vertical gespaltene Felsenschlucht des Taminathals auf Bad P. Dieselbe öffnet sich unmittelbar hinter Ragatz, wo die Tamina in einer breiten Cascade aus ihr hervorstürzt. Der sich windende, ebene und bequeme Fahrweg bietet von Moment zu Moment neue Bilder, stets die über schwarze Nummulitenfelsen brausende Tamina zur Seite. Das Thal ist so eng, daß im hohen Sommer die Sonne nur von 10 bis 4 Uhr die Sohle bescheint, worauf alles im Schatten ruht. Historisch merkwürdig geworden ist Ragatz, das schon 998 urkundlich erwähnt wird, durch einen Sieg, den die Schweizer 1446 hier über die Oesterreicher davontrugen, und durch mehrere Gefechte in den Kriegsjahren 1799 und 1800. Vgl. Vogt, «Hof Ragatz» (Bern 1857).

Pfaff (Christ. Heinr.), verdienter deutscher Physiker und Chemiker, geb. 2. März 1772 zu Stuttgart, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium daselbst und in der Karlsakademie, wo sich bereits seine Neigung für die Naturwissenschaften entwickelte und er mit Cuvier bekannt wurde. Sein Interesse an der Elektricitätslehre wurde zuerst durch den berühmten Experimentator Groß geweckt. Den ersten Grund zu seinem literarischen Rufe legte er durch die Inauguraldissertation «De electricitate sic dicta animali». Im Herbste 1793 ging er nach Göttingen, wo er die Resultate seiner galvanischen Forschungen in dem Werke «Ueber thierische Elektricität und Reizbarkeit» (Lpz. 1795) veröffentlichte. Hierauf hielt er sich einige Zeit in Kopenhagen auf, begleitete 1795 als Arzt eine gräfl. Familie nach Italien und practicirte dann in Heidenheim, bis er 1797 dem Rufe als außerord. Professor nach Kiel folgte. Mit Unterstützung der dän. Regierung machte er 1801 eine Reise nach Paris. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Lehrstuhl der Chemie und rückte als ord. Professor in die medic. Facultät ein, was ihm Veranlassung gab, besonders dem Studium der pharmaceutischen Chemie sich zu widmen. So entstand sein bedeutendstes Werk, das «System der materia medica nach chem. Principien» (7 Bde., Lpz. 1808—24). In Kiel richtete P. ein Laboratorium ein und sammelte einen reichen physik. Apparat, den später die Regierung ankaufte. Wie sehr er unausgesetzt an allen wichtigen Ereignissen auf dem Gebiete der Physik und Chemie Antheil nahm, beweisen seine vielen Abhandlungen in den Fachzeitschriften sowie viele größere und kleinere Schriften. Unter diesen sind hervorzuheben: «Handbuch der analytischen Chemie» (2 Bde., 2. Aufl., Altona 1824—25); «Ueber die strengen Winter des 18. Jahrh.» (2 Abth., Kiel 1809—10); «Ueber und gegen den thierischen Magnetismus» (Hamb. 1817); «Der Elektromagnetismus» (Hamb. 1824); «Pharmacopoea Slesvico-Holsatica» (Kiel 1831); «Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus» (Altona 1837); «Parallele der chem. Theorie und der Voltaischen Contacttheorie der galvanischen Kette» (Kiel 1845). P. starb 24. April 1852 zu Kiel. — Sein älterer Bruder, Johann Friedrich P., geb. 22. Dec. 1765 zu Stuttgart, seit 1788 Professor der Mathematik zu Helmstedt, seit 1810 zu Halle, gestorben daselbst 20/21. April 1825, hat sich besonders durch seine analytischen Arbeiten einen geachteten Namen erworben. — Ein dritter Bruder, Johann Wilhelm Andreas P., geb. 5. Dec. 1774 zu Stuttgart, nacheinander Professor der Mathematik zu Dorpat, am Realinstitut zu Nürnberg, zu Würzburg und seit 1818 zu Erlangen, gestorben daselbst 26. Juni 1835, erwarb sich ebenfalls als Mathematiker, Physiker und Astronom vielfache Verdienste. Von seinen beiden Söhnen, Hans Heinrich Ulrich Vitalis P., geb. 29. April 1824 zu Erlangen, und Alexius Burkhard Immanuel Friedrich P., geb. 17. Juli 1825 ebendaselbst, beide außerord. Professoren zu Erlangen, hat sich der erstere als Mathematiker und Physiker, der andere als Mineralog und Geolog bekannt gemacht.

Pfaffe, entstanden aus dem griech. papas, d. i. Vater, war ursprünglich in der kath. Kirche der Ehrenname eines jeden Geistlichen; gegenwärtig aber bezeichnet man damit einen Geistlichen, der in der Verwaltung seines Amts vorzugsweise eigennützige Zwecke verfolgt. Man will die Entstehung des Wortes Pfaff auch erklären aus den Anfangsbuchstaben von Pastor fidelis animarum fidelium (treuer Hirte treuer Seelen).

Pfaffenhofen, kleine Stadt und Hauptort des gleichnamigen Verwaltungsdistricts (12,2 Q.-M. mit 28287 E. im J. 1861) im bair. Kreise Oberbaiern, 6 M. im Norden von München, am Donauzufluß Ilm gelegen, ist der Sitz eines Landgerichts, eines Bezirks- und eines Rentamts, hat eine hübsche Pfarrkirche, ein Spital, ein Armen- und ein Arbeitshaus und zählt

(1864) 2295 E. Historisch merkwürdig ist der Ort durch den im Oesterreichischen Erbfolgekriege 15. April 1745 von den Oesterreichern unter dem General Batthyányi über die vereinigten Franzosen und Baiern gewonnenen Sieg, noch mehr aber durch das 19. April 1809 zwischen den Oesterreichern und den Franzosen unter Oudinot hier vorgefallene Gefecht, in welchem der letztere Sieger blieb. — Außer dieser Stadt gibt es in Baiern noch 11 Ortschaften desselben Namens, ferner ein Pfarrdorf im Oberamte Brackenheim des württemb. Neckarkreises, ein Dorf bei Innsbruck in Tirol und einen Flecken P. oder Pfaffenhoffen im franz. Depart. Niederrhein (Elsaß), an der Moder, $1^1/_2$ M. oberhalb und nordwestlich von Hagenau, mit 1437 E., einer luth. Consistorialkirche und beträchtlicher Industrie, namentlich Strumpfwirkerei, Fabriken von Tuch, Leinwand und Oel, Töpfereien und Ziegeleien, 7 Gerbereien und 14 Anstalten für Krapptrocknung.

Pfaffenhütchenstrauch, s. Evonymus.

Pfahlbauten. Im J. 1854 wurde bei ungewöhnlich tiefem Wasserstande des Zürichersees in der Nähe von Meilen bei Nachgrabungen eine $2^1/_2$ F. dicke Moderschicht unter dem Schlamme gefunden, in welcher Steinbeile und verschiedene rohe Geräthe aus Thon, Horn und Holz lagen und dicke Pfähle eingerammt waren, die Reihen bildeten. Dr. Ferdinand Keller von Zürich erkannte in dieser Culturschicht die Ueberreste von uralten menschlichen Wohnungen, die er P. nannte. Seit jener Zeit wurden zuerst in den Seen und Torfmooren der ebenen Schweiz, dann in Italien, Frankreich, Deutschland (Baiern und Mecklenburg), England und Irland, Oesterreich und Ungarn ähnliche P. nachgewiesen und damit der Beweis geliefert, daß diese eigenthümliche Weise, Wohnungen und Magazine auf dem Wasser zu bauen, in grauer Urzeit fast überall in Europa gebräuchlich war. Genauere Untersuchungen haben gezeigt, daß die ersten P. einer Culturperiode angehören, in welcher man noch kein Metall kannte, dagegen selbst die härtesten Steine zu schleifen und zu bohren verstand, während man zugleich rohe Töpfergeschirre aus ungeschlämmtem Thon und sehr mannichfaltige Geräthe aus Horn, besonders Hirschhorn, Knochen, Zähnen und Holz verfertigte, Hausthiere besaß, Ackerbau und Viehzucht trieb und sogar so weit fortgeschritten war, daß man auf hölzernen Webstühlen eigene Gewebe aus Flachs verfertigte. Alle diese Charaktere sowie die Lagerung beweisen, daß die ältesten P. der jüngsten Steinzeit angehören und zu einer Zeit angelegt wurden, wo die Torfbildung in den Seen und Sümpfen noch nicht begonnen hatte. Die stets länglich-viereckigen Hütten (27 F. lang, 12 F. breit) wurden, wie die aufgefundenen Vorräthe und Misthaufen beweisen, das ganze Jahr hindurch von Menschen und Vieh bewohnt. Diese Hütten ruhten meistens auf eigentlichen Pfahlwerken, wo die über den Wasserspiegel hervorragenden, sehr dicht nebeneinander eingerammten Pfähle durch eingezapfte Roste verbunden waren, oder in seltenen Fällen (Niederwyl und Wauwyl in der Schweiz, die sog. Crannoghes in Irland) auf sog. Packwerken, wo zwischen den Pfählen mittels Faschinen, Lehm und Steinen der Boden allmählich erhöht und eine künstliche Insel hervorgebracht wurde. Die Hütten bestanden aus leichtern Pfählen, mit Flechtwerk von Aesten, deren Zwischenräume mit Lehm und Moos festgemacht wurden; sie hatten wahrscheinlich Strohdächer und jedenfalls Galerien umher, welche durch eine schmale und zuweilen sehr lange Brücke mit dem Lande verbunden waren. In der Mitte der Hütten findet sich gewöhnlich ein platter Herdstein und in der Ecke Spuren des Lagers. Außerdem mögen wol noch Wohnungen am Lande existirt haben, und jedenfalls wurden die Todten nicht in den P., sondern am Lande begraben. Die Nutzpflanzen sind nach den Untersuchungen von Professor Heer durchaus dieselben wie diejenigen der alten Aegypter, und auch einige Hausthiere weisen auf einen Zusammenhang mit dem Mittelmeere und namentlich mit Nordafrika hin, während jede Beziehung zu Asien durchaus fehlt. Man baute verschiedene Arten von Weizen, Gerste, Hirse; machte aus diesen durch Zerreiben zwischen Steinen Mehl und buk Brot, und nährte sich außerdem von allen wilden Früchten des Waldes und der Felder, von Jagd und Fischfang, von Fleisch und Mark der sämmtlichen wilden und Hausthiere, den Hund inbegriffen. Als Hausthiere hatte man den Hund, zwei Schweine- und mehrere Rindviehrassen, Schafe und Ziegen. Zahmes Geflügel fehlte. Die Knochen der Thiere wurden zerschlagen und das Mark sorgfältig herausgenommen. Die P. der Steinzeit wurden zum Theil freiwillig verlassen, wahrscheinlich infolge der Ueberwucherung des Torfes, meistens aber durch Feuersbrünste zerstört; im letztern Falle finden sich Vorräthe und Instrumente in großer Zahl und häufig in solcher Weise aufgestapelt, daß man nicht umhin kann, an Magazine zu denken. Die Gründe, weshalb diese Bauten mit unsäglicher Anstrengung (manche enthalten mehrere Hunderttausende von Pfählen) im Wasser aufgeführt wurden, mögen verschiedener Art sein: Schutz, weniger vor reißenden Thieren, denn Bär, Luchs und Wolf, die damals häufig

waren, greifen den Menſchen nur ſelten und nur vereinzelt, nicht aber in ſeinen Wohnungen an, als vielmehr vor den Nachbarn, indem wahrſcheinlich, wie jetzt noch bei den Wilden auf ähnlicher Civiliſationsſtufe, ſteter Krieg aller gegen alle wüthete; dann die Erleichterung des Fiſchfangs, von dem man zum großen Theil lebte, und der Communicationen, die man mittels großer, zu Piroguen ausgehöhlter Baumſtämme (ſog. Einbäume) bewerkſtelligte, und zwar leichter als auf dem Lande. Das Alter dieſer älteſten P. aus der Steinzeit läßt ſich nur ſchwierig beſtimmen, da ein genaueres Zeitmaß abgeht und das aus dem Wachsthum des Torfs abgeleitete zu vielen Schwankungen unterworfen iſt. Doch führen die Berechnungen jedenfalls auf 6—4000 J. zurück, zu welcher Zeit alſo in Europa eine Cultur herrſchte, die etwa derjenigen der Wilden in Auſtralien und Polyneſien vor der Entdeckung durch die Europäer entſprach. Die Bewohnung der ältern P., die nicht aus den oben angegebenen Gründen verlaſſen worden waren, ſowie die Errichtung neuer dauerte indeſſen während der ganzen Bronzeperiode fort, während welcher durch die Kenntniß des Metalls der Culturzuſtand ſich hob und verſchiedene Thatſachen, wie z. B. der Fund von Bernſtein, auf ſchwunghaften Tauſchhandel mit dem Norden nnd mit andern Gegenden hindeuten. Während dieſer Zeit ſcheinen die P. mehr und mehr als Magazine und Zufluchtsſtätten bei drohender Gefahr, denn als permanente Wohnungen gedient zu haben. Die Bronzeinſtrumente wurden, wie dies die aufgefundenen Gußformen beweiſen, an Ort und Stelle gefertigt nnd die Bearbeitung derſelben zu einem hohen Grade künſtleriſcher Vollendung geführt. Die Formen und Verzierungen der Geräthe, Waffen und Schmuckſachen beweiſen indeſſen, daß die Kenntniß der Bronze ſowie die Geräthe ſelbſt nicht, wie man noch neuerdings vielfach behauptet hat, von den Phöniziern eingeführt wurde. Endlich gibt es einige Stationen, welche noch in der Eiſenzeit fortbeſtanden, ja in einer, La Tène am Neuenburgerſee, hat man nur Eiſengeräthe gefunden, deren Form auf die älteſte galliſche Zeit hindeutet und mit den Waffen identiſch iſt, welche die Gallier in ihren Kämpfen gegen die Römer benutzten. Es zieht ſich alſo die Geſchichte der P. von der vorhiſtor. Zeit bis zum Beginn der hiſtor. Periode Mitteleuropas fort. Die weſentlichſten Fnndquellen ſind die Torfmoore und Seen der angeführten Länder. Unter den Sammlungen ſind beſonders die von Oberſt Schwab in Biel, J. Meſſikommer in Stegen-Wetzikon (der rühmlich bekannte Erforſcher des Torfmoores von Bobenhauſen), Dr. Clément in St.-Aubin und Profeſſor Deſor in Neuenburg ſowie diejenigen der Muſeen von Zürich und Lauſanne zu nennen. Aus der bereits ſehr zahlreichen Literatur ſind als Hanptarbeiten hervorzuheben: die Berichte über die P. von Dr. Ferd. Keller in den «Verhandlungen der antiquariſchen Geſellſchaft» zu Zürich (Zür. 1855 fg.) nnd Deſor, «Die P. des Neuenburgerſees» (Frankf. 1867).

Pfahlbürger waren im Mittelalter diejenigen Bewohner des platten Landes, welche das Bürgerrecht in einer Stadt erworben hatten. Den Namen leitet man daher, daß ſie außerhalb der Grenzpfähle und Grenzſteine der Stadt (extra palum civitatis) wohnten. Adel und Fürſten betrachteten es als eine Anmaßung, daß die Städte kleinern Freibauern auf dieſe Weiſe gegen die Verkürzungen durch mächtige Nachbarn Schutz zuſagten, und ſeit dem 13. Jahrh. verboten eigene Reichsgeſetze die Aufnahme von Aus- oder Pfahlbürgern. Zuweilen werden auch die Vorſtädter P. genannt. — Pfahlgerichte oder Zaun- und Pfahlgerichte nannte man die auf den Umfang der Mauern und Zäune eines Guts beſchränkte Gerichtsbarkeit.

Pfalz (ebenſo wie das Wort Palaſt, mittelhochdeutſch palas, aus dem lat. palatium gebildet) nannte man die im ganzen Deutſchen Reiche zerſtreut umherliegenden kaiſerl. Schlöſſer, in welchen ſich die Kaiſer abwechſelnd aufhielten, um ſo durch ihre Gegenwart öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit in allen Provinzen möglichſt gleichmäßig zu handhaben. — Pfalzgraf (Comes palatinus) war der Titel der Richter und oberſten Beamten der fränk. und deutſchen Könige in ihren Pfalzen. Den höchſten Rang unter ihnen behauptete der Graf der P. zu Aachen (dem Archisolium totius regni), welcher als Reichsoberrichter den Vorſitz im Reichslehngericht ſowie bei Klagen gegen den Kaiſer in dem deshalb zu berufenden Fürſtenrechte führte. Aus der Länderdotation deſſelben entſtand die Pfalzgrafſchaft am Rhein. Jedes der alten deutſchen Herzogthümer hatte auch wieder ſeine Pfalzgrafſchaft, welche in Sachſen und Baiern mit dem Herzogthume vereinigt wurde, in Franken und Schwaben erloſch. (S. auch Graf.) Nachdem ſich die alte Pfalzgrafſchaft zur erblichen Fürſtenwürde geſtaltet hatte, ernannten die Kaiſer in den neuern Hofpfalzgrafen (Comites sacri palatii) wieder eigentliche Beamte, die jedoch ſeit der Gründung des Reichskammergerichts und Reichshofraths nicht mehr die Rechtspflege verſahen, ſondern nur gewiſſe kaiſerl. Reſervatrechte ausübten, z. B. uneheliche Kinder ehrlich machten, akademiſche Würden und das Notariat verliehen, Wiedereinſetzung in den vorigen Stand ertheilten, Dichter

krönten. (S. Poëta laureatus.) Diese Comitive konnte, solange das Deutsche Reich bestand, auch an Körperschaften, wie Universitäten, Stadträthe, ertheilt und zuletzt sogar von hinreichend befähigten Personen, namentlich von Gelehrten, für ihre Person erkauft werden.

Pfalz hießen vormals zwei deutsche Staaten, die bis 1620 zusammengehörten. Zur Unterscheidung wurde der eine die Oberpfalz, der andere die Unterpfalz oder die Pfalzgrafschaft am oder bei Rhein genannt. Die Oberpfalz oder Bairische P. galt als Herzogthum, war von Baireuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnberg. Gebiete begrenzt, gehörte zum Nordgau und bair. Kreise, umfaßte ein Gebiet von 130 Q.-M., zählte 1807 mit Cham und Sulzbach ungefähr 283800 E. in 17 Städten, 40 Marktflecken, 1619 Dörfern und Weilern, 18 Klöstern und hatte Amberg, wo sich der Sitz der Regierung befand, zur Hauptstadt. Die Unterpfalz oder P. am Rhein gehörte zum kurrhein. Kreise, lag auf beiden Seiten des Rhein, begrenzt von Mainz, Katzenellenbogen, Würtemberg, Baden, Elsaß, Lothringen und Trier, umfaßte, abgesehen von den mitten in ihr eingestreuten Bisthümern Worms und Speier, den Reichsstädten Worms und Speier, den Grafschaften Leiningen, Rappoltstein, Solms, Saarbrück und andern nassauischen, hessischen und isenburgischen u. s. w. Besitzungen, einen Flächenraum von 145—150 Q.-M. und zerfiel in a) die eigentliche oder Kurpfalz, eins der fruchtbarsten Länder Deutschlands, größtentheils auf dem rechten Rheinufer gelegen, 75 Q.-M. groß und (1786) 305000 E. zählend, b) das Fürstenthum Simmern, c) das Herzogthum Zweibrücken, d) die Hälfte der Grafschaft Sponheim, e) die Fürstenthümer Veldenz und Lautern.

Die Pfalzgrafen am Rhein, die ihren Sitz ursprünglich in Aachen hatten, waren schon im 11. Jahrh. in dem erblichen Besitz der Pfalzgrafschaft und der damit verbundenen Länder und gehörten zu den vornehmsten Reichsfürsten. Nachdem Pfalzgraf Hermann III. ohne Erben gestorben, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder 1156 seinem Stiefbruder Konrad von Schwaben. Nach dem Tode Konrad's kam dessen Schwiegersohn, der Herzog Heinrich von Braunschweig, der älteste Sohn Heinrich's des Löwen, 1196 in den Besitz dieser Länder. Weil es aber Heinrich in dem Streite um die deutsche Krone mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Kaiser Friedrich II. hielt, so erklärte ihn letzterer 1215 in die Acht und belehnte den Herzog Ludwig von Baiern mit der P., der jedoch nie zum völligen Besitz derselben gelangte. Sein Sohn Otto II. heirathete Heinrich's Erbtochter Agnes, und auf diese Weise kam die ganze P. an das bair. Haus. Otto's Söhne, Ludwig II. oder der Strenge und Heinrich, regierten nach des Vaters Tode, 1253, anfangs gemeinschaftlich. 1256 aber machten sie die Theilung so, daß Ludwig II. die Rheinpfalz und Oberbaiern, Heinrich Niederbaiern bekam. Jener starb 1294 und hinterließ zwei Söhne, Rudolph I. und Ludwig, von denen ersterer die Kurwürde und die P. erhielt. Der letztere bekam Oberbaiern, wurde Kaiser und erbte später auch Niederbaiern. Weil sein Bruder Rudolf es mit seinem Gegner, dem Herzoge Friedrich dem Schönen von Oesterreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich sich aber nachher mit dessen Söhnen und ließ ihnen die pfälz. Lande nebst einem Stück Baierns, das nachher die Oberpfalz genannt wurde. Rudolf's drei Söhne, Adolf, gest. 1327, Rudolf II. und Ruprecht I., folgten aufeinander in der Regierung; Rudolf II., gest. 1353, brachte Neuburg und Sulzbach, die sog. junge P., an die Rheinpfalz und stiftete die Universität zu Heidelberg. Mit dem Kaiser Ludwig dem Baier schloß er 1329 zu Pavia den Vertrag, zufolge dessen die Kurstimme wechselsweise von Baiern und der P. geführt werden sollte. Ruprecht I., gest. 1390, verkaufte einen Theil der Oberpfalz an Kaiser Karl IV., der ihm dagegen die Kurwürde allein überließ. Des letztern Nachfolger wurde Ruprecht II., gest. 1399, Adolf's Sohn. Ruprecht's II. Sohn und Nachfolger, Ruprecht III., gest. 1410, wurde 1400 deutscher Kaiser. Seine vier Söhne theilten sich in die väterlichen Lande also, daß der älteste, Ludwig III. oder der Bärtige, die Kur und die Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie starben bald aus. Auch Ludwig's III. Nachkommenschaft starb 1559 mit Otto Heinrich aus, der sich der Reformation anschloß. Seine Lande und die Kur fielen an Friedrich III. von der simmernschen Linie, der sich für die calvinische Lehre entschied. Ihm folgten 1576 Ludwig VI., 1583 Friedrich IV. und 1610 Friedrich V. (s. d.), der sich 1619 verleiten ließ, die von den Böhmen ihm angebotene Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Kurwürde verlor, die von Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Baiern, übertragen wurden. Sein Sohn, Karl Ludwig, gest. 1680, bekam zwar durch den Westfälischen Frieden die Unterpfalz wieder, auch gab man ihm eine neue, die achte Kurstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals P. im kurfürstl. Collegium gehabt, und das Erztruchseßamt blieben bei Baiern. Doch wurde festgesetzt, daß,

wenn der bair. Mannsstamm erlöschen würde, P. wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Karl Ludwig's Sohn, Karl, beschloß 1685 die simmernsche Linie. Die Kur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an dessen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Das pfalzgräfl. Haus Neuburg stammte von des obgedachten Stephan, Pfalzgrafen in Simmern, zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab. Ludwig's Sohn, Alexander, gest. 1514, hinterließ zwei Söhne, Ludwig, gest. 1532, und Ruprecht, gest. 1544. Letzterer wurde der Stammvater der veldenzischen Linie, die 1694 ausstarb; seines ältern Bruders Ludwig Sohn, Wolfgang, gest. 1569, wurde der Stammvater aller übrigen pfalzgräfl. Linien. Von seinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, gest. 1614, Johann, gest. 1604, und Karl, gest. 1600, stiftete der jüngste die birkenfeldische Linie, der mittlere die neuzweibrückische. Der älteste, der die Linie Neuburg fortpflanzte, hatte drei Söhne, Wolfgang Wilhelm, gest. 1653, August, gest. 1632, und Johann Friedrich zu Hilpoltstein, gest. 1644. Ersterer wurde der Stammvater der Linie Neuburg, der andere der Linie Sulzbach; letzterer starb kinderlos. Wolfgang Wilhelm's Sohn war Philipp Wilhelm, der den letzten Kurfürsten simmernscher Linie, obgleich mit großem Widerspruche des Hauses Veldenz, beerbte und 1690 starb. Ihm folgte sein Sohn, Johann Wilhelm, der nach Ableben des letzten Pfalzgrafen, Leopold Ludwig von Veldenz, 1694 dessen Land bekam, auch im Spanischen Erbfolgekriege, da der Kurfürst Maximilian II. (s. d.) von Baiern geächtet war, 1706 die Oberpfalz und die alten Kurrechte des pfälz. Hauses wiedererhielt, aber 1714 infolge des Friedens zwischen Karl VI. und Ludwig XIV. alles, was der Kurfürst von Baiern verloren hatte, an denselben wieder zurückgeben mußte. Dem kinderlosen Kurfürsten Johann Wilhelm folgte 1716 sein Bruder Karl Philipp, welcher 1742 ebenfalls ohne männliche Erben starb, worauf die Kur an die sulzbachische Linie kam, indem auf Karl Theodor (s. d.) nun alle kurpfälz., jülichschen und bergischen Lande übergingen. Als 1777 mit Kurfürst Maximilian III. Joseph (s. d.) auch der bair. Mannsstamm erlosch, wurden die bair. Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oesterreich kam. Kurpfalz trat, wie im Westfälischen Frieden bestimmt worden war, wieder in seine alte Kurstelle, die fünfte im kurfürstl. Collegium, und in sein altes Erztruchseßamt, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Kurbraunschweig abtrat. Dem kinderlos verstorbenen Karl Theodor folgte 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph (s. d.), der infolge des Luneviller Friedens 1801 die Rheinpfalz zu Gunsten anderer Fürsten abtreten mußte. Bis zu diesem Frieden bestand die P. aus 19 Oberämtern und den drei Hauptstädten Manheim, Heidelberg und Frankenthal. Die auf der linken Seite des Rhein liegenden Theile wurden an Frankreich abgetreten; auf der rechten Seite dieses Flusses erhielt das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebst Manheim; Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Utz- oder Otzberg und Umstatt; der Fürst von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Boxberg und Mosbach; Nassau das Amt Kaub. Die Pariser Friedensschlüsse von 1814 und 1815 brachten auch die jenseit des Rhein gelegenen pfälz. Lande wieder an Deutschland zurück; den größten Theil davon erhielt Baiern, das übrige Hessen-Darmstadt und Preußen. Der bad. Antheil an der Unterpfalz, wozu auch die mediatisirten leiningisch-pfälz. Oberämter gehören, ist dem Unterrheinkreise (seit 1865 in die Kreise Manheim, Heidelberg und Mosbach zerlegt) zugewiesen; der darmstädt. Theil bildet Bestandtheile der Provinz Starkenburg und Rheinhessen; der bair. Antheil gehört zur Pfalz (auch wol Rheinpfalz oder Rheinbaiern genannt), dem frühern Rheinkreise, und der preuß. Antheil ist zu der Rheinprovinz geschlagen. Der bair. Kreis Oberpfalz mit Regensburg umfaßt 175,46 Q.-M. mit 490292 E. Vgl. Häusser, «Geschichte der rheinischen P.» (2 Bde., Heidelb. 1845).

Pfälzer Weine, auch Hardt- oder Rheinbairische Weine genannt, wachsen auf den üppigen Vorhöhen des Hardtgebirges im bair. Regierungsbezirk Pfalz und bilden die größte Masse Wein, welche in irgendeiner Gegend am Rhein gezogen wird. Die Weinberge nahmen 1854 ein Areal von 30230 Tagwerken (à 1,3345 preuß. Morgen) oder 1,25 Q.-M. ein. Sie produciren im Durchschnitt 585595 Eimer (à 0,93 preuß. Eimer). Selbst bei den geringsten Jahrgängen zeigen sich diese Weine doch stets genießbar, und in günstigen Jahren bieten sie die reichste Auswahl von ganz geringen bis zu ganz guten Sorten. Man baut mehr Traminer (hellröthliche Beeren, die früh reifen und einen süßen, starken Wein ohne lieblichen Geruch liefern) als Riesling (kleine Beeren, die nur in guten Lagen und in warmen Sommern ihre völlige Reife erreichen, dann aber auch den edelsten und gewürzreichsten aller Weine liefern) und noch viel geringe Trauben. Die Pfälzer Weine sind hochfarbig, weichsüß und voll, selten rein von Erdgeschmack und nie von der Feinheit der Rheingauer Weine. Vor dem Zollverbande waren sie

allzu sehr im Unwerthe, seitdem werden sie überschätzt. Man unterscheidet die zwischen Herxheim und Neustadt wachsenden und die Oberländer Weine zwischen Neustadt und Landau. Von den erstern liefern die Gewächse ersten Ranges Deidesheim, Ruppertsberg und Forst (Forster-Traminer), Gewächse zweiten Ranges dagegen Ungstein, Dürkheim, Wachenheim, Königsbach, nebst einer Menge geringer Sorten, ferner guten rothen Wein Gimmeldingen und Kallstadt. Die Oberländer Weine von Hambach, Musbach, Maykamm, Edenkoben und vielen andern Orten haben den meisten Erdgeschmack und gelten als die geringsten.

Pfalzgraf, s. Pfalz und Graf.

Pfand (pignus). Creditsuchende begegnen dem Zweifel an ihrer dereinstigen Zahlungsfähigkeit einfach dadurch, daß sie dem Gläubiger ein dingliches Recht an Gegenständen ihres Vermögens einräumen. Solche Pfänder werden dem Gläubiger bis zur Tilgung der Verbindlichkeit zum Besitz gegeben, damit er «den Glauben in die Hand bekamut» (Faustpfand, Unterpfand, pignus in specie), aber durch Bestellung einer Hypothek (s. d.) wenigstens in der Weise zu Hülfsobjecten gemacht, daß sie der Gläubiger zur Verfallzeit der Schuld bei jedem Besitzer abfordern und daraus vor andern Forderungsberechtigten seine Befriedigung suchen kann. Neben dem freiwilligen Pfandrechte, welches der Schuldner durch seine Willenserklärung mittels Pfandvertrags oder Testaments einräumt, kann aber auch ein nothwendiges begründet werden, und zwar durch gerichtliche Vollstreckung eines rechtskräftig verurtheilenden Erkenntnisses im Wege der Auspfändung (pignus judiciale), oder durch gerichtliche Beschlagerklärung (pignus praetorium) besonders bei Gefahr im Verzuge zur Sicherung von nur wahrscheinlich gemachten Ansprüchen, aber indem das Gesetz gewisse Forderungsberechtigte ohne weiteres als Pfandgläubiger hinsichtlich bestimmter Sachen oder des gesammten Vermögens des Schuldners (specielles und allgemeines Unterpfandrecht) anerkennt (pignus legale). Ein gesetzliches Pfandrecht, das in keinen besondern Rechtsarten seinen Ursprung hat und deshalb auch stillschweigendes Pfandrecht heißt, wird vom gemeinen Rechte z. B. dem Fiscus an dem Vermögen der Abgabenrestanten und seiner Kassenbeamten, den Gemeinden und milden Stiftungen an dem Gute ihrer Vorstände und Verwalter, den Ehefrauen, Hauskindern und Bevormundeten an allen Gütern der Ehemänner, Väter und Vormünder wegen der Ansprüche aus untreuer Verwaltung der Mitgift, des Peculiums und des Vermögens solcher unselbständiger Personen, verliehen. Kraft seines dinglichen Rechts kann der Gläubiger das Faustpfand mit allem Zubehör bis zur völligen Befriedigung innebehalten, diesen Besitz mit allen dem Eigenthümer zustehenden Rechtsmitteln gegen jede Störung vertheidigen, die Sache, dafern nicht besondere Verabredung entgegensteht, für seine eigenen Schulden weiterverpfänden (Afterpfand, subpignus) und schließlich dieselbe, wenn der Schuldner nach eingetretenem Verzug innerhalb einer dafür zu setzenden Frist nicht einlöst, zum höchstmöglichen Preise veräußern, um sich aus dem Erlöse wegen der Haupt- und Nebenforderungen zu befriedigen. Den Mehrertrag des Verkaufs (hyperocha) muß der Gläubiger herausgeben, bei Unzulänglichkeit des Erlöses bleibt ihm aber wegen des Restes nur eine persönliche Forderung an den Schuldner oder die etwaigen Bürgen vorbehalten. Haben mehrere Pfandgläubiger an derselben Sache Anspruch, so gehen bei einem solchen Concurs (s. d.) der Pfandgläubiger diejenigen, deren Pfandrecht älter ist, den spätern vor, wenn letztere nicht durch eigene Privilegien über jene hinaufgerückt werden. Die neuere Gesetzgebung hat jedoch derartige Privilegien und die stillschweigenden Pfandrechte als den Credit untergrabende Einrichtungen meistens beseitigt. Wenn sich zu der verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann sie der Gläubiger an Zahlungsstatt annehmen; doch bleibt hier dem Schuldner noch einige Zeit das Wiedereinlösungsrecht vorbehalten. Den Rechten des Gläubigers wird wieder durch gewisse Verbindlichkeiten in Rücksicht der verpfändeten Sache die Wage gehalten. Er muß sie sorgfältig bewahren, nach Tilgung der Schuld mit allen gezogenen Nutzungen zurückgeben und den vorsätzlich oder aus Unvorsichtigkeit verursachten Schaden ersetzen. Dem Schuldner steht deshalb gegen ihn eine besondere Pfandklage zu. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandstücks statt der Zinsen für das dargeliehene Kapital überlassen (Antichretischer Vertrag), oder die Betheiligten treffen die Uebereinkunft, daß der Gläubiger im Falle des nicht rechtzeitigen Eingangs der Zahlung das P. für einen durch Schätzung festzustellenden Preis selbst erwerben und der Schuldner des Wiedereinlösungsrechts verlustig gehen solle (Commissorischer Vertrag). Das gemeine Recht verbietet jedoch hier die Verabredung, daß der Gläubiger das P. an Zahlungsstatt behalten dürfe, weil solchenfalls, wenn die Sache einen bedeutend höhern Werth hat und jener nichts herauszuzahlen braucht, sich ein wucherischer Vortheil herausstellt.

Pfandbriefe heißen im allgemeinen die einem Pfandgläubiger von seinem Schuldner übergebenen Schuldscheine, in der Regel aber versteht man darunter die von Grundbesitzer-Creditvereinen ausgegebenen Schuldbriefe, für welche Immobiliarbesitz verpfändet ist. Die P. haben den Zweck, auch kleinern Kapitalisten die Möglichkeit zur ganz sichern Ausleihung ihres Kapitals auf Grundbesitz zu gewähren, und sollen zugleich den Grundbesitzer gegen die Gefahr der Kündigung seiner Hypothekenschulden sicherstellen. Dieselben lauten in Deutschland deshalb in der Regel auf Beträge von höchstens 1000 Thalern oder Gulden, sind auf den Inhaber ausgestellt, der das Recht der Kündigung nicht besitzt, und stehen in den Hypotheken- und Pfandbüchern der betreffenden Grundstücke innerhalb der ersten Hälfte des ermittelten Werths eingetragen, sind mithin so sicher, daß sie an der Börse leicht verkauft werden können, ohne daß sich der Käufer vor dem Ankaufe von der Sicherheit der Schuld Ueberzeugung zu beschaffen braucht. Aehnlich den P. sind die Handvesten (s. d.). Während jedoch bei den P. das Pfandbriefinstitut, der Creditverein, die Sicherheit der Schuld garantirt, ist dies bei den Handvesten, für welche einzelne Grundstücke ausschließlich haften, nicht der Fall. Bei ihrem Ankauf ist daher die Prüfung der Sicherheit nicht zu vermeiden. Handvesten kennt man namentlich in Bremen.

Pfandhaus, s. Lombard.

Pfändung heißt die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Absicht, sich dadurch sein Eigenthum, seinen Besitzstand und andere Gerechtsame, die man verlieren könnte, zu erhalten oder einen schnellen und sichern Ersatz des auf irgendeine Art erfahrenen Schadens zu verschaffen. Während in der Vorzeit statt zur Klage um Schuld fast in allen Fällen gleich zur P. vorgeschritten werden konnte, hat sich seit dem Verbote der Selbsthülfe im ewigen Landfrieden von 1495 dieses Rechtsmittel hauptsächlich noch zu dem Zwecke erhalten, um einer Störung des Besitzes von Immobilien sofort entgegenzutreten, desgleichen um die Thatsache, daß solches geschehen, gleichsam körperhaft vor Gericht zu bringen und sich ein Hülfsobject wegen des Schädenanspruchs zu sichern. So werden Sachen desjenigen, welcher sich unerlaubterweise auf fremdem Grund und Boden betreten läßt, oder Vieh, das daselbst weidet oder sonst Schaden anrichtet, in Beschlag genommen. Die P. muß noch auf dem beschädigten Grundstücke ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Gewaltthätigkeit und ohne Beschädigung der zu pfändenden Sache vollzogen werden; auch darf man nur so viel an Werth pfänden, als der verursachte Schaden ungefähr beträgt. Der Pfänder hat, wenn der Eigenthümer der weggenommenen Sache zu keiner Genugthuung in Güte zu vermögen ist, die P. dem ordentlichen Richter anzuzeigen, und ihm, je nachdem es die besondern Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf derselbe sie verkauft und nach Abzug des für den verursachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandschillings, der Gerichtsgebühren und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskosten das übrige dem Eigenthümer zustellt. Im Falle das Pfand zu diesen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus seinen Mitteln nachzahlen. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man sich des Eigenthums des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Verpfändete wieder herauszugeben, ist bei Voraussetzung einer an sich gerechten P. unerlaubte Selbsthülfe.

Pfanne (acetabulum) nennt man in der Anatomie die an der äußern seitlichen Wand des Beckens (s. d.) befindliche Gelenkgrube, welche den Kopf des Oberschenkelknochens aufnimmt. Dieselbe ist genau halbkugelförmig, und ein rings um ihren Rand gehender Knorpelring (Knorpellippe) umfaßt noch einen weitern Theil des Gelenkkopfs. Ein sehr starkes rundes Band, welches in einer Aushöhlung auf dem Boden der P. Platz findet, hält den Schenkelkopf in der P. fest, und endlich ist das ganze Gelenk in eine sackförmige Kapsel eingeschlossen. Der Oberschenkelkopf paßt ganz genau in die P. und haftet fest in ihr. Das von beiden Knochen gebildete Gelenk ist ein Kugelgelenk, welches eine allseitige freie Bewegung gestattet. Tritt der Gelenkkopf aus der P., so zerreißt in der Regel die Gelenkkapsel und der Gelenkkopf steigt am Becken in die Höhe; das Bein zeigt sich dadurch verkürzt. Wird der Kopf nicht zurückgebracht, so schleift sich oft an der Stelle des Beckens eine seichte Grube aus, welche die Stelle der eigentlichen P. vertritt. Die häufigste, namentlich bei jugendlichen Individuen auftretende Erkrankung der P. ist die Entzündung und Eiterung in der Höhle derselben (Coxalgie, freiwilliges Hinken), die den Gebrauch des Beins, auch oft nach der Heilung, sehr beschränkt; oft tritt dabei der Gelenkkopf aus der P. Bei alten Leuten wird die P. oft flacher, und es bilden sich Knochenauswüchse am Rande derselben, welche die Beweglichkeit des Oberschenkels gleichfalls beeinträchtigen.

Pfarrer, wahrscheinlich vom Worte parochus hergeleitet, bezeichnete schon in der ältern Kirche den Geistlichen, welcher den Gottesdienst in einer Parochie (s. d.) oder Kirchengemeinde

zu verwalten und die Seelſorge derſelben zu führen hat. Die Einkünfte bezieht er theils aus dem Vermögen einer Kirche, theils aus milden Stiftungen, theils von Zehnten, theils von Grundſtücken und Zinſen, die ihm überwieſen ſind, theils von den Stolgebühren. Zu ſeinem Amte muß er berufen (vocirt) und ordinirt ſein. In der kath. Kirche pflegte man den evang. Pfarrer nur «Prediger» oder «Paſtor» (ſ. d.) zu nennen. Die Dienſtwohnung des P. wie die demſelben anvertraute Gemeinde heißt Pfarre oder Pfarrei; ſind mehrere P. in einem Orte, ſo heißt der erſte von ihnen gewöhnlich Oberpfarrer.

Pfau (Pavo), eine Gattung der Hühnervögel, welche hauptſächlich durch das mit Augenflecken verſehene Gefieder, die ſehr verlängerten und eigenthümlich gebildeten Bürzelfedern, welche bei dem Männchen einen radförmig ausbreitbaren Schweif ausmachen, durch den befiederten Kopf und einen Sporn von den verwandten Gattungen ſich unterſcheidet, wird nur im tropiſchen Aſien, jedoch in mehrern Arten, wild angetroffen. Die P. ſind Waldvögel, halten gemeiniglich in Flügen von 40—50 Stück zuſammen, zeigen ſich im Fluge langſam und ungeſchickt, wenigſtens bevor ſie eine bedeutende Höhe erreicht haben, und werden daher im hohen Graſe nicht leicht zum Auffliegen gebracht, zumal da ſie ſchnell genug laufen. Der gemeine P. (P. cristatus), welcher zum größten Theile goldgrün, an Kopf, Hals und Bruſt bei den Hähnen blau, goldgrün und violett und unterſeits ſchwarz mit Metallglanz iſt, auf dem Kopfe einen Federbuſch von dünnſchäftigen, nur an der Spitze äſtigen Federn trägt, übertrifft alle übrigen Vögel durch die Pracht ſeines Schweifes, in welchen nach der Mythe Juno die Augen des Argus einſetzte, und den nur das Männchen beſitzt. Nach Europa muß er bereits in früher Zeit gekommen ſein, denn zu den Zeiten der röm. Republik erſchien er bereits bei Feſtgelagen auf der Tafel, und der Kaiſer Heliogabalus ſetzte den Gäſten gewaltige Schüſſeln vor, die nur aus Zungen und Hirn der P. und den theuerſten Gewürzen Indiens beſtanden. Bereits im 14. Jahrh. ſcheint er in Deutſchland auf den Höfen Vornehmer exiſtirt zu haben, und jetzt iſt er faſt über die ganze Erde verbreitet. Er vermehrt ſich bei guter Pflege ohne Schwierigkeit, wird 25 J. alt, muß aber vor Winterkälte geſchützt werden. Das Weibchen legt im Mai zehn ſtrohfarbene, dunkelgefleckte Eier, brütet aber nicht ſelten ſo unordentlich, daß man gewöhnlich vorzieht, die Eier durch Hennen ausbrüten zu laſſen. Er dient übrigens nur zum Luxus, indem ſein Fleiſch ungenießbar, ſeine Stimme widerwärtig und ſeine Intelligenz ſehr beſchränkt iſt. In der Gefangenſchaft haben ſich mancherlei Spielarten ausgebildet, z. B. weiße und mit bronzefarbenen oder braunen Flecken gezeichnete; ferner weiße mit dunkelblauem Halſe und gewöhnlichen Flügeln; dann völlig weiße, bei denen nur die langen Bürzelfedern Andeutungen der Augenflecke zeigen. Von dieſer Gattung hat man diejenigen Arten, welche zwei bis drei Sporen beſitzen, und bei denen die eigentlichen Schwanzfedern verlängert ſind, als beſondere Gattung unter dem Namen Spiegelpfau (Polyplectron) abgeſondert. Die Arten dieſer Gattung ſind gleichfalls ſehr ſchöne Vögel mit Augenflecken des Gefieders, wie der kammtragende Spiegelpfau (P. emphanum), welcher die Sundainſeln und Molukken bewohnt, und der tibetaniſche Spiegelpfau (P. Thibetanum), der von den Chineſen als Zierde der Landhäuſer gehalten wird.

Pfeffel (Gottlieb Konrad), deutſcher Dichter, geb. zu Kolmar im Elſaß 28. Juni 1736, ſtudirte 1751—53 in Halle die Rechte, wurde aber daſelbſt von einem Augenleiden befallen, welches ihn nöthigte, in die Heimat zurückzukehren. 1758 verlor er ſein Geſicht gänzlich. Eine glückliche Ehe, die er 1759 ſchloß, und ſeine angeborene Heiterkeit und Geiſtesthätigkeit hielten ihn in dieſer traurigen Lage nicht nur aufrecht, ſondern gaben ihm auch Muth und Kraft, ſich einen ausgezeichneten Wirkungskreis zu ſchaffen. Er errichtete 1773 mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsſchule ein akademiſches Erziehungshaus für Proteſtanten in Kolmar, dem die Revolution ein Ende machte. In ſeinen letzten Lebensjahren war er Präſident der Unterrichtscommiſſion, Ueberſetzer an der Präfectur und Mitglied des evang. Conſiſtoriums. Er ſtarb in Kolmar 1. Mai 1809. P. hat zahlreiche Fabeln und poetiſche Erzählungen verfaßt, die ſich durch Empfindung, naiven, oft epigrammatiſchen Witz, heitere Laune und echte Lebensweisheit ſowie durch gewandte Sprache und leichte Verſification auszeichnen. Geringeres Verdienſt haben ſeine ſonſtigen Gedichte und ſeine proſaiſchen Schriften. Als Menſch war er ſehr achtungswerth und liebenswürdig. Seine «Poetiſchen Verſuche» (4. Ausg., Stuttg. und Tüb. 1803—10) füllen zehn Bändchen, ebenſo ſeine «Proſaiſchen Verſuche» (ebenda 1810—13). Ein Supplementband (Tüb. 1820) enthält ſeine Biographie von Rieder. Eine Auswahl ſeiner «Fabeln und poetiſchen Erzählungen» in zwei Bänden hat H. Hauff (Stuttg. und Tüb. 1840) herausgegeben.

Pfeffer (Piper), eine Pflanzengattung der heißen Zone, welche eine große Menge ſowol

ſtrauchiger und ſelbſt baumartiger als auch ſehr niedriger krautiger Arten umfaßt, deren Stämme und Aeſte bald aufrecht wachſen, bald klettern, geſtielte, einfache, ganznetzaderige, abwechſelnde, gegen- oder quirlſtändige Blätter, unanſehnliche grüne, auf dünnen Kolben ſtehende, zwitterige oder zweihäuſige Blüten und einſamige Beeren tragen. Der ſcharfe Geſchmack der letztern rührt von einem eigenthümlichen Weichharz her. Außerdem enthalten die Pfefferbeeren ein ätheriſches Oel und einen alkaliſch reagirenden Stoff, das Piperin, welches völlig geſchmack- und geruchlos iſt und die farbloſen vierſeitigen Prismen zu kryſtalliſiren vermag. Das ſcharfe Weichharz, welches durch Alkohol ausgezogen werden kann, macht die Beeren mehrerer Pfefferarten zu einem angenehmen Gewürz, iſt aber im reinen und concentrirten Zuſtande ein wirkſames Gift. Allgemein als Gewürz bekannt und gebräuchlich ſind die Beeren des ſchwarzen P. (P. nigrum L.), welcher in Oſtindien und auf den dortigen Inſeln wild wächſt und daſelbſt wie auch noch in andern Welttheilen, im großen cultivirt wird. Dieſes Gewächs iſt ein kletternder und kriechender Strauch mit hin- und hergebogenen Zweigen, abwechſelnden und zweizeilig geſtellten, eiförmig-länglichen und zugeſpitzten Blättern, endſtändigen Kolben und erbſengroßen, anfangs grünen, dann rothen, zuletzt ſchwarzen Beeren. Man unterſcheidet ſchwarzen P., welcher aus den unreif abgenommenen und durchs Trocknen runzelig und ſchwarz gewordenen Beeren beſteht, und weißen P., welches die reifen und von der Beerenſchale befreiten Samen ſind. Der erſtere iſt weit ſchärfer als der letztere und war bereits den alten Griechen bekannt. Die Menge des in Europa verbrauchten P. iſt erſtaunlich groß, obgleich die Anwendung deſſelben in der Medicin und Technik kaum in Betracht kommt. Noch größer iſt die Pfefferproduction. Auf Sumatra allein werden jährlich 28 Mill. Pfd. gewonnen. Im Mittelalter hielt man den P. für eins der koſtbarſten Gewürze Indiens, und im 13. Jahrh. galten einige Pfund P. für ein fürſtl. Geſchenk. Auch die Beeren anderer Pfefferarten werden in ihrer Heimat auf gleiche Weiſe verwendet; ſo die Früchte des dreihäuſigen P. (P. trioicum Roxb.), des Chabapfeffers (P. Chaba Hunt.) in Oſtindien, des langblätterigen P. (P. longifolium R. Pav.) und des ſafrangelben P. (P. crocatum R. Pav.) in Peru u. ſ. w. Die Beeren des Cubebenpfeffers (P. Cubeba L.) ſind unter dem Namen Cubeben (ſ. d.) officinell. Von dem langen P. (P. longum L.) ſind die unreifen Fruchtähren, welche aus unter ſich verwachſenen Beeren beſtehen, als langer P. gebräuchlich; dieſe ſchmecken noch ſchärfer und brennender als der ſchwarze P. Die aromatiſch-brennend und bitter ſchmeckenden Blätter des Betelpfeffers (P. Betle L.) ſind im friſchen Zuſtande in Verbindung mit zuſammenziehenden Subſtanzen (Catechu) und etwas Muſchelkalk ein in ganz Oſtindien und auf den indiſchen Inſeln ſo allgemein gewordenes Kaumittel, daß dort das Betelkauen (ſ. Betel) zu den unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſen gezählt wird. Auf den Societäts-, Freundſchafts- und Sandwichinſeln wird der Avapfeffer (P. methysticum Forst.) ſorgfältig angebaut, aus deſſen zerſtoßener oder meiſtens gekauter Wurzel mit Kokosmilch oder Waſſer ein ſcharfes, ekelhaftes, grünliches Getränk bereitet wird, das wegen ſeiner berauſchenden und ſchlafmachenden Eigenſchaften bei den Eingeborenen dort ungemein beliebt iſt, einem Europäer aber und ſelbſt dem vollendetſten Säufer höchſt widrig ſchmeckt. Spaniſchen P. oder Cayennepfeffer nennt man die getrockneten und pulveriſirten Früchte der Beißbeere. (S. Capsicum.)

Pfefferkraut, ſ. Satureja.

Pfefferkuchen, auch Lebkuchen oder Honigkuchen heißen die tafelförmigen, aus Mehl, Honig, Sirup mit Zuſatz von Mandeln und Gewürzen gebackenen Kuchen, die als Leckerei genoſſen, außerdem auch in der Küche gebraucht werden. Meiſt werden dieſelben in beſondern Leb- und Honigkuchenbäckereien verfertigt. Die beſten P. liefert Nürnberg, nächſtdem Erlangen, Baſel (Leckerli), Offenbach, Ulm, Braunſchweig, Breslau, Thorn und Danzig. Der ſog. dicke P., von braunem Anſehen, enthält in der Regel gar keine Gewürze und wird faſt nur zu Brühen verwendet. Die ſog. Pfeffernüſſe, kleine runde Kuchen, werden beſonders gut in Braunſchweig und in Offenbach bereitet.

Pfefferküſte, ſ. Malabar.

Pfefferminze (Mentha piperita L.) iſt der Name einer zur Gattung Mentha (ſ. d.) gehörenden Pflanzenart, welche in England und dem ſüdlichern Deutſchland an feuchten Stellen wild wächſt. Sie iſt ausdauernd und hat länglich-walzige Aehren und geſtielte, längliche oder ei-längliche, ſcharfgeſägte Blätter, welche namentlich auf der untern Seite mit kleinen eingeſenkten, gelblichen, ein ätheriſches, ſtark und angenehm aromatiſch riechendes Oel ausſondernden Drüſen bedeckt ſind. Deshalb beſitzt die ganze Pflanze einen aromatiſchen Geruch. Es gibt eine behaarte, eine kahle und eine krausblätterige Varietät. Die zweite Varietät, welche einen anfangs feurig-aromatiſchen und nachher auffallend kühlenden Geſchmack beſitzt, wird unter

dem Namen P. in Menge eultivirt. Man braucht sie als Thee besonders bei krampfhaftem und geschwächtem Zustande der Unterleibsorgane, auch wird das aus ihr destillirte ätherische Oel, Pfefferminzöl, als Heilmittel angewendet und in der Apotheke noch ein destillirtes Pfefferminzwasser bereitet. In den Conditoreien wird das Pfefferminzöl zur Herstellung der Pfefferminzkügelchen gebraucht. Die krausblätterige Varietät wird unter dem Namen Krauseminze (s. d.) häufig gezogen.

Pfeifenstrauch, s. Aristolochia und Philadelphus.

Pfeifer (vom lat. pipare, pipire, pipiare, dem Laute junger Hühner und Raubvögel) wurden eigentlich diejenigen Spielleute, welche Blasinstrumente aller Art spielten, doch zeitweilig, besonders im 14. Jahrh., auch die Spielleute überhaupt genannt. Als das Innungswesen in den Städten überhand nahm, folgten auch sie dem allgemeinen Zuge der Zeit, und dies Zusammenschließen muß zur Verbesserung ihrer bürgerlichen Stellung wesentlich beigetragen haben, während kurz vorher, im 13. Jahrh., wenigstens diejenigen, welche zur varenden diet gehörten, d. h. ein Wanderleben führten, im allgemeinen verachtet und von verschiedenen Hauptrechten der freien Männer ausgeschlossen waren. In Paris mag, nach einem rückwärts weisenden Statute von 1331 zu schließen, bereits im 13. Jahrh. eine solche Verbindung der Menestreux et jongleurs zusammengetreten sein. Ihr Vorsteher, Roi des menestriers, später, als die Geige zu besonderm Ansehen gekommen war, Roi des violons genannt, verlangte endlich sogar, daß nicht nur die Instrumentisten und Sänger, sondern auch die Organisten, Componisten und Tanzmeister unter seiner Gerichtsbarkeit stehen sollten, woraus sich ein langwieriger Rechtshandel entspann, der 1773 zur Aufhebung dieses Königthums führte. Auch in den Niederlanden finden sich schon im 14. Jahrh. solche Musikergesellschaften, nach ihren Hauptinstrumenten Pipers, Trumpeners u. s. w. genannt, großentheils ansässig und im Dienste von Städten und Fürsten. Den ältesten bekannten, aber ebenfalls schon auf altes Herkommen sich berufenden engl. Freibrief für einen König der Minstrels stellte 1381 der Herzog von Lancaster aus; vollständig aber begründete das Innungswesen der Musiker ein Erlaß König Eduard's IV. (1469). Auch in Deutschland ordneten sich diese Verhältnisse im 14. Jahrh. Die Kaiser errichteten zunächst für Oesterreich ein Oberspielgrafenamt, dessen Vorsteher seinen Sitz in Wien hatte und andere ihm untergeordnete Vorsteher über die einzelnen Bezirke setzte. Die erste Urkunde, worin dieses Amtes Erwähnung geschieht, ist vom J. 1431 und besagt, daß alle varunde spilleut zum Kammergute gehören und niemand über sie zu richten hat als der Spielgraf. Ferner beliehen die Kaiser mehrere Reichsstände mit der Gerichtsbarkeit über die Musiker bestimmter Gebiete, und diese übertrugen solche dann weiter sog. Pfeiferkönigen. Am besten unterrichtet sind wir über die Ausbildung dieser Einrichtungen im Elsaß, wo die Grafen von Rappoltstein und später die Pfalzgrafen von Zweibrücken die Schutzherrlichkeit besaßen und auch noch ein Bestallungsbrief für einen Künic der varenden liute aus dem J. 1400 erhalten ist. Danach war die öffentliche Ausübung der Musik und der Unterricht in derselben nur allein den Mitgliedern der Innung gestattet, welche ihre feste Gliederung hatte, ihre Angelegenheiten selbständig verwaltete und an bestimmten Tagen und Orten (zu Alten-Thann, Rappoltsweiler, Bischweiler u. s. w.) mit Aufzügen und Gepränge jährliche feierliche Gerichtssitzungen (Pfeifertage) hielt, von denen Berufung nur an den Schutzherrn galt. Nach dem Beispiele dieser großen Landesinnungen bildeten sich bald, besonders im 15. Jahrh., auch die kleinern der Stadtpfeifer, zuerst in den Reichsstädten, dann auch in den übrigen, bis zu den kleinsten herab, in der Regel so, daß die Stadtobrigkeit einen Musiker in Pflicht nahm, der dann ganz nach Art der Handwerksmeister Lehrlinge anlernte und Gesellen hielt und mit diesen seinen Leuten für bestimmte Vergütung an Geld und Naturalien zu gewissen Dienstleistungen verbunden war, als zu Kirchenmusiken, zum Spielen gewisser Musikstücke vom Thurme oder Rathhausbalkone herab u. dgl., ferner die ausschließliche Berechtigung und Verpflichtung besaß zum Aufwarten oder zum Musiciren für Geld bei Hochzeiten, Kindtaufen, Tänzen und ähnlichen Gelegenheiten. Diese Einrichtung, welche einen nicht gering anzuschlagenden Einfluß auf die Hebung der Instrumentalmusik gehabt hat, erhielt sich unter verschiedenen Formen, Abstufungen und Namen (Stadtpfeifer, Kunstpfeifer, Stadtpinkenist, Thürmer, Hausmann u. s. w.) bis zum Untergange des Zunftwesens und fand eine freie und veredelte Fortsetzung in den jetzt an vielen Orten bestehenden Stadtmusikchören. Die große elsassische Pfeiferinnung ging unter 1789 mit der Revolution, das wiener Oberspielgrafenamt ward bereits 1782 aufgehoben. Vgl. Bacher in den «Sitzungsberichten» der wiener Akademie (Bd. 35).

Pfeifergericht hieß eine Gerichtssitzung des Schöffenraths zu Frankfurt a. M., welche ehe-

mals nach altem Herkommen jährlich zur Zeit der Herbſtmeſſe am letzten Gerichtstage vor Mariä Geburt im großen Rathhausſaale öffentlich abgehalten wurde. Es erſchienen während derſelben, zwiſchen der Publication ergangener Urtheile, in feierlichem Aufzuge, mit rothen Mänteln angethan und begleitet von Pfeifern (Muſikanten) in blauen Mänteln, die auf einer Schalmei, einem Baß und einem Pommer oder Hoboe eine beſtimmte alte Muſik ſpielten, Abgeordnete der Städte Nürnberg, Worms und Alt-Bamberg, überreichten einen zierlich geſchnitzten hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, ein Paar weiße lederne Handſchuhe nebſt einem darauſliegenden Räderalbus, ein weißes Stäbchen und einen alten weißen Biberhut (welchen letztern Worms jedesmal mit einem Goldgulden wieder einlöſte), erbaten Beſtätigung ihrer Meßprivilegien, namentlich der Zollfreiheit, und erhielten ſie durch protokollariſchen Act auf ein Jahr zugeſichert. Noch 1801 ließ ſich Worms ſeine Zollfreiheit in Frankfurt unter dieſer Form beſtätigen. Vgl. Fries, «Vom ſogenannten P. in Frankfurt a. M.» (Frankf. 1752).

Pfeiffer (Burchard Wilh.), deutſcher Publiciſt, geb. 7. Mai 1777 zu Kaſſel, widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft und wurde 1799 Archivar bei der Regierung zu Kaſſel, 1803 Staatsanwalt und 1808 erſter Subſtitut des Generalprocurators bei dem Appellationsgericht zu Kaſſel. Schon früher hatte er ſich durch «Vermiſchte Aufſätze über Gegenſtände des röm. und deutſchen Rechts» (Marb. 1802) und die Schrift «Ueber die Grenzen der Civil-Patrimonialjurisdiction» (Gött. 1806) bekannt gemacht. Nach Einführung der franz. Geſetzgebung in Heſſen gab er mit ſeinem jüngern Bruder «Napoleon's Geſetzbuch nach ſeinen Abweichungen von Deutſchlands gemeinem Recht» (2 Bde., Gött. 1808) heraus. Seine «Rechtsfälle, entſchieden nach dem Geſetzbuche Napoleon's» (2 Bde., Hannov. 1811—13) und «Rechtsfälle zur Erläuterung der Gerichtsverfaſſung und Proceßordnung Weſtfalens» (Bd. 1, Hannov. 1812) waren von großem praktiſchem Werthe. Nach der Rückkehr des Kurfürſten von Heſſen wurde P. 1814 Regierungsrath und 1817 Appellationsgerichtsrath zu Kaſſel. In der Zeit der neuen Geſtaltung Deutſchlands ſchrieb er «Ideen zu einer neuen Geſetzgebung für deutſche Staaten» (Gött. 1816). Das Schriftchen «Inwiefern ſind die Regierungshandlungen eines Zwiſchenherrſchers für den rechtmäßigen Regenten nach deſſen Rückkehr verbindlich?» (Hannov. 1819) brachte ihn der kurfürſtl. Regierung gegenüber in misliche Verhältniſſe, welche ihn veranlaßten, 1820 die Stelle eines Mitglieds des Appellationsgerichts zu Lübeck anzunehmen. Nach dem Tode des Kurfürſten Wilhelm I. wurde er jedoch 1821 in ſeine Stellung zurückberufen. In dieſe Zeit fallen die Schriften «Neue Sammlung bemerkenswerther Entſcheidungen des Appellationsgerichts zu Kaſſel» (4 Bde., Hannov. 1818—20), «Praktiſche Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswiſſenſchaft» (8 Bde., Hannov. 1825—44), «Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien» (Hannov. 1824), «Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutſchen Staaten überhaupt und in dem herzogl. Geſammthauſe Sachſen-Gotha insbeſondere» (2 Bde., Hannov. 1826). Zum Abgeordneten für den Landtag und von dieſem zum Präſidenten erwählt, wurde die Wahl wegen eines geringen Formfehlers verworfen. Doch erfolgte ſeine Wiedererwählung, und er widmete ſich nun mit Eifer den Ausſchußarbeiten und gewann bald großen Einfluß. Nach der Auflöſung der Stände 1832 wurde er Mitglied und Vorſtand des bleibenden Ausſchuſſes und ſtimmte für die von dieſem erhobene erſte Anklage gegen den Miniſter Haſſenpflug, der ihm jedoch den Eintritt in den nächſten Landtag verweigerte und die Präſidentenſtelle im Oberappellationsgericht, die P. ſchon lange proviſoriſch verſehen, einem ſeiner jüngern Collegen übertrug. Seinen Eifer für die Aufrechthaltung der verfaſſungsmäßigen Freiheiten bethätigte P. auch durch die «Geſchichte der landſtändiſchen Verfaſſung in Kurheſſen» (Kaſſel 1834). Seitdem widmete er ſich ausſchließend ſeinem Amte, bis er 1843 in Ruheſtand trat. Nach Berufung des Märzminiſteriums von 1848 arbeitete P. ohne Unterlaß für Verwirklichung einer conſtitutionell-monarchiſchen Staatsverfaſſung und ſchrieb für dieſen Zweck vieles für Zeitungen. Nach Einführung des Miniſteriums Haſſenpflug im Febr. 1850 bekämpfte er dieſes aufs lebhafteſte und verſuchte die Rechtmäßigkeit der conſtitutionellen Sache Kurheſſens ſowie des von der aufgelöſten Ständeverſammlung geleiſteten Widerſtandes darzulegen in den Schriften «Der alte und der neue Bundestag» (Kaſſ. 1851) und «Die Selbſtändigkeit des Richteramts» (Kaſſ. 1851). Schon ſeit Jahren hinfällig, ſtarb P. 4. Oct. 1852.

Pfeiffer (Louis Georg Karl), deutſcher Naturforſcher, geb. 4. Juli 1805 zu Kaſſel, zweiter Sohn des vorigen, ſtudirte 1821—25 zu Göttingen und Marburg Medicin, wo er promovirte, und widmete ſich, nachdem er noch ein Jahr zu Paris und Berlin verbracht, ſeit Herbſt 1826 in ſeiner Vaterſtadt der ärztlichen Praxis. Nebenbei beſchäftigte ihn theils die Ueberſetzung gediegener medic. Werke von Pinel, Johnſon, Wetterhead, theils die Ausarbeitung ſelbſtändiger

Schriften, wie des «Universalrepertorium der deutschen medic., chirurg. und obstetricischen Journalistik» (2 Bde., Kass. 1833) und «Versuch über die Phlegmasia alba dolens» (Lpz. 1837). 1831 ging P. nach Polen, wo er als Stabsarzt erst zu Lazienki und zu Powonsk, dann im großen Alexanderhospitale zu Warschau wirkte. Nach seiner Rückkehr nahm er in Kassel die ärztliche Praxis wieder auf, beschäftigte sich aber auch daneben viel mit naturhistor. Studien. Mehrfache Reisen setzten ihn in den Stand, eine «Enumeratio diagnostica cactearum hucusque cognitarum» (Berl. 1837) sowie die mehr populär gehaltene «Beschreibung und Synonymik der in deutschen Gärten lebenden Cacteen» (Berl. 1837) und hierauf, anfangs in Verbindung mit Otto in Berlin, «Abbildungen und Beschreibungen blühender Cacteen» (2 Bde., Kass. 1843—50) zu veröffentlichen. Den Winter 1838—39 verbrachte er mit E. Otto und J. Gundlach mit der Durchforschung eines Theils der Insel Cuba, wo seine Thätigkeit namentlich auf die Mollusken gerichtet wurde. Als Frucht dieser Reise gab er unter anderm die spätere monographische Arbeiten vorbereitenden «Symbolae ad historiam Heliceorum» (3 Thle., Kass. 1841—46) heraus, zu denen er auch auf mehrern Reisen in Europa Beiträge sammelte. Hierauf erschien P.'s Hauptwerk, die treffliche «Monographia Heliceorum viventium» (2 Bde., Lpz. 1847—48; Supplemente, Bd. 1 und 2, 1853—59), während er gleichzeitig mehrere Gattungen der Heliceen für die neue Ausgabe des Martini-Chemnitz'schen Conchylienwerks und auch die die Landschnecken betreffenden Abtheilungen von Philippi's «Abbildungen und Beschreibungen neuer oder wenig gekannter Conchylien» (3 Bde., Kass. 1845—51) bearbeitete. Diesen Arbeiten folgten die «Monographia Pneumonopomorum viventium» (3 Bde., Kass. 1852—65); die «Monographia auriculaceorum viventium» (Kass. 1856) und das Kupferwerk «Novitates conchologicae» (2 Bde., Kass. 1854—66). Neben diesen bedeutenden conchyliologischen Leistungen beschäftigten ihn auch eingehende botan. Studien, und namentlich machte er sich durch die «Uebersicht der kurhess. Flora» (mit Cassebeer, Kass. 1844) und die «Flora von Niederhessen und Münden» (2 Bde., Kass. 1847—54) um die Erforschung der Flora seines engern Vaterlandes verdient. Einen ausführlichen botan. Nomenclator bereitete P. seit langen Jahren vor. Beiträge von ihm enthält die von ihm mit Menke seit 1846 herausgegebene «Zeitschrift für Malakozoologie», die seit 1854 unter dem Titel «Malakozoologische Blätter» fortgesetzt ward.

Pfeiffer (Franz), einer der verdientesten Forscher auf dem Gebiete der ältern deutschen Sprache und Literatur, geb. 27. Febr. 1815 zu Solothurn, studirte 1834—40 zu München unter Maßmann und Schmeller deutsche Philologie. Nachdem er von 1842 einige Jahre zu Stuttgart privatisirt, wirkte er seit 1846 als Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek daselbst, bis er 1857 einem Rufe als Professor der deutschen Sprache und Literatur nach Wien Folge leistete. 1860 wurde er zum wirklichen Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften ernannt. P. zählt zu den einflußreichsten Vertretern der deutschen Philologie und Alterthumswissenschaft und ist als das Haupt einer eigenen Schule zu betrachten, welche der von Lachmann (s. d.) begründeten vielfach entgegengetreten ist. Seine bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten sind die Ausgaben der «Deutschen Mystiker des 14. Jahrh.» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1845—57) der «Deutschordenschronik» des Nik. von Jeroschin (Stuttg. 1854), des «Buch der Natur» von Konrad von Megenberg und der «Predigten» des Berthold von Regensburg (Bd. 1, Wien 1862). Hieran reihen sich noch die Ausgaben der Weingartner und Heidelberger Liederhandschrift (2 Bde., Stuttg. 1843—44), des «Edelstein» von Ulrich Boner, des «Barlaam und Josaphat» von Rudolf von Ems, des «Wigalois» von Wirnt von Grafenberg, der Dichtung «Mai und Beaflor», der «Livländischen Reimchronik» (Stuttg. 1844), der «Marienlegenden» (Stuttg. 1846; neue Ausg., Wien 1863), des österr.-habsburgischen Urbarbuchs (Stuttg. 1850), der «Theologia deutsch» (2. Aufl., Stuttg. 1855), des Heinzelein von Konstanz (Lpz. 1852) und anderer Denkmäler der ältern deutschen Literatur. Ganz neue Gesichtspunkte für wichtige sprach- und literaturgeschichtliche Fragen eröffnete P. in den kleinen Schriften: «Zur deutschen Literaturgeschichte» (Stuttg. 1855), «Ueber Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit» (Wien 1861), «Der Dichter des Nibelungenliedes» (Wien 1862), «Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums» (Wien 1863 fg.), u. s. w. In dem «Altdeutschen Uebungsbuch» (Wien 1866) gab er ein sehr brauchbares Hülfsmittel für den Unterricht in der altdeutschen Sprache. Für die von ihm in Verbindung mit der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig begründete und unter seiner Leitung erscheinende Sammlung: «Deutsche Classiker des Mittelalters», die mit allseitigem Beifall begrüßt worden ist, besorgte er die Ausgabe des «Walther von der Vogelweide» (Lpz. 1865; 2. Aufl. 1867). Zahlreiche Beiträge P.'s enthält auch die von ihm 1856 begründete «Germania. Vierteljahrsschrift für

deutſche Alterthumskunde» (Stuttg. und Wien), die als Hauptorgan und Mittelpunkt der altdeutſchen Studien betrachtet werden kann. P.'s ſämmtliche Arbeiten zeichnen ſich durch friſche, klare Darſtellung, energiſchen Ausdruck und einen allem Schulzwang und Autoritätsglauben abholden Sinn aus, welche Eigenſchaften auch die unter dem Titel «Freie Forſchung» (Wien 1867) erſchienene Sammlung ſeiner kleinen Schriften zur deutſchen Sprache und Literatur bekundet.

Pfeiffer (Ida), eine durch ihre ausgedehnten Reiſen bekannte Frau, geb. 15. Oct. 1797 zu Wien, aus einer nicht unbemittelten Familie, Namens Reyer, zeigte ſchon in ihrer Jugend ziemlich männliche Eigenſchaften und Neigungen. 1820 verehelichte ſie ſich mit dem Advocaten P. in Wien, trennte ſich aber, da die Ehe keine glückliche war, förmlich von dieſem und lebte nun zu Wien der Erziehung ihrer Kinder. Als ſie ihre Pflichten als Mutter erfüllt und ſich frei fühlte, folgte ſie endlich ihrem Reiſetriebe, trotz ihrer bereits vorgerückten Jahre. Nachdem ſie 1842 ganz allein und mit geringen Mitteln Kleinaſien, Syrien, Paläſtina und Aegypten beſucht und ihre Wanderungen in der ſehr beifällig aufgenommenen «Reiſe einer Wienerin in das Heilige Land» (2 Bde., Wien 1843; 4. Aufl. 1856) geſchildert hatte, wandte ſie ſich 1845 dem europ. Norden zu. Sie beſuchte von Kopenhagen aus Island, dann Norwegen und Schweden und berichtete über das Geſehene und Erlebte in der «Reiſe nach dem ſkandinav. Norden und Island» (2 Bde., Peſth 1846), die ebenfalls mit Beifall aufgenommen wurde. Ihre neuen Reiſepläne gingen ſeitdem ins Große. Im Mai 1846 trat ſie eine Reiſe um die Welt an, auf der ſie beſonders Braſilien, Chile, die Geſellſchaftsinſeln, China, Vorderindien, Perſien und Kleinaſien und Griechenland berührte. Nach ihrer Rückkehr nach Wien (4. Nov. 1848) veröffentlichte ſie ihre Reiſetagebücher in dem Werke «Eine Frauenfahrt um die Welt» (3 Bde., Wien 1850), welches den Ruf der ebenſo kühnen als urtheilsfähigen Frau auch außerhalb Deutſchland begründete. Durch den Verkauf der von ihr mitgebrachten Naturalien, das Honorar für ihr Reiſewerk und einen Zuſchuß der öſterr. Regierung wieder mit einigen Mitteln ausgeſtattet, trat ſie im März 1851 eine abermalige Weltfahrt an. Nachdem ſie das Cap beſucht, wandte ſie ſich nach dem Sunda-Archipel, dem ſie anderthalb Jahre widmete, und ſegelte dann über Auſtralien und Polyneſien nach Amerika, wo ſie nacheinander Californien, Oregon, Peru, Ecuador, Neugranada, die Miſſiſſippigebiete und die Binnenſeen Nordamerikas beſuchte. Nach ihrer Rückkehr (Mai 1855) gab ſie ihre «Zweite Weltreiſe» (4 Bde., Wien 1856) heraus. Ihre letzte Reiſe, ſeit 1856, war Madagaskar gewidmet. Anfangs wurde ſie von der Königin der Inſel gut aufgenommen, nach einiger Zeit aber, zuſammen mit ihrem Reiſegenoſſen, dem Franzoſen Lambert, ins Gefängniß geworfen und brutal behandelt, weil man ſie für eine polit. Intriguantin hielt. Endlich in Freiheit geſetzt, kehrte ſie bereits krank nach Wien zurück, wo ſie bald nachher, 28. Oct. 1858, ſtarb. Der Bericht über die «Reiſe nach Madagaskar» (mit einer Biographie, 2 Bde., Wien 1861) gelangte erſt nach ihrem Tode zur Veröffentlichung. Wenn die Berichte der Ida P. auch für die geogr. Wiſſenſchaft gerade keine neuen Materialien bieten, ſo gewähren ſie doch über verſchiedene Partien der Länder- und Völkerkunde ſchätzenswerthe Aufſchlüſſe. Alex. von Humboldt und Ritter intereſſirten ſich für die unternehmende Frau, auf deren Antrag ſie auch zum Ehrenmitglied der berliner Geographiſchen Geſellſchaft ernannt warden war. Vgl. «Die Reiſende Ida P.» in «Unſere Zeit» (Bd. 2, Lpz. 1858).

Pfeil (vom lat. pilum, wodurch das echte deutſche Wort diu strâle allmählich zurückgedrängt wurde, bis es im 16. Jahrh. gänzlich verſchwand) war den Deutſchen, wie faſt allen Völkern, die vornehmſte oder vielmehr einzige Schießwaffe vor Erfindung des Feuergewehrs, beſtehend aus einem leichten dünnen Schafte von Rohr oder Holz, an deſſen oberes Ende eine beinerne, ſteinerne oder metallene, gewöhnlich mit zwei Widerhaken verſehene Spitze, an das untere reihenweiſe einige ſtarke Federn befeſtigt wurden. Vergiftete P. ſcheinen die Deutſchen nicht angewendet zu haben. Im Norden ward durch Umſendung eines zerſchnittenen Heer- oder Kriegspfeils (her-ör) das Volk aufgebaten zur Vertheidigung gegen einen plötzlichen feindlichen Einfall oder zur Verfolgung eines ſchweren Verbrechers, der durch Raub, Mord, Entführung u. dgl. den Gemeindefrieden gebrochen hatte. Die Longobarden gebrauchten unter Herſagung einer beſtimmten Formel den P. als Symbol bei der Freilaſſung von Knechten.

Pfeil (Wilh.), ausgezeichneter deutſcher Forſtmann, geb. 28. März 1783 zu Rammelburg am Harze, erhielt ſeine erſte Bildung auf der Stadtſchule in Eisleben und auf dem Gymnaſium zu Halberſtadt. 1801 trat er bei dem Oberförſter Kerſten zu Königshoff am Harze in die forſtliche Lehre und bildete ſich auf dem Reviere zu Thale fort. Nach dem Tode ſeines Vaters vermittelte ſeiner Mutter Bruder, Göcking, ihm eine Anſtellung auf den Gütern der Prinzeſſin von

Kurland in Schleſien, wo er 1804 als Forſtaſſiſtent eintrat. Er war bis zum Oberförſter vorgerückt, als er, zum Landwehrhauptmann erwählt, den Feldzügen von 1813 und 1814 beiwohnte. Nach dem Frieden trat er 1816 als Forſtmeiſter in fürſtl. Carolath'ſche Dienſte und wurde ſodann 1821 auf Hartig's Vorſchlag an die Forſtakademie nach Berlin berufen, wo er zugleich als Profeſſor an der Univerſität eintrat. Als der Finanzminiſter Maaßen in der Abſicht, dem forſtlichen Unterrichte eine mehr praktiſche Richtung zu geben, die Forſtlehranſtalt zu Neuſtadt-Eberswalde errichtete, nahm P. an der Organiſation derſelben Antheil und widmete ſich mit Erfolg der weitern Entwickelung der Anſtalt. Er ſtarb als Director derſelben und Oberforſtrath 4. Sept. 1859 zu Warmbrunn. Unter P.'s zahlreichen Werken ſind zu erwähnen: «Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schützung der Forſten» (2 Bde., Züllich. 1816), welche umgearbeitet als «Neue vollſtändige Anleitung u. ſ. w.» (5 Abth., 4. Aufl., Berl. 1854—58) erſchien; «Grundſätze der Forſtwiſſenſchaft» (2 Bde., Züllich. 1822—23); «Die Befreiung der Wälder von Servituten» (Züllich. 1822); «Forſtgeſchichte Preußens bis zum J. 1806» (Lpz. 1839); «Anleitung zur Ablöſung der Waldſervituten u. ſ. w.» (2. Aufl., Berl. 1844); «Forſtwirthſchaft nach rein praktiſcher Anſicht» (5. Aufl., Lpz. 1857). Nach ſeinem Tode erſchien «Die deutſche Holzzucht» (Lpz. 1860). P. erwarb ſich als Lehrer wie als Schriftſteller große Verdienſte und trug durch Wort und Schrift viel zur Beſeitigung veralteter Vorurtheile und Irrthümer in Bezug auf das Forſtweſen bei. In ſeinen «Kritiſchen Blättern für Forſt- und Jagdwiſſenſchaft» (Lpz. 1820 fg.) bearbeitete er faſt alle Gegenſtände des Fachs. Durch ſeine Schriften wurde er jedoch in mannichfache Streitigkeiten mit Hundeshagen, Hoßfeld, Krutzſch, Wedekind, Hartig u. a. verwickelt.

Pfeiler nennt man alle freiſtehenden Stützen von Stein oder Mauerwerk, welche, ohne Säulen zu ſein, zur Unterſtützung von Gebälken, Bogen und Gewölben dienen. Der P. iſt gewöhnlich viereckig, auch wol rund oder polygon, unten mit einem niedrigen Sockel, oben mit einem Geſimſe verſehen. Die Säule dagegen beſteht aus Baſis, Schaft und Capitäl, iſt nie viereckig, gewöhnlich rund oder polygon. Diejenigen P., welche, am Aeußern von Gebäuden angebracht, dem Gegendruck der Gewölbe zu widerſtreben haben, wie namentlich an goth. Kirchen, heißen Strebepfeiler. Ungenau nennt man im gewöhnlichen Leben wol vorſpringende Mauertheile P., die richtiger Pilaſter (ſ. d.) heißen.

Pfeilgift. Diejenigen Indianer des tropiſchen Südamerika, welche noch keine Feuerwaffen beſitzen, desgleichen die Eingeborenen im Innern von Borneo, Celebes und andern Inſeln Oſtindiens ſowie Südafrikas und andere wilde Völkerſchaften bedienen ſich theils zu ihrer Vertheidigung, theils zur Erlegung der Thiere, deren Fleiſch ſie genießen, vergifteter Pfeile. Sie beſtreichen nämlich die Spitzen ihrer Pfeile mit einem Pflanzengift, welches die Eigenſchaft hat, tödlich zu wirken, ſobald es auch nur in der geringſten Menge in das Blut gelangt. Es genügt daher ein Hautritz, um bei einem getroffenen Menſchen oder Thier den Tod herbeizuführen. Jedenfalls wird der Tod durch urplötzliche Zerſetzung des Blutes bewirkt. Innerlich genommen äußert das P. nur dann eine Wirkung, wenn große Quantitäten verſchluckt werden. Die durch vergiftete Pfeile getödteten Thiere können daher ohne Bedenken genoſſen werden; auch ſcheint das Gift bei der Zerſetzung des Blutes ſich ſelbſt zu zerſetzen. Die Abſtammung, Bereitung und Zuſammenſetzung des P. iſt noch wenig bekannt. Am beſten kennt man das den Namen Curare (ſ. d.) führende Gift.

Pfeilkraut, ſ. Sagittaria.

Pfennig, richtiger Pfenning (gebildet wie Silberling, Schilling, Heldling; in älteſter Form phantinc und mithin von phant, Pfand, abzuleiten), bedeutete in der ältern Sprache ſowol gemünztes Metall oder Geld überhaupt (wie ſelbſt uns noch in Beichtpfennig, Nothpfennig, Zehrpfennig) als diejenige Münze, nach welcher gewöhnlich gerechnet und bezahlt wurde. Daher noch jetzt die Provinzialausdrücke: der Pfennwert, d. i. die (preiswürdige) Waare (ähnlich dem franz. denrée, aus denariata), pfenningguet, pfenningvergeltlich, d. i. fein Geld, ſeinen Einkaufspreis werth. Die übliche Münze oder vielmehr das einzige geprägte Silbergeld war aber durch Jahrhunderte der Silberpfennig oder denarius, von denen in fränk. Zeit 12 auf einen Schilling (solidus) und 240 auf ein Pfund (libra) gingen; denn letztere, Schilling und Pfund, waren nur Rechnungsmünzen. Bis gegen das 11. Jahrh. ward nur der P. oder Denar von mäßiger Größe und Dicke zweiſeitig ausgeprägt. Seit dieſer Zeit aber begann man, wahrſcheinlich infolge der durch die Kreuzzüge herbeigeführten Bekanntſchaft mit den größern Münzen der byzant. Kaiſer, den Münzplatten einen größern Durchmeſſer zu geben und mußte folglich, weil man den Münzfuß nicht ändern konnte, das, was man ihnen an Umfang zuſetzte, von

der Dicke abnehmen. Ein so dünn gewordenes Blech vertrug aber nun nicht mehr zwei Stempel, und so entstanden in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. (wahrscheinlich in Thüringen) die P. mit einseitigem Gepräge, die Hohlpfennige oder Bracteaten (s. d.). Der Silbergehalt dieser Hohlpfennige sank jedoch so rasch (in den sog. Schwarzen P., s. Mark), daß z. B. in Erfurt aus der Mark um 1150 gegen 270, um 1200 gegen 330, um 1250 gegen 440, um 1300 gegen 700 und zuletzt noch mehr P. geschlagen wurden. Diese Entwerthung wie der Uebelstand der geringen Dicke führten König Wenzeslaw II. von Böhmen um 1300 zu einer neuen, bald auch von den meißnischen Markgrafen angenommenen Münzrechnung, welche die Mark Silber zu 60 zweiseitigen Geldstücken ausprägte, die, zum Unterschiede von den Hohlpfennigen, Dickpfennige, grossi denarii, Groschen (s. d.) genannt wurden. Von jetzt ab bildeten 60 solche Groschen oder das Schock Groschen die Rechnungsnorm, und die P. sanken zur Scheidemünze herab. Eine Zeit lang prägte man sie noch aus geringem Silber, seit dem 16. Jahrh. aber gewann die Ausprägung in Kupfer das Uebergewicht und ward durch Reichstagsbeschluß von 1738 allgemein angenommen. Gegenwärtig wird in Deutschland der (Silber- oder Neu-) Groschen theils zu 10, theils zu 12 (Kupfer-) Pfennigen ausgeprägt.

Pferch oder Hordenschlag nennt man diejenige Düngungsmethode, bei der die Weideschafe während der Nacht in einem mit Horden, d. i. tragbaren, aus Latten, Geflechten, Netzwerk gefertigten Umzäunungen, umgebenen Raume eingeschlossen werden, um durch ihre flüssigen und festen Excremente den Boden zu düngen. Die Vortheile des Hordenschlags bestehen darin, daß die Kosten der Bereitung und Ausfuhr des Düngers erspart werden, daß kein Unkrautgesäme in den Boden kommt, daß man die Auswürfe der Thiere, welche beim Nachhausetreiben auf dem Wege verloren gehen, erhält, daß Streumaterial erspart wird und daß lockerer Boden an Zusammenhang gewinnt. Als Nachtheile dieses Verfahrens machen sich jedoch außer anderm geltend, daß die Schafe dabei oft erkranken und die Wolle verschlechtert wird, sodaß man wenigstens für die rationell geleiteten hochfeinen Schäfereien den P. fast überall aufgegeben hat, und ihn höchstens noch für Landschafe und Mastthiere beibehält.

Pferd. Das P., eins der edelsten und nützlichsten Thiere, wurde schon früh, wenn auch später als die Kuh und der Hund, von dem Menschen gezähmt. Wilde P. (Tarpan oder Tarpani der Mongolen) finden sich um den Aralsee, am Taufluſſe, im südl. Sibirien, in den großen mongol. Wüsten und in der Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die zahmen, mausefahl und dickbehaart, besonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Sie halten in Heerden von mehrern Hunderten zusammen, die wieder in kleine, von einem besonders muthigen Hengste geführte Gesellschaften zerfallen, und scheuen den Menschen ungemein, weshalb sie jederzeit Wächter ausstellen, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die Kalmücken ihnen sehr gut beizukommen. Zu unterscheiden von diesen sind die verwilderten, welche man in menschenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in der Ukraine, in Mexico, in Südamerika u. s. w. Von Natur einem gemäßigten Erdstriche angehörig, hat sich das P. dennoch den verschiedensten Klimaten anbequemt, indeß auch sehr viele Abänderungen erfahren. Es sind theils durch diese Einflüsse, theils durch menschliches Zuthun die Rassen entstanden, die, je nachdem man die Grenzen des Begriffs feststellt, mehr oder weniger zahlreich erscheinen. Unter denselben ist die berühmteste die arabische, die durch feinen, aber sehnigen und elastischen Bau, zierliche, aber kräftige Glieder, kleinen, etwas viereckigen Kopf, große feurige Augen sich auszeichnet, dünne Mähne und schlanken Hals hat, $13\frac{1}{2}$—14 Hände hoch ist und in Arabien selbst in vielen Unterrassen vorkommt, jedoch mit großer Sorgfalt gezogen wird. Ihr nahe verwandt sind die turkomanischen und persischen, aus ihr hervorgegangen ist die engl. Vollblutrasse. Nach ihr pflegt man die neapolitanischen und spanischen P. zu setzen. Von den übrigen europäischen P. sind die aus der Ukraine, die Polacken, die hannoverschen, ostpreußischen, dänischen, holsteinischen, mecklenburgischen und die französischen der Camargue und Perche die vorzüglichsten. Die Tragezeit der Mütter dauert ungefähr elf Monate; die Fohlen werden (in Europa) gewöhnlich im April oder Mai geboren und bringen einige Backenzähne mit auf die Welt. Wachsthum und Wechsel der Zähne gehen nach so festen Gesetzen, daß bei hinreichender Kenntniß dieser Umänderungen das Alter des P. mit ziemlicher Sicherheit abzuschätzen ist; nach dem neunten bis zehnten Jahre treten jedoch Veränderungen nicht mehr ein, die auch durch allerlei Betrug der Roßkämme nachgemacht werden können, daher ist die Altersbestimmung des P. von da an sehr unsicher. Seine Lebensdauer scheint 30—40 J. zu betragen; doch wird das höchste Alter selten

erreicht, indem zeitige und ſchwere Arbeiten die meiſten vor dem 20. J. ſo erſchöpfen, daß ſie nur noch zu den gemeinſten Dienſten verwendbar bleiben und ſolchen bald erliegen. Faſt alle Theile des todten P. ſind zu benutzen, und die Verwendung der Reſte wird in großen Abdeckereien nach wiſſenſchaftlichen Regeln und mit vielem Vortheil fabrikmäßig getrieben. Die Lehre von der Natur, der Zucht und Behandlung des P. nennt man Hippologie. (S. Pferdezucht.) Außer den Abbildungen der Pferderaſſen in engl. Prachtwerken, z. B. R. Hill, «Etchings of deers, horses etc.» (Lond. 1820, mit 780 Kupfertafeln), bieten auch die deutſchen Werke von Ridinger und außerdem d'Alton, «Naturgeſchichte des P. und ſeiner Raſſen» (2 Bde., Weim. 1810—16), ſolche dar. Einzelne vortreffliche Blätter lieferten Pforr, Heß, Klein, Adam, Landſeer u. a. Ausgezeichnete Photographien von berühmten P. und Raſſetypen bringen die Werke van Schneebeli (Berl. 1863—67). Vgl. Löffler, «Geſchichte des P.» (2 Bde., Berl. 1863); Gräſe, «Die hippolog. Literatur von 1848—57» (Lpz. 1863).

Pferdekraft iſt ein in der Mechanik und Maſchinenlehre eingeführtes allgemeines Maß für größere Kräfte. Kleinere Kräfte mißt man ſo, daß man durch directen Verſuch und Berechnung ermittelt, wie viel Pfund die betreffende Kraft in einer Minute einen Fuß hoch (in Frankreich, wie viel Kilogramm ein Meter hoch) zu heben im Stande ſein würde; man nennt dieſe Zahl dann Fußpfunde (Kilogramme-mètre). Für große Kräfte werden die Zahlen unbequem groß und man muß eine größere Einheit wählen. Nun hatte Watt in England nach Verſuchen angegeben, die mittlere Leiſtung eines Pferdes ſei = 33000 Fußpfd. in der Minute (550 in der Secunde), und ſeitdem rechnen die brit. und mit ihnen die deutſchen Maſchinenbauer meiſt nach Watt'ſcher P., deren Zahl alſo einfach angibt, wie viel mal 33000 Fußpfd. in der Minute eine Maſchine leiſtet. Da aber Smeaton und andere nachgewieſen haben, daß man im Durchſchnitt auf ein Pferd nur 22000 Fußpfd. rechnen könne, ſo wurde eine Feſtſetzung des Werthes der Maſchinenpferdekraft nöthig, die denn auch ziemlich übereinſtimmend in verſchiedenen Ländern ſtattgefunden hat, aber freilich etwas weſentlich anderes (namentlich viel größer) iſt als die Leiſtung eines gewöhnlichen lebendigen Pferdes. In England hat man die Watt'ſche Beſtimmung beibehalten; in Preußen wurde (im J. 1858) 480 Fußpfd. für die Secunde feſtgeſetzt; in Frankreich rechnet man 75 Meter-Kilogrammen für die Secunde.

Pferdezucht begreift ſowol die Erzeugung und Aufziehung als die Behandlung und Benutzung des Pferdes in ſich. Die Nothwendigkeit und der Nutzen des Pferdes für den Kriegsdienſt, für die Landwirthſchaft und den täglichen Verkehr iſt hinlänglich erwieſen; ſeine Leiſtungen werden weder durch andere Thiere erſetzt, noch durch Dampfſchiffahrt und Eiſenbahnen entbehrlich, erhalten vielmehr dadurch noch weitere Bedeutung. In der Unentbehrlichkeit des Pferdes für den Menſchen liegt die Aufforderung zur P., welche daher auch in den meiſten Staaten unter die Fürſorge der Regierungen geſtellt iſt. Wie ſich durch die Verhältniſſe beſondere Bedürfniſſe herausſtellen, ſo erwachſen auch für den Betrieb der P. in den verſchiedenen Gegenden beſondere Anforderungen, daher jedes Land ſeine eigene, den Bedürfniſſen entſprechende P. hat. Die Aufzucht der Pferde geſchieht entweder geſtütsmäßig (ſ. Geſtüte) oder in Hauszucht. Die Geſtütspferdezucht eignet ſich nur für den Staat und für größere, wohlhabende Landwirthe, da ihr Betrieb Kenntniſſe und Kapitalien erfordert, bei hohem Bodenwerth ſtarkbevölkerter Gegenden nicht genügend rentirt und nicht die erforderliche Anzahl an Gebrauchspferden liefert. Die gewöhnlichſte P. iſt daher, wo der Landwirth von den zum Ackerbau dienenden Pferden jährlich einige Fohlen nachzieht. Dieſe P. wird vielfach dadurch begünſtigt, daß der Staat Beſchäler hält und ſie zur Deckung der Stuten der Landwirthe auf beſondern Beſchälſtationen aufſtellt. Auf die größere oder geringere Ausbildung der P. hat die Beſchaffenheit des Landes großen Einfluß. Wo Weideflächen und Wieſen in großer Ausdehnung vorkommen, wie z. B. in Mecklenburg, Hannover, Oſtpreußen, da wird die P. ſehr begünſtigt, während ſie dagegen in bevölkerten Staaten, wo Grund und Boden ängſtlich benutzt, nur im kleinen betrieben wird. Bei der P. gilt Vererbung der Eigenſchaften der Zuchtpferde auf ihre Nachzucht als Hauptſache. Sie iſt treu, wenn ſich die Eigenſchaften der Zuchtpferde in gleicher Vollkommenheit wieder bei den Fohlen zeigen; beſtändig, wenn ſie auch wieder von dieſen Fohlen auf die weitere Nachzucht vererbt werden; zufällig, wenn ſich in einer Zucht auf einmal beſſere Eigenſchaften finden als bei den Aeltern, ſich aber in der Nachzucht wieder verlieren. Man hat daher nur ſolche Pferde zur Zucht auszuwählen, welche von Zuchten abſtammen, die dieſe Eigenſchaften ſchon lange als Familienzug beſitzen und dieſelben immer conſtant auf ihre Nachkommen vererbt haben. Je nach den Erforderniſſen eines Landes wird bald die Züchtung eines Pferdeſchlags für den Ackerbau und das Frachtfuhrweſen nützlicher und räthlicher, bald die Züchtung eines edlern Pferdes für den Reit-

dienſt und für den Luxus. Die möglichſte Entwickelung und Ausbildung der für den beſtimmten Dienſt nöthigen Eigenſchaften muß zur hauptſächlichen Aufgabe werden. Auch bei dem Pferdeſchlag für die gewöhnlichen Dienſte ſoll fortſchreitende Verbeſſerung der Zucht zur Richtſchnur dienen, um den angezüchteten Schlag vielleicht nach und nach zu andern Dienſten zu befähigen und mehrere Nutzungszwecke in ihm zu vereinigen. Man unterſcheidet bei einem beſtimmten Schlag Vollblut, Halbblut, Landblut. Vollblut entſteht durch Reinzucht in Paarung der beſten und vollkommenſten Zuchtpferde gleich vorzüglicher Abſtammung. Halbblut erhält man, wenn Hengſte des Vollblutſtammes mit Stuten geringerer Abſtammung und minder vollkommenen Eigenſchaften gepaart werden. Wenn man ferner Stuten des Halbblutſtammes wieder mit Hengſten des Vollblutſtammes paart, ſo wird hierdurch das Dreiviertelblut u. ſ. w. gebildet. Landblut heißt der zu veredelnde einheimiſche Schlag, gewiſſermaßen der Wildling für das Pfropfreis.

Bei der Auswahl der Zuchtthiere hat man darauf zu ſehen, daß der Hengſt von reiner Abſtammung iſt, einen regelmäßigen Körperbau, gute Stellung und Haltung, Kraft, Gewandtheit und Ausdauer, vollkommen entwickelte und geſunde Zeugungstheile, angemeſſene Größe, eine ſeiner Abſtammung entſprechende Farbe hat und munter und lebensluſtig iſt. Die Stute ſoll in Größe und Geſtalt dem Hengſte ähnlich ſein, einen zarten weiblichen Charakter, gutgeſtelltes Vordertheil, eine gewiſſe Weite im Hintertheile, ungetrübte Geſundheit, Kraft und Milchergiebigkeit zeigen. Der Hengſt iſt erſt mit ſeinem fünften, die Stute mit ihrem vierten Lebensjahre zur Zucht zuzulaſſen. Das Beſchälen geſchieht entweder im Freien oder an der Hand. Vierzig Stuten kann man einem ausgewachſenen kräftigen Hengſte zum Beſchälen zutheilen. Die Beſchälzeit fällt gewöhnlich in die Monate März bis Juni. In Geſtüten werden über die Paarung beſondere Regiſter geführt, worin Name und Abſtammung des Hengſtes und der Stute, Tag des Beſchälens, Tag der Geburt, Geſchlecht des Fohlens u. ſ. w. angemerkt werden; in England gibt das Stud-Book dieſe Nachweiſe für die geſammte Vollblutzucht. Gewöhnlich geht eine Stute 49—50 Wochen trächtig. Drei Wochen nach der Geburt kann man ſie ſchon wieder zu leichter Arbeit anhalten; doch darf im Anfange die Trennung von dem Fohlen nicht zu lange dauern. Schon einige Wochen nach der Geburt iſt dem Fohlen ein wenig Hafer zu reichen; auch kaut es dann ſchon an ſeinem Heu. Wie eine gute Fütterung, trägt auch eine gute Pflege zur Erſtarkung der Fohlen ſehr viel bei; es iſt durchaus irrig, wenn man behauptet, das Fohlen dürfe nicht geputzt werden. In Geſtüten läßt man die Fohlen ſo lange ſaugen, bis man ſie mit Sicherheit abſetzen kann. Bei der Hauspferdezucht währt die Saugzeit gewöhnlich drei bis vier Monate. Das Entwöhnen darf nur nach und nach geſchehen, damit das Fohlen nicht zu ſehr im Wachsthum zurückkommt. Das abgeſetzte Fohlen ſoll wenigſtens im erſten Jahre unangebunden gehalten werden. Nach der Entwöhnung erhält es nur Hafer, Heu, reines Waſſer und Grünfutter. Da junge Pferde am beſten im Freien gedeihen, ſo iſt es räthlich, ſie täglich einige Zeit auf einen beſondern, eingehegten, ebenen Platz (Fohlentummelplatz) zum Herumtummeln zu bringen, wobei jedoch die Geſchlechter geſchieden werden müſſen. Zwiſchen dem erſten und zweiten Jahre gewöhnen ſich die Fohlen gewöhnlich durch Neckerei und übel angebrachte Scherze manche Untugenden an, welche ſpäter als wirkliche Fehler hervortreten, weshalb die Pflege gleich von Anbeginn dagegen arbeiten muß. Im dritten Lebensjahre kann das Fohlen ſchon an ſeinen künftigen Dienſt gewöhnt werden. Das zurückgelegte dritte Jahr iſt der richtige Zeitpunkt, wo das junge Pferd, unbeſchadet ſeiner körperlichen Entwickelung und Ausbildung, zu Dienſtleiſtungen aufgeſtellt werden darf, obſchon Pferde, welche erſt mit dem vierten oder fünften Jahre zum Dienſte verwendet werden, große Vorzüge vor den früher zum Dienſte angehaltenen Pferden behaupten. Gegen den Herbſt des vierten Jahres muß das Thier geſchont werden, weil es dann die Mittelzähne wechſelt. Nie ſoll ein junges Pferd mehrere Tage hindurch ruhig im Stalle ſtehen. Um kräftige Arbeitspferde zu erhalten, werden die nicht zur Zucht zu verwendenden Hengſte in ihrem vierten Lebensjahre caſtrirt, indem die erſt in dieſem Alter wallachten Pferde weit mehr Kraft, Temperament und Ausdauer beſitzen als die früher caſtrirten. Die beſte Zeit zum Wallachen iſt der Febr. und März oder der Oct. und Nov. Zu der Zeit, wo der Wechſel der Eckſchneidezähne, gewöhnlich im Herbſte zwiſchen dem vierten und fünften Jahre, eintritt, ſind die Pferde zu keinerlei anſtrengenden Arbeiten zu verwenden. Vgl. außer den Schriften von Ammon, Hering, Reska, Baumeiſter, Schönberg, Dieterichs und Stewart: Jacoby, «Katechismus der P.» (Stolp 1853); Morris, «Exterieur des Pferdes» (deutſch von Gräfe, Berl. 1860); Hamm, «Zucht der Pferde» (2. Aufl., Hamm i. W. 1863); Villeroy und Müller, «Der Pferdezüchter» (Mainz 1858), u. ſ. w.

Pfingſten, abgeleitet vom griech. Pentekoste, d. h. funfzig, iſt der Name des auf den

50. Tag nach Oſtern fallenden und daher beweglichen jüd. Erntedankfeſtes. Weil das Pfingſtfeſt ſieben volle Wochen nach dem Paſſah gefeiert wurde, hieß es das Feſt der Wochen. Bei den Rabbinen galt es zugleich als Feſt der Geſetzgebung vom Sinai. Die heutigen Juden feiern es mit Bekränzung der Häuſer und Synagogen, in denen ſie gewöhnlich die Geſchichte Ruth's leſen. Im Chriſtenthume iſt P. das dritte hohe Feſt, geweiht der Erinnerung an die Apoſtelgeſchichte Kap. 2 erzählte Ausgießung des Heiligen Geiſtes und die Stiftung der erſten chriſtl. Kirche. Die ſchon früher aufgekommene Feier dieſes Feſtes in der chriſtl. Kirche wurde in Spanien 305 auf der Kirchenverſammlung zu Elvira feſtgeſetzt; doch feierte man anfangs und ſelbſt noch im 5. Jahrh. nicht blos den 50. Tag als P., ſondern die ganzen 50 Tage vom Oſterfeſte an durch tägliche Communion und Gebete. Späterhin und ſelbſt bis an das 11. Jahrh. hinauf beſchränkte man aber die Feier nur auf einen Tag, bis endlich Urban II. die dreitägige Feier einführte (1094), die in neuerer Zeit auch in der kath. Kirche auf zwei Tage beſchränkt worden iſt. Der jetzt noch in Deutſchland auf Dörfern oft vorkommende Gebrauch, am Pfingſtfeſte friſche Birkenreiſer (Pfingſtmaien), auch wol geſchälte, mit Bändern und Geſchenken behängte Tannen aufzuſtellen, die dann von den jungen Burſchen erklettert werden, hängt mit der Feier des altgerman. Frühlingsfeſtes zuſammen.

Pfingſtroſe, ſ. Päonie.

Pfirſich, auch Pfirſing oder Pfirſche heißt die Frucht des Pfirſichbaums (Amygdalus Persica L.), der, in Perſien einheimiſch, jetzt überall im gemäßigten Klima in vielen Spielarten gezogen wird und zur Gattung des Mandelbaums gehört, von dem er ſich durch die faſtigfleiſchige, genießbare Außenhülle der Steinfrucht, den ſtark grubig-runzeligen Steinkern und den ſehr kurzen Blattſtiel unterſcheidet. Der Pfirſichbaum tritt je nach der Wärme des Klimas bald als mittelgroßer Baum, bald nur als Strauch auf. Seine Zweige ſind braun, ſeine Blätter lanzettförmig, lang, ſpitz, ſcharf gefägt, ſeine vor dem Laubausbruch zur Entwickelung gelangenden Blüten ſchön hellroſa, ſeine Früchte kugelig oder länglich-eiförmig, ſehr wohlriechend. Man zieht bei uns den Pfirſichbaum vorzüglich an ſonnigen Wänden als Spalierobſtbaum und iſt dann ein richtiger Schnitt die Hauptſache. Während des Winters müſſen dieſe Spalierbäume zugedeckt werden, was gewöhnlich mit einer Baſtmatte geſchieht. Die P. ſind an Größe, Saftigkeit, Geſchmack und Färbung verſchieden, haben aber faſt ſtets eine dünne, ſammtartig anzufühlende Schale; doch gibt es auch eine Varietät mit glatter, kahler Schale. Unter den zahlreichen Ab- und Spielarten ſind die Roſenpfirſiche, welche nur als Ziergehölz wegen ihrer prächtigen gefüllten Blumen gezogen werden, jedoch auch ſehr wohlſchmeckende, wiewol kleinere, ſtrohgelbe Früchte liefern, die Blutpfirſiche, mit rothem Fleiſche und ganz rother Schale, die Bellegarde, mit großen, ſehr wohlſchmeckenden, purpurn angehauchten Früchten, die rothe und weiße Magdalene beſonders hervorzuheben. Auch unterſcheidet man Früh- und Spätpfirſiche. Sie ſind ein ſehr ſchmackhaftes und erfriſchendes Obſt, bewirken jedoch, in größerer Menge genoſſen, leicht Abführen. Die Blätter, Blüten und Samen ſind im arzneilichen Gebrauche. Die erſtern riechen und ſchmecken friſch nach bittern Mandeln, ſind aber auch etwas ſcharf und wirken vorzugsweiſe auf den Darmkanal und die Nieren. Die Samen kommen faſt ganz mit den bittern Mandeln überein und werden, wie auch die Blüte, zur Bereitung von Perſico verwendet.

Pfiſter (Albrecht). Um dieſelbe Zeit, als in Mainz die Kunſt mit beweglichen Typen zu drucken durch Gutenberg erfunden wurde, lebte in Bamberg ein Mann, deſſen große Verdienſte um jene Kunſt erſt in neuerer Zeit die verdiente Würdigung gefunden haben. Es war dies Albrecht P., geb. um 1420, geſt. um 1470. Mag man ihn nun, wie öfters geſchehen, für einen Briefdrucker, der ſelbſtändig in Bamberg den Druck mit beweglichen Buchſtaben erfand, oder für einen ehemaligen Gehülfen Gutenberg's halten, jedenfalls iſt er eine der merkwürdigſten Erſcheinungen unter den Buchdruckern des 15. Jahrh. Obgleich ihm vor 1462, außer Gutenberg, Fuſt und Schöffer, kein anderer Buchdrucker mit Gewißheit an die Seite zu ſtellen iſt, ſo hat von ſeinen Zeitgenoſſen doch nur ein jüd. Convertit, Dr. Paul von Prag, ſeiner gedacht und um das J. 1459 auf der letzten Seite eines auf der krakauer Univerſitätsbibliothek befindlichen handſchriftlichen lat. Gloſſars eine Notiz des Inhalts gegeben: «Der Büchermacher iſt ein Künſtler, der Bilder und Schriftzeichen in Tafeln eingräbt, mit Farbe überſtreicht und auf Papier einen Abdruck liefert. Zu meiner Zeit iſt in Bamberg ein Mann geweſen, der die ganze Bibel auf Platten geſchnitten und in vier Wochen auf feinem Pergament abgedruckt hat.» Dieſe dürftige Hinweiſung auf die P.'ſche «Biblia pauperum» iſt alles, was die Mitzeit über den verdienten Mann ſagt, und nur ſeine bedeutenden Werke, unter denen eine Bibelausgabe, legen Zeugniß von ſeiner Thätigkeit ab. Seine Typen haben einige Aehnlichkeit mit den Gutenberg'ſchen, was

Schaab zu der Ansicht veranlaßte, er habe, nachdem er in Gutenberg's Druckerei als Arbeiter gestanden, sich bei ihrer Trennung am Ende des J. 1455 mit einem Vorrathe kleiner Missaltypen nach Bamberg begeben, womit er dann in den J. 1456—59 die lat. (36zeilige) Bibel gedruckt, die im letztern Jahre erschien. Neuerdings angestellte Forschungen über seine Lebensumstände haben zu keinem Resultate geführt. In Bamberg begann er mit dem Drucke von Schul- und Gebetbüchern, und Donatfragmente haben sich aus seiner Officin bis auf unsere Zeiten erhalten. Wir haben xylographische Ablaßbriefe von ihm aus den J. 1454 und 1455, eine «Manung der cristenheit widder die Durken» aus derselben Zeit, einen Kalender von 1457, eine «Biblia pauperum» und das Buch der vier Historien (beides von 1462) u. s. w. Vor allem aber ist die schon erwähnte lat. 36zeilige Bibel, in Folio (881 Blätter), hervorzuheben. Von seiner Ausgabe des Boner'schen «Edelstein» kannte man bisher nur ein einziges Exemplar in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, welches schon Lessing in seinen «Beiträgen zur Geschichte und Literatur» (Bd. 1, Berl. 1793) besprach. Ein Exemplar einer andern Ausgabe desselben Buchs, das schon als das erste deutsche Druckwerk mit vollständiger Angabe des Orts und Druckjahrs merkwürdig ist, wurde vom König von Preußen vom Antiquar Stöger für 1000 Thlr. gekauft und der öffentlichen Bibliothek in Berlin geschenkt. Eine Beschreibung desselben gab Sotzmann im «Serapeum» (1845). Das Vermögen P.'s scheint sich durch die Herausgabe seiner schönen Druckwerke erschöpft zu haben, und die Thätigkeit der Familie erlosch mit der Ausgabe von Otto's von Passau «Goldenem Thron», die Sebastian P., Albrecht's Sohn, besorgte, wenn es anders als gewiß anzunehmen ist, daß dieses Werk von Sebastian P. herrührt. Vgl. Jäck, «Albrecht P. und dessen Nachfolger zu Bamberg 1450—1835» in dessen «Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg» (1835).

Pfister (Joh. Christian von), deutscher Geschichtschreiber, geb. 11. März 1772 zu Pleidelsheim bei Marbach in Würtemberg von bürgerlichen Aeltern, besuchte nach vollendeten Gymnasialstudien 1790—95 das Theologische Stift zu Tübingen, wo er den anregenden Umgang Schelling's genoß und mit diesem einen bleibenden Freundschaftsbund knüpfte. Spittler's «Geschichte Würtembergs» brachte ihn auf den Gedanken, eine Geschichte Schwabens zu schreiben. Er hatte bereits den ersten Band entworfen, als er Müller's «Schweizergeschichte» kennen lernte, die ihm von nun an Muster für seine histor. Compositionen wurde. Nachdem er vier Jahre Hauslehrer gewesen, kehrte er 1800 als Repetent am Theologischen Stifte nach Tübingen zurück und ging hierauf nach Wien. Von Johannes Müller mit besonderm Wohlwollen aufgenommen, benutzte er hier im Winter 1804—5 die Schätze der kaiserl. Bibliothek. Nach Müller's Rathe sollte er sich nun der Laufbahn eines akademischen Docenten der Geschichte widmen, allein der vorherrschenden Neigung zum geistlichen Stande getreu, zog er es vor, die Stelle eines Vicars an den Kirchen zu Stuttgart anzunehmen. Durch die ihm hier verstattete Muße war es ihm möglich, unter Benutzung der hiesigen Archive seine schwäb. Geschichte fortzusetzen. Zugleich bot ihm für diesen Zweck der Prälat von Schmid in Ulm seine reichhaltigen Sammlungen an, die er vielfach vermehrte, als er infolge königl. Auftrags die Archive der vormaligen Reichsstädte und Abteien in Oberschwaben besuchte. Er war 1810 Diakonus in Vaihingen an der Enz geworden; um ihn mit dem königl. Archive in nähere Verbindung zu bringen, erfolgte 1813 seine Versetzung auf die Pfarrei Untertürkheim bei Stuttgart. 1832 wurde er zur Belohnung seines ausgezeichneten literarischen Verdienstes zum Prälaten und Generalsuperintendenten in Stuttgart ernannt. Von Amts wegen Mitglied der Ständeversammlung, stimmte er fortwährend mit der ministeriellen Majorität. Er starb zu Stuttgart 30. Sept. 1835. Aus seiner «Geschichte von Schwaben» (5 Bde., Heilbr., nachher Stuttg. 1803—27), die bis Maximilian I. reicht und das verdienstlichste seiner literarischen Erzeugnisse ist, sind von seinen Schriften noch zu erwähnen: «Histor. Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg» (Heilbr. 1816); «Denkwürdigkeiten der würtemb. und schwäb. Reformationsgeschichte» (2 Hefte, Tüb. 1817); «Herzog Christoph von Würtemberg» (2 Bde., Tüb. 1819); «Herzog Eberhard im Bart» (Tüb. 1822). Werthvoll durch Quellenforschung wie durch die Darstellung ist auch seine «Geschichte der Deutschen» (5 Bde., Hamb. 1829—35), die zu der von Heeren und Ukert herausgegebenen «Geschichte der europ. Staaten» gehört.

Pfizer (Gustav), lyrischer Dichter und Kritiker, geb. 29. Juli 1807 zu Stuttgart, wo sein Vater, Karl von P., ein durch gründliche Schriften bekannter Rechtsgelehrter, damals Amtsschreiber, später Director des Obertribunals war, besuchte das Gymnasium daselbst und das Seminar von Blaubeuren und studirte von 1825—30 in dem Stifte zu Tübingen, wo er auch längere Zeit als Repetent thätig war. Von 1835 an lebte er, mit literarischen Arbeiten be-

ſchäftigt, in Stuttgart, bis er 1846 als Profeſſor am dortigen Gymnaſium angeſtellt wurde. Aufſehen erregte er zuerſt durch die Herausgabe ſeiner «Gedichte» (Stuttg. 1831), denen er, nachdem er Italien beſucht, eine zweite Sammlung «Gedichte» (Stuttg. 1835) folgen ließ. Sodann ſchrieb er «Martin Luther's Leben» (Stuttg. 1836), dem ſich ein größeres Gedicht «Der Welſche und der Deutſche. Aeneas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg. Hiſtoriſch-poetiſche Bilder aus dem 15. Jahrh.» (Stuttg. 1844) ſowie die «Geſchichte Alexander's d. Gr.» (Stuttg. 1846) und «Geſchichte der Griechen» (Stuttg. 1847), zwei treffliche Schriften für die reifere Jugend, anſchloſſen. Zugleich nahm P. thätigen Antheil an den in Stuttgart erſcheinenden Ueberſetzungen von Bulwer's und Byron's Werken. Auch übernahm er 1836 die Leitung der als Beiblatt zum «Ausland» erſcheinenden «Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes» und 1838 die Redaction des zum «Morgenblatt» gehörigen lyriſchen Beſtandtheils. Neue Gedichte, namentlich das größere Gedicht «Die Tatarenſchlacht», gab er in ſeinen «Dichtungen epiſcher und epiſch-lyriſcher Gattung» (Stuttg. 1840). Als Kritiker führte er ſich ein durch ſeine Schrift «Uhland und Rückert, ein kritiſcher Verſuch» (Stuttg. 1837) und durch ſeine Beurtheilung von Heine's Schriften und Tendenz in der «Deutſchen Vierteljahrsſchrift». Einige polit. Flugſchriften ſchrieb P. 1849 im Sinne der ſog. Gothaiſchen Partei und wurde vom Amtsbezirk Stuttgart in die Dec. 1849 zuſammentretende Landesverſammlung gewählt, die aber ſchon nach drei Wochen wieder aufgelöſt ward. Als Mitglied derſelben ſprach er ſich, faſt allein, für den Anſchluß an das Dreikönigsbündniß (preuß. Union) aus. Obgleich der ſchwäb.-lyriſchen Schule zugezählt, unterſcheidet ſich P. doch weſentlich von den übrigen Vertretern dieſer Richtung durch den vorwaltend reflectirenden und der Antike zugeneigten Charakter ſeiner Poeſien, die durch Ton und Haltung an Schiller erinnern, und dadurch, daß er, wie namentlich in dem Gedichte «Der Welſche und der Deutſche», die geſchichtliche Entwickelung des Völkerlebens in freier und kräftiger Auffaſſung dichteriſch darſtellt. Seine Kritik der Heine'ſchen Dichtungen veranlaßte Heine zu dem berüchtigten «Schwabenſpiegel», worin derſelbe mit unbegründeten Anſchuldigungen gegen die geſammte ſchwäb. Richtung in der Poeſie zu Felde zog, ohne ſeinen Gegner widerlegen zu können.

Pfizer (Paul Achatius), polit. Charakter und Publiciſt, der ältere Bruder des vorigen, geb. 12. Sept. 1801 zu Stuttgart, beſuchte das dortige Gymnaſium und ſtudirte hierauf zu Tübingen, wo er eine Zeit lang faſt ausſchließlich der Philoſophie ſich widmete und erſt im letzten Univerſitätsjahre ſich mit voller Kraft ſeinem juriſt. Berufsſtudium zuwendete. Nachdem er als Secretär beim Juſtizminiſterium gearbeitet, ward er 1827 zum Oberjuſtizaſſeſſor bei dem Gerichtshofe zu Tübingen ernannt. Angeregt durch die zur Zeit der franz. Julirevolution gegen die polit. Reaction neu ſich erhebenden Beſtrebungen, trat er mit dem nach Form und Gehalt ausgezeichneten «Briefwechſel zweier Deutſchen» (Stuttg. 1831; 2. Aufl. 1832) hervor. Wegen der Tendenz dieſer große Aufmerkſamkeit erregenden Schrift zur Rede geſtellt, bat P. um ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſte und erhielt dieſelbe im Frühjahr 1831. Dagegen ſah er ſich im Dec. 1831 von der Stadt Tübingen beinahe einſtimmig in die würtemb. Zweite Kammer gewählt. Dort wirkte er ſieben Jahre lang als der hervorragendſte Charakter der liberalen Oppoſition und zeigte ſich hauptſächlich bemüht, die Mängel der Bundesverfaſſung und die Misgriffe der bundestäglichen Reaction zur Erörterung zu bringen. Die Erfolgloſigkeit dieſer ſeiner Thätigkeit und die fortdauernde Beengung des öffentlichen Wirkens in der Preſſe bewog ihn indeſſen, gleich den andern Abgeordneten der Oppoſition (1838) auf eine Wiederwählung zu verzichten. Seine öffentliche Wirkſamkeit beſchränkte ſich nun jahrelang auf communale Angelegenheiten. Um ſo eifriger verwandte er die Zeit ſeiner Muße zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten, in denen ihn auch das J. 1848 traf. P. trat in das liberale Märzminiſterium als Cultusminiſter ein, wurde auch als Abgeordneter in die deutſche Nationalverſammlung gewählt. Körperliche Leiden verhinderten ihn jedoch in dieſen beiden Stellungen perſönlich thätig zu ſein und veranlaßten ihn auch im Aug. 1848 ſein Mandat als deutſcher Abgeordneter aufzugeben. Erſt nach dem Siege der alten Politik erhob er ſeine Stimme von neuem und ſchilderte in der Schrift «Deutſchlands Ausſichten im J. 1851» (Stuttg. 1851) das Ungenügende und Gefahrvolle der Zuſtände. Dieſe Schrift ward von der Polizei verfolgt, ohne darum ihren Eindruck zu verfehlen. Im Herbſt 1851 kehrte P. in ſein früheres Amt als Oberjuſtizrath in Tübingen zurück, trat aber 1858 wegen abermaliger Erkrankung in den Ruheſtand. In der kleinen Schrift «Zur deutſchen Verfaſſungsfrage» (Stuttg. 1862) ſprach er unter anderm den Wunſch aus, daß ſich Preußen an die Spitze der deutſchen Bewegung ſtellen möge. Im Sommer 1866 trat er in den öffentlichen Blättern dem in Süddeutſchland, beſonders in Würtemberg herrſchenden Par-

ticularismus scharf entgegen. Von P.'s übrigen trefflichen Schriften sind noch besonders hervorzuheben: «Gedanken über das Ziel und die Aufgaben des deutschen Liberalismus» (Tüb. 1832); «Ueber das staatsrechtliche Verhältniß Würtembergs zum Deutschen Bunde» (Strasb. 1832); «Ueber die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch eine Verfassung des Bundes» (Stuttg. 1835), eine scharfe Kritik der Verfassung und der Bestrebungen des Deutschen Bundes, die P. in einen Criminalproceß verwickelte; «Das Recht der Steuerverwilligung» (Stuttg. 1836); «Gedanken über Recht, Staat und Kirche» (2 Bde., Stuttg. 1842).

Pflanzen sind lebende, organisirte und aus organischen Verbindungen zusammengesetzte Geschöpfe, welche keine Empfindung, in der Regel auch keine freie Bewegung besitzen und flüssige Nahrung durch geschlossene Membranen hindurch aufnehmen. Die kurze Definition Linné's, nach welcher die P. lebende Wesen ohne Empfindung und Bewegung, die Thiere dagegen lebende Wesen mit Empfindung und Bewegung sein sollten, hat sich infolge der gründlichern Durchforschung des Thier- und Pflanzenreichs als unhaltbar herausgestellt. Hält man blos die vollkommenen Thiere und P. im Auge, so reichen die Linné'schen Definitionen vollkommen aus, um beide Reiche der organischen Schöpfung scharf zu trennen. Steigt man dagegen in die niedrigsten Regionen des Thier- und Pflanzenreichs hinab, so erweist sich sogar auch jene erstere Definition der P. als kaum genügend. Noch gibt es ganze Gruppen von Organismen, bezüglich welcher die Naturforscher sich bisjetzt noch nicht haben einigen können, ob dieselben zu den P. oder zu den Thieren zu rechnen seien; z. B. die Myxogasteres (s. d.) oder Myxomyceten (Schleimpilze), welche de Bary zu den Thieren zu zählen geneigt ist und sie deshalb Mycetozoën, Pilzthiere, nennt, während sie andere noch zu den wirklichen Pilzen stellen; ferner die Volvocinen, welche von den einen zu den Infusorien, von den andern zu den Algen gerechnet werden. Allerdings kommt, jener ersten Definition gemäß, bei keiner echten Pflanze ein wirkliches Empfindungsvermögen vor, weil die Organe der Empfindung, die Nerven, den P. fehlen. Die vermeintlichen Empfindungserscheinungen, welche man bei gewissen höhern P., namentlich den Mimosen (s. d.), wahrnimmt, beruhen auf einer eigenthümlichen, allerdings noch unerklärten Turgescenz bestimmter Zellgewebspartien und sind richtiger als Erscheinungen der Reizbarkeit (Irritabilität) zu bezeichnen. Dagegen gibt es sehr viele niedere Gewächse, welche eine sehr lebhafte und wenigstens scheinbar willkürliche Bewegung erkennen lassen, die nicht, wie die langsam erfolgenden Bewegungen, welche die Laub- und Blumenblätter vieler höherer P. zu verschiedenen Tageszeiten machen, und worauf der sog. Schlaf (s. d.) der Blätter und Blumen beruht, durch äußere Reize bewirkt werden. Dahin gehören z. B. die frei im Wasser schwimmenden, mikroskopisch-kleinen Diatomeen oder Schiffchenalgen, welche lange Zeit als Infusorien betrachtet worden sind. Diese besitzen eine starre (aus Kieselerde bestehende) Hülle. Die ebenfalls im Wasser sich lebhaft bewegenden Schwärmsporen der Algen und gewisser Pilze haben dagegen eine contractile Haut, gleich den Infusorien, sind sogar, wie diese, mit schwingenden Wimpern und Fäden, die ihnen als Ruderorgane dienen, begabt und wurden daher früher ebenfalls für Infusorien gehalten; z. B. von Unger, welcher hierüber sein berühmt gewordenes Buch «Die P. im Moment der Thierwerdung» (Wien 1843) schrieb. Früher hatte man die Contractilität der Membran als ein sicheres Kriterium der Thiernatur aufgestellt, aber die Entdeckung der mit contractiler Haut versehenen Schwärmsporen machte auch diese Ansicht zunichte. Selbst die Aufnahme flüssiger Nahrung durch geschlossene Membranen hindurch, oder, was dasselbe ist, der gänzliche Mangel einer Mundöffnung, dürfte die P. nicht scharf von den Thieren scheiden, denn es gibt genug Thiere ohne Mund, welche flüssige Nahrung an ihrer ganzen Körperoberfläche aufsaugen (z. B. die Bandwürmer). Es geht daraus hervor, daß es unmöglich ist, das Thier- und Pflanzenreich scharf zu trennen, und man muß eingestehen, daß beide Reiche an ihren untersten Grenzen ineinander übergehen oder wenigstens sich berühren.

Alle P. bestehen aus Zellen, entweder aus einer einzigen (z. B. die Diatomeen und andere einzellige Algen) oder aus mehrern (z. B. einer Reihe von Zellen, wie die meisten Fadenalgen und Pilzmyceelien), oder, am häufigsten, aus einer sehr großen Anzahl, ja aus vielen Millionen und Milliarden von Zellen. Bei der Mehrzahl der vielzelligen P. sind die Zellen nach den drei Richtungen des Raums zusammengruppirt, die P. also und deren Theile Zellenkörper, bei der Minderzahl nur nach zwei oder nach einer Richtung hin (Zellenhäute oder Zellenschichten, z. B. die Blätter vieler Moose, und Zellenreihen, z. B. viele Algen sowie viele Haare höherer P.). Die Zellen werden deshalb gewöhnlich als die Elementarorgane der P. bezeichnet. Sie sind aber eigentlich gar keine Organe, sondern pflanzliche Individuen. Bei den einzelligen Algen springt es in die Augen, daß die Zelle als Individuum auftritt. Aber selbst bei den höchst organisirten

Samenpflanzen zeigt jede Zelle ein individuelles Leben, weshalb man jene P. als aus zahllosen Individuen zusammengesetzt ansehen kann, eine Anschauungsweise, welche auch deshalb viel für sich hat, weil alle Samenpflanzen bei ihrer ersten Entstehung (d. h. bei der Bildung des Keims im Samen) aus einer einzigen Zelle hervorgehen, indem eine einzige Zelle die erste Grundlage des Keims ist. Die Pflanzenzelle ist ein hohler Organismus mit meist völlig geschlossener Hülle (Zellenmembran, Zellenhaut, Zellenwand) und flüssigem oder theils flüssigem, theils festem Inhalt. Die Zellwand besteht in den einzelnen Abtheilungen des Pflanzenreichs sowie auch je nach dem Alter und der Bestimmung der Zellen aus sehr verschiedenen Stoffen, doch ist sie bei der großen Mehrheit der Gewächse (bei allen sog. Gefäßpflanzen sowie bei den Moosen und vielen Algen) wenigstens in der Jugend in der Hauptsache aus sog. Cellulose (s. d.), d. i. vegetabilischem Zell- oder Faserstoff, zusammengesetzt. Freilich ist auch dieser Stoff keine constante chem. Verbindung, sondern, wie die neuesten Forschungen ergeben haben, von schwankender Zusammensetzung. Doch besteht die Cellulose stets, wie die große Mehrzahl aller pflanzlicher Substanzen, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und spielt der Kohlenstoff die Hauptrolle. Je jünger die Zelle ist, desto reiner pflegt die Cellulose zu sein; je älter, desto mehr ist diese durch in die Zellwand aufgenommene und darin abgelagerte anderweite Stoffe verunreinigt. Die Zellwand wächst nämlich in der Weise, daß sich aus dem Zelleninhalte fortwährend oder periodisch neue Molecule von Zellwandstoff zwischen die bereits in der Zellwand vorhandenen, diese zusammensetzenden Molecule einschieben (einlagern). Man nennt diese Art und Weise zu wachsen das Wachsen durch Intussusception. Bei dem lebhaften Stoffwechsel, welcher zwischen dem Inhalte benachbarter (aneinanderliegender) Zellen oder auch mit der Außenwelt stattfindet, und welcher, da die Zellwand in der Regel keine Oeffnungen hat, nur durch die Membranen der Zellen hindurch auf dem Wege der Diffusion (s. d.) geschehen kann, werden auch Molecule von Stoffen in der Zellwand abgelagert, die mit der Cellulose nichts gemein haben, z. B. Mineralstoffe (namentlich Kalk und Kieselerde), Proteinstoffe, Pigmente. Namentlich wird aber durch die in sehr vielen Zellen im höhern Alter eintretende Verholzung oder Verkorkung der Zellwand deren chem. und auch physik. Beschaffenheit sehr abgeändert, indem dann der größte Theil der Cellulose sich in Holzstoff (Lignin) oder Korkstoff (Suberin) umwandelt. Zellen, deren Wandung aus purer oder ziemlich reiner Cellulose bestehen, werden durch verdünnte Schwefelsäure und Jodlösung oder (noch schneller und sicherer) durch Chlorzinkjodlösung lebhaft blau bis purpurroth gefärbt; bei verholzten und verkorkten Zellwänden tritt eine solche Färbung nicht mehr ein. Verholzte Zellen werden steif, ja sie können eine steinartige Härte bekommen. So bestehen z. B. die sog. Steinkerne der Pfirsichen, Pflaumen, Kirschen u. s. w., die überaus harten Kokosnußschalen und andere Frucht- oder Samenschalen aus starkverholzten Zellen. Auf verschiedenen Graden der Verholzung der Zellwände beruht zum Theil die große Verschiedenheit in der Härte und Festigkeit des Holzes. Verkorkte Zellwände pflegen elastisch zu sein. Daher erklärt sich die bedeutende Elasticität des Korkes.

Die jugendliche, eben fertig gewordene Zelle aller Cellulosepflanzen ist ein sehr zartes, aus reiner Cellulose bestehendes, mit gebogenen Flächen ausgebildetes Bläschen, welches eine schleimige, feinkörnige Masse enthält: das Protoplasma. Dieses ist ein Gemenge von Proteinverbindungen, folglich stets stickstoff- und schwefelhaltig. (S. Protein.) Durch Verdichtung der äußersten, an die Cellulosemembran grenzenden Schicht des Protoplasma entsteht eine gallertartige, die Zelle inwendig auskleidende Schicht, welche bei Einwirkung von Alkohol, Jod u. a. als dünne Membran von der Zellwand sich loslöst und einen den ganzen Zelleninhalt einschließenden Beutel bildet. Mohl hat diese Schicht verdichteten Protoplasmas den Primordialschlauch genannt, weil bei der Entstehung neuer Zellen (Tochterzellen) im Innern bereits vorhandener Zellen (Mutterzellen) sich zunächst ein Klümpchen Protoplasma bildet, welches an seiner Oberfläche sich verdichtet und sich folglich mit einer scheinbaren Membran umgibt. Die eigentliche starre Cellulosemembran bildet sich erst später, wie man früher annahm, durch die Thätigkeit des sog. Primordialschlauchs, welcher Cellulose aussondern und daher ein Secretionsorgan sein sollte, was sich nicht bestätigt hat. In der jugendlichen Zelle beginnt nun sehr bald eine in verschiedener Weise erfolgende Bewegung des Protoplasma, die sog. Strömung des Protoplasma, einzutreten, deren Dauer verschieden und deren Zweck noch nicht bekannt ist, die aber jedenfalls mit dem Diffusionsproceß zusammenhängt. Durch letztern mag auch die sehr verschiedenartige Verdickung der Zellwand in der Hauptsache hervorgebracht werden. Auf die zuerst gebildete (primäre) Zellenmembran lagern sich nämlich von innen her, wie es scheint, periodisch neue Schichten von Cellulose (Secundär- oder Verdickungsschichten) ab, welche theils von Löchern,

theils von Spalten durchsetzt und daher bald als siebartig oder leiterförmig durchlöcherte Membranen, bald als schraubenförmig gewundene oder zu einem Netzwerk verbundene Bänder und Fasern erscheinen. Auf diese Weise entstehen die sog. getüpfelten (punktirten, porösen), treppen- oder leiterförmigen Spiral- und Netzfaserzellen. Bei sehr starker Verdickung der Zellwand getüpfelter Zellen (und dieselbe kann bis fast zum Verschwinden des Lumens der Zelle erfolgen, z. B. in vielen Bastzellen) bilden die Löcher und Spalten, welche die Verdickungsmasse durchsetzen, Kanäle, die eine sehr verschiedene Gestalt haben können: Tüpfelkanäle. Liegen viele dergleichen Zellen nebeneinander, so pflegen die Tüpfelkanäle der einen Zellwand mit denjenigen der benachbarten zu correspondiren (es laufen die Tüpfelkanäle aufeinander zu). Durch diese Einrichtung ist selbst zwischen Zellen mit sehr stark verdickten und vielleicht völlig verholzten Wandungen noch ein Stoffwechsel möglich, denn nach außen werden ja die Tüpfelkanäle von der primären, niemals verholzenden und daher für Flüssigkeiten und Gase leicht durchdringbaren Zellenmembran geschlossen. Infolge des regen Stoffwechsels zwischen den Zellen verändert sich nun auch deren Inhalt mannichfach. Durch die Thätigkeit des Protoplasma kann eine Menge von Stoffen aus demselben gebildet werden, von denen als die wichtigsten für das Leben der Pflanze bezeichnet werden dürften: Chlorophyll, Stärke, fette und ätherische Oele, Gummi, Wachs, Zucker, Kleber- und Gerbstoff. Diese Stoffe kommen theils in fester (körniger), theils in flüssiger Form in der Zelle vor und sind im letztern Falle dem wässerigen Zellsafte, welcher in der Regel die älter gewordene Zelle größtentheils anfüllt, beigemengt.

Durch das Wachsthum der Zelle, welches als ein durch Intussusception ermöglichter, nach allen oder blos nach bestimmten Richtungen erfolgender Ausdehnungsproceß der Zellwand bezeichnet werden kann, wird die Form der Zelle wesentlich und sehr verschiedenartig abgeändert. So kann aus der ursprünglichen Kugel- oder Ellipsoidform der Zelle die Cylinder-, Faden-, Scheiben-, Sternform (regelmäßige und unregelmäßige) oder eine ganz unregelmäßige verzweigte Form hervorgehen. Bei der Bildung der sog. geschlossenen Zellgewebe, woraus die meisten P. und Pflanzentheile bestehen, welche stets durch die Entwickelung von Tochterzellen in Mutterzellen geschieht, müssen die sich ausdehnenden Zellen aus Mangel an Raum einen gegenseitigen Druck aufeinander ausüben und daher Zellen mit abgeplatteten Flächen und mit Kanten entstehen. Je nach den Richtungen, in welchen die Ausdehnung der Zellwände erfolgt, werden polyëdrische oder rhombendodekaëdrische, langgestreckte, prismatische u. s. w. Zellen entstehen müssen. Bei reihenweise angeordneten gestreckten Zellen in Geweben von bestimmter physiol. Bedeutung tritt häufig eine vollständige oder unvollständige Resorption der die einzelnen Zellen (Glieder der Zellenreihe) trennenden Scheidewände ein, sodaß sich eine solche Zellenreihe in eine Röhre verwandelt, welche bald gar keine Spuren der resorbirten Querwände wahrnehmen läßt, bald mit durchlöcherten horizontalen oder schiefen Querwänden versehen ist. Solche aus Zellenreihen hervorgegangene Röhren werden Gefäße genannt und je nach dem Baue der Verdickungsschicht ihrer Zellen getüpfelte oder poröse Gefäße, Treppen-, Netz- und Spiralgefäße unterschieden. Man hat sie früher für eine eigene Art von Elementarorganen der P. gehalten und sie mit den Blutgefäßen der Thiere verglichen, denen sie aber in keiner Weise ähneln. Die Gefäße finden sich bekanntlich bei allen Samen- und auch bei den höhern Sporenpflanzen, welche zusammen man deshalb Gefäßpflanzen, im Gegensatze zu den übrigen gefäßlosen Sporenpflanzen, den sog. Zellenpflanzen (Moosen, Flechten, Algen, Pilzen), genannt hat. Mit ihnen dürfen nicht die sog. Milchsaftgefäße verwechselt werden, worunter man röhrenförmige, oft sehr lange und vielfach verzweigte dünnhäutige Zellen versteht, welche mit einem gefärbten (am häufigsten milchweißen) Safte angefüllt sind, der sich in ihnen in strömender Bewegung befindet. Diese Milchsaftgefäße kommen zwar in vielen, aber lange nicht in allen P. vor, woraus schon hervorgeht, daß der Milchsaft nicht als der eigentliche, die Pflanze ernährende Saft (wofür ihn Schultz-Schultzenstein hielt, der ihn Lebenssaft nannte und mit dem Blute der Thiere verglich) betrachtet werden kann.

Mit Ausnahme der einzelligen Algen und Pilze sowie der isolirten, als Sporen und Pollenkörner auftretenden Zellen kommen letztere nie vereinzelt, sondern mit andern Zellen zu sog. Zellgewebe verbunden vor, welches als eine Zellenreihe, Zellenschicht oder als ein Zellenkörper ausgebildet sein kann. In allen Zellgewebe sind die einzelnen Zellen untereinander durch die sog. Intercellularsubstanz verkittet. Wäre dies nicht der Fall, so würden die Gewebe in ihre einzelnen Zellen zerfallen, wie das wirklich geschieht, wenn man Zellgewebe mit chlorsaurem Kali und Salpetersäure kocht, indem dann der die Zellen verbindende Kitt aufgelöst wird. Letzterer soll aus der Substanz der nach der Bildung der Tochterzellen zerfließenden Wandungen

der Mutterzellen hervorgehen. Meiſt befinden ſich zwiſchen den zu einem Gewebe verbundenen Zellen enge, längſt deren Kanten verlaufende und daher untereinander communicirende Kanälchen, welche man Intercellulargänge nennt. Bei allen chlorophyllhaltigen und daher grüngefärbten Gefäßpflanzen münden dieſe Gänge durch die ſog. Spaltöffnungen der Oberhaut nach außen. Außerdem kommen häufig größere, bald mit Luft (Gaſen), bald mit eigenen Säften (Milchſaft, ätheriſches Oel, Gummi, Harz) gefüllte Zwiſchenräume im Zellgewebe vor: Intercellularräume, in welche oft auch eine Menge Intercellulargänge münden. Beide zuſammen bilden das Intercellularſyſtem der Pflanze, deſſen Hauptbeſtimmung iſt, die Gaſe der Atmoſphäre durch die Pflanze zu verbreiten und ebenſo gasförmige Körper aus der Pflanze (durch die Spaltöffnungen) hinauszuſchaffen.

Das Zellgewebe läßt je nach ſeinem Alter und namentlich je nach ſeiner Lage im Pflanzenkörper ſowie je nach ſeiner phyſiol. Beſtimmung eine ſehr verſchiedenartige Geſtaltung und Organiſation erkennen. Jeder junge, noch unentwickelte Pflanzentheil (z. B. der ſog. Vegetationskegel in der noch nicht aufgebrochenen Blattknospe, welcher die noch unentwickelten, ganz kleinen Blattanlagen trägt) beſteht aus kleinen rundlich-eckigen, dünnwandigen, von Protoplasma ſtrotzenden Zellen. Ein ſolches Zellgewebe nennt man Urparenchym. Aus demſelben entwickelt ſich an der Oberfläche des betreffenden Pflanzentheils zunächſt durch einfache Ausdehnung der äußerſten Zellen die Oberhaut, welche meiſt aus tafelförmig abgeplatteten Zellen beſteht und je nach ihrer Ausbildung als Epithelium (zartwandige, blaſig nach außen vorragende Zellen ohne Intercellulargänge), Epiblema (dickwandige, platte Zellen ohne Intercellulargänge) oder Epidermis (abgeplattete, ſehr verſchieden geformte Zellen mit Intercellulargängen) ausgebildet erſcheint. Erſtere Form bildet die zarte Haut der Blumenblätter, kleidet die Fächer der Fruchtknotenhöhle und andere Hohlräume aus. Die zweite Form tritt an von Erde oder Waſſer bedeckten Pflanzentheilen auf (z. B. bei allen Wurzeln), während die dritte ſich nur an in Berührung mit der atmoſphäriſchen Luft befindlichen, aus chlorophyllhaltigem Gewebe beſtehenden (grüngefärbten) Pflanzentheilen zu bilden vermag und daher z. B. alle Blätter umkleidet. Die zwiſchen den Zellen der Epidermis befindlichen Gänge werden nach außen gewöhnlich von zwei halbkugeligen, contractilen Zellen begrenzt, durch welche ihre Mündung geſchloſſen und geöffnet werden kann. Man nennt dieſen ganzen Apparat eine Spaltöffnung. Unter jeder Spaltöffnung pflegt ein kleiner Intercellularraum zu liegen, in welchen die benachbarten Intercellulargänge des unter der Epidermis befindlichen Zellgewebes münden. Dieſer Raum heißt die Athmungshöhle. Die Außenfläche der Epidermis iſt mit der Cuticula, einer Abſonderungsſchicht der Oberhautzellen, überzogen, welche eine continuirliche ſtructurloſe Membran bildet und beſtimmt iſt, die Verbindung durch die Zellenwände hindurch zu beſchränken. Gleichzeitig oder faſt gleichzeitig mit der Bildung des Oberhautgewebes verwandelt ſich im Innern des jugendlichen Pflanzentheils das Urparenchym in Parenchym und Cambium. Erſteres, welches aus ſehr verſchieden geformten Zellen zuſammengeſetzt ſein kann, iſt dazu beſtimmt, kohlenſtoffreiche Subſtanzen (z. B. Stärkemehl) zu bilden; es dient vorzugsweiſe dem Ernährungsproceſſe. Das aus zartwandigen, geſtreckten, mit Protoplasma gefüllten Zellen zuſammengeſetzte Cambium dagegen iſt vorzüglich dazu beſtimmt, neue Zellen zu erzeugen, folglich ein Bildungsgewebe. Daſſelbe erzeugt ſowol diejenigen Zellen, aus denen das Holz- und Baſtgewebe zuſammengeſetzt iſt, als auch die Gefäße, letztere dadurch, daß ganze Reihen von Cambiumzellen ſich in Gefäße verwandeln. Die Gefäße bilden ſich aber in der Regel nicht vereinzelt, ſondern gleich mehrere oder viele auf einmal. Auf dieſe Weiſe entſtehen ſog. Gefäßbündel. Auch ſind dieſe gewöhnlich nicht blos aus Gefäßen, ſondern zum Theil auch aus Baſtzellen und noch unveränderten Cambiumzellen zuſammengeſetzt. (Ueber die Zuſammenſetzung des Baſt- und Holzgewebes ſ. Baſt und Holz.) Noch iſt das Korkgewebe zu erwähnen. Dieſes beſteht aus Zellen mit verkorkten Wandungen, welche theils in den Zellen der Oberhaut, theils in denjenigen des unter der Oberhaut gelegenen Parenchyms (in der Rinde), theils anderwärts ſich bilden und niemals von Intercellulargängen durchſetzt iſt. Daſſelbe dient theils dazu, die Verdunſtung zu verhüten, theils, wo es im Innern von Pflanzentheilen auftritt, die Saftcirculation zu unterbrechen und den Stoffwechſel aufzuheben (z. B. bei Krankheitsproceſſen, welche durch Korkgewebe localiſirt werden), theils oberflächliche Wunden zu ſchließen (zum Vernarben). Aus dieſen verſchiedenen Gewebarten ſind die einzelnen Theile aller Gefäßpflanzen zuſammengeſetzt, während z. B. die Pilze (ſ. d.) nur aus ſog. Faſergewebe (aus fadenförmigen Zellen) beſtehen.

Sieht man von den Sporengewächſen ab, ſo iſt der Pflanzenkörper aus Wurzel, Stamm oder Stengel (mit ſeinen Aeſten und Zweigen) und Blättern zuſammengeſetzt. Die Blüten und

die Früchte, welche durch erstere producirt werden, sind, insofern sie aus Achsen- (Stamm-) und Blattorganen zusammengesetzt, abgeleitete Organe, Stamm (mit Wurzel) und Blatt daher als die Grundorgane der Pflanze zu betrachten. (Ueber die Entwickelungsgeschichte und die äußere Gestaltung aller dieser Theile des Pflanzenkörpers s. Blatt, Blüte, Frucht, Knospe, Same, Stamm, Stengel, Wurzel.) Jede echte Wurzel ist an ihrer Spitze mit einer aus dickwandigen Parenchymzellen bestehenden Hülle, einer sog. Wurzelhaube versehen, welche die Bestimmung hat, die zarte Wurzelspitze beim Eindringen in den Boden vor Verletzung zu schützen. Unter dieser Haube befindet sich nämlich stets der jüngste Theil der Wurzel, welcher aus Zellen besteht, die fortwährend oder periodisch Tochterzellen hervorbringen. Die Wurzel verlängert sich also nach unten durch Wachsen oberhalb ihrer äußersten Spitze, der Wurzelhaube. Der jüngste Theil der Wurzel ist mit einfachen kurzen Haaren (Wurzelhaaren) bedeckt, oft so dicht, daß er wie mit einem Filz bekleidet erscheint. Diese Wurzelhaare sind einfache kegelförmige Verlängerungen einzelner Epiblemazellen und dazu bestimmt, die tropfbar-flüssige Nahrung aus dem Boden (bei Wasserpflanzen aus dem Wasser) aufzusaugen. Bezüglich des innern Baues stimmen die Wurzeln im allgemeinen mit dem Stamme oder Stengel überein. Dieser läßt eine wesentlich verschiedene Structur erkennen, je nachdem die betreffende Pflanze zu den Gefäßkryptogamen, Gymnospermen, Monokotyledonen oder Dikotyledonen gehört. Der monokotyle Stamm zeigt auf dem Querschnitt gewöhnlich viele, aber kleine, regellos zerstreute Gefäßbündel, welche durch Parenchym getrennt sind. Eine deutliche Sonderung des Gewebes in Rinde, Holz und Mark lassen auch die Baumstämme (z. B. die Stämme der Palmen) nicht erkennen. Auf dem Längsschnitt bemerkt man, daß die Gefäßbündel, welche hier als Fasern oder Fäden (höchstens von der Dicke eines Bindfadens) erscheinen, entweder parallel unter sich und geradlinig emporsteigen (z. B. im Halme der Gräser, im Lilienstengel, im Stamm der Rotangpalmen oder des span. Rohrs), oder sich kreuzen, indem ein jedes unter der Rinde entspringt und einen mit der Convexität nach dem Centrum gerichteten Bogen beschreibt (im Stamme der meisten Palmen). Im erstern Falle spaltet sich jedes Gefäßbündel in den Knoten, d. h. da, wo äußerlich ein Blatt oder Blattwirtel an der Achse sitzt, in zwei Stränge, von denen der eine weiter geradlinig emporsteigt, während der andere sich nach außen biegt, um in das Blatt einzutreten. Außerdem geben die durch den Knoten hindurchgehenden Gefäßbündel eine Menge Zweige ab, welche sich gegenseitig miteinander verbinden. Jeder Knoten enthält daher ein Geflecht von Gefäßbündeln, welches oft eine bedeutende Festigkeit besitzt, wie z. B. in den Knoten des Grashalms. Im Palmenstamme verzweigen sich die bogig aufsteigenden Gefäßbündel ebenfalls, und zwar namentlich in der Peripherie des Stammes, wo sie entspringen, weshalb das Holz der Palmen unter der Rinde am dichtesten und härtesten, im Centrum dagegen locker und oft krautartig weich ist. Jedes einzelne monokotyle Gefäßbündel ist von fest zusammenschließenden Bastzellen umgeben, welche rasch verholzen und es dann unmöglich machen, daß sich das Bündel fernerhin verdicken kann. Das im Innern eingeschlossene Cambium kann dann keine neuen Gefäße, Holz- und Bastzellen mehr bilden und dient blos noch der Leitung des aufwärts steigenden Saftes. Man nennt deshalb die Gefäßbündel der Monokotyledonen geschlossen. Auch vermag sich der Stamm nach der Verholzung der Gefäßbündel nicht mehr zu verdicken. Da nun die Verholzung in der Richtung von unten nach oben fortschreitet, so behält der Stamm entweder eine und dieselbe Stärke (erscheint als ein Cylinder ausgebildet) oder er wird, wenn der Baum, je höher er wächst, desto lebhafter vegetirt, nach oben zu dicker (umgekehrt kegel- oder auch spindelförmig). Der dikotyle Stamm läßt auf dem Querschnitt in der Regel eine deutliche Sonderung in Rinde, Holz- oder Gefäßbündelkörper und Mark erkennen. Der Holzkörper wird durch radiale Streifen von Parenchym durchsetzt, welche das ebenfalls aus Parenchym bestehende Mark mit der aus Parenchym und Bastgewebe zusammengesetzten Rinde verbinden und Markstrahlen genannt werden. Zwischen dem Holzkörper und der Rinde befindet sich ein schmaler Kreis von Cambiumgewebe, welcher sich durch alle in einen einzigen Kreis gestellte, durch die Markstrahlen voneinander getrennte Gefäßbündel hindurch erstreckt. Dadurch wird es den Gefäßbündeln möglich, sich fort und fort zu verdicken, solange als der Stamm lebt, dem sie angehören. Bei allen dikotylen Holzgewächsen, ebenso in den ausdauernden Wurzeln und Wurzelstöcken wird alljährlich durch die Thätigkeit des Cambiumringes nach innen zu neues Holz, d. h. neue Holzzellen und Gefäße, nach außen zu neue Rinde, d. h. neues Rindenparenchym und Bastgewebe, gebildet. Jedes Gefäßbündel verdickt sich also alljährlich in radialer Richtung von innen nach außen und muß daher allmählich auf dem Querschnitt eine keilförmige Gestalt erhalten. In allen Zonen, wo die Thätigkeit des Cambiumringes, sei es durch Kälte (im Winter) oder durch Trockenheit und Hitze

(im Sommer) mehrere Monate lang unterbrochen wird, wo alſo die Thätigkeit des Cambiumringes eine periodiſche iſt, bilden ſich im Holzkörper ſog. Jahrringe aus. Auf dem Längeſchnitt betrachtet, zeigen die Gefäßbündel entweder einen geradlinigen und parallelen Lauf (z. B. in den Stengeln der meiſten dikotylen Kräuter), in welchem Falle die Markſtrahlen continuirliche ſenkrechte Parenchymſchichten darſtellen, oder die Gefäßbündel ſteigen ſchlangenförmig hin und her gebogen empor, Spalten zwiſchen ſich laſſend, durch welche die Markſtrahlen als wirkliche radiale Streifen hindurchtreten, ſich rechtwinkelig mit den Gefäßbündeln kreuzend (bei allen Holzgewächſen). In beiden Fällen legen ſich die Gefäßbündel in den Knoten aneinander, Schlingen bildend, von deren Umfang diejenigen Gefäßbündel entſpringen, welche in die am Knoten ſitzenden Blätter ſowie in die Achſelknospen eintreten. Einen ganz ähnlichen Bau beſitzt der Stamm der Gymnoſpermen (z. B. der Nadelhölzer). Nur werden hier die zwiſchen den Markſtrahlen befindlichen Portionen des Holzkörpers, mit Ausnahme des innerſten Jahrringes (der Markſcheide), welcher wirkliche Gefäße enthält, blos aus langgeſtreckten, mit behöften Tüpfeln verſehenen Holzzellen gebildet. Auch legen ſich die Holzbündel da, wo außen Blätter anſitzen, nicht zu Schlingen aneinander, ſondern es treten Zweige derſelben durch die Markſtrahlſpalten direct in die Blätter über, woſelbſt ſie ſich in Gefäßbündel verwandeln. Die Blätter ſind nach ihrer Geſtalt und Lebensdauer ſowie auch in den einzelnen Abtheilungen des Gewächskreiſes ſehr verſchiedenartig gebaut. Bei allen Gefäßpflanzen ſtimmen ſie jedoch darin überein, daß ſie eine Epidermis als äußere Umhüllung und im Innern Gefäßbündel enthalten, welche in einem von vielen Intercellulargängen durchzogenen Parenchym liegen. Die Blätter der Nadelhölzer, wenigſtens die ſchmalen oder eigentlichen Nadeln, enthalten blos ein einziges und unverzweigtes Gefäßbündel, während in die Blätter aller übrigen Gefäßpflanzen mehrere Gefäßbündel eintreten, welche ſich verzweigen, oft ſo vielfältig, daß dadurch ein förmliches Netzwerk (ein ſog. Adernetz) gebildet wird.

Durch dieſen Bau der Ernährungsorgane wird die Pflanze zur Unterhaltung aller derjenigen Proceſſe befähigt, welche man zuſammen als das Leben der Pflanze bezeichnet. Daſſelbe äußert ſich in den Erſcheinungen der Ernährung, des Wachsthums, der Erzeugung der Fortpflanzungsorgane (Samen, Sporen) und im Keimungsproceß des keimfähigen Fortpflanzungsorgans. Der reife Same enthält alle Stoffe, welche zur Entwickelung einer neuen Pflanze aus dem ſchlummernden Keime (ſ. d.) erforderlich ſind. Es bedarf nur des Hinzutritts eines für jede Pflanzenart beſtimmten Quantums von Luft, Waſſer, Wärme und Licht, um den Keimungsproceß einzuleiten. Durch das in den Samen eindringende Waſſer werden zunächſt die Zellen ausgedehnt, mit neuer Flüſſigkeit gefüllt und ihre Wandungen für den Stoffwechſel auf dem Wege der Diffuſion geſchickt gemacht. Zugleich löſt das Waſſer die im Samen ſtets vorhandenen Proteinverbindungen auf, der mit der Luft in den Samen gelangte Sauerſtoff wirkt hierauf zerſetzend auf die gelöſten Proteinverbindungen ein, infolge deſſen Kohlenſäure entſteht, welche theils entweicht, theils von dem in den Zellen befindlichen Waſſer abſorbirt wird. Das kohlenſaure Waſſer wirkt, unterſtützt durch die bei der Bildung der Kohlenſäure entſtandene Wärme (keimende Samen entwickeln ſtets Wärme, z. B. Gerſtenmalz), auflöſend und in Verbindung mit dem freigewordenen Schwefel der gelöſten Proteinverbindungen umbildend auf das ſehr häufig in den Samen (dem Eiweißkörper oder den Kotyledonen) aufgeſpeicherte Stärkemehl oder fette Oel ein. So entſtehen eine Reihe organiſcher Stoffe (Dextrin, Zucker, Gummi u. a.), kurz eine Maſſe, aus welcher erfahrungsmäßig die Celluloſe hervorgeht, und es iſt dann folglich die Möglichkeit zur Neubildung von Zellen geboten. Zunächſt wird aber die Vergrößerung des Keimes, deſſen Umgeſtaltung zu einer Keimpflanze durch einfache Ausdehnung der Urparenchymzellen bewirkt, woraus jeder Keim in der Hauptſache beſteht. Die Ausdehnung der Zellen würde aber ohne eine fortwährende reichliche Ernährung nicht möglich ſein. Dieſe ſpenden die Kotyledonen oder der Eiweißkörper, woſelbſt ſtets außer ſog. Klebermehl (Proteinverbindungen in feſter Form), Stärke oder fettes Oel während des Reifens der Samen aufgeſpeichert wird. Solange dieſe Nährſtoffe reichen und bis die junge Pflanze ihr Wurzelſyſtem und die erſten wirklichen Blätter vollſtändig entwickelt hat, bedarf die Keimpflanze keiner andern Nahrung, nimmt daher auch keine ſolche weder aus dem Boden noch aus der Luft auf. Sie kann ſich überhaupt noch nicht ſelbſt ernähren, ſondern muß durch die Kotyledonen, die gewiſſermaßen die Rolle der Amme ſpielen, ernährt werden, weil ſie noch nicht zu aſſimiliren, d. h. noch nicht aus anorganiſchen Verbindungen organiſche zu bilden vermag. Dies wird allein der beblätterten Pflanze möglich. Die Ernährung der ſelbſtändig gewordenen, beblätterten Pflanze geſchieht im allgemeinen folgendermaßen. Mit dem im Boden befindlichen, tropfbar-flüſſigen Waſſer ſaugen die Wurzeln alle in Waſſer lös-

lichen anorganiſchen Stoffe auf, welche den P. als Nahrungsmittel dienen. Die wichtigſten dieſer Nahrungsmittel ſind Ammoniakverbindungen, kohlen-, kieſel-, ſchwefel- und phosphorſaure Salze von Alkalien und Metallen (namentlich Eiſen und Mangan). Gleichzeitig nehmen die Blätter und alle grüngefärbten und daher mit einer Epidermis verſehenen Pflanzentheile Sauerſtoff und Kohlenſäure aus der Luft auf, geben aber auch dieſe Gasarten wieder an die Luft ab. Am Tage wird, namentlich im Sonnenlicht, Kohlenſäure aufgenommen und Sauerſtoff ausgeſchieden, in der Nacht und überhaupt im Dunkeln dagegen Sauerſtoff aufgenommen und Kohlenſäure ausgeſchieden. Man nennt dieſen doppelten Vorgang den Athmungs- oder Reſpirationsproceß der Pflanze. Daß derſelbe für die Pflanze unentbehrlich iſt und das Ein- und Ausathmen der genannten Gaſe durch die Spaltöffnungen geſchieht, beweiſt unter anderm die Thatſache, daß P., deren Blätter mit Oel beſtrichen wurden, welches natürlich die Spaltöffnungen verklebt, eingehen. Der Reſpirationsproceß beruht auf der Zerſetzung der in das Parenchym der Blätter gelangten Luft und der ebenfalls bis dahin emporgeführten kohlenſauren Verbindungen durch die chem. Thätigkeit des in den Zellen des Blattparenchyms ſtets befindlichen Chlorophylls, welches als das eigentliche Organ der Aſſimilation betrachtet werden muß. Die mit dem von den Wurzeln aufgeſogenen Waſſer gemengten anorganiſchen Nährſtoffe des Bodens oder der ſog. rohe Nahrungsſaft wird nämlich mittels der Gefäßbündel durch den Stamm oder Stengel und deſſen Aeſte und Zweige bis in die Blätter geleitet, woſelbſt er mit den zu den Spaltöffnungen eingedrungenen Gaſen der Atmoſphäre in Berührung kommt. Durch die Thätigkeit des Chlorophylls werden nun die gelöſten Nährſtoffe des Bodens wie auch die Kohlenſäure der Luft in ihre Elemente zerlegt und unter Abſcheidung des Uebermaßes von Sauerſtoff und Kohlenſäure neue organiſche Verbindungen gebildet, welchen Vorgang man den Aſſimilationsproceß nennt. Es bilden die Chlorophyllkörner zunächſt Stärke, welche in ihrem Innern während des Tages erzeugt und während der Nacht wieder aufgelöſt und in flüſſiger Form an die ſog. Leitzellen der Gefäßbündel abgegeben wird, die hierauf dieſe flüſſige Stärke ſowie andere in den Blättern gebildete organiſche Subſtanzen (Dextrin, Zucker, Proteïnverbindungen) in das Baſtgewebe der Rinde überführen. Hier bewegt ſich dieſer aus aſſimilirten Subſtanzen beſtehende Saft langſam abwärts (eigentlicher Nahrungsſaft) und verbreitet ſich zugleich durch die Markſtrahlen (bei den Dikotyledonen und Gymnoſpermen) oder durch das angrenzende Parenchym (bei den Monokotyledonen) ſeitlich bis in das Mark und in alle Theile des Holzes und der Rinde. Auf dieſem Wege werden in den Zellen, welche der abwärts ſich bewegende Saft paſſirt, die verſchiedenartigſten Pflanzenſtoffe, welche ſich aus dieſem Saft bilden, in feſter oder flüſſiger Form niedergelegt, vorzüglich aber Stärkemehlkörner (namentlich in Rinde und Mark, auch im Samen), Kleber mehl und fettes Oel (beide vorzüglich in den Samen). Die genannten Stoffe ſind dazu beſtimmt, in einer ſpätern Vegetationsperiode (z. B. bei allen Holzgewächſen und perennirenden P. im nächſten Frühlinge nach dem Winter) durch das von den Wurzeln aufgenommene kohlenſaure Waſſer aufgelöſt und in ernährenden Saft umgewandelt zu werden. Dadurch wird es möglich, daß die Winterknospen der Holzgewächſe und perennirenden P. zu einer Zeit, wo noch keine Blätter vorhanden ſind, wo alſo jene P. noch nicht aſſimiliren können, auszutreiben und ſich in beblätterte Triebe zu verwandeln vermögen, denn die Auflöſung jener aufgeſpeicherten Nährſtoffe, die man in dieſem Zuſtande Reſerveſtoffe nennt, erfolgt ſtets im erſten Frühlinge vor dem Laubausbruch. Durch den abwärts ſteigenden Nahrungsſaft werden auch neue Zellen gebildet überall, wo es nothwendig erſcheint. Das Emporſteigen des rohen Nahrungsſaftes wird, abgeſehen von uns unbekannten Kräften, welche in der den P. wie den Thieren innewohnenden, unerklärbaren Vitalität oder Lebensthätigkeit ruhen, durch phyſik. Kräfte bewirkt, nämlich theils durch die endosmotiſchen Kräfte des Diffuſionsproceſſes, theils durch die Verdunſtung des Waſſers an der Oberfläche des Pflanzenkörpers und beſonders der Blätter, welche ein Nachſtrömen des Waſſers aus den damit noch angefüllten Zellen in die durch die Verdunſtung entleerten Zellen bedingt. Die Vorgänge der Verdunſtung, auf welche die Temperatur der Luft von ſehr bedeutendem Einfluß iſt, werden der Transſpirationsproceß der P. genannt. Die Menge des Waſſers, welches durch die P. verdunſtet wird, iſt eine ganz ungeheuere. So hat man berechnet, daß ein mit Hopfen bepflanzter Morgen Ackerland von 40000 Quadratfuß Flächenraum in 120 Tagen (während der Vegetationsperiode des Hopfens) 4,250000 Pfd. Waſſer verdunſtet. P. mit zarten, dünnen Blättern verdunſten mehr Waſſer als ſolche mit lederartigen, harten Blättern. Deshalb iſt die Luft in Laubwäldern feuchter und friſcher als in Nadelwäldern. Das Ergebniß des Ernährungsproceſſes iſt das Wachsthum der P., welches theils in der Erzeugung neuer Zellen, theils in der Ausdehnung der Zellen beruht. Dieſer

Proceß iſt während der Vegetationsperiode jeder Pflanze am Tage lebhafter als in der Nacht, im Frühling und Vorſommer geſteigerter als im hohen Sommer und Herbſt. Ueber die Fortpflanzung der Gewächſe ſ. Befruchtung, Keim, Same. Die wichtigſten neuern Handbücher über die Anatomie und Phyſiologie der P. ſind: Schacht, «Lehrbuch der Anatomie und Phyſiologie der Gewächſe» (2 Bde., Berl. 1856—59), und Hofmeiſter, «Handbuch der phyſiol. Botanik» (Bd. 1—4, Lpz. 1865 fg.). Mit den Vorgängen des Ernährungsproceſſes ſtehen im innigſten Zuſammenhange die Pflanzenkrankheiten; dieſe ſind ihrem Weſen nach nichts anderes als abnorme Veränderungen der chemiſch-phyſiol. Thätigkeit der Zellen, welche durch ſehr verſchiedene Urſachen veranlaßt werden können. Viele ſolcher Krankheiten entſtehen z. B. durch das Eindringen von Schmarotzerpilzen. (S. Paraſiten.) Ueber die wichtigſten Krankheiten unſerer Culturgewächſe, z. B. über den Brand und Roſt, das Mutterkorn, den Mehlthau, die Kartoffelkrankheit, die Traubenfäule u. a., ſiehe die beſondern Artikel. Gleich den Krankheiten der Thiere theilt man diejenigen der P. in allgemeine und örtliche, in ſporadiſche und epidemiſche ein.

Die Ueberſicht über das Pflanzenreich gewährt die wiſſenſchaftliche Anordnung der Pflanzenarten (species) oder das Pflanzenſyſtem. Die Alten theilten die P. nach ihrem äußern Anſehen in Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräſer u. ſ. w. ein. Eine ſolche Eintheilung oder Gruppirung der Pflanzenarten war keine wiſſenſchaftliche. Später entſtanden ſog. künſtliche Pflanzenſyſteme, d. h. Anordnungen der Pflanzengattungen und Arten nach äußern, leicht erkennbaren, oft ſehr zufälligen Merkmalen. Unter den künſtlichen Syſtemen hat das Linné'ſche oder Sexualſyſtem die größte Berühmtheit erlangt und die meiſten Anhänger gefunden. In dieſem Syſteme, welches noch immer beim Unterricht in der ſyſtematiſchen Botanik zu Grunde gelegt zu werden pflegt, ſind die Zahlen-, Stellungs- und Verwachſungsverhältniſſe der Staubgefäße und Stempel, das Vorkommen von Zwitter- und eingeſchlechtigen Blüten u. ſ. w. als Eintheilungsprincipien benutzt. Das Syſtem gliedert ſich hiernach in folgender Weiſe: I. P. mit deutlichen Geſchlechtsorganen: Phanerogamen. A. Alle Blüten ſind Zwitterblüten; a. Staubgefäße frei, d. h. nicht unter ſich oder mit dem Stempel verwachſen. Hierunter die erſten funfzehn Klaſſen: 1) ein Staubgefäß: Monandria, Einmännigkeit; 2) zwei Staubgefäße: Diandria, Zweimännigkeit; 3) drei Staubgefäße: Triandria, Dreimännigkeit; 4) vier Staubgefäße: Tetrandria, Viermännigkeit; 5) fünf Staubgefäße: Pentandria, Fünfmännigkeit; 6) ſechs Staubgefäße: Hexandria, Sechsmännigkeit; 7) ſieben Staubgefäße: Heptandria, Siebenmännigkeit; 8) acht Staubgefäße: Octandria, Achtmännigkeit; 9) neun Staubgefäße: Enneandria, Neunmännigkeit; 10) zehn Staubgefäße: Decandria, Zehnmännigkeit; 11) zwölf Staubgefäße: Dodecandria, Zwölfmännigkeit; 12) zwanzig und mehr Staubgefäße, welche auf dem Kelch eingefügt ſind: Icosandria, Zwanzigmännigkeit; 13) zwanzig und mehr Staubgefäße, welche auf dem Blütenboden ſtehen: Polyandria, Vielmännigkeit; 14) zwei lange und zwei kurze Staubfäden: Didynamia, Zweimächtigkeit; 15) vier lange und zwei kurze Staubfäden: Tetradynamia, Viermächtigkeit. b. Die Staubfäden verwachſen, die Staubbeutel frei. Hierunter drei Klaſſen: 16) Staubfäden in eine Röhre verwachſen: Monadelphia, Einbrüdrigkeit; 17) Staubfäden in zwei Bündel verwachſen: Diadelphia, Zweibrüdrigkeit; 18) Staubfäden in drei oder mehr Bündel verwachſen: Polyadelphia, Vielbrüdrigkeit. c. Die Staubbeutel in eine Röhre verwachſen, die Staubfäden frei. Hierunter eine Klaſſe: 19) Syngenesia. d. Staubgefäße mit dem Stempel verwachſen. Hierunter eine Klaſſe: 20) Gynandria, Mannweibigkeit. B. Blüten eingeſchlechtig, oder eingeſchlechtige mit Zwitterblüten vermengt. Hierunter drei Klaſſen: 21) blos eingeſchlechtige Blüten, männliche und weibliche auf einer Pflanze: Monoecia, Einhäuſigkeit; 22) blos eingeſchlechtige Blüten, männliche und weibliche auf zwei Pflanzen: Dioecia, Zweihäuſigkeit; 23) eingeſchlechtige und Zwitterblüten auf einem, zwei oder drei Pflanzenindividuen: Polygamia, Vielehe. II. P. mit verborgenen (undeutlichen) Geſchlechtsorganen: Kryptogamen. Hierunter eine Klaſſe: 24) Cryptogamia.

Den künſtlichen Syſtemen ſteht das natürliche Syſtem entgegen, bei welchem die P. nach ihrer durch übereinſtimmende Geſtaltung wichtiger Organe bedingten Verwandtſchaft in Klaſſen, Ordnungen und Familien eingetheilt werden. Der Urheber des natürlichen Syſtems (auch natürliche Methode genannt) war Bernard de Juſſieu (ſ. d.). Nach ſeinem Syſtem zerfallen ſämmtliche P. zunächſt in Akotyledonen und Kotyledonenpflanzen, letztere wieder in Monokotyledonen (ſ. d.) und Dikotyledonen (ſ. d.). Der ältere Decandolle theilte die Gewächſe zunächſt in Gefäß- und Zellenpflanzen ein, erſtere hierauf in exogene oder dikotyle und in endogene oder monokotyle, letztere in beblätterte und blattloſe. Endlicher und Unger ſchieden die P. in Lagerpflanzen (Thallophyta) und Stammpflanzen (Cormophyta). Erſtere zerfallen in Urgewächſe

(Protophyta), nämlich die Algen und Flechten, und in später erzeugte P. (Hysterophyta), die Pilze. Die Stammpflanzen werden in Endsproſſer (Acrobrya, wozu die Moose, Farrn und andere Gefäßkryptogamen sowie einige Schmarotzerpflanzen gehören), Umsproſſer (Amphibrya, identiſch mit Juſſieu's Monokotyledonen) und Endumſproſſer (Acramphibrya) eingetheilt, letztere, welche den Dikotyledonen entſprechen, wieder in Gymnoſpermen (ſ. d.), Apetalen (ohne Blumenkrone), Gamopetalen (mit ganzblätteriger Blumenkrone) und Dialypetalen (mit getrennt-blätteriger Blumenkrone). Willkomm theilt ſämmtliche Gewächſe in Sporenpflanzen (Sporophyta) und Samenpflanzen (Spermatophyta) ein, letztere in nacktſamige (Gymnoſpermen) und bedecktſamige (Angioſpermen). Dieſe zerfallen wieder in Monokotyledonen und Dikotyledonen. Alle dieſe Formen des natürlichen Syſtems ſtimmen in ihren Hauptabtheilungen mit dem Juſſieu'ſchen überein. Ausführliche Darſtellungen aller dieſer und vieler anderer Syſteme finden ſich in Willkomm's «Anleitung zum Studium der wiſſenſchaftlichen Botanik» (2 Bde., Lpz. 1854) ſowie auch in Seubert's «Pflanzenkunde in populärer Darſtellung» (4. Aufl., Lpz. und Heidelb. 1866), welches Werk zum Selbſtudium der Botanik beſonders empfehlenswerth iſt.

Pflanzengeographie oder Phytogeographie heißt die Lehre von dem Vorkommen, der Vertheilung und Geſtaltung der gegenwärtig die Erdoberfläche bedeckenden Vegetation. Dieſe Lehre zerfällt in vier Abtheilungen oder Disciplinen: allgemeine P., Topographie, Statiſtik und Phyſiognomik der Pflanzen. Die allgemeine P. hat die Urſachen und Geſetze zu erforſchen, welche der Verſchiedenartigkeit in dem Vorkommen und der Verbreitung der Pflanzenarten und Pflanzenindividuen und in der Vertheilung der aus denſelben zuſammengeſetzten Vegetation zu Grunde liegen. Dieſer Theil der P. ſteht mit der phyſik. Geographie, mit der Geognoſie und Bodenkunde, mit der Meteorologie, folglich mit Chemie und Phyſik im innigſten Zuſammenhange. Die Topographie hat die verſchiedenen Verhältniſſe des Vorkommens und der Verbreitung der Pflanzen zu unterſuchen und dieſelben auf beſtimmte Geſetze zurückzuführen, die Statiſtik die Vertheilung der Vegetation auf der Erdoberfläche und ihre Zuſammenſetzung in den verſchiedenen Gegenden der Erde zu ermitteln und danach die Erdoberfläche in beſtimmte Bezirke (pflanzengeogr. Reiche und Provinzen, Zonen und Regionen) einzutheilen, die Phyſiognomik die geſellig wachſenden oder durch auffällige Formen ausgezeichneten Pflanzen hinſichtlich ihres äußern Ausſehens miteinander zu vergleichen und auf dieſe Weiſe die eigenthümliche Phyſiognomie derſelben hervorzuheben ſowie das Anſehen (den Charakter) der Vegetation in verſchiedenen Gegenden der Erde zu beſchreiben. Die P. iſt ein überaus wichtiger Theil der Botanik, namentlich in Beziehung auf das praktiſche Leben, weil ſie die Bedingungen kennen lehrt, unter welchen die Pflanzen, folglich auch die Culturgewächſe, allein gut zu gedeihen vermögen. Es mangelt aber dieſer Wiſſenſchaft noch eine genügende Ausführung, da ein großer Theil der Erdoberfläche in dieſer wie in jeder andern Beziehung noch nicht durchforſcht iſt. Es ſind bisjetzt etwa gegen 150000 Gewächſe beſchrieben; nach vergleichender Berechnung dürfte aber ihre Zahl ſich noch verdreifachen. Eigentlich kosmopolitiſche Pflanzen gibt es, außer den vom Menſchen zumal mit den Cerealien verſchleppten ſog. Unkräutern, nur wenige; vielmehr hat die Pflanzenwelt jedes Welttheils ihre eigenthümlichen und vorherrſchenden Formen und verleiht dadurch dem Lande ſeine natürliche Phyſiognomie. In manchen getrennt liegenden großen Ländern erreicht dieſe Eigenthümlichkeit der Vegetation die äußerſten Grenzen. Neuholland ernährt unter 5000 ſehr charakteriſtiſch gebildeten Arten nur 400 auch in andern Ländern vorkommende; die Flora von Südafrika iſt ebenſo beſonders. Selbſt innerhalb engerer Umgrenzungen wiederholt ſich, wenngleich in geringerm Maße, derſelbe Fall, z. B. in Südfrankreich, verglichen mit Norddeutſchland. Die thermometriſchen Verhältniſſe erklären zwar hier vieles, aber nicht alles. Jedermann ſieht wol ein, warum an der Südküſte Englands, in der Nähe des wärmern Meeres, Pflanzen im Freien gedeihen, welche auf gleicher Breite dem Continentalklima Deutſchlands erliegen, und warum manche Alpenpflanzen der Schweiz in Norwegen tief unten in der Ebene vorkommen; allein noch bleiben viele unerklärbare Erſcheinungen übrig. Bei ganz gleichem thermiſchen Klima gedeihen viele nordaſiat. Pflanzen nicht in Deutſchland und deutſche nicht in Nordamerika aber auf den Falklandsinſeln. Eine andere Bedingung der Verbreitung der Pflanzen liegt in der Bodenbeſchaffenheit. Urgebirge und Diluvialſchichten, Kalk-, Sand-, Salz- und Moorboden haben ihre beſondern Floren. Hier bleibt der Schlußfolgerung noch ein weites Feld offen. An aufgehäuften Beobachtungen iſt allerdings ein reicher Schatz vorhanden, ſeit der eigentliche Begründer der P., Alex. von Humboldt, in ſeinen «Ideen zu einer Geographie der Pflanzen» (Tüb. 1805) die einfachern Geſetze und ein großes Muſterbild der Art hinſtellte, wie ſolche Forſchungen zu betreiben

ſind. Ihm ſind ſehr viele Reiſende gefolgt, welche, mit dem Barometer in der Hand, die Höhe der Pflanzenzonen beſtimmten, geognoſtiſch den Boden prüften, und kaum gibt es noch ein irgend zugängliches Land, über welches ſolche Nachweiſe ganz fehlten. Unger ſucht in ſeinem Werke «Ueber den Einfluß des Bodens» (Wien 1836) zu beweiſen, daß hauptſächlich die chem. Qualität des Bodens einen beſondern Einfluß auf die Vertheilung der Pflanzen ausübe. Vgl. auch Schouw, «Pflanzengeographie» (Berl. 1820) und Decandolle, «Géographie botanique raisonnée» (2 Bde., Genf und Par. 1855).

Pflanzenkunde, ſ. Botanik.

Pflanzenthiere, ſ. Zoophyten.

Pflaſter (Emplastrum) iſt ein zur äußern Anwendung beſtimmtes Arzneimittel, welches ſich von den übrigen äußern Mitteln dadurch unterſcheidet, daß es die größte Conſiſtenz beſitzt. Die Grundmaſſe des P. bilden gewöhnlich Harz, Wachs oder Heftpflaſter, welch letzteres aus Bleiſeife (ölſaures Bleioxyd) beſteht. Es wird die Maſſe dünn auf Leinwand, Leder u. dgl. geſtrichen und die betreffende Hautſtelle damit bedeckt. Man bedient ſich der P. entweder zur Vereinigung getrennter Theile, ſo des gemeinen Heftpflaſters, des ſog. engliſchen P. (auf Taffet geſtrichene Hauſenblaſenlöſung), oder man bezweckt eine Einwirkung auf die Haut oder darunter liegender Theile. Bei den meiſten P. kommen aber nicht die ihnen zugeſetzten Stoffe zur Geltung, ſondern ſie wirken nur durch die Bedeckung der Haut, durch das Warmhalten derſelben und durch den Reiz, welchen die harzigen Beſtandtheile der Pflaſtermaſſe (Terpentin) ausüben. Von beſonderer Wirkung iſt jedoch das Blaſenpflaſter (Emplastrum cantharidum, vesicatorium), welches Kantharіden enthält. Das ſog. Drouot'ſche P. iſt eine Abart deſſelben, zu deren Bereitung ein ätheriſcher Kantharidenauszug verwendet wird.

Pflaſterung iſt ein für große Städte ſehr wichtiger Theil der Baukunſt. Man unterſcheidet rauhe und platte P. Zu jener verwendet man größere oder kleinere, am zweckmäßigſten gleichgroße, feſte und dauerhafte Steine, die bei der lütticher P. ziemlich quadratiſch bearbeitet werden. Zu dieſer nimmt man meiſt Platten von Sandſtein oder Granit oder Ziegelſteine. Anſtatt der Steine hat man dazu in neuerer Zeit auch Holzklötzchen, Aſphalt, Eiſen und Kautſchuk in Anwendung gebracht. Vorzugsweiſe dient die platte P. zu Trottoirs und zum Pflaſtern von Brücken, Thoren, Einfahrten und Höfen. Die erſten Trottoirs wurden in London 1762 von Portlandſteinen angelegt. Ganze Straßen mit Holzpflaſterung gibt es in London, Petersburg und Paris. Dieſelbe hat das Gute, daß das Raſſeln der Wagen vermieden wird. Sie iſt auch dauerhaft; doch fallen auf ihr ſehr leicht die Pferde, auch wird ſie gefährlich bei entſtehendem Feuer. Die ſchnellſte Verbreitung haben, namentlich in ſteinarmen Gegenden, die Trottoirs aus Aſphalt gefunden, obſchon ſie, zumal wenn ſchlechtgebrannte Ziegel zur Unterlage verwendet werden, von nicht allzu langer Haltbarkeit ſind. Eiſerne Trottoirs ſind zwar höchſt dauerhaft, aber auch ſehr koſtſpielig und, namentlich im Winter, ſehr gefährlich zu begehen. Kautſchuktrottoirs, die das angenehmſte und dauerhafteſte Pflaſter abgeben ſollen, hat man in London verſucht, jedoch ohne weitere Folge. Rom hatte ſchon unter Appius Claudius gepflaſterte Straßen. Cordova in Spanien wurde unter mauriſcher Herrſchaft im 9. Jahrh. gepflaſtert. Paris ſoll unter König Philipp II. Auguſt im 13. Jahrh. gepflaſtert worden ſein. London erhielt bereits im Anfange des 15. Jahrh. Pflaſter.

Pflaumen oder Zwetſchen ſind die Früchte des Zwetſchen-Pflaumenbaums (Prunus domestica L.), welcher kahle Zweige, feinflaumige Blütenſtiele, grünlich-weiße Blumenblätter und längliche Steinfrüchte beſitzt und zugleich den Typus einer Gruppe von Arten der Gattung Prunus (ſ. d.) bildet, die ſich durch einzeln oder paarweiſe an den Seiten der Zweige geſtellte, kurzgeſtielte Blüten und ungenabelte Früchte mit länglichem, zuſammengedrücktem, auf beiden Flächen netzgrubigem oder flachgefurchtem Steinkern auszeichnet. Der Pflaumenbaum, ein Baum von ſelten mehr als 20 F. Höhe, mit ſehr brüchigen Aeſten, dornenloſen Zweigen und ſchön braunrothem Kernholz, ſcheint im Oriente und Südeuropa einheimiſch zu ſein, iſt aber jetzt über den ganzen Erdtheil, mit Ausnahme der nördlichſten Gegenden und der höhern Gebirge, verbreitet. Die P. ſind bereift, violett und hellblau, in Gärten aber auch roth, gelb und grün, und kommen in einer großen Anzahl Spielarten vor, die ſich durch Größe, Farbe und Geſchmack unterſcheiden, wie die Schwertpflaume, ungar. Pflaume, türk. Zwetſche, grüne Zwetſche, gelbe Eierpflaume, Marunke u. a. Sie geben roh ein beliebtes Obſt und werden auch auf verſchiedene Art zubereitet gegeſſen, getrocknet und zu Pflaumenmus gekocht. Durch Gärung und Deſtillation gewinnt man aus den P. einen ſtarken Branntwein, der beſonders in Kroatien und Slawonien bereitet und dort Sliwowitz genannt wird. Die runden P. oder

Spillinge kommen von dem Kriechen-Pflaumenbaume (P. insititia L.), welcher sich durch sammtartig-flaumige Zweige, flaumige Blütenstiele, schneeweiße, rundliche Blumenblätter und kugelige oder fast kugelige Früchte unterscheidet. Auch sie werden in zahlreichen Spielarten cultivirt und kommen schwarzviolett und hellblau, aber auch roth, gelb und grün und von verschiedener Größe vor. Zu ihnen gehört die Damascenerpflaume, der blaue Spilling, die Reineclaude, Mirabelle, rothe Eierpflaume u. s. w. Sie haben ein weiches Fleisch und sind als Obst ebenfalls sehr beliebt. Bemerkenswerth ist, daß man in Süddeutschland nur die Früchte dieser Art P. nennt, diejenigen des gemeinen Pflaumenbaums dagegen Zwetschen. Der Schlehen-Pflaumenbaum liefert die Schlehen (s. d.). Ihm sehr ähnlich ist der Kirsch-Pflaumenbaum (P. cerasifera Ehrh.), welcher kahle, grüne Zweige, kahle Blütenstiele und hängende, kugelige, rothe Früchte trägt. Er ist in Nordamerika einheimisch, wird aber bei uns oft in Gärten cultivirt, und seine Früchte sind unter dem Namen Kirschpflaumen bekannt. Die Pflaumencultur ist für manche Gegenden und Länder ein sehr bedeutender Erwerbszweig, z. B. für Böhmen, welches unter allen Ländern Deutschlands die meisten P liefert, welche getrocknet in großen Massen in den Handel kommen. Auch Ungarn und die südslaw. Länder zeichnen sich durch den Pflaumenbau aus. Sonst wird in Deutschland derselbe in der Gegend von Halle, Eisleben, Quedlinburg, Halberstadt, auch am Rhein in großem Maßstabe betrieben. Reichliche und schöne Erträge hängen auch hier, abgesehen von einem passenden Klima und Boden, namentlich von einem gutausgebildeten Wurzelsystem, einer sorgfältigen Veredlung und einem zweckmäßigen Schnitt ab. In der Heilkunst dienen die getrockneten (gebackenen) Früchte als gelind eröffnendes und abführendes Mittel.

Pflicht ist der Ausdruck für eine Verbindlichkeit zu einem Wollen und Handeln. Von P. kann nur bei bewußtvoll wollenden Wesen die Rede sein, daher Thieren keine Verpflichtung oder Pflichtverletzung zugeschrieben wird. Denn sie setzt einen Maßstab der Beurtheilung dessen voraus, was gut oder verwerflich ist; in der Vergleichung des wirklichen Wollens mit diesem Maßstab entsteht eben die Forderung, das Gebot oder Verbot, die man durch den Begriff der P. oder des Sollens bezeichnet. Die sittlichen Ideen erscheinen daher für ein Vernunftwesen als Sittengesetze, als schlechthin gebietende oder verbietende, als kategorische Imperative (s. Kategorisch), und ein solches Vernunftwesen ist sich selbst verpflichtet, wenn in ihm selbst ein Bewußtsein der Idee und eine Vergleichung des eigenen Wollens und Handelns mit jener vorhanden und lebendig ist. P. bedeutet dabei bald die allgemeine Verbindlichkeit, den sittlichen Ideen Folge zu leisten, bald ein bestimmtes, sittlich gefordertes Wollen und Handeln. Im ersten Sinne gibt es für das Vernunftwesen nur eine einzige P., nämlich die, sein Wollen und Handeln mit seiner Ueberzeugung in Uebereinstimmung zu setzen. Im letzten Sinne gibt es hingegen P. von verschiedener Art und verschiedenem Ursprung, wie z. B. Pflichten, welche uns von Natur obliegen, im Gegensatz zu solchen, welche erst aus gegebenem Versprechen hervorgehen; objective oder sociale P., aus Forderungen, welche andere an uns zu machen berechtigt sind, im Gegensatz zu subjectiven oder Gewissenspflichten, als solchen, welche wir uns selbst zu unserer höhern moralischen Vervollkommnung freiwillig auferlegen; P. gegen uns selbst, im Gegensatz zu P. gegen den Nächsten, gegen Familie und Staat u. s. f. Die verschiedenen Grade des Umfangs, des Ursprungs und der Dringlichkeit der verschieden gearteten P. gegen einander zu begrenzen und abzuwägen, ist die Aufgabe der Ethik (s. d.).

Pflichttheil (Legitima, nämlich portio hereditatis). Im allgemeinen kann jeder, dem Vererbung durch Testament erlaubt ist, zu seinem Erben wählen, wen er will. Doch haben fast alle Gesetzgebungen die Rücksicht auf nahe Verwandte zur Pflicht gemacht und das willkürliche Testiren zum Wohle der Familie des Erblassers beschränkt. Das röm. Recht, welches die Richtschnur der meisten neuern Rechte geworden ist, verordnet, daß der Erblasser einen bestimmten Theil seines Vermögens gewissen Personen nothwendig hinterlassen muß, und daß auch ohne seine Erklärung dieser Theil an sie fallen soll. Dieser Theil wird der P. genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächst für seine Anverwandten zu sorgen. Die nächsten Anverwandten, welche den P. fordern können und daher auch nothwendige Erben oder Notherben heißen, sind nach dem röm. Rechte: 1) Alle Descendenten oder Verwandte absteigender Linie, ohne Unterschied des Grads und Geschlechts, selbst die noch ungeborenen. Jedoch hat der Grad der Descendenten insofern Einfluß, daß man nur diejenigen Descendenten zur Forderung des P. zuläßt, die den Erblasser auch ohne Testament beerben können und dem Grade nach die nächsten sind. In Ermangelung dieser 2) die Adscendenten oder Verwandten aufsteigender Linie, ohne

Unterſchied, ob ſie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar aber unmittelbar ſind (Aeltern, Großältern); doch iſt auch hier die Vererbungsart ohne Teſtament der Maßſtab; und 3) die Geſchwiſter des Teſtators, welche aber den letztern nachſtehen und nur dann auf den P. Anſpruch machen können, wenn ihnen eine anrüchige Perſon vorgezogen worden iſt, und wenn ſie vollbürtig ſind und wenigſtens mit dem Teſtator Einen Vater haben. Neuere Geſetze zählen jedoch die Geſchwiſter meiſtens nicht mehr zu den Notherben, ſetzen aber dafür den überlebenden Ehegatten einen verſchieden beſtimmten P. aus. Als ſolchen gewährt das gemeine Recht, wenn von den unter 1) und 2) genannten Perſonen vier oder weniger vorhanden ſind, den dritten Theil, ſind mehr als vier vorhanden, die Hälfte der Inteſtatportion, d. h. deſſen, was ohne Teſtament auf jeden dieſer Verwandten kommen würde. Nach dem Code-Napoléon beträgt die Portion indisponible, falls der Teſtator nur ein rechtmäßiges Kind hinterläßt, die Hälfte, für zwei zwei Drittel, für drei und mehr Kinder drei Viertel des Vermögens, desgleichen die Hälfte, wenn wenigſtens väterliche und mütterliche Aſcendenten, aber ein Viertel, wenn nur Aſcendenten der einen Seite den Teſtator überleben. Erben Kinder mit Enkeln, ſo treten nach gemeinem Recht letztere in die Stelle ihrer Aeltern, ſodaß diejenigen, welche von demſelben Sohne oder derſelben Tochter abſtammen, zuſammen nur für eine Perſon gerechnet werden. Wenn blos Enkel und keine Kinder vorhanden ſind, ſo kommt es darauf an, ob ſie von einem oder von verſchiedenen Aelternpaaren herrühren; im erſten Falle wird ihr Antheil nach Köpfen beſtimmt, im zweiten Falle werden ſie allemal nur als Stellvertreter ihres eigenen Aſcendenten behandelt, und dann entſcheidet die Zahl der Aſcendenten über die Größe des P. Bei Ausmittelung des P. iſt ferner auf den Vermögenszuſtand zur Zeit des Todes des Teſtators zu ſehen und der Betrag ſämmtlicher Schulden vorher abzuziehen. Der P. darf durch nichts beſchwert oder vermindert werden, und jede Beſchwerung iſt nichtig. Zu den Beſchwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Teſtator einen Zweck oder eine Bedingung feſtſetzt, zu und unter welchen der P. gegeben werden ſoll. Der P. fällt weg, wenn Perſonen rechtmäßigerweiſe, d. h. unter den im Geſetze vorgeſchriebenen Bedingungen und gültigen Urſachen, enterbt ſind. Iſt aber keine rechtmäßige Urſache dazu vorhanden, ſo kann das Teſtament von denen, die den P. zu fordern haben, umgeſtoßen oder doch wenigſtens Gewährung oder Ergänzung des P. gefordert werden.

Pflug, für den Landwirth das nothwendigſte Ackergeräth zur Bearbeitung des Bodens. Von einem guten P. verlangt man, daß er leicht zum Seicht- und Tiefpflügen und zur Abnahme eines ſchmälern oder breitern Erdſtreifens geſtellt werden könne, daß er den Erdſtreifen ſenkrecht und wagerecht rein abſchneide, um eine reine Furche zu hinterlaſſen, daß er den Erdſtreifen gut wende oder zerkrümele, daß er dauerhaft und leicht zu führen ſei. Die Haupttheile des P. ſind das Schar, das Sech oder Pflugmeſſer, das Streichbret, die Sohle, der Grindel, die Griesſäule, die Handhaben oder Sterzen und das Vordergeſtell. Die Pflüge ſind verſchiedener Gattung: 1) Räderpflüge, die ein Vordergeſtell mit Achſe und Rädern haben. 2) Schwingpflüge, ohne Vordergeſtell, nur wenig Zugkraft brauchend, überall anwendbar; die vorzüglichſten Schwingpflüge ſind die engliſchen und ſchottiſchen, die man in Deutſchland ſchon vielfach eingeführt hat. 3) Stelzpflüge, bei denen in dem Grindel ein Fuß mit einem Rädchen oder einer Schleife eingeſetzt iſt, um einen feſtern Gang und weniger Reibung zu vermitteln als bei den vorgenannten Pflügen; die bekannteſten Stelzpflüge ſind die belgiſchen, ihnen nachgebaut iſt der Hohenheimer P. 4) Wendepflüge, mit verſetzbarem Streichbret und zungenförmigem Schar; ſie werden beſonders auf abhängigen Feldern angewendet, um ſämmtliche Erdſtreifen auf eine Seite hin zu legen. 5) Beetpflüge, welche blos nach einer Seite hin wenden, wie alle guten Pflüge. 6) Hakenpflüge, die kein Streichbret haben, ſondern ſtatt deſſen am Hintertheil der Sohle nur zwei Streichhölzer, welche die abgeſchnittenen Erdſtreifen nicht ſowol wenden als vielmehr auf die Seite drücken. Zu den für beſondere Zwecke beſtimmten Pflügen gehören der Reißpflug zum Aufbrechen von Waldboden, Weiden, Wieſen u. ſ. w.; der Untergrundpflug, der den Untergrund nur bricht und 12—20 Zoll tief lockert, ohne ihn auf die Oberfläche zu bringen; der Häufelpflug mit zwei beweglichen Streichbretern, zur Behäufelung der in Reihen angebauten Früchte dienend; der Hackpflug oder Cultivator; der Schälpflug; der Grubber. Eigenthümlich iſt, daß bis heute ſich der P. noch nicht von ſeiner vor Jahrtauſenden urſprünglichen Form des gekrümmten Baumaſts weſentlich entfernt hat. Die Anwendung von Dampfkraft zur Bewegung der Pflüge beim Beackern des Landes iſt ſeit Anfang des 19. Jahrh. in England (der Heimat des ganzen landwirthſchaftlichen Maſchinenweſens) vielfach und auf ſehr verſchiedene Weiſe verſucht worden, bis ſie erſt neuerlich zu entſchiedener praktiſcher Geltung kam und ſeitdem allmählich auch in andern Ländern ſich einigermaßen verbreitete, was durch

den relativen Mangel an Menſchenhänden und die ſteigenden Preiſe der Handarbeit weſentlich begünſtigt wurde. Unter den bisjetzt zum Vorſchein gekommenen, ziemlich zahlreichen Syſtemen des Dampfpflugs haben ſich nur zwei, nämlich jene von Fowler und von Howard, bewährt. Beide beruhen darauf, daß am Rande des zu pflügenden Landſtücks eine fahrbare und nach Maßgabe der fortſchreitenden Arbeit ſchrittweiſe weiter zu rückende Dampfmaſchine (Locomobile) aufgeſtellt iſt, welche mittels zweckmäßig angeordneter Seile oder Ketten den (zum gleichzeitigen Ziehen mehrerer Furchen eingerichteten) P. über das Land wechſelweiſe hin- und herbewegt, wobei von zwei in entgegengeſetzter Richtung ſtehenden Abtheilungen von Pflugſcharen beim Hingange die eine und beim Rückgange die andere in den Boden eingeſenkt iſt. In England ſollen durch das Dampfpflügen 40 Proc. der ſonſt nöthigen Arbeitskoſten erſpart werden. Vgl. Rau, «Geſchichte des P.» (Heidelb. 1845); Kleyle, «Der P.» (Wien 1851); Segnitz, «Mechan. Theorie des P.» (Greifsw. 1857); Richter, «Der P. im allgemeinen» (Lpz. 1842).

Pfordten (Ludwig Karl Heinrich von der), bair. Staatsmann, geb. 11. Sept. 1811 zu Ried im Innviertel, erhielt ſeine Gymnaſialbildung zu Nürnberg und ſtudirte ſeit 1827 zu Erlangen, zuletzt 1830 zu Heidelberg die Rechte. Nachdem er an letzterer Univerſität die juriſt. Doctorwürde erlangt, ſuchte er vergeblich in München die Zulaſſung als Privatdocent. Er trat dafür im Frühjahr 1833 als Functionär in das Miniſterium des Innern ein, aber ſchon im Herbſt 1833 erfolgte ſeine Ernennung als Privatdocent an der Univerſität Würzburg. Hier wurde er im Dec. 1834 außerord., 1836 ord. Profeſſor des röm. Rechts und entwickelte eine ſehr angeſtrengte Lehrthätigkeit, ſodaß ihm zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten wenig Zeit blieb. Indeſſen lieferte er vielfache Beiträge in juriſt. Zeitſchriften und gab einen Band «Abhandlungen aus dem Pandektenrechte» (Erl. 1840) heraus. 1841 erfolgte ſeine Verſetzung als Appellationsgerichtsrath nach Aſchaffenburg, welche Stellung er 1843 verließ, um einem Rufe nach Leipzig als Profeſſor des Pandektenrechts, an Puchta's Stelle, zu folgen. Als im März 1848 in Sachſen der Rücktritt des alten Miniſteriums erfolgte, übernahm P., der den Ruf eines freiſinnigen Charakters genoß, das Cultusminiſterium in der neuen Verwaltung, deren Programm eine Reihe von weitgehenden liberalen Conceſſionen verkündete. Wiewol die Haltung P.'s den Kammern gegenüber dieſen Anfängen entſprach, vermochte er doch der Zeitſtrömung in der deutſchen Frage inſofern nicht zu folgen, als er der Einheitsrichtung des deutſchen Parlaments gegenüber eine mehr particulariſtiſche Auffaſſung geltend machte, die namentlich ſeit dem Ende des J. 1848 ſchärfer hervortrat. Die Schwierigkeit, mit den neuen, überwiegend demokratiſchen Kammern im Einklang zu bleiben, bewog das Miniſterium, im Jan. 1849 ſeine Entlaſſung einzugeben, die aber vom Könige nicht angenommen ward. Indeſſen verwickelte ſowol die innere Lage als das Verhältniß zum deutſchen Parlament mit jedem Tage die Stellung der Regierung mehr, und die Miniſter ſahen ſich genöthigt, auf ihrem Rücktritt zu beſtehen, der denn auch Ende Februar vom Könige genehmigt wurde. Im April deſſelben Jahres kehrte P. auf den Ruf des Königs Max, mit welchem er ſeit 1840 in wiſſenſchaftlicher Verbindung geſtanden, nach Baiern zurück und übernahm hier in dem neu berufenen Miniſterium des Porteſeuille das königl. Hauſes und des Auswärtigen, im Dec. 1849 aber zugleich den Vorſitz im Geſammtminiſterium. In dieſer Stellung übte P. einen unverkennbaren Einfluß auf den Gang der deutſchen Dinge. Er nahm eine entſchiedene Haltung gegen die Erhebung Preußens an die Spitze Deutſchlands, ſchloß ſich, nachdem der Verſuch, Preußen zu Modificationen des Bündniſſes und des Verfaſſungsentwurfs vom 26. und 28. Mai zu bewegen, mislungen, um ſo enger an Oeſterreich an, betheiligte ſich an deſſen Schritten gegen die preuß. Union und das Erfurter Parlament und hatte weſentlichen Antheil an dem von Oeſterreich protegirten Verfaſſungsentwurfe vom Febr. 1850. Nach der Ausſöhnung Oeſterreichs und Preußens begab ſich P. zu den Dresdener Conferenzen, ſah jedoch dort ſeine Bemühungen, eine Veränderung der Bundesverfaſſung herzuſtellen, die auch Baiern einen Antheil an der Executive gewährte, nicht mit Erfolg gekrönt. Dagegen war er glücklicher, als er infolge der Kriſis, die ſeit dem Septembervertrage im Zollverein eintrat, das öſterr. Begehren einer Zolleinigung unterſtützte. Es gelang ihm, im Frühjahre 1852, zu Darmſtadt eine Anzahl ſüd- und mitteldeutſcher Regierungen zu der ſog. Coalition zu vereinigen und mit dieſen ſowol an den Wiener Zollconferenzen theilzunehmen, als in den Verhandlungen zu Berlin eine geſchloſſene Oppoſition gegen Preußen zu bilden. Der Vertrag, den Preußen ſchließlich mit Oeſterreich einging, war wenigſtens zum Theil eine Frucht dieſer Thätigkeit. In der innern Politik ſchlug P. eine Richtung ein, die mit den Erklärungen von 1848 nicht immer im Einklang ſtand, was ihm namentlich von liberaler Seite heftige Angriffe zuzog. Es entwickelten ſich daher ſteigende Zerwürfniſſe mit der Landesvertretung und infolge davon, nach

mehrmaliger Kammerauflösung, Entlassung des unpopulären Ministers und seiner beiden gleichgesinnten Collegen, von Ringelmann und Graf Reigersberg, im April 1859, welche Maßregel der König in einem Handschreiben an den neuen Minister von Neumayr mit dem bekannten Worte: «Ich will Frieden haben mit meinem Volke» motivirte. Zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt, entfaltete hier P. erst 1863 in der schlesw.-holstein. Frage eine eingreifendere Thätigkeit. Er war Referent des bezüglichen Ausschusses und die Seele der gegen die Politik der beiden deutschen Großmächte gerichteten mittelstaatlichen Bestrebungen. Die Niederlage der Mittelstaaten in dieser wie in der Frage des Französischen Handelsvertrags machten indessen in Baiern das Bedürfniß nach einer energischern Leitung der auswärtigen Angelegenheiten fühlbar, und P. übernahm deshalb Anfang Dec. 1864 an des Freiherrn von Schrenk Stelle wieder den Vorsitz im Ministerrathe. Es gelang ihm, eine gewisse formelle Einigung der Mittelstaaten zu Stande zu bringen, sodaß dieselben die Abstimmungen in der Bundesversammlung beherrschten. Der Höhepunkt dieser «Action» unter P.'s Führung war der im April 1865 erfolgte Ausspruch des «Vertrauens» der Bundesversammlung, es werde den beiden Großmächten gefallen, das Herzogthum Holstein dem Erbprinzen von Augustenburg zu übertragen und dem Bundestage hierüber Anzeige zu erstatten. Oesterreich und Preußen ließen sich dadurch freilich nicht beirren, sondern theilten Aug. 1865 durch die Gasteiner Convention provisorisch die Herzogthümer unter sich. Damals war es, wo Graf Bismarck dem bair. Minister eine Zweitheilung der Führerschaft in Deutschland zwischen Preußen und Baiern mit Ausschluß Oesterreichs vorschlug, worauf P. nicht einging. Doch setzte er im Herbst dieses Jahres zum großen Aerger der ultramontanen Partei die Anerkennung des Königreichs Italien durch, wodurch auch die übrigen deutschen Secundärstaaten zur Nachfolge und zum Abschluß des Handelsvertrags mit Italien veranlaßt wurden. Als im Frühjahr 1866 die Verwickelung sich ernster gestaltete, bemühte sich P., den Frieden zu erhalten, und nahm für die polit. Stellung Baierns lediglich die bundesrechtliche Theorie vom «Friedensbrecher» zur Grundlage. Erst mit dem Vorgehen Preußens gegen Sachsen und Hannover suchte er den bair. Landtag zur Bewilligung der Kriegsmittel zu bestimmen. Die eminente Beredsamkeit, die er damals entwickelte, belohnte der König (Juni 1866) mit Verleihung des Hubertusordens, der höchsten Auszeichnung. Ohne hinlängliche Vorbereitung begann Baiern den Krieg an Oesterreichs Seite, das durch Devolution der Herzogthümerfrage an den Bund wieder «bundestreu» geworden, gegen den «Friedensbrecher» Preußen. Nach der Schlacht von Königgrätz bot Preußen der bair. Regierung wiederholt Bundesgenossenschaft an, die P. ablehnte, theils wegen des mit Oesterreich eingegangenen Specialvertrags, theils weil er von der österreichischerseits angerufenen franz. Vermittelung einen Umschwung der polit. Lage erwartete. Diese Hoffnung war jedoch irrig, und Baiern wurde zu einem Frieden gezwungen, der noch nachtheiliger ausgefallen wäre, wenn nicht P.'s Gewandtheit bei den Verhandlungen, unterstützt von dem franz. Fürwort, welches er erbeten und erhalten hatte, das Schlimmste abgewendet hätte. Die Kammern genehmigten einstimmig und ohne einen Vorwurf gegen den Minister den Friedensvertrag. P.'s Stellung aber war durch den Verlauf der Ereignisse um so mehr erschüttert, als er durch seine wenig volksthümliche Richtung im Innern keinen Ersatz bot für die Niederlagen seiner äußern Politik. Er erhielt 29. Dec. 1866 seine Entlassung.

Pforr (Joh. Georg), Thiermaler, geb. 4. Jan. 1745 in Niedersachsen, erregte als Zögling in der Bergbauakademie zu Reichelsdorf durch seine ungemeine Lust zum Zeichnen die Aufmerksamkeit des hess. Ministers von Weitz, der ihn als Maler in der Porzellanfabrik zu Kassel anstellte. Doch diese Art Arbeit gefiel P. so wenig, daß er nach einigen Jahren zu seinen Aeltern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Kassel eröffnet wurde, ließ er sich, 32 J. alt, als Schüler aufnehmen, erhielt bei der Ausstellung von 1778 den ersten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem Galerieinspector Tischbein fand er einen Freund. Nachdem er 1781 zu Frankfurt a. M. seinen Aufenthalt genommen, vermählte er sich 1784 mit der Schwester desselben. Er starb zu Frankfurt 9. Juni 1798. P.'s Bilder tragen das Gepräge seines Charakters: Wahrheit und Natur. Er ist der deutsche Wouverman (s. d.) und unübertroffen in der Darstellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermalte und dann gleich ausführte, sind in warmer, lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinsel gemalt. Er gab die Gegenstände, wie er sie sah, nicht wie er sie von andern Meistern behandelt fand. Mit äußerstem Fleiß und höchster Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen, die er gern in bunten Tuschen ausführte, und die er mit einem angenehmen Colorit zu überhauchen verstand. In der Ausführung ging er bis in die kleinsten Einzelheiten, ohne daß dadurch der Weichheit und Wärme Eintrag geschehen wäre. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu

Hünersdorf's «Anleitung, Campagnepferde abzurichten». Zu einer Folge von zwölf Blättern der vorzüglichsten Pferderassen hatte er bei seinem Tode elf Platten vollendet. Außerdem gibt es mehrere einzelne Blätter von ihm. — Sein Sohn, Franz P., der sich ebenfalls als Maler und Zeichner schnell einen Ruf erwarb, war zu Frankfurt 1788 geboren und bildete sich in Kassel unter Tischbein, in Wien, wo er 1806—10 lebte, und sodann in Rom, wo er 1812 starb. Seine Compositionen und Zeichnungen gab der Kunstverein zu Frankfurt a. M. heraus (3 Hefte nebst einem Supplement, Frankf. 1832—35).

Pforta, gewöhnlich Schulpforte genannt, 1 St. westlich von Naumburg in dem anmuthigen und fruchtbaren Saalthale gelegen, die größte und berühmteste der drei altsächsischen sog. Landes- oder Fürstenschulen (s. d.), 1136 als Cistercienserabtei unter dem Namen Monasterium S. Mariae de Porta gegründet, ward, nachdem 1540 das Kloster vom Herzoge Heinrich von Sachsen aufgehoben und sequestrirt worden, von dem damaligen Herzoge, spätern Kurfürsten Moritz mittels Patents vom 21. Mai 1543, nebst ihren beiden Schwesteranstalten zu Merseburg (seit 1550 nach Grimma verlegt) und Meißen, mit Beibehaltung ihrer sämmtlichen Güter und Einkünfte, zu einer fürstl. Landesschule umgewandelt. Der erste Alumnus wurde 1. Nov. 1543 aufgenommen, weshalb man diesen Tag fälschlich als den Stiftungstag der Schule angesehen hat. Anfangs war die Zahl der Zöglinge auf 100 bestimmt; aber schon Kurfürst August, Moritz' Nachfolger, fügte noch 50 hinzu und ließ 1568 das Schulhaus vergrößern. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß eine gewisse Anzahl kursächs. Städte eine bestimmte Zahl von Freistellen zu besetzen hatte, die sie in Ermangelung eigener Angehörigen auch an Bürgersöhne anderer sächs. Städte vergeben konnten. Dasselbe Vorrecht erhielt das Domstift zu Naumburg und einige adeliche Familien. Die Grundlage des Unterrichts war die altclassische Philologie, deren Studium durch zweckmäßige Vertheilung der öffentlichen Lehrstunden und der dem Privatfleiße gewidmeten Studirstunden, durch strenge Zucht und vielfache Belebung eines edeln Wetteifers wesentlich gefördert wurde. Wichtige Verbesserungen des innern Zustandes der Anstalt begannen unter dem Rector Geisler (1779—87), die unter des Oberhofpredigers Reinhard Einflusse von den Rectoren Barth (1787—95) und besonders dem verdienstvollen Ilgen (1802—31) mit besonnenem Eifer im Geiste gründlicher Wissenschaftlichkeit fortgesetzt wurden. Zugleich wurde in dieser Zeit (1799—1806) ein völliger Umbau des Schulhauses vorgenommen. Weit durchgreifender und umfassender waren die Veränderungen, welche die Schule, die 1815 an Preußen kam, durch die preuß. Regierung besonders seit 1819 erfuhr. Nicht nur wurde die Zahl der Lehrer vermehrt und die Lehrmittel sehr erheblich erweitert (physik. Apparat, Musikalien- und Zeichnungensammlung, Abgüsse antiker Kunstwerke, naturhistor. Sammlungen, bedeutende Vermehrung der Fonds der Bibliothek, die jetzt etwa 15000 Bände zählt), sondern auch der Lehrplan wurde wesentlich umgestaltet und mit den Forderungen der Gegenwart mehr in Einklang gebracht, ohne die classische Grundlage des Unterrichts und das Princip der freien Selbstthätigkeit der Schüler zu gefährden. Auch die disciplinarischen Verhältnisse wurden auf den alten, bewährten Grundlagen vielfach reformirt. Außerdem wurden die äußern Verhältnisse der Anstalt, deren Einkünfte jetzt jährlich über 50000 Thlr. betragen, geregelt, in mehrfacher Hinsicht günstiger gestellt und von manchen frühern Lasten befreit. Seit 1843 sind verschiedene, zum Theil prachtvolle Bauten ausgeführt worden. Es wurde das schöne Portal der Kirche wiederhergestellt, die Kirche selbst im Innern von allen Emporen und Zwischenbauten befreit, ein stattlicher Turnsaal erbaut, statt des alten finstern Eingangsthores nach Stüler's Plan im goth. Stile ein ansehnliches Geschäftshaus (nebst Räumen für Bibliothek und Kunstsammlung) aufgeführt, im Innern eine zweckmäßige Waschanstalt errichtet u. s. w. Die Schule zählt gegenwärtig 69 städtische (für 41 Städte), 5 Stifts- und 5 Geschlechtsfreistellen, 100 königl. Stellen, unter denen 20 neue Koststellen, die übrigen theils Kost- und Gnadenstellen, theils völlige Freistellen sind, außerdem noch etwa 20 Extranerstellen. Von 1543—1866 haben in P. weit über 10000 Zöglinge Aufnahme und Unterricht gefunden, worunter viele nachmals hochberühmt gewordene Männer. Vgl. Wolff, «Chronik des Klosters P.» (Lpz. 1843); Schmidt und Kraft, «Die Landesschule P.» (Lpz. 1844); Kirchner, «Die Landesschule P. in ihrer geschichtlichen Entwickelung seit Anfang des 19. Jahrh.» (Naumb. 1843); Bittcher, «Pförtner-Album» (Lpz. 1843); Puttrich, «Schulpforta, seine Kirche und sonstigen Alterthümer» (Lpz. 1838); Corssen, «Die Landesschule P.» (Lpz. 1867, mit Kupfern).

Pfortader (Vena portae oder portarum) heißt die Ader, welche das vom Magen, den Gedärmen und der Milz kommende Blut sammelt und sich, nachdem sie einen kurzen Stamm gebildet, in die Leber ergießt, in welcher sie sich wieder zu feinen Zweigen auflöst. (S. Leber

und Kreislauf.) Das Pfortaderblut nimmt samit einen Theil der Verdauungsproducte sowie Stoffwechselproducte aus der Milz auf und liefert das Material zur Gallenbereitung. Bei Störungen im allgemeinen Kreislauf (durch Lungenkrankheiten, Herzfehler) sawie Behinderung der Blutwogungen in der Leber (Säuferleber) kann es zu Stauungen des Bluts im Gebiete der P. (Pfartaderfyſtem) kommen, die ſich als Magen- und Darmkatarrhe, Hämorrhoiden geltend machen. Einen eigenthümlichen Verlauf beſitzt die Entzündung der P. (Pylephlebitis). Dieſelbe hemmt den Abfluß des Bluts aus der P. aber hebt ihn ganz auf, führt zu Leberabſceſſen und endet mit dem Tode.

Pforte, Hahe aber Osmaniſche Pfarte wird die türk. Regierung genannt. Der älteſte Urſprung dieſer Benennung iſt in der orient. Gewahnheit zu ſuchen, die Thare der Städte und Königspaläſte zu Verſammlungsplätzen und zu Gerichtshöfen zu benutzen. Dies geſchah beſonders im alten Perſien und im Byzantiniſchen Reiche, wa die Herrſcher am Hauptthor ihres Palaſtes, umgeben von den Großen des Reichs, Recht ſprachen. Der Ausdruck «Hahe Pfarte» war daher ſchon im Byzantiniſchen Reich gewöhnlich, ſawal in der eigentlichen Bedeutung für das kaiſerl. Hauptthar als auch in der ſigürlichen, in welcher es die höchſte Staatsgewalt bezeichnet. Wie die meiſten Hof- und Staatsformen, ſo wurde auch dieſe Benennung von den Osmanen bei der Organiſation ihres Reichs van den Byzantinern herübergenommen. Sultan Orchan war der erſte, der nach byzant. Muſter das Thar ſeines Palaſtes in Brusa Hohe P. nannte.

Pforzheim, die wichtigſte Fabrikſtadt des Großherzogthums Baden, im Kreiſe Karlsruhe, liegt am nördl. Fuße des Schwarzwaldes an dem Zuſammenfluſſe der Nagald mit der flößbaren Enz, iſt Sitz eines Bezirksamts und Amtsgerichts und hat einſchließlich der drei Vorſtädte 16320 E. (1864, gegen 13854 im J. 1861). Unter den Bauwerken ſind hervorzuheben die Ueberreſte eines alten Schlaſſes, welches varmals die Reſidenz der Markgrafen van Baden-Durlach war, die Schloßkirche (im 12., 13. und 16. Jahrh. aufgeführt), unter welcher ſich die ältere fürſtl. Familiengruft befindet, und das ſtattliche Rathhaus. Auf dem geräumigen Marktplatz ſteht ein Denkmal des Markgrafen Ernſt, des Stifters der varmaligen Baden-Durlach-Erneſtiniſchen Linie. Von höhern Unterrichtsanſtalten beſitzt P. ein Pädagagium, eine Gewerbſchule und eine höhere Töchterſchule. Hauptinduſtrie des Orts iſt die Fabrikation von Bijouteriewaaren, welche an 7000 Menſchen beſchäftigt und für den Welthandel arbeitet. Außerdem beſtehen vier chem. und drei Maſchinen-Fabriken, eine Ultramarinfabrik, mehrere Etabliſſements für Silberwaaren, ferner Eiſenhämmer und Gerbereien. In der Nähe der Stadt befinden ſich ein Kupferhammer, zwei Papierfabriken, eine große Leinwandbleiche, Oel- und Schneidemühlen. Von Wichtigkeit iſt der Halzhandel, der mittels Enz und Neckar bis nach Halland geht. Auch der Oel-, Frucht-, Wein- und Viehhandel iſt nicht unbeträchtlich. Nebenbei wird auch viel Landbau betrieben. Durch die Karlsruhe-Stuttgarter Verbindungsbahn und die (1867 im Bau begriffene) Enzbahn (nach Wildbad) ſind Gewerbebetrieb und Handel erheblich gefördert worden. P. war von 1527—65 die Reſidenz der Markgrafen van Baden-Durlach. Seine Bitrgerſchaft machte ſich berühmt durch eine Großthat im Dreißigjährigen Kriege. Unter Anführung des Bürgermeiſters Deimling folgten 400 Bürger ihrem tapfern Markgrafen, Georg Friedrich, als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen, das derſelbe 6. Mai 1622 mit 20000 Mann gegen die große Uebermacht der Kaiſerlichen unter Tilly lieferte. Schon hatte der Muth über die Mehrzahl geſiegt, als die Pulverwagen der Tapfern zerſprangen und Tod und Verwirrung unter ſie brachten. Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Geang Friedrich entſchloß ſich dazu auf dringendes Bitten der Seinigen. Dieſe Rettung wurde aber nur dadurch möglich, daß jene 400 Getreuen, um den Feind aufzuhalten, in einem Engpaſſe ſich dem Tad weihten. Eine herrliche «Gedächtnißrede auf die Gefallenen» lieferte Poſſelt. Ein Denkmal ließ ihnen der Großherzag Leapald in der Schlaßkirche errichten. P. iſt der Geburtsort Reuchlin's (ſ. d.). Vgl. Pflüger, «Geſchichte der Stadt P.» (Pfarzh. 1861).

Pfriemen, ſ. Sarothamnus.

Pfriemengras, ſ. Stipa.

Pfropfen beſteht in der künſtlichen Veredlung der Bäume durch aufgeſetzte Zweige mit Knaspen (Pfrapfreifer), welche auf dem Wildlinge ſa an- und eingeſetzt werden, daß ſie mit ihm verwachſen können, wobei beſanders darauf zu ſehen iſt, daß ihre Rinde (manchmal auch nur der Splint) mit der des Wildlings in die genaueſte Berührung gebracht wird. Zu Pfrapfreifern nimmt man gewöhnlich von jungen Trieben der nächſt vorhergehenden Saftperiode etwa 6—8 Zoll lange Stücke, welche gehörig verholzt ſind, mit 1—6 Knospen; dach können auch Stücke von zweijährigen Trieben dazu verwendet werden. Das am Grunde keilförmig zu-

geſpitzte Pfropfreis wird dem entgipfelten Wildlinge an deſſen Schnittfläche eingeſetzt und die Pfropfſtelle gegen die Einwirkung der Luft durch einen Verband geſchützt, der z. B. aus Löſchpapier, auf welches Heftpflaſter geſtrichen iſt, beſtehen kann. Die Zeit zum P. iſt im Frühlinge, ſobald ſich der Saft zu zeigen anfängt. Von den vielen Arten des P. ſind folgende die gewöhnlichſten: das P. in den Spalt, das P. in die Rinde und das P. mit dem Sattel. Bei der erſten Art wird der Stamm des Wildlings geſpalten und am Rande in den Spalt das Propfreis mit ſeinem von außen nach innen keilförmig geſchnittenen Grunde eingeſetzt. Macht man zwei in der Mitte der Schnittfläche ſich rechtwinkelig kreuzende Spalte und ſetzt im Umfange jedes der vier Enden der Spalten ein Pfropfreis ein, ſo nennt man dies Verfahren das P. in die Krone, weil der Baum dadurch eine neue Krone erhält. Auf dieſe Art kann man auch Bäumen eine ganz manſtröſe Krone aufpfropfen, wie es z. B. bei den ſog. Kugelakazien der Fall iſt. Bei dem P. in die Rinde ſchiebt man das ſchnabelförmig zugeſchnittene Ende des Pfropfreiſes zwiſchen das Holz und die Rinde des entgipfelten Stamms, wobei entweder die Rinde ungeſpalten bleibt oder, was vorzuziehen iſt, der Länge nach geſpalten wird. Auch hier kann man mehrere Pfropfreiſer im Umfange einſetzen. Bei dem P. mit dem Sattel wird das Ende des Wildſtamms keilförmig zugeſpitzt und darauf das Pfropfreis mit dem entſprechend ausgeſchnittenen oder etwas geſpaltenen Grunde aufgeſetzt. Wenn das Pfropfreis auf einem über der Wurzel abgeſchnittenen jungen Wildling, deſſen Schnittfläche ſattelförmig geſtaltet iſt, aufſitzt, ſo wird dieſe Pfropfmethode das P. in die Wurzel genannt. Sind in dieſem Falle Wildlinge und Edelreis von gleicher Stärke, ſo iſt es richtiger, hier von Copulation (ſ. d.) zu ſprechen. In allen Fällen muß das Pfropfreis in ſeiner Entwickelung hinter dem Wildling zurück ſein. Deshalb zieht man es in der Regel vor, nur ſolche Pfropfreiſer zu verwenden, welche man in Erde oder Sand eingeſchlagen (im Freien oder in Kellern oder Käſten) längere Zeit aufbewahrt hat. Auch hat man auf ſchöne, kräftige, gut eingewurzelte Wildlinge zu ſehen. Bei Obſtbäumen erzieht man ſich die Wildlinge am beſten aus Samen. Die Edelreiſer müſſen nach dem P. durch Umhüllen mit Papierdüten gegen Luft, Näſſe, Sonne und Inſekten geſchützt werden. Das P. iſt die älteſte Veredlungsart, die ſchon zu den Zeiten des Plinius und Cicero gewöhnlich war; doch ſteht ſie der Copulation und dem Oculiren (ſ. d.) nach, da die Pfropfſtelle immer unförmlich bleibt und leicht vom Krebs ergriffen wird. Man kann indeſſen das P. in vielen Fällen nicht entbehren, namentlich wenn die Stämme zu alt, zu dick oder krumm ſind. Wo es ſich aber thun läßt, iſt das Capuliren zur Veredlung vorzuziehen, indem man durch dieſe Pfropfmethode die ſchönſten Stämme erhält.

Pfründe (entſtanden aus dem lat. praebenda) oder Präbende heißt beſonders in der kath. Kirche der Inbegriff von gewiſſen Kirchengütern, deren Ertrag und Genuß beſtimmten geiſtlichen Perſonen (Pfründnern, Präbendarien) zukommt. Urſprünglich waren alle P. mit der Verwaltung eines Kirchenamts verbunden. Später entfremdete jedoch das Eindringen des Nepotismus und des Commendenweſens (ſ. Commende) viele ſolcher Stiftungen ihrer eigentlichen Beſtimmung, ſodaß ſie zur Vermehrung des Einkommens geiſtlicher Würdenträger oder zur Penſionirung von nur zum Zweck dieſes Bezugs ordinirten Günſtlingen verwendet und in den Domkapiteln (ſ. d.) oft ganz verweltlicht wurden. Die Kirchenrechtslehrer unterſcheiden mehrere Arten von P. So ſpricht man von Präbenden in einem engern Sinne als Ertragsantheilen an gemeinſchaftlichen Einkünften von geiſtlichen Gütern, ferner von Kanonikaten, die als ſolche Stiftspfründen für die wirklichen Domherren ſind, von Bieareipfründen, welche mit der Verwaltung von geiſtlichen Filialämtern verbunden ſind, endlich von Kaplaneipfründen, deren Erträge feſtſtehend mit der unter biſchöfl. Autarität ſtattfindenden Amtsverwaltung bei einer Kapelle verknüpft werden. Sonſt pflegt man Präbende auch eine jede jährliche Leibrente zu nennen.

Pfuel (Ernſt von), preuß. General und Kriegsminiſter, geb. 1780 zu Berlin, beſuchte ſeit 1793 die Ecole-Militaire, trat 1797 in die Armee und machte den Feldzug von 1806, dem Generalſtabe zugetheilt, mit, in welchem er mit Blücher bei Rattkau gefangen wurde. Nach dem Frieden von Tilſit inactiv geworden, ging er 1809 in öſterr. Dienſte, wo er nach dem Frieden ebenfalls in den Generalſtab verſetzt wurde. Beim Ausbruche des ruſſ. Kriegs trat er, jede Gelegenheit benutzend, gegen Napolean zu kämpfen, in ruſſ. Dienſte, war 1813 und 1814 Chef des Generalſtabs bei Tettenborn und ging 1815 in das preuß. Heer zurück, wo er ſich das eiſerne Kreuz erkämpfte und nach der Capitulation von Paris daſelbſt Commandant war. Nach dem Frieden blieb er mehrere Jahre als Oberſt im Generalſtabe zu Berlin und errichtete hier die erſte Militärſchwimmanſtalt, welche noch, wie die von ihm erfundene Schwimmethode, ſeinen Namen trägt und zum Muſter für andere wurde. 1821 zum Chef des Generalſtabs des

8. Armeecorps ernannt, ſtieg er 1826 zum Generalmajor und Brigadecommandeur, 1831 zum Commandeur der 16. Diviſion. Bei den Unruhen in Neuenburg 1831 wurde er als königl. Bevollmächtigter dahin geſandt und nach Herſtellung der Ordnung Gouverneur von Neufchâtel, 1832 Generallieutenant, 1837 commandirender General des 7. Armeecorps, 1843 General der Infanterie, ſodann im Herbſt 1847 Gouverneur von Berlin. Als ſolcher fungirte er beim Ausbruche der Märzereigniſſe 1848, zeigte ſich jedoch ſeiner Stellung nicht gewachſen und wurde daher durch General von Prittwitz erſetzt, während er in vertraulicher Sendung nach Paris ging. Im Mai 1848 wurde er, nachdem General von Williſen ſeine Miſſion in der Provinz Poſen verfehlt, mit unumſchränkter Vollmacht dahin geſchickt, um die Inſurrection mit Waffengewalt zu unterdrücken, was auch gelang. Nach der Entlaſſung des Auerswald'ſchen Miniſteriums erhielt P. den Auftrag, ein neues Cabinet zu bilden, in welchem er ſelbſt 17. Sept. 1848 zum Miniſterpräſidenten und Kriegsminiſter ernannt wurde. Die Schwierigkeiten zu beſiegen, unter denen er dieſe Function übernahm, gelang ihm nicht. Ein Erlaß infolge des Stein'ſchen Antrags machte ſeine Stellung in der Armee unhaltbar, und infolge der tumultuariſchen Exceſſe vom 31. Oct. bat er um ſeine Entlaſſung. Seitdem lebte er vom öffentlichen Leben zurückgezogen, aber geiſtig friſch und den Zeitereigniſſen mit größtem Antheile folgend. Nach der Rückkehr von einer Reiſe ſtarb er unerwartet 3. Dec. 1866. Aus P.'s Nachlaß gab Förſter «Der Rückzug der Franzoſen aus Rußland» (Berl. 1867) heraus.

Pfund (entſtanden aus lat. pondus, ital. und ſpan. libbra, franz. livre), bezeichnet durch ℔, heißt in den meiſten Ländern die Gewichtseinheit, war aber früher von ſehr verſchiedener Schwere. In Deutſchland iſt jedoch ſeit einiger Zeit wenigſtens inſofern eine Einigung erzielt worden, daß man in den meiſten Staaten das Zollpfund, den 100. Theil des Zollcentners, als Einheit angenommen hat. Daſſelbe entſpricht 500 franz. Grammen oder $^1/_2$ Kilogramm. Die Eintheilung des P. iſt aber nicht allerwärts dieſelbe. Während in Preußen, Sachſen, den thüring. Staaten, Mecklenburg das P. in 30 Loth zu je 10 Quent (zu 10 Cent, zu 10 Korn) zerfällt, theilt es ſich in Baiern, Frankfurt a. M., Naſſau, den beiden Heſſen in 32 Loth. In andern Staaten folgte man der reinen Decimaltheilung, wenn auch die Unterabtheilungen verſchiedene Namen erhielten. So zerfällt das P. in Hannover, Braunſchweig, Bremen, Hamburg, Oldenburg, den beiden Lippe in 10 Neuloth, zu 10 Quent, zu 10 Halbgrammen, in Baden hingegen in 10 Zehnlinge zu 10 Cent. In Oeſterreich, wo das P. 560,012 franz. Grammen entſpricht, theilt man daſſelbe in 32 Loth, zu 4 Quentchen, zu 4 Sechzehntel oder Pfennige. In der Schweiz iſt die Schwere des P. der des deutſchen Zollpfundes gleich und zerfällt in 32 Loth. Das ſchwediſche P. (= 425,010 franz. Grammen) wird in 32 Lod zu 4 Qvintin, das däniſche (= 500 Grammen) in 32 Lod zu 4 Qvintin, zu 4 Ord, zu 16 Es, zu 8 Gran, zerlegt. In Rußland hat das P. 409,512 Grammen.

Pfyffer, eine angeſehene, ſeit Ende des 15. Jahrh. in der Stadt Luzern eingebürgerte Familie, von der mehrere Mitglieder im öffentlichen Leben ſich auszeichneten. — Ludwig P., geb. 1523, war 1566 ſchweiz. Abgeſandter in Regensburg, trat in franz. Kriegsdienſt, rettete 1567 den König Karl IX. und deſſen Mutter, Katharina von Medici, aus den Händen der Hugenotten und ward dafür geadelt. Später diente er in der Schweiz als General und ſtarb 1594. — Franz Ludwig P., geb. 1715, franz. Generallieutenant, verfertigte ein als Kunſtwerk ausgezeichnetes Hautrelief der innern Schweiz; er ſtarb 1802. — Kaſimir P. wurde 10. Oct. 1794 zu Rom geboren, wo ſein Vater Hauptmann der Schweizergarde war. Nach dem Einzug der Franzoſen (1798) wandte ſich der Vater nach Luzern, wo nun der Sohn bis 1813 Gymnaſium und Lyceum beſuchte. Von 1813—14 ſtudirte Kaſimir P. in Tübingen Rechtswiſſenſchaft, wurde dann Advocat in Luzern und erhielt eine ausgedehnte Praxis. Doch bezog er noch einmal die Univerſität Heidelberg und promovirte in Tübingen. Von 1821—24 bekleidete er eine Profeſſur des Rechts in ſeiner Vaterſtadt, gab aber dieſe auf, als ſein älterer Bruder Eduard P. (geſt. 1834), der ſich an der Spitze des Erziehungsweſens große Verdienſte erworben hatte, durch die ultramontane Partei verdrängt worden war. Er trat wieder in den Stand eines Advocaten zurück und arbeitete den Entwurf eines Strafgeſetzbuchs und einer bürgerlichen Gerichtsordnung aus. 1826 ward er Mitglied des Großen Raths, in welcher Stellung er mit hervorragender Rednergabe die Tagſatzungsbeſchlüſſe gegen die Preſſe und über Fremdenpolizei bekämpfte, die Gebrechen der innern Verwaltung aufdeckte und hauptſächlich dazu beitrug, daß ſchon 1829 eine Verfaſſungsreviſion durchgeſetzt wurde. Nach den Ereigniſſen von 1830 war er als Mitglied des Verfaſſungsraths thätig. Sodann trat er 1831—41 als Präſident des Appellationsgerichts an die Spitze des Juſtizweſens, vollendete das bürgerliche Geſetzbuch und

machte ſich um Verbeſſerung der Strafanſtalten verdient. Auch kämpfte er ſchon 1831 und ſpäter als Mitglied der Tagſatzung für Reviſion der Bundesverfaſſung ſowie gegen die Anmaßungen auswärtiger Mächte, beſonders auch 1838, als die franz. Regierung die Ausweiſung Ludwig Napoleon's betrieb. Nach dem Siege der jeſuitiſchen Partei (1841) ſtand P. unerſchütterlich an der Spitze einer kleinen Minorität, ohne ſich jedoch irgendwie vom Boden des Rechts zu entfernen. Dieſe ſtrenge Rechtlichkeit reizte ſeine Gegner nur um ſo mehr, ihn planmäßig und unter den nichtigſten Vorwänden in den Proceß wegen der Ermordung Leu's (1845) zu verwickeln. Nach drei Wochen Haft ward jedoch P. gegen Caution entlaſſen. Vergebens warnte er gegen den Abſchluß des Sonderbunds. Er folgte dem Rufe der Tagſatzung als Großrichter in eidgenöſſiſchen Dienſt, ward nach Auflöſung des Sonderbunds unter der neuen Bundesverfaſſung Nationalrath, dann Vicepräſident und 1851 Präſident des eidgenöſſiſchen Bundesgerichts. Auch für die drei folgenden Triennien, 1851—60, war P. Mitglied des Bundesgerichts und während dieſer Zeit 1853 zum zweiten mal Präſident deſſelben. Außer vielen kleinern juriſt. und polit. Abhandlungen, Arbeiten in ſchweiz. und deutſche Zeitſchriften ſchrieb er das gediegene Werk: «Geſchichte des Cantons Luzern» (2 Bde., Zür. 1850—52); ferner «Erläuterungen des bürgerlichen Geſetzbuchs des Cantons Luzern» (3 Bde., Luz. 1832—39); «Der Sempacher Krieg» (Luz. 1844); «Dr. J. R. Steiger und deſſen Staatsproceß» (Luz. 1845); «Meine Betheiligung an der Leu'ſchen Mordgeſchichte» (Zür. 1846; «Nachtrag» 1848).

Phäaken iſt der mythiſche Name einer Völkerſchaft, die nach Homer urſprünglich in Hyperia auf Sicilien, nahe bei den Cyklopen, ihre Wohnſitze hatte, ſpäter aber unter ihrem Fürſten Nauſithoos nach Scheria oder Kerkyra, dem heutigen Korfu, auswanderte, wo ſie, mit Schifffahrt beſchäftigt, bei den Freuden der Tafel und des Geſangs ein überaus glückliches und frohes Leben führte. Odyſſeus wurde auf ſeiner Rückkehr von Troja hierher verſchlagen und von dem König Alkinoos und deſſen Tochter Nauſikaa gaſtfreundlich aufgenommen. Einige neuere Geographen, wie Mannert und Ukert, finden darin eine dunkle Sage von den Tyrrhenern, andere wollen damit überhaupt ein Schlaraffenland bezeichnet wiſſen, noch andere deuten das Wort etymologiſch als Dunkelmänner und verſtehen darunter Fahrmänner des Todes nach einer aus einer ausländiſchen Religion entlehnten Vorſtellung.

Phädon, aus Elis, ein unmittelbarer Schüler des Sokrates, der ſeine Befreiung aus der Sklaverei, in die er bei Eroberung ſeiner Vaterſtadt gerathen war, vermittelte, iſt durch den mit ſeinem Namen bezeichneten Dialog des Plato berühmt geworden, worin des Sokrates letzte Unterredungen mit ſeinen Schülern, beſonders über die Unſterblichkeit der Seele, mitgetheilt werden. Denſelben Titel hat auch Moſes Mendelsſohn ſeinem Geſpräche über denſelben Gegenſtand gegeben. Uebrigens hat P. ſelbſt weder durch ſeine eigenthümliche Richtung im Philoſophiren ſich ausgezeichnet, obwol man ihm die Stiftung der Eliſchen Schule zuſchreibt, noch etwas Schriftliches hinterlaſſen, da ſeine von den Alten geſchätzten Dialogen nicht mehr vorhanden ſind.

Phädra, die Gemahlin des Theſeus (ſ. d.), war die Tochter des kretiſchen Königs Minos und der Paſiphaë und die Schweſter der Ariadne. Als ſie einſt zufällig ihren Stiefſohn Hippolytos, den ſie noch nicht geſehen und den ſie nicht als des Theſeus Sohn erkannte, fand, verliebte ſie ſich heftig in den ſchönen Jüngling. Dieſer erwiderte ihre Leidenſchaft nicht, weshalb ſie aus Rache ihn bei ihrem Gatten eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre beſchuldigte. Theſeus ſprach über den Sohn den Fluch aus, den Neptun dadurch erfüllte, daß er aus dem Meere, an welchem der flüchtig gewordene Hippolytos hinfuhr, ein Ungeheuer aufſteigen ließ, ſodaß dieſen die ſcheu gewordenen Pferde todtſchleiſten. Als ſein Tod in Athen bekannt wurde, bekannte P. ihre Schuld und erhängte ſich. Nach andern wurde ſie von Theſeus ermordet. Die tragiſche Kunſt der Griechen hat ſie in ihren Werken ebenſo wie die bildende gefeiert, den Gegenſatz zwiſchen des Hippolytos Ruhe und ihrer Leidenſchaft hervorhebend. Sowol Sophokles wie Euripides wählten ſie als die Hauptperſon verloren gegangener Tragödien. Daſſelbe that Racine, deſſen «Phädra» Schiller überſetzte.

Phädrus, der Verfaſſer einer Sammlung lat. Fabeln in ſechsfüßigen Jamben (Senaren), war ein Sklave aus Thrazien oder Macedonien, der von Kaiſer Auguſtus freigelaſſen, unter der Regierung des Tiberius wegen einiger Stellen ſeiner Fabeln, die man perſönlich gedeutet hatte, mehrfache Verfolgungen zu erleiden hatte. Seine Fabeln ſind theils Thierfabeln nach dem Muſter der griechiſchen ſog. Aeſopiſchen, theils eigene Erfindungen, manche von faſt anekdotenhaftem Charakter. Der Stil derſelben iſt nicht ohne Anmuth, wenn auch nicht durchaus correct, die Nutzanwendungen aber ſind oft ungeſchickt und ſchief. Während des Mittelalters ſind die Fabeln mehrfach in Proſa aufgelöſt worden. Zu den fünf Büchern der Fabeln, die ſchon durch

das Alter der Handschriften, in denen sie überliefert sind, sich als echtes Product des röm. Alterthums ausweisen, ist durch eine erst neuerdings wieder aufgefundene, von Nic. Perotti (geb. zu Sassoferrato 1430, gest. als Erzbischof von Siponto 1480) veranstaltete Sammlung ein sechstes hinzugekommen, dessen Echtheit indeß nicht ganz zweifellos ist. Die besten kritischen Ausgaben der Fabeln sind die von Bentley (hinter seinem Terenz, Cambridge 1726), Orelli (Zür. 1832) und Dreßler (Bautzen 1838); als Schulausgaben empfehlen sich die von Raschig (Lpz. 1853 u. öfter) und von Siebelis (Lpz. 1851 u. öfter). Von den zahlreichen deutschen Uebersetzungen sind die von Kerler (2 Bdchn., Stuttg. 1838) und von Siebelis (Stuttg. 1857) hervorzuheben.

Phaëthon, d. h. der Leuchtende, ist bei Homer und Hesiod ein häufiges Beiwort des Sonnengottes, bei Spätern der eigene Name desselben. Auch heißt P. eins der beiden lichtbringenden Rosse der Eos. — P., der Sohn des Helios und der Klymene, der Gemahlin des Merops, ist berühmt durch seine unglückliche Lenkung des Sonnenwagens. Da ihm nämlich sein Vater versprochen hatte, jeden Wunsch zu erfüllen, so bat P., einen Tag über einmal den Sonnenwagen lenken zu dürfen. Kaum aber hatte er die Zügel ergriffen, als die Sonnenrosse ihn, der die Zügel zu führen zu schwach war, verachteten, aus dem Gleise brachen und alles auf der Erde, wo sie sich ihr zu weit genähert, in Brand steckten. Die Erde flehte in ihrer Bedrängniß Zeus um Hülfe an, worauf dieser den P. durch einen Blitzstrahl in den Eridanus (Po) schleuderte. Seine Schwestern, die Heliaden, welche die Sonnenrosse angeschirrt hatten, wurden in Erlen oder Pappeln, ihre Thränen in Bernstein verwandelt. Das Schicksal des P. hat Euripides in der nach ihm benannten Tragödie, von der nur noch Fragmente vorhanden sind, dramatisch bearbeitet. — P., in franz. Schreibart Phaéton, nennt man auch einen leichten, eleganten Wagen zu Spazierfahrten.

Phalanx wurde von den Griechen, wie schon von Homer, jede geschlossene Schlachtreihe genannt. Vorzugsweise aber bezeichneten sie damit eine in einem länglichen Viereck aufgestellte Schlachtordnung, welche von den Hopliten oder Schwerbewaffneten in mehrern, gewöhnlich acht, Gliedern gebildet wurde. Jeder Streiter hatte zur Waffenführung einige Fuß Spielraum. Zum Angriffe ging die P., Schild an Schild, die gefällten Speere des ersten Gliedes vor der Front gekreuzt, unaufhaltsam gegen den Feind, und dadurch, daß die hintern Reihen mit ganzer Schwere auf die Vorderglieder drückten, wurde die Heftigkeit des Stoßes furchtbar. Am größten war bei ihrer Schwerfälligkeit ihre Wirkung in der Ebene, wobei auf den Flügeln die Leichtbewaffneten, namentlich die Peltasten, eine Mittelklasse, mit runden Schilden (Pelten) und Wurfspießen ausgerüstet, kämpften. Zur Vertheidigung bildete die P. eine dichtgedrängte Masse, Synaspismos. Die P. war zusammengestellt aus Grundabtheilungen, welche bald Lochoi, bald Phylen oder Taxen (nach den Stämmen verschieden) genannt wurden, im allgemeinen Sinne Syntagmen. Im schwierigen Terrain mußten diese Abtheilungen sich trennen, dadurch wurde die P. beweglicher. Auf dem Rückzuge des Xenophon war das besonders der Fall. Durch Epaminondas, welcher die Abtheilungen staffelweise vorgehen ließ (schiefe Schlachtordnung), erreichte die P. die taktische Vollkommenheit, deren sie fähig war. Die Macedonier nahmen dieselbe Schlachtordnung an, nur waren ihre Phalangen stärker, auch tiefer gestellt. Im Zusammenstoß mit den Römern erlag zuletzt die P.

Phalăris, ein durch seine Grausamkeit berüchtigter Tyrann von Akragas (Agrigent) auf Sicilien, der mit Hülfe ausländischer Söldner und durch die Hinrichtung der angesehensten Männer 16 J. lang (von 565 bis 549 v. Chr.) die Herrschaft behauptete, bis er bei einem Aufstande ein Opfer der Volkswuth wurde. Als das schreiendste Beispiel seiner Grausamkeit wird die von ihm eingeführte Strafe mittels eines ehernen Stiers, der glühend gemacht und in den das Opfer eingeschlossen ward, von den Alten erwähnt. Der Verfertiger dieses Marterwerkzeugs, Perillus (oder Perilaos), soll zur Probe zuerst darin geröstet worden sein. Unter P.' Namen besitzen wir noch 148 Briefe (herausg. von Lennep und Valckenaer, Gröning. 1777, 2 Bde., neuer Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823), deren Unechtheit von Bentley in seinen berühmten «Abhandlungen über die Briefe des Phalaris, Themistokles, Sokrates, Euripides und über die Fabeln des Aesop» (deutsch von Ribbeck, Lpz. 1857) schlagend nachgewiesen worden ist.

Phalăris, Name einer Gräsergattung aus der 3. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Gramineen, welche sich durch zusammengedrückte bieonvexe Aehrchen, durch unter sich gleiche, am Rücken gekielte Kelchspelzen, welche länger sind als die einzige unbegrannte Zwitterblüte, sowie dadurch auszeichnet, daß die Frucht von den verhärteten Kelchspelzen innig umschlossen wird. Ihre theils einjährigen, theils perennirenden Arten wachsen der Mehrzahl nach in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres. Sie zerfallen in solche, deren

Aehrchen in eine längliche Aehre gruppirt und deren Kelchspelzen am Kiel geflügelt sind, und in solche, wo die Aehren büschelweise angeordnet und in eine lappige Rispe gestellt und die Kelchspelzen am Kiel nicht geflügelt sind. Zu erstern gehört das Canariengras (s. Canariensamen), zu letzteren das Glanzgras (P. arundinacea L.). Dieses bei uns an Flußufern, Gräben, an feuchten Wiesenstellen u. s. w. häufig vorkommende Gras hat breite, schneidendscharfe, schilfähnliche Blätter und an der Spitze des 2—4 F. hohen Halmes eine schöne, meist rothbunt gefärbte Rispe. Trotz der Steifheit der Blätter frißt das Rindvieh dieses Gras gern, verwundet sich aber leicht an den scharfen Blatträndern nicht allein das Maul, sondern auch die Magen- und Darmwände, und wird infolge davon krank. Eine Varietät dieses gemeinen Grases ist das bekannte Bandgras unserer Gärten, welches selten blüht.

Phallus hieß bei den Griechen das männliche Glied, das als Sinnbild der Zeugungskraft in der Natur, wie das indische Lingam, in allen Naturreligionen des Orients, mit Ausnahme des Parsismus, eine große Rolle spielte und als Gegenstand des Cultus bei öffentlichen Festen und Processionen umhergetragen wurde. Bisweilen wurde dieses Symbol der activen Zeugungskraft auch mit einer symbolischen Andeutung des weiblichen Gliedes verbunden. Eine bedeutende Rolle spielte der Phallusdienst in der altägypt. Religion, wo er sich vorzüglich an die Mythen von Isis und Osiris knüpfte; aber auch in den Religionen Phöniziens, des übrigen Syrien, Babyloniens und Kleinasiens war er von großer Bedeutung, so unter anderm in den Culten des Adonis und des Attys. Bei den Griechen war es namentlich der Cultus des Dionysos, in welchem der P. als volksthümliches Cultsymbol gebraucht wurde. Die Begleiter des Gottes, die Satyrn, wurden häufig, ebenso wie der Gott Priapus (s. d.) mit mächtigen Gliedern dargestellt (eine Sitte, wovon sich noch ein Nachklang in der Tracht der Schauspieler in der alten attischen Komödie erhielt), und bei gewissen Festen des Gottes wurde ein großer hölzerner P. in Procession einhergetragen.

Phallus, Name einer zu den Bauchpilzen gehörenden Gattung ansehnlicher Fleischpilze, deren hutförmiger Sporenträger, dessen äußere, mit Schleim überzogene Fläche die Sporen enthält, anfangs von zwei durch Gallertmasse getrennten Häuten (dem Peridium) umhüllt ist. Hierher gehört der seit dem Alterthum seiner Gestalt und seiner angeblichen Kräfte halber berühmte Eichelpilz oder Gichtschwamm (P. impudicus L.), welcher in Wäldern und Gärten unter Hecken wächst. Anfangs, so lange der Sporenträger in das weißgefärbte Peridium eingeschlossen ist, gleicht der Pilz einem Ei. Später zerreißt die Hülle an der Spitze, und es tritt ein dicker, hohler, weißlicher Stiel hervor, welcher an der Spitze den glockigen Hut trägt, dessen mit grünlichem Schleim bedeckte Außenfläche zellige Vertiefungen zeigt. Der Pilz verbreitet, namentlich später, wenn er zerfließt, einen entsetzlichen Leichengeruch. Er wird für giftig gehalten und galt früher als ein Mittel gegen die Gicht und als Aphrodisiacum. Eine zweite, seltenere Art, P. caninus Huds., welcher sich an faulen Stämmen, besonders unter Haselgesträuch findet, hat einen mit dem Stiel fest verwachsenen, oberseits platten Hut und ist geruchlos.

Phanerŏgamen, d. h. sichtbar zeugende Pflanzen, nannte Linné alle Gewächse, welche mit einem Keim (d. h. mit der Anlage zu einer zukünftigen Pflanze) versehene Fortpflanzungsorgane (Samen) haben, die sich infolge der Befruchtung eines oder mehrerer, in einen Fruchtknoten eingeschlossener oder auch nackter Samenknospen (Eier) durch den Pollen (Blütenstaub) von Staubgefäßen erzeugen. Da die Mehrzahl dieser Gewächse, zu welchen alle sog. «höhern» Pflanzen gehören, Blüten im gewöhnlichen Sinne dieses Worts entwickelt, d. h. bestimmt geformte Gruppirungen von Hüllblättern (Kelch, Blumenkrone, Perigon) und Geschlechtsorganen (Staubgefäßen und Stempeln), so hat man die P. auch Blütenpflanzen im Gegensatze zu den vermeintlich blütenlosen Gewächsen (den Kryptogamen) genannt, welche Benennung weder richtig ist, noch der Bedeutung des Linné'schen, der griech. Sprache entlehnten Namens entspricht. Richtiger ist es, anstatt P. die darunter verstandenen Pflanzen als samen- oder keimbildende Pflanzen zu bezeichnen. Dieselben zerfallen naturgemäß in die drei Abtheilungen der Gymnospermen (s. d.), Monokotyledonen (s. d.) und Dikotyledonen (s. d.).

Phänomen (griech.) heißt jede der innern oder äußern Wahrnehmung sich darbietende Erscheinung, insofern ihre Auffassung von dem Gedanken begleitet ist, daß die wahre Beschaffenheit des Aufgefaßten von der Art, wie es erscheint, verschieden sein kann. Jedes P. wartet auf seine Erklärung, daher man auch das Wort vorzüglich anwendet bei auffallenden, unverhofften, seltenen Erscheinungen oder solchen, welche schwer erklärbar sind. An der Hand der Phänomene gelangt die Wissenschaft zur Entdeckung der ihnen als Ursachen zum Grunde liegenden Kräfte und Gesetze. In diesem Sinne spricht man von physik., chem., psychol. Phänomenen. Für die meta-

phyſiſche Forſchung verwandelt ſich alles Gegebene in eine Reihe von Phänomenen, und daher hot die Philoſophie ſeit Ploto vielfach die Phönomene den Dingen an ſich gegenübergeſtellt. Kont nonnte die letztern noch dem Vorgange der Alten Noumeno, weil ſie im Denken vorousgeſetzt werden. Phänomenologie heißt demgemöß eine Lehre von den Erſcheinungen. In einem engern Sinne bezeichnete Hegel mit dieſem Worte die Darſtellung der verſchiedenen Erſcheinungsformen und Entwickelungsſtufen des Bewußtſeins, inſofern von ihnen die Art obhängt, in welcher dos Bewußtſein die Welt und ſich ſelbſt auffaßt.

Phantaſie (griech.) oder Einbildungskroft bezeichnet die Thätigkeit, wodurch ſich Bilder von Gegenſtänden in der Seele erzeugen. Dieſe Erzeugung geſchieht zunächſt auf unmittelbare Weiſe bei der Sinnerkenntniß. Dies iſt die P. im metaphyſiſchen Sinne. Es ſind dobei beſonders die ſog. Anſchauungen a priori (Raum und Zeit) als Erzeugniſſe der unmittelbaren P. zu nennen, welche die ollgemeinen Bedingungen und Vorausſetzungen bilden, unter denen überhaupt erſt Empfindungen ſich zu Wahrnehmungen umgeſtolten können. Dieſe mitwirkende Thötigkeit der P. im Wohrnehmungsproceß nochgewieſen zu haben, gehört zu Kont's (ſ. d.) unſterblichen Verdienſten. Eine zweite Thötigkeit der P. iſt die Wiedererzeugung der Bilder vergangener Wohrnehmungen. Dies iſt die ſog. reproduetive P. Sie fällt zuſommen mit der Erinnerungsthätigkeit, inſofern dorunter ein neues Bewußtwerden der in der Seele auf unbewußte Art ausbewahrten Gedächtnißſpuren verſtanden wird. Die reproductive P. iſt eine vollkommene, wenn die wiederzuerweckenden Bilder ſich mit Leichtigkeit, Lebhoftigkeit und Treue einſtellen. Erzeugen ſich hingegen ous den durch dos Gedächtniß ousbewohrten Spuren neue Bilder und Bildgruppen, ſo heißt dieſe Thätigkeit P. im engern Sinne, ſchöpferiſche oder produetive P. Es tritt hierbei zur Wiedererzeugung vergangener Wohrnehmungsbilder eine Combinotionsthötigkeit (Imoginotion) ein, durch welche entweder die Ordnung unter den Theilen eines Bildes veröndert, oder Theile aus verſchiedenen Bildern in ein Bild zuſommengefaßt und ihre Eigenſchaften und Merkmale miteinander vertouſcht werden. Hierzu kommt die Fähigkeit, die Bilder beliebig zu vergrößern oder zu verkleinern, ſie ouf wiederholte oder vervielfochte Weiſe vorzuſtellen. Immer jedoch bekommt die ſchöpferiſche P. zuletzt ihre Empfindungsſtoffe theils durch den äußern, theils durch den innern Sinn geliefert. Der geborene Blinde hat keine Forben, der geborene Taube keine Töne in ſeiner P., und will der Bildhouer Götter bilden, ſo hat er keine Form für ſie ols die menſchliche, obgleich er dos Unpoßliche derſelben ſelbſt am beſten empfindet. Dieſes bunte und oberflächliche Verwondlungsſpiel der produetiven P., welches nach Aſſociationsgeſetzen erfolgt (ſ. Ideenoſſociotion), und von welchem uns unſere Tröume die lebhofteſte Anſchouung geben, wird ganz vorzüglich durch die ollgemeinen Gefühle und Stimmungen der Seele beherrſcht, welche je nach ihrem verſchiedenen Chorokter gewiſſe Gruppen und Reihen von Bildern vor andern begünſtigen und hervorheben. Anderntheils empfängt es durch die Thätigkeit des Denkens ols eines innern Beobochtens und willkürlichen Veränderns der Vorſtellungen innerholb gewiſſer Grenzen weſentliche Einflüſſe. Die Einwirkung des Denkens auf die Bilder wird beſonders in den geometr. Figuren (Dreieck, Kreis u. ſ. w.) als Zeichnungen der P. nach Verſtondesregeln erkannt, ferner in der erfindenden Thätigkeit, bei der Bildung von Idealen und in den ſchönen Künſten. Bei der erfindenden Thätigkeit wird dos Spiel der Vorſtellungen den Zwecken des Gedankens ſtreng und mit Willkür untergeordnet, während in der dichtenden P. der Gedanke in den unwillkürlichen Proceß des Bildes nur partiell eingreift. Bei moraliſchen und polit. Ideolen iſt die gedochte Idee der Vollkommenheit ein Erzeugniß der Vernunft, welches durch die P. Anſchoulichkeit bekommt. In ollen dieſen Fällen bildet eine Grundidee als Zweck den Mittelpunkt, um welchen noch den Geſetzen der Aſſociation dos Moterial ous der Erinnerung ſich ordnet. Weil dieſer Proceß Zeit gebroucht, ſo tragen ſich Erfinder und Künſtler gewöhnlich longe mit ihren Ideen, bevor dieſelben zur Reiſe gelangen. Ihr Höchſtes, was ſie hervorbringen konn, leiſtet die P. in den Künſten. (S. Kunſt.) In den bildenden Künſten ſchließt ſie ſich am engſten an die ſinnliche Anſchouung, ous welcher ſie ihre Stoffe entlehnt. In der Muſik tritt dos die bildneriſche P. in Aufregung und Thätigkeit verſetzende Gemüth und Gefühl vorherrſchend hervor. In der Dichtkunſt holten beide Elemente einander dos Gleichgewicht, wobei der Ideen erzeugende Gedonke ols Herrſcher und Ordner über beiden ſeine Gewalt aufs höchſte ſteigert. Die fortwährende Verſchmelzung der Bilder und Gefühle in der Poeſie kündigt ſich an durch die Rede in Gleichniſſen, welche entſpringen, wenn der Gedanke, um dem Bilde, durch das er ſeinen Ausdruck findet, eine größere Lebendigkeit zu geben, ſolche Bilder ankuüpft, welche mit dem erſten durch eine Gefühlsverkettung zuſammenhängen, z. B. «Stochel der Reue», um dos Gefühl der Pein lebendig zu machen, welches die Reue mit einem eindringenden Stochel theilt. Eine P., deren Bilder

besonders stark von Gefühlen und Affecten durchdrungen sind, pflegt man eine glühende P. zu nennen, im Unterschiede von einer blühenden und reichen, in welcher das bunte Spiel und die Mannichfaltigkeit der Gestalten ihre Gefühlstiefe überwiegt.

Phantasie heißt in der Musik das durch Töne ausgedrückte Spiel der sich ganz überlassenen Einbildungskraft des Tonkünstlers. Auch versteht man unter dieser Bezeichnung eine solche aufgezeichnete Composition, in welcher der Tonsetzer weder auf eine bestimmte Form noch auf eine ganz genau zusammenhängende Ordnung der Gedankenfolge Rücksicht nimmt. Bindet er sich weder an ein gewisses Thema noch an Takt und Rhythmus, so nennt man die P. frei; gebunden hingegen, wenn eine bestimmte Gedanken- und eine bestimmte Taktart zu Grunde liegen und in allen Theilen eine gewisse Einheit beobachtet wird, wie Mozart in seiner C-moll-Fantasia ein classisches Vorbild entwarf. Unter Phantasiren begreift man auch, über ein beliebiges Thema seine Empfindungen auf einem Instrumente, wie die Einbildungskraft sie augenblicklich eingibt, ohne Rücksicht auf besondere Form der Ausführung vorzutragen. Außer einer feurigen Erfindungskraft ist gründliche Ausbildung in allen Theilen der Harmonielehre und vollkommen ausgebildetes Spiel unentbehrlich. Ausgezeichnet waren in der Kunst des freien Phantasirens Mozart, Hummel, Beethoven, Cramer und Kalkbrenner.

Phantasiren ist die von den Laien gebrauchte Bezeichnung für das, was die Aerzte Deliriren nennen. (S. Delirium.)

Phantasmagorie (griech.) nennt man die Darstellung von Scheinbildern, z. B. menschlichen Gestalten, durch optische Mittel.

Phantastisch heißen solche Kunstwerke, deren Phantasiegestalten sich sehr weit von der Wirklichkeit entfernen, wie z. B. in der Märchendichtung. Häufig wird auch, vorzüglich in der Musik, ein Product, bei welchem der Ausdruck des Gefühls einen möglichst ungebundenen Gang nimmt, eine Phantasie (s. d.) genannt. Phantast heißt, wer auf die Wirklichkeit leicht Bilder der Phantasie überträgt, dadurch das Erlebte gern entweder vergrößert oder ausschmückt und die Wirklichkeit nach seinen Einbildungen behandelt.

Phantasus war in der Mythologie der Griechen und Römer ein Sohn des Schlafs, der die Traumbilder der Menschen durch seine Verwandlungen bewirkte. Unter dem Titel «Phantasus» vereinigte Tieck die gehaltreichsten seiner Erzählungen und dramatischen Spiele aus den «Volksmärchen» zu einem kunstreichen Ganzen.

Phantom (griech., Scheinbild) heißen in der Medicin zu Lehrzwecken künstlich nachgebildete Körpertheile, an welchen Operationen eingeübt werden, zu deren Einübung nicht Leichname benutzt werden können. In der Geburtshülfe dient zu solchem Zwecke eine Nachbildung der Unterbauchgegend vom Weibe und eine Puppe, welche die Leibesfrucht darstellt. In der Augenheilkunde befestigt man ein Thierauge (Kalbsauge) in einer Gesichtsmaske und übt an diesem Augenoperationen ein.

Pharão werden im Alten Testament die Könige der Aegypter genannt. Ohne Punctation lautet der Name Pra oder Phra und ist von dem ägypt. p-rā, die Sonne, oder p-uro, der König, herzuleiten. Später wurde namentlich der König, unter dem die Israeliten auszogen, vorzugsweise P. genannt. Daher ist es gekommen, daß derselbe Name in der Form Pherôs durch semit. Vermittelung selbst in den griech. Bericht des Herodot übergegangen ist; denn Pherôs, Sohn des Sesostris, d. i. Menephthes, Sohn Ramses' II., war der König des Auszugs. — P. oder Faro heißt auch eins der gewöhnlichsten Hazardspiele, welches schon in sehr früher Zeit bekannt war. Das Spiel hat den Namen von dem Könige P. erhalten, der sonst auf einem der Kartenblätter abgebildet war und in diesem Spiele für ein sehr glückliches Blatt galt. Das P. wird mit der vollen franz. Karte gespielt, und auch alle dabei vorkommenden technischen Ausdrücke sind aus dem Französischen entlehnt, jedoch meist so verstümmelt, daß sich ihre eigentliche Bedeutung gar nicht erkennen läßt, z. B. Paroli, Lappé, Six et le va, Sept et le va u. s. w.

Pharaonsratte, s. Ichneumon.

Pharisäer, d. h. Abgesonderte, ist der Name einer religiös-polit. Partei unter den Juden, die unter der Makkabäerherrschaft aus den ältern Gesetzesfrommen (Chasidim) der nachexilischen Zeit hervorgegangen war. Sie bildeten eine Opposition gegen die ältere Tempelaristokratie (die Sadducäer) und erwarben sich durch strengste, ja peinliche Beobachtung aller Gesetzesbestimmungen sowie durch ihren Eifer für die nationale Ehre und Unabhängigkeit ein stetig steigendes Ansehen bei der Masse des Volks. Unter den letzten Makkabäerfürsten, welche vergeblich versucht hatten, sie durch blutige Gewalt zu unterdrücken, gelangten sie zu polit. Herrschaft, und die vornehmen Sadducäerfamilien sahen sich genöthigt, den Platz im Hohenrathe

mit ihnen zu theilen. Mit dem Gegensatze von P. und Sadducäern hängt auch der andere Gegensatz zwischen Schriftgelehrtenthum und Priesterthum zusammen. Die Schriftgelehrten, deren Ansehen in der nachexilischen Periode, dem ganzen Geiste dieser Zeit gemäß, das Priesterthum immer mehr in den Schatten stellte, waren meist P.; die Leitung des Synagogendienstes und der Synagogengenossenschaften brachte sie in fortwährende unmittelbare Berührung mit dem Volke, und seit sie auch im Hohenrathe vertreten waren, mußten die Sadducäer sich oft genug ihnen accommodiren. Die geistige Herrschaft der P. überdauerte den jüd. Staat und war zur Zeit Jesu so festgewurzelt, daß das Volk sich völlig ihrer Leitung hingab. Nach der Zerstörung des Tempels ging die geistliche Macht völlig an die pharisäischen Gesetzeslehrer über. Die theol. Unterschiede der P. von den Sadducäern betreffen fast nur rituelle Kleinigkeiten ohne religiösen Werth; von praktischer Bedeutung sind fast nur die vielfach mildern Grundsätze, welche die P. bei der Rechtspflege geltend machten. Durch unsere Evangelien sind die P. in den Ruf scheinheiliger Heuchler gekommen, welche statt auf Herzensfrömmigkeit nur auf äußere Werkheiligkeit gesehen hätten. Wirklich mußte ihre kleinliche und peinliche Gesetzlichkeit und die dem ganzen nachexilischen Judenthum eigene Veräußerlichung der Religion leicht genug zu heuchlerischem Wesen verführen; aber der unerbittliche Kampf, den Jesus im Namen einer innerlichen und geistigen Gottesverehrung gegen sie eröffnete, begreift sich vollkommen in seinem sittlich-religiösen Recht, auch ohne daß man darum Ursache hat, P. und Heuchler ohne weiteres als gleichbedeutende Begriffe zu nehmen. Unstreitig gab es auch viele edlere Naturen unter ihnen, die, wie Paulus vor seiner Bekehrung, im ernsten Eifer sich abmühten, dem Gotte ihrer Väter in aller Gesetzesstrenge zu dienen. Das ganze rabbinische Judenthum der nachchristl. Zeit ist übrigens aus dem Pharisäismus hervorgegangen, der, seit mit dem Tempelcultus die Macht der sadducäischen Hierarchen gebrochen war, von selbst aufhören mußte, eine abgesonderte Partei zu bilden.

Pharmacie, s. Apothekerkunst.

Pharmakologie (Arzneimittellehre), s. Arzneimittel.

Pharmakopöe (griech.), auch Dispensatorium (lat.), heißt die Zusammenstellung von Anweisungen für die Apotheker oder Pharmaceuten zur Bereitung der Arzneimittel. Da das Apothekergewerbe in den meisten Ländern unter der sanitätspolizeilichen Oberaufsicht des Staats steht, so sind auch die, oft sehr umfängliche Werke bildenden P. officiell von den Sanitätsbehörden der verschiedenen Staaten erlassen, und der Pharmaceut ist streng verpflichtet, sich nach deren Vorschriften zu richten. Die P. der verschiedenen Staaten (man hat eine Pharmacopoea borussica, saxonica u. s. w. u. s. w.) stimmen in vielen ihrer Vorschriften überein; doch finden sich auch wesentliche Abweichungen. Dies und noch mehr der Umstand, daß viele dieser Vorschriften sich auf veraltete Bereitungsweisen, ja auf eine Unzahl veralteter, nicht mehr gebräuchlicher Arzneimittel beziehen, lassen es wünschen, daß die verschiedenen P. durch eine gründlich revidirte, allgemeine P. ersetzt werden.

Pharnabazus, ein pers. Satrap von Bithynien, der mehrfach in die Kämpfe Spartas mit Athen verwickelt wurde, trat zuerst unter Darius Nothus um 411 v. Chr. als Verbündeter der Spartaner auf den Kriegsschauplatz, wurde aber von Alcibiades geschlagen, den er später auf Lysander's Betrieb in Phrygien überfallen und tödten ließ. Bald aber zeigte er sich ebenso hinterlistig gegen Lysander selbst, blieb jedoch seinem neuen Könige, Artaxerxes Mnemon, gegen dessen aufrührerischen Bruder, Cyrus, treu und gewann, als Sparta sich gegen Artaxerxes rüstete, den athen. Flüchtling Konon für die Uebernahme des Oberbefehls über die pers. Flotte, mit welcher dieser bei Knidos einen glänzenden Sieg erfocht. Mit Wiederherstellung der Ruhe nach dem Frieden des Antalkidas (387 v. Chr.) sank sein Ansehen und Einfluß.

Pharnaces I., König von Pontus, der Großvater Mithridates' d. Gr., eroberte um 180 v. Chr. die mächtige und reiche griech. Stadt Sinope und machte sie zum Sitze des Reichs. An einer weitern Ausdehnung desselben hinderten ihn die Römer, deren Gebot ihn nöthigte, das schon eingenommene Paphlagonien und Galatien herauszugeben und mit den Königen Eumenes II. von Pergamus, Ariarathes V. von Kappadocien und Prusias von Bithynien Frieden zu schließen. — **P. II.**, der Sohn Mithridates' d. Gr. (s. d.), brachte 63 v. Chr. seinen Vater durch Empörung zum Selbstmord und erhielt dafür durch Pompejus den Besitz des Bosporanischen Reichs. (S. Bosporus.) Nach der Niederlage des Pompejus bei Pharsalus 48, als Cäsar durch den Alexandrinischen Krieg beschäftigt war, glaubte er sich des Reichs seines Vaters wieder bemächtigen zu können. Er nahm Kappadocien und Armenien ein, schlug Cäsar's Legaten, Domitius Calvinus, und den Dejotarus (s. d.) bei Nikopolis, eroberte hierauf Pontus und wüthete grausam gegen die Landeseinwohner und Römer. Als aber Cäsar gegen ihn zog und er

deſſen Vergleichsvorſchläge verwarf, wurde in der einen Schlacht bei Zela 2. Aug. 47 ſeine Macht vernichtet. Er ſelbſt floh in das Bosporaniſche Reich, wurde aber gleich nach ſeiner Ankunft von einem ſeiner Diener, Aſander, ermordet.

Pharſālus, jetzt Ferſalo, im Alterthum eine Stadt in Theſſalien, ſüdlich von Lariſſa, am Fluß Enipeus, wurde hiſtoriſch denkwürdig durch den Sieg der Römer über Philipp von Macedonien, noch mehr aber durch die 9. Aug. 48 v. Chr. durch Cäſar (ſ. d.) und Pompejus (ſ. d.) hier gelieferte Schlacht. Pompejus hatte etwa 45000 Legionsſoldaten, 7000 Reiter und eine große Anzahl leichte Hülfstruppen. Er befehligte den linken Flügel, wo die meiſte Reiterei ſtand, auf die er ſein Vertrauen ſetzte; Quintus Metellus Scipio die Mitte, Lucius Lentulus Crus den rechten Flügel, der ſich an den Fluß lehnte. Cäſar hatte 22000 Legionarier und 1000 german. und galliſche Reiter; er befehligte den rechten Flügel, wo die bewährte zehnte Legion und die Reiterei ſtanden, Cnejus Domitius Calvinus die Mitte, Marcus Antonius den linken Flügel. Beide Heere waren in drei Treffen aufgeſtellt. Das Feldgeſchrei Cäſar's war: «Venus victrix», des Pompejus: «Hercules invictus». Die Cäſarianer eröffneten den Angriff, Cajus Craſtinus, Centurio der zehnten Legion, dem Cäſar nachher auf dem Schlachtfelde ein Grab widmete, brach zuerſt in die feindlichen Reihen; ſeine Reiterei wurde von der des Pompejus, dieſe aber wieder von ſechs Cohorten, die Cäſar vor das dritte Treffen geſtellt hatte, und darauf der linke Flügel des Pompejus geworfen. Dieſer ſelbſt floh ins Lager, und nun zerſtreute ſich ſein Heer; die Cäſarianer erſtürmten um Mittag das Lager, das ſieben Cohorten tapfer vertheidigten, und das Pompejus, aus dumpfer Betäubung erwachend, verließ, um gen Lariſſa zu fliehen, wohin Cäſar ihm am nächſten Tage nacheilte. Der letztere hatte nach ſeinen eigenen Angaben 30 Centurionen und 200 Soldaten, nach andern 1200 verloren; von den Pompejanern waren etwa 6000 Legionarier gefallen, mehr als 24000 wurden auf der Flucht gefangen, von Cäſar begnadigt und unter ſeine Truppen vertheilt. P. aber wurde von dem Sieger für eine freie Stadt erklärt.

Pharus hieß im Alterthum eine kleine Inſel vor Rakotis, dem ſpätern Alexandrien, durch deren Verbindung mit dem Lande erſt durch eine Brücke, dann durch einen Damm (das Heptaſtadium) der Doppelhafen von Alexandrien gebildet wurde. Sie wird bereits von Homer genannt, der ſie eine Tagereiſe von Aegyptus, das heißt nicht vom Feſtlande, wie dies gewöhnlich verſtanden wird, ſondern vom Ausfluſſe des Nil, der auch Aegyptus genannt wurde, entfernt ſein läßt. Auf der öſtl. Spitze dieſes Eilandes ließ Ptolemäus Philadelphus durch Soſtratos aus Knidos den berühmten Leuchtthurm errichten, der unter die Wunderwerke der Welt gezählt und nach der Inſel auch P. genannt wurde. In den roman. Sprachen (franz. phare, ital. faro) und ſchon im Lateiniſchen wurde dieſer Name dann für jeden Leuchtthurm gebraucht.

Phaſen oder Lichtgeſtalten nennt man in der Aſtronomie die verſchiedenen Erſcheinungen des Mondes und der Planeten, welche von ihrer Stellung gegen die Sonne herrühren. Je nachdem wir nämlich die der Sonne zugewendete und von ihr erleuchtete Hälfte dieſer Himmelskörper ganz oder nur zum Theil oder gar nicht ſehen können, erſcheinen uns dieſelben rund oder voll erleuchtet, halbkreisförmig, mehr oder weniger ſichelförmig, oder ſind uns auch, wie der Mond im Neumonde, ganz unſichtbar. Am auffallendſten ſind die Mondphaſen. (S. Mond.) Von den Planeten zeigen nur Mercur, Venus und Mars P., die freilich nur mit Fernröhren wahrzunehmen ſind. Die der Venus ſind ſchon durch ſchwache Fernröhre gut zu ſehen und wurden bereits von Galilei wahrgenommen. Venus und Mercur glänzen übrigens am hellſten, wenn ſie ſichelförmig erſcheinen, weil die Helligkeit mit von ihrer Entfernung von der Erde abhängt. Mars erſcheint ſeiner größern Entfernung von der Sonne wegen niemals ſichelförmig, und der kleinſte Durchmeſſer der erleuchteten Scheibe erſcheint nie kleiner als $^7/_8$ des darauf ſenkrechten Durchmeſſers.

Phaſis oder Rhion, ein reißender Gebirgsſtrom in Kolchis (ſ. d.), jetzt Rion oder Rioni, auch wol Fachs und von den Mingreliern Poti, von den Türken Foti genannt, entſteht bei dem Flecken Oni (2580 F. hoch) aus den Quellbächen an der Südſeite des Kaukaſus im Bereich des zwiſchen dem Elburs und Kasbek ſich erhebenden Bergrieſen Paßnita, fließt zunächſt in vielen Stürzen durch ein Längenthal gegen Weſten, dann durch ein Querthal gegen Süden über Kutais und erreicht ſo die dem Gebirge vorliegende Ebene. In dieſer nimmt der Fluß links von Oſten her den Kwirila auf, wendet ſich, nachdem er ſchiffbar geworden, wieder weſtwärts, empfängt rechts den Tzchate oder Tzenis-Tzchali (d. h. Pferdefluß, den Hippios der Alten), dann den Techur oder Tſcheſchuri (vielleicht den Glaukos der Alten) und mündet nach

einer Gesammtlänge von etwa 30 M. bei Poti in Mingrelien in das Schwarze Meer. 16 M. von der Küste und in 624 F. Seehöhe liegt an ihm Kutais (s. d.), das alte Kytäa oder Kutatisium, die Hauptstadt von Kolchis, wo er im Sommer 120—200 F., sonst aber 900 F. breit ist und nach der Schneeschmelze oft um 17 F. ansteigt. Links an der Mündung, zwischen ihr und dem See Paleostom, in der Gegend des jetzigen Poti, stand im Alterthum die Stadt P., ein von den Miesiern gegründeter und starkbefestigter Handelsplatz, mit einem Tempel der Phasianischen Göttin oder Cybele. Der P. erlangte eine besondere Berühmtheit durch die Sage der Argonautenfahrt (s. Argonauten), indem Jason (s. d.) an der Mündung des Flusses landete und mit Hülfe der Medea von hier aus das Goldene Vlies holte. Auch hat sich der Name des Flusses in dem der Vogelgattung der Fasanen, der Aves Phasianae bei den Alten, erhalten. Gegenwärtig ist der Rion die Hauptwasserstraße in diesem Landstrich zwischen dem Kaukasus und Kleinasien, mittels welcher sich der Verkehr über Kutais nach Tiflis, von dort zu der Küste des Kaspischen Sees sowie nach Persien bewegt. Dadurch hat auch Poti seine Bedeutung erhalten, wo 1863 die aus Transkaukasien stammenden Exportartikel Seide, Wolle, Baumwolle, Kukuruz, Insektenpulver u. s. w. einen Werth von 3,710836, die Importe von 699543 S.-Rubel aufwiesen.

Phenol (Phenylalkohol, Carbolsäure) ist eine organische, von Runge und Laurent aus dem Steinkohlentheer dargestellte Säure, welche lange mit dem von Reichenbach aus dem Buchenholztheer dargestellten Kreosot (s. d.) verwechselt wurde und jetzt noch häufig unter diesem Namen in den Handel kommt. Das P. besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, krystallisirt in langen, farblosen Nadeln, riecht eigenthümlich (nach Bibergeil) und schmeckt stark brennend und ätzend. Das ganz wasserfreie P. schmilzt bei 34° und siedet bei 188°, brennt angezündet mit starkrußender Flamme und ist geschmolzen nur wenig schwerer als Wasser. In Wasser ist es wenig, in Alkohol, Aether und Essigsäure leicht löslich. Auf der Haut erzeugt es braune und weiße Flecken und wirkt selbst in kleinen Dosen giftig. Man erkennt das P. leicht daran, daß ein erst in wässerige Phenollösung und dann in verdünnte Salzsäure getauchter Fichtenspan im Sonnenlicht nach einiger Zeit blau wird.

Pherä, eine einst mächtige Stadt Thessaliens, nahe am Pelion, mit einer Akropolis und der im Alterthume berühmten Heilquelle Hyperia, war der Sage nach der uralte Königssitz des Admetus und der Alcestis und erlangte später eine besondere polit. Bedeutsamkeit durch eine selbständige Tyrannenherrschaft, die auf die innern Angelegenheiten Griechenlands längere Zeit ihren Einfluß geltend zu machen und zu wiederholten malen sich ganz Thessaliens zu bemächtigen suchte. Unter diesen Tyrannen wird außer Lykophron, der zu Ende des Peloponnesischen Kriegs, und dessen Sohn Jason, der um 378 v. Chr. den Thron behauptete, namentlich der Schwiegersohn Jason's, ein gewisser Alexander, wegen seiner beispiellosen Grausamkeit erwähnt, indem er außer andern unerhörten Greuelthaten viele Unschuldige theils lebendig begraben, theils in Thierhäute einnähen ließ, um zum Vergnügen Jagdhunde darauf zu hetzen, bis er nach 13jähriger blutiger Regierung von seiner Gattin und deren Brüdern 357 v. Chr. ermordet wurde. Bedeutende Ueberreste von P. finden sich bei dem heutigen Velestino.

Pherekrätes aus Athen, einer der vorzüglichsten Dichter der ältern attischen Komödie, um 430 v. Chr., ein Zeitgenosse des Eupolis und Aristophanes, war anfangs Schauspieler, wendete sich aber später mit vielem Glücke der dramatischen Poesie zu und verfertigte eine Reihe von Lustspielen, in denen er nicht die Politik, Tagesgeschichte oder öffentlichen Charaktere zum Gegenstande seines Spottes nahm, sondern den Stoff aus der Mythologie sich schuf, obgleich hin und wieder bittere Anspielungen auf einzelne Personen, wie auf Alcibiades und namentlich auf die Tonkünstler seiner Zeit, vorkommen. Auch verdankt ihm die Metrik eine besondere, aus sieben Silben bestehende trochäisch-daktylische Versart (— ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑), welche nach ihm der Pherekratische Vers genannt wird. Von den ihm beigelegten 18 Stücken, deren einige schon die Alten als unecht bezeichneten, sind die noch erhaltenen Bruchstücke von Meineke in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 1 und 2, Berl. 1839) gesammelt worden.

Pherekydes, einer der ältesten griech. Weisen, im 6. Jahrh. v. Chr., von der Insel Syros gebürtig, ein Zeitgenosse und Schüler des Thales, vielleicht auch des Pittakus, schrieb die erste Kosmo- und Theogonie in Prosa, die sich freilich noch sehr der Poesie nähert. In diesem Werke, welches den räthselhaften Titel «Heptamychos» führte, suchte er aus den drei ewigen Principien, der Zeit oder dem Kronos, der Erde, als der formlosen und leidenden Masse, und dem Aether oder Zeus, als dem bildenden Principe, das Entstehen aller Dinge auf eine mehr dichterische als philos. Weise zu entwickeln. Auch soll er zuerst, wenigstens schriftlich, die Behan-

tung von der Fortdauer der menſchlichen Seele aufgeſtellt haben, wobei es jedoch unentſchieden bleibt, ob er bereits an die von ſeinem Schüler Pythagoras (ſ. d.) dann weiter ausgeführte Lehre von der Seelenwanderung gedacht habe. Die vorhandenen Bruchſtücke ſind geſammelt und erläutert von Sturz (Gera 1798; 2. Aufl., Lpz. 1824). — Nicht zu verwechſeln mit ihm iſt ein anderer P., ein Logograph im 5. Jahrh. v. Chr., Zeitgenoſſe des Herodot, welcher von der Inſel Leros ſtammte, dann in Athen ſich aufhielt und die auf die Geſchichte Athens und anderer Städte und Staaten bezüglichen Sagen in einem mythiſch-geſchichtlichen Werke von zehn Büchern zuſammenſtellte. Unterſchieden davon war vielleicht die von den Alten unter ſeinem Namen angeführte «Archaeologia Attica». Die Fragmente ſind unter andern geſammelt von Müller in «Historicorum Graecorum fragmenta» (Par. 1840).

Phidias, Charmides' Sohn, von Athen, der erhabenſte Meiſter unter den griech. Bildhauern, wurde um das J. 500 v. Chr. geboren und ſtarb um 432 v. Chr. Von ſeinen äußern Lebensumſtänden iſt nicht viel bekannt. Den erſten Unterricht in der Bildhauerkunſt erhielt er, nachdem er ſich zuerſt in der Malerei verſucht hatte, von dem heimiſchen Meiſter Hegias, wandte ſich aber ſpäter nach Argos, wo er bei dem berühmten Ageladas lernte, bei dem der ältere Myron von Eleutherä und der etwas jüngere Polyklet von Sikyon ſeine Mitſchüler waren. Den Beginn ſeiner eigenen Thätigkeit kann man in die Zeit bald nach der Schlacht bei Platää (479 v. Chr.) ſetzen und als ſeine früheſten Werke eine von den Athenern aus der perſ. Beute nach Delphi geweihte Gruppe von Erzſtatuen und ein Tempelbild der Athene aus Gold und Elfenbein, das er für die Bewohner von Pellene in Achaja arbeitete, betrachten. Dieſe Zeit, unmittelbar nach den Perſerkriegen und bis auf den Ausbruch des Peloponneſiſchen Kriegs, iſt die der höchſten und reichſten Entwickelung des äußerlich und innerlich frei gewordenen Hellas. Die Größe und Erhabenheit der Zeit ſuchte aber, wie in der Poeſie (der Tragödie des Aeſchylos, Sophokles, Euripides), ſo namentlich in der bildenden Kunſt einen bleibenden Ausdruck und fand ihn nirgends vollſtändiger als in den Werken, die P. ſchuf und leitete. Sowie einerſeits die großen Ideen und der nationale Schwung, der Griechenland, Athen voran, ergriffen hatte, ſich in den Gegenſtänden ſpiegelt, deren Darſtellung P. zu ſeiner Hauptaufgabe gemacht, dem panhelleniſchen Zeus (dem Jupiter aller Griechen) zu Olympia und der Pallas, der Göttin der weiſen Kriegsführung, welcher ſo augenſcheinlich Griechenland ſeinen Sieg zu danken hatte, ſo wurde des großen Meiſters Kunſt andererſeits durch äußerliche Umſtände entſchieden begünſtigt. Schon mit Kimon's Verwaltung beginnt das Streben, bei der Wiederherſtellung der von den Perſern zerſtörten Stadt Athen in Bau- und Bildwerken die glorreichen Ereigniſſe der letzten Vergangenheit zu verewigen und in dieſen Monumenten Pracht und Glanz zu entwickeln, und ſchon damals finden wir P. mit größern öffentlichen Werken betraut, von denen namentlich das koloſſale Erzbild der Pallas Promachos (der Vorkämpferin), das auf der Burg von Athen ſtand und deſſen Helmbuſch und Lanzenſpitze man ſchon, wenn man vom Cap Sunion nach dem Peiräeus ſegelte, ſah, in dieſe frühere Periode des Künſtlers gehört. Auf Kimon's Verwaltung folgte die noch viel glänzendere des Perikles, unter der die Kunſt bei einem wunderbar regen Leben ſich zu ihrer höchſten Vollkommenheit ausbildete. Zahlreiche Bauwerke aller Art entſtanden und wurden mit plaſtiſchem Schmuck im Aeußern und im Innern ausgeſtattet. P., damals auf der Höhe ſeines Ruhms, gebot als oberſter Leiter dem ganzen Heer von Künſtlern und Handwerkern, welche dies rege Kunſttreiben in Bewegung ſetzte, und er ſelbſt ſchuf mehrere der reifſten und vollendetſten ſeiner Werke, unter denen die Pallas Parthenos (die Jungfrau) im neuerbauten Parthenon (ſ. d.) das berühmteſte iſt. Sie war von Elfenbein und Gold gebildet, 39 F. hoch, reich bekleidet, mit Helm, Aegis, Schild und Lanze bewehrt und trug ein 6 F. hohes Goldbild der Nike auf der ausgeſtreckten Rechten; das Gewicht des zu dem Bildwerk verwandten Goldes betrug 44 Talente (über 22 Ctr.). Außerdem aber darf man dem großen Meiſter in dieſer Periode ſeiner Wirkſamkeit, wenn auch nicht die Ausführung, ſo doch gewiß die Zeichnung, ſeiner Werkſtatt die Modelle jener uns großentheils erhaltenen Tempelſculpturen aus den Giebeln und Metopen und vom Frieſe des Parthenon zuſchreiben, welche, als der Gegenſtand der höchſten Bewunderung aller Kenner, lauter als alle Nachrichten der Alten den Ruhm des Meiſters verkündigen und uns den Charakter, den das Alterthum des P. Kunſt beilegt: eine Verbindung hochidealiſcher Erfindung und vollendeter Ausführung, und außerdem eine Kühnheit und Mannichfaltigkeit in figurenreichen Compoſitionen zeigen, die vielleicht in gleichem Grade nie und nirgends wiederzufinden ſind. Eine dritte Periode in dem Leben des P. wird durch ſeine Thätigkeit in Olympia bezeichnet, wo er, durch einen von den polit. Gegnern des

Perikles im J. 438 gegen ihn anhängig gemachten Proceß aus Athen vertrieben, das goldelfenbeinerne Koloſſalbild des Zeus ſchuf, das als die höchſte Leiſtung der Kunſt im ganzen Alterthume galt. Der Gott thronte mit dem Scepter in der einen, der Siegesgöttin auf der andern Hand als der olympiſche Siegverleiher und der huldvolle König der Menſchen und Götter. Die Statue war etwas über 40 F. hoch, machte aber einen weit größern Eindruck, ſodaß die Tempelhalle für das Bild zu niedrig erſchien. P. ſelbſt ſoll die in den bekannten Homeriſchen Verſen (Ilias 1, 529):

Und die ambroſiſchen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unſterblichen Haupt, es erbebten die Höh'n des Olympos,

ausgedrückte Erhabenheit des eine Bitte gewährenden Gottes als ſein Vorbild für die Schöpfung dieſes Meiſterwerks angegeben haben. Von den ſonſtigen Werken des Künſtlers ſind beſonders das von den Bewohnern der Inſel Lemnos auf der atheniſchen Akropolis geweihte Erzbild der Athene (A. Lemnia) und die Erzſtatue einer auf den Speer geſtützten Amazone in Epheſus hervorzuheben. Ueber den Tod des P. haben wir zwei verſchiedene Berichte aus dem Alterthum. Nach dem einen wäre er in Elis gleich nach Vollendung des Zeusbildes geſtorben (oder von den Eleern hingerichtet worden); nach dem andern ſoll er nach Athen zurückgekehrt und hier zuerſt des Goldunterſchleifs bei der Arbeit der Pallas, dann, als er ſich hiergegen durch Nachwägen des abnehmbar gearbeiteten Gewandes der Göttin vertheidigt hatte, der Gotteslästerung angeklagt (weil er ſein und des Perikles Bild auf dem Schilde der Göttin angebracht habe) und in den Kerker geworfen worden ſein, wo er entweder einer Krankheit erlegen oder vergiftet worden ſei. Von der Literatur über P. ſind beſonders zu nennen: O. Müller, «Commentationes de Phidiae vita et operibus» (Gött. 1827); Preller's Artikel «Phidias» in Erſch und Gruber's «Encyklopädie» (3. Sect., Bd. 22); Brunn, «Geſchichte der griech. Künſtler» (Bd. 1, Braunſchw. 1853); Overbeck, «Geſchichte der griech. Plaſtik» (Bd. 1, Lpz. 1857).

Philä, Inſel im Nil, an der Südſeite der erſten Nilkatarakte, bildete lange Zeit hindurch die Südgrenze von Aegypten. Ihr hieroglyphiſcher Name war, wie ſpäter der koptiſche, Pilak (die Grenzinſel), und Bilak wird ſie auch noch von arab. Schriftſtellern genannt. In griech. Zeit, ſcheint es, wurden mehrere Inſeln ſo genannt, daher der Plural. Ihre Berühmtheit erhielt ſie in verhältnißmäßig ſpäter Zeit. Die älteſten Monumente, die jetzt noch Spuren daſelbſt zurückgelaſſen haben, ſind aus der Zeit des Königs Nectanebus, des letzten einheimiſchen Pharaonen. Der berühmte Iſistempel wurde erſt unter Ptolemäus Philadelphus begonnen. Weit ältere Denkmäler befinden ſich auf den benachbarten Inſeln Bigeh und namentlich auf dem kleinen nackten Felſeneilande Konoſſo, dem von den Alten öfters genannten Abaton, auf welchem Oſiris begraben ſein ſollte. Dieſes war nur den Prieſtern zugänglich und ſcheint ſpäter ſeine Heiligkeit zum Theil auf P. übertragen zu haben. In röm. Zeit lag in P. eine Garniſon, deren Ziegelhäuſer noch große Ruinenhügel zwiſchen den Tempelgebäuden zurückgelaſſen haben. Jetzt wird ſie von Nubiern bewohnt und heißt arabiſch Gezîrot-el-birbe, die Tempelinſel.

Philadelphen hießen die Mitglieder eines geheimen Bundes in der franz. Armee, der den Sturz Napoleon's und die Herſtellung der Republik bezweckte und den Brigadegeneral Oudet zum Haupte gehabt haben ſoll. Letzterer wurde, wie man erzählt, nach der Schlacht bei Wagram mit 35 ſeiner mitverſchworenen und von ihm angeſtellten Offiziere in einen Hinterhalt gelockt und dort erſchoſſen. Als eine Aeußerung dieſes Bundes wird die Verſchwörung Mallet's (ſ. d.) 1812 angeſehen. Ueber das Nähere der Sache herrſcht indeſſen Dunkel.

Philadelphia, die bedeutendſte Stadt Pennſylvaniens, nach Neuyork die größte und in Hinſicht der Regelmäßigkeit und Schönheit ihrer Bauart die erſte Stadt der Vereinigten Staaten, gegründet 1682 von Will. Penn (ſ. d.), iſt geſchichtlich berühmt als der Ort, wo 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der amerik. Colonien feierlich erklärt wurde, und war bis 1800 der Sitz der Regierung des Staats Pennſylvanien (ſ. d.). Die Stadt liegt etwa 22 M. vom Atlantiſchen Ocean auf der Landzunge zwiſchen den Flüſſen Delaware und Schuylkill, die ſich einige engl. Meilen unterhalb der Stadt vereinigen und in die Delawarebai ausmünden. Durch dieſe Lage hat ſie die Vortheile eines Seeplatzes und eines ſichern, noch dazu doppelten Flußhafens. Mit Trinkwaſſer wird ſie durch eine prächtige Waſſerleitung (Fairmont waterworks) aus dem Schuylkill verſorgt, über den in der Stadt eine Brücke führt, die aus einem einzigen Bogen von 340 F. Weite beſteht. Die regelmäßigen, geraden, breiten, gutgepflaſterten Straßen haben ſehr bequeme Seitenwege. Namentlich zeichnen ſich die Cheſtnut-, Walnut-, Broad- und Marktſtraße aus, welche letztere zu beiden Seiten ſehr elegante Kaufhallen hat. Die beiden ſchönen und regelmäßigen öffentlichen Plätze, der Waſhington- und der Franklinplatz,

ſind neuerdings mit Statuen geziert worden. Die Zahl der Einwohner betrug 1790 nur 42520, war von 1820—30 von 108116 auf 167188, bis 1840 auf 258037 geſtiegen und belief ſich 1860 bereits auf 562529, worunter ſich 121699 Fremde (etwa 60000 Deutſche, eine beträchtliche Anzahl Franzoſen und freie Farbige) befanden. Für Künſte und Wiſſenſchaften iſt in P. in großartiger Weiſe geſorgt. Es befinden ſich hier die Pennſylvania-Univerſität, die 1755 geſtiftet wurde und deren medic. Abtheilung allein 520 Studenten zählt; außerdem noch drei andere Medicinalcollegien mit zuſammen 800—1200 Studenten, ein theol. Seminar und über 100 Mittel- und 388 Volks- oder Freiſchulen. Ferner eine Akademie der Naturwiſſenſchaften (ſeit 1812), eine Akademie der ſchönen Künſte (ſeit 1805), eine Sternwarte, ein Botaniſcher Garten, eine amerikaniſche philoſoph. Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe. Außerdem beſtehen noch eine medic., eine chem., eine mechan. und eine deutſche Geſellſchaft; eine Geſellſchaft für den Landbau, geſtiftet 1785, mit Sammlungen von Mineralien und Modellen; ein Athenäum, geſtiftet 1814, mit Sammlungen, einer reichen Bibliothek gemeinnütziger Werke und einem Journal-Leſezimmer; Peale's Muſeum, welches die reichſte Naturalienſammlung in Nordamerika beſitzt; ein Seminar für Miſſionare zur Bekehrung der Neger in Afrika (ſeit 1818); eine Taubſtummenanſtalt; zwei Kunſtvereine, ein ſchönes Opernhaus, vier Theater u. ſ. w. Eine allgemeine philadelphiſche Bibliothek wurde 1731 von Franklin angelegt, deren 1790 errichtetes Gebäude, mit der Statue Franklin's von weißem Marmor, eins der geſchmackvollſten der Stadt iſt. Es enthält, außer der Bibliothek von mehr als 55000 Bänden, auch noch ein Muſeum und einen phyſik. Apparat. Unter den übrigen Bibliotheken ſind die Sammlungen der Akademie der Naturwiſſenſchaften und der amerikaniſchen philoſ. und der hiſtor. Geſellſchaft die bedeutendſten. Die Stadt hat 360 Kirchen und Bethäuſer für die zahlreichen Religionsparteien, unter welchen die Presbyterianer und Engliſch-Biſchöflichen, nach ihnen aber die Methodiſten und Katholiken die Mehrzahl ausmachen. Die Juden haben eine Synagoge. P. iſt der Hauptſitz der Quäker, welche hier, im Genuſſe beſonderer Vorrechte, unter anderm ein Hospital, ein Arbeitshaus und mehre andere wohlthätige Anſtalten gegründet haben, die muſterhaft eingerichtet ſind. Eine der großartigſten Stiftungen iſt das von dem Bankier Stephan Girard mit einem Fonds von 2 Mill. Dollars ausgeſtattete Waiſenhaus, für welches in der Stiftungsurkunde die Beſtimmung getroffen, daß nie ein Geiſtlicher die Schwelle der Anſtalt überſchreiten darf. Eine ebenfalls ſehr wohlthätige Anſtalt iſt das öffentliche Armen- und Krankenhaus, das aus vielen Gebäuden beſteht, und zu dem ein anatom. Muſeum, ein Klinikum und eine Bibliothek gehören. Sehr heilſam hat auf die Verbeſſerung des ſittlichen Zuſtandes das 1826 geſtiftete Zufluchtshaus (House of refuge) eingewirkt. Ferner hat P. ein Arbeitshaus mit einer Entbindungs-, Waiſen- und Krankenanſtalt und ein Irrenhaus. Neben Fabriken aller Art und Zuckerſiedereien hat die Stadt auch an 100 Buchdruckereien, bedeutenden Buchhandel u. ſ. w. Ferner beſtanden 1865 daſelbſt 29 Nationalbanken mit einem Kapital von 15 Mill. Dollars, eine große Anzahl Aſſecuranzgeſellſchaften, ein Handelscollegium und andere Anſtalten für den auswärtigen und den Binnenhandel. Auch iſt in P. ſeit 1791 die Münzſtätte für die ganze Union. Außerhalb der Stadt liegen die große Strafanſtalt, in der das Zellenſyſtem eingeführt iſt, und das ſchöne Marinehospital. Der Delaware trägt ſelbſt vor der Stadt noch Seeſchiffe. Der Hafen iſt ſehr geräumig, und die Schiffswerfte der Union ſind von großer Wichtigkeit. Der Handel P.s nach ausländiſchen Häfen iſt ſehr beträchtlich, aber nicht ſo bedeutend als der von Neuyork, Boſton und Neuorleans. Im J. 1865 betrug die Ausfuhr 11,278603, die Einfuhr 7,164744 Dollars. Die erſtere beſteht hauptſächlich in Mehl, Weizen, Baumwolle, Taback, Butter, Fleiſch, Eiſenwaaren u. ſ. w. Sehr bedeutend iſt auch die Küſtenſchiffahrt, wodurch die Kohlen und die andern Fabrikate Pennſylvaniens nach andern Theilen der Union verführt und gegen deren Producte eingetauſcht werden. Auch gehört P. nächſt Neuyork und Baltimore zu den Hauptlandungshäfen der deutſchen Einwanderer. Durch Eiſenbahnen ſteht P. mit den wichtigſten Städten der Union und durch Dampfſchiffe mit deren größten Hafenſtädten in Verbindung. Der directe Verkehr mit Europa rentirte jedoch nicht und wurde deshalb bald wieder aufgegeben. Bedeutender jedoch iſt P. durch ſeine Fabriken, die an Ausdehnung und Kapital alle andern Fabrikplätze in den Vereinigten Staaten übertreffen. 1860 gab es hier 111 Baumwollfabriken mit einem Kapital von faſt 5 Mill., 31 Woll- und Tuchfabriken, 715 Schuh- und Stiefelfabriken, 50 Wagen- und 84 Teppichfabriken. Der Geſammtbetrag des in Fabriken angelegten Kapitals belief ſich auf 73,318885 Dollars, die Zahl der Arbeiter auf 98983 und der Werth der Fabrikation auf 135,979777 Dollars.

Philadelphia (Jakob), ein berühmter Escamoteur und Abenteurer des vorigen Jahr-

hunderts, wurde von jüd. Aeltern im nordamerik. Philadelphia im ersten Viertel des 18. Jahrh. geboren, erhielt bei der Beschneidung den Namen Jakob und nahm, als er Christ wurde, den seiner Vaterstadt an. Mathematik und Physik zogen ihn früh an, und auf die geschickte Anwendung dieser Wissenschaften gründete er seine spätere Lebensbahn. Nach dem Tode des Herzogs von Cumberland, Heinrich Friedrich, bei welchem er eine Zeit lang gelebt hatte, hielt er von 1757 an in England als «Künstler der Mathematik», wie er sich selbst nannte, seine mathem.-physik. Vorstellungen, und bereits seit 1758 lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich. Von jetzt an durchreiste er Portugal und nach und nach fast alle Länder Europas oder, wie er sagte, alle vier Welttheile. Der russ. Fürst Orlow ließ ihn auf Befehl der Kaiserin Katharina II., welche er zwar durch eins seiner Kunststücke in Schrecken gesetzt haben soll, die ihn aber doch ihrer goldenen Huld würdigte, 1772 zum Congreß nach Fokschani in der Walachei kommen und sendete ihn von da nach Konstantinopel zum Sultan Mustapha III., welcher ihn so lieb gewann, daß er, wie Lichtenberg in seiner Satire bemerkt, von da ab für die Vormittagsstunden von 11—12 für die genannte Stadt engagirt wurde. Am 18. und 24. Aug. 1773 gab P. zwei Vorstellungen am kaiserl. Hofe zu Wien, die ihm mit 300 Thlrn. bezahlt wurden; bald darauf ließ er sich in Potsdam und Berlin sehen. Seinen Göttingen 1777 zugedachten Besuch vereitelte Lichtenberg. 1778 beschenkte ihn der Magistrat zu Schwäbisch-Hall mit einer Ehrenmedaille, und 1779 befand er sich in Strasburg und beabsichtigte von da aus nach der Schweiz zu gehen. Wo er sich von da an hingewendet habe, weiß man nicht; doch besuchte er noch zwischen 1794 und 1795 die Schule zu Pforta. Der eigentlichen Taschenspielerkunst wollte P. fremd sein, und Kunststücke, die mit ihr in Verbindung standen, betrachtete er als Nebensachen. Uebrigens ließ er sich seine Vorstellungen ziemlich theuer bezahlen. Er lebte sehr anständig und schrieb noch 1797 an einen gewissen Oetzel in Köthen, wo er sich aufhielt, sobald er sich nicht auf Reisen befand, von Kehl aus eine Summe Geldes, um damit mehreres für ihn zu berichtigen. Wann wie und wann er gestorben, ist unbekannt.

Philadelphus, Name einer zur 12. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Sträuchergattung, welche den Typus einer kleinen, mit den Saxifrageen verwandten, dikotylen Pflanzenfamilie der Philadelpheen, bildet. Ihre bei uns unter dem Namen Pfeifenstrauch und unechter Jasmin oder kurzweg Jasmin bekannte und als Ziersträucher beliebte Arten haben schlanke, ruthenförmige, mit weißem Mark erfüllte Stock- und Wurzellohden, welche zu Tabackspfeifenröhren verwendet werden können, gestielte, gegenständige, ganze, meist dreinervige Blätter und in einfache oder zusammengesetzte Trugdolden (Sträuße) gestellte Blüten mit unterständigem, kreiselförmigem Fruchtknoten, vier bis fünf Kelchzipfeln und stets weißen Blumenblättern, vielen Staubgefäßen und vier bis sitnf kurzen Griffeln. Die Staubgefäße und Blumenblätter sind auf einem im Kelchsaum befindlichen Ringe eingefügt, die Frucht ist eine mehrsamige, vier- bis fünfklappige Kapsel. Am häufigsten werden der in Südeuropa einheimische P. coronarius L., dessen Blüten unter dem Namen Flores Jasmini albi ehedem als belebendes und erregendes Mittel officinell waren, und der aus Nordamerika stammende P. grandiflorus Willd. als Ziersträucher cultivirt. Beide besitzen süß, aber sehr stark, fast betäubend duftende Blüten und gedeihen auf allerhand Boden ohne besondere Pflege.

Philalethen, d. i. Wahrheitsfreunde, nannten sich wiederholt Gesellschaften oder Parteien, die in Religionssachen eine aufklärende Richtung verfolgten, in neuerer Zeit aber die ungenannten Verfasser des «Entwurf einer Bittschrift an deutsche Fürsten» (Kiel 1830), worin die Idee zur Bildung einer neuen religiösen Gemeinschaft aufgestellt ward, die an keine, weder positive noch nationale Dogmen gebunden, sondern nur durch das allgemeine Element der Religiosität zu gemeinsamen Symbolen und Gebräuchen vereinigt sein sollte. Obschon ohne directen Zusammenhang, kann man die P. als Vorläufer der Protestantischen Freunde und der spätern Freien Gemeinden betrachten.

Philäni ist der Name eines durch seltene Vaterlandsliebe berühmten karthag. Brüderpaars. Als nämlich Karthago und Cyrene einst in Grenzstreitigkeiten verwickelt wurden, kamen beide Nationen zur gütlichen Beilegung derselben darin überein, daß eine jede derselben an einem und demselben Tage und zu derselben Stunde zwei Abgesandte von ihren bis dahin anerkannten Grenzen abschicken wolle, und daß dann der Ort, wo beide Parteien zusammentreffen würden, die Grenze ausmachen solle. Die karthag. Brüder hatten aber durch größere Schnelligkeit einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, daher die Cyrener bei dem gegenseitigen Begegnen sich weigerten, die getroffene Bestimmung anzunehmen, es sei denn, daß die beiden Karthager an dieser Stelle sich lebendig begraben ließen. Dies geschah, und zur Erinnerung an diese von den Alten

vielfach erzählte Begebenheit errichtete man unter dem Namen Aras Philaenorum, d. i. Altäre der P., auf dem südl. Punkte der Großen Syrte ein Denkmal, das bereits zu Strabo's Zeit verschwunden war, obgleich die Gegend selbst den Namen fortbehielt.

Philanthropie ist das griech. Wort für Menschenliebe. Philanthropen, d. i. Menschenfreunde, nannte sich eine Anzahl von Männern, denen das Erziehungswesen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seine vorzüglichsten Fortschritte verdankt, und an deren Spitze Basedow (s. d.) stand. Basedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geistigen Entartung bei seinen Zeitgenossen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Uebelstände, gegen die er und nächst ihm Wolke, Ifelin, Campe, Trapp und Salzmann mit reformatorischer Begeisterung und Zuversicht wirkten und so eine neue Epoche in der Erziehungskunst begründeten. Die Grundsätze dieser Männer sind folgende. Die Natur muß die Regel und P. die Triebfeder aller Erziehung sein. Darum muß man die Kraft des Kindes, das von Natur gut ist, sich frei entwickeln und besonders an Gegenständen der sinnlichen Anschauung (Naturkunde, Technologie) sich üben lassen, bis es reich genug an Vorstellungen ist, um die Symbolik der Worte in den classischen Autoren, Religionslehren u. s. w. zu verstehen, und seine Erziehung so leiten, daß es zum körperlich und geistig gesunden, im Gebrauche seiner Kräfte gewandten, womöglich in allen Zweigen des Wissens orientirten, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menschen heranreife. Um der Menschheit auf diesem Wege zu helfen, hatte Basedow die Errichtung einer Pflanz- und Musterschule für Lehrer, welche nach seinen Grundsätzen Weltbürger erziehen sollten, entworfen und sie unter dem Namen Philanthropin als eine Werkstätte der Menschenfreundschaft angekündigt. Die dazu gesammelten Gelder reichten aber nur zur Stiftung einer Erziehungsanstalt hin, die unter jenem Namen 1774, unter dem Schutze des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Dessau, eröffnet wurde. Nach dem Vorbilde dieser Musteranstalt, welche ihre Zöglinge körperlich stärkte, aber auch geistig zerstreute und sich wegen Mangels an Ausdauer ihres Stifters und wegen des schnellen Wechsels ihrer Vorsteher 1793 wieder auflöste, entstanden mehrere Philanthropine, von denen aber nur die Salzmann'sche Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal (s. d.) das 19. Jahrh. erlebt und sich erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortschritte machte, ist theils dem heftigen Widerspruche der Humanisten, die sich als Angeklagte behandelt sahen, theils den Schwächen der philanthropischen Grundsätze und Methoden selbst sowie dem Misverhältniß zuzuschreiben, in welchem die Ankündigungen der Philanthropisten mit ihren Leistungen standen. Denn wie sehr auch das Zeitalter Friedrich's II., von dem die praktische, fast nur ökonomisch-mercantilische Richtung der Weltleute und die Verstandescultur ausgingen, sich in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauche des Lebens gefallen mochte, so wurden doch die erfahrenen Pädagogen und Freunde der Wissenschaft bald darüber einig, daß der Grundsatz, der Jugend alles so leicht und angenehm als möglich zu machen, seichte Vielwisserei und zerstreuende Tändelei befördere. Durch die weitverbreiteten Schriften der Tonangeber sowie durch die als Hofmeister und Schullehrer allenthalben reformirenden Apostel in den drei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh., wo der Philanthropinismus in der Mode war und außer den Gelehrtenschulen ziemlich frei schalten durfte, hat derselbe daher auch manche Verirrungen veranlaßt; doch ist ihm im ganzen viel Rühmliches nachzusagen. Hierher gehört sein Einfluß auf Verbesserung der Landschulen, Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in den Volksunterricht, und vor allem seine rastlose Sorgfalt für das höchst vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend. Vgl. Schmidt, »Geschichte der Pädagogik« (Bd. 4, Köthen 1862).

Philaret, Metropolit von Moskau, hieß früher Wassilji Drosdow und ist der Sohn eines Küsters in Kolomna, wo er 1782 geboren wurde. Da er früh ungewöhnliche Fähigkeiten zeigte, so ließ man ihn studiren, und nachdem er die Weihe empfangen, ward er erst Professor, 1812 aber Rector der Alexander-Newskij-Akademie zu Petersburg. Durch seine Kanzelreden, die mit glänzender Beredsamkeit einen correcten Stil und geläuterten Geschmack verbanden, zog er die Aufmerksamkeit Kaiser Alexander's auf sich, der ihn 1817 zum Bischof von Reval, 1819 zum Erzbischof von Twer und 1821 zum Erzbischof von Moskau erhob. Indem er sich mit Eifer der Pflege seines geistlichen Amts widmete, griff P. von nun an auch in die polit. Begebenheiten seiner Zeit ein, namentlich wo sie die Interessen der orthodoxen Kirche berührten. Während des Orientkriegs und der poln. Revolution suchte er das Volk durch Manifeste und Hirtenbriefe zu entflammen, und noch in hohem Alter benutzte er die Anwesenheit des Prinzen

von Wales in Moskau, Nov. 1866, um die Sympathien Englands für seine christl. Glaubensbrüder im Orient anzurufen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft wurde von ihm mit aller Macht seiner Autorität unterstützt; ebenso entschieden trat er jedoch gegen die irreligiösen Tendenzen des Zeitalters auf und bewies in der Verwaltung seiner Eparchie große Strenge. Ohne Zweifel ist P. seit Nikon der begabteste und einflußreichste Kirchenfürst Rußlands. Von seinen Schriften sind die «Gespräche über die Rechtgläubigkeit der griech.-russ. Kirche» (Petersb. 1815), das «Compendium der biblischen Geschichte» (Petersb. 1816; neue Aufl., Mosk. 1852) und der «Commentar zum Buche Genesis» (Petersb. 1819) zu erwähnen. Seine Predigten erschienen in zweiter Auflage 1848 in zwei Bänden zu Moskau, denen 1861 ein dritter folgte. Viele von seinen Reden sind in den russ. geistlichen Journalen zerstreut. — Nicht mit ihm zu verwechseln sind P., Metropolit von Kiew, geb. 1778, gest. 2. Jan. 1858, und P., Erzbischof von Charkow, geb. 1805, gest. 1866, wovon ersterer sich unter anderm durch seine «Geschichte des russ. Kirchengesangs» (Petersb. 1860) und «Leben der russ. Heiligen» (Tschernigow 1861), letzterer durch eine «Geschichte der russ. Kirche» (5 Bde., Mosk. 1857—59), eine «Uebersicht der russ. geistlichen Literatur von 862—1858» (2 Bde., Petersb. 1860—61) und «Beschreibung der Eparchie Charkow» (5 Bde., Charkow 1857) bekannt gemacht hat.

Philemon, einer der vorzüglichsten griech. Dichter, der Begründer der sog. neuen griech. Komödie, um 320 v. Chr., aus Soli in Cilicien, war ein Zeitgenosse des Menander (s. d.), mit dem er um den Vorrang stritt, den ihm auch einige von den Alten ertheilten. Die von seinen 97 Lustspielen noch übrigen Bruchstücke sind zugleich mit denen des Menander am besten von Meineke in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1839) und von W. Dindorf in der Ausgabe des Aristophanes (Par. 1838) bearbeitet worden. — Denselben Namen führten auch mehrere griech. Grammatiker, unter denen besonders der Lexikograph P. hervorzuheben ist, welcher in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., nach andern erst im 10. Jahrh., lebte und ein «Lexicon technologicum» verfaßte, herausgegeben von Burney (Lond. 1812) und Osann (Berl. 1821).

Philemon und Baucis waren ein wegen ihrer noch im hohen Alter treuen Liebe im Alterthume berühmtes Ehepaar. Die Mythe erzählt von ihnen Folgendes. Als einst Jupiter und Mercur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, wollte sie niemand beherbergen; blos jene schon betagten Ehegatten nahmen sie auf, wuschen ihnen die Füße, setzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten sie. Bei ihrem Weggange nahmen die Götter das Paar mit sich auf einen benachbarten Berg. Nach ihrem Dorfe zurückschauend sahen die beiden alten Leute dasselbe überschwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Jupiter erlaubte ihnen, irgendeine Bitte zu thun; allein die bescheidenen und zufriedenen Eheleute baten blos um die Begünstigung, als Diener seines Tempels zu gleicher Zeit zu sterben. Im hohen Alter, als sie einst vor des Tempels Thüre saßen, wurde Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde verwandelt. Erst allmählich bemerkten sie ihre Verwandlung und nahmen, solange sie sich sehen konnten, den zärtlichsten Abschied voneinander.

Philētas, ein elegischer griech. Dichter und Freund des Hermesianax (s. d.), war aus Kos gebürtig, lebte aber seit 306 v. Chr. zu Alexandria am Hofe des Ptolemäus Lagi, der ihm den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder, besonders des Thronfolgers Ptolemäus Philadelphus, anvertraute. Durch seinen Vater, einen Grammatiker, veranlaßt, widmete er sich mit vielem Eifer dem Studium der Homerischen Kritik und verband damit, ganz im Geiste jener Zeit, in der man auch in den dichterischen Werken große Gelehrsamkeit zur Schau trug, die Poesie. Dennoch ist der Verlust seiner Elegien sehr zu beklagen, da sie die alten Kunstrichter gleich nach denen des Kallimachus setzten und Propertius (s. d.) sie als Vorbild wählte. Uebrigens war er der Sage nach von so dünner und leichter Gestalt, daß er Blei in den Sohlen tragen mußte, um nicht vom Winde fortgeführt zu werden, und fand seinen Tod infolge zu scharfen Nachdenkens über eine Art verfänglicher Schlüsse. Die erhaltenen Fragmente wurden von Schneidewin im «Delectus poeseos Graecae» (Gött. 1838) gesammelt und von Weber in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) übersetzt.

Philhellēnen, d. i. Griechenfreunde, wurden alle diejenigen genannt, welche die Griechen bei ihrem Freiheitskampfe entweder durch persönliche Kriegsdienste oder durch Geld und auf andere Weise unterstützten. Einer der thätigsten P. war Eynard (s. d.) in Genf.

Philidor (François André Danican, genannt), franz. Componist und ausgezeichneter Schachspieler, geb. 7. Sept. 1726 zu Dreux aus einer Musikerfamilie, kam frühzeitig als Sängerknabe in die königl. Kapelle und versuchte sich bereits in seinem 12. Lebensjahre in der Com-

position von Motetten, von denen eine vor dem Könige selbst zur Aufführung kam. Nachdem er 1740 die Kapelle verlassen, ertheilte er Musikunterricht, that sich aber daneben auch schon als Schachspieler hervor. 1745 unternahm P. mit mehrern andern Musikern eine Kunstreise nach Holland. Hier wurde er infolge seiner Meisterschaft im Schachspiele mit engl. Offizieren bekannt und dadurch veranlaßt, auf einige Zeit nach London zu gehen, wo er als Schachspieler glänzende Erfolge erzielte, unter andern auch den damals hochberühmten Syrer Philipp Stamma in einem Wettkampfe besiegte. 1747 wandte sich P. wieder nach Holland, dann nach Deutschland, wo er längere Zeit, mit ernsten musikalischen Studien beschäftigt, besonders zu Berlin lebte. Nachdem er 1754 nach Frankreich zurückgekehrt, schloß er sich hier auf musikalischem Gebiete der sog. Reformpartei an und erlangte mit einigen komischen Opern beträchtliche Erfolge. Später wandte er sich jedoch der ernsten Oper zu. Seiner ersten tragischen Oper «Ernelinde», die großen Beifall fand, ließ er noch eine lange Reihe ähnlicher Werke folgen, die sein Compositionstalent und seine Originalität bekunden. Die Meisterschaft im Schachspiel gewährte P. einen ansehnlichen Nebenverdienst, indem er seit 1774 fast alljährlich nach London ging, wo er von dem dortigen Schachclub beträchtliche Subscriptionsgelder namentlich für seine Productionen im Blindlingsspiel erhielt. Er starb 29. Aug. 1795 während eines Aufenthalts in England. Als Operncomponist nimmt P. in der Geschichte der franz. Musik einen ehrenvollen Rang ein. Weit glänzender ist jedoch sein Ruf als Schachspieler. Solange er lebte, blieb er auf dem Schachbrete unübertroffen, und noch lange Zeit nach seinem Tode galt seine praktische Spielstärke als unerreichbar. Sein Lehrbuch des Schachspiels («L'analyse du jeu des échecs», Lond. 1777 u. öfter), welches auf dem System des sog. Bauernspiels («Die Bauern sind die Seele des Schach») beruht, wurde bis auf neuere Zeit herab im ganzen Norden Europas als mustergültig anerkannt. Vgl. Allen, «The life of P.» (Philadelphia 1864).

Philipp (griech. Philippos) ist der Name von fünf macedon. Königen, von denen namentlich der zweite eine hohe polit. Bedeutsamkeit hat. — P. I., ein Sohn des Argäos, regierte als der dritte König aus dem Hause der Temeniden etwa 644—640 v. Chr. Ein anderer P., ein Sohn Alexander's I., empörte sich um 440 v. Chr. gegen seinen Bruder, Perdikkas II., den rechtmäßigen König von Macedonien, konnte aber den Thron gegen diesen nicht behaupten, obgleich er von Athen aus Unterstützung erhielt, und wird daher in der Reihe der macedon. Könige nicht gezählt. — Mit P. II. (geb. 382 v. Chr.), einem Sohne des Königs Amyntas II. und Vater Alexander's d. Gr., beginnt die eigentliche Glanzperiode Macedoniens (s. d.). Er wurde von den Thebanern, als sie die damaligen Thronstreitigkeiten Macedoniens durch die Theilung des Reichs unter zwei Prätendenten schlichteten, als Geisel für die Erhaltung jener Theilung mit nach Theben geführt, wo er während eines mehrjährigen Aufenthalts im Hause des Epaminondas griech. Bildung und Taktik, zugleich aber auch die große Spannung und Uneinigkeit der griech. Staaten kennen lernte. Als nun jene Theilung des macedon. Reichs durch Ermordung des einen Prätendenten aufgehört hatte, entwich P. nach Macedonien, übernahm die Vormundschaft über seinen noch unmündigen Neffen Amyntas III. und benutzte diese, als er das Reich von innern und äußern Feinden bedroht sah, sich selbst 359 v. Chr. des Throns zu bemächtigen. Von Anfang an war die Erweiterung der Grenzen seines Reichs und die Erlangung der Hegemonie (Führerschaft) über ganz Griechenland das Ziel seiner Bestrebungen. Zu diesem Zwecke verbesserte er zunächst durch Einführung der Phalanx (s. d.) das Kriegswesen, unterwarf die Päonier und Illyrier und eroberte, um sich eine Seemacht zu gründen, die griech. Städte Amphipolis und Potidäa an der Küste Thraziens und die athen. Besitzungen Pydna und Methone an der Küste des südl. Macedonien, wodurch er zuerst mit Athen in Conflict gerieth. Eine Veranlassung, sich in die Angelegenheiten Griechenlands zu mischen, fand er in der von den Thessaliern an ihn ergangenen Aufforderung zur Hülfe gegen die Bedrückungen des Tyrannen Lykophron von Pherä, der er bereitwillig folgte. Obgleich zuerst zweimal von den mit dem Tyrannen verbündeten Phokern geschlagen, blieb er doch endlich Sieger und behandelte nach dem Sturze des Tyrannen Thessalien völlig als eine macedon. Provinz (352). Dann wandte er sich gegen Olynthos, die mächtigste unter den griech. Küstenstädten in Thrazien, mit der er früher ein Bündniß geschlossen hatte; diese, von den Athenern, trotz der feurigen Reden des Demosthenes (s. d.), nur lau unterstützt, fiel im J. 348 v. Chr. durch Verrath in seine Hände und wurde nebst vielen andern zerstört, während P. die Athener durch den bestechlichen Aeschines (s. d.) mit Friedensunterhandlungen hinhielt. Nachdem der Friede mit Athen geschlossen (346), drang er, von den Thebanern zur Hülfe gerufen, in Phokis ein, das er unterwarf und als Vollstrecker des Urtheilsspruches der delphischen Amphiktyonie, zu deren Mitglied er nun selbst an

der Stelle der Phoker aufgenommen wurde, verwüstete. Darauf befestigte er seine Herrschaft in Thessalien, nöthigte die Spartaner, auf die Wiedererlangung Messeniens zu verzichten, und setzte seine Eroberungen an der thraz. Küste fort, belagerte aber Perinthus und Byzanz vergebens gegen Phocion (s. d.). Um wieder in Griechenland selbst mit einem Heere erscheinen zu können, brachte er es mit Hülfe des Aeschines dahin, daß die Amphiktyonen den Lokrern von Amphissa wegen Benutzung eines zum Tempelbereich von Delphi gehörigen Grundstücks eine Strafe auferlegten und daß man ihm die Vollziehung dieses Beschlusses übertrug. Mit einem zahlreichen Heere kam er jetzt nach Griechenland (339), beendete schnell den Krieg gegen Amphissa und verrieth sehr bald noch ganz andere Absichten, indem er Elatea, den Schlüssel Böotiens, besetzte. In dieser allgemeinen Bestürzung Griechenlands hatte nur Demosthenes den Muth, zu einer tapfern Gegenwehr alle griech. Staaten aufzufordern, was ihm auch durch seine Beredsamkeit gelang; aber das Heer der Verbündeten wurde nach zwei glücklichen Gefechten von P. bei Chäronea (s. d.) 338 v. Chr. gänzlich geschlagen. Theben ergab sich sofort, durch diesen Schlag erschüttert; Athen erhielt, als es Gegenrüstungen machte, einen leidlichen Frieden, und die übrigen Staaten bewarben sich wetteifernd um die Gunst des großen Siegers, sodaß P. auf einer Nationalversammlung der Griechen zu Korinth 337 zu ihrem Oberfeldherrn gegen die Perser feierlich erwählt wurde. Kaum aber hatte er die Zurüstungen zu diesem Kriege gegen die Perser begonnen, als er zu Aegä beim Ausgange aus dem Theater von einem Hauptmann seiner Leibwache, Pausanias, dessen Beschwerde wegen Mishandlung durch einen Verwandten des Königs er zurückgewiesen hatte, ermordet wurde (336 v. Chr.). Ein dunkles Gerücht bezeichnete seine Gattin Olympias als Anstifterin und seinen Sohn Alexander als Mitwisser dieses Frevels. P. gehört zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der alten Geschichte. Mit allen Krümmungen der Staatskunst vertraut, zeigte er sich gegen mächtigere Staaten, wie Athen, herablassend und einschmeichelnd und suchte da, wo er Gewalt für gefährlich hielt, durch Güte, List und namentlich auch durch Bestechungen seine tiefangelegten Plane zu erreichen, wie er denn überhaupt noch größer in der Politik als in der Taktik war. Sein moralischer Charakter war sehr zweideutig, da er mit manchen Tugenden, namentlich einer außerordentlichen Besonnenheit im Glücke, auch große Laster vereinigte. Die Griechen behandelte er im ganzen mild und weise, aber gegen die Macedonier übte er eine unumschränkte Gewalt aus. Vgl. Olivier, «Histoire de Philippe, roi de Macédoine» (2 Bde., Par. 1740—60); Leland, «History of the life and reign of Philipp» (2 Bde., Lond. 1761); Brückner, «König P., Sohn des Amyntas von Macedonien, und die hellen. Staaten» (Gött. 1837). — **P. III. Aridäos** (Arrhidäus), ein Sohn Philipp's II. von der Tänzerin Philinna, wurde nach Alexander's d. Gr. Tode (323) zum Könige von Macedonien unter Vormundschaft des Krateros ernannt, als er aber nach Macedonien kam, eingekerkert und auf Geheiß der Olympias getödtet (317 v. Chr.). Da er nicht faktisch regiert hat, so wird er, wie auch **P. IV.**, der ältere Sohn des Kassandros, der nach dem Tode seines Vaters (296) einige Monate den Thron innehatte, von einigen Historikern in der Reihenfolge der macedon. Könige nicht mitgezählt. — **P. V.**, ein Sohn Demetrius' II., bestieg 220 v. Chr. den Thron Macedoniens, das damals nach langem Frieden kräftig dastand und im fortdauernden Bündnisse mit den Achäern eine lange Dauer seiner Selbständigkeit gegen auswärtige Eroberer zu versprechen schien. Allein die durch P.'s eigene Schuld herbeigeführten Verwickelungen mit Rom wurden für die Macht und endlich sogar für die Existenz Macedoniens verderblich. P. hatte nämlich trotz des Vertrags mit den Römern das unter röm. Schutz stehende Illyrien beunruhigt und mit den Karthagern ein Bündniß geschlossen, wodurch der erste macedon. Krieg, dessen Schauplatz hauptsächlich Illyrien war (215—206), veranlaßt wurde. Als dann im J. 200 die mit Rom befreundeten Athener sich über einen Einfall der mit P. verbündeten Akarnaner in ihr Gebiet beklagten und zugleich der König Attalus von Pergamus und die Republik Rhodus bei den Römern gegen die feindseligen Absichten P.'s Hülfe suchten, wurde der zweite macedon. Krieg begonnen. Mit Erfolg wurde derselbe jedoch erst geführt, als Titus Quinctius Flamininus den Oberbefehl erhielt, worauf bald ganz Epirus und der Achäische Bund den Römern beitrat und endlich P. selbst bei Kynoskephalä (s. d.) 197 v. Chr. entscheidend geschlagen wurde, der Hegemonie über Griechenland entsagen und alle griech. Landschaften und Städte, die er bis dahin besetzt gehalten hatte, räumen mußte. Nach dieser Demüthigung lieh P., wie er überhaupt argwöhnisch und grausam war, jetzt mehr als je Schmeichlern und Verleumdern sein Ohr. Auf Betrieb seines natürlichen Sohnes Perseus ließ er seinen einzigen rechtmäßigen Sohn Demetrius durch Gift umbringen und starb endlich, zumal da Perseus von dieser Zeit an ein trotziges Benehmen gegen ihn zeigte, 179 v. Chr. aus Reue und Gram. (S. Macedonien.)

Philipp II., König von Spanien, der Sohn Kaiser Karl's V. und Isabella's von Portugal, war zu Valladolid 1527 geboren. Das ernste und starre Naturell des Prinzen erhielt durch die von Geistlichen geleitete Erziehung früh das Gepräge jener engherzigen Unbeugsamkeit und Bigoterie, die P.'s späteres Leben beherrschten. Schon im 16. J. mit Maria von Portugal, dann 1554 mit der gleichgesinnten Maria I. (s. d.) Tudor von England vermählt, war P. von seinem Vater bestimmt, den gewichtigsten Theil der burgund.-habsburg. Macht mit der spanischen zu vereinigen. Indessen mislang es, die Kaiserwahl P.'s in Deutschland durchzusetzen, und auch der Einfluß auf England ging schon mit dem Tode Maria's verloren (1558). Die Macht aber, welche Karl's V. Abdankung im Herbst 1555 dem jungen König in die Hand legte, war immerhin groß genug, um das Uebergewicht in Europa zu behaupten. Die schönsten und reichsten Länder (Spanien mit seinen ungeheuern Colonien, die niederländ.-burgund. Provinzen, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien), die geübtesten Heere, die besten Feldherren jener Zeit standen P. zu Gebote. Ein weiser und schöpferischer Geist hätte mit diesen Mitteln Außerordentliches leisten müssen. P.'s monotone und mechan. Despotie, die unverständige Starrheit, womit er den engen Gedankenkreis, der ihn beherrschte, der Welt aufdringen wollte, sein Haß gegen jede freie Regsamkeit, wo sie sich auch zeigen mochte, brachten es aber binnen 40 J. dahin, daß Spanien verarmte, die Niederlande abfielen und die ganze Macht seiner Krone in unaufhaltsamen Verfall gerieth. Nachdem der erste Krieg mit Frankreich 1556—59, den er noch von seinem Vater geerbt, durch den Frieden von Château-Cambrésis mit der Herstellung des Statusquo beendet war, entwickelte sich P.'s System zunächst gegenüber den Niederlanden (s. d.). Diesen durch hergebrachte Verfassungen und locale Verhältnisse sehr mannichfaltig beschaffenen Landen sollte die Einheit der span. Cabinetsregierung, die kirchliche und polit. Inquisition aufgedrungen werden. Vergebens suchte seine Halbschwester, die Herzogin Margaretha (s. d.) von Parma, der die Statthalterschaft übertragen, ihn zu gemäßigtern Ansichten zu bestimmen. Die Opposition, die erst von der Aristokratie des Landes ausging, allmählich aber die ganze Bevölkerung ergriff, und einzelne wilde Ausbrüche gaben dem Könige den erwünschten Vorwand zu Gewaltmaßregeln. Die Sendung Alba's (1567), die Herstellung des berüchtigten Blutraths, dann die grenzenlose finanzielle Aussaugung der Provinzen riefen jenen Aufstand hervor, den Alba selbst so wenig beendigen konnte als der mildere Requesens und dessen Nachfolger, Don Juan d'Austria und Alexander von Parma. Seit der Utrechter Union (1579) war der Abfall der nördl. Provinzen entschieden, und selbst der Meuchelmord, den P. durch Balthasar Gerard an seinem gefährlichsten Gegner, Prinz Wilhelm (s. d.) von Oranien (1584) vollführen ließ, führte die Länder nicht unter seine Herrschaft zurück. Glücklicher war P. in seinen Kämpfen gegen die Türken, die von seinem Halbbruder Don Juan d'Austria (s. Johann von Oesterreich) bei Lepanto (1571) völlig geschlagen wurden. Auch gelang es ihm beim Tode des Königs Sebastian von Portugal seine Erbansprüche dort geltend zu machen und (1581) Portugal mit seiner Krone zu vereinigen. Je schärfer sein System hervortrat, je unduldsamer es jede andere bürgerliche und religiöse Richtung zu vertilgen strebte, desto lebendiger erwachte auch der Widerstand seiner natürlichen Gegner. Am verhaßtesten unter denselben erschien ihm Elisabeth von England, gegen die er 1588 eine gewaltige Flotte (s. Armada) ausrüstete. Aber diese ungeheuere Seemacht ward das Opfer schrecklicher Stürme, und die Engländer rächten sich durch Angriffe auf den Seehandel und die überseeischen Colonialbesitzungen Spaniens. Nicht glücklicher waren P.'s Bemühungen, in Frankreich die Erhebung Heinrich's IV. zu hindern und im Bunde mit den Guisen und der kath. Ligue allenfalls der eigenen Dynastie den Weg zu bahnen. Heinrich behauptete sich, und der Krieg, den er mit Spanien führte, gab P.'s Macht die letzten Stöße, während die sieben niederländ. Provinzen die Unabhängigkeit vollends erfochten. Unterdeß siechte P. an einer ekelhaften Krankheit (der Läusesucht) hin, bis er 13. Sept. 1598 starb. Er hinterließ die Finanzen zerrüttet, Handel, Schiffahrt und Gewerbfleiß zerstört, während Kirche und Geistlichkeit allein bereichert waren; insbesondere hatte der Prachtbau des Escurial (s. d.) ungeheure Summen verschlungen. P. war viermal vermählt. Aus der ersten Ehe stammte der Infant Don Carlos (s. d.), der mit dem Vater entzweit 1568 auf eine räthselhafte Weise starb. Die Ehe mit Maria von England blieb kinderlos. Zum dritten mal (1560) vermählte sich der König mit Elisabeth, der Tochter Heinrich's II. von Frankreich, welche ihm die Infantin Clara Eugenia gebar, aber schon 1568 starb. In der vierten Ehe (1570) mit Anna, der Tochter Kaiser Maximilian's II., erzeugte er Philipp III., seinen Nachfolger, 1598—1621, welcher durch die Austreibung der schon längst hartbedrückten Marisken aus Granada 1609 dem Wohlstande Spaniens die unheilbarste Wunde schlug. Sowol P. III. wie auch dessen Sohn und Nachfolger Philipp IV., 1621—65, ließen

ſich ganz und gar von wenig begabten Günſtlingen beherrſchen, und ſo ſanken Macht und Anſehen des ſpan. Reichs immer tiefer. Portugal riß ſich 1640 wieder los, und durch langwierige Kriege gegen die Niederlande und Frankreich wurden die ſpan. Finanzen vollſtändig erſchöpft. Mit dem ganz unfähigen Sohne P.'s IV., König Karl II., 1665—1700, erloſch die ſpan. Linie des Hauſes Habsburg. Vgl. Prescott, «History of the reign of Philip II., king of Spain» (Bd. 1—3, Boſton 1856—58; deutſch von J. Scherr, Lpz. 1856 fg.); Gayarre, «Philip II. of Spain» (Neuyork 1867).

Philipp V., König von Spanien, 1701—46, früher Herzog von Anjou, geb. 19. Dec. 1683, war der zweite Sohn des 1711 verſtorbenen Dauphins und der Enkel Ludwig's XIV. von Frankreich. Das Teſtament des letzten ſpan. Habsburgers, Karl II., berief ihn auf den ſpan. Thron, der freilich erſt in dem ſog. Spaniſchen Erbfolgekriege (ſ. d.) erkämpft werden mußte. Im April 1701 zog P. in Madrid ein und ward als König anerkannt. Zwar fand ſein öſterr. Gegenkönig Karl (ſpäter als deutſcher Kaiſer Karl VI., ſ. d.) in Aragonien eifrigen Anhang, und P. mußte zweimal aus Madrid entfliehen, 1705 und 1709, aber die Caſtilianer hielten treu zu ihm, und ſo behauptete er mit franz. Hülfe die Krone von Spanien und Indien. Im Frieden von Utrecht und Raſtadt 1713—14 gingen jedoch die ſpan. Niederlande und die ital. Beſitzungen (Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien) verloren; auch behielten die Engländer das 1704 eroberte Gibraltar. Als König ließ ſich P., ebenſo wie ſeine drei letzten habsburgiſchen Vorgänger, vollſtändig durch Günſtlinge leiten. Insbeſondere übte die Gräfin Orſini, die als Oberhofmeiſterin der Gemahlin P.'s, Louiſe Marie Gabriele von Savoyen fungirte, den größten Einfluß. Nach der zweiten Vermählung P.'s (1714) mit Eliſabeth Farneſe von Parma ward die Gräfin Orſini ſofort aus Spanien entfernt. Die Königin Eliſabeth (geb. 1692, geſt. 1766) war eine geiſtvolle, rührige, wenn auch intriguante Frau, die ſich der Herrſchaft über P. vollkommen verſicherte und gewandte und erfindungsreiche Männer, wie Alberoni, oder geſchickte Abenteurer, wie Ripperda, zu ihren Rathgebern machte. Sie rüttelte die Monarchie aus ihrem Schlummer auf, half Heer und Flotte neu ſchaffen und brachte in die überlieferte Stagnation ſpan. Weſens zuerſt wieder eine wohlthätige Gärung. Ihr Zweck war, die vormaligen ſpan. Beſitzungen in Italien wiederzuerobern, um damit ihre eigenen Kinder auszuſtatten, was in der That ſpäter zum Theil gelang. P. ſelbſt blieb dieſen Dingen fremd. Von Natur trägen Geiſtes, außerdem zur Melancholie geneigt, entſchloß er ſich 1724 die Regierung zu Gunſten ſeines Sohnes Ludwig niederzulegen. Der junge 17jährige König ſtarb aber ſchon nach acht Monaten, und ſo bewog der Klerus und der Einfluß Eliſabeth's den König, von neuem die Regierung zu übernehmen, d. h. zu der Gewalt, die Eliſabeth und Ripperda übten, den Namen herzugeben. Die trübe Gemüthsſtimmung des König artete allmählich in völlige Geiſteskrankheit aus. Er wollte das Bett nicht mehr verlaſſen und noch weniger an den Geſchäften ſich betheiligen. Nur der Geſang des berühmten Caſtraten Farinelli war das Zaubermittel, durch welchen man ſeinen Geiſtesſchlummer zu brechen und ihn wenigſtens zu einer ſcheinbaren Thätigkeit anzuregen vermochte. Er ſtarb 9. Juli 1746. Von ſeinen Söhnen erſter Ehe folgte ihm Ferdinand VI., 1746—59, auf dem Thron. Von den Kindern zweiter Ehe erlangte der ältere, Karl III., erſt das Herzogthum Parma 1731—35, dann das Königreich Neapel und Sicilien 1735—59 und ſuccedirte endlich in Spanien 1759—88. Der jüngere Philipp erhielt im Frieden zu Aachen die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla, 1748—65.

Philipp II. Auguſt, König von Frankreich, 1180—1223, der Sohn und Nachfolger Ludwig's VII., wurde 25. Aug. 1165 geboren. Bereits 1179 nahm ihn ſein Vater, wie es bisher unter den Capetingern Sitte geweſen, zum Mitregenten an und ließ ihn zu Rheims krönen. Zugleich verheirathete ſich P. mit Iſabelle von Hennegau, dem letzten directen Sprößling der Karolinger. Bald darauf beſtieg er den Thron, als ſein Vater 18. Sept. 1180 ſtarb. Den Anfang ſeiner Regierung bezeichnete er durch drei Edicte, die im Geiſte ſeiner Zeit beurtheilt werden müſſen. Das erſte verurtheilte alle Ketzer zum Feuertode; das andere verordnete die Austreibung aller Gaukler, Schauſpieler und Poſſenreißer; das dritte befahl, daß alle Läſterer und Schwörer bei Gottes Haaren oder Zähnen, wenn dieſelben niedern Standes, erſänft, wenn von vornehmem Stande, aber mit Geld beſtraft werden ſollten. Im April 1182 wurden die zahlreichen Juden ihrer Gilter beraubt und aus dem Lande getrieben. Außerdem ließ P. die Räuberbanden, die ſich aus den abgedankten Söldnerhaufen gebildet, verfolgen und auf einmal 7000 dieſer ſog. Coteraux vertilgen. Auch die aufſäſſigen Vaſallen, die Grafen von Chalon und Berri, der Herzog von Burgund, ſelbſt der Graf von Flandern fühlten den Arm des jungen Königs. Nachdem die Händel mit Heinrich II. von England, der auch in Frankreich ausgedehnte Beſitzungen hatte

beigelegt, vereinigten sich beide zu einem Kreuzzuge nach Palästina. Doch erst unter Heinrich's Nachfolger, Richard I. (s. d.) Löwenherz, kam dieser Kreuzzug zu Stande. P. erhob zu diesem Zwecke im ganzen Reiche den Zehnten des Einkommens, den sog. Saladinpfennig. Beide Könige setzten 1190 mit ihren Heeren, P. von Genua, Richard von Marseille aus nach Sicilien über. Schon hier erweckte die Heftigkeit und kriegerische Ueberlegenheit Richard's den bittersten Streit. P. verließ zuerst die Insel und verstärkte mit seiner Macht das Kreuzheer vor Ptolemais (Acca), das aber erst nach Richard's Ankunft (13. Juli 1191) erobert wurde. Neuer Hader mit Richard und eine heftige Krankheit bewogen P., alsbald nach Frankreich zurückzukehren. Um Richard zu beruhigen, schwor er, die engl. Staaten in dessen Abwesenheit nicht anzugreifen. Trotzdem reizte er, als Richard vom Herzog Leopold von Oesterreich gefangen genommen worden, Richard's Bruder, Johann ohne Land (s. d.), sich des engl. Throns zu bemächtigen, und fiel selbst in die Normandie ein. Als Richard 1194 zurückkehrte, eröffnete derselbe sogleich gegen P. einen Krieg, der Frankreich furchtbar verheerte. Nachdem Richard 1199 bei Limoges gefallen und Johann ohne Land den Thron von England bestiegen, unterstützte P. die Thronansprüche des jungen Herzogs von Bretagne, der jedoch 1202 von Johann eigenhändig ermordet wurde. P. benutzte diese Gelegenheit, indem er Johann als seinen Vasallen vor den Pairshof fordern und ihn, da derselbe nicht erschien, aller Lehnsbesitzungen in Frankreich verlustig erklären ließ. Als Vollstrecker des Urtheils eroberte er nun bis 1204 die ganze Normandie, Anjou, Maine, Touraine, Poitou, sodaß von den großen engl. Besitzungen wenig mehr als Guyenne übrigblieb. Als endlich Innocenz III. den König Johann 1213 sogar der Krone verlustig erklärte, erhielt P. den Auftrag, das Urtheil zu vollstrecken. Obschon sich Johann dem Papste unterwarf und letzterer darauf jedes Einschreiten von seiten Frankreichs untersagte, setzte P. seine Rüstungen zur Eroberung Englands fort und eröffnete die Feindseligkeiten. Eine engl. Flotte vernichtete jedoch die franz. Seemacht an der franz. Küste, und im Frühjahre 1214 drangen der Kaiser Otto IV., der Herzog von Brabant, die Grafen von Holland, Flandern und Boulogne als Bundesgenossen Johann's in das franz. Gebiet ein. Während P. seinen Sohn Ludwig den Engländern nach Poitou entgegenschickte, stellte er sich selbst mit der Hauptmacht den Verbündeten entgegen und errang über dieselben 27. Juli 1214 bei Bovines unweit Tournay einen blutigen Sieg. Indessen gerieth Johann abermals mit seinen Großen in Streit, sodaß diese dem Könige P. die engl. Krone für seinen Kronprinzen Ludwig förmlich antrugen. Er schickte darauf im Mai 1216 den Prinzen mit einem starken Heere nach England, das sich auch der Hauptstadt und eines großen Theils des Landes bemächtigte. Der schnelle Tod Johann's und das Erwachen des engl. Nationalgefühls setzten jedoch den Aussichten P.'s und dessen Sohnes sehr bald Grenzen, und schon im Mai 1217 mußten die Franzosen England für immer verlassen. P. beschäftigte sich fortan, seine erworbene Macht im Innern zu befestigen; er hatte das Krongebiet von 1184—1215 fast um das Doppelte durch Einziehung und Eroberung vergrößert. Gleichzeitig ward die Macht der großen Barone im südl. Frankreich durch den langwierigen Krieg gegen die Albigenser (s. d.), in den P. sich wenig einmischte, tief erschüttert. Abgesehen von der Treulosigkeit seiner Politik, war P. vielleicht der gebildetste und unterrichtetste Mann seiner Zeit. Nachdem seine erste Gemahlin gestorben, heirathete er die dän. Prinzessin Ingeborg, Schwester König Knud's VI. (1193), die er jedoch bald wieder verstieß, um sich mit der schönen Tochter des Herzogs Berthold von Meran, Agnes, zu vermählen (1196). Aber die letztere Ehe ward von der Kirche nicht anerkannt, und Papst Innocenz verhängte das Interdict über Frankreich, sodaß sich P. 1200 wieder von Agnes trennen mußte. Doch erst 1213 nahm er die Ingeborg, welche bis dahin zu Estampes gefangen saß, wieder als Gemahlin zu sich. P. starb zu Mantes 14. Juli 1223. Sein Sohn Ludwig VIII. (s. Capetinger) folgte ihm auf dem Throne. Vgl. Baudot de Juilly, «Histoire de Philippe» (2 Bde., Par. 1702); Capefigue, «Histoire de Philippe» (4 Bde., Par. 1829), und das Sittengemälde Margarethens von Lussan: «Anecdotes de la cour de Philippe» (6 Bde., Par. 1733—38).

Philipp IV. oder der Schöne, König von Frankreich, 1285—1314, folgte seinem Vater, Philipp III., als Jüngling von 17 J. auf dem Throne. Weil er sich das Jahr vorher mit der jungen Königin Johanna von Navarra vermählt hatte, die ihm zugleich Champagne und Brie zubrachte, nahm er auch den Titel eines Königs von Navarra an. 1294 entriß er seinem größten Vasallen, dem Könige Eduard I. (s. d.) von England, die Landschaft Guyenne. Auch Eduard's Bundesgenossen, den Grafen Guido von Flandern, nahm P. bei einer Unterredung zu Corbeil gefangen, zwang ihn, dem engl. Bündnisse zu entsagen, und behielt dessen Tochter als Geisel in engem Gewahrsam. Guido erneuerte den Bund mit England und rüstete sich mit mehrern an-

dern franz. Vasallen zum Kriege. P. kam ihm jedoch zuvor, rückte 1297 in Flandern ein und würde die Provinz erobert haben, hätte nicht das Erscheinen Eduard's seinem Siegeslauf ein Ziel gesetzt. Durch die Vermittelung des Papstes kam 1299 zwischen beiden Königen ein Friede zu Stande, in welchem Eduard Guyenne zurückerhielt und dagegen den Grafen Guido preisgab. Nun schickte P. seinen Bruder, Karl von Valois, nach Flandern, der so große Fortschritte machte, daß sich Guido unterwarf und 1300 in Begleitung seiner Söhne als Bittender zu Paris erschien. Gegen sein gegebenes Wort ließ der König den Vater und die Söhne ins Gefängniß bringen und vereinigte Flandern förmlich mit der Krone. Die Härte aber, womit sein Statthalter die Flamländer behandelte, brachte dieselben 1302, unter Anführung eines Webers, Peter König (Pieter de Koning) aus Brügge, zum allgemeinen Aufstande. P. schickte seinen besten Feldherrn, Robert von Artois, nach Flandern, der jedoch 11. Juli 1302 die furchtbare Niederlage bei Courtray (s. d.) erlitt. Nur mit Mühe brachte P. ein neues Heer zusammen, richtete aber im ganzen so wenig aus, daß er endlich im Juni 1305 Frieden schließen mußte. Der älteste Sohn des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen erhielt das ganze jenseit der Lys gelegene Flandern als Lehn zurück. Dieser Krieg, die stehenden Söldnerhaufen und der Aufwand, den der König machte, stürzten ihn in Geldverlegenheiten. Vergebens suchte er sich durch außerordentliche Steuern, Confiscationen und Erpressungen, Prägung schlechter Münzen und Einziehung der guten u. s. w. zu helfen. Weil er auch den reichen Klerus fortgesetzt zur Mitleidenheit zog, erließ der Papst Bonifaz bereits 1296 die Bulle «Clericis laicos», in welcher der gesammten Geistlichkeit die Entrichtung von Abgaben ohne päpstl. Erlaubniß bei Strafe des Banns untersagt wurde. P. dagegen verbot aufs strengste die Ausfuhr von Geld und Kostbarkeiten, was den Papst so gefügig stimmte, daß er sich sogar zur Heiligsprechung Ludwig's IX., des Großvaters des Königs, herbeiließ. Bei den überspannten Ansichten beider von ihrer Gewalt war dieser Friede nur von kurzer Dauer. Schon gegen Ende des J. 1300 setzte der Papst seine Bulle, der König sein Ausfuhrverbot wieder in Kraft. Bonifaz schickte hierauf den Bischof von Pamiers, Bernardo Saisetti, als päpstl. Nuntius an den Hof, der den König zu einem Kreuzzuge auffordern mußte. Als sich P. mit dem flandr. Kriege entschuldigte, erklärte ihm der Nuntius, daß sein unwürdiges Betragen die unausbleibliche Züchtigung nach sich ziehen würde. Der König ließ nunmehr Saisetti gefangen setzen und berief eine Versammlung der Reichsstände (états généraux), April 1302, auf welcher zum ersten mal auch die Abgeordneten der Städte erschienen. Der Adel und der Dritte Stand richteten heftige Schreiben an das Cardinalcollegium, in welchen sie die päpstl. Anmaßungen zurückwiesen. Dagegen berief Bonifaz ein Concil nach Rom, das sich gegen den König erklärte, und erließ endlich die Bulle «Unam sanctam», worin er die weltliche Macht als Ausfluß der geistlichen bezeichnete. P. ließ die Bulle verbrennen. Zugleich rief er im Dec. 1302 die Generalstaaten wieder zusammen, unter deren Zustimmung das Verbot der Geldausfuhr erneuert und die Confiscation der weltlichen Güter der Prälaten, welche gegen des Königs Befehl das Concil besucht hatten, ausgesprochen wurde. Der Papst that hierauf den König förmlich in Bann (April 1303), was jedoch nicht im geringsten fruchtete. P. eröffnete, auf einen Ausspruch der Universität von Paris gestützt, gegen den Papst eine Art gerichtliches Verfahren, dessen Resultat die Berufung auf ein allgemeines Concil war. Jetzt ging P.'s Kanzler, Wilhelm Nogaret, nach Italien und versuchte mit Hülfe des Sciarra Colonna sich der Person des Papstes zu bemächtigen; sie überfielen Bonifaz in seinem Palaste zu Anagni und hielten ihn drei Tage in Gefangenschaft, aus der ihn ein Aufruhr der Einwohner befreite. Bonifaz starb bald darauf (1303), und P. suchte sich nun mit dessen Nachfolger, Benedict XI., in gutes Vernehmen zu setzen, der aber ebenfalls (1304) starb. Durch Geld und Intriguen gelang es dem Könige, den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand, als Clemens V. (s. d.) auf den päpstl. Stuhl zu setzen. Dieser nahm seinen Sitz zu Avignon und verpflichtete sich, seine Hand zur Zerstörung des Ordens der Tempelherren (s. d.) zu bieten. P. begann die Ausführung dieses Anschlags 1307 und ließ Hunderte von Templern als Ketzer verbrennen, während er sich, soweit er konnte, der Schätze des Ordens bemächtigte. Nachdem er noch 18. März 1314 den Großmeister Jakob Molay hatte den Scheiterhaufen besteigen lassen, starb er selbst 29. Nov. desselben Jahres. Unter seiner tyrannischen Regierung wurde die Macht der Vasallen gebrochen, die Kirche gänzlich gedemüthigt, das Krongebiet bedeutend consolidirt und die Grundlage zum absoluten Throne gelegt. Die nächsten Folgen dieser Politik waren die Einführung der Reichsstände (Generalstaaten), die Ausbildung des Parlaments (s. d.) und die Entwickelung des röm. Rechts in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, unter dessen Schutze das bisher von der Adelswirthschaft niedergedrückte Bürgerthum erstarken konnte. P. hinterließ drei Söhne, Philipp V.,

Ludwig X. und Karl IV., die ihm nacheinander auf dem Throne folgten. Mit letzterm erloſch 1328 der männliche Stamm der Capetinger (ſ. d.). Vgl. Boutaric, «La France sous Philippe le Bel» (Par. 1861).

Philipp VI., König von Frankreich, 1328—50, der erſte aus dem Hauſe Valois (ſ. d.), wurde 1293 geboren. Er war der Sohn Karl's von Valois, des Bruders Philipp's IV. von Frankreich. Als der nächſte männliche Seitenverwandte machte er nach dem Tode Karl's IV. ſeine Thronanſprüche geltend und ward 29. März 1328 zu Rheims gekrönt. Schon elf Jahre vorher, nach dem Tode Ludwig's X., hatte das Parlament kraft des Saliſchen Geſetzes (ſ. d.) die nachgelaſſene Tochter des Königs ausgeſchloſſen und deſſen Bruder die Krone zugeſprochen. Deſſenungeachtet trat jetzt auch König Eduard III. (ſ. d.) von England als Kronprätendent auf und behauptete, daß er als des letzten Königs Schweſterſohn dem entferntern Hauſe Valois vorangehen müſſe, weil das Saliſche Geſetz zwar die Prinzeſſinnen, keineswegs aber deren Söhne vom Throne ausſchließe. Die beiden Vorgänger P.'s hatten der Tochter Ludwig's X., Johanna, ungerechterweiſe ihr großmütterliches Erbtheil, Navarra, Brie und Champagne, vorenthalten; P. einigte ſich und gab Navarra zurück, incorporirte aber die beiden Grafſchaften der Krone. Gleich nach der Krönung zog er an der Spitze des Adels gegen die Flamländer, die ihren Grafen Ludwig mit vielen Großen vertrieben hatten, und brachte dieſelben (1328) zur Unterwerfung. Dieſes Glück gab ihm die Zuverſicht, ſeinen Nebenbuhler und Vaſallen, Eduard von England, der weder bei der Krönung erſchienen, noch die Huldigung wegen Guyenne geleiſtet, vorzuladen. Eduard erſchien 1329 zu Amiens und ſchwor den Huldigungseid, warf aber einen tödlichen Haß auf ſeinen übermüthigen Gegner. Auch P. verbarg ſeine feindlichen Abſichten wenig. Er nahm 1333 den aus Schottland vertriebenen König David Bruce auf, unterſtützte denſelben erſt insgeheim, dann offen und unternahm endlich unter dem Vorwande eines Kreuzzugs große Rüſtungen. Der Papſt Benedict XII. leitete zwar 1336 zwiſchen den beiden Königen eine Friedensverhandlung ein; aber P. brach unterdeſſen in Guyenne ein. Eduard verband ſich deshalb im Juli 1337 mit ſeinem Schwager, dem Kaiſer Ludwig von Baiern, den Grafen von Holland und Hennegau, den Herren von Brabant, Namur, Geldern, Jülich und dem Erzbiſchofe von Köln. Auf P.'s Seite ſtanden Oeſterreich, Böhmen, Lothringen, Lüttich, Bretagne, Navarra und in der Folge Caſtilien. Wiewol der Papſt den Kaiſer vom engl. Bündniſſe abwendig machte, erhielt Eduard doch eine bedeutende Verſtärkung durch die Flamländer, die das Joch ihrer Grafen wieder abſchüttelten. Um die, welche den gebrochenen Eid fürchteten, zu beſchwichtigen, bewog das Haupt der flandr. Inſurrection, Jakob von Artevelde (ſ. d.), den König von England, ſich kraft ſeiner Geburtsrechte den Titel und das Wappen des Königs von Frankreich beizulegen. Eduard eröffnete endlich 1339 den Krieg, der Frankreich länger als ein Jahrhundert verwüſtete und England unermeßliche Opfer koſtete. Er fiel in die Picardie ein, konnte aber ſeinen Gegner zu keiner Schlacht bewegen, ſodaß er nach Flandern zurückgehen und die Truppen entlaſſen mußte. Um die Ueberfahrt der Engländer zu hindern, ſchickte P. im folgenden Jahre eine ſtarke Flotte in den Kanal, die Eduard (23. Juni) auf der Höhe von Sluys zerſtörte. Obſchon im Herbſt ein mehrmals verlängerter Waffenſtillſtand zu Stande kam, dauerten die Feindſeligkeiten fort, indem beide Theile in dem bretagn. Erbfolgeſtreite Partei ergriffen. P. wollte nämlich das Herzogthum Bretagne ſeinem Neffen, Karl von Blois, der mit einer bretagn. Prinzeſſin vermählt war, zuwenden, während deren Oheim, Johann von Montfort, von Eduard III. unterſtützt wurde. 1345 ließ P. zehn vornehme bretagn. Edelleute, die es mit England hielten, ohne Urtheil und Recht enthaupten, welche Gewaltthat Eduard als Friedensbruch anſah, ſodaß er den Krieg wieder begann. Am 26. Aug. 1346 kam es zur Schlacht bei Crecy (ſ. d.), wo die Franzoſen eine furchtbare Niederlage erlitten. Im folgenden Jahre 1347 mußte die Stadt Calais nach elfmonatlicher Belagerung ſich den Engländern ergeben. Nunmehr ſchloſſen P. und Eduard, unter päpſtl. Vermittelung, einen wiederholt verlängerten Stillſtand, zumal eine Peſt, der ſog. Schwarze Tod, auch Frankreich furchtbar entvölkerte. Der Krieg, die Peſt und das üppige Leben bei Hofe ſtürzten P. in die bitterſte Finanznoth, aus welcher er ſich durch Erpreſſungen aller Art zu retten ſuchte. Seit 1338 war auf der Reichsverſammlung zum Geſetz erhoben worden, daß die Steuern nur mit Bewilligung der Stände ausgeſchrieben werden durften. P. half ſich nun mehr als je durch Münzverſchlechterung; auch bewilligten die Stände 1345 eine Trank- und Salzſteuer (gabelle). 1349 brachte P. die Dauphiné (ſ. d.) an ſich; auch kaufte er von dem unglücklichen König Jakob von Majorca, der ſich an ſeinem Hofe befand, die Herrſchaft Montpellier und vereinigte mit der Krone Anjou und Maine, das Erbe von ſeiner Mutter. Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin, Johanna

von Burgund, vermählte er sich noch 1349 mit Blanca von Navarra. Er starb 22. Aug. 1350, von den Großen verachtet, vom Volke als Bedrücker gehaßt. Von seiner ersten Gemahlin hinterließ er zwei Söhne, von denen ihm der älteste, Johann, mit dem Beinamen der Gute (gest. 1364), auf dem Throne folgte.

Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, 1363—1404, der Stifter des Hauses Burgund (s. Valois), war der vierte Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich und wurde 15. Jan. 1342 geboren. Er suchte als 14jähriger Jüngling in der Schlacht von Poitiers 1356 das Leben seines Vaters mit eigener Aufopferung zu schützen und entfaltete dabei so glänzende Tapferkeit, daß er den Namen des Kühnen (le Hardi) erhielt. In dieser Schlacht fiel er zugleich mit seinem Vater in die Hände der Engländer und mußte die Gefangenschaft desselben zu London theilen, bis beide 1360 durch den Frieden von Bretigny in Freiheit gesetzt wurden. Johann verlieh nach der Rückkehr dem Sohne die zum Herzogthum erhobene Grafschaft Touraine. Drei Jahre später gab er ihm auch das 1361 mit der Krone vereinigte Herzogthum Burgund (s. d.) und erhob ihn zum ersten Pair von Frankreich. Als P.'s ältester Bruder, Karl V. (s. d.), 1364 den Thron bestieg, mußte ersterer zwar Touraine herausgeben, erhielt jedoch die Bestätigung von Burgund. 1369 heirathete P. Margaretha, die Erbtochter des Grafen Ludwig III. von Flandern. Nachdem sein Schwiegervater 1384 gestorben, konnte er das Erbe Margaretha's, die Grafschaften Burgund, Flandern, Artois, Réthel, Nevers, mit dem Herzogthume Burgund vereinigen. Doch wurden diese Länder im Namen seiner Gemahlin bis zu deren Tode verwaltet. Mit Weisheit verfuhr er in der innern Verwaltung seiner Länder. Er setzte in seiner Residenz Dijon sowie zu Lille Oberrechnungskammern ein und begünstigte aus allen Kräften das Emporblühen der Manufacturen, des Handels, der Künste und Gewerbe. Zum Nachtheil seiner Länder ließ er sich jedoch in die Partei- und Familienkriege Frankreichs verwickeln. Schon 1380, beim Tode Karl's V., gerieth er in heftigen Streit mit seinem ältesten Bruder, dem Herzog von Anjou, welcher sich die Regentschaft während der Minderjährigkeit Karl's VI. (s. d.) anmaßte, und 1382, nach Anjou's Entfernung nach Neapel, gelang es ihm, sich der Gewalt zu bemächtigen. Nachdem aber der König 1388 seinen Regierungsantritt erklärt, mußte P. seinem Neffen, dem Herzoge von Orléans, weichen. Als Karl VI. 1392 in Wahnsinn verfiel, ergriff P. unter dem heftigsten Widerstande des Herzogs von Orléans abermals das Staatsruder und schloß 1396 im Interesse seiner eigenen Staaten, deren Handelsverbindungen durch den Krieg litten, einen Waffenstillstand mit England. Indessen benutzte der Herzog von Orléans im April 1402 eine kurze Entfernung P.'s vom Hofe, um die Regentschaft an sich zu reißen, mußte dieselbe aber P. alsbald wieder überlassen. P. starb am 27. April 1404 unweit Brüssel. — Sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene, 1404—19, geb. 28. Mai 1371, folgte ihm in den burgund. Ländern, der sogleich mit dem Herzog von Orleans in Kampf um die Regentschaft in Frankreich gerieth. Erst nachdem er 1407 seinen Nebenbuhler zu Paris auf offener Straße hatte ermorden lassen, gelang es ihm, der Königin Isabella das Staatsruder aus den Händen zu winden. Während beide Parteien, die orleanische (s. Armagnacs) und die burgundische, sich bekämpften, brach Heinrich V. (s. d.) von England in Frankreich ein. Johann verband sich im Oct. 1416 mit demselben förmlich zur Eroberung und Theilung der franz. Länder, und im Aug. 1417 überwältigte er Paris. Um sich jetzt des Bündnisses mit Heinrich V. zu entledigen, söhnte er sich mit dem Dauphin, dem spätern Karl VII. (s. d.), aus, wurde aber bei einer zweiten Zusammenkunft 10. Sept. 1419 auf der Brücke von Montereau von dessen Begleitern ermordet. — Sein einziger Sohn und Nachfolger aus der Ehe mit Margaretha von Baiern, Philipp der Gütige, 1419—67, geb. zu Dijon 1396, beschloß den Tod des Vaters zu rächen. Zuvörderst bemächtigte er sich mit Hülfe der Königin Isabella, die ihren Sohn, den Dauphin (Karl VII.), unnatürlich haßte, der Regierungsgewalt in Frankreich. Gegen große Verheißungen schloß er den Vertrag von Troyes (21. Mai 1420), durch welchen Frankreich an die Dynastie Heinrich's V. von England gelangen sollte. Er erkannte nach dessen und des wahnsinnigen Karl VI. Tode den jungen Heinrich VI. von England als König von Frankreich an und setzte im Verein mit den Engländern den Kampf gegen den rechtmäßigen König Karl VII. fort. Der Ehehandel seiner Cousine, der schönen Jacobäa (s. d.) von Holland, klärte ihn indessen seit 1424 über sein wahres Interesse auf. Kam die Vereinigung der Kronen Frankreich und England wirklich zu Stande, so mußte er selbst zu einem kleinen, abhängigen Fürsten herabsinken, und er trat darum als Vermittler auf. Am 6. Aug. 1435 eröffnete er zu Arras eine Friedensverhandlung zwischen den Engländern und Karl VII., in welcher er letzterm die Krone von Frankreich, erstern aber die Normandie nebst einigen andern

Provinzen zuſprach. Weil die Engländer dieſe Bedingungen verwarfen, ſchloß er 21. Sept. 1435 mit Karl VII. einen Separatfrieden, durch den er mehrere Gebietsabtretungen erlangte. Einige Jahre vorher hatte er durch Beraubung ſeiner Couſine, Jacobäa, Hennegau und Holland an ſich gebracht; außerdem erwarb er noch mehrere andere Provinzen. (S. Burgund.) Unter P.'s Regierung blühten Handel, Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft in den burgund. Ländern empor und machten dieſelben zum Mittelpunkte der Cultur und Civiliſation des Jahrhunderts. Aber die mächtigen Städte Gent und Brügge bereiteten dem Herzog P. durch ihre Widerſpenſtigkeit auch öfters große Verlegenheiten. Nach der Einnahme von Konſtantinopel faßte P. den Plan zu einem großen Kreuzzuge gegen die Türken und ſuchte ſich darüber mit den deutſchen Reichsfürſten zu einigen; Beſorgniſſe indeß vor den eiferſüchtigen Abſichten Karl's VII., deſſen Erbprinzen, Ludwig XI. (ſ. d.), er in ſeinen Staaten aufnahm, vereitelten das Unternehmen. Sein Lebensabend wurde durch die Streitigkeiten mit ſeinem eigenen Sohne und die Anmaßungen des undankbaren Ludwig XI. getrübt. Er ſtarb 15. Juli 1467 zu Brügge. Nachdem P.'s zwei erſte Ehen kinderlos geblieben waren, vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Iſabella von Portugal, welche ihm den Sohn und Nachfolger, Karl den Kühnen (ſ. d.), gebar. Zur Feier dieſer Vermählung ſtiftete P. 10. Jan. 1430 den Orden des Goldenen Vließes (ſ. d.). Ueberhaupt war P.'s Hof der glänzendſte ſeiner Zeit. Vgl. Barante, «Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois» (10 Bde., Par. 1824).

Philipp I., der Großmüthige, Landgraf von Heſſen, geb. 13. Nov. 1504, folgte ſeinem Vater, dem Landgrafen Wilhelm II., 11. Juli 1509 unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Anna, einer Tochter des Herzogs Magnus von Mecklenburg. Mit ſeinem 14. J. für mündig erklärt, trat er 1518 die Regierung über ganz Heſſen an. 1523 vermählte er ſich mit Chriſtine, der Tochter des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachſen. Während ſeiner Minderjährigkeit waren in Heſſen Unruhen ausgebrochen. Der fehdeluſtige Ritter Franz von Sickingen (ſ. d.) hatte ſich darein gemiſcht und den Kurfürſten von Trier befehdet. P. verband ſich daher 1522 mit Trier und der Pfalz und zwang den Ritter, ſich und ſeine Feſte Landſtuhl 30. April 1523 zu übergeben. 1525 zog er gegen die aufrühreriſchen Bauern in Thüringen zu Felde. (S. Bauernkrieg.) Schon 1524 hatte er ſich für die Reformation erklärt; 1526 führte er die evang. Lehre in Heſſen ein. Gleichzeitig ſchloß er mit dem Kurfürſten Johann dem Beſtändigen von Sachſen das Torgauer Schutzbündniß, und 1527 gründete er aus den eingezogenen Kloſtergütern die erſte evang. Univerſität zu Marburg (ſ. d.). Als die wittenberger und ſchweizer Reformatoren in ihren Lehren ſich trennten, war der Landgraf eifrigſt bemüht, ſie zu vereinigen. Er leitete deshalb ſelbſt das Colloquium zu Marburg (1. bis 3. Oct. 1529), doch ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Was er auf den Reichstagen in Speier 1529 und in Augsburg 1530 männlich bekannt hatte, das war er auch entſchloſſen, tapfer und mit Gewalt zu vertheidigen. Darum ſchloß er im Nov. 1530 mit den Strasburgern, Bernern und Zürichern ein Vertheidigungsbündniß. Von wichtigern Folgen jedoch war ſeine Verabredung mit dem König Franz I. von Frankreich wegen Wiedereinſetzung ſeines Schützlings, des Herzogs Ulrich (ſ. d.), in Würtemberg. 1536 brachte P. in Kaſſel und Wittenberg eine ſog. Concordienformel zu Stande. Mit Johann Friedrich dem Großmüthigen ſtand er ſeit 1535 an der Spitze des Schmalkaldiſchen Bundes (ſ. d.). Siegreich bekämpfte er 1542 den Herzog Heinrich den Jüngern (ſ. d.) von Braunſchweig. Nach der Schlacht bei Mühlberg unterwarf er ſich, vertrauend den Zuſicherungen ſeines Schwiegerſohns, des Herzogs Moritz von Sachſen, dem Kaiſer Karl V., der ihn gegen den Sinn der Capitulation als Gefangenen behielt. Auch mußte er ſein Geſchütz ausliefern und 150000 Fl. Strafgelder zahlen. Endlich nöthigte Kurfürſt Moritz (ſ. d.) den Kaiſer durch den Paſſauer Vertrag von 1552, den Landgrafen 3. Sept. freizugeben. Nach der Rückkehr in ſeine Erbſtaaten ſendete er den franz. Hugenotten Hülfsvölker zur Unterſtützung. Er befleißigte ſich fortan einer löblichen Regierung, theilte ſein Land unter ſeine vier Söhne und ſtarb 31. März 1567. Mit Genehmigung ſeiner Gemahlin Chriſtine, die erſt 1549 ſtarb, und nachdem er Luther's und Melanchthon's Zuſtimmung erlangt, hatte er ſich 1540 Margaretha von Saale (gewöhnlich die Linke Landgräfin genannt) antrauen laſſen und mit ihr ſechs Söhne und eine Tochter erzeugt. Seine Tochter Agnes vermählte er 1544 mit Herzog Moritz von Sachſen. P. war ein großherziger, tapferer, aber zu raſch und feurig handelnder, minder ſtaatskluger als kenntnißreicher und thätiger Fürſt, der ſich um die Reformation, um den allgemeinen Landfrieden, wie insbeſondere um Heſſen große Verdienſte erwarb. Vgl. Rommel, «P. der Großmüthige, Landgraf von Heſſen, nebſt einem Urkundenbuche» (3 Bde., Gieß-

1830); Hoffmeiſter, «Das Leben P.'s des Großmüthigen» (Kaſſ. 1846); Rinck, «Erinnerungen an P. den Großmüthigen» (Darmſt. 1852).

Philipp (Auguſt Friedrich), Landgraf von Heſſen-Homburg und ausgezeichneter öſterr. General, geb. 11. März 1779 zu Homburg vor der Höhe, trat 1794 als Hauptmann in holl. Dienſte, kam aber in franz. Kriegsgefangenſchaft. Nach ſeiner Freilaſſung 1795 machte er den Feldzug in Baiern und am Oberrhein als Freiwilliger in der öſterr. Armee mit. 1797 trat er als Hauptmann in die öſterr. Armee, wohnte faſt allen Feldzügen derſelben bei und wurde 1813 zum Feldmarſchallieutenant ernannt, in welcher Eigenſchaft er ſich an den Schlachten bei Dresden, Kulm, Leipzig und am Gefecht bei Hochheim betheiligte. Im Feldzuge von 1814 führte er das Commando des 6. Armeecorps der Verbündeten, mit dem er bis Lyon kam. Nach der Rückkehr Napoleon's war er 1815 als Diviſionär thätig bei dem Rheinübergange bei Germersheim und in den Gefechten bei Strasburg. Von 1815—20 befand er ſich als Diviſionär in Wien, erhielt aber mehrere wichtige Sendungen, ſo 1818 nach Rußland, 1820 nach England. Die polit. Ereigniſſe in Neapel führten ihn 1821 an der Spitze eines öſterr. Armeecorps dorthin, wo er bis 1825 Gouverneur war. In dieſem Jahre erfolgte ſeine Ernennung zum commandirenden General in Illyrien, Inneröſterreich und Tirol, mit dem Wohnſitze zu Gratz, und 1827 ſeine Verſetzung in gleicher Eigenſchaft nach Galizien, mit dem Wohnſitze in Lemberg, wo er bis Ende 1829 blieb. Hierauf kehrte er in derſelben Dienſtſtellung wieder nach Gratz zurück. 1826 vollzog er eine Sendung nach Rußland, zur Krönung des Kaiſers Nikolaus, und die Zeit von 1828—29, während des ruſſ.-türk. Feldzugs, brachte er in Aufträgen ſeines Hofs im ruſſ. Hauptquartier zu. Eine weitere Sendung führte ihn 1829 und 1830 nach Warſchau. 1832 wurde er Generalfeldzeugmeiſter. Noch befand er ſich in Gratz, als ihm durch den 19. Jan. 1839 erfolgten Tod ſeines Bruders Ludwig Wilhelm Friedrich die Regierung der Landgrafſchaft Heſſen-Homburg (ſ. d.) zufiel, die er auch perſönlich im Juli 1839 antrat. Der Gouvernementswechſel der Bundesfeſtung Mainz von Preußen an Oeſterreich für die nächſten fünf Jahre veranlaßte im Aug. 1839 ſeine Ernennung zum Gouverneur jener Feſtung, welches Amt er 29. Oct. 1839 übernahm. Er ſtarb 15. Dec. 1846. Vermählt war der Landgraf P. ſeit 1838 in morganatiſcher Ehe mit Antonie, verwitweten Freifrau von Schimmelpfennig, einer Bürgerlichen, welche vom Könige von Preußen zur Gräfin von Naumburg erhoben wurde und 22. Febr. 1845 ſtarb.

Philipp von Neri, ſ. Oratorium.

Philippeville, Flecken und ehemalige Feſtung in der belg. Provinz und 5⅖ M. im Südweſten von Namur, 1½ M. von der franz. Grenze, inmitten einer weiten Ebene der Ardennen auf einem Berge an der Eiſenbahn gelegen und regelmäßig gebaut, hat 1521 E., die Brauereien und ſechs Jahrmärkte unterhalten. Der Ort hieß früher Corbigny, bis 1555 Kaiſer Karl V. an deſſen Stelle eine feſte Stadt erbauen ließ, die er nach ſeinem Sohne, Philipp II., benannte. Die Feſtung wurde 19. Mai 1578 von Don Juan d'Auſtria den Holländern entriſſen, 1659 im Pyrenäiſchen Frieden von Spanien an Frankreich abgetreten und blieb auch 1814 bei letzterm. Am 8. Aug. 1815 fiel aber der Platz nach ſechswöchentlicher Blokade durch Capitulation an die Preußen und wurde im Pariſer Vertrag vom 20. Nov. 1815 zu den Niederlanden geſchlagen, ebenſo wie das 1½ M. ſüdlicher gelegene Marienburg (ſ. d.). Nach der Schlacht bei Belle-Allianee hatte ſich Napoleon in die Feſtung geflüchtet, deren Thore er den nachdrängenden Flüchtlingen verſchließen ließ. Dieſelbe beſtand aus einem unregelmäßigen Pentagon mit fünf Baſtionen und einem Graben und bildete einen Kriegsplatz dritter Klaſſe in Belgien, iſt aber als ſolcher ſchon ſeit längerer Zeit aufgegeben.

Philippeville oder Philippeville-Stora, von den Arabern Skikda genannt, die befeſtigte Hauptſtadt eines Arrondiſſements und Militärbezirks in der Provinz Konſtantine der franz. Regentſchaft Algerien, ½ M. im Oſtſüdoſten ihres Hafenplatzes Stora, an der Mündung des Uëd-Saſſaf zu beiden Seiten einer 1000 Schritt langen und 200 Schritt breiten, nordwärts zum Meere auslaufenden Schlucht gelegen, wurde 7. Oct. 1838 vom Marſchall Vallée gegründet, nach dem König Louis Philipp benannt und 1848 zum Hauptort eines Arrondiſſements erhoben. Die Stadt, in monotoner Regelmäßigkeit erbaut, zählt 9358 E., darunter 8039 Europäer, und iſt der Sitz eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Friedensgerichts, einer Handelskammer, eines Arabiſchen Bureau und mehrerer Conſulate. Es befindet ſich hier eine Citadelle, eine kath. Kirche, ein prot. Tempel, eine Moſchee, ein Communalcollège, ein Muſeum, eine Militärbibliothek, ein Theater, ein Civil- und ein Militärhoſpital, eine Kaſerne und eine Baumſchule. P. wurde gegründet, um Konſtantine durch eine nähere Poſition als Bona

mit dem Meere in Verbindung zu setzen. Es ist mit dem 660 E. zählenden Flecken Stora, wo ein guter Ankerplatz vorhanden, der Handels- und Militärhafen von Konstantine und ein wichtiges Entrepôt und Centrum des Transithandels zwischen Europa, dem östl. Algerien und der östl. Sahara, durch Dampfschiffahrt mit Marseille und Algier verbunden. Die von mehrern Bächen reichlich bewässerte und sehr fruchtbare Umgegend liefert Kork, Cerealien, Baumwolle, Taback, Wein, Oliven, Lein, Wachs und Honig, Orangen, Citronen und Bildhauermarmor. P. nimmt nach den neuesten Forschungen die Stelle der phöniz. Colonie und röm. Station Thusicada oder Usicada ein. Stora entspricht der Hafenstadt Rusicada, die schon 255 als Bischofssitz erwähnt und im Mittelalter Ostura genannt wird. Noch sieht man bei Stora aus dem Alterthum die Reste eines Quai, eines Amphitheaters, schöner Cisternen und großer unterirdischer Gewölbe. Die zahlreichen dort aufgefundenen Inschriftstafeln sind nach Paris geschafft worden. Die röm. Cisternen von P. wurden wiederhergestellt. Auf der Ostseite der Stadt, 250 Schritt vom Meere, lagen auf einem steilen Hügel die Umfangsmauern eines röm. Castells, die zur Citadelle benutzt wurden. Etwa 1100 Schritt östlich davon liegt die Redoute Skikda (arab. Corrumpirung aus Usicada).

Philippi, eine Stadt in Macedonien, früher zu Thrazien gehörig, nordwestlich von Amphipolis, erhielt diesen Namen von ihrem Eroberer, dem Könige Philipp II., der sie wegen der daselbst befindlichen Goldbergwerke beträchtlich erweiterte, und wurde später besonders denkwürdig durch die beiden Schlachten, in denen Antonius und Octavianus 42 v. Chr. die Republikaner unter Cassius und Brutus besiegten. Auch gründete hier 53 n. Chr. der Apostel Paulus eine christl. Gemeinde, und an diese ist der Brief an die Philipper gerichtet. Noch jetzt heißen die Trümmer P. oder Felibe.

Philippiken wurden ursprünglich die drei Reden des Demosthenes gegen den König Philipp von Macedonien und später nach dem Beispiele derselben die 14 Reden des Cicero genannt, welche gegen die ehrgeizigen und staatsgefährlichen Plane des Marcus Antonius gerichtet sind. Danach bezeichnet man mit Philippika in neuerer Zeit jede andere heftige oder strafende Rede.

Philippinen heißt die durch Magelhaens und Pigafetta im März 1521 entdeckte nordöstlichste Inselgruppe des ostasiat. Archipelagus, die seit 1570 unter span. Herrschaft steht. Das Ganze umfaßt mehr als 1000 Inseln und Inselchen, welche sich zwischen dem 5° und 21° nördl. Br. ausdehnen und im O. durch den nordpacifischen Ocean, im W. durch das Chinesische Meer begrenzt sind, während sie im N. 80 M. von der Insel Formosa, im S. 45 M. von Borneo entfernt liegen. Das Areal sämmtlicher Inseln zusammen beträgt 5321 Q.-M.; die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 6 Mill., wovon auf das span. Gebiet 4,319269 (1857) entfallen. Nur zwei der Inseln sind von größerm Umfange, nämlich Luzon (2015 Q.-M.) und Mindanao (1539 Q.-M.). Es folgen dann Mindoro (175 Q.-M.), Palavan (252 Q.-M.) Dumaran mit Cuyos (221 Q.-M.), Samar (221 Q.-M.), die Visayas, Leyte, Bojol, Cebu, Negros, Panay und verschiedene kleinere Inseln (zusammen 793 Q.-M.), Batanes und Babuyanes (11 Q.-M.), die kleinen Inseln bei Luzon (169 Q.-M.), die kleinen Eilande bei Mindanao (53 Q.-M.) und Basilian (26 Q.-M.). Die P. sind, als Fortsetzung der großen, die Ostküste Asiens umgebenden Vulkanreihe, vulkanischer Natur und haben noch viele thätige Vulkane. Obschon die größern auch ausgedehnte Ebenen aufzuweisen haben, sind sie doch sämmtlich von gebirgiger Beschaffenheit und zu den hohen Inseln zu rechnen. Dazu sind ihre Küsten von einer Menge Baien durchschnitten, welche vortreffliche Ankergründe bieten. Die größte Insel, Luzon oder Manila, mit 2,390583 E. (1857), ist in zwei Halbinseln, eine nördliche mehr gebirgige, und eine schmälere südliche (Camarines) getrennt. Wie an Flüssen, unter denen der Pasig der bedeutendste, ist Luzon auch reich an schiffbaren, fischreichen Binnenseen. Der größte davon ist der Lagoa de Bay; dann folgen der Taal-, Canaren- und Cagayansee. Außer diesen beständigen Wasserbecken entstehen in der Regenzeit periodische Seen, welche das Land mit fruchtbarem Schlamm überfluten. Das Klima der nördlichen P. wird wesentlich durch die Monsuns (s. d.) bedingt. Insbesondere sind die furchtbaren Wirbelstürme oder Talfune in jenen Gewässern nicht selten, während die südl. Inseln, z. B. Mindanao, davon verschont bleiben. Der Regenfall schwankt an der Westküste Luzons zwischen 84 und 114 Zoll. Die Vegetation ist im allgemeinen jener der Sundainseln ähnlich. Sowol die Fruchtbarkeit des Bodens als auch die Mannichfaltigkeit der Vegetationsformen sind außerordentlich. Fast alle Gewächse und Nahrungspflanzen der tropischen und subtropischen Zone gedeihen hier in größter Ueppigkeit. Zucker, von dem man 7—800000 Pikul (à 140 Pfd.) ausführt, ist eins der werthvollsten Erzeugnisse. Der Taback

der P. wird in ganz Oſtaſien faſt ausſchließlich geraucht. Jährlich kommen 100000 Ctr. Rohtabak ſowie 900—1000 Mill. Stück Cigarren auf den Markt, welche letztere in drei Fabriken auf Luzon von 17000 Arbeiterinnen verfertigt werden. Ein wichtiger Exportartikel iſt ferner Manila- oder Abacahanf (ſ. d.), wovon man jährlich 450000 Pikul ausführt. Dieſer Hanf wird meiſt in Nordamerika zu Schiffstauwerk verwandt. Von dem Sapanfarbeholz, deſſen beſte Sorte auf Mindanao vorkommt, werden 60—70000 Pikul gewonnen. Andere Ausfuhrartikel, wie Indigo, Kaffee, Kokosnußöl, Maſtix, Rohr oder Bambus, Baumwolle, Strohhüte, Schildpatt, Perlmutter, Büffelhäute, ſind gegenwärtig von geringerer Bedeutung. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, Kupfer und Waſchgold.

Die P. ſind von zwei verſchiedenen Menſchenraſſen bewohnt. Als Ureinwohner (etwa 25000 Seelen) müſſen die allmählich von den Malaien verdrängten Negritos oder Negrillos (ſ. Melaneſier) angeſehen werden. Sie hauſen nur noch im Centralgebirge Luzons, an der Nordweſtküſte dieſer Inſel und auf den Eilanden Negros, Panay, Mindoro und Mindanao. In kleinen, unabhängigen Horden nomadiſiren ſie umher und leben von Jagd und Fiſchfang. Die Malaien, welche einwanderten, zählen etwa 5 Mill., bilden demnach den Hauptſtamm der Bevölkerung und kommen auf den P. unter dem Namen Tagalen, Ilocos, Pampangans, Pangaſinans, Cagayas und Bicols vor. Sie ſind geſellſchaftlich in zwei Klaſſen, in die civiliſirten Küſten- und rohen Bergbewohner, geſchieden, welche 15 verſchiedene Idiome ſprechen. Die Zahl der Spanier und andern Europäer wird auf 2000, die der Creolen auf 5000, die der Meſtizen auf 25000 und die der eingewanderten, fleißigen und unternehmenden Chineſen auf 65000 angegeben. Da die Chineſen keine Frauen mitbrachten, vermiſchten ſie ſich mit den Weibern der Tagalen, wodurch ein eigenthümliches Miſchlingsgeſchlecht entſtanden iſt. Der ſpan. Antheil der P. wird in 46 Provinzen eingetheilt, wovon 22 auf die Inſel Luzon, 6 auf Mindanao und 3 auf Panay kommen. Die Regierungsgewalt über den ganzen Archipel einſchließlich der Marianneninſeln ruht in den Händen des ſpan. Gouverneurs (General Capitan), welcher die ganze Civil- und Militärmacht in ſeiner Perſon vereinigt. Ein Erzbiſchof, mehrere Biſchöfe, der Intendant der Armee und Finanzen, der Staatsanwalt und der Präſident der Rechnungskammer ſind die übrigen hohen geiſtlichen und weltlichen Beamten. Die Staatseinnahmen werden gewonnen aus der Kopfſteuer der Eingeborenen, dem Tabaksmonopol, den Ein- und Ausfuhrzöllen, der Fronarbeit, aus einer Abgabe für den Verkauf von Palmenwein, aus der Erlaubniß zum Abhalten öffentlicher Hahnenkämpfe, denen die Eingeborenen leidenſchaftlich zugethan ſind. 1862 betrugen die Einnahmen 10,156867, die Ausgaben 12,099066 Peſos, ſodaß die Verwaltung dieſer überreichen Beſitzungen ein Deficit von faſt 2 Mill. Peſos aufwies. Der Schiffahrtsverkehr, welcher ſich faſt ganz auf die Hauptſtadt Manila (ſ. d.) beſchränkt, wird hauptſächlich von fremden Schiffen (1857: 193 mit 101790 Tonnen) beſorgt, während die Spanier (1857: 28 Schiffe mit 22815 Tonnen) ſehr zurückſtehen. Der ganze Handel mit dem Auslande war bis 1858 geſetzlich nur auf Manila beſchränkt; ſeitdem ſind jedoch noch die Häfen von Iloilo auf der Inſel Panay mit 7500 E., Sual an der Weſtküſte von Luzon mit 3500 E. und Zamboango auf Mindanao mit 10000 E. der Schiffahrt geöffnet. Der Geſammtwerth der eingeführten Waaren betrug 1857: 5,336600, jener der Ausfuhr 6,511600 Peſos, wovon nur für etwa 500000 Peſos unter ſpan. Flagge ausgeführt wurden. Die Stagnation in Handel und Verkehr iſt ausſchließlich in der ſpan. Handelspolitik zu ſuchen, welche mit zähem Widerſtande gegen die Principien einer aufgeklärten Oekonomie ankämpft. Der Handel iſt faſt ausſchließlich in den Händen der wenigen angeſeſſenen engl., amerik. und deutſchen Häuſer. Die regelmäßige Dampferverbindung der P. mit Europa und Aſien iſt noch ſehr beſchränkt, die genauere Kenntniß vieler der kleinen Inſeln noch ſehr mangelhaft. Auf dem ganzen Archipel erſcheint ein einziges, unter dem Schutze der Regierung herausgegebenes Journal. Es gibt kein Land, in welchem die Geiſtlichkeit eine unbeſchränktere Macht beſäße als auf den P. Das Vermögen der Kirche iſt enorm, zahlreich ſind die Klöſter, und Jeſuiten und Franciscaner üben einen größern Einfluß als die königl. Behörden. Der Druck der Mönchsherrſchaft und der despotiſchen weltlichen Regierung tritt ſowol im ſocialen und polit. Leben als auch in den volkswirthſchaftlichen Verhältniſſen zu Tage. Auf einem Theile der Inſel Mindanao oder Magindanao, dann einigen benachbarten ſüdl. Eilanden und zum Theil auf Palavan herrſchen noch unabhängige Sultane und kleine Häuptlinge über mohammed. Völkerſchaften, die ein Hauptcontingent zu den berüchtigten oſtaſiat. Seeräubern ſtellen.

Philipponen, eine ruſſ. Sekte, die nach ihrem Anführer Philipp Puſtoſwiät, unter deſſen Leitung ſie gegen Ende des 17. Jahrh. aus Rußland flüchteten, benannt iſt, ſind ein Zweig der

Raſkolniken (ſ. d.), die ſich ſelbſt Starowerzy oder Altgläubige nennen, weil ſie ſehr ſtreng auf die nach ihrer Meinung unverfälſchte alte Bibelüberſetzung und die alten Geſang- und Gebetbücher der ruſſ.-griech. Kirche halten, welche durch die Reviſion des Patriarchen Nikon zu Moskau in der Mitte des 17. Jahrh. erſt verderbt worden ſeien. Wegen der Verfolgungen, denen ſie in Rußland ausgeſetzt waren, verließ um das J. 1700 eine Raſkolnikenſchar ihren Stammſitz, das Kloſter Pomor am Wyg im Gouvernement Olonez, und wanderte unter der Anführung des erwähnten Phil. Puſtoſwiät, eines ſchlichten Landmanns, in das poln. Litauen, ein Theil derſelben aber in das ſpätere Neu-Oſtpreußen, von wo ſie, namentlich aus der Gegend von Seyni, ſeit längerer Zeit ſchon ſich nach dem ſensburger Kreiſe des preuß. Regierungsbezirks Gumbinnen gewendet haben. Es gibt in dieſem Kreiſe zehn Philipponencolonien, zuſammen (1858) mit 1200 Seelen; die größten dieſer Anſiedelungen ſind Eckartowo und Ladnepole, an welchen Orten ſie auch eigene Kirchen beſitzen. Als fleißige Ackerbauer und reinliche, nüchterne, ordnungsliebende Leute werden ſie von der Regierung und den Gutsherren gern geduldet, und die meiſten von ihnen leben im Wohlſtande. Es ſind ihnen bei ihrer Aufnahme in die preuß. Staaten mannichfache Zugeſtändniſſe gemacht worden.

Philippopel, türk. Filibé, Hauptſtadt des gleichnamigen Liva (Provinz) im türk. Ejalet Adrianopel (im alten Thrazien), ein bedeutender Handelsplatz, deſſen Verbindungen bis nach Oeſterreich und in den Orient reichen, liegt, 16 M. von Adrianopel, in einer weiten Ebene, die ſich vom Fuße des Rhodopegebirges bis zum Balkan hinzieht, auf einem Hügel an der Maritza. Die Stadt iſt Sitz eines Kaimakams, eines griech. Erzbiſchofs und zählt etwa 60000 E., davon drei Fünftel Chriſten (theils Bulgaren, theils Zingaren, Griechen und Armenier), ein Funfzehntel Juden und Zigeuner, der Reſt Moslems ſind. P. hat acht griech. Kirchen, eine armen. und eine kath. Kapelle, eine Synagoge ſowie viele Moſcheen. Es beſtehen vier griech. Schulen, unter welchen die Centralſchule die älteſte und berühmteſte, außerdem eine griech. Mädchenſchule und eine bulgar. Schule. Die Evangeliſch-nordamerikaniſche Miſſionsgeſellſchaft gründete hier eine Station, welche jedoch wenig Proſelyten aufzuweiſen hat. Die Induſtrie erſtreckt ſich auf Seiden-, Baumwoll- und Ledermanufacturen. Der untere Theil der Stadt iſt mit wohlverſehenen Bazars bedeckt. In der ſehr fruchtbaren und anmuthigen Ebene ringsum wird der berühmteſte Reis der Türkei gebaut. Auf der Maritza findet bedeutende Flößerei ſtatt, und auch der anſehnliche Kornhandel wird auf dieſer Waſſerſtraße vermittelt. In der Umgebung der Stadt liegen eine Menge Dörfer und die Beſitzungen und Landhäuſer reicher Kaufleute. P. iſt eine alte Stadt, die zur Zeit der Römer den Namen Trimontium führte. Nordweſtlich von P. liegt die Stadt Baſardſchik (ſ. d.).

Philippsburg, Stadt im Amte Bruchſal des Kreiſes Karlsruhe im Großherzogthum Baden, am Einfluſſe des Salzbach in den Rhein, $3^1/_4$ M. im Norden von Karlsruhe gelegen, mit 2317 meiſt kath. E., war bis zum 9. Jan. 1864 der Hauptort eines Bezirksamts im Unterrheinkreiſe und früher eine berühmte Reichsfeſtung, die bis 1803 zum Hochſtifte Speier gehörte. Der Biſchof Philipp von Speier wählte den urſprünglich Udenheim genannten Flecken zu ſeiner Reſidenz, nannte ihn, dem Apoſtel Philippus zu Ehren, P. und befeſtigte ihn 1618 und 1623. Im Dreißigjährigen Kriege fiel P. nacheinander den Schweden, Franzoſen, Kaiſerlichen und wieder den Franzoſen in die Hände, welchen letztern im Weſtfäliſchen Frieden das Beſatzungsrecht beſtätigt wurde. In den Kriegen zwiſchen Ludwig XIV. und Deutſchland wurde die Stadt 1676 von den Deutſchen unter Herzog Karl von Lothringen erobert und im Nimwegener Frieden 1679 ihnen zugeſprochen, 1688 zwar abermals 29. Oct. von den Franzoſen unter Vauban genommen, im Ryswijker Frieden von 1697 aber wieder an Deutſchland zurückgegeben. Daſſelbe Spiel wiederholte ſich 1734, wo die Franzoſen 18. Juli die indeß ſehr verfallene Feſtung mit leichter Mühe, freilich mit dem Verluſte des Marſchalls Berwick (12. Juni), eroberten, ſie aber 1735 wieder räumten. Im franz. Revolutionskriege wurde ſie 1799 bombardirt, genommen und 1800 gänzlich geſchleift. 1803 kam ſie zu Baden. Am 21. Juni 1849 wurde bei P. ein Theil der bad. Revolutionsarmee unter dem Polen Mniewſki von den Preußen geſchlagen, worauf die Stadt beſetzt und die Inſurgenten bis Wieſenthal, einem Dorfe $^3/_4$ M. im Oſtſüdoſten, verfolgt wurden.

Philippus, ein Apoſtel und Schüler Jeſu, ſtammte aus Bethſaida in Galiläa, war früher wahrſcheinlich ein Fiſcher und trat gleich nach Petrus und Andreas zu Jeſu. Die kleinaſiat. Ueberlieferung läßt ihn nach Jeſu Tode nach Phrygien überſiedeln und in Hierapolis den Märtyrertod ſterben, doch beruht dies wol auf Verwechſelung mit dem gleichnamigen Diakonus P. (Apoſtelg. 6, 5), der zuerſt in Samaria das Chriſtenthum predigte. Dieſen P. ſammt ſeinen

«weissagenden Töchtern» traf Paulus bei seiner letzten Reise nach Jerusalem in Cäsarea am Meere an. Ihm oder auch dem Apostel P. wird auch ein Evangelium zugeschrieben, das aber unecht ist und nur bei den Gnostikern im Gebrauche war. Dem Apostel P. hat die röm. Kirche, zugleich mit Jakobus dem Jüngern, den 1. Mai geweiht; die griech. Kirche aber feiert für ihn den 14. Nov. und hat jenem Jakobus den 23. Oct. als Festtag bestimmt. Außerdem kennt das Neue Testament nach einen P. als Bruder des Herodes Antipas.

Philister oder Philistäer, ein kriegerischer Volksstamm, wahrscheinlich von semit. Abkunft, wohnten in den südwestl. Ebenen Palästinas, das nach ihnen benannt wurde, an der Seeküste. Die über sie erhaltenen Nachrichten lassen sie als ein rühriges, gewerbfleißiges und gebildetes Volk erscheinen, das manche Verwandtschaft mit den Phöniziern zeigt. Sie bewohnten die festen Städte Gaza, Asdod, Askalon, Gath und Ekron, die, von eigenen Fürsten regiert, untereinander durch eine gemeinsame Bundesverfassung verbunden waren. Ihre Religion war der semit. Naturdienst, den sie vorwiegend von der heitern Seite auffaßten. Ihre Hauptgottheiten, Dagon und Derkato (Atergatis), deren Bilder eine Zusammensetzung von Fisch- und Menschengestalt darstellten, waren Symbole der zeugenden Naturkraft. Vgl. Roskoff, «Die Simsonssage» (Lpz. 1860). Ihre kriegerische Tüchtigkeit erwiesen sie besonders in ihren ununterbrochenen Kämpfen mit den Hebräern, aus denen sie namentlich in den frühern Zeiten sehr häufig als Sieger hervorgingen. Unter Samuel durch die Niederlage bei Mizpa zeitweilig geschwächt, erhoben sie noch zu Saul's und David's Zeiten mächtig ihr Haupt und wurden erst von dem letztern niedergeworfen. Nach der Theilung des israel. Reichs beginnen die Kämpfe von neuem. Späterhin leisteten ihre Städte den assyr. und ägypt. Feldherren oft jahrelangen Widerstand. Zur Zeit der Makkabäer waren sie syr. Unterthanen. — In der burschikosen Sprache heißt P. in engerer Bedeutung ein spießbürgerlich gesinnter Mensch, im allgemeinen aber jeder, der nicht Student ist.

Phillips (Georg), namhafter deutscher Rechtslehrer, geb. 6. Jan. 1804 zu Königsberg in Preußen, von prot. Aeltern, deren Vorfahren aus England stammten, studirte zu Göttingen, habilitirte sich hierauf 1825 zu Berlin und folgte 1833 einem Rufe als ord. Professor der Rechtswissenschaft nach München. Schon 1825 gab er den «Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächs. Rechts» (Götting.) heraus, dem, nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in London, die «Engl. Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen» (Bd. 1 und 2, Berl. 1827—28) folgte. Bald nachdem er sich in Berlin habilitirt, kam auch sein Freund und Landsmann Jarcke (s. d.) nach Berlin, und besonders scheint es dem Einflusse dieses Mannes zugeschrieben werden zu müssen, wenn P. mit ihm zur kath. Confession übertrat. Noch in Berlin hatte er seine «Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts, mit Einschluß des Lehnrechts» (2 Bde., Berl. 1820; 3. Aufl. 1846) herausgegeben, worin er von der Ansicht ausgeht, daß das gesammte deutsche Recht in seiner ursprünglichen Gestalt sich in allen seinen Institutionen auf das Princip der Wehrhaftigkeit zurückführen lasse und sich auf dreifache Weise, als Vertheidigung der Person (Freiheit), als Vertheidigung anderer Personen (Vormundschaft) und als Vertheidigung von Sachen (Gewere) äußere. In seiner «Deutschen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung» (Bd. 1 und 2, Berl. 1832—34) übertraf er in der Verehrung des deutschen Mittelalters und in der Vertheidigung aller Anmaßungen der Kirche die meisten seiner Vorgänger. Zu München erhielt seine schriftstellerische Wirksamkeit eine mehr praktische, auf das Leben der Gegenwart gerichtete Anwendung. Auf Veranlassung der Kölner Wirren begann er 1838 mit Görres (s. d.) die «Histor.-polit. Blätter für das kath. Deutschland», eine Zeitschrift, die sich zum letzten Endzweck stellte, die Obergewalt der Kirche über den als eine bloße Polizeianstalt betrachteten Staat historisch zu begründen. Auch sonst entwickelte P. bei den religiösen Wirren der Folgezeit in Verbindung mit Görres (Vater und Sohn), mit Döllinger, Windischmann, Moy und Ringseis eine vielfache Thätigkeit im Interesse des kath. Princips und dessen erneuter Verwirklichung im staatsbürgerlichen Leben. Nach dem Sturze des Ministeriums Abel 1847 wurde P. von seinem Lehrstuhle entfernt und zum Rath bei der königl. Regierung in Landshut ernannt. Doch trat er diese Stelle nicht an und lebte in ruhiger Muße seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Erst 1849 folgte er einem Rufe als ord. Professor des gemeinen Kirchenrechts und der Rechtsgeschichte an die Universität zu Innsbruck, von wo er 1851 als Professor der Rechtsgeschichte nach Wien übersiedelte. P.'s Hauptwerk ist das «Kirchenrecht» (Bd. 1—6, Regensb. 1845—64), an welches sich ein «Lehrbuch des Kirchenrechts» (2 Bde., Regensb. 1861—62) anschließt. Sonst sind noch besonders hervorzuheben: «Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte» (2 Thle., Münch. 1845—50;

4. Aufl. 1859) und «Vermischte Schriften» (3 Bde., Wien 1856—60) sowie unter seinen kleinern Arbeiten: «Die Diöcesansynode» (2. Aufl., Freib. 1850), «Ueber den Ursprung der Katzenmusiken» (Freib. 1849), «Die große Synode von Tribur» (Wien 1865), «Samson von Tottington» (Wien 1864) u. s. w.

Philo, ein gelehrter jüd. Schriftsteller, wurde einige Jahre vor Christo zu Alexandria geboren, wo er auch seine Bildung erhielt. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten seine Glaubensgenossen unter dem Einflusse griech. Bildung gestanden; damit waren Platonische, Aristotelische, und Pythagoräische Lehrsätze zu ihnen gekommen, welche sie unter den Bildern und Erzählungen ihrer heiligen Schriften als verborgenen Sinn wiederfanden. So fand auch P. vornehmlich Platonische Sätze in den allegorisch gedeuteten mosaischen Schriften. Als gleich ewige Principien sah er Gott und die Materie an. Den Verkehr des überweltlichen, rein geistigen Gottes mit der sichtbaren Welt denkt er sich durch eine Vielheit göttlicher Kräfte vermittelt, deren Einheitsband die göttliche Vernunft oder der göttliche Logos (s. d.) ist. Letzterer wurde daher als das Princip aller göttlichen Offenbarung in der Welt dargestellt, eine Lehre, die im alexandrinischen Judenthum, wie es scheint, sehr weit verbreitet, seit der Mitte des 2. Jahrh. auch auf die christl. Theologie einen sehr weitreichenden Einfluß gewann. Uebrigens ist der Reichthum der Philonischen Gedanken im Vergleich mit der Masse der von ihm hinterlassenen Schriften und der Weitschweifigkeit seiner Darstellung eben nicht groß. Unter seinen Landsleuten in Alexandrien nahm er eine sehr geachtete Stellung ein. Im J. 42 wurde er von ihnen an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom geschickt, um die Juden gegen feindselige Beschuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ aber die Gesandtschaft nicht vor sich, und P. kam sogar in Lebensgefahr. Er faßte nun eine von großer Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit zeugende Rechtfertigungsschrift der Juden ab, die nach Caligula's Tode im Senate vorgelesen wurde. Spätere Erdichtungen sind die Angaben, daß P. unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christl. Glauben angenommen, diesem aber gewisser Kränkungen wegen wieder entsagt habe. Die auf uns gekommenen Schriften P.'s wurden von Morel (Genf 1613), Mangey (2 Bde., Lond. 1742), Pfeifer (5 Bde., Erl. 1785—92), Richter in der «Bibliotheca sacra» (8 Bde., Lpz. 1828—30) und in der Tauchnitz'schen Sammlung (8 Bde., Lpz. 1851—54) herausgegeben. Ueber P.'s Philosophie, Theologie und deren Verhältniß zum Christenthum verbreiten sich, außer Großmann (s. d.): Gfrörer, «P. und die alexandrinische Theosophie» (Stuttg. 1835), und Dähne, «Geschichtliche Darstellung der jüd.-alexandrinischen Religionsphilosophie» (2 Thle., Halle 1834—35).

Philo aus Byblos in Phönizien, ein Grammatiker, der zu Ende des 1. Jahrh. n. Chr. lebte, verfertigte außer einigen andern histor. Schriften eine griech. Uebersetzung der «Phönizischen Geschichte» des Sanchuniathon in neun Büchern, von der sich jedoch nur das erste Buch und auch dieses in einem sehr verderbten Zustande in der «Praeparatio evangelica» des Eusebius (s. d.) erhalten hat. Zwar machte 1835 ein gewisser Wagenfeld in Bremen bekannt, daß er eine vollständige Handschrift dieser Uebersetzung aus dem Kloster Sta.-Maria de Merinhao in der portug. Provinz Entre Duero e Minho durch den Obersten Pereira erlangt habe, die er darauf theils zugleich mit einer lat. Uebersetzung (Brem. 1837), theils in einer deutschen Uebertragung (Lüb. 1837) herausgab; allein es ist bis zur Evidenz erwiesen, daß das Ganze auf einem literarischen Betruge beruht. (S. Sanchuniathon.) — **P.**, ein Philosoph aus Larissa, der Zeitgenosse Cicero's, lebte in Rom und gehörte der neuern Akademie an. Häufig wird er auch der Stifter der dritten Akademie genannt. — **P.**, aus Byzanz, lebte um 150 v. Chr. und schrieb außer einigen Werken über Mechanik namentlich eine Schrift «Ueber die sieben Wunderwerke der Alten Welt», welche am besten von Orelli (Lpz. 1816) herausgegeben worden ist.

Philodēmus, aus Gadara in Syrien, ein epikuräischer Philosoph, Zeitgenosse des Cicero und Atticus, die ihn wegen seines Dichtertalents schätzten, schrieb in griech. Sprache, außer mehrern kleinern Gedichten, die sich in der Anthologie (s. d.) befinden, eine Reihe von größern Werken, von denen in neuerer Zeit einige in Herculanum und Pompeji aufgefunden worden sind. Dahin gehören zunächst die Schriften «Ueber Rhetorik», zuerst bekannt gemacht in den «Antiquitates Herculanenses» (Bd. 5) und in den «Volumina Herculanensia» (Bd. 2, Oxf. 1825), zuletzt bearbeitet von Gros unter dem Titel «Philodemi rhetorica» (Par. 1840), und «Ueber die Musik», welche aus Rosini's «Volumina Herculanensia» (Bd. 1, Neapel 1793) von Murr (Strasb. 1804) und von demselben in deutscher Uebersetzung (Berl. 1806) herausgegeben wurde; ferner die Abhandlungen «De pietate», von Cicero in der Schrift «De natura deorum» benutzt, und «De ira», beide zuerst in der «Collectio altera Herculanensium volu-

minum» (Bd. 1 und 2, Neapel 1861—63) veröffentlicht, dann einzeln von Gomperz (die erstere, Lpz. 1864, die letztere, Lpz. 1866) herausgegeben.

Philoktetes, der Sohn des Pöas und der Demonassa, ein trefflicher Bogenschütze, führte die Bewohner von Methone, Thaumakia, Meliböa und Olizon gegen Ilios. Jedoch ließ ihn das Heer unterwegs auf Lemnos zurück, weil er an einer durch Schlangenbiß erhaltenen Wunde krank daniederlag. Bald aber war dasselbe seiner benöthigt. Er selbst kehrte zuletzt glücklich in seine Heimat zurück. Nur so viel erzählt Homer von ihm. Spätere Dichter haben dieses mannichfach erweitert und verändert. Auf dem Zuge gegen Ilios, heißt es, wurde er auf der kleinen Insel Chryse unweit Lemnos von einer tempelhütenden Schlange in den Fuß gebissen. Die Wunde eiterte heftig und verbreitete einen so unerträglichen Geruch, daß ihn die Griechen auf des Odysseus Rath an der Küste von Lemnos aussetzten. Hier verlebte er unter großen Drangsalen neun Jahre; im zehnten endlich erschienen Odysseus und Diomedes oder Neoptolemos (nach Sophokles) als Gesandte bei ihm, um ihn abzuholen, weil ohne ihn Ilios nicht erobert werden könne. P. nämlich war im Besitz des Bogens und der Pfeile des Herakles, welche nach dem Ausspruche des Sehers Helenos zur Eroberung von Ilios durchaus nöthig waren. Endlich entschloß er sich, jenen zu folgen. Nach seiner Ankunft bei dem Heere der Griechen versank er durch Apollo in tiefen Schlaf; während desselben schnitt Machaon die Wunde aus und heilte sie. Nun erlegte P. den Paris, und Ilios wurde erobert. Auf seiner Heimkehr, nach Spätern, nach Italien verschlagen, baute er Petelia in Lucanien und Krimissa bei Kroton. In einem Kampfe gegen die frühern Einwohner fiel er. Die Geschichte des P., namentlich seine Leiden, hat Sophokles in dem nach P. benannten und noch vorhandenen Trauerspiele dargestellt. Von dem gleichnamigen Stück des Euripides sind nur Fragmente vorhanden.

Philoläus war einer der vorzüglichsten Schüler des Pythagoras. Seine für uns verlorenen Werke über die Naturlehre standen bei den Alten in so hohem Rufe, daß Plato ein Manuscript desselben für 100 Minen kaufte. Seine Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne wurde von seinen ersten Nachfolgern angenommen, aber wahrscheinlich, weil sie nur als Meinung ohne Beweise aufgestellt war, später wieder vergessen. Nicetas von Syrakus verband damit die Lehre von der Bewegung der Erde um ihre Achse, wie Cicero in seinen «Academicae quaestiones» erzählt, und namentlich diese Stelle soll den Kopernicus auf die Entdeckung des wahren Weltsystems geleitet haben.

Philologie. Der Name dieser Wissenschaft ist schon bei den Griechen vorhanden gewesen und bezeichnete seinem Ursprunge gemäß zuerst nur Liebe zu Reden, Redseligkeit und Gefallen an Unterhaltung; wenn sich aber Sokrates beim Plato einen Philologen nennt, so sind in engerm Sinne die wissenschaftlichen Unterhaltungen verstanden, in welchen sich noch ohne schulmäßige Abgeschlossenheit die Philosophie des Sokrates dialektisch bewegte. Als später mit Aristoteles die Systematik der Philosophie und der Wissenschaften überhaupt fixirt, damit aber auch die bis dahin noch in frischer Productivität vorgeschrittene Kraft des griech. Geistes erschöpft war, trat an die Stelle der Production die Reproduction; das geistige Leben nährte sich an den Schätzen der Vergangenheit, die man sammelte, bewahrte, erläuterte, oder die man nach den aus ihnen abstrahirten Kunsttheorien und nach wechselnden Liebhabereien in geänderten Formen und Verbindungen modernisirte, um den Mangel eigener gründlicher Schöpferkraft hinter prunkender Künstelei und Originalität im kleinen zu verbergen. Aber Kenntniß zu nehmen von den vorhandenen Werken der Literatur und Kunst wurde eine Forderung, die man an Gebildete machte, und diese Bildung wurde nicht mehr als ein Gemeingut aller vom Leben getragen und gefördert, sondern sie zog sich in die Schule zurück und wurde zu einem Vorzug derer, welche die Mittel zu ihrer Erwerbung besaßen, während die Masse des Volks in Armuth und Unbildung versank, alle aber, der polit. Freiheit beraubt, kein öffentliches Leben und damit auch keine Antriebe zu großen Anstrengungen und Leistungen mehr hatten. Diese allgemeine Bildung nun von wesentlich reproducirendem Charakter, beruhend auf histor. Gelehrsamkeit, ohne Beschränkung auf ein einzelnes Fach, hieß in den letzten Zeiten des Alterthums bei den Griechen P., und in demselben Sinne kam das Wort zu den Römern. Wenn universelle Gelehrsamkeit bei einzelnen in besonders hohem Grade vorhanden war, so wurde für solche Männer die Benennung «Philologen» ein lobendes Prädicat oder auch ein Beiname, wie dieser zuerst dem gelehrten Griechen Eratosthenes, später dem röm. Grammatiker Attejus gegeben wurde. Encyklopädische oder vermischte, auf vielerlei Fächer bezügliche Schriften wurden philologische genannt, und vorzugsweise waren es Grammatiker, welche durch ihr ursprüngliches Hauptgeschäft, die Erklärung der Dichter, auf eine solche Mannichfaltigkeit des Wissens geführt wurden. Hierbei konnte selbst die

Philaſaphie einbegriffen ſein, ſafern ſie nur Gegenſtand des hiſtar. Wiſſens war; aber wenn ſie als freie Speculation betrachtet wurde, bildete ſie den natürlichſten Gegenſatz gegen die P. Als die Römer mit ihrem praktiſchen Sinne, wie namentlich Varro, die geſammte P. in eine abgegrenzte, geordnete Encyklopädie derjenigen Disciplinen zuſammenfaßten, welche den Inhalt des allgemeinen höhern Unterrichts ausmachen ſollten, bildete ſich der Inbegriff der ſog. ſieben freien Künſte, welche das Mittelalter in zwei Stufen zerlegte, das Trivium: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, und das Quadrivium: Muſik, Arithmetik, Geometrie und Aſtronomie; gerade dieſe Fächer hatte Marcianus Capella (ſ. d.) mit dem Namen P. bezeichnet, der im 3. oder 4. Jahrh. das Werk verfaßte, welches im Abendlande während des Mittelalters das gewöhnlichſte Lehrbuch dieſer Encyklopädie geweſen iſt.

War auch der Name der P. im Mittelalter nicht gebräuchlich, ſo blieb doch jene Begrenzung und Gliederung des Unterrichts ſtets dieſelbe, und auch die nach andern Geſichtspunkten geordneten Encyklopädien änderten daran nichts, ſondern zeigten nur, daß die Gelehrſamkeit, wie im Alterthume, ſich oft extenſiv und intenſiv weit über die dem Unterrichte geſetzten Grenzen ausdehnte. Aber die antike P. war nun in einen ihr ganz fremden Boden verpflanzt. Es gehört zu den wunderbarſten Fügungen der Weltgeſchichte, wie die heidniſche Cultur des Alterthums nach dem Untergange der Völker und Sprachen, in welchen ſie urſprünglich gelebt hatte, fremde Barbaren nöthigte, ihre Träger und Pfleger zu werden und ſich dazu durch mühſame Studien zu befähigen; die Verſchiedenheit der Nationalität und der ganzen geiſtigen Atmoſphäre, der unverſöhnliche Gegenſatz zwiſchen dem Chriſtenthum und Heidenthum, die Mangelhaftigkeit des Unterrichts und aller Mittel des geiſtigen und literariſchen Verkehrs und ſo manche andere Schwierigkeiten würden menſchlicher Einſicht hierbei als ſchlechthin unüberſteigliche Hinderniſſe erſchienen ſein. Wie die Griechen die Cultur des Orients in ſich aufnahmen, wie die ſtolzen und mächtigen Römer ſich dem griech. Geiſte beugen mußten, ſo war es die unausweichliche Beſtimmung der german. Völker, die Erbſchaft der claſſiſchen Bildung anzutreten, wie unmöglich es auch der nationalen oder religiöſen Beſchränktheit ſein möge, die Nothwendigkeit und Heilſamkeit dieſer Weltordnung zu begreifen. Das german.-chriſtl. Mittelalter hat nun zwar die Schätze der claſſiſchen Cultur gerettet und ſie zur Grundlage ſeiner eigenen gemacht; aber die Miſchung ſo überaus verſchiedener Elemente konnte zunächſt nur eine unklare Gärung zur Folge haben, aus der erſt nach langem, vergeblichem Arbeiten eine gereinigte Erkenntniß des überkommenen fremdartigen Schatzes hervorging. Der durchgängige Grundzug des Mittelalters iſt neben dem unbedingten, ſpeculativ und praktiſch befeſtigten religiöſen und wiſſenſchaftlichen Autoritätsglauben der davon unzertrennliche völlige Mangel an hiſtar. Sinne und hiſtar. Kritik; Sage und Geſchichte, Dichtung und Wahrheit miſchten ſich unbewußt unaufhörlich, ſelbſt in den einheimiſchen und faſt gleichzeitigen Dingen; noch viel mehr erſchien das Alterthum in nebelhafter, wunderbar verdrehter Geſtalt. Eine klare Einſicht von den religiöſen Vorſtellungen der Alten, von ihren polit. und ſittlichen Zuſtänden, von ihrer Geſchichte und Cultur blieb dem Mittelalter allezeit fremd; nähere Bekanntſchaft mit der Wiſſenſchaft des Alterthums erſchien als etwas Geheimnißvolles, Magiſches, Verderbliches; von der griech. Sprache war in der Regel nur eine unſichere, verfälſchte und beſchränkte Vocabelkenntniß vorhanden; Grammatik und Literatur fehlten; die lat. Sprache wurde, nach dem zweifellaſen Recht einer lebenden, durch den Gebrauch umgeſtaltet und hauptſächlich nur in dem etymologiſchen Theil ohne Verderbniß bewahrt, im übrigen aber dem kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Bedürfniß angepaßt, dann auch durch eine zwar ſcharfſinnige, aber abſtracte Sprachphiloſophie willkürlich regulirt, ohne daran zu denken, daß die Norm für ihre Correctheit und Schönheit in der alten Literatur liege. Nach alledem war auch das Verſtändniß der Werke des Alterthums nur ein ſehr mangelhaftes, mehr noch in ſachlicher als in ſprachlicher Beziehung; wo nicht ohnehin durch die Verfälſchung der Texte die richtige Auffaſſung erſchwert oder unmöglich geworden war, wurde allgemein die allegoriſche Auslegung angewendet und dadurch der Inhalt antiker Werke gewaltſam in den mittelalterlichen Ideenkreis hineingezogen; griech. Schriften, vor allen die des zu unbegrenzter Autorität gelangten Ariſtoteles, wurden nur in lateiniſchen, vielfach verfälſchten, zum Theil aus dem Arabiſchen gefloſſenen Ueberſetzungen geleſen. Kurz, die Verbindung des Mittelalters mit dem claſſiſchen Alterthum war nur eine mittelbare, getrübt durch Unrichtigkeiten und Mängel aller Art, die ſich gleichwol als das Normale befeſtigt hatten. Wenn alſo von einer P. des Mittelalters die Rede ſein kann, ſo iſt dieſe nicht als ein ſich unmittelbar auf das Alterthum beziehendes, ſondern als ein vor allen Dingen der kirchlichen Lehre und der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft dienſtbares Studium zu betrachten. Indeß waren allmählich die Antriebe immer kräftiger

geworden, um über dieſen Zuſtand hinauszugelangen. Das in Italien niemals außer Gebrauch gekommene röm. Recht in Verbindung mit dem Aufſchwung des ſtädtiſchen Lebens und des Handels führte auf das Studium der altröm. Rechtsquellen zurück; die Kreuzzüge, der geſteigerte Verkehr mit dem Byzantiniſchen Reich, die Verhandlungen über die Vereinigung der röm. und griech. Kirche brachten manche Kenntniß aus Griechenland nach Italien und erweckten das Streben nach der griech. Literatur, aus welcher namentlich die Schriften der Aerzte ſofort für den praktiſchen Gebrauch nutzbar gemacht wurden; die aus dieſen Anregungen hervorgehende Gründung der Univerſitäten in Italien zunächſt für Jurisprudenz und Medicin ſchuf dann Sammelplätze für immer ausgedehntere wiſſenſchaftliche Studien und erweckte das Bewußtſein, daß auch die altröm. Literatur nur eine abgeleitete ſei, und daß die griechiſche einen noch weit größern Schatz von Kenntniſſen aller Art berge, welche der immer unfruchtbarer gewordene Scholaſticismus des Abendlandes zu gewähren oder zu erſetzen nicht im Stande ſei.

Das Byzantiniſche Reich hatte nun gerade bis auf dieſen Punkt ſein kümmerliches Daſein gefriſtet, wo das Abendland reif geworden war, die dort noch vorhandenen Reſte altgriech. Bildung in ſich aufzunehmen und dieſe weiter zu pflegen und zu einer neuen und fruchtbaren Wirkſamkeit zu führen; dieſe erneuerte Uebertragung war größtentheils bereits vollendet, als die Türken dem Byzantiniſchen Reiche ein Ende machten. So war denn der Kern in dem großen Umſchwung abendländ. Cultur, welchen man als die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften bezeichnet, nichts anderes als die wiedergeborene P., welche nicht mehr mittelbar und im Dienſte anderer Potenzen, ſondern direct und unmittelbar auf das Alterthum hinführte und die Schätze claſſiſcher Wiſſenſchaft und Kunſt aus langer Vergeſſenheit wieder erweckte, ſie von allen Verunſtaltungen reinigte, hiſtor. Sinn erzeugte und Kritik zu üben lernte und lehrte. Der Umfang ihres Stoffs war unbeſtimmt und grenzenlos wie im Alterthume; indem ſie ſich mit friſchem Eifer auf die ganze Maſſe der claſſiſchen Productionen warf, umfaßte und beherrſchte ſie alle Wiſſenſchaften, ſodaß, wer auch nur einer von ihnen ſich vorzugsweiſe widmen wollte, dazu doch zuvörderſt Philolog ſein mußte, und umgekehrt unter den namhaften Gelehrten jener Zeit kaum einer zu finden iſt, der nur Philolog geweſen und nicht zugleich eine andere Wiſſenſchaft bevorzugt hätte. Da nun überdies das Schema der ſieben freien Künſte verdrängt wurde, ſo war es zunächſt unmöglich, für die P. nach der Natur ihres Stoffs oder nach den Studien und der praktiſchen Thätigkeit der Philologen irgendeine feſte Grenze zu beſtimmen. Ihre nächſte Aufgabe erforderte auch eine ſolche nicht; denn ſie mußte zuerſt die mittelalterliche Wiſſenſchaft und Lehrweiſe auf allen Gebieten bekämpfen und die herkömmlichen Lehrbücher durch neue erſetzen; überall begann aber der lebhafte Kampf hierüber damit, das Lateiniſche, die allein herrſchende Mutterſprache der Kirche, des Rechts und aller Wiſſenſchaften, zu reinigen und es nach den Muſtern der claſſiſchen Literatur zu lehren und zu gebrauchen. An correcter und ſcholaſtiſcher Latinität unterſchieden ſich ſchon äußerlich die feindlichen Parteien. Die Vorkämpfer der neuen Richtung wurden ſpottweiſe Poeten genannt, indem man es damit als einen Hauptvorwurf bezeichnen wollte, daß ſie ſich nicht mit ernſten Studien, ſondern mit einer blos ergötzlichen, leichtfertigen und unſittlichen Literatur beſchäftigten. Indeß ſolche Beſchuldigungen vermochten nicht, die ſcholaſtiſche Bildung zu ſchützen, die, allmählich auf allen Punkten durch die Ueberlegenheit der neuen Erkenntniß und Kunſtbildung beſiegt und mit Witz und Satire verfolgt, ſo gänzlich, ja ſo unbillig verworfen und ausgerottet wurde, daß auch das Brauchbare daran, weil es ſcholaſtiſche Form hatte, unbenutzt in Vergeſſenheit gerieth. Als diejenigen Philologen, welche ſich zunächſt um die Sprachreinigung Verdienſte erwarben, ſind in Italien nach Petrarca und Boccaccio vorzüglich zu nennen Laurentius Valla, dann Lancilot, Mancinelli, Sulpicius, Aldus Manutius u. a., in Spanien Aelius Antonius Nebriſſenſis, in Frankreich Tardivus, Despauterius, Budäus, in Deutſchland Jak. Wympfeling, H. Bebelius, Konr. Celtes, Joh. Braſſicanus, Jak. Henrichmann, Herm. Buſch, Lange u. ſ. w. Ohne Erfolg war die Vermittelung, welche die Schüler des Alex. Hegius, Herm. Torrentinus und Kempo verſuchten, indem ſie den in den Schulen feſtgewurzelten Grammatiker Alexander de Villa Dei durch Ueberarbeitung und berichtigende Commentare retten wollten. Von den überwiegend grammatiſchen und ſtiliſtiſchen Beſtrebungen ging es aus, daß während Angelus Politianus ein ganzes Syſtem aller Wiſſenſchaften in ſeinem «Panepistemon» aufſtellte, doch die studia humanitatis, wie man häufig die P. nannte, überwiegend auf die formale Seite der claſſiſchen Studien bezogen und darunter mehr eine Kunſt, die Beredſamkeit, verſtanden wurde; indem man dieſe aber nach Cicero's Definition auf die umfaſſendſte Kenntniß alles des Stoffs gründen wollte, der mit Beredſamkeit behandelt werden kann, ihr mithin ihre Thätigkeit in allen Wiſſenſchaften und den damit zuſammenhängenden praktiſchen Berufsarten anwies, konnte zwar das Studium der Form

als eine geſchloſſene Theorie in Grammatik, Rhetorik und Poetik begriffen werden, aber das Studium des Stoffs führte wiederum in das grenzenloſe Gebiet aller Wiſſenſchaften.

Obwol nun dieſe Auffaſſung der P. mit mehr oder weniger Beſtimmtheit von den Humaniſten des 15. und 16. Jahrh. unzählig oft geltend gemacht und zur Empfehlung ihrer Studien für die verſchiedenſten Berufskreiſe benutzt wurde, wie viele Reden, die merkwürdige an den König Franz I. von Guil. Budäus gerichtete Schrift «De philologia», das «Vallum humanitatis» von Herm. Buſch und andere Werke darthun, ſo war doch dieſer Standpunkt auf die Länge nicht haltbar. Die Philologen roman. Stammes, namentlich die Italiener, begnügten ſich bald mit der formalen P. allein. Mit ihrer leichten Erregbarkeit ohne nachhaltige Tiefe hatten ſie zwar die humaniſtiſchen Studien lebhaft und begeiſtert ergriffen, aber ihre Gewandtheit, ſich die antiken Formen der Proſa und Poeſie anzueignen und ſie zu handhaben, gewährte ihnen eine ausreichende Befriedigung; die tiefern Folgen des neuen Umſchwungs der Bildung blieben ihnen im ganzen fern, zumal da Conflicte mit der Kirche und der kirchlichen Wiſſenſchaft ein fruchtloſes Märtyrerthum in Ausſicht ſtellten; häufiger begnügte man ſich daher mit dem blos negativen Verhalten, daß man für ſich den geforderten Glauben verleugnete, ja auch verſpottete, ſich aber nicht darauf einließ, ihm eine poſitive Ueberzeugung auf alle Gefahr hin entgegenzuſtellen. Demnach iſt in Italien die P. im ganzen überwiegend die formale und ſtiliſtiſche lateiniſche geblieben, an die ſich neben geringerer Thätigkeit für das Griechiſche die unverfängliche Beſchäftigung mit den mannichfaltigen Reſten der antiken Künſte und Handwerke anſchloß, welche das Land ſelbſt in großer Zahl darbot.

In Deutſchland, in England und zum Theil auch in Frankreich hatte die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften viel tiefer eingreifende Wirkungen; ſie wurde ſofort auf den Mittelpunkt aller Wiſſenſchaft und Lebensanſchauung, auf die Kirchenlehre und die Philoſophie bezogen, hatte daher auch die kirchliche Reformation zur Folge, unter deren Schutz allmählich alle Wiſſenſchaften einen freien Aufſchwung nahmen. Insbeſondere aber wurden die humaniſtiſchen Studien in der prot. Kirche mit großem Fleiße gepflegt, da man in ihnen nicht nur ein unſchädliches, ſondern ein der Kirche ſelbſt unentbehrliches Bildungsmittel ſah, dem man dankbar die Erweckung der Fähigkeit, das im Mittelalter fixirte Glaubensſyſtem kritiſch zu prüfen und den gereinigten Glauben zu vertheidigen, zuſchrieb. Jedoch blieb auch hier die P. in der Unbeſtimmtheit ihres Begriffs wie zuvor; wie hoch man ſie auch ſchätzen mochte, ſo geſchah dies doch nur um der Dienſte willen, welche ſie der Theologie und andern Wiſſenſchaften geleiſtet hatte und ferner zu leiſten im Stande war; ein eigenes Gebiet, das ſie ſelbſtändig zu bearbeiten hätte, wurde ihr weder zugeſtanden, noch von ihr ſelbſt beanſprucht. Sie verharrte demnach in der Dienſtbarkeit gegen andere Wiſſenſchaften, führte dieſen die formale philol. Bildung zu, ſoweit ſie deren bedurften, und wenn ſie hierüber hinausging, umfaßte ſie immer wieder eine mehr oder weniger umfaſſende Encyklopädie verſchiedener Wiſſenſchaften, wie dies noch im vorigen Jahrhundert Joh. Matth. Gesner that in ſeinen «Primae lineae isagoges in eruditionem universalem», ſeinen Vorleſungen darüber und in ſeinen «Institutiones rei scholasticae», und zuletzt J. Aug. Erneſti in ſeinen vielgebrauchten «Initia doctrinae solidioris». Dieſe Polymathie aber und Polyhiſtorie führte die Philologen allmählich immer weiter ab von ihrer urſprünglichen Aufgabe, welche ſich nur inſofern auf alle Wiſſenſchaften erſtreckt hatte, als dieſe in der griech. und röm. Literatur behandelt waren. Je mehr aber die Wiſſenſchaften fortſchritten, deſto mehr wurden die modernen Elemente darin ausgedehnt und überwiegend; der Philolog wurde demnach, weit über die Literatur des Alterthums hinaus, in eine unabſehbare Maſſe von Forſchungen hineingezogen, die nicht als Ein Fach betrachtet werden konnten. Dieſem Uebelſtande half man dann in doppelter Weiſe ab; zunächſt erklärte man die P. blos für einen Theil der Polymathie, den man als Kenntniß der Sprachen und des geſammten Alterthums oder der Geſchichte faßte, ſodaß alſo die formalen und materiellen Beſtandtheile darin verknüpft wurden, wenn man auch ein haltbares Princip dieſer Verbindung nicht anzugeben wußte. Joh. Wowerius, Iſ. Caſaubonus, Joh. Gerh. Voſſius u. a. haben dieſe Anſicht vertreten, ohne ſie rechtfertigen zu können; denn da einerſeits die Sprachkenntniß ſich nicht auf das Griechiſche und Lateiniſche beſchränkte, ſondern mindeſtens noch das Hebräiſche umfaßte, ohne andere Sprachen auszuſchließen, ſo fehlte es hier an einer beſtimmten Grenze; denn an eine allgemeine, alle Sprachen umfaſſende und vergleichende Sprachwiſſenſchaft wurde nicht gedacht; andererſeits wurde der materielle Theil zu ſehr auf Antiquitäten und Geſchichte beſchränkt, aber auch in dieſen Fächern wieder über das claſſiſche Alterthum ausgedehnt, ſodaß auch dieſer Theil theils zu wenig, theils zu viel enthielt. Aus beiden Theilen konnte unmöglich ein wohlgegliedertes Ganzes entſtehen; denn eine Einheit war weder

vorhanden, noch wurde sie gesucht, da man die ganze Wissenschaft doch nur als eine Hülfswissenschaft ansah, die ihren höchsten Zweck nicht in sich, sondern in denjenigen Wissenschaften hatte, welchen sie dienen sollte; sie löste sich daher in eine Reihe unzusammenhängender Notizen auf, wie sie den Theologen, Juristen u. s. w. nutzbar sein konnten.

Scheinbar consequenter war die Ansicht, nach welcher die P. blos Sprachwissenschaft sein sollte; ihre Haupttheile wurden danach Grammatik, Kritik und Hermeneutik. So hatte sie freilich eine Einheit in der Sprache und Darstellungsform; aber diese Einheit ist vielmehr eine Halbheit oder Einseitigkeit, welche am wenigsten in Bezug auf das Alterthum gebilligt werden kann, da es an diesem gerade vorzugsweise charakteristisch ist, daß Form und Inhalt sich in vollendeter Harmonie befinden, also die Form weder richtig verstanden noch gerecht gewürdigt werden kann ohne gleichmäßige Ergründung des Inhalts. Als Sprachwissenschaft litt diese P. an denselben schon bemerkten Mängeln, daß weder die Beschränkung auf die zwei classischen Sprachen zulässig ist, noch eine weitere Ausdehnung zu einer allgemeinen Sprachwissenschaft bezweckt wurde; höchstens war und blieb sie ein unklares Postulat, wie bei Augustin Grischow. Die sog. Realien wurden nur in untergeordneter Weise mitgenommen als Hülfsmittel für Hermeneutik und Kritik; sie fanden daher keine gründliche Pflege und zerfielen in eine Menge von zerstreuten Einzelheiten, die weniger ein geschichtliches als ein lexikalisches Interesse hatten. Es ist einleuchtend, daß diese Art, die P. aufzufassen, nur herrühren konnte von ihrer Dienstbarkeit gegen andere Wissenschaften, die im Formalen die Hülfe der P. bedurften; im Materialen aber beanspruchte jede von ihnen, den ihr zufallenden Theil der classischen Literatur am besten erklären und beurtheilen zu können, was gerade dieser Zerstückelung wegen sich doch oft als unausführbar erwies. Ungeachtet solcher sehr augenscheinlicher Mängel ist doch die Auffassung der P. als einer blos oder vorzugsweise formalen Wissenschaft oder Fertigkeit eine sehr allgemeine gewesen. Sie war schon vorbereitet dadurch, daß man ehemals die P. als Beredsamkeit hatte verstehen wollen; sie verbreitete sich besonders im 17. und 18. Jahrh. neben den beiden andern erwähnten Richtungen und stützte sich auf unrichtige wörtliche Erklärung des Namens der P. Ihr letzter großer Vertreter war Gottfr. Hermann; ihr System hat zuletzt vollständig und eben darum in seiner ganzen Schwäche Aug. Matthiä dargelegt, und andere haben es mehr oder weniger gründlich, meist nur gelegentlich verfochten, wie Jahn öfters in seinen «Jahrbüchern für P. und Pädagogik», F. W. Fritzsche, Kirchner, C. E. Chr. Schneider u. s. w.

Noch einseitiger war der Standpunkt, den Hemsterhusius und seine Schule einnahmen; nach ihm war der Philolog nichts anderes als Kritiker; zur Ausübung dieser einen Thätigkeit aber sollte er im weitesten Umfange sprachliche und sachliche Gelehrsamkeit zur Hand haben, welche mithin nur einen secundären Werth als Hülfsmittel besaß und darum in dieser Schule auch nicht zu einer selbständigen Organisation gelangen konnte; die Kenntniß des ganzen Alterthums wurde danach nicht ihrer selbst wegen gesucht, sondern lediglich, um gelegentlich verdorbene Textstellen zu verbessern. Mit demselben oder mit noch größerm Rechte hätte man auch die Hermeneutik zum Mittelpunkt und Ziel der P. machen und sie demnach identificiren können mit der Aufgabe, welche sich die Grammatiker des Alterthums gestellt hatten. Die Natur des kritischen Virtuosenthums aber brachte es nothwendig mit sich, daß individuelle Neigungen, Fertigkeiten und Methoden in einzelnen Schulhäuptern stark hervortraten und den Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu erheben sich durch hervorragende Leistungen berechtigt erachteten; so Peerlkamp und Cobet.

Diese sprachliche, kritische und formale P., deren Verdienste übrigens nicht nach der Mangelhaftigkeit ihres Systems zu ermessen sind, hat sich zwar bis in die neuesten Zeiten in einzelnen Vertretern erhalten; jedoch sind längst bedeutungsvolle Umstände eingetreten, welche eine andere, gründlichere Auffassung des Wesens der P. zu einer Nothwendigkeit gemacht haben. Das Streben der ältesten Humanisten, die antike Beredsamkeit und Poesie durch sorgsame Nachahmung wiederherzustellen, mußte in seiner eigenen Unnatur sein Ende finden, sobald nur Sprache und Literatur der modernen Völker hinlänglich herangereift waren, um gebieterisch zu verlangen, daß begabte Redner und Dichter sich nicht mehr einer todten, dem größten Theile des Volks unzugänglichen Sprache bedienen sollten. Die roman. Völker haben zuerst diese Forderung geltend gemacht, und ihre Volksliteratur ist daher am frischesten aufgeblüht, vor allen die der Italiener; ihnen folgten die Spanier und Franzosen, die letztern namentlich mit großer Eingenommenheit für die Vorzüge ihrer modernen Literatur gegenüber der altclassischen; seit Ludwig XIV. begann die letztere bei ihnen verachtet oder wenigstens versäumt zu werden, und die P. wurde und wird nur kümmerlich und nicht selten durch fremde Kräfte gepflegt. Die Neigung der roman. Völker, sich mit der Form genügen zu lassen, ihre Selbstgefälligkeit, überdies eine der freien Wissenschaft widerstrebende

Kirche und ſo manche andere hiſtor. Verhältniſſe wirkten bei ihnen dahin, daß vorzugsweiſe nur die unmittelbar praktiſchen Wiſſenſchaften erhebliche Förderung fanden. Ganz anders in Deutſchland. Die Reformation und beſonders Luther's Bibel und Kirchenlieder hatten die Gründung einer deutſchen Schriftſprache zur Folge, der ſich auch die Katholiken nicht entziehen konnten. Ihr Aufblühen wurde zwar durch die Religionskriege und dogmatiſchen Controverſen aufgehalten, aber nicht gehemmt, und nachdem zuerſt die bereits früher eultivirten Literaturen der roman. Völker, insbeſondere der Italiener und Franzoſen, als Muſter gedient hatten, wandte man ſich von dieſer Nachahmung der Nachahmer zu dem gemeinſamen Vorbilde aller, zu den Meiſterwerken des Alterthums zurück, und zwar ohne die lateiniſchen vor den griechiſchen zu bevorzugen; es war das gleichſam eine neue Wiedergeburt der Wiſſenſchaften im 18. Jahrh., wie im 15. und 16., jedoch ſo, daß jetzt die Wiſſenſchaften in deutſcher Sprache wiedergeboren wurden. Man begann ſtreng wiſſenſchaftliche Werke deutſch zu ſchreiben, akademiſche Vorleſungen deutſch zu halten; die Kunſt der Darſtellung wurde, wie die Kunſt überhaupt, durch die neugeſchaffene Aeſthetik auf theoretiſche Regeln zurückgeführt, die am beſten von den Werken des Alterthums abgezogen werden konnten, wie das auch bereits im Alterthum ſelbſt geſchehen war. Auf dieſem gleichſam theoretiſchen Wege erblühte die claſſiſche deutſche Literatur des vorigen Jahrhunderts, die aber keineswegs die Folge hatte, daß man ſich nun, wie in Frankreich, hiermit befriedigt gefühlt und ſich vom Alterthume abgewandt hätte; im Gegentheil, man erkannte in ihm die unerreichten Muſter aller Kunſt; Winckelmann ſchuf das Organ zum Verſtändniß der bildenden Kunſt, Leſſing leiſtete faſt daſſelbe für die redende; es bildete ſich der Enthuſiasmus für das antike Schöne aus, und zwar nicht nur das in der Kunſt, ſondern auch das im Leben, und ſo wurde endlich, zunächſt infolge des theoretiſch und praktiſch lebendig gewordenen Kunſtſinns, das Studium des Alterthums auch um ſeiner ſelbſt willen getrieben, nicht mehr blos um andern Wiſſenſchaften damit dienſtbar zu werden. Die Philologen blieben hinter dieſer Bewegung, die mit dem im Volke lebhaft erregten Intereſſe für die ſchöne Literatur in enger Verbindung ſtand, nicht zurück; Chriſt, Klotz, Erneſti, Saxe, Heyne u. a. zogen die Archäologie und die künſtleriſche Seite der Literatur mit Fleiß in den Kreis ihrer Studien, und Heyne ging darin ſo weit, daß er, indem er dieſe Seite als die bedeutungsvollſte anſah, die P. mit der Aeſthetik verbinden und aus beiden eine eigene Facultät bilden wollte. Freilich war auch dieſe Auffaſſung eine einſeitige; man erkannte bald, daß die Kunſt nicht als eine iſolirte Erſcheinung in dem Leben der Alten genommen werden kann, daß ſie vielmehr, wenigſtens bei den Griechen, das ganze Leben durchdringt, aber auch von ihm durchdrungen wird, daß ſie in Glauben, Sitte, Verfaſſung und Geſchichte ihre Antriebe und Zielpunkte findet, daß ſie alſo nicht ohne dieſes Ganze richtig verſtanden werden kann; darum wendete ſich auch das Intereſſe und ſelbſt der Enthuſiasmus, den man für die Kunſt hatte, jenem geſammten antiken Leben zu, welches die Keime dieſer Kunſt in ſich gepflegt hatte und durch ihre Blüte verſchönert und veredelt war. So war denn in der P. gleichſam ein neuer Schatz entdeckt, für den man bis dahin kein offenes Auge gehabt hatte; ſie gewann dadurch ein nicht geringes Selbſtgefühl, das ſich z. B. darin ausdrückte, daß Goethe einſt es als Ziel ſeiner Wünſche anſah, Heyne's Nachfolger in Göttingen zu werden, und daß F. A. Wolf, als er in Göttingen Student wurde, darauf beſtand, als studiosus philologiae inſcribirt zu werden, ganz wider das Herkommen, das nur Studenten der theol., juriſt. und medic. Facultät kannte, weil alles, was die Profeſſoren der philoſ. Facultät lehrten, insbeſondere auch die P., nur als Hülfsdisciplin für jene galt.

Aber die Betrachtung des Alterthums von ſeiten der Kunſt, wie wichtig und fruchtbar ſie auch war, vermochte doch nicht als eine das ganze Studium durchdringende Einheit zu wirken; ſie hatte namentlich einige Gleichgültigkeit, ja ſelbſt Nachläſſigkeit gegen die formalen Theile, Grammatik und Kritik, zur Folge; ſie bedurfte überdies der Ergänzung durch die Antiquitäten des praktiſchen Lebens, welche nur eine ungeordnete Maſſe von Notizen im Dienſte der Hermeneutik darboten; ebenſo mußte neben der Kunſt nicht nur der religiöſe Glaube und die Sittlichkeit, ſondern auch die Wiſſenſchaft geſchichtlich verfolgt werden, um den innern Zuſammenhang des geſammten Lebens zu begreifen. Dieſen Schritt that F. A. Wolf, der damit die Emancipation der P., deren Anerkennung er bereits als Jüngling gefordert hatte, wiſſenſchaftlich vollendete, wenn es ihm auch nicht gelang, die P. zu einem wohlgegliederten Ganzen zu organiſiren; er begnügte ſich, dies Ganze in einer langen Reihe von 24 coordinirten Disciplinen zu umfaſſen, deren genauere Anordnung er wol darum unterließ, weil er bei einzelnen Theilen, namentlich bei den formalen, nicht zu voller Klarheit über ihr Verhältniß zu den übrigen gelangt war. Er wußte, daß ein Unterſchied zwiſchen Sprach- und Sachkenntniſſen grundlos ſei; aber dennoch

faßte er in der Ausführung ſeines Syſtems die erſtern nur als Werkzeug für die letztern; auch das Verhältniß der Philoſophie zur P. blieb ſchwankend. Immer aber iſt ihm ein großes Verdienſt in dreifacher Beziehung zuzuerkennen: er machte das geſammte Alterthum zum ſelbſtändigen Gegenſtande der P. und erhob ſie dadurch über ihre frühere Dienſtbarkeit; zum Zeichen deſſen nannte er ſie Alterthumswiſſenſchaft, um die einſeitigen Auffaſſungen, welche ſich mit dem Namen P. verbunden hatten, zu beſeitigen. Ferner bearbeitete er in einer Reihe von bedeutenden Werken verſchiedene Theile dieſer Wiſſenſchaft und bahnte dadurch neue Wege, beſonders in der Literaturgeſchichte, Hermeneutik, Kritik und in den Antiquitäten. Endlich verſchaffte er der P. auch eine ſelbſtändige praktiſche Lebensſtellung, indem beſonders durch ſeine Einwirkung der propädeutiſche Unterricht für alle höhern Wiſſenſchaften, den bis dahin hauptſächlich die Theologen beſorgt hatten, Männern überwieſen wurde, welche dieſen Unterricht recht eigentlich als ihren Lebensberuf, nicht aber als Anhang des geiſtlichen Amts oder als unvermeidlichen Durchgangspunkt zu dieſem betrachteten; und ſofern der Unterricht in den claſſiſchen Sprachen nach wie vor als der weſentlichſte Beſtandtheil der Gymnaſialbildung angeſehen wurde, machten die Philologen den größten Theil und den Kern dieſes neuen Standes von Schulmännern aus. Demgemäß wurde ſeitdem auf den Univerſitäten eine philoſ. Facultät, die nur unter den Profeſſoren exiſtirt hatte, auch unter den Studirenden als Berufsfacultät anerkannt.

Es hat freilich nach Wolf an Anfechtungen ſeiner Richtung und ſeiner Leiſtungen nicht gefehlt. Die ſprachliche P. war durch ihn nicht zu ihrem Rechte gekommen, und ſie trat daher mit erneuertem Widerſtande auf, indem ſie zwar die durch Wolf errungene äußere Stellung der P. gern acceptirte, ſie aber am beſten in ihrer Weiſe auszufüllen meinte, indem ſie alles, was die P. Bildendes und Veredelndes hat, lediglich oder hauptſächlich in den formalen Elementen ſuchte. Andererſeits hat die moderne Philoſophie, namentlich die Schelling'ſche und Hegel'ſche, Veranlaſſung gegeben, daß der Stoff der Alterthumswiſſenſchaft mehr philoſophiſch conſtruirt als geſchichtlich treu dargeſtellt, eben darum aber ihr hiſtor. Charakter nur deſto ſicherer anerkannt wurde; danach mußte denn auch die Forderung der Wiſſenſchaftlichkeit aufgefaßt werden, der manche freilich nur ſo genügen zu können glaubten, daß ſie der P. ſelbſt den Charakter als Wiſſenſchaft abſprachen und ſie wieder zur Magd anderer Wiſſenſchaften herabſetzten oder ſie mit einigen Theilen der Philoſophie zu ſchmücken ſuchten, obgleich dieſe Verbindung in einer hiſtor. Disciplin augenſcheinlich unzuläſſig iſt. Am entſchiedenſten und wirkſamſten hat A. Böckh den hiſtor. Charakter der P. zur Anerkennung gebracht. Nach ihm ſoll ihre Aufgabe ſein das Erkennen des Erkannten oder das Reprodneiren des Producirten, was ſich auf jede Zeit und jedes Volk anwenden läßt; in der That hat ſich denn auch nach dem Muſter der claſſiſchen P. eine orientaliſche, eine deutſche, ſlawiſche u. ſ. w. zu geſtalten begonnen. Das Syſtem Böckh's hat mit dem Wolf'ſchen nahe Verwandtſchaft und zeichnet ſich namentlich dadurch aus, daß es mit größerer Conſequenz den Unterſchied zwiſchen Sprach- und Sachkenntniß aufhebt; jedoch leidet es darum an einigen Mängeln, weil es nicht aus der natürlichen und geſchichtlichen Entfaltung des Stoffs ſelbſt hervorgeht, ſondern ihn zum Theil auf eine künſtliche und unnatürliche Weiſe in das Schema einzwängt; die bedeutenden Arbeiten Böckh's und ſeiner Schule richteten ſich überwiegend auf die hiſtor. Realien nebſt der Metrik und den lange verſäumten griech. Inſchriften; die Sprache dagegen trat etwas zurück und fand keine dem Weſen der Schule entſprechende grammatiſche Behandlung. Auch O. Müller ſtand im weſentlichen auf dem Wolf'ſchen Standpunkte, hat jedoch ſeine ſyſtematiſche Anſicht nicht ſpeciell ausgeführt; ebenſo F. Thierſch, Fr. Paſſow u. a., während Aſt und Creuzer mit Wärme die für alle Zeit muſtergültige (exemplariſche) Wirkſamkeit der P. hervorheben, ſie aber durch beſondere cultur- und religionsgeſchichtliche Anſichten in einen weltgeſchichtlichen Zuſammenhang einfügten, deſſen Erkenntniß ein Ueberſchreiten der Grenzen des claſſiſchen Alterthums nach allen Seiten nöthig machte. G. Bernhardy lieferte eine im einzelnen ſehr verdienſtliche Encyklopädie der P., gleichfalls vom Wolf'ſchen Standpunkte, jedoch mislang ihm der Verſuch einer neuen Anordnung der einzelnen Theile gänzlich; die Frage über die Stellung der Grammatik blieb wie bei Wolf unentſchieden, die antike Kunſt aber, welche den Anſtoß zur Emancipation und Organiſirung der P. gegeben hatte, ſetzte er ſo unbillig herab, daß er ſie unter die Beiwerke der P. verwies. Auch F. Ritſchl, obſchon hervorgegangen aus der Hermann'ſchen Schule, ſtellte ein ſolches Schema der P. auf, daß er ihr dadurch im weſentlichen denſelben Umfang gab wie Wolf und Böckh; und ſo hat ſich denn die von Wolf ausgegangene Richtung als die wahrhaft fruchtbare und fortwirkende bewährt, in welche die bedeutendſten Philologen, wenn auch mit manchen Differenzen der Syſtematiſirung oder der Studienrichtung, eingetreten ſind, während die früheru Einſeitigkeiten keine hervorragenden Vertreter für ihr wiſſen-

ſchaftliches Syſtem im ganzen gefunden haben. Abgeſehen von manchen unerheblichen Verſuchen, iſt die bisjetzt conſequenteſte und vollſtändigſte Syſtematiſirung von F. Haaſe ausgegangen; ſie beabſichtigt, in dem Schema ſelbſt die geſchichtliche Entwickelung des Alterthums ohne Künſtlichkeit und Zwang in der Anordnung ſich darſtellen zu laſſen. Als Mittelpunkt des Ganzen wird bezeichnet der Geiſt des claſſiſchen Alterthums, der in den beiden claſſiſchen Völkern, Griechen und Römern, gelebt und gewirkt hat, und deſſen große weltgeſchichtliche Bedeutung und Wirkſamkeit von jeher eine beſondere Wiſſenſchaft zu ſeiner Erkenntniß nothwendig gemacht hat; er iſt die Grundlage aller ſpätern Geiſtescultur, deren bedeutendſte Epochen gerade durch eine tiefere und wichtigere Erkenntniß deſſelben bezeichnet ſind; er iſt zunächſt in jugendlicher, poetiſcher Friſche und geſündeſter Normalität und Natürlichkeit producirt durch die Griechen, hat ſich dann die Römer unterworfen und ſich in ihnen nach Maßgabe ihrer beſondern Kräfte und entſprechend der Stufe des vorgerückten, berechnenden, proſaiſchen, die Natur und das Leben mit Verſtand beherrſchenden Alters nach den Seiten entfaltet, welche den Griechen unzugänglich waren; er hat ſodann die chriſtl. Kirche genöthigt, ihn zu hegen und zu pflegen und ihn den modernen Völkern als Grundlage und Bedingung höherer Geiſtesbildung zuzuführen; er hat im 15. und 16. Jahrh. die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften, er hat das Entſtehen der künſtleriſch gebildeten modernen Literaturen und im 18. Jahrh. die Blüte der deutſchen Literatur herbeigeführt. Der Zuſammenhang mit ihm iſt das Merkmal weltgeſchichtlicher Cultur, und höhere Bildung beſteht weſentlich darin, nicht blos eine gewiſſe Summe von Kenntniſſen und Ideen zu beſitzen, welche innerhalb des beſchränkten Geſichtskreiſes der Gegenwart und des einzelnen Berufs liegen, ſondern die Verbindung dieſer Gegenwart bis auf das claſſiſche Alterthum zurück verfolgen zu können und ſich ſo in dem Zuſammenhange aller weltgeſchichtlichen Cultur und in lebendiger Gemeinſchaft mit den darin epochemachenden großen Geiſtern zu wiſſen. Darum wird die P., welche dieſen Zuſammenhang vermittelt, unentbehrlich ſein für alle Zeiten und Völker, welche ſich nicht in ihrer Gegenwart borniren; ſie wird ſich aber auch ſelbſt in jeder Zeit verjüngen, weil die Fortſchritte der Zeit zugleich Fortſchritte in der tiefern Erkenntniß des antiken Geiſtes und ſeines Verhältniſſes zur Gegenwart ſind. Nicht jede Zeit hat das Organ und den Trieb, dieſen unerſchöpflichen Geiſt allſeitig zu erfaſſen; es iſt zuerſt ſeine Offenbarung in der Wiſſenſchaft, dann die in der Kunſt ſtufenweiſe erkannt worden. Unſere Zeit drängt darauf hin, ſeine Offenbarung im Leben zu erkennen als eine rein natürliche, harmoniſche; und wie er der modernen Wiſſenſchaft und Kunſt den weſentlichſten Nutzen gebracht hat, ſo iſt auch zu hoffen, daß er das Leben von ſeiner Unnatur und Zerriſſenheit zu heilen helfen wird. Er iſt gleichſam ein Evangelium, das den Menſchen durch eine nicht minder wunderbare Fügung gerettet iſt, wie das des Glaubens; in beiden wohnt der göttliche Geiſt, und die Gegenſätze beider durchzukämpfen iſt die Beſtimmung der Menſchheit. Darum erſcheint der religiöſe Fanatismus, der die P. als angebliche Pflegerin des Heidenthums und der Unſittlichkeit zerſtören möchte, ebenſo als ein ohnmächtiges und bornirtes Ankämpfen gegen eine höhere Weltordnung wie der polit. Fanatismus, welcher die Geiſter der Menſchen vor den Lehren der Geſchichte verſchließen und unhaltbare Zuſtände verewigen oder aus beſchränktem Egoismus entſprungene und mit blinder Leidenſchaft gepflegte Ideale verwirklichen möchte; vielmehr kann die geſunde, in natürlicher Stufenfolge vor ſich gehende harmoniſche Entwickelung unſerer Zuſtände die beſte Belehrung, die erhebendſte und edelſte Anregung im Alterthum finden, das darum auch, indem es auf richtige Weiſe begriffen und dargeſtellt wird, das beſte Mittel iſt, eine noch reine, poetiſche, für das wahrhaft Schöne, Ideale und Natürliche zugängliche Jugend zu bilden, nur daß jene Belehrung und Anregung nur in der Analogie liegen kann. Denn das Ringen der Menſchheit durch zwei Jahrtauſende kann nicht den Zweck gehabt haben, auf die Zuſtände des Alterthums ohne weiteres zurückzuführen, die ohne freies Bewußtſein, ohne Chriſtenthum und auf Grundlage der Sklaverei erwachſen waren; unſere Beſtimmung kann nur ſein, mit klarem Wiſſen und Willen in chriſtl. Geſinnung und Liebe ohne Sklaverei die edle Humanität, die Harmonie und Natürlichkeit des Lebens zu erreichen, welche freien Männern des Alterthums in ſittlich unverdorbener Zeit gegeben war.

Aber wie man auch immer die Aufgabe der P. faſſen möge, jedenfalls muß ſie das ganze Weſen des Alterthums, die Offenbarung des in ihm waltenden Geiſtes nach allen Seiten und in ſeiner Entwickelung von den erſten Anfängen an bis zu dem Untergange ſeiner Träger vollſtändig darlegen. In dem Syſtem Haaſe's werden inſtrumentale Disciplinen von den Hauptdisciplinen unterſchieden; beiden gehen zwei einleitende Disciplinen voraus: die Geſchichte der P., welche genetiſch oder geſchichtlich, und die Encyklopädie der P., welche ſyſtematiſch den Begriff der ganzen Wiſſenſchaft zu entwickeln hat. Die inſtrumentalen Disciplinen ſind I. Reyer-

torien des Stoffs: A. für die Literatur die Literaturgeſchichte und Epigraphik; B. für die Producte der Künſte und Handwerke die Muſeographie und Numismatik; C. für neuere Hülfsmittel (Handſchriften und Bücher) die Bibliographie. II. Die erſten Mittel zu dem zunächſt nur populären aber praktiſchen Verſtändniß der Documente, das der Schulunterricht zu erſtreben hat: A. Lexikographie; B. praktiſche und populäre Grammatik; C. Realencyklopädien oder Reallexika. III. Anweiſung, das von den unter II. genannten Disciplinen gewährte Verſtändniß anzuwenden auf den Stoff, den die unter I. genannten Disciplinen vorlegen, zu dem Zwecke, die wiſſenſchaftliche Aufgabe der P., wie ſie in den Hauptdisciplinen gegliedert iſt, zu löſen: A. die diplomatiſche oder niedere Kritik mit der Paläographie; B. die Hermeneutik; C. die höhere Kritik. Die Hauptdisciplinen ſollen direct den Geiſt des Alterthums in den verſchiedenen Zuſtänden und Lebensbedingungen darſtellen, in denen und unter deren Einfluß er ſich offenbart hat. Hier werden unterſchieden: I. Außergeſchichtliche Lebensbedingungen, die Natur des Landes und Klimas, unter deſſen Einfluß die Zuſtände der Völker ſich urſprünglich geſtalten: die alte Geographie. II. Vorgeſchichtliche Lebensbedingungen, Abſtammung, Urzuſtände: Einleitung zur geſchichtlichen Zeit; Mythologie und Cultus, worin die älteſte Zeit ihre ganze Weltanſchauung und Erkenntniß niederlegt, ohne darin ſchon, wie ſpäter, Religion, Wiſſenſchaft und Geſchichte zu unterſcheiden. Auf dieſem ſchwierigen Gebiete iſt die claſſiſche P. darauf angewieſen, zu dem, was ſie aus eigenen Mitteln zu leiſten vermag, die Hülfe der vergleichenden Sprach- und Mythenforſchung zu entlehnen, obwol es für die bedeutungsvollen Ergebniſſe dieſer Wiſſenſchaften der neueſten Zeit noch an einem ſichern Maß zur Sonderung des Sichern und Unſichern fehlt. III. Geſchichtliche Lebensbedingungen; dieſen dient zur Einleitung außer I. und II. die Geſchichte; ſie zerlegen ſich in drei Gebiete: 1) das Gebiet der Sittlichkeit, das praktiſche Leben: Antiquitäten des öffentlichen und Privatlebens. 2) Das Gebiet der Kunſt: A. die redende Kunſt: a) Grammatik, d. h. Theorie und Geſchichte der Kunſt des Sprechens nebſt der Proſodie; α) Etymologie, β) Bedeutungslehre, γ) Satzlehre; b) Poetik, Geſchichte der Kunſt des Dichtens nebſt der Metrik; α) epiſcher, β) lyriſcher, γ) dramatiſcher Stil mit Uebergängen und Mittelgattungen; c) Rhetorik, Geſchichte der Kunſt des Redens nebſt der Lehre vom Numerus; α) hiſtoriſcher, β) wiſſenſchaftlicher, γ) oratoriſcher Stil. B. Die nachahmende Kunſt: a) Gymnaſtik; b) Muſik; c) Mimik. C) Die bildende Kunſt: a) Architektonik; b) Plaſtik; c) Malerei. 3) Das Gebiet der Wiſſenſchaft: allgemeine Culturgeſchichte, Geſchichte der einzelnen Wiſſenſchaften.

Vergleicht man dieſes Schema mit dem, was bisher auf dem Gebiete der P. geleiſtet worden, ſo ergibt ſich, daß bedeutende Partien und gerade auch ſolche, welche immer bevorzugt ſind, nach neuer und gründlicher Bearbeitung bedürfen nach den fruchtbaren Principien, welche die neuere Zeit entwickelt hat, und daß mithin die P. keineswegs erſchöpft iſt, ſondern daß ihr noch eine reiche Fülle von Arbeiten vorliegt, welche Reſultate von großer Bedeutung und allgemein menſchlichem Intereſſe verſprechen. Die P. kann daher ruhig die vielfältigen Angriffe aufnehmen, die in heutiger Zeit auf ſie gemacht werden, in der gegründeten Ueberzeugung, daß ſie einen unerſchöpflichen Schatz geiſtigen Lebens hütet. Sie darf nicht irre werden durch den Einſpruch der, wenn auch oft wahlmeinenden, doch beſchränkten Männer der Praxis und der Nützlichkeit, deren Geſichtskreis zu keiner Zeit über die engſte Gegenwart hinausgeht, und deren Forderungen ſich vorzüglich auf die Organiſation des Schulweſens richten; ſie braucht nicht die Verdächtigungen der extremen polit. Parteien zu fürchten, deren Leidenſchaft niemals das ruhige Maßhalten der überlegenen Einſicht vertragen kann, der ſie zuletzt immer unterliegt, wenn es ihr auch gelingt, zeitweilig Wiſſenſchaft und Schule mit Zwang zu beherrſchen; ſie darf endlich auch nicht dem Haſſe des religiöſen Zelotismus weichen, wie oft dieſer auch ſeine Anklagen wiederholen möge. Da dieſer Zelotismus außer Stande iſt, die P. wieder in den vorigen Stand der Erniedrigung zurückzuführen, wo ſie eine Sklavin der Theologie war, möchte er wenigſtens die Philologen zu einer ſolchen Verfälſchung der geſchichtlichen Wahrheit verführen, welche er ſelbſt erdacht hat. Am ausführlichſten und naivſten hat letztere Tendenz vom kath. Standpunkte Lutterbeck in der Schrift «Ueber die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt der P. zu deren wiſſenſchaftlicher Vollendung» (Mainz 1847) verrathen; doch fehlt es auch nicht an entſprechenden Beſtrebungen in der evang. Kirche, und verſchiedene Anläſſe in Deutſchland, Frankreich, Italien und zuletzt auch in England haben eine ausgedehnte polemiſche Literatur über den Gegenſatz zwiſchen P. und Chriſtenthum hervorgetrieben, voll von Eifer, aber ohne erheblichen Gewinn für die Wiſſenſchaft. Die wohlgemeinte apologetiſche Bemühung, im Heidenthum vielfache Uebereinſtimmung mit chriſtl. Religion und Sittlichkeit nachzuweiſen (z. B. bei Siebelis), entgeht nicht leicht der Gefahr, weſentliche Grundverſchiedenheiten zu verwiſchen und den geſchichtlichen Entwickelungsgang

des religiösen Lebens im Alterthum zu übersehen. Gegenüber den gehäuften Angriffen erscheint es als eine dringende Pflicht der Philologen, zwar ihren althergebrachten Ruhm scrupulöser Genauigkeit im Einzelnen und Kleinen zu wahren, aber neben dem, was zu ihrem eigenen innern Hausrath gehört, nicht die große Mission zu vergessen, die ihnen ihre Wissenschaft auflegt: mit unverbrüchlicher Treue die in ihr ruhenden allgemeinern Wahrheiten zu ergründen und zu verkündigen. In der That aber haben sie, einer allgemeinen Zeitströmung folgend, in den letzten Jahrzehnten sich mit fast allzu einseitiger Energie den Specialitäten und Detailstudien hingegeben; die Systematik der ganzen Wissenschaft wurde in dieser Zeit so gut wie gar nicht angerührt. Die Ermahnung (Herbst, «Das classische Alterthum in der Gegenwart», Lpz. 1852), sich nicht zu sehr zu isoliren, sondern frisch und tapfer mittels des reichen Vorraths an belebenden und erhebenden Elementen der P. in das Leben der Gegenwart auch außer der Schule einzugreifen, hat keinen bedeutenden Erfolg gehabt. Eine Menge fruchtbaren, in einzelnen Fächern aufgesammelten Stoffs ist über den Kreis der Fachgenossen hinaus wenig ausgenutzt worden; nur einzelne haben in gelegentlichen Vorträgen die Stellung und Aufgabe der P. besprochen (wie O. Jahn, G. Curtius) oder manche Fragen von allgemeinerm Interesse aus dem Leben der Alten in populärer Form behandelt (wie E. Curtius in einer Reihe von akademischen Vorträgen). Andere Arbeiten zeigen ein leicht irreführendes Streben, antike Verhältnisse auf moderne zu redneiren oder wohlbegründete überlieferte Urtheile über den sittlichen und polit. Werth hervorragender Persönlichkeiten durch eine mehr dreiste als scharfe Kritik in ihr Gegentheil zu verwandeln. Dagegen ist sehr anzuerkennen die zusammenfassende Schrift von Carriere: «Hellas und Rom in Religion und Weisheit Dichtung und Kunst» (Lpz. 1866; zweiter Band des Werks: «Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit).

Philomēle, die Tochter Pandion's, Königs von Athen, war die Schwester der Prokne, die mit dem thraz. Fürsten Tereus vermählt war, dem sie den Itys gebar. Als letzterer herangewachsen war und Tereus nach Athen reiste, bat ihn Prokne, ihre Schwester P. von dort mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er sie und schnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. P. aber that es der Schwester durch ein Gewebe kund, worauf beide aus Rache den Itys schlachteten und dem Vater auftischten. Dieser, die Ueberbleibsel seines Sohnes erkennend, verfolgte die Schwestern, die von den Göttern verwandelt wurden. Prokne wurde zur Nachtigall, P. zur Schwalbe und jene mit beständiger, diese mit halber Schlaflosigkeit bestraft. Erst eine spätere Verwechselung machte die P. zur Nachtigall und die Prokne zur Schwalbe.

Philopömen, «der letzte der Hellenen», wie er von alten Schriftstellern genannt wird, Sohn des Kraugis aus Megalepolis in Arkadien, geb. um 253 v. Chr., erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und nahm schon als Jüngling an dem Kampfe gegen den Spartanerkönig Kleomenes III. theil, in welchem er die bei Nacht überfallenen Bewohner von Megalepolis mit der äußersten Lebensgefahr nach Messene brachte. Nachdem er hierauf eine Zeit lang unter dem macedon. Könige Antigonus gedient und sich in der für Kleomenes verhängnißvollen Schlacht bei Sellasia (221 v. Chr.) ausgezeichnet hatte, erhielt er von den Achäern infolge seiner schon damals anerkannten Tüchtigkeit den Befehl über die Reiterei und wurde einige Jahre nach dem Tode des Aratus 207 v. Chr. als Oberfeldherr (Strategos) an die Spitze des Achäischen Bundes gestellt. (S. Achäer.) Von jetzt an entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit in der Verbesserung des Kriegswesens der Achäer, und die erste Frucht seiner Anstrengungen war, daß er bei Mantinea 207 v. Chr. mit seiner Phalanx die Spartaner vollständig schlug und den Tyrannen Machanides mit eigener Hand tödtete. Als Sparta später von den Aetoliern erobert und der Tyrann Nabis gestürzt worden war, benutzte P. diesen günstigen Augenblick, die Spartaner 192 v. Chr. zur Vereinigung mit dem Achäischen Bunde zu bewegen. Nur mit Widerwillen nahm Sparta sowie Messenien, das ebenfalls zum Beitritt gezwungen worden war, die Verfassung der achäischen Demokratie an. Nicht ohne Mitwissen der Römer, welche das mächtige Achaja zu demüthigen suchten, fielen daher die von Parteien aufgewiegelten Messener 183 v. Chr. vom Bunde ab. Sofort sammelte P. seine Söldnertruppen und eine aus dem Kerne des Volks gebildete Reiterschar, wurde aber in einem Thale bei Korone von den Messenern überfallen und nach der tapfersten Gegenwehr überwältigt. Er selbst, von einer langen Krankheit kaum genesen, stürzte mit seinem Pferde und erhielt eine Wunde am Kopfe. In diesem Zustand brachte man ihn nach Messene und überschickte ihm am andern Morgen den Giftbecher, den er unerschrocken leerte. Die Achäer eroberten bald darauf Messene, bestraften die Urheber des Mordes und bestatteten die Asche des gefeierten Helden in seiner Vaterstadt unter großer

Feierlichkeit, wobei der junge Polybius die Urne trug. Viele Städte Griechenlands errichteten ihm Bildſäulen. Sein Leben hat Plutarch ziemlich ausführlich beſchrieben.

Philoſophie. Der Wortbedeutung nach heißt P. Liebe zur Weisheit, Streben nach wahrer Erkenntniß, und Pythagoras ſoll der erſte geweſen ſein, welcher ſtatt des Namens eines Weiſen ſich den beſcheidenern eines Freundes der Weisheit beigelegt hat. Schon bei den Griechen erhielt das Wort Bürgerrecht im wiſſenſchaftlichen Verkehr und wanderte von ihnen zu den Römern und den abendländ. Völkern. Das Eigenthümliche der P. liegt in der Art der Unterſuchung irgendwelcher Gegenſtände. Der wiſſenſchaftliche Sprachgebrauch hat längſt darüber entſchieden, daß philoſophiren einen Gegenſtand denkend unterſuchen heißt, und alle P. macht darauf Anſpruch, denkende Erkenntniß desjenigen Objects zu ſein, welches gewiſſe Begriffe und Begriffsreihen bezeichnen. Philoſ. Verſuche werden daher überall beginnen, wo in den durch die innere oder äußere Erfahrung dargebotenen Begriffen und Vorſtellungsweiſen das Bedürfniß einer ordnenden, berichtigenden, ergänzenden, erweiternden Gedankenbewegung ſich aufdringt; P. ſelbſt iſt die Erkenntniß in Begriffen und durch Begriffe. Alle Wiſſenſchaften, die ſich nicht blos damit begnügen, den bunten und ungeordneten Erfahrungsſtoff roh und unverarbeitet, wie er ſich aufdringt, aufzufaſſen, werden daher mehr oder weniger philoſ. Elemente vorausſetzen und in ſich aufnehmen, und da alles Wiſſen in Begriffen beſteht, ſo hat das, was die Unterſuchung irgendeines Objects zur eigentlich wiſſenſchaftlichen macht, immer einen mehr oder weniger ausgebildeten philoſ. Charakter. In dieſem Sinne iſt die P. allgemeine Wiſſenſchaft gemäß der alten Definition, daß ſie die Erkenntniß göttlicher und menſchlicher Dinge ſei. Sowie ſich keine Wiſſenſchaft dem Einfluſſe der P. entziehen kann, vielmehr alle zur P. hinſtreben und Erkenntniſſe, die einer philoſ. Behandlung unzugänglich wären, kaum noch auf den Namen der Wiſſenſchaft Anſpruch machen könnten, ſo erhält auch die P. umgekehrt ihren Nahrungsſtoff aus allen übrigen Gebieten des Wiſſens. Die Veranlaſſung, daß trotz dieſen innigen Zuſammenhangs ſich die P. als eine beſondere Wiſſenſchaft von den übrigen ausgeſondert hat, kann alſo nur darin liegen, daß aus der Maſſe der übrigen Begriffe eine Anzahl von Begriffen ſich hervorheben als herrſchende Mittelpunkte aller einzelnen Gedankenkreiſe, aber als die feſtſtehenden Achſen, um welche ſich alle wiſſenſchaftliche Reflexion bewegt, und welche darum niemals innerhalb der einzelnen, durch ſie beherrſchten Wiſſenſchaftskreiſe völlig verdeutlicht werden können, weil ihre vollkommene Verdeutlichung nur allein durch die Einſicht in die tiefſten und letzten Zuſammenhänge möglich iſt, durch welche ſie als wechſelwirkende Glieder eines allumfaſſenden und untheilbaren Ganzen untereinander verbunden ſind. Die P. erſcheint ſomit als eine Wiſſenſchaft, welche über den übrigen Wiſſenſchaften ſteht, indem ſie ihnen die oberſten Gründe der Entſcheidung, die höchſten Beziehungspunkte, die letzten Grundlagen darbietet; daher man ſie auch als die Wiſſenſchaft der Principien bezeichnen kann. So ſetzen die Naturwiſſenſchaften die Begriffe des Seins und des Werdens, des Dinges und ſeiner Eigenſchaften, der Urſache und Wirkung, der Materie und der Kraft voraus, um die Geſetze zu beſtimmen, nach welchen die vorausgeſetzten Kräfte an den materiellen Dingen mannichfaltige und unveränderliche Eigenſchaften hervorrufen. Die Mathematik betrachtet Raum und Zahl als gegeben, um, ohne Frage danach, was der Raum und die Zahl ſein mögen, die Verhältniſſe der Raum- und Zahlgrößen zu beſtimmen. Ebenſo bedienen ſich die Theologie, die Jurisprudenz u. ſ. w. fortwährend einer Anzahl von Grundbeſtimmungen, ohne als blos hiſtor. und empiriſche Disciplinen ihre Berechtigung genauer in Frage zu ziehen; ja ſelbſt im gewöhnlichen Leben leiten uns fortwährend gewiſſe Unterſcheidungen zwiſchen wahr und falſch, und die Motive des menſchlichen Handelns ſtützen ſich ſtillſchweigend auf die Begriffe des Nützlichen, Angenehmen, Ehrenvollen, Erlaubten, Guten u. ſ. w., ohne daß darum alle dieſe Unterſcheidungen einer tiefern Begründung und genauern Abgrenzung unterworfen würden. Inſofern als in der Discuſſion dieſer Principien vorzüglich auch die höchſten Ideen des Menſchengeiſtes, die Ideen des Guten, Wahren und Schönen, zur Erläuterung gelangen, iſt die P. als eine Wiſſenſchaft der Ideen bezeichnet worden; inſofern als ſie zu den letzten Gründen alles Erkennbaren hinabſteigt, als eine Wiſſenſchaft von den letzten Gründen aller Dinge, aber auch von dem an ſich Seienden oder Abſoluten; inſofern als der einzig ſichere Weg hierzu eine Unterſuchung über den Umfang und die Beſchaffenheit unſerer Erkenntniſſe iſt, als eine Wiſſenſchaftslehre oder Wiſſenſchaft von der Möglichkeit und den Grenzen des Wiſſens. Das Alterthum verband mit dem Begriffe der P. überdies noch gewöhnlich die Nebenbedeutung der Lebensweisheit als einer Einrichtung des ganzen Lebens und Handelns nach den Begriffen, welche aus der Unterſuchung der letzten Principien entſpringen, und auch jetzt klingt dieſer Begriff nach inſofern nach, als man unter einem Philoſophen im praktiſchen Sinne einen Menſchen denkt, welcher ſein Leben lieber nach ſelbſtdurch-

dachten Maximen der Vernunft einrichtet, als den allgemein geltenden Sitten und Meinungen des Tages blindlings auf guten Glauben folgt. In den erſten Anfängen der wiſſenſchaftlichen Cultur fand noch keine Sonderung der P. von den übrigen Wiſſenſchaften ſtatt, und die früheſten philoſ. Verſuche floſſen mit den Anfängen der Naturerkenntniß einerſeits, andererſeits mit religiöſen Lehren und Vorſchriften zuſammen. Aber eine je größere Höhe irgendein einzelner Zweig des Wiſſens in ſich erreichte, deſto mehr wurde das Bedürfniß empfunden, ihn abgeſondert für ſich zu behandeln und ſo nach und nach die auf empiriſcher Grundlage entweder der Natur oder der Menſchheitsgeſchichte ruhenden Wiſſenſchaften von den ſpeculativen oder philoſ. Forſchungen abzulöſen. Vergleicht man daher die Entſtehung des Organismus der Wiſſenſchaften mit der Entſtehung thieriſcher Organismen, ſo vertritt die P. zu Anfang die Stelle der allgemeinen Keimflüſſigkeit, aus welcher ſämmtliche Organe allmählich anſchießen, ſpäter die Stelle des Blutes, aus welchem ſich alle fortwährend ernähren und erfriſchen.

Die P. gliedert ſich in eine Mehrheit philoſ. Wiſſenſchaften. Die Erinnerung an die Namen Logik, Metaphyſik, Pſychologie, Naturphiloſophie, Religionsphiloſophie, Aeſthetik, Ethik, Rechtsphiloſophie (vgl. dieſe Artikel) genügt, um die Zerlegung der P. in eine Mehrheit ſpecieller Unterſuchungen erkennen zu laſſen, und ein Blick auf die Aufgaben der Politik, der Pädagogik, der P. der Geſchichte, der Sprache u. ſ. w. zeigt Unterſuchungen, deren Principien von jenen philoſ. Disciplinen erwartet werden. Ein bequemes Hülfsmittel einer allgemeinen Orientirung bietet die ſchon bei den Griechen ſeit Plato ganz ungeſucht hervorgetretene Unterſcheidung der Dialektik, Phyſik und Ethik dar, eine Unterſcheidung, welcher im weſentlichen die Unterſcheidung der Neuern zwiſchen Logik, theoretiſcher und praktiſcher P. entſpricht. Ariſtoteles unterſchied Phyſik und Ethik nach den Zwecken, welche der Philoſophirende verfolgt, je nachdem dieſe im Gebiete der bloßen Erkenntniß oder des handelnden Lebens liegen; andere, namentlich Kant, führten dieſen Unterſchied auf die Verſchiedenheit der Seelenvermögen zurück. Einfacher iſt es, den Grund in der Verſchiedenheit der Begriffe ſelbſt zu ſuchen. Die eine Hauptklaſſe der Begriffe iſt nämlich die der Erkenntnißbegriffe, und aus ihrer Unterſuchung geht die Phyſik im Sinne der Alten, die Metaphyſik in dem der Neuern mit ihren Verzweigungen in das Detail der Erſcheinungswelt hervor. Die Begriffe der andern Hauptklaſſe enthalten gewiſſe Entſcheidungen über den Werth oder Unwerth deſſen, was durch ſie gedacht wird. Hierher gehören die Begriffe des Schönen und Guten ſammt ihren Gegentheilen. Praktiſch werden dieſe Begriffe als Gründe des Vorziehens und Verwerfens und als Motive des Thuns und Laſſens. Beide Reihen der Unterſuchung haben das miteinander gemein, daß ſie ſich auf Begriffe beziehen, von Begriffen zu Begriffen fortſchreiten und ihre Reſultate nur in Begriffen ausſprechen können. Sie führen daher gemeinſchaftlich auf die Frage, ob es für das Verfahren mit Begriffen überhaupt eine Geſetzmäßigkeit gebe, deren Beobachtung eine innere Bürgſchaft für die Richtigkeit einer Unterſuchung, deren Verletzung hinreichend ſichere Merkmale ihrer Verwerflichkeit darbiete, und die Beantwortung dieſer Frage führt zur Dialektik oder Logik, welche ſomit als eine allgemeine Methodik alles wiſſenſchaftlichen Verfahrens überhaupt betrachtet werden kann. Außerdem finden ſich innerhalb der P. noch eine Anzahl anderer principieller Gegenſätze, die man gewöhnlich durch die Ausdrücke Empirismus, Rationalismus, Idealismus, Realismus, Materialismus, Senſualismus, Spiritualismus, Kriticismus, Skepticismus, Pantheismus, Theismus u. ſ. w. (vgl. die betreffenden Artikel) nur ſehr ungenügend bezeichnet, da die Bedeutung dieſer Worte durch den ſpeciellen Charakter der einzelnen Syſteme vielfach modificirt wird.

Will man ſich über den Entwickelungsgang der P. und ihre verſchiedenen Richtungen orientiren, ſo dient dazu das Studium der Geſchichte der P. Die erſten fragmentariſchen Anfänge derſelben laſſen ſich faſt überall nur ſchwer von mythiſchen Traditionen über den Urſprung der Welt und dem gnomiſchen und poetiſchen Ausdruck alterthümlicher Lebensweisheit unterſcheiden, und viele Völker ſind nie dazu gelangt, aus dieſer Hülle des Mythus und der Dichtung ſich an das Licht des Gedankens hervorzuarbeiten. So namentlich die Orientalen. Wie wichtig auch für die allgemeine Culturgeſchichte die älteſten Philoſopheme der Indier, der Chineſen, Perſer und Aegypter ſind, ſo zeigen ſie doch zum größten Theile ein entſchiedenes Uebergewicht phantaſtiſcher Anſchauungen über das reflectirende Denken. Das Volk, bei welchem zuerſt das begriffsmäßige Denken als das einzige und weſentliche Inſtrument des wiſſenſchaftlichen Verfahrens mit Klarheit erkannt und geübt wurde, ſind die Griechen, deren philoſ. Verſuche ſich auf die drei Hauptgebiete der Dialektik, Phyſik und Ethik gleichmäßig erſtreckten. Die griechiſche P. bewegt ſich ihrem Endziele, der Entwickelung des aus der Schule des Sokrates entſproſſenen

Systems, von sehr entgegengesetzten Anfängen aus zu. Die Schule der ionischen Denker versucht zuvor die Erklärung aller Dinge aus physischen Grundstoffen, die Schule der Pythagoräer aus mathem. Grundformen und die der Eleaten aus dialektischer Begriffsentwickelung, bis die P. in der ethischen Speculation des Sokrates ihren Schwerpunkt findet, auf welchem sie von da an ruhen bleibt, wenngleich mit einer Ausbildung der entschiedensten Gegensätze innerhalb des neugewonnenen Standpunkts. (S. Griechische Philosophie.) Für das Verhältniß der griechischen P. zur neuern ist es charakteristisch, daß jene von einem unbefangenen Vertrauen zu der Kraft und Macht des Denkens ausging, die Dinge zu erkennen, wie sie sind, und daher bis auf Aristoteles herab eine durchaus objective Richtung hat. Die Frage nach den Kennzeichen (Kriterien) wahrer Erkenntniß tritt erst nach Aristoteles in der jüngern Akademie hervor, und die Streitigkeiten dieser mit der Stoa sind eine Art Vorspiel der Untersuchungen über die Möglichkeit der Erkenntniß überhaupt, welche der neuern P. von Cartesius bis Kant eine vorherrschend subjective Richtung gaben. Für das Alterthum waren diese Streitigkeiten nur das Symptom eines beginnenden Verfalls, der zuletzt zu dem Skepticismus einerseits, zur Schwärmerei andererseits führte. Die Römer, welche infolge äußerer Berührungen seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. von griechischer P. Notiz zu nehmen anfingen, waren, trotz der Bemühungen des Cicero, das Verständniß griech. Systeme seinen Landsleuten zu eröffnen, wenig geeignet, der Speculation einen neuen Schwung zu geben. Aus praktischem Interesse neigten sie sich vorzugsweise den Lehren des Epikur und der Stoa zu, und was der Dichter Lucretius, Seneca, der Kaiser Marcus Aurelius (Antonimus) u. a. für die P. leisteten, ist entweder Reproduction früherer Systeme oder Ausdruck eines, wenn auch achtungswerthen, doch nur individuellen ethischen Bedürfnisses. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. war die P. schon zum größten Theile Sache der bloßen Gelehrsamkeit geworden oder einem principlosen Eklekticismus anheimgefallen, der sich einer unklaren Vermischung Pythagoräischer und Platonischer Lehren hingab und an einer allegorisch spielenden Mystik Gefallen fand. Unterdeß war das Christenthum in die Welt getreten und drohte dem in sich selbst zerfallenden Heidenthum den Untergang; zwar konnte es sich weder gegen das Eindringen orient. Gnosis (s. d.) noch gegen griech. Cultur und Wissenschaft abschließen; aber sein Stützpunkt, der Begriff einer göttlichen Offenbarung, erlaubte ihm nicht, menschliche Weisheit und Wissenschaft für ebenbürtig zu erklären. Nur als Vorbereitung für die geoffenbarte Religion konnte und wollte es im günstigsten Falle die alte P. gelten lassen. Der großartigste, obwol fruchtlose Reactionsversuch des Heidenthums gegen das Christenthum war der alexandrinische Neoplatonismus. (S. Neuplatoniker.) Orient. Anschauungen mit Platonischen und Aristotelischen Lehren in Eins verschmelzend, setzte er der christl. Offenbarung eine speculative Intuition entgegen; aber er verlor sich bald in ein phantastisches Spiel, in eine Apologie des Aberglaubens, und nachdem er mit der Anerkennung der christl. Kirche durch den Staat seine polit. Stütze verloren hatte, sank er zugleich mit dem Heidenthume. Für die P. hatte die Erhebung des Christenthums zunächst die Folge, daß von den christl. Lehrern alle philos. Probleme lediglich von seiten ihres Verhältnisses zum christl. Glauben aufgefaßt wurden, und da sich das Christenthum schon längst sehr bestimmt als ein System von Dogmen auszubilden angefangen hatte, so mußte unter seiner Herrschaft die alte Unbefangenheit, die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung verkümmern. Dieser Geist der Kirche, die sich bald als Hierarchie ausbildete, wirkte mit dem Umsturze des röm. Reichs und der Ueberschwemmung des Occidents durch naturkräftige, aber rohe Völker zusammen, um die alte Cultur und mit ihr die P. vergessen zu machen. Christl. Kirchenväter, wie Tertullian, Päpste, wie Gregor d. Gr., verwarfen alle Wissenschaft und Kunst als Weltweisheit (scientia saecularis), und eine tiefe Nacht der Unwissenheit wurde von den dürftigen Ueberlieferungen einer frühern Cultur nur kümmerlich erhellt und von Namen wie z. B. Alcuinus im 8., Joh. Scotus Erigena im 9. Jahrh. nur spärlich unterbrochen. Indeß hatten Regenten wie Karl d. Gr. und Alfred d. Gr. für die Wiedereinführung eines regelmäßigen Unterrichts in Schulen, die mit Klöstern und Bischofssitzen verbunden waren, gesorgt, und so entstand allmählich im 10. und 11. Jahrh. die sog. Scholastik (s. d.), d. h. die P. des Mittelalters, welche die nach und nach entstehenden Universitäten beherrschte und sich von der Kirche beherrschen ließ. Der Gedankenkreis der Scholastik wurde aber nicht blos erweitert, sondern allmählich auch erschüttert, als seit dem 12. Jahrh. durch den Verkehr mit Konstantinopel und durch Vermittelung der Araber, die von dem 9. bis 13. Jahrh. die reichsten Depositare der Gelehrsamkeit waren, die vollständigen Schriften des Aristoteles bekannter zu werden anfingen. Jetzt traten im 13. Jahrh. die Heroen der Scholastik, Albert d. Gr. (s. d.), Thomas von Aquino (s. d.), Duns Scotus (s. d.), auf. Bald darauf erhob aber auch

der Nominalismus (ſ. d.) ſein Haupt, und die für die Autorität der Kirche gefährliche Lehre, es könne etwas philoſophiſch wahr, aber theologiſch falſch ſein und umgekehrt, machte die Fundamente des unbedingten Glaubens wankend. Das 15. und 16. Jahrh. brachte nach der Eroberung von Konſtantinopel die Wiedererweckung des Studiums des claſſiſchen Alterthums. Die kirchliche Reformation zerbrach zudem die engen Kreiſe der hergebrachten Anſchauungsweiſe, und von allen Seiten erfolgten bittere und heftige Angriffe auf die Schalaſtik. Der Drang, ſtatt unfruchtbaren Wortſtreits über göttliche Myſterien die geſetzmäßige Ordnung der Natur zu erkennen, führte durch manche wunderliche Umwege magiſcher und myſtiſcher Träumereien endlich zu den lichten Gedanken eines Kopernicus und Galilei.

So beginnt mit dem 16. und 17. Jahrh. die neuere P., bedingt durch die Emancipation von hergebrachten Autoritäten, auf der einen Seite in Baco von Verulam (ſ. d.) auf die Naturforſchung hinweiſend, auf der andern in Descartes (ſ. d.) die allgemeinen Bedingungen der Erkenntniß erforſchend. Es war von großem Einfluſſe auf die Richtung der neuern P., daß Descartes das Selbſtbewußtſein als den einzig ſichern Stützpunkt alles Wiſſens geltend machte. Die einfache Bemerkung, daß alles Wiſſen nur in dem Wiſſenden und für ihn vorhanden iſt, lenkte die Aufmerkſamkeit der Denker von den Objecten der Erkenntniß auf den Urſprung und die Grenzen derſelben hin. Daher nicht, wie bei den Griechen, der Gegenſatz von Form und Stoff der Dinge, ſondern der vom empiriſchen oder angeborenen Urſprunge unſerer Erkenntniſſe den Ausgangspunkt des modernen Philoſophirens bildete, welches, wie die antike P. in der Sokratik, ähnlich im Kriticismus Kant's (ſ. d.) ſein entſcheidendes Ziel erreichte. Der angebarene Urſprung der Grundwahrheiten wurde mit dem größten Nachdruck durch Spinoza (ſ. d.) und Leibniz (ſ. d.) feſtgehalten und dagegen der empiriſche Urſprung derſelben beſonders durch Locke (ſ. d.) verfochten. Die endgültige Entſcheidung dieſes Streits durch Kant führte zuerſt zu einem verdeckten (transſcendentalen) Idealismus, welcher aber ſehr bald in den offenen Idealismus umſchlug, in deſſen Kreiſen ſich der größte Theil der durch Kant in Deutſchland angeregten Syſteme, namentlich die Syſteme Fichte's (ſ. d.) und Hegel's (ſ. d.) bewegen. (S. Deutſche Philoſophie.) Im allgemeinen ſind, außer den ältern Werken von Brucker und Buhle, zu vergleichen Tennemann, «Geſchichte der P.» (11 Bde., Lpz. 1798—1819); Degérando, «Histoire comparée des systèmes de la philosophie» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1822; deutſch von Tennemann, Marb. 1806); Tiedemann, «Geiſt der ſpeculativen P.» (7 Bde., Marb. 1791—97); Reinhald, «Handbuch der allgemeinen Geſchichte der P.» (2 Thle. in 3 Bdn., Gotha 1828—30); derſelbe, «Lehrbuch der Geſchichte der P.» (3. Aufl., Jena 1849); Ritter, «Geſchichte der P.» (12 Bde., Hamb. 1829—53); Hegel, «Vorleſungen über die Geſchichte der P.» (3 Bde., 1833; 2. Aufl. 1844); Ueberweg, «Grundriß der Geſchichte der P.» (2. Aufl., 3 Thle., Berl. 1863—66); Erdmann, «Grundriß der Geſchichte der P.» (2 Bde., Berl. 1866).

Philoſtratus (Flavius), der Aeltere, aus Lemnos, ein bekannter griech. Sophiſt und Rhetor, lebte zu Ende des 2. bis in die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. als Lehrer der Beredſamkeit in Athen, ſpäter in Rom und verfaßte mehrere Schriften, die trotz der Geziertheit und Künſtelei der Darſtellung ihres Inhalts wegen nicht ohne Werth ſind. Es ſind dies die auf Verlangen der Kaiſerin Julia, Gemahlin des Septimius Severus, verfaßte Lebensbeſchreibung des Apallonius von Tyana («Vita Apollonii»), ferner die «Heroica», eine mythолog. Geſchichte der Helden des Trojaniſchen Kriegs, in dialogiſcher Form; die «Eikones» («Imagines»), welche die Beſchreibung einer (angeblichen) Gemäldeſammlung zu Neapel enthalten; die «Vitae sophistarum» oder Biographien mehrerer Sophiſten; eine Anzahl von Briefen; endlich die erſt neuerdings wieder aufgefundene Schrift über die Gymnaſtik («De arte gymnastica libellus»). Unter den Ausgaben ſämmtlicher Werke iſt die von Kayſer (Zür. 1844) hervorzuheben; unter den Ausgaben einzelner Schriften die der «Heroica» von Baiſſanade (Par. 1806), die der «Imagines» (zugleich mit des Kalliſtratus «Statuae», von Jacabs und Welcker, Lpz. 1825) und die des «Libellus de arte gymnastica» von Valckmar (Aurich 1862); die beſte deutſche Ueberſetzung der Geſammtwerke iſt die von Jacobs und Lindau (Stuttg. 1828—33, 10 Bdchn.). — Der jüngere P., ein Schweſterſohn des vorigen, ebenfalls Lehrer der Beredſamkeit, geſt. 264 n. Chr., fügte zu den Gemäldebeſchreibungen ſeines Oheims unter dem gleichen Titel «Imagines» 18 neue hinzu, die zugleich mit den Erklärungen der «Statuae» von Kalliſtratus, einem Rhetor aus unbekannter Zeit, in den vorher angeführten Ausgaben enthalten ſind. Vgl. über die Gemäldebeſchreibungen beider Philoſtrate Friedrichs, «Die Philoſtratiſchen Bilder» (Erl. 1860), und Brunn, «Die Philoſtratiſchen Gemälde gegen K. Friedrichs vertheidigt» (Lpz. 1861).

Philoxenus, ein mehr durch ſein Schickſal als durch ſeine Leiſtungen bekannter griech. Di-

thyrambendichter im 4. Jahrh. v. Chr., von der Insel Kythera gebürtig, war seiner überaus heitern Laune wegen am Hofe des ältern Dionysius (s. d.) zu Syrakus sehr beliebt, wurde aber von diesem eiteln Tyrannen, der als erster Dichter zu glänzen wünschte, zu den Steinbrüchen verdammt, weil er ein ihm zur Einsicht übergebenes Trauerspiel desselben für ein elendes Machwerk erklärt hatte. Später erhielt er seine Freiheit wieder und erschien hierauf vor Dionysius, als dieser gerade neue Gedichte von sich vorlas und alle Anwesenden schmeichelnd ihm Beifall zollten. Da sprang P. allein auf und rief: «Schicke mich in die Steinbrüche zurück, denn weit lieber will ich dort mein Leben zubringen, als hier so schlechte Gedichte anhören.» Uebrigens war er im Alterthum wegen seiner großen Gefräßigkeit übel berüchtigt, die ihm auch den Tod zuzog. Er starb nämlich an dem übermäßigen Genusse eines sog. Meerpolypen von ungeheuerer Größe, dessen übriggebliebenen Kopf er, als er schon sein Ende fühlte, mit den Worten verlangte: «Nun, so laßt mich auch diesen noch verzehren, da ich einmal sterben muß.» Die Bruchstücke des P. sind gesammelt von Bippart (Lpz. 1843) und Schmidt («Diatribe in dithyrambum poetarumque dithyrambicorum reliquias», Berl. 1845).

Philtron, s. Liebestrank.

Phineus, der Sohn des phönix. Königs Agenor, König zu Salmydessos in Thrazien, ein berühmter, aber blinder Seher, wurde von den Harpyien (s. d.) auf Befehl der Götter schrecklich gepeinigt, weil er seine Söhne aus erster Ehe auf Anstiften seiner zweiten Gattin, der Idäa, der Tochter des Dardanos, die jene der Unkeuschheit gegen sich beschuldigte, geblendet hatte. So oft P. nämlich speisen wollte, kamen die Harpyien herbeigeflogen, raubten den größten Theil der Speisen und besudelten dann den Rest. Also trafen die Argonauten den P. Diesen versprach er unter der Bedingung, daß sie ihn von seinen Peinigerinnen befreiten, sie über ihre weitere Fahrt zu belehren. Sogleich wurden die Harpyien, die sich gerade einfanden, von den Argonauten Zetes und Kalais, die auch beflügelt waren, angegriffen und verfolgt und P. von ihnen befreit.

Phiole (aus griech. und lat. phiala, Schale, Urne) ist in ältern chem. und alchemist. Schriften der jetzt außer Gebrauch gekommene Name für ein gläsernes Gefäß mit langem, engem Halse und Mundloch, aber weitem, rundem Bauche.

Phlegethon (griech., d. i. der Flammende), ein mythischer Strom der Unterwelt, war ein Sohn des Kokytos, gewöhnlich Pyriphlegethon genannt, und bestand nicht aus Wasser, sondern aus Feuer.

Phlegma (griech.) heißt in der Sprache der ältern Chemiker die beim Destilliren geistiger Flüssigkeiten nach Verdampfung des Spiritus zurückbleibende wässerige Feuchtigkeit, bei den alten Medicinern aber der Schleim. Weil sie in einer schleimigen Beschaffenheit des Bluts und der übrigen Säfte die Anlage zu einer trägen und indolenten Gemüthsart erblickten, so wurde das Wort P. der Ausdruck für Liebe zur Ruhe und Mangel an Lebhaftigkeit. (S. Temperamente).

Phlegon, aus Tralles in Lydien, daher gewöhnlich Trallianus genannt, ein späterer griech. Schriftsteller, lebte als Freigelassener des Hadrianus in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. und verfaßte außer einigen andern Schriften «Wunderbare Geschichten», welche die große Leichtgläubigkeit des Erzählers selbst beweisen, und eine Abhandlung «De macrobiis», oder über solche Leute, die ein sehr hohes Alter erreicht haben. Gute Ausgaben besorgten Franz (Halle 1775; 2. Aufl. 1822) und Westermann in den «Paradoxographi» (Braunschw. 1839).

Phleum L., Name einer zu der Familie der Gramineen gehörenden Gräsergattung, deren Arten sich durch eine gedrungene, walzenförmige oder längliche Rispenähre und durch einblütige Aehrchen mit zusammengedrückten, am Rücken gekielten und gewimperten, stachelspitzigen, gleichgroßen Kelchspelzen auszeichnen. Die wichtigste Art dieser Gattung ist das Wiesenlieschgras, gemeine Lieschgras oder Timotheusgras (P. pratense L.), welches sich in Deutschland überall an trockenen Rainen, Ackerrändern und Wegen, selten auf Wiesen findet und, da es ein vorzügliches Futter für das Vieh liefert, auch häufig auf Feldern angebaut wird, doch selten in reinem Bestande, gewöhnlich mit Klee vermengt. Es gehört zu den perennirenden Gräsern, wird je nach der Güte des Bodens 1—4 F. hoch, trägt eine lange, vollkommen walzenförmige Aehre, die im blühenden Zustande wegen der zwischen den Spelzen hervortretenden Staubbeutel hellviolett erscheint, und gedeiht namentlich gut auf einem kräftigen lehmigen Sandboden. Es bestockt sich rasch und gibt daher schon im zweiten Jahre nach der Aussaat einen reichlichen Ertrag an Futter oder Heu. Der Name Timotheus- oder Timotheegras rührt von dem Deutschen Timotheus Hausen her, der den Anbau dieses Grases in Deutschland zuerst eingeführt hat. Auf trockenen, sonnigen Hügeln findet man häufig eine Abart dieses Grases mit niedrigem Halm und zwiebelig-verdicktem Stocke. Von den übrigen Arten ist blos das auf fruchtbaren, frischen

und feuchten Bergwiesen höherer Gebirge wachsende Alpenlieschgras (P. alpinum L.), vom vorigen durch die kurze, längliche und schwärzliche Aehre unterschieden, als eine gute Futterpflanze zu bezeichnen. Auf losem, trockenem Sande namentlich der Dünen an den Ost- und Nordseeküsten wächst häufig das Sandlieschgras (P. arenarium L.), eine einjährige, vielhalmige Art mit starren, bläulichgrünen Halmen und Blättern und länglicher Rispenähre, welche zwar ein schlechtes Futtergras ist, aber dadurch nützlich wird, daß es mit seiner Faserwurzel zur Festlegung des Flugsandes beiträgt.

Phlius, eine uralte Stadt in der Landschaft Argolis im Peloponnes, zwischen Sikyon und Argos in einem fruchtbaren, vom Asopos bewässerten, rings von Bergen umschlossenen Thale gelegen, bildete mit ihrem Gebiete (Phliasia) einen kleinen unabhängigen Staat, der meist treu zu Sparta hielt, und schloß sich zuletzt dem erneuerten Achäischen Bunde an. (S. Achäer.) Die Ueberreste der alten Stadt, die sich in der Nähe des Dorfes St.-Georgios finden, sind von Leake, Roß und Curtius («Peloponnesos», Bd. 2, Gotha 1852) beschrieben worden.

Phlogiston hieß bei den Chemikern der Stahl'schen Schule der hypothetische Stoff, von dem man annahm, daß er bei der Verbrennung entweiche. Die Metalle waren Verbindungen der Kalke, Erden oder Säuren mit P., während jetzt umgekehrt das Oxyd Verbindung des Metalls mit Sauerstoff ist. Diese letztere, von Lavoisier zuerst aufgestellte Ansicht gab der neuern Schule den Namen der antiphlogistischen. Die ältere Theorie ist die Umkehrung der neuern, enthält aber schon viele wesentliche Theile derselben und hat trotz ihrer Irrthümer viel zur Erweiterung chem. Kenntnisse beigetragen.

Phlox, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Polemoniaceen gehörenden Pflanzengattung, deren Arten, theils perennirende, theils ein- und zweijährige Kräuter, einen glockig-pyramidalen Kelch mit fünfspaltigem Saume, eine präsentirtellerförmige Blumenkrone mit langer Röhre und in fünf gleichgroße, rundliche Lappen gespaltenen Saum, eingeschlossene Staubgefäße und einen fadenförmigen Griffel besitzen und alle in Nordamerika zu Hause sind. Wegen ihrer meist schön (vorherrschend roth, von rosen- und lilaroth bis scharlach- und purpurroth, selten weiß) gefärbten Blumen eignen sich fast alle Arten zu Zierpflanzen, um so mehr, als bei den meisten die ziemlich ansehnlichen Blüten in dichte Doldentrauben oder Sträuße am Ende des Stengels oder der Aeste gestellt sind. Alle haben ganze und ganzrandige Blätter, von denen die untern gegenständig, die obern abwechselnd gestellt sind, und tragen einförmige, mit zwei bis drei Klappen aufspringende mehrsamige Kapseln. Die beliebtesten und verbreitetsten Zierpflanzen sind P. paniculata L., eine fast in jedem Blumengarten zu findende perennirende Art, welche mit lilarothen und weißen Blumen vorkommt, ohne Pflege gedeiht, unsere Winter gut aushält und durch Zertheilung der Stöcke leicht vermehrt werden kann, und P. Drummondii Hook., eine einjährige, drüsig-behaarte Pflanze mit purpur-, scharlach-, rosenrothen oder weißen Blumen, welche sowol im freien Lande als auch in Töpfen cultivirt wird.

Phöbe, die Tochter des Uranos und der Gäa, durch Köos Mutter der Asteria und Latona, war nach der Themis und vor Apollo Vorsteherin des delphischen Orakels. — P. hieß auch die Tochter des Tyndareus und der Leda, Schwester der Klytämnestra. — Als später Apollo Phöbus zum Sonnengott wurde, nannte man P. die Artemis als Mondgöttin.

Phöbos, s. Apollo.

Phocion (griech. Phokion), einer der bedeutendsten athenischen Feldherren, ein Mann von erprobter Tapferkeit und einer bei den Griechen ungewöhnlichen Redlichkeit und Unbestechlichkeit, aber freilich ohne die staatsmännische Einsicht seines großen Landsmannes Demosthenes, mit dem er, ein entschiedener Gegner der Demokratie, oft in polit. Gegensatze stand, war um 402 v. Chr. aus einer Familie des niedern athenischen Bürgerstandes geboren. Nachdem er unter Chabrias seine kriegerische Laufbahn eröffnet und 376 v. Chr. wesentlich zum Seesiege bei Naxos beigetragen hatte, erfocht er 349 bei Tamynä in Euböa einen glänzenden Sieg über den von Philipp von Macedonien unterstützten Tyrannen Plutarchos von Eretria und kämpfte auch später in Megara, auf Euböa, bei Byzantion glücklich gegen die Truppen Philipp's. Trotz dieser Erfolge rieth er, mit richtiger Berechnung der Kräfte Griechenlands und dessen damaligen Zustandes, dennoch stets zum Frieden und suchte ein besseres Verhältniß zwischen Athen und Macedonien herzustellen. Dadurch gewann er auch Alexander's Hochachtung, und es glückte ihm sogar, den Zorn desselben nach der Zerstörung Thebens (335) zu mildern und die Auslieferung mehrerer Patrioten zu verhindern. Als die Athener nach Alexander's Tode im Verein mit andern Griechen von neuem den Kampf für ihre Unabhängigkeit begannen, mahnte er dringend ab, aber vergeblich. Nachdem nach kurzem Glück die verbündeten Griechen bei Krannon geschlagen wor-

den waren (322) und Antipater (s. d.) selbst gegen Athen heranrückte, war P. wieder einer der Friedensunterhändler, und sein alleiniges Bestreben ging dahin, einen Frieden unter wenigstens leidlichen Bedingungen zu erlangen. Zum Theil gelang ihm dies auch, und er verwendete nun sein ganzes Ansehen dazu, den schwerlastenden Druck seines Vaterlandes zu erleichtern. Allein statt des Dankes erntete er Haß und Verfolgung; man beschuldigte ihn des Verraths, und er sah sich endlich genöthigt, zu Polysperchon nach Phocis zu flüchten. Dieser lieferte ihn den Athenern aus, worauf er zum Schierlingstranke verurtheilt wurde, den er, ohne sich vertheidigen zu lassen, mit der größten Ruhe zu sich nahm (318 v. Chr.). Noch kurz vor seinem Ende sprach er zu einem Freunde, der ihn an seinen abwesenden Sohn erinnerte, die herrlichen Worte: «Sage meinem Sohne, daß er das von den Athenern nur angethane Unrecht vergessen solle.» Sein Leichnam wurde über die Grenze gebracht und von einem Sklaven heimlich verbrannt. Bald aber bereuten die Athener, was sie an dem Manne, der 45mal das Amt eines Strategen (Heerführers) verwaltet hatte, gethan. Sie veranstalteten P. ein feierliches Leichenbegängniß, errichteten ihm eine eherne Bildsäule und verurtheilten die Anstifter seiner Hinrichtung zum Tode. P.'s Leben haben unter den Alten Plutarch und Cornelius Nepos beschrieben.

Phocis (griech. Phokis), eine Landschaft im mittlern Griechenland von ungefähr 36 Q.-M., westlich von den Ozolischen Lokrern und von Doris, im N. durch die Epiknemidischen und Opuntischen Lokrer, im O. von Böotien, im S. durch den Meerbusen von Korinth begrenzt, wird größtentheils von Gebirgen durchzogen, deren beträchtlichstes der Parnaß (s. d.) ist. Der Hauptfluß ist der Kephissus, dessen Thal den fruchtbarsten Theil der Landschaft ausmacht. Die ältesten Bewohner waren Leleger, untermischt mit Pelasgern und Thraziern, aus denen allmählich die Phoker erwuchsen, welche der Sage noch von einem von Korinth her eingewanderten Aeoler Phokos, der das Land beherrschte, den Namen erhielten. In der histor. Zeit finden wir die einzelnen Städte der Landschaft, 22—23 an Zahl, zu einem Bunde vereinigt, zu dessen Gliedern ursprünglich auch Delphi (s. d.) gehörte. Unter dem macedon. Könige Philippus II. (s. d.) wurden sie, weil sie sich den Beschlüssen der Amphiktyonen widersetzten, die ihnen wegen Benutzung eines zum Tempelgebiet von Delphi gehörigen Landstrichs auferlegte Geldbuße zu bezahlen, in einen mehr als zehnjährigen Krieg (den sog. Phokischen oder dritten Heiligen Krieg, 357—346 v. Chr.) verwickelt, der mit der Zerstörung aller Städte des Landes, mit Ausnahme von Abä, das sich an dem Angriffe auf das delphische Heiligthum nicht betheiligt hatte, und mit dem Ausschlusse der Phoker aus dem Amphiktyonenbunde endete. Doch wurden die meisten Städte bald mit Hülfe der Athener und Thebaner wiederhergestellt, und die Phoker nahmen noch an den letzten Kämpfen der Griechen für ihre Freiheit, an der Schlacht bei Chäroneia (338), an dem Lamischen Kriege (323) und an dem Kampfe gegen die Gallischen Horden (279), rühmlichen Antheil. Die Römer lösten anfangs den Phokischen Bund auf (146), gaben aber später den Städten ihre alte Bundesverfassung zurück. Im jetzigen Königreich Hellas ist P. mit Lokris und Phthiotis zu einem Kreise (Nomos) vereinigt, dessen Hauptstadt Lamia ist.

Phocylides, ein griech. Gnomendichter im 6. Jahrh. v. Chr., aus Milet oder Chios gebürtig, wurde früher gewöhnlich für den Verfasser eines Sittengedichts gehalten, welches aber der Sprache und dem Inhalte nach der spätern christl. Zeit, vielleicht dem 4. Jahrh. angehört. Correcte Abdrücke davon finden sich in den Sammlungen der «Poetae Graeci gnomici» und in Gaisford's «Poetae Graeci minores» (neue Ausg., Lpz. 1823). Eine besondere Bearbeitung mit deutscher metrischer Uebersetzung lieferte Stickel (Mainz 1831).

Phonetisch, von dem griech. Worte phone, Laut, Klang, wird in der neuern sprachwissenschaftlichen Kunstsprache meist nur mit Bezug auf Laut und Töne der menschlichen Sprache gebraucht. Besonders spricht man von einer phonetischen Schrift als einer solchen, durch welche die einzelnen Laute der Sprache auch durch einzelne Buchstaben bezeichnet werden (wie z. B. in den Alphabeten des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen u. s. w.), im Gegensatz zu einer Wortschrift, wie der chinesischen. In der hieroglyphischen Schrift unterscheidet man daher die phonetischen und die ideographischen Zeichen, aus denen sie zusammengesetzt ist. Man spricht jetzt auch von phonetischen Schreibsystemen, als solchen, welche es sich zur Aufgabe machen, die gesprochenen Laute genau und einfach wiederzugeben, im Gegensatz zu den von der Aussprache abweichenden Orthographien (s. d.) der neuern Sprachen, wie in dem für das Englische von Pitman und Ellis aufgestellten «Phonographischen Systeme».

Phönix wird von den Griechen der auf den ägyp. Monumenten in Gestalt eines Reihers dargestellte und mit dem Namen Bennu bezeichnete Wundervogel genannt, welcher nach der von Herodot in Heliopolis (der Sonnenstadt, ägypt. Pa-Rá, in der Bibel On) vernommenen

Sage alle 500 Jahre den Körper seines gestorbenen Vaters, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, von Arabien aus dorthin in den Tempel des Sonnengottes bringen und daselbst begraben sollte. Herodot schildert ihn als dem Adler an Größe und Gestalt ähnlich, mit theils goldenem, theils rothem Gefieder. Andere Berichte fügen hinzu, daß der alte P., wenn er das Herannahen des Todes fühle, sich in seiner Heimat ein Nest baue, dem er seine Zeugungskraft mittheile, und aus welchem dann ein junger P. hervorgehe. Noch andere geben Indien als seine Heimat an und lassen ihn im hohen Alter sich selbst in seinem Neste verbrennen und aus der Asche einen jungen P. hervorgehen. Der Sinn der Sage ist ein astronomischer. Die Lebensdauer eines P. (nach der gewöhnlichen Ueberlieferung 500, nach andern Angaben 540 oder auch 1461 J.) bezeichnet eine bestimmte astron. Periode des Sonnenlaufs. Schon im spätern Alterthum wie auch in der neuern Zeit ist der P. vielfach als Symbol der Unsterblichkeit, der immer sich erneuenden Verjüngung theils einzelner Individuen, theils ganzer Völker und Reiche gebraucht worden.

Phönizien hieß bei den Griechen und Römern der gegen 30 M. lange und 1—2 M. breite Küstenstrich des heutigen Syrien mit den längs desselben liegenden Inseln vom Flusse Eleutherus bei der Stadt Aradus bis über Tyrus herab in die Nähe des Vorgebirgs Karmel, obwol zu zeiten sowol im Süden als im Norden mehr dazu gerechnet wurde. Das ganze Ländchen ist ein hügeliger Küstenabfall des Libanon nach dem Mittelländischen Meere zu, hier und da sandig, doch fruchtbar und im Alterthum dicht bevölkert, mit vielen und bedeutenden Städten. Zwar eignet es sich wenig zum Ackerbau, aber der Mangel an Getreide wurde durch Schiffahrt, Handel und Gewerbfleiß in dem Grade ersetzt, daß die Entwickelung dieser Erwerbszweige die Phönizier zum berühmtesten Handels- und Fabrikvolke der Alten Welt erhob. Die Phönizier nannten selbst ihr Land Kanaan und gehörten zu den kanaanitischen Stämmen, welche ihrer Sprache nach zu den semit. Völkern zählen. Unter den Griechen war die Meinung gangbar, daß sie vom Erythräischen Meere her eingewandert seien, und man hat diese Annahme durch die Aehnlichkeit einiger im Persischen Meerbusen vorkommenden Namen mit phöniz. Ortsnamen zu stützen gesucht. Allein jene Meinung ist wenig begründet und diese Namensähnlichkeit vielleicht nur zufällig oder von dort gegründeten phöniz. Colonien abhängig. Das Land zerfiel in mehrere kleine Staaten, die von Königen oder Fürsten regiert wurden, doch so, daß öfters der eine oder der andere die Suprematie über die übrigen hatte, wie in der ältern Zeit namentlich Sidon und später Tyrus (s. d.). Neben Sidon und Tyrus waren die bedeutendsten Städte, welche mit ihrem Gebiete besondere kleine Staaten ausmachten: Aradus, jetzt Ruwâd, dem heutigen Tartûs (Tortosa, Antaradus) gegenüber, auf einer kleinen, jetzt verlassenen Felseninsel; Gebal (Byblus, heute Dschubeil), dessen Bewohner nebst denen der Stadt Berytus (jetzt Beirut) unter dem Namen Gibliter von den kanaanitischen Stämmen unterschieden werden; Tripolis, das heutige Tarabulus, u. s. w.

Mythische Sagen deuten darauf hin, daß die Städte Byblus und Berytus in ältester Zeit gegründet wurden. Zur Zeit Josua's war aber Sidon bereits seit lange bedeutend und mächtig, was auch Homer bezeugt. Eine der ältesten sidonischen Colonien war Lais in Nordpalästina. Auf Münzen werden als solche noch bezeichnet: Kakkabe oder Kambe (d. i. Karthago), Hippo in Afrika, Kition auf Cypern, und Tyrus. Gegen 1100 v. Chr. beginnt aber schon die Machtperiode von Tyrus, welche um die Zeit David's und Salomo's ihren höchsten Gipfel erreicht. Sie wurde hauptsächlich herbeigeführt durch die Einwanderung der angesehensten sidonischen Geschlechter und durch die Reichthümer, welche aus den span. Colonien Gades (Cadiz) und Tarteſſus herbeiflossen. Aus dem 10. Jahrh. ist besonders König Hirom, der Freund Salomo's, bekannt, und aus dem Anfange des 9. Jahrh. Ethbaal, der Vater der Isebel, des Weibes Ahab's. Seine Großenkelin Elissa (Dido) war es, welche, von der Volkspartei gedrängt, mit mehrern vornehmen Familien flüchtig wurde und das tyrische Karthago gründete oder eigentlich nur erweiterte. Die Macht der Tyrier und der Handel der Phönizier überhaupt sowie ihre Herrschaft in den Colonien wurde durch die Kriegszüge der Assyrer nach Vorderasien und Aegypten während der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. gebrochen, im Laufe des 7. Jahrh. durch die Chaldäer noch mehr heruntergebracht und endlich zu Anfang des 6. Jahrh. durch den Pharao Hophra (Apries) gänzlich entkräftet. Die Colonien machten sich unabhängig oder fielen an fremde Herrscher, viele kamen an Karthago, welches jetzt zu neuer Macht und Blüte aufstieg. Weiterhin wurde die phöniz. Küste von den Persern, dann von Alexander d. Gr. erobert und unter der röm. Herrschaft, wie noch heute, zu Syrien gerechnet. Unter all diesem Wechsel der Oberherrschaft behielten die Phönizier, wenigstens bis zur pers. Periode herab, ihre Staatsverfassung bei, welche auf denselben drei Elementen wie der Staat der Karthager beruhte, dem Volke, den aristo-

kratiſchen Geſchlechtern, aus welchen ein weiterer und ein engerer Senat hervorging, und dem erblichen Königthum, welchem letztern das Prieſterthum zur Seite ſtand. Jede der fünf größern Städte hatte ihren eigenen König mit Senat und Volksverſammlung; Sidon, Tyrus und Aradus ſtanden an der Spitze. Eine von dieſen dreien war Vorort, in der älteſten Zeit Sidon, ſeit dem 11. Jahrh. v. Chr. Tyrus, nach deſſen Demüthigung im 6. Jahrh. wieder Sidon. Von keinem Volke der Alten Welt ſind ſo zahlreiche Colonien ausgegangen wie von den Phöniziern. Sie hatten nicht ſelten eine polit. oder ſociale Veranlaſſung, noch öfter waren es Handelsniederlaſſungen, vorzüglich auf den Inſeln und an den Küſten des Mittelländiſchen Meeres, z. B. in Syrien und Paläſtina (Lais, Hamath, Laodicea, Dor, Joppe); auf Cypern (Kition, Amathus, Paphos u. ſ. w.); auf Thera, Melos, Oliaros, Kythere, Thaſos, auf Sicilien (Heraklea, Panormus, Motye); auf Malta, Koſſura, Sardinien und den Balearen; im ſüdl. Spanien (Tarſis, oder Tarteſſus, Gades); an der afrik. Küſte (Karthago, Utica, Hippo und viele andere Orte). In der That trafen alle günſtigen Bedingungen zuſammen, um die Phönizier zum erſten Handelsvolke der Alten Welt zu machen. Die Lage des fruchtbaren Ländchens an der Meeresküſte mit vielen durch Vorgebirge und natürliche Hafendämme geſchützten Buchten, zwiſchen den blühenden und früh cultivirten Staaten in den Euphratländern und am Nil machte es zum natürlichen Stapelplatze der Waaren beider Gebiete und zum Centralpunkte des Handels für den Oſten und Weſten. Das Volk aber hatte Begabung und Betriebſamkeit genug, um dieſe günſtigen Verhältniſſe für ſich und ſeine Intereſſen auszubeuten. Ueberall hin drang zu Waſſer und zu Lande der phöniz. Kleinhändler vor, ſodaß ein Phönizier oder Kanaanit mit einem Handelsmann gleichbedeutend wurde, und in der Heimat wie in den Colonien geſtaltete ſich dieſes Treiben zu bedeutendem Großhandel. In Memphis hatten die Tyrier ein beſonderes Stadtquartier inne. In großen Handelsſtädten gab es phöniz. Handlungshäuſer und kaufmänniſche Innungen. In den Ruinen Ninives hat man Gewichte gefunden mit aſſyr. und zugleich mit phöniz. Bezeichnung. Von Aegypten und den Häfen des Rothen Meeres aus führten ſie ihre Handelswege nach Nubien (zu Ipſambol hat ſich eine phöniz. Inſchrift gefunden), nach Arabien und Indien. Eine Hauptſtation dieſes Handels war in alter Zeit Ezjongeber bei Elath, von wo ſie in Verbindung mit König Salomo eine Handelsflotte bis nach dem Goldlande Ophir (wahrſcheinlich Abhîra an den Mündungen des Indus) entſandten. Andere Straßen führten ſie nach den Euphratländern und bis zum Perſiſchen Meerbuſen. Sie hatten Verkehr mit mehrern Gegenden am Schwarzen Meere und im Innern Kleinaſiens, vorzüglich aber nach Weſten hin mit Griechenland, Italien und faſt allen Inſeln und Küſten des Mittelmeeres, über die Nord- und Weſtküſte Afrikas hin bis zur Inſel Kerne und im Weſten Europas bis zu den brit. Inſeln. Die Gegenſtände ihres Handels waren überaus mannichfaltig, wie z. B. die Beſchreibung des Handelsverkehrs von Tyrus beim Propheten Ezechiel Kap. 27 und die überall in den genannten Gegenden vorkommenden phöniz. Ortsnamen, auch phöniz. Benennungen von Handelsgegenſtänden, Maßen und Gewichten in der griech. und andern Sprachen bezeugen. Aus Spanien holten ſie Silber, aus Indien und Afrika Gold, aus Arabien Arome und Spezereien. Für einheimiſche Induſtrieproducte galten beſonders Purpurfärbereien, die ſie jedoch auch aus Babylonien brachten, Webereien, Metallarbeiten, Glaswaaren (auch in Aegypten uralt), Geräthe, Bildwerke und Ornamente aus Metall, Elfenbein, Ebenholz und Bernſtein. Sie mögen mehr Verbreiter als geſchickte Verfertiger ſolcher Waaren geweſen ſein, wie auch die Buchſtabenſchrift durch ſie wol verbreitet, kaum erfunden ſein mag, und wie ihre Cultur überhaupt, ſo alt ſie iſt, vorzugsweiſe durch ihren Weltverkehr bedingt war. Seit der Gründung von Alexandrien ſank der phöniz. Handel raſch bis zu gänzlichem Verfall, denn in jener Stadt gewann der Welthandel einen Mittelpunkt.

Die Religion der Phönizier war weſentlich Naturdienſt, und zwar erkennt ſie eine männliche und eine weibliche Naturkraft an, welche in verſchiedenen Formen und Modificationen theils als allgemeine, theils als partieulare und locale Gottheiten erſcheinen. Die bedeutendſten ſind Baal (ſ. d.) als höchſter Gott des Himmels (Baalſamim, von den Griechen mit Zeus oder Kronos verglichen) und als Stadtgott von Tyrus (Melkarth, Herakles); Aſtarte (ſ. d.) und zwar die jungfräuliche ſidoniſche Aſtarte, aber zugleich die karthagiſche (Tanith) und die Aſtarte mit unzüchtigem Cultus, d. i. Aphrodite; die Baaltis von Byblus; ferner Adonis (ſ. d.) und die acht Kabiren (ſ. d.). Außerdem gab es noch eine große Menge von Gottheiten, und auch die Sonne, der Mond, die Planeten, Flüſſe, Quellen, das Feuer und andere Naturmächte wurden göttlich verehrt. Die phöniz. Sprache gehört zu dem ſemit. Stamme; ſie ſteht der hebräiſchen ſehr nahe. Wir kennen ſie aus Inſchriften (gegen 200), deren größte die 1854 bei Sidon gefundene, aus 22 langen Zeilen beſtehende, am Sarkophag des Königs Esmunazar eingegrabene

Inſchrift, und der 1845 in Marſeille ausgegrabene Stein, enthaltend einen Opfertarif in 21 beſchädigten Zeilen, ferner aus Münzlegenden und aus den bei alten Schriftſtellern vorkommenden phöniz. und puniſchen Eigennamen, Gloſſen und Texten (z. B. im «Poenulus» des Plautus). Auch Literaturwerke hatten die Phönizier; es ſind davon aber nur noch Bruchſtücke und dieſe noch dazu nur in griech. Ueberſetzung und Ueberarbeitung vorhanden. Unter den von den Alten erwähnten Schriftſtellern iſt Sanchuniathon (ſ. d.) der bekannteſte. Auch Karthago hatte Schriftſteller. Die gründlichſten Forſchungen über die Phönizier hat Movers (ſ. d.) angeſtellt. Um Veröffentlichung und Erklärung der Inſchriften, Münzlegenden und übrigen Sprachreſte haben ſich, außer Movers, ſeit Geſenius beſonders Judas, Munk, Rödiger, Dietrich, Hitzig, Bourgade, der Herzog de Luynes, Ewald, Blau, Levy, Davis, de Vogüé u. a. verdient gemacht.

Phonolith, Klingſtein, früher auch Porphyrſchiefer genannt, iſt ein dichtes, dunkelgrünlich-graues, etwas ſchieferiges Geſtein, welches oft ſehr ſchöne freiſtehende Kegelberge bildet, wie z. B. den Mileſchauer in Böhmen oder den Hohentwiel im Högau. In ſeiner dichten Grundmaſſe erkennt man in der Regel glasglänzende Kryſtalle einer Sanidin genannten Feldſpatſpecies, welche aber, da ſie durchſcheinend ſind, ſich nicht durch ihre beſondere Färbung auszeichnen. Außerdem kommen darin zuweilen auch Kryſtalle von Nephelin, dunkelm Glimmer, Noſean, Hornblende oder Augit vor. Die dichte Grundmaſſe beſteht nach den neueſten Unterſuchungen aus einem innigen Gemenge von Feldſpat- und Nephelinſubſtanz, enthält aber zuweilen auch etwas Zeolithſubſtanz, die vielleicht erſt durch Umwandlung entſtanden iſt. In kleinen Druſen- oder Blaſenräumen des Geſteins kommen ſehr oft verſchiedene Zeolithe und insbeſondere der dazugehörige Natrolith vor. Das ſind aber jedenfalls ſpätere Bildungen als das Geſtein. Die Phonolithfelſen zeigen ſehr häufig etwas ſäulenförmige Abſonderung, die Säulen aber ſind wieder in Platten zerſpalten, welche, wenn man mit dem Hammer daraufſchlägt, einen hellen Klang geben, daher der Name. Von allen Klüften aus iſt die Maſſe des P. gewöhnlich eine oder mehrere Linien dick, in eine weiße, kaolinartige Subſtanz umgewandelt, und dieſe ſcharf abgegrenzte weiße Verwitterungsrinde iſt ebenfalls ſehr charakteriſtiſch für das Geſtein. Da der P. in der Regel freiſtehende Kegelberge bildet oder Spalten in andern Geſteinen ausfüllt und mit Baſalt oder Trachyt zuſammen vorzukommen pflegt, ſo hält man ihn, wie dieſe, für ein eruptives und zwar vulkaniſches Geſtein.

Phormium oder Flachslilie heißt eine zur Familie der Liliaceen gehörende Pflanzengattung, welche ſich durch ein ſechstheiliges, blumenkronartiges, glockenförmiges Perigon, deſſen drei innere Zipfel länger ſind, ſechs Staubgefäße und eine dreiſeitige, gedrehte Kapſel auszeichnet. Die zähe Flachslilie (Phormium tenax L.), welche auf Neuſeeland und Norfolk wächſt und gelbe Blüten trägt, iſt unter dem Namen Neuſeeländiſcher Flachs bekannt. Ihre wurzelſtändigen, 2—5 F. langen, lineal-lanzettlichen, zweireihig angeordneten Blätter, welche große fächerförmige Roſen bilden, enthalten feine und dabei äußerſt feſte Faſern, welche an Feſtigkeit alle andern Pflanzenfaſern übertreffen, weshalb die Pflanze auch an mehrern Orten der ſubtropiſchen und warmen gemäßigten Zone angebaut wird. Die Neuſeeländer brauchen die Blätter zum Verfertigen von Decken, Matten, Kleidern u. ſ. w. Bei uns wird die Pflanze in Gärten öfters als Zierpflanze gezogen, muß aber im Hauſe überwintert werden.

Phosphor, ein einfacher, von Brand in Hamburg 1669 zufällig im Harn entdeckter, von Kunkel 1674 ebenfalls aus demſelben dargeſtellter Stoff, wurde erſt vollſtändiger bekannt und unterſucht, ſeit Jahn und Scheele gezeigt hatten, daß man ihn in großer Menge aus Knochen gewinnen kann. In beiden iſt er als Phosphorſäure, und zwar in den Knochen in Verbindung mit Kalk enthalten. Man ſtellt ihn daher dar, indem man aus den weißgebrannten Knochen durch Schwefelſäure den Kalk abſcheidet und die Phosphorſäure, mit Kohle vermiſcht, erhitzt, den überdeſtillirenden P. aber, deſſen Dämpfe ſich an der Luft entzünden würden, unter Waſſer auffängt, dann umſchmilzt und in gläſerne Röhren gießt, in denen er zu Stäbchen erſtarrt. Dieſe werden mit Waſſer in Blechbüchſen gebracht und kommen ſo in den Handel. Man gewinnt jetzt auch P., indem man ungebrannte Knochen mit verdünnter Salzſäure behandelt, wobei Knorpelſubſtanz zurückbleibt, die zur Leimbereitung benutzt wird. Die ſalzſaure Löſung wird ſtark eingedampft und der ausgeſchiedene Kryſtallbrei des ſauren phosphorſauren Kalks mit Kohle in irdenen Cylindern deſtillirt. Der P. iſt ein weißer, wachsartiger, leicht ſchmelzbarer und äußerſt leicht, ſelbſt ſchon durch Reiben entzündlicher Körper, der in Auflöſungen im Dunkeln mit weißlichem Lichte leuchtet, woher er ſeinen Namen Phosphoros, d. i. Lichtträger, hat. An der Luft und im Waſſer überzieht er ſich mit weißen und rothen Ueberzügen. Durch langſame Oxydation an der Luft verwandelt er ſich in eine ſirupartige Säure (phosphorige

Säure), welche die Eigenſchaft hat, edle Metalle aus ihren Auflöſungen zu reduciren, und daher benutzt wird, um nichtmetalliſche Gegenſtände, die man galvanoplaſtiſch copiren will, mit einem feinen Silberhäutchen zu überziehen, indem man ſie erſt mit phosphoriger Säure und dann mit Silberlöſung oder umgekehrt behandelt. Mit der Luft in Berührung, raucht der P. ſtark, indem er ſich verflüchtigt und begierig Sauerſtoff aufnimmt. Durch die hierbei entſtehende Wärmeentwickelung kann ſich die Temperatur bis zu ſeiner Entzündung (75°) ſteigern, und dann verbrennt er mit ſtarkem Lichte zu weißen Dämpfen von Phosphorſäure. Es iſt dies eine wegen ihrer Sättigungsverhältniſſe intereſſante Säure, die ſich auch aus den natürlich vorkommenden phosphorſauren Salzen (phosphorſaurem Kalk in den Knochen und dem Apatit, phosphorſaurem Eiſen als Wieſenerz und Vivianit, phosphorſaurem Blei als Gründleierz u. ſ. w.) darſtellen läßt und gewöhnlich waſſerhaltig als durchſichtige, farbloſe, dem Eiſe ähnliche, ſehr ſaure Maſſe gewonnen wird. Dieſelbe wird in der Medicin gebraucht und auch in der chem. Analyſe. Beim Faulen phosphorhaltiger thieriſcher Stoffe, z. B. der im Gehirn und in der Nervenſubſtanz enthaltenen Fette, des Eiweißes u. ſ. w., und bei Zerſetzung der Verbindungen des P. mit Metallen in Waſſer entwickelt ſich ein Gas, Phosphorwaſſerſtoffgas, welches unter gewiſſen Umſtänden die Eigenſchaft hat, ſich von ſelbſt zu entzünden, ſowie es an die Luft kommt, und dem die Erſcheinung der im Volksaberglauben lebenden Irrlichter (ſ. d.) fälſchlich zugeſchrieben wird. Der P. iſt in allen Oelen, Aether und Alkohol auflöslich, aber nicht in Waſſer. Wenn man P. längere Zeit bei 240—260° in einer ſauerſtoffreien Atmoſphäre erhitzt, ſo verwandelt er ſich in ein karmoiſinrothes Pulver, in amorphen P., der ſich nicht wie der gewöhnliche P. verhält, namentlich ſich nicht ſo leicht entzündet. Der P. iſt in hohem Grade giftig und bewirkt ſchon in kleinen Gaben den Tod. Der rothe amorphe P. ſcheint nicht giftig zu ſein. Die Phosphorvergiftungen haben jetzt, wie ſtatiſtiſch nachgewieſen iſt, die früher häufigen Arſenikvergiftungen faſt gänzlich verdrängt. Schon der Phosphordampf zieht denen, welche ihn öfters einathmen, gefährliche Krankheiten zu, ſchlimme Affectionen der Zähne und Unterkieferknochen, die ſog. Phosphornekroſe, woran insbeſondere die Arbeiter in den Zündholzfabriken leiden. In den Fällen, wo P. in Subſtanz die Urſache tödlicher Vergiftung war, erkennt man denſelben, falls er noch nicht völlig oxydirt iſt, durch das Leuchten ſeines Dampfes im Dunkeln, wenn die mit verdünnter Schwefelſäure überſättigte Eingeweidemaſſe in einem Glaskolben der Deſtillation unterworfen wird. Die Verwandtſchaft des P. zum Schwefel kann von den Chemikern ebenfalls zur Auffindung des P. in Vergiftungsfällen benutzt werden. Ausgebreiteten Gebrauch findet der P. zur Darſtellung der Reibzündhölzer. Dieſe Anwendung beruht auf der leichten Entzündlichkeit des gewöhnlichen P., ſodaß ſchon durch das Reiben des mit arab. Gummi vermengten P. an einer rauhen Fläche die Entzündung ſtattfindet. Wegen der Giftigkeit des gewöhnlichen P. hat man denſelben durch den rothen zu erſetzen verſucht, aber nicht mit beſonderm Erfolg. Denn die Schwerentzündlichkeit des letztern geſtattet nur die Anwendung deſſelben im Gemenge mit leicht Sauerſtoff abgebenden Subſtanzen, und dieſe Gemenge entzünden ſich meiſt unter ſtärkerer oder geringerer Detonation. Die Verwendung des P. als Gift gegen ſchädliche Thiere geſchieht in der Geſtalt eines aus Mehl, Zucker und gebräunter Butter bereiteten Breies, dem etwas geſchmolzenes P. unter Rühren einverleibt wird. Außerdem gebraucht man den P. als Arzneimittel und zur Darſtellung der officinellen Phosphorſäure und deren Verbindungen. In Bezug hierauf iſt zu bemerken, daß der P. nicht ſelten Arſenik enthält, da zu ſeiner Darſtellung oft arſenhaltige Schwefelſäure benutzt wird.

Phosphoreſcenz nennt man das bisjetzt noch nicht vollſtändig erklärte Vermögen gewiſſer Körper, ähnlich wie der Phosphor im Dunkeln ohne auffallende Temperaturerhöhung und ohne Flamme zu leuchten. Es gehört weder zu der allen Körpern gemeinſchaftlichen Erſcheinung des Glühens noch zu der Verbrennung. Alle drei Naturreiche bieten Beiſpiele von P. dar. Von den mineraliſchen Körpern haben ſowol mehrere in der Natur vorkommende Körper wie auch mehrere Kunſtproducte die Eigenſchaft, zu phosphoreſciren; ſo mehrere Arten von Diamanten, viele Flußſpate, der ſog. bologneſer Leuchtſtein (mit Traganthſchleim zur Paſte geformtes und geglühtes Schwerſpatpulver), der Canton'ſche Phosphor (Auſterſchalen mit Schwefel geglüht), der Wach'ſche Phosphor (Auſterſchalen mit Schwefelſpießglanz geglüht) und der Baldwin'ſche Phosphor (waſſerfreier ſalpeterſaurer Kalk). Doch haben alle die genannten Gegenſtände nur P. durch Inſolation, d. h. ſie müſſen, um im Dunkeln zu leuchten, zuvor dem Sonnenlichte ausgeſetzt geweſen ſein. Andere Mineralkörper phosphoreſciren durch mechan. Gewalt, wenn man ſie entzweibricht oder daraufſchlägt, ſo z. B. Flußſpat, Topas, Apalith. Einige Mineralien, wie Flußſpat (als Chlorophan, und zwar am beſten in einem Gläschen unter Oel erhitzt),

Phosphorit, Apalith u. s. w., haben endlich die Eigenschaft, durch Erhöhung der Temperatur P. zu zeigen. Auch durch den darüber geleiteten Entladungsschlag einer elektrischen Batterie werden manche Stoffe phosphorescirend. So zeigt der Chlorophan an der getroffenen Stelle einen smaragdgrünen, leuchtenden Streifen. Unter den Pflanzen zeigen diese Eigenschaft einige Schwämme schon im lebenden Zustande, mehrere andere Vegetabilien erst im abgestorbenen, so namentlich das faule Holz, und es scheint beim Holze die P. weder auf eine bestimmte Art noch auf einen einzelnen Theil des Baums eingeschränkt zu sein; denn man hat Holz von den verschiedensten Baumarten und die verschiedensten Theile der Bäume leuchtend gesehen. Vorzüglich scheinen jedoch Erlen und Weiden, Tannen und Fichten dazu befähigt. Im Thierreiche hat man P. lebender Thiere nur bei niedern Klassen, namentlich bei Würmern und Insekten beobachtet. Am bekanntesten in dieser Beziehung ist das sog. Johanniswürmchen. (S. Glühwurm.) Auch das Leuchten des Meeres wird in den meisten Fällen durch eine Unzahl theils größerer, theils mikroskopisch kleiner Meeresgeschöpfe bedingt. Im abgestorbenen Zustande beobachtet man die P. am häufigsten bei Seefischen, denen sie ohne Unterschied zuzukommen scheint, während sie bei Fischen des süßen Wassers nur selten, noch seltener bei Leichnamen von Vögeln, Amphibien und Säugethieren beobachtet worden ist.

Phosphorit besteht wesentlich aus phosphorsaurem Kalk mit etwas Chlorcalcium. Die krystallinischen Varietäten desselben nennt man Apatit, eine grünliche ist Spargelstein, und eine blauliche Moroxit genannt worden. Wo der P. in größern Massen vorkommt, da wird er als vortreffliches Düngemittel benutzt, auch wol erst in Superphosphor umgewandelt. Zuerst wurde zu diesem Zweck ein mächtiger Gang bei Kargeröe in Norwegen ausgebeutet. Neuerlich hat man Lager und Knollen dieses Minerals an vielen andern Orten (z. B. im Nassauischen) aufgefunden und zur Benutzung gezogen.

Photius, ein durch Gelehrsamkeit und Bildung ausgezeichneter Patriarch von Konstantinopel, wurde anfangs Hauptmann der Garden, dann unter Kaiser Michael III. Staatssecretär und gelangte, nachdem er als Laie alle priesterlichen Würden in wenigen Tagen durchlaufen hatte, 857 an die Stelle des vertriebenen Patriarchen Ignatius. Der röm. Bischof Nikolaus I. aber sprach 862 seine Absetzung und die Zurückberufung des Ignatius feierlich aus. Zwar berief nun P., um sich zu rächen, eine Kirchenversammlung zu Konstantinopel, auf der er den Nikolaus excommunicirte und zugleich die röm. Kirche der Ketzerei beschuldigte; nichtsdestoweniger mußte er 867 nach Ermordung des Kaisers Michael in ein Kloster wandern und den Kirchenbann erdulden. Auch dieser Wechsel war nicht von langer Dauer, denn Ignatius gerieth wegen der Gerichtsbarkeit der neubekehrten Bulgaren mit dem röm. Hofe in einen heftigen Streit, und mit Benutzung dieses Umstandes kehrte nun P. schnell nach Konstantinopel zurück, wo er sich die Gunst des neuen Kaisers Basilius zu verschaffen wußte. Durch den Tod des Ignatius begünstigt, nahm er 877 mit kraftvoller Hand seine Würde zurück. Als sich aber der röm. Bischof auch jetzt in seiner Absicht, Bulgarien für den röm. Sitz zu gewinnen, getäuscht sah, wiederholte er das früher über P. verhängte Anathema. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Leo wurde P. 886 von neuem abgesetzt und in ein armen. Kloster verwiesen, wo er 892 sein Leben beschloß. Seiner gelehrten Thätigkeit verdankt die Literatur zwei höchst wichtige Werke, nämlich das «Myriobiblion», auch «Bibliotheca» betitelt, worin uns Urtheile und Auszüge von fast 300 verschiedenen griech. Prosaikern, deren vollständige Schriften zum großen Theil verloren gegangen sind, mitgetheilt werden, und ein griech. «Lexicon». Unter den Ausgaben der «Bibliotheca» ist die von I. Bekker (2 Bde., Berl. 1824), unter denen des «Lexicon» die von G. Hermann (Lpz. 1808) und Porson (Lond. 1822; vermehrter Abdruck, 2 Bde., Lpz. 1823) hervorzuheben. Außerdem erwähnen wir seinen «Nomokanon», eine für die Kirchengeschichte nicht unwichtige Sammlung kaiserl. Gesetze und gottesdienstlicher Bestimmungen, herausgegeben von Justellus (Par. 1615) und in Voellus' «Bibliotheca juris canonici veteris» (Bd. 2, Par. 1661), seine sehr zahlreichen «Briefe» (Lond. 1651) und seine Schrift «De consolatione», herausgegeben von Rittershusius (Nürnb. 1601). Einige andere Abhandlungen und Bruchstücke hat A. Mai in der «Scriptorum veterum nova collectio e Vaticani codicibus edita» (Bd. 1 und 2, Rom 1825—27) bekannt gemacht. Vgl. Lämmer, «Papst Nikolaus I. und die byzant. Staatskirche seiner Zeit» (Berl. 1857).

Photogen, s. Hydrocarbür.

Photographie (vom griech. phos, Licht und graphein, schreiben, zeichnen) heißt die Kunst, mit Hülfe der chem. Wirkungen des Lichts ein bleibendes Bild eines Objects auf einer chemisch präparirten Fläche herzustellen. Viele Stoffe besitzen die Eigenschaft, unter dem Einflusse des

Lichts eine Veränderung zu erleiden, ſei es in Bezug auf ihre chem. Zuſammenſetzung, ihre phyſik. Eigenſchaften, ihre Farbe oder ihr Verhalten zu andern Stoffen. Die wichtigſte Klaſſe von Körpern, welche dieſe Eigenſchaft beſitzt, iſt die der Silberſalze. Auf der Kenntniß und Benutzung derſelben beruhen die meiſten der jetzt in allgemeinere Anwendung gekommenen photographiſchen Verfahren. Bereits vor Jahrhunderten war den Alchemiſten die Eigenſchaft des Chlorſilbers oder, wie ſie es nannten, des Hornſilbers bekannt, ſich im Lichte zu ſchwärzen. Demnach iſt die phatagraphiſche Kunſt eine verhältnißmäßig neue Erfindung. Die erſte Unterſuchung über die zerſetzende Einwirkung des Lichts auf ſilberhaltige Stoffe wurde 1777 durch Scheele vorgenommen. Erſt 1802 geſchah ein erſter Schritt, der zur jetzigen Anwendung dieſer Eigenſchaft der Silberſalze leitete, indem Davy, veranlaßt durch Wedgwood, ein Verfahren angab, um Bilder auf Papier zu copiren. Ein Blatt weißen Papiers wurde mit einer Auflöſung von ſalpeterſaurem Silber getränkt und hierauf der Gegenſtand gelegt, den man copiren wollte, z. B. Spitzen, Blätter, ein Kupferſtich u. dgl. Dem Lichte ausgeſetzt, blieb der durch den Gegenſtand beſchattete Theil des Papiers, die Figur, weiß, während ſich das übrige unter dem Einfluſſe der Lichtſtrahlen nach und nach dunkler färbte. Hierbei blieb die Erfindung längere Zeit ſtehen, indem ſich der Fixirung der Bilder große Schwierigkeiten entgegenſetzten und das Papier ſich in kurzer Zeit am Lichte ganz ſchwärzte. 12 J. ſpäter (1814) gelang es Niepce (ſ. d.) zu Châlons, Bilder in der Camera-obſcura (ſ. d.) herzuſtellen. Freilich war der geringen Lichtempfindlichkeit ſeiner präparirten Platten wegen noch eine Belichtungszeit von einigen Stunden erforderlich, um ein Bild zu erzielen. Sein von dem Davy'ſchen ganz abweichendes Verfahren, welches er Heliographie nannte, beſtand darin, daß er Metallplatten, mit einer Asphaltſchicht überzogen, in einer Camera-obſcura dem von einem Objecte ausgehenden Lichte ausſetzte. Asphalt wird durch längere Lichteinwirkung in Lavendelöl unlöslich. Daher kam durch Behandeln ſeiner belichteten Platten mit Lavendelöl ein Bild zum Vorſchein, indem ſich die Asphaltſchicht an den ſtärker belichteten Stellen nicht auflöſte, wohl aber an den beſchattet gebliebenen. Etwas ſpäter machte Daguerre (ſ. d.) zu Paris ähnliche Verſuche, und zwar von 1829 an in Verbindung mit Niepce, auf Silberplatten. Die lichtempfindlichen Platten wurden dadurch präparirt, daß eine verſilberte Kupferplatte der Wirkung von Joddämpfen ausgeſetzt und dadurch oberflächlich mit Jodſilber überzogen wurde. Durch eine kurze Expoſition in der Camera-obſcura entſtand eine gewiſſe Veränderung an der belichteten Stelle, die nur vorübergehend durch Anhauchen, aber dauernd durch Einwirkung von Queckſilberdämpfen ſichtbar gemacht werden konnte. Erſt nach Niepce's Tode, 1839, theilte Daguerre der Franzöſiſchen Akademie ſeine Verfahrungsart, nach ihm Daguerreotypie genannt, mit. Nachdem das Daguerre'ſche Verfahren auf dieſe Weiſe zum Eigenthum aller geworden, war dem Fortſchritte die Bahn geöffnet, und bald folgten Verbeſſerungen der optiſchen Apparate, der chem. Producte und der Manipulationen. In demſelben Jahre noch machte Talbot in England eine Methode auf Chlorſilberpapier bekannt. Gleichzeitig fand Herſchel die auflöſende Wirkung des unterſchwefligſauren Natrons auf im Licht noch nicht veränderte Silberſalze, wodurch das Mittel gegeben war, die photographiſchen Bilder (Lichtbilder oder Photographien) vor der weitern Lichtwirkung zu ſchützen, ſie zu «fixiren». Später wendete Talbot Papier an, welches er (ähnlich wie die Daguerre'ſchen Platten) mit Jodſilber überzog, indem er es erſt in Jodkaliumlöſung, dann in Silbernitrat tauchte und hierauf einige Secunden oder Minuten, je nach der Lichtſtärke, in der Camera-obſcura expanirte. Das Bild, welches nach der Belichtung noch unſichtbar iſt, entwickelte er, ſtatt wie Daguerre durch Queckſilberdämpfe, durch Benetzen mit Gallusſäurelöſung. Die Operation, das verborgene Bild ſichtbar zu machen, nennt man die «Hervorrufung» oder «Entwickelung». Solche Bilder auf Jodſilberpapier ſind, mit ihrem Originale verglichen, in Bezug auf Licht und Schatten gerade verkehrt; man nennt ſie «negativ». Sie können aber dazu dienen, durch Auflegen auf Chlorſilberpapier nach und nach eine beliebige, ganz unbeſchränkte Anzahl dem Originale wirklich entſprechender, ſog. poſitiver Bilder zu erzeugen, welche letztere Operation man das «Drucken» oder «Copiren» nennt. Noch jetzt zerfallen die phatagraphiſchen Manipulationen weſentlich in die Herſtellung des Negativs und das Copiren des Poſitivs. Der größte Uebelſtand bei den Talbat'ſchen negativen Papierbildern war die rauhe und wenig durchſichtige Structur des Papiers, welche, wenn auch durch Tränken mit Wachs verbeſſert, der feinen, glatten Oberfläche einer polirten Silberplatte nie gleichkommen kann. Um dem abzuhelfen, kam 1847 Niepce de Saint-Victor, Neffe des ältern Niepce, auf die Idee, das Jodſilber mit einem Eiweißüberzuge auf Glasplatten zu befeſtigen. Dies Verfahren liefert ſehr feine, kräftige Bilder und wird jetzt vorzugsweiſe zu Stereoſkopen angewendet. Endlich 1851 wurde der

Grundstein zu der vorzüglichsten aller Verfahrungsweisen gelegt, indem Legray in Paris und Archer in England das Collodium (s. d.) als Mittel anwendeten, um die lichtempfindliche Silbersalzschicht auf Glasplatten zu befestigen. Das Collodium ist dem Eiweiß bei weitem vorzuziehen, weil es sehr schnell auf der Platte zu einer hinreichend consistenten Schicht erstarrt. Man kann übrigens die Collodiumschicht verwenden, sowol solange sie noch feucht ist, als auch vollständig getrocknet und längere Zeit im Vorrath aufbewahrt, und unterscheidet demnach sog. «feuchte» und «trockene» Collodiumverfahren. Eine bedeutende Verbesserung des Collodiumverfahrens durch Anwendung von überschüssigem Alkohol zur Lösung der Schießbaumwolle hat man Sutton in Jersey 1858 zu danken, und eins der besten trockenen Verfahren unter Anwendung von Tannin zur Präservirung der Collodiumschicht veröffentlichte 1861 Major Russell. Durch die Bemühungen vieler Praktiker und Gelehrten ist das Collodiumverfahren jetzt nicht nur das am leichtesten zu erlernende, sondern es gibt auch die schönsten Resultate bei Anfertigung der negativen Bilder. Für die Anfertigung der positiven Abzüge ist das Talbot'sche Verfahren auf Chlorsilberpapier, wenn auch wesentlich verbessert, immer noch das gebräuchlichste; doch scheint sich auch das schon 1838 von Ponton angegebene, von Poitevin und Swan wesentlich verbesserte Kohle- oder Tuschverfahren immer mehr Bahn brechen zu wollen. Es beruht diese Methode auf der Eigenschaft einer mit doppeltchromsaurem Kali versetzten Leimschicht, durch Lichtwirkung in heißem Wasser unlöslich zu werden, sodaß eine solche, zugleich durch Ruß oder Tusche schwarz gefärbte, auf Papier oder eine sonstige Unterlage ausgebreitete Leimschicht nach dem Belichten unter einem passenden Negativ nur da in heißem Wasser sich löst und weißes Papier hervortreten läßt, wo sie durch die dunklen Stellen des Negativs vor dem Licht geschützt war. Befestigt man eine so präparirte Leimschicht auf einer Porzellanfläche, so kann man, wenn der dem Leim beigemischte Farbestoff unverbrennlich ist (Uranoxyd u. dgl.), das Bild auf dem Porzellan in der Müffel einbrennen, und man erhält sog. Emailphotographien. Erzeugt man ein positives Bild in gleicher Weise auf einem lithographischen Steine oder einer Metallplatte, so kann man dadurch die Platte zum gewöhnlichen Drucke vorbereiten; es ist dies das Verfahren der Photolithographie, Photozinkographie u. s. w. Das Wesen der in neuerer Zeit oft besprochenen Photosculptur besteht darin, daß man ein Object, z. B. eine Person, von sehr viel verschiedenen Seiten zugleich aufnimmt und durch starkes Licht die Schatten dieser Bilder von ebenso viel verschiedenen Seiten her auf einen Thonblock wirft, sodaß der Bildhauer dadurch in den Stand gesetzt ist, die Statue der Person, freilich nur sehr im Groben und in den ersten Umrissen, zu modelliren. Auch hiervon abgesehen, ist die P. in kunstgeübter Hand ein unübertreffliches graphisches Darstellungsmittel, ja selbst eine Kunst, und hat sowol für die Wissenschaft wie für das praktische Leben den größten Werth.

Photometer heißt das Instrument, welches zur Abmessung der Intensitäten des Lichts leuchtender Körper dient. Unter den verschiedenen Arten ist das sog. Rumford'sche P., das eigentlich schon Lambert (1760) angegeben hatte, das einfachste. Dasselbe besteht im wesentlichen aus einer vertical stehenden weißen, mit Papier überzogenen Fläche, vor welcher in der Entfernung von einigen Zollen ein etwa $^1/_2$ Zoll dicker cylindrischer Stab aufgestellt ist. Will man die Helligkeit zweier Lichter miteinander vergleichen, so stellt man sie so hinter den Stab, daß derselbe zwei Schatten auf die weiße Fläche wirft, von denen jeder nur von dem einen Lichte beleuchtet wird, und entfernt dann die eine oder die andere Lichtquelle so weit vom Stabe, bis beide Schatten gleich dunkel erscheinen. In diesem Falle verhalten sich die Lichtstärken wie die Quadrate der Abstände der leuchtenden Körper von der Fläche. Bouguer und Ritchie bestimmten die Lichtstärke zweier leuchtender Körper durch die Stärke der Beleuchtung, die dadurch einer weißen Fläche zutheil wird. Wollaston schlug vor, das Sonnenlicht von einer kleinen spiegelnden Glaskugel zurückwerfen zu lassen und dieses mit dem bloßen Auge oder mit dem Fernrohre beobachtete Bild mit dem Bilde einer Lichtflamme zu vergleichen, ein Verfahren, das zur Vergleichung der Sonne mit einem Sterne diente. Lampadius maß die Lichtstärke nach der Dicke der Körper, z. B. Hornscheiben, die das zu prüfende Licht nicht mehr in einer vom Auge bemerkbaren Quantität durchlassen, Leslie nach seiner erwärmenden Kraft, Sauffure und Landriani endlich nach seinen chem. Wirkungen. Leslie's P. ist eigentlich ein Differentialthermometer, das Ritchie verbesserte. In allgemeinen Gebrauch ist neben dem schon erwähnten Rumford'schen nur das von Bunsen angegebene P. gekommen, bei welchem die Vorder- und Hinterseite eines und desselben Papierschirms von den zu vergleichenden Flammen beleuchtet werden und man die gleichstarke Beleuchtung dadurch erkennt, daß alsdann ein in dem Papier befindlicher kleiner Fettfleck für das Auge verschwindet.

Phraſeologie (griech.) heißt theils die Lehre von den Redensarten oder Phraſen einer Sprache, theils eine Sammlung ſolcher Redensarten. Sowie nämlich jede Sprache in gewiſſen Wortfügungen, Wendungen u. ſ. w. einen eigenthümlichen Charakter zeigt, ſo beſitzt ſie auch gewiſſe Redensarten oder Arten des Ausdrucks, die ihr ausſchließend angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden können. Schon in frühern Zeiten hat man daher beſonders von der griech. und lat. Sprache, als man dieſe in den Schulen zu lehren anfing, ſolche Sammlungen unter dem Titel «Phraseologia Graeca» oder «Phraseologia Latina» veranſtaltet. Uebrigens bezeichnet man mit dem Ausdruck Phraſe ſehr häufig im verächtlichen Sinne eine hohle oder nichtsſagende, obwol ſchönklingende Redensart.

Phreneſie oder Phrenitis (griech.) nennt man in der ältern Medicin bald allgemeiner jede hitzige, mit heftigem Irrereden, beziehentlich Toben verbundene Gehirnaffection, bald im engern Sinne die Gehirnentzündung. Am häufigſten treten mit ſolchen phrenitiſchen Symptomen die Entzündungen der Hirnhäute (meningitis), beſonders an dem obern, convexen Theile der Hirnoberfläche auf (meningitis convexitatis), außerdem aber auch Typhus, Säuferwahnſinn, acute Tuberculoſe und andere hitzige Krankheiten. Man bezeichnet auch manchmal mit P. die Geiſteskrankheit, wofür jedoch Phrenopathie richtiger und gebräuchlicher iſt.

Phrenologie (vom griech. phren, Zwerchfell, dann Geiſt, Sinn) iſt der neuere Name für die von Gall (ſ. d.) in die Wiſſenſchaft eingeführte Vergleichung der geiſtigen Kräfte der Thiere und Menſchen mit deren Schädelformen (daher Schädellehre, Kranioſkopie oder Kraniologie). Dieſelbe bezweckt eine wiſſenſchaftliche und diagnoſtiſche Feſtſtellung der Verrichtungen des Gehirns, gegründet einerſeits auf genaues Studium der Anthropologie, Beobachtung der Menſchen und Thiere in ihren verſchiedenen Situationen, mit Berückſichtigung der Neigungen des Thieres, der pathol. Beobachtungen an Gehirn- und Geiſteskranken u. ſ. w., andererſeits auf genaues und vielfaches Studium der Hirn- und Schädelformen, auf tüchtige anatom.-phyſiol. Unterſuchungen des Gehirns von Thieren und Menſchen, Geſunden und Kranken. Von Spurzheim weiter ausgebildet, ſtellte dieſe Gehirnlehre der Hauptſache nach folgende Grundſätze auf. Das Organ des Geiſtes, ohne welches eine Aeußerung geiſtiger Thätigkeit nicht ſtattfinden kann, iſt das Gehirn. Das Gehirn erzeugt jedoch die Aeußerungen geiſtiger Thätigkeit nicht als ein einziges, mit allen ſeinen Theilen allemal vereint wirkendes Organ, ſondern als eine nur zu einem Organe verbundene Mehrheit von Organen, welche verſchiedenen geiſtigen Fähigkeiten als Subſtrat dienen. Die geiſtigen Fähigkeiten treten hervor, nehmen zu oder werden geringer, je nachdem die ſie vertretenden Hirntheile ſich entwickeln, vergrößern oder verkleinern. Die P. behauptet hiernach, daß die Energie eines Seelenvermögens (z. B. der Kindesliebe, des Eigenthums- oder des Bekämpfungstriebes) in gleichem Verhältniſſe zu der räumlichen Entwickelung der betreffenden Hirnpartie ſtehe, daß die letztern (die ſog. Organe) durch ihre Größe auf die äußere Form der Schädelknochen wirken, und daß man insbeſondere an gewiſſen Erhabenheiten (Hervorragungen, Buckeln) oder Vertiefungen der Schädeldecke das Vorhandenſein oder Mangeln gewiſſer Seelenvermögen (gewiſſer geiſtiger Anlagen oder Grundkräfte des Geiſtes) unterſcheiden könne. Solcher Grundkräfte nebſt dazugehörigen Hirn- oder Schädelpartien unterſcheidet die P. einige 30, wobei ſie die Möglichkeit geſtattet, daß noch mehrere exiſtiren, und daß in den der äußern Beobachtung entzogenen (innern und untern) Partien des Gehirns noch zu mehrern «Organen» Platz ſei. Ein unbefangener Blick auf dieſe Lehren zeigt, wie in dieſen Sätzen einiges Wahre und Wahrſcheinliche mit viel Willkürlichem und gewaltigen Sprüngen der Schlußfolgerung vermiſcht iſt. Der Grundgedanke, die Localiſation der einzelnen Hirnfähigkeiten zu ſuchen, iſt in keinem Falle zu verwerfen und entſpricht vollkommen den Beſtrebungen, ja zum Theil den Ergebniſſen der exacteſten Phyſiologie. Bisjetzt iſt indeſſen nur der Nachweis einer einzigen Localiſirung gelungen, nämlich die der articulirten Sprache, welche nach den Unterſuchungen von Broca und andern in der untern Augenwindung des Stirnlappens auf der linken Seite, alſo in der linken Schläfengegend ihren Sitz hat. Alle übrigen Localiſationen der P. ſind reine Phantasmagorien, welche nicht auf begründeten Thatſachen beruhen. Am wenigſten feſt ſteht begreiflicherweiſe der Satz, daß gewiſſe Schädelerhöhungen beſtimmten geiſtigen Anlagen entſprechen, ſchon um deswillen nicht, weil die äußern Schädelcontouren den innern Hirncontouren durchaus nicht entſprechen. Die P. hat heutzutage, trotz mancher begeiſterter Apoſtel, wozu in neuerer Zeit namentlich Scheve gehörte, nur wenig Anhänger mehr. Früher wurde ſie in Deutſchland lebhafter betrieben, namentlich durch den in Deutſchland eingebürgerten Engländer Noël, durch den Anatomen Seiler, durch Hirſchfeld, Struve u. a. m. Vgl. die Schriften von Gall, Spurzheim, Combe, Chenevix, Brouſſais, Dimont, Noël u. ſ. w.

Phrygien, eine Landschaft Kleinasiens, deren Umfang in verschiedenen Zeiten des Alterthums verschieden war. Die Phrygier nämlich, welche wahrscheinlich von den alten thrazischen und macedon. Brygen abstammen, ließen sich in verschiedenen Abtheilungen ursprünglich in der Gegend von Nicäa am Flusse Sangarius nieder und breiteten sich von da allmählich weiter nach Süden aus, sodaß zur Zeit der Perser nördlich Paphlagonien, östlich der Fluß Halys, Kappadocien und Lykaonien, südlich das Taurusgebirge die Grenze ihrer Wohnsitze bildeten und der ganze Landstrich den Namen Großphrygien erhielt. Ein anderer Theil dehnte sich aber ebenfalls schon frühzeitig gegen Westen bis an den Hellespont und an die Südküste der Propontis aus, wurde von jenem durch die Landschaft Mysien getrennt und P. am Hellespont, später, auf das Gebiet von Troas beschränkt, Kleinphrygien genannt. Was die Geschichte dieser Nation anlangt, so hatte sie anfangs eigene Könige, bei denen die Namen Gordius und Midas (s. d.) fortwährend wechseln. Sie litt seit der Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. durch wiederholte Einfälle der Kimmerier, wurde hierauf von Krösus, dann von dem ältern Cyrus erobert und theilte zuletzt die Schicksale der aus Alexander's großer Monarchie entstandenen kleinern Reiche. Der größte Theil des Landes wurde 130 v. Chr. als röm. Provinz zu Asia propria geschlagen. Von der alten nationalen Cultur der Phrygier legen jetzt nur noch die Grabmäler der Könige (darunter einige mit Inschriften in einem eigenthümlichen, dem griechischen nahe verwandten Alphabet) Zeugniß ab. Wie bedeutend diese Cultur war, beweist namentlich der Umstand, daß die Griechen in alten Zeiten auf religiösem wie auf künstlerischem Gebiete gar manches von ihnen entlehnt haben: so die orgiastischen Culte der Kybele und des Dionysos und die Flötenmusik. In späterer Zeit, wo P. namentlich viele Sklaven lieferte, standen die Phrygier bei Griechen und Römern im Rufe der Trägheit und Dummheit. Spätere Dichter gebrauchen «Phrygisch» sehr häufig für «Trojanisch». Die phrygische Tonart war von enthusiastischem, kriegerischem Charakter, während man jetzt darunter mehr eine weiche, klagende Tonart versteht. Die Phrygische Mütze, auf Kunstdenkmälern eine nach vorn herabfallende Kopfbedeckung, galt in der Französischen Revolution als Symbol des Jacobinerthums. Vgl. Haase's Artikel «Phrygien» in Ersch's und Gruber's «Allgemeiner Encyklopädie» (Sect. 3, Bd. 24).

Phryne, eine der berühmtesten griech. Hetären, deren wahrer Name Mnesarete gewesen sein soll, war aus Thespiä in Böotien gebürtig, wo sie sich durch einen Handel mit Kapern dürftig nährte. Schon in der ersten Blüte ihrer Jugend kam sie nach Athen, wo sie die Entfaltung ihrer Reize zu einem einträglichen Gewerbe benutzte. Bald wurden der Bildhauer Praxiteles und der Redner Hyperides ihre Verehrer, von denen jener ihre Schönheit durch seine Kunst verherrlichte, dieser durch die kühne Enthüllung ihrer Reize den Richtern, vor denen der verschmähte Euthias sie des Atheismus beschuldigt hatte, ein günstiges Urtheil abzugewinnen wußte. Dieses Ereigniß entschied für ihren Ruhm. Von jetzt an verhüllte sie ihre Schönheit und verlieh ihre Gunstbezeigungen nur um einen hohen Preis. Wenn sie einst zu Eleusis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer stieg, so geschah dies vielleicht nur, um ihren Reizen eine neue Wendung zu geben. Sie hatte es für unmöglich gehalten, daß ein Sterblicher die freiwillige Anerbietung ihrer Reize verschmähen könne. Doch fand sie einen solchen in dem durch seine strenge Tugend bekannten Philosophen Xenokrates (s. d.), an dessen Standhaftigkeit alle Versuche der Verführung, die sie infolge einer Wette machte, scheiterten, sodaß sie bei ihrer Rückkehr von ihm die Aeußerung that, sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule. Selbst noch im Alter sah sie einen Kreis von Anbetern um sich, die den eiteln Ruhm, ihre Gunst genossen zu haben, mit schweren Summen bezahlten.

Phrynichus aus Athen, der Schüler und Nachfolger des Thespis (s. d.), einer der ersten Begründer der tragischen Kunst bei den Griechen, gewann bereits 511 v. Chr. zum ersten mal den Siegespreis im Trauerspiele. Noch einmal erscheint er 476 v. Chr. als Sieger auf der Bühne. Er starb im hohen Alter, vielleicht zu Syrakus am Hofe des Hiero. Den scenischen Apparat vervollkommnete er durch Einführung von Frauenmasken, und seine Chorlieder, über die sich selbst Aristophanes lobend ausspricht, wurden noch lange Zeit im Munde des Volks gehört, als seine Trauerspiele durch das Auftreten des Aeschylus und Sophokles in Vergessenheit gekommen waren. Unter den einzelnen Stücken, die sämmtlich verloren gegangen sind, erwähnen die Alten «Die Phönissen» besonders und die «Einnahme von Milet», bei deren Aufführung kein Zuschauer sich der Thränen enthalten konnte, obgleich der Dichter selbst deshalb hart bestraft wurde, weil er einheimisches Unglück dargestellt hatte. — Außer diesem gab es auch einen Lustspieldichter gleiches Namens, einen Zeitgenossen und Nebenbuhler des Aristophanes, und

einen treulosen atheniſchen Feldherrn, Gegner des Alcibiades, der die Schreckensherrſchaft der Vierhundert herbeiführte und endlich unter den Dolchen der Demokraten fiel. — Bekannter iſt der ſpätere griech. Grammatiker und Sophiſt P., mit dem Beinamen Arabius, der aus Bithynien gebürtig war und um 180 n. Chr. ein großes rhetoriſches Werk in 37 Büchern, woraus Bekker in den «Anecdota Graeca» (Bd. 1, Berl. 1814) einiges mitgetheilt, und die «Eclogae nominum et verborum Atticorum» verfaßte, die Lobeck (Lpz. 1820) herausgegeben hat.

Phtha, hieroglyphiſch Ptah, ein ägypt. Gott, der von den Griechen mit ihrem Hephäſtos verglichen wurde. Er war urſprünglich der Localgott von Memphis, der Reſidenz der ägypt. Könige während des größten Theils des Alten Reichs und neben Theben auch im Neuen Reiche. Daher wurde ſein Cultus früh über ganz Aegypten verbreitet und ſein Name in der unterägypt. Mythologie an die Spitze der ſieben großen Götter der erſten Götterdynaſtie geſtellt. Sein von Menes, dem erſten hiſtor. Könige Aegyptens, zu Memphis zugleich mit der Stadt gegründeter Tempel war der größte und prächtigſte des ganzen Landes, den des Ammon von Theben vielleicht nicht ausgenommen. Die Begleiterinnen des P. auf den Denkmälern ſind vornehmlich die Neith (Athene), die Localgöttin von Saïs, und die löwenköpfige Pacht, welche mit der Artemis verglichen wurde. Sohn von ihm heißt der Gott Imhotep, griech. Imuthis genannt. P. pflegt mit einer anliegenden Kappe und als Mumie eingewickelt dargeſtellt zu werden; doch erſcheint er auch in andern Formen.

Phthiſis (griech.), Schwindſucht, Auszehrung, iſt der Zuſtand, bei welchem unter Fieber und Ausſcheidung eiteriger Subſtanzen raſche Abmagerung ſtatthat, bedeutet alſo ſo viel wie Hektik und wird ſehr häufig gleichbedeutend mit Tuberculoſe oder Lungenſchwindſucht (ſ. d.) gebraucht, bei welcher dieſer Zuſtand ſehr ſtark auftritt. Die ſchnelle Abmagerung ohne Ausſcheidung eiteriger Maſſen nennt man auch Darrſucht, Tabes. Manche nennen auch die eiterige Zerſtörung der Organe (Auge, Niere, Gehirn) P., im Gegenſatz zum einfachen Schwunde (Atrophie) derſelben.

Phull (Karl Ludwig, Baron von), ruſſ. General, Sohn des würtemb. Generals und Oberbefehlshabers der ſchwäb. Kreistruppen, Auguſt von P., wurde in der Karlsſchule zu Stuttgart erzogen und trat bald aus würtemb. in preuß. Dienſte über. 1805 war er der älteſte Lieutenant im neuorganiſirten Generalſtabe. Dann kam er, dem Herzoge von Braunſchweig misliebig, in die Suite des Königs, ging aber ſchon 1806 in ruſſ. Dienſte, wo ihn Kaiſer Alexander, durch den ihm vorangegangenen Ruf bewogen, zu ſeinem Lehrer in der Kriegskunſt wählte und ſeinen Rath über die gegen Napoleon zu ergreifenden Operationen hörte. So hatte P. ſchon 1811 Conferenzen darüber mit dem Miniſter des Auswärtigen, Romanzow, und dem Kriegsminiſter Araktſchejew, 1812 wiederum eine andere, welcher der preuß. General von Kneſebeck (ſ. d.) beiwohnte. P.'s Kriegsplan, der ſich auf das verſchanzte Lager von Driſſa ſtützte, was von falſchen Vorausſetzungen, beſonders über Napoleon's Charakter und Kriegführung ausging, ſtimmte im weſentlichen mit dem von Kneſebeck entworfenen: Zeit und Raum, die Tiefe des Reichs und das Klima zur Defenſive zu benutzen, vollkommen überein. Der Kaiſer hörte jedoch beide nur an. Aus Toll's «Denkwürdigkeiten» geht vielmehr hervor, daß kein vorbedachter Kriegsplan, ſondern die Gewalt der Ereigniſſe die ruſſ. Operationen von 1812 geleitet hat, obgleich ein erſt 1852 veröffentlichtes Schreiben Kaiſer Alexander's an P. vom Herbſt 1813 dieſem die Ehre, wol aus alter Anhänglichkeit, gibt. Die Ruſſen legten aber P. alle erſten Unfälle zur Laſt, und er ward bald ſo verhaßt, daß der Kaiſer, ſchwankend geworden in ſeinem Vertrauen, ihn nicht mehr zu befragen wagte, obgleich P. im kaiſerl. Hauptquartier blieb. Erſt als man P. immer lauter Verrath ſchuld gab, wurde er nach Petersburg zurückgerufen, von wo er heimlich nach England ging. Nach dem Frieden ernannte ihn Kaiſer Alexander zum Geſandten im Haag, wo er einige Jahre blieb. 1820 nahm er aber ſeinen Abſchied und lebte erſt in Berlin, dann in Stuttgart, wo er 25. April 1826 ſtarb. Er war ein Mann von großer Gelehrſamkeit und durchdringendem Verſtande, aber abſtoßend, heftig und reizbar und wenig praktiſch. Sein bedeutender ſchriftlicher Nachlaß wurde gleich nach ſeinem Tode auf Reclamation des ruſſ. Geſandten verſiegelt und dieſem ausgehändigt, daher wenige von ſeinen Schriften veröffentlicht worden ſind. Erſt ſpäter gab Oberſt von Batz, Adjutant des Königs von Würtemberg, ein ihm bald nach P.'s Tode geſchenktes werthvolles Manuſcript erſt deutſch (Stuttg. 1852), dann in der franz. Urſchrift unter dem Titel «Essai d'un système, pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires, etc.» (Lpz. 1853) heraus.

Phyle, d. i. Stamm, Zunft, hieß bei den Griechen eine durch Gemeinſamkeit der Abſtammung zuſammengehaltene Abtheilung der bürgerlichen Bevölkerung eines Landes (lat. Tribus).

Solcher P. finden sich seit den ältesten Zeiten in den dorischen Staaten, wie Sparta, drei: Hylleer, Dymanen und Pamphyler, in den ionischen, wie Attika, vier: Geleonten, Hopleten, Ergadeer und Aegikoreer. Diese letztern sind, da sie offenbar nach der Beschäftigung und bürgerlichen Stellung ihrer Mitglieder benannt (Geleontes: Adeliche; Hopletes: Krieger; Ergadeis: Bauern; Aegikoreis: Hirten), als eine Art Kasten, wenn auch ohne die strenge Sonderung, wie wir sie in Aegypten und Indien finden, aufzufassen. In Athen wurden diese vier alten ionischen P. 510 v. Chr. durch Kleisthenes abgeschafft und dafür zehn nach altattischen Heroen (den sog. Eponymen) benannte eingeführt: Erechtheis, Aegeis, Pandionis, Leontis, Akamantis, Oineis, Kekropis, Hippothoontis, Aeantis, Antiochis. Jeder dieser P. wurde eine bestimmte Anzahl Gemeinden (Demen) zugewiesen. An der Spitze jeder P. stand ursprünglich ein Phylarchos, dem aber später nur das Commando über das von jeder P. zu stellende Reitergeschwader blieb; für die Civilgeschäfte erscheint statt seiner ein Epimeletes, der die Versammlungen der Phyleten (Mitglieder einer P.) zu veranstalten und zu leiten und besonders für die Ausstattung und Einübung der Chöre, welche je von einer P. zu den musikalischen und dramatischen Aufführungen an den Götterfesten gestellt wurden, Sorge zu tragen hatte. 307 v. Chr. wurden zu den zehn Kleisthenischen zwei neue P. hinzugefügt und zu Ehren des Demetrios Poliorketes und seines Vaters Antigonos Antigonis und Demetrias genannt, später zu Ehren der Könige Ptolemäos Philadelphos von Aegypten und Attalos I. von Pergamon in Ptolemais und Attalis umgetauft. Unter Kaiser Hadrian kam endlich noch eine dreizehnte P., Hadrianis, hinzu. Jede P. stellte 50 Mitglieder in den Rath (Bule), der daher zur Zeit der zehn P. aus 500, zur Zeit der zwölf P. aus 600 Mitgliedern bestand; bei der Einführung der dreizehnten P. wurde er wieder auf 500 (wol genauer 520, 40 aus jeder P.) beschränkt. Vgl. Kutorga, «Essai sur l'organisation de la tribu dans l'antiquité» (Par. 1839); Haase, «Die athenische Stammverfassung» (Bresl. 1857).

Physharmonica heißt ein Tasteninstrument, dessen Töne durch Metallzungen, welche mittels eines Luftstromes in Schwingung gesetzt werden, entstehen, und das angeblich erfunden (um 1826) oder wenigstens in Umlauf gesetzt worden ist durch Anton Häckel in Wien. Der Umfang der Klaviatur beträgt vier Octaven oder etwas darüber, von C 8 Fuß an; mittels verschiedener Register kommen aber bei größern Instrumenten noch eine 16- und 4-Fußoctave hinzu, wobei die tiefen Töne durch Beschwerung der Zungen mit Bleigewichten herausgebracht werden. Die Blasbälge, deren zwei vorhanden, werden vom Spieler selbst mit den Füßen regiert, und der stärkere Druck des Fußes erzeugt natürlich ein Crescendo des Tones. Die Fülle des orgelartigen Klanges ist im Verhältniß zur Kleinheit des Instruments sehr bedeutend, doch trägt der Ton weniger in die Ferne, und die Stimmung ist sehr wandelbar. Um die Intonation der Zungen präciser und rascher zu machen, verbindet man mit dem Windmechanismus häufig noch ein Hammerwerk. Vermöge dessen schlägt beim Niederdruck der Taste der Hammer sanft an die Zunge, diese schon etwas in Schwingung setzend und dem Winde die Arbeit erleichternd. Im ganzen eignet sich die P. mehr zum mäßig bewegten, gebundenen Vortrag als zu schnellen Sätzen.

Physik bezeichnet in weiterer Bedeutung denjenigen Theil der Naturwissenschaft, welcher sich mit der Auffindung der Gesetze beschäftigt, nach welchen die verschiedenen Körper sich bilden und in ihren Formen und Zusammensetzungen sowie in ihren Beziehungen gegen andere, nähere oder entferntere, verändern. In diesem Sinne umfaßt die P. die Physiologie (s. d.), die Chemie (s. d.) und die P. im engern Sinne. Diese letztere, die hier allein in Betracht kommt, behandelt alle diejenigen Veränderungen in den Formen und den Beziehungen der unorganischen Körper, welche ohne einen Wechsel der stofflichen Zusammensetzung eintreten, und sucht die Gesetze für dieselben aufzustellen. Zur Erreichung dieses Zieles schlägt die P. einen zweifachen Weg ein, den der bloßen Beobachtung und den des Versuchs oder des Experiments. Während bei der bloßen Beobachtung der Physiker den einzelnen Erscheinungen, wie sie ihm gerade die Natur in einer gewissen Reihenfolge vorführt, mit Aufmerksamkeit folgt und ihren Zusammenhang zu erkennen sucht, greift er beim Versuch selbständig in den natürlichen Verlauf der Vorgänge ein und läßt, um die Wirkungsweise der einzelnen Kräfte deutlicher darzulegen, die Körper unter Zuständen und Verhältnissen aufeinander wirken, unter welchen sie die Natur im gewöhnlichen Laufe der Dinge zu jener Zeit nicht, ja selbst wol niemals zusammengeführt haben würde. Mit Hülfe der Mathematik lassen sich dann aus den an künstlichen Vorrichtungen wahrgenommenen Erscheinungen die Gesetze der Wirkungsweise der zu Grunde liegenden Kräfte herleiten.

Wenn auch die Bestrebungen zu einem Anfange der P. bis auf die alten ionischen Philosophen (Thales, Anaximenes u. s. w.) zurückgehen, so ist doch der Gewinn, den das Alterthum

dieſer Wiſſenſchaft gebracht hat, ein ſehr geringer geweſen. Die alten Philoſophen glaubten im allgemeinen, entgegengeſetzt der Methode der heutigen Naturforſchung, ſchneller ans Ziel zu gelangen, wenn ſie, von einem allgemeinen Principe ausgehend, das Weſen der Dinge zu erkennen verſuchten. Das Experiment, als Prüfſtein des richtigen Vorſchreitens, blieb ihnen um ſo mehr fremd, als ihre Ideen zum großen Theil ſehr unbeſtimmt waren und eben deshalb eine Anwendung auf die Wirklichkeit nicht geſtatteten. Sobald klare Ideen mit dem Experiment ſich verbanden, wie bei den Unterſuchungen des Archimedes über den Hebel und das Verhalten der in Waſſer eingetauchten Körper, mußte man ſofort zur Auffindung der wahren Geſetze gelangen. Außer jenen erwähnten Arbeiten des Archimedes ſind aus dem Alterthum nur noch die Optik des Euklid, die auf Flüſſigkeiten ſich beziehende Schrift des Hero von Alexandrien ſowie die, namentlich von ſeiten der pythagoriſchen Schule ausgeführten Unterſuchungen über die Tonverhältniſſe erwähnenswerth. Aber auch das Mittelalter hat die Entwickelung der P. nicht gefördert. Zu dem Mangel an mathem. Kenntniſſen trat damals in der chriſtl. Welt noch die alle Kreiſe umfaſſende Herrſchaft der Kirche und der in ihrem Dienſte ſtehenden ſcholaſtiſchen Philoſophie, während andererſeits die Araber, ſo ſorgfältig ſie auch die Lehren des Alterthums bewahrt haben, doch nicht hinreichende geiſtige Freiheit und Kraft zu einer ſelbſtändigen Entwickelung der Wiſſenſchaft beſaßen. Der von den Arabern herrührende Gewinn beſchränkt ſich auf einige wenige Sätze der Optik, die mit der von ihnen vorzugsweiſe gepflegten Aſtronomie im Zuſammenhange ſtanden. Erſt mit dem allgemeinen Wiedererwachen der Wiſſenſchaften beginnt auch für die P. nach und nach der Tag anzubrechen. Als erſter ſiegreicher Kampf gegen die Autorität der frühern Lehre erſcheint die Aufſtellung des neuen Sonnenſyſtems durch Kopernicus. Vor allem aber war es Galilei, der zuerſt in ſtrenger Weiſe den Weg des Verſuchs einſchlug und deſſen Bedeutung für eine erfolgreiche Erforſchung der Natur durch ſeine eigenen glänzenden Entdeckungen in der Lehre von der Bewegung der Körper und vom Lichte nachwies. Faſt gleichzeitig unternahm Gilbert in England eine experimentelle Unterſuchung der magnetiſchen Kraft, bei welcher er auch die Anfänge der Elektricitätslehre ſchuf, und entdeckte Kepler die Geſetze der Bewegung der Planeten in ihrem Laufe um die Sonne. War bis dahin die Forſchung vorzugsweiſe auf die Aufſtellung der Geſetze, denen die Erſcheinungen in der Natur folgen, gerichtet, ſo begann man bald auch nach den Gründen zu fragen, welche jene Erſcheinungen bedingen. Indeß traten Mangel an Ausbildung der Mathematik, namentlich der Mechanik, beſonders aber auch der damals noch ſehr beſchränkte Kreis genau beobachteter Erſcheinungen als weſentliche Hinderniſſe einer erfolgreichen Entwickelung der P. nach dieſer Seite hin entgegen, wie dies der von Descartes in ſeinen «Principia philosophiae» gemachte Verſuch einer Erklärung der Naturerſcheinungen beweiſt. Unterdeß ſchritt aber die Kenntniß der Thatſachen ohne Unterbrechung vorwärts. Descartes gab das wahre Geſetz für die Brechung des Lichts. Otto von Guericke berichtigte und erweiterte durch die Erfindung der Luftpumpe die Kenntniß der Eigenſchaften der Gaſe und zeigte die wichtigſten Eigenſchaften der elektriſchen Kraft, die jedoch von ſeinen Zeitgenoſſen nicht verſtanden wurden. Huyghens führte die von Galilei begonnenen Unterſuchungen über das Pendel weiter und benutzte dieſes zur Regulirung der Uhren, lehrte auch die Geſetze der Centrifugalkraft und des Stoßes kennen. Für die Optik ſchuf derſelbe die Grundlage der gegenwärtig geltenden Theorie, wonach das Licht in Schwingungen der leuchtenden Theilchen beſteht, die durch entſprechende Bewegungen eines ſehr feinen Mediums (des Aethers) fortgepflanzt werden, und machte davon eine glückliche Anwendung zur Erklärung der Doppelbrechung des Lichts.

Eine neue Epoche begann für die P. mit der Aufſtellung des Gravitationsgeſetzes durch Newton. Aus dem Satze, daß alle materiellen Körper ſich proportional ihren Maſſen, aber umgekehrt proportional den Quadraten ihres Abſtandes anziehen, leitete Newton die von Kepler den Beobachtungen entlehnten Geſetze der Planetenbewegung her und zeigte in jener Anziehung den Grund der ſog. Störungen in dem Laufe der Planeten und ihrer Satelliten. Ferner benutzte er dieſe zur Erklärung der Geſtalt unſerer Erde und der Ungleichheit der Schwerkraft an den verſchiedenen Punkten ihrer Oberfläche ſowie zur Erklärung der Präceſſion der Nachtgleichen, der Regreſſion des Saturnsringes und der Entſtehung von Ebbe und Flut auf unſerer Erde. Die Optik förderte Newton durch genaue Beobachtungen über die verſchiedene Brechbarkeit der Strahlen und die Farben dünner Blättchen, mußte aber, weil er die von Huyghens gegebenen Grundlagen der Vibrationstheorie nicht annahm (obwol gerade ein Theil ſeiner eigenen Unterſuchungen darauf hinwies), ſondern der ſog. Emanationstheorie den Vorzug gab, die weſentliche Erweiterung der Lichttheorie ſpätern Phyſikern überlaſſen. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann die Elektricitätslehre raſch vorzuſchreiten. Nachdem Grey 1729 den Unter-

schied zwischen den verschiedenen Substanzen als Leiter und Nichtleiter (Isolatoren) entdeckt hatte, wies 1733 Dufay das Vorhandensein zweier verschiedener Modificationen der elektrischen Kraft, der sog. positiven und negativen Elektricität, nach, deren Auftreten Franklin durch eine größere oder geringere Anhäufung des elektrischen Fluidums glaubte erklären zu können. Nach dieser Auffassung bildete Franklin sich eine wenigstens nicht unangemessene Theorie über elektrische Ladung und Entladung, die ihn, wenn auch nicht auf strengem Wege, zu der Erklärung des Blitzes als eines elektrischen Funkens führte. Die speciellen Gesetze über die Anziehungen und Abstoßungen elektrischer und magnetischer Massen gab in dem vorletzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Coulomb. In der Wärmelehre wurde die Ausdehnung der Körper, besonders der Gase und Flüssigkeiten, seit dem Ende des 17. Jahrh. zur Messung der Temperatur benutzt; doch dauerte es noch sehr lange, ehe das Thermometer ein wahres Maßinstrument wurde. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erkannte man, daß zum Erhitzen gleichgroßer Massen chemisch differenter Substanzen verschiedene Wärmemengen (specifische Wärme) erforderlich sind, sowie daß beim Uebergange des festen Zustandes in den flüssigen und ebenso des flüssigen in den gasförmigen eine gewisse Wärmemenge gebunden (Black's latente Wärme) und bei dem Rückwärtsgehen aus dem gasförmigen in den flüssigen und festen Zustand dieselbe Wärmemenge wieder frei wird. Auch die Ansichten über die Dampfbildung klärten sich immer mehr, sodaß Dalton zu Anfange des laufenden Jahrhunderts eine richtige Darstellung ihres Verhaltens zu geben vermochte. Ein ganz neues Feld eröffnete sich der Elektricität durch die unerwartete Entdeckung (1791) Galvani's (der Erregung von Zuckungen in frischgetödteten Fröschen durch Belegungen aus zwei verschiedenen Metallen), die Volta mittels des von ihm construirten Condensators zur Entdeckung der Contactelektricität sowie zur Construction der nach ihm genannten Säule führten. Nicholson und Carlisle zeigten sehr bald die zersetzende Eigenschaft des Stroms dieser Säule, der für Humphry Davy 1807 das Mittel zur Darstellung der Metalle der Alkalien und Erden wurde. Die magnetischen Eigenschaften eines von einem elektrischen Strome durchflossenen Drahtes fand 1820 Oersted (Elektromagnetismus). Unmittelbar darauf beobachtete Ampère die Einwirkung zweier solcher elektrischer Leitungsdrähte aufeinander (Elektrodynamik), und lehrte Arago durch den elektrischen Strom weiches Eisen magnetisch machen. Dann folgte 1822 die Entdeckung des sog. Thermomagnetismus (der Erzeugung elektrischer Ströme durch Erwärmung einer Verbindungsstelle zweier heterogener Metalle) durch Seebeck. Hieran schloß sich 1832 die Entdeckung der sog. elektrischen Induction durch Faraday, wonach in einem geschlossenen Leiterkreise ein elektrischer Strom entsteht, wenn ihm ein elektrischer Leiter oder ein Magnet genähert oder von ihm entfernt wird, oder wenn in seiner Nähe ein elektrischer Strom oder Magnetismus entsteht oder verschwindet. 1845 zeigte ebenfalls Faraday, daß alle Körper, auch die sog. nichtmagnetischen, eine Einwirkung des Magnetismus, und zwar eine abstoßende (Diamagnetismus) erfahren. Die Kenntniß des Magnetismus unserer Erde war im Laufe dieses Jahrhunderts besonders durch Humboldt, Hansteen, Gauß und W. Weber gefördert worden. Während auf Newton's Autorität gestützt im vorigen Jahrhundert die sog. Emanationstheorie des Lichts die Herrschaft behauptete, mußte sie im Anfange dieses Jahrhunderts dieselbe nach und nach an die bereits van Huyghens in ihren Grundzügen aufgestellte Undulationstheorie abtreten, indem Th. Young und Fresnel durch glänzende Untersuchungen die Unvereinbarkeit der Emanationstheorie mit den Erscheinungen der sog. Interferenz (Farben dünner Blättchen, Beugung u. s. w.) und der von Malus entdeckten Polarisation nebst den zahlreichen dadurch erzeugten, von Arago, Biot und Brewster beobachteten Phänomenen nachwiesen, während die Undulationstheorie diese Erscheinungen ebenso wie die schon länger bekannten optischen Vorgänge mit zum Theil unerwarteter Leichtigkeit erklärte. Der von Seebeck entdeckte Thermomagnetismus gewährte Melloni ein Mittel zur genauern Untersuchung der Erscheinungen der strahlenden Wärme, die sich in allen Beziehungen den Lichtstrahlen analog zeigte; was die Auffassung sämmtlicher Wärmevorgänge als Schwingungserscheinungen der Molecule wahrscheinlich machte. Die Vorstellung von einem innern Zusammenhange der verschiedenen Kräfte führte in den letzten Jahrzehnten zu dem Nachweise, daß eine gewisse Arbeitsleistung einer gewissen Wärmemenge äquivalent ist, sodaß für jede verschwundene Wärmemenge eine gewisse Arbeit geleistet und, umgekehrt, durch jede aufgewandte Arbeit eine entsprechende Wärmemenge erzeugt werden kann (mechan. Wärmetheorie).

Aus den ältern und neuern Lehrbüchern, Sammelwerken und Zeitschriften über die Fortschritte der P. sind hervorzuheben: Biot, «Traité de physique expérimentale et mathématique» (4 Bde., Par. 1816); derselbe, «Lehrbuch der Experimentalphysik» (bearbeitet von

Fechner, 5 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1829); Baumgartner, «Naturlehre» (8. Aufl., Wien 1844—45); Pouillet, «Lehrbuch der P. und Meteorologie», deutsch bearbeitet von Müller (2 Bde., Braunschw. 1842; 6. Aufl. 1863—65); Wüllner, «Lehrbuch der Experimentalphysik» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1862—65); Gehler's «Wörterbuch der P.» (neue Aufl., 11 Bde., Lpz. 1825—45). Zeitschriften, welche die P. behandeln, sind: Poggendorff's «Annalen der P. und Chemie»; «Annales de chimie et de physique»; «The London philosophical Magazine and Journal of science»; Fechner's «Repertorium der P.» (3 Bde., Lpz. 1832); Dove's «Repertorium der P.» (8 Bde., Berl. 1837 fg.); ferner Berzelius' «Jahresbericht», seit 1847 von Liebig und Kopp fortgesetzt, und «Fortschritte der P.» (herausg. von der physik. Gesellschaft in Berlin seit 1845).

Physikotheologie wurde früher überhaupt die natürliche Theologie im Gegensatze zur geoffenbarten und positiven genannt. Im engern Sinne wird darunter jetzt fast ausschließend der Versuch verstanden, durch die Ordnung, Schönheit und Zweckmäßigkeit der vorliegenden Natur den Glauben an einen weisen, nach Zwecken wirkenden Urheber derselben zu begründen; daher der Name physikotheologischer Beweis für das Dasein Gottes. (S. Teleologie.) Das Ansehen, in welchem dieser Beweis in frühern Zeiten stand, wo ihn namentlich die Engländer und unter den Deutschen Reimarus (s. d.) ausgebildet hatten, wurde zuerst durch Kant erschüttert, indem dieser bemerkte, daß er nicht auf einen Weltschöpfer, sondern höchstens auf einen Weltbaumeister führe. Ueberdies gab er durch die Art, wie er den Begriff des Naturzwecks auffaßte, Veranlassung zu der Annahme einer nicht von einer zwecksetzenden Intelligenz von außen her in die Dinge hineingelegten, sondern nicht beabsichtigten, nur zum Zwecke treffenden, den Dingen einwohnenden (immanenten) Zweckmäßigkeit, welche Auffassung später durch Schelling und Hegel weitergebildet wurde. Dem ältern physikotheol. Beweise war damit der Boden entzogen.

Physiognomie nennt man im weitern Sinne den ganzen Complex der äußern Erscheinung eines beseelten Wesens, welcher einen Schluß auf das Innere desselben gestattet (Gestalt, Geberden, Gang u. s. w.); im engern die eigenthümliche Form und Bewegung des Gesichts. Hierher gehören die Gesichtsbildung, die sich am schärfsten im Profil darstellt, die Gesichtszüge, endlich das Mienenspiel, mag es nun nur vorübergehend oder habituell geworden sein. Die Kunst, aus der Gesichtsbildung und den Bewegungen der Gesichtszüge einen Schluß auf die Gemüthsart und den Charakter zu machen, nennt man daher Physiognomik. Ihr liegt die allgemeine Voraussetzung zu Grunde, daß das Geistige in dem Leiblichen seinen nicht verkennbaren Ausdruck finde. Schon die Formen des Thierreichs tragen verschiedene, dem aufmerksamen Beobachter verständliche Charaktere an sich. Die Kopfbildungen des Wolfs, des Fuchses, des Löwen drücken jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberische Tücke, dem Fuchse List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei. Hierauf beruhen die Untersuchungen über die menschliche P., die der Neapolitaner Bapt. della Porta (gest. 1615) anstellte, welcher Thierköpfe, mit gewissen Menschengesichtern verglichen, darstellen ließ. Dieselbe Idee wurde später von W. Tischbein weiter ausgeführt und in neuerer Zeit namentlich von den Franzosen zu höchst ergötzlichen satirischen Darstellungen benutzt. Am ausdrucksvollsten und ausdrucksfähigsten ist das menschliche Gesicht. Da jedoch die Naturgesetze, nach welchen sich bestimmte Denkweisen, Gefühle, Begehrungen, Neigungen, Affecte und Charaktereigenschaften in dem menschlichen Antlitz entweder vorübergehend ausprägen, oder ihm oft tiefe, unauslöschliche Züge eingraben, zur Zeit noch unbekannt sind, und alle Schlüsse, welche man in dieser Beziehung von dem Aeußern auf das Innere macht, nur auf ziemlich unvollständigen Inductionen beruhen, so ist der Physiognom immer in Gefahr, in dem einzelnen Falle sich zu irren. Dennoch ist es nicht zu leugnen, daß es kluge und dumme, verschmitzte und offene Gesichter gibt, wenn es auch nicht immer sicher ist, von einem dummen Gesichte in dem einzelnen Falle auf Dummheit, von einem verschmitzten auf Verschmitztheit u. s. w. zu schließen. Nachdem die physiognomischen Versuche des Thomas Campanella ziemlich in Vergessenheit gerathen waren, erregte Lavater (s. d.) ein großes, aber bald vorübergehendes Interesse für die Physiognomik. Vgl. Camper, «Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge» (aus dem Holländischen von Sömmerring, Berl. 1792); Maaß, «Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie» (Lpz. 1791); Cross, «An attempt to establish physiognomy upon scientifical principles» (Glasg. 1817); Sihler, «Symbolik des Antlitzes» (Berl. 1829). Karl Gustav Carus gab eine allgemeine «Symbolik der menschlichen Gestalt» (Lpz. 1853; 2. Aufl. 1857) heraus. Die Anhänger der Phrenologie (s. d.) haben häufig versucht, die Physiognomik mit der Kranioskopie in Verbindung zu setzen.

Physiokratisches System, auch Oekonomisches System, nennt man das zweite der drei volkswirthschaftlichen Systeme, welche im Laufe der letzten drei Jahrhunderte aufgestellt und zur

Geltung gebracht worden sind. Nachdem das sog. Mercantilsystem (s. d.) seit Sully's Tode, der auf freierm Standpunkte stand, allgemein angenommen und namentlich durch Colbert in Frankreich consequent zum Nutzen und im Sinne und Geiste der absoluten Monarchie durchgeführt worden war, tauchten hier und da Gegner desselben auf, welche seine Hohlheit und Unrichtigkeit bewiesen und damit François Quesnay (s. d.), dem Begründer des Physiokratischen Systems, den Weg bahnten. Quesnay wies um die Mitte des 18. Jahrh. nach, wie der Reichthum eines Volks keineswegs in der Masse edler Metalle bestehe, welche es bei sich angehäuft habe. Vielmehr fand er, daß die einzige Quelle aller Güter, also auch des Nationalreichthums, der Boden sei, dessen Ertrag die auf den Boden verwendete Arbeit hervorrufe. Neue Güter, behauptete er, bringe nur der Boden hervor. Die Gewerbthätigkeit, der Handel steigern zwar den Werth der vorhandenen, dem Boden entnommenen Producte, aber diese Werthsteigerung findet nur statt infolge und mit Hülfe des Verbrauchs von Bodenerzeugnissen von der Werthsteigerung gleichem Werth. Die eigentliche Erzeugerin aller Güter sei mithin die Natur. Mit Rücksicht auf diesen Satz erhielt das System den Namen des physiokratischen, den Namen ökonomisches aber in Hinblick auf die hohe Bedeutung, welche es der Landwirthschaft beilegte. Gleich Quesnay gab es in Frankreich noch viele intelligente und tüchtige Männer, welche den Ruin des Staats infolge der schlechten herrschenden politischen und volkswirthschaftlichen Systeme hereinbrechen sahen, und sie schlossen sich ihm, der eine einflußreiche Stellung am Hofe als Leibarzt Ludwig's XV. innehatte, an und führten seine Ideen weiter aus. Zu diesen sog. Physiokraten gehörten vorzugsweise Mirabeau (Vater), der schon vor Quesnay das Mercantilsystem scharf angriff und die physiokratische Lehre einleitete, de Gournay, Mercier, Dupont de Nemours, Baudeau Letrosne und namentlich Turgot in Frankreich, Iselin, Mauvillon, Schlettwein, Markgraf Karl Friedrich von Baden in Deutschland, später Garnier, Schmalz, Galyzin, Krug u. s. w. Aus dem Hauptgrundsatze des Systems zog man folgende wichtigere Folgerungen: Da alle gewerblichen und handeltreibenden Arbeiter den Werth der Güter, welche Bodenerzeugnisse sind, nur unter Consumtion einer entsprechenden Masse von Bodenerzeugnissen vermehren können, so gibt es drei Klassen von Staatsbürgern, nämlich 1) productive, solche, welche sich mit der Bodenarbeit beschäftigen und mehr erzeugen als sie brauchen, die Landbauer, 2) die Grundeigenthümer, welche im Besitz des Grund und Bodens sind, und denen eine Entschädigung für die Hergebung des Grundes und Bodens und die Aufwendung von Kosten auf den Boden behufs dessen Urbarmachung und Melioration gebührt, und 3) die unproductive, sterile Klasse aller übrigen Bürger, namentlich der Händler und Industriellen, welche zwar nothwendig und nützlich ist und nicht entbehrt werden kann, aber doch nichts zu produciren vermag. Will man die Vermehrung des Volksreichthums einer Nation während eines Jahres berechnen, so muß man von der Gesammtproduction des Bodens die bei der Bodenarbeit aufzuwendenden einmaligen Kosten sowie die Zinsen und Bestandauslagen der benutzten Gebäude, Ackergeräthschaften, Arbeitsthiere abrechnen. Das, was übrigbleibt, ist nach Abzug desjenigen, was die Grundeigenthümer consumiren, die Summe des neuhinzugekommenen Nationalvermögens. Der Rohertrag eines Grundstücks nach Abzug der Culturkosten ergibt den Reinertrag, den wirklichen Ertrag des Grund und Bodens, welcher dem Bodeneigenthümer gebührt, und der wesentlich mit der Bodenrente (s. d.) zusammenfällt. Damit der Landbau einschließlich der verwandten Gewerbe sich so entwickeln kann, daß er das Nationalvermögen in größtmöglichster Weise zu vermehren im Stande ist, so müssen alle Schranken, welche ihn einengen, beseitigt werden; jede Hemmung ist ihm und dem Staatsganzen nachtheilig. Aber auch Handel und Industrie müssen von allen Einschränkungen befreit sein, damit sie dem productiven Gewerbe, dem sie zu dienen haben, sich recht nützlich machen können. Handel und Industrie können Steuern nicht übernehmen, da sie nicht productiv sind. Die einzige gerechte und ökonomisch mögliche Steuer ist vielmehr eine solche, welche von dem Reinertrage des Grund und Bodens, den producirten neuen Gütern, als Grundsteuer (s. d.) erhoben wird. Unzweifelhaft ist das Physiokratische System unhaltbar, weil unrichtig. Kapital und gewerbliche Arbeit produciren ebenso gut als Grund und Boden und die auf beide verwendete Arbeit. Dennoch hat das Auftreten dieses Systems außerordentlichen Nutzen gebracht. Die Anhänger desselben stürzten das Mercantilsystem, gaben sich ernstlich eingehenden, tüchtigen wissenschaftlichen Studien hin, erkannten die Mißstände der Staatsverwaltung und suchten ihnen Abhülfe zu verschaffen. Ferner strebten sie, Ackerbau, Handel und Industrie nicht nur von den ihnen auferlegten schädlichen Lasten, sondern auch von der Bevormundung des Staats zu befreien und bahnten den weitern Fortschritt auf volkswirthschaftlichem Felde derart an, daß dieser schon binnen wenigen Jahren hervorzutreten vermochte. Die Mängel des

Physiokratischen Systems ergeben sich freilich bald, wenn der Grundirrthum, aus dem sie hervorgehen, erkannt ist, nämlich: daß der Grund und Boden allein mit Hülfe der auf ihn verwendeten Arbeit Güter producirt. Quesnay und seine Schüler verkennen damit die Bedeutung der Arbeit, die alles, was zu den Gütern zählt, erst dazu macht. Sie übersehen infolge dessen namentlich auch die hohe Bedeutung der Industrie, von der sie übrigens ganz unrichtig behaupten, daß ihre Arbeiter den Werth der Güter nur um so viel erhöhen, als sie an Lebensbedürfnissen consumiren. Ebenso berücksichtigen sie nicht die Wichtigkeit des die Production ermöglichenden und fruchtbar machenden Kapitals. Ihr Standpunkt ist demnach ein einseitiger, der sich zwar erklärt, aber nicht aufrecht erhalten werden konnte und deshalb auch bald verlassen werden mußte. Vgl. Kellner, «Zur Geschichte des Physiokratismus» (Gött. 1847).

Physiologie (griech.), ursprünglich gleichbedeutend mit Physik, Naturlehre, bezeichnet die Lehre von den Lebenserscheinungen, und man unterscheidet daher eine P. der Pflanzen und eine der Thiere. Die P. führt die Vorgänge, welche man an lebenden organisirten Wesen beobachtet, auf bekannte physik. und chem. Gesetze zurück, während die Anatomie und Geweblehre den Bau der Organismen, die Entwickelungsgeschichte, die Erzeugung und das Wachsthum nach seiner formellen Seite darstellt. Den Kern der Lebenserscheinungen bilden die chem. Processe (Verdauung, Athmung, Stoffumsatz in den Geweben). Die physikalische P. erforscht entweder den Mechanismus jener Erscheinungen (Blut- und Säftebewegung, Stoffaufnahme in Pflanzen und Thieren) oder beschäftigt sich mit der Darlegung der Thätigkeit der Sinnesorgane. Bei den Thieren kommt ferner noch als mechan. Theil die Erörterung der Vorrichtungen zur Ortsveränderung und die geistige Thätigkeit in Betracht, welche letztere von den Philosophen zum Gegenstande specieller Forschung gemacht warden ist. Die P., jetzt eine ebenbürtige Schwester der übrigen Naturwissenschaften, hat sich erst kräftig entwickeln können, nachdem von der Physik und Chemie die erforderlichen Vorarbeiten gethan worden waren. Die Thierphysiologie datirt etwa von Haller, verdankt ihre wichtigsten Fortschritte in den vorigen Jahrzehnten namentlich Männern wie Joh. Müller und Magendie und findet ihre ausgezeichnetsten Vertreter in den der physik. Seite angehörigen Forschern: Ludwig in Leipzig, Helmholtz in Heidelberg, Claude Bernard in Paris, Matteucci in Florenz, Dubois-Reymond in Berlin, Donders in Leyden u. a. Unter den physiol. Chemikern haben sich früher einen guten Namen gemacht: Simon in Berlin und C. G. Lehmann (gest. 1865 in Jena). In neuester Zeit vertreten diese Disciplin mit gutem Erfolge: Voit und Pettenkofer in München, Hoppe und Seyler in Tübingen und einige Jüngere; doch hat sie ihre größten Fortschritte den Chemikern Liebig und Wöhler, Scherer, Strecker, Städeler, Bayer u. a. zu verdanken. Neben den ältern Lehrbüchern der P. von Joh. Müller und Valentin sind zu nennen die von Ludwig, Hermann, Wundt, Vierordt, Budge. In Bezug auf Pflanzenchemie sind namentlich die Forschungen von W. Knop in Leipzig hervorzuheben. Auch dieser Zweig der Naturwissenschaft verdankt dem Genie Liebig's eine höchst förderliche Anregung.

Phytographie und **Phytonomie**, s. Botanik und Pflanzen.

Piacenza, das alte Placentia (franz. Plaisance), früher ein mit dem Herzogthum Parma (s. d.) vereinigtes Herzogthum, jetzt eine Provinz des Königreichs Italien mit $45^4/_{10}$ Q.-M. und (31. Dec. 1861) 218569 E. Die Hauptstadt P. am Po und an der Eisenbahn von Mailand nach Parma, mit 39318 E., ist befestigt und mit einer starken Citadelle versehen. Sie ist der Sitz eines Bischofs, des Präfecten und eines Tribunals erster Instanz, gut gebaut, reich an Kirchen, unter denen besonders die Kathedrale mit gemalter Kuppel sich auszeichnet, und hat breite, gerade Straßen und schöne öffentliche Plätze, von denen die Piazza-Grande mit dem imposanten Palazzo della Comune und den kolossalen Reiterstatuen Aless. Farnese's und seines Sohnes Ranuccio geziert ist, ein technisches Institut, ein Lyceum, ein Gymnasium und eine technische Schule, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek von 40000 Bänden und mehrere Hospitäler. Die Stadt wurde insbesondere als Vormauer gegen Hannibal, 218 v. Chr., von den Römern erbaut, dann von den Galliern fast ganz zerstört, von den Römern aber wieder aufgebaut und befestigt. Im Mittelalter, wo hier 1095 und 1132 Kirchenversammlungen gehalten wurden, ward P. abwechselnd von verschiedenen Adelsgeschlechtern beherrscht und kam dann an die Visconti, zuletzt an das Haus Farnese, worauf sie das Schicksal Parmas theilte.

Piacenza (Herzog von), s. Lebrun (Charles François).

Piano (ital.) heißt in der Musik (im Gegensatze von Forte, d. h. stark) schwach oder mit schwachem, und Pianissimo: mit noch schwächerm Tone. Bei dem Wechsel des P. und Forte ist die größte Uebereinstimmung aller Instrumentisten erforderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen soll.

Pianoforte oder Fortepiano, auch Hammerklavier genannt, heißt das bekannte und vielverbreitete Tasten-(Klaviatur-)Saiteninstrument, bei welchem die Erregung der Saitenschwingungen durch Hämmer erfolgt, welche mittels Hebel, deren vordere Enden die Tasten sind, gegen die Saiten geschnellt werden und nach vollzogenem Anschlage sogleich wieder zurückfallen; der Klang der Saite wird außerdem durch einen Dämpfungsmechanismus unterdrückt, sobald der Finger von der Taste genommen ist. Den Namen P. oder Fortepiano führt diese Gattung von Instrumenten, weil ihr Hammerwerk beliebig starkes und schwaches Anschlagen der Saiten gestattet, was bei dem ältern bekielten Klavier (Clavecin) nicht der Fall war; Hammerklavier deswegen, weil der Klang ihrer Saiten durch ein Hammerwerk (nicht durch Tangenten oder Zungen) erregt wird. Alle gegenwärtig gebräuchlichen Klaviatur-Saiteninstrumente, der Flügel, das Quer- oder Tafelpiano und das Pianino, sind Arten des P.; die wesentlichen mechan. Theile wiederholen sich bei allen dreien und sind nur durch manche Bedingungen verschiedenen Modificationen unterworfen. Diese, theils Erregung der Saitenschwingungen und des Klanges, theils Verstärkung und Regulirung des letztern sowie Aufnahme des ganzen Mechanismus bezweckenden Theile sind: Saiten (heutzutage nur von Stahl); Stimmstock mit Zubehör; Anhängeplatte und Rahmen; Resonanzboden mit dem Stege; Mechanik (Hammerwerk, Dämpfung, Tastatur); Kasten. In Hinsicht der Mechanik gibt es zwei Hauptgattungen: die deutsche oder wiener, ohne wesentlich verschiedene Abarten, und die englische, mit zahlreichen Abarten. Bei der deutschen Mechanik befindet sich der Hammer auf dem Tastenhebel selbst, mittels einer seinen Stiel nahe dem Ende durchkreuzenden Achse, in einer auf dem Hebelende der Taste stehenden Messinggabel (Kapsel) sich bewegend. In das schnabelförmige Ende des Hammerstiels greift ein knieartig ausgeschnittenes federndes Hölzchen, der Auslöser. Wird die Taste niedergedrückt, so hebt sich das Hebelende mit dem Hammer, der Schnabel desselben drückt gegen das Knie des Auslösers und der Hammerkopf schnellt gegen die Taste; unmittelbar nach dem Anschlage aber weicht der Auslöser zurück, und der Hammer bleibt nicht an der Saite stehen, sondern fällt wieder in seine Ruhelage. Mit dem Hammer zugleich wird die Dämpfung, ein auf den Saiten eines jeden Tones liegendes Polster, gehoben; verläßt der Finger die Taste, so senkt sich die Dämpfung augenblicklich wieder auf die Saite nieder. Außerdem kann die ganze Dämpfung von allen Saiten zugleich durch ein Pedal (Fortezug) beliebig gehoben und wieder niedergelassen werden. Die engl. Mechanik hat vor der deutschen den Vorzug, daß der Hammer nicht auf dem Tastenhebel sich befindet, sondern von ihm unabhängig an einer besondern Leiste (Hammerstuhl) in einer Achse sich bewegt; auf dem Ende des Tastenhebels befindet sich eine Stoßzunge, welche zugleich Auslöser ist, durch die der Hammer in die Höhe geschnellt wird. Infolge seiner Unabhängigkeit von der Taste verändert er seinen Anschlagepunkt nicht, sondern trifft die Seite immer genau an derselben Stelle, gleichviel, ob stark oder schwach gespielt wird, während bei der deutschen Mechanik der Hammer bei starkem Anschlage sich etwas nach vorne schiebt, wodurch zwar beim Flügel, dessen Hämmer parallel mit den Saiten gehen, kein Nachtheil entsteht, für das Tafelpiano hingegen die deutsche Mechanik fast unbrauchbar wird, indem beim Staccato der Hammer häufig noch eine Saite des nächsthöhern Tones mitberührt, wodurch natürlich ein sehr häßlicher Mißklang entsteht. Pianinos haben nur engl. Mechanik. Erard (s. d.) in Paris ließ der engl. Mechanik eine wesentliche Vervollkommnung zutheil werden; seine sog. Repetitionsmechanik hat den Vortheil, daß der Hammer, nachdem Anschlag und Auslösung geschehen, nicht ganz herabfällt, sondern von einer zweiten Stoßzunge aufgefangen wird, daher aufs neue zum Anschlag gelangen kann, wenn der Finger auch nur ein wenig die Taste in die Höhe gehen läßt und dann wieder niederdrückt. Im Vergleich zur deutschen hat die engl. Mechanik im allgemeinen Vorzüge für den Concertspieler, indem die präcisere Auslösung die Ausführung schwieriger Passagen begünstigt und auch nicht leicht plötzliche Störungen vorkommen können. Bei der deutschen Mechanik treten solche eher ein, und es kann z. B. ein übermäßiger Kraftaufwand des Spielers leicht einen Hammer aus der Kapsel schnellen. Den Vorzug größerer Dauerhaftigkeit und einer weit leichter und viel weniger kostspielig herzustellenden Reparatur hat übrigens die deutsche Mechanik vor der englischen. Eine eigene Mechanik mit Hammeranschlag von oben statt von unten, wobei also das Hammerwerk nicht unter, sondern über den Saiten liegt, hat man beim Flügel versucht; sie hat aber keine Verbreitung gefunden. Von großer Wichtigkeit für den Klang und die Dauerhaftigkeit desselben ist die Belederung oder Garnitur der Hammerköpfe. Wenn die Belederung zu dick und weich ist, so wird der Klang matt und dumpf, wenn zu hart, spitz und scharf. Neben dem, daß also hierin ein richtiges Verhältniß getroffen werden muß, ist zu beachten, daß alle Hammerköpfe gleiche Elasticität haben, weil sonst eine gleich-

mäßige Scala durchaus unmöglich ist. Ueber den Scheitel des Holzes, welches den Kern des Hammerkopfs bildet, werden zuerst eine oder mehrere Lagen weichen und wohlzubereiteten Leders gezogen, darüber ein ganz dicker und weicher, aus Baum- und Schafwolle gemischt verfertigter Filz, und über diesen Filz mitunter noch amerik. Hirschleder. Pedale (Fußtritte zur Regierung der Dämpfung) sind am Flügel und Pianino meist zwei, für die Dämpfung (Fortezug) und Verschiebung; am Tafelpiano nur eins, für die Dämpfung. Die Verschiebung, wobei die Klaviatur etwas zur Seite gerückt wird (in der Notirung mit una corda angezeigt), sodaß die Hämmer nur an zwei, statt an drei Saiten anschlagen (denn zur Erregung einer größern Schallmasse sind am Flügel und Pianino für jeden Ton meist drei, beim Tafelpiano zwei gleichgestimmte Saiten aufgezogen), läßt sich beim Tafelpiano, seiner schrägliegenden Saiten wegen, nicht anbringen, und andere versuchte Mittel, die Verschiebung zu ersetzen (als Wollenläppchen, welche zwischen den Hammer und die Saiten treten und den Anschlag dämpfen), sind unzulänglich. Der Flügel wird in mehrern Größen gebaut, als Concertflügel mit 3 Ellen Saitenlänge, und als Stutzflügel von etwa auf $3^1/_4$ Ellen verkürzter äußerer Gestalt; namentlich bei deutschem Mechanismus wird auch noch eine Mittelgröße angewendet. Der Concertflügel ist die vollkommenste Art aller Klavier-Saiteninstrumente hinsichts der Stärke und Fülle des Klanges sowie des Gesangreichthums, soweit von letzterm beim P. überhaupt die Rede sein kann; beim Stutzflügel wird die Mensur der Contra- und Kleinoctavsaiten sehr verkürzt, deshalb lassen vollkommene Bässe sich schwer herausbringen. Ursprünglich stellte man in England den ganzen Flügel, den Stimmstock nach oben gewendet, geradeauf (Cabinetflügel, Giraffe). Da derselbe aber für die niedrigen Zimmer der engl. Landhäuser zu hoch erschien, so stutzte man ihn ab, woraus die Cottages, Cottage-Pianos entstanden. Aus der noch weitern Verkürzung des Corpus und der Saiten ging das Pianino (Semi-Cottage, Piccolo) hervor.

Als Grundlage des P. und aller Klavier-Saiteninstrumente überhaupt muß man das Monochord betrachten, welches schon bei den Griechen und später im Abendlande zur Bestimmung der Tonverhältnisse diente. Anfänglich war es nur mit einer Saite bezogen (daher eben Monochord, Einsaiter), welche, durch zwei feste Stege begrenzt, über einen Resonanzkasten hinlief; ein dritter, aber beweglicher Steg diente zur Bestimmung der gewünschten Tonhöhen, indem er über einem auf dem Sangboden verzeichneten Gradmesser hin- und hergeschoben werden konnte und die betreffenden klingenden Theile der Saite abgrenzte. Nach und nach brachte man zur Vermeidung der mühseligen Verschiebung des Steges eine Art Klaviatur mit Stiften an, welche durch Niederdruck von Tasten sich erhoben und die Saite an Stelle des Steges an gewissen Punkten theilten. Hieraus entwickelte sich nach und nach das im ersten Viertel des 16. Jahrh. schon ziemlich vollkommene Klavichord. Das System des Anschlagens und Schnellens der Saiten mit Rabenkielen (beim alten Flügel) scheint vor Mitte des 16. Jahrh. erfunden zu sein; Zarlino verbesserte bereits 1558 die Temperatur des Kielenflügels. Das um 1690 erfundene Pantaleon, dessen Saiten, nach Art des Cymbals oder Hackebrets, mittels frei mit der Hand geführter Hämmer, demnach beliebig stark und schwach angeschlagen werden konnten, mag die erste Anregung gegeben haben, Hämmer statt Tangenten mit einer Klaviatur zu verbinden. Der Paduaner Bartolomeo Cristofali war der erste, durch den ein sinnreicher Hammermechanismus hergestellt wurde, der die Grundlage aller noch heutzutage gebräuchlichen Klaviermechanismen geblieben ist. Dieser Hammermechanismus hatte bereits doppelte Hebel, Auslösung und für jeden Ton einen freien Dämpfer. Fünf Jahre später, um 1716, soll ein Franzose Marius vor der Akademie der Wissenschaften in Paris mit drei Modellen von Hammerklavieren aufgetreten sein, und erst sechs Jahre nach Cristofali faßte der Organist Schröter zu Nordhausen die erste Idee zu einem Hammerklavier und legte 1721 dem dresdener Hofe zwei noch sehr unvollkommene Modelle von Klavichorden vor, deren Saiten durch Hämmer angeschlagen wurden. Erst nach ungefähr 25 J., nachdem Hammerklaviere von bereits bedeutender Vollkommenheit in Italien gebräuchlich waren, wurde das von nun an Fortepiano genannte Instrument in Deutschland durch Silbermann einigermaßen brauchbar gemacht (ungefähr 1730). Doch vermochte auch das Silbermann'sche Fortepiano, ungeachtet der vorgenommenen Verbesserungen, den alten Flügel noch nicht zu verdrängen, bis ein Schüler Silbermann's, Joh. Andreas Stein zu Augsburg, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts dem Instrumente einen Grad von Vollkommenheit verlieh, welcher wenig mehr zu wünschen übrigließ. Die ersten P. in Deutschland wurden in Tafelform gebaut; die Flügelform kam erst später in Anwendung.

Piaristen oder Arme der Mutter Gottes zu den frommen Schulen, auch Väter der frommen Schulen (scholarum piarum), in Polen Piaren genannt, heißen die Glieder

eines geistlichen Ordens, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, noch ein viertes beobachtet, vermöge dessen er sich dem unentgeltlichen Unterrichte der Jugend widmet. Dieser Orden wurde 1607 von dem span. Edelmanne Jos. Casalanza (gest. 1648 zu Rom) gestiftet, 1621 von Gregor XV. bestätigt und zu einer Congregation regulirter Kleriker erhoben, von Innocenz XII. aber, zur Anerkennung der dem päpstl. Stuhle und der Kirche geleisteten Dienste, mit der Verleihung der wichtigsten Privilegien der Bettelorden belohnt. Die P. haben, wie die Jesuiten, den Zweck, zum Vortheil ihrer Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, kleiden sich auch wie die Jesuiten, tragen aber einen kürzern Mantel als diese und schließen den Rock auf der Brust mit drei ledernen Knöpfen. Sie verbreiteten sich bald, besonders in den österr. Staaten, haben eine der jesuitischen ähnliche Ordensverfassung, ohne sich den Vorwurf der Einmischung in polit. Händel zuzuziehen, und verdanken ihren gemeinnützigen Bemühungen um das Schulwesen die Fortdauer und Blüte ihres Ordens. Noch gegenwärtig stehen viele Gymnasien und Volksschulen in Ungarn und Polen unter ihrer Leitung; auch in Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich haben sie ansehnliche Collegien. Doch ist ihre Ordensverfassung, soweit sie in das öffentliche Schulwesen eingreift, den Zwecken des Staats angepaßt worden.

Piast, der Stammvater der ältesten poln. Herrscherfamilie, wurde der Sage nach um die Mitte des 9. Jahrh. aus niedrigem Stande in Kruszwice am Goplosee zum Herzoge von Polen erhoben. Unter seinen Nachfolgern, den Piasten, welche Polen über fünf Jahrhunderte beherrschten, sind die berühmtesten Mieczyslaw I., Boleslaw Chrobry, Wladislaw IV. und Kasimir III. Dadurch, daß die piastischen Herzoge ihr Land vielfach unter ihre Söhne theilten, entstanden mehrere Linien der Piasten. Auf dem poln. Throne starb die männliche Linie mit Kasimir III. aus, die weibliche mit Hedwig. In Masovien regierten die Piasten als souveräne Herzoge noch bis 1528. Am längsten erhielt sich der piastische Stamm in Schlesien, mehrfach verzweigt, doch durch Verwandtschaft mit deutschen Familien fast ganz germanisirt, in den Herzogen von Schweidnitz, Oels, Glogau, Oppeln, Teschen und Liegnitz, welche der Reihe nach ausstarben. Mit George Wilhelm, Herzog von Liegnitz, erlosch 1675 der piastische Stamm gänzlich.

Piaster (ital. piastra, mittellat. plastra, d. i. Metallplatte) ist der ursprünglich ital. Name für eine größere span. Silbermünze, welche seit der Mitte des 16. Jahrh. allgemeine Verbreitung erhielt und vielfache Nachahmung fand. In Spanien selbst heißt die Münze Peso duro oder Peso fuerte (d. i. hartes Stück), gewöhnlich abgekürzt Duro. Der spanische P. galt 8 Realen und hieß daher auch Stück von Achten; jetzt gilt er 20 Kupferrealen (Reales de vellon). Nach der frühern Prägung betrugen durchschnittlich $9^3/_4$ spanische (und alle mexicanischen) P. eine köln. Mark fein Silber, sodaß sein Werth 1 Thlr. 13 Sgr. 1 Pf. preuß. = 2 Fl. $30^3/_4$ Kr. im $24^1/_2$-Guldenfuße. Seine Feinheit war 14 Loth 6 Gran (gesetzlich 14 Loth 8 Gran). Die ältern Prägungen waren noch etwas besser. Seit 1848 ist der P. gesetzlich $^9/_{10}$ fein (= 14 Loth $7^1/_5$ Gran), und 21,13 betragen 1 Zollpfd. fein Silber, sodaß nun sein Werth 1 Thlr. 12 Sgr. 6 Pf. preuß. = 2 Fl. $28^3/_4$ Kr. im $24^1/_2$-Guldenfuße. In der Levante führt der spanische P. den Namen Colonnato oder Säulenpiaster, weil die ältern, für das span. Amerika geschlagenen Stücke zwei Säulen im Gepräge zeigen. Der P. hat fast über die ganze Erde Curs und ist daher eine wahre Weltmünze. In den Staaten, die aus dem ehemaligen span. Amerika hervorgegangen sind, heißt derselbe gewöhnlich Peso (s. d.) oder auch Dollar. Der italienische P. oder Scudo ist eine Nachahmung des spanischen P. und galt bis zur Einführung des franz. Münzsystems 10 Paoli, der halbe 5 Paoli, und der Viertelpiaster, auch Piastrino genannt, namentlich in Toscana, $2^1/_2$ Paoli. (S. Scudo.) Der türkische P. ist keine Nachahmung des spanischen, sondern eine selbständige Silbermünze, die bis 1753 durchschnittlich $1^1/_6$ Thlr. preuß. werth war, allmählich aber sehr verschlechtert worden ist, sodaß ihr Werth (seit 1845 nach der gesetzlichen Ausmünzung) jetzt nur 1 Sgr. $9^3/_5$ Pf. preuß. = $6^2/_7$ Kreuzer im $24^1/_2$-Guldenfuße beträgt, indem auf das Zollpfund fein Silber 234,44 Stücke gehen. Der einheimische Name ist Gersch (in der Mehrzahl Gurusch, Grusch), und man hat gegenwärtig in Silber auch Stücke zu 2, 5, 10, 20, sowie zu $^1/_2$ P., in Gold zu 50 und 100 P. Der türkische P. wird in 40 Para zu 3 Asper getheilt; allein es werden nur Stücke zu 5 und zu 1 Para geprägt.

Piauhy, eine der nördl. Provinzen Brasiliens, die bis 1718 einen Theil von Maranhão bildete, grenzt mit einer nur 10 M. langen Küstenstrecke an den Atlantischen Ocean, im O. an Ceara und Pernambuco, im S. an Bahia und Goyaz, im W. an Maranhão, gegen welches die lange Stromrinne des Paranahyba die Grenze bildet. Die Provinz umfaßt 4597 Q.-M.,

zählte aber 1865 nur 175000 E. Die Oſt- und Südoſtgrenze bilden niedrige Bergketten, die ſich nach dem Innern verflachen. Auch gegen Süden ſteigt das Land an bis zur Grenzkette Gorgueha. Im ganzen aber iſt das Land nur wellig und von baumloſen Weideebenen eingenommen. Alle ſeine Gewäſſer ſammeln ſich in dem 90 M. weit ſchiffbaren Haupt- und Grenzſtrome Paranahyba, der an der Grenze von Goyaz entſpringt, eine Stromentwickelung von etwa 186 M., ein Gebiet von 7200 Q.-M. hat und 3 M. unterhalb der Stadt Paranahyba mit fünf Armen in das Meer mündet. Die meiſten Nebenflüſſe fallen ihm von der rechten Seite aus P. zu, wie der Uruſſuhy, der 84 M. lange Gorgueha, der bald nach ſeinem Urſprung den See von Paranagua durchſtrömt, der 75 M. lange Rio-Piauhy, der am Grenzpunkte der Provinzen P., Pernambuco und Bahia entſpringt und von Oſten her den 40 M. langen Caninde aufnimmt, ferner der Sambite und Longa. Links dagegen nimmt der Paranahyba auf aus Maranhão den bedeutendern Balſas, der durch ſeinen Waſſerzufluß den Hauptſtrom ſchiffbar macht. Der Boden der Provinz eignet ſich ſehr zum Anbau von Baumwolle, Manioc, Taback, Reis, Zuckerrohr, die man über den Bedarf gewinnt. Während das Land in der trockenen Jahreszeit wie eine Wüſte erſcheint, bildet es nach dem Regen herrliche Triften, die ſich mit großen Heerden bedecken. Auch fehlt es nicht an Waldproducten, Droguen und Wildpret, an Eiſen, Kupfer, Alaun und Salpeter. Doch Ackerbau und Viehzucht, beſonders Pferde- und Rindviehzucht, bilden die Haupterwerbszweige der Bevölkerung. Unter allen Küſtenprovinzen Braſiliens iſt P. am meiſten verwahrloſt. Man zählt 13 Kirchſpiele, aber nur 6 ſind regelmäßig mit Vicaren verſehen. Elementarſchulen ſind eingerichtet, aber es fehlt an brauchbaren Lehrern. Den Südweſten des Landes bewohnen völlig unabhängige Indianerſtämme. Die Hauptſtadt Oeiros oder Oeyras, 65 M. vom Meere entfernt, an einem Zufluſſe des Caninde gelegen und 1718 unter dem Namen Villa de Mocha gegründet, zählt 6000 E. Der einzige Hafenplatz iſt die Stadt Parnahyba oder São-Luiz do Parnahyba, an dem öſtlichſten Mündungsarme des gleichnamigen Stromes, 3 M. vom Meere, in einer von Fiebern heimgeſuchten Gegend gelegen, ohne bemerkenswerthe Gebäude und Inſtitute, aber mit ihren 15000 E. als Hauptdepot der Landesproducte und als Ausfuhrhafen von Wichtigkeit.

Piave, ein Küſtenfluß des Adriatiſchen Meeres in Oberitalien, entſpringt auf den Tiroler Alpen, berührt die Orte Pieve di Cadore, Belluno und das Gebiet von Feltre und Treviſo, wird von Noventa an ſchiffbar, nimmt den Cordevole und Piaveſſakanal auf und theilt ſich in zwei Arme, von denen der Hauptarm bei Porto di Cortelazzo, der andere mehr ſüdweſtlich ins Adriatiſche Meer ſich ergießt. An der P. fand 8. Mai 1809 ein Gefecht zwiſchen Franzoſen und Italienern unter Vicekönig Eugen und den Oeſterreichern unter Erzherzog Johann ſtatt, das trotz der tapfern Gegenwehr der Oeſterreicher mit deren Rückzuge endigte.

Piazzi (Giuſeppe), Aſtronom, geb. zu Ponte im Veltlin 16. Juli 1746, trat 1764 zu Mailand in den Orden der Theatiner, ſtudirte zu Mailand, Turin, Rom, Genua und wurde 1770 Profeſſor der Mathematik an der neuerrichteten Univerſität zu Malta. Nach der Aufhebung derſelben ging er nach Rom, dann nach Ravenna, wurde darauf Prediger in Cremona und endlich Profeſſor der Dogmatik an der Anſtalt San-Andrea della Valle zu Rom, wo er den Pater Chiaramonti (nachher Papſt Pius VII.) zum Collegen hatte. 1781 nahm er die Profeſſur der Aſtronomie und höhern Mathematik zu Palermo an, wo er den Vicekönig, Fürſten Caramanico, für die Anlegung einer Sternwarte gewann, die ſeit 1789 unter ſeiner Leitung erbaut und deren erſter Director er wurde, nachdem er vorher behufs des Ankaufs aſtron. Inſtrumente nach England und Frankreich gereiſt war. Die erſten Reſultate ſeiner Beobachtungen ſeit 1791 machte er 1792 bekannt; bald darauf begann er ſein Sternverzeichniß. Am 1. Jan. 1801 entdeckte er den Planeten Ceres. Einen Ruf nach Bologna als Director der daſigen Sternwarte lehnte er ab und gab 1803 als Reſultat ſeiner zehnjährigen Fixſternbeobachtungen ſein erſtes Sternverzeichniß heraus, das, 6784 Sterne enthaltend, alle bisherigen an Ausdehnung und Genauigkeit weit übertraf. 1814 vollendete er ſein zweites, 7646 Sterne enthaltendes Sternverzeichniß. Außerdem beſchäftigte er ſich noch mit Verbeſſerung des Maß- und Gewichtsſyſtems. 1817 berief ihn der König nach Neapel, um den Plan des neuen, daſelbſt zu errichtenden Obſervatoriums zu prüfen, und ernannte ihn zum Generaldirector der Sternwarten von Neapel und Palermo. In den letzten Jahren überließ er die unmittelbare Führung ſeines eigentlichen aſtron. Geſchäfts ſeinem Zögling Cacciatore und widmete ſeine Muße den Arbeiten einer Commiſſion zur Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts in Sicilien. Er ſtarb zu Neapel 22. Juli 1826. Unter P.'s Werken ſind nächſt dem Sternkatalog, als dem wichtigſten, die «Lezioni elementari di astronomia» (2 Bde., Palermo 1817; deutſch, Berl. 1822) zu erwähnen.

Pic (ſpan. Pico, engl. Peak) bezeichnet einen hohen, ſpitzen Berg, gleich den Ausdrücken Horn, Dent (Zahn) u. dgl. Der Name kommt beſonders in den Pyrenäen und den franz. Alpen häufig vor, aber auch auf den Canariſchen Inſeln, wo der P. de Teyde auf Teneriffa bekannt iſt. So gibt es auch den Adamspic auf der Inſel Ceylan, die verſchiedenen P. in den nordamerik. Felſengebirgen ſowie in den Gebirgen von Oregon. In den deutſchen Alpen heißen viele Berge Spitz, z. B. Dreiherrnſpitz, Wildſpitz. In den im Bereich der ital. und roman. Sprache liegenden Alpen kommt häufig Pizzo und Piz vor, z. B. Piz-Linard, Piz-Bernina, Piz-Languard.

Picard (Louis Bénait), franz. Luſtſpieldichter, geb. 29. Juli 1769 zu Paris, ſollte Juriſt oder Arzt werden, wurde aber durch eine unwiderſtehliche Neigung und ſeine Verbindung mit Fiévée zum Theater hingezogen. Sein erſtes Luſtſpiel, «Le badinage dangereux» (1789), fand Aufmunterung und Beifall, obgleich er es ebenſo wenig wie «Le masque» (1790) des Drucks für würdig gehalten hatte. Seinen literariſchen Ruf begründete er durch ſeine Komödie «Encore des Ménechmes» (1791) und die komiſche Oper «Les visitandines» (1792), welche letztere 1825 unter dem Titel «Pensionat des jeunes demoiselles» dem Publikum wieder vorgeführt wurde. Zu den reifſten Erzeugniſſen ſeiner Feder gehören «Médiocre et Rampant, ou le moyen de parvenir» (1797) und «Les marionettes» (1807). Im allgemeinen haben ſeine Stücke, von denen er viele mit andern Schriftſtellern, wie Duval, Barré, Waflard, Mazères u. a., gemeinſchaftlich gearbeitet, ihrer friſchen und natürlichen Luſtigkeit wegen nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland, wo Iffland, Theodor Hell u. a. mehrere überſetzten, gefallen. Man hat indeß nur den lebendigen Dialog und die Bühnengewandtheit des Verfaſſers zu loben, während ſich der Dichter, was ſeine Lebensanſchauung betrifft, nirgends über die Sphäre des Gewöhnlichen erhebt. 1797 betrat P. ſelbſt die Bühne und blieb dem Schauſpielerſtande bis 1807 treu, indem er van 1801 an die Direction des Theaters Louvois (ſpäter Odéon genannt) übernahm. Nachdem er 1807 Mitglied des Inſtituts gewarden, übertrug ihm Napoleon die Adminiſtration der Großen Oper, die er 1816 an ſeinen Freund und Mitarbeiter Chéron abtrat. Als 1818 das Odéon, das er nach ſeinem Rücktritt von der Oper wieder übernammen hatte, abbrannte, wurde ihm das Theater Favart überlaſſen, dem er im Wetteifer mit dem Théâtre-Français zu einem bedeutenden Aufſchwung verhalf. Außer dramatiſchen Leiſtungen ſchrieb P. auch eine Reihe Romane: «Aventures d'Eugène de Senneville et de Guillaume Delorme» (4 Bde., Par. 1813); «L'exalté, ou l'histoire de Gabr. Désodry sous l'ancien régime, pendant la révolution et sous l'empire» (4 Bde., Par. 1824); «Le Gilblas de la révolution» (5 Bde., Par. 1824) und endlich die mit Droz gemeinſchaftlich herausgegebenen «Mémoires de Fauvel» (4 Bde., Par. 1822). Einen Theil ſeiner Werke hat er zuerſt in ſeinem «Théâtre» (5 Bde., Par. 1812) und dann in den «Oeuvres» (10 Bde., Par. 1821—22) zuſammengeſtellt. Die Zahl der dramatiſchen Stücke beläuft ſich auf etwa 80. P. ſtarb 31. Dec. 1828.

Picarden, ſ. Adamiten.

Picardie, eine der ehemaligen 32 großen Provinzen Frankreichs, im nordöſtl. Theile deſſelben, begrenzt van der Champagne, den Niederlanden, der Normandie, Isle-de-France und dem Meere, iſt gegenwärtig unter die Depart. Pas-de-Calais, Samme, Oiſe und Aisne vertheilt. Sie hat größtentheils ebenen Boden und wird von der Somme, Oiſe, Canche, Authie, Lys, Aa, Deule und Scarpe durchfloſſen, trägt Getreide und andere Feldfrüchte, etwas Wein und hat auch an manchen Stellen Steinkohle. Die Hauptſtadt war Amiens. Dazu gehörte auch die Grafſchaft Ponthieu mit der Hauptſtadt Abbeville. Sie kam frühzeitig unter die Herrſchaft der Franken, deren Könige zuerſt in Amiens reſidirten. Philipp van Elſaß, Graf von Flandern, erhielt die Grafſchaft P. mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth zum Brautſchatze; doch nach ſeinem und ſeiner Verwandten Tode fiel ſie an Frankreich zurück, mit welchem ſie fortan vereinigt blieb.

Picart (Bernard), Zeichner und Kupferſtecher, geb. 11. Juni 1673 in Paris, war der Sahn des unter dem Namen le Romain, d. i. der Römer, in denſelben Brauchen berühmten Etienne P., der 1631 in Paris geboren wurde und 12. Nov. 1721 ſtarb. Er ſtudirte unter Seb. Leclerc Perſpective und Architektur, in der Compoſition aber war van Schuppen ſein Vorbild. Vorzüglich groß war ſeine Gewandtheit in der Nachahmung der Manier anderer Meiſter, und ſeine Rembrandt, Guido Reni u. a. nachgebildeten Arbeiten täuſchten oft die gründlichſten Kenner. Ein eifriger Proteſtant, verließ er 1710, wo er ſich bereits einen großen Ruf als Künſtler erworben hatte, mit ſeinem Vater ſein gegen ſeine Glaubensverwandten unduldſames Vaterland und begab ſich nach Amſterdam, wo er reichliche Beſchäftigung durch die dartigen Buchhändler erhielt, die ſein Talent zur Verzierung ihrer Verlagswerke in Anſpruch nahmen. Hierdurch litten jedoch die fleißige Ausführung ſeiner Arbeiten und ſein Künſtlerberuf ſchon bei ſeinem Leben dermaßen,

daß bereits damals Kenner nur ſeine ältern Arbeiten ſchätzten. Zu dem Beſten, was er lieferte, gehören die Bildniſſe ſeines Vaters, des Roger de Piles und des Prinzen Eugen; ferner ſein Kindermord und die von Pouſſin und Leſueur nachgeſtochene Darſtellung der Zeit, wie ſie die Wahrheit enthüllt. Am bekannteſten wurde er aber durch die trefflich gearbeiteten Kupfer zu dem «Traité des cérémonies religieuses de toutes les nations» (11 Bde., Amſterd. 1725—43). Im ganzen ſind P.'s Figuren ſauber und elegant und meiſt mit viel Geiſt gezeichnet; dem Ausdruck der Köpfe ſchadete er aber oft durch zu viele Punkte, und ſeine Gewänder ſind zuweilen ſteif. Er ſtarb zu Amſterdam 8. Mai 1733.

Piccini (Nicolo) oder **Piccinni**, ein berühmter ital. Componiſt der ſog. Neapolitaniſchen Schule, geb. 1728 zu Bari, kam mit 14 J. auf das Conſervatorium di Sto.-Onofrio zu Neapel und hatte zuerſt Leo und dann Durante zum Lehrer in der höhern Compoſition. 1754 verließ er die Anſtalt und brachte noch in demſelben Jahre ſeine erſte Oper, «Le donne dispettose», zu Neapel auf die Bühne, die Glück machte, ebenſo wie die 1755 folgenden «Le gelosie» und «Il curioso del proprio danno». Hierdurch mächtig angeregt, producirte P. ſeitdem eine ganze Reihe Opern, theils ernſten, theils komiſchen Genres, welche ſeinen Ruf über ganz Italien verbreiteten. Beifpielloſen Enthuſiasmus erregte beſonders 1760 die für Rom componirte «Cecchina ossia la buona figliuola», welche ſeinen Ruhm auch ins Ausland trug. Dieſe Oper iſt außerdem noch dadurch bemerkenswerth, daß in ihr zum erſtenmal längere Finales mit Wechſel der Ton- und Bewegungsarten angebracht ſind. Von nun an war P. der Liebling der Italiener, und namentlich in Neapel und Rom konnte kein anderer Componiſt neben ihm aufkommen. Dieſe Herrſchaft über die Bühnen und die Gemüther hielt an bis ins J. 1773, wo er die erſte Niederlage erfahren ſollte, indem es in Rom einer Coterie von Feinden und Neidern gelang, eine Oper P.'s durchfallen zu machen und den Anfoſſi ſtatt ſeiner aufs Schild zu heben. Der Schlag wirkte ſo heftig auf P., daß er in eine Krankheit verfiel, von der er erſt nach Monaten genaß. P. wirkte nun mehrere Jahre zu Neapel unter mannichfachen Erfolgen, beſonders durch die Opern «Alessandro nell' Indie» und «I viaggiatori felici». Schon früher waren ihm Anträge für Paris gemacht worden, aber erſt im Dec. 1776 ging er nach der franz. Hauptſtadt, wo nun ein neuer Abſchnitt ſeiner Thätigkeit begann. Nachdem er unter des Dichters Marmontel Anleitung ſich mühſam die franz. Sprache angeeignet, begann er die Compoſition ſeiner erſten franz. Oper, den nach Quinault's urſprünglichem Libretto von Marmontel in drei Acte zuſammengezogenen «Roland», mit deſſen Einſtudiren bereits jener berühmte Streit der Gluckiſten und Picciniſten begann. (S. Gluck.) Unter fortwährendem Parteigezänk ging «Roland» etwa ein Jahr nach P.'s Ankunft in Paris in Scene und hatte, trotz aller Gegenbefürchtungen, den vollſtändigſten Erfolg. Kurz darauf wurde auch vor dem Hofe bei deſſen Anweſenheit in Choiſy eine zweite neue Oper P.'s, «Phaon», aufgeführt, die ſehr gefiel, in Paris aber nicht auf die Bühne kam. 1780 lieferte er «Atys», eine ſeiner beſten franz. Productionen. Schon vor Inſceniſtrung dieſer Oper hatte die Adminiſtration der Académie de Muſique (Große Oper in Paris) dem Streite der Gluckiſten und Picciniſten neue Nahrung gegeben, indem ſie den deutſchen und den ital. Meiſter mit der Compoſition ein und deſſelben Sujets, der «Iphigénie en Tauride», beauftragte. Gluck's Oper wurde 1779 mit großem Erfolg gegeben. Unter ſolchen Umſtänden hätte P. die Löſung ſeiner Aufgabe einſtellen ſollen, aber unkluge Freunde trieben ihn zur Vollendung der Partitur, obgleich auch das Libretto dem von Gluck bearbeiteten bei weitem nachſtand. Die «Iphigénie» P.'s wurde 1781 aufgeführt, konnte ſich aber, ungeachtet großer Schönheiten, neben dem Gluck'ſchen Meiſterwerke nicht behaupten. Noch in demſelben Jahre ließ P. «Adèle de Ponthieu» aufführen, eine wirklich ſchwache Production, die nicht gefiel. Deſto mehr Erfolg hatte er 1783 mit der Oper «Didon», die man als das Meiſterwerk aus ſeiner franz. Zeit betrachtet, und mit welcher er den ihm wiederum als Rivalen entgegentretenden Sacchini vollſtändig beſiegte. Auch die komiſchen Opern «Le dormeur éveillé» und «Le faux lord» (1783) gefielen. Mit ſeiner Ernennung zum Profeſſor des Geſangs an der École royale de chant et de déclamation 1784 wich das Glück in Paris von ihm, Neid und Misgunſt erhoben ſich wider ihn, und mehrere ſeiner neuen Opern fielen durch, andere gelangten gar nicht zur Aufführung. Zuletzt verlor er noch den größten Theil ſeines erſparten Vermögens. So entſchloß er ſich 1791 zur Rückkehr nach Neapel, wo er bei Hof und Publikum die alte Gunſt wiederfand und einige neue Compoſitionen von ihm, die bibliſche Oper «Jonathas» und die komiſche «La serva onorata», den größten Beifall erhielten. Mit der Verheirathung einer ſeiner Töchter mit einem Franzoſen gerieth er jedoch Ende 1792 in den Verdacht revolutionärer Geſinnungen. Er mußte, als Jakobiner verſchrien, mannichfache Ver-

folgungen erdulden, und das aufgehetzte Publikum pfiff seine Oper «Ercole al Termodonte» aus. Dagegen brachte er während einer neunmonatlichen Anwesenheit in Venedig die Opern «Griselda» und «Il servo padrone» mit größtem Erfolg in Scene. Nach seiner Rückkehr nach Neapel versetzte ihn der Minister Acton mit seiner Familie in eine Art von Gefangenschaft, die erst endete, als Garat, der Gesandte der franz. Republik, in Neapel anlangte. P. ging nun nach Rom, dann Ende 1798 nach Paris, wo er mit seiner Familie bald in große Noth gerieth. Ehe er eine ihm zugedachte Inspectorenstelle am Conservatorium annehmen konnte, starb er zu Passy 7. Mai 1800. Die Fruchtbarkeit P.'s als Componist war ganz außerordentlich. In der Zeit von 1754—75 soll er nicht weniger als 133 Opern geschrieben haben. Dazu kommen noch die während seines ersten Aufenthalts in Paris componirten, 15 an der Zahl, und die aus seiner letzten Zeit in Italien. Außerdem schrieb er noch zahlreiche Kirchenstücke, Canzonetten und Romanzen. Großer Reichthum der Erfindung und Reiz derselben, Angemessenheit des musikalischen Ausdrucks und Reinheit des Stils überhaupt sind die auszeichnenden Eigenschaften seiner Werke. — Luigi P., sein zweiter Sohn, geb. 1766 zu Neapel, ein Schüler des Vaters, brachte zuerst in Paris und darauf in Italien verschiedene Opern auf die Bühne. In den J. 1796—1801 war er Hofkapellmeister in Stockholm. Sodann lebte er wieder in Paris, wo er eine Reihe von Opern lieferte, ohne damit Glück zu machen. Zuletzt ertheilte er Gesangunterricht. Er starb plötzlich 31. Juli 1827.

Piccoloflöte, s. Flöte.

Piccolomini, ein altes, heute noch in Italien in zwei Linien blühendes sienesisches Geschlecht. Aeneas Sylvius P., als Papst Pius II. (s. d.), gab den Kindern seiner Schwester Laudomia Todeschini seinen Familiennamen, und diese bildeten die Linien der P. d'Aragona, Herzoge von Amalfi (s. d.), der Herzoge von Montemarciano, Fürsten von Valle u. s. w. Zu diesen Todeschini-P. gehörte Papst Pius III., Pius' II. Schwestersohn, geb. 1439, gest. 1503 nach nur 26tägigem Pontificat. — Octavio P., in dritter Generation von Caterina, Schwester Pius' II., stammend, geb. 1599, trat jung in Mailand in span. Kriegsdienst und kam mit einem Regimente, das der Großherzog von Toscana dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland. In der Schlacht bei Lützen soll er das Reiterregiment befehligt haben, durch welches Gustav Adolf seinen Tod fand. 1634 wurde er von Wallenstein zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt, mit dem Auftrage, die salzburg. Pässe zu besetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu versperren, und mit der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebenen Obersten abzusetzen. Dessenungeachtet ward er das Hauptwerkzeug zum Sturze des Herzogs von Friedland (s. Wallenstein) und erhielt nach dessen Ermordung mit Gallas zur Belohnung einen Theil der Wallenstein'schen Güter. Nach der Schlacht bei Nördlingen, 7. Sept. 1634, in welcher die Schweden sehr geschwächt worden waren, drang P. mit Isolani durch Würtemberg bis über den Main. Im folgenden Jahre wurde er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzosen zu Hülfe geschickt und befreite die Niederlande von den Franzosen. Weniger glücklich kämpfte er gegen die Holländer. Seine fernern gelungenen Unternehmungen gegen die Schweden, besonders die Eroberung von Höxter 1640 und der Entsatz des von den Schweden belagerten Freiberg in Sachsen 1643, bewogen den König Philipp IV. von Spanien, sich ihn von dem Kaiser zum Feldherrn zu erbitten. Auch als span. General war P. gegen die Franzosen und Holländer in den Niederlanden glücklich. Als 1648 die Schweden siegreich vordrangen, wurde er vom Kaiser zurückberufen und zum Feldmarschall ernannt. Der noch in demselben Jahre abgeschlossene Westfälische Friede setzte jedoch seinen Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen wurde er 1649 als kaiserl. Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg gesendet, welcher die Vollstreckung des Friedens zum Zwecke hatte, und darauf in den Reichsfürstenstand erhoben. Schon vorher hatte der König von Spanien das Herzogthum Amalfi ihm wieder in Lehn gegeben. Er starb zu Wien 1656. Seinen Feldherrnruhm verdunkelt sein grausamer Befehl gegen die 1640 gefangenen Hessen und Lüneburger. Sein Sohn Max in Schiller's «Wallenstein» ist eine poetische Fiction. Da er kinderlos war, so erbten seine Güter, darunter Nachod in Böhmen, die Nachkommen seines Bruders.

Picēnum, eine Landschaft des alten Mittelitalien, der südwestlichste Theil des jetzigen Kirchenstaats und der nordöstlichste des Königreichs Neapel, zwischen dem Apennin und dem Adriatischen Meere gelegen, an welches es von der Mündung des Flusses Aesinus (jetzt Esino) bis zu der des Flusses Aternus (jetzt Aterno oder Pescara) reichte, gegen Norden und Westen durch Umbrien, gegen Süden, wo das Land den Namen des Gebiets der Prätutier (das jetzige Abruzzo ulteriore primo) führte, durch Sabiner, Vestiner und Marruciner begrenzt. Umbrer bewohnten

es in älteſter Zeit. Dieſe wurden von Sabinern überwunden, deren Schar der Sage nach der dem Mars geheiligte Specht (picus) voranflog, daher der Name des Landes und des Volks, Picentes. Mit den Senonen und darauf mit Pyrrhus hatten auch die Picenter gegen Rom gekämpft. 268 v. Chr. wurden ſie durch den röm. Conſul Publius Sempronius überwunden und traten in das Verhältniß der Bundesgenoſſen. Ein großer Theil von ihnen wurde aber in das ſüdlichſte Campanien an den Salernitaniſchen Meerbuſen verpflanzt, wo die Stadt Picentia der Hauptort dieſer Picentiner war. In der Hauptſtadt der eigentlichen Picenter, Asculum, kam 91 v. Chr. durch Ermordung des röm. Proconſuls Quintus Servilius und ſeiner Römer der Bundesgenoſſenkrieg zum Ausbruch.

Pichegru (Charles), General der franz. Republik, geb. 16. Febr. 1761 zu Arbois in der Franche-Comté, erhielt ſeinen erſten Unterricht im dortigen Franciscanerkloſter und machte ſo bedeutende Fortſchritte, namentlich in der Mathematik, daß er als Repetent an das große klerikale Collège nach Brienne kam. Hier gab er auch an der Militärſchule Unterricht und wurde ſo einer der Lehrer des jungen Napoleon. P. verließ aber ſein Amt und trat in ein Artillerieregiment, in welchem er mit in Amerika kämpfte. Beim Ausbruch der Revolution noch Unteroffizier, gab er ſich dieſer mit Leidenſchaft hin und übernahm ſogar die Leitung des demokratiſchen Clubs zu Beſançon. 1792 wurde er zum Commandanten eines Bataillons Nationalgarde gewählt und führte daſſelbe der Rheinarmee zu. Hier ſtieg er 1793 zum Diviſionsgeneral. Unter Hoche (ſ. d.) half er im Dec. 1793 Landau entſetzen. Er ſchmeichelte der Jakobinerpartei und erhielt nach Hoche's Entfernung im Febr. 1794 den Oberbefehl über die vereinigte Nordarmee. Seine Operationen in den Niederlanden waren zuletzt mit Erfolg gekrönt, worauf er Befehl erhielt, Holland zu erobern. Anfang Sept. rückte er gegen die Engländer vor und drängte dieſe über die Maas, die er 19. Sept. überſchritt, ſpäter bis nach Nimwegen zurück, das 8. Nov. in ſeine Gewalt fiel. Nach kurzer Ruhe ſetzte er, vom Wohlfahrtsausſchuſſe gedrängt, den Siegeslauf fort, indem er bei ſtarker Kälte 28. Dec. ſeine Artillerie über die gefrorene Maas ſchaffte und den Holländern die Inſel Bommel und zugleich Breda und Grave entriß. Nachdem auch die Waal zugefroren, wagte P. ſeit 8. Jan. 1795 auf verſchiedenen Punkten den Uebergang und nahm die holländ. Feſtungen faſt ohne Widerſtand, auch Amſterdam. Mit dieſem Feldzuge war die ruhmvolle Laufbahn P.'s geſchloſſen. Er erhielt zwar den Oberbefehl über die Rhein- und Moſelarmee, aber in Paris, wo ihm der bedrängte Convent die Unterdrückung des Aufſtandes der Jakobiner 2. April 1795 übertrug, erkannte er die allgemeine Anarchie und die Ohnmacht der Regierung und ließ ſich daher, nachdem er beim Heere am Rhein angekommen, in Unterhandlungen ein, welche der Prinz Condé durch Fauche-Borel, einen Agenten der Bourbons, mit ihm anknüpfte. Gegen große Verſprechungen erklärte ſich P. geneigt, die Bourbons auf den franz. Thron zurückzuführen. Noch kam es zu keinem Einverſtändniß über die Maßregeln, doch führte P. den Krieg ſo auffallend nachläſſig, daß der ſchlechte Ausgang des Feldzugs ihm das Vertrauen der Armee raubte und das Directorium, welches auch Kenntniß von ſeiner Correſpondenz mit Condé erhalten hatte, ihm zu Anfang 1796 das Commando nahm. Zu ſchwach, ihn zur Verantwortung zu ziehen, trug man ihm den Geſandtſchaftspoſten in Schweden an, den er jedoch ausſchlug. P. zog ſich auf ein erkauftes Gut zurück und trat im März 1797 als Abgeordneter in den Rath der Fünfhundert, in dem er die Präſidentſchaft erhielt und ſich zum Mittelpunkte der Plane machte, welche eine Revolution zu Gunſten der Bourbons bezweckten. Das Directorium kam indeß den Verſchwörern zuvor. P. wurde verhaftet, mit vielen ſeiner Genoſſen zur Deportation verurtheilt und nach Cayenne in Guiana geſchafft. Nach acht Monaten gelang es ihm, auf einem kleinen Fahrzeuge nach Paramaribo, dem Hauptorte der holländ. Niederlaſſung in Surinam, und von hier nach England zu entkommen, wo er nun offen die Sache der Bourbons ergriff und 1799 den Auftrag erhielt, ſich zur ruſſ.-öſterr. Armee zu begeben. Nach der Niederlage Korſakow's bei Zürich kehrte er jedoch nach England zurück und verband ſich hier 1803 mit George Cadoudal (ſ. d.) und andern Franzoſen, den Bourbons den Weg zum Throne durch die Beſeitigung des Erſten Conſuls Bonaparte zu bahnen. Er kam nach Paris, wo er im Jan. 1804 auch Moreau, aber wol vergebens, Anträge machte. Bald gerieth die Polizei den Verſchwörern auf die Spur, und P. ſah ſich genöthigt, in dem Hauſe eines Freundes, des Kaufmanns Leblanc, Zuflucht zu ſuchen, der ihn aber für 300000 Frs. verrieth. In der Nacht vom 28. Febr. wurde er verhaftet und in den Temple geſetzt. Bei der Unterſuchung bekannte er offen ſeine verbrecheriſche Abſicht, leugnete aber durchaus, Moreau über den Mordplan ſelbſt Mittheilungen gemacht zu haben. Noch ehe das Urtheil geſprochen, fand man P. am Morgen des 6. April 1804 erdroſſelt auf ſeinem Bett im Gefängniſſe liegen.

Wahrscheinlich hatte er sich selbst mit einem Halstuche erwürgt. Die Royalisten beschuldigten Bonaparte, daß er P. habe ermorden lassen. Da jedoch P. schon das Leben verwirkt hatte, war die Verdächtigung sicherlich grundlos. Nach dem 18. Fructidor veröffentlichte das Directorium die Papiere sowie den spätern Briefwechsel P.'s mit Condé, der in Moreau's Hände gefallen, von demselben aber längere Zeit zurückbehalten worden war. Vgl. Montgaillard, «Mémoire concernant la trahison de P. dans les années III, IV et V» (Par. 1804).

Pichler (Joh. Ant.), der berühmteste Steinschneider des 18. Jahrh., geb. 12. April 1697 zu Brixen in Tirol, war ursprünglich dem Handelsstande bestimmt, ging aber dann als Graveur nach Neapel, wo er sich auf das Graviren in Stein beschränkte. Seit 1750 lebte er in Rom, wo er 1779 starb. Mehrere seiner Arbeiten reihen sich an die schönsten Muster dieses Fachs aus dem Alterthume. — Johann von P., Sohn des vorigen, geb. zu Neapel 1734, bildete sich unter Leitung des Vaters durch das Studium der Antiken. Als er bei der Anwesenheit Joseph's II. in Rom 1769 dessen Bild über Tische in einen Siegelring geschnitten hatte, suchte ihn dieser für Wien zu gewinnen und ernannte ihn, da P. nicht darauf einging, zu seinem Hofgraveur und erhob ihn in den Adelstand. Auf gleiche Weise lehnte P. die ihm von England aus gemachten Anträge ab. Er starb zu Rom 1791, und seine Büste wurde im Pantheon aufgestellt. Nächst der Kunst des Steinschneidens zeichnete sich P. als Pastellmaler aus. Auch die von ihm gearbeitete Sammlung von Kupferstichen nach den besten Gemälden Rafael's im Vatican und seine Auswahl geschnittener Steine und Cameen erwarben ihm den Beifall der Kenner. Zwei seiner Stiefbrüder, Anton und Johann Joseph P., von denen der eine in Rom, der andere in Wien sich niederließ, erwarben sich ebenfalls Ruf als Steinschneider. — Johann Peter P., dessen Kupferstiche sich den besten englischen zur Seite stellen lassen, wurde zu Botzen 1765 geboren und bildete sich hier durch den Unterricht des Malers Joh. Ant. Cusset zum guten Zeichner. Hierauf besuchte er die Akademie der bildenden Künste zu Wien. Später widmete er sich der Kupferstechkunst und bald ausschließend der Schabkunst. Nach Jakobe's, seines Schwiegervaters, Tode versah er dessen Stelle als Professor der Schabkunst, starb aber schon 1806 infolge seines unordentlichen Lebens und seines Hangs zum Trunke. Er hat eine sehr bedeutende Anzahl Blätter gestochen, die in guten Abdrücken in bedeutendem Preise stehen.

Pichler (Karoline), eine der bedeutendsten unter den deutschen Schriftstellerinnen, geb. zu Wien 7. Sept. 1769, die Tochter des Hofraths und Geh. Referendars Franz von Greiner und der Karoline von Hieronymus, erhielt in dem Hause ihrer Aeltern eine sorgfältige Erziehung. In dem Kreise junger gebildeter Männer, der sich um ihren Bruder gesammelt hatte, lernte sie auch den nachmaligen Regierungsrath Andr. Pichler kennen, der sich mit ihr 1796 vermählte. Die Ehe war sehr glücklich. Karolinens Mutter hatte über dem Bestreben, die Tochter geistig auszubilden, nicht verabsäumt, sie zugleich mit Ernst zur Häuslichkeit anzuhalten. Von früher Jugend mit den vorzüglichsten Erscheinungen der schönen Literatur vertraut, versuchte sie sich bereits vor ihrer Verheirathung als Dichterin; doch war es ihr, einige kleine Gedichte in Almanachen abgerechnet, nicht in den Sinn gekommen, öffentlich als solche anzutreten. Erst durch ihren Gatten ließ sie sich bewegen, die unter ihren Papieren vorgefundenen «Gleichnisse» im Druck erscheinen zu lassen (Wien 1800). Von mehrern Seiten und zum Theil von den ausgezeichnetsten Männern ihres Talents wegen belobt, schrieb sie den Roman «Olivier», der zuerst anonym im «Oesterreichischen Taschenkalender» aufs J. 1802 erschien (neue Aufl., 2 Bde., Wien 1812). Ihm folgten «Idyllen» (Wien 1803), meist Jugendarbeiten, der Roman «Lenore» (2 Bde., Wien 1804) und «Ruth, ein biblisches Gemälde in drei Idyllen» (Wien 1805). Hormayr war es, der sie in das Gebiet der Geschichte ihres Vaterlandes einführte. Gibbon's schneidende Urtheile in seiner «Geschichte des Verfalls des röm. Reichs» über die christl. Religion gaben ihr Veranlassung zu dem vorzüglichsten ihrer Werke, dem «Agathokles» (3 Bde., Wien 1808), worin sie den wohlthätigen und beglückenden Einfluß des Christenthums auf die Veredlung der Menschheit darzustellen versuchte. Die durch Hormayr anempfohlene Richtung, durch vorzugsweise Anwendung der Poesie und der bildenden Künste auf vaterländische Gegenstände die Geschichte zu populariſiren, verfolgte sie in den «Grafen von Hohenberg» (2 Bde., Lpz. 1811), auch in mehrern ihrer sonst schwachen dramatischen Arbeiten, unter anderm in dem histor. Schauspiele «Ferdinand II.» (Wien 1816). Dieselbe Richtung haben ihre Romane: «Die Belagerung Wiens von 1683» (3 Bde., Wien 1824), «Die Schweden in Prag» (Wien 1827) und «Die Wiedereroberung von Ofen» (2 Bde., Wien 1829) sowie «Henriette von England» (Wien 1832) und «Friedrich der Streitbare» (4 Bde., Wien 1831), in denen das

hiſtor. Material mit vielem Kunſtgeſchick verarbeitet iſt. Auch «Frauenwürde» (4 Bde., Wien 1808) und «Die Nebenbuhler» (2 Bde., Wien 1821) fanden vielen und verdienten Beifall. Ihre letzte Schrift waren die «Zeitbilder» (2 Bde., Wien 1840). Die Ausgabe ihrer «Sämmtlichen Werke» (Wien 1820—45) umfaßt 60 Bände; eine Ergänzung derſelben bilden die nach dem Tode der Verfaſſerin erſchienenen «Denkwürdigkeiten aus meinem Leben» (4 Bde., Wien 1844), welche zwar viel Intereſſantes enthalten, zum Theil aber auch an Breite leiden, wie denn auch ihre Romane bei allen, beſonders ſittlichen Vorzügen von dieſem Fehler und mancher Flachheit nicht frei ſind. Sie ſtarb in Wien 9. Juli 1843.

Pickelhaube hieß eine helmartige Kopfbedeckung von Leder mit Metallbeſchlägen, auch von Eiſen oder Stahl, gewöhnlich oben mit einer Spitze und einem breiten Nackenſchirm verſehen. Die Helme der preuß. Infanterie ſind den P. früherer Zeit in der Form ähnlich.

Pico (Giovanni), einer der gelehrteſten Männer zur Zeit des Wiederaufblühens der Wiſſenſchaften in Italien, geb. 24. Febr. 1463 aus dem Geſchlecht der Grafen und Fürſten von Mirandola und Concordia, ſtammte mütterlicherſeits aus dem edeln Geſchlechte Bojardo. Als Kind ſchon zeigte er außerordentliche Proben von Faſſungskraft und Gedächtniß. Dem geiſtlichen Stande beſtimmt, begab er ſich in einem Alter von 14 J. nach Bologna, um das kanoniſche Recht zu ſtudiren. Nach zwei Jahren indeß zog ihn ſeine Neigung zur Philoſophie und zu den Geheimniſſen der Natur. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiſte er Italien und Frankreich, wo er die berühmteſten Schulen beſuchte. Nach ſieben Jahren des anhaltendſten Fleißes ging er nach Rom und machte 1486 nicht ohne Ruhmſucht 900 Theſen aus allen Wiſſenſchaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er öffentlich zu vertheidigen ſich erbot. Allein niemand wagte zu erſcheinen. Dagegen ſuchte man die Rechtgläubigkeit dieſer Theſen verdächtig zu machen. P. ſchlug zwar dieſe Angriffe durch ſeine «Apologia» zurück, ein Werk voll gründlicher Gelehrſamkeit, entſchloß ſich jedoch, obgleich er für die Liebe und ihre Genüſſe nicht unempfindlich war, die ſtrengſte Lebensweiſe zu befolgen und ſich ausſchließend mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Infolge dieſes Entſchluſſes warf er fünf Bücher ital. Liebesgedichte ins Feuer. Er ließ ſich in Florenz nieder und wurde eins der angeſehenſten Mitglieder jenes Kreiſes geiſtreicher und gelehrter Männer, die ſich um Lorenzo de' Medici ſcharten und die Platoniſche Akademie bildeten. P.'s Werke, darunter der «Heptaplus», eine myſtiſche Auslegung der Schöpfungsgeſchichte, in welcher er auch Plato's Lehre auf Moſes zurückführte, und «De Ente et Uno», bleiben übrigens ſehr hinter ſeinem glänzenden Rufe zurück. Bis an ſeinen Tod arbeitete er an dem Unternehmen, die Lehren des Plato und Ariſtoteles zu vereinigen. P. ſtarb 17. Nov. 1494 zu Florenz. Nach ſeinem Tode erſchien eine Sammlung ſeiner «Opera» (Vened. 1498). Von ſeinen Zeitgenoſſen wird P. als ein Wunder von Gelehrſamkeit und Genie geprieſen; gewöhnlich nannte man ihn nur den Phönix. Noch mehr als er wendete ſich ſein Neffe, Johann Franz P. von Mirandola, der Anhänger Savonarola's, geſt. 1533, dem Myſticismus zu. Beider Werke erſchienen zuſammengedruckt zu Baſel 1573 und 1601.

Picten (lat. Picti) heißen ſeit dem 3. Jahrh. n. Chr. die celt. Bewohner des nordöſtl. Schottland (Caledonia), die ſich in Verbindung mit den aus Irland eingewanderten Scoten (in den ſüdweſtl. Theilen Schottlands) durch ihre Einfälle in das röm. Britannien furchtbar machten und, nachdem die Römer das Land aufgegeben, die Herbeirufung der Sachſen durch die Briten (die celt. Bewohner Englands) veranlaßten. Die P. zerfielen in zwei Abtheilungen, die ſüdlichen und die nördlichen, die durch das Grampiangebirge geſchieden waren und zeitweiſe auch beſondere Staaten bildeten. Die ſüdlichen P. erhielten bereits im Anfange des 5. Jahrh. durch St.-Ninian und deſſen Schüler, die nördlichen durch den berühmten Columba (geſt. 597) das Chriſtenthum. Der erſte chriſtl. König der P. war Brude (geſt. 586). Unter Nectan, der 710 den Thron beſtieg und ein Freund der Wiſſenſchaften war, erfuhren die kirchlichen Verhältniſſe wichtige Umgeſtaltungen. Den Höhepunkt ihrer Macht erreichten die P. unter der Regierung des Hungus, des Sohnes des Urguſt (730—60), der ununterbrochen mit den Scoten, Briten und Angelſachſen zu kämpfen hatte, aber meiſt ſiegreich war. 843 kam der Thron an Kennet (Sohn des Alpin), den König der Scoten, unter deſſen Nachfolgern ſcot. Stammes allmählich der Name P. ſich in den der Scoten (Schotten) verlor. Die Reſidenz der Pictenkönige war Forteviot in Stratherne. Der Name der P. hat mit dem lat. pictus (gemalt) nichts zu ſchaffen; er iſt, wie der der Pictones oder Pictavii, der altgall. Bewohner des heutigen, nach ihnen benannten Poitou, ein urſprünglich celtiſcher.

Pictet (Markus Auguſt), Naturforſcher, geb. zu Genf 23. Juli 1752, einer alten und vornehmen Familie angehörend, war Schüler, Freund und Reiſebegleiter des berühmten Sauſſure,

dem er auch 1786 als Profeſſor und ſpäter als Präſident der Akademie zu Genf nachfolgte. An den polit. Unruhen ſeiner Vaterſtadt nahm er nur indirect theil, unterhandelte aber 1798 im Auftrage derſelben wegen des Anſchluſſes an Frankreich und wurde dann Mitglied des Raths der Funfzehn. 1802 trat er in das Tribunat, als deſſen Secretär er ſeit 1803 für größere Handelsfreiheit, Anlegung von Kunſtſtraßen und Kanälen wirkte. Er ſtimmte für Napoleon's lebenslängliches Conſulat, wurde von dieſem 1807 zu einem der 15 Generalinſpectoren des öffentlichen Unterrichts erhoben und ſtiftete in dieſer Stellung viel Gutes. Er ſtarb zu Genf 18. April 1825. P. war ein ebenſo einſichtsvoller und redlicher Staatsdiener als tüchtiger Gelehrter. Er hat Vieles und Wichtiges im Gebiete der Phyſik, zumal der Alpen, der Mathematik und Oekonomie geleiſtet und iſt Begründer der ſeit 1816 als «Bibliothèque universelle» beſtehenden Zeitſchrift, die er ſeit 1796 in Verbindung mit ſeinem Bruder unter dem Titel «Bibliothèque britannique» herausgab. Seine Werke beſtehen zum großen Theil in Abhandlungen, die in Geſellſchaftsſchriften zerſtreut ſind. — P. de Rochemont (Charles), bekannt als Agronom und Diplomat, des vorigen Bruder, wurde 21. Sept. 1755 zu Genf geboren, trat in ein franz. Schweizerregiment, kehrte aber 1785 zurück und heirathete eine vornehme Genferin, deren Namen Rochemont er fortan führte. Seit 1789 bekleidete P. mehrere öffentliche Aemter, blieb jedoch während der franz. Herrſchaft ohne Anſtellung. Seit 1813 war er Abgeordneter von Genf bei den verbündeten Monarchen, und in dieſer Eigenſchaft wohnte er auch 1814 dem Congreſſe zu Wien bei. In den folgenden Jahren wirkte er als Bevollmächtigter von Genf in Paris und Turin, half hierauf als Staatsrath die Organiſation des Cantons vollenden und zog ſich dann auf ſein Gut Lanzy zurück, wo er mit Eifer der Fortbildung der Landwirthſchaft lebte und mit Fellenberg für die Errichtung von Armenſchulen und andern gemeinnützigen Anſtalten thätig war. Er ſtarb 29. Dec. 1824. Von ſeinen Schriften iſt zu nennen: «La Suisse dans l'intérêt de l'Europe» (deutſch, Tüb. 1821), die viel Aufſehen erregte und anfangs dem General Jomini zugeſchrieben ward. — François Jules P., derſelben Familie angehörend, geb. um 1800, erwarb ſich als Profeſſor der Zoologie und Anatomie in ſeiner Vaterſtadt Genf durch eine Reihe geſchätzter zoolog. und paläontolog. Arbeiten einen geachteten Namen. Seine Hauptwerke ſind: «Histoire naturelle des insectes Névroptères» (2 Bde., Genf 1841—43); «Traité élémentaire de Paléontologie» (4 Bde., Genf 1844—46; 2. Aufl., Par. 1853—55, mit Atlas); «Description des mollusques fossiles dans les environs de Genève» (2 Bde., Genf 1849—51); «Les Poissons fossiles du Libanon» (Genf 1850); «Mélanges paléontologiques» (Genf 1863) u. ſ. w. — Adolphe P., ein Vetter des vorigen, Artillerieoffizier zu Genf, hat ſich beſonders durch ſeine Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforſchung verdient gemacht. Die wichtigſten unter denſelben ſind: «De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit» (Par. 1837) und «Les origines indo-européennes ou les Aryas primitifs» (Bd. 1 und 2, Par. 1859—63).

Piedeſtal heißt jeder einfache oder verzierte Unterſatz, mittels deſſen man Säulen, Statuen, Trophäen, Vaſen u. ſ. w. eine etwas erhöhte Stellung gibt. Das P. iſt ein kurzer vierſeitiger, oft auch runder oder vielſeitiger Pfeiler mit einem Fußgeſims und einer gegliederten Deckplatte. In den erſten Zeiten der Kunſt ſetzte man die Säulen ſtumpf oder mit einem Fußgeſims verſehen auf den Boden des Tempels oder Gebäudes, welcher indeſſen gegen das umgebende Erdreich ſtets mittels einer oder mehrerer Stufen erhoben war, ſpäter, als man höhere Säulen brauchte und doch deren Dicke nicht vermehren wollte, erfand man das P., welches aber ſtets der Säule ein mageres und gebrechliches Anſehen gibt, ſobald nicht eine Wand dahinter liegt, wie z. B. bei Bogenſtellungen zwiſchen Säulen. Sehr anwendbar ſind indeſſen die P., ſobald mehrere Ordnungen übereinanderſtehen, für die obern, indem dadurch der Fuß der Säule, welche ſich außerdem bei der Anſicht hinter dem vorragenden Kranzgeſims verſtecken würde, hervorgehoben und ſichtbar wird. (S. Säule.)

Piemont, franz. Piémont, engl. Piedmont, ital. Piemonte, lat. Pedimontium (d. h. am Fuß der Berge liegendes Land), der Hauptbeſtandtheil des frühern Königreichs Sardinien, umfaßte das eigentliche Fürſtenthum P. mit Turin, Carignano, Savigliano, Coni, Mondovi und die Landſchaft Pignerolo oder die Piemonteſiſchen Thäler, auch ſchlechtweg «die Thäler» genannt, die Marquiſate Saluzzo und Suſa, die Grafſchaft Nizza und das Fürſtenthum Oneglia, die Grafſchaften Aſti und Canaveſe (Ivrea), das Herzogthum Aoſta und die Herrſchaft Vercelli. Dazu kamen 1708 das 50 Q.-M. große Herzogthum Monferrat (ſ. d.) mit Caſale und Acqui ſowie durch die Verträge von Turin 1703, Wien 1735 und Worms 1743 folgende

an den ſardin. Staat gefallenen Antheile des Herzogthums Mailand (zuſammen 150 Q.-M.): die Borromeiſchen Inſeln im Lago-Maggiore, die Landſchaft Val di Seſia (Borgo), Ober-Novareſe oder Grafſchaft Anghiera (Domo d'Oſſola), Unter-Novareſe (Novara), Vigevanaſco (Vigevano), Lomellina, Aleſſandria und Valenza, Tortoneſe (Tortona), die Gebiete von Novi und Bobbio ſowie ein Theil von Paveſe (Voghera). Aus dieſem Ländercomplex, der im weitern Sinne P. genannt ward, wurden während der franz. Herrſchaft (1797—1814), mit Ausnahme von Novara, Vigevano und andern ehemals mailänd. Gebieten, die zuſammen als Departement Agogna zur ital. Republik, dann zum Napoleoniſchen Königreiche Italien geſchlagen wurden, die ſechs mit Frankreich vereinigten Departements gebildet: Po (Turin), Seſia (Vercelli), Marengo (Aleſſandria), Stura (Coni), Tanaro (Aſti), Montenotte (Savona) und Seealpen (Nizza). Nach Wiederherſtellung der ſardin. Dynaſtie kehrten 1814 auch die alten Namen wieder zurück und verblieben als Eintheilung für die Verwaltung bis 1819, wo die Provinzen Turin, Coni, Aleſſandria, Novara, Aoſta und Nizza gebildet wurden. Seitdem hat ſich die Eintheilung des Landes in «Diviſionen» wiederholentlich geändert. 1856, alſo vor dem Frieden von Villafranca, zerfiel das Land, abgeſehen von Nizza (ſ. d.), in die Diviſionen Turin, Aleſſandria, Coni, Novara und Vercelli, die zuſammen auf 551,92 Q.-M. 2,736548 E. zählten. Nach Herſtellung des Königreichs Italien (nach Abtretung von Nizza, Einverleibung der Lombardei u. ſ. w.) wurden bedeutende Veränderungen in der Eintheilung vorgenommen, und gegenwärtig verſteht man unter Piemonte nur die Provinzen Turin, Aleſſandria, Novara, Coni (Cuneo), welche, in ganz anderer Begrenzung und Gebietsgröße als früher, 1861 auf 526,74 Q.-M. 2,764263, dagegen Ende 1863 bereits 2,806081 E. zählten. Das Land iſt im N. von der Schweiz (Wallis), im W. von Frankreich (Savoyen, Dauphiné, Provence), im S. vom franz. Nizza und von Ligurien (Porto-Maurizio und Genua), im O. von der Lombardei begrenzt. Auf der Nord- und Weſtſeite iſt es von den höchſten Alpen eingeſchloſſen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Gegen Wallis ſind die Penniniſchen Alpen und gegen Savoyen und Frankreich die Grajiſchen und Cottiſchen; gegen Süden an der Grenze von Nizza und Genua ziehen ſich die Meeralpen hin. Der Hauptfluß iſt der Po, der alle andern Flüſſe des Landes aufnimmt. In der Mitte des Landes, die er durchfließt, und wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechſeln, ſind die fruchtbarſten und ſchönſten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Oel- und Obſtbau blühen und Getreide aller Art, Hülſenfrüchte, Mais, Reis, Hanf, Kaſtanien, Obſt, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern Lande ſo ſtark und ſo gut betrieben als in P., wo man jährlich für 22 Mill. Lire Seide gewinnt, welche meiſt roh aus dem Lande geht. Holz wird dem mittlern holzärmern Lande aus den waldreichen Gebirgen und Hügeln an den nördl., weſtl. und ſüdl. Grenzen zugeflößt. Die Einwohner ſind fleißig und erwerbſam und bekennen ſich zur kath. Kirche bis auf etwa 27000 Waldenſer, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen (Lucerna, Peroſa, Cluſone und San-Martino) bewohnen und ſich durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. Außer Ackerbau, Viehzucht und Seidenbau beſchäftigen ſich die Einwohner auch mit Fabriken und Manufacturen, beſonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele Tauſende ziehen auch im übrigen Italien, in Frankreich und Deutſchland, beſonders als Kupferſtich- und Galanteriehändler, herum und kehren dann mit ihrem Verdienſte in ihr Vaterland zurück. (S. Sardinien.)

Pierce (Franklin), der 14. Präſident der Vereinigten Staaten von Amerika, geb. 23. Nov. 1804 zu Hillsborough im Staate Neuhampſhire, erhielt in den Schulen ſeines Geburtsorts, ſpäter auf dem Bowdoin-College in Brunswick in Maine eine gute Erziehung und ließ ſich 1827 in Hillsborough als Advocat nieder. Doch wurde er bald von der Politik der juriſt. Laufbahn entriſſen, nachdem ſein Vater Benjamin P. zum Gouverneur von Neuhampſhire gewählt worden war. Ein eifriger Anhänger der demokratiſchen Partei, unterſtützte er aus allen Kräften die Wahl des Generals Jackſon zum Präſidenten, während er ſelbſt 1829 einen Sitz in der Legislatur von Neuhampſhire erhielt, in welcher er 1832 zum Sprecher gewählt wurde. Schon 1833 trat er als Abgeordneter in den Congreß und war erſt Mitglied des Repräſentantenhauſes, dann ſeit 1837 des Senats. 1842 legte er jedoch ſein Mandat nieder und nahm in Concord, in ſeinem Heimatsſtaat, die juriſt. Praxis wieder auf. P. ſprach nie oder ſelten, zeichnete ſich aber durch Fleiß in den Ausſchüſſen aus und gewann ſich durch ſein gefälliges Weſen und die unbedingte Vertretung der ſüdl. Intereſſen eine große perſönliche Beliebtheit bei der Majorität des Congreſſes. Als Präſident Polk ihn 1846 zum Generalanwalt der Vereinigten Staaten ernennen wollte, lehnte er das Amt ab als unverträglich mit den Rückſichten für ſeine Familie. Dagegen ließ er ſich beim Ausbruche des mexic. Kriegs als einer der erſten Freiwilligen von

Concord einschreiben. Doch wurde er sofort zum Obersten eines Milizregiments und bald darauf vom Präsidenten zum Brigadegeneral ernannt, als welcher er sich 3. März 1847 von Newport aus nach dem Kriegsschauplatze einschiffte. Er langte Ende Juni in Veracruz an und machte den ganzen Feldzug unter General Scott mit, that sich auch bei verschiedenen Gelegenheiten, wie in den Schlachten von Contreras, Molino del Rey und Chapultepec, rühmlichst hervor. Nach Beendigung des Kriegs kehrte er zu seiner Praxis in Concord zurück. 1850 wurde er Präsident des Convents, welcher berufen war, um die Verfassung des Staats Neuhampshire zu revidiren. Nachdem ihn im Juni 1852 der in Baltimore versammelte Convent der demokratischen Partei auf Antrag der virginischen Delegaten zum Candidaten für die Präsidentenwürde der Union vorgeschlagen, entschied sich bei der Wahl im Nov. 1852 das Volk mit großer Majorität für ihn, infolge dessen er 4. März 1853 den Präsidentenstuhl bestieg. Alle Staaten, mit Ausnahme von Vermont, Massachusetts, Kentucky und Tennessee, stimmten für ihn; sein Gegencandidat war General Scott. Die Verwaltung P.'s (1853—57) entsprach indessen den Erwartungen durchaus nicht. Er bewies sich als das Werkzeug des Südens, dessen Zwecke er direct und indirect mit größter Gewissenlosigkeit förderte. In seiner auswärtigen Politik discreditirte er die Union durch seine Freundschaft gegen Centralamerika und Spanien und seine Absichten auf Cuba, um der Sklaverei ein größeres Gebiet zu erwerben. In der innern Politik half er aus denselben Beweggründen durch Unterstützung der Nebraska-Bill (s. Nebraska) den später (1861) ausbrechenden Bürgerkrieg vorbereiten, zu welchem überhaupt unter seiner Verwaltung die Grundlagen gelegt wurden. Jefferson Davis, der nachmalige Präsident des Südens, war unter P. Kriegsminister und dessen einflußreichster Rathgeber. Selbst die energische Haltung, welche sein erfahrener und umsichtiger Staatssecretär Marcy in der Koßta-Frage und den Pariser Conferenzen gegenüber (1856) in den dort verhandelten Seerechtsfragen (Rechte der Neutralen u. s. w.) einnahm, konnte über den freiheitsfeindlichen Charakter der P.'schen Politik nicht täuschen. Nach seinem Rücktritt vom Amte bereiste P. Europa und kehrte dann nach Concord zurück, wo er seitdem lebte. Seine offene Parteinahme für den Süden während des Bürgerkriegs entfremdete ihm die Gemüther seiner Landsleute gänzlich.

Pierer (Joh. Friedr.), Begründer der Pierer'schen Verlagsbuchhandlung in Altenburg, geb. zu Altenburg 22. Jan. 1767, bezog 1783 die Akademie zu Jena, um die Rechte zu studiren, wendete sich aber im folgenden Jahre dem Studium der Medicin zu, das er später in Erlangen fortsetzte. Nachdem er 1788 in Jena die medic. Doctorwürde erlangt, besuchte er zu seiner weitern Ausbildung Berlin, Wien, Strasburg und Göttingen und ließ sich 1790 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Er erhielt daselbst 1792 das Landphysikat und erlangte bald eine verbreitete Praxis, die er jedoch seit 1794 größtentheils wieder aufgab. 1798 begann er die Herausgabe der «Medic. Nationalzeitung», an die sich 1800 die «Allgemeinen medic. Annalen des 19. Jahrh.» als Fortsetzung anschlossen, die er seit 1821 mit Choulant unter dem Titel «Annalen der Medicin» bis zu seinem Tode fortsetzte, worauf sie Pabst übernahm. Nachdem er 1799 die Richter'sche Druckerei angekauft, begründete er 1801 ein buchhändlerisches Etablissement unter der Firma «Literarisches Comptoir.» 1806 begann er eine «Bibliotheca iatriaca», enthaltend die Werke des Hippokrates (3 Bde.), erscheinen zu lassen, doch die Zeitumstände nöthigten ihn, diese Idee aufzugeben. Ebenso scheiterte an der Ungunst der Zeit ein 1816 von ihm entworfener Plan eines allgemeinen Vereins deutscher Aerzte. 1814 erhielt er statt des Landphysikats das Stadt- und Amtsphysikat und das Prädicat als Hofrath. Das Literarische Comptoir trat er 1816 an F. A. Brockhaus ab, übernahm es aber 1823 wieder als Literatur-Comptoir und überließ nachher die Leitung seinem Sohne. Als Vorstand einer für den Zweck einer Regulirung des Medicinalwesens errichteten Commission arbeitete er 1823 und 1824 die umfassende Medicinalordnung für das Herzogthum Altenburg. 1826 wurde er zum Obermedicinalrath ernannt und consultirender Leibarzt des Herzogs. Sein Hauptwerk ist das von ihm im Verein mit mehrern andern Mitarbeitern herausgegebene «Anatom.-physiol. Realwörterbuch» (8 Bde., Altenb. 1816—29). In der letzten Zeit seines Lebens nahm er vielen Antheil an dem von seinem Sohne redigirten «Encyklopäd. Wörterbuch». P. starb zu Altenburg 21. Dec. 1832. — Heinrich August P., geb. 1794 zu Altenburg, studirte seit 1811 zu Jena Medicin, als 1813 der Aufruf zum Kampfe für Deutschlands Freiheit auch ihn veranlaßte, in das Lützow'sche Corps einzutreten. Nach der Rückkehr stand er mit dem 19. preuß. Regiment erst zu Magdeburg, dann zu Posen, wo er Unterricht an der Divisionsschule gab, und wurde hierauf 1821 Hauptmann bei den altenburg. freiwilligen Jägern. 1831 nahm er als Major seinen Abschied. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch das von ihm mit

großer Umsicht und Fleiß redigirte «Encyklopäd. Wörterbuch» (26 Bde., Altenb. 1824—36), welches in der zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage (34 Bde., Altenb. 1840—46) den Titel «Universal-Lexikon» erhielt. P. starb 12. Mai 1850. Seitdem wurde die Buchhandlung, die er zugleich mit der Hofbuchdruckerei 6. Mai 1835 unter eigener Firma übernommen hatte, von seinen Erben, zunächst von seinen beiden ältern Söhnen Eugen P. (geb. 16. Dec. 1824) und Victor P. (geb. 28. Aug. 1826) fortgeführt, welche die dritte Ausgabe des «Universal-Lexikon» (34 Bde., Altenburg. 1851—54) veranstalteten und bei dieser Gelegenheit «Supplemente» (6 Bde., Altenb. 1851—54) zur zweiten Auflage erscheinen ließen. Letztern folgten «Neueste Ergänzungen» zu allen Auflagen des Werks (2 Bde., Altenb. 1855—56). Nach dem 20. Dec. 1855 erfolgten Tode Victor P.'s trat der jüngste Bruder, Alfred P., geb. 12. Febr. 1836, mit in das Geschäft und übernahm dasselbe 1. Juli 1859 mit Eugen P. für eigene Rechnung. Beide Brüder unternahmen eine vierte völlig umgearbeitete Auflage des «Universal-Lexikon» (19 Bde., Altenb. 1857—64), welcher sich ein Ergänzungswerk unter dem Titel «P.'s Jahrbücher» (2 Bde., Altenb. 1865—67) anschloß. Auch wurde von ihnen durch Ankauf hervorragender pädagog. Schriften das Geschäft wesentlich erweitert.

Pieriden, s. Musen.

Pierrot, eine komische Maske auf dem franz. Theater, die Verschmelzung des Harlekin (s. d.) und Pulcinella (s. d.), ist wie dieser gekleidet und wie jener launig und witzig. Bei den Italienern ist der P. der einfältige Diener.

Pietà (ital., so viel als Frömmigkeit, Mitleid, Liebe zu seinen Verwandten) nennt man in der bildenden Kunst die Darstellung der Mutter Maria, die den Leichnam ihres Sohnes im Schoße hält. Es ist der Gegensatz zur Madonna mit dem Christkinde auf dem Arme. So wie dieser Gegenstand den Künstlern Gelegenheit gab, den Ausdruck der reinsten Freude und höchsten Mutterliebe zur Anschauung zu bringen, so ist eine P. der Stoff für die Darstellung des tiefsten Schmerzes und Grams. Nicht blos die Malerei hat sich vielfach daran versucht, sondern auch die Plastik. So arbeitete Michel-Angelo in seinem 25. J. eine P., die sich in der Peterskirche zu Rom befindet. Die Gruppe gleicht in der Anordnung und in einzelnen Motiven durchaus einem neuerlich aufgefundenen Bilde, welches dem Lucas Signorelli zugeschrieben wird. Unter den neuern Künstlern hat keiner diesen schönen und vielfach behandelten Stoff herrlicher, tiefer und ausdrucksvoller zur Erscheinung gebracht als Ernst Rietschel in Dresden. Sein unübertreffliches Werk ist aber Modell geblieben.

Pietisten nannte man zuerst am Ende des 17. Jahrh. Philipp Jakob Spener (s. d.) und dessen Anhänger wegen ihres Drängens auf lebendige Herzensfrömmigkeit und werkthätiges Christenthum gegenüber der damals in der luth. Kirche herrschenden bloßen Lehr- und Bekenntnißgerechtigkeit. Der Name P. wurde anfangs in Leipzig von den Orthodoxen als Schimpfname im Sinne von «Frömmler» für einige junge, durch Spener angeregte leipziger Magister gebraucht, welche seit 1689 erbauliche Vorlesungen über das Neue Testament (collegia pietatis) zu halten begonnen hatten; diese aber nahmen ihn bald als Ehrennamen an. Der Ursprung des Spener'schen Pietismus hängt mit den Bestrebungen eines Joh. Arnd, Joh. Valentin Andreä, Matthäus Meyfarth, Quistorp u. a. zusammen, die schon längere Zeit vor Spener gemahnt hatten, über der Reinheit der Lehre die Reinheit des Lebens und die Frömmigkeit des Herzens nicht zu vergessen. Das Neue bei Spener war nur einerseits die Forderung eines gründlichen und vor allem nicht sowol gelehrten als erbaulichen Bibelstudiums gegenüber der Gewohnheit der damaligen Orthodoxie, allen Eifer ausschließlich an theol. «Controversen» zu wenden, ferner die Betonung der «Wiedergeburt» oder «Erweckung» als Merkmals lebendigen Christenglaubens, mit Zurückstellung der von den Orthodoxen überschätzten Dogmatik, die Verkündigung des «allgemeinen Priesterthums» gegenüber der Alleinherrschaft der Theologen und Pastoren in der prot. Kirche, vor allem aber die energische Thätigkeit, mit welcher Spener die Reform des Kirchenwesens selbst praktisch in die Hand nahm und auf die Laien, namentlich auch auf die höhern Klassen einzuwirken verstand. Als Prediger in Frankfurt a. M. begann er seit 1670 neben dem öffentlichen Gottesdienste erbauliche Hausversammlungen zu halten, bei denen die Bibel praktisch erklärt wurde. Der Zulauf zu diesen Bibelstunden war ein außerordentlicher, und bald ahmte man sie anderwärts nach. Die Schrift «Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evang. Kirche», die zuerst als Vorrede zu Arnd's «Postille» (1675) erschien, und in welcher Spener seine Reformvorschläge öffentlich darlegte, wurde auch von nachmaligen Gegnern mit Beifall begrüßt. Ein tiefer Zug nach lebendiger Frömmigkeit, der freilich bei vielen in religiöse Schwärmerei und eine düstere Lebensauffassung ausartete, ging damals

durch das des theol. Gezänks überdrüßige prot. Volk. Spener und ſeine Freunde wußten dieſes Gemüthsbedürfniß zu befriedigen, ohne das kirchliche Dogma antaſten zu wollen, ernteten aber von den Orthodoxen dafür Haß und Verfolgung, wozu freilich allerlei Zeichen religiöſer Ueberſpannung, die namentlich bei erweckten Laien vorkamen, viel beitrugen. Dennoch konnte Spener als Oberhofprediger zu Dresden (ſeit 1686) mit der ihm eigenen Mäßigung unangefochten für ſeine Grundſätze wirken. Erſt der leipziger Streit, der mit einem förmlichen Proceſſe gegen die pietiſtiſchen Docenten A. H. Francke (ſ. d.) und Anton, ihrer Ausweiſung aus Leipzig und dem Verbote der Bibelſtunden als ordnungswidriger Conventikel endete, verleidete auch Spener ſeine Stellung, und er war froh, 1691 einem Rufe nach Berlin folgen zu können. Die Häupter der luth. Orthodoxie traten jetzt gegen den Pietismus und ſeine Ketzereien in die Schranken, theilweiſe, wie ein Mayer, Schelwig und Fecht, mit der ungehörigſten Polemik. Dagegen wurde unter Spener's und des Philoſophen Thomaſius' (ſ. d.) Mitwirkung die Univerſität Halle (1695) eröffnet und die hervorragendſten theol. Anhänger Spener's als Lehrer an dieſelbe berufen. Der erſte von ihnen war der aus Leipzig und Erfurt vertriebene Francke, der Stifter des halliſchen Waiſenhauſes. Bis über die Mitte des 18. Jahrh. blieb Halle die eigentliche Pflanzſchule des Pietismus, wogegen in dem benachbarten Kurſachſen nach dem rohen Carpzov der edle und gelehrte Valentin Ernſt Löſcher (geſt. als Superintendent zu Dresden 1749) in maßvollerer, aber um ſo erfolgreicherer Weiſe den Pietismus bekämpfte. In der That machten ſich die Schwächen der Richtung ſchon bei Francke, mehr noch bei den halliſchen Lehrern der zweiten Generation ſtark geltend. An die Stelle der dogmatiſchen Formel war die Herrſchaft der frommen Phraſe getreten, und die Aeußerlichkeit der orthodoxen Lehr- und Bekenntnißgerechtigkeit wurde durch die womöglich noch größere Aeußerlichkeit gottſeliger Manieren und Geberden verdrängt. Die «Wiedergeborenen» begannen ſich von den Weltkindern ſehr bald durch Haarſchnitt, Kleidertracht und Kopfhaltung zu unterſcheiden und alle Vergnügungen, wie Tanz, Schauſpiel, Kartenſpiel u. ſ. w., als ſündig zu meiden. Hielten die Orthodoxen um der «reinen Lehre» willen ſich für wohlgefällig vor Gott, ſo rühmten die P. ſich ihres geiſtlichen Wandels und ihres heil. Herzens.

Der Geiſt der neuen Zeit kündigt ſich in dem Pietismus bereits an durch das Gewichtlegen auf das Recht des religiöſen Subjects und die innerliche Frömmigkeit gegenüber der alleinſeligmachenden Dogmatik. Auch die Gefühlsſchwelgerei iſt den P. nicht eigenthümlich geweſen; dieſe trat z. B. im Herrnhuterthum in noch weit ſüßlicherer und weichlicherer Weiſe hervor. Allein die beſonders durch Francke ausgebildete, dem Methodismus (ſ. d.) verwandte Theorie vom «Bußkampf» und vom «Durchbruch der Gnade», die Verdrängung der objectiven Verſöhnung durch die individuelle «Erweckung», das ewige Jammern der Wiedergeborenen über die gottloſe Welt und ihr zudringlicher Bekehrungseifer gegenüber den Weltkindern mußte kräftigere Naturen mit gründlichem Widerwillen gegen dieſe neue Art von Frömmigkeit erfüllen. Hierzu kam, daß der geiſtliche Hochmuth der P. in demſelben Grade zunahm, als alle ernſtern Studien von ihnen vernachläſſigt und eine gründliche theol. Wiſſenſchaft als profanes Treiben verachtet wurde. Aus der Theologie zurückgedrängt, flüchtete ſich der Pietismus gegen Ende des 18. Jahrh. immer mehr in einzelne religiös angeregte Laienkreiſe, die ſich der Richtung des Zeitalters auf einſeitige Verſtandesbildung entzogen, und drang namentlich in Würtemberg und den Rheinlanden tief in die mittlern und niedern Volksſchichten ein, während er anderwärts in hochariſtokratiſchen Kreiſen als eine Art Modeſache gepflegt und von «ſchönen Seelen» auch äſthetiſch ſchmackhaft befunden wurde. Während der Herrſchaft des Rationalismus hatten ſich die Reſte der ältern Orthodoxie unter den Schutz des Pietismus geflüchtet, der wenigſtens auf den übernatürlichen Urſprung und Inhalt der Bibel ebenſo wie die Dogmen vom erbſündlichen Verderben und von der reinigenden Macht des Opferbluts Chriſti das größte Gewicht legte, und die theol. Reſtauration, deren Vorkämpfer gegen Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrh. Hengſtenberg (ſ. d.) in Berlin wurde, trat zuerſt im pietiſtiſchen Gewande auf. Die ernſtere evang. Frömmigkeit, welche namentlich ſeit den Freiheitskriegen von neuem im deutſchen Volke ſich regte, kam unter dem fördernden Einfluſſe der allgemeinen Reaction beſonders dem Pietismus zugute, unter deſſen Hülle auch die moderne Orthodoxie allmählich erſtarkte. Beſonders unter den höhern Schichten der Geſellſchaft nahmen die Conventikel und frommen Theegeſellſchaften, die pietiſtiſchen Vereine für Verbreitung frommer Tractätchen und propagandiſtiſche Bearbeitung des Volks von neuem überhand. Reactionäre Regierungen beſetzten um der «Solidarität der conſervativen Intereſſen» willen die Conſiſtorien und die theol. Lehrſtühle am liebſten mit pietiſtiſchen, wenn auch wiſſenſchaftlich noch ſo unbedeutenden Männern, unter deren Einfluſſe ein neues Geſchlecht von «gläubigen» Geiſtlichen heranwuchs. So konnte auf die lichtfreundlichen

Bewegungen der J. 1844—48 in den Reactionsjahren seit 1849 ein um so stärkerer pietistischer Rückschlag folgen. Auf den sog. Kirchentagen (seit 1848), in den vielverzweigten Vereinen und Anstalten für Innere Mission (s. d.), durch Pastoraleonferenzen, Gebetsversammlungen, Tractate und öffentliche Vorträge für Gebildete suchte der Pietismus, unter dessen Fahne auch ein großer Theil der Vermittelungstheologie einherschritt, für seine Tendenzen Propaganda zu machen und die kirchlichen Angelegenheiten überall in seinem Sinne zu leiten. Aber die inzwischen erstarkte confessionelle Richtung begann um dieselbe Zeit sich immer entschiedener vom Pietismus zu sondern, dem sie Subjectivismus, dogmatische Unbestimmtheit und Hinneigung zur Union der beiden evang. Kirchen zum Vorwurf machte. Die Betheiligung der pietistischen Partei an der sog. «Evangelischen Allianz», welche eine Verbrüderung der «Kinder Gottes» in allen prot. Denominationen bezweckte und unter dem Schutze Friedrich Wilhelm's IV. im Sept. 1857 in Berlin tagte, gab das Signal zur Trennung, die auf dem neunten Kirchentage zu Stuttgart (1857), auf welchem die Confessionellen unter Stahl (s. d.) ausschieden, zum scharfen Ausdrucke kam. Die durch den gemeinsamen Kampf gegen die freisinnigen kirchlichen und theol. Bestrebungen der neuesten Zeit, insbesondere gegen Renan, Strauß, Schenkel und den deutschen Protestantenverein herbeigeführte Annäherung beider Parteien hat, seit die Vergrößerung des preuß. Staatsgebiets durch «rein lutherische» Länder den Unionsstreit von neuem ansachte (1866), einem abermals verschärften Gegensatze zwischen P. und Orthodoxen Platz gemacht.

Pigafetta (Antonio), der Gefährte Magellan's auf dessen Entdeckungsreise, stammte aus einer angesehenen Familie in Toscana und wurde um 1491 zu Vicenza geboren. Von Jugend auf von dem Gedanken beseelt, einst auf Entdeckungen neuer Länder auszugehen, widmete er sich mit großem Fleiße den mathem. Wissenschaften und der Seefahrtskunde. Als infolge der von Alexander VI. gezogenen Demareationslinie wegen der Molukken zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid eine Differenz eintrat und Karl V. eine Expedition unter Magellan (s. d.) auszusenden beabsichtigte, um einen westl. Weg nach jenen Inseln suchen zu lassen, erbat sich P., den der span. Botschafter in Rom mit nach Spanien genommen hatte, bei Karl V. die Erlaubniß, der Expedition folgen zu dürfen. Der Kaiser bewilligte das Gesuch und P. schiffte sich 20. Sept. 1519 mit der Expedition in San-Lucar ein. Seine gesunde Leibesconstitution und ordentliche Lebensweise bewahrten ihn vor den Krankheiten, denen viele von der Expedition unterlagen; und als Magellan nebst 55 der Seinen in dem unglücklichen Treffen bei Zahu auf den Philippinen das Leben verlor, stand P. ihm treu zur Seite und ward schwer verwundet. Nach manchen Fährlichkeiten langte er 8. Sept. 1522 mit 17 Begleitern in Sevilla wieder an. Nachdem er in Valladolid dem Kaiser mündlich Bericht über den Verlauf der Reise abgestattet, ging er nach Frankreich, wo ihn Franz I., und hierauf nach Italien, wo ihn Clemens VII. mit vieler Güte aufnahm. Auf des letztern und des Großmeisters der Hospitaliter, Philipp's von Villier, Ersuchen verfaßte er, wahrscheinlich um 1524, eine Reisebeschreibung, die auf das dem Kaiser übergebene Tagebuch begründet, in Abschriften an den Papst und die Königin von Frankreich, Luise von Savoyen, geschickt wurde. Die erste Abschrift verbrannte 1527 bei der großen Feuersbrunst in Rom, die zweite wurde von Fabre und später von Ramusio, jedoch nur auszugsweise, herausgegeben. Amoretti entdeckte in neuerer Zeit in der Ambrosianischen Bibliothek eine vollständige, in verdorbenem Italienisch verfaßte Abschrift, die er in reines Italienisch und auch in das Französische übersetzt herausgab, indem er zugleich Copien eigenhändiger Seekarten P.'s und ein später richtig befundenes, von P. gesammeltes Wörterbuch der auf den Philippinen und Molukken herrschenden Sprachen hinzufügte. Wie alle Reisen jener Zeit enthält auch P.'s Reisebeschreibung neben dem Wahren viel sonderbare Fabeln und Irrthümer; doch hat sie für die Geschichte der Entdeckungen einen großen, neuerdings von Humboldt sehr hervorgehobenen Werth. P. war 1524 Ritter des Johanniterordens auf Rhodus und später Ordenscommandeur zu Noviſa. Er starb nach 1534, wahrscheinlich zu Vicenza.

Pigalle (Jean Baptiste), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 26. Jan. 1714, der Sohn eines bei Hofe angestellten Zimmermanns, zeigte früh große Neigung zum Modelliren. Nachdem er den Unterricht Lemoine's genossen, wurde er von einigen Freunden in den Stand gesetzt, Italien zu besuchen. Nach seiner Rückkehr hielt er sich einige Zeit in Lyon auf, wo er das Modell zur Statue des Mercur vollendete. Doch wollte es ihm anfangs nicht gelingen, die Aufmerksamkeit des Ministers und der Madame Pompadour auf sich zu ziehen. 1744 trat er in die Maler- und Bildhauerakademie. Nachdem er seinen Mercur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenstück eine Venus. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geschenkt und stehen jetzt in Sanssouci. Bei mancherlei manieristischen

Mängeln gehören sie doch zu den besten Arbeiten des 18. Jahrh. 1756 erhielt er den Auftrag, das Grabmal des Marschalls von Sachsen auszuführen, welches die Thomaskirche in Strasburg schmückt. Es ist eine unleugbar große und poetische Conception. In der Ausführung ist besonders vortrefflich die Gestalt des Marschalls selbst, der, von dem Tode herabgerufen in den Sarg, mit großartiger Haltung die Stufen niedersteigt. Dieses Werk stellte ihn unter die ersten Meister, auch gab es Veranlassung, daß ihm das Denkmal übertragen wurde, welches Rheims 1765 Ludwig XV. errichten ließ. Es erfolgte nun seine Ernennung zum königl. Bildhauer. Seine letzte, allgemein bewunderte und durch Schönheit und Zartheit sich auszeichnende Arbeit war ein Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Er starb 20. Aug. 1785 als Rector und Kanzler der Akademie.

Pigault-Lebrun (Charles Antoine Guillaume P. de l'Epinoy, genannt), franz. Romanschriftsteller, geb. 8. April 1753 zu Calais, fand, eigentlich für die juristische Laufbahn bestimmt, nach seiner Verheirathung mit der Schwester des Schauspielers Michot bei der Verwaltung der Steuern ein Unterkommen. Als ihm die Revolution diese Stellung raubte, sah er sich auf den Erwerb seiner Feder angewiesen, bis er unter Napoleon wieder einen Posten in der Mauthverwaltung erhielt, dessen er während der Restauration wieder verlustig ging, angeblich weil er sich in seinen zahlreichen Romanen vielfacher Verletzung der Moral schuldig gemacht. P. starb zu Lafelle, in der Nähe von St.-Germain-en-Laye, 24. Juli 1835. So groß der Beifall war, welchen seine Darstellungen bei der großen Menge fanden, geriethen sie doch bald in Vergessenheit, indem sie im ganzen nur frivolen Richtungen der Zeit huldigten. Leichtigkeit und Gefälligkeit der Composition kann P. indeß nicht abgesprochen werden. Die bekanntesten seiner Romandichtungen sind: «L'enfant du carneval» (1792); «Les barons de Feldheim» (1798); «Mon oncle Thomas» (1799); «La folie espagnole» (1799); «L'homme à projets» (1807); «L'égoisme, ou nous le sommes tous» (1819); «Angélique et Jeanneton» (1799) und «Mr. Botte» (1802), von denen die drei letzten Werke in literarischer Beziehung wol noch am höchsten stehen. Seine Bühnenstücke, unter denen «Les rivaux d'eux-mêmes» wol zu erwähnen, sind ebenfalls vergessen. In seiner «Histoire de la France» (8 Bde., Par. 1823—30), welche bis auf Heinrich IV. sich erstreckt, hat er gewöhnliches Material nicht ungeschickt verarbeitet. Einen Theil seiner Werke hat er selbst ins Spanische übersetzt und das, was ihm bedeutend schien, in seinen «Oeuvres» (20 Bde., Par. 1821—24) zusammengestellt. Mit seinem Schwiegersohne, Victor Augier, gab er eine «Voyage dans le midi de la France» (Par. 1826) heraus. Auch arbeitete er für verschiedene Zeitschriften. Vgl. «Vie et aventures de P.» (Par. 1836).

Pigmente oder Farbestoffe nennt man alle Körper, welche an sich gefärbt und fähig sind, andern eine Farbe zu ertheilen. Man kann sie in verschiedene Abtheilungen bringen, je nach dem verschiedenen Gesichtspunkte, aus dem man sie betrachtet. Nach der Farbe, die sie geben, fällt ihre Bezeichnung mit der der Farbe (s. d.) zusammen. Nach ihren optischen Eigenschaften, von denen zum Theil ihre technische Anwendbarkeit abhängt, sind sie durchsichtige (Lasurfarben) und undurchsichtige (Deckfarben), glänzende und matte. Nach ihrem chem. Verhalten, welches ebenfalls die technische Verwendung bedingt, hat man feuerfeste Farben, welche je nach dem Grade ihrer Feuerbeständigkeit und ihrer Fähigkeit, sich mit Kieselerde zu verbinden, für Porzellanmalerei über und unter der Glasur, Glasmalerei u. s. w. passen; Lack- und Applicationsfarben, welche nur als Ueberzüge mechanisch auf der Unterlage haften, ohne mit ihr in Wechselwirkung zu treten, und dann, je nachdem sie mit Wasser und Gummi, oder Leim, oder Oelen, oder Wachs und Harzen als Bindemittel verbunden werden, Aquarell- oder Wasser-, Tusch-, Leim-, Oel-, enkaustische Farben genannt werden können; ferner chemische P., welche durch chem. Verwandtschaft sich mit der Unterlage verbinden, wie die in der echten Färberei und dem Zeugdruck verwendeten Farbestoffe; auch die für Frescomalerei geschickten, d. h. des Auftragens mit frischem Kalk oder mit Wasserglas (s. Stereochromie) fähigen P. sind zu erwähnen. Echt sind die Faben, wenn sie den Einwirkungen von Licht, Luft, Seife, schwachen Säuren und Alkalien widerstehen, unecht in dem Grade, als sie durch diese Einwirkungen verbleichen oder zerstört werden. Nach dem Ursprunge sind alle Farbestoffe 1) mineralische, 2) animalische, wie der Purpur der Alten, Cochenille, Kermes und Sepia, sämmtlich leicht zerstörbar und unecht, höchstens in Verbindung mit chem. Beizen stabiler, wie die Cochenille, 3) vegetabilische Farbstoffe. In Bezug auf die letztern sind zu unterscheiden die allgemein verbreiteten Farben der Blätter und Blüten, deren Grundtypen das wachsähnliche Blattgrün, die rothen und blauen, vergänglichen, durch Säuren roth, durch Alkalien grün werdenden Farben der Blumenblätter, Beeren, Krautblätter u. s. w. bilden; ferner die sog. extractiven, meist gelben Farben

vieler Wurzeln und Pflanzensäfte, z. B. des Rhabarbers, der Berberis u. s. w., in Wasser löslich, saurer Natur und von keinem großen Bestande; die stabilern, meist rothen und gelben Farbestoffe mancher Hölzer, Wurzeln und Beeren, wie z. B. Krapp, Quercitron, Avignonbeeren, Saflor, Orlean, Gelbholz, Fustikholz, Curcume, Wau u. s. w., die braunen gerbstoffhaltigen Farben des Katechu, des Kino u. s. w., die durch eigenthümliche chem. Veränderlichkeit charakterisirten Farben des Campeche- und Brasilienholzes, die unter Einwirkung von Luft und Ammoniakdämpfen mittels eines Zersetzungsprocesses aus an sich wenig gefärbten Flechten entstehenden rothen und blauen Farben der Orseille und des Lackmus und endlich der in seinem chem. Verhalten so eigenthümliche und charakteristische Indigo. Von allen diesen Pflanzen- und Thierfarben benutzt man die in Wasser löslichen oder mit Hülfe von Gummi und Leim zertheilbaren als Saft-, Aquarell- und Tuschfarben, die aber sämmtlich nicht decken. Diejenigen, welche der Verbindung mit Thonerde fähig sind, fällt man aus ihrer Auflösung durch Alaun, wodurch man gefärbte, unauflösliche, meist deckende, zum Theil aber auch äußerst feiner Zertheilung fähige Lackfarben erhält, wie den echten Karmin, die Krapplacke, den Kugellack u. s. w., welche in allen Arten der Wasser-, Oel- und Zimmermalerei vielfach angewendet sind. Was die Mineralfarben betrifft, so gibt es deren ohne Zahl. Alle Porzellan- und Glasfarben gehören hierher, die aber meist erst durch den Proceß der Verglasung zu der gewünschten Farbe werden und vorher ganz anders aussehen. In der Zeugdruckerei und der Färberei wendet man vorzüglich solche Farben an, welche sich aus ihren Bestandtheilen auf dem Zeuge selbst hervorbringen und aus Lösungen niederschlagen lassen, so Berlinerblau, Chromgelb, die verschiedenen Eisen- und Manganfarben. Als bloße Applicationsdruckfarbe und in der Wasser- und Oelmalerei ist jede Mineralfarbe anwendbar, die bei entsprechend billigem Preise und für den Zweck unschädlicher Beschaffenheit die gehörige Schönheit des Tons an der Luft beibehält, durch die gewöhnlichen Gasarten nicht leidet, sich in Wasser, Oel, Firnis u. s. w. gut vertheilen läßt. Es ist dabei zu bemerken, daß diese Farben um so weniger decken, je krystallinischer sie sind. Es gehören hierher Bleiweiß, Kreide, Tusche, Ruß, brauner, gelber und rother Ocher, Pariserroth, Berlinerblau, Bergblau, Mineralblau, blauer Karmin, Berggrün, Schweinfurtergrün, Chromgelb u. s. w., auch die künstlichen Bronzen, Gold- und Silberfarben sind hierher zu rechnen. Besonders in Bezug auf Mineralienfarben (s. Arsenik) ist es polizeilich wichtig, darauf zu sehen, daß zu Conditoreiwaaren, Papieren, Spielwaaren u. s. w. keine schädlichen Farben gewählt werden, wobei jedoch zu bemerken, daß eine in Verbindung mit Leim schädliche Farbe durch Verbindung mit Oelfirnis so unlöslich werden kann, daß sie unschädlich wird. Eine besondere Klasse von Farben, die man recht eigentlich weder zu den vegetabilischen noch zu den mineralischen Farben rechnen kann, bilden die in neuerer Zeit in großem Maßstabe erzeugten und verwendeten, doch meist nicht sehr echten Anilinfarben. (S. Anilin.)

Die in der organisirten Natur, also in den Pflanzen und Thieren vorkommenden farbigen Körper sind in ihren chem. Eigenthümlichkeiten nur erst sehr wenig erforscht, doch weiß man etwas mehr von ihrer Bedeutung für die Lebensvorgänge. Ihre chem. Eigenschaften sind deshalb so wenig bekannt, weil sie auch in starkgefärbten pflanzlichen und thierischen Geweben oft nur in sehr geringer Menge vorkommen, und weil sie gegen zersetzende chem. Einflüsse sich so empfindlich zeigen, daß sie bei den Versuchen, sie darzustellen, meist nicht in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit erhalten werden. Merkwürdig ist, daß zwei dieser farbigen Körper, das Blattgrün oder Chlorophyll (s. Blatt) und der Blutfarbestoff (s. Hämatin), die Vermittler der Respiration sind, insofern als nur grüne Pflanzentheile die Kohlensäure zu zersetzen im Stande sind und der Blutfarbestoff derjenige Körper ist, welcher den Sauerstoff bindet. Das Wesen der Respiration besteht aber für die Pflanzen in der Zersetzung der Kohlensäure, für die Thiere in der Aufnahme des Sauerstoffs. Ausgezeichnet sind die P. ferner durch ihre Empfindlichkeit gegen Licht. Manche P. verblassen im Licht (das Gallenpigment), andere werden im Lichte dunkler (die Negerkinder werden mit blasser, fast weißer Haut geboren), andere (das Blattgrün) entfalten ihre Thätigkeit nur im Lichte. Hinsichtlich des Ursprungs der P., so entstehen sie im Thier- und Pflanzenreiche größtentheils aus den den Eiweißkörpern nahestehenden sog. Chromogenen, farblose Körper, die bei ihrer Zersetzung Farbestoffe liefern (z. B. der Indigo aus dem Indican), oder aus andern Farbestoffen. So läßt sich das Blattgrün in einen blauen und einen gelben Körper zerlegen; die Farbestoffe der Galle und des Harns entstehen vielleicht zum Theil aus dem Blutfarbestoff. Die P. kommen entweder in Lösungen vor, wie gewisse rothe, gelbe P. der Pflanzen, das Pigment des Bluts, der Galle, des Harns, oder in fester Form, wie das Blattgrün, das Pigment der Haut, der Haare u. s. w., und sind in letzterm Falle in Zellen

eingeſchlaſſen. Bei den Thieren kännen ſich auch pathologiſche P. anhäufen, in innern Organen ſawol als in äußern. Bei alten Leuten und bei Kohlenarbeitern findet man häufig die Lungen ganz oder faſt ganz ſchwarz, bei den Kahlenarbeitern durch Ablagerung van Kohlenſtaub in denſelben. Pigmentanhäufungen in der Haut (ſog. Pigmentmale) ſind meiſt angebaren. Bei der Gelbſucht häuft ſich das Gallenpigment, wegen Verhinderung des Abfluſſes der Galle in den Darm, im Blute an und färbt Haut und Harn gelb aber grün. Bei der ſog. Addiſan'ſchen Krankheit, die vielleicht ein Leiden der Nebennieren darſtellt, iſt die Haut bronzefarben gefärbt. Farbenveränderungen, welche manche Organe zeigen, beruhen auf einer Zerſetzung der urſprünglich vorhandenen P., auf einer Verdrängung derſelben, oder auf dem Auftreten neuer. So kammt die Verfärbung der Blätter im Herbſte durch eine Zerſetzung des Blattgrüns zu Stande, das Ergrauen der Haare durch Auftreten von Luft in den Haaren, wie denn überhaupt die weiße Farbe organiſcher Körper nicht durch ein beſonderes Pigment, ſondern durch Luft (oder ſelten durch farbloſe Flüſſigkeit) hervorgebracht wird.

Pignerol oder Pineralo, ein Kreis der Provinz Turin im Königreiche Italien, mit 26⅞ Q.-M. und (31. Dec. 1861) 132168 E., grenzt an Frankreich, zieht ſich längs der Cottiſchen Alpen hin, deren romantiſche Thäler zum Theile von Waldenſern bewohnt ſind, iſt fruchtbar an Wein, Kaſtanien, Obſt und Getreide und hat bei den trefflichen Alpenweiden vortreffliche Viehzucht. Die Hauptſtadt P., in herrlicher Lage am Ausgang der Alpen, von der Limara durchfloſſen, durch eine Eiſenbahn mit Turin verbunden, iſt der Sitz eines Biſchofs, einer Unterpräfectur und eines Tribunals erſter Inſtanz, hat eine ſchöne Kathedrale, fünf andere Kirchen, ein Lyceum, ein Gymnaſium, eine techniſche Schule, Manufacturen in Seide, Baumwolle, Wolle, Leder, Papier und Branntwein, treibt lebhaften Handel mit Manufacten, Wein, Getreide und Käſe und zählt 10687 (im ganzen Gemeindegebiete 15832) E. Die Stadt war früher eine wichtige Feſtung und wurde 1536 van den Franzoſen erobert, 1574 aber wieder an Savoyen abgetreten. Die Franzoſen erhielten ſie indeß 1631 durch einen Tractat wieder und befeſtigten ſie als Schlüſſel von Italien ſehr ſtark. 1696 kam ſie abermals an Savoyen.

Pike (ſpan. pica) hieß der Spieß des Fußvolks, der von einem Theile deſſelben, den Pikeniere n, noch lange nach Einführung der Feuerwaffen getragen wurde. Er beſtand aus einem hölzernen Schaft mit eiſerner Spitze und war kürzer als der alte Spieß der Schweizer und Landsknechte. Die Pikeniere trugen eiſerne Rüſtungen und bildeten im Gefechte den geſchloſſenen Kern der Schlachthaufen. Ihre Zahl verringerte ſich mit der Ausbreitung der Feuerwaffen; im Dreißigjährigen Kriege betrug ſie aber noch die Hälfte der Campagnien. Guſtav Adolf von Schweden ſetzte ſie auf ein Drittheil herab, welches Verhältniß etwa bis zum Schluſſe des 17. Jahrh. beſtand. Dann wurden ſie bei den Kaiſerlichen zuerſt und im Anfange des 18. Jahrh. in allen Heeren ganz abgeſchafft.

Pikrinſäure (vom griech. pikros, bitter), auch Pikrinſalpeterſäure, Trinitraphenolſäure, Trinitrocarbolſäure u. ſ. w. genannt, iſt eine aus Kahlenſtoff, Waſſerſtaff, Sauerſtaff und Stickſtaff zuſammengeſetzte, ſchon 1788 van Hausmann entdeckte arganiſche Verbindung, deren genaue Zuſammenſetzung aber erſt 1827 von Liebig und 1834 van Dumas feſtgeſetzt wurde. Dieſelbe entſteht durch Einwirkung van Salpeterſäure auf Phenol (ſ. d.), Indiga, Aloë und andere Harze, Seide und die Verbindungen der Salicylgruppe (ſ. d.) und iſt überhaupt ein ſehr gewöhnliches Oxydatiansproduct organiſcher Stoffe, bei deren Behandlung mit Salpeterſäure. Man ſtellt die P. zu techniſchen Zwecken im graßen dadurch dar, daß man einen paſſenden Staff, etwa Indiga, ſo lange mit ſtarker Salpeterſäure kocht, als noch eine Einwirkung ſtattfindet, dann die Flüſſigkeit abdunſtet, die dabei ſich bildenden gelben Kryſtalle in Ammoniak löſt, das unreine pikrinſaure Ammoniak aus heißem Weingeiſt umkryſtalliſirt und dann mit Salpeterſäure die P. daraus ausſcheidet. Sie kryſtalliſirt in hellgelben, glänzenden Blättern, ſchmeckt ſehr bitter, färbt Zeuge gelb, weshalb man ſie in der Woll- und Seidenfärberei benutzt, ſchmilzt beim Erhitzen und verflüchtigt ſich unzerſetzt, verpufft aber bei zu raſchem Erhitzen. Die P. läſt ſich ſchwer in kaltem, beſſer in warmem Waſſer, leicht in Weingeiſt, Aether, Salpeterſäure und heißer Schwefelſäure, reagirt ſauer und bildet mit Baſen gelb- oder rothgefärbte, kryſtalliſirende Salze, welche beim Erhitzen und, wie das pikrinſaure Kali, auch durch Schlagen heftig verpuffen. Man kann auch die Bildung der P. durch Salpeterſäure als ziemlich empfindliches Reagens auf letztere Säure benutzen, indem die gelben Flecken, welche beim Benetzen van Federn, ungefärbten Woll- oder Seidenzeugen und der menſchlichen Oberhaut ſich zeigen, durch die Bildung van P. entſtehen. Vgl. Erb, «Die P., ihre phyſiol. und therapeut. Wirkungen» (Würzb. 1866).

Pilaſter heißt in der Baukunſt der aus einer Wand oder aus der Ecke von zwei Wänden

hervortretende Pfeiler, welcher als Andeutung einer strebenden, tragenden Kraft in der Wand, oft auch blos als Unterbrechung der großen leeren Fläche gebraucht wird. Die Griechen bildeten ihn am consequentesten und gaben ihm ein besonderes, eigenthümlich durchgeführtes Capitäl, während ihn schon die Römer und die meisten Neuern mit demselben nur flach behandelten Capitäl versahen, welches der im übrigen herrschenden Säulenordnung zukam. Besonders oft findet man ihn in Verbindung mit Halbsäulen und Säulen zu rein decorativer Bereicherung des Effects angewendet.

Pilâtre de Rozier (Jean François), franz. Physiker, geb. 30. März 1756 zu Metz, lernte als Apotheker und studirte dann in Paris nebenbei Naturgeschichte, Mathematik und Physik. Er wurde Professor der Chemie in Rheims, kehrte jedoch bald nach Paris zurück, wo er Aufseher der Naturalienfammlung von Monsieur (Ludwig XVIII.) wurde. Er errichtete 1781 ein Physikalisches Museum, studirte besonders die Wirkungen der Gase und Dämpfe, und als bald darauf die ersten Versuche der Gebrüder Montgolfier (s. d.) in der Luftschifferei bekannt wurden, machte P. ebenfalls öffentlich bekannt, daß er gesonnen sei, mittels eines Luftballons sich in die Luft zu erheben. Obschon deshalb verlacht, stieg er doch 15. Oct. 1783 bei dem Schlosse Muette, unweit Paris, in einer sog. Montgolfière, begleitet von dem Marquis d'Arlande, in die Luft. Nachdem er im folgenden Jahre zu Lyon mit Montgolfier und bald darauf zu Versailles in Gegenwart des Hofs und des Königs Gustav III. von Schweden aufgestiegen war, faßte er den Plan, mit seinem Ballon nach England überzusetzen. Die Regierung wies dazu 40000 Frs. an, und es ist kein Zweifel, daß das Vorhaben, so gut wie Blanchard's, gelungen sein würde, hätte P. nicht die Grille gehabt, die Verfahrungsart Montgolfier's bei Füllung des Ballons mit der von Charles erfundenen vereinen zu wollen. Dies war ein Beginnen, welches, nach Charles' öffentlichem Ausspruche, eine Pulvertonne auf ein Kohlenfeuer setzen hieß. P. ließ sich indeß nicht abbringen und unternahm die Fahrt zu Boulogne 14. Juni 1785 mit dem Physiker Romain. Kaum hatte der Ballon eine Höhe von 2—3000 Toisen erreicht, so entzündete er sich, und nach einer halben Stunde stürzten die beiden Unglücklichen in der Nähe des Thurms von Croy zur Erde. P. war sogleich todt, Romain verschied nach wenigen Minuten. Vgl. Tournon de la Chapelle, «Vie et mémoires de P.» (Par. 1786).

Pilâtus (Pontius), bekannt durch die Leidensgeschichte Christi, war der sechste röm. Procurator in Judäa. Nach der Darstellung unserer Evangelien wäre er von der Unschuld Christi überzeugt gewesen und wäre nur durch die Drohung der Juden eingeschüchtert dazu bewogen worden, das Schuldig über ihn auszusprechen. Die unter seinem Namen sich vorfindenden «Acta et citationes ad Tiberium» sind unecht. Der Sage nach soll er sich in der Verzweiflung über das an Christus begangene Unrecht das Leben selbst genommen haben, nach andern Angaben aber unter Nero enthauptet worden sein. Gewiß ist, daß er 36 n. Chr. wegen seines despotischen Benehmens gegen die Juden abberufen wurde.

Pilatus, Pilatusberg, der nördlichste Theil der Vierwaldstätter Alpen in der Schweiz, erhebt sich auf der Grenze der Cantone Luzern und Unterwalden, südlich von Luzern und westlich vom Vierwaldstättersee, aus der untern Wiesen-, Weide- und Waldregion als eine imposante breite Bergmasse, deren obere Felsenkrone, von tief ausgefressenen Schluchten in zwölf jähe, kahle und verwitterte Zacken zerspalten, lebhaft an das Stockhorn der Berner Alpen erinnert. Der höchste dieser wetterprophezeienden Zackengipfel, das Tomlishorn, erreicht 6565 F., der am meisten in die Augen fallende «Esel» 6532 F. Erst in neuester Zeit hat ein Privatmann, der Bauherr Kaspar Blättler aus Rozbach bei Stans in Unterwalden, mit einem Kostenaufwand von 25000 Frs. einen bequemen Weg bis unter die oberste Felsenkrone angelegt und den sonst nur selten und mit Gefahr erklommenen Berg zu einem Nebenbuhler des Rigi gemacht. Der Weg führt von Hergiswyl am Vierwaldstättersee aufwärts durch eine jener Schluchten und erreicht nach anderthalbstündigem Steigen das untere Berghaus, das neuerbaute Hotel Blättler auf dem Klimsenhornegg, 5900 F. über dem Meere. Von hier werden Ausflüge auf die Spitze des nahen, 6150 F. hohen Klimsenhorn, nach dem Tomlishorn und dem Pilatussee gemacht, einer umfangreichen, aus dem zusammengeronnenen Schneewasser entstehenden und in warmen Sommern ganz austrocknenden Pfütze. Die weitere Wanderung führt durch eine einsame, mit Geröll und Geschieben angefüllte Gegend. Plötzlich scheint der Ausgang durch gigantische Kalkmassen gesperrt, aber die Natur selbst hat eine Art Tunnel, das Chrisilach, geschaffen, eine schwarze, kaminartige, schief eingesenkte Höhle, welche auf Leitern durchklettert wird. Droben beim Heraussteigen hat man einen der überraschendsten Prachtpunkte der Schweiz, indem man das ganze berner Oberland mit seinen Schneekolossen frei erschlossen

vor sich sieht. Längs eines zerfressenen Grates mit schönen Kalkspaten und unnahbaren Felsenschluchten gelangt man in einer Viertelstunde zum obern Berghause, dem Hotel Bellevue (ein Actienunternehmen), wo der von Alpnach heraufführende Weg einmündet, und von wo man in 5 Min. die mit einem Pavillon gekrönte Spitze des «Esel» erreicht. Die Aussicht auf diesen, den Rigi um 1000 F. überragenden und den Berner Alpen um 4 St. näher gerückten Gipfelpunkt ist bei hellem Wetter eine imposante und wird von vielen Touristen der vom Rigi vorgezogen. Der P., der sagenreichste Berg der Schweiz, an dessen Klüfte als Wohnstätten von Drachen und Bergmännchen sich in der Volkssage grausige Spukgeschichten knüpfen, hat angeblich seinen Namen von dem Landpfleger Pilatus, der, von seiner Blutschuld gejagt, sich von diesem Berge in den Hochsee gestürzt habe und bei Stürmen und bösen Wettern noch heute umgehe. Weil die höchsten Zacken oft mit einem Nebelhut verdeckt sind, wird der Name P. gewöhnlich vom lat. Mons pileatus (Hutberg) abgeleitet. Mons pilatus heißt Pfeilerberg (von pila, Pfeiler), wofür auch das häufige Vorkommen ähnlicher Bergnamen spricht.

Pilau ist der Name des im Oriente am weitesten verbreiteten Gerichts. Dasselbe besteht aus Reis, der in Wasser oder Fleischbrühe gekocht wird, aber so, daß die einzelnen Körner ganz und etwas hart bleiben; darüber gießt man zerlassene Butter. Jede Provinz fast hat übrigens ihre eigene Art der Zubereitung des P.

Pilger oder Pilgrim vom lat. peregrinus, d. i. Fremder, nennt man vorzugsweise die aus Andacht nach fernen heil. Orten Wallfahrtenden. Besonders wird das Wort in der christl. Kirche von den nach Jerusalem oder überhaupt Palästina Wallfahrtenden gebraucht. Das Pilgerkleid bestand in einem braunen oder grauen Gewande; der Pilgerhut war mit Meeresmuscheln geziert und hatte einen sehr breiten Rand; der Pilgerstab bestand aus einem langen, oben mit einem Knopfe, unten mit einer Spitze, an der Seite mit einer Kugel versehenen Stabe; die Pilgerflasche war ein ausgehöhlter Kürbis. Bei den Pilgerzügen in der kath. Kirche nach berühmten Wallfahrtsorten ist jene Pilgertracht noch heute gewöhnlich; der Pilgerstab endigt aber oben meist in ein Kreuz.

Pillau, Seestadt, Festung dritten Ranges und Badeort in dem ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, auf der Eisenbahn 5,6 M. im Westen von Königsberg, 1,2 M. im Südwesten von der Kreisstadt Fischhausen, an dem 1800 F. breiten, 12—14 F. tiefen Gatt oder Pillauer Tief, dem Eingange zum Frischen Haff, und zwar an dem Südende einer $1\frac{1}{4}$ M. langen, der Frischen Nehrung gegenübertretenden Landzunge gelegen, bildet den Vorhafen für die nach Königsberg, Elbing und Braunsberg bestimmten großen Schiffe, die hier gelichtet werden, und ist nach Danzig der bedeutendste Seeplatz der Provinz Preußen. Der freundliche und saubere Ort hat Häuser, die mit dunkeln Oelfarben angestrichen und mit Doppelfenstern versehen sind. Die neben der Stadt stehende starke Festung ist ein ziemlich regelmäßiges Fünfeck. Dem Hafen gegenüber steht auf der Nehrung der 100 F. hohe Leuchtthurm an einem kolossalen Molo. P. hat ein Hauptzollamt, eine Navigationsschule, eine Prüfungscommission für Schiffsführer und eine andere für See- und Revierlootsen sowie eine höhere Bürgerschule und zählt (1864) mit Einschluß der 830 Mann starken Garnison 3671 E., die sich mit Schiffbau, Segelfabrikation, Rhederei und Seehandel, Caviardereitung und Fischerei, besonders mit Störfang beschäftigen. Von 1852—62 steigerte sich die Zahl der jährlich ein- und auslaufenden Schiffe von 1632 auf 3931 und deren Tragfähigkeit von 97729 auf 214099 Last. 1860 war die Zahl der Schiffe 4111, die der Lasten 240556 gewesen. Von den 1862 ein- und ausgelaufenen Schiffen, darunter 179 Dampfer (gegen 216 im Vorjahr) gingen 1722 nach Königsberg, 101 nach Elbing, 479 (von 39976 Last) nach Großbritannien und 192 (von 15997 Last) nach Holland. Ausgeführt wurden Weizen 2094 Last, Roggen 2675, Gerste 120 und Hülsenfrüchte 320 Last; außerdem Oelsaat, Flachs und Hanf. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Colonialwaaren, Wein, Steinkohlen, Thran, Heringen, Salz, Eisen und Steinen. Etwa $\frac{1}{4}$ M. im Nordosten von P. liegt das Pfarrdorf Alt-Pillau mit 660 E. und einem massiven thurmartigen Gebäude, das als Landmarke dient. Die Landzunge, auf welcher P. liegt, heißt wegen der herrlichen Aussicht und eines schönen Buchenwaldes das Paradies. Die jetzige Stadt wurde 1722 vom König Friedrich Wilhelm I. gegründet. Die Erbauung der Festung wird ohne Grund dem Schwedenkönig Gustav Adolf zugeschrieben. Dieselbe war schon vor diesem vorhanden und wurde 1626—35 von den Schweden besetzt gehalten. Zu größerer Bedeutung kam sie erst unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Die von diesem hier ausgerüstete Flotte von sechs Fregatten, welche an der span. Küste kreuzen, der Silberflotte auflauern und an der Küste von Afrika Eroberungen machen sollte, kehrte 1680 mit dem vor Ostende aufgebrachten Schiffe

Carlos II. von 60 Kanonen zurück. P. wurde 1758 von den Russen genommen, 1807 sehr tapfer von Oberst Herrmann gegen die Franzosen (Soult) vertheidigt, welche die Festung 26. Juni bombardirten. Durch einen Vertrag vom 24. Febr. 1812 ward sie für die Dauer des Kriegs mit Rußland Napoleon eingeräumt, aber 6. Febr. 1813 durch Capitulation des franz. Generals Castella den Russen unter Sievers überliefert und von diesem sofort an Preußen zurückgegeben.

Pillen (Pilulae) nennt man erbsengroße Kügelchen, die aus einer knetbaren indifferenten Substanz bestehen, in welche Arzneistoffe eingehüllt sind; größere dergleichen Kugeln heißen Bissen (Globuli). Der Arzneistoff, welchen man auf diese Weise geben will, ist meist ein Pulver, selten eine weiche Substanz. Die Pillenmasse wählt man so, daß sie sich mit dem Arzneikörper leicht in die gewünschte Form bringen läßt, und es dienen dazu unter anderm Pflanzenextracte, Brotkrume, Seife. Um das Zusammenkleben der P. zu verhindern, überzieht man sie mit einer Hülle (von Bärlapp, Blattgold u. s. w.). Man gibt die Arzneien in P., wenn sie sich in anderer Form (z. B. wegen des schlechten Geschmacks) nicht gut nehmen lassen oder wenn man die Wirkung der Arznei auf die Mundhöhle oder ihre Zersetzung daselbst vermeiden will. Ferner wendet man P. an, wenn die Arznei lange Zeit unzersetzt und in bequemer Gestalt aufbewahrt, wenn sie verschickt werden soll. Die P. sind so klein, daß sie nicht gut geschluckt werden können. Man nimmt sie deshalb mit einem Schluck Wasser oder in einem Bissen Brot u. s. w.; gekaut dürfen sie nicht werden. Sehr hart gewordene P. durchwandern oft den Darmkanal, ohne sich aufzulösen.

Pillersdorf (Franz, Freiherr von), österr. Staatsmann, Sohn eines höhern Justizbeamten, wurde 1786 zu Brünn in Mähren geboren, studirte von 1802—5 in Wien die Staats- und Rechtswissenschaften und fand dann in Galizien bei der innern Landesverwaltung eine Anstellung. 1807 ward er dem Staatsrath Baldacci in Wien als Official beigegeben, mit dem er auch 1809 dem Heere folgte. Nach dem Kriege war P. bei der Hofkammer thätig. In den Kriegsjahren 1813—15 folgte er dem Armeeminister Baldacci auf dem Zuge nach Frankreich und unternahm von da aus auch eine Reise nach England. Nach dem Frieden trat P. wieder in seine frühere Stellung bei der Finanzverwaltung ein und wirkte hier viele Jahre namentlich im Zweige des Credit- und Schuldenwesens. Als 1830 ein Wechsel in der Leitung der Finanzen eintrat, erhielt P. als Kanzler der vereinigten Hofkanzlei einen neuen Wirkungskreis in der innern Verwaltung, wo sich jedoch seine Ansichten wenig im Einklange mit dem herrschenden Systeme der bloßen Repressivpolitik befanden. Diesem Umstande zufolge ward er nach Ausbruch der Revolution 20. März 1848 zum Minister des Innern, 4. Mai aber zum Ministerpräsidenten ernannt. Der Aufstand in Italien, die Unruhen in Wien, in Prag, die Entwickelung der Verhältnisse in Deutschland, alles vereinigte sich, um P. an der ruhigen und maßvollen Reorganisation des österr. Staatsorganismus, die er sich vorgesetzt, zu hindern. Im Widerspruche mit der Lage der Dinge und unter den heftigen Demonstrationen der Bürgerwehr und der wiener Studenten, die namentlich gegen die von ihm ausgegangene Verfassung gerichtet waren, sah er sich genöthigt, 8. Juli vom Staatsruder zurückzutreten. Er ward nun in Wien zum Mitgliede des zusammentretenden Reichstags gewählt, vermochte sich aber als gemäßigter und milder Charakter im Kampfe extremer Parteien keinen Einfluß zu verschaffen. Nach der Auflösung des Reichstags verblieb P. im Privatstande, suchte indeß als warmer und aufrichtiger Patriot seine Ansichten über die öffentlichen Zustände in mehrern kleinen Schriften darzulegen. 1849 unterlag seine ministerielle Wirksamkeit sowie seine Haltung während des wiener Septemberaufstandes von 1848 einer Art von Disciplinaruntersuchung, infolge deren ihm das Erscheinen bei Hofe verboten wurde. Er lebte nun in Zurückgezogenheit, bis 1861 seine Wahl in den niederösterr. Landtag erfolgte, der ihn als Abgeordneten in den Reichstag sandte. Doch starb er schon 22. Febr. 1862, nachdem einige Zeit vorher seine Rehabilitirung bei Hofe erfolgt war. Später erschien sein «Handschriftlicher Nachlaß» (Wien 1863).

Pillnitz, ein königl. Lustschloß und Kammergut, der gewöhnliche Sommersitz des sächs. Hofs, liegt ungefähr 2½ St. oberhalb Dresden in einer reizenden Gegend am rechten Elbufer bei dem zum Gerichtsamt Schönfeld gehörigen gleichnamigen Dorfe mit 592 E. (1864). P. war in frühern Zeiten eine alte Burg. 1693 kaufte der Kurfürst Johann Georg IV. das alte Schloß von Heinrich von Bünau und schenkte es seiner Geliebten, der Gräfin von Rochlitz, nach deren Tode es an die Kammer fiel. August II. belehnte damit 1705 die Gräfin Cosel (s. d.). Nachher war es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowski. Bald aber bezog es August II. selbst und erweiterte es durch den Anbau von zwei neuen Flügeln. Seit 1788 erhielt das Ganze eine schönere Gestalt; doch gibt der verschiedenartige Stil der Gebäude denselben ein auffallendes

Aufsehen. Das alte Schloß, das den ehemaligen Venustempel enthielt, mit den Bildnissen schöner Frauen aus der Zeit August's II., brannte 1818 ab und wurde durch ein schöneres Gebäude ersetzt, das einen großen Speisesaal umschließt, der mit schönen Frescogemälden von Vogel geziert ist. Hinter dem gleichnamigen Dorfe öffnet sich der Pillnitzer Grund, in welchem der romantische Friedrichsweg nach dem Borsberge führt, welcher sich 933 F. über die Elbe erhebt. Ein Waldpfad führt auf den Schloßberg, wo man 1788 künstliche Burgruinen angelegt hat.

Im Schlosse zu P. wurde vom 25. bis 27. Aug. 1791, zunächst wegen der poln. Angelegenheiten, die denkwürdige Fürstenversammlung gehalten, bei welcher Kaiser Leopold II., Friedrich Wilhelm II. von Preußen und der Graf von Artois sich über die gegen die Französische Revolution zu ergreifenden Maßregeln unterredeten. Außerdem waren noch zugegen der nachmalige Kaiser Franz und der nachherige König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., der franz. Exminister Calonne und der Marquis Bouillé. Zwar war kein Offensivbündniß gegen Frankreich der Zweck dieser sog. Pillnitzer Convention, doch beschloß man, jedem Angriffe von seiten Frankreichs und der Revolution gemeinschaftlich entgegenzuwirken. Das am 25. Juli in Wien vorläufig geschlossene und zu Berlin 17. Febr. 1792 definitiv abgeschlossene Schutzbündniß zwischen Preußen und Oesterreich wurde in P. nur besprochen. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten von Preußen und Oesterreich unterm 27. Aug. folgende Erklärung: «Daß Oesterreich und Preußen die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesses aller Souveräne in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde anerkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß sie demzufolge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit diesen Mächten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlage einer den Rechten der Souveräne und dem Besten der franz. Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig im gemeinsamen Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seien, sich in Activität zu setzen.» Diese Erklärung, welche die Franzosen als den Grund einer Coalition Europas gegen Frankreich betrachteten, entfesselte zuerst alle Leidenschaften in Frankreich gegen das Ausland.

Pilot oder Lootsenfisch (Naucrates) heißt eine zur Abtheilung der Makrelenfische gehörende Fischgattung, welche einen gestreckten, länglichen Körper, einen abgestutzten Kopf, eine einzige Rückenflosse und vor derselben mehrere freie unverbundene Strahlen hat. Der gemeine P. (N. Ductor), welcher ½—1 F. lang, bläulich-weiß und mit drei breiten, dunkelblauen Querbänden gezeichnet ist und vier freie Rückenstrahlen besitzt, lebt im Mittelmeere und im Atlantischen Ocean, und ist unter den Seeleuten deshalb berühmt, weil er immer als Begleiter größerer Haifische erscheint, für deren Führer er von den Schiffern gehalten wird. Was ihn eben veranlaßt, in so gefährlicher Nähe zu verweilen, ist unbekannt. Nach Meyen's Vermuthung lebt er von dem Auswurfe der Haifische; allein Hasselquist fand in dem Magen des P. Fische. Er ist außerordentlich gefräßig, schnell und nicht leicht zu fangen, liefert aber ein wohlschmeckendes Gericht.

Piloty (Karl), deutscher Historienmaler, geb. zu München 1. Oct. 1826, erhielt den ersten Kunstunterricht von seinem Vater Ferdinand P. (gest. 8. Jan. 1844), einem trefflichen Zeichner, der im Verein mit Löhle ein lithographisches Institut gründete, welches noch heute zu den ersten in Deutschland gehört. Der Sohn vollendete seine Studien auf der Akademie zu München unter Karl Schorn's, seines Schwagers, besonderer Leitung, und eine Reise nach Paris, Brüssel und London schloß sich an. Der erste größere Auftrag, den er erhielt, ging dahin, in der Reihenfolge histor. Bilder, welche König Max I. für das Maximilianeum ausführen ließ, den Beitritt des Kurfürsten Max I. zur kath. Liga (1609) zu malen. Das 1854 vollendete Bild zeigte ein Talent, das über seltene Mittel gebietet, und dem es Ernst um die Kunst ist. Der Einfluß der farbenmächtigen Belgier war nicht zu verkennen. Den Ruf P.'s aber begründete 1855 das Bild: Seni vor der Leiche Wallenstein's, das König Ludwig in die neue Pinakothek aufnahm. Der Künstler wurde Ehrenmitglied der Akademie und an derselben Professor an Schorn's Stelle. Es folgten nun bald nacheinander: Die Schlacht auf dem Weißen Berge bei Prag und Wallenstein's Ermordung. In die weitesten Kreise verbreitete seinen Ruf das Bild: Nero, der im Histrionenwahnsinn über die Brandtrümmer von Rom schreitet. Mehrere größere Cartons für die Wandgemälde, welche die Außenseite des Maximilianeums schmücken, beschäftigten ihn darauf. Als spätere wichtige Bilder seiner Hand sind noch zu nennen: Galilei im Kerker (1864),

Wallenstein gen Eger reitend. 1867 beschäftigte ihn ein großes Gemälde, welches die Entdeckung von Amerika zum Gegenstande hat und für die Galerie des Freiherrn von Schack bestimmt war. In dem Porträt dieses Kunstfreundes lieferte P. ein Meisterstück der Bildnißmalerei, und überhaupt ist er in diesem Fache sehr gesucht. Ebenso erfreut sich P. als Lehrer großer Beliebtheit, und die Räume der Akademie mußten vergrößert werden, um den zudrängenden Schülern Raum zu schaffen, die von seiner seltenen Lehrbegabung und energisch-freundlichen Persönlichkeit gefesselt werden. P. führt seine Schüler in die volle Farbenfröhlichkeit des Realismus.

Pilsen, eine der ansehnlichsten Städte Böhmens, an den Flüssen Miesa und Radbuza gelegen, ist Sitz der Behörden für den Kreis und den Bezirk P. und zählte 1857 14269 E., welche Ziffer sich aber infolge des bedeutenden Aufschwungs, den der Ort in jüngster Zeit genommen, 1867 bereits auf 22000 erhöht hatte. Die Stadt ist gut gebaut und besitzt mehrere kath. Kirchen (darunter die sehenswerthe Bartholomäuskirche), ein Franciscanerkloster, eine prot. Kirche und einen israel. Tempel. In dem ansehnlichen Rathhaus befindet sich eine Waffensammlung. Auf dem Stephansplatz, an der Nordseite der Stadt, wurde 1861 von der brauberechtigten Bürgerschaft ein ehernes Standbild des 1854 verstorbenen Bürgermeisters Martin Kopecki errichtet. Von höhern Unterrichtsanstalten befinden sich zu P. ein Ober- und Untergymnasium, eine Ober- und Unterrealschule, zwei Hauptschulen sowie eine Brigade-Cadettenschule. Auch bestehen daselbst Turnanstalten, Gesangvereine, Schwimmanstalten, ferner ein allgemeines Krankenhaus, ein Pfründlerhaus, eine Sparkasse, eine Vorschußkasse u. s. w. Die Journalistik ist durch drei Blätter (darunter die «Pilsener Zeitung» das namhafteste) vertreten. Auch besitzt die Stadt ein nettes Schauspielhaus. Handel und Industrie haben seit Eröffnung der böhm. Westbahn (1861), in deren Mittelpunkte (zwischen Prag und Furth) P. liegt, einen raschen Aufschwung genommen, und die Bedeutung des Platzes dürfte sich mit Vollendung der 1867 noch im Bau begriffenen Franz-Josephsbahn, welche Wien mit Norddeutschland auf dem kürzesten Wege verbindet, noch steigern. Von bedeutenden Fabrikanlagen sind zu erwähnen die Kunstmühlen Franz Hyra's, zwei Lederfabriken, zwei Maschinenfabriken, zwei Preßhefenfabriken, eine Gasanstalt, eine Zündrequisitenfabrik, eine Spiritusraffinerie, Fabriken für Thonwaaren, Drahtstifte u. s. w. Das städtische Brauhaus liefert ein berühmtes Bier. Handel und Verkehr werden durch ein Filiale der böhm. Landes-Escompte-Bank sowie durch eine Handels- und Gewerbekammer unterstützt. Die vier Jahrmärkte der Stadt sind die wichtigsten in ganz Böhmen. In der Nähe P.s befinden sich berühmte Steinkohlengruben, Eisenwerke, Glasfabriken und Thonschlemmen. Nur $^1/_4$ St. von der Stadt liegt der anmuthige Belustigungsort Lochotin mit einer Mineralquelle. P. war früher befestigt und hielt in den Hussitenkriegen mehrfache Belagerungen aus. 1618 wurde die Stadt von Mansfeld erstürmt. Auch Wallensteins Verschwörung spielte zum Theil in P., und 24 Anhänger desselben wurden 1634 auf dem Marktplatze hingerichtet. Im Sommer 1866 war die Stadt einige Wochen von preuß. Truppen besetzt. Der Kreis P. umfaßt 89,94 Q.-M. und hatte 1857 358600 E., welche sich auf 18 Bezirke mit 35 Städten, 11 Marktflecken und 1059 Dörfer (zusammen 641 Ortsgemeinden) vertheilten.

Pilze (Fungi) sind, wissenschaftlich betrachtet, chlorophyllfreie, aus Filzgewebe zusammengesetzte Lagerpflanzen, welche sich von organischen Stoffen ernähren. Alle P. stimmen nämlich darin überein, daß 1) ihr Körper nicht aus Stamm und Blättern besteht, sondern wie bei den Flechten (s. d.) und der Mehrzahl der Algen (s. d.) als eine bald ganz unbestimmt, bald in bestimmter Weise geformte Masse (als ein sog. Lager) ausgebildet erscheint, 2) daß derselbe aus mehr oder weniger verschlungenen, bisweilen zu einem dichten Filz vereinigten Schlauch- oder Fadenzellen besteht, 3) daß diese Zellen keine Spur von Chlorophyllkörnern (s. Blatt) enthalten, weshalb auch kein Pilz eine wirklich saftgrüne Farbe besitzt. Durch den Mangel des Chlorophyll unterscheiden sich die P. scharf sowol von den ihnen zunächststehenden, ebenfalls aus Filzgewebe zusammengesetzten Flechten, als auch von der großen Mehrheit aller übrigen Pflanzen, denn der Mangel jenes grüngefärbten Stoffes nöthigt die P., organische Nahrung aufzunehmen, was die chlorophyllhaltigen Gewächse nicht thun. Je nachdem sie nun ihre Nahrung blos aus in Zersetzung begriffener organischer Substanz (z. B. aus abgestorbenen oder absterbenden Pflanzen und Thieren, aus verwesenden und verfaulenden pflanzlichen oder thierischen Substanzen, z. B. Mist, Dünger u. a., aus durch die völlige Zersetzung todter Pflanzen entstandenen organischen Verbindungen, z. B. Humus, aus gärenden und faulenden organischen Flüssigkeiten u. s. w.) oder aus lebenden Pflanzen und Thieren, auf oder in denen sie vegetiren, beziehen, unterscheidet man gegenwärtig saprophytische und parasitische P. Erstere, zu denen die Mehrzahl der P. gehört, spielen die Rolle von Erregern und Beschleunigern des

Fäulniß- und Verweſungsproceſſes und haben deshalb im Haushalte der Natur eine hochwichtige Aufgabe, während die Schmarotzerpilze dazu beſtimmt zu ſein ſcheinen, dem Ueberhandnehmen beſonders fruchtbarer und geſellig lebender Arten von Pflanzen und Thieren zu ſteuern. Freilich gibt es unter den paraſitiſchen P. viele, welche, weil ſie Culturpflanzen und Culturthiere, ja ſogar die Menſchen befallen und durch ihre Entwickelung und Ernährungsweiſe Krankheitszuſtände herbeiführen, welche bisweilen (bei Pflanzen gewöhnlich) mit dem Tode des ergriffenen Individuums enden, dem Menſchen direct oder indirect großen Schaden zufügen können. (S. Paraſiten.)

Die P. bilden die umfangreichſte Klaſſe in der Abtheilung der Sporengewächſe oder Kryptogamen. Ihre Geſtaltung iſt ebenſo mannichfaltig und verſchieden wie ihre Größe. Letztere wechſelt von mikroſkopiſcher Kleinheit (die meiſten Pilze ſind ſo klein, daß ſie ſich der Wahrnehmung mit bloßem Auge entweder ganz und gar entziehen oder demſelben nur als weiße oder anders gefärbte Punkte, Striche, Flecken, Häufchen, Büſchelchen, Röschen erſcheinen) bis zu einem anſehnlichen Volumen (z. B. die großen Fleiſch- oder Hutpilze). Die Grundlage eines jeden Pilzes iſt ein aus den Keimſchläuchen ſeiner Sporen hervorgegangenes, bald höchſt einfaches, bald ſehr complicirtes, unbeſtimmt oder beſtimmt geformtes Geflecht von Fadenzellen, welches Mycelium (Pilzlager) genannt wird. Bei den Hutpilzen iſt daſſelbe gewöhnlich ſehr klein im Verhältniß zu dem hutförmigen Theil des Pilzes, jedoch deutlich ſichtbar, indem es eine faſerwurzelartige Vereinigung fleiſchiger, verzweigter Faſern am Grunde des Stieles bildet, die (bei auf dem Boden wachſenden Hutpilzen) in der Erde ſich befindet. Bei ſehr vielen niedriger organiſirten P. dagegen (z. B. bei den meiſten ſog. Schimmeln) beſteht der Pilz faſt ganz und gar blos aus dem Mycelium und deſſen die Sporen erzeugenden Fäden. Die Fortpflanzungs- und Vermehrungsorgane der P., die ſog. Sporen, werden nämlich immer durch das Mycelium erzeugt, ſei es, daß ſie ſich unmittelbar in oder an beſtimmten oder unbeſtimmten Fadenzellen des Myceliums entwickeln, ſei es, daß aus dem letztern ein die Sporen producirender Apparat hervorwächſt, welcher bald als eine die Sporen umſchließende Kapſel (Sporenfrucht, Sporangium), bald als ein aus Fadenzellen zuſammengeſetztes Fruchtlager (Stroma), das ſodann ſporenerzeugende Organe hervorbringt, bald als ein aus Filzgewebe beſtehender, eigenthümlich geſtalteter, die Fortpflanzungsorgane in ſeinem Innern bergender oder an ſeiner Außenfläche tragender Sporenträger auftreten kann. So iſt z. B. bei allen Hutpilzen der geſtielte oder ungeſtielte Hut, den allein der Laie für den eigentlichen Pilz hält, nichts anderes, als ein aus dem Mycelium hervorgewachſener, von dieſem producirter Sporenträger. Die Sporen der P. (früher oft Keimkörner genannt) erſcheinen ebenfalls höchſt verſchiedenartig organiſirt und geformt. (S. Sporen.) Außer dieſen verſchiedenartigen Sporen kommen bei vielen P. auch noch andere Vermehrungsorgane, ſog. Conidien, vor, nämlich keimfähige Zellen, die ſich an beliebigen Stellen des Myceliums (in deſſen Fäden) bilden, aus demſelben hervortreten und durch Erzeugung eines neuen Myceliums ebenfalls zur Vervielfältigung des Pilzes beitragen. Endlich hat man neuerdings bei vielen P. ſehr kleine, ſporenähnliche Organe entdeckt, welche gar nicht zu keimen ſcheinen (Spermatien) und in beſondern kapſelartigen Behältern (Spermogonien) eingeſchloſſen ſind, die ebenfalls durch das Mycelium hervorgebracht werden. Man iſt geneigt, dieſe noch räthſelhaften Gebilde für männliche Geſchlechtsapparate zu halten. Uebrigens ſind bereits bei mehrern P. wirkliche, aber höchſt einfach gebildete und ſtets mikroſkopiſche Geſchlechtsorgane (männliche und weibliche) aufgefunden worden, durch deren Zuſammenwirken ſodann Dauerſporen oder ſolche enthaltende Sporangien erzeugt werden. Selbſt in dieſer niedrigſten Klaſſe des Gewächsreichs kommt folglich bereits eine geſchlechtliche Zeugung vor.

Bezüglich der Entſtehungsweiſe der P. hat ſich lange Zeit die Annahme (welche noch jetzt von den Unkundigen geglaubt wird) aufrecht erhalten, daß dieſe Organismen, wenigſtens die unvollkommenern, durch ſog. Urzeugung (nicht aus bereits vorhandenen Keimen, ſondern aus organiſirbarem Schleime, z. B. gärenden oder gärungsfähigen Flüſſigkeiten) zu entſtehen vermöchten, obwol bereits Ehrenberg in ſeiner Abhandlung «De mycetogenesi» (Berl. 1821) ſich gegen dieſe Anſicht entſchieden ausgeſprochen und nachzuweiſen verſucht hat, daß alle P. nur aus ihren eigenen Keimen ſich entwickeln können. Die naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen und Verſuche der Neuzeit haben die Richtigkeit dieſer letztern Anſicht unwiderleglich dargethan. Selbſt die niedrigſten P., als welche jedenfalls diejenigen zu betrachten ſind, die ſich bei der Gärung entwickeln und die ſog. Heſe zuſammenſetzen, deshalb auch Gärungs- oder Heſepilze genannt worden ſind, gehen nur durch Keimung der in der Luft überall in Menge ſuspendirten Sporen gewiſſer allgemein verbreiteter Schimmel hervor, wie, außer durch andere zahlreiche

Experimente, dadurch bewieſen wird, daß gärungsfähige Flüſſigkeiten niemals in Gärung gerathen, wenn man ſie vom Zutritt der atmoſphäriſchen Luft abgeſperrt erhält. (S. Gärung und Heſe.) Bei der ſog. Keimung, welche nur unter der Einwirkung von Feuchtigkeit und Wärme, wol auch Licht und anderer Agentien erfolgen kann, treten aus der Spore zarte Schläuche hervor (Keimſchläuche), welche hierauf ſich verzweigend entweder unmittelbar die Bildung eines Myceliums veranlaſſen, oder an denen ſich zunächſt Sporen zweiter Ordnung (ſecundäre Sporen, Sporidien) entwickeln, welche ſich loslöſen und hierauf ſelbſt in ähnlicher Weiſe keimend das eigentliche Mycelium erzeugen. Die Schläuche des letztern ſind bald ungegliedert, bald gegliedert (ſeptirt). Dieſelben enthalten ſehr häufig ungefärbte oder gefärbte Tropfen fetten Oels, während ſie ſelbſt am häufigſten farblos ſind. Auch finden ſich in und an ihnen bisweilen mikroſkopiſche Kryſtalle oder Kryſtalldruſen (namentlich von oxalſaurem Kalk). Am häufigſten erſcheinen ſie mit einer äußerſt feinkörnigen, in farbloſer Flüſſigkeit ſuspendirten Maſſe, die ſelbſt gefärbt oder farblos iſt, angefüllt. Die meiſten P. ſind vergängliche Organismen, viele jedoch auch von langer Dauer (z. B. die verholzenden Löcherpilze und Wirrblätterpilze, Arten der Gattungen Polyporus und Daedalea). Beſonders intereſſant iſt der durch die Forſchungen der Neuzeit außer allen Zweifel geſtellte Generationswechſel, welcher gewiß bei vielen P. vorkommt. Nicht immer nämlich entwickelt ſich aus den keimenden Sporen eines Pilzes dieſelbe Pilzart wieder, ſondern bisweilen ein Pilz von ganz anderm Anſehen und ganz verſchiedener Fructification, aus deſſen Sporen dann entweder der erſte Pilz, oder eine dritte Form hervorgeht, deren Sporen den erſten Pilz erzeugen. Einen der ausgezeichnetſten Generationswechſel bietet die Mehrzahl der Roſtpilze dar. (S. Roſt.) Ferner iſt eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, daß mancher weitverbreitete Pilz je nach der Verſchiedenheit des Subſtrats, auf oder in dem er vegetirt, unter ganz verſchiedenen Formen auftreten kann. Wegen dieſer Vielgeſtaltigkeit des Pilzorganismus und ſeiner Fortpflanzungsorgane iſt es keineswegs leicht, die P. in Ordnungen, Gattungen und Arten einzutheilen. Keine andere Gruppe von Gewächſen ſtellt der Syſtematik ſo viele Schwierigkeiten entgegen wie gerade die P., und man kann behaupten, daß, nachdem durch die Forſchungen der Neuzeit die Unhaltbarkeit einer großen Anzahl der bisherigen Pilzgattungen und Pilzarten nachgewieſen worden iſt, die Syſtematik der P. ſich in einem chaotiſchen Zuſtande befindet. Man unterſchied bisher 6 Ordnungen von P.: Nackt- oder Staubpilze (Gymnomycetes, Coniomycetes), Faden- oder Schimmelpilze (Hyphomycetes), Bauchpilze (Gasteromycetes), Kernpilze (Pyrenomycetes), Scheibenpilze (Discomycetes) und Hutpilze (Hymenomycetes). Die Ergebniſſe der neuern mykologiſchen Forſchungen haben dieſe Eintheilung als unhaltbar erwieſen, denn mehrere dieſer Ordnungen ſind weder wiſſenſchaftliche noch natürliche, ſondern ähnliche, auf das äußere Anſehen begründete wie unter den Samenpflanzen die Bäume, Sträucher, Kräuter und Gräſer. Einer der bedeutendſten Pilzforſcher der Gegenwart, De Bary, hat die P. in folgende vier Ordnungen eingetheilt: Algenpilze (Phycomycetes), unter der Haut lebende (Hypodermii), Baſidienpilze (Basidiomycetes) und Schlauchpilze (Ascomycetes). Erſtere, zu denen viele Schimmelpilze und auch die Heſenpilze gehören, ſtehen einestheils den Algen, anderntheils den Myxomyceten nahe. Sie ſind die niedrigſten von allen P. Die Hypodermii, die frühern Coniomyceten und einen Theil der Hyphomyceten umfaſſend, haben ſtets ein unter der Oberfläche (reſp. Haut) des Subſtrats, auf welchem ihre Fortpflanzungsorgane erſcheinen, verborgenes Mycelium. Hierher gehört die Mehrzahl der Schmarotzerpilze. Ihr Mycelium wuchert im Innern von Pflanzen und Thieren, während die Fortpflanzungsorgane die Haut der Nährpflanzen und Nährthiere durchbrechen und hierauf an deren Oberfläche in Häufchen, Flecken, Röschen, Strichen u. ſ. w. zuſammengeſtellt erſcheinen (z. B. bei allen Brand- und Roſtpilzen). Doch gehören zu dieſer Ordnung auch viele ſaprophytiſche P. Die Sporen der Hypodermii werden theils an Myceliumfäden durch Abſchnürung, theils in ſog. Fruchtlagern erzeugt. Die Baſidiomyceten ſind dadurch ausgezeichnet, daß ihre Sporen an der Spitze von aufrecht nebeneinanderſtehenden Stielen (Baſidien) eines aus dem Mycelium hervorgegangenen Fruchtlagers oder Sporenträgers durch Abſchnürung gebildet werden. Hierher gehören außer einer Anzahl von Faden- oder Schimmelpilzen ſämmtliche Hut- und Bauchpilze. Bei den Schlauchpilzen endlich, welche aus den Kern- und Scheibenpilzen gebildet ſind, werden die Sporen in Schlauchzellen, die ſich ſpäter in irgendeiner Weiſe öffnen und häufig in einen beſondern Sporenträger eingeſchloſſen ſind, gebildet. Zu ihnen gehören auch einzelne bisher zu den Schimmelpilzen gerechnete Arten (z. B. die Mehlthaupilze).

Für den Laien ſind namentlich die größern, fleiſchigen, lederartigen oder holzigen P., welche theils als Nahrungsmittel benutzt, theils zu techniſchen Zwecken verwendet werden können, theils

als giftige oder ſonſt ſchädliche Gewächſe Beachtung verdienen, von Wichtigkeit. Die meiſten derſelben, nämlich alle Arten der Gattungen Agaricus, Boletus, Polyporus, Cantharellus u. a., gehören zu den ehemaligen Hymenomyceten oder Hutpilzen, welche meiſt einen hutförmigen, geſtielten oder ungeſtielten Sporenträger beſitzen, der den Sporen erzeugenden Apparat, das Hymenium, entweder an der untern oder obern Fläche trägt, einige, wie die Morcheln (Morchella und Helvella), zu den ehemaligen Discomyceten, noch andere, nämlich die Trüffeln (Tuber), Boviſte (Bovista), der Gichtſchwamm (Phallus), der Gitterſchwamm (Clathrus), der Erdſtern (Geaster), zu den ehemaligen Gaſteromyceten. Letztere haben einen meiſt kugeligen Sporenträger mit lederartiger, derber Hülle, Peridium genannt, welche zuletzt aufplatzt und ſich dabei oft in zwei beſondere Schichten ſondert, deren innere bisweilen höchſt merkwürdig geſtaltet iſt (z. B. bei Clathrus gitterförmig durchbrochen). Im Innern des Peridiums befindet ſich der die Sporen erzeugende, ſehr verſchiedenartig geſtaltete Apparat, deſſen Gewebe zuletzt zerfließt, ſodaß die Sporen frei werden und anfangs eine ſchmierige Maſſe, zuletzt ein trockenes Pulver bilden, welches aus dem aufplatzenden Peridium hervordringt. Die Discomyceten und ebenſo die Pyrenomyceten (zu denen unter andern der Mutterkornpilz und die viele Hunderte von Arten umfaſſende Gattung Sphaeria gehört) haben die Sporenſchläuche, in denen die Sporen meiſt in eine Längsreihe geordnet liegen, entweder an der Oberfläche eines ſehr verſchiedenartig geformten, bisweilen becherförmigen Sporenträgers in eine beſondere Schicht zuſammengeſtellt (Discomyceten) oder in einen feſten, zuletzt an der Spitze mit einem runden Loch ſich öffnenden Behälter (Perithecium) eingeſchloſſen (Pyrenomyceten).

Die P. ſind ſämmtlich ſtickſtoffhaltig, weshalb die eßbaren eine nährende, freilich etwas ſchwer verdauliche Speiſe abgeben. Bei den Fleiſchpilzen iſt der Stickſtoff an eine den P. eigenthümliche Subſtanz gebunden, Fungin genannt. Außerdem enthalten dieſelben fettes Oel, Osmazom, Pilzzucker, Pilzſäure, Eiweißverbindungen, endlich viele giftige Stoffe, welche darzuſtellen noch nicht gelungen iſt. Die ſichere Unterſcheidung der giftigen und giftloſen P. iſt ſchwierig. Denn wenn auch die meiſten giftigen P. einen widerwärtigen Geruch haben, ſo iſt dieſes Merkmal doch nicht zuverläſſig. Selbſt die als unſchädlich bekannten eßbaren P. können, wenn ſie ſehr alt geworden, ſchädliche Wirkungen äußern. Aus den giftigen kann das Gift, welches häufig in einem Milchſafte enthalten iſt (doch ſind nicht alle milchenden P. giftig), durch Einweichen in kaltem oder kochendem Waſſer ausgezogen werden. In manchen Gegenden Rußlands z. B. ſoll der Fliegenpilz, derartig behandelt, allgemein und ohne Nachtheil gegeſſen werden. Das Pilzgift wirkt meiſt erſt nach mehrern Stunden entweder Darmentzündung erregend oder betäubend in der Weiſe der narkotiſch-ſcharfen Gifte. Nach Pilzvergiftungen iſt die genoſſene Pilzmaſſe zunächſt durch Brech- und Abführmittel zu entfernen; ſodann gelten als Gegenmittel Eſſig, Citronenſäure, Baumöl mit Kohlenpulver, Aetzammoniak (42 Tropfen in wenig Waſſer), Galläpfel-, Eichen- und Chinarindenaufguß. Als Nahrungsmittel werden die eßbaren P. nur in einigen Ländern in großer Maſſe conſumirt (namentlich in Rußland, Oeſterreich, Böhmen, Thüringen), während ſie in den andern mehr als Gewürz und Zukoſt Verwendung finden. Um die Pilzkunde (Mykologie) haben ſich namentlich Fries in Schweden, Corda, Bonorden, De Bary (Deutſche), Léveillé und die Gebrüder Tulasne (Franzoſen) in neuerer und neueſter Zeit verdient gemacht, denen wir auch die wichtigſten Werke über die Pilzkunde verdanken. Unter den Kupferwerken über Fleiſchpilze ſind namentlich hervorzuheben: Krombholz, «Naturgetreue Abbildungen und Beſchreibungen der eßbaren, ſchädlichen und verdächtigen Schwämme» (Prag 1831), und Harzer, «Naturgetreue Abbildungen der vorzüglichſten P.» (Dresd. 1842—45).

Piment, ſ. Eugenia.

Pimeria, ſ. Sonora.

Pimpernuß (Staphylaea L.), Name einer zur 5. Klaſſe, 3. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems gehörenden Pflanzengattung, welche der Typus einer mit den Celaſtrineen nahe verwandten dikotylen Familie, der Staphyläaceen, geworden iſt und aus Sträuchern beſteht, welche gegenſtändige, unpaarig gefiederte oder dreizählige Blätter, in hängende, zuſammengeſetzte Trauben geordnete Blüten mit gefärbtem, fünftheiligem Kelch, fünf nebſt den Staubgefäßen auf einem innerhalb des Kelchgrundes befindlichen Ringe eingefügten Blumenblättern und einem zwei- bis dreilappigen Fruchtknoten beſitzen und blaſige, dünnhäutige, zwei- bis dreifächerige, nach innen aufſpringende Kapſeln (Pimpernüſſe) tragen. Die häufigſte Art iſt die gemeine P. (S. pinnata L.), ein in Süddeutſchland wildwachſender, ſonſt häufig zur Zierde angepflanzter Strauch oder kleiner Baum mit unpaarig gefiederten Blättern, aus deſſen großen, ſehr hartſchaligen

Samen Oel geſchlagen werden kann, indem dieſelben einen ölreichen Eiweißkörper enthalten. Seltener findet man die aus Nordamerika ſtammende S. trifolia L., durch blos dreizählige Blätter von der europ. Art unterſchieden, in Gärten cultivirt.

Pimpinella L., Bibernell, Name einer zu den Doldengewächſen, Abtheilung der Ammineen gehörenden Pflanzengattung, deren durch Europa, den Orient und die Mittelmeerländer zerſtreute Arten, faſt alle perennirende Kräuter, fiedertheilige oder fiederſchnittige Blätter, vielſtrahlige, hüllenloſe Dolden, weiße oder roſenrothe Blüten und zweiknopfige, zuſammengedrückte Früchte mit fünf fadenförmigen Rippen und zahlreiche Oelſtreifen auf jeder Hälfte beſitzen. Die verbreitetſte Art iſt der Wieſenbibernell oder die gemeine Pimpinelle (P. saxifraga L.), eine kleine, höchſtens 1 F. hohe, vielgeſtaltige, auf trockenen Wieſen, Hügeln, an dürren Abhängen und felſigen Orten häufig wachſende Pflanze mit kahlen Früchten und ſehr verſchieden geſtalteten Blattabſchnitten (diejenigen der grundſtändigen Blätter pflegen rundlich und geſägt zu ſein), deren ſpindelförmiger, aromatiſch-ſcharfer, zahlreiche gelbe Balſambehälter enthaltender Wurzelſtock unter dem Namen Radix Pimpinellae albae als ſchweißtreibendes Mittel in der Heilkunde Verwendung findet. Seltener wird zu demſelben Zwecke der Wurzelſtock des großen Bibernell (P. magna Poll.) benutzt, welche Art in allen Theilen größer und bis an die Dolden mit Blättern verſehen iſt (bei den vorigen ſind die obern Blätter auf bloße Blattſcheiden reducirt) und hin und wieder auf fettem Boden vorkommt. Zu dieſer Gattung gehört ferner die Anispflanze. (S. Anis.) Bibernell und Pimpinelle werden häufig auch die Arten der Gattungen Poterium und Sanguisorba genannt.

Pinakothek hieß bei den Römern der mit Statuen, Gemälden und andern Kunſtſachen geſchmückte Ort am Eingange in das Atrium; die neuere Zeit gebraucht es gleichbedeutend mit Gemälde- oder Kunſtſammlung. Vorzugsweiſe berühmt ſind unter dieſem Namen die vom Könige Ludwig I. von Baiern aufgeführten Prachtgebäude in München (ſ. d.).

Pincette (volsella) nennt man ein kleines zweiarmiges, zangenartiges Inſtrument, deſſen Arme federnd auseinandergehen und ſich durch Druck ſchließen laſſen. Es bedienen ſich derſelben Aerzte, Botaniker, Mikroſkopiker, Chemiker, Künſtler u. ſ. w. zum ſcharfen Anfaſſen irgendeines Gegenſtandes; die Noppeiſen der Tuchmacher ſind ganz daſſelbe. Je nach den anzufaſſenden Gegenſtänden gibt es auch eine Menge nach Material, Größe und Conſtruction verſchiedener P. Der Arzt bedient ſich dieſes Inſtruments vorzüglich bei Operationen, um kleine und zarte Theile zu faſſen und emporzuheben, fremde Körper von geringerm Umfange oder auch andere Gegenſtände, z. B. Knochenſplitter, auszuziehen, oder bei Verbänden, um Verbandſtücke leichter faſſen und abnehmen zu können, und bei vielen andern Gelegenheiten, wo die Finger nicht gut angewendet werden können. Die Klemmpincette iſt ſo eingerichtet, daß ſie in ruhiger Lage entweder durch das Federn ihrer Arme oder durch einen Schieber (Schieberpincette) geſchloſſen wird. Dieſelbe dient meiſt zum Verſchließen von Blutgefäßen und macht eine Hand (einen Aſſiſtenten) entbehrlich.

Pindar (griech. Pindaros), der bedeutendſte griech. Lyriker, war 518 (oder 522) v. Chr. in dem kleinen Flecken Kynoskephalä geboren. Nachdem ihn der theban. Flötenſpieler Skopelinos in ſeiner Kunſt unterrichtet hatte, begab er ſich nach Athen, wo der berühmte Dithyrambendichter Laſos ſein Lehrer in Poeſie und Muſik wurde. Auch die böotiſche Dichterin Korinna ſtand dem Jüngling bei ſeinen erſten dichteriſchen Verſuchen als Rathgeberin zur Seite. Später, als ſein Dichterruhm weithin über ganz Hellas erſchollen war und ſeine Gedichte von Königen, Städten und Privatleuten um die Wette geſucht und hoch bezahlt wurden, ſcheint er zum Theil ein Wanderleben geführt zu haben. So hielt er ſich einige Zeit am Hofe des Königs Hiero (ſ. d.) von Syrakus auf, beſuchte öfters die Heiligthümer zu Olympia und Delphi, verweilte in Athen und anderwärts. P. ſtarb in Argos, wahrſcheinlich im J. 433, nach einer Sage im Theater in den Armen eines von ihm geliebten Jünglings Theoxenos aus Tenedos. Seine Gedichte, welche faſt alle Gattungen der griech. Lyrik repräſentirten (Hymnen und Proceſſionsgeſänge verſchiedener Art, Dithyramben, Siegeslieder, Preislieder für Lebende und Klagelieder um Verſtorbene, Trinklieder u. ſ. w.), waren von den alten Grammatikern in 17 Bücher getheilt, von denen uns, außer einzelnen Fragmenten, nur die 4 Bücher der Epinikien, d. h. Lieder zur Verherrlichung der Sieger in den großen Nationalſpielen, nach den Localen, wo die Siege gewonnen wurden (Olympia, Delphi oder Pytho, Nemea und der korinth. Iſthmos), geordnet, erhalten ſind. In denſelben tritt uns P. entgegen als ein Dichter von hohem Ernſt und ſittlicher Tiefe der Gedanken, kraftvoller Würde und Erhabenheit des Ausdrucks, deſſen Kühnheit aber, namentlich in der Schroffheit der Uebergänge, bisweilen über das Maß hinausgeht und zur Dunkelheit wird, ſowie mit vollendeter Kunſt der rhythmiſchen und metriſchen Form. Ueber die muſikaliſche Seite

können wir, da uns die vom Dichter selbst geschaffenen Compositionen seiner Dichtungen nicht erhalten sind, kein Urtheil fällen. Auch die alten Kunstrichter stellen ihn als Muster des erhabenen Stils in der Lyrik auf. Vgl. Rauchenstein, «Zur Einleitung in P.'s Siegeslieder» (Aarau 1843). Unter den sehr zahlreichen Ausgaben sind als die bedeutendsten die von Böckh (2 Bde. in 4 Abth., Lpz. 1811—22), von Dissen (2. Aufl. von Schneidewin und Leutsch, Gotha 1845—65), von Bergk in den «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1866) und von T. Mommsen (Berl. 1864) hervorzuheben. Von deutschen Uebersetzungen sind zu nennen die (freilich ohne den beigefügten griech. Text kaum verständliche) von Thiersch (2 Bde., Lpz. 1820), die von T. Mommsen (Lpz. 1846), die von Ludwig (3 Bdchn., Stuttg. 1856) und die von Schnitzer (Bd. 1, Stuttg. 1861).

Pindemonte (Giovanni, Marchese), ein ital. Dichter, geb. 1751 zu Verona, zog schon auf der Schule zu Modena, namentlich durch seine improvisirten Verse, die Aufmerksamkeit auf sich. Als dramatischer Dichter trat er auf zu der Zeit, wo das ital. Theater auf einen Nachfolger Maffei's wartete. Seine Tragödien erhielten den Beifall der Menge, während Alfieri's (s. d.) Dichtungen gleichgültig aufgenommen wurden. P. besaß eine zügellose Phantasie, arbeitete leicht, aber ohne Geschmack. Er bekleidete im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Amt eines Prätors der Republik Venedig. Genöthigt, Venedig zu verlassen, lebte er einige Zeit in Paris, wo er die Aufmerksamkeit des Ersten Consuls erregte, der ihn zum Mitgliede des Gesetzgebenden Corps für Italien ernannte. Er starb 23. Jan. 1812. Seine «Componimenti teatrali» erschienen 1804 (4 Bde., Mail.). — Ippolito P., Bruder des vorigen, geb. zu Verona 13. Nov. 1753, hatte sich schon als Jüngling eine Stelle unter den bessern Dichtern Italiens erworben. Gebildet durch das Studium röm. und griech. Classiker, durchreiste er Italien, Frankreich und England, und die verschiedentlichen Gemälde, welche der gesellschaftliche Zustand dieser Länder bot, hatten großen Einfluß auf die Richtung seines Geistes. Seine demokratische Gesinnung wurde aristokratisch und frömmelnd. Die «Viaggi» und «Abaritte», ein ihm zugeschriebener Roman, enthalten Betrachtungen während seiner Reisen, und in den «Poesie campestri» spricht er mit Entzücken von Englands Landschaften und Sitten. Zu seinen besten Arbeiten gehören seine lyrischen Gedichte, vorzüglich die Episteln und Sermonen, die eine Tiefe der Gedanken und Innigkeit der Gefühle offenbaren, welche an engl. Muster erinnern, mit denen er sehr vertraut war. Abgesehen von seinen Uebersetzungen aus Virgil, Ovid und Catull und der Uebersetzung von Homer's «Odyssee» sind unter seinen zahlreichen Werken hervorzuheben: «La Fata Morgana», «Elogia di Gessner» und «Il colpo di martello». Sein «Arminio» (Verona, auch Pisa 1804) ist ein Trauerspiel mit Chören, die man eine Zeit lang als Stilmuster zu preisen pflegte. Er war Mitglied des Italienischen Instituts, lebte meist in Venedig und starb zu Verona 18. Nov. 1828.

Pindos wurde bei den Alten der südlichere Theil der mächtigen und langen Gebirgskette genannt, welche die Landschaften Epirus und Thessalien scheidet und im Süden sich mit dem Othrys, Tymphrestos und Oeta vereinigt. Einige Geographen dehnten den Namen auch auf die nördlichern Glieder der Kette, das Kerketion- und Lakmongebirge aus, sodaß der P. sich von Macedonien bis nach Aetolien herab erstreckt. Auch eine Stadt in der Landschaft Doris und ein Fluß ebendaselbst führten den Namen P.

Pinel (Philippe), ausgezeichneter franz. Arzt auf dem Gebiete der Seelenheilkunde, wurde 20. April 1745 zu St.-André bei Lavour im Tarn-Departement geboren. Er studirte in Toulouse, wurde hier 1764 Doctor und setzte dann seine Studien in Montpellier fort, wo er, um seinen Unterhalt zu gewinnen, Unterricht in der Mathematik gab. Nachdem er sich 1778 nach Paris gewendet, wo er sich nun ausschließend der Medicin widmete, wurde er 1791 dirigirender Arzt an der Irrenanstalt zu Bicêtre und 1794 an der Salpetrière. Durch die grausame Behandlung der Irren, wie sie damals fast überall noch Sitte war, mit Abscheu erfüllt, führte er hier eine menschlichere Behandlung ein. Auch sprach er als der erste die psychische Behandlung der Irren in seinem Werke «Sur l'aliénation mentale» (Par. 1791 u. öfter) mit Bestimmtheit aus und drang auf eine zweckmäßige Aufsicht in den Irrenhäusern. Auf die physische Behandlung der Irren hielt er weniger, namentlich war er gegen das Blutlassen. Seine Pathologie war auf die Condillac'sche Philosophie gebaut und hielt sich daher mehr an die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen, als daß sie ein tiefes Eindringen in das Wesen der Krankheiten versuchte; jedoch machte seine «Nosographie philosophique» (Par. 1798; 6. Aufl. 1818), die auch den Preis erhalten hatte, Epoche in der franz. Medicin. Eigentliche Lehrertalente gingen ihm ab; doch zog er in der Salpetrière sowie als Professor der Pathologie an der medic. Schule eine Menge

Schüler, unter die auch sein Nachfolger an der Salpetrière, Esquirol, gehörte. P. redigirte eine Zeit lang die «Gazette de santé», war Mitarbeiter an Fourcroy's «Médecine éclairée par les sciences physiques» und in Verbindung mit seinem Schüler Bricheteau Mitarbeiter an dem großen «Dictionnaire des sciences médicales». Auch als Mensch stand P. in allgemeiner Achtung. Er starb zu Paris 25. Oct. 1826.

Pingré (Alex. Guy), einer der ausgezeichnetsten franz. Astronomen, geb. zu Paris 4. Sept. 1711, trat, nachdem er seine Bildung zu Senlis erhalten, in den Orden der regulirten Chorherren und wurde 1735 Professor der Theologie. Wegen Theilnahme an den Jansenistischen Streitigkeiten verfolgt, mußte er seiner Professur entsagen und sich 1745 mit der untersten Lehrerstelle in Rouen begnügen, bis durch Vermittelung des berühmten Wundarztes Lecat ihm die Stelle als Astronom an der dortigen Akademie der Wissenschaften übertragen wurde. Schon 1750 ernannte ihn wegen seiner ausgezeichneten Beobachtungen die pariser Akademie zum Correspondenten. Jetzt wurden auch seine Ordensbrüder wieder aufmerksam auf ihn, riefen ihn zurück und ließen 1751 eine Sternwarte bauen, auf der er nun 40 J. lang seine Beobachtungen fortsetzte. Von 1754—57 gab er die ersten astron. Schifferkalender heraus, als deren Fortsetzung die besonders unter Lalande berühmt gewordene «Connaissance des temps» zu betrachten ist. Auch wurde er 1756 Mitglied der Akademie, deren Denkschriften er bis 1770 jährlich mit Abhandlungen bereicherte. Seit 1757 mit der Theorie und Berechnung der Kometen beschäftigt, berechnete er allein beinahe ebenso viel Kometenbahnen als die übrigen Astronomen Europas zusammen. Viel genauer als Lacaille bestimmte er für die zweite Ausgabe der «L'art de vérifier les dates» die Sonnen- und Mondfinsternisse auf 2000 J. Sein Hauptwerk ist seine «Cométographie» (2 Bde., Par. 1783); seine «Histoire de l'astronomie du 17me siècle» (Par. 1790) blieb unvollendet. Er starb 1. Mai 1796.

Pinguine oder Fettgänse (Aptenodytes) bilden eine in den polaren Südmeeren lebende Gattung, welche den Alken (s. d.) der Nordmeere entspricht, mit den kurzen Flügeln ohne Schwungfedern nur rudern, nicht fliegen kann und auf den kurzen, nach hinten stehenden Füßen aufrecht steht und schwerfällig watschelt. Die Schwimmfüße sind dreizehig, der Schwanz fehlt; der Schnabel, von messerförmiger Gestalt, ist hakig herabgebogen. Die zahlreichen Arten der Fettgänse leben gesellig in ungeheuern Scharen beisammen und gewähren durch ihren reichen Federpelz wie durch ihren Thrangehalt den Bewohnern der Südseeinseln große Vortheile.

Pinie, s. Kiefer.

Pinneberg ist der Name einer alten Herrschaft und eines Fleckens im Herzogthum Holstein. Bei den Landestheilungen des Schauenburger Grafenhauses von 1294—97 (s. Holstein) erhielt die eine Linie außer der an der Weser belegenen Stammgrafschaft (s. Schaumburg-Lippe) auch ein Gebiet an der Elbe im südwestl. Theil von Holstein, welches nach dem Hauptschloß daselbst als die «Herrschaft P.» bezeichnet ward. Aus diesem Stamm entsproß der Graf Ernst zu Holstein-Schauenburg (1601—22), der 1619 vom Kaiser Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben ward. Mit dessen Neffen Otto VIII. erlosch die Dynastie 1640. Nunmehr nahmen die regierenden Herzoge von Schleswig-Holstein, König Christian IV. von Dänemark und Herzog Friedrich III. von Gottorp, die Herrschaft P. als einen «alten Theil und Zubehör» des Herzogthums Holstein sofort in Besitz. Dagegen behauptete die Mutter des Grafen Otto, daß P. ein Allodialbesitz gewesen sei, ließ sich jedoch mit Geld abfinden. Andere Cognaten brachten die Sache an das Reichskammergericht, ohne daß jemals eine Entscheidung erfolgte. Die beiden Erwerber theilten sich in das Gebiet, sodaß Herzog Friedrich III. das Amt Barmstedt erhielt, das 1649 an den Grafen von Rantzau verkauft und zu einer Reichsgrafschaft Rantzau (s. d.) erhoben ward. Auch wurden 1664 die Stadt Altona und 1671 die Herrschaft Herzhorn abgetrennt, sodaß sich seitdem die Herrschaft P. auf eine Ausdehnung von etwa 10 Q.-M. beschränkte. Der oberste Beamte daselbst führte den altherkömmlichen Titel «Landdrost». Das alte, 1472 neu aufgebaute und wohlbefestigte Schloß P. ward im Dreißigjährigen Krieg mehrfach von Kaiserlichen, Schweden und Dänen erstürmt und 1720 abgebrochen, nachmals auch der Schloßberg gänzlich geebnet. Neben dem Schloß entstand der Ort, seit 1826 Flecken P., 2 M. nordwestlich von Altona, an der Pinnau und der Altona-Kieler Eisenbahn belegen, mit zahlreichen Fabriken. Derselbe hob sich namentlich in neuerer Zeit sehr rasch, indem er 1845 nur 1087, dagegen 1864 2661 E. zählte. Dicht an dem Flecken, jenseits der Pinnau, liegt Pinnebergerdorf. P. hat keine Kirche, sondern ist nach dem benachbarten Rellingen eingepfarrt. Außerdem sind in der Herrschaft P. die Dorfschaften Ottensen (s. d.), Nienstädten und Blankenese (s. d.) an der Elbe sowie die Flecken Webel und Uetersen bemerkenswerth.

Pinte im Franzöſiſchen, Pinta im Italieniſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen, Pint im Engliſchen (eigentlich: Mal, Zeichen, aus lat. pinctus, gemalt), iſt der Name eines Maßes für flüſſige, bisweilen auch für trockene Waaren in verſchiedenen Ländern. Die alte pariſer P. war der achte Theil der Velte und hatte im Kleinhandel einen geſetzlichen Inhalt von 46,95 par. Kubikzoll oder 0,9313 Liter (0,813 preuß. Quart); im Großhandel und als Richtſchnur für die Berechnung des Inhalts der Gebinde enthielt dieſelbe (nach dem noch in jüngſter Zeit befolgten Gebrauche des Entrepot von Paris) 47,953 par. Kubikzoll aber 0,9512 Liter (0,83 preuß. Quart). In England und Nordamerika dient der Pint theils als Getreide-, theils als Flüſſigkeitsmaß. In beiden Fällen iſt er der achte Theil des Gallon, doch entſpricht er im erſtern Falle 28,37 par. Kubikzoll, 0,567 Liter oder 0,495 preuß. Quart, im letztern hingegen 28,52 par. Kubikzoll, 0,569 Liter oder 0,496 preuß. Quart. Außerdem war die P. bis auf neuere Zeit in verſchiedenen Theilen Italiens (in der Lombardei als Getreidemaß, in Turin, Mailand, Genua, Corſica als Maß für Flüſſigkeiten), in einigen Cantonen der Schweiz ſowie in Holland in Gebrauch.

Pinturicchio (Bernardino), eigentlich Betti, ein berühmter Maler der röm. Schule, war zu Perugia 1454 geboren und der Mitſchüler Perugino's bei einem der ältern Maler der umbriſchen Schule, ſpäter auch deſſen Mitarbeiter, indem er Perugino's wie nachher auch Raſael's Compoſitionen in Farben ausführte. Seine letzten Werke zeigen ihn zu handwerksmäßiger Schnellarbeit herabgeſunken. Er ſtarb 1513, wie die Sage erzählt, aus Aerger, daß er einen Schatz im Kloſter des heil. Franciscus zu Siena, den die Mönche dadurch entdeckten, daß P. einen alten Kaſten aus der Zelle, wo er arbeiten ſollte, daraus weggeſchafft wiſſen wollte, nicht ſelbſt gehaben hatte. Vielleicht gab zu dieſer Sage die große Vorliebe P.'s für goldene Bordirungen und Franſen, die ſich in ſeinen Gemälden zu erkennen gibt, die Veranlaſſung. In ſeinen frühern Arbeiten, z. B. in einem Altargemälde zu Perugia und einigen Fresken zu Rom, offenbart ſich aufs ſchönſte die ſentimentale Innigkeit der umbriſchen Schule; dagegen ſind ſeine Fresken im Dome zu Siena (nach Raſael's Cartons) und im Dome zu Spello ſchon Zeugniſſe abnehmender Tüchtigkeit.

Pinus. Mit dieſem altröm. Namen belegte Linné alle einhäuſigen Nadelhölzer aus der Abtheilung der Abietineen, die ihm bekannt waren (im ganzen nur 12 Arten). Ungeachtet der großen Verſchiedenheit ſowol bezüglich der Anordnung und Organiſation der Nadeln als der Blüten-, Zapfen- und Samenbildung, welche die von Linné unter jenem Namen vereinigten Nadelholzarten (die Kiefern, Fichten, Tannen, Lärchen, Cedern) und deren ſpäter entdeckte zahlreiche Verwandten augenſcheinlich aufweiſen, haben ſich doch manche Botaniker (z. B. alle engliſchen, unter den deutſchen Endlicher) nicht entſchließen können, den Linné'ſchen Collectivnamen aufzugeben. (S. Nadelhölzer.)

Pinzgau heißt im öſterr. Herzogthume Salzburg das gegen Oſten gerichtete obere oder Längenthal der Salzach oder Salza, welche am nördl. Fuße des Dreiherrnſpitz entſpringt und aus einem ſteilen, kurzen Querſpalt in dieſes Thal eintritt. Daſſelbe wird im S. von der hohen Tauernkette mit ſteilen, bewaldeten Felswänden, im N. aber von ſanftern, zum Theil bebauten Hängen umgeben, hat außer reichlicher Waldung guten Viehſtand, auch Gold-, Silber-, Kupfer- und Eiſenminen und zerfällt in Ober-, Mittel- und Unter-P. Der untere Theil, von Taxenbach an, iſt ein ſehr ſchmaler Spalt. Bei St.-Johann ändert der Fluß ſeine öſtl. Richtung in eine nördliche und tritt hier in das untere Querthal, Pongau genannt, welches aus einem keſſelförmigen, bis 1200 Schritt breiten Becken und mehrern verbindenden Klüften beſteht. Es berührt Werfen, Golling, Hallein und Salzburg. Eine Stunde oberhalb Golling iſt der merkwürdige enge Felspaß Lueg, an deſſen engſter Stelle, in den ſag. Oefen, der brauſende Strom bis auf 8 F. Breite, zwiſchen 3—4000 F. hohen Thalwänden eingeengt wird. In der Nähe iſt der maleriſche Waſſerfall des Schwarzenbachs.

Piombino, früher ein Fürſtenthum unter der Hoheit des Großherzogs von Toscana, jetzt ein Theil der ital. Provinz Piſa (Kreis Volterra), mit der feſten Stadt gleiches Namens, welche (31. Dec. 1861) 3283 E. hat, wird durch den Kanal Piombino von der Inſel Elba getrennt, die zum größern Theile zu dieſem Fürſtenthume gehörte. P. war urſprünglich ein Reichslehn und war ſeit Ende des 14. Jahrh. im Beſitze der Familie Appiani. Als dieſe in männlicher Linie ausgeſtorben, überließ Kaiſer Ferdinand II. daſſelbe 1631 dem Könige Philipp IV. von Spanien, der es 1634 an Nicolo Ludoviſi, den Gemahl einer Enkelin des letzten Appiani, überließ. Durch Verheirathung der Erbtochter kam nun P. 1681 an Hugo Buoncompagni, Herzog von Sora und Alcara. Da Anton Buoncompagni im Spaniſchen Erbfolgekriege auf ſeiten Frankreichs ſtand, ſo wurde das Lehn 1708 vom Kaiſer eingezogen, nachher aber unter ardin. Hoheit an das Haus Buoncompagni zurückgegeben. Anton's Söhne ſtifteten die beiden

noch blühenden Linien Buoncompagni-Ludoviſi und Buoncompagni-Ludoviſi-Ottoboni. 1801 trat der König beider Sicilien, Ferdinand IV., den Stato degli Preſidii nebſt P., über welches er aber nur die Lehnshoheit beſaß, an Frankreich ab. Der Kaiſer Napoleon entzog der Familie Buoncompagni ihr ganzes Beſitzthum und ertheilte 18. März 1805 das Fürſtenthum P. als ein franz. Reichslehn ſeiner Schweſter Eliſa Bacciochi. Die Wiener-Congreß-Acte gab dem Hauſe Buoncompagni-Ludoviſi 1815 das Fürſtenthum P. nebſt dem Antheile an Elba, unter der Lehns- und Landeshoheit des Großherzogs von Toscana, zurück. Seit 1860 bildet P. einen integrirenden Beſtandtheil des Königreichs Italien.

Piombo (Fra Sebaſtiano del), ein berühmter ital. Maler, war zu Venedig 1485 geboren und hieß nach ſeinem Familiennamen Luciani. Der Muſik, welche er anfangs ſehr liebte, entſagte er, um ſich der Malerei unter Giovanni Bellini und dann unter Giorgione zu widmen. Als er für ſich ſelbſt zu malen anfing, war Porträtmalerei der Zweig, den er vorzüglich betrieb, und in welchem er auch ſpäter das Vorzüglichſte leiſtete. Sein Ruf veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agoſtino Chigi, ihm die Verzierungen ſeines Hauſes in Rom zu übertragen. Allgemein bewunderte man hier die Zartheit ſeines Pinſels, und Michel Angelo, der auf den wachſenden Ruhm Rafael's eiferſüchtig zu werden ſchien, begann nun, ſich P.'s bei der Ausführung mehrerer ſeiner Compoſitionen zu bedienen, indem er ſo mit ſeiner großartigen Erfindung die venet. Farbenſchönheit verbunden zu ſehen hoffte. Als Rafael ſeine berühmte Himmelfahrt gemalt hatte, wurde P. von Michel Angelo bewogen, durch eine Auferſtehung des Lazarus jenen womöglich zu überbieten, und dieſes Werk, welches ganze Gruppen von Michel Angelo's Erfindung enthält, wird für ſein ausgezeichnetſtes angeſehen. Ebenſo kann ſein Märtyrertod der heil. Agathe den Werken der erſten Meiſter zur Seite geſtellt werden. Indeſſen beſtand P.'s eigenes Verdienſt doch nur in einzelnen Figuren und Porträts. Sein Pietro Aretino und Papſt Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetſten Colorit. Von letzterm zum päpſtl. Siegelbewahrer ernannt, worauf auch ſein Beiname, del P., anſpielt, indem das an die päpſtl. Bullen gehängte Siegel in Blei (piombo) abgedruckt zu werden pflegte, ſah er ſich genöthigt, das geiſtliche Gewand zu nehmen. Seitdem beſchäftigte er ſich mit Dichtkunſt und malte nur noch zuweilen auf beſondere Veranlaſſung ein Porträt, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici und den Papſt Paul III. im Verſcheiden. Er ſtarb 1547. In der von ihm erfundenen eigenen Art, in Oel auf Stein zu malen, iſt in San-Pietro in Montorio noch eine Geiſelung vorhanden.

Pionniers bilden einen Theil der Genie- oder techniſchen Truppen und werden vorzugsweiſe zu Arbeiten im Terrain für Kriegszwecke verwendet. Ihrem Dienſte fällt daher beſonders anheim das Aufwerfen der Feldſchanzen nebſt Ausführung der Ueberſchwemmungen, Verhaue, Barrikaden und ſonſtiger Vertheidigungsmittel, und im Feſtungskriege die Leitung der Tranchéearbeiten. Ferner das Wegräumen der Verhaue und Barrikaden, das Zerſtören der Dämme, welche eine Ueberſchwemmung bewirken, das Sprengen oder Verbrennen von Brücken und die Einrichtung der Colonnenwege ſowie die Ausbeſſerung beſonders ſchlechter Stellen auf den gewöhnlichen Straßen und die Herſtellung von Brücken. In der preuß. Armee wird die ganze Truppengattung des Ingenieurcorps P. genannt, während man in andern Armeen die P. von den Genietruppen unterſcheidet. (S. Genie.)

Pipe oder Pipa (entſtanden aus dem niederdeutſchen pipe, Pfeife, Röhre, dann ein langes, enges, röhrenartiges Faß), ein in Portugal und Spanien übliches Wein- und Oelmaß, das bei Meſſung portug. und ſpan. Weine auch in andern Ländern gebraucht wird. Die P. in Spanien und Liſſabon hält ungefähr $6\frac{1}{3}$ preuß. Eimer, in Porto $7\frac{3}{4}$ preuß. Eimer. Für Oel iſt die P. in Liſſabon = $1\frac{2}{13}$ Weinpipe. In Portugal iſt die P. auch ein Steinkohlenmaß von $58\frac{3}{5}$ franz. Hektoliter.

Pipin oder Pippin iſt der Name mehrerer in der Geſchichte des Fränkiſchen Reichs (ſ. d.) berühmter Männer. P. von Landen (unweit der Stadt Tongern an der Maas, in Belgien) war Hausmeier oder Major domus (ſ. d.) in Auſtraſien unter dem König Dagobert I. (628—638). Ihm zur Seite ſtand der Biſchof Arnulf von Metz, der am Hofe eine nicht minder einflußreiche Stellung einnahm. Beide ſtammten aus vornehmen Geſchlechtern, welche in der Gegend zwiſchen Maas, Rhein und Moſel reich begütert waren. Schon bei dem Sturze der Brunehilde (ſ. d.) hatten ſie zuſammengewirkt, und die Freundſchaft ward durch eine Verſchwägerung befeſtigt, indem Arnulf's Sohn, Anſegiſel, die Tochter P.'s, Begga, heirathete. Ihre Nachkommen nennt man nach dem Großvater die Arnulfinger. (S. auch Karolinger.) — P.'s Sohn, Grimwald, folgte dem Vater im Amt als Hausmeier des Königs Sigibert von

Auſtraſien. Als er aber nach deſſen Tode 656 verſuchte, ſeinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu erheben, brach ein Aufſtand aus, in dem beide umkamen. Doch blieb die Familie reich und mächtig. — Der Sohn Anſegiſel's und der Begga, P. von Heriſtal (an der Maas, zwiſchen Maſtricht und Lüttich), und ſein Vetter Martin waren Häupter und Anführer des auſtraſiſchen Volks gegen den Majordomus Ebroin von Neuſtrien und Burgund. Martin fiel im Kampf, und nun hatte P., der den großen Grundbeſitz beider Familien in ſeiner Hand vereinigte, nicht mehr ſeinesgleichen. Seine Macht war um ſo unbeſchränkter, da der Thron von Auſtraſien ſeit 678 leer ſtand. P. fungirte auch nicht als Hausmeier, ſondern als Herzog (dux Francorum). Unterdeß kämpften in Neuſtrien und Burgund die Großen um die durch Ebroin's Tod (681) erledigte Hausmeierwürde, und P. ward wiederholt von der einen oder andern Partei zur Hülfe gerufen. Am Ende erfocht er 687 einen entſcheidenden Sieg bei Teſtri, nördlich von der Somme, und bemächtigte ſich der Perſon des Königs Theuderich II. von Neuſtrien und Burgund. Dieſen ließ er nunmehr auch in Auſtraſien als König anerkennen, ſodaß das ganze Fränkiſche Reich wieder vereinigt war. Im Namen Theuderich's und der folgenden Schattenkönige aber regierte P., in Auſtraſien wie zuvor als Herzog, in Neuſtrien und Burgund als Hausmeier. Er kämpfte wiederholt gegen die Alemannen, Baiern und Frieſen, doch ohne großen Erfolg, und ſtarb 714. Da ſeine legitimen Söhne vor ihm geſtorben waren, ſo übertrug P. die Nachfolge ſeinem unmündigen Enkel Theudoald (Theodebald); doch nach deſſen baldigem Tode ſuccedirte P.'s natürlicher Sohn, Karl Martell (ſ. d.). — Bei ſeinem Tode 741 theilte Karl Martell die Herrſchaft unter ſeine beiden legitimen Söhne, ſodaß der ältere, Karlmann, die deutſchen Lande Auſtraſien, Alemannien und Thüringen, der jüngere, P. der Kleine wegen ſeiner Leibesgeſtalt genannt, aber Neuſtrien, Burgund und Provence erhielt. Ein Stiefbruder, Griſo, ward von den Brüdern beſeitigt. Nachdem der fränk. Thron ſieben Jahre lang leer geſtanden hatte, ſetzten Karlmann und P. wieder 743 einen König ein, Childerich III., den letzten aus der Dynaſtie der Merowinger (ſ. d.). In deſſen Namen führten die beiden Brüder, jeder in ſeinem Bezirk, die Regierung unter dem alten Titel «Hausmeier» (majores domus) und als «Herzoge und Fürſten der Franken» (duces et principes Francorum), ebenſo wie ihr Vater und Großvater. Beide zeigten viel Wohlwollen und Freigebigkeit gegen die Geiſtlichkeit. Der Kampf gegen die Sachſen ward fortgeſetzt, auch wiederholte Aufſtände in Aquitanien, Baiern und Alemannien glücklich unterdrückt. Ueber die aufſtändiſchen Alemannen hielt Karlmann ein blutiges Strafgericht zu Canſtatt. Nachher ſoll er deshalb bittere Reue empfunden haben, und ſo entſchloß er ſich, der Welt zu entſagen. Er ließ ſich in Rom durch den Papſt zum Prieſter weihen und ging (747) in das benachbarte Kloſter Monte-Caſino. Ihm ſuccedirte ſein Sohn Drago; doch ward derſelbe bald beſeitigt und gleichfalls ins Kloſter geſteckt. So vereinigte P. das ganze Reich unter ſeiner Herrſchaft, und that dann den entſcheidenden Schritt. Mit Zuſtimmung der fränk. Großen ſchickte er eine Geſandtſchaft nach Rom. «Sie ſollten», wie eine alte Chronik erzählt, «den Papſt Zacharias befragen wegen der Könige im Fränkiſchen Reich, die zu jener Zeit waren, ohne die königl. Gewalt zu haben, ob das gut ſei oder nicht. Der Papſt Zacharias ließ dem P. erklären: es ſei beſſer, der werde König genannt, welcher die Gewalt habe, als derjenige, welcher ohne königl. Gewalt geblieben ſei, und damit die Ordnung nicht geſtört werde, befahl er kraft ſeiner apoſtoliſchen Machtvollkommenheit, daß P. König werde.» Gleich nach Rückkehr der Geſandtſchaft ließ P. ſich durch die Großen und das Volk zum König wählen und huldigen und durch die Biſchöfe weihen und ſalben, zu Soiſſons 751 oder 752. Die Salbung vollzog wahrſcheinlich der heil. Bonifacius (ſ. d.); auch P.'s Gemahlin Bertrada ward geſalbt. Den letzten merovingiſchen König aber, Childerich III., ſperrte man in das Kloſter St.-Omer (unweit Calais) und deſſen einzigen Sohn, Theuderich, in das Kloſter Fontenelle (Normandie) ein, ohne daß im ganzen Fränkiſchen Reiche eine Regung des Widerſtandes ſich erhob. Uebrigens erhielt der Dynaſtenwechſel ſeine vollſtändige Sanction erſt 754, als Papſt Stephan über die Alpen kam, um P.'s Hülfe gegen die Langobarden zu erbitten. Damals ſalbte der Papſt den König P., ſeine Gemahlin und ſeine beiden Söhne Karl und Karlmann in der Kirche des heil. Dionyſius (St.-Denys) bei Paris. Zugleich bedrohte er alle und jeden mit den Kirchenſtrafen, welche in Zukunft von dieſer Dynaſtie abfallen und Könige aus einem andern Geſchlecht wählen würden. Auch ernannte er damals P. und ſeine Söhne zu Patricieren von Rom, und der königl. Titel war ſeitdem «König der Franken und Patricius der Römer» (rex Francorum et patricius Romanorum). Darauf zog P. über die Alpen und beſiegte den König der Langobarden, Aiſtulf, welcher um Frieden bat (753). Doch kaum waren die Franken wieder abgezogen, ſo griff Aiſtulf Rom abermals an.

P. kehrte nach Italien zurück und erzwang einen zweiten Frieden (755), in dem Aiſtulf ſich zu einem Tribut verpflichten und das eroberte byzant. Exarchat herausgeben mußte, welches P. dann dem päpſtl. Stuhl ſchenkte. (S. Kirchenſtaat.) Außerdem hatte König P. wiederholt die aufſtändiſchen Häuptlinge in der Bretagne und in Aquitanien zu bekämpfen. Auch wurden die Araber aus Narbonne vertrieben und Septimanien vollends mit dem Fränkiſchen Reiche (755) vereinigt. In Deutſchland dauerte der Krieg gegen die Sachſen fort, ohne namhaften Erfolg. Wechſelvoll war das Verhältniß zu Baiern. Der dortige Herzog Odilo, welcher mit Karl Martell's Tochter Hiltrude vermählt war, hatte nach dem Tode des Schwiegervaters verſucht, ſich unabhängig zu machen, ward aber 743 von P. und Karlmann wieder unterworfen. Als Odilo ſtarb, ſchützte P. deſſen unmündigen Sohn Thaſſilo im Beſitz des väterlichen Herzogthums. Dagegen mußte dieſer, ſobald er mündig geworden, dem Könige P. als Vaſall huldigen und Treue geloben (zu Compiègne 757). Doch während des langwierigen Kriegs in Aquitanien benutzte Thaſſilo die Gelegenheit, ſich wieder loszuſagen. Derſelbe verließ das fränk. Heer 763, verweigerte ſeitdem alle Vaſallendienſte und behauptete, ſolange P. lebte, eine thatſächliche Unabhängigkeit. P. ſtarb 24. Sept. 768 bei Paris und ward zu St.-Denys begraben, nachdem er das Reich unter ſeine beiden Söhne Karl d. Gr. (ſ. d.) und Karlmann getheilt hatte. — Karl's d. Gr. zweiter Sohn, P., geb. 776, ward 781 und nochmals 800 durch den Papſt zum König der Langobarden geſalbt und fungirte zeitweilig als Statthalter in Italien, ſtarb aber ſchon 810. — Ludwig's des Frommen (ſ. d.) zweiter Sohn, P., ward von ſeinem Vater 815 zum König von Aquitanien eingeſetzt und ſpielte in den Bürgerkriegen zwiſchen ſeinem Vater und ſeinen Brüdern eine hervorragende Rolle, bis er im Dec. 838 ſtarb. Nunmehr gab Ludwig der Fromme Aquitanien an ſeinen Sohn Karl den Kahlen. Doch die Aquitanier riefen P.'s Sohn, P. den Jüngern, zum König aus. Dieſer behauptete ſich dort viele Jahre mit wechſelndem Glück, zum Theil im Bunde mit den heidniſchen Normannen. Am Ende ward er durch Verrath 864 an Karl den Kahlen ausgeliefert und ſtarb im Gefängniß.

Pippi, ſ. Giulio Romano.

Pips iſt eine Krankheit der Schleimhäute bei Hühnervögeln und beſonders den Hühnern ſelbſt. Die davon befallenen Thiere ſperren den Schnabel weit auf, um Athem zu holen, und zugleich iſt das Athmen mit einem Pfeifen verbunden. Dieſe Krankheit zeigt ſich infolge ſchnellen Wechſels der Witterung, vielleicht auch nach dem Genuſſe zu friſchen Getreides, warmen Brotes, heißen Futterbreis und eines unreinen, fauligen Getränks oder auch bei Mangel an Getränk überhaupt. Bei den vom P. befallenen Hühnern bildet ſich im weitern Verlaufe der Krankheit auf der Zungenſpitze eine über dieſelbe hervorragende, verhärtete, hornartige, weiße Haut, welche weggeſchnitten werden muß, wobei man ein weißes Pfefferkorn in den Kropf zu ſchieben pflegt. Unter den Hühnern verurſacht der P. oft großes Sterben.

Piqué, ein dicker baumwollener Stoff zu Weſten und andern Kleidungsſtücken, mit Muſtern, welche wie abgenähte oder geſteppte ausſehen (daher der Name vom franz. piquer, ſteppen). Der P. beſteht aus zwei aufeinanderliegenden glatten (leinwandartigen) Geweben, einem feinern oben und einem gröbern unten, welche nach beſtimmten geraden oder krummen Linien in Eins zuſammengewebt ſind, übrigens aber einen hohlen Raum zwiſchen ſich laſſen; die Anordnung der erwähnten Verbindungslinien bildet das Muſter.

Piquet heißt eine Truppe in Bereitſchaft, namentlich eine Abtheilung, welche bei einbrechender Dunkelheit zur Unterſtützung der Vorpoſten in einer durch die Beſchaffenheit des Terrains beſtimmten kurzen Entfernung hinter den Feldwachen aufgeſtellt oder auch nur zum Ausrücken bereit gehalten wird. Sie beſteht nach Erfordern aus Infanterie oder aus Cavalerie; Artillerie wird nur in beſonders geeigneten Fällen beigegeben. Ihr Zweck iſt die momentane Verſtärkung eines angegriffenen Punktes, oder auch die Flügeldeckung u. ſ. w. Sie erhalten ſich durch Zwiſchenpoſten und Patrouillen (ſ. d.) in fortdauernder Verbindung mit den Feldwachen und kehren gewöhnlich des Morgens in ihre frühere Stellung zurück. In einigen Armeen heißen die Feldwachen ſchon P. Auf P. ſtellen bedeutet in Milizheeren, wie in der Schweiz, die Bereithaltung beſtimmter Abtheilungen, um ſofort nach Befehl ausrücken und operiren zu können.

Piquetſpiel oder Rummelpiquet, ein Kartenſpiel unter zwei Perſonen, das mit der franz. Karte zu 32 Blättern (wobei die Aſſe die höchſten und die Sieben die niedrigſten Karten ſind), oder auch mit der deutſchen Karte geſpielt wird. Das As zählt 11, die drei Figuren 10 Augen und die übrigen Blätter je nach ihrer Bezeichnung. Das As ſticht den König, dieſer die Dame und ſo fort. Man ſpielt das P. nach Augen oder nach Partien. Im erſten Falle wird nach jedem Spiele die Differenz in den Augen der Spielenden ermittelt und nach Ueber-

einkommen bezahlt. Beim Spiel nach Partien wird nur bis auf 100 Augen gespielt, und der, welcher diese zuerst hat, ist der Gewinner.

Piranesi, Name mehrerer röm. Künstler des 18. Jahrh. Giambattista P., Zeichner, Architekt und Kupferstecher, geb. 4. Oct. 1720 zu Rom, lernte in Venedig zeichnen und die Anfangsgründe der Baukunst und begab sich sodann nach Rom, wo er sich archäol. Arbeiten ausschließlich hingab. Sein noch immer unentbehrliches Hauptwerk ist das Prachtwerk über die antiken Denkmäler und die Bauwerke Roms (zuletzt 29 Bde., Fol., Par. 1836, mit 2000 Tafeln), welches durch malerische Darstellung, lebendige und treffende Auffassung sich auszeichnet, in seinen antiquarischen Vermuthungen sich dagegen unzuverlässig erweist. P. starb zu Rom 9. Nov. 1778. — Francesco P., der Sohn des vorigen, geb. zu Rom 1748, setzte das vom Vater begonnene Werk in würdiger Weise fort, erweiterte die von jenem gegründete Kunsthandlung bedeutend, wurde aber durch den Ausbruch der Französischen Revolution in seinen Arbeiten gestört und gelangte nach manchen Schicksalen nach Paris, wo er 27. Jan. 1810 starb. Eine von ihm eingerichtete Manufactur von Terracotten hatte keinen Fortgang. — Peter und Laura P., Bruder und Schwester des vorigen, stachen ebenfalls in Kupfer und vereinigten ihre Kräfte mit denen des Bruders.

Piráno, Hafenstadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks in der österr. Markgrafschaft Istrien, liegt auf einer Halbinsel am Meerbusen Largone und zählt (1857) 8749 E., deren Erwerbsquellen Handel und Schiffbau sowie Fischerei, Salzbereitung, Oel-, Wein- und Getreidebau sind. Die Stadt hat eine interessante goth. Hauptkirche, ein Rathhaus und ein Minoritenkloster mit sehenswerthen Gemälden und ist der Sitz des Bezirksamts, einer Hafen- und See-Sanitätsdeputation und einer Haupt- und Unterrealschule. Im Innern der Stadt befindet sich ein Kunsthafen (Mandrachio), der zum Aus- und Einladen dient; auf den zwei Schiffswerften werden nur kleinere Fahrzeuge gebaut. In der Nähe von P., im Grunde des bedeutenden Hafens della Rosa (auch Porto-Glorioso), der die größte Flotte aufnehmen könnte, befinden sich merkwürdige Salzschlämmereien (Saline de Pizziole). Unweit P. liegt ferner das Dorf Salvore mit einem Leuchtthurme, dann der durch seine Schwefelbäder bekannte Flecken Isola mit 3797 E. In der Umgegend von P. wird der unter dem Namen Rivola bekannte Wein gebaut.

Piraten, s. Seeraub.

Piräus (Peiräeus), s. Athen.

Pirithoos, der Sohn des Ixion oder des Zeus und der Dia, der Tochter des Deioneus, König der Lapithen in Thessalien, war der Gemahl der Hippodameia, mit der er den Polypoites zeugte. Bei seiner Vermählung fand jener berühmte Kampf der Lapithen und Centauren statt, der die Vertreibung der letztern vom Pelion zur Folge hatte. Außerdem ist P. namentlich wegen seines Freundschaftsbundes mit Theseus bekannt. Er stand beim Raube der Helena dem Theseus bei, der dafür mit ihm in die Unterwelt hinabsteigen mußte, um von dort die Persephone zu entführen. Unterwegs ermüdet, setzten sie sich nieder, um auszuruhen, vermochten aber dann nicht wieder aufzustehen. Herakles wollte sie befreien und mit dem Theseus gelang es ihm auch; P. aber mußte in der Unterwelt zurückbleiben. In ihrer sitzenden Stellung malte sie Polygnotos.

Pirkheimer (Wilibald) oder Pirkhaimer, berühmter nürnberger Patrizier und Rathsherr, war 5. Dec. 1470 zu Eichstädt geboren. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Musen, darauf bedacht, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, hatte ihn bereits mit der Welt bekannt gemacht, als er denselben, den Ritterdienst zu erlernen, in die Dienste des Bischofs von Eichstädt treten ließ, der als einer der Aufseher des Schwäbischen Bundes unaufhörlich von fehdelustigen Nachbarn angefeindet wurde. Zwei Jahre verlebte nun P. in stetem Kriegsdienste, und gern wäre er dieser Beschäftigung auf einem größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn seine wissenschaftliche Bildung in Italien vollenden zu lassen. Sieben Jahre studirte er hierauf zu Padua und Pisa vorzugsweise die Rechtswissenschaften, zugleich aber alle Gegenstände der neu aufkommenden Humanistik. Nach seiner Rückkehr erhielt er sogleich die Anwartschaft auf eine Senatorstelle und wurde sodann, da er mit gründlicher Kenntniß der Rechte seine Sitten und große Beredsamkeit verband, zu verschiedenen Gesandtschaften auf Reichstage und an Fürsten gebraucht. 1499 vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnberger Truppen in dem unglücklichen Reichs-, sog. Schwabenkriege gegen die Schweizer. Sowol Maximilian I. wie Karl V. erkannten seinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geschäften mehrere Jahre gewirkt und besonders um Verbesserung des Schulwesens und Einführung der Reformation sich verdient gemacht hatte, zog er sich zurück und widmete seine

Muße den Wiſſenſchaften und ſeinen Freunden, unter die er auch Konr. Celtes und Albr. Dürer zählte. Nur noch von Zeit zu Zeit nahm er an den Staatsangelegenheiten theil. Er ſtarb 22. Dec. 1530. Unter ſeinen Schriften (herausg. von Goldaſt, Frankf. 1610), welche hauptſächlich in hiſtor. und polit. Aufſätzen und Gedichten ſatiriſchen Inhalts beſtehen, ſind beſonders ſeine Briefe an Zeitgenoſſen bemerkenswerth und lehrreich. Seine «Historia belli Suicensis» wurde von Münch überſetzt und mit P.'s Biographie begleitet (Baſ. 1826). Vgl. Mayer, «P.'s Aufenthalt zu Neunhof, von ihm ſelbſt geſchildert» (Nürnb. 1828); (Campe) «Zum Andenken Wilibald P.'s» (Nürnb. 1828). Ueber Charitas P., die Schweſter Wilibald P.'s, Aebtiſſin zu St.-Clara in Nürnberg, geb. 1464, geſt. 1532, ſchrieb Münch (Nürnb. 1826); ihre «Denkwürdigkeiten» gab Höfler (Bamb. 1853) heraus.

Pirmaſens, Stadt in der bair. Rheinpfalz, $2^1/_2$ M. ſüdöſtlich von Zweibrücken in gebirgiger Gegend gelegen, iſt Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts und zählt 7921 E. (1864, gegen 6380 im J. 1858). Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich die evang. Kirche mit dem ſchönen Monumente des Landgrafen Ludwig IX. von Heſſen aus. Der hervorragendſte Induſtriezweig der gewerbfleißigen Bewohner iſt die Schuhfabrikation, deren Erzeugniſſe bis nach Amerika gehen. P. (im Mittelalter Sancti Pirminii sedes) gehörte früher zu der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, welche 1736 durch Heirath an Heſſen-Darmſtadt kam. Das Schloß, auf welchem der Landgraf Ludwig IX. von Heſſen-Darmſtadt (geſt. 1790) reſidirte, wurde in den franz. Revolutionskriegen zerſtört. In neuerer Zeit wurde P. hiſtoriſch merkwürdig durch den Sieg, den die Preußen unter dem Herzog von Braunſchweig 14. Sept. 1793 über die Franzoſen unter Moreau hier erfochten. Die letztern wurden bis an die Saar zurückgeworfen und hierauf ſogar die Weiſſenburger Linien, eine für unüberwindlich gehaltene Verſchanzung der Franzoſen zwiſchen Weiſſenburg und Lauterburg, durch die vereinten Kräfte der Oeſterreicher und Preußen 13. Oct. erſtürmt.

Pirna, Stadt im Regierungsbezirk Dresden des Königreichs Sachſen, liegt $2^1/_4$ M. ſüdöſtlich von Dresden in reizender Gegend am linken Ufer der Elbe, in die hier die Gottleube mündet, ſowie an der Sächſiſch-Böhmiſchen Staatsbahn. Die Stadt iſt Sitz eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts, einer Amtshauptmannſchaft, eines Hauptſteueramts ſowie einer Superintendentur und zählt 8186 E. (1864, gegen 7441 im J. 1861). Unter den öffentlichen Gebäuden ſind, außer dem Schloſſe Sonnenſtein (ſ. d.) mit ſeiner berühmten Irrenheilanſtalt, hervorzuheben: das Rathhaus; die ſchöne Hauptkirche, 1502—46 erbaut, mit buntgemalten Fenſterſcheiben; die Kloſter- oder Spitalkirche, die zu dem 1301 geſtifteten Dominicanerkloſter gehörte, 1686 in beſſern Stand geſetzt wurde, gegenwärtig aber als Waarenniederlage dient; das neue Hospital mit Betſaal; der Bahnhof. Eine kath. Kapelle war 1867 im Bau begriffen. Von Unterrichtsanſtalten beſtehen eine Knaben- und eine Mädchenſchule, eine Armen- und eine Handelsſchule. Auch hat die Stadt ein Waiſenhaus, ein Armenverſorgungshaus und andere wohlthätige Anſtalten. Die induſtrielle Thätigkeit wie auch Handel und Verkehr ſind ſeit einiger Zeit in raſchem Wachsthum begriffen. Es beſtehen Fabriken für Siderolithwaaren, Kattun, Strumpfwaaren, Hüte, Töpferwaaren u. ſ. w.; auch ſind der Schiffbau und die Elbſchiffahrt ſowie der Handel mit Holz, Kalk und beſonders mit dem ſtromabwärts und mittels der Eiſenbahn weithin verſandten Pirnaiſchen Sandſtein wichtige Erwerbszweige. Unter letzterm Namen kommt jedoch nicht allein der in unmittelbarer Nachbarſchaft, ſondern auch der am linken und rechten Elbufer bei Liebethal, Cotta, Poſtelwitz, Schöna, Lohmen u. ſ. w. gebrochene Sandſtein in den Verkehr. P. war in früheſter Zeit böhm. Lehn, wurde wiederholt verpfändet und wieder eingelöſt, bis es ſeit 1404 bei Sachſen verblieb. Schon in ſehr früher Zeit hatte es Stapelgerechtigkeit erlangt, was dazu beitrug, daß es ſich im Mittelalter zu einer der anſehnlichſten Städte Sachſens erhob. Durch Krieg, Peſt und Aenderung der Handelsverhältniſſe ſank die Stadt in der Folge von ihrer Höhe herab. Große Leiden hatte ſie im Dreißigjährigen Kriege durch die Schweden unter Banér 1639 zu erdulden. Auch litt ſie bedeutend im Siebenjährigen Kriege, wo in der Nähe die ſächſ. Armee von den Preußen gefangen wurde, ſowie im Kriege 1813.

Piroguen oder Pirogen (ſpan. pirogua, ein urſprünglich amerik. Wort) heißen die aus einem Baumſtamme gearbeiteten großen Ruderkähne der Indianer Südamerikas. Die malaiiſche Proa iſt eine eigenthümliche Gattung der Pirogue. Ihre eine Seite iſt nämlich länglichrund und dicht am Bord ſteht der Maſt. Die andere Seite dagegen iſt vollkommen gerade und bleibt allemal vom Winde abgekehrt, ſodaß man nur durch Umwenden des Segels hin und wieder fährt und Vorder- und Hintertheil des Fahrzeugs wechſelt. Sie ſind wegen ihrer Schnelle berühmt.

Pirol oder Goldamſel (Oriolus) iſt der Name einer zur Familie der Rabenvögel gehörigen Vogelgattung, die ſich durch einen ſtarken, lang-kegelförmigen Schnabel, deſſen Oberkiefer vor der leicht gekrümmten Spitze mit einem ſeichten Einſchnitte verſehen iſt, durch abgeſtutzten Schwanz und kurze, ſtarke Füße unterſcheidet. Die Arten dieſer Gattung gehören der öſtl. Halbkugel unſerer Erde an und zeigen häufig in der Färbung die Gegenſätze von Gelb und Schwarz. In Europa kommt nur eine Art, der Kirſchpirol (O. galbula), vor, einer unſerer ſchönſten einheimiſchen Vögel, der in Italien, Südfrankreich und Griechenland zu den gemeinſten Vögeln gehört, bei uns aber als Zugvogel erſt im Mai ankommt, weshalb er auch Pfingſtvogel genannt wird. Er baut zwiſchen den äußerſten Gabelenden dünner Zweige ein künſtliches Neſt aus Halmen, ſchmalen Blättern, Pflanzenfaſern u. ſ. w. mit großem Fleiße, iſt lebhaft, ſehr ſcheu und mistrauiſch und daher ſchwer zu ſchießen und zu fangen. Er frißt Inſekten und deren Larven, aber vorzüglich gern Kirſchen, Weinbeeren und Feigen, denen er zuweilen nicht unbeträchtlichen Schaden zufügt. Gegen Kälte iſt er ſehr empfindlich und verläßt unſere Gegenden bereits im Auguſt. Im Sommer wird er ſehr fett und gilt dann in Südeuropa für ſehr ſchmackhaft. Die Männchen ſind am ganzen Körper und an der Schwanzſpitze hochgelb, nur die Flügel, der Schwanz und ein Fleck über dem Auge tief ſchwarz; das Weibchen iſt gelblich-grünlich, unterſeits weißlich und ſchwarz geſtrichelt. Die erſtern zeichnen ſich durch einen ſtarken, hellen, flötenden Geſang aus und können als Zimmervögel gehalten werden.

Piron (Alexis), franz. Dichter, geb. zu Dijon 9. Juli 1689, war der Sohn des Apothekers Aimé P. (geb. 1. Oct. 1640, geſt. 9. Dec. 1727), deſſen Dichtungen im burgund. Dialekte oft mit den trefflichen «Noëls bourguignons» von Lamonnoye genannt werden. Vergebens bemühte ſich ſein Vater, dem Sohne eine ſolide Bildung zu geben, den ſein lebhafter Geiſt von einem tollen Streiche zum andern trieb. Nur in ſeiner entſchiedenen Liebe für die Poeſie zeigte er von früh an Beharrlichkeit. Ein höchſt unanſtändiges Gedicht, das er im Taumel einer Orgie auf das Papier geworfen hatte, nöthigte ihn, aus ſeiner Vaterſtadt zu fliehen. Er ging nach Paris und lebte dort die erſten neun Jahre in Dürftigkeit, indem er ſich durch ſeine ſchöne Handſchrift zu ernähren ſuchte. Allmählich machten ihn ſeine treffenden Epigramme bekannt und er wurde nun ein Glied der guten Geſellſchaft, in der er durch Geiſt und Heiterkeit glänzte. So gehörte er mit Crébillon, Collé, Gallet und Greſſet zu den beliebteſten Mitgliedern der Zuſammenkünfte des Caveau, von wo aus ſeine humoriſtiſchen Epiſteln, ſeine zum Theil an das Schlüpfrige ſtreifenden Erzählungen und andere poetiſche Kleinigkeiten ſeiner Feder in das größere Publikum gelangten. Als Bühnendichter begann er mit Arbeiten für kleine Theater, und lange Zeit arbeitete er für Franciſque, den Unternehmer der komiſchen Oper, der nur Monodramen ſpielen durfte, weil alle andern Privilegien vergeben waren. P.'s größere Stücke, z. B. «L'école des pères» (1828; zuerſt unter dem Titel «Les fils ingrats») und «Gustave Vasa» (1733) fanden nur mäßigen Beifall, und ſein «Calisthène» (1730) wurde ſo entſchieden misfällig aufgenommen, daß er ſich für dieſe Ungunſt durch ſeine Satire «La calotte du public» ſchadlos zu halten ſuchte. Erſt ſeine «Métromanie» (1738) wurde als ein wahres Meiſterwerk begrüßt. In der That iſt dieſe Dichtung, in welcher P. ſeine dichteriſche Leidenſchaft ſelbſt zum Gegenſtande der Darſtellung macht, allein im Stande, ihm einen unvergänglichen Namen zu ſichern. Deſſenungeachtet wies ihn die Akademie zurück, als er ſich 1753 um eine erledigte Stelle bewarb. Aus Rache wählte er nun die Akademie und die Akademiker, die er «les invalides du bel-esprit» nannte, zum Gegenſtande ſeiner Satire. Er ſtarb 21. Jan. 1773. Seine «Oeuvres» (7 Bde., Par. 1776) wurden von Rigoley de Juvigny, ſeine «Oeuvres inédites» neuerdings von Bonhomme (Par. 1859) herausgegeben.

Pirouette, eigentlich ein kleiner Kreiſel, heißt in der Tanzkunſt das ſchnelle Umdrehen auf einem Fuße und in der Reitkunſt das ſchnelle, ſehr enge Herumwerfen des Pferdes, ſodaß es mit dem Kopfe auf derſelben Stelle ſteht, wo es zuvor mit dem Schweife war; daher pirouettiren, im Kreiſe drehen.

Piſa, eine der älteſten und ſchönſten Städte Italiens, die Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz (55½ Q.-M. mit 243028 E.), liegt in einer reizenden, fruchtbaren Ebene, 1 M. vom Meere, am Arno, über welchen drei Brücken führen, und iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, einer Präfectur, eines Tribunals erſter Inſtanz und anderer Behörden. Die Stadt hat breite, gerade und gutgepflaſterte Straßen und ſchöne große Plätze. Unter den 80 kirchlichen Gebäuden zeichnet ſich der im 11. Jahrh. von einem griech. Architekten erbaute Dom durch ſein von 74 Säulen getragenes Gewölbe, durch herrliche Gemälde und ſchöne bunte Fenſter aus. Neben ihm ſteht der berühmte, im 12. Jahrh. von einem Deutſchen, Namens Wilhelm, erbaute ſchiefe Thurm

(il Campanile), deſſen höchſter Punkt, wenn man ein Beiloth herabläßt, an der Grundmauer eine Abweichung von etwas mehr als 12 F. ergibt. Er iſt rund, ganz von Marmor, beſteht bei einer Höhe von 142 F. aus ſieben Stockwerken und iſt oben platt und mit einer Galerie umgeben. Ob der Thurm abſichtlich ſchräg gebaut ſei oder ob er ſich geſenkt habe, iſt ſtreitig. Vom dritten Stockwerke an dürfte er wol abſichtlich ſchief erbaut worden ſein, und für die urſprüngliche ſchiefe Richtung des untern Baues ſcheinen die benachbarten ältern Gebäude, an denen ſich, trotz aller ſonſtigen Genauigkeit, ſchiefe Linien geltend machen, zu ſprechen. Dem Dome gegenüber liegt das 1153 von Diotiſalvi erbaute Battiſterio oder die Kirche des heil. Johannes, eine runde, von herrlichen Säulen getragene Kuppel mit ungemein ſtarkem vielfältigen Echo und einer Kanzel, die eins der größten Meiſterwerke Nicola Piſano's iſt. Zwiſchen beiden breitet ſich das Campo-ſanto aus, ein alter, ſeit früher Zeit zum Begräbniſſe großer und verdienter Bürger der Republik beſtimmter Kirchhof, deſſen Erde die Piſaner 1228 auf Schiffen aus Jeruſalem holten. Er iſt von goth. Hallen eingefaßt, die der Baumeiſter Giovanni Piſano um 1283 vollendete, und deren Wände mit Frescogemälden von Giotto, Buffalmaco, Laurati, Antonio Veneziano, Spinello, Memmi, Orgagna u. a. geſchmückt ſind, die aber alle durch die unübertrefflichen Schildereien Benozzo Gozzoli's verdunkelt werden. Ihr Anblick entzündete den Funken des Kunſtgenies Leonardo's, Rafael's und Michel-Angelo's. Vgl. Carlo Laſinio, «Pitture al fresco del Campo santo» (Piſa 1812); Paolo Laſinio, «Pitture al fresco del Campo santo» (Flor. 1832). Von den übrigen Gebäuden zeichnen ſich aus die in zierlich goth. Geſchmack gebaute Kirche Sta.-Maria della Spina, der Palaſt des einſt hier reſidirenden Ritterordens des heil. Stephan mit der Kirche, deren Orgel eine der größten in Italien iſt, der königl. Palaſt und der Palaſt Lanfranchi, wo Lord Byron eine Zeit lang wohnte. Auch zeigt man den Hungerthurm, in welchem Ugolino Gherardesca 1288 mit ſeinen Kindern umkam; indeß iſt der urſprüngliche gewiß nicht mehr vorhanden. Die Univerſität zu P., angeblich 1339 geſtiftet, wurde durch Cosmo I. von Medici erneuert und ſtand in frühern Zeiten in hohem Rufe. Sie begreift fünf Facultäten mit (1864/65) 62 Docenten und 347 Studirenden und hat eine Bibliothek von 60000 Bänden, einen Botaniſchen Garten und verſchiedene Sammlungen. Von andern Lehranſtalten befinden ſich in P. ein Gymnaſiallyceum, eine techniſche Schule, eine Akademie der ſchönen Künſte u. ſ. w. Nahe bei der Stadt befindet ſich die landwirthſchaftliche Anſtalt San-Roſſore mit großer Stuterei und Kamelzucht. Die Stadt iſt gegen früher ſehr verödet und ſtatt der 150000 E., die ſie im 13. Jahrh. gezählt haben ſoll, hat ſie nach dem letzten Cenſus (31. Dec. 1861) 33676 (in ihrem Gemeindebezirk aber 51057) E. 4 Miglien von P. entfernt, am Fuße des Berges San-Giuliano, liegen die ſchon zu Plinius' Zeit bekannten Piſaniſchen Bäder, 36 Quellen, die reich an kohlenſaurem Gas und vitriol- wie auch falzſaurem Natrum, beſonders in rheumatiſchen und gichtiſchen Krankheiten und gegen Leberleiden und Nervenſchwäche innerlich und äußerlich angewendet werden. In der weitern Umgegend von P. iſt das große Kloſter Certoſa di Calci ſehenswerth. Handel und Gewerbe der Piſaner, obwol jetzt durch Eiſenbahnen, die nach Florenz, Lucca, Livorno und Spezia führen, unterſtützt, ſind noch immer unbedeutend. Doch iſt die Umgegend von P. gut angebaut, ergiebig an gutem Oel und reich an ſchönem Marmor. Vgl. Morrona, «P. illustrata nelle arti del disegno» (3 Bde., Livorno 1712); Niſtri, «Guida di P.» (Piſa 1845); Rohault de Fleury, «Les monuments de Pise au moyen âge» (Par. 1866, mit Atlas).

P., im Alterthum Pisae, hatte ſchon frühzeitig im Mittelalter ſich durch den kräftigen Freiheitsſinn und thätigen Handelsgeiſt ſeiner Bürger zu einer mächtigen Republik erhoben, deren Gebiet die ganze damals angebaute, ſehr fruchtbare Maremma von Lerici bis Piombino umfaßte. Im Kampfe mit den Sarazenen eroberte es Sardinien, Corſica und die Balearen; es gründete Colonien in der Levante und behauptete ſeine Herrſchaft auf dem Meere gegen Genua. Als eifrige Ghibellinen dem Kaiſer treu ergeben, geriethen die Piſaner mit den guelfiſch geſinnten Städten Florenz, Lucca und Siena in blutige Fehden, die ſie jedoch lange Zeit ſiegreich beſtanden. Von Genua aber aufs neue angegriffen und in der Seeſchlacht bei Molara 1288 völlig beſiegt, verlor P., da ſeine übrigen Feinde mit Genua ſich verbanden, in den folgenden Kämpfen alle ſeine Beſitzungen. Es war dem Untergange nahe, als Ugolino Gherardesca (ſ. d.), das Haupt der Guelfenpartei, die Herrſchaft an ſich riß. Neue Kräfte gewann P. unter den hiernächſt auftretenden ghibelliniſchen Herrſchern, beſonders unter Uguccione. Doch von innern Parteiungen und neuen Kriegen, in denen es ſeine alte Tapferkeit bewährte, erſchöpft, trat es endlich unter Mailands Schutz und wurde darauf dem Herzoge Galeazzo Visconti verkauft und von deſſen Sohne 1406 den Florentinern, den geſchworenen Feinden P.s, abgetreten. Durch Hunger

wurde die Stadt zur Uebergabe gezwungen und durch Gewalt in Gehorſam erhalten. Als aber 1494 Karl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob ſich auch P. unter Simon Orlandi, nahm den König von Frankreich zum Schutzherrn an und erkämpfte ſich mit deſſen Hülfe in einem 15jährigen Kriege ſeine Selbſtändigkeit und eine neue Verfaſſung. Doch fortwährend reizte es, als ein wichtiger Stützpunkt der Macht in Italien, die Eiferſucht und Herrſchbegierde der benachbarten Staaten. Florenz bemächtigte ſich des Gebiets von P. und begann 31. Juli 1499 die Stadt zu belagern. Aber die Anſtrengungen der Florentiner ſcheiterten an dem Muthe und der Tapferkeit der piſan. Männer und Frauen, und ebenſo kräftig widerſtand die neubefeſtigte Stadt dem Eroberungsverſuche Ludwig's XII. von Frankreich und zwei neuen Belagerungen der Florentiner 1504 und 1505. Erſt 8. Juni 1509 gelang es den letztern, durch Hunger, unter der Bedingung völliger Amneſtie, ſich der Stadt zu bemeiſtern. Seitdem blieb P. bei Toscana bis zu deſſen Einverleibung in das neue Königreich Italien (1860). Vgl. Baltancoli-Montazio, «Annali di P.» (Lucca 1842—45).

Piſander (griech. Peiſandros) iſt der Name zweier Helden im heroiſchen Zeitalter, von denen der eine, ein Trojaner von Geburt und Sohn des Antimachos, von Agamemnon getödtet wurde, der andere ein Anführer der Myrmidonen war. Hiſtoriſch bekannter aber und zugleich wichtiger iſt der Spartaner P., der Schwager des Ageſilaus, welcher zu der Zeit, als die eiferſüchtigen Perſer im Vereine mit vielen griech. Staaten bald nach dem Peloponneſiſchen Kriege das mächtig gewordene Sparta zu demüthigen ſuchten, auf dem Kriegsſchauplatze auftrat. Von Ageſilaus hatte er nämlich den Oberbefehl über die Flotte erhalten, erlitt aber, als es bei Knidos (ſ. d.) zur Schlacht kam, durch die vereinigte perſ.-hellen. Flotte unter Konon und Pharnabazos eine völlige Niederlage und verlor ſelbſt dabei ſein Leben.

Piſang, ſ. Musa.

Piſano (Nicola), Bildhauer und Architekt, geb. um 1200, lebte und wirkte meiſt in ſeiner Vaterſtadt Piſa und ſtarb nach 1266. Die ital. Kunſtgeſchichte beginnt mit ihm eine neue Aera, indem nach Jahrhunderten der Roheit und Verarmung in der Sculptur ſeine Werke eine plötzliche neue Entwickelung zu antiker Freiheit und Schönheit der Form darſtellen, die dann im 14. Jahrh. von neuem verloren ging, um erſt im 15. mit den großen Florentinern wieder zu erwachen. Das Außerordentliche einer ſolchen iſolirten kunſtgeſchichtlichen Erſcheinung hat von jeher verſchiedene Erklärungen hervorgerufen. Von ſeinen Lehrern, byzant. Bildhauern, wie es heißt, konnte P. ſeinen neuen Stil nicht erlernen, weil dieſelben ſchon einer völligen Lebloſigkeit der Darſtellung anheimgefallen waren; um ſo wahrſcheinlicher iſt es, daß er nach aufgefundenen Antiken, zumal Sarkophagen, ſtudirt und von denſelben ſeine Darſtellungsweiſe entnommen habe. Neuerdings hat Kugler dargethan, daß P. in ſeinem früheſten Werke, einem Relief an der Façade des Doms zu Lucca von 1233, viel weniger an die Antike als an den damaligen höchſt entwickelten und edeln Stil der deutſchen Sculptur erinnere, welcher ihm durch wandernde nordiſche Künſtler bekannt geworden ſein mag. Völlig von der Antike eingenommen erſcheint er erſt in den berühmten Reliefs an der Kanzel des Baptiſterinms zu Piſa; hier iſt die Form nach antikem Princip um ihrer ſelbſt und ihrer eigenen Schönheit willen behandelt. Aus ſeiner ſpätern Zeit iſt die Kanzel des Doms zu Siena und der prachtvolle Sarkophag des heil. Dominicus in Bologna; außerdem wird er als Architekt mehrerer Kirchen in Piſa, Piſtoja, Volterra u. ſ. w. genannt. — Sein Sohn und Schüler Giovanni P., geb. um 1240, geſt. 1320, wurde als Bildhauer und Architekt einer der wichtigſten Repräſentanten des ſeit Ende des 13. Jahrh. in Italien überwiegend gewordenen german. Stils. Von ihm wurde das berühmte Campo-ſanto in Piſa angelegt. Er arbeitete auch die Grabmäler Urban's IV., Martin's IV. und Benedict's XI. in der Kirche zu Perugia, baute die Vorderſeite des Doms zu Siena und führte mehrere andere Bauwerke aus in Neapel, Orvieto und Piſtoja. Für die biſchöfl. Kirche zu Arezzo arbeitete er die mit ausgehauenen Figuren, Laubwerk, Muſiv- und Schmelzarbeit gezierte marmorne Tafel des Hochaltars, welche 30000 Goldgulden koſtete, für Florenz das Taufgefäß in der Kirche zu St.-Johannes, für die Kirche des heil. Dominicus zu Bologna den Hochaltar und in ſeiner Vaterſtadt die Kanzeln des Doms und der Kirche auf Campo-ſanto. — Andrea P., geb. 1280, geſt. 1345, Bildhauer und Architekt, Giotto's Freund, arbeitete in Florenz die Statuen am Glockenthurm des Doms und die ſchöne ältere Bronzethür des dortigen Baptiſteriums, Werke, worin der german. Stil ſich ſtreng und kräftig ausſpricht. Minder bedeutend waren deſſen Söhne Rino und Tommaſo. — Victor P., genannt Piſanello, ein Maler, geb. 1368 zu San-Virgilio ſul Lago im Veroneſiſchen, ſtand am päpſtl. Hofe in großem Anſehen und ſtarb 1448. Was ſich von ſeinen Malereien in Rom, Venedig, Verona

und Piſtoja erhalten hat, beurkundet ihn als einen erfahrenen Meiſter. Doch berühmter wurde er dadurch, daß er zuerſt oder als einer der erſten Schaumünzen, meiſt aus Bildniſſen mit gut erfundenen und ausgeführten ſymboliſchen Rückſeiten beſtehend, modellirte, in Formen abdruckte und in Metall goß. Beſonders die Köpfe dieſer meiſt zwiſchen 1429 und 1448 gefertigten Stücke gehören zum Trefflichſten in ihrer Art.

Piſé (franz., vom lat. pinsere, ſtampfen) oder Lehmſchlag heißt das Verfahren, Mauern und Gebäude aller Art aus Gartenerde mit Sand vermiſcht durch Stampfen zwiſchen Bretwänden oder in Formen aufzuführen. Der gewöhnliche Erd-Piſébau verwendet jene Materialien in Lagen aufeinander, ſtellt demnach die Bauwerke gleichſam aus einem Stück her. Isnard in Odeſſa fertigt dagegen gerammte Erdquadern und liefert damit feſtere Mauern als der Erd-Piſébau ergibt. Außerdem gehört hierher der Kalk-Sand-Piſébau, wobei künſtliche Steine aus einem Gemenge von Kalk und Sand hergeſtellt werden. Dies iſt die vorzüglichſte und dauerhafteſte Art des Piſébaues. Im allgemeinen gewährt der Piſébau die Vortheile der Billigkeit und der Trockenheit, hat aber auch manche Nachtheile. So haften z. B. die Nägel nicht in den Wänden, der Abputz iſt ſchwierig u. ſ. w. Der Piſébau war ſchon den Alten bekannt, und Plinius nennt die Athenienſer Hyperbius und Euryalus als ſeine Erfinder. Hannibal führte in dieſer Weiſe Feſtungswerke in Spanien auf. Viele Gebäude des Alterthums waren blos aus Lehmſchlag errichtet. Erneuerte Aufnahme fand der Piſébau gegen Ende des 18. Jahrh. in Südfrankreich, beſonders durch den Baumeiſter Cointereaux. In Deutſchland hat der Piſébau nicht recht platzgreifen wollen, weil Feuchtigkeit und Witterungswechſel von zu großem Einfluß auf ſolche Wände ſind, auch das Ungeziefer die Piſémauern durchwühlt. Dennoch iſt er für viele Gegenden und Verhältniſſe geradezu Bedürfniß, wie die vielen Lehmſteinbauten beweiſen. Der treffliche Kalk-Sand-Piſébau, gewöhnlich der Prochnowſche genannt, wurde 1828 von dem Architekten Rydin zu Borås in Schweden erfunden, als eine furchtbare Feuersbrunſt dieſe Stadt in Aſche gelegt hatte und es an Material zu raſchem Wiederaufbau gänzlich mangelte. Durch die von Körte überſetzte Schrift Rydin's aufmerkſam gemacht, verbeſſerte Gutsbeſitzer Prochnow zu Bahn in Hinterpommern das Verfahren. 1846 ward das Verfahren durch Leuchs in Süddeutſchland eingeführt; 1854 erfand Bernhardi in Eilenburg dazu eine beſondere Preſſe zur Herſtellung von Kalk-Sand-Steinen. Auch den Kalk-Sand-Piſébau ſcheinen ſchon die Römer gekannt zu haben, wie aus einer Stelle des Vitruv ſowie aus verſchiedenen erhaltenen Reſten hervorgeht. Dieſer Piſébau ſteht dem Mauerwerk aus gebrannten Steinen ſehr nahe, und vermeidet alle Mängel des Erd-Piſébaues. Vgl. Engel, «Der Kalk-Sand-Piſébau und die Kalk-Sand-Ziegelfabrikation» (3. Aufl., Lpz. 1865); Schubert, «Handbuch der landwirthſchaftlichen Baukunde» (2. Aufl., Berl. 1864). Eine Art Piſébau iſt auch die in Deutſchland auf dem Lande vielfach gebräuchliche Wellerwand aus Lehm, in Verbindung mit eingeknetetem, zerſchnittenem Stroh. Dieſelbe wird mit der Hand und, der Feſtigkeit halber, außerordentlich breit angefertigt. Auf ähnliche Weiſe wird für ländliche Gebäude aus Holz die Lehmfachwerkswand gebildet.

Piſidien, eine Landſchaft im ſüdl. Kleinaſien, die Gebirgsgegend am nördl. Abhange des Taurus, wurde in frühern Zeiten als ein Theil von Pamphylien (ſ. d.) betrachtet. Erſt ſeit der neuen Eintheilung des röm. Reichs unter Konſtantin bildete es eine beſondere Provinz. Der ſüdweſtlichſte Diſtrict des Landes führte den Sondernamen Milyas, der nordweſtliche den Namen Kabalia. Die Bewohner der Landſchaft, die Piſider, waren kühn und tapfer, aber räuberiſch und deshalb von ihren Nachbarn gefürchtet, wie auch die jetzige Bevölkerung, die Karamanen, als arge Räuber verrufen ſind und das Land daher ſelten von Reiſenden beſucht wird.

Piſiſtratus (griech. Peiſiſtratos), ein berühmter Machthaber (Tyrann) von Athen, ſtammte aus dem alten edeln Geſchlechte der Philaiden, war mit Solon verwandt und hatte von ſeinem Vater Hippokrates ein bedeutendes Vermögen ererbt; überdies wurde er in ſeinen ehrgeizigen Beſtrebungen von der Natur durch ungemeine Faſſungskraft, durch einen klaren Verſtand und redneriſches Talent unterſtützt. Bei ſeinem Eintritt in das öffentliche Leben ſuchte er durch Herablaſſung und Freigebigkeit ſowie durch Vorſpiegelung bürgerlicher Freiheit und demokratiſcher Verfaſſung die niedere Volksklaſſe für ſich zu gewinnen, und als ihm dies gelungen, brachte er ſeine weitern Plane mittels einer Liſt zur Ausführung. Mit leichten Wunden bedeckt, die er ſich ſelbſt zugefügt, erſchien er auf dem Marktplatze, rief ſeine Mitbürger zum Schutz gegen die Verfolgungen vorgeblicher Feinde auf und erſchlich ſich auf dieſe Weiſe eine Leibwache von 50 Keulenträgern. Mit Hülfe dieſer beſetzte er die Burg von Athen, entwaffnete die Menge und machte ſich 560 v. Chr. zum Oberherrn der Stadt. Dabei wußte er jeden Schein der Tyrannei zu vermeiden, erhielt die Geſetze des Solon aufrecht und bewies gegen den Geſetzgeber

ſelbſt die größte Hochachtung, vermochte aber dennoch nicht dieſen mit ſeiner Herrſchaft zu verſöhnen. Zweimal wurde dieſe durch Siege der Gegenpartei und Verbannung des P. unterbrochen. Zuerſt geſchah dies, bald nachdem er zur Herrſchaft gelangt war, durch eine Coalition der Parteigänger des Alkmäoniden Megakles und des Lykurgus. Als aber Lykurgus und Megakles ſich entzweiten, näherte ſich der letztere in ſeiner Bedrängniß dem P., vermählte ihm ſeine Tochter und verhalf ihm ſelbſt nach fünf Jahren wieder zur Herrſchaft. Allein da P. größere Hinneigung zu ſeinen ſchon erwachſenen Söhnen als zu ſeiner jungen Gattin zeigte, ſo währte das freundſchaftliche Verhältniß mit Megakles nur kurze Zeit, und er mußte Athen abermals verlaſſen. Er flüchtete nach Eretria auf Euböa und blieb hier über zehn Jahre in Verbannung. Dann zog er Geld und Hülfsvölker von mehrern Seiten, beſonders von Theben, Argos und Naxos zuſammen, landete mit dieſer Macht bei Marathon und ſchlug die entgegenrückenden Athener in die Flucht. P. befeſtigte ſich von neuem in der Herrſchaft von Athen und behauptete dieſelbe ohne Störung bis an ſeinen Tod (527 v. Chr.). Es iſt nicht zu verkennen, daß P. ſeine Gewalt nicht mit despotiſchem Drucke, ſondern mit Milde und Gerechtigkeit übte, daß er die Staatseinkünfte ohne übermäßige Belaſtung der einzelnen vermehrte und dieſe größtentheils auf Errichtung prachtvoller öffentlicher Gebäude verwendete, daß er den materiellen Wohlſtand beſonders durch Anpflanzung von Oelbäumen in den bisher faſt ganz kahlen Ebenen Attikas förderte und auch die geiſtige Bildung der Athener durch Anlegung von Bibliotheken und durch die Sammlung der Homeriſchen Geſänge zu heben ſich beſtrebte. So genoß Athen mehr als je unter ſeiner Herrſchaft die Segnungen eines langen Friedens, und er ſelbſt konnte ſeinen Söhnen Hippias, Hipparchus und Theſſalus, die man gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen der Piſiſtratiden, d. h. der Nachkommen des P., bezeichnet, den ruhigen Beſitz deſſelben hinterlaſſen, den ſie freilich durch ihre eigene Schuld 510 v. Chr. für immer wieder verloren.

Piſo iſt der Name einer Familie des röm. plebejiſchen Geſchlechts der Calpurnier (ſ. Calpurnius), die zuerſt im zweiten Puniſchen Kriege hervortritt, wo ein Cajus P. 216 v. Chr. bei Cannä gefangen wurde, der dann 211 die Prätur bekleidete. — Sein gleichnamiger Sohn, der 180 Conſul war, adoptirte den Lucius Cäſonius, der dann Lucius P. Cäſoninus hieß, 154 als Prätor in Spanien, 148 als Conſul in Aſien Krieg führte, und von dem fortan dieſer Zweig der Familie den Zunamen Cäſoninus trug. — Sein ebenfalls gleichnamiger Sohn war 112 Conſul und fiel 107 als Legat des Conſuls Lucius Caſſius in Gallien mit dieſem gegen die Tiguriner. Des letztern Enkel, deſſelben Namens, bekleidete 61 die Prätur, verheirathete ſeine Tochter Calpurnia 59 an Julius Cäſar und erhielt durch den Einfluß des letztern mit Aulus Gabinius das Conſulat 58, als Clodius (ſ. d.) Volkstribun war. Den Clodius begünſtigte er namentlich in ſeinem Verfahren gegen Cicero; daher war ihm dieſer verfeindet und griff ihn 55 in einer noch erhaltenen Rede im Senat wegen ſchmählicher Verwaltung der Provinz Macedonien auf das heftigſte an. Im J. 49, nachdem er 50 Cenſor geweſen war, ſuchte er die ariſtokratiſche Partei vergebens zu einem friedlichen Vergleiche mit Cäſar zu ſtimmen, ebenſo vergebens waren ſeine Bemühungen, nach Cäſar's Ermordung 44 den Frieden zu erhalten. — Sein Sohn Lucius Calpurnius P. Cäſoninus, Conſul 15 v. Chr., begünſtigt von Auguſtus und Tiberius, der ihm die Präfectur der Stadt übertrug, die er mit vorzüglicher Tüchtigkeit verwaltete, ſtarb 80 J. alt 32 n. Chr. Er iſt vermuthlich der P., an den und deſſen Söhne Horatius ſeine «Epiſtel über die Dichtkunſt» richtete. — Lucius Calpurnius P., der wegen ſeiner Rechtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit den ehrenden Beinamen Frugi, d. i. der Brave oder Biedere, erhielt, gab als Volkstribun 149 v. Chr. das erſte Geſetz gegen Erpreſſungen (Lex Calpurnia repetundarum), in deren Folge die erſte Quaestio perpetua eingerichtet wurde. Als Conſul kämpfte er 133 gegen die Sklaven in Sicilien. Durch ſeine für uns verlorene Geſchichte Roms bis auf ſeine Zeiten gehört er zu den röm. Annaliſten. Sein Enkel Cajus, der erſte Gatte der Tochter Cicero's, Tullia, ſtarb, nachdem er die Quäſtur bekleidet hatte, ſehr jung 57. — Durch Adoption gehörte dem Zweige der Frugi (der dieſen Beinamen fortführte) an Lucius Calpurnius P. Frugi Lucinianus, den Galba zu ſeinem Nachfolger erkor und adoptirte, und der mit ihm durch Otho 69 n. Chr. ermordet wurde. — Zu andern Zweigen der Familie gehörten Cajus Calpurnius P., der 67 v. Chr. als Conſul und Führer der ariſtokratiſchen Partei ſich dem Geſetz, durch welches Gabinius (ſ. d.) dem Pompejus für den Seeräuberkrieg ungemeſſene Macht übertrug, vergebens entgegenſtellte; Cnejus Calpurnius P., der 65 an der erſten, nicht zum Ausbruch gelangten Verſchwörung des Catilina Antheil nahm und im folgenden Jahre als Quäſtor in Spanien erſchlagen wurde;

Cnejus Calpurnius P., der als unbeugſamer Anhänger der Ariſtokratie bis 46 v. Chr. gegen Cäſar focht, ſpäter ſich an Brutus und Caſſius anſchloß, von Auguſtus begnadigt wurde und 23 v. Chr. das Conſulat bekleidete; deſſen Sohn Cnejus, der 7 v. Chr. mit Tiberius Conſul war, welcher ihm als Kaiſer die Verwaltung von Syrien gab. Germanicus (ſ. d.), der mit der Leitung des Orients beauftragt war, und mit dem er in Streitigkeiten kam, wurde von ihm, vermuthlich auf Antrieb des Tiberius, 19 n. Chr. zu Antiochia vergiftet. Hierauf mußte er dem Cajus Sentius, dem des Germanicus Gefolge die Provinz übertrug, weichen und ging nach Rom. Hier tödtete er ſich 20 n. Chr., als er ſah, daß Tiberius, dem Ingrimm des Volks, das den Tod des Mörders verlangte, weichend, ihn aufgab und dem Senate die Unterſuchung übertrug; auch ſeine Gemahlin Munatia Plancina, die an dem Verbrechen theilgenommen, tödtete ſich, als ſie noch 33 auf Tiberius' Befehl wegen deſſelben angeklagt wurde. — Cajus Calpurnius P. verſuchte 65 n. Chr. eine Verſchwörung gegen Nero, die aber entdeckt wurde. P. tödtete ſich ſelbſt; die zahlreichen Theilnehmer, zu denen auch Fenius Rufus, einer der prätorianiſchen Präfecten, Seneca, Lucanus u. a. gehörten, wurden von Nero auf das grauſamſte verfolgt und beſtraft. — Mit Unrecht, wie es ſcheint, wird der Lucius Calpurnius Beſtia zu der Familie der Piſonen gerechnet, der 111 als Conſul ſich von Jugurtha beſtechen ließ und deshalb in Rom 110 auf Antrag des Tribunen Manilius belangt und verurtheilt wurde, und 90, als der Tribun Quintus Varius darauf antrug, die Urheber des Bundesgenoſſenkriegs zu belangen, ſich einer zweiten Verurtheilung durch freiwilliges Exil entzog.

Piſtacien oder grüne Mandeln heißen die ſüßen, wohlſchmeckenden Samenkerne der echten Piſtacie (Pistacia vera L.). Die zu der 22. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Terebinthaceen gehörende Gattung Pistacia L. beſteht aus Sträuchern und Bäumen des mittelländiſchen Gebiets, des Orients, des tropiſchen Aſien und Nordamerikas, welche ſich durch ſchöne immergrüne Belaubung auszeichnen. Ihre abwechſelnd geſtellten nebenblattloſen Blätter ſind unpaarig gefiedert oder dreizählig mit ganzrandigen Blättchen, ihre kleinen Blüten in einfache oder zuſammengeſetzte, blattwinkelſtändige Trauben geſtellt. Die männlichen Blüten beſtehen aus einem gelbgrünen, fünfſpaltigen Perigon und fünf Staubgefäßen mit viereckigen Beuteln, die weiblichen aus einem drei- bis vierſpaltigen Perigon mit einem oberſtändigen Fruchtknoten und drei Griffeln. Aus dem Fruchtknoten entwickelt ſich eine trockene, ſelten fleiſchige Steinfrucht mit einfächerigem und einſamigem Steinkerne. Pistacia vera iſt ein ſchöner, bis 30 F. hoch werdender, in Syrien, Perſien und am Schwarzen Meere einheimiſcher, übrigens in Südeuropa häufig cultivirter Baum mit unpaarig gefiederten oder (bei den weiblichen Individuen) häufig dreizähligen Blättern, länglichrunden oder eiförmigen zollangen Blättchen und eiförmigen, etwas fleiſchigen, grünen, roth angehauchten Früchten, welche gegen $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge erreichen. Der in dem Steinkern enthaltene längliche, dreikantige Same iſt reich an fettem Oel. Wegen ihrer grünen Farbe bedient man ſich der Piſtacienkerne in den Apotheken und Zuckerbäckereien, um Morſellen und Confituren, im Haushalte, um Crêmes damit zu zieren. Im Orient und in Südeuropa werden ſie auch roh gegeſſen und wird aus ihnen Oel geſchlagen. Sie ſchmecken ganz ähnlich wie die ſüßen Mandeln, werden aber leicht ranzig. Im ganzen mittelländiſchen Gebiet kommen zwei andere Arten häufig wild vor, der Maſtixſtrauch (ſ. Maſtix) und der Terpentinbaum (P. Terebinthus L.). Die letztere, auf trockenen, ſonnigen, bebuſchten Hügeln wachſende Art wird zwar bisweilen zu einem kleinen Baum, iſt aber in der Regel auch ſtrauchförmig. Ihre Blätter ſind denen des Walnußbaums ähnlich, nur beträchtlich kleiner, die erbſengroßen, zuletzt blaugrünen, trockenen Früchte in große, verzweigte, riſpige Trauben geſtellt. Die Rinde enthält ein feines Terpentinharz (Terebinthium cypria oder de Chio), welches theils freiwillig ausfließt und an der Luft erhärtet, theils durch Einſchnitte gewonnen wird. Die Samen wurden früher gegen Blutflüſſe und Dyſenterie angewendet. Eigenthümlich ſind dieſer Holzart die großen, bockshornartig geſtalteten, dickwandigen, harten, grünrothen und ſehr harzreichen Gallen (Gallae pistacinae), welche eine Blattlaus (Aphis Pistaciae) an den Aeſten hervorbringt (auch an den Blütenſtielen und Blättern, wo aber die Gallen viel kleiner und anders geformt auftreten), und die früher ebenfalls medic. Verwendung fanden.

Piſtill, ſ. Stempel.

Piſtōja, bei den Römern Pistoria, die Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes in der ital. Provinz Florenz, der Sitz eines Biſchofs, einer Präfectur, eines Tribunals erſter Inſtanz, einer Akademie der Wiſſenſchaften und der Künſte, eines Lyceums und eines Gymnaſiums, liegt überaus freundlich am Fuße der Apenninen am Ombrone und an der Eiſenbahn von Florenz nach Bologna und Lucca, hat breite und gerade Straßen, anſehnliche Kirchen und einige ſchöne Pa-

läſte. Sie iſt mit Mauern umgeben und hat eine Citadelle. Die ſehenswertheſten Gebäude ſind der Dom aus dem 12. Jahrh. mit vielen Reliquien und die Kirchen dello Sto.-Spirito mit einer trefflichen Orgel, dell' Umiltà von ſehr ſchöner Bauart, San-Andrea wegen berühmter goth. Kanzel, San-Francesco und San-Bartolommeo wegen werthvoller Gemälde; ferner das biſchöfl. Schloß, das Stadthaus und das Bibliothekgebäude Sapienza. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich (Ende 1861) auf 12274. Wichtig ſind die Eiſenmanufacturen, welche namentlich gute Flintenläufe liefern, die Fabriken von Nadeln, landwirthſchaftlichen und muſikaliſchen Inſtrumenten. Auch wird viel Gartenbau getrieben, und namentlich gelten die hieſigen Waſſermelonen für beſonders wohlſchmeckend. In der Umgegend findet man ſchöne Bergkryſtalle, die geſchliffen als Diamanti di Pistoja in den Handel kommen. In der Schlacht bei P. fand Catilina den Tod.

Piſtöja (Leonardo da), ital. Maler, mit dem Beinamen Malateſta, hieß, wie es ſcheint, mit ſeinem Familiennamen Grazia und lebte um 1540. Auf ſeine eigenthümliche Richtung ſollen die Werke des Leonardo da Vinci von Einfluß geweſen ſein. In Rom wurde er ein Schüler Francesco Penni's. Ausgezeichnet als Coloriſt, weniger als Zeichner, lieferte er namentlich viele vortreffliche Porträts, die er ſich aber auch ſehr theuer bezahlen ließ. Er arbeitete vorzüglich zu Lucca, Rom und Neapel, wo er ſtarb.

Piſtole, eine kurze Feuerwaffe, welche aus freier Hand abgeſchoſſen wird. Ob der Name von der toscan. Stadt Piſtoja, wo ſie Ende des 14. Jahrh. verfertigt ſein ſollen, oder (nach Napoleon III.) von ihrem der Goldmünze Piſtole gleichen Kaliber, oder (nach Palacky) aus der Huſſitenzeit vom czech. pistala, Rohr, abzuleiten ſei, bleibt ungewiß. Die Landsknechte führten die P. als «kurze, feuerſchlagende Büchſe» im Gürtel; trefflich wußten ſie in den niederländ. und Hugenottenkriegen die ſog. Deutſchen Reiter zu gebrauchen, welche davon auch Piſtoliers genannt wurden. Der Lauf iſt glatt, oder gezogen; das Schloß hat alle Stadien des Flinten- und Büchſenſchloſſes durchgemacht. Neuerdings werden auch mehrere Läufe in eine Waffe vereinigt. (S. Revolvers.) Die früher bedeutende Länge der P. iſt gegenwärtig weſentlich vermindert; der Lauf der Terzerole, als der kleinſten Art von P., iſt oft nur 2—3 Zoll lang und hat natürlich auch nur ein ſehr kleines Kaliber. Die Handlichkeit der Waffe, ſelbſt die leichte Verbergung derſelben hat ihr nicht blos bei der Cavalerie, bei den Mineuren, bei der reitenden Artillerie u. ſ. w., ſondern auch im Publikum große Verbreitung gegeben, obgleich ſie bei ihrer ſchwachen Ladung und dem unſichern Schuß aus freier Hand, namentlich vom Pferde, keine große Wirkung hat. Am berühmteſten waren die P. von Lazaro Lazarini und Kuchenreiter.

Piſtole, urſprünglich der Name einer im 16. Jahrh. in Spanien in Umlauf gekommenen Goldmünze (Pistola), die anfänglich von unförmlicher Geſtalt und blos gepreßt war, 1730 aber die runde Form erhielt und geprägt wurde. Sie ſtellte den zweifachen Escudo de oro oder Goldthaler vor und wurde daher ſpäter Doblon (Doppelter) genannt. Nach ihr wurden in Frankreich zuerſt 1640 die ſog. Louisdor geprägt und ähnliche Goldſtücke ſpäterhin in Portugal, Italien, der Schweiz, Deutſchland und Dänemark, die man ſämmtlich P. nennt, ſodaß der Werth der P. ein abweichender iſt. In Deutſchland nennt man jedoch gegenwärtig P. vorzugsweiſe die urſprünglich zu 5 Thlrn. in Gold ausgeprägten Stücke. (S. Louisdor und Friedrichsdor.) Der Urſprung des Namens P. iſt unklar.

Pitäval (François Gayot de), ein franz. Rechtsgelehrter, geb. zu Lyon 1673, diente zuerſt als Soldat, ſtudirte aber dann die Rechte, wurde 1713 Advocat und ſtarb 1743. Abgeſehen von ſeinen übrigen, jetzt vergeſſenen Schriften, hat er ſich einen bekannten Namen geſchaffen durch die Herausgabe ſeiner «Causes célèbres et intéressantes» (20 Bde., Par. 1734 fg.; auch 4 Bde., Baſel 1747—48; deutſch: «Erzählungen ſonderbarer Rechtshändel», 9 Bde., Lpz. 1747—68), die eine Sammlung der berühmteſten Rechtsfälle nebſt deren Entſcheidung enthalten. Eine neue, weiter fortgeführte Bearbeitung deſſelben Gegenſtandes veranſtaltete der Parlamentsadvocat François Richer (geb. zu Avrancher um 1718, geſt. 1790 zu Paris) unter gleichem Titel (22 Bde., Amſterd. 1772—88); eine Abkürzung der Sammlung P.'s bilden die «Faits des causes célèbres et intéressantes» (Amſterd. 1757) von François Alexandre de Garſault (geſt. 1778). Die deutſche Ueberſetzung des Richer'ſchen Werks (4 Bde., Jena 1792—95) wurde von Schiller mit einer Vorrede begleitet. Hitzig und Häring haben in neuerer Zeit eine ähnliche Sammlung unter dem Titel «Der Neue P.» herausgegeben (1. bis 3. Folge, 36 Bde., Lpz. 1842—65, von Bd. 31 ab herausg. von Bollert; Neue Folge, 1866 fg.). Eine Auswahl aus letzterm Werke bilden: «Die intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit», umgearbeitet und herausgegeben von Bollert (Lpz. 1867 fg.).

Pitcairn, die südlichste Insel der Gruppe Paumotu (s. d.) oder der Niedrigen Inseln in der Südsee, ganz von Felsen umgeben und ohne Hafen, wurde von Carteret 1767 entdeckt und benannt. Die Insel, etwa 2¼ engl. M. lang, 1 M. breit, muß früher bewohnt gewesen sein, da außer Vögeln, Ratten, Kokospalmen und Brotfruchtbäumen die ersten Europäer, welche hier landeten, auch steinerne Götzenbilder, Lanzenspitzen und Menschenschädel vorfanden. P. erhielt Berühmtheit durch ein blutiges Drama, welches hier spielte, aber mit einer Idylle endigte. Unter der Führung des Steuermanns Fletcher Christian empörte sich 1788 in den otaheitischen Gewässern die Mannschaft des engl. Schiffs Bounty gegen ihren Kapitän Bligh (s. d.), setzte diesen in einem Boote aus, und segelte, nachdem ein Niederlassungsversuch auf der Insel Tubuai mislungen war, mit sechs Männern und zwölf Frauen von Otaheiti nach P., wo sie im Jan. 1790 landeten. Nachdem sie sich dort häuslich eingerichtet und einige Jahre alles friedlich verlaufen, entstand zwischen den Engländern und den Männern von Otaheiti eine blutige Fehde, in welcher letztere ausgerottet wurden. Indeß war aus der Verbindung der Engländer mit den otaheitischen Weibern eine neue, durch körperliche Schönheit ausgezeichnete Generation hervorgegangen, die nun, nach der Vertilgung der otaheitischen Männer, unter der wohlthätigen religiösen und sittlichen Leitung von Alex. Smith, der den Namen John Adams annahm, und von Ed. Young aufs erfreulichste heranwuchs und, nach Young's Tode, 1800, unter Smith eine völlig patriarchalische Gemeinde bildete, in welcher Religiosität, Sittlichkeit und Arbeitsamkeit herrschten. Die Gemeinde wuchs und gedieh, abgeschieden und ungekannt von der ganzen Welt, bis 1808 der amerik. Kapitän Folger die Insel berührte und die ersten Nachrichten von der ungeahnten Ansiedelung gab. Infolge dessen sandte die brit. Admiralität den Kapitän Staines zur Untersuchung des Sachverhaltes darthin, der 1814 auf P. landete, sodaß seit der Meuterei auf der Bounty ein Vierteljahrhundert verflossen und das Verbrechen nach engl. Gesetzen verjährt war. Seitdem wurde die Insel mehrmals von Seefahrern besucht, unter andern vom engl. Kapitän Beechey 1825. Zu dieser Zeit bestand die Bevölkerung aus 66 Personen, die das Dorf P. bewohnten. Da man besorgte, der geringe Umfang der wenig fruchtbaren Insel möchte bei der wachsenden Bevölkerung nicht ausreichen, auch der Wassermangel immer drückender wurde, so ließ die engl. Regierung, die sich seit Beechey's Bericht der Ansiedler sorglich annahm, diese sämmtlich 1830 nach Otaheiti bringen. Allein die Sittenverderbniß der Otaheitier empörte die unschuldigen Pitcairner so sehr, daß sie nach ihrer Heimatsinsel zurückkehrten. Adams war bereits 1829 gestorben. Nach seinem Tode übernahm ein Irländer Georg Nobbs die Regierung, welche derselbe ganz im Sinne seines Vorgängers fortführte. Alle Seefahrer, welche P. besuchten, waren des Lobes voll über die Sittenreinheit der Einwohner; so auch Admiral Scoresby, der eine Schilderung der Insel aus dem J. 1852 gab. Ein furchtbarer Orkan hatte 1845 P. derart verwüstet, daß die anwachsende Bevölkerung sich nur schwierig von dem Ertrage des Grund und Bodens zu ernähren vermochte. Sie bestand 1856 aus 170 Seelen, an deren Spitze ein selbstgewählter Magistrat stand. Da durch die fortdauernden Regen das fruchtbare Erdreich weggeschwemmt wurden und der Nahrungsmangel immer empfindlicher hervortrat, übersiedelte die engl. Regierung die Insulaner 1856 nach der fruchtbaren und durch mildes Klima ausgezeichneten Insel Norfolk zwischen Australien und Neuseeland. Ein Theil derselben soll jedoch wieder die alte Heimat aufgesucht haben. Vgl. Beechey, «Narrative of a voyage to the Pacific» (Lond. 1832).

Pithöus (Peter), eigentlich Pithou, ein für die Beförderung des Studiums der alten Literatur überaus thätiger franz. Jurist, geb. 1. Nov. 1539 zu Troyes, gest. 1. Nov. 1596 zu Nogent-sur-Seine in der Champagne, war eine Zeit lang Generalprocurator von Paris und machte sich um die Erklärung mehrerer lat. Dichter, wie des Persius, besonders aber dadurch verdient, daß er die erste Ausgabe der «Fabeln» des Phädrus (Troyes 1596) aus einer Handschrift besorgte, die sein Bruder, Franz P., gest. 1607, aufgefunden hatte. Hierher gehören auch seine «Adversariorum libri II» (Par. 1565). Außerdem verfaßte er mehrere geschichtliche und jurist. Abhandlungen, die in seinen von Labbe herausgegebenen «Opera sacra, juridica, historica et miscellanea» (Par. 1609) enthalten sind, ferner die für jene Zeiten besonders wichtige Schrift «Les libertés de l'église gallicane» (Par. 1594; mit Commentar von Dupuy, 2 Bde., Par. 1715) und machte die «Annalium et historiae Francorum scriptores coaetanei XII» (Frankf. 1594) und die «Historiae Francorum scriptores veteres XI» (Frankf. 1596) bekannt. Vgl. die Biographien von Boivin de Villeneuve (Par. 1711 u. 1715) und Grosley (2 Bde., Par. 1756).

Pitiscus (Bartholomäus), geb. 24. Aug. 1561 zu Schlauen bei Grünberg in Schlesien, gest. 2. Juli 1613 als Oberhofprediger des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, machte sich

durch seine astron. und mathem. Schriften berühmt. Man besitzt von ihm eine «Trigonometria» (Frankf. 1599 u. öfter), deren Tycho mit vielem Lobe gedenkt. Sein Hauptwerk aber ist der «Thesaurus mathematicus» (Frankf. 1613), in welchem unter anderm die Sinus aller Winkel bis 90° von 2 zu 2 Secunden, und zwar bis auf 15 Decimalstellen berechnet sind. Rhäticus hatte zwar schon früher einen Theil derselben berechnet; P. vollendete die noch übrigen Theile. Aus seinen Schriften erkennt man deutlich, daß er ein Anhänger des Kopernicus war, aber, wahrscheinlich aus Besorgniß für seinen Ruf, sich nicht öffentlich für das neue System erklärte.

Pitt der Aeltere, s. Chatham (William Pitt, Graf von).

Pitt (William), der Jüngere, hervorragender brit. Staatsmann, war der dritte Sohn des berühmten Grafen Chatham (s. d.) und wurde 28. Mai 1759 geboren. Sehr frühzeitig entwickelt und mit großer Sorgfalt erzogen, trat er im Jan. 1781 als Unterhausmitglied ins öffentliche Leben ein. Anfangs mit den whigistischen Freunden seines Vaters verbunden, stellte er sich in Opposition gegen das Ministerium North (s. d.), schloß sich ihren Reformvorschlägen an und trat auch im Juli 1782 als Schatzkanzler in das Ministerium Shelburne ein. Mit diesem Augenblicke begann auch seine staatsmännische Bedeutung. Eine gleichsam angeborene Geschäftskenntniß, große finanzielle Tüchtigkeit und eine klare und nüchterne Beredsamkeit mußten ihm, zumal in Verhältnissen, wie die britischen waren, das Uebergewicht sichern. Mit Fox hatte sich schon damals kein Einverständniß bilden können, und dessen Austritt aus dem Ministerium, in welches P. eintrat, seine Coalition mit Lord North und die weitern Schritte, zu welchen die unwürdige Verbindung den genialen Fox trieb, legten den Grund zu jenem unversöhnlichen Gegensatze, der fast das ganze öffentliche Leben beider Männer ausfüllte. Zwar gelang es der Coalition (Frühjahr 1783), das Ministerium zu sprengen und somit auch P. zum Rücktritt zu bewegen, aber noch im nämlichen Jahre bot sich ein willkommener Anlaß für P., die Macht der Coalition zu brechen. Fox trat mit der Indiabill vor das Parlament, in welcher die allerdings grellen Misbräuche der kaufmännischen Verwaltung Ostindiens zum Vorwand genommen waren, ein System einzuführen, das eine ungeheuere Macht in den Händen des Ministeriums, seines Familienanhangs und seiner Creaturen vereinigte. Ungeachtet P.'s energischen und treffenden Widerspruchs ging das ebenso unconstitutionelle wie antiroyalistische Gesetz im Unterhause durch und ward erst bei der dritten Lesung im Oberhause durch des Königs persönliche Einmischung verworfen. Georg III. ergriff diesen Anlaß, sich des widerwärtigen Coalitionsministeriums zu entledigen und (Dec. 1783) P. unter allerdings sehr schwierigen Umständen mit der Bildung einer neuen Verwaltung zu beauftragen. P. sah sich bald genöthigt, das Parlament aufzulösen, aber es gelang ihm, nach einem heftigen Wahlkampfe die Majorität zu erlangen, die fortan die Grundlage seiner Macht bildete. Er brachte nun eine neue Indiabill ein, deren Bestimmungen bis in unsere Zeit gegolten haben, ordnete die zerrütteten Finanzen sowie das Geld- und Creditwesen. In der auswärtigen Politik suchte er die Verluste, die Großbritannien im nordamerik. Kriege erlitten, wieder gutzumachen, schloß vortheilhafte Handelsverträge, hob die erschütterte See- und Colonialmacht. So stand er auf eine sichere Mehrheit des Parlaments gestützt und am Hofe in hoher Gunst (zumal seit er den Versuch der Opposition, für den geisteskranken König eine Regentschaft einzusetzen, vereitelt hatte), als die Französische Revolution ausbrach. Nicht nur eine ererbte Abneigung gegen Frankreich, sondern nach mehr der Widerwille gegen eine demokratische Bewegung, deren Ansteckung auch nach England herüberzuwirken drohte, machte ihn vom Anfang an zum rührigsten und unbeugsamsten Gegner der Revolution. Im Bunde mit allen aristokratischen Elementen Großbritanniens, vereitelte er das Bemühen der talentvollen Opposition, die von Fox, Sheridan u. a. geleitet ward, ein freundliches Verhältniß zu Frankreich herzustellen. Vielmehr benutzte er die Angst vor Revolution zur Durchsetzung beschränkender Gesetze, wie der Fremdenbill (s. d.) und der Suspension der Habeas-Corpusacte (s. d.), nahm seit 1793 an dem großen Kampfe gegen Frankreich theil und ward bald die Seele und eigentlich bewegende Kraft der contrerevolutionären Coalition. Das Misgeschick der Waffen in dem Kampfe gegen Frankreich, der Abfall seiner Alliirten, Aufstände in Irland und unruhige Bewegungen in Großbritannien selbst, eine finanzielle Krisis, wie die Einstellung der Zahlungen der Bank (1797), deren Folgen er mit einem kühnen und ungewöhnlichen Mittel abzuwenden suchte: dies alles stellte P.'s Ausdauer auf harte Proben; aber er blieb unerschütterlich fest. Seit die Französische Revolution angefangen, ihre militärische Gewalt nach außen zu richten und ihr Uebergewicht auf dem Festlande zu begründen, war der Kampf gegen die Revolution für ihn zugleich ein Kampf für die Größe und Macht Englands geworden. Die Coalition von 1799 war abermals sein Werk. Irland ward (1800)

theils durch Bestechung, theils durch Einschüchterung zur Union mit Großbritannien genöthigt, und auf den Meeren wie in den Colonien zeigte sich das Uebergewicht der brit. Waffen unbestritten. Aber die finanzielle Belastung des Landes und die Staatsschuld wuchsen zugleich auch in einem ungeheuern Maße; das Festland beugte sich unter das Bonaparte'sche Frankreich; die kleinern Seemächte versuchten sich gegen das Uebergewicht und die Gewaltthätigkeit der brit. Seeherrschaft zu erheben; ganz Europa rief nach Frieden, und selbst in Großbritannien hatte diese Meinung ungemeine Fortschritte gemacht. P. täuschte sich wol nicht darüber, daß Bonaparte's System sehr bald eine Umkehr der öffentlichen Meinung hervorrufen würde, und trat (10. Febr. 1801) vom Staatsruder zurück, um es seinen weniger compromittirten Freunden zu überlassen. Das neue Ministerium Addington schloß dann auch den Frieden von Amiens, aber P.'s Voraussicht bewährte sich. Schon 1803 war der neue Krieg unvermeidlich, und das Bonaparte'sche System ließ ihn den Engländern aller Parteien, auch Fox nicht ausgenommen, als eine Nothwendigkeit erscheinen. Im Mai 1804 stellte sich P. unter Zustimmung der großen Mehrzahl der Nation wieder an die Spitze der Verwaltung; die Coalition von 1805 war die Folge. Allein der klägliche Ausgang des Kampfes auf dem Festlande, die Katastrophen von Ulm und Austerlitz, der Friede von Presburg brachen die körperliche Energie des ohnehin schwächlichen und durch Arbeiten und Sorgen aufgeriebenen Mannes. Am 23. Jan. 1806 starb er. Seine Politik überlebte ihn, und schwächere Nachfolger ernteten neun Jahre später die Früchte und den Ruhm. P. war unverheirathet. Sein Vermögen hatte er im Dienste zugesetzt, sodaß das Parlament seine Schulden bezahlte; auch ließ es ihm zu Westminster, wo er bestattet ward, ein Denkmal errichten. Seine Hauptreden erschienen in drei Bänden zu London. Vgl. Gifford, «Life of P.» (3 Bde., Lond. 1814); Tomline, «Life of P.« (6 Bde., Lond. 1815); Lord Stanhope, «Life of P.» (3. Aufl., 4 Bde., Lond. 1867).

Pittakus, einer der sog. Sieben Weisen Griechenlands, geb. um 648 v. Chr. zu Mitylene auf Lesbos, befreite sein Vaterland von dem Drucke der Tyrannei und traf verschiedene gute Einrichtungen, legte aber die ihm übertragene höchste Gewalt um 589 v. Chr. freiwillig wieder nieder und zog sich in das Privatleben zurück. Als Beweis seiner Genügsamkeit wird angeführt, daß er einst die von Krösus ihm überschickten Geschenke zurückwies und dabei bemerkte, er habe schon das Doppelte von dem, was er brauche. Sein Wahlspruch war: «Erkenne den rechten Zeitpunkt.» Von seinen Elegien und einer prosaischen Schrift über die Gesetze, welche die Alten erwähnen, hat sich nichts erhalten, sondern nur ein Brief an Krösus bei Diogenes von Laërte und ein sehr kurzes Gedicht, das auch von Schneidewin in dem «Delectus poesis Graecorum elegiacae etc.» (Gött. 1839) aufgenommen worden ist.

Pittoresk oder malerisch nennt man jeden Anblick äußerer Dinge, der zur malerischen Darstellung reizt. Das Pittoreske steigert sich durch die Abwechselung von Farben, Tönen und Linien, welche eine Mehrzahl von Gegenständen, z. B. eine Gruppe, eine Landschaft, hervorbringt. Gedichte oder Beschreibungen nennt man pittoresk, wenn sie die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorstellung malerischer Gegenden und Ansichten leicht und angenehm anregen. Auch Reisen werden pittoresk genannt, wenn sie Beschreibungen dieser Art, vorzüglich mit bildlichen Darstellungen begleitet, enthalten. Das Pittoreske oder vielmehr das Malerische im eigentlichen Sinne wird dem Poetischen entgegengesetzt. Noch öfter aber setzt man es dem Plastischen entgegen, weil die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat. Daher nennt man tadelnd Werke der Plastik pittoresk, wenn sie Gegenstände darstellen, welche nur durch Farbe einen ästhetischen Eindruck hervorbringen.

Pittsburgh, die Hauptstadt des westl. Theils des Staats Pennsylvanien, eine der wichtigsten Städte im Mississippithal und als Fabrikstadt eine der bedeutendsten in der ganzen Union von Nordamerika, liegt in einer schönen Ebene auf der Landzunge zwischen dem Alleghany und Monongahela, deren vereinigtes Wasser hier den Namen Ohio erhält, in der Grafschaft Alleghany, mitten in der westpennsylvan. Kohlenregion und in der Nachbarschaft unerschöpflicher Eisenerzlager. Sie entstand 1765 aus einer Feste, welche 1753 von den Franzosen unter dem Namen Du Quesne angelegt, jedoch in dem bald nachher ausgebrochenen Kriege von den Engländern erobert wurde und nun den Namen Fort Pitt erhielt. Die Kriege mit den Indianern und die Unruhen im westl. Lande störten ihr Wachsthum bis 1793, seitdem aber hob sie sich infolge ihrer günstigen Lage mit reißender Schnelligkeit. Ihre Bevölkerung belief sich 1800 noch auf 1565, 1860 bereits auf 49217, mit den dazugerechneten Nachbarorten auf mehr denn 80000 E. Darunter befinden sich in der eigentlichen Stadt etwa 15000, in ihrem weitern Umfange etwa

30000 Deutsche. P. ist im allgemeinen sehr regelmäßig gebaut und überaus lebhaft. Ueber den Alleghany führen mehrere Brücken, über den Monongahela eine große Drahthängebrücke. Seit 1827 wird die Stadt durch ein großartiges Maschinenwerk mit Wasser aus dem Alleghany versorgt. Unter den 100 Kirchen und Bethäusern zeichnet sich die goth. Kathedrale und die kath. Kathedrale der Anglikaner aus. Unter den öffentlichen Instituten verdient das 1828 gestiftete Theological-Seminary in P. selbst und das gleichzeitig gegründete Western-Theological-Seminary in der Vorstadt Alleghany, jenes für associirte Reformirte, dieses für Presbyterianer, genannt zu werden. Außerdem besitzt P. viele andere Schulen, darunter 60 Freischulen, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, 15 Zeitungen und 16 Banken, letztere mit einem Kapital von 7,770000 Dollars. Als das amerik. Sheffield hat P. den schwunghaftesten Betrieb der Eisenfabrikation. Seine derartigen Anstalten liefern zusammen für mehr als 25 Mill. Dollars Erzeugnisse, besonders Dampfmaschinen, Baumwollpressen u. s. w. Außerdem besitzt P. große Baumwollfabriken, Bleiweißfabriken, eine Kupferschmelzerei, ein Kupferwalzwerk und die bedeutendsten Glasfabriken der ganzen Union. Auch Hut-, Wachstuch- und Wollfabriken sind vorhanden und die Manufacturen in Papier, Seilerwaaren, Buchdruckergeräthen, Lederwaaren und feinen Tischlerarbeiten nicht unbeträchtlich. 1860 hatte der Gewinn des Kohlenbaues einen Werth von mehr als 20 Mill. und der des gesammten Manufacturbetriebs von fast 27 Mill. Dollars. Auch der Handel hat die größte Wichtigkeit. P. ist durch die Schiffahrt (es besitzt 159 Dampfboote und eine Rhederei von 72907 Tonnen, darunter 49056 in Dampfern) auf dem Ohio bis zum Mississippi gleichsam das große Thor für die Verbindung der mittlern und westl. Staaten mit denen der Küste, da der Pennsylvanien- und Ohiokanal die Wasserverbindung für den Wassertransport zwischen dem Stromgebiete des Atlantischen Ocean und des Mississippi herstellen. Für seine Fabrikate empfängt P. große Massen von Landwirthschaftsproducten. Es ist ein Hauptabsatzmarkt für Schinken aus Ohio, für Speck, Butter, Käse, Mehl, für Hanf, Taback, Baumwolle, Zucker, Sirup, Kaffee und andere Colonialwaaren, die als Rückfracht auf dem Mississippi und Ohio aufwärts eingehen. Von dem für kleine Dampfboote fahrbaren Alleghany kommt Holz herab, das jährlich für mehr als 400 Archen und Flachboote Ladung gibt, und in diesen Fahrzeugen gehen dann von P. Kohlen nach Cincinnati und weiter bis Louisville und Natchez. Auch der Handel mit Pott- und Perlasche, Branntwein, Holzwaaren, Borke, Salz und Roheisen ist beträchtlich. Dazu kommt eine großartige Thätigkeit der Werften. Endlich ist P. der größte Oelmarkt in den Vereinigten Staaten, indem fast die Hälfte des in der berühmten Venango-Region gewonnenen Petroleums über P. verschifft wird. Von Anfang März bis Mitte Dec. 1865 kamen 884730 Barrels dort an. Unweit östlich von P., am Alleghany, befindet sich ein großes Arsenal der Union mit Waffen für 80000 Mann.

Pityusen, s. Balearen.

Pius ist der Name von neun röm. Päpsten. — **P. I.** regierte etwa von 142—157. — **P. II.** (s. d.), 1458—64, war der bekannte Aeneas Sylvius Piccolomini. — **P. III.**, ein Neffe des vorigen, wurde 1503 der Nachfolger Alexander's VI., starb aber schon nach 26 Tagen. — **P. IV.**, 1559—65, schloß das Concilium zu Trient und that sehr viel für die Verschönerung der Kirchen Roms und des Vatican. — **P. V.**, 1566—72, des vorigen Nachfolger, bewies sich als einen der eifrigsten Verfechter hierarchischer Grundsätze. Derselbe verdammte die Lehren des Bajus (s. d.), verschärfte die Nachtmahlsbulle, that die Königin von England, Elisabeth, in den Bann und drohte Maximilian II. mit Absetzung, wenn er den Protestanten freie Religionsübung gewähre. Durch sein störrisches Benehmen schadete er der röm. Kirche mehr, als er ihr nützte. Dabei aber suchte er der Sittenverderbniß seiner Zeit zu steuern.

Pius II. hieß früher Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini und war einer der gelehrtesten Päpste. Er wurde zu Corsignano im Sienesischen 19. Oct. 1405 geboren, machte sich zuerst durch seine Thätigkeit als Secretär auf dem Baseler Concilium bekannt und sah sich wegen seiner großen Gewandtheit mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwendet. 1442 wurde er Kaiser Friedrich's III. Geh. Secretär, sodann Cardinalbischof von Siena und 1458 Papst. P. hatte auf dem Concilium zu Basel die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigt, als Papst widerrief er aber alle seine vorher zur Schmälerung des päpstl. Ansehens gethanen Aeußerungen. Sein wichtigster Plan, eine allgemeine Verbindung der europ. Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so eifrig verfolgte, daß er ein kleines, von ihm zusammengebrachtes Heer sogar in eigener Person anführen wollte, wurde durch seinen Tod, der zu Ancona 14. Aug. 1464 erfolgte, vereitelt. P. hat sich auch als Dichter und Geschichtschreiber einen Namen erworben. Von seinen poetischen Arbeiten wurde der Roman «De duobus aman-

tibus, Euryalo et Lucretia» öfter gedruckt und auch während des 16. Jahrh. vielfach überſetzt. Unter ſeinen Geſchichtswerken ſind beſonders hervorzuheben die «Historia rerum Friderici III. imperatoris» (Strasb. 1685 u. öfter), «De ortu, regione et gestis Bohemorum» (Rom 1475 u. öfter) und «Commentariorum de gestis Basileensis concilii libri II» (Baſ. 1535 u. öfter). Die Sammlungen ſeiner «Epistolae» (ſeit 1473 öfter in Italien und Deutſchland gedruckt) ſind wichtig für die Zeitgeſchichte. Vgl. Hagenbach, «Erinnerungen an Aeneas Sylvius Piccolomini» (Baſ. 1840); Voigt, «Enea Silvio de' Piccolomini, als Papſt P. II., und ſein Zeitalter» (3 Bde., Berl. 1859—63).

Pius VI., Papſt 1775—98, hieß eigentlich Giovanni Angelo Graf Braschi und war 27. Dec. 1717 zu Ceſena in der Romagna geboren. Er wurde bereits im 20. J. Doctor der Rechte und kam dann zu ſeinem Oheim Carlo Bandi, der damals Auditor bei dem Cardinalbiſchof Ruffo in Ferrara war, um ſich für den Staatsdienſt weiter auszubilden. Erſt 1740 fing er an, in Rom Theologie zu ſtudiren. Auf Ruffo's Empfehlung wurde er 1745 Auditor bei der päpſtl. Kanzlei und 1753 Geheimſchreiber Benedict's XIV. Unter Clemens XIII. ſchloß er ſich eng den Cardinälen Rezzonico und Colonna an, die ihm 1766 zu dem Amte eines Generalſchatzmeiſters der päpſtl. Kammer verhalfen, in welchem er ſich das Zutrauen des Papſtes erwarb, die Gunſt des Volks aber verlor. Um ihn vom Schatzmeiſteramte zu entfernen, ernannte ihn Clemens XIV. 1773 zum Cardinal und Beneficiaten der Abtei Rubiaco. Braschi, von Jugend auf ein Freund der Jeſuiten und allen Neuerungen feind, hielt es nun im ſtillen mit der Oppoſition im Cardinalcollegium. Nach Clemens' XIV. Tode wurde er 15. Febr. 1775 zum Papſte gewählt und nahm den Namen Pius VI. an. Er fand das Papſtthum in der öffentlichen Meinung tief geſunken, eine den Anſprüchen deſſelben entgegenwirkende Aufklärung weit verbreitet, die kath. Fürſten der Kirche überlegen und den Kirchenſtaat ſelbſt zerrüttet, ſodaß es eines gewaltigen Geiſtes bedurft hätte, um zu reformiren und die päpſtl. Würde aufs neue zu befeſtigen. P. begnügte ſich mit halben Maßregeln, die den Zweck verfehlten. Statt der das kath. Dogma bedrohenden Aufklärung kräftige Anſtalten zu einer beſſern Bildung der Geiſtlichkeit entgegenzuſetzen, beſchränkte er ſich, ihr alte Regeln der Ehrbarkeit einzuſchärfen. Er vernichtete alle Anwartſchaften auf Pfründen, ließ aber den Aemterhandel beſtehen. Er hob alle Durchgangszölle im Kirchenſtaate auf; dagegen gab er zum Beſten des Schatzes dem Lottoſpiele eine für die Armen noch verführeriſchere Einrichtung. Obſchon er den Plan einer allgemeinen Grundſteuer aufgeben mußte, begann er doch 1778 die Austrocknung der Pontiniſchen Sümpfe, womit er große Summen verſchwendete. Ebenſo wenig Dank brachte ihm die Anlegung eines Hafens in Ancona, da er nichts für den Handel that. Um ſeinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen, baute er an der Peterskirche die neue Sakriſtei; auch ſchien er das von ſeinem Vorgänger angelegte Muſeum nur darum mit alten Sculpturen zu bereichern, um es Pio-Clementinum nennen zu können. Ungemeine Verſchwendung ſtellte er auch in ſeiner Hofhaltung zur Schau, und allgemeine Erbitterung erregte der Nepotismus, mit dem er ſeine verdienſtloſen Verwandten erhob; namentlich als ſein Neffe, Luigi Braschi, dem er den Herzogstitel gab, ſich des Alleinhandels mit Oel und Korn bemächtigte. Es wurde ſogar 1777 ein Verſuch gegen das Leben des Papſtes gewagt. Durch ſeine Vorgänger in ärgerliche Händel mit den kath. Höfen verwickelt, glaubte er durch ſtarrſinnige Behauptung der alten päpſtl. Gewalt ſich und die Kirche am beſten zu berathen, gerieth aber ſehr bald in ein Schwanken, das die Gegner nur kühner machte. Ganz willkürlich hob Neapel 1777 ſein Lehnsverhältniß zum röm. Stuhle auf, und ohne den Papſt zu fragen, fingen Kaiſer Joſeph II. in Oeſterreich und Leopold II. in Toscana an zu reformiren. Als er ſich endlich dazu bequemen wollte, die Misbräuche der Kirche ſelbſt abzuſtellen, nahm man ſeinen Beiſtand nicht an, und ſeine Reiſe nach Wien 1782 blieb ohne Erfolg. Nur der Vermittelung Spaniens und Frankreichs hatte er einen gütlichen Vergleich mit Joſeph II., nur dem Einfluſſe des bair. Hofs und dem Privatintereſſe einiger deutſcher Biſchöfe die Vereitelung des Plans der deutſchen Erzbiſchöfe, ſich durch Vertreibung ſeiner Nuntien freier zu machen (ſ. Emſer Punctation), nur der Politik Katharina's II. die Herſtellung der Jeſuiten in Rußland 1782 zu danken. Nachdem er mit großen Opfern 1796 den Waffenſtillſtand zu Bologna und 1797 den Frieden von Tolentino von der franz. Republik erkauft hatte, mußte er doch noch 18. Febr. 1798 den Kirchenſtaat in eine Römiſche Republik umſchaffen ſehen. Bei dieſer Kataſtrophe ertrug er die Mishandlungen der Franzoſen mit würdiger Haltung. Im Greiſenalter und krank, als Gefangener 20. Febr. von Rom weggeführt und auf der Reiſe dem Muthwillen der Soldaten preisgegeben, wurde er 14. Juli in die Citadelle zu Valence gefangen geſetzt. Hier ſtarb er 29. Aug. 1798 unter allgemeiner

Theilnahme. Vgl. (Bourgoing) «Mémoires sur Pie VI» (deutſch von Meyer, 2 Bde., Hamb. 1800); Artaud de Montor, «Histoire de Pie VI» (Par. 1847).

Pius VII., Papſt 1800—23, eigentlich Gregor Barnabas Graf Chiaramonti, war 14. Aug. 1742 zu Ceſena geboren und wurde frühzeitig in den Benedictinerorden aufgenommen. Pius VI. ernannte ihn zum Abt, dann zum Biſchof von Tivoli und 1785 zum Cardinal und Biſchof von Imola. Als Bürger der durch die Heere der franz. Republik geſchaffenen neuen Cisalpiniſchen Republik ſprach er ſich für Freiheit und Gleichheit aus. Ueberhaupt bewies er ſich gegen die neuen Machthaber ſo gefällig, daß man an franz. Einfluß glaubte, als er 14. März 1800 unter öſterr. Schutze zu Venedig zum Nachfolger Pius' VI. erwählt wurde. Aber als Oberhaupt der Kirche trat er, obwol unter den misligſten Umſtänden, mit Grundſätzen auf, die auf völlige Herſtellung der frühern Gewalt hinzielten. Daß er indeſſen an Geiſt, Einſicht und Charakterſtärke weit höher ſtand als viele ſeiner Vorgänger, bewies ſeine Regierung in Rom. Mit weiſer Sparſamkeit mied er jede unnütze Ausgabe, mit Strenge forderte er die verſchleuderten Staatsgüter zurück. Zur Erleichterung des Verkehrs ſetzte er die Zölle herab, hob die verderblichen Monopole auf, ſtellte zur Beſchäftigung der Armen neue Nachgrabungen an und zeigte ſich als ein Fürſt, der beſſere Zeiten werth war. Unter dem Schutze von öſterr., engl. und türk. Truppen hielt das Oberhaupt der kath. Kirche 3. Juli in das bisher von den Franzoſen beſetzte Rom ſeinen Einzug, und nachdem er 15. Juli 1801 mit Frankreich ein Concordat abgeſchloſſen, nahm er 22. Nov. 1801 wieder vom Kirchenſtaate Beſitz. Auch mit der Liguriſchen und mit der Italieniſchen Republik ſchloß er Concordate. Dagegen wurde ſeine Freude über die Anerkennung der päpſtl. Gewalt in dem neuen Königreiche Hetrurien verbittert durch die Säculariſationen in Deutſchland. 1804 gelang es ihm, die Jeſuiten in Sicilien herzuſtellen. Gegen die Wünſche der Römer folgte er 1804 der Einladung Bonaparte's zu deſſen Kaiſerkrönung nach Paris, wo er 28. Nov. mit Pracht einzog, aber ſehr bald bemerken mußte, daß man ſeine Anweſenheit nur als Nebenſache betrachtete. Napoleon ließ ſich und ſeine Gemahlin nur von ihm ſalben, die Krone ſetzte er ſich ſelbſt auf. Von den Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten, die P. perſönlich zu betreiben gehofft, kam nichts zur Sprache, und als P. die Einladung nach Mailand zur Krönung ſtandhaft ablehnte, trat von ſeiten des Kaiſers Kälte und Feindſchaft an die Stelle der bisher bewieſenen Achtung. Als P. endlich 4. April 1805 nach Rom zurückkehren durfte, mußte er hier laute Ausbrüche des Unwillens über ſeine Demüthigung dulden. Die Eroberung Neapels, die kirchlichen Reformen Joſeph Bonaparte's in dieſem Reiche, die Drohungen Napoleon's wegen des heimlichen Verkehrs der Römer mit den Feinden Frankreichs kündigten P. alsbald eine neue Kataſtrophe an. Die deutſche Kirche mußte er, da der Trotz ſeines Nuntius della Genga gegen die Könige von Baiern und von Würtemberg die Hoffnung gütlicher Vergleiche abgeſchnitten hatte, ihrem Schickſale überlaſſen. Die Bücherverbote und Heiligſprechungen, mit denen er 1806—8 vorſchritt, konnten ſeinen polit. Verlegenheiten nicht abhelfen. Durch die Erfahrung belehrt, daß Nachgiebigkeit gegen Frankreich ihm neue Demüthigungen zuziehen werde, und dennoch unvermögend, der Uebermacht mehr entgegenzuſetzen als einen feſten Willen, reizte er durch ſeine Weigerung, den König Joſeph von Neapel anzuerkennen und ſeine Häfen den Engländern zu verſchließen, Napoleon zu Gewaltthätigkeiten. Am 2. Febr. 1808 wurde Rom von franz. Truppen beſetzt, das päpſtl. Militär entwaffnet und, obſchon noch keine Kriegserklärung erfolgt war, das päpſtl. Gebiet wie eine eroberte Provinz behandelt. P. traf mit ſeltener Geiſtesgegenwart jede ihm mögliche Maßregel zur Gegenwehr. Vergebens drohte er dem Kaiſer mit geiſtlichen Waffen, vielmehr vereinigte nun dieſer 2. April die päpſtl. Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien. P. proteſtirte dagegen, verbot den ital. Biſchöfen, von franz. Behörden Befehle anzunehmen, und wagte wegen der fortdauernden Frevel der Franzoſen dem Kaiſer in einem Breve vom 3. April 1809 aufs neue mit dem Banne zu drohen. Napoleon ſetzte nun ſeinen längſt beſchloſſenen Plan ins Werk, indem er 17. Mai 1809 den Kirchenſtaat ſeinem Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiſerl. Stadt erklärte, während der Papſt 10. und 11. Juni zwei Bannbullen gegen den Urheber und gegen alle Theilnehmer an der Beſitznahme des Kirchenſtaats erließ. Am 6. Juli in der Nacht drang der franz. General Radel mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenſter und über die Gartenmauer in den befeſtigten Palaſt des Papſtes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das Zimmer, wo P. ſchreibend am Tiſche ſaß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleiſtung auf ſeine weltliche Herrſchaft. P. verweigerte ſie, und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit ſeiner Abführung aus Rom. Da nahm P. ſein Brevier, reichte ſeinem Staatsſecretär, dem Cardinal

Pacca, die Hand und ließ ſich mit ihm auf einem Lehnſtuhle aus dem eingeſchlagenen Fenſter auf die Straße herab, wo beide in einem verſchloſſenen Wagen ſogleich abgeführt wurden. Bei Florenz mußte ſich Pacca von P. trennen, mit dem er erſt auf dem Mont-Cenis wieder zuſammentraf. Der Papſt verweilte längere Zeit in Grenoble und wurde dann über Valence und Nizza nach Savona gebracht, wo man ihn als Gefangenen bewachte. Er hatte auf der ganzen Reiſe die würdigſte Faſſung behauptet; das Anerbieten einer fürſtl. Hofhaltung lehnte er ab, wie früher die ihm im Decret des Kaiſers ausgeſetzten 2 Mill. Frs. jährlicher Einkünfte. Sein Schickſal trug er mit unerſchüttertem Muthe. Er widerſetzte ſich den Willkürlichkeiten Napoleon's in Kirchenſachen entſchloſſener als je, verweigerte den von demſelben ernannten Biſchöfen ſtandhaft die kanoniſche Beſtätigung und erklärte ſich ganz beſtimmt gegen die Scheidung und Wiedervermählung des Kaiſers. Um die Mitte des J. 1812 wurde er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon 25. Jan. 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er ſich zur Beſtätigung dieſer Biſchöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieſes nur im Entwurfe vorhandene Concordat wider die Abrede zu früh bekannt machte und zum Reichsgeſetz erklärte, nahm P. ſeine Einwilligung zurück und wurde nun wieder als Gefangener behandelt. Nach dem Sturze Napoleon's zog er 24. Mai 1814 in Rom wieder ein und nahm Beſitz von allen Ländern des Kirchenſtaats, mit Ausnahme von Avignon und Benaiſſin ſowie eines kleinen, jenſeit des Po gelegenen Landſtrichs von Ferrara. Ebenſo nahm er wieder alle Rechte in Anſpruch, die der päpſtl. Stuhl ſeit längerer Zeit verloren, und erlangte auch viele, weil er die Gunſt der Umſtände geſchickt benutzte. Die feierlich proclamirte Wiederherſtellung des Jeſuitenordens (7. Aug. 1814) leitete eine kirchliche Reſtaurationspolitik ein, in deren Bahnen P. um ſo entſchloſſener weiterging, je mehr der reactionäre Geiſt des Zeitalters ihn dazu ermuthigte. Dennoch bewies er, von ſeinem gewandten Staatsſecretär, Cardinal Conſalvi, ſtaatsklug berathen, polit. Mäßigung. In der innern Verwaltung der Kirche gelang dem röm. Stuhle faſt alles, was P. mit Beharrlichkeit wiederherzuſtellen ſuchte. In der Verwaltung der äußern Angelegenheiten der Kirche waren die mit Frankreich, Baiern und beiden Sicilien abgeſchloſſenen Concordate ſowie die Uebereinkunft mit Preußen faſt ebenſo viele Triumphe der röm. Staatskunſt. Das Concordat mit Frankreich vom 16. Juli 1817 aber fand ſo viel Widerſpruch in den franz. Kammern, daß es nur theilweiſe vollzogen wurde; dafür nahm der geheime Einfluß Roms in Frankreich um ſo mehr zu. Gegen die Wiener-Congreß-Acte hatte der Papſt unterm 14. Juni 1815 proteſtirt, weil ſie den vorigen weltlichen Beſitzſtand des röm. Stuhls nicht ganz herſtellte. Dagegen erfolgte 1816 die Zurückgabe altdeutſcher Handſchriften aus der vaticaniſchen Bibliothek an die Univerſität zu Heidelberg mit großer Bereitwilligkeit. Dem Kirchenſtaate gab er 6. Juli 1816 eine neue Verfaſſung, welche wenigſtens die Befolgung freiſinniger Grundſätze nicht ausſchloß, während die Verwaltung in der That ſehr mild war. Conſalvi's Duldung machte Rom ſogar zur Freiſtätte unglücklicher Könige und geächteter Familien. Alle polit. Meinungen und religiöſen Bekenntniſſe fanden daſelbſt Schutz der Perſon. Insbeſondere bewies ſich P. großmüthig gegen die Familie Napoleon's. Seine Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft beweiſt das Muſeum Chiaramonti im Vatican. Ein Fall im Zimmer auf dem Marmorboden 6. Juli 1823 hatte einen Schenkelbruch und dieſer 20. Aug. ſeinen Tod zur Folge. Vgl. «Storia del pontificato di Pio VII.» (2 Bde., Veneb. 1815); «Vie politique et privée de Pie VII» (Par. 1823); Gaudet, «Esquisses historiques et politiques sur le pape Pie VII» (Par. 1824); Pacca, «Relazione del viaggio di papa Pio VII. etc.» (Rom 1836); Artaud de Montor, «Histoire de Pie VII» (3 Bde., Par. 1852).

Pius VIII., Papſt 1829—30, hieß eigentlich Franz Xaver Graf von Caſtiglione und ward 20. Nov. 1761 zu Cingoli in der Mark Ancona geboren. Er wurde 1800 Biſchof von Montalto, 1808 aber nach dem ſüdl. Frankreich verbannt. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom 1814 erhielt er die Würde eines Biſchofs von Ceſena und 1816 den Cardinalshut. Am 31. März 1829 wurde er faſt einſtimmig als Nachfolger Leo's XII. zum Papſt gewählt, ungeachtet er körperlich ſehr leidend war. Durch Abſchaffung mancher Laſten und durch mehrere zweckmäßige Anordnungen gewann er ſich die Liebe ſeiner Unterthanen. Während ſeiner Regierung kam das Concordat mit Holland zu Stande; auch wurden die Angelegenheiten der Armenier geordnet. Doch anſtatt ein freieres kath. Kirchenthum zu begründen, was man gehofft hatte, verfolgte er vielmehr, im Verein mit Albani, den er zum Staatsſecretär machte, Pacca, Gregorio und Capellari, ein kirchliches und weltliches Regierungsſyſtem, das den Keim zu den nachmals im Kirchenſtaate ausgebrochenen Unruhen legte. Nachdem er noch zu ſeinem großen Leidweſen die franz. Julirevolution von 1830 erlebt hatte, ſtarb er 30. Nov. 1830.

Pius IX., als Nachfolger Gregor's XVI. Papſt ſeit 1846, früher Johann Maria Graf von Maſtai-Ferretti, wurde 13. Mai 1792 zu Sinigaglia geboren. Nachdem ſein Wunſch, in den Militärſtand einzutreten, wegen ſchwächlicher Geſundheit abgewieſen worden, widmete er ſich dem geiſtlichen Berufe, ſtudirte ſeit 1816 im Collegium zu Volterra, ſchloß ſich dann, zum Prieſter geweiht, 1823 der Miſſion nach Chile an, wurde 1825 nach ſeiner Rückkehr Kanoniker und gab ſich als ſolcher mit beſonderm Eifer dem Armenweſen hin. Von Leo XII. zum Erzbiſchof von Spoleto (1827), von Gregor XVI. im Dec. 1832 zum Erzbiſchof von Imola und 1840 zum Cardinal erhoben, verdankte er wol dem Rufe ſeiner milden und wohlwollenden Geſinnung die Erwählung zum Papſte (16. Juli 1846), die unter dem Eindrucke der Volkserbitterung über das harte und unfähige Regiment Gregor's XVI. ſtattfand. Seine erſten Schritte ſchienen denn auch den Anbruch einer neuen Zeit zu verkündigen. Er begann mit einer Amneſtie, umgab ſich mit andern Rathgebern, als ſie der Vorgänger gehabt, und ſtellte gründliche Reformen der Verwaltung in Ausſicht. Der Jubel und die Begeiſterung des Volks in Rom waren unbeſchreiblich: es wurde mit P. ein Cultus getrieben, wie er nie einem Papſte zutheil geworden war. Da dieſe reformatoriſchen Anfänge mit dem Zeitpunkte zuſammentrafen, wo ſich in ganz Europa ein regeres polit. Bewußtſein kundgab, ſo erhielten die Vorgänge in Rom nicht nur für den Kirchenſtaat, ſondern für ganz Italien und einen großen Theil der europ. Welt außerordentliche Bedeutung. Die Bildung einer berathenden Staatsconſulta (April 1847), die Errichtung der Bürgergarde und überhaupt das perſönlich zwangloſe und herzliche Verhältniß, in welches ſich P. zum Volke ſetzte, ſchien die Hoffnungen der Reformfreunde, die ſich an ſeine Erhebung knüpften, zu erfüllen. Aber ſeit, zum Theil von P. wieder ſeinen Willen gefördert, die nationale und freiheitliche Bewegung ganz Italien ergriff und zu immer weitern Forderungen drängte, trat auch ſehr bald ein Wechſel in der Stellung des Papſtes ein. Die unter dem Eindrucke der Revolutionsereigniſſe bewilligte Verfaſſung vom März 1848 ward ihm ſchon abgedrungen. Den Kampf gegen Oeſterreich verdammte P. erſt insgeheim, dann öffentlich, und das liberale und weltliche Miniſterium Mamiani bildete er nur wider Willen. Mit Sehnſucht ſah er zugleich dem Augenblicke entgegen, wo durch die Waffen der Oeſterreicher der Sieg der Reſtaurationspolitik entſchieden würde. Hiermit war aber auch ſeine Popularität in Rom dahin, und der Ruf «Evviva Pio Nono!» hörte auf, das Feldgeſchrei der liberalen Oppoſition in Italien zu ſein. Die Schuld der Enttäuſchung lag indeß ſicherlich weniger an P. als an den ſanguiniſchen Hoffnungen, die ſich an ihn geknüpft hatten. P.'s Freiſinn entſprang weder aus polit. Geſinnung noch aus einer weitblickenden ſtaatsmänniſchen Berechnung, ſondern ſeine erſten Schritte geſchahen offenbar nur aus perſönlicher Milde. Nur aus Wohlwollen war er zu ſchüchternen Reformen geſchritten, während er dabei die Traditionen des päpſtl. Kirchenſtaats feſthielt und den conſtitutionellen und nationalen Wünſchen, die ſich an ihn knüpften, durchaus fremd blieb. Bei dieſer gutmüthigen Kurzſichtigkeit und der Weichheit ſeines Charakters konnten ihn vielmehr bittere Erfahrungen leicht in die Politik zurücktreiben, die Gregor XVI. und deſſen Rathgeber vertreten hatten. Die wilden Volksbewegungen vom Nov. 1848, die Ermordung ſeines Miniſters Roſſi (15. Nov.), das am folgenden Tage ihm durch einen Aufſtand abgezwungene demokratiſche Miniſterium machten die Kluft zwiſchen P. und dem röm. Liberalismus unausfüllbar. Während er mit Hülfe des bair. Geſandten, Grafen Spaur, verkleidet aus Rom floh (25. Nov.) und in Gaëta eine Zuflucht ſuchte, entwickelte ſich in Rom (ſ. Kirchenſtaat) die kurze Epiſode demokratiſcher Herrſchaft. Eine revolutionäre Regierung, zu der ſpäter Joſeph Mazzini gehörte, trat an die Spitze, und eine Conſtituirende Verſammlung ſchaffte das päpſtl. Regiment für immer ab und rief die Republik aus. Aber die Niederlage Sardiniens in dem dreitägigen Feldzuge von 1849 bereitete der Reſtauration in Rom ſehr raſch die Wege. Die kath. Mächte hatten, vom Papſte angerufen, deſſen Wiedereinſetzung beſchloſſen, und Oeſterreicher rückten in den Legationen ein, während ein franz. Corps bei Civita-Vecchia landete. Nach einem heftigen Kampfe ward Rom im Juli 1849 von den Franzoſen beſetzt; doch erſt 12. April 1850 kehrte P. nach Rom zurück. Er hatte in zwei Edicten vom Sept. 1849 verſchiedene Verwaltungsreformen, namentlich die Einſetzung eines Staatsraths, die Bildung von Provinzialräthen, Reformen in der Gerichtsordnung u. ſ. w. verſprochen, auch eine beſchränkte Amneſtie erlaſſen; aber es wurde nach ſeiner Rückkehr, geringe Modificationen abgerechnet, das alte verfolgungsſüchtige Regiment gehandhabt, und was von den Reformen in Vollzug trat, gewann keine ſelbſtändige Bedeutung. Die Stimmung des Volks zeigte ſich darum erbittert, und nur die Beſetzung des Landes durch fremde Truppen verhinderte eine neue Revolution. Der ital. Krieg von 1859 und die Herſtellung des Königreichs Italien raubte dem Papſte zwei Drittheile des Kirchenſtaats.

Schon vor dem Züricher Frieden (10. Nov. 1859) war die Romagna verloren gegangen, welche P. auf dem projectirten Congresse vergeblich wiederzuerlangen hoffte. Aber die Härte, mit welcher er die revolutionären Bewegungen in Umbrien und den Marken zu unterdrücken versuchte, und die hartnäckige Verweigerung jeder polit. Reform kostete ihm bald noch weitere Opfer. Das aus fremden Soldtruppen zusammengeworbene päpstl. Heer, dessen Entwaffnung König Victor Emanuel vergeblich gefordert hatte, wurde bei Castelfidardo 18. Sept. 1860 total geschlagen; wenige Tage später (29. Sept.) mußte auch Ancona capituliren. Im Nov. 1860 wurden darauf auch Umbrien nnd die Marken dem Königreiche Italien einverleibt, und im März 1861 erklärte das ital. Parlament Rom für die natürliche Hauptstadt. Die geistlichen Schreckmittel des Papstes verfehlten ihre Wirkungen, und nur der Schutz der Franzosen erhielt ihn im Besitze Roms und des letzten Drittels des Kirchenstaats (des Patrimonium Petri). Jeder Aufforderung, sich mit der ital. Regierung auf Grund der vollbrachten Thatsachen zu verständigen, setzte P. sein beharrliches «Non possumus» («wir können nicht») entgegen. Ebenso wenig war von polit. Reformen mehr die Rede. Als infolge der Septemberconvention von 1864 gegen Ende 1866 die franz. Truppen aus Rom abzogen, blieb die Erhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes lediglich von der Vertragstreue der ital. Regierung und der klugen Mäßigung der röm. Nationalen abhängig. Doch ließ sich der Papst endlich wenigstens die Uebernahme eines Theils der röm. Staatsschuld durch Italien gefallen und knüpfte sogar wiederholte Unterhandlungen über kirchliche Angelegenheiten mit König Victor Emanuel an, bis in den Sommer 1867 freilich ohne Resultat. Was aber P. an weltlicher Macht verloren, gewann er reichlich an geistlichem Einflusse wieder. Seine polit. Bedrängniß verschaffte ihm die lebhaftesten Sympathien und theilweise auch den thatkräftigen Beistand der strengen Katholiken in Deutschland, Frankreich und Spanien, und selbst die ital. Regierung zeigte wiederholt ihre Neigung, durch kirchliche Concessionen mit dem Papste Frieden zu schließen. In kirchlichen Dingen gestattete P. auch damals, als er noch die Hoffnung des Jungen Italien war, den liberalen Ideen nie den geringsten Einfluß, und seit seiner Restauration gerieth er immer mehr in die Hände der Jesuiten. Die Verkündigung des neuen Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä (8. Dec. 1854) und der Erlaß der berufenen Encyclica (s. d.) vom 8. Dec. 1864 bewies, daß die persönliche Frömmigkeit des Papstes völlig in den mittelalterlichen Anschauungen wurzelt, von denen natürlich auch seine kirchenpolit. Haltung bedingt ist. Das österr. Concordat vom 18. Aug. 1855 und die zum Theil freilich rückgängig gemachten Conventionen mit den süddeutschen Regierungen verhalfen überdies der röm.-kath. Kirche wieder zu einer Unabhängigkeit von der Staatsgewalt und zu einer geistigen Macht über die Volksmassen, wie sie die Vorgänger P.' kaum zu hoffen wagten. Die unter seiner Regierung allerorten ins Leben gerufenen kath. Vereine, Katholikenversammlungen, Jesuitenmissionen u. s. w. trugen nicht wenig dazu bei, daß trotz der bedrängten polit. Lage des Papstthums dessen Herrschaft über die Geister kaum einen Abbruch erlitt. Auch der kirchliche Prunk, den P. bei festlichen Gelegenheiten zu entfalten liebte, verfehlte seine Wirkung nicht, obwol manche seiner Freunde klagten, daß er mit der Entfaltung dieser Mittel nicht sparsam genug umgehe. Am 29. Juni 1867 wurde ein großes Kirchenfest, die Feier des 1800jährigen Todestags der Apostelfürsten Petrus und Paulus, begangen, zu welchem fast alle kath. Bischöfe und zahllose andere Geistliche in Rom zusammenströmten. Ein allgemeines ökumenisches Concil sollte im Herbst desselben Jahres abgehalten werden. Vgl. Clave, «La vie et pontificat de Pie IX» (Par. 1848); Balmes, «Pie IX» (Par. 1848); Clerc, «Pie IX, Rome et l'Italie» (Par. 1849).

Pius-verein (von pius, fromm) heißt eine seit April 1848 zunächst in Mainz entstandene, sodann durch ganz Deutschland verbreitete kath. Verbindung, welche für die unbedingte Autonomie des röm. Kirchen- und Papstthums thätig ist und zu diesem Zwecke auch mit den 1849 bestehenden Vereinen für die Wiederausbreitung des röm. Katholicismus unter den Protestanten (Innere Mission) in engster Verbindung steht. Diese Vereine sind vornehmlich der auf die Propaganda gerichtete Bonifaciusverein, welcher auf einer Hauptversammlung kath. Geistlicher zu Regensburg im Herbste 1849 hauptsächlich durch den Grafen Joseph von Stolberg in das Leben gerufen wurde; ferner der im Mai desselben Jahres durch eine Hauptversammlung in Breslau entstandene Vincentiusverein. Beide Vereine sind nur als Zweigvereine des großen P. anzusehen, dessen Zwecken sie dienen, und der sich selbst bis nach Frankreich verbreitet hat, wo sich sein Hauptsitz zu Lyon befindet. Von deutschen Bischöfen, die 1848 eine Versammlung in Würzburg hielten, dem Papste Pius IX. empfohlen, erhielt der P. im Febr. 1849 die Sanction vom päpstl. Stuhle, und seit dieser Zeit entfaltete er eine sehr rührige Thätigkeit, besonders in

Baiern, am Rhein unter dem Vorgange des Bischofs von Freiburg, in Westfalen und im nördl. Deutschland. Ueberall hat er die confessionellen Gegensätze verschärft und verbittert, und durch die Errichtung von Klöstern und klösterlichen Vereinen, durch Zurückforderung eingezogener Klostergüter und durch die von ihm genährte Opposition gegen die Regierungen, welche auf ihren Rechten gegenüber den römisch-kirchlichen Ansprüchen bestanden, auch auf die staatsrechtlichen Verhältnisse einzuwirken gesucht. Nach den schon von der Hauptversammlung zu Mainz 1848 aufgestellten Statuten will der P. freilich mit dem allen nur die gedeihliche Entwickelung des staatlichen Lebens und die Befestigung der obrigkeitlichen Gewalt durch erneute Kräftigung des kirchlichen Lebens erzielen. Während der politisch bewegten Jahre bis 1850 betheiligte sich der Verein so lebhaft an der Politik, daß er z. B. in Preußen ein sehr begreifliches Mistrauen gegen seine Tendenzen erweckte und noch 1850 eine Versammlung durch das Militär geschlossen werden mußte. Im allgemeinen scheint sich gegenwärtig der P. zu einer Verbindung gestaltet zu haben, die mit allen Mitteln, selbst mit Opposition gegen die staatlichen Behörden die streng röm.-hierarchischen Tendenzen verfolgt und zur Realisirung derselben über sehr bedeutende Geldmittel verfügen kann.

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer Perus, geb. 1475 zu Truxillo, der natürliche Sohn eines Edelmanns, wurde in der Erziehung ganz vernachlässigt und als Schweinehüter gebraucht, bis er, der harten Behandlung müde, davonlief und Soldat wurde. Nachdem er einige Zeit in Italien gelebt, schiffte er sich mit Glücksrittern zu Sevilla ein. Er mochte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit und begleitete Ojeda auf dessen Unternehmung nach dem Meerbusen von Darien, sowie Balboa (s. d.) auf dem Zuge durch den Isthmus der Südsee. Bei dieser Gelegenheit übertraf er alle an Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeist, und obgleich er nicht einmal lesen konnte, so wurde er doch fähig gefunden, zu commandiren. Er hatte bereits einiges Eigenthum erworben, als Habsucht und Ehrgeiz ihn anspornten, sich mit Diego von Almagro und Hernando Luque zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste zu vereinigen. Am 15. Nov. 1524 segelte er mit einem einzigen Schiffe und 112 Mann von Panama ab, um ein großes Reich zu stürzen. Nach langem Umherkreuzen entdeckte er eine niedrige, schlecht bevölkerte Küste; doch nothgedrungen mußte er nach den Perleninseln zurückkehren, wo Mangel und Krankheit seine Mannschaft aufrieb. Durch Almagro zweimal wieder verstärkt, brachte er seine Macht auf 200 Mann, erreichte mit dieser im Mai 1526 die Bai San-Matteo in Quito und folgte der Küste bis Tumbez. Dort erhielt er Nachrichten von dem goldreichen und civilisirten Peru; doch an der Verfolgung seines ursprünglichen Plans wurde er durch den Gouverneur der Landenge von Panama, Pedro de Rios, gehindert. 1527 nach Panama zurückgekehrt, bemühte er sich vergeblich, seinen Gegner zu gewinnen, und entschloß sich deshalb zur Reise nach Spanien. Mit Mühe brachte er die Geldmittel zusammen, bis zum Kaiser Karl V. zu dringen. Mit Ehrentiteln und der vom 28. Juni 1529 datirten Erlaubniß, Peru bis 200 M. südlich von Tumbez zu erobern und als Generalkapitän zu regieren, kehrte er nach Panama zurück. Almagro wüthete über diese Bevorzugung P.'s und hielt sie für Frucht eines Treubruchs, söhnte sich aber endlich doch, wenn auch nur scheinbar, mit ihm aus. P. brachte seine drei Brüder, aber so geringe Mittel mit sich, daß es ihm und seinen Verbündeten nur sehr spät gelang, auf drei Schiffen 148 Fußsoldaten und 37 Reiter zu versammeln, die er im Jan. 1531 in der Bai San-Matteo landete. Nachdem er im Mai 1532 die erste span. Colonie in der Bai San-Michael begründet, drang er nach Caxamarca vor, um sich die damals unter den Peruanern herrschenden Unruhen zu Nutze zu machen. Der zwölfte Inka, Huayna Capac, hatte kurz vor seinem 1529 erfolgten Tode sein Reich unter seine zwei Söhne, Huascar und Atahualpa, getheilt und hierdurch Veranlassung zu einem Bruderkriege gegeben. Von Atahualpa um Beistand ersucht, entschloß sich P. mit seltener Treulosigkeit das Vertrauen zu misbrauchen und trug dem Inka eine mündliche Besprechung an. Die Zusammenkunft fand statt 15. Nov. 1532. Als Inka Atahualpa, erstaunt über die Kühnheit der Handvoll Abenteurer, die ihm vorgeschlagene unbedingte Unterwerfung zurückwies, stürzten die Spanier über ihn und das ihn umgebende, 30000 Mann starke Heer her und verbreiteten durch ihr Feuergewehr und ihre Pferde solchen Schrecken, daß sie unter dem furchtbarsten Blutvergießen und ohne mehr als ein paar Mann zu verlieren, die ungeheuere Volksmenge in die Flucht trieben und den Inka gefangen nahmen. Man erpreßte von diesem ein Lösegeld, welches den Werth von 2 Mill. span. Thlr. gehabt haben soll, richtete ihn aber dennoch hin und bemächtigte sich dann um so leichter des herrenlos gewordenen Landes, als inzwischen Almagro 150 Mann Verstärkung zugeführt hatte. Die Spanier zogen fortan, ohne Widerstand zu begegnen, im Lande umher und übten die entsetzlichsten Grausamkeiten. Einzelne, die sich sehr bereichert hatten, gingen nach Panama

zurück und veranlaßten das Zuſtrömen anderer golddürſtiger Abenteurer. 1533 ſah ſich P. an der Spitze von 700 Europäern und drang nun mit 500 Mann nach Süden vor. Nach manchem harten Gefechte mit den inzwiſchen zur Beſinnung gelangten Indianern eroberte er endlich die ebenſo große als reiche Stadt Cuzco, gerieth aber über den Beſitz derſelben mit Almagro in Streit. Nach der Schlichtung deſſelben machte Almagro einen merkwürdigen Zug nach Chile und eroberte einen großen Theil dieſes Landes; P. aber beſchäftigte ſich mit der innern Einrichtung ſeiner Statthalterſchaft, wobei er viel Klugheit zeigte. Auch legte er 1534 den Grund zu der neuen Hauptſtadt Ciudad de los Reyes, nachher Lima genannt. Die unmenſchlichen Grauſamkeiten der neuen Herrſcher erregten indeß einen Aufſtand der Eingeborenen. P. wurde in ſeiner neuen Stadt, ſeine drei Brüder wurden in Cuzco eingeſchloſſen und einer von ihnen kam bei der Belagerung um. Kaum hatte Almagro von dieſen Vorfällen Nachricht erhalten, als er aus Chile herbeieilte, die Peruaner ſchlug, die Stadt ſelbſt eroberte und die beiden Brüder P.'s zu Gefangenen machte. P. hatte ſich inzwiſchen in Lima behauptet. Zum Entſatz der Stadt Cuzco, die er noch von den Peruanern belagert glaubte, ſendete er Alvarada mit 500 Mann dahin ab, der aber ebenfalls von Almagro geſchlagen wurde. Durch freundliche Unterhandlungen mit Almagro gelang es P., ſeine Brüder frei zu erhalten. Doch kaum war ſolches geſchehen, als er ſie an der Spitze von 700 Mann gegen Cuzco abſendete. Im April 1538 kam es bei Salinas unfern Cuzco zwiſchen ihnen und Almagro zum Kampfe. Letzterer erlitt eine vollſtändige Niederlage, fiel in Gefangenſchaft und wurde von P. zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Da aber bei der nun folgenden Ländervertheilung Almagro's Freunde leer ausgingen, verſammelten ſie ſich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers und verſchworen ſich gegen P.'s Leben. Ihr Plan kam erſt 26. Juni 1541 zur Ausführung. Erſchöpft von langer Gegenwehr, fiel P. nebſt ſeinem Stiefbruder Alcantara unter den Schwertſtreichen der Verſchworenen. P. war ein Mann von unübertroffener Tapferkeit, großem Feldherrntalente, von Klugheit und eiſerner Ausdauer, aber geſchändet in der Geſchichte durch die unerhörte Treuloſigkeit, die Raubſucht und Grauſamkeit, die durch alle Handlungen ſeines Lebens hindurchblicken. Vgl. Prescott, «Geſchichte der Eroberung Perus» (deutſch, 2 Bde., Lpz. 1848).

Pizzicato bedeutet in den Notenſtimmen für Bogeninſtrumente, daß gewiſſe Töne nicht mit dem Bogen geſtrichen, ſondern mit den Fingern geriſſen werden ſollen; gewöhnlich folgt dann der Ausdruck coll' arco, welcher anzeigt, daß wieder der Bogen gebraucht werden ſoll.

Pizzighettone, eine Stadt und kleine Feſtung in der ital. Provinz Cremona, Hauptort eines Mandamento, mit (31. Dec. 1861) 5189 E., an der Mündung des Seria in die hier ſchiffbare und überbrückte Adda, an der Straße von Mailand nach Mantua, zwiſchen Cremona und Lodi gelegen, iſt gut gebaut, hat aber ungeſunde Luft. Die Citadelle wurde im 15. Jahrh. von Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand angelegt. 1706 wurde die Stadt von den Kaiſerlichen, 1733 von den Franzoſen und Piemonteſen, 1746 von den Franzoſen und Spaniern ſowie auch 1796 und 1799 von den Franzoſen eingenommen.

Pjatigorsk oder Pjätigorsk, auch Patigorsk geſchrieben, eine Kreisſtadt des ciskaukaſ. Gouvernements Stawropol in der kaukaſ. Statthalterſchaft Rußlands, 30 M. im SO. von Stawropol und 5 M. im SW. von Georgiewsk, am Kumazufluß Podhumok, in 1400 F. Seehöhe und am ſüdl. Fuße des 4308 F. hohen Maſchuk im Beſchtau gelegen, zählt 6350 E. (1862) und iſt als Badeort und Mittelpunkt einer durch Reichthum an Mineralquellen verſchiedenſter und kräftigſter Art ausgezeichneten Gegend berühmt geworden. Der Beſchtau der Tataren, Pjatigora der Ruſſen, d. h. Fünf Berge, iſt eine dem Kaukaſus vorliegende Gebirgsgruppe. Vier Bergkegel weißen Trachyts, mehr oder weniger untereinander zuſammenhängend aber ganz iſolirt ſtehend, umſchließen nebſt vier niedrigern Erhebungen eine als Eſelsberg bezeichnete Tafelfläche, aus welcher ſich ſüdlich als fünfter Trachytkegel der Maſchuk 4308 F. hoch erhebt. Aus einer aus Sinter und Tuff beſtehenden Vorſtufe dieſes letztern Kegels ſprudeln bei P. ſelbſt gegen 20 zu Bädern benutzte Schwefelquellen von 23—38° R. hervor, von denen bisweilen eine oder die andere plötzlich verſiecht, während, oft weit davon entfernt, dafür eine neue zum Vorſchein kommt. Von der Stadt 2 M. weſtlich liegt Eſſentuki mit 27 alkaliſchen Quellen von 9—13° R., ebenſo weit Gelesnawodsk mit 20 Eiſenquellen von 10—34° und 5 M. gegen Südweſten das Dorf Kislowodsk mit einem Säuerling von 11° R., der außerordentlich reich an Kohlenſäure iſt, in einer Minute 80—100 Eimer Waſſer gewaltſam hervorſprudelt und wegen ſeiner muskel- und nervenſtärkenden Eigenſchaft Narſan (Rieſenquelle) heißt. Da die ruſſ. Regierung großartige und comfortable Einrichtungen für die Benutzung der Bäder getroffen und ſich die Zugänglichkeit dieſer geſunden und herrlichen Gegend

mit jedem Jahr hebt, ſo nimmt die Lebhaftigkeit der kaukaſ. Badeſaiſon ſchnell zu, und es wird P. bald aus weiter Ferne frequentirt werden. In der nähern Umgebung der Stadt liegen die deutſchen Anſiedelungen Charas (urſprünglich ſchott. Colonie, aber als ſolche verunglückt), Konſtantinowsk und Nikolajewsk. Die beiden letztern, 1836 gegründet, treiben beſonders Kartoffel- und Getreidebau und verwerthen ihre Erzeugniſſe im Sommer an die Badegäſte. Der Kreis P. zählte 1862 auf 615,59 Q.-M. 99705 E.

Placat (mittellat.) iſt eine an vielbeſuchten Orten, z. B. Straßenecken, Thoren u. dgl., angeſchlagene geſchriebene oder gedruckte öffentliche Mittheilung. Nicht blos gewerbliche Anzeigen und obrigkeitliche Anordnungen, ſondern auch Proclamationen, Wahlanſprachen u. ſ. f. finden dadurch die ſchnellſte örtliche Verbreitung, und in den Bewegungsjahren 1848 und 1849 erwieſen ſich die Straßenanſchläge als ſo wirkſame Agitationsmittel, daß ſeitdem das Anheften ſolcher Anſprachen und Mittheilungen faſt allenthalben von polizeilicher Erlaubniß abhängig iſt. Wegen ihrer zeitgeſchichtlichen Wichtigkeit ſind politiſche P. auf größern Bibliotheken, z. B. der zu Paris und Berlin, ſelbſt zu eigenen Sammlungen vereinigt.

Placet (placetum regium) heißt das dem Regenten eines Landes zuſtehende Recht, von allen in der Kirche zu treffenden oder getroffenen Einrichtungen oder Veränderungen Kenntniß zu haben und dieſen entweder die Genehmigung zu geben, oder ſie zu verſagen, wenn ſie die Staatszwecke gefährden. Das P. iſt ein Ausfluß der Staatsgewalt und kommt im Chriſtenthum jedem Staatsoberhaupte zu, welchem Glauben es auch angehöre. Denn als Staatsoberhaupt führt der Regent über die Kirche wie über jede andere Geſellſchaft im Staate eine allgemeine Aufſicht, um die Wohlfahrt des Staats nicht gefährden zu laſſen (inspectio secularis). Insbeſondere wurde das P. in neuerer Zeit gegenüber allen biſchöfl. und päpſtl. Erlaſſen geübt. Doch iſt es ſeit 1848 meiſt aufgegeben, in den neuern Concordaten einiger Länder ſogar ausdrücklich abgeſchafft worden.

Plafond nennt man die meiſt architektoniſch verzierte flache Decke irgendeines Raumes. Das nächſte Motiv zur Verzierung liefert die einfache oder gekreuzte Balkenlage; im letztern Falle entſtehen viereckige Fächer, welche mit Caſſetten, Roſetten u. ſ. w. ausgefüllt werden können. Iſt aber die Decke eben und glatt, ſo wird eine mehr oder minder reiche Ornamentirung durch Bemalung und Stuccatur hervorgebracht. Hauptrückſicht bleibt immer, daß der P. bei möglichſter architektoniſcher Harmonie mit den Wänden doch leicht und luftig, nicht ſchwer und drückend erſcheine; man wird deshalb meiſt helle Farben wählen und auch mit der Vergoldung nicht zu verſchwenderiſch umgehen. Die Verſchönerung des P. mit Gemälden nennt man die Plafond- oder Deckenmalerei. Die gewöhnlichſte Art derſelben beſteht darin, daß von den Enden und dem Simſe der Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht und, wo dieſe ſich endigt, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Soll der innere Raum der Decke ebenfalls verziert werden, ſo wird er entweder in Felder abgetheilt oder mit Laubwerk, Blumenzügen und Arabesken verziert. Doch erſt wenn die Decke mit einem wirklichen Gemälde geſchmückt wird, entſteht ein Deckenſtück oder Deckengemälde. Wie vielleicht in der ganzen Malerei nichts ſchwieriger iſt als die Plafondmalerei, ſo iſt auch die Theorie derſelben ganz unzulänglich. Sie ſtößt zuvörderſt auf die Bedenklichkeit, ob ſolche Gemälde überhaupt zuläſſig ſeien. Daß die Plafondmalereien einen beſchwerlichen Standpunkt für den Beſchauer haben, iſt nicht zu leugnen; ganz unpaſſend muß man die Darſtellung von Gegenſtänden nennen, die in der Wirklichkeit hier gar nicht vorhanden ſein können, wie z. B. landſchaftliche Theile, oder die Flotte des Aeneas und die Thaten des Hercules von Pietro Cortona und Lebrun. Michel Angelo, Rafael und die ältern Maler behandelten ihre Deckengemälde gleich an der Decke befeſtigten Teppichen, ſodaß die Figuren nicht von unten nach oben verkürzt, ſondern wie in einem gewöhnlichen Gemälde erſcheinen. Der Architektur war dabei ihr Recht gelaſſen, und die Gemälde waren im eigentlichen Sinne nur Verzierungen der Deckenfelder. Correggio dagegen hob in ſeinen Kuppelgemälden die Architektur völlig auf: er zeigte die Kuppel geöffnet und ließ das Auge im freien Himmel ſchwebende, aufwärts gerichtete, folglich ſtark verkürzte Geſtalten erblicken. Dieſe Behandlung wurde von ſpätern Künſtlern auch auf flache Decken angewendet. Beides aber erfordert eine genaue Kenntniß der Perſpective; denn die Figuren, welche aus dem Standpunkte des Beſchauers von unten hinauf wirklich die Anſicht über uns ſchwebender Figuren darbieten ſollen, müſſen künſtlich verkürzt ſein, und iſt dazu noch überdies eine andere Anordnung bei gewölbten, eine andere bei flachen Decken nöthig. In neueſter Zeit iſt man zu dem ältern Princip zurückgekehrt, namentlich ſind die Plafondgemälde in München und Pillnitz nur als aufgehangene Gemälde behandelt. Uebrigens müſſen die dargeſtellten Gegenſtände jederzeit in Ueber-

einſtimmung mit dem Zweck und Charakter des Gebäudes ſtehen. Auch eignen ſich nur Decken von bedeutender Höhe zur Verzierung durch Deckenſtücke, vielleicht am meiſten die gewölbten.

Plagiarius (lat., eigentlich Menſchenräuber, Seelenverkäufer) nennt man jetzt vorzugsweiſe denjenigen, der ſich einen ſchriftſtelleriſchen oder künſtleriſchen Diebſtahl, ein Plagiat oder Plagium, zu Schulden kommen läßt, indem er die einem andern entlehnten Gedanken als die ſeinigen veröffentlicht. Wie ſtreng auch ſolche Anmaßungen und Täuſchungsverſuche vom Ehrenſtandpunkte aus zu verurtheilen ſein mögen, ſo läßt ſich doch deshalb nur ſchwer eine eigentliche Rechtshülfe erlangen, da das Plagiat durch kleine Modificationen der fremden Idee leicht verſchleiert und die Möglichkeit nicht völlig abgewieſen werden kann, daß zwei Perſonen unter gleichen Vorausſetzungen und Verhältniſſen auf denſelben Gedanken verfallen. Ein Plagiat iſt daher nur dann mit Gewißheit anzunehmen, wenn dem P. die Bedingungen der eigenen Erfindung mangeln und zugleich die fremde Form angewendet worden iſt, wo dann freilich das Vergehen mit dem Nachdruck ziemlich zuſammenfällt.

Plagium, ſ. Menſchenraub.

Plaid nennen die Bergſchotten ein grobes, bunt carrirtes oder gewürfeltes Tuch, in welches man den ganzen Körper hüllen kann, während man es bei gutem Wetter zuſammenſchlägt und wie einen kurzen Mantel trägt. An den Streifen oder Würfeln wird der Clan (ſ. d.) erkannt, zu welchem der Träger des P. gehört. Obwol urſprünglich eine hochländiſche Nationaltracht, hat der P., in Seide und andern Stoffen nachgeahmt, in neuerer Zeit auch außerhalb Schottland allgemein Eingang gefunden.

Plaidiren (franz.) nennt man bei dem öffentlichen Gerichtsverfahren die mündliche Vertretung einer Sache durch die Anwälte (ſ. Advocat), und Plaidoyer deren Vertheidigungsrede.

Plan im ſubjectiven Sinne heißt die Auswahl einer Reihe von Mitteln, welche zur Erreichung eines gewiſſen Zwecks angewendet werden ſollen. Wo der Menſch planvoll handelt, iſt daher Ueberlegung und Wahl jederzeit eingeſchloſſen; aber dieſe Ueberlegung iſt nicht nothwendig auf die Wahl der Zwecke ſelbſt gerichtet. Die letztern können von der Noth, den Leidenſchaften u. ſ. w. vorgezeichnet ſein. So kann der Ehrgeizige und Gewinnſüchtige ebenſo planvoll handeln als der ehrliche, brave Mann. Im objectiven Sinne nennt man P. die ausführliche Darlegung des Syſtems von Mitteln, welche, oft durch die vereinigte Thätigkeit vieler, zur Erreichung eines Zwecks angewendet werden ſollen; man ſpricht z. B. von einem Schulplan, Bauplan, Kriegsplan, von dem P. eines Kunſtwerks, einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung u. ſ. w. Daher bezeichnet man durch das Wort P. auch die ſichtbare Darſtellung der Art, wie ſich ein Ganzes aus ſeinen Theilen auf zweckmäßige Art zuſammenfügt, namentlich wo das Ganze ein räumlich Beſtimmtes und alſo in verkleinertem Maßſtabe dem Auge Darſtellbares iſt. Hierher gehören die Ausdrücke: P. einer Gegend, eines Schlachtfeldes, eines Hauſes u. ſ. w. Planzeichnen nennt man daher die Kunſt, die räumlichen Verhältniſſe, namentlich der Erdoberfläche, dem Auge in überſchaulichen Umriſſen darzuſtellen; Plankammern bald größere Sammlungen ſolcher Darſtellungen, bald Inſtitute, welche zur Verfertigung derſelben beſtimmt ſind.

Planck (Gottlieb Jak.), einer der gelehrteſten Theologen der neuern Zeit, geb. 15. Nov. 1751 zu Nürtingen in Würtemberg, ſtudirte zu Tübingen, wurde daſelbſt 1774 Repetent der theol. Facultät und 1780 als Prediger bei der Karlsakademie in Stuttgart angeſtellt und im folgenden Jahre Profeſſor daſelbſt. 1784 folgte er dem Rufe als ord. Profeſſor der Theologie nach Göttingen, wo er 1791 Conſiſtorialrath und erſter Profeſſor der theol. Facultät, 1805 Generalſuperintendent des Fürſtenthums Göttingen wurde und 31. Aug. 1833 ſtarb. Das theol. Studium in Göttingen beförderte P. insbeſondere durch ſeine Vorträge über die Kirchen- und Dogmengeſchichte. Sein Hauptwerk, die «Geſchichte der Entſtehung, der Veränderungen und der Bildung unſers prot. Lehrbegriffs» (6 Bde., Lpz. 1781—1800; Bd. 1—3, 2. Aufl. 1791), ſetzte er nach langer Unterbrechung in der «Geſchichte der prot. Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des 18. Jahrh.» (Gött. 1831) fort. Seine «Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung der chriſtl.-kirchlichen Geſellſchaftsverfaſſung» (5 Bde., Hannov. 1803—9) entwickelt die Geſtaltung der Kirchenverfaſſung bis zur Reformation. Als eine treffliche Einleitung dazu dient ſeine «Geſchichte des Chriſtenthums in der Periode ſeiner erſten Einführung in die Welt durch Jeſus und die Apoſtel» (2 Bde., Gött. 1818). Seine kirchenhiſtor. Programme gab er geſammelt als «Anecdota quaedam ad historiam concilii Tridentini pertinentia» (Gött. 1791—1801) heraus. Er beſorgte die fünfte Auflage von Spittler's «Grundriß der Geſchichte der chriſtl. Kirche» (Gött. 1812), der er die Schrift «Ueber Spittler als Hiſtoriker» (Gött. 1811) voranſchickte. In Betreff der Kirchenunion ſchrieb er «Ueber die

Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christl. Hauptparteien» (Tüb. 1803), nach der Stiftung des Deutschen Bundes «Ueber die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der kath. und prot. Partei in Deutschland» (Hannov. 1816) und zur Verständigung der streitenden theol. Parteien «Ueber den histor. Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums» (Gött. 1821). — Heinrich Ludwig P., des vorigen Sohn, ebenfalls als Theolog, besonders als Exeget bekannt, geb. 19. Juli 1785, wurde 1806 Repetent bei der theol. Facultät und 1810 außerord. Professor der Theologie zu Göttingen. Wegen epileptischer Anfälle mußte er jedoch seine äußere Thätigkeit ganz aufgeben. Er starb 23. Sept. 1831. In seinen «Bemerkungen über den ersten Pauliniſchen Brief an den Timotheus» (Gött. 1808) vertheidigte er die von Schleiermacher angegriffene Echtheit jenes Briefs. Seine philol. Forschungen über die Spracheigenthümlichkeit des Neuen Testaments erwarben ihm verdiente Anerkennung. Seine dogmatischen Ansichten entwickelte er in dem «Kurzen Abriß der philos. Religionslehre» (Gött. 1821). Vgl. Lücke, «Zum Andenken an Heinr. Ludw. P.» (Gött. 1831).

Planetarium nennt man eine gewöhnlich mit Räderwerk versehene Maschine, durch welche man die Bewegungen der Planeten um die Sonne darstellen kann. Schon Archimedes soll ein P. construirt haben; später besaßen Posidonius und Boëthius ähnliche Vorrichtungen, und in neuerer Zeit ist eine große Menge derselben verfertigt worden.

Planeten (griech.) oder Wandelsterne nennt man diejenigen Sterne, welche sich in kreisähnlichen Bahnen um die Sonne bewegen und von derselben erleuchtet werden. Die letztere Erklärung zeigt, daß auch die Erde dahin zu rechnen, nicht aber die Kometen, deren Bahnen im allgemeinen nicht kreisähnlich heißen können. Ob außer der Sonne noch andere Fixsterne von P. umkreist werden, wissen wir nicht, müssen es aber vermuthen; sichtbar können uns solche P. anderer Sonnen ihrer Lichtschwäche wegen wol niemals werden. Von den uns jetzt bekannten P. waren außer der Erde noch fünf, nämlich Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, die mit bloßem Auge sichtbar sind, schon den Alten bekannt. Die andern P. sind sämmtlich erst in der neuesten Zeit entdeckt worden. Erst seit Anfang dieses Jahrhunderts wurde eine Lücke ausgefüllt, die früher zwischen Mars und Jupiter zu bemerken war. Theilt man nämlich den Abstand des Saturn von der Sonne in 100 oder den der Erde von der Sonne in 10 gleiche Theile, so lassen sich die mittlern Abstände der P. von der Sonne ziemlich nahe durch folgende Zahlen ausdrücken: Mercur 4, Venus 7, Erde 10, Mars 16, Jupiter 52, Saturn 100, Uranus 196. Zieht man die erste Zahl 4 von allen andern ab, so kommt 3, 6, 12, 48, 96, 192; hier ist jede Zahl das Doppelte der vorhergehenden, nur mit Ausnahme der Zahlen 12 und 48 (für Mars und Jupiter), zwischen denen 24 fehlt. Die Vermuthung lag daher nahe, daß hier noch ein Planet in dem Abstande 28 stehen möge, welcher die in der letzten Reihe noch fehlende Zahl 24 geben würde, und sie hat sich vollkommen bestätigt, wiewol man nicht wenig erstaunt war, statt eines größern P. mehrere kleine an dieser Stelle zu finden, deren Zahl sich später auf überraschende Weise vermehrt hat. Uebrigens paßt der 1846 entdeckte entfernteste Planet Neptun nicht in jene Reihe der Abstände, indem seine mittlere Entfernung von der Sonne nur 300 (statt 388) beträgt. Außer der Erde werden noch vier P. von kleinern Sternchen, sog. Nebenplaneten (s. d.) oder Monden umkreist, die sämmtlich dem bloßen Auge unsichtbar und daher erst nach Erfindung des Fernrohrs entdeckt worden sind. Was das äußere Ansehen der P. betrifft, so kann man sie mit bloßen Augen nur an ihrem mattern und ruhigern Lichte erkennen, welches eine Folge davon ist, daß sie nicht selbstleuchtende Körper sind, wie die Sonne und die Fixsterne, sondern dunkle Körper, die ihr Licht erst von der Sonne erhalten; im Fernrohre erscheinen sie als kleine erleuchtete Scheiben. Die Bewegungen der P. sind scheinbar sehr unregelmäßig, indem sie sich bald nach Osten, bald nach Westen, bald schneller, bald langsamer bewegen, zuweilen auch ganz stillzustehen scheinen. Die Erklärung dieser Erscheinungen hat den frühern Astronomen viele Mühe gemacht und ist erst seit etwa drei Jahrhunderten auf eine befriedigende Weise gegeben worden. Sie hängt mit der ganzen Anordnung des Planetensystems zusammen, über welche verschiedene Hypothesen oder Systeme aufgestellt worden sind, unter denen hauptsächlich drei von Wichtigkeit sind: das Ptolemäische, das Tychonische und das Kopernicanische Weltsystem. Ptolemäus nahm an, die Erde stehe ruhend im Mittelpunkte, und um sie bewege sich zuerst der Mond, dann Mercur und Venus, hierauf die Sonne und die übrigen P., und zwar sämmtlich in Kreisen. Jahrtausendelang galt dieses System für das richtige, wiewol es nur durch die ebenso sinnreiche als verwickelte Hypothese der Epicykel den Erscheinungen einigermaßen angepaßt werden konnte. Nach dem Kopernicanischen Systeme, dessen Richtigkeit jetzt

allgemein anerkannt, bildet nicht die Erde, sondern die Sonne den Mittelpunkt; um dieselbe bewegen sich sämmtliche P. mit Einschluß der Erde, um diese aber bewegt sich der Mond. Da jedoch diese von Kopernicus aufgestellte Hypothese anfangs wegen des Widerspruchs, in dem sie nicht nur mit eingewurzelten Vorurtheilen, sondern auch mit mehrern Stellen der Bibel stand, vielfachen Anstoß erregte, so stellte der Astronom Tycho de Brahe ein drittes System auf, nach welchem die Erde ruht und Mond und Sonne sich um dieselbe bewegen, während alle andern P. sich zunächst um die Sonne und nur mit dieser um die Erde bewegen sollen. Allein dieses System widersprach den beobachteten Erscheinungen zu sehr, um Eingang finden zu können, wogegen das Kopernicanische allmählich immer allgemeiner als richtig erkannt wurde. Indeß bedurfte auch dieses in einigen Punkten wesentlicher Verbesserungen, die es durch Kepler (s. d.) erhielt, welcher die Gesetze der Planetenbewegung auffand (nach ihm die Kepler'schen Gesetze genannt) und erkannte: 1) daß sich die P. nicht in Kreisen, wie noch Kopernicus angenommen, sondern in Ellipsen bewegen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht; 2) daß eine von der Sonne bis zu einem P. gezogene Linie in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume beschreibt; 3) daß die Quadrate oder zweiten Potenzen der Umlaufszeiten zweier P. sich wie die Würfel oder dritten Potenzen ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne verhalten. Erst etwa 100 J. später lieferte Newton, der Entdecker der allgemeinen Schwere und Schöpfer der Mechanik des Himmels, den theoretischen Beweis für die Richtigkeit und Nothwendigkeit dieser Gesetze, die Kepler nur auf empirischem Wege als richtig erkannt hatte. Jetzt sind die Bahnen der P. in allen ihren Einzelheiten mit einer Genauigkeit bestimmt, die fast nichts zu wünschen übrigläßt.

Um den Ort eines P. für einen bestimmten Augenblick berechnen zu können, müssen sechs Bestimmungsstücke bekannt sein, welche man die Elemente der P. nennt. Unter diesen sind namentlich zwei bemerkenswerth, die Excentricität und die Neigung der Planetenbahn gegen die Ekliptik. Je größer die Excentricität ist, desto mehr weicht die Bahn von einem Kreise ab. Die großen P., Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, haben meistens eine geringe Excentricität: Venus $^1/_{146}$, Neptun $^1/_{115}$, Erde $^1/_{60}$, Jupiter und Uranus $^1/_{21}$, Saturn $^1/_{18}$, Mars $^1/_{11}$, nur Mercur $^1/_5$. Dagegen zeigen die kleinen P. zwischen Mars und Jupiter im Durchschnitt größere Excentricität, Harmonia und Clythia zwar auch kleine ($^1/_{22}$), aber Polyhymnia, Eurydice, Atalanta, Virginia u. s. w. um so größere, die bei Polyhymnia bis über $^1/_3$ geht. Auch die Neigungen der Bahnen gegen die Ekliptik sind bei den kleinen P. im allgemeinen viel beträchtlicher als bei den großen. Die Bahn des Uranus hat z. B. eine Neigung von nur 46′, des Jupiter von 1° 19′, des Saturn von 2° 30′, des Mercur von 7° (die größte). Bei den kleinen P. erreicht die Neigung der Bahn von Massalia und Themis noch nicht 1°, dagegen übersteigt die Neigung der Phocäa, Niobe, Euphrosyne 20°, und die der Pallas beträgt sogar 34° 43′. Infolge dieser beträchtlichen Neigungen bewegen sich die kleinen P. auch nicht alle innerhalb des Thierkreises (s. d.) wie die großen, sondern Pallas kann, von der Erde aus gesehen, bis fast 51° nördlich oder südlich von der Ekliptik sich befinden, und Euphrosyne steht zu bestimmten Zeiten im Sternbilde des großen Bären. Aus dem dritten Kepler'schen Gesetze erhellt, daß die P. hinsichtlich ihrer Umlaufszeit dieselbe Reihenfolge beobachten, wie hinsichtlich ihres Abstandes von der Sonne. Je weiter sie von der Sonne entfernt sind, desto größer ist auch ihre siderische Umlaufszeit, d. h. der Zeitraum, in welchem sie einen vollständigen Umlauf um die Sonne machen. Anlangend die Größe der P., so ist Jupiter, der die Erde seinem körperlichen Inhalte nach über 1470 mal übertrifft, bei weitem der größte, ihm zunächst steht Saturn. Die kleinsten P. sind die zwischen Mars und Jupiter stehenden, deren Größe nur genähert hat bestimmt werden können. Die scheinbare Größe der P. hängt nicht nur von ihrer wirklichen Größe, sondern auch von ihrem Abstande von der Erde ab. Von allen P. aber kommt Venus zu gewissen Zeiten der Erde am nächsten, bis auf $5^1/_4$ Mill. M., und dann erscheint sie uns größer als irgendein anderer Planet, indem ihr größter scheinbarer Durchmesser dann 62 Sec. beträgt, während er zur Zeit ihres größten Abstandes von der Erde auf 10 Sec. herabsinkt. In Bezug auf ihre Stellung zur Sonne theilt man die P. (ohne die Erde) in untere und obere und nennt diejenigen untere, welche der Sonne näher sind als die Erde, alle übrigen aber obere; hiernach gibt es nur zwei untere P.: Mercur und Venus. Diese erscheinen uns immer nahe bei der Sonne, niemals ihr gegenüber, und sind unsichtbar, wenn sie mit Erde und Sonne ziemlich in gerader Linie stehen, zur Zeit ihrer untern und obern Conjunction, nur jene seltenen Fälle ausgenommen, wo sie zur Zeit der untern Conjunction als dunkle Flecke auf der Sonnenscheibe erscheinen, was man einen Durchgang dieser P. nennt. (S. Durchgang.) Die obern P. erscheinen zu gewissen Zeiten der Sonne gerade gegenüber, in Opposition mit der

Sonne, und ſind dann gerade am beſten zu ſehen; zur Zeit ihrer Conjunction aber ſind ſie wie die untern P. unſichtbar. Der Zeitraum, welcher zwiſchen zwei aufeinanderfolgenden Oppoſitionen oder zwiſchen zwei entſprechenden Conjunctionen deſſelben P. vergeht, heißt die ſynodiſche Umlaufszeit deſſelben. In Bezug auf ihre Größe kann man drei Klaſſen von P. unterſcheiden: die kleinen (Aſteroiden oder Planetoiden); die vier mittlern: Mercur (ſ. d.), Venus (ſ. d.), Erde (ſ. d.), Mars (ſ. d.); die vier großen: Jupiter (ſ. d.), Saturn (ſ. d.), Uranus (ſ. d.), Neptun (ſ. d.). Die mittlern ſind die nächſten bei der Sonne, die großen die entfernteſten; zwiſchen jenen und dieſen ſtehen die kleinen. Die großen zeichnen ſich auch durch die Monde, von denen ſie in größerer Zahl umgeben werden (während von den übrigen nur die Erde einen Mond hat), ſowie, ſoweit bis jetzt bekannt, durch ihre ſehr ſchnelle Achſendrehung aus, während die mittlern nahe in derſelben weit längern Zeit ſich um ihre Achſe drehen.

Von kleinen, erſt in dieſem Jahrhundert entdeckten P., wegen ihres geringen Umfangs von Herſchel Aſteroiden (ſ. d.), noch gewöhnlicher Planetoiden genannt, ſind zur Zeit (Juni 1867) 91 bekannt. Anfangs wählte man, wie für die großen, ſo auch für die kleinen P. Zeichen. Da ſich aber deren Zahl ſehr mehrte, wurden auf Gould's Vorſchlag Kreiſe mit Zahlen (die Zahl zeigt die Reihenfolge der Entdeckung an) gewählt: z. B. ① Ceres, ⑥ Flora, ⑳ Maſſalia, ㊿ Virginia. Der der Sonne in der mittlern Entfernung nächſte kleine Planet iſt noch immer die Flora mit 45½ Mill. M., der entfernteſte Sylvia mit 72¼ Mill. M.; doch kommt wegen der großen Excentricität Phocäa der Sonne bis auf 37 Mill. M. nahe, und Freia entfernt ſich bis auf 83 Mill. M. Unter der Vorausſetzung, daß die kleinen P. das Sonnenlicht ebenſo reflectiren wie Jupiter und Saturn, müſſen ihre Durchmeſſer zwiſchen 2 und 60 M. betragen; doch ſind wirkliche Meſſungen mit Exactheit noch nie gelungen. Die ſcheinbaren Durchmeſſer laſſen ſich ebenſo wenig meſſen, indem die P. uns immer in ihrer günſtigſten Stellung zur Erde, in der Oppoſition, als Sterne 6. bis 13. Größe erſcheinen. Am hellſten iſt Veſta, die zu beſtimmten Zeiten mit bloßem Auge geſehen werden kann. An Ceres und einigen andern kleinen P. will man eine Veränderung in Helligkeit und Farbe bemerkt haben, Sicheres iſt darüber noch nicht entſchieden. Die von Olbers aufgeſtellte Hypotheſe, daß dieſe kleinen P. nur Trümmer eines großen, durch eine unbekannte Urſache zerſtörten P. ſeien (eine Vermuthung, der wir die Entdeckung der Veſta verdanken), hat jetzt nur noch wenige Anhänger, da ſämmtliche kleine P. zuſammengenommen doch wieder nur einen äußerſt kleinen Körper ausmachen würden. Als Fortſetzung der im Artikel Aſteroiden (ſ. d.) gegebenen Tabelle der Namen, Länge der Perihelien, Neigungen, Umlaufszeiten, mittlern Entfernungen und Excentricitäten der bis Ende 1863 entdeckten kleinen P. möge hier noch in gleicher Weiſe das Verzeichniß der ſeitdem entdeckten folgen:

Nr.	Name	Länge des Perihels	Neigung	Umlaufszeit in Tagen	Mittlerer Abſtand	Excentricität	Entdeckung
80.	Sappho	355° 7′	8° 37′	1271	2,297	0,20	Pogſon 2. Mai 1864
81.	Terpſichore	48 29	7 56	1761	2,854	0,21	Tempel 30. Sept. 1864
82.	Alkmene	131 20	2 51	1674	2,759	0,28	Luther 27. Nov. 1864
83.	Beatrix	193 50	5 0	1390	2,437	0,09	De Gasparis 26. April 1865
84.	Klio	339 12	9 22	1320	2,362	0,24	Luther 25. Aug. 1865
85.	Jo	322 36	11 53	1579	2,654	0,19	Peters 19. Sept. 1865
86.	Semele	28 39	4 48	1985	3,090	0,20	Tietjen 4. Jan. 1866
87.	Sylvia	337 21	10 51	2384	3,493	0,08	Pogſon 16. Mai 1866
88.	Thisbe	308 51	5 15	1683	2,769	0,17	Peters 15. Juni 1866
89.	Julia	353 17	16 11	1487	2,550	0,18	Stephan 6. Aug. 1866
90.	Antiope	301 1	2 17	2031	3,139	0,17	Luther 1. Oct. 1866
91.	⑨① [noch ohne Namen]	75 16	2 9	1494	2,558	0,09	Stephan 4. Nov. 1866.

Planiglobium nennt man die Darſtellung einer Halbkugel, z. B. der Himmels- oder Erdhalbkugel, auf einer ebenen Fläche. (S. Landkarten.)

Planimeter, d. h. Flächenmeſſer, ſind Inſtrumente zur mechan. Beſtimmung des Flächeninhalts ebener Figuren. Während die frühern P., die in kleine Quadrate getheilten Glasplatten oder Fadenkreuze, nur eine geringe Genauigkeit gaben oder, wie die Inſtrumente von Wagner, Schmidt und Horſky, nur bei Dreiecken und Quadraten anzuwenden waren, geben die neuern, zu denen man die erſte Idee dem ſchweizer Ingenieur Opikofer (1827) verdankt, den Inhalt

einer gezeichneten ebenen Figur von ganz beliebiger Gestalt durch bloßes Umfahren ihres Umfangs an. Man bestimmt auf diese Weise hauptsächlich das Areal auf Plänen und Landkarten, indem man deren Maßstab in Rechnung zieht. Die Genauigkeit ist bei kleinen Flächen etwas geringer als bei größern, immer aber sehr befriedigend, man kann z. B. mit dem Hansen'schen P. Flächen von mehr als 2 Quadratzoll Inhalt auf $^1/_{1000}$, zwischen 2 und 1 Quadratzoll auf $^1/_{700}$, und unter 1 Quadratzoll auf $^1/_{500}$ richtig bestimmen. Diese große Genauigkeit, verbunden mit Einfachheit und Schnelligkeit der Ausmessung, geben diesen sinnreichen Instrumenten einen unschätzbaren Werth. Das erste der neuern P. construirte Ernst in Paris 1836, ein zweites Wetli in Zürich, das sehr wesentlich von Hansen in Gotha verbessert wurde, und dazu gesellte sich neuerdings der von Amsler-Laffon in Schaffhausen erfundene Polarplanimeter, der sich durch seine Billigkeit und dadurch empfiehlt, daß er größere Flächen zu umfahren vermag.

Planimetrie oder ebene Geometrie heißt derjenige Theil der Geometrie, welcher von den in einer einzigen ebenen Fläche enthaltenen Raumgrößen, insbesondere von den ebenen Figuren handelt, mit Ausschluß derjenigen Raumgrößen, bei denen alle drei Dimensionen des Raums vorkommen; im engern Sinne auch zuweilen derjenige Abschnitt der ebenen Geometrie, welcher sich mit Ausmessung und Vergleichung der ebenen Figuren beschäftigt.

Planisphärium, s. Astrolabium.

Planta (Martin von), Pädagog, Physiker und Mathematiker, geb. 1727 zu Süs im Unterengadin, widmete sich mit Unterstützung eines Oheims in London der Theologie und Philologie, zugleich aber auch schon frühzeitig den physik. und mathem. Wissenschaften. Nachdem er in der Schweiz eine Zeit lang eine Hauslehrerstelle bekleidet, ging er 1750 als Prediger der deutsch-reform. Kirche nach London. Rücksicht auf seine Gesundheit zwang ihn indessen, nach wenigen Jahren wieder nach dem Vaterlande zurückzukehren. Hier war es der Unterricht der Jugend, dem er sich nun mit Eifer hingab, und mit Recht kann man ihn als den Vorgänger von Pestalozzi, Zellweger und Fellenberg ansehen. Den ersten Versuch zur Gründung einer allgemeinen Erziehungsanstalt machte er in Zizers, wobei ihn sein Freund, Professor Nesemann aus Magdeburg, unterstützte. In Erweiterung blühte die Anstalt seit Mai 1761 zu Haldenstein als Seminarium auf. Von verschiedenen Seiten unterstützt, erwarb P. den größern Theil des weitläufigen Schlosses zu Haldenstein und richtete denselben zu einem Schulgebäude und Convicte ein. Das Seminar erfreute sich in kurzer Zeit eines großen Rufs in der Schweiz wie im Auslande. Als das Schloß zu eng wurde, nahm P. das Anerbieten des Herrn von Salis-Marschlins an und siedelte mit seinem Seminar nach dessen geräumigem Schlosse Marschlins hinüber. Hier hatte das Seminar seine höchste Blüte erreicht, als P. im März 1772 plötzlich starb. Sein Tod trug zu dem Verfalle der Anstalt bei, aber wenige Jahre später ging aus ihr die Einrichtung einer öffentlichen Landesschule hervor. Obschon seinem Berufe als Volks- und Jugendlehrer getreu, blieben doch physik. und mathem. Arbeiten seine Lieblingsbeschäftigungen. Auf diesem Gebiete ist er der Erfinder der seitdem allgemein in Anwendung gekommenen Scheibenelektrisirmaschine, deren er sich bereits 1755 bediente. Wahrscheinlich hat aber auch P. zuerst die Idee, die Wasserdämpfe als bewegende Kraft bei Schiffen und Wagen anzuwenden, aufgefaßt und zur Ausführung anempfohlen. Mit seiner Erfindung begab er sich schon zu Zeiten des Ministers Choiseul nach Paris. Dort wurde die Untersuchung der Sache an den General Gribauval, den Chef der Artillerie, verwiesen. Dieser legte sie der Akademie der Wissenschaften zur Beurtheilung vor, die aber dahin ausfiel, daß die Erfindung höchst geistreich, aber nicht anwendbar sei. Von P.'s literarischen Arbeiten wurden nur einige kleine Volksschriften veröffentlicht, da er gegen eine schriftstellerische Thätigkeit eine Abneigung empfand.

Plantage, d. i. Pflanzung, nennt man vorzugsweise Anpflanzungen von Gewächsen der Tropen, die zu ihrem Gedeihen einer besondern Pflege bedürfen. In Ost- und Westindien bezeichnet man mit Plantagen die dortigen Besitzungen der Colonisten, auf denen Kaffee, Zucker, Baumwolle, Cacao, Indigo u. s. w. mit Hülfe von Sklaven oder Halbsklaven gebaut wird.

Plantagenet ist der Zuname des franz. Hauses Anjou, welches 1154, nach dem Abgange der normann. Dynastie, den Thron von England bestieg, aber 1485 dem Hause Tudor weichen mußte. (S. Großbritannien.) Heinrich I. von England, der letzte König aus dem Hause Normandie, verlor 1120 seinen einzigen Sohn, den Prinzen Wilhelm, durch einen Zufall. Die nächsten Ansprüche auf den engl. Thron sowie auf das Hauserbe in Frankreich erhielt hiermit vor mehrern männlichen Seitenverwandten Heinrich's einzige Tochter, Mathilde, die seit 1110 an Kaiser Heinrich V. vermählt war. Dieser Umstand und das Ungewöhnliche einer weiblichen Thronfolge erfüllte die Großen mit Abneigung. Nachdem der Kaiser 1125 gestorben, rief jedoch

Heinrich die Tochter sogleich nach England zurück, ließ ihr 1127 auf einer Reichsversammlung die Thronfolge bestätigen und verlobte sie zugleich mit Gottfried P., dem 15jährigen Sohne des Grafen Fulco von Anjou. Obschon die Verbindung mit dem ausländischen Hause wenig Anklang fand, wurde die Vermählung 1130 vollzogen und die Prinzessin erhielt von den Großen die Thronfolge für sich und ihre leiblichen Erben nochmals zugesichert. Mathilde begab sich in die Normandie und gebar hier 1133 einen Sohn, den Prinzen Heinrich. Als König Heinrich I. 1135 starb, wußte sich jedoch dessen Schwestersohn, Stephan von Blois, mit Hülfe der Großen der engl. Krone zu bemächtigen. Zwar versuchte Mathilde viele Jahre hindurch ihr Anrecht gegen Stephan mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, verscherzte sich aber ihre Erfolge durch Stolz und Härte gegen die engl. Großen. Dagegen erwuchs alsbald dem Usurpator Stephan in Heinrich, dem Sohne Mathildens und P.'s, ein furchtbarer Nebenbuhler. Der junge Heinrich erhielt 1150 von seiner Mutter das Herzogthum Normandie und die Grafschaft Maine und 1151 durch den Tod seines Vaters die Grafschaften Anjou und Touraine. Außerdem heirathete er 1152 die reiche Erbtochter Eleonore von Guyenne, welche Ludwig VII. von Frankreich sechs Wochen vorher wegen Ehebruchs verstoßen hatte, und die nun dem zweiten Gemahl Guyenne, Poitou und die Ansprüche auf Toulouse zubrachte. Heinrich ging 1153 mit einem starken Heere nach England und zwang Stephan in einem im Nov. zu Winchester geschlossenen Vergleich, ihn zum Erben und Thronfolger einzusetzen. Als hierauf Stephan im April 1154 starb, nahm nun auch der Sohn Mathildens kraft dieses Vergleichs und im Rechte seiner Mutter als Heinrich II. (s. d.) und erster König aus dem Hause P. oder Anjou den engl. Thron ohne Widerstand in Besitz. Seine Kinder aus der Ehe mit Eleonore waren: Heinrich, der 1183 vor dem Vater kinderlos starb; Richard I. Löwenherz (s. d.), der dem Vater zunächst von 1189—99 auf dem Throne folgte und kinderlos starb; Gottfried, der 1186 auf einem Tournier zu Paris umkam und aus der Ehe mit Konstanze, der Erbin von Bretagne, einen jungen Sohn, Arthur, hinterließ; Johann ohne Land (s. d.), der nach Richard's I. Tode die Krone raubte; Mathilde, die sich mit Heinrich dem Löwen, und Eleonore, die sich mit Alphons dem Guten von Castilien vermählte. — Johann ohne Land (s. d.), 1199—1216, verdrängte seinen Neffen Arthur, der als der Sohn Gottfried's ein näheres Anrecht besaß, vom Throne und ermordete ihn 1202 mit eigener Hand. Aus der Ehe Johann's mit Isabelle von Angoulême entsprangen: Heinrich III., der nach des Vaters Tode durch den Grafen Pembroke (s. d.) auf den Thron gesetzt wurde; Johanna, die sich mit Alexander II. von Schottland, und Eleonore, die sich erst mit dem Grafen Pembroke, dann mit dem berühmten Grafen von Leicester vermählte, und Richard (s. d.), Graf von Cornwall. Letzterer wurde 1257 zum röm. Könige gewählt und gekrönt und starb als der reichste Mann der Christenheit 1271. Seine Nachkommen erloschen 1300. — Heinrich III., dessen Regierung, 1216—72, zwar eine der längsten, aber auch eine der schwächsten und unruhigsten in der engl. Geschichte war, zeugte mit Eleonore von Provence: Eduard I., der ihm auf dem Throne folgte; Magarethe, die sich mit Alexander III. von Schottland vermählte; Edmund den Buckeligen. — Edmund der Buckelige, gest. 1296, erhielt von seinem Vater die Grafschaft Lancaster, war auch durch Schenkung des Papstes Titularkönig von Sicilien und zeugte mit Blanca von Artois zwei Söhne, von denen der ältere, Thomas, wegen einer an König Eduard II. verübten Mishandlung 1321 enthauptet, 1389 aber heilig gesprochen wurde. Nach der Hinrichtung erhielt der zweite Sohn Edmund's, Heinrich, Graf von Monmouth, die Grafschaft Lancaster. Derselbe starb 1345 und hinterließ als Sohn und Erben Heinrich, zu dessen Gunsten König Eduard III. Lancaster zum Herzogthum erhob. Der erste Herzog von Lancaster hatte indessen nur eine Tochter, Blanca, zur Erbin, welche Güter und Titel des Hauses dem Grafen von Richmond, Johann von Gaunt, zubrachte. — Eduard I. (s. d.), 1272—1307, ein Fürst von großem Charakter, war erst mit Eleonore von Castilien, dann mit Margarethe von Frankreich vermählt. Kinder erster Ehe waren: Eduard II., der Thronfolger; Johanne d'Acre, vermählt mit dem Grafen Gloceſter, später mit Lord Mounthermer; Elisabeth, in zweiter Ehe mit dem Grafen Hereford vermählt. Aus Eduard's I. zweiter Ehe entsprangen: Thomas, Graf von Norfolk, von dessen Erbtochter die Häuser Norfolk, Suffolk, Carlisle und Essingham abstammen; Edmund, Graf von Kent, der während der Minderjährigkeit Eduard's III. durch Mortimer's Intriguen das Schaffot bestieg. Aus Edmund's Ehe mit Margarethe Wake wurden zwei Söhne, welche kinderlos starben, und Johanna, das schöne Fräulein von Kent, geboren, die sich zum dritten mal mit dem Schwarzen Prinzen vermählte. — Eduard II. (s. d.), ein schwacher, von den Günstlingen Spencer und Gaveston beherrschter Fürst, hatte Isabella von Frankreich zur Gemahlin, die ihn 1327 er-

morden ließ. Er zeugte mit derſelben den Thronfolger, Eduard III., und Johanna, die den König David II. von Schottland heirathete. — Eduard III. (ſ. d.), 1327—77, einer der größten Fürſten Englands, zeugte aus der Ehe mit Philippa von Hennegau: Eduard, den Schwarzen Prinzen; Lionel, Herzog von Clarence; Johann von Gaunt; Edmund, Herzog von York; Thomas, Herzog von Gloceſter. Von dieſen fünf Linien, in welche hiermit das Haus P. zerfiel, erloſch die jüngſte zuerſt in der männlichen Nachkommenſchaft. — Thomas, Herzog von Glouceſter und Graf von Buckingham, ein muthiger, ungeſtümer, vom Volke geliebter Prinz, wurde von König Richard II. beargwohnt und 1397 auf deſſen Befehl unweit Calais ſcheußlich ermordet. Aus der Ehe mit Eleonore Bohun hinterließ er einen Sohn, Humfried, der 1399 kinderlos ſtarb, und zwei Töchter, Anna und Eleonore, von denen die erſtere den Grafen Staſford, die andere den Grafen Eſſex heirathete. — Eduard, der Schwarze Prinz (ſ. d.), der älteſte Sohn Eduard's III., ſtarb 1376 vor dem Vater und hinterließ aus der Ehe mit der Erbin von Kent einen Sohn, der dem Großvater als Richard II. (ſ. d.) im Alter von 11 J. auf dem Throne folgte. Sein Vetter, Heinrich IV., der Sohn Johann's von Gaunt, raubte ihm jedoch 1399 den Thron und ließ ihn 1400 im Gefängniſſe ermorden. Richard war zwar verheirathet, ſtarb aber kinderlos, ſodaß mit ihm die Nachkommenſchaft des Schwarzen Prinzen erloſch. — Lionel, Herzog von Clarence, der zweite Sohn Eduard's III., dem Vater faſt an Charaktergröße gleich, ſtarb 1368 in Italien. Aus der Ehe mit Eliſabeth de Burgh, der Erbin von Ulſter, hinterließ er die Erbtochter Philippa, welche ſich mit Edmund Mortimer, Grafen von March, geſt. 1381, verheirathete. In dieſer Ehe wurden geboren: Roger, den der kinderloſe Richard II. zum Thronerben beſtimmt hatte, der aber ſchon 1398 in Irland umkam; Edmund, der 1402 im Gefängniſſe ſtarb; Johann, welcher 1425 als Kronprätendent auf dem Schaffot endete; Eliſabeth, die ſich mit Heinrich Percy vermählte. Nur Roger, der älteſte Sohn Mortimer's und der Erbin von Clarence, pflanzte die Nachkommenſchaft fort. Sein Sohn war Edmund Mortimer, der 1424 im Gefängniſſe ſtarb. Roger's Tochter, Anna, erbte darum, nachdem ihr Bruder geſtorben, die Thronrechte des Hauſes Clarence und trug dieſelben durch Vermählung mit dem Grafen Richard von Cambridge auf das Haus York über.

Johann von Gaunt, Graf von Richmond, der dritte Sohn Eduard's III., führte in den letzten Jahren des Vaters und auch nach der Thronbeſteigung Richard's II. die Regierung, machte ſich aber beim Volke durch Nachläſſigkeit und bei der Geiſtlichkeit dadurch verhaßt, daß er ſich Wicliffe's annahm. Durch ſeine Vermählung mit Blanca, der Erbin von Lancaſter, wurde er Herzog und Stifter oder vielmehr Erneuerer des Hauſes Lancaſter. Infolge einer zweiten Ehe mit Konſtanze, der Tochter Peter's des Grauſamen von Caſtilien und Leon, ſuchte er nach deſſen Tode ſeine Rechte auf dieſe beiden Königreiche geltend zu machen und nahm wenigſtens, als dies mißglückte, den königl. Titel an. In dritter Ehe war Johann mit Katharina Roet, der Witwe Swynford's, vermählt, deren Kinder 1397 thronfähig erklärt wurden. Er ſtarb 3. Febr. 1399, und bald ſollte ſich an das Haus Lancaſter, oder die Rothe Roſe, eine der furchtbarſten Epochen der engl. Geſchichte knüpfen. Johann's Kinder erſter Ehe waren: Heinrich IV., der gegen Richard II. die engl. Krone uſurpirte, und Philippa, vermählt mit dem Könige Johann I. von Portugal, weshalb Philipp II. von Spanien als ihr Nachkomme Anſprüche auf den engl. Thron erheben wollte. Aus zweiter Ehe hinterließ Johann: Katharine, vermählt mit Heinrich III. von Caſtilien. Aus dritter Ehe entſprangen: Johann von Beaufort, Graf von Somerſet; der Cardinal von Wincheſter, geſt. 1447; Johanna, deren Enkel der berühmte Graf Warwick war, und von der die Grafen Abergavenny abſtammen. Das Haus Lancaſter zerfiel alſo fortan in die Linie, welche in der Perſon Heinrich's IV. den Thron uſurpirte, und in die, welche Johann von Beaufort fortführte. — Heinrich IV. (ſ. d.), erſt Graf von Derby, dann Herzog von Hereford, wurde 1398 vom Könige Richard II. eines Streits wegen verbannt, kehrte aber nach ſeines Vaters Tode plötzlich zurück, um die Erbſchaft des Hauſes Lancaſter anzutreten. Weil ihm Richard dieſelbe vorenthielt, ſtieß er den ſchwachen Fürſten 1399 vom Throne und behauptete denſelben auch fortan, obſchon das Haus Clarence nähere Anſprüche beſaß. Aus der Ehe Heinrich's IV. mit Marie Bohun, der Miterbin von Hereford, entſprangen: Heinrich V., der Thronfolger; der 1421 bei Beaugé getödtete Herzog von Clarence; der Herzog von Bedford, welcher unter dem minderjährigen Heinrich VI. in Frankreich und England die Regentſchaft führte und 1435 kinderlos ſtarb; der Herzog von Glouceſter, der ebenfalls kinderlos endete, indem ihn Heinrich VI. auf Anſtiften des Cardinals von Wincheſter 1446 ermorden ließ. — Heinrich V. (ſ. d.), 1413—22, wußte nicht nur die von ſeinem Vater geraubte engl. Krone zu erhalten, ſondern riß auch für ſeine Nachkommen den Thron von Frankreich an ſich.

Er war mit Katharina von Frankreich vermählt, die ſich nach ſeinem Tode mit Owen Tudor verheirathete. Aus Heinrich's V. Ehe mit Katharina entſprang ein Sohn, Heinrich VI., dem im Alter von neun Monaten die Kronen von England und Frankreich zufielen. Nachdem derſelbe aber Frankreich an den rechtmäßigen Erben, Karl VII. von Valois, verloren, erhob ſich gegen ihn in England der Herzog Richard von York. Letzterer war durch ſeine Mutter der Erbe des Hauſes Clarence und beſaß darum an den engl. Thron ein näheres Anrecht als das durch Heinrich's IV. Uſurpation zur Krone gelangte Haus Lancaſter. Richard von York fiel zwar 1460 mit den Waffen in der Hand bei Wakefield, allein ſein Sohn Eduard IV. trat nun für ihn ein und bemächtigte ſich 1461 des Throns. Hiermit hatten die dynaſtiſchen Kämpfe des Hauſes York und Lancaſter oder die Kriege der Weißen und Rothen Roſe (ſ. d.) ihren Anfang genommen. Der unglückliche Heinrich VI. wurde von ſeinem Nebenbuhler 1471 im Gefängniß ermordet. Aus der Ehe mit Margarethe von Anjou (ſ. d.) zeugte er den Prinzen Eduard, der jedoch 1471 nach der Schlacht bei Tewksbury in die Hände Eduard's IV. fiel und von deſſen Brüdern niedergehauen wurde. Der Hauptzweig des Hauſes Lancaſter, der 60 J. durch Gewalt den engl. Thron beſeſſen, war hiermit erloſchen. — Johann von Beaufort, Graf von Somerſet, der Sohn Johann's von Gaunt, Herzogs von Lancaſter, aus dritter Ehe, ſtarb 1410 und hinterließ aus der Ehe mit Margarethe von Holland, der Tochter des Grafen von Kent, zwei Söhne: Johann, Herzog von Somerſet, und Edmund. Letzterer übernahm unter der Regierung Heinrich's VI., nach Suffolk's Tode, die Stelle eines Miniſters und kam 1455 in der Schlacht bei St.-Albans um. Seine unehelichen Nachkommen ſind die jetzigen Herzoge von Beaufort. Der Herzog Johann von Somerſet, geſt. 1444, zeugte in der Ehe mit Margarethe von Bletshoe eine Tochter, Margarethe Beaufort, die Erbin des Hauſes Lancaſter. Dieſelbe verheirathete ſich mit Edmund Tudor, Grafen von Richmond, und zeugte in dieſer Ehe Heinrich Tudor von Richmond, der 1485 das Haus York in der Perſon Richard's III. vom Throne ſtürzte und ſich ſelbſt, mit Uebergehung ſeiner Mutter, die erſt 1509 ſtarb, als Heinrich VII. die engl. Krone aufſetzte.

Edmund, Herzog von York, der vierte Sohn Eduard's III. und der Stifter des Hauſes York oder der Weißen Roſe, war ein träger, unfähiger Prinz und ſtarb 1402. Er zeugte mit Iſabella von Caſtilien zwei Söhne: Eduard und Richard. Eduard, Graf von Rutland und Herzog von York, ein ſchändlicher Charakter, fiel 1415 in der Schlacht bei Azincourt ohne Erben. Sein Bruder Richard, Graf von Cambridge, hatte kurz vorher als Verſchwörer das Schaffot beſteigen müſſen. Durch deſſen Ehe mit Anna, der Erbin von Clarence, hatte ſeine Nachkommenſchaft Anſprüche auf den engl. Thron erlangt, den die Lancaſtrier unrechtmäßig innehielten. Sein einziger Sohn, Herzog Richard von York, machte darum auch dieſe Anſprüche gegen den ſchwachen Heinrich VI. geltend und eröffnete 1455 den dynaſtiſchen Krieg. Als Richard faſt ſeinen Zweck erreicht hatte, wurde er jedoch 31. Dec. 1460 in der Schlacht bei Wakefield erſchlagen. Aus ſeiner Ehe mit Cäcilie Neville, der Tochter des Grafen Weſtmoreland, entſprangen: Eduard, der den Kampf gegen das Haus Lancaſter fortſetzte und 1461 endlich als Eduard IV. (ſ. d.) den Thron eroberte; Eliſabeth, die ſich mit dem Herzoge von Suffolk vermählte; Edmund, Graf von Rutland, der 1460 bei Wakefield fiel und keine Erben hinterließ; Margarethe, die ſich mit Karl dem Kühnen von Burgund verheirathete; Georg, Herzog von Clarence; Richard, Herzog von Gloucester. Nachdem Eduard zur Krone gelangt, vermählte er ſich drei Jahre ſpäter mit Eliſabeth von Woodville. Dieſe Ehe misfiel dem Herzog von Clarence, der gehofft hatte, ſeinem Bruder auf dem Throne zu folgen. Der König, außerdem von Richard, dem jüngſten und verſchlagenſten der Brüder, aufgeregt, beſchloß darum, den Herzog von Clarence aus dem Wege zu räumen, und ließ ihn im Jan. 1478 vom Pairshofe als Hochverräther zum Tode verurtheilen. Als eine beſondere Gnade erhielt Clarence die Freiheit, ſeine Todesart zu wählen. Wie man erzählt, wählte er ein Faß Malvaſier, in welchem er ertränkt wurde. Als Eduard IV. 1483 ſtarb, hinterließ er zwei Knaben, Eduard V., der ihm auf dem Throne folgen ſollte, und den Herzog von York; außerdem mehrere Töchter, darunter die Prinzeſſin Eliſabeth. Der Herzog von Gloucester ließ jedoch die beiden Neffen im Tower heimlich ermorden und eignete ſich ſelbſt als Richard III. (ſ. d.) die Krone zu. Aus der Ehe mit der Tochter des Grafen Warwick hatte Richard einen Sohn, Eduard, der aber ſchon 1484 ſtarb. Den Unwillen, welchen die Nation über die blutige Uſurpation empfand, benutzte nun Heinrich von Richmond, der Sohn der Erbin von Lancaſter. Derſelbe landete 7. Aug. 1485 mit einem Corps verbannter Engländer an der Küſte von Wales und beſtieg nach dem Treffen bei Bosworth, in welchem Richard III. umkam, ohne Widerſtand als Heinrich VII. (ſ. d.) und

erſter König aus dem Hauſe Tudor den vom Blute der P. befleckten Thron von England. Weil ſich das Recht der Lancaſter ſelbſt nur auf die Uſurpation Heinrich's IV. gründete, außerdem die noch lebende Mutter dem Sohne vorging, ſo ſuchte Heinrich ſeiner Eroberung eine rechtliche Grundlage zu geben, indem er Eliſabeth, die Tochter Eduard's IV., heirathete. Mit dieſer Vereinigung der Rothen und der Weißen Roſe waren die Kämpfe, welche England länger als 25 J. verwüſteten, geſchloſſen. Eduard, Graf von Warwick, der Sohn des Herzogs von Clarence, brachte als der letzte männliche Sprößling der P. ſein Leben im Gefängniſſe zu und wurde 28. Nov. 1499 enthauptet.

Plantago L., Wegebreit, Wegerich, eine zur 4. Klaſſe, 1. Ordnung, gehörende Pflanzengattung, Hauptgattung der nach ihr benannten dikotylen Familie der Plantagineen, beſteht aus perennirenden und einjährigen Kräutern mit unſcheinbaren Blüten, welche aus einem grünen, viertheiligen Kelche und einer trockenhäutigen, gelblichen oder bräunlichen, präſentirtellerförmigen, kurz- und weitröhrigen, vier-, ſelten dreilappigen Blumenkrone zuſammengeſetzt ſind und eine ringsherum aufſpringende, zweifamige, büchſenartige, vor dem Aufſpringen von der ſtehenbleibenden Blumenkrone umſchloſſene Kapſel zur Frucht haben. Nach der Anordnung der Blätter und Blüten und der Lebensdauer zerfallen die Arten dieſer Gattung in zwei ſehr natürliche Gruppen: 1) Eigentliche Wegeriche, mit perennirendem Wurzelſtocke, grundſtändigen, roſettenförmig angeordneten, geſtielten, breiten, mehrnervigen Blättern und blattloſem, einfachem, eine längliche oder walzenförmige Aehre tragendem Stengel; 2) Flohſamenkräuter, einjährige Pflanzen mit äſtigem Stengel, gegenſtändigen, ſitzenden, ſchmalen, einnervigen Blättern und achſelſtändigen, langgeſtielten Blütenköpfchen. Aus der erſten Gruppe kommen bei uns drei Arten gleich häufig vor: der große Wegebreit (P. major L.), mit großen eiförmig-elliptiſchen Blättern und langer walziger, grünlicher Aehre, welcher als Unkraut auf bebautem Boden, Schutt, an Wegen und Mauern wächſt, den Menſchen faſt überallhin begleitet, und deſſen Wurzelſtock und Blätter als ſchleimiges Mittel gegen Lungenleiden und Diarrhöe gebraucht wurden und (die Blätter) als kühlendes Verbandmittel bei äußern Entzündungen noch jetzt in der Volksheilkunde angewendet werden; der mittlere Wegebreit (P. media L.), mit eilanzettförmigen, weichhaarigen Blättern und länglich-walzigen, zur Blütezeit wegen der weit hervorſtehenden, violetten Staubfäden und weißlichen Staubbeutel ſehr hübſch ausſehenden Aehren, und der ſchmalblätterige Wegebreit (P. lanceolata L.), mit lanzettförmigen Blättern und kurzen, länglichen, ſchwärzlichen Aehren. Die beiden letzten Arten finden ſich überall auf Wieſen und Grasplätzen, und ſind gute Futterkräuter. Aus der zweiten Gruppe iſt namentlich der auf Sandboden hin und wieder wachſende Flohſame (P. Psyllium L.), eine niedrige, drüſig behaarte Pflanze, deren kahnförmige, ſehr ſchleimhaltige Samen (Semen Psyllii oder Pulicariae) als ſchleimiges Mittel gebraucht werden, zu erwähnen. Die eigentliche Heimat dieſer wie der andern Arten der zweiten Gruppe iſt das mittelländiſche Gebiet, wo überhaupt die meiſten Plantagines vorkommen.

Plänterwirthſchaft, Fehmelwirthſchaft, eine forſtliche Betriebsart, welche man in regelloſe und regelmäßige trennt. Bei erſterer haut man nach Bedürfniß überall im Walde einzelne Stämme heraus und erwartet den Nachwuchs nur durch die Natur, bei der zweiten Form wird der Hieb in gleicher Weiſe auf gewiſſe Waldtheile beſchränkt, der Holzanbau iſt nicht ausgeſchloſſen. Schläge werden nicht angelegt. Von der Schlagwirthſchaft (ſ. d.) faſt überall verdrängt, verdient ſie nur in Schutzwaldungen, in rauhern Gebirgslagen und für kleinere Privatwälder Beachtung.

Plantin (Chriſtoph), ein ausgezeichneter Buchdrucker, geb. 1514 zu Montlouis oberhalb Tours, geſt. 1. Juli 1589 zu Antwerpen, übertraf in ſeinen typogr. Leiſtungen bei weitem alle ſeine Vorgänger, ja ſelbſt alle ſeine niederländ. Zeitgenoſſen. Wiſſenſchaftlich gebildet und namentlich durch die gründliche Kenntniß mehrerer Sprachen ausgezeichnet, errichtete er um 1555 in Antwerpen eine Druckerei, die bald die größte und ausgezeichnetſte ihrer Zeit war. P. hatte oft bis auf 20 und mehr Preſſen, zahlte in der blühendſten Zeit täglich über 100 Dukaten Lohn an ſeine Arbeiter und war bei ſeiner großen Letternauswahl im Stande, in allen damals in Europa bekannten Sprachen zu drucken. Die Drucke P.'s ſind unter die vorzüglichſten typogr. Meiſterwerke zu rechnen und empfehlen ſich durch elegante Ausführung und Correctheit. Für die letztere Eigenſchaft ſorgte er durch gute und gelehrte Correctoren, die er mit Liberalität bezahlte, ſowie durch öffentlich ausgeſetzte Belohnungen für die Auffindung von Druckfehlern in dem bereits corrigirten Drucke. Unter der großen Maſſe ſeiner trefflichen Preßerzeugniſſe iſt das ausgezeichnetſte die unter der perſönlichen Aufſicht des Hofkaplans Philipp's II. von Spanien, Arias Montano, beſorgte «Biblia polyglotta» (8 Bde., 1569—72). Obgleich aber P. zu dieſem Pracht-

werke von seinem königl. Protector mit 6000 Stück Dukaten zum Ankauf von Papier unterstützt wurde, so scheint doch die königl. Unterstützung nicht so nachhaltig gewesen zu sein, um den Unternehmer vor Sorgen völlig zu schützen. Er wendete sich später mit einem Theile seiner Druckerei nach Leyden und überließ die Leitung der in Antwerpen zurückgelassenen Pressen seinem Schwiegersohne, Franz Raphelengh, den er jedoch, als er später wieder an den ihm liebgewordenen Ort seiner frühern Wirksamkeit zurückkehrte, nach Leyden sendete. Er hinterließ seinen drei Töchtern drei Druckereien, zu Antwerpen, Leyden und Paris. Die erste bekam der Gatte seiner zweiten Tochter, Jan van Morst (Johannes Moretus), der Freund von Justus Lipsius, die zweite Raphelengh, die dritte mit der jüngsten Tochter Gilles (Aegidius) Bey. Namentlich die beiden ersten erhielten durch ausgegezeichnete typogr. Producte dem Namen ihres Schwiegervaters ein geachtetes Andenken. Das Zeichen der Plantinischen Drucke ist eine Hand, die einen ausgespannten Zirkel hält, mit der Inschrift: Labore et constantia.

Planudes (Maximus), ein gelehrter Mönch zu Konstantinopel, der 1327 von dem Kaiser Andronikus dem Aeltern als Gesandter nach Venedig geschickt wurde und 1353 noch lebte, hat sich nicht sowol durch eigene Untersuchungen als vielmehr durch griech. Uebersetzungen lat. Schriftsteller, die zum Theil in den Bibliotheken noch verborgen liegen, und besonders durch seine freilich nicht eben gewählte Sammlung der Gedichte der griech. Anthologie (s. d.) um die alte Literatur ein nicht geringes Verdienst erworben. Von seinen eigenen Schriften sind schon früher, außer einer märchenhaften Biographie des Aesopus, Epigramme, Briefe und Reden bekannt gemacht worden, und einiges auf griech. Grammatik und Syntax Bezügliche hat Bachmann in den «Anecdota Graeca» (Bd. 2, Lpz. 1828) mitgetheilt. Von seinen griech. Uebersetzungen sind die der «Distichen» des Cato, der «Metamorphosen» des Ovid in Prosa (herausg. von Boissonade, Par. 1822), der Gedichte des Boëthius (herausg. von K. F. Weber, Darmst. 1833), des «Somnium Scipionis» von Cicero (herausg. von Heß, Halle 1833) und eines Bruchstücks der Schrift «Ad Herennium» (herausg. von Matthäi, Mosk. 1810) durch den Druck bekannt geworden.

Plastik (vom griech. plássein, bilden) wird gewöhnlich völlig gleichbedeutend mit Sculptur oder Bildhauerkunst (s. d.) im allgemeinen gebraucht, bezeichnet aber eigentlich das Bilden von Kunstwerken und Geräthen aus weichem Stoffe, wie Thon, Wachs, Gips u. s. w. Nach der Sage hat zuerst der korinth. Töpfer Dibutades neben seinen Thonwaaren Figürliches (zunächst Reliefs) geformt und gebrannt. Das Gesichtsbild eines Menschen in Gips abzudrücken, ist nach des Plinius Zeugniß zuerst dem Lysistratus, Bruder des Lysipp, eingefallen. Dann hat dieser Künstler einen Ausguß von Wachs aus dieser Gesichtsform genommen und ihn retouchirt. Ornamentirend legt sich die P. über die Kernform der Architektur, sowol innerhalb als außerhalb der Gebäude. Schon die Villa des Hadrian zu Tivoli, die Bäder des Titus, Gräber in Pompeji zeigten Stuccaturarbeiten auf. Der Renaissancestil nahm dies in ausgedehnter Weise wieder auf, und Luca della Robbia, mit seinem Neffen Andrea und andern Verwandten, bildete durch das ganze 15. und bis in das 16. Jahrh. hinein eine vielwirkende Schule, welche die Architekturen (besonders die toskanische) plastisch durch Werke in gebranntem und glasirtem Thon schmückten, die von ganz besonderer Schönheit waren, und deren Art nach ihnen benannt wurde. Bei unserer heutigen ausgebreiteten Anwendung der architektonischen Ornamentik, die ein Material erfordert, welches die Vervielfältigung eines und desselben Modells (durch Guß, Knetung u. s. w.) zuläßt, kommen zur Anwendung: Stuck (eine Mischung von Kalk und Gips), Steinpappe, Zink, Portland-Cement. In der eigentlichen Bildhauerkunst ist das Arbeiten in Thon zur Vorarbeit für die Marmor- oder Gußarbeit geworden. Die P. steht im Systeme der Künste zwischen der Baukunst und der Malerei. Sie bildet körperlich mit schwerem, hartem Material wie jene, aber wie diese hat sie die Nachbildung des organischen Lebens zum Gegenstande. Die P. geht also auf die Schönheit der Formen aus. Nur in kindlichen Perioden läßt sie sich durch Bemalung ihrer Werke eine malerische Hülfe geben; ähnliche Versuche neuerer Künstler bei Arbeiten, die auf der Höhe der Technik stehen, streiten gegen das Wesen der P. Plastisch nennt man daher auch das, was sich auf die Schönheit und Wirkung der Linien und Formen bezieht, nicht auf den Reiz der Farbe. Die P. ist um so mehr auf die Schönheit des Körpers hingedrängt, als sie nur in sehr beschränktem Maße die Tiefe des Seelenausdrucks, welche der Malerei möglich, geben kann. Man nennt sie deshalb mit Recht eine Darstellerin vollkommener Naturen. Sie ist vorzugsweise die ideale Kunst.

Plastische Chirurgie nennt man diejenigen chirurgischen Operationen, welche die Beseitigung von Verunstaltungen des Körpers zum Zweck haben und daher auch als Theil der Orthopädie (s. d.) bezeichnet werden. Das Gebiet der plastischen Chirurgie ist ein außerordentlich

großes, und die Aufgaben derselben gehören mit zu den schönsten und schwierigsten der ganzen Chirurgie. Meist betreffen sie Verunstaltungen des Gesichts, dann solche der Gliedmaßen. Zu den erstern gehören die Bildung der verloren gegangenen Nase (Rhinoplastik), Beseitigung von Verunstaltungen am Mund (Hasenscharte, Wolfsrachen), an den Augen (Ektropium, Umstülpung der Lider), von Narben, Malen u. s. w. im Gesicht. Von den Verunstaltungen an den Extremitäten, mit welchen es die plastische Chirurgie zu thun hat, ist vor allem der Klumpfuß in seinen verschiedenen Formen zu nennen.

Pläswitz, Dorf in Schlesien, im Kreise Striegau des preuß. Regierungsbezirks Breslau, 3 St. nordöstlich der Stadt Striegau, mit Schloß, Park und 500 E., ist historisch denkwürdig durch den daselbst 4. Juni 1813 zwischen den Franzosen und zwischen den Preußen und Russen abgeschlossenen Waffenstillstand. (S. Russisch-deutscher Krieg.)

Plata (Stromsystem), s. La-Plata.

Platää (auch Platäa), Stadt im südl. Böotien auf einem an die nördl. Vorberge des Kithäron sich anschließenden, im Norden nach der Ebene des Flusses Asopos ziemlich schroff abfallenden Plateau gelegen. Ursprünglich Mitglied des Böotischen Bundes, sagte sie sich wegen der Uebergriffe Thebens von demselben los und schloß sich, nachdem der spartan. König Kleomenes ihr Gesuch, sich unter den Schutz Spartas stellen zu dürfen, zurückgewiesen hatte, den Athenern an (519 v. Chr.), denen sie ihre Bundestreue schon durch ihre Theilnahme an der Schlacht bei Marathon (490) bewährte. In ihrem Gebiete, in der Ebene östlich unterhalb der Stadt, gewannen die Griechen unter Führung des Pausanias (s. d.) Ende Sept. 479 v. Chr. den entscheidenden Sieg über das von Mardonios geführte Heer der Perser. Aus der reichen Beute wurde der Athena Areia ein Tempel errichtet, der neben dem ältern Tempel der Hera (Heräon) eine Hauptzierde der Stadt bildete. Das Andenken des Sieges ward durch das aller vier Jahre mit Wettspielen gefeierte Fest der Eleutheria (Befreiungsfest) bis in die späten Zeiten des Alterthums lebendig erhalten. Bald nach dem Ausbruche des Peloponnesischen Kriegs, 427 v. Chr., wurde die Stadt nach tapferer Gegenwehr von den Peloponnesiern erobert und ihren alten Feinden, den Thebanern, preisgegeben, die sie durch gänzliche Zerstörung (mit Ausnahme der Heiligthümer) für ihre Treue gegen Athen bestraften. Erst nach dem sog. Antalkidischen Frieden (387 v. Chr.) wiederhergestellt, zerstörten sie die Thebaner bereits 373 aufs neue. P. blieb in Trümmern liegen bis auf die Zeit Alexander's d. Gr., der die Nachkommen der alten Bewohner, denen schon Philipp nach der Schlacht bei Chäroneia (338) ihre Heimat zurückgegeben hatte, beim Wiederaufbau der Stadt unterstützte. Seitdem bestand sie bis in die spätesten Zeiten des Alterthums fort, und noch heutzutage findet man beträchtliche Ueberreste ihrer Mauern in der Nähe des Dorfes Kokla. Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Platäne (Platänus L.), Name einer zur 21. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche hohe Bäume von eichenartigem Wuchse mit dünner, glatter, weißlicher, in großen dünnen Platten und Schuppen sich abschülfernder Rinde, handförmig gelappten, ahornähnlichen Blättern und kugeligen, an hängenden Stielen reihenweise sitzenden Blütenkätzchen umfaßt und eine eigene, kleine, den Birken- und Nesselgewächsen verwandte Familie (Plataneen) bildet. Die männlichen Kätzchen bestehen aus keilförmigen, fleischigen, um eine kugelige Spindel gestellten Schuppen und dazwischenstehenden Staubgefäßen, die weiblichen aus ähnlichen Schuppen und Fruchtknoten mit fadenförmigem, hakig gekrümmtem Griffel. Die Frucht ist ein einsamiges Nüßchen. Von den hierhergehörigen Arten war die orientalische P. (P. orientalis L.), welche in Griechenland und im Oriente einheimisch ist, ihrer Schönheit wegen schon bei den Griechen und Römern sehr beliebt und sorgfältig angepflanzt, und jahrhundertelang versammelte sich die Jugend Griechenlands unter dem Schatten der P. in der Akademie zu Athen, um daselbst die Lehren der Weisheit aus der Lehrer Munde zu vernehmen. Auch jetzt noch wird dieser Baum im ganzen südl. Europa an Wegen und in Gärten häufig angepflanzt. Da er aber bei uns nicht leicht zu einem Baume von einiger Bedeutung heranwächst und von der Winterkälte leidet, so wird in unsern Gegenden an seiner Stelle die sehr ähnliche nordamerikanische P. (P. occidentalis L.) angepflanzt, welche unsern Winter gut erträgt, bis 70 F. Höhe erreicht und daher überall in Gärten und engl. Anlagen angetroffen wird. Manche haben freilich behauptet, daß die P. der Gesundheit nachtheilig seien, indem die Wolle, welche die Unterseite der jungen Blätter bedeckt und später sich ablöst, leicht von den unter solchen Bäumen Wandelnden eingeathmet werde und dann Anlaß zu Brustkrankheiten gebe. Allein ein Beweis für diese Behauptung ist noch nicht geliefert worden. Die P. sind schnellwüchsige Holzarten; ihr Holz steht dem der Rothbuche an Güte nahe.

Platen, ein altes Adelsgeschlecht, das schon im 9. Jahrh. in der Mark Brandenburg vorkommt, sich aber schon frühzeitig in mehrere Zweige spaltete, von denen einer in Pommern (auf Rügen) große Güter erwarb. Dem Hause Granskowitz dieses pommerschen Astes gehörte an Franz Ernst von P., geb. 1631, gest. 1709, der zuletzt kurbraunschw. Geheimrath und Premierminister war und 20. Juli 1689 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben ward. Zugleich wurde derselbe von Kurbraunschweig mit dem General-Erbpostmeisteramte für den jedesmaligen Geschlechtsältesten nach dem Rechte der Erstgeburt belehnt. Letzterer Titel verblieb dem gräfl. Hause auch, nachdem Graf Georg Ludwig von P., der Enkel Franz Ernst's, 1736 die Einkünfte und Administration der Postämter an das Kurhaus verkauft hatte. Inzwischen war auch 1704 die Grafschaft Hallermund (Hallermünde) an die Grafen von P. gekommen, jedoch ohne die Einkünfte derselben. Seit dieser Zeit nannten sich dieselben Grafen P. zu Hallermund. 1819 erhielten sie einen erblichen Sitz in der Ersten hannov. Kammer, der ihnen auch 1855 wieder zutheil wurde. Seit 1829 führt das Haupt des gräfl. Hauses das Prädicat Erlaucht. An der Spitze des Hauses steht gegenwärtig Graf Georg von P.-Hallermund, geb. 7. Nov. 1785, hannov. Geheimrath, General-Erbpostmeister und Oberkammerherr a. D. Derselbe hat fünf Söhne, von denen der älteste, Graf Karl, geb. 3. Sept. 1810, und der jüngste, Graf Georg August, geb. 17. Sept. 1827, vermählt sind. Der zweitälteste Sohn, Graf Gustav von P.-Hallermund, geb. 23. März 1813, bekleidete vor der Katastrophe von 1866 am königl. Hofe zu Hannover den Dienst eines Oberstallmeisters. Der vierte Sohn, Graf Julius von P.-Hallermund, geb. 26. Dec. 1816, Oberstlieutenant a. D., war bis ebendahin königl. Oberschenk sowie Generalintendant des Hoftheaters und Hoforchesters. Seit 1. März 1867 wirkt er als Intendant des Hoftheaters und der königl. Kapelle zu Dresden. Der dritte Sohn des Grafen Georg, Graf Adolf von P.-Hallermund, geb. 10. Dec. 1814, betrat die diplomatische Laufbahn, war bis 1852 hannov. Gesandter in Wien, dann zu Paris, bis er bei dem Verfassungsbruche Ende Juli 1855 das Ministerium des Auswärtigen übernahm, das er bis zur Einverleibung Hannovers in Preußen bekleidete. Seine dänenfreundliche Politik fand im April 1864 in der Zweiten hannov. Kammer allgemeine Misbilligung. Obschon er in einer Depesche vom 14. Mai 1866 noch die Neutralität Hannovers für nothwendig erachtete, schloß er sich doch Ende desselben Monats den Gegnern Preußens an und drängte im Bundestage mit zur Abstimmung vom 14. Juni. — Vater des Grafen Georg war Graf Ernst Franz von P.-Hallermund, geb. 7. Nov. 1739, gest. 17. Febr. 1818 als bair. Geheimrath. Des letztern Bruder, Graf Aug. Philipp von P.-Hallermund, geb. 22. Juni 1748, gest. als bair. Oberforstmeister, war der Vater des Dichters, Grafen August von Platen-Hallermund (s. d.). — Einer andern Linie des Hauses gehörte an: Hans Friedrich von P., der als preuß. General der Cavalerie 17. Mai 1743 zu Mohrungen starb. Sein Sohn, Dubislaw Friedrich von P., geb. 1714, zeichnete sich in den Kriegen Friedrich's d. Gr. aus, wurde 1786 Gouverneur von Königsberg, 1787 General der Cavalerie und starb 7. Juni desselben Jahres.

Platen-Hallermund (gewöhnlich Platen-Hallermünde; Aug., Graf von), namhafter deutscher Dichter, geb. 24. Oct. 1796 zu Ansbach, besuchte, von seinem Vater für das Militär bestimmt, das Cadettenhaus und später das Pageninstitut in München und nahm dann als bair. Lieutenant an dem zweiten Feldzuge gegen Frankreich theil. Er studirte seit 1818 in Würzburg und hierauf in Erlangen, wo ihn vorzugsweise sprachliche und philos. Studien anzogen. Die Beschäftigung mit der pers. Sprache und Literatur begeisterte ihn zu seinen «Ghaselen» (Erlang. 1821). Frühere und gleichzeitige Gedichte sammelte er in den «Lyrischen Blättern» (Lpz. 1821) und in den «Vermischten Schriften» (Erlang. 1822). Hierauf versuchte er sich mit dem «Gläsernen Pantoffel» im Drama, einer Dichtform, die er in der «Verhängnißvollen Gabel» (1826) und dem «Romantischen Oedipus» (1829) mit Meisterschaft in Sprache und Versbau zu satirischen Ergießungen benutzte. Dazwischen erschienen seine «Schauspiele» (Stuttg. und Tüb. 1828) und die früher auf seiner ersten ital. Reise gedichteten «Sonette aus Venedig» (Erlang. 1825). Von Italien aus, wohin er 1826 gereist war, besorgte er eine vollständige Sammlung seiner Gedichte (4. Aufl., Stuttg. 1848; neue Ausg. 1852). Dort entstanden auch das Drama «Die Liga von Cambrai» (Frankf. 1833) sowie das histor. Werk «Geschichten des Königreichs Neapel von 1414—43» (Frankf. 1833), in welchem er ein interessantes Bruchstück der neapolit. Geschichte mit Würde und geistvoller Lebendigkeit darstellte. Sein letztes Werk war eine größere Dichtung in neun Gesängen: «Die Abbassiden» (Stuttg. 1835). Er kehrte seit 1826 nur zweimal auf kurze Zeit nach Deutschland aus Italien zurück; die Furcht vor der

Cholera trieb ihn im Sept. 1835 nach Sicilien. In Syrakus ergriff ihn aber ein heftiges Fieber, welchem er 5. Dec. 1835 erlag. Nach seinem Tode erschienen seine «Gesammelten Werke» (Stuttg. 1838; neue Aufl., 5 Bde., 1847 und 1853), denen sich der «Poetische und literarische Nachlaß» (herausg. von Minckwitz, 2 Bde., Stuttg. 1852) anschloß. Eine Anzahl von Gedichten, welche in Deutschland censurwidrig befunden wurden, erschienen in Strasburg (2. Aufl. 1841). P. hat das Verdienst, in einer Zeit, wo die Kunst der dichterischen Form ganz zu zerfallen drohte, auf dieselbe durch Wort und That hingewiesen und selbst in dieser Beziehung Vollendetes geleistet zu haben, namentlich in den aus seinen letzten Lebensjahren stammenden Oden und Hymnen. Wenigen Dichtern lag ihr Beruf so am Herzen und war ihnen in solchem Grade heilige Lebensaufgabe wie ihm; daher sein Grimm gegen jede Ausartung der Poesie. Seine beiden Meisterwerke «Die verhängnißvolle Gabel» und «Der romantische Oedipus» kämpfen nicht sowol gegen Müllner und Immermann persönlich als gegen ganze Richtungen der deutschen Poesie an. Seine «Polenlieder» gehören zu den Anfängen der später so bedeutend gewordenen polit. Poesie. Er ist zwar nicht zu völliger und gleichmäßiger Entwickelung seiner polit. Individualität gelangt; dennoch aber stellen ihn seine Leistungen den ersten unter seinen Zeitgenossen gleich. Vgl. Minckwitz, «Graf P. als Mensch und Dichter» (Lpz. 1838) und «Briefwechsel zwischen P. und Minckwitz» (Lpz. 1836); «P.'s Tagebuch» (herausg. von Pfeufer, Stuttg. 1860).

Plater (von dem Broele genannt), eine poln. Familie, die im 13. Jahrh. aus Westfalen nach Livland und Polen einwanderte und sich im 17. Jahrh. in zwei noch gegenwärtig blühende Hauptlinien, die polnisch-livländische und die samogitische, theilte. Erstere Linie hat sich wiederum in fünf Aeste, den volhynischen, die zu Jendrica, früher Nederitz, zu Kraslaw, die litauischen Aeste zu Dusiaty und zu Kurkle, gespalten. Die samogitische Linie blüht in den Aesten zu Dombrowa und zu Szateyken. Mehrere Mitglieder des Geschlechts sind in neuerer Zeit durch ihre patriotische Gesinnung bekannt geworden. — Graf Ludwig P., geb. 14. Aug. 1775 zu Kraslaw, trat während des poln. Aufstandes unter Kosciuszko 1794 noch sehr jung in das poln. Heer und war Adjutant des Generals Sierakowski. Nach der Schlacht bei Maciejowice beschäftigte er sich auf seinen Gütern in Litauen mit dem Landbau und verwaltete eine Zeit lang das Amt eines Aufsehers der Forsten in den russ.-poln. Provinzen. 1812 war er in dem Comité, das sich auf Befehl des Kaisers Alexander aus angesehenen Litauern bilden und dem vor den Franzosen zurückweichenden russ. Heere, gleichsam zum Unterpfande für die Treue der Litauer, folgen mußte. Nach Stiftung des neuen Königreichs 1815 trat P. in den poln. Staatsrath, in welchem ihm das Rechnungswesen und die Verwaltung der Forsten und Domänen übertragen waren. Hier zeichnete er sich durch außerordentliche Thätigkeit und administrative Fähigkeiten aus. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1830 wurde er mit Kuiaziewicz (s. d.) nach Paris gesendet, um bei der franz. Regierung für Polen wirksam zu sein, sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht. Er theilte darauf nach Confiscation seiner Güter das Schicksal der poln. Verbannten und wurde in Paris Vicepräsident der poln. Literarischen Gesellschaft, nahm aber 1840 mit Erlaubniß des Königs von Preußen seinen Wohnsitz im Posenschen und starb hier 6. Oct. 1846. — Graf Stanislaw P., Bruder des vorigen, geb. 1784 zu Dawgieliszki in Litauen, stand 1806—15 als Offizier in poln. Diensten, lebte hierauf längere Zeit in Posen und Paris und starb 8. Mai 1851 zu Wroniewy im Posenschen. Er hat sich als poln. Historiker und Alterthumsforscher einen Namen erworben, insbesondere durch seinen «Atlas historique de la Pologne» (Pos. 1827), seinen «Plan de sièges et batailles en Pologne pendant le 17me et 18me siècle» (Pos. 1828) und seine «Mala encyclopedia polska» (2 Bde., Lissa 1841—47). — Gräfin Emilie P., wegen ihrer Theilnahme an dem Kampfe von 1830 gefeiert, geb. 13. Nov. 1806 zu Wilna, war die Tochter Xawery P.'s und zeigte früh einen männlichen Geist. Auf die Nachricht von der in Warschau ausgebrochenen Revolution von 1830 bewirkte sie mit ihrem Vetter Cäsar P. in dessen Besitzung Dusiaty unweit Dünaburg einen Aufstand des Landvolks, stellte sich selbst an die Spitze eines Jägercorps und nahm, als die Polen in Litauen einrückten, an allen Gefechten derselben muthig theil. Als Gielgud's Corps nach Preußen übertrat, wollte sie die poln. Sache noch nicht aufgeben, sondern suchte in Begleitung ihres Vetters in Bauerntracht und zu Fuß durch die von den Russen besetzten Gegenden nach Warschau zu gelangen. Den unsaglichen Beschwerden dieser Wanderung nicht gewachsen, starb sie unterwegs 23. Dec. 1831. Vgl. Straszewicz, «E. Plater, sa vie et sa mort» (Par. 1834). — Graf Cäsar P., geb. 1810, der Sohn des 1816 verstorbenen Staroſten von Sambor, Kazimierz P., aus dem Aste zu Dusiaty, theilte anfangs das Schicksal der Gräfin Emilie P., gelangte aber barfuß und im Bauerkittel glücklich nach Warschau, wo er das goldene Ehrenkreuz

empfing und als Landbote in den Reichstag trat. Nach dem Falle von Warſchau begab er ſich nach Paris und ließ ſich ſpäter im Poſenſchen nieder, wo er durch ſeine Heirath mit der Gräfin Stephanie Malachowſka in den Beſitz der Güter Goro und Szymanowo gekommen war. — Graf Wladiſlaw P., des vorigen älterer Bruder, nahm ebenfalls theil an dem Aufſtande in Litauen und war Rozyki's Adjutant, dann Landbote von Wileika. Er gab in Paris das Journal «Le Polonais» (1833—36) heraus und veranlaßte die Adreſſe des engl. Volks, welche 1832 zu Gunſten Polens dem Parlamente überreicht wurde. Während der Inſurrection von 1863 entwickelte er im Intereſſe derſelben große Thätigkeit. Seitdem lebte er auf einer Villa bei Zürich, von wo er 2. Mai 1867 ein offenes Sendſchreiben an den Grafen Bismarck richtete, in welchem er den Aeußerungen deſſelben über Polen im Deutſchen Reichstage entgegentrat. — Graf Thaddäus P., Erbherr auf Prmuſz, aus der Linie Kurkle, geſt. 1822, hinterließ aus ſeiner Ehe mit Rahel Koſciuſzko ſieben Söhne. Der zweite, Michael P., geb. 25. Oct. 1807, veranlaßte, indem er 1823 im Gymnaſium zu Wilna die Worte: «Es lebe die Conſtitution vom 3. Mai!» an eine Wand ſchrieb, die dortigen Unterſuchungen und Verfolgungen polit. Verdächtiger und mußte mehrere Jahre, bis 1830, als gemeiner Soldat im ruſſ. Heere dienen. Zwei jüngere Söhne, Lucian P., geb. 25. Nov. 1808, und Ferdinand P., geb. 5. Jan. 1811, flüchteten ſich 1831 nach England, von wo ſie nach Auſtralien auswanderten. Ein vierter, Thaddäus P., geb. 6. Juli 1815, iſt ruſſ. Ingenieuroffizier. — Graf Ignaz P., Erbherr auf Belmont in Litauen, Haupt des Aſtes Dombrowa, ſtarb im Dec. 1854 zu Warſchau und hatte ſeinen älteſten Sohn, Konſtantin P., geb. 1827, zum Nachfolger.

Platin oder Platina (vom ſpan. plata, Silber), ein eigenthümliches Metall, das zuerſt 1736 in Peru am Fluſſe Pinto aufgefunden ward und dann faſt ein Jahrhundert lang nur in kleinen platten Körnern im Sande, zugleich mit Gold und Magneteiſenſand, in Braſilien, Neugranada und auf San-Domingo vorkam. Seit 1819 fand man es eingelagert in den Goldwäſchen auf der aſiat. Abdachung des Ural, erkannte es hier aber erſt 1822 als P. Dann fand man es in zerfallenem Grünſtein am öſtl. Ural auf den Gütern des Grafen Demidow, neuerdings aber faſt in allen Silbererzen. Das reinſte P. iſt ſilberweiß, weniger glänzend als Silber, härter als Kupfer und nächſt dem Golde das dehnbarſte Metall. Sein ſpec. Gewicht iſt 20,0—23,0. Es iſt in der Weißglühhitze ſchweißbar, aber im höchſten Grade ſtrengflüſſig. Von allen Säuren iſt nur das Königswaſſer im Stande, das P. aufzulöſen. Die Eigenſchaften dieſes Metalls, ſeine Unſchmelzbarkeit, Feuerbeſtändigkeit, Unzerſtörbarkeit durch die meiſten Reagentien geben ihm einen ſehr hohen Werth, namentlich für chem. und phyſik. Geräthſchaften. Man benutzt es beſonders zu Schmelzgefäßen, chem. Geräthſchaften, Löffeln, Zangen, Blitzableiterſpitzen, Normalmaßen, Teleſkopenſpiegeln, Gewehr- und Geſchützzündlöchern, Blech, Draht u. ſ. w. Das P. beſitzt die allen feſten Körpern zukommende Eigenſchaft, an ihrer Oberfläche Gaſe zu verdichten, in ſo hohem Grade, daß durch dieſe Verdichtung eine bedeutende Temperaturerhöhung der ganzen Maſſe, ja ein Erglühen des P. und dadurch wiederum eine Entzündung der verdichteten Gaſe, wenn ſolche entzündlich ſind, eintritt. Es zeigt ſich dieſe Erſcheinung ſchon an einem einfachen Platinblech. Noch geeigneter dazu ſind aber folgende Platinpräparate wegen ihrer feinern Vertheilung und darum den Gaſen dargebotenen größern Oberfläche: 1) Der Platinſchwamm, der durch Glühen des ſog. Platinſalmiaks gewonnen und zu ſog. Platinfeuerzeugen benutzt wird. 2) Die Platinſchwammkugeln oder Platinſchwammpillen, gefertigt aus Platinſchwammpulver und Thon. In ein Gefäß gebracht, worin ſich eine Miſchung von Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas in den zur Waſſerbildung erforderlichen Verhältniſſen befindet, verſchwinden beide Gaſe allmählich, indem ſie ſich ebenfalls zu Waſſer verdichten, und Döbereiner hat daher ſolche Kugeln zu eudiometriſchen Verſuchen angewendet. 3) Dünne Platinplättchen oder Ueberzüge. Wenn man Platinchlorid, d. i. ſalzſaures Platinoxyd, zu wiederholten malen mit abſolutem Alkohol in gelinder Wärme behandelt, die zuletzt entſtehende braune Maſſe in Weingeiſt auflöſt, Glas in dieſe Auflöſung taucht und nach gleichförmiger Benetzung damit in der Flamme einer Spirituslampe zum Glühen erhitzt, ſo erhält das Glas einen ſpiegelglänzenden feinen Platinüberzug, der nicht nur die Eigenſchaft der Platinpillen theilt, das Sauerſtoffgas und Waſſerſtoffgas allmählich zu Waſſer zu verdichten, ſondern auch zur Conſtruction der Döbereiner'ſchen Platinräucherlämpchen dient. 4) Das ſog. Platinſchwarz oder Platinmohr, welches nichts anderes iſt als P. in einem noch feiner zertheilten Zuſtande als der Platinſchwamm. Dieſes Präparat hat die merkwürdige Eigenſchaft, daß es, mit Weingeiſt ſchwach befeuchtet, augenblicklich in lebhaftes Glühen geräth und ſo lange fortglüht, als noch Weingeiſt vorhanden iſt, wobei dieſer ſich unter Verzehrung von Sauerſtoff-

gas in Eſſigſäure verwandelt. Der Werth des P., das hauptſächlich unverarbeitet, in Blechen, Drähten und chem. Gefäßen von Petersburg und Paris aus in den Handel kommt, iſt etwa halb ſo groß als der des Goldes. Seit 1828 wurden auch in Rußland Platinmünzen (à 3 S.-Rubel) geprägt. Da aber die Prägungskoſten zu hoch, konnten ſich die Platinmünzen nicht im Verkehr halten, und man iſt daher wieder davon zurückgekommen. Werthvolle Nebenproducte des P. bei ſeiner Darſtellung geben die in den Rückſtänden enthaltenen Metalle Palladium, Iridium, Osmium, Rhodium und Ruthenium, welche als beſtändige Begleiter des P. Platinmetalle genannt werden. Das P. wird dadurch dargeſtellt und verarbeitet, daß man den erwähnten Platinſchwamm in hölzernen Mörſern mit hölzerner Keule mit Waſſer zu einem feinen Pulver zerreibt, in einer eiſernen Form durch eine Preſſe ſtark zuſammenpreßt, die zuſammengebackene Maſſe zur Weißglut erhitzt und mit einem ſchweren Hammer ſchlägt. Dadurch erhält man eine Maſſe von vollkommen metalliſchem Glanze, die ſich leicht ſchmieden und zu Blech und Draht auswalzen läßt. Neuerdings iſt es gelungen, mit Hülfe des Knallgasgebläſes oder der Verbrennung des Leuchtgaſes in Sauerſtoff P. in Tiegeln oder Mulden von Kalk zum Betrag von 24 Pfd. auf einmal zu ſchmelzen. Das ſo gegoſſene Metall verliert die etwaigen kleinen Beimengungen oxydirbarer Metalle und des Siliciums völlig und iſt weißer und weicher als das auf die gewöhnliche Weiſe dargeſtellte.

Platner (Ernſt), philoſophiſch gebildeter Arzt und Anthropolog, geb. zu Leipzig 11. Juni 1744, war der Sohn von Johann Zacharias P. (geb. 16. Aug. 1694 zu Meißen), welcher ſich, ſeit 1721 Profeſſor der Medicin zu Leipzig, namhaftes Verdienſt um Ausbildung der Chirurgie in Deutſchland erwarb und als Schriftſteller beſonders durch die «Institutiones chirurgiae rationales» (Lpz. 1745; letzte Ausg. 1783; deutſch von Krauſe, 1786) und die «Opuscula chirurgica et anatomica» (2 Bde., Lpz. 1749) zu Ruf gelangte. Nach dem frühen Tode des Vaters, welcher 19. Dec. 1747 ſtarb, leitete die Mutter die Erziehung des Sohnes, mit Rath unterſtützt von Joh. Aug. Erneſti. Er beſuchte ſodann die Schulen in Altenburg und Gera, bezog 1762 die Univerſität zu Leipzig, promovirte 1767 als Doctor der Medicin und machte 1768 eine Reiſe nach Frankreich und den Niederlanden. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er 1770 eine außerord. Profeſſur der Medicin, 1780 die ordentliche der Phyſiologie, 1801 eine außerord. und 1811 eine ord. Profeſſur der Philoſophie. Gegen Ende ſeines Lebens verfiel er in eine Gemüthskrankheit. Er ſtarb 27. Dec. 1818. Großen Ruf erwarben P. ſeine phyſiol. und philoſ. Vorleſungen. Sehr zahlreich waren auch ſeine Vorträge über Aeſthetik beſucht. Er hatte als Lehrer große Verdienſte, und ſein Andenken lebte unter ſeinen Schülern lange fort. Unter ſeinen Schriften iſt mehreres in ſeiner Art Treffliche. Dahin gehören: «Anthropologie für Aerzte und Weltweiſe» (2 Bde., Lpz. 1772—73; neu bearbeitet, 1790); «Philoſ. Aphorismen» (2 Bde., Lpz. 1776—82 u. öfter); «Quaestiones physiologicae» (Lpz. 1794); «Quaestiones medicinae forensis» (deutſch von Hederich, Lpz. 1820; neu herausg. von Choulant, Lpz. 1824). In allen ſeinen Schriften beurkundete er eine für die damalige Zeit ausgezeichnete Kenntniß der Geſchichte der Philoſophie. Er rühmte ſich eines gewiſſen Skepticismus, liebte Spinoza und Rouſſeau, konnte dagegen mit der durch Kant hervorgebrachten Revolution in der Philoſophie nicht Schritt halten, was er jedoch zu verbergen ſuchte. P. nannte die Philoſophie daher auch nur die Aufgabe, das Räthſel der Natur und des menſchlichen Daſeins zu löſen. — Ernſt Zacharias P., des vorigen Sohn, geb. zu Leipzig 1. Oct. 1773, beſuchte die daſige Zeichenakademie unter Oeſer, ſetzte ſeit 1790 ſeine Studien in Dresden und ſeit 1797 in Wien fort, wo Füger ihm große Aufmerkſamkeit widmete, und ging 1800 nach Rom. Hier verband er praktiſche Uebung der Malerei mit geſchichtlichen und theoretiſchen Kunſtſtudien und wendete ſich, zumal da die Kriegsjahre ihm wenig Ermunterung gewährten, immer mehr der literariſchen Thätigkeit zu. Seit 1823 königl. ſächſ. Agent bei der päpſtl. Regierung, ſtarb er 14. Oct. 1855 zu Rom. Durch Niebuhr wurde er als Mitarbeiter an der «Beſchreibung der Stadt Rom» (Stuttg. 1829 fg.) gewonnen. — Eduard P., der jüngere Bruder des vorigen, geb. zu Leipzig 30. Aug. 1786, ging ſchon 1800 auf die Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wo Hermann entſchiedenen Einfluß auf ſeine Bildung übte. Mit der Neigung zur Poeſie verband er leidenſchaftliche Vorliebe für die Schauſpielkunſt und wurde ſelbſt noch im männlichen Alter nur durch äußere Umſtände abgehalten, ſie zu ſeinem Lebensberufe zu machen. Seit 1805 ſetzte er ſeine Studien in Göttingen fort und wurde 1811 außerord., 1814 aber ord. Profeſſor der Rechte zu Marburg. 1836 wurde ihm der Titel eines Geh. Hofraths verliehen. Er ſtarb 5. Juni 1860 zu Marburg. P. iſt als Juriſt wie als Philolog gleich verdient. Von ſeinen Schriften verdienen beſondere Erwähnung die «Beiträge zur Kenntniß des attiſchen Rechts» (Marb. 1820),

«Der Proceß und die Klagen bei den Attikern» (2 Bde., Darmst. 1824—25) und «Quaestiones de jure criminum Romano, praesertim de criminibus extraordinariis» (Marb. 1842). Außerdem hat P. mehrfach Abhandlungen für Fichte's «Zeitschrift für Philosophie», die «Halleschen Jahrbücher», die «Zeitschrift für Alterthumswissenschaft» geliefert und eine Reihe von Reden über die verschiedensten Gegenstände der praktischen Philosophie durch den Druck veröffentlicht.

Plato, griech. Platon, neben seinem großen Schüler Aristoteles der bedeutendste und tiefste aller griech. Denker, geb. zu Athen 429 v. Chr., der Sohn des Ariston und der Periktione, stammte aus einem der edelsten athen. Geschlechter, welches seinen Ursprung bis auf König Kodrus zurückführte. Ursprünglich hatte er den Namen Aristokles erhalten; wegen der Breite seiner Stirn oder, nach andern, seiner Brust wurde er P. genannt. In seiner Jugend soll er die Absicht gehabt haben, die Dichterlaufbahn zu betreten, durch heroische Verse, Dithyramben und eine dramatische Tetralogie, welche auf das Theater zu bringen er jedoch auf den Rath des Sokrates unterlassen habe. Obwol er frühzeitig mit einem Anhänger des Heraklit, Kratylos, verkehrte, wurde seine philos. Richtung doch wesentlich durch den Umgang mit Sokrates bestimmt. Er machte mit diesem in seinem 20. J. Bekanntschaft und genoß seinen Unterricht bis zu dessen Tod, also acht bis neun Jahre lang. Die erschütternde Wendung, welche das Schicksal des Sokrates nahm, mußte auf P. einen tiefen Eindruck machen; seine Abneigung gegen die Demokratie scheint dadurch befestigt worden zu sein. Unmittelbar nach dem Tode des Sokrates war für dessen Freunde und Schüler kein sicherer Aufenthalt in Athen, und auch P. verließ seine Vaterstadt und lebte eine Zeit lang bei Euklides in Megara. Von Megara aus ging er auf Reisen, erst nach Cyrene und Aegypten, dann nach Italien, wo er mit den bedeutendsten Pythagoräern, Archytas von Tarent, Timäus von Lokri u. a., verkehrte, endlich nach Sicilien. Vielleicht hatte ihn dazu Dion, der Schwager des Tyrannen von Syrakus, Dionysius des Aeltern, veranlaßt, um durch ihn auf Dionysius einzuwirken. P.'s ernste Freimüthigkeit störte jedoch bald das Verhältniß zwischen ihm und Dionysius, und dieser lieferte ihn als Bürger Athens, gegen welches Dionysius damals mit Lacedämon verbündet war, an den lacedämon. Gesandten Pollis aus, der ihn in Aegina als Sklaven verkaufte. Anniceris aus Cyrene kaufte ihn los, und nun kehrte P. nach Athen zurück, um, ungefähr in seinem 40. Lebensjahre, seine Lehrthätigkeit in einem Gymnasium außerhalb Athens, der Akademie, zu beginnen. Später ging er noch zweimal nach Syrakus; das erste mal auf Veranlassung des Dion, kurz nach dem Tode des ältern Dionysius, 368. Aber auch dem jüngern Dionysius war P.'s sittlicher Ernst unbequem, und nicht lange nach Verbannung des Dion wandte sich P. nach Athen zurück. Dionysius hatte dem P. versprochen, seinen Stiefoheim Dion binnen Jahresfrist zurückzurufen; er verschob das, angeblich um des Kriegs willen, der ihn beschäftigte. Endlich machte er Dion's Zurückberufung von einem nochmaligen Besuche des P. abhängig. Er schickte deshalb 361 ein eigenes Schiff nach Athen, um P. abzuholen, und dieser unternahm in seinem 69. J. die Reise. Die Pythagoräer hatten sich für die Ehrlichkeit des Dionysius verbürgt. Diese Bürgschaft war nicht überflüssig, indem P. ohne den Einfluß derselben, namentlich des Archytas, dem wiedererwachten Mistrauen des Dionysius gegenüber, schwerlich glücklich nach Athen zurückgekehrt sein würde. Diese Beziehungen P.'s zu den syrakusan. Machthabern dienen insofern zu seiner Charakteristik, als es nicht unwahrscheinlich ist, daß er habe versuchen wollen, seinen polit. Ueberzeugungen einen praktischen Einfluß zu verschaffen: ein Gedanke, der ihm durch das Beispiel der Pythagoräer nahe gelegt sein konnte. Nach seiner Rückkehr von der dritten sicil. Reise lebte er bis an seinen Tod in Athen. Er starb 348 v. Chr. an seinem 82. Geburtstage, rüstig und geistesfrisch bis ans Ende, das ihn bei einer Hochzeitsfeier schmerzlos überraschte. Eine Inschrift zierte sein Grab im Kerameikos.

Die Platonische Philosophie ist das erste Beispiel einer auf die Dialektik, Physik und Ethik sich gleichmäßig erstreckenden Denkbewegung, und P. wurde dadurch der Urheber der die spätere griech. Philosophie beherrschenden Gliederung dieser Haupttheile der philos. Wissenschaft. Seine Schriften tragen das Gepräge von freien Untersuchungen, welche Ergänzungen und Berichtigungen zugänglich bleiben, und noch in seinen spätern Lebensjahren scheint seine Denkart eine den Pythagoräischen Lehren sich zuneigende Umwandlung erfahren zu haben, über die es schwer ist, sich nach den Berichten des Aristoteles eine deutliche Vorstellung zu machen. Es ist daher auch nicht für zufällig anzusehen, daß P.'s Schriften durchaus die Form des Dialogs haben: die natürliche Form der lebendigen Gedankenerzeugung; diese Form hängt mit der Denkart P.'s auf das genaueste zusammen. Nicht selten liebt er es, das, was ihm schwer wird in deutlich ausgeprägten Begriffen auszusprechen, in poetischer und mythischer Form symbolisch anzudeuten,

und einige ſeiner Mythen gehören zu den ſchönſten Erzeugniſſen des griech. Geiſtes. Einen geiſtreichen, aber ſchwerlich haltbaren Verſuch, die ſämmtlichen Schriften P.'s als ein großes ſyſtematiſches Ganzes darzuſtellen, legte Schleiermacher ſeiner Ueberſetzung zu Grunde; er ging dabei van der Annahme aus, daß P.'s Syſtem ſogleich beim Anfang ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit fertig geweſen ſei, ſodaß er, dieſen Plan fortwährend feſthaltend, die einzelnen Theile in methodiſchem Fortſchritt ausgearbeitet habe. Den Aufriß des Ganzen ſallte hiernach der Dialag «Phädrus» enthalten. An ihn ſchließen ſich zunächſt die elementaren Sokratiſchen Geſpräche an, die auf die Dialektik, als das Mittel, und die Ideen, als den Gegenſtand der Philoſophie, hinleiten, wie «Protagaras», «Parmenides», «Lyſis», «Laches», Charmides, «Euthyphron», «Apologie», «Kritan» und mehrere andere kleinere Geſpräche. Eine zweite Reihe ſollten die vermittelnden Dialage bilden, welche die Aufgabe haben, den Gegenſatz zwiſchen der gemeinen und der philaſ. Erkenntniß zu entwickeln, ſowal in Beziehung auf die Phyſik als die Ethik. Hierher rechnet Schleiermacher den «Gargias», «Theätet», «Kratylos», das «Gaſtmahl», den «Staatsmann», «Phäda», «Philebos». In die dritte Reihe ardnet Schleiermacher die abjectiv wiſſenſchaftlichen Darſtellungen, den «Timäus», den «Kritias» und die zehn Bücher «Vom Staate», denen ſich die (rückſichtlich ihrer Echtheit vielfach in Anſpruch genommenen) Bücher «Von den Geſetzen» anſchließen. Im Gegenſatze zu Schleiermacher hat K. F. Hermann eine Anordnung verſucht, die ein Bild der individuellen allmählichen Ausbildung des Platoniſchen Gedankenkreiſes geben ſoll, wie er, anfangs gebunden an die engen Grenzen Sokratiſcher Philoſophie, nach und nach ſeine Unterſuchungen immer weiter erſtreckte und vallſtändiger entwickelte. Dieſe Vorſtellung von der Entwickelung der Platoniſchen Philoſophie entſpricht der Natur der Sache mehr als die Annahme Schleiermacher's, und iſt daher bei den Neuern zur allgemeinen Anerkennung durchgedrungen, wabei indeſſen bei dem Mangel äußerer Zeugniſſe den Vermuthungen und Combinatianen im einzelnen immer nach ein großer Spielraum übrigbleibt.

Die Platoniſche Philaſaphie iſt eine Weiterentwickelung der Lehre des Sakrates. Das Gute, welches nach Sokratiſcher Beſtimmung das abſolut Gewiſſe iſt, wird van P. zum Mittelpunkt eines metaphyſiſchen Syſtems erhoben, mit Anknüpfung an die varangegangenen Lehrmeinungen der Eleaten (ſ. d.) und des Heraklit (ſ. d.), welche durch P. ihre relative Anerkennung und gerechte Würdigung finden. Denn indem er im Guten das an ſich Seiende erkannte, und zu dieſem das ſinnliche Daſein als eine Sphäre des fließenden Wechſels und unruhigen Werdens in einem vollkommenen Gegenſatze dachte, gab er zuerſt dem eleatiſchen Begriffe des abſoluten Seins ſeine bisher vermißte Erfüllung vermöge der Idee des Guten, und wies zugleich dach dabei auch dem Heraklitiſchen Begriffe des raſtlas fließenden Stroms alles irdiſchen Weſens ſeine beſchränkte Sphäre an, innerhalb deren auch dieſer ſeine Berechtigung hat. Dabei bilden die beiden Sätze, daß das, was in Wahrheit iſt, nur erkannt werde durch den Begriff, und daß der Begriff Ausdruck des Seienden ſei, daß ſalglich das Nichtſeiende auch nicht erkannt werden könne, die Grundlage der Platoniſchen Ideenlehre. Um nämlich das zu erkennen, was iſt, hat der Denker die Begriffe aufzuſuchen und zu beſtimmen, durch welche das, was die Dinge, ihre Eigenſchaften, Zuſtände, Verhältniſſe ſind, gedacht wird. Dieſe Begriffe, zurückgeführt auf ihren reinen Inhalt als den Ausdruck des wahrhaften, ſich ſelbſt gleichen und unveränderlichen Seienden, ſind die Ideen; ſie ſind das Seiende ſelbſt, inſafern es im Begriffe aufgefaßt und dadurch erkannt wird. Es gibt viele Ideen, aber das, was jede der Ideen iſt, iſt Eins; und dieſes Denken der Ideen als des wahrhaft Seienden bezeichnet das Gebiet des Wiſſens, während das Denken der veränderlichen Erſcheinungen der Meinung anheimfällt: «Wie ſich das Sein zum Werden, ſa verhält ſich das Wiſſen zum Meinen.» Dieſe Grundanſicht mußte jedach in ihrer Rückbeziehung auf die Erſcheimungswelt nathwendig zu Verwickelungen führen. Die Ideen, die dasjenige, was in der Sinnenwelt getrübt und unvallkommen erſcheint, rein und unvermiſcht mit fremdartigen Zuſätzen darſtellen, ſind allgemeine Begriffe. Werden nun die logiſchen Verhältniſſe der Begriffe für Verhältniſſe des Seienden erklärt, ſo entſteht die Schwierigkeit, wie die eine Idee (z. B. des Menſchen) ſich in einer Vielheit darſtellen könne. Um ſich das Verhältniß der Sinnenwelt zur Welt der Ideen begreiflich zu machen, macht P. verſchiedene Verſuche, die ſich ſchwerlich alle auf einen und denſelben Geſichtspunkt zurückführen laſſen. Die gewöhnliche, bei ihm varkammende Vorſtellungsweiſe iſt die, daß er die ſinnlichen Dinge für Nachbilder der Ideen als der Urbilder erklärt, ſodaß die erſtern das, was ſie ſind, durch die «Theilnahme» an den Ideen ſind. Für dieſe dem Wechſel und der Veränderlichkeit unterworfenen Nachbildungen bedurfte P. eines Subſtrats; und dadurch wurde er zu der Annahme eines qualitätsloſen, bildungsfähigen, dem Nichtſein entſprechenden Stoffs geführt. Da endlich P. das Sein für eine

Eigenschaft dessen hielt, was ist, so konnte den Ideen selbst das Sein nur kraft ihrer Theilnahme an der Idee des Seins beigelegt werden. Da der Grund dieser Theilnahme in keiner der Ideen an sich liegt, so hebt sich aus der Mitte der übrigen Ideen dem P. die Idee des Guten, als die Sonne im Reiche der Ideen hervor, welche als das absolut Zulängliche, keines andern Bedürftige, nicht nur dem, was ist, das Sein, sondern auch dem, was erkannt wird, das Erkanntwerden ertheilt. Auf die Wirksamkeit der Idee des Guten, die bei ihm der speculative Ausdruck für die Idee Gottes ist, führt er daher auch (im «Timäus») die Entstehung und Anordnung der Welt zurück, die er aber, hier auf strenges Wissen Verzicht leistend, in mythischer Form schildert. Hauptgesichtspunkt ist bei ihm daher die teleologische Naturbetrachtung. Die Welt, als ein lebendiges, beseeltes, sich selbst genügendes, die ganze Mannichfaltigkeit der Geschöpfe in sich enthaltendes Ganzes, ist so geordnet, wie sie geordnet ist, damit sie der Idee des Guten entspreche. Die Naturursachen haben dabei untergeordnete Bedeutung; das Unvollkommene und Böse bezeichnet die Schranken, welche die Darstellung des Guten in der Natur des widerstrebenden Stoffs findet.

Indem P. im Gegensatze zu den Sophisten die Entscheidung über das, was gut sei, in einer gleichbleibenden, unveränderlichen Einsicht suchte, war er vor allem bemüht (im «Protagoras», «Gorgias» und «Philebos»), den Begriff des Guten von seiner Verwickelung mit dem der Lust zu befreien. Er erörtert das Ethische theils unter dem Gesichtspunkte einer Güterlehre, wobei er (im «Philebos») die Rangordnung der Güter nur in sehr schwankenden Umrissen andeutet, theils einer Tugendlehre. Der Begriff der Tugend zerlegt sich ihm, im Zusammenhang mit der Unterscheidung des vernünftigen, des unvernünftigen (sinnlich-begehrenden) und des beide vermittelnden Theils der Seele (θυμικόν), in die vier Haupttugenden der Weisheit, der Besonnenheit, der Tapferkeit und der Gerechtigkeit, deren Abbild und Gegenstand der Staat ist. Als Musterbild des Staats erkennt er nur einen solchen an, der von der Idee des Guten beseelt ist; er faßt das Staatsleben als das größte Gebiet des sittlichen Lebens, den Staat selbst als ein ethisches Gemeinwesen auf. Die Grundzüge seiner Politik beruhen auf einer Sonderung dreier Klassen von Bürgern, der der Vorsteher oder Herrschenden, der Wächter, einer Art executiver Macht, endlich der arbeitenden Klasse, die, unfähig an der Leitung des Staats selbständigen Antheil zu nehmen, für die Bedürfnisse des äußern Lebens zu sorgen hat. Dabei charakterisirt den Platonischen Staat eine so innige gesellschaftliche Durchdringung, daß alle individuellen Interessen (namentlich das Familienleben vermöge der Gemeinschaft der Weiber und der öffentlichen Erziehung der Kinder und das Privateigenthum) dem Staate aufgeopfert werden. Der Schwerpunkt des Staats liegt ihm in der Klasse der Herrschenden, d. h. derer, welche die Weisesten und Tüchtigsten und dadurch zur Herrschaft berechtigt und befähigt sind; daher der Ausspruch: «Solange nicht die Philosophen Könige sind, oder die Könige richtig philosophiren, gibt es kein Ende für die Uebel der Staaten, ja des Menschengeschlechts.» Macht und Weisheit sollen zusammenfallen; der Herrscher, als verkörperte Intelligenz, ist das lebendige Gesetz. Im unvollkommenen Staate freilich will P. die geschriebenen Gesetze nicht missen. Das Mittel endlich, nicht nur die einzelnen zum Eintritt in die sittliche Ordnung des Staats fähig zu machen, sondern auch dem Staatsganzen seine sich aus sich selbst immer wieder erzeugende Vortrefflichkeit zu sichern, ist die Erziehung; und deshalb widmet er den Gegenständen derselben (Gymnastik und Musik) und ihrem gegenseitigen Verhältnisse weitläufige Erörterungen. Das sittliche Ziel, welches er für die Erziehung festgehalten wissen will, läßt ihn dabei alle Schein- und Afterkünste verschmähen; hiermit hängt es zusammen, daß er den Dichtern, weil sie falsche Vorstellungen von den Göttern verbreiten und die Leidenschaften erregen, keine Stelle in seinem Staate gönnt.

Die Platonische Philosophie gehört zu den schönsten und edelsten Blüten des griech. Geistes, und P.'s Schriften werden, solange eine Erinnerung an hellen. Cultur übrigbleibt, auf empfängliche Gemüther immer von neuem einen wohlthuenden Einfluß üben. Es durchdringt sie nicht nur ein tiefer speculativer Ernst, der echte Geist der Untersuchung, sondern auch eine milde, nachhaltige Wärme für alles, was schön und gut ist. Gegenüber dem flüchtigen Schein sinnlicher Empfindungen und dem Kitzel der Begehrungen sucht P. das Ewige, sich selbst Gleiche, wechsellos Wahre und Gute; diese Erhebung in das Gebiet einer höhern Gedankenwelt bezeichnet er oft als Wiedererinnerung, das Streben danach als begeisterte Liebe, die sich von dem Wahren und Unvergänglichen ergriffen fühlt. Bald mit bitterm Ernste, bald mit scherzender Ironie schließt er diejenigen von der Philosophie aus, deren Gedanken an den Trugbildern der sinnlichen Erscheinungswelt haften. So liegen in P. auch Elemente, die ohne die heitere Klarheit seines Geistes wol auch, wie bei den Neuplatonikern (s. d.), zu einer trüben, phantastischen Schwärmerei

ausarten konnten, zu einer Zeit, wo der echt hellen. Geiſt ſeiner Lehre ſchon unverſtändlich geworden war. Auffallender könnte es ſcheinen, daß kaum 50 J. nach ſeinem Tode in ſeiner Schule, der Akademie, eine mehr ſkeptiſche Richtung hervortrat. Zwar ſeine nächſten Schüler und Nachfolger, ſein Neffe Speuſippos, Xenokrates aus Chalcedon, Polemo aus Athen, Krates aus Athen, Krantor aus Soli, hielten ſich in der Nähe der echten Platoniſchen Lehre; aber Arkeſilaos und Karneades wendeten ſich einem ſkeptiſchen Probabilismus zu, der die ſog. Jüngere Akademie charakteriſirt. Die nächſte Veranlaſſung hierzu waren ihre Streitigkeiten gegen den ſinnlichen Dogmatismus der ſtoiſchen Schule, bei welchen ſie ſich genöthigt fanden, die negative Seite des Platoniſchen Syſtems, nämlich ſeinen Zweifel an der Gewißheit aller ſinnlichen Erkenntniß, vorzugsweiſe hervorzukehren und geltend zu machen.

Die Schriften und Lehren des P. ſind Gegenſtand einer reichen Literatur geworden. Unter den Ausgaben der erſtern ſind aus neuerer Zeit hervorzuheben: die von J. Bekker (nach der Schleiermacher'ſchen Ueberſetzung geordnet, 10 Bde., Berl. 1816—23 und Lond. 1826), Stallbaum (12 Bde., Lpz. 1821—25), Aſt (11 Bde., Lpz. 1819—32), Baiter, Orelli und Winckelmann (2 Bde., Zür. 1839—42; Ausgabe in kleinerm Format, 21 Bde., Zür. 1839 fg., 4. Aufl. 1861 fg.), Schneider (2 Bde., Par. 1851—54) und Herrmann (Bd. 1—6, Lpz. 1851 fg.). Sehr verbreitet (einzelne Bände in mehrfachen Auflagen) iſt die zur gothaer «Bibliotheca Graeca» gehörige Ausgabe Stallbaum's (Gotha 1833 fg.). Ausgewählte Schriften P.'s haben Deuſchle (Lpz. 1857 fg.) und Sauppe (Lpz. 1857) beſonders für den Schulgebrauch erläutert. Den bedeutendſten Anſtoß für das Studium P.'s gab F. Schleiermacher's nicht ganz vollendete Ueberſetzung der Platoniſchen Schriften (Berl. 1804 fg., neue Aufl., 6 Bde., 1817—28; 3. Aufl. 1855 fg.). Werthvoll iſt unter andern auch die Ueberſetzung der «Bücher vom Staate» von Schneider (Bresl. 1842). Ferner lieferte H. Müller eine treffliche Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke P.'s (mit Einleitungen von Steinhart, 8 Bde., Lpz. 1850—66). Andere Hülfsmittel für das Studium P.'s ſind, abgeſehen von den Darſtellungen ſeiner Lehre in den Werken, die die Geſchichte der Philoſophie behandeln und einer Maſſe von Monographien über einzelne Dialoge oder Theile ſeiner Lehre, beſonders: Tennemann, «Syſtem der Platoniſchen Philoſophie» (4 Bde., Lpz. 1792—95); Tiedemann, «Argumenta dialogorum Platonis» (im 12. Bande der zweibrücker Ausgabe); Aſt, «P.'s Leben und Schriften» (Lpz. 1816), ſowie deſſen «Lexicon Platonicum» (3 Bde., Lpz. 1834—39); van Heuſde, «Initia philosophiae Platonicae» (3 Bde., Utr. 1827—31; 2. Aufl. 1842); K. F. Hermann, «Geſchichte und Syſtem der Platoniſchen Philoſophie» (Bd. 1, Heidelb. 1839); Zeller, «Platoniſche Studien» (Tüb. 1839); Suſemihl, «Genetiſche Entwickelung der Platoniſchen Philoſophie» (2 Thle., Lpz. 1855—60); Arnold, «Syſtem der Platoniſchen Philoſophie» (Erf. 1858); Ueberweg, «Unterſuchungen über die Echtheit und Zeitfolge der Platoniſchen Schriften» (Wien 1861); Ribbing, «Genetiſche Darſtellung der Platoniſchen Philoſophie» (Thl. 1, Lpz. 1863); Stein, «Sieben Bücher zur Geſchichte des Platonismus» (2 Thle., Gött. 1864).

Platon, Metropolit von Moskau, einer der berühmteſten ruſſ. Kanzelredner, wurde 5. Juli 1737 zu Tſchoſchnikowa bei Moskau aus der Familie Lewſchin geboren, erhielt ſeine Erziehung in der geiſtlichen Akademie zu Moskau und trat 1758 in den Mönchsſtand. Sehr bald zum Rector des Seminars im Troizkoikloſter und dann zum Religionslehrer des Großfürſt-Thronfolgers Paul Petrowitſch erwählt, ſchrieb er für ſeinen Zögling «Prawoslawnoje utschenie ili sokraschtschennoje Christianskaja Bogoslowia» (Petersb. 1765), einen Inbegriff der orthodoxen Kirchenlehre, der in mehrere europ. Sprachen überſetzt wurde. 1766 ward er Archimandrit des Troizkoikloſters, 23. Oct. 1770 Erzbiſchof von Twer und Kaſchim und 1. Febr. 1775 erhielt er das Erzbisthum Moskau, ſeit 9. Juli 1787 mit dem Titel eines Metropoliten. In dieſer Stellung, in welcher er bis kurz vor ſeinem Tode, 23. Nov. 1812, verblieb, bewies ſich P. als toleranter und aufgeklärter Prälat, ſtiftete die Schulen zu Pocerwa, Swenigorod und Dmitrow und that auch viel zur Beförderung der ruſſ. Literatur. Außer zahlreichen Predigten, von welchen nach und nach (1779—1807) 20 Bände herauskamen, ließ er eine ruſſ. Kirchengeſchichte (2 Bde., Mosk. 1805; 2. Aufl. 1823), ein Leben des heil. Sergius (Mosk. 1784), die Beſchreibung einer 1804 unternommenen Reiſe durch Weiß- und Kleinrußland (Petersb. 1813) und anderes erſcheinen. Von ſeinen Reden iſt die zur Feier des Sieges bei Tſchesme (1770) und beſonders die bei der Krönung Alexander's I. (1801) gehaltene hervorzuheben. Vgl. Snegirew, «Shisn P.» (Mosk. 1831; neue Aufl., 2 Thle., Mosk. 1856).

Platoniſche Liebe nennt man das Verhältniß zweier Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, welche eine gegenſeitige Liebe ohne ſinnliche Regungen verbindet. Dieſer Ausdruck gründet ſich

darauf, daß Plato bei der Geschlechtsliebe zwei in der Idee trennbare Seiten unterschied, die prosaische des sinnlichen Begehrens, und die poetische einer Erhebung des Gemüths und Beflügelung der Phantasie. Letztere Seite faßte Plato auf als ein ahnungsvolles Erschauen ewiger Schönheitsbilder aus unsterblichen Zuständen des Geistes und pries die Liebe von diesem Gesichtspunkte aus als ein Ermunterungsmittel zur Beschäftigung mit philos. und göttlichen Dingen.

Platow (Matwei Iwanowitsch, Graf), russ. General der Cavalerie und Hetman des donischen Heeres, geb. am Don 17. Aug. 1751 aus einer adelichen donischen Familie, die ursprünglich aus Griechenland eingewandert war. Er begann seine militärische Laufbahn in dem türk. Feldzuge von 1770, diente unter Suworow's Befehl 1782 und 1783 am Kuban und in der Krim, zeichnete sich 1788 bei der Einnahme von Otschakow, 1789 vor Akjerman und Bender und 1790 vor Ismail aus. 1801 von Alexander I. zum Generallieutenant und Hetman des ganzen donischen Heeres ernannt, bewies P. zugleich ein ausgezeichnetes Talent in Rücksicht auf die Civilverwaltung und gab unter anderm die Idee zur Verlegung der Hauptstadt der Kosacken nach Nowotscherkask an, welches unter seiner Leitung erbaut wurde. P. kämpfte sodann im Kriege gegen die Franzosen von 1805—7, bemächtigte sich im türk. Feldzuge von 1809 der Stadt Hirsowa und trug zu den Siegen bei Rassewat und Kalipetri bei. Insbesondere aber machte er sich einen berühmten Namen im Kriege von 1812, indem er 9. Juli den König von Westfalen bei den Flecken Mir und Romanowo zurückwarf, sich tapfer bei Borodino schlug, nach Vertreibung der Feinde aus Moskau sie ununterbrochen verfolgte und ihnen Schritt vor Schritt Verluste beibrachte, besonders bei Wjäsma, Dorogobusch, unweit des Dorfs Erzowo, bei Swenichi, Borissow, Poguljanka und Kowno. Nach Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Deutschland bemächtigte er sich der befestigten Städte Marienwerder, Marienburg, Dirschau und Elbing. Er brachte dem General Lefebvre 28. Mai 1813 bei Altenburg eine Niederlage bei und verfolgte nach der Schlacht von Leipzig den Feind bis an den Rhein. In Frankreich selbst erstürmte er Nemours, besetzte Arcis und Versailles und rückte mit der Armee der Verbündeten in Paris ein. In Anerkenntniß seiner Verdienste um Rußland wurde er 10. Nov. 1812 in den Grafenstand erhoben. Er starb 15. Jan. 1818 am Don in der elantschizkischen Slobode und wurde in Nowotscherkask begraben, wo ihm Kaiser Nikolaus 1853 ein Denkmal errichten ließ. Sein Leben ist von Smirnoi beschrieben worden (3 Bde., Mosk. 1821).

Plattdeutsch oder Niederdeutsch (Niedersächsisch) ist die Sprache des norddeutschen Tieflandes von der holländ. Grenze bis zur russisch-polnischen. Die südl. Grenze ihres Gebiets bestimmt eine etwa durch folgende Orte gezogene Linie: Aachen, Bonn, Kassel, Quedlinburg, Dessau, Wittenberg, Lübben, Fürstenberg, Meseritz, Thorn. Zieht man eine Linie von Meseritz bis Leba an der Ostsee, so ist der davon östlich liegende Theil des Sprachgebiets von poln. Districten durchsetzt, östlich von Königsberg auch von litauischen. Die ungefähre nördl. Grenze gegen das Dänische bildet eine Tondern treffende, westöstlich durch Schleswig gezogene Linie. Das Niederländische und Blämische gehören durchaus in den Kreis der niederdeutschen Dialekte, werden aber als besondere Sprachen gezählt, weil sie Schriftsprachen sind und die sie Redenden politisch von Deutschland getrennt sind. Das Niederdeutsch unterscheidet sich von allen hochdeutschen Dialekten, also auch von der Schriftsprache dadurch, daß jenes auf der ersten, diese auf der zweiten Stufe der Lautverschiebung (s. d.) stehen, die Consonanten des Niederdeutschen sind also wesentlich die des Gothischen, Englischen und der skandinav. Sprachen. Daraus ergibt sich auch das leichteste Unterscheidungsmerkmal vom Hochdeutschen; hat ein Dialekt t, wo hochdeutsch s steht, z. B. dat für das, oder k, wo hochdeutsch ch, p, wo hochdeutsch f, so gehört er, wenn auch vielleicht noch sehr von hochdeutschen Worten durchsetzt, zu den niederdeutschen. Die Vocale haben sich in den verschiedenen niederdeutschen Dialekten sehr verschieden und mannichfaltig gestaltet und können nie als entscheidendes Merkmal gebraucht werden. Bis zur Reformation war das Niederdeutsche allgemeine Schriftsprache innerhalb der angegebenen Grenzen, von der Zeit an werden die Drucke immer seltener und hören mit dem Anfange des 17. Jahrh. ganz auf. Seitdem hat das Hochdeutsche, in allen ursprünglich niederdeutschen Districten allgemeine Schriftsprache, sich auch als Umgangssprache der gebildetern Stände geltend gemacht und verdrängt das Niederdeutsche mehr und mehr. An größern Schriftdenkmälern ist aus dem ältesten Zeitraume nichts erhalten als der Hêliand (s. d.). Auch der zweite Zeitraum, der mittelniederdeutsche, ist arm an Werken, denn an den Höfen verstand und pflegte man die oberdeutsche Sprache, welche rasch ein solches Uebergewicht erlangt hatte (s. Deutsche Sprache), daß nicht nur ihre Meisterwerke keiner Uebersetzung ins Niederdeutsche bedurften, sondern daß

ſelbſt Dichter niederdeutſcher Herkunft, ſobald ſie für höfiſche Kreiſe dichten wollten, der oberdeutſchen Sprache ſich bedienten. Es blieb alſo die mittelniederdeutſche Literatur im weſentlichen beſchränkt auf die Bedürfniſſe des Bürgerſtandes und des täglichen Lebens. Deshalb bilden Reimchroniken, lehrhafte Gedichte und Rechtsbücher ihren Hauptbeſtand; und wenn ſie ja hinübergriff in die höhern poetiſchen Gebiete der Epik, Lyrik und Dramatik, ſo zeigt ſie zwar nicht ſelten einen friſchen volksthümlichen Zug des Witzes und Humors, vermag aber weder den innern Gehalt noch die künſtleriſche Form der beſſern unter den gleichzeitigen hochdeutſchen Dichtungen zu erreichen. Erwähnung verdienen aus dieſem Zeitraume unter den Reimchroniken die Gandersheimer Chronik des Pfaffen Everard um 1216 (bei Leibniz, «Scriptores Brunsvicenses», Bd. 3, und in Harenberg's «Historia Gandershemensis», Hannov. 1734) und eine Chronik der Fürſten von Braunſchweig um 1280 (bei Leibniz, auch herausg. von Scheller: «De Kronica van Sassen», Braunſchw. 1826), welche jedoch beide hinter Gottfried Hagen's niederrhein. Chronik von Köln, um 1270 (herausg. von Grote, Köln 1834), zurückſtehen. Unter den proſaiſchen Chroniken behaupten den Vorrang die Lübiſche des Franciscaner Leſemeiſters Dethmar zu Lübeck (mit ihren Fortſetzungen herausg. von Grautoff, 2 Bde., Hamb. 1829) und die wichtige Magdeburger Schöffenchronik. Unter den Rechtsbüchern ſteht obenan die Sippe des magdeburgiſchen Rechts, an ihrer Spitze der «Sachſenſpiegel» (ſ. d.), der dann die Rechtsquellen von Lübeck, Braunſchweig, Goslar, Bremen und andere ſich anſchließen. Unter den Dramen zeichnen ſich aus das «Spiel van der Upstandinge» (herausg. von Ettmüller, 1851) und der Theophilus (herausg. von Hoffmann, 1853). Als Glied der deutſchen Heldenſage iſt beachtenswerth das Lied von «Konine Ermenrikes dôt» (herausg. von Gödeke, 1851). Außerordentliche literarhiſtor. Bedeutung gewannen zwei gegen Ende des Zeitraums entſtandene Werke, der nach dem Niederländiſchen bearbeitete «Reineke» (ſ. d.) und der «Eulenſpiegel» (ſ. d.). Auch im 16. Jahrh. noch wurde eine ziemliche Anzahl von Werken, namentlich theol. und hiſtor. Inhalts, in niederdeutſcher Sprache geſchrieben, wie die «Pommerſche Chronik» des Thomas Kantzow (herausg. von Böhmer, Stettin 1835), die «Chronik des Landes Dithmarſchen», von Joh. Adolfi, genannt Neocorus (herausg. von Dahlmann, 2 Bde., Kiel 1827), worin auch die berühmten Volkslieder der Dithmarſchen enthalten ſind, die «Hamburgiſche Chronik» des Reimar Kock u. a. Die letzte niederdeutſche Bibel wurde 1622 zu Lüneburg gedruckt. In neueſter Zeit hat die plattdeutſche Literatur durch Klaus Groth (ſ. d.), namentlich aber durch Fritz Reuter (ſ. d.) einen neuen Aufſchwung bekommen. Die Sprache zeigt ſich als vortrefflich geeignet zur Darſtellung des niederdeutſchen Volkslebens; alle Verſuche, ihr in der Literatur weitere Geltung zu verſchaffen, ſind verfehlt. Eine wiſſenſchaftliche Behandlung iſt der niederdeutſchen Mundart und Literatur nur erſt ſpärlich und bei weitem nicht nach Verdienſt zutheil geworden. Kinderling's für ſeine Zeit vortreffliche «Geſchichte der niederſächſ. oder ſog. plattdeutſchen Sprache» (Magdeb. 1800) hat bisjetzt niemand zur Nachfolge gereizt. An einer umfaſſenden grammatiſchen und lexikaliſchen Bearbeitung des Niederdeutſchen fehlt es noch. Von dem großangelegten «Wörterbuch der niederdeutſchen Sprache» von Koſegarten (Greifsw. 1857) ſind nur einige Hefte erſchienen. Aeltere Verſuche ſind: «Verſuch eines bremiſch-niederſächſ. Wörterbuchs» (von Tiling u. a., 5 Bde., Brem. 1767 fg.); Schütze, «Holſtein. Idiotikon» (3 Thle., Hamb. 1800 fg.); Richey, «Idioticon Hamburgense» (Hamb. 1743; 2. Aufl. 1755); Dähnert, «Plattdeutſches Wörterbuch nach der pommerſchen und rügiſchen Mundart» (Stralſ. 1781); Strodtmann, «Idioticon Osnabrugense» (Lpz. und Altona 1756); Ritter, «Grammatik der mecklenburg.-plattdeutſchen Mundart» (Neuſtrelitz 1829). In neuerer Zeit kamen hinzu: die Wörterbücher von Schambach über die Mundart der Fürſtenthümer Grubenhagen und Göttingen (Hannov. 1858), von Danneil über die der Altmark (Salzwedel 1859) und von Stürenburg über die Oſtfrieslands (Aurich 1857), ſowie die grammatiſchen Arbeiten von Wiggers (2. Aufl., Hamb. 1857) und Marahrens (Altona 1858). Ein reichhaltiges Verzeichniß der niederdeutſchen dialektologiſchen Literatur gibt Hoffmann von Fallersleben in ſeinem «Grundriß der deutſchen Philologie» (Bresl. 1836). Nur mit großer Vorſicht zu benutzen iſt Scheller's «Bücherkunde der ſaſſiſch-niederdeutſchen Sprache» (Braunſchw. 1826).

Plattenſee, ungar. Balaton, der bedeutendſte See in Ungarn und der größte in Südeuropa, hat in ſeiner nordöſtl. Erſtreckung, zwiſchen dem Somogyer, Szalader und Veßprimer Comitat, nach neuern Vermeſſungen eine Länge von 10, eine größte Breite von 4 M. und mit Einſchluß der anliegenden Sümpfe ein Areal von 24 Q.-M. Er iſt bis 36 F. tief, wird aber ſeines unruhigen Waſſers wegen nur wenig zur Schiffahrt benutzt, ſeit 1847 indeß mit einem Dampfboote befahren. Er hat ſüßes Waſſer, friert in ſtrengen Wintern zu, nährt eine große

Menge ſchmackhafter Fiſche, und an ſeinen Ufern halten ſich viel Waſſervögel auf. Der in die Donau fließende Sio kann nicht als eigentlicher Abfluß des Sees gelten, da er zu klein und die Neigung des Seebeckens zu gering iſt. In neuerer Zeit ſind Regulirungen der Ufer und Trockenlegung der Sümpfe wiederholt und mit günſtigem Erfolge unternommen worden. Die nördl. und nordweſtl. Ufer werden von Hügel- und Bergreihen umzogen, die übrigen ſind flach. Dort ſind ausgedehnte Weingärten, hier wechſeln fette Wieſengründe mit reichen Mais- und Weizenfeldern. Die Gegend iſt reich an ſeltenen Pflanzen und mineralog. Schätzen. An den P. knüpfen ſich viele romantiſche Sagen der Magyaren theils aus der dunkeln Vorzeit, theils aus den Türkenkriegen. Die intereſſanteſten Punkte am See ſind die Abtei Tihany und der Badeort Füred am nördl. Geſtade, ſodann der Flecken Kefzthely am weſtl. Ufer im Szalader Comitat, mit 4000 E. Der Ort hat ein gräfl. Feſtetics'ſches Schloß nebſt auserleſener Bibliothek, Klöſter der Franciscaner, Prämonſtratenſer und barmherzigen Brüder, ein Gymnaſium, eine vortrefflich eingerichtete landwirthſchaftliche Lehranſtalt, Weinbau, Marmorbrüche und ein Schwefelbad. Während der Kriegsjahre 1848 und 1849 waren die Gegenden um den See mehrmals Schauplatz blutiger Kämpfe.

Platterbſe, ſ. Lathyrus.

Plattform (franz. plate-forme, engl. platform) nennt man im allgemeinen jede Abplattung eines höhern Gegenſtandes, z. B. die abgeflachte Kuppe eines Hügels, die an einem Berge hinlaufende Terraſſe, namentlich aber das platte Dach eines Hauſes. In Nordamerika bezeichnet man mit P. den erhabenen Standpunkt des Redners in polit. Parteiverſammlungen, alſo die Rednerbühne, dann aber auch das Programm, welches von der Rednerbühne herab erörtert und von der Verſammlung angenommen wird.

Plattfuß nennt man theils den Unterfuß des Menſchen überhaupt (d. h. die den Fußboden mit Hacke und Zehen betretende unterſte Partie des menſchlichen Beins), theils eine Verunſtaltung dieſes Körpertheils, wobei derſelbe mit ſeinem innern Rand und ſeiner Sohle den Boden beim Auftreten berührt, während ein ſchöngebauter und geſchickter Fuß an dieſer (innern) Seite eine bedeutende Wölbung (Hohlung) zeigt und den Boden nur mit einem kleinen Theile ſeines äußern Randes berührt. Höhere Grade der Plattfüßigkeit ſind mit Einwärtsknickung der Kniee (X-Beine) verbunden. Immer bewirkt dieſe Deformität einen häßlichen breiten Fuß und macht zum Springen und zu weitem Marſchiren ungeſchickt, daher militäruntüchtig.

Plattiren nennt man das Verfahren, wodurch man geringere Stoffe mit einer dünnen Schicht beſſern Stoffs überzieht, um ihnen das Anſehen zu geben, als wären ſie durchgängig von beſſerm gefertigt. Am gebräuchlichſten iſt der Ausdruck P. bei Metallen, wo man Kupfer, Meſſing, Eiſen mit dünnen Gold- oder Silberplatten überzieht. Das Verfahren unterſcheidet ſich von dem Vergolden oder Verſilbern dadurch, daß das edle Metall in ſtarken Blättern aufgelegt wird, alſo einen dicken Ueberzug bildet. Plattirter Draht wird hergeſtellt, indem man eine Kupferſtange ſtark plattirt und nun daraus den Draht zieht. Dieſelbe Methode wendet man auf flache Gegenſtände an, indem man ſtarke Kupferplatten ſtark plattirt und zu dünnem Bleche auswalzt, aus welchem man dann durch Drücken auf der Drehbank oder durch Preſſen die Gegenſtände formt. Die beſten plattirten Waaren fertigte man ſonſt in Birmingham; doch kamen ſpäter die Fabrikate von Wien und Berlin den engliſchen an Güte gleich. Die pariſer Plattirung zeichnete ſich meiſt mehr durch geſchmackvolle Bearbeitung und Wohlfeilheit als durch Haltbarkeit aus. Gegenwärtig, nach Einführung der galvaniſchen Vergoldung und Verſilberung, werden eigentliche plattirte Waaren kaum gemacht, und was man jetzt etwa unter dem Namen Plattirung verkauft, iſt regelmäßig auf galvaniſchem Wege vergoldet oder verſilbert.

Plattmönch iſt der Name eines Singvogels, welcher zu der Gruppe der Grasmücken (ſ. d.) in der Familie der Sänger gehört und im Syſtem den Namen Mönchsgrasmücke (Sylvia atricapilla) führt. Er iſt leicht daran zu erkennen, daß beim Männchen der Oberkopf ſchwarz, beim Weibchen und jungen Vogel aber braun iſt, wodurch gleichſam ein Käppchen gebildet wird, das Veranlaſſung zum Namen des Vogels gab. Die Kehle iſt weißgrau, Wangen und Seiten des Halſes licht aſchgrau, die obern Theile des Körpers grünlich-braungrau, die grauen Schwanzfedern haben einen Saum von der Farbe des Rückens. Die Länge beträgt wenig mehr als ſechs Zoll. Der P. gehört zu den beſten Sängern buſchreicher Nadel- und Laubwälder in den Gebirgen und Ebenen Europas bis Lappland hinauf. Im letzten Drittel des April kommt er aus dem Süden zu uns und zieht im September wieder dahin zurück. Seine Nahrung beſteht aus Inſekten; daneben liebt er beſonders die Kirſchen ſowie auch mancherlei Beeren. Das Neſt enthält fünf bis ſechs ſchwach röthlichweiße, dunkel gefleckte Eier. Der Geſang des Vogels zeigt

vielerlei Abwechſelung und zeichnet ſich beſonders durch eine weit lauter als das übrige klingende fröhliche, flötende Strophe aus.

Platzmajor heißt derjenige Offizier, welcher in größern Städten oder Feſtungen den Garniſon- und Wachdienſt anzuordnen, die Parole, die er vom Commandanten empfängt, auszugeben, die Arreſtlocale zu inſpiciren, zuweilen auch Quartierangelegenheiten, beſonders bei Durchmärſchen, mit zu beſorgen hat. Gewöhnlich bekleidet ein Hauptmann dieſe Function; doch kann es auch ein Stabsoffizier ſein.

Plauen, eine anſehnliche Fabrikſtadt im Kreisdirectionsbezirk Zwickau des Königreichs Sachſen, früher Hauptſtadt des Voigtländiſchen Kreiſes, liegt in einem ſchönen Thale an der Weißen Elſter und der Sächſiſch-Bairiſchen Staatsbahn und zählte Anfang 1867 bereits über 20000 E. (18590 im J. 1864, gegen 16166 im J. 1861). Unter den öffentlichen Gebäuden ſind die Hauptkirche zu St.-Johannis mit zwei Thürmen und das alte hochgelegene Schloß hervorzuheben. Die Stadt iſt Sitz einer Amtshauptmannſchaft, eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts, eines Hauptſteueramts und anderer Behörden, ferner einer Superintendentur ſowie einer Handels- und Gewerbekammer. Von Unterrichtsanſtalten beſtehen daſelbſt ein Gymnaſium mit Realſchule, ein Schullehrerſeminar, eine Baugewerkenſchule, eine Handelsſchule, eine Webſchule, eine Sonntagsſchule. P. iſt gegenwärtig der Hauptort in Deutſchland für die Weberei weißer Baumwollwaaren (Plauenſche Waaren), insbeſondere der feinern glatten, wie Muſſeline, Mulls, Jaconets und Batiſte, und der brochirten, wie namentlich der Gardinen, ferner für Weißſtickerei und die Fabrikation ſog. Confectionswaaren. In neuerer Zeit iſt ſowol die Weberei als die Stickerei entſchieden zum mechan. Betriebe übergegangen. Anfang 1867 waren fünf größere mechan. Webereien für glatte und brochirte Stoffe und 13 mechan. Stickereien mit mehr als 100 Stickmaſchinen vorhanden. Außerdem beſtehen zu P. noch bedeutende Bleichereien, Färbereien und Appreturen, eine Baumwollſpinnerei, eine Zwirnerei und eine ſehr bedeutende Streichgarn- und Vigognefpinnerei.

Plauenſcher Grund heißt im Königreich Sachſen, im Kreisdirectionsbezirk Dresden, das faſt 3 St. lange, von der Weißeritz bald als reißender Wald- und Gebirgsſtrom, bald als klarer Forellenbach durchrauſchte Thal, welches beim Dorfe Plauen (1116 E.) unweit Dresden beginnt und bis Tharand ſich hinzieht und dem Naturfreunde, dem Geologen, dem Botaniker, dem Landwirthe vielſeitigen Genuß wie reiche Belehrung darbietet. Der tiefe, von Nordoſt nach Südweſt ſich hinziehende Thalgrund verdankt ſeine Geſtaltung ohne Zweifel den gewaltſamen Umwälzungen diluvianiſcher Waſſerfluten. Im engern Sinne verſteht man jedoch unter dem Plauenſchen Grunde blos das zwiſchen Potſchappel und Plauen befindliche enge Felſenthal. Hier beſteht das die Felſen bildende Gebirge auf beiden Seiten aus Syenit. Ueber dem Syenitgebirge findet ſich zuerſt ein Sandſteinflötz, welches hier und da bis 40 Ellen aufſteigt, über dieſem ein 2—4 Ellen hohes Syenitgeſchiebe, das aus zertrümmerten Syenitſtücken beſteht. Auf dieſem Conglomerate endlich liegt ein Steinmergelflötz, in der Gegend ſelbſt Pläner genannt, das aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes in horizontalen Schichten ſich hinaufzieht. Bei Potſchappel ſchließt ſich an das Syenitgebirge, deſſen zahlreiche Steinbrüche Dresden mit Pflaſterſteinen verſorgen, eine Steinkohlenformation an, welche von mächtigen Bänken des Rothliegenden bedeckt iſt, das in der weithin ſichtbaren Kuppe des Windbergs bis 1082 F. über die Nordſee emporragt und ſich bei Hainsberg an das tharander Gneisgebirge anlehnt. Der gegenwärtig von der Albertsbahn durchſchnittene Plauenſche Grund iſt ein Hauptcentrum der Induſtrie Sachſens und eine der volkreichſten Gegenden dieſes Landes. Außer einer Menge Bergwerke, welche die bereits im 16. Jahrh. bei Peſterwitz zuerſt entdeckten Steinkohlenflötze abbauen, gibt es hier in den volkreichen Ortſchaften Potſchappel (2672 E.), Burgk (1667 E.), Peſterwitz (1767 E.), Zaukeroda (1124 E.), Döhlen (1691 E. und Gerichtsamt), Deuben (3687 E.), Niederhäßlich (1243 E.) u. ſ. w. eine große Anzahl induſtrieller, durch die Kohlenproduction hervorgerufener Etabliſſements, wie die Friedrich-Auguſt-Hütte bei Potſchappel (Eiſenhütte mit Schlackenbädern verbunden), die Felſenkeller-Bierbrauerei bei Plauen, die 1856 errichtete Gußſtahlfabrik bei Döhlen, die Glasfabrik in Potſchappel, die Sammtfabrik in Deuben, die Thode'ſche Papierfabrik in Hainsberg, eine der größten Europas, drei große Rothgarnfärbereien u. ſ. w. Die Bevölkerung des Plauenſchen Grundes zählt über 20000 Seelen, darunter beinahe 4000 Bergleute. Das Kohlenbecken von Potſchappel und Zaukeroda iſt das zweite in Sachſen (das zwickauer iſt größer) und für den freiberger Berg- und Hüttenbetrieb von der größten Wichtigkeit. Zur Erleichterung des Transports der Kohlen nach der Elbe wurde der 1835 vollendete ſchiffbare Elbſtollen gegraben, welcher beim Kunſtſchachte in Zaukeroda 24 Lachter tief unter der

Erde beginnt, eine Länge von 10000 Ellen hat und zwiſchen Brießnitz und dem Schuſterhauſe unterhalb Dresden in die Elbe mündet.

Plautus (Titus Maccius), einer der älteſten röm. Luſtſpieldichter, geb. gegen 260 v. Chr. zu Sarſina in Umbrien, lebte zu Rom anfangs als Aufwärter einer Schauſpielertruppe. Nachdem er das Geld, was er ſich dadurch verdient, durch Handelsſpeculationen verloren hatte, gerieth er in ſo dürftige Umſtände, daß er ſich in einer Stampfmühle verdingen mußte, wobei er zunächſt des Gelderwerbs wegen Luſtſpiele dichtete. Er ſtarb 184 v. Chr. Von den vielen Komödien, die im Alterthume unter ſeinem Namen gingen, beſitzen wir noch die vom Grammatiker Varro als unbedingt echt ausgeſchiedenen 21, bis auf die «Bidularia», vollſtändig; das in einigen Handſchriften unter dem Namen des P. erhaltene Stück «Querulus» iſt ein Machwerk des frühen Mittelalters. Sämmtlich mehr oder minder freie Nachbildungen griech. Originale, deren je zwei bisweilen zu einem zuſammengeſchmolzen wurden, tragen ſie doch ein echt röm. Gepräge. Mit einer Fülle unmittelbar aus dem Volksleben geſchöpfter Anſchauungen, mit einem nie verſiegenden, immer friſch ſprudelnden Witze, mit einem raſchen, ſpannenden Dialog, der bei allem Reichthum allgemeingültiger Lebensregeln und Sentenzen doch der dramatiſchen Entwickelung nie hemmend in den Weg tritt, entrollt der Dichter vor ſeinen Zuſchauern ein Bild des heiterſten Lebens, das freilich vom Standpunkte des niedrigen röm. Publikums, deſſen Lachluſt es zu reizen beſtimmt iſt, beurtheilt werden muß, nicht vom Standpunkte des modernen äſthetiſchen Gefühls, das durch zahlreiche Derbheiten und arge Obſcönitäten beleidigt wird. Unbeſtritten bleibt dem P. die Meiſterſchaft, mit welcher er die vor ihm noch rohe und unbeholfene Sprache ſowol wie Verskunſt ſeinem Zwecke theils neu ſchaffend, theils weiter ausbildend dienſtbar zu machen wußte; ſagte doch ſchon Varro, daß die Muſen, hätten ſie lateiniſch reden wollen, ſich der Sprache des P. bedient haben würden. Die ältern Ausgaben ſind jetzt vollſtändig antiquirt durch die epochemachende Leiſtung Ritſchl's, von deſſen Ausgabe ſeit 1849 drei Bände erſchienen ſind. Ein Vorläufer derſelben waren deſſen «Parerga Plautina» (Bd. 1, Lpz. 1845). Eine treffliche Textausgabe von 10 Stücken hat Fleckeiſen beſorgt (2 Bde., Lpz. 1856). Eine gute Charakteriſtik des P. gaben Leſſing in der «Abhandlung von dem Leben und den Werken des P.» in ſeinen «Werken» (Bd. 22) und ein Ungenannter im «Rheiniſchen Muſeum für Philologie» (Jahrg. 1852). Deutſche Ueberſetzungen haben Köpke (2 Bde., Berl. 1819—20), Rapp (6 Bde., Stuttg. 1838—44), Roſt («Neun Luſtſpiele des P.», herausg. von Lipſius, Lpz. 1836) und Donner (Bd. 1, Lpz. 1864) geliefert.

Plebiſcit (vom lat. plebiscitum, Volksbeſchluß) heißt in Frankreich eine Abſtimmung des geſammten Volks in örtlichen Abtheilungen. Auf dieſem Wege wurden der Staatsſtreich vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799), ſodann die Conſtitution des J. VIII., ſpäter auch die Senatusconſulte beſtätigt, welche auf Napoleon I. das lebenslängliche Conſulat und nachher die Kaiſerkrone übertrugen. In gleicher Weiſe ließ Napoleon III. (ſ. d.) den Staatsſtreich vom 2. Dec. 1851 anerkennen und das Senatusconſult bekräftigen, welches ihm 1852 die Kaiſerkrone übertrug.

Plebs. Die Gemeinde der Plebejer bildete ſich im alten Rom als nach der Zerſtörung von Albalonga durch Tullus Hoſtilius und der Unterwerfung eines Theils von Latium durch Ancus Martius dem röm. Staate eine große Anzahl von freien Angehörigen zugeführt wurde, die theils in Rom auf dem cöliſchen und aventiniſchen Hügel ſich anſiedelten, theils in ihren alten Wohnſitzen verblieben, und zwar nicht zu dem Populus der Patricier (ſ. d.), aber auch nicht in deren Clientel (ſ. d.) traten, ſondern, vielleicht unter dem beſondern Schutze der Könige, eine Gemeinde von kriegsdienſtpflichtigen, ſonſt aber politiſch unberechtigten Grundbeſitzern bildeten. Servius Tullius erhob ſie zu eigentlichen Bürgern (cives), ſorgte für ihre innere Ordnung durch die Einrichtung der Tribus (ſ. d.), gab ihnen das Recht des röm. Vermögensverkehrs (commercium) und nahm ſie in die Klaſſen und Centurien auf, in deren Comitien (ſ. d.) er ihnen Stimmrecht (suffragium) ertheilte. Das Connubium mit den Patricieern und das Recht auf höhere Staatsämter (honores) war ihnen in den erſten Zeiten des Freiſtaats noch verſagt, und ſie erſcheinen ſo als minderberechtigte, den Hauptſtamm der röm. Heere ausmachende, von der Benutzung der Staatsländereien ausgeſchloſſene Neubürger, welche die Laſt des Kriegsdienſtes und der unvergoltenen Beſteuerung ſchwer drückte. Daraus entſtehende Verarmung, die Härte des alten Schuldrechts und die Willkür der Magiſtrate trieb die P. 494 v. Chr. zur bewaffneten Auswanderung und zum Beziehen eines Lagers auf dem Heiligen Berge, was die Anerkennung als beſondern Stand und die Bewilligung eigener Magiſtrate, der Tribunen (ſ. d.), zur Folge hatte. Die Tribunen ſollten zunächſt nur örtliche Gemeindevorſtände ſein und den einzelnen gegen obrigkeitliche Ausſchreitungen, beſonders mit Hülfe des Provocationsrechts, Schutz ge-

währen. Sehr bald dehnten sie aber ihre Befugnisse weiter aus, sodaß vor die Versammlungen der P., die Tributcomitien, auch allgemeine Angelegenheiten gezogen und deren Beschlüsse als Plebiscite (plebiscita) mit den Gesetzen der Centuriatcomitien (populiscita) gleiche Wirksamkeit erlangten. An den Tributcomitien nahm jetzt auch das Patriciat theil, doch wurde die P. immer noch dem Populus, d. h. dem in den Centuriatcomitien von den höhern Klassen geführten Volke, entgegengesetzt. Das Verbot des Connubiums mit den Patriciern hob das Canulejische Plebiscit 445 auf; das Streben nach den höchsten Staatsämtern wurde aber durch die Einführung consularischer Militärtribunen, wozu auch Plebejer wählbar sein sollten, keineswegs befriedigt. Erst 366 begründen die Licinischen Gesetze hierin einen wesentlichen Fortschritt, indem sie der P. eine Stelle im Consulat und die antheilige Benutzung des Staatslandes gewährten. Zwar fehlte es in der nächsten Zeit nicht an Versuchen, den Plebejern das Gewonnene zu schmälern, was noch 286 eine zweite Secession dieses Standes auf den Janiculus und ein Ausgleichungsverfahren durch den Dictator Hortensius veranlaßte. Dies konnte aber nicht hindern, daß die Plebejer endlich auch zu den übrigen Magistraturen und den wichtigsten Priesterwürden Zugang erhielten und daß der Unterschied zwischen ihnen und den Patriciern seine Bedeutung verlor. Aus beiden Ständen gingen seitdem die Nobiles (s. d.) als neuer Amtsadel hervor, und von dem verschmolzenen Volke hoben sich nur noch die senatorischen und ritterlichen Familien als besondere Gesellschaftsklassen (ordines) ab. Hiernach kam eine neue Bedeutung des Worts plebs in Aufnahme, indem dasselbe nunmehr die weder zum ordo senatorius noch zum ordo equester Gehörigen bezeichnete. Die Herabsetzung der Freigelassenen im Verhältniß zu den Freigeborenen hinsichtlich des vollen Gebrauchs der Bürger- und Ehrenrechte, das Streben, sie auf die tribus urbanae zu beschränken, und der Umstand, daß die nach röm. Ansicht den Landwirthen nachstehenden Gewerbtreibenden meistens den städtischen Tribus angehörten, brachte eine niedrigere Stellung dieser letztern im Verhältniß zu den ländlichen Tribus und damit einen Unterschied zwischen plebs urbana und plebs rustica hervor. Innerhalb jener hatte mit der Zeit, als Rom sich ausdehnte und das Sittenverderbniß eindrang, vorzüglich die große Masse der niedern, von Getreide- und andern Spenden lebenden Bevölkerung das Uebergewicht; die andern schlossen namentlich die kleinern Landwirthe und die Bürger der Municipien in sich. Sie wurden höher geachtet, und in ihnen erhielt sich auch lange der ehrenwerthe Geist der alten P. Zur Kaiserzeit hießen Plebeji die Bürger der Municipien, im Gegensatze zu den Decurionen (s. d.), und zu allerletzt die gemeinen Leute (humiliores, tenuiores) gegenüber den Standespersonen (honestiores). Im Mittelalter wird das unfreie und steuerbare Volk misera plebs contribuens genannt, welche Bezeichnung das ungar. Staatsrecht bis 1847 für die nicht Wahl- und Landtagsfähigen fortführte.

Pleißnerland hieß im Mittelalter der zu beiden Seiten der Pleiße gelegene Landstrich, welcher hauptsächlich das gegenwärtige Amt Altenburg und die Städte Leisnig, Kolditz, Waldenburg, Crimmitschau und Werdau nebst ihren Pflegen im heutigen Königreich Sachsen umfaßte. Auch gehörten dazu die freien Städte Altenburg, Chemnitz und Zwickau. Bis zur Eroberung durch König Heinrich I. bildete dieser Strich den sorbischen Gau Plisni, jedoch mit abweichender Grenze. Nach der Eroberung wurde er bis zur Auflösung der deutschen Gauverfassung an Kaisers Statt durch sog. Richter des P. (judices terrae Plisnensis) verwaltet. Nach vielen wechselnden Schicksalen unterwarf sich Markgraf Friedrich der Gebissene, nachdem sich 1307 bei Lucka die kaiserl. Macht gebrochen, das Land, von dem er sich nun den Titel eines Herrn des P. beilegte. Die Markgrafen von Meißen blieben auch infolge der Verheirathung des Landgrafen Friedrich mit des Kaisers Tochter Mathilde im Besitze des Landes, das sie später theils dem Osterlande (s. d.), theils der Markgrafschaft Meißen einverleibten. Vgl. Limmer, «Entwurf einer Geschichte des gesammten P.» (2 Bde., Gera 1830—31). Der Fluß Pleiße entspringt bei Ebersbrunn, 1 M. südsüdwestlich von Zwickau, in 1320 F. Meereshöhe, berührt die Städte Werdau, Crimmitschau, Gößnitz, Rötha und Leipzig, nimmt in seinem Unterlaufe rechts die Wihra, bei Leipzig die Parthe auf und mündet nach einem 12 M. langen Laufe ¾ St. im Nordwesten von Leipzig zwischen den Dörfern Gohlis und Möckern in die Elster (s. d.).

Plejäden, die Töchter des Atlas und der Pleione, sieben an Zahl, gaben sich aus Schmerz über den Tod ihrer Schwestern, der Hyaden (s. d.), oder über das Geschick ihres Vaters selbst den Tod und bildeten, von Zeus an den Himmel versetzt, das Siebengestirn. Nach einer andern Sage waren sie Gefährtinnen der Artemis, wurden nebst ihrer Mutter von dem Jäger Orion verfolgt, auf ihr Flehen in Tauben verwandelt und dann unter die Sterne versetzt. Ihre Namen sind Elektra, Maja, Taygete, Alkyone, Keläno, Sterope und Merope. Der Name wird gewöhn-

lich von dem griech. Worte plein, d. i. schiffen, hergeleitet, weil die Schiffahrt mit dem Aufgang des Siebengestirns am 11. Mai begann und mit seinem Untergang am 26. Oct. schloß.

Plektron (lat. Plectrum) hieß bei den Alten das aus Holz, Elfenbein oder Gold bestehende dünne Stäbchen, womit der Spielende die Saiten der Phorminx, des ältesten harfenähnlichen Instruments bei den Griechen, und der Zither anschlug.

Plenum (lat.) heißt so viel wie voll, daher Plenarversammlung die Versammlung eines ganzen Collegiums, um wichtigere Angelegenheiten zu erledigen, welche der Entscheidung durch bloße Abtheilungs- oder Ausschußversammlungen entzogen sind. Das P. des Deutschen Bundestags bestand zwar aus denselben Mitgliedern wie die Engere Versammlung, allein das Stimmenverhältniß war hier ein anderes, indem jeder souveräne Staat im P. eine Stimme, die größern aber mehrere hatten.

Pleonasmus, eigentlich Ueberfluß, eine rhetorische Figur, besteht im Gegensatz zur Ellipse (s. d.) darin, daß der Sprechende oder Schreibende mehr gibt, als zur Deutlichkeit nothwendig erfordert wird, und ist von der Tautologie (s. d.) wohl zu unterscheiden. Bei correcten Schriftstellern ist diese Figur nie zwecklos, sondern dient bei dem Gebrauche scheinbar überflüssiger Eigenschafts- oder Bestimmungswörter, bei der Nebeneinanderstellung nahe verwandter Begriffe u. s. w. zur Erreichung rednerischer Zwecke, besonders zur Hebung des Nachdrucks, und wird blos dann zum Fehler, wenn sie in Geistesarmuth, Affectation oder Nachlässigkeit ihren Grund hat. Schon die alten Grammatiker trieben in der Erklärung einen großen Misbrauch damit und rechneten sogar Steigerungen, wie: «Ich bitte und beschwöre dich», zu den eigentlichen Pleonasmen. Auch hat jede Sprache gewisse eigenthümliche Verbindungen und Redeweisen, die man pleonastische nennen kann, z. B.: «Zum guten Glücke» oder: «Ich habe es mit diesen meinen Augen gesehen.»

Plesiosaurus ist ein ausgestorbenes Reptiliengeschlecht genannt worden, dessen Ueberreste vom Lias bis zur Kreide gefunden worden sind. Diese Thiere besaßen einen verhältnißmäßig sehr langen, schlangenartigen Hals, einen kleinen Kopf mit großen Augen und wirkliche Flossen statt der Füße, ähnlich wie die Ichthyosauren, von denen sie sich am meisten durch den langen Hals und den kurzen Schwanz unterscheiden. Die zahlreichen Zähne waren dünn, spitz, etwas hakenförmig nach hinten gekrümmt und längsgestreift. Die Skelette dieser Thiere liegen in den Steinschichten gewöhnlich auf dem Bauche und strecken alle vier Flossen weit von sich. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß ihr Körper sehr abgeplattet von oben nach unten war, und man hat deshalb das Thier mit einer durch eine Schildkröte gezogenen Schlange verglichen, deren Kopf und Schwanz weit hervorragten. Die Arten erreichen gewöhnlich nur 5—10 F. Länge.

Pleskow oder Pskow, seit 1777 ein Gouvernement des europ. Rußland, welches einen Theil des alten Großfürstenthums Nowgorod, nämlich das alte Fürstenthum P. begreift und von den Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Twer, Smolensk, Witepsk und Livland begrenzt wird. Das Land ist eben, nur an wenigen Stellen hügelig, meist sandig, zum Theil sumpfig, dabei culturfähig und von ziemlich wasserreichen Flüssen bewässert, die theils, wie der Lowat und Schelon, in den Ilmensee, theils, wie die Welikaja, in den $14^1/_3$ Q.-M. großen Pskowersee fallen, welcher gegen Norden durch einen $3^1/_2$ M. langen und $^1/_2$ bis über 1 M. breiten Wasserzug mit dem Peipussee in Verbindung steht. Ackerbau bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner, die auch Hanf, Flachs, alle Arten Gemüse und die gewöhnlichern Obstarten ziehen. Die Wälder bergen nur weniges Wild, desto mehr Beeren und Pilze, die, sowie eine Art von Fischen, die sog. Löffelstinte, woran die Flüsse reich sind, weit durch das Land verschickt werden. Die Industrie ist unbedeutend, auch der Handel nicht sehr erheblich. Die Einwohner sind meist Russen, auch findet man an den Gestaden des Pskowersees einige Esten und in den Städten Deutsche. Das Gouvernement, welches in acht Kreise zerfällt, zählt (1863) auf 816,12 Q.-M. (davon 17,96 Wasser) 718907 E., von denen, abgesehen von dem 4716 E. zählenden Possad Solzy, nur 44260 den Städten angehören. Die Hauptstadt des Gouvernements ist Pskow am rechten Ufer der Welikaja, $38^4/_7$ M. im SSW. von Petersburg, der Sitz des griech. Erzbischofs von P. und Livland sowie eines Civilgouverneurs. Die Stadt zählt 16807 E. und hat einen ganz aus Stein erbauten Kreml und feste Mauern, breite Straßen, 42 Kirchen, 1 Priesterseminar, 1 Gymnasium, 2 Kreis- und 2 Kirchspielsschulen, 4 Klöster, 1 Waisenhaus und 1 Zuchthaus sowie 1 steinernen Bazar. Man verfertigt gute Juchten, Leinwand und Segeltuch und treibt lebhaften Handel zu Wasser nach Narwa, zu Lande nach Petersburg. Jährlich wird im Februar ein bedeutender Markt abgehalten. Unter den Gebäuden zeichnen sich die mit versilberten Kuppeln gezierte Kathedrale, das großartige Gouvernementsgebäude und

das palaſtartige Gebäude des Prieſterſeminars aus. P. hatte früher eine republikaniſche Verfaſſung, ſtand mit der Hanſa in lebendigem Verkehr und zählte einſt 60000 E. 1509 wurde es aber durch Iwan Waſſiljewitſch erobert und auf immer mit dem ruſſ. Reiche vereinigt, und ſeitdem iſt es nach und nach geſunken.

Pleß, eine Standesherrſchaft, die 1847 vom Könige von Preußen zum Fürſtenthume erhoben wurde, umfaßt (an Oeſterreich, Schleſien und Galizien grenzend) beinahe den ganzen Pleſſer und einen Theil des Beuthener Kreiſes des Regierungsbezirks Oppeln in der preuß. Provinz Schleſien und zählt auf 20 Q.-M. über 70000 E., die, mit Ausnahme der Bewahner der beiden Städte Pleß und Nicolai, ſämmtlich polniſch ſprechen. Der im ganzen ebene, meiſt lehmige und ſandige Boden wird von einer Menge Teiche und kleiner Flüſſe durchſchnitten, trägt Kartaffeln und nur wenig Getreide, iſt aber reich an Nadelholz und Mineralien. Der zwiſchen mehrern Seen gelegene Hauptort P., eine Kreisſtadt mit 3494 E., der Sitz der fürſtl. Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, eines Landrathamts, Kreisgerichts, fürſtbiſchöfl. Commiſſariats, hat ein ſchönes Schloß mit Garten und Orangerie, drei Kirchen, ſtarke Tuchmacherei, Wollſpinnerei und Fabriken für Zucker, Bleiweiß und Chemikalien. Die Standesherrſchaft, deren Beſitzer einen Antheil an den drei Curiatſtimmen auf dem ſchleſ. Provinziallandtage hat, gehörte ſeit 1548 den Reichsgrafen von Promnitz, von welchen Graf Erdmann ſeine Tochter an den Fürſten Auguſt Ludwig von Anhalt-Köthen vermählte. Dieſer hinterließ zwei Söhne, Karl Georg Lebrecht und Friedrich Erdmann, von denen der letztere durch eine Schenkung ſeines Großvaters mütterlicherſeits 21. Juni 1765 die freie Standesherrſchaft P. erhielt, wodurch er der Stifter der Linie Anhalt-Köthen-P. wurde. Als dieſe 1841 mit dem Prinzen Ludwig ausſtarb, fiel P. an deſſen Bruder Heinrich, den regierenden Herzog von Anhalt-Köthen, und nach deſſen Tod 23. Nov. 1847 an ſeinen Neffen, Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg, welcher 15. Oct. 1850 zum Fürſten von P. ſowie ſchon 1840 zum Freiherrn und Standesherrn von Fürſtenſtein, Waldenburg und Friedland in Schleſien erhoben ward. Dieſer hinterließ mit ſeinem Tode 20. Dec. 1855 das Beſitzthum ſeinem Sohne Hans Heinrich XI. (geb. 10. Sept. 1833), Fürſten von P., Grafen zu Hochberg, Freiherrn von Fürſtenſtein.

Plethon (Georgius Gemiſthus), platoniſirender Philoſoph, Grammatiker und Geſchichtſchreiber, gebürtig aus Konſtantinopel, kam bei Gelegenheit des Concils in Ferrara 1433 nach Italien, wo er bis zu ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt (1441) für die Verbreitung griech. Literatur wohlthätig wirkte und den Grund zu der ſpäter von den Mediceern geſtifteten Platoniſchen Akademie legte. Er ſtarb 1451. Seine literariſchen Arbeiten ſind ſehr verſchiedenartig. Zu den wichtigern gehören die Schalien zum Thucydides; die Geſchichte Griechenlands nach der Schlacht bei Mantinea (herausg. von Reichard, Lpz. 1770); eine Abhandlung über den Unterſchied der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Philoſophie; eine Schrift über das Schickſal (griech. und lat., herausg. von Reimarus, Leyd. 1722) und eine Abhandlung über die vier Cardinaltugenden (griech. und lat., herausg. von Occo, Baſ. 1552).

Plethora wird in der medic. Sprache in doppeltem Sinne gebraucht und bezeichnet entweder den Blutreichthum des ganzen Körpers (die Vollblütigkeit) oder der einzelnen Theile. (S. Blutandrang.) Die Vorſtellungen über einen zu großen Blutreichthum des ganzen Körpers ſind ſehr unſicher, und es muß ſelbſt in Frage geſtellt werden, ob ein ſolcher Zuſtand überhaupt möglich ſei. Vielmehr muß man einen großen Blutreichthum des Körpers als ein Zeichen der beſten Geſundheit betrachten. Auf Vollblütigkeit ſchloß man, wenn der Körper mehr oder minder wohl genährt, das Geſicht ſtark geröthet und allerlei unbeſtimmte Beſchwerden, wie Herzklopfen, dumpfer Kopfſchmerz, Athemnoth u. ſ. w. vorhanden. Die Aerzte der neuern Schulen ſind jedoch meiſt im Stande, ſolche Zeichen mit Sicherheit auf das Leiden beſtimmter Organe (Herzfehler, Lungen- und Gefäßkrankheiten u. ſ. w.) zurückzuführen, demnach nicht mehr genöthigt, denſelben eine nicht erkennbare, dunkle Urſache zu Grunde zu legen.

Pleura, Bruſtfell, iſt diejenige ſeröſe Haut, von welcher die Lungen einerſeits, die Rippen andererſeits überzogen ſind (Lungen- und Rippenfell), ſodaß durch glatte Flächen jede Reibung derſelben vermieden wird. Pleureſie oder Pleuritis nennt man die Entzündung dieſer Haut. (S. Bruſtkrankheiten.)

Pleyel (Ignaz), ein früher beliebter und fruchtbarer deutſcher Componiſt, geb. 1757 zu Ruppersthal bei Wien, erhielt von ſeinem Vater, einem Schullehrer, zeitig den erſten Muſikunterricht, dann bis in ſein 15. J. Klavierunterricht bei Wanhall in Wien. Um 1772 kam er mit Unterſtützung des ungar. Grafen Erdödy zu Joſ. Haydn als Schüler und Penſionär ins Haus, bei dem er fünf Jahre eifrig ſtudirte, worauf ihn der Graf zu ſeinem Kapellmeiſter machte.

Durch Erdödy mit Mitteln verſehen, ging P. einige Jahre ſpäter nach Italien, wo er in Neapel eine Oper, «Ifigenia», auf die Bühne brachte, welche gefiel. Nachdem er 1781 kurze Zeit wieder in Wien verweilt, wandte er ſich abermals nach Italien, wo er 1784 einen Ruf nach Strasburg als Kapellmeiſteradjunct am Münſter (neben Franz Xaver Richter) erhielt. In dieſer Stellung erwarb er ſich einen Namen durch zahlreiche Inſtrumentalcompoſitionen und viele Kirchenſachen. Nach Richter's Tode wurde P. 1789 wirklicher Kapellmeiſter. 1791 folgte er einer Einladung nach London, um für das Profeſſional-Concert einige Sinfonien zu ſchreiben. Nach ſeiner Rückkehr nach Strasburg verlor er durch die Abſchaffung des chriſtl. Cultus ſein Amt und hatte überhaupt in der Revolution Verfolgungen zu erdulden, ſodaß er ſich 1795 mit ſeiner Familie von Strasburg weg nach Paris wandte. Hier errichtete er, um die Erfolge ſeiner eigenen Compoſitionen beſſer auszubeuten, eine Muſikhandlung und Notendruckerei, dann auch eine Klavierfabrik, welche Geſchäfte zu Flor gelangten. Später zog er ſich auf ein Landgut zurück, wo er 14. Nov. 1831 ſtarb. Die Beliebtheit P.'s als Componiſt beruhte in der angenehmen und fließenden Melodik und der klaren und überſichtlichen Anlage ſeiner Stücke, ſowie in der auf bequeme und dankbare Ausführbarkeit gerichteten Anordnung. Gedankentiefe beſaß er nicht, und ſeine Leiſtungen verrathen nicht ſelten eine gewiſſe Philiſtroſität. Die Zahl ſeiner vielen im Druck erſchienenen Compoſitionen (Sinfonien, Concerte für verſchiedene Inſtrumente, Quartette, Quintette, Trios, Duos, Sonaten u. ſ. w.) iſt nicht anzugeben, zumal auch vieles, was unter ſeinem Namen erſchien, nicht von ihm componirt war. — Sein älteſter Sohn, Camille P., geb. zu Strasburg 1792, machte unter des Vaters Leitung muſikaliſche Studien und war im Klavierſpielen ſpeciell ein Schüler Duſſek's. Nachdem er dann einige Jahre in London gelebt, trat er zu Paris in das Geſchäft ſeines Vaters und widmete ſich beſonders der Klavierfabrik, die namentlich ſeit 1824, wo Kalkbrenner ſich mit ihm aſſociirte, zur Blüte gelangte. Er ſtarb zu Paris 4. Mai 1855. Seine Fabrik beſtand fort unter der Firma P. und Wolf. Seine zahlreichen Compoſitionen (Klaviertrios, Sonaten und ſonſtige kleinere Klavierſachen) bekunden einen trefflichen Muſiker, und es iſt vielleicht zu bedauern, daß er ſpäter ſo ausſchließlich ins Commerzielle hineingerieth. — Die Gattin Camille P.'s, Marie Felicité P., geb. 4. Juli 1811 zu Paris als die Tochter des Sprachlehrers Moke, iſt als ausgezeichnete Klavierſpielerin bekannt. Dieſelbe bildete ſich unter Jacques Herz, Moſcheles und Kalkbrenner und erregte auf Reiſen in Deutſchland, England, Frankreich, den Niederlanden und Rußland durch ihr poeſievolles und glänzend fertiges Spiel gerechte Bewunderung. Von ihrem Gatten getrennt, lebte ſie ſeit 1848 in Brüſſel als erſte Lehrerin des Klavierſpiels am Conſervatorium.

Plinius (Cajus) Secundus, auch Major, d. h. der Aeltere, genannt, einer der vielſeitigſten und vielſchreibendſten Gelehrten Roms, geb. 23 n. Chr. in Novum Comum in Oberitalien (dem jetzigen Como, nach andern in Verona), machte als junger Mann die Feldzüge in Germanien mit (45—52 n. Chr.), bekleidete dann unter Nero und Veſpaſian verſchiedene wichtige Civil- und Militärpoſten und war zuletzt Befehlshaber der Flotte von Miſenum, wo er 79 n. Chr. bei dem furchtbaren Ausbruche des Veſuv, den er möglichſt genau in der Nähe beobachten wollte, in dem erſtickenden Dampfe ſeinen Tod fand. Seine hiſtor., rhetoriſchen und grammatiſchen Schriften ſind ſämmtlich verloren gegangen; erhalten iſt uns von ihm ein ſehr umfangreiches encyklopädiſches Werk in 37 Büchern unter dem Titel «Historia naturalis», welches eine ungeheuere Menge aus zahlreichen griech. und lat. Werken zuſammengeleſener Notizen aus faſt allen Gebieten des menſchlichen Wiſſens enthält. Das Lob erſtaunlichen Sammelfleißes iſt aber auch das einzige, das man dem Verfaſſer ſpenden kann; denn er iſt beim Excerpiren und Redigiren ſeiner Sammlungen mit großer Flüchtigkeit und Nachläſſigkeit verfahren, ſodaß man bei der Benutzung ſeines Werks, das nach Verluſt der Quellen, aus denen es abgeleitet iſt, für manche Gebiete, wie z. B. für die antike Kunſtgeſchichte, unſere Hauptquelle iſt, die größte Vorſicht beobachten muß. Die beſten Ausgaben ſind die von Sillig (8 Bde., Hamb. und Gotha 1851—57), Jan (6 Bde., Lpz. 1854—63) und von Detleſſen (Bd. 1, Berl. 1867); die auf die Kunſtgeſchichte bezüglichen Abſchnitte ſind neben andern enthalten in Urlichs' «Chrestomathia Pliniana» (Berl. 1857). Deutſche Ueberſetzungen beſitzen wir von Groſſe (12 Bde., Frankf. 1781—88), Fritſch (8 Bde., Prenzl. 1829—30), Külb (35 Bdchn., Stuttg. 1840—56) und Strack (3 Bde., Brem. 1854—55); eine franzöſiſche von Grandſagne, mit lat. Texte und Anmerkungen von Cuvier, Letronne u. a. (Par. 1829).

Plinius (Cajus) Cäcilius Secundus, der Jüngere, der Schweſterſohn des vorigen, geb. 62 n. Chr. zu Novum Comum, wurde von ſeinem Oheim, der ihn adoptirt hatte, ſchon frühzeitig zum Studium der Beredſamkeit und Philoſophie angeleitet, benutzte dann in Syrien,

wo er als Militärtribun ſtand, den Umgang des Philoſophen Euphrates, kehrte aber bald wieder nach Rom zurück und erlangte hier, erſt 31 J. alt, die Prätur. Nachdem er unter Domitian auf jedes öffentliche Amt verzichtet hatte, trat er unter Nerva und Trajan wieder in Staatsdienſte und erhielt von letzterm 100 n. Chr. die Würde eines Conſuls und 103 als Proconſul die Verwaltung von Bithynien und Pontus, die er zur allgemeinen Zufriedenheit führte. Sein Todesjahr iſt nicht mit Sicherheit zu beſtimmen (zwiſchen 107 und 117 n. Chr.). Ein gebildeter Geiſt, edle Geſinnung und treue Freundſchaft machten ihn im öffentlichen und Privatleben allen, die ihm näher ſtanden, liebenswürdig und achtbar, und dieſelben Eigenſchaften ſpiegeln ſich auch, freilich verbunden mit ſtarker Eitelkeit und einem unverkennbaren Zuge von Pedanterie, in ſeinen mit vieler Sorgfalt ausgearbeiteten Schriften ab. Wir beſitzen von ihm noch eine Sammlung «Briefe» in zehn Büchern, die in gewählter Sprache geſchrieben und auch wegen ihres mannichfachen Inhalts anziehend und für die Zeitgeſchichte wichtig ſind, und einen «Panegyricus», eine Dankrede an Trajan für Verleihung des Conſulats, die nach Inhalt und Form wenig erfreulich iſt. Seine ziemlich zahlreichen übrigen Reden ſind verloren gegangen. Von den Geſammtausgaben ſind zu erwähnen die von Gesner (Lpz. 1770; neue Aufl. von Schäfer, 1803), von Gierig (2 Bde., Lpz. 1806) und von Keil (Lpz. 1853), von den Specialausgaben der «Briefe» die von Döring (2 Bde., Freiberg 1843); von deutſchen Ueberſetzungen beider Werke die von Schatt (5 Bdchn., Stuttg. 1827—38) und Thierſelb (2 Bde., Münch. 1828). Vgl. Gierig, «Ueber das Leben, den moraliſchen Charakter und den ſchriftſtelleriſchen Werth des jüngern P.» (Dortm. 1798); Held, «Ueber den Werth der Briefſammlung des jüngern P.» (Bresl. 1833).

Plinth oder Plinthe, vom griech. plinthos, d. h. Ziegel oder Fliez von gebrannter Erde als Unterlage der Säulen, bezeichnet nach jetzt in der Baukunſt einen platten Unterſatz, die Sohle aber den Sockel für einen architektoniſchen Körper, der einen Fuß hat, beſonders für Säulenfüße, Pilaſter und Poſtamente.

Plock oder Plozk, Hauptſtadt des gleichnamigen Gouvernements im Königreich Polen, rechts auf dem 190 F. hohen ſteilen Ufer der Weichſel gelegen, im ganzen gut gebaut, iſt der Sitz eines Biſchofs, eines Domcapitels, der Gubernialbehörden, eines Civil-, Criminal- und Polizeigerichts. Die Stadt zählt (1863) 13351 E. und hat eine Kreisſchule, ein biſchöfl. Seminar, ein Collegiatſtift, ein Piariſtencollegium, viele Kirchen, darunter die Kathedralkirche aus dem 16. Jahrh. mit dem Grabmale der hier beigeſetzten poln. Herzoge Wladiſlaw Herman und Boleſlaw III., ferner ein großes Gefängniß, ein Waiſen- und Irrenhaus, ein Theater, öffentliche Bäder und einen ſchönen Marktplatz. Die Bevölkerung unterhält Gerbereien und einigen Handel auf der Weichſel. P. gehört zu den älteſten Städten Polens und war ehemals die Hauptſtadt von Maſovien und die Reſidenz der genannten poln. Herzoge. Auch das Bisthum iſt eins der älteſten in Polen und ſchon im 10. Jahrh. gegründet worden.

Plomb, gewöhnlich Plombe, d. i. Blei, nennt man ein Bleiſiegel, welches durch einen Zollbeamten an beſtimmte Frachtſtücke gehängt wird. Sobald nämlich mit einer Conſumtionsabgabe belegte Gegenſtände in dem Staate, wo ſie eingehen, nicht verbraucht, ſondern durch denſelben entweder zollfrei oder gegen einen geringern Tranſitozoll blos durchbefördert werden ſollen, verfahren die Grenzzollbeamten auf deshalb gemachte Anzeige behufs der Controle mit Umſchnürung der bezeichneten Gegenſtände, ſodaß ohne Beſchädigung des Bandes nichts davon weggenommen werden kann. Die Enden des Bandes oder Bindfadens werden hierauf durch einen durchlöcherten Schieber von weichem Blei, die Plombe, gezogen und dieſe mit einer Siegelzange zuſammengedrückt. Man nennt dann den Gegenſtand plombirt. Die Plombirung iſt wohl zu bewahren, da ſie an der entgegengeſetzten Grenze beim Ausgange aus dem Staate wieder unterſucht und durch einen Zollbedienten abgenommen werden muß, wo dann die etwa vorgekommene Beſchädigung hart geahndet wird. In manchen Staaten wird beim Plombiren der Waaren der volle Zollſatz deponirt, derſelbe aber bei Abnahme der P. in unbeſchädigtem Zuſtande wieder erſtattet und dabei der Tranſitozoll abgezogen. Auch Reiſende laſſen, um der Viſitation ihres Gepäcks zu entgehen, daſſelbe öfters plombiren. — Plombiren nennt man auch das Auslegen eines hohlen Zahns mit einem dünnen Metallplättchen, meiſt Gold, Silber oder Platina, um dadurch den freiliegenden Nerv zu ſchützen und den Zahnſchmerz zu verhindern. Statt des Plombirens wendet man auch einen Zahnkitt an, welcher im Zahne verhärtet. Das Plombiren iſt jedoch nur Palliativmittel, denn die Höhlung des Zahns wird mit der Zeit immer größer und damit die P. loſe, ſodaß ſie herausfällt. Vor dem Plombiren brennt man auch wol die Höhlung des Zahns mit einem glühenden Drahte aus und tödtet ſo den Nerv; dann iſt aber auch das Plombiren, ſtreng genommen, nicht mehr nöthig.

Plombières, eine kleine Stadt von 1500 E. im franz. Depart. der Vogeſen (Lothringen), $3^3/_4$ M. im Süden von Epinal, an der Eiſenbahn, 1296 F. über dem Meere in dem ſchönen Engthale des Saônezuflüßchens Angronne, hat eine 1860 vollendete ſehr ſchöne Kirche, ein von König Stanislas von Polen gegründetes Hospital, weithin bekannte Fabriken von Kurzen Waaren, Eiſengeräthen, Quincaillerie- und Marqueteriearbeiten und iſt vorzüglich berühmt wegen ihrer aus Granit entſpringenden Mineralquellen. Man unterſcheidet zwei kalte Quellen (das Eiſenwaſſer von 11° R. und die indifferente Seifenquelle von 12° R.), drei laue von 15, 18 und 24° und vierzehn warme von 30—52° R. Letztere ſind die wichtigſten. Gegenwärtig werden hauptſächlich acht Quellen zur Verſorgung der Baſſins und Badezimmer von ſechs Etabliſſements benutzt. Dieſe ſind: die Thermes Napoléon, das größte und ſchönſte, nächſtdem das Kaiſerbad, von Napoleon I. erbaut, nach ihm bis 1848 Königsbad genannt, mit einer Piscina (Baſſin) von zwei Abtheilungen mit 28° und 29° warmem Waſſer, zahlreichen Bade- und Douchezimmern, dem aus Vogeſenmarmor für die Kaiſerin Joſephine gebauten und mit luxuriöſen Badecabineten verſehenen Pavillon des Princes und einer Anſtalt zu Gasbädern (Etuves de l'enfer); das elegante Römerbad, von einer $47^1/_2$° heißen Quelle geſpeiſt, mit einem 36° warmen Baſſin und einem Reunionsſaal; das zum Hospital gehörige Damenbad, früher Bain de la Reine genannt, mit zwei Piscinen von 27 und 28°, verſchiedenen Bade- und Douchecabineten und einem Gasbad (Etuve Bassompierre); das Bain-Tempéré, früher Bain-Neuf und Bain-Républicain genannt, mit vier Piscinen von 26—27° und 27—28° Wärme, und das Bain des Capucins oder des Goutteux mit einem Doppelbaſſin von 30° und 32—33° Wärme. Sämmtliche Quellen, mit Ausnahme der Eiſenquelle, gehören zu den ſaliniſch-alkaliſchen Mineralwäſſern mit wenig feſten Beſtandtheilen, aber ſtarker, durchdringender Wirkung. Das Waſſer iſt klar, fühlt ſich etwas ſeifenartig an, hat keinen beſondern Geſchmack und erſt nach dem Erkalten einen leichten Schwefelwaſſerſtoffgeruch. Man benutzt es meiſt gleichzeitig zum Baden und Trinken, vorzüglich bei allgemeiner Schwäche des Hautorgans, die ſich in chroniſchen Hautausſchlägen zeigt, gegen Skrofelkrankheit, chroniſche, gichtiſche und rheumatiſche Leiden, chroniſche Nervenübel, Unterleibskrankheiten u. ſ. w. Früher waren die Badeanſtalten, obgleich die Quellen ſchon über ein Jahrtauſend benutzt wurden, in ſehr unvollkommenem Zuſtande und beide Geſchlechter badeten gemeinſam in großen Baſſins. In neuerer Zeit hat ſich alles umgeſtaltet. Die Saiſon dauert vom 15. Mai bis zum 15. Oct., die Curzeit durchſchnittlich drei Wochen. Der Ort hat veränderliches Wetter, häufige Gewitter; die Umgegend iſt reich an Promenaden. Nur $1^2/_3$ M. im Weſten liegt der Badeort Bains-les-Bains (ſ. Bains) und etwas über 2 M. ſüdlich der Curort Luxeuil, eine Stadt von 3855 E. im Depart. Ober-Saône, mit elf Eiſenquellen von 28—51° R. Wärme (nebſt denen von Evaux im Depart. Creuſe die einzigen Eiſenthermen Frankreichs) und einem ſchönen Badegebäude in einem großen Garten vor der Stadt. Die Wäſſer dieſes Orts werden innerlich und äußerlich gebraucht, hauptſächlich gegen Rheumatismus, Lähmung, Nerven- und Muskelleiden, Magenübel und Frauenkrankheiten.

Plön (vormals Plune, Plone), Stadt im Herzogthum Holſtein, an der oſtholſtein. Eiſenbahn, zwiſchen dem großen und dem kleinen Plöner See außerordentlich ſchön gelegen, hat zwei Kirchen und ein Gymnaſium, aber im ganzen ſehr wenig Verkehr. Die Bevölkerung belief ſich 1864 auf 2714 Seelen. Der Ort iſt uralt und wird bereits in vorchriſtl. Zeit als ein feſter Sitz wendiſcher Häuptlinge erwähnt. Bei der Eroberung Wagriens durch die Holſteiner wurde auch die Burg P. 1139 eingenommen und 1173 auf der ſteilen Anhöhe neu aufgebaut, wo das Schloß noch ſteht. Unter dem Schutze deſſelben entſtand die Stadt P., die 1236 mit Lübiſchem Recht bewidmet wurde. Im Mittelalter war dieſer feſte Punkt wiederholt ein Schauplatz blutiger Kämpfe. Auch war P. zeitweilig Sitz der Plöner Linie des Schauenburger Hauſes, welche 1390 ausſtarb. (S. Holſtein.) Bei der ſpätern Erbtheilung im Oldenburger Hauſe (ſ. d. und Schleswig-Holſtein) kam die Stadt nebſt dem umliegenden Amt P. 1568 an den Stammvater der Sonderburgiſchen Linie, Herzog Johann den Jüngern. Deſſen Sohn, Joachim Ernſt, nahm nach des Vaters Tode (1622) hier ſeine Reſidenz, erbaute 1636 das jetzige Schloß und ſtiftete die Plöner Nebenlinie, welche mit Herzog Friedrich Karl 1761 erloſch, worauf Stadt und Amt P. an den König Friedrich V. von Dänemark heimfielen. Später wohnte auf dem Schloſſe P. der geiſteskranke Herzog Peter Friedrich Wilhelm von Oldenburg (geſt. 1823). Unter König Chriſtian VIII. und Friedrich VII. von Dänemark diente das Schloß P. hin und wieder auf kurze Zeit als königl. Reſidenz. 1863 ward die königl. dän. Regierung für Holſtein in P. inſtallirt, jedoch ſchon zu Ende des Jahres von den deutſchen Bundescommiſſaren wieder aufgelöſt.

Plotin (griech. Plotinos), der bedeutendſte unter den Neuplatonikern (ſ. d.), war zu Lykopolis

in Aegypten 205 n. Chr. geboren und ſtudirte die Philoſophie in Alexandrien unter Ammonius Sakkas. Er wollte dem vom Kaiſer Gordianus beſchloſſenen Feldzuge nach dem Orient beiwohnen, um hier orient. Weisheit kennen zu lernen, und begab ſich, als dieſer Feldzug unglücklich ablief, über Antiochien nach Rom, wo er in ſeinem 40. J. als Lehrer der Philoſophie auftrat. In der Zurückgezogenheit ſtarb er in Campanien 270 n. Chr. Sein Leben beſchrieb ſein Schüler Porphyrius, der auch ſeine Schriften in ſechs Enneaden ordnete. Sie beſtehen aus zerſtreuten ſpeculativen Abhandlungen, die P. bei gelegentlichen Veranlaſſungen ſchrieb. Die vollſtändigſten und beſten Ausgaben haben Creuzer (3 Bde., Oxf. 1835) und Dübner (Par. 1855) beſorgt; eine deutſche Ueberſetzung lieferte Engelhardt (Erlang. 1820). Seine Schrift «De pulchritudine» gab Creuzer (Heidelb. 1814) einzeln heraus. Als Probe einer neuen kritiſchen Ausgabe ließ Kirchhoff die beiden Schriften «De virtutibus» und «Adversus gnosticos» (Berl. 1847) erſcheinen. Zur nähern Bezeichnung ſeines Syſtems gehört vorzüglich ſeine Beſtimmung des Verhältniſſes der Sinnenwelt zur Ideenwelt. Die letztere erklärte er für das Geſammtproduct alles deſſen, was das überfließende Eine mittels der Weltſeele in ſich und durch ſich hervorbringt. Das Gegenbild der Intellectualwelt, welche P. mit der ganzen Farbenpracht einer orient. Phantaſie beſchreibt, iſt die Sinnenwelt. Sie beruht auf einer Sonderung zwiſchen Form und Materie, die von dem immanenten Fortſchritt der Weltſeele unzertrennbar iſt. Die Weltſeele erzeugt ſich in ihrer Evolution einen Raum und ſomit eine Körperwelt; die Materie iſt die Grenze des Fortſchritts, gleichſam das Erlöſchen des ausſtrahlenden Urlichts, wie der Schatten die Grenze des Lichts iſt. Die Materie, die Sinnenwelt iſt daher, obwol getragen und in abgeſtuften Graden durchleuchtet von der Intellectualwelt, der Sitz des Unvollkommenen und Böſen; der Weg der Rückkehr in das Eine iſt Befreiung von der Sinnlichkeit, Reinigung der Seele von allem, was an dem Stoffe klebt. Vgl. Richter, «Ueber Leben und Geiſtesentwickelung des P.» (Halle 1864); Kirchner, «Die Philoſophie des P.» (Halle 1854).

Plötze, Rothauge. Unter dieſem Namen werden zwei, in den ſüßen Gewäſſern von ganz Mitteleuropa verbreitete Arten von Weißfiſchen verwechſelt, nämlich der Rotten oder die Rothfeder (Scardinius erythrophthalmus), mit ſteil aufſteigendem Unterkiefer, ſcharfer Bauchkante vor dem After, doppelreihigen Schlundzähnen und meiſt prächtig rother After- und Schwanzfloſſe, und der Furn oder Schwal (Leuciscus rutilus), mit horizontaler Mundſpalte, abgerundeter Bauchkante, einreihigen Schlundzähnen, bei welchem die weniger brennende rothe Farbe ſich auch auf die Bruſtfloſſen ausdehnt. Beide Fiſche werden höchſtens 1 F. lang, laichen im April und Mai und gehören zu den geringern Fiſchſorten, die ihrer vielen Gräten wegen meiſt nur als Backfiſche geſpeiſt werden.

Plünderung heißt die Beraubung der Landesbewohner durch Soldaten. In alter Zeit gehörte in erſtürmten Städten nach dem Kriegsgebrauche die Habe der Bürger, wenn dieſe ihre Mauern vertheidigt hatten, den Siegern. Solche Städte oder andere, denen man aus beſondern Urſachen eine Züchtigung angedeihen laſſen wollte, wurden zur P. preisgegeben (in die «Rapuſe»), manchmal indeſſen nur auf beſtimmte Stunden. Auch in neuern Kriegen iſt dies noch vorgekommen, ſo 1848 in Melegnano, das ſich dem Einmarſche der Radetzky'ſchen Truppen widerſetzte. Doch iſt gegenwärtig in allen europ. Heeren die P. nach den Kriegsgeſetzen ſtreng unterſagt und wird demgemäß beſtraft, in einigen Armeen ſogar mit dem Tode.

Plural, ſ. Numerus.

Plus, d. h. mehr, bezeichnet durch ein +, bedeutet in der Mathematik das Addiren der Größe, welche nachfolgt, zu der vorhergehenden. A + B heißt demnach ſo viel als B zu A hinzugefügt. In der Lehre von den Entgegengeſetzten Größen bezeichnet das Pluszeichen die poſitiven Größen. (S. Minus.)

Plüſch iſt der Name eines Gewebes, welches techniſch mit dem Sammet (ſ. d.) übereinkommt und nur durch größere Länge des Haars von dieſem ſich unterſcheidet. Urſprünglich gibt es nur ſeidenen und wollenen P. Neuerdings pflegt man jedoch die nicht ganz kurz geſchorenen Baumwollſammete und Velveteens, beſonders zu Weſten- und Möbelſtoffen, ebenfalls mit dem Namen P. zu belegen.

Plusquamperfectum, ſ. Präteritum.

Plutarch (griech. Plutarchos), einer der fruchtbarſten griech. Schriftſteller der röm. Kaiſerzeit, geb. um 50 n. Chr. zu Chäronea in Böotien, trat, nachdem er in Athen unter Ammonios Philoſophie ſtudirt und mehrere Reiſen gemacht hatte, in Rom als Lehrer der Philoſophie auf, bekleidete dann unter Trajan und Hadrian, ſeinem Schüler, mehrere bürgerliche Ehrenſtellen und ſtarb zwiſchen 120—130 n. Chr. als Archon und Prieſter des Apollo in ſeinem Vater-

lande. Von ſeinen philoſ. und hiſtor. Schriften und Abhandlungen, deren Zahl ſich auf 300 belaufen haben ſoll, beſitzen wir noch 125 (mit Einſchluß der unechten). In den erſtern, die gewöhnlich mit dem Namen «Ethica» oder «Moralia» bezeichnet werden, erläutert er die Platoniſchen Lehren, jedoch nicht immer im echten Geiſte des großen Philoſophen, oder bekämpft die Grundſätze der Stoiker und Epikuräer, oder verbreitet ſich in gemeinfaßlicher Weiſe über praktiſche Gegenſtände, wie über Kindererziehung. Anziehender und für die Geſchichte des Alterthums ſehr wichtig ſind ſeine hiſtor. Schriften, vorzüglich ſeine 44 «Vitae parallelae», d. i. vergleichende Lebensbeſchreibungen berühmter Griechen und Römer. Seine Behandlungsweiſe iſt im allgemeinen leicht, bisweilen bis zum Oberflächlichen und Nachläſſigen, und ebenſo iſt ſein Stil nicht frei von den Gebrechen ſeines Zeitalters, indem er ungleichmäßig, hier und da dunkel und mit Sentenzen früherer Philoſophen und Dichter reich ausgeſchmückt, ja oft überladen iſt. Der Reiz, den ſeine Biographien auf die Leſer aller Zeiten ausgeübt haben und noch ausüben, beruht hauptſächlich auf der Lebendigkeit der Darſtellung und der kunſtvollen, durch zahlreiche anekdotenhafte Züge unterſtützten Zeichnung der Charaktere, während ſie höhern Anforderungen der hiſtor. Kunſt keineswegs genügen. In ſeinen philoſ. Schriften zeigt er eine ſcharfe Beobachtung und weiß durch große Beleſenheit ſeinen Gegenſtand intereſſant zu machen; als Philoſoph in höherm Sinne, d. h. als ſelbſtändiger, tiefer Denker erſcheint er nirgends. Unter den Geſammtausgaben ſind nach der von Henr. Stephanus (13 Bde., Par. 1572) die von Reiske (12 Bde., Lpz. 1774—82) und Hutten (14 Bde., Tüb. 1791—1805) die wichtigſten. Die «Moralia» wurden bearbeitet von Dan. Wyttenbach (9 Bde., 4., Oxf. 1795—1830; oder 15 Bde., 8.; abgedruckt Lpz. 1796—1834). Eine neuere Textrecenſion mit lat. Ueberſetzung gab Dübner (2 Bde., Par. 1839—42). Die «Vitae» fanden Bearbeiter an Korais (6 Bde., Par. 1809—15), Sintenis (4 Bde., Lpz. 1839—46; Handausgabe, 5 Bde., Lpz. 1857—60) und Döhner (2 Bde., Par. 1846—48). Sämmtliche moraliſche Schriften ſind von Kaltwaſſer (9 Bde., Frankf. 1783—1800) und von Bähr, Reichardt und Schnitzer (17 Bdchn., Stuttg. 1828—57), die Lebensbeſchreibungen von Schirach (8 Bde., Berl. 1776—80), Kind (8 Bde., Lpz. 1745—53), Kaltwaſſer (10 Bde., Magdeb. 1799—1806) und Klaiber, Fuchs und Campe (19 Bdchn., Stuttg. 1827—29) überſetzt worden. Uebrigens ſind nach dem Muſter dieſer Biographien in neuerer Zeit in Frankreich, England und Deutſchland Sammlungen vaterländiſcher Biographien unter dem Titel «Plutarch» erſchienen. Bekannt iſt beſonders der «Deutſche P.» von Niemeyer. — Mit jenem P. iſt nicht zu verwechſeln ein ſpäterer Philoſoph P., der Sohn des Neſtorios, aus Athen, der gegen Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. lebte und in ſeiner Vaterſtadt den Neuplatonismus ganz im ſchwärmeriſchen Geiſte des Jamblichus mit ſolchem Beifall lehrte, daß er ſelbſt der Große und ſeine Schüler «Plutarchiſche Weiſe» genannt wurden.

Pluto (griech. Plutōn), d. i. der Reichthumgeber, Spender des Segens aus der Erde Tiefen, heißt in der griech. Mythologie des Kronos und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder des Zeus und Poſeidon, Gemahl der Perſephone (ſ. Proſerpina), welchem bei der Theilung der Welt unter die drei Brüder die nebelvolle Unterwelt zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrſcher über die Verſtorbenen und heißt daher auch der unterirdiſche Zeus. So weit unter ſeiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben iſt, liegt der Tartarus (Tartaros), mit eiſernen Thoren verſchloſſen. P. iſt furchtbar und ſchrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erweichen: nur dem Orpheus gelang es, ihn durch die ſchmeichelnde Gewalt ſeines Geſanges zur Rückgabe der Eurydike zu bewegen. Er fährt auf einem von vier ſchwarzen Roſſen gezogenen Wagen, die er mit goldenem Zügel lenkt. Sein Helm, den ihm die Cyklopen gearbeitet haben, macht unſichtbar (wie die Nebel- oder Tarnkappe der nordiſchen Sage), daher ſein Name Aides oder Hades, der bei Homer ſtets nur Perſonenname iſt. Die Erinnyen und Charon dienen ihm. Mit den drei Todtenrichtern Aeakos, Minos und Rhadamanthys als Beiſitzern richtet er über alle Thaten der Sterblichen. Dies iſt im weſentlichen die Darſtellung, welche die epiſche Poeſie von dem Weſen dieſes, im Cultus nicht ſehr hervortretenden Gottes gibt. In der Volksanſchauung und beſonders in den Myſterien (ſ. d.) herrſcht dagegen die mildere Auffaſſung vor, nach welcher er hauptſächlich als wohlthätiger Gott, als Spender der Fruchtbarkeit des Erdbodens, insbeſondere des Getreides, betrachtet wird. Heilig war ihm die Cypreſſe, der Buchsbaum und die Narciſſe; geopfert wurden ihm ſchwarze Stiere und Ziegen in dem Dunkel der Nacht. Die Kunſt hat ihn ähnlich ſeinen Brüdern, Zeus und Poſeidon, dargeſtellt, aber mit düſtererm Ausdruck, die Haare in die Stirn herabhängend. Auch unterſcheidet er ſich von ihnen durch ſtärkere Bekleidung, ausgenommen wenn er als Entführer der

Persephone in rascher Thätigkeit erscheint; dann ist er bis auf die Hüften nackt. Neben ihm thront, mit entsprechendem Charakter, Persephone. Seine gewöhnlichen Attribute sind das Scepter und der Cerberus, bisweilen auch der Schlüssel. Indeß finden sich Darstellungen von ihm nicht häufig, da das Alterthum es vorzog, durch Scenen aus andern Mythenkreisen heitere Vorstellungen vom jenseitigen Leben zu erwecken. (S. Unterwelt.)

Plutonisch oder Plutonische Bildung nennen, zum Unterschiede von Vulkanisch (s. d.) und Vulkanische Bildung, die Geologen diejenigen Gesteine, von denen sie voraussetzen, daß dieselben tief im Innern der Erde unter sehr hoher Temperatur gebildet worden sind. Die Laven der Vulkane, welche an der Erdoberfläche selbst oder ganz in deren Nähe in Zerspaltungen erstarren, sind vulkanische Bildungen. Wenn aber dasselbe Material sehr tief im Erdinnern zur Erstarrung gelangt, so wird dies bei viel höherer Temperatur und unter sehr hohem Druck weit langsamer geschehen; das Resultat der Erstarrung wird deshalb höchst wahrscheinlich ein anderes, ein mehr krystallinisches Gestein sein. Die Gesteine, von denen man eine solche Bildungsweise voraussetzt, wie Granit, Syenit, Quarzporphyr, Grünstein u. s. w., nennt man nun eben plutonische, rechnet dazu aber auch solche Gesteine, von denen man vermuthet, daß sie in großer Tiefe, unter hohem Druck und unter hoher Temperatur durch Umwandlung (Metamorphose) aus andern Gesteinen entstanden sind, wie z. B. Gneis und Glimmerschiefer, die deshalb plutonisch-metamorphische Gesteine genannt zu werden pflegen. Den Bildungsvorgang der plutonischen Gesteine kann man natürlich nie beobachten, eben weil er in großer Tiefe stattfindet. Wenn man das Resultat desselben jetzt irgendwo an der Oberfläche findet, z. B. Granit oder Gneis, so kann das nach der ganzen Voraussetzung nur dadurch geschehen sein, daß die ursprüngliche Oberfläche zerstört und bis zu bedeutender Tiefe abgeschwemmt ist. Eine solche Zerstörung und Abschwemmung hat aber allemal viel Zeit in Anspruch genommen, und daher kommt es, daß man an der jetzigen Erdoberfläche nur solche plutonische Gesteine findet, welche vor sehr langer Zeit gebildet worden sind, wenn auch vielleicht ganz ähnliche in der Tiefe noch jetzt gebildet werden sollten. Darum sind die plutonischen Gesteine, die wir kennen, zugleich sehr alte Gesteine.

Plutos, der Gott des Reichthums, war in der Mythologie der Alten nur eine Allegorie. Er heißt Sohn des Jasion und der Demeter, der, wie Hesiod sagt, auf dreimal geackertem Brachfeld in Kretas fruchtbarem Eiland gezeugt sein soll. Der Sinn der Allegorie würde hiernach sein: aus Ackerbau entsteht Reichthum. Die spätere Sage stellt ihn blind dar. Zeus soll ihn geblendet haben, damit er ohne Unterschied an Gute und Böse seine Gaben austheile. Wie es scheint, wurde er gewöhnlich als Knabe mit dem Füllhorn dargestellt.

Pluviāle heißt das große Meßgewand der kath. Geistlichen, welches den ganzen Leib umschließt und vorn mit zwei Haken befestigt wird.

Plymouth, Municipalstadt, Parlamentsborough und fester Kriegshafen in der engl. Grafschaft Devon, an der Eisenbahn, die von hier über Truro bis Penzance führt, während eine Zweigbahn die Verbindung mit Tavystock herstellt, liegt östlich am Plymouth-Sound, einer großen, vielgezackten, von hohen Kalkfelsen umgebenen Bai des Britischen Kanals, die einen der schönsten Häfen der Welt bietet. P. bildet mit dem westl. Devonport (s. d.) und dem zwischen inne liegenden Stonehouse zusammen eine Stadt. Diese «Three Towns» hatten 1821 eine Gesammtbevölkerung von 61212, bei den Zählungen 1851 und 1861 von 102380 und 127382 E. In die Hafenbai fließen außer andern Gewässern der Tamar oder Tamer und der Plym. Das Aestuar des Tamar (Hamoaze), im Süden durch die schöne Landzunge Mount-Edgecombe (mit prächtigem Landsitze) begrenzt, ist der Kriegshafen, das Aestuar des Plym (Catwater) der Handelshafen. Kleinere Buchten sind der Sutton-Pool mit einer Einfahrt zwischen zwei Dämmen und die Mill-Bay, an deren oberm Ende die Docks des Westbahnhofs von 14 Acres Wasserfläche liegen. P. selbst, welches, wie Devonport, zwei Mitglieder in das Parlament schickt und für sich (1861) 62599 E. zählt, ist die älteste, Stonehouse mit 14343 E. die jüngste, Devonport mit 50440 E. (erst 1760 entstanden und bis 1824 Plymouth-Dock oder blos Dock genannt) die schönste der drei Schwesterstädte. Alle drei sind stark befestigt und werden nach Vollendung sämmtlicher Werke eine Garnison von 15000 Mann erfordern. Der Städtecomplex ist vor allem wichtig als Kriegshafen, in welchem fortwährend ein Theil der engl. Marine liegt, und durch die damit verbundenen ungeheuern Anstalten zum Bau und zur Ausrüstung der Schiffe, wie Docks (mit die schönsten in Europa), Werfte, Schmieden, Stückgießereien, Maschinenbauanstalten, Seilereien, Magazine, Arsenale. Eine Wasserleitung, von dem berühmten Sir Francis Drake auf eigene Kosten angelegt, versieht die Stadt mit Wasser vom Dartmoor aus einer Entfernung von 30 engl. M. Das eigentliche P. hat 38 Kirchen

und Kapellen, ein großes Rathhaus, eine Börse und eine Kaufhalle, ein schönes Zollhaus, eine Lateinschule, ein Seminar der Dissidenten, ein im dorischen Stil erbautes Athenäum mit einer Bibliothek und einem Museum, einen Verein für Naturgeschichte, eine Gesellschaft für Pflanzenkunde und Gartenbau, ein Handwerkerinstitut, eine öffentliche Stadtbibliothek und in dem großen, 1811 auf städtische Kosten erbauten Royal-Hotel ein elegantes Theater, Ball-, Concert- und Gesellschaftssäle. Die Hoe oder Wall-Hae ist ein hochgelegener Spaziergang zwischen Sutton-Pool und Mill-Bay. Hier befindet sich ein Botanischer Garten und die 1670 erbaute Citadelle, vor der die starkbefestigte Felseninsel St.-Nichalas liegt. Stonehouse enthält seit 1834 den großen Clarence-Victualling-Yard (Victualienamt), der 14 Acres bedeckt, mit Bäckerei, Brauerei, Magazinen u. s. w., sowie ein großes Seehospital für 1200 Kranke und die Marinekasernen. P. und Devonport haben ausgedehnte Seebäder (königl. Unionsbäder). Auch ist eine Mineralquelle «Victoria-Spa» vorhanden. Etwas über 3 M. im Südsüdwesten vom Hafen und 1,8 M. vom Ramhead, dem Cap am Eingange zum Plymouth-Sound, steht auf der Felsklippe Eddystone das 1757—59 vom Ingenieur Smeaton vollendete, durch die Kühnheit seines Baues berühmte, 80 F. hohe Eddystone-Lighthouse. Noch berühmter aber ist der 1812—49 ausgeführte Riesenbau des Breakwater, d. h. Wasser- oder Wellenbrecher, durch den die Bai gegen alle Stürme gesichert wird. Die Industrie P.s ist, soweit sie nicht mit der Versorgung der Marine zusammenhängt, unbedeutend und beschränkt sich auf Glas-, Seife- und Stärkefabrikation, Zuckersiederei und Brennerei. Schwunghafter wird der Handel betrieben. Besonders stark ist die Einfuhr von Holz aus Nordamerika und den Ostseehäfen. Auch die Fischerei ist von Belang. 1860 gehörten zum Hafen von P. 445 Schiffe von 45640 Tons Tragfähigkeit. Dampfschiffe verbinden P. mit den Kanalinseln und den Haupthäfen Englands und Irlands. Die Dampfboote der Union-Steam-Ship-Company gehen von hier regelmäßig innerhalb 34 Tagen nach dem Cap der Guten Hoffnung. Nachdem P. von Heinrich VI. zum Baraugh erhoben und 1439 incorporirt worden, wuchs es zu einem bedeutendern Handelsplatz empor und wurde 1512 stärker befestigt. 1588 war hier die engl. Flotte von 120 Segeln unter Drake, Howard und Hawkins zum Angriff auf die span. Armada versammelt, und 1595 wurden daselbst die gelandeten Spanier von Sir Godalphin zurückgeschlagen. Von P. lief sodann 1596 die engl. Flotte gegen Cadix aus. Weil sich die Stadt für das Parlament erklärte, mußte sie 1643 eine drei Monate lange Belagerung durch die Königlichen aushalten. Am 26. Aug. 1652 wurde hier die engl. Flotte unter Ascue vom holländ. Admiral Ruyter geschlagen. Karl II. erbaute die Citadelle und erhob seinen natürlichen Sohn Fitz-Charles zum Grafen von P. Seitdem Wilhelm III. P. zum königl. Seeorsenal bestimmt hatte, gewann die Stadt immer mehr an Bedeutung und blieb lange der zweite Flottenhafen Großbritanniens, von dem die wichtigsten Expeditionen im Krieg und Frieden ausgingen. Im Aug. 1779 wurde P. von der franz.-span. Flotte unter d'Orvilliers und Cardova ohne Erfolg gegen Admiral Hardy bedroht. 1815 ankerte hier der Bellerophon mit Napoleon I. vor der Abfahrt nach St.-Helena, und 1828 stationirte zu P. eine Zeit lang die russ. Flotte. In P. bildete sich in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts die chiliastische Sekte der «Plymouth-Brüder», die sich dann in Exeter, London und andern Städten ausbreitete und, jedem kirchlichen Verbande abhold, das Plymouthsystem gründete, nach welchem sie die Wiederkunft Christi und damit das Reich Gottes erwartete. Ihr Haupt wurde später Darby, der 1840 in der Schweiz die Sekte der Darbyisten stiftete.

Plymouth, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im Unionsstaate Massachusetts, an der Cod-Bay, 8¼ M. südöstlich von Boston, an der Old-Colony-Bahn in angenehmer Gegend gelegen, ist ein gutgebauter Seeplatz mit geräumigem, aber flachem Hafen und (1860) 6274 E., die hauptsächlich mit Küstenschiffahrt und Fischfang, mehr noch mit Fabrikation von Segeltuch, Tauwerk, Baumwollzeugen und Garn sowie von Eisenwaaren u. s. w. beschäftigt sind. Die Stadt ist die älteste in Neuengland und wurde 22. Dec. 1620 durch 101 aus England eingewanderte Puritaner, die sog. Pilgerväter (Pilgrim Fathers) gegründet. Die so erfolgreich gewordene Landung wird noch jetzt jährlich in der von der Pilgrim-Society 1824 gegründeten Pilgrim-Hall gefeiert. Die Plymouth-Colony wurde erst 1692 mit der jüngern Massachusetts-Colony vereinigt.

Pneuma (griech. Hauch, sodann Geist) heißt in der Kosmologie der Gnostiker der geistige, von dem höchsten, ewigen und guten Gott abstammende Lebenskeim in der Welt und zugleich das der Menschennatur eingepflanzte göttliche Vernunftvermögen. Dem P. steht die Psyche (s. d.) als der physische und sinnliche Lebenskeim, ein Werk des Demiurgen, und die Hyle (s. d.) oder

Materie als das böſe Princip entgegen. Alles Heil des Menſchen beſteht nach der gnoſtiſchen Philoſophie darin, daß das P. den Sieg über die Pſyche und Hyle gewinne, aus der Gewalt des Demiurgen ſich befreie und zu dem höchſten guten Gott zurückkehre. Dazu ſollte die Asceſe und das contemplative Leben führen. Hiernach beſtimmten die Gnoſtiker das Menſchengeſchlecht nach drei Seiten hin, indem ſie die Heiden unter die Herrſchaft der Hyle, die Juden unter die Gewalt des Demiurgen ſtellten, die Chriſten aber als die Pneumatiſchen (πνευματικοί) anſahen. Von Chriſtus war nämlich, nach ihrer Philoſophie, der höchſte Gott geoffenbart worden, der, über alles Sein erhaben, eine Welt ſeliger Geiſter ausgehen ließ. Lichtfunken aus ihm waren die menſchlichen Geiſter (πνεύματα). Die Theorie über die geſammte Geiſterwelt heißt Pneumatologie. Manche betrachteten auch den Heiligen Geiſt als P., und diejenigen Kirchenlehrer, welche gegen Athanaſius die Gleichheit des Weſens des Heiligen Geiſtes mit dem Vater und dem Sohne leugneten, erhielten den Namen Pneumatomachen.

Pneumatiſch (von dem griech. Worte pneuma, d. i. die Luft, Hauch, Wind), wird häufig bei Bezeichnung phyſik. und techniſcher Apparate gebraucht. So heißt Pneumatiſch-chemiſcher Apparat oder Pneumatiſche Wanne eine Vorrichtung, um luftförmige Stoffe darſtellen oder auffangen und deren Eigenſchaften unterſuchen zu können. Zur Abſperrung der atmoſphäriſchen Luft von der zu unterſuchenden Luft bedient man ſich des Waſſers, und bei Luftarten, die ſich mit dem Waſſer vermiſchen, des Queckſilbers. — Pneumatiſcher Telegraph oder Pneumatiſche Klingel nennt man die Signalcommunication zwiſchen verſchiedenen Theilen eines Gebäudes oder verſchiedenen Gebäuden, welche auf Anwendung des Luftdrucks beruht. An jedem der beiden miteinander communicirenden Orte befindet ſich ein kleines Metallgehäuſe, deſſen eine Wand durch eine Kautſchukplatte gebildet wird. Beide Metallgehäuſe hängen durch ein dünnes Kautſchukrohr zuſammen. Drückt man die Kautſchukplatte an der einen Station mit dem Daumen in das Gehäus hinein, ſo wird die Kautſchukplatte an der andern Station durch die Wirkung der comprimirten Luft herausgepreßt und ſetzt dadurch einen Hebel und durch dieſen den Klöppel einer Klingel in Bewegung. — Neuerdings iſt das Princip der Atmoſphäriſchen Eiſenbahn (ſ. d.) zur Herſtellung des ſog. Pneumatiſchen Transports benutzt worden. Statt nämlich die auf den im Verbindungsrohr zwiſchen den Stationen hingleitenden Kolben wirkende Kraft des Luftdrucks auf außerhalb des Rohrs befindliche Waggons zu übertragen, wie es bei jener Eiſenbahn geſchieht, hat man im Verbindungsrohre ſelbſt einen kleinen, zum Transport von Paketen geeigneten Karren an den Kolben angehängt. Auf dieſe Weiſe werden z. B. in London zwiſchen dem Hauptpoſtamte und den übrigen Poſtämtern, und ähnlich auch in Berlin die Briefbeutel mit großem Vortheil und Zeitgewinn expedirt. Das Auspumpen des Rohrs vor dem Kolben geſchieht durch den Ventilatoren ähnliche Centrifugalluftpumpen. In der Centraltelegraphenſtation in Berlin expedirt man die im Parterre aufgegebenen Depeſchen ebenfalls pneumatiſch in den, im obern Stockwerk gelegenen Telegraphirſaal, nur daß man hier ſtatt der Luftverdünnung vielmehr Verdichtung anwendet. Die beiden Räume ſind durch ein Rohr verbunden; die aufgegebene Depeſche wird unten in eine leichte Büchſe gelegt, welche in dem Rohr mit geringer Reibung auf- und abgleiten kann. Dann wird durch einen Tritt auf einen mit dem Rohre communicirenden Balg die Luft in dem Rohre unterhalb der Büchſe verdichtet und die Büchſe dadurch in die Höhe geſchleudert.

Pneumonie, ſ. Lunge.

Pnyx hieß in Athen der Platz, auf welchem ſich die Bürger zur Volksverſammlung (Ekklesia) zuſammenfanden; auch die Volksverſammlung ſelbſt wurde nicht ſelten ſo genannt. Dieſer Platz befand ſich auf dem mittlern der im Weſten der Stadt Athen ſich hinziehenden Hügel, über deſſen höchſten Rücken die Stadtmauer hinlief; an der öſtlichen, der Stadt zugekehrten Seite deſſelben ſieht man noch jetzt eine durch eine mächtige Subſtructionsmauer geſtützte, etwas geneigte Fläche von halbkreisförmiger Geſtalt, die gegen Weſten durch eine künſtlich abgearbeitete Felswand abgeſchloſſen wird; aus der Mitte dieſer Felswand tritt ein auf drei Stufen ruhender Felswürfel hervor; die Spuren eines zweiten, ganz ähnlichen Felswürfels hat man neuerdings weiter abwärts auf der Fläche, in gleicher Linie mit dem obern, gefunden. Offenbar wurde, je nach der Richtung des Windes, bald der eine, bald der andere Felswürfel als Rednerbühne (Bema) benutzt. Für das Volk waren auf der geräumigen, nach vorn mit einem Gitter oder einer Mauer umſchloſſenen Fläche einfache Sitze theils aus Stein, theils aus Holz angebracht. Zwar haben einige neuere Gelehrte, wie Ulrichs, Welcker und Curtius, in dem obern Felswürfel einen Altar des «höchſten Zeus», in der ganzen Anlage eine uralte Cultſtätte erkennen und den Platz der Volksverſammlung anderswohin, an die Abhänge des ſüdlichern Hügels, des Muſeion,

verlegen wollen; allein dieſe Anſicht iſt weder mit der Beſchaffenheit der Oertlichkeiten noch mit den Zeugniſſen der alten Schriftſteller zu vereinigen. Uebrigens wurden ſchon ſeit den macedoniſchen Zeiten die Volksverſammlungen meiſtentheils im Theater abgehalten und die alte P. nur noch für die Verſammlungen zur Wahl der Beamten benutzt, ja in der röm. Kaiſerzeit ſcheint ſie ganz außer Gebrauch gekommen zu ſein.

Po, bei den Alten Eridanus, auch Padus, der größte Fluß in Italien und einer der wenigen Ströme Europas, die gegen Oſten fließen, entſpringt in den Cottiſchen Alpen am Col de Porco, zwiſchen dem Monte Viſo und dem Monte Granero, an der ital.-franz. Grenze, in einer Höhe von 6000 F. Er fließt von W. nach O., bei den Städten Turin, Caſale, Pavia, Piacenza, Cremona, Guaſtalla und Oſtiglia vorbei und ergießt ſich, nach einem Laufe von 90 M., in vier Hauptmündungen in den Venetianiſchen Meerbuſen. Er iſt im Verhältniß zu ſeinem kurzen Laufe ſehr waſſerreich, wird ſchon oberhalb Turin ſchiffbar und fließt meiſt ſehr ſchnell. Die beträchtlichſten Nebenflüſſe deſſelben ſind links die Dora Riparia und Dora Baltea, Seſia, der Ticino oder Teſſina, die Olona, der Lambro, die Adda, der Oglio und Mincio, rechts der Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebbia, Taro, Enza, Croſtalo, Secchia, der Panaro und Reno. Der Po iſt für Oberitalien als Haupthandelsſtraße ſehr wichtig; in ſeinem Unterlaufe richtet er jedoch trotz der ihn einengenden koſtbaren Dämme durch Ueberſchwemmungen großen Schaden an. Sein Gebiet wird auf 1872 Q.-M. berechnet und umfaßt Ebenen, die zu den fruchtbarſten und bevölkertſten Europas gehören, ſowie Alpenthäler und Alpenſeen, welche, wie der Lago-Maggiore, Lago di Como und Lago di Garda, durch ihre bezaubernden Reize gleichfalls europ. Berühmtheit haben. Von den vier Hauptarmen ſeines ſtets ſich erweiternden Deltas, dem Po di Goro, Po Grande oder della Maeſtra, Po della Donzella oder Gnocca und Po della Tolle, werden gegenwärtig der Po di Goro und der Po della Donzella am häufigſten benutzt, da die andern wegen ihres ſeichten Waſſers nur ſelten befahren werden können. Der Po trägt Laſten bis zu 3000 Ctrn. und wird auch mit Dampfbooten befahren. Die Schiffahrt iſt ſehr lebhaft und der Verkehr wird durch die überaus zahlreichen, ſeine großentheils ſchiffbaren Nebenflüſſe verbindenden Kanäle bedeutend befördert und erweitert.

Poa L., Rispengras, eine zu den Gramineen gehörende Gräſergattung, deren theils ausdauernde, theils einjährige über die ganze Erde zerſtreuten Arten mehrblütige, ei- aber lanzettförmige, ſtark zuſammengedrückte, in Rispen geſtellte Aehrchen mit grannenloſen Zwitterblüten beſitzen. Unter den einheimiſchen Arten ſind das auf allen Wieſen und Grasplätzen wachſende Wieſenrispengras (P. pratensis L.), das viel höhere, durch rauhe Blattſcheiden und Rispenäſte ausgezeichnete gemeine Rispengras (P. trivialis L.), welches ſich an Gräben, Hecken, auf feuchten Grasplätzen und Wieſen findet, und das ſpätblühende Rispengras (P. serotina Gand.), von voriger Art durch glatte Blattſcheiden und gelbgefleckte Kronenſpelzen unterſchieden, das auf ſandigem Boden wächſt und ſich zum Anbau mit Klee empfiehlt, als beſonders gute Futtergräſer hervorzuheben.

Pocci (Franz, Graf), Dichter, Zeichner und Muſiker, geb. 7. März 1807 zu München, iſt der Sohn des Grafen Fabricius P. (geb. 26. Oct. 1766 zu Viterbo), welcher, einem alten römiſchen, noch gegenwärtig zu Viterbo und um Toscanella domicilirenden Patriciergeſchlechte entſtammend, 1781 als Edelknabe an den Hof des Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz kam und als bair. Generallieutenant und Oberſthofmeiſter der Königin Thereſe von Baiern 1. Febr. 1844 zu München ſtarb. Franz P. erhielt ſeine Erziehung im älterlichen Hauſe, beſuchte das Lyceum zu München, widmete ſich dann zu Landshut und München 1825—28 juriſt. und kameraliſtiſchen Studien und trat hierauf bei der königl. Regierung in München ein. Durch das Beiſpiel ſeiner Mutter, Franziska Xaveria, geborenen Freiin von Paſch (geb. zu Dresden 1776, geſt. 11. März 1849), welche mit Erfolg die Nadirkunſt und Malerei übte, ſchon frühzeitig für die Zeichenkunſt gewonnen, bekundete er ſein Talent zuerſt durch ſeine Sangweiſen mit Randzeichnungen, wie «Blumenlieder», «Sechs altdeutſche Minnelieder» (1836), «Bilbertöne für das Klavier» (1835), die Volkslieder u. dgl. im «Feſtkalender», den er mit Guido Görres und andern ſeit 1834 zu München heftweiſe herausgab. Bereits 1830 hatten P.'s künſtleriſche Anlagen ſeine Ernennung zum Ceremonienmeiſter veranlaßt, in welcher Stellung er zur Ausbildung ſeiner innern Lebensrichtung und Fähigkeiten hinlängliche Muße fand. Den König Ludwig I. und den damaligen Kronprinzen Maximilian begleitete er auf mehrmaligen Reiſen nach Italien. 1847 wurde er zum Hofmuſikintendanten und 1864 zum Oberſtkämmerer ernannt. Graf P. hat zahlreiche Bücher, Campaſitianen und Zeichnungen theils ſelbſt verfaßt, theils illuſtrirt.

Vieles lieferte er für die «Fliegenden Blätter» (wie z. B. den «Staatshämorrhoidarius»), die «Münchener Bilderbogen» u. s. w. Außer mehrern kleinen Singspielen für Privattheater componirte er die Oper «Der Alchymist», die in München zur Aufführung kam. Andere Compositionen, wie Sonaten, Gesangstücke u. s. w., sind im Druck erschienen. Am bekanntesten wurde P. durch seine literarisch-artistische Thätigkeit, welche der Kinderwelt oder dem Volksthümlichen gewidmet ist. Von diesen Arbeiten sind besonders zu nennen: «Legende von St.-Hubertus» (1840); «Ein Büchlein für Kinder» (Schafft. 1843); «Soldatenlieder» (Lpz. 1842); «Jägerlieder» (Landsh. 1843; neue Aufl. 1854); «Studentenlieder» (Landsh. 1845); «Geschichten und Lieder in Bildern» (3 Bde., Münch. 1840—45); «Dramatische Spiele für Kinder» (Münch. 1850); «Lustiges Bilderbuch» (Münch. 1852); «Alte und neue Kinderlieder» (Lpz. 1852); «Frühlingslaube für gute Kinder» (3. Aufl., Frankf. 1853); «Was du willst!» (Münch. 1854); das Droma «Gevatter Tod» (1855); «Neues Kasperltheater» (1855); «Die Jahreszeiten», dramatische Spiele (1856); «Lustiges Komödienbüchlein» (2 Bde., 1859); das Volksdroma «Karfunkel» (1860); «Der Landsknecht» (1861); «Todtentanz» (12 Blatt, 1862); «Namenbilder» (1865); «Herbstblätter» (1866) u. s. w. Seine eigenen «Dichtungen» gab P. in einer Sammlung heraus (Schafft. 1843). Sonst lieferte er noch Radirungen zu Grimm's «Deutschen Volksmärchen» und Schreiber's «Märchen», ferner Illustrationen zu Kobell's «Schnadahüpfln», Andersen's «Tales from Denmark», zu Güll's «Kinderheimat», einigen engl. Kinderschriften u. s. w. Seine Zeichnungen tragen im höchsten Grade das Gepräge reiner Eindrücke und zeigen eine Anmuth, die in der Kindlichkeit ihre Quelle hat; reine Kindlichkeit ist das Charakteristische von P.'s Talent.

Pochwerke nennt man im Berg- und Hüttenwesen diejenigen Anlagen, in welchen die Erze zerkleinert werden, um sie aufzuschließen und die taube Gangart davon zu trennen. Die P. sind wie die Stampfmühlen gebaut. In den Kesseln oder Kufen, welche meist von Eisen oder starkem Quarz sind, befindet sich das Erz und wird dort durch schwer auffallende Stampfen, welche durch eine Daumenwelle abwechselnd gehoben werden, in kleine Stücken, selbst in Staub zerpocht. Ist es nur auf die Zerkleinerung abgesehen, so ist das Werk ein Trockenpochwerk. Bei den meisten aber wird das Pochmehl auf den Setz- und Waschherden zugleich gewaschen. Durch das dabei angewendete Wasser werden die Bestandtheile der Gangart, je nach ihrer specifischen Schwere, mittelbar also je nach ihrem Metallgehalte, auf den Setzherden sortirt, indem die leichte Gangart sich am längsten im Wasser schwebend erhält, die metallreichsten Theile also zuerst sich absetzen.

Pöcile, griech. Poikile Stoa, «die bunte Säulenhalle», hieß eine von Peisianax dem Schwager des Kimon errichtete lange Halle an der Nordwestseite der athenischen Agora (des Marktplatzes), deren Wände mit großen histor. Gemälden von dem berühmten Maler Polygnotos und seinen Schülern Mikon und Panänos geschmückt waren; auf der Wand zur Rechten war die Schlacht bei Marathon, auf der langen Rückwand die Eroberung von Ilion (Troja) und der Kampf der Athener mit den Amazonen, auf der linken Wand ein Treffen zwischen den Athenern und Lacedämoniern bei Oinoë in Argolis dargestellt. Die Halle war hauptsächlich zum Spazierengehen und zu geselligen Vereinigungen verschiedener Art bestimmt, auch wurden nicht selten wissenschaftliche Vorträge darin gehalten, wie z. B. von dem Philosophen Zeno, dessen Schüler und Anhänger davon für alle Zeiten den Namen «Stoiker» führten. Vgl. Göttling, «Die Stoa Poikile» in seinen «Gesammelten Abhandlungen aus dem classischen Alterthum» (Bd. 2, Münch. 1863). Auch in Sicyon (s. d.) gab es eine Poikile Stoa, welche eine Gemäldegalerie enthielt.

Pocken, s. Blattern.

Pockenholz, s. Guajak.

Podägra, d. h. Fußgicht, ist die häufigste und normalste Form der Gicht (s. d.). Der Podagraanfall tritt meistens plötzlich, gewöhnlich des Nachts ein, indem sich ein lebhafter, nagender, reißender Schmerz mit Geschwulst und Röthung im Ballen der großen Zehe des einen Fußes, selten beider Füße, entwickelt. Hierzu gesellt sich meist Fieber, welches abends stärker wird, gegen Morgen aber unter Schweiß und Milderung der Schmerzen nachläßt. In der Zeit von einer bis gegen drei Wochen vermindern sich das Fieber, die Schmerzen und die Geschwulst, die geröthete Haut schuppt sich ab und die Gesundheit kehrt in ihrem frühern Maße zurück. Oft tritt aber nach einem Zeitraume von einem, ja selbst zwei bis drei Jahren ein neuer Anfall ein, der sich dann immer öfter, zwei-, selbst dreimal im Jahre, zuletzt in ganz unregelmäßigen Zeitabschnitten wiederholt und sich endlich in die chronische Gicht verwandelt. Durch zweckmäßige Behandlung, namentlich durch eine passend gewählte Diät, reichlichen Genuß von Wasser, kann viel zur Verminderung der Krankheit gethan, ja selbst die Anlage dazu ganz beseitigt werden.

Vielleicht beruht auf ſolchen Umſtänden (z. B. auf dem Genuß beſſerer und leichterer Weine, auf der ſeltener werdenden Völlerei, auf dem zeitigen Gebrauch vorbauender Trink- und Badecuren) die auffällige Seltenheit des echten Sydenham'ſchen P. in unſerer Zeit.

Podeſtà (vom lat. potestas) heißt in Italien die erſte obrigkeitliche Perſon einer Stadt und iſt demnach gleichbedeutend mit Bürgermeiſter. In den ital. Republiken des Mittelalters war der P. häufig mit der höchſten Gewalt bekleidet.

Podiebrad und Kunſtat (Georg Boczko von), der Sohn Herant's von Kunſtat und Podiebrad, eines angeſehenen und vermöglichen böhm. Herrn der huſſitiſchen Partei, war 1420 geboren. Schon als Jüngling ſtürzte er ſich mit allem Feuer ſeines kräftigen Geiſtes in die huſſitiſchen Bewegungen, ſtand aber nebſt ſeiner Familie während der Regierung König Sigismund's auf der gemäßigten Seite. Als nach Sigismund's Tode die kath. Herren mit den prager Städten und Kuttenberg 1438 die Wahl Albrecht's V. von Oeſterreich (als deutſcher König Albrecht II.) durchſetzten, ſchloß auch P. den utraquiſtiſchen Ständen in Tabor ſich an und rief Kaſimir von Polen zum böhm. Könige aus. Von Albrecht mit Krieg überzogen, rettete P. durch kühnen Ueberfall die Häupter der Utraquiſten vom ſichern Untergange, entſetzte Tabor und zwang Albrecht, ſich nach Prag zurückzuziehen. Von da an ſtand P.'s Anſehen unter den Utraquiſten feſt; nach Lipa war er der erſte Mann dieſer Partei. Als nach Albrecht's Tode (1439) Lipa für den unmündigen König Ladislaus die Regentſchaft führte, wurde P. Kreishauptmann in dem utraquiſtiſchen Königgrätz. Nach Lipa's Tode erlangte er 1444 die Statthalterſchaft ſelbſt. Er zog nun feſter die ganze utraquiſtiſche Partei in ſeine Plane, überrumpelte 1449 plötzlich des Nachts die Hauptſtadt, verdrängte alle kath. Reichsbarone und Beamten und nahm ſogar Meinhardt von Neuhaus, ſeinen Collegen in der Statthalterſchaft, gefangen. Der darüber ausgebrochene Krieg mit Ulrich von Neuhaus endete 1450 mit der Freilaſſung Meinhardt's, worauf P. den Markgrafen Friedrich von Meißen wegen ſeiner Theilnahme an dieſem Kriege züchtigte, bis Altſtadt Dresden vordrang und Gera eroberte. Endlich, 1451, wurde P. von dem ganzen Lande als Statthalter anerkannt. Als Ladislaus 1457 geſtorben, benutzte P. die Lage der Dinge ſo trefflich, daß er von den verſammelten Ständen einſtimmig zum König ausgerufen und ſogleich gekrönt wurde (7. Mai 1458). Von nun an entwickelte er die volle Macht ſeines Geiſtes. Er richtete das Schul- und Kirchenweſen ein und ſorgte für eine friedliche Beilegung der religiöſen Streitigkeiten. Auch verwies er bei den immer ſich wiederholenden Klagen der Katholiſchen 1461 die Taboriten, die Picarditen und andere Sekten des Landes und bat ſogar den Papſt um neue Beſtätigung der Compactaten, weil man dies wünſchte. Doch der Papſt verweigerte das Verlangte und erklärte P. im Dec. 1463 öffentlich für einen Ketzer. Zwar gingen von allen benachbarten Fürſten Ermahnungsſchreiben zur Mäßigkeit und zum Frieden nach Rom; allein ſtatt aller Antwort that Pius II. P. in den Bann. Sehr bald verleitete der ränkekundige Legat Rudolf die Katholiſchen zur Empörung. P. bot alle Verſöhnungsmittel auf; allein ſie waren umſonſt. Im Sept. 1466 brach ſogar ein deutſches Kreuzheer in Böhmen ein, das indeß bei Rieſenberg vernichtet wurde. Der Papſt aber ließ den Bannſtrahl wiederholen und bewog den König Matthias von Ungarn, in Mähren einzufallen. P. proteſtirte öffentlich an ein allgemeines Concil, rief die verjagten taboritiſchen Helden aus der Fremde wieder zurück und demüthigte ſeine empörten Unterthanen. Er ſchlug ein ſchleſ. Kreuzheer bei Münſterberg und Frankenſtein und ein deutſches bei Neuern und erzwang, als auch Kaiſer Friedrich ihn verrieth, einen vortheilhaften Waffenſtillſtand. Im folgenden Jahre rückte ſein Sohn Victorin nach Oeſterrich und verwüſtete es; die nach Böhmen eingedrungenen Ungarn wurden bei Wilemow eingeſchloſſen und zum Waffenſtillſtand gezwungen. Trotz P.'s Großmuth verrieth ihn doch König Matthias ſchon im folgenden Jahre und ließ ſich in Olmütz zum König von Böhmen und Markgrafen von Mähren krönen. Sogleich berief P. einen Landtag nach Prag und ſchlug den verſammelten Ständen den Thronfolger in Polen zu ſeinem Nachfolger vor, während ſeine Söhne blos das Familienvermögen erben ſollten. Nur mit Zögern, aber der Forderung des Königs weichend, nahmen die Stände den Vorſchlag an. Sofort trat Polen auf P.'s Seite; auch Kaiſer Friedrich erklärte ſich wieder für ihn; ſelbſt die kath. Unterthanen ſöhnten ſich mit ihm aus, ſodaß die Ungarn ohne Schwierigkeit zum Frieden gezwungen wurden. Doch wenige Monate darauf, 22. März 1471, ereilte P. der Tod. Seine Söhne Victorin und Heinrich von Münſterberg traten in die Reihe der böhm. Herren zurück, leiſteten aber ihrem Vaterlande in den folgenden ſtürmiſchen Tagen noch viele große Dienſte. Vgl. Jordan, «Das Königthum Georg's von P.» (Lpz. 1861).

Podium, eigentlich der hervorragende Austritt oder Erker eines Gebäudes, hieß im röm.

Circus vorzugsweise die unterſte Sitzreihe, die ſich an den beiden langen und der kurzen Seite hinzog und zugleich den maſſiven Unterbau für die höher aufſteigenden übrigen Sitzreihen bildete. Das P. hatte einen ziemlich breiten Raum zum Herumgehen, war der beſſern Ausſicht und der Sicherheit wegen in einer beträchtlichen Höhe errichtet, überdies mit einem eiſernen Geländer verſehen und diente zur Aufnahme der vornehmſten Perſonen, der Glieder der kaiſerl. Familie, der höchſten Magiſtrate und Prieſter; doch waren die Sitze hier nicht feſt beſtimmt, ſondern die Bevorzugten mußten ſich ihre Stühle dorthin bringen laſſen. Andere verſtehen unter P. noch eine beſondere kaiſerl. Loge mit Fenſtern und einer Thür, die nach Belieben geöffnet und geſchloſſen werden konnte. Jetzt bezeichnet man damit den vorderſten Theil der Schaubühne, der durch den Vorhang abgeſchnitten wird.

Podlachien oder Podleſien hieß eine mit zahlreichen Waldungen bedeckte, öſtlich von Warſchau zwiſchen Maſovien und Litauen gelegene, vom Bug durchſtrömte Wojwodſchaft in Altpolen, deren Hauptorte Bielsk und Drohiczyn waren. Auch nach Errichtung des ruſſ. Königreichs Polen wurde eine Wojwodſchaft P. genannt, die Siedlce zum Hauptort hatte, die aber nur wenige Theile des ehemaligen P. umfaßte und 1844 aufgehoben wurde.

Podolien, ein Gouvernement des europ. Rußland von 770,76 Q.-M., zu den Provinzen Weſtrußlands gehörig, begreift die frühere Wojwodſchaft gleiches Namens ſowie einen Theil der frühern Wojwodſchaft Braclaw, die bis zu den Theilungen Polens zu Kleinpolen gehört hatten, durch Katharina II. aber 1793 und 1795 dem ruſſ. Reiche wieder einverleibt und 1796 in das gegenwärtige Gouvernement umgeſchaffen wurden. P. grenzt an die Gouvernements Volhynien, Kiew und Cherſon, an die Provinz Beſſarabien und an das Königreich Galizien. Es hat ein ſehr mildes Klima und gehört zu den geſegnetſten und fruchtbarſten Ländern Rußlands, wo überall eine ſehr üppige Vegetation ſich zeigt, wie dies namentlich vom Bug bis zum Dnjeſtr, von Mohilew bis Kamenez der Fall iſt. Auch iſt es reich an romantiſchen, zum Theil felſigen Gegenden; grotesk iſt die ſteile Bergreihe beim Dorfe Dumanow, die plötzlich 550 F. über das Niveau der Smotriza emporſteigt und ſchroff und maleriſch zerriſſen in die Ebene abfällt. Der Dnjeſtr, der gegen Beſſarabien die ſüdl. Grenze der Provinz bildet, und der Bog ſind die Hauptflüſſe. Alle Getreide- und Obſtarten gedeihen vortrefflich. Der Weizen iſt der ſchwerſte, den man kennt. Derſelbe bildet den Hauptausfuhrartikel, und ſchon im 15. Jahrh. wurden Griechenland und die Inſeln des Archipelagus durch venet. Kaufleute mit Weizen aus P. verſorgt. Buchweizen, Mais, Hirſe, Flachs und Hanf ſowie Taback und Hopfen werden zudem in großer Menge angebaut. An Waſſermelonen (Arbuſen), Wein- und Maulbeeren iſt ebenfalls Fülle vorhanden, dagegen fehlt es an Waldungen. Die Viehzucht wird durch die ſchönen Weideplätze begünſtigt, und podoliſche Ochſen werden ſelbſt bis nach Berlin ausgeführt. Auch gibt es gute Geſtüte. Handel, meiſt in den Händen der zahlreichen Juden, und Induſtrie ſind nicht ſehr erheblich. Unter den Einwohnern, deren Zahl ſich 1864 auf 1,868857 Seelen beläuft, bilden die Kleinruſſen (die Bauern) die Mehrzahl. Außerdem gibt es hier viele Polen, denen vorzüglich der Adel angehört, Juden, Armenier und Griechen als Kaufleute und Handwerker, Deutſche und Moldauer als Coloniſten und Zigeuner. Großruſſen bilden beſonders den Beamtenſtand. Auch haben ſich hier viele von der Sekte der Philipponen niedergelaſſen. Die Hauptſtadt iſt Kamenez (ſ. d.).

Poë (Edgar Allan), amerik. Dichter, ward im Jan. 1811 zu Baltimore aus einer angeſehenen Familie geboren. Sein Vater, der ſich dem Wunſch ſeiner Angehörigen entgegen der Bühne gewidmet hatte, ſtarb früh in großer Armuth, worauf der Pathe Edgar's, der reiche Kaufmann Allan, den ſchönen und geiſtvollen Knaben adoptirte, ihn 1816 mit nach England nahm und ihn fünf Jahre die Schule in Stoke-Newington beſuchen ließ. 1822 kehrte P. mit ſeinem Pflegevater nach Richmond in Virginien zurück und bezog 1825 die Jefferſon-Univerſität in Charlottesville, wo er ſich zwar durch ſeine Fähigkeiten auszeichnete, aber bald einem ausſchweifenden Leben hingab. Als ſein Wohlthäter ſich weigerte, die Schulden P.'s zu bezahlen, ſchiffte er nach Europa über, in der Abſicht, für Griechenland gegen die Türken zu kämpfen. Indeſſen gelangte dieſer Vorſatz nie zur Ausführung. Nach einem Jahre tauchte er plötzlich in Petersburg auf und wurde hier aus einer äußerſt bedrängten Lage durch den amerik. Geſandten gerettet, der ihm die Mittel verſchaffte, in ſein Vaterland zurückzukehren. Er ſöhnte ſich jetzt mit Allan wieder aus und beſchloß, in die Armee einzutreten, zu welchem Zweck er ſich 1829 in die Militärakademie von Weſtpoint aufnehmen ließ. Schon nach zehn Monaten ward er jedoch ſeiner Unregelmäßigkeiten halber relegirt, und da ſein Pflegevater endlich die Hand von ihm abzog, ſo ließ er ſich aus Noth als gemeiner Soldat anwerben, deſertirte aber ſehr bald

und wandte sich nunmehr der literarischen Thätigkeit zu, die er bereits nach seiner Entfernung aus Westpoint begonnen hatte. Im Oct. 1833 erhielt er einen Preis, der in Baltimore für die beste Erzählung ausgeschrieben worden, und 1835 wurde er von dem Eigenthümer des dortigen «Southern Literary Messenger» mit der Redaction dieses Blattes betraut, mußte aber 1837 wegen seines unordentlichen Lebenswandels entlassen werden. Hierauf siedelte er nach Neuyork über, wo er 1838 seine erste größere Erzählung, «Arthur Gordon Pym», erscheinen ließ, die seinen Ruf begründete. Im Mai 1839 übernahm er die Leitung des «Gentleman's Magazine» in Philadelphia, die er ebenfalls nach kurzem wieder verlor, da er namentlich der unheilvollen Leidenschaft für starke Getränke nicht entsagen konnte. Trotzdem zeigte sich in den «Tales of the Grotesque and the Arabesque» (2 Bde., Philad. 1840) sein Talent in dem glänzendsten Lichte; am meisten Aufsehen erregte jedoch das Gedicht «The Raven», das in meisterhaftem Versefluß und phantastischem Schwung von keinem andern Product der amerik. Dichtkunst erreicht wird. Ende 1844 ging der ruhelose Poet wieder nach Neuyork, wo er Mitarbeiter am «Mirror» wurde und außer einer Sammlung kleiner Gedichte die «Murders of the Rue Morgue» herausgab, die seinen Ruhm in Frankreich verbreiteten, aber auch durch seine «Sketches of the Literati of New-York» sich in persönliche Streitigkeiten verwickelte, die seinem Charakter wenig Ehre machten. Ueberhaupt sank P. von nun an immer tiefer, und im Herbst 1846, wo er mit seiner kranken Gattin unweit Neuyork in größter Dürftigkeit lebte, mußte er förmlich die Wohlthätigkeit des Publikums anrufen. Nachher schrieb er wieder für Zeitschriften und trug im Febr. 1848 vor einem glänzenden Auditorium seine «Eureka», eine philos. Dichtung in Prosa vor, welche durch die darin entwickelten pantheistischen Ideen Anstoß gab. Da auch seine Frau inzwischen gestorben war, so verließ P. im Aug. 1849 Neuyork, ging erst nach Philadelphia und dann nach Richmond, wo er sich dem Mäßigkeitsverein anschloß. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich wieder zu verheirathen und ein neues Leben zu beginnen, als er zum Unglück in Baltimore einigen seiner frühern Genossen begegnete, die ihn zu einem Trinkgelage verleiteten, dessen Folgen seinem geschwächten Körper verderblich wurden. Vom Delirium tremens befallen, mußte er ins Hospital gebracht werden und starb hier 7. Oct. 1849. P. war ein Mensch von seltenen Geistesgaben, die er aber in Ausschweifungen vergeudete. Wie in seinen eigentlichen Poesien, bekundet sich auch in seinen Novellen und Erzählungen die wilde, düstere, zügellose Phantasie ihres Urhebers. Unter den Gesammtausgaben seiner Schriften ist die von Griswold, Willis und Lowell (4 Bde., Neuyork 1856) hervorzuheben.

Poelemburg (Cornelis), genannt Brusco oder Satyro, ein Maler, geb. zu Utrecht 1586, war der Schüler Abr. Bloemaert's und ging dann nach Rom, wo er Adam Elzheimer's Manier annahm. Er wählte zu seinen meist kleinen Darstellungen anmuthige Fernen, mit Gebäuden verziert, aus der Gegend von Rom, und mit mythischen Figuren, Satyrn, Nymphen u. s. w., staffirt. Doch malte er auch einige biblische und andere histor. Stücke. Weit entfernt von der Sorgfalt und Naivetät Elzheimer's, brachte er es doch zum Theil durch den Glanz seiner Farben zu einer gewissen decorativen Zierlichkeit. Ungeachtet seiner Incorrectheit wurden seine Gemälde in Rom und Florenz, wo er sich längere Zeit aufhielt, gut bezahlt. Auch hat er einige gute Blätter geätzt, von denen aber Abdrücke sehr selten sind. Aus Liebe zu seinem Vaterlande kehrte er zurück und genoß daselbst der allgemeinen Achtung. König Karl I. berief ihn nach England; aber auch von da kehrte er bald in seine Heimat zurück, wo er 1660 starb.

Poerio (Carlo, Baron), ital. Staatsmann und Patriot, geb. im April 1803 zu Neapel, war der Sohn eines Advocaten, der wegen polit. Verfolgung mit seiner Familie 1815 nach Toscana flüchtete, 1818 aber wieder nach Neapel zurückkehrte, wo Carlo sich dem Rechtsstudium widmete. Der Vater wie seine Söhne nahmen an den revolutionären Ereignissen von 1820 und 1821 theil, Carlo in den Reihen der neapolit. Nationalgarde. Als der Vater, weil er den Protest gegen die österr. Intervention verfaßt hatte, dafür mit Gefangenschaft und Internirung in Oesterreich büßen mußte, folgten ihm die Söhne Carlo und Alessandro nach Graz, Brünn, Prag, bis sie 1823 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Italien, nicht aber nach Neapel erhielten. Seitdem wohnte die Familie in Toscana, sah sich aber aus Anlaß der Bewegung von 1830 auch von da ausgewiesen, sodaß sie auf einige Jahre in Frankreich Zuflucht suchen mußte. Nach der Rückkehr in die Heimat widmete sich Carlo, gleich dem Vater, in Neapel der Advocatur, während er zugleich politisch für die Verwirklichung der nationalen und liberalen Ideen gegenüber dem bourbonischen Despotismus thätig war. Nachdem er 1833 kaum der Einkerkerung entgangen, wurde er 1837 aus Anlaß der sicilian. Bewegungen verhaftet, doch alsbald gerichtlich freigesprochen. Eine andere, mehr als halbjährige Gefangenschaft erlitt er 1844 infolge der

Revolution von Cosenza, eine dritte im J. 1847. Er verließ das Gefängniß Anfang 1848, um bald darauf Director der Polizei, dann Minister des öffentlichen Unterrichts im Cabinet Bozzelli zu werden. Zweimal in das neapolitan. Parlament gewählt, zeichnete er sich hier durch Beredsamkeit und Mäßigung aus. Nach dem Siege der Reaction 1849 sah er sich in die Untersuchung gegen die Gesellschaft Unità Italiana verwickelt und wurde nach längerer Untersuchungshaft 1850 durch ein feiles Gericht und falsche Zeugenaussagen wegen Hochverraths zu 24 J. Galerenstrafe verurtheilt. Die ihm mehrfach angebotene königl. Gnade ausschlagend, brachte P. mit seinen Unglücksgefährten acht Jahre hindurch in den Kerkern von Nisida, Ischia, Montefusco und Montefarchio zu. Die schmähliche Ungerechtigkeit des Processes gegen ihn und seine Genossen und die Greuel ihrer Gefangenschaft veranlaßten 1851 die bekannten Briefe Gladstone's an Lord Aberdeen. Ende 1858 wurde P. mit vielen andern politisch Verurtheilten auf einem amerik. Fahrzeuge eingeschifft, um nach Amerika geschafft zu werden. Die Deportirten veranlaßten jedoch den Kapitän zur Landung an der Küste Englands, wo man sie mit Auszeichnung aufnahm. Infolge der Ereignisse von 1859 wandte sich P. nach Turin und wurde 1860 im Toscanischen ins subalpinische Parlament gewählt. Später kehrte er nach Neapel zurück, wo er für die Herstellung des Königreichs Italien sehr erfolgreich wirkte. Er vertrat auch seine Vaterstadt im ital. Parlament, dessen Vicepräsident er 1861 war. P. starb zu Florenz 28. April 1867. Alle öffentlichen Aemter ausschlagend, hatte er kümmerlich von den Resten eines in den polit. Kämpfen eingebüßten Vermögens gelebt. Nach Parlamentsbeschluß wurden die Ueberreste des Patrioten auf öffentliche Kosten bestattet. P.'s unverschuldete Verurtheilung und seine heldenmüthige Ausdauer im Kerker trugen viel dazu bei, die Bourbonen in Neapel vollends verhaßt zu machen. — Sein Bruder, Alessandro P., geb. 1802, machte sich bekannt durch seine, beinahe ausschließlich patriotischen Gedichte («Poesie edite e postume», Flor. 1852). Derselbe starb 3. Nov. 1848 an einer bei der Vertheidigung Venedigs erhaltenen Verwundung.

Poesie, von dem griech. Worte ποιεῖν, machen, schaffen, bedeutet demnach zunächst eine Hervorbringung und Schöpfung jeder Art, ist jedoch schon im Alterthum vorzugsweise auf das künstlerische Schaffen und Hervorbringen und unter diesem wieder fast ausschließlich auf das dichterische Schaffen und Hervorbringen angewendet worden. P. heißt in diesem Sinne Dichtung, Dichtkunst. Die P. ist unter allen schönen Künsten die tiefste und reichste. Während die bildenden Künste, d. h. die Baukunst, die Bildhauerei und die Malerei, nur durch die Darstellung der äußern Gestalt und Farbe wirken, und auch die Musik vermöge der unbestimmten und elementaren Natur des Tons nur auf das noch ganz unbestimmte, gestaltlose Gefühls- und Empfindungsleben beschränkt ist, vereinigt die P. in gewissem Sinne die Wirkungen der bildenden Künste und der Musik und ist also deren wesentliche Ergänzung, ihre Spitze und ihr Abschluß. Die P. hat zu ihrem Darstellungsmittel die Sprache. Die Sprache, als ein rein inneres Erzeugniß des menschlichen Geistes, arbeitet ebenso wie der Ton nicht unmittelbar für den äußern Sinn des Auges, sondern nur für den innern Sinn, für die Vorstellung; aber sie bleibt nicht, wie der Ton, blos bei dieser verschwimmenden Innerlichkeit stehen, sondern erhebt sich zu Worten und durch diese Worte zu festen und streng abgegrenzten, bestimmten Anschauungen und Begriffen. So ist die P. wie die Musik eine Darstellung des innern Herzens- und Gefühlslebens und hat doch zugleich, wenn auch nur für das innere und sozusagen geistige Auge des Menschen, die ganze plastische Gestaltungskraft der bildenden Künste. Das eigentlichste Gebiet der P. ist daher die Plastik des menschlichen Innern, d. h. die Charakterdarstellung. Die P. zerfällt in verschiedene Arten, in Epos (s. d.), in Lyrik (s. d.) und in Drama (s. d.). Diese drei Dichtarten sind alle nur verschiedene Arten der Charakterdarstellung in verschiedener Weise. Das Epos und die moderne Form desselben, der Roman und die Novelle, stellt eine äußere Begebenheit dar, ein Ereigniß, einen Vorfall und schildert die Einwirkungen der Außenwelt auf das Innere des Menschen; der epische Held ist daher immer ein leidender, d. h. für die äußern Eindrücke leicht empfänglicher oder, wie sich die Sprache der Aesthetiker ausdrückt, ein passiver Charakter. Die Lyrik ist rein innerlich: der Mensch steigt in ihr unmittelbar in die geheimsten Tiefen seines Wesens und enthüllt uns seine Gefühle und Empfindungen, die Triebfedern seines Denkens und Handelns. Das Drama stellt den Menschen als handelnd, als den Kampf mit der Außenwelt rücksichtslos aufnehmend dar: der Mensch, der seinen Zweck verfolgt, kommt in Widerstreit und Zusammenstoß mit andern Menschen, die ebenfalls ihre andern Zwecke verfolgen. Dieser Kampf und der Sieg oder die Niederlage dieses Kampfes ist der Mittelpunkt der dramatischen Handlung. Epos, Lyrik und Drama mit ihren Unterarten sind die einzig möglichen Arten der Charakterdarstellung. Was sich nicht in diese Hauptgattungen verweisen läßt,

ist eine Abart und seinem dichterischen Werth und Ursprung nach jedenfalls sehr zweideutig und zwitterhaft. Dies gilt vom Lehrgedicht und der sog. beschreibenden P.; denn diese haben es nicht mit der lebendigen Gestaltung und Spiegelung von Charakteren zu thun. P. ist bei allen Völkern und in allen Zeiten; wo Menschen sind, haben sie auch das Bedürfniß, sich ihre Wesenseigenthümlichkeiten in voller sinnlicher Frische und Anschaulichkeit zum Bewußtsein und zur Darstellung zu bringen. Es liegt in der Natur des menschlichen Geistes, daß er zuerst die Dinge außer sich sieht und dann erst sein Auge in das eigene Innere richtet. Deshalb ist bei allen Völkern das Epos und die damit zusammenhängende Ballade und Romanze die erste Dichtart; dann erst kommt die Lyrik und das Drama. Bei den Griechen stellt sich diese Folgenreihe der Entwickelung am reinsten dar. Bei der Wichtigkeit, die die Geschichte der P. in der Geschichte des menschlichen Geistes einnimmt, haben wir über die P. fast aller Zeiten und Völker ausgezeichnete Specialwerke. Eine Uebersicht der gesammten Geschichte der P. gaben Rosenkranz, «Handbuch einer allgemeinern Geschichte der P.» (3 Bde., Halle 1832), Zimmermann, «Geschichte der P. aller Völker» (Stuttg. 1847) und Scherr, «Allgemeine Geschichte der Literatur» (Stuttg. 1861).

Poëta laureatus (lat., lorbergekrönter Dichter). Der antike Gebrauch, Siegern einen Lorberkranz zu ertheilen, ward in Italien zur Auszeichnung berühmter Dichter, z. B. Petrarca's, Tasso's, erneuert und gelangte von dort aus auch nach Deutschland, wo zuerst Konrad Celtes 1487 vom Kaiser Friedrich III. gekrönt wurde. Da später nur die Hofpfalzgrafen (s. Pfalz) den Lorber namentlich an lat. Verskünstler ertheilten, so verloren diese Ehrenerweisungen in Deutschland, besonders seit der Entwickelung einer neuen Nationalliteratur, allmählich jeden Credit und gelangten schon vor dem Untergange des Deutschen Reichs nicht mehr zu allgemeiner Kenntniß. In England bestand nur bis 1512 an den Universitäten ein Doctorgrad für Rhetorik und Dichtkunst, welcher den dazu berufenen Candidaten mittels des Lorberzweigs gereicht wurde. Weil jedoch die engl. Könige seit Eduard IV. ihren Hofstaat durch einen solchen Graduirten vervollständigt hatten, welchem die Verherrlichung hoher Geburtstage und anderer Festgelegenheiten oblag, so erhielt sich daselbst die Würde eines Poet-laureate bis in die Gegenwart als Titel zum Bezug einer bescheidenen Pension, die einem begünstigten Dichter vom Hofe auf Lebenszeit ertheilt wird. Der jüngste Poet-laureate Alfred Tennyson hat unter anderm John Dryden, Colley Cibber, Robert Southey und William Wordsworth zu Vorgängern.

Poetik ist Theorie der Poesie und also derjenige Theil der Aesthetik (s. d.) oder Kunstlehre, der insbesondere von der Poesie oder Dichtkunst handelt. Die Geschichte der P. geht daher durchaus mit der Geschichte der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung überhaupt Hand in Hand; jedes System der Aesthetik ist zugleich auch ein System der P. Jedoch hat es auch viele Aesthetiker gegeben, die die P. zu besonderer Behandlung sich auswählten; dahin gehört sogar sogleich Aristoteles, dessen «Poetik» die Grundlage und das Vorbild aller ähnlichen Versuche geworden ist. Ja in Zeitaltern vorwiegender Verstandesbildung haben selbst Dichter nicht selten über die Theorie ihrer Kunst besondere Lehrgedichte geschrieben. Die «Ars poetica» des Horaz ist das erste Beispiel dieser Art; Vida, Boileau, Pope u. a. sind hierin nachgefolgt. Im vorigen Jahrhundert namentlich war diese Wissenschaft sehr beliebt und wichtig. In dieser Zeit unserer neu entstehenden Literatur gaben die «Kritische Dichtkunst» von Gottsched und die «Kritische Dichtkunst» von Breitinger für die dichterische Production auf lange Zeit die bestimmende Richtung. Die beste «Poetik», welche die neuere Zeit hervorgebracht, ist die Theorie der Poesie in der Hegel'schen Aesthetik. Nicht ein geschlossenes System, aber eine unerschöpfliche Fundgrube der allerfeinsten Bemerkungen über Theorie der Poesie ist der «Briefwechsel» zwischen Goethe und Schiller. Vgl. Carriere, «Das Wesen und die Formen der Poesie» (Lpz. 1854); Gottschall, «Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik» (Breslau 1858).

Poggendorff (Joh. Christian), verdienter deutscher Physiker, geb. 29. Dec. 1796 zu Hamburg, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der aber 1813 und 1814 fast sein ganzes Vermögen einbüßte, erhielt seine erste Bildung theils auf dem Johanneum, theils in einer Erziehungsanstalt des Etatsraths Fiedler zu Schiffbeck. Seine Neigung für die Naturwissenschaften war die Ursache, daß er, statt Kaufmann zu werden, die pharmaceutische Laufbahn wählte. Doch gab er, da er sich mehr zu rein wissenschaftlicher Beschäftigung mit Chemie und Physik hingezogen fühlte, 1820 die Pharmacie auf und ließ sich in Berlin als Student inscribiren. 1821 erschien in der «Isis» seine erste wissenschaftliche Abhandlung: «Ueber den Magnetismus der Volta'schen Säule», besonders wichtig durch die erste Entwickelung der Principien des Multiplicators (Galvanometers) und seiner Anwendung, welche Entdeckung auch Schweigger in Halle zugeschrieben wird. An Gilbert's Stelle übernahm er 1824 die Redaction der «Annalen der

Physik und Chemie», von welcher Zeitschrift seitdem (bis 1867) unter seinem Namen 130 Bände nebst 4 Ergänzungsbänden erschienen waren, die seine Thätigkeit durch zahlreiche, hauptsächlich den Galvanismus betreffende Aufsätze bekunden. Unter anderm verdankt man P. die Erfindung (1826) des später von Gauß mit dem Namen Magnetometer belegten Instruments. Mit Liebig verband er sich zur Herausgabe eines «Wörterbuch der Chemie», von dem er aber nach dem Schluß des ersten Bandes sich größtentheils zurückgezogen hat. In neuerer Zeit veröffentlichte er ein trefflich gearbeitetes «Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften» (2 Bde., Lpz. 1863), welchem er als Vorläufer die «Lebenslinien zur Geschichte der exacten Wissenschaften» (Berl. 1853) vorausgeschickt hatte. P. ist seit 1834 Professor an der Universität zu Berlin und seit 1838 Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Pogodin (Michail Petrowitsch), russ. Historiker und Alterthumsforscher, geb. zu Moskau 22. Nov. 1800, besuchte daselbst seit seinem 14. J. ein Gymnasium, aus welchem er im Aug. 1818 zur dortigen Universität überging, wo ihn namentlich die Vorlesungen Mersljakow's (s. d.) anzogen. Durch Schlözer's Commentar zu Nestor's «Chronik» wurde ihm zuerst das Feld der histor. Kritik eröffnet und Geist und Methode seiner spätern Beschäftigungen bestimmt. Auch begann er bereits als Student eine journalistische Thätigkeit. Seine Aufsätze über das Studium Nestor's, denen sich eine Uebersetzung von Thunmann's Schrift über die Chasaren anschloß, erwarben ihm die Freundschaft des Reichskanzlers Rumjanzow, der ihm die Bearbeitung von Dobrowsky's Abhandlung über die Slawenapostel Cyrill und Method auftrug. Die Dissertation «Ueber den Ursprung der Russen», die er 1825 in öffentlicher Sitzung der moskauer Universität vertheidigte, begründete seinen Ruf als Geschichtskenner. 1828 ward er zum Adjunct-Professor der Geschichte an der Universität erwählt. Nachdem er 1833 die ord. Professur der allgemeinen Geschichte erhalten, wurde er 1835 zum Katheder der russ. Geschichte berufen. Um dem Mangel an guten Geschichtswerken in russ. Sprache abzuhelfen, ließ P. unter seiner Aufsicht Robertson's «Geschichte Karl's V.», Guizot's «Geschichte der Civilisation in Frankreich» u. a. von den Studirenden übersetzen und übertrug selbst Schlözer's «Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder» (2 Bde., Mosk. 1829—30) und Heeren's «Ideen u. s. w.» (2 Bde., Mosk. 1835—37). Von 1837 an gab er eine «Allgemeine histor. Bibliothek» heraus, von der nach und nach 20 Theile erschienen. Zugleich fand die schöne Literatur an ihm einen eifrigen Pfleger. Von 1827—30 redigirte er den «Moskowskij Wjestnik». 1828 veröffentlichte er eine Uebersetzung des «Götz von Berlichingen», 1831 das histor. Trauerspiel «Marfa Possadinza», 1833 drei Bände Novellen und 1835 eine dramatisirte Geschichte des Pseudo-Demetrius. P.'s Hauptbeschäftigung blieb jedoch das Studium der russ. und slaw. Alterthümer, dessen Resultate er in zahlreichen Abhandlungen niederlegte, zu denen auch die vortreffliche «Untersuchung über die Nestor'sche Chronik» (deutsch von F. Löwe, Petersb. 1844) gehört. Um die von ihm selbst gesammelten literarischen Materialien dem Publikum zugänglich zu machen, gründete er 1841 das Journal «Moskwitjanin», das lange zu den geschätztesten wissenschaftlichen Organen Rußlands zählte, aber 1856 eingehen mußte. Behufs seiner geschichtlichen Forschungen unternahm P., nachdem er seine Stellung an der Universität aufgegeben, längere Reisen durch das ganze europ. Rußland und bis nach Sibirien hin sowie nach den südslaw. Ländern. Einen Ausflug nach dem westl. Europa beschrieb er in «God w'tschushich stranach» (Mosk. 1844). Ein Hauptzweck dieser Reisen war die Bereicherung der von ihm schon frühzeitig angelegten Sammlung russ. und slaw. Alterthümer, welche als einzig in ihrer Art gelten kann und 1852 von der russ. Regierung angekauft wurde. Im Besitze dieses reichen Materials konnte P. unter den günstigsten Umständen seine Arbeiten im Fache der russ. Geschichte fortsetzen, deren Früchte in den «Issledowanija, sametschanija i lekzii» (Bd. 1—7, Petersb. 1846—54) enthalten sind. Außerordentliches Aufsehen erregten seine «Polit. Briefe» (deutsch, Berl. 1860), die in Rußland als Manuscript von Hand zu Hand gingen, und in denen er mit Entschiedenheit die panslawistischen Ideen vertritt, die den Grundton seiner literarischen und publicistischen Wirksamkeit bilden. Von großem Interesse ist ferner die von ihm 1860 herausgegebene «Untersuchung über den Proceß des Zarewitsch Alexis», welche eine Ehrenrettung jenes unglücklichen Prinzen bezweckt. Außerdem lieferte er noch «Materialien zur Biographie des Generals Jermolow» (Mosk. 1863). Anfang 1867 begann er die Herausgabe einer neuen polit.-literarischen Wochenschrift «Russkij». P. ist seit 1841 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg und wurde 1852 zum Wirkl. Staatsrath ernannt.

Poinsinet (Ant. Alex. Henri), ein franz. Dichter, weniger bekannt durch sein Talent und seine Leistungen als durch seine merkwürdige Unwissenheit, Eitelkeit und Leichtgläubigkeit. Er

war zu Fontainebleau 17. Nov. 1735 geboren, widmete ſich der Literatur und ſchrieb beſonders für die komiſche Oper, wo ſeine Stücke mit Hülfe der Muſik meiſt gefielen. Doch hat von allen ſeinen Stücken ſich nur «Le cercle, ou la soirée à la mode» auf dem Theater erhalten. P. war ein Freund des Reiſens, hatte Italien beſucht und ertrank 7. Juni 1769 auf einer Reiſe durch Spanien bei Cordova im Guadalquivir. Zahlreiche Scherze, die mit P. getrieben wurden und wobei zuerſt der Ausdruck «myſtificiren» Anwendung fand, ſind in Monnet's «Mémoires» (Bd. 2) enthalten. Unter anderm ſchlug man ihm vor, ſich das Amt des Ofenſchirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, 14 Tage lang ſeine Schenkel zu röſten, um ſich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Ein andermal überredete man ihn, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden ſolle, daß er aber zuvor Ruſſiſch lernen müſſe. Man gab ihm hierzu eine Anleitung ohne Titel, und erſt nach ſechs Monaten wurde er gewahr, daß er ſich mit dem Niederbretagniſchen beſchäftigt habe.

Point-de-Galle oder ſchlechthin Galle (indiſch Galla, d. h. Fels), eine befeſtigte Seeſtadt an der Südweſtküſte der indobrit. Inſel Ceylon, auf einem felſigen Vorgebirge in ungeſunder Gegend, in der Nachbarſchaft großer Zimmtwälder gelegen, beſteht aus zwei Theilen und zählt 5000, mit ihrem Gebiete 28000 E. Die Petta oder Stadt der Eingeborenen liegt größtentheils zwiſchen Baumgruppen und Gärten zerſtreut. Die europ. Stadt mit der Citadelle iſt Sitz der Regierungsbehörde und hat außer den gewöhnlichen öffentlichen Gebäuden einſtockige Wohnhäuſer aus gebrannten Steinen mit vortretenden Ziegeldächern und Veranden. Es befinden ſich hier eine engl. Kirche, ein wesleyaniſches und ein holländ. Gotteshaus ſowie eine Moſchee. Unter den einheimiſchen Gewerbtreibenden ſind die Verfertiger von gold- und ſilberverzierten Arbeitskäſtchen berühmt. Der Hafen, geräumig, ſicher und mit einer großen Rhede verſehen, hat für die Lage und die Fruchtbarkeit der Umgebung nur geringen eigenen Handel. In neueſter Zeit iſt jedoch der Hafen für den europ. Handels- und Reiſeverkehr von großer Wichtigkeit geworden als Hauptſtationsplatz und Knotenpunkt der engl.-oſtind. Dampferlinien, ſeitdem die Peninſular- and Oriental-Steam-Navigation-Company die Poſtverbindung zwiſchen Europa, Indien, China, Java, den Philippinen, Japan und Auſtralien eingerichtet hat. Von P. gehen, außer den nach Mauritius beſtimmten Dampfern, die Boote der genannten Compagnie direct nach Madras, Bombay, Aden, Pulo-Penang- und King-George's-Sund in Auſtralien. P., die erſte Niederlaſſung der Portugieſen auf Ceylon ſeit 1518, erhielt 1520 das Zimmtmonopol, wurde 1642 von den Holländern erobert und kam mit Ceylon (ſ. d.) in Beſitz der Briten.

Poiſſy, eine ehemals befeſtigte Stadt des franz. Depart. Seine-Oiſe, am linken Ufer der hier inſelreichen Seine und an der Weſtbahn, 2,7 M. im NNW. von Verſailles, am Rande des Waldes von St.-Germain, in maleriſcher Gegend gelegen, iſt unregelmäßig gebaut und hat (1860) 5101 E. und ein großes Centralgefängniß und Arbeitshaus. Berühmt iſt der Ort wegen der ſchon von Ludwig IX. gegründeten Viehmärkte, die hier jeden Donnerstag auf einem großen Platze gehalten werden und beſonders Paris mit Fleiſch verſorgen. Der Markt wurde von Colbert nach Sceaux, 1701 aber wieder nach P. verlegt. Jährlich findet in P. auch eine große Thierſchau mit Preisvertheilung ſtatt. Die von Ludwig IX. erbaute Seinebrücke hatte einſt 37 gleichgroße Bogen, deren mehrere im Intereſſe der Schiffahrt abgebrochen wurden. Das merkwürdigſte Gebäude iſt die Stadtkirche, welche theils aus dem 11., theils aus dem 14. und 15. Jahrh. ſtammt. Von der großen, einſt berühmten Abtei von P. iſt nur noch die Ringmauer vorhanden. Vor Erbauung des Schloſſes von St.-Germain reſidirten hier die Könige von Frankreich. Im Sept. 1561 wurde zu P. in Anweſenheit Karl's IX. und des Hofs ein berühmtes Religionsgeſpräch zwiſchen den angeſehenſten kath. und prot. Theologen und Geiſtlichen gehalten, der letzte friedliche Verſuch zur Vereinigung der beiden kirchlichen Parteien.

Poitiers, die Hauptſtadt der ehemaligen Provinz Poitou (ſ. d.) in Weſtfrankreich und des jetzigen Depart. Vienne, liegt an der Eiſenbahn (Orléans-Bordeaux) und an der Vereinigung der Boivre mit dem Clain, zwiſchen den Thälern dieſer Flüſſe auf einem Kalkplateau, das nur im Südweſten mit dem übrigen Lande durch eine 1500 F. breite Landzunge (la Porte Tranchée) zuſammenhängt. In den Flußthälern ziehen ſich die Vorſtädte hin. Die Stadt ſelbſt hat einen ſehr großen, aber zum Theil Gärten, Feldcomplexe und öde Strecken umſchließenden Umfang, iſt unregelmäßig und ſchlecht gebaut, mit ſteilen, winkeligen Straßen, alten bethürmten Ringmauern, und zählt (1865) 31034 E. Sie iſt der Sitz eines Suffraganbiſchofs der Erzdiöceſe Bordeaux, eines Appellationshofs für vier Departements, eines Aſſiſenhofs, eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Univerſitätsakademie für acht Departements, einer Ackerbau- und einer Berathungskammer für Manufacten und Künſte ſowie

einer Filiale der Bank von Frankreich. Die ehedem übergroße Zahl der Kirchen, Kapellen und Klöſter hat ſich während der Revolution bedeutend vermindert. Sehenswerth ſind die große, 1152—1379 erbaute, neuerdings reſtaurirte goth. Kathedrale zu St.-Peter, mit drei großen Schiffen, mächtigen Bogen, ſchöner Orgel und dem Grabe des Königs Richard Löwenherz von England, und die Kirche Natre Dame la Grande, mit reicher Façade im roman. Stil. Der Tempel St.-Jean mit einem merkwürdigen Baptiſterium ſcheint aus den erſten Jahrhunderten zu ſtammen. Die Kirche der heil. Radegunde enthält in der Krypta das Grab der Hauptheiligen der Stadt, der Gemahlin Chlotar's I., einer thüring. Königstochter. In der Kirche St.-Croix ruht König Pipin von Aquitanien. Der Juſtizpalaſt iſt das alte Schloß der Grafen von Poitou aus dem 11. und 14. Jahrh. Ueber den Clain führen zwei Eiſenbahn- und vier andere Brücken; zwei überſpannen die Boivre, deren Thal mit dem des Clain durch einen 300 Meter langen Tunnel verbunden iſt. Eine ſehr ſchöne Promenade bietet der Park Bloſſac mit ſeinem Waſſerſtrahl. Die 1431 von Karl VII. geſtiftete Univerſität iſt in der Revolutionszeit eingegangen. Die jetzt vorhandene Akademie hat drei Facultäten (Jurisprudenz, Wiſſenſchaften und Literatur). Außerdem beſtehen eine Vorbereitungsſchule für Mediciner und Pharmaceuten, ein Lyceum, ein Prieſter- und ein Lehrerſeminar, die zwei Collegien St.-Joſeph und Grand-Maiſon, eine Zeichen-, eine Ackerbau- und eine Hebammenſchule, eine öffentliche Bibliothek, ein Muſeum, ein Botaniſcher Garten, ein Theater, verſchiedene wiſſenſchaftliche Geſellſchaften. Auch befindet ſich zu P. ein Departementalgefängniß. Die Bevölkerung unterhält Loh- und Weißgerbereien, Flachs- und Hanfſpinnereien, Brauereien, mechan. Schneidemühlen und Gießereien. Auch fertigt man Handſchuhe, Gänſedälge (40—50000 Stück jährlich) für Amerika, Tuch, wollene Mützen, Strümpfe, Eiſen- und Quincailleriewaaren, berühmten Käſe, Marmorarbeiten u. ſ. w. Ein ſtarker Handel wird betrieben mit Klee-, Eſparſette- und Luzernefamen, mit Erbſen, Kaſtanien (Marrons de Civray), Korn, Wein, Wolle, Gänſefedern, Wachs, Honig, Branntwein. In und um P. finden ſich viele celt. und röm. Alterthümer; ſo der Druidenſtein oder Dolmen Pierre Levée bei der Vorſtadt St.-Saturnin, die Reſte einer Waſſerleitung, eines großen Amphitheaters (les Arènes, 1857 verkauft und meiſt abgebrochen), 20 räthſelhafte Felsbrunnen u. ſ. w. P. iſt das alte Lemonum im Lande der Pictavi (Pictanes) und hieß im Mittelalter Pictavium. Die Stadt ſpielte in den verſchiedenen Perioden der franz. Geſchichte eine wichtige Rolle. In ihren Mauern wurden bis 1405 an 23 Concile gehalten. Während der engl. Herrſchaft theilte ſie alle Geſchicke Poitous. 1569 wurde P. als ein Hauptſitz der Hugenotten vom Marſchall Saint-André erobert und furchtbar gezüchtigt. Beſonders merkwürdig iſt aber Ort und Umgegend durch drei wichtige Schlachten. Im J. 507 verlor der weſtgoth. König Alarich II. Schlacht und Leben im Kampfe mit dem Frankenkönige Chlodwig in Campo Vogladenſi, d. i. nach den neueſten Ermittelungen bei dem Dorfe Voulon (Vogladum), $3^1/_2$ M. ſüdlich von P. Infolge dieſes Siegs drängte Chlodwig die Weſtgothen bis über die Garonne zurück, worauf deren Reich auf galliſchem Boden nur noch die ſog. Provinz Septimanien behielt. Der bei P. 18. Oct. 732 von Karl Martell über die Sarazenen unter Abd-ur-Rahmân erfochtene Sieg, welcher angeblich 375000 Arabern das Leben koſtete, rettete das weſtl. Europa vor der Gefahr, dem Islam zu verfallen. Die dritte Schlacht fand auf dem $1^2/_5$ M. im Südoſten, bei dem jetzigen Dorfe Mignalaux Beauvoir gelegenen Felde Maupertuis 19. Sept. 1356 zwiſchen den Franzoſen und Engländern ſtatt. Das etwa 12000 Mann ſtarke engl. Heer, befehligt von Eduard (ſ. d.), dem Schwarzen Prinzen, hatte vor dem franz. Heere, welches über 60000 Mann zählte und vom König Johann ſelbſt geführt wurde, ſich zurückziehen müſſen. Der König erreichte jedoch die Engländer, ſchloß ſie ein und es kam, da ſich der Prinz auf ſchimpfliche Bedingungen nicht ergeben machte, zur Schlacht. Obgleich die Tapferkeit der Ritter in beiden Heeren gleich, hatte doch das engl. Heer den Vortheil größerer Ordnung, ſtrengen Gehorſams und einſichtsvoller Anführung. Beim erſten Zuſammentreffen wurde die Vorhut der Franzoſen geſchlagen und hierauf der Mittelpunkt des Heeres geſprengt. Die franz. Großen ſuchten ſich in wilder Flucht zu retten; der König focht tapfer, wurde aber gefangen und konnte erſt nach vier Jahren ſeine Freiheit durch Abtretung mehrerer Provinzen und mit Geldopfern wiedergewinnen.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, die Geliebte König Heinrich's II. von Frankreich, geb. 3. Sept. 1499, war die Tochter des Grafen von St.-Vallier, der aus einem alten Hauſe der Dauphiné ſtammte. Mit Geiſt und Schönheit ausgeſtattet, kam ſie als Ehrenfräulein der Königin Claudia an den Hof Franz' I. und wußte ſich nicht nur Anſehen und Einfluß, ſondern auch die heimliche Neigung des Königs zu verſchaffen. Schon 1514 hatte ſie ſich mit Louis de Brezé, dem Großſeneſchall der Normandie, vermählt, mit dem ſie zwei Töchter

zeugte, deren eine ſie an den Herzag von Bouillon, die andere mit dem Herzage van Aumale verheirathete. Ihr Gemahl ſtarb 1531. Als Heinrich II. 1547 im Alter van 29 J. den Thran beſtieg, unterwarf er ſich unerklärlicherweiſe der Herrſchaft dieſer 47jährigen Kakette, die ahne Reize war und ſchon mit ſeinem Vater im Umgange gelebt hatte. Er ernannte ſie zur Herzagin van Valentinais, überließ ihr die Regierung und ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, indem er die Sinnbilder ihres Namens auf ſeinen Möbeln, Schlöſſern, ſelbſt den öffentlichen Gebäuden anbringen ließ. Heinrich II. ſoll in ihrem Umgange allerdings ſeine natürliche Brutalität verlaren haben, dagegen aber verleitete ſie ihn zu Prunk nnd Verſchwendung. Ihre Habſucht war grenzenlos; ſo trieb ſie den König zur Verfolgung der Proteſtanten, um ſich der canfiscirten Güter derſelben zu bemächtigen. Aus Privatabſichten rieth ſie auch znm Frieden von Châteu-Cambréſis. Nach Heinrich's II. Tade überließen ſie die Guiſen der Rache ihrer Nebenbuhlerin, der Königin Katharina van Medici. Diane wurde vam Hafe verwieſen und ſtarb 22. April 1566 auf ihrem Schloſſe Anet.

Poiton, eine ehemalige Pravinz im weſtl. Frankreich, zwiſchen Bretagne, Anjou, Tauraine, Marche, Angoumois, Saintonge und dem Meere, war 407,5 Q.-M. graß, hatte zur Hauptſtadt Poitiers (ſ. d.) und zerfiel in Ober- und Niederpaitau. Letzterm entſprechen jetzt etwa die Depart. Deux-Sèvres und Vendée, erſterm Vienne; einzelne Stücke aber ſind mit Nieder-Charente, Charente, Ober-Vienne, Indre-Loire und Maine-Loire vereinigt. Das Land war im Alterthum von den galliſchen Pictones bewahnt und wurde nach der Eraberung Galliens durch die Römer mit Aquitania Secunda vereinigt. Im 5. Jahrh. beſetzten es die Weſtgathen, 507 die Franken. Nachdem P. vom Ende des 7. Jahrh. bis in die Mitte des 8. Jahrh. im Beſitze des Herzags Eudes van Aquitanien und ſeiner Nachfalger geweſen war, vereinigte es Pipin mit den Beſitzungen der Krane. Gegen Ende des 9. Jahrh. machten ſich die von den fränk. Königen eingeſetzten Grafen von P. erblich und legten ſich den Titel Herzoge von Aqnitanien bei. Mit der Haud der Eleonare van P. kam das Land an König Ludwig VII., aber ebenfa 1152 bei deren Wiedervermählung an Heinrich van Anjon und ſo an England. König Philipp Auguſt van Frankreich eroberte jedoch das Land 1204 wieder, und 1295 wurde es förmlich an Frankreich abgetreten. Durch den Frieden van Bretigny 1360 kam es abermals an die Engländer; aber nicht lange nachher nahm es ihnen Karl V. wieder ab und gab es ſeinem Bruder Johann, Herzag von Berri, nach deſſen Tade es Karl VI. an ſeinen Sohn Johann verlieh. Bei deſſen erbeloſem Tode fiel P. an die Krane Frankreich zurück, bei welcher es ſeitdem auch verblieb.

Pökelfleiſch iſt Fleiſch, welches zu längerer Haltbarkeit mit Salz und Salpeter eingemacht wird. Dies Verfahren heißt Pökeln (oder Bökeln) und ſall van dem Holländer Willem Bökel 1347 erfunden worden ſein, dem ſeine daukbare Vaterſtadt Biervliet daſür ein Denkmal geſetzt hat. Die Güte und Haltbarkeit des P. hängt ab von den Fäſſern, van der Zeit des Einpökelns, van der Menge Salz und Salpeter und von dem feſten Eindrücken des Fleiſches in die Fäſſer. Die beſte Zeit zum Einpökeln iſt der Winter. Das ſa zugerichtete Fleiſch wird entweder als Salzfleiſch oder P. gegeſſen, aber, nachdem es kürzere Zeit in der Lake gelegen, geräuchert. Aus den Unterſuchungen Liebig's geht hervor, daß die Salzlake im Pökelfaſſe die Hanptbeſtandtheile einer cancentrirten Fleiſchbrühe enthält, indem ſie den Fleiſchſaft mit ſeinem Gehalt an Kreatinin znm großen Theile ausgeſogen hat. P. verliert daher um die in die Lake übergegangenen Beſtandtheile an Nahrungswerth, und die Erſcheinung, daß, wenn geſalzenes Fleiſch längere Zeit die Hauptnahrung ausmacht, die Geſundheit auf die Dauer Störung leidet, wird dadurch erklärlich (S. Conſervirung der Lebensmittel.)

Pola, Stadt und Kriegshafen in der öſterr. Markgraſſchaft Iſtrien, 15 M. ſüdſüdöſtlich van Trieſt, an dem Meerbuſen Porta delle Roſe, einer der ſchönſten Häfen Europas, der in der jüngſten Zeit durch großartige Beſeſtigungen, Werfte, Magazine auf das trefflichſte hergerichtet, durch Strandbatterien geſchützt und 1850 zu einem Kriegshafen erklärt warden iſt. Die Stadt iſt Sitz eines Hafenadmiralats und eines Bezirksamtes, hat eine Kathedralkirche aus dem 9. Jahrh., eine griech. Kirche, eine Citadelle und zählt (ohne Militär, 1857) 3524 E., welche Fiſchfang und Halzhandel treiben. Sie zeigt noch jetzt die Spuren ihrer Blüte als Pietas Julia unter der Römer Herrſchaft, namentlich unter Severus, wa ſie den ſtolzen Titel Respublica Polensis führte und 50000 E. zählte. Der Hafen nahm damals die ganze röm. Flatte auf. Unter den Ruinen aus ihrer Glanzperiode zeichnen ſich aus ein jetzt als Stadtthor benutzter Triumphbogen, Porta aurea genaunt, den Salvia Poſthuma ihrem Gemahl Sergius Lepidus errichten ließ; ferner das nur in ſeiner Außenwand erhaltene, 366 F. lange, 292 F. breite, 75 F. hohe Amphitheater mit 144 Bagen, im Munde des Volks Orlandina genannt, und ein ziemlich voll-

ständig erhaltener Tempel, dessen Aufschrift «Romae et Augusto» das glänzendste Zeitalter der röm. Kunst verräth. Die gefälligsten Ansichten dieser Denkmäler hat Cassas in der «Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie» und die architektonisch genauesten Stuart und Revett gegeben. Vgl. Stancovich, «Dell' amfiteatro di P.» (Veneb. 1822).

Polareis nennt man die constanten Eisanhäufungen in den Polargegenden, welche aber nur zum kleinern Theile vom Gefrieren der Meeresoberfläche herrühren. Es ist sagar wahrscheinlich, daß selbst an den Palen, während der Sommermonate, die Eisdecke des Meeres aufthaut. Das P., welches in Form von mächtigen Schallen ader Eisbergen auftritt, die schwimmend zuweilen einige hundert Fuß über die Meeresoberfläche emporragen, und eine Dicke von mehr als 1000 F. erreichen mögen, scheint in der Regel von Riesengletschern herzurühren, die z. B. an den Küsten von Grönland und Spitzbergen bis in das Meer herabreichen und hier bei ihrer starken Abwärtsbewegung ihre untern Enden in das Meer hinausstaßen, von dem sie dann als Eisberge weiter befördert werden, bis sie nach dem Eintritt in wärmere Regionen allmählich aufthauen. Die gräßten nordischen Gletscher hat man an der Westküste von Grönland gefunden, ihr unteres Ende erreicht hier oft eine Breite von vielen Meilen und dabei eine Dicke von 1000—3000 F. Da sie wie die Alpengletscher an ihren Rändern zum Theil van großen Felsblöcken und kleinerm Maränenschutt bedeckt sind, so tragen sie diese Steinmassen ast auch noch weit in das Meer hinein, und bringen dadurch eine stete Translocirung van Steinmassen hervor, welche höchst wahrscheinlich ganz derjenigen entspricht, durch welche die sog. erratischen Blöcke oder nardischen Geschiebe in einer frühern Periode (der sog. Eiszeit) aus Skandinavien über die nordeurop. Niederung verbreitet warden sind.

Polarisation des Lichts. Das Licht (s. d.) wird jetzt betrachtet als Schwingungen eines unendlich feinen, das ganze Weltall erfüllenden Fluidums, des sog. Aethers, und zwar geschehen die Verschiedungen, welche bei diesen Schwingungen die einzelnen Theilchen des Aethers erleiden, in Richtungen, welche auf der Richtung des Lichtstrahls senkrecht stehen. In dem gewöhnlichen Lichte erfolgen diese Verschiebungen nach allen möglichen auf dem Strahle senkrechten Richtungen; die Physik besitzt aber auch Mittel, diesen Zustand in der Weise abzuändern, daß die Verschiebungen aller Aethertheilchen eines Lichtbündels einander parallel werden. Licht, in welchem dies stattfindet, heißt *polarisirtes*, ader weil die unendlich kleinen Bahnen, welche die Aethertheilchen beschreiben, auf der Richtung des Strahles senkrecht stehende gerade Linien sind, «geradlinig polarisirtes» Licht. Sind nicht die Bahnen sämmtlicher Aethertheilchen, sondern nur eines Theils derselben parallel, bildet also das Licht gewissermaßen ein Gemenge aus polarisirtem und aus gewöhnlichem Lichte, so nennt man es «theilweise polarisirtes» Licht. Zur Erzeugung des polarisirten Lichts dienen besonders drei Vargänge: 1) die Zurückwerfung des Lichts an nichtmetallischen spiegelnden Flächen; 2) die einfache Brechung und 3) die Dappelbrechung. Soll ein Lichtstrahl von einer Glasfläche vollständig polarisirt zurückgeworfen werden, so muß er unter einem Winkel von 35½ Grad (gerechnet vom einfallenden Strahle nach der Glasfläche hin) auf das Glas fallen. Fällt derselbe unter einem andern Winkel auf, sa ist das zurückgeworfene Licht nicht vollständig, sondern nur theilweise polarisirt. Für jede durchsichtige Substanz ist der Winkel, unter welchem ein Lichtstrahl auffallen muß, wenn er vollständig polarisirt werden soll (der sog. *Polarisationswinkel*), ein anderer; er hängt in der Weise von der Brechung des Lichts in der Substanz ab, daß die vallständige Polarisation stets dann eintritt, wenn der zurückgeworfene Strahl auf dem in die Substanz eingedrungenen gebrochenen Strahle senkrecht steht. Für die Metalle als undurchsichtige Körper gibt es daher auch keinen salchen Polarisationswinkel. Ebensa wie das von einer Glasplatte zurückgewarfene Licht polarisirt ist, zeigt sich auch das durch eine solche Glasplatte hindurchgegangene Licht polarisirt, jedoch stets nur theilweise; der Zustand desselben nähert sich um so mehr dem der vollständigen Polarisation, je schiefer das Licht die Platte durchdringt. Um dem Zustande der vollkommenen Palarisation noch näher zu kommen, läßt man das Licht in möglichst schiefer Richtung durch eine Reihe von plauparallelen Glasplatten gehen. Während jedoch das durch Zurückwerfung polarisirte Licht in Ebenen schwingt, welche senkrecht auf der Einfallsebene liegen, fallen für das durch einfache Brechung polarisirte Licht die Schwingungsebenen mit der Einfallsebene zusammen. Infolge der eigenthümlichen Elasticitätsverhältnisse des Aethers in allen mit ungleichen Achsen versehenen Krystallen kann ein auf solche Krystalle fallender Lichtstrahl dieselben nur so durchdringen, daß seine Schwingungen nach zwei bestimmten von der Krystallgestalt abhängigen, aufeinander senkrechten Richtungen erfolgen. Da nach diesen beiden Richtungen die Elasticitäten des Aethers und damit auch die Fortpflanzungsgeschwindigkeit und Brechung des

Lichtstrahls verschieden sind, so wird der in den Krystall eindringende Lichtstrahl in zwei getrennt (doppelt gebrochen), und jeder der beiden Strahlen erscheint polarisirt, weil eben alle seine Theilchen in parallelen Ebenen schwingen. Die Schwingungsebenen oder Polarisationsebenen beider Strahlen stehen aufeinander senkrecht. Besondere Apparate, um das Licht zu polarisiren und andere durchsichtige Körper diesem polarisirten Lichte auszusetzen, heißen Polarisationsapparate. Sie enthalten entweder Glasspiegel (am besten von schwarzem Glase oder von farblosem Glase, das auf der hintern Seite mit schwarzem Firnis überzogen ist), oder Säulen aus Glasplatten, oder Platten aus doppelbrechenden Krystallen, welche letztere gewöhnlich so ausgewählt, geschliffen und zusammengesetzt sind, daß von den beiden in ihnen durch Doppelbrechung entstehenden Lichtstrahlen nur der eine auf der hintern Seite der Platte austreten und in das Auge des Beobachters gelangen kann, während der zweite Strahl in der Platte entweder, wie in dem Nicol'schen Prisma, durch totale Reflexion seitwärts geworfen oder, wie im dunkel gefärbten Turmalin, durch das gefärbte Medium verschluckt wird. Gewöhnlich enthält ein Polarisationsapparat zwei solche Vorrichtungen, zwischen welchen Krystalle, rasch abgekühlte oder ungleich zusammengedrückte Glasplatten, in Röhren eingeschlossene Flüssigkeiten u. s. w. auf ihr Verhalten gegen das polarisirte Licht untersucht werden können. Polarisirtes Licht erkennt man daran, daß es sich gegen eine der obenangeführten Polarisationsvorrichtungen, wenn dieselbe um den einfallenden Strahl als Achse gedreht wird, verschieden verhält. Fällt z. B. polarisirtes Licht auf einen Spiegel aus schwarzem Glase unter einem Winkel von $35\frac{1}{2}$ Grad, so wird es von demselben zurückgeworfen, wenn die Schwingungsebene des polarisirten Lichts senkrecht auf der Einfallsebene steht; es kann aber nicht zurückgeworfen werden, wenn diese Schwingungsebene in der Einfallsebene liegt. Außer dem linearpolarisirten Lichte gibt es auch noch kreisförmig (circular) und elliptisch polarisirtes Licht. In dem kreisförmig polarisirten beschreiben die einzelnen Aethertheilchen kleine Kreise und in dem elliptischen kleine Ellipsen, deren Ebenen senkrecht auf der Richtung des Lichtstrahls stehen. Der Entdecker der Polarisation des Lichts ist Malus (1808); ausgehend von den Vorgängen bei der Spiegelung bezeichnete er die durch den Strahl gelegte und auf der Ebene, in welcher die Aethertheilchen schwingen, senkrecht stehende Ebene als Polarisationsebene. Das verschiedene Verhalten der beiden im Doppelspate durch Doppelbrechung entstehenden Strahlen kannte übrigens schon Huyghens.

Polarkreis nennt man einen Kreis der Himmels- oder Erdkugel, welcher dem Aequator parallel ist und von den Polen um so weit absteht, als die Schiefe der Ekliptik beträgt. Man unterscheidet einen südlichen und einen nördlichen P.

Polarländer werden im allgemeinen die um den Nord- und Südpol bis zu den Polarkreisen gelegenen Länder genannt. Man unterscheidet demnach Südpolarländer (s. d.) und Nordpolarländer (s. d.); doch pflegt man, wenn von P. die Rede ist, gewöhnlich nur die letztern darunter zu verstehen. Häufig werden auch die nördlichen (arktischen) und südlichen (antarktischen) Eismeere mit dem Namen Polarmeere bezeichnet.

Polarstern, auch Nordpolarstern oder Nordstern, heißt gegenwärtig ein heller Stern zweiter Größe, der dem Nordpol des Himmels sehr nahe steht. Es ist der letzte Stern (α) im Schwanze des kleinen Bären. Sein Abstand vom Pol beträgt jetzt 1° 24′, nimmt aber jährlich (gegenwärtig um $\frac{1}{2}$′) ab. Die Annäherung an den Nordpol wird noch etwa 300 J. fortdauern, bis der Abstand nur noch 21′ beträgt, worauf er wieder zunimmt. Nach Jahrtausenden wird unser jetziger P. seinen Namen so wenig mehr verdienen als vor 2000 und mehr Jahren; denn vor 2000 J. stand er 12° vom Pole entfernt. Im J. 4200 wird der Stern γ Cephei als dem Pole zunächst stehend P. sein, noch später β Cephei, α Cephei, δ Cygni, nach 12000 J. wird die Wega oder α Lyrae der hellste und schönste P. sein und erst nach 25700 J. nimmt der jetzige P. dieselbe Stelle wie jetzt wieder ein. Die Ursache dieser Veränderung des P. ist die Präcession, durch welche die Länge aller Sterne jährlich um $50\frac{2}{10}$ Secunden zunimmt und welche die Ursache ist, daß auch der Nordpol des Himmels in 25700 J. einen Kreis um den Pol der Ekliptik beschreibt, dessen Radius nahe $23\frac{1}{2}$° beträgt. Der Südpol des Himmels hat in seiner Nähe keinen so hellen Stern als der Nordstern ist, doch sieht man den 11° vom Pol entfernten Stern β der Kleinen Wasserschlange als Südpolarstern an. Die Astronomen und Nautiker benutzen den Stern sechster Größe σ Octantis, der nur $\frac{3}{4}$° vom Südpol entfernt ist, als Polarstern. — Polhöhe heißt die scheinbare Höhe des sichtbaren Himmelspols über dem Horizonte oder derjenige Bogen des Mittagskreises, welcher zwischen Pol und Horizont liegt. Sie ist der geogr. Breite gleich.

Polder oder Kooge nennt man in Holland und in den flachen Küstenniederungen Deutsch-

lands an der Nordſee ringsum mit feſten Dämmen oder Deichen in Form unregelmäßiger Vierecke eingefaßte und ſo gegen die Fluten geſchützte Strecken des Marſchlandes (ſ. d.), die man mittels Entwäſſerungskanälen oder auch eigenthümlicher Waſſerhebungsmaſchinen, ſog. Poldermühlen, dem Waſſer und den Moräſten abgewonnen und in fruchtbare Fluren oder fette Graſungen verwandelt hat. Ein jeder P. oder Koog umfaßt in der Regel eine Gemeinde, ſchon von der erſten Eindämmung her eng verbunden, nicht wie ſonſt ländliche Gemeinden durch gemeinſamen Beſitz, ſondern durch gemeinſame Gefahr. Die Wohnungen liegen zerſtreut, von tiefen Waſſergräben umgeben, welche auch die Felder einſchließen und entwäſſern. Seltener ſind Dörfer, in langer Reihe am Fuße der Deiche hingebaut, wie z. B. in der Wilſter und Kremper Marſch in Holſtein.

Pole (vom griech. polos) nennt man in der Mathematik die Endpunkte desjenigen Kugeldurchmeſſers, welcher auf der Ebene irgendeines Kreiſes der Kugel ſenkrecht ſteht, aber diejenigen beiden Punkte der Kugeloberfläche, die von allen Punkten der Peripherie eines Kugelkreiſes gleichweit entfernt ſind. Hiernach haben parallele Kugelkreiſe gemeinſchaftliche P. Dreht ſich eine Kugel um eine Achſe, ſo heißen die Endpunkte derſelben, welche bei der Bewegung allein in Ruhe bleiben, die P. der Kugel. In der Geographie und Aſtronomie ſind die P. der Erde aber Erdpole diejenigen Punkte der Erdoberfläche, welche bei der Achſendrehung der Erde in Ruhe bleiben, die Endpunkte der Erdachſe. Ebenſo ſind die P. der Himmelskugel oder Weltpole diejenigen Punkte des Himmels, welche bei der ſcheinbaren Umdrehung deſſelben in Ruhe bleiben, oder die Endpunkte der Himmelsachſe. Man nennt ſie auch P. des Aequators, weil der größte Kreis, auf deſſen Ebene die Himmelsachſe ſenkrecht ſteht, der Aequator heißt, und im Gegenſatze zu den P. der Ekliptik, welche von jedem Punkte der Ekliptik um 90° abſtehen, wie jene von jedem Punkte des Aequators. Am Himmel wie auf der Erde unterſcheidet man einen nördlichen und einen ſüdlichen P. (Nordpol und Südpol). An jedem Punkte der Erdoberfläche befindet ſich nur einer von den beiden P. über dem Horizonte und iſt ſichtbar; ausgenommen ſind die Gegenden unter dem Aequator, wo beide P. zugleich ſichtbar ſind, aber beide im Horizonte liegen. — Polardiſtanz heißt der Abſtand eines Sterns vom ſichtbaren P. — In der Phyſik bezeichnet man mit dem Namen Pol zunächſt beim Magnet die beiden gewöhnlich nahe an ſeinen Enden gelegenen Punkte, in welchen man die von jeder ſeiner Hälften ausgehenden Kräfte vereinigt annehmen kann. Beide P. werden ebenfalls wieder unterſchieden in Nord- und Südpol. (S. Magnetismus und Magnetismus der Erde.) Ebenſo nennt man bei den Kryſtallen, welche durch Erwärmung elektriſch werden, diejenigen Punkte, an welchen ſich die Elektricität beſonders ſtark zeigt, P., und unterſcheidet, je nachdem die dort angehäufte Elektricität poſitiv oder negativ iſt, poſitive und negative P. Bei einer ungeſchloſſenen Volta'ſchen Säule heißen die beiden Enden, an welchen ſich die Elektricität beſonders ſtark zeigt, gleichfalls P., das eine Ende der negative, das andere der poſitive P. Polar heißt ſonach ein Gegenſatz, wie er zwiſchen den beiden P. eines Magnets oder einer offenen Volta'ſchen Säule ſich findet, und Polarität nennt man das Vorhandenſein eines ſolchen Gegenſatzes. — Auch die Philoſophie hat das Wort Polarität aufgenommen, hält aber die angegebene ſtrenge Bedeutung nicht feſt, ſondern bedient ſich deſſelben in einem ſo weiten Umfange, daß ſie ſelbſt einen Gegenſatz, wie zwiſchen den beiden Enden einer geraden Linie, blos deshalb, weil dieſelben von ihrer Mitte aus nach verſchiedenen Seiten hinliegen, als polar bezeichnet. Dies hat zu vielfachen Mißverſtändniſſen und falſchen Deductionen Veranlaſſung gegeben.

Polei (Polegium Mill.) iſt der Name einer zu den Labiaten gehörenden Pflanzengattung, welche früher mit der Gattung Mentha (ſ. d.) vereinigt war, von der ſie ſich durch den fünfſpaltigen, zweilippigen und nach dem Verblühen durch Haare geſchloſſenen Kelch und die plötzlich in einen bauchigen Schlund erweiterte Blumenröhre unterſcheidet. Der gemeine P. (P. vulgare), welcher auf naſſen, ſandigen, öftern Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Stellen des mittlern und ſüdl. Europa wächſt, hat niederliegende, braunrothe, behaarte Stengel, geſtielte, rundliche, flache, ſchwach geſägte, unterſeits mit eingeſenkten Oeldrüſen verſehene Blätter, kugelige, entfernt ſtehende Blütenwirtel, hell-purpurrothe oder lilafarbene Blumen und zurückgekrümmte obere Kelchzähne. Die blühende Pflanze, welche eigenthümlich und ſtark aromatiſch riecht und bitterlich-ſcharf ſchmeckt, iſt als Heilmittel gebräuchlich und wird in ähnlichen Fällen wie die Krauſeminze und Pfefferminze angewendet, wirkt aber noch kräftiger, auch gehen ihre Kräfte durch lange Aufbewahrung nicht verloren. Die Pflanze äußerlich friſch aufgelegt röthet die Haut.

Polemik (vom griech. polemos, Krieg, Kampf, alſo Streitkunſt) heißt beſonders die Theorie der Vertheidigung der Kirchenlehre als einer bibliſch-chriſtlichen. Sie war ſonſt, wo ſie auch Elenchtiſche Theologie genannt wurde, ein ſehr eifrig behandelter Theil der theol. Wiſſen-

schaften, bis sie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. allmählich verächtlich wurde. Sie kämpfte gegen Christen anderer Religionsparteien, während die Apologetik (s. Apologie) es mit Nichtchristen aller Art zu thun hat. Der bedeutendste Polemiker unter den Katholiken früherer Zeit war Bellarmin (s. d.) und in neuerer Zeit Möhler (s. d.), der einen neuen Aufschwung der protestantischen P. veranlaßte.

Polemo, ein griech. Philosoph aus Athen, war ein Schüler des Xenokrates (s. d.), dessen Einfluß so mächtig auf ihn wirkte, daß er seinen vorher wüsten Wandel mit dem tugendhaftesten vertauschte und nach dem Tode seines Lehrers 314 v. Chr. sogar der Akademie eine Zeit lang mit vieler Würde vorstand. Ein Hauptsatz seiner Philosophie war, daß das höchste Gut in einem naturgemäßen Leben bestehe. — Ein anderer P., mit dem Beinamen Periegetes, Schüler des Stoikers Panätius, lebte im 3. Jahrh. v. Chr. zu den Zeiten des Ptolemäus Epiphanes und verfaßte mehrere histor. Werke, namentlich eine Beschreibung der in den Tempeln der berühmtesten Städte aufbewahrten Weihgeschenke und eine griech. Geschichte in elf Büchern. Die noch vorhandenen Bruchstücke hat Preller (Lpz. 1838) gesammelt und erläutert. — Endlich ist noch der Sophist und Redner Antonius P. zu erwähnen, aus Laodicea in Karien gebürtig, der im 2. Jahrh. n. Chr. meist in Smyrna lebte und bei Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in hoher Gunst stand. Er sprach mit der größten Fertigkeit in kühnen und kräftigen Ausdrücken aus dem Stegreife, misbrauchte aber sein Talent meist zu eigennützigen und ehrgeizigen Zwecken. Zwei von ihm noch vorhandene Lobreden auf den Cynägirus und Kallimachus sind am besten von Orelli (Lpz. 1819) herausgegeben worden.

Polemónium, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche der Typus einer besondern dikotylen Familie, der Polemoniaceen, geworden ist. Ihre in Amerika, Europa und Asien heimischen Arten sind perennirende Kräuter mit abwechselnden, fiederschnittigen Blättern und traubig angeordneten Blütenwickeln, deren Blüten aus einem weiten, krugförmigen, fünflappigen Kelch, einer rad- oder glockenförmigen Blumenkrone mit fünflappigem Saum, fünf niedergebogenen, im Schlunde der Blumenkrone eingefügten, bärtigen Staubfäden und einem oberständigen, von einem becherförmigen, gekerbten Ringe umgebenen Fruchtknoten bestehen, aus dem sich eine dreiklappige, wenigsamige Kapsel entwickelt. Die bekannteste Art ist P. coeruleum L., Sperrkraut oder Jakobsleiter genannt, eine in den Alpen wild wachsende und sehr häufig als Ziergewächs angebaute Pflanze mit aufrechten, reichbeblätterten Stengeln und großen, schön blauen, seltener weißen Blumen. Sie verlangt guten Boden und viel Wasser und läßt sich durch Zertheilung des großen Wurzelstocks leicht vermehren. Sehr schöne Arten sind ferner P. pulchellum, P. vom Altai, P. mexicanum Cerv. und P. pulcherrimum Hook. aus Columbien, ebenfalls blaublühende Pflanzen. Auch diese Arten halten im freien Lande aus.

Polen, die größte Ebene Europas, hatte in der Zeit seines Höhepunkts als Staat einen Flächenraum von mehr als 13000 Q.-M. und wurde im allgemeinen in P. und Litauen, jenes wieder in Großpolen und Kleinpolen, und jede dieser Provinzen in mehrere Wojwodschaften getheilt. Auf diesem Raume wohnten damals 15 Mill. E., die, beherrscht von etwa 100000 adelichen Familien (der sog. Schlachta), der Freiheit der sog. Republik P. ebenso wenig theilhaftig wurden als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Weizen, Flachs, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden stattlichen Rindviehs, ein unermeßlicher Salzstock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Landes aus, den fischreiche Ströme dem Baltischen und dem Schwarzen Meere zuführten; jedoch lagen, Warschau, Bromberg, Posen und einige Städte an der schles. Grenze ausgenommen, die Gewerbe danieder, und von nationaler Oekonomie war kaum eine Spur zu finden.

Die Slawen, welche im 9. Jahrh. die fruchtbaren Ebenen an der Weichsel innehatten und die unter dem gemeinsamen Namen der Lechiten oder Lachen zusammengefaßt werden, theilten sich in mehrere Völkerschaften. Von diesen hatten die Polanen oder die Slawen der Ebene ihre Wohnsitze an der Wartha zwischen der Netze und Oder, die Masovier oder Masuren an der mittlern Weichsel, die Bialochrobaten oder Weißchrobaten an den Quellen der Weichsel, die Schlesier an beiden Seiten der Oder. Die ältesten Städte in dem Lande der Polanen waren Kruszwica, Gnesen, Posen und Kalisch; im Lande der Masuren Plock, Czersk und Dobrin; im Lande der Weißchrobaten Krakau, Wisliea und Lublin. Im Laufe der Zeiten erlangten die Polanen die Obermacht unter ihren Stammgenossen und daher wurde ihr Name der gemeinsame Name der lechitischen Geschlechter. Da die lechitischen Slawen, wie alle Slawen, in Gemeinden

zertheilt waren, ſo währte es auch bei ihnen lange Zeit, ehe ſie zu einem polit. Ganzen zuſammenwuchſen und in der Geſchichte Bedeutung erlangten; doch nahmen ſie an den Kämpfen, die ihre ſlaw. Brüder mit den Franken in Deutſchland führten, thätigen Antheil. Die älteſten Sagen der Weißchrobaten ſchließen ſich an Krakau und deſſen Umgebung an. Krakus wird als ein ehrwürdiger Fürſt und der Erbauer Krakaus genannt; ſeine Tochter war Wanda. Die älteſten Sagen der Polanen knüpfen ſich an den See Goplo; als die älteſten Fürſten werden Lech und ganze Fürſtenfamilien des Namens Leſzek und Popiel erwähnt. Nach dem Tode des letzten Popiel wählten die Polanen den Piaſt (ſ. d.) zu ihrem Fürſten, mit deſſen Sohne Ziemowit die Sage größere Beſtimmtheit erlangt. Der vierte Piaſt, Herzog Mieczyſlaw I., heirathete 964 die böhm. Herzogstochter Dombrowka, trat zum Chriſtenthume über und ſtiftete das erſte poln. Bisthum zu Poſen (ſ. d.). Schon vorher war er, um 963, durch den Markgrafen Gero gezwungen, ſich der Hoheit des röm.-deutſchen Kaiſers Otto I. zu unterwerfen und ſein Land zu Lehen zu nehmen. Aber dies Abhängigkeitsverhältniß löſte ſich ſchon wieder unter Mieczyſlaw's Sohn, Boleſlaw I. Chrobry oder dem Großen, 992—1025, welcher der eigentliche Begründer P.s wurde. Dieſer vereinigte alle poln. Lande unter ſeiner Herrſchaft, eroberte Danzig und Pomerellen, dazu Schleſien, Lauſitz und Mähren, und drang im Oſten bis Kiew vor; zeitweilig ward auch Böhmen unterworfen, das aber bald wieder verloren ging. So reichten die Grenzen ſeines Reichs angeblich von der Saale bis zum Dnjepr und von der Donau bis zur Oſtſee. Boleſlaw empfing 1000 den Beſuch des Kaiſers Otto III., bei welcher Gelegenheit das poln. Erzbisthum Gneſen (ſ. d.) geſtiftet ward, und 1024 ließ er ſich durch den Papſt die Königskrone verleihen. Aber nach ſeinem Tode gerieth das Reich durch langwierige innere Kämpfe und wiederholte Landestheilungen in vollſtändige Auflöſung; die eroberten Lande trennten ſich ab; auch Schleſien (ſ. d.) gewann unter einer piaſtiſchen Nebenlinie ſeine Selbſtändigkeit. Dazu hatten die poln. Theilfürſten fortwährend mit ihren Nachbarn, den Deutſchen, Ruſſen, Litauern und Preußen zu kämpfen. Gegen die Preußen (ſ. d.) rief am Ende der Herzog Konrad von Maſovien den deutſchen Ritterorden zu Hülfe, welcher ſeit 1230 das baltiſche Küſtenland von der Oder bis zum Finniſchen Buſen unterwarf.

Erſt Wladiſlaw I. Lokjetek, 1305—33, verband den Kern der lockern Ländermaſſe, Großpolen an der Wartha, mit Kleinpolen an der obern Weichſel, wieder zu einem Ganzen, worauf ſein Sohn, Kaſimir III. (ſ. d.) oder der Große, innere geſellſchaftliche Ordnung in den Staat einzuführen ſuchte. Mit ihm erloſch 1370 der piaſtiſche Mannsſtamm. Nun begann der Adel, dem bereits Wladiſlaw I. 1331 eine Art Reichstag bewilligt und dem Kaſimir III. auf dem Reichstage zu Wiſliea 1347 Antheil an der Geſetzgebung eingeräumt hatte, ſeine Stimme den Thronfolgern gegen perſönliche Vorrechte zu verkaufen, die ihnen zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten. Die Vereinigung P.s mit Ungarn unter Kaſimir's Schweſterſohn, Ludwig dem Großen, 1370—82, ward mit deſſen Tod wieder aufgelöſt. Weniger unnatürlich war die Verbindung P.s mit Litauen, als die Tochter Ludwig's, Hedwig, welche nach ihres Vaters Tode als Königin erwählt worden war, 1386 ſich gezwungen ſah, ſich mit dem heidniſchen Großfürſten von Litauen, Jagello (ſ. d.), zu vermählen, der bei der Taufe den Namen Wladiſlaw II., 1386—1434, annahm. Mit ihm kamen die Jagellonen auf den poln. Thron: Wladiſlaw III., 1434—44, nach einer zweijährigen Thronvacanz Kaſimir IV., 1446—92, dann Johann I. Albrecht, 1492—1501, Alexander, 1501—6, Sigismund I. (ſ. d.), 1506—46, und Sigismund II. (ſ. d.), 1546—72. Unter dieſer Dynaſtie gewann P. an Macht und Ausdehnung. Die Deutſchen Ritter mußten durch den Vertrag von Thorn 1466 Weſtpreußen und Ermeland an P. abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland Oſtpreußen anerkennen, welches 1525 der Hochmeiſter Albrecht von Brandenburg mit poln. Genehmigung in ein erbliches Herzogthum umwandelte. Bei der Auflöſung des Schwertritterordens 1561 ward Livland (ſ. d.) an Litauen abgetreten, während Kurland (ſ. d.) poln. Lehn wurde. So war P., zumal der litauiſche Adel ſeit 1569 mit dem von Groß- und Kleinpolen Eine Verſammlung bildete, der mächtigſte Staat im öſtl. Europa. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft ſtreitig machte, das Recht, die Nation allein zu vertreten. Er hatte ſchon 1404 begonnen, Diſtrictsreichstage zu halten, auf denen er ſich über ſein Benehmen bei den allgemeinen Verſammlungen berieth und ſich zu Parteien geſtaltete; auch war ihm auf dem Reichstage zu Wilna 1430 das Recht zugeſichert, daß kein Adelicher feſtgenommen werden könne, außer wenn er auf dem Wege des Rechts überwieſen oder beim Verbrechen ergriffen werde. Der Reichstag zu Nieſzawa 1454 gab ihm das ausſchließende Recht auf Krieg und Frieden, und ſeit 1468

gestalteten sich die eigenthümlichen poln. Reichstage mit den Landboten, deren jeder Distrikt zwei sendete, die sich aber nicht von ihrer Instruction entfernen durften. Unter Alexander erhielt der Reichstag sogar das Münzrecht, das der Gesetzpromulgation und der Oberaufsicht über die Tribunale. Der König durfte nur Eingeborene vom Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Wojwoden, Castellanen und Ministern ernennen, welche zusammen den Senat auf dem Reichstage bildeten. Den bei der weiten Verbreitung der Reformation gefürchteten religiösen Streitigkeiten wurde dadurch vorgebeugt, daß die Dissidenten (s. d.) durch den Religionsfrieden von 1573 gleiche Rechte mit den Katholiken erlangten.

Mit Sigismund II. starb der jagellonische Stamm aus, und seitdem war P. förmlich ein Wahlreich. Heinrich von Anjou (s. Heinrich III., König von Frankreich), 1573 zum Könige von P. erwählt, beschwor 1574 als Wahlkönig die ersten Pacta conventa, d. h. die Wahlcapitulation, welche auch alle spätern Könige mit dem Adel abzuschließen genöthigt waren und die ihre Macht gar sehr beschränkte. Als Heinrich, um den franz. Thron zu besteigen, nach viermonatlicher Regierung heimlich entflohen war, wurde 1575 Stephan Bathori (s. d.) als König erwählt. Nach dessen Tode 1586 versuchte man durch die Wahl des schwed. Prinzen Sigismund III. zum Könige von P. die beiden ersten nordischen Kronen zu vereinigen. Aber Schweden riß sich bald von dieser Verbindung los, und infolge dessen entbrannte ein langwieriger Krieg zwischen P. und Schweden, der erst durch den Frieden von Oliva 1660 beendigt wurde; P. verlor darin Livland nebst Esthland und die Lehnshoheit über Ostpreußen. Auf den schwachen Sigismund III., 1580—1632, waren inzwischen dessen Söhne, Wladislaw IV. (s. d.), 1632—48, und Johann II. Kasimir (s. d.), 1648—72, gefolgt. Unter letzterm löste sich im Innern der lockere Zusammenhang der polit. Masse dadurch in Anarchie auf, daß das freie Veto gesetzlich wurde, nach welchem auf dem Reichstage der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Religiöse und polit. Unterdrückung veranlaßte den Abfall der Kosacken, die sich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolensk, Kiew und das Land östlich vom Dnjepr 1667, im 13jährigen Waffenstillstande zu Andrussow, an Rußland abgetreten wurden. Nach Johann Kasimir's Abdankung setzte der niedere Adel die Wahl Michael Wisniowiecki's als König durch, der von 1669—74 regierte. Sein Nachfolger, der tapfere König Johann Sobieski (s. d.), 1674—96, bestätigte jene Abtretungen an Rußland in dem Frieden von 1686. Nach seinem Tode schien der Thron dem Meistbietenden zuzufallen, namentlich opferte der Abbé Polignac im Auftrage Ludwig's XIV. von Frankreich, bedeutende Summen, um die Wahl auf den Prinzen Conti zu leiten. Als der Kurfürst von Sachsen, August II. (s. d.), sich gegen die franz. Partei behauptete und an Peter I. von Rußland sich anschloß, wurde die Republik in den Nordischen Krieg (s. d.) verwickelt. Unter den siegreichen schwed. Waffen entsetzte der poln. Reichstag 1704 den Kurfürsten von Sachsen des poln. Throns und wählte Stanislaw Leszczynski (s. d.) zum Könige, der aber schon 1706 die poln. Krone an August II. zurückgeben mußte. Nach August's II. Tode 1733 versuchte Stanislaus mit franz. Unterstützung den Thron wiederzugewinnen, aber mit Hülfe Rußlands und Oesterreichs erlangte der Sohn August's II., Kurfürst August III. (s. d.) von Sachsen, 1733—63, die poln. Krone. Damit das Maß der Verwirrung voll würde, hatte man seit 1717 die constitutionellen und anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten beschränkt. Die Jesuiten hatten das Feuer angeschürt, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thorn 1724 wurde die Losung zu tödlichem Hasse. Endlich schloß man auf den Reichstagen von 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, von dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus. So waren alle Leidenschaften in verderblicher Gärung entbrannt. Nach dem Tode August's III. ward durch die vereinten Bemühungen Rußlands und Preußens die Wahl des Grafen Stanislaw August (s. d.) Poniatowski, 1764, zum König von P. durchgesetzt. Der Fanatismus der Bischöfe Soltyk von Krakau und Massalski von Wilna, welche sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, war die Hauptursache eines Bürgerkriegs, der das Land in die wildeste Unordnung stieß und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; dagegen erhob sich die Conföderation zu Bar (s. d.) mit Unterstützung von seiten Frankreichs, und der Krieg mit Rußland brach aus. Fremde Truppen verwüsteten das Land, und die innere Zerrüttung war so vollständig, daß die drei großen Nachbarmächte, wie Katharina II. sich ausdrückte, P. für ein Land hielten, in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas aufzuheben.

Unter diesen Umständen schien es dem österr. Hofe zeitgemäß, das Zipser Comitat, welches

1402 von Ungarn an P. verpfändet worden war, wieder in Beſitz zu nehmen; er gab dadurch den beiden andern Nachbarn Rußland und Preußen den willkommenen Vorwand, die lange beabſichtigte Theilung vorzunehmen. Die drei Mächte ſchloſſen 5. Aug. 1772 darüber einen Vertrag, und die Republik P. genehmigte endlich 18. Sept. 1773 die ſchon vollzogene Theilung (erſte Theilung), durch welche P. gegen 4000 Q.-M. verlor. Oeſterreich erhielt die Grafſchaft Zips, die Hälfte der Wojwodſchaft Krakau, einen Theil der Wojwodſchaft Sandomir, Rothreußen und Theile von Belz und Pokutien, zuſammen 1280 Q.-M. mit 2,700000 E.; Preußen ganz Polniſch-Preußen, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und Pomerellen, zuſammen 631 Q.-M. mit 416000 E.; Rußland das poln. Livland, die Hälfte der Wojwodſchaft Polozk, die Wojwodſchaften Witepsk und Mſtislaw und einen Theil von Minsk, zuſammen 1975 Q.-M. mit 1,800000 E. Auch der Ueberreſt P.s ſtand von jetzt an vollſtändig unter dem ruſſ. Einfluſſe. Allerdings begann nunmehr eine patriotiſche Partei an der Wiederherſtellung P.s zu arbeiten, und unter dem Eindruck der Vorgänge in Frankreich kam auch in P. eine Verfaſſungsreform zu Stande. Das Wahlreich ſollte aufgehoben und der dritte Stand in die Nationalrepräſentation aufgenommen werden. Dies waren die Grundlagen der Conſtitution vom 3. Mai 1791, der Fox und ſelbſt Burke große Lobſprüche ertheilten und die auch Preußen billigte. Aber Rußland verwarf ſie und fand wie gewöhnlich Verbündete an dem verrätheriſchen Theil des poln. Adels, der zu Targowicz (ſ. d.) eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Conſtitution geſchloſſen hatte. Hierauf verließ Preußen die Sache der Republik und willigte 4. Jan. 1793 in eine zweite Theilung P.s. Rußland bekam 4553 Q.-M. mit 3 Mill. E., die Reſte der Wojwodſchaften Polozk und Minsk, die Hälfte der Wojwodſchaften Nowgorodek und Brzesc, die Ukraine, Podolien und die öſtl. Hälfte Volhyniens; Preußen 1060 Q.-M. mit 1,100000 E., die Wojwodſchaften Poſen, Gneſen, Kaliſch, Sieradz, Lenczic und halb Rawa, nebſt Danzig und Thorn, die Hälfte der Wojwodſchaft Brzesc und das Ländchen Dobrzyn und die Feſtung Czenſtochau. Mit Gewalt wurden von ruſſ. Seite die durch ſolche Behandlung empörten Glieder des Reichstags genöthigt, die Zerſtückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Da erhob ſich Koſciuſzko (ſ. d.) an der Spitze der Conföderation von Krakau, März 1794, zum heil. Kampfe für Vaterland und Freiheit. Doch es war zu ſpät. Ohne Feſtungen, ohne Taktik, ohne Bundesgenoſſen, ja ohne Waffen, mußte die Nation gegen Ruſſen, Preußen und Oeſterreicher nach dem Tage von Maciejowice, 10. Oct., und nach dem Falle von Praga, 4. Nov. 1794 unterliegen. Hierauf ward durch Tractat vom 24. Oct. 1795 die dritte Theilung P.s endgültig geregelt. Rußland erhielt 2030 Q.-M. mit faſt 1,200000 E., Preußen 997 Q.-M. mit beinahe 1 Mill. E. und Oeſterreich 834 Q.-M. mit mehr als 1 Mill. E. Dem König Staniſlaw Auguſt wurde ein Gnadengehalt ausgeſetzt, das er in Petersburg verzehren mußte, wo er 1798 ſtarb. So verſchwand P. aus der Reihe der Staaten, und die Weſtmächte, Frankreich und England, ſchwiegen dazu.

Die Ausbreitung der Napoleoniſchen Macht, für die eine poln. Legion unter Dombrowſki (ſ. d.) eifrig geſtritten, gab einem Theile von P. wieder eine ſcheinbare nationale Exiſtenz. Aus dem Tilſiter Frieden und den Abtretungen Preußens ging 1807 das Herzogthum Warſchau hervor, welches in König Friedrich Auguſt (ſ. d.) von Sachſen ſeinen Regenten erhielt und nach franz.-rheinbündiſchen Grundſätzen organiſirt ward. Es geſchah wol manches für Hebung der Maſſen, allein der Druck des Kriegs, der Conſcription, der Continentalſperre ließ eine geſunde Wohlfahrt nicht aufkommen. Wol aber nahm das Land an den Kämpfen Napoleon's ſowol gegen Oeſterreich als in Spanien rühmlichen Antheil. Der Wiener Friede (Oct. 1809) vergrößerte das Herzogthum durch die Erwerbung von Weſtgalizien, und es erwachte um ſo mehr die Hoffnung, Napoleon werde mit der Wiederherſtellung des nationalen P. Ernſt machen. Wie ungegründet dieſe Erwartung war, erwies ſich im Feldzuge von 1812, indem Napoleon auch jetzt nur Soldaten aus P. ziehen wollte und an eine aufrichtige und großartige Entflammung des Nationalgeiſtes nicht dachte. Das Herzogthum Warſchau fand durch die Kataſtrophe von 1812 ſein raſches Ende. Nach der Beſtimmung des Congreſſes zu Wien ſollte fortan die Stadt Krakau (ſ. d.) mit ihrem Gebiete eine ſelbſtändige Republik bilden, der auf dem rechten Weichſelufer beginnende Bezirk nebſt dem im Wiener Frieden an Rußland abgetretenen Tarnopoler Kreis an das öſterr. Königreich Galizien (ſ. d.) zurückfallen, der Kulmiſche und Michelauiſche Kreis, Thorn mit ſeinem Gebiete, ferner Theile von Poſen und Kaliſch unter dem Namen eines Großherzogthums Poſen (ſ. d.) an Preußen abgetreten werden, alles übrige aber mit dem ruſſ. Reiche als Königreich Polen in der Weiſe vereinigt werden, daß ſeine territoriale Ausdehnung vom Ermeſſen des Kaiſers abhing, ſeine Verwaltung aber von der ruſſiſchen geſondert ſein ſollte.

Eine Verfaſſung, die Kaiſer Alexander I. 27. Nov. 1815 nach dem Muſter der franz. Charte erließ, verſprach den Polen eine Landesvertretung aus zwei Kammern beſtehend und eine eigene Verwaltung, die in Abweſenheit des Zaren ein Statthalter führen ſollte. Erſter Vicekönig war General Zajonczec; ihm ſtand aber in Nowoſilzow ein ruſſ. Commiſſar, dem namentlich die geheime Polizei übergeben war, und in Großfürſt Konſtantin ein ruſſ. Militärgouverneur entgegen. Zwar wurde 27. März 1818 der erſte Reichstag eröffnet, aber es offenbarte ſich bald, wie es mit dem conſtitutionellen Leben in P. wenig auf ſich haben ſollte. Als der zweite Reichstag, im Sept. 1820 eröffnet, mehrern Vorſchlägen der Regierung entgegentrat, ergoß ſich ſchon die kaiſerl. Ungnade über die Volksvertretung. Durch die Zuſatzacte zur Conſtitution (Febr. 1825) ward die Preßfreiheit beſchränkt und die zweijährige Periodicität und Oeffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen aufgehoben. Der Tod Kaiſer Alexander's verſchlimmerte das Verhältniß noch. Der Einfluß des ſchroffen und gewaltthätigen Großfürſten Konſtantin wurde nun unbeſchränkter, zumal da nach Zajonczec's Tode die Statthalterſchaft nicht mehr beſetzt ward. Unter dieſen Verhältniſſen gewann der Gedanke, die ruſſ. Herrſchaft abzuſchütteln, immer mehr Anhänger im Lande. Geheime Verbindungen unter der Jugend, im Heere, zahlreiche literariſche Vereine u. ſ. w. waren die Träger jener Idee oder kamen ihr durch Erweckung des poln. Nationalgeiſtes zu Hülfe. Unter den Gelehrten war es namentlich Lelewel (ſ. d.), unter den Dichtern Adam Mickiewicz (ſ. d.), welche die Pflege dieſer nationalen Oppoſition auf dem geiſtigen Gebiete leiteten. Nach der petersburger Kataſtrophe vom Dec. 1825 (ſ. Rußland) kam die Regierung auch dieſen poln. Geheimgeſellſchaften auf die Spur, und mehrere Hunderte von Theilnehmern wurden verhaftet und auf Hochverrath angeklagt. Kaiſer Nikolaus I. wies die Entſcheidung über die Civilperſonen vor den Senat, der ſie zum lebhaften und laut ausgeſprochenen Misvergnügen des Zaren faſt ſämmtlich freiſprach (17. Oct. 1828). Alle dieſe Vorgänge hatten die Gärung zu einer Höhe geſteigert, von der auch der im Mai 1830 eröffnete letzte Reichstag Zeugniß gab. Hierzu kamen noch die aufregenden Nachrichten von den gelungenen Revolutionen in Frankreich, Belgien u. ſ. w. So brach 29. Nov. 1830 die Inſurrection in Warſchau aus. Ein Häuflein Akademiker und Fähnriche überfiel am Abend das Belvedere, die Reſidenz des Großfürſten, und zwang dieſen, mit einem Theile der Truppen (die andern waren übergegangen) die poln. Hauptſtadt zu verlaſſen. Bis zum 13. Dec. 1830 hatten die Ruſſen das Königreich P. vollſtändig geräumt, und das ganze Land erklärte ſich einmüthig für die Bewegung.

Die Revolution war ein gelungener Handſtreich, in der größten Tollkühnheit unternommen, und zu einem Kampfe, wie er bevorſtand, nichts vorbereitet. Nur zeigten ſich die Ruſſen ebenſo wenig gerüſtet und gewährten dadurch der Bewegung Zeit genug, ſich in ihrer ganzen Macht zu entfalten. Zunächſt nahm die Ariſtokratie in P. die Gewalt an ſich. Den Oberbefehl über die Armee erhielt General Chlopicki (ſ. d.); auch ward eine proviſoriſche Regierung unter dem Vorſitze des Fürſten Adam Czartoryſki (ſ. d.) beſtellt, zu welcher man, der demokratiſchen Partei zu Liebe, Lelewel hinzugezogen hatte. Schon jetzt aber zeigte ſich der Zwieſpalt der Parteien unverkennbar. Während die Demokraten offenen Bruch mit Rußland wollten, dachten die Ariſtokratie und namentlich Chlopicki an eine friedliche Ausgleichung mit dem Zaren. In dieſem Sinne ſendete man eine Geſandtſchaft nach Petersburg und ſcheute ſich ſichtbar, die äußerſte revolutionäre Energie zu entfalten. Es verſtrich eine koſtbare Zeit, in der Rußland ſich rüſtete, und dann ertheilte der Zar der Geſandtſchaft einen Beſcheid, der auf unbedingte Unterwerfung lautete. Chlopicki, welcher inzwiſchen die Dictatur in die Hand genommen und der Agitation der demokratiſchen Partei ſchroff entgegentrat, ſah mit dem Scheitern der Verhandlungen in Petersburg ſeinen Plan vereitelt; er legte ſeine Stelle nieder, und Fürſt Michael Radziwill ward zum Oberbefehlshaber des Heers gewählt. Nunmehr brach die poln. Revolution alle Brücken hinter ſich ab, und der ſeit Dec. verſammelte Reichstag ſprach 25. Jan. 1831 die Abſetzung des Hauſes Romanow vom poln. Throne aus. Neun Tage darauf erklärte der Reichstag, daß er auch die ruſſ.-poln. Provinzen unter ſeinen Schutz nehme, und decretirte 3. Febr. deren Wiedervereinigung mit dem Königreiche P. Aber unterdeß war der ruſſ. Feldmarſchall Diebitſch (ſ. d.) mit 120000 Mann und 400 Kanonen über den Bug gerückt, und drang gegen Warſchau vor. Vom 14. Febr. an folgte Gefecht auf Gefecht. Nachdem die Vereinigung der verſchiedenen ruſſ. Armeecorps trotz aller Hinderniſſe bewerkſtelligt worden, kam es 25. Febr. zu einer blutigen Hauptſchlacht bei Grochow. Nach tapferſter Gegenwehr mußten die Polen ſich über die Weichſel nach Warſchau zurückziehen und hielten auf dem rechten Ufer nur noch den Brückenkopf von Praga beſetzt. Nunmehr legte Radziwill das Commando nieder und erhielt zum Nachfolger den General Skrzynecki, der demnächſt mehrere kleinere Erfolge hatte. Auch

ward jetzt General Dwernicki mit einem Streifcorps entsendet, um im Rücken der russ. Armee die vormals poln. Südprovinzen (Volhynien, Podolien, Ukraine) zu insurgiren; aber diese Expedition mislang, und Dwernicki mußte 27. April auf österr. Gebiete eine Zuflucht suchen. Die Hauptarmeen standen sich unterdeß wochenlang beobachtend gegenüber, bis 26. Mai eine zweite große Hauptschlacht bei Ostrolenka (s. d.) erfolgte, ohne eigentlich entscheidendes Resultat. Allerdings traten die Polen, die hier den größten Theil ihrer Kerntruppen verloren, sofort den Rückzug nach Warschau an; aber auch die Russen hatten sehr gelitten und wagten keine Verfolgung. Zu der beiderseitigen Erschöpfung kam noch der Ausbruch der Cholera, die in P. auf die furchtbarste Weise wüthete und im Juni auch den Feldmarschall Diebitsch und den Großfürsten Konstantin hinwegraffte. So fand abermals eine längere thatsächliche Waffenruhe statt, die nur durch eine zum Theil rühmliche, aber ganz erfolglose poln. Expedition nach Litauen, unter Führung der Generale Gielgud und Dembinski, gestört ward. Inzwischen waren die diplomatischen Agenten der warschauer Regierung überall im Auslande bemüht, für P. Hülfe und Unterstützung nachzusuchen; aber sie fanden nur unfruchtbare Sympathien. Selbst Frankreich und England lehnten jede ernstliche Intervention ab und überließen P. seinem Schicksale. Der neue Oberbefehlshaber der russ. Armee, Paskewitsch (s. d.), zog nunmehr die Weichsel stromabwärts und bewerkstelligte 27. bis 29. Juli den Weichselübergang bei Wraclawek, unweit der preuß. Grenze; dann rückte er auf dem linken Ufer des Stroms wieder langsam gegen das auf dieser Seite schlecht befestigte Warschau vor. Der Zustand in der Hauptstadt verhieß nur Unglück. Während das Volk auf dem Lande in seiner Theilnahme an dem Kampfe nachließ, stritten sich dort die Parteien in verderblichem Hader. Die Aristokratie schien noch immer die Hoffnung auf eine Ausgleichung nicht aufzugeben; die Demokratie aber sah überall Verrath und regte die Massen zu nutzloser Erbitterung auf. Als nun Paskewitsch gegen Warschau vorrückte, zögerte Skrzynecki, trotz der dringenden Vorstellungen des Reichstags, eine Schlacht anzunehmen, und die Russen näherten sich der Hauptstadt bis auf wenige Stunden. Nun ward (10. Aug.) Skrzynecki des Oberbefehls entsetzt und Dembinski zu dessen Nachfolger ernannt, aber auch dieser mied die Schlacht und zog sich auf Warschau zurück. Unter dem Eindrucke dieser Vorgänge erfolgten die blutigen Scenen der Nacht vom 15. zum 16. Aug. Mehrere gefangene Generale, des Verraths bezichtigt, wurden aus den Gefängnissen gerissen und ermordet; auch an ganz Unschuldigen ward die Wuth des Pöbels geübt. Die Regierung, an deren Spitze noch immer Fürst Czartoryski stand, dankte darauf ab, und der Reichstag ernannte 17. Aug. General Krukowiecki zum Regierungspräsidenten, während General Malachowski den Oberbefehl über das Heer erhielt. Nunmehr wurden zwei poln. Armeecorps detachirt, um Warschau zu verproviantiren und dem Feinde die Verbindungen abzuschneiden. Doch Paskewitsch ließ sich durch diese Flankenbewegungen nicht irremachen und rückte mit seiner ganzen Macht gegen Warschau vor. Am 6. und 7. Sept. stürmten die Russen die Stadt; die Polen leisteten verzweifelten Widerstand, aber die Uebermacht war zu groß. Da schloß Krukowiecki 7. Sept. morgens eine Capitulation mit Paskewitsch, der gemäß P. unter Ausbedingung einer Amnestie sich unterwarf. Allein der Reichstag wollte diesen Vertrag nicht genehmigen, worauf Krukowiecki abdankte und Niemojewski Regierungspräsident wurde. Dieser schloß am Abend des 7. Sept. eine blos militärische Capitulation, wodurch Warschau und Praga den Russen übergeben wurden; dagegen erhielten die poln. Regierung, Reichstag und Armee freien Abzug nach der Festung Modlin. Es war die Absicht, den Kampf noch weiter fortzusetzen. General Rybinski übernahm das Obercommando und versuchte alle poln. Streitkräfte bei Modlin zu concentriren. Aber die detachirten poln. Corps waren bereits von den Russen abgeschnitten und wurden binnen kurzem über die Grenze nach Galizien und Krakau gedrängt. Von Modlin aus wurden nochmals Unterhandlungen mit Paskewitsch angeknüpft; doch dieser forderte jetzt unbedingte Unterwerfung und Eidesleistung für den «Kaiser» Nikolaus. Lieber gingen aber die Polen in die Verbannung. Der Rückzug ward von Modlin weiter nach Plock und von da an die preuß. Grenze fortgesetzt. Am 25. Sept. traten Regierung und Reichstag hinüber, 5. Oct. folgte Rybinski mit der Hauptarmee, worauf auch die letzten poln. Festungen Modlin und Zamosc (9. und 24. Oct.) sich den Russen ergaben. So endete der Aufstand, der die alten Züge poln. Wesens, die glänzenden wie die Schattenseiten, Tapferkeit und Enthusiasmus neben Selbstsucht, Parteigeist und engherzigem Standesstolz treu abspiegelte.

Der Ueberwältigung folgte das Strafgericht. Die Constitution von 1815 wurde aufgehoben, die angesehenen Theilnehmer des Aufstandes nach Sibirien geschickt oder zum militärischen Strafdienste verurtheilt, zahlreiche Confiscationen vorgenommen, die Universitäten Warschau und Wilna aufgehoben, die obern Klassen der Gymnasien und des Cadettenhauses zu Kalisch auf-

gelöst, dessen Zöglinge in russ. Militärschulen versetzt, die poln. Soldaten in die russ. Armee eingereiht. Die Amnestie, die 1. Nov. 1831 verkündigt wurde, enthielt unzählige Ausnahmen. An die Stelle der Verfassung trat das Organische Statut vom 14. (26.) Febr. 1832. Dasselbe hob den Reichstag auf und ersetzte ihn durch einen Staatsrath, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte, und die nicht geborene Polen zu sein brauchten. Die Steuern wurden nach dem für das übrige Rußland geltenden Maßstabe geordnet. Die oberste Leitung der Verwaltung, früher von verantwortlichen Ministern geführt, wurde einem Administrationsrathe übertragen, der unter dem Statthalter Paskewitsch stand. Eine andere Bestimmung fügte hinzu, daß bei dem Verfahren gegen Staatsverbrecher die in Rußland geltenden Verordnungen zu Grunde liegen sollten. Mit diesem Systeme eng verbunden war die unerhörte Strenge polizeilicher Ueberwachung, die Absperrung des Landes vom Verkehr mit dem Auslande, die Hemmung jeder nicht russ. Thätigkeit in der Presse. Einzelne abenteuerliche Versuche (1833), neue Aufstände hervorzurufen, steigerten nur die polizeiliche Wachsamkeit gegen Menschen, Bücher und Zeitungen. Zugleich trat immer unverhüllter der Plan hervor, P. zu russificiren. Die der Krone zugefallenen Güter der Emigrirten wurden als Majorate an Russen verliehen und sollten nur auf Nachkommen griech. Glaubens vererbt werden dürfen. So wurde mitten in P. eine russ. Aristokratie begründet und der Anfang gemacht, der griech. Religion Eingang ins Königreich zu verschaffen. Nach dem Schulplane von 1833 sollte die poln. Jugend vor allem Russisch lernen und ins russ. Wesen eingeführt werden. Die alten Lehranstalten wurden in diesem Sinne umgestaltet, die frühern Lehrbücher beseitigt und neue eingeführt. Niemand sollte auf den russ. Universitäten zugelassen werden, kein poln. Edelmann ins Militär eintreten können, überhaupt seit 1840 niemand ein öffentliches Amt erhalten, der nicht der russ. Sprache vollkommen mächtig sei. Die Wojwodschaften wurden in Gubernien umgewandelt. Das poln. Münzwesen wurde durch einen Ukas von 1842 auf den russ. Fuß gesetzt und überhaupt bis auf den Namen die Umwandlung der poln. Verhältnisse ins Russische consequent durchgeführt.

Indessen blieb die Emigration, die freilich in der Verbannung die alte poln. Uneinigkeit darstellte, unermüdet thätig, eine neue Erhebung vorzubereiten. Vorzugsweise war es die demokratische Partei, welche in diesem Sinne wirkte. Man theilte zu dem Zwecke das ehemalige poln. Reich in fünf Regionen (Posen, Krakau, Galizien, Königreich P., Litauen), und zahlreiche Emissare bereisten die einzelnen Gebiete. Zugleich suchte man durch Verbreitung socialistischer und communistischer Doctrinen die Massen in Bewegung zu setzen. Zwischen dem 17. und 21. Febr. 1846 sollte die Erhebung in allen fünf Bezirken zugleich stattfinden. Aber der zum Lenker des poln. Aufstandes bestimmte Ludwig Mieroslawski (s. d.) wurde bei Gnesen gefangen genommen und viele Verdächtige in Posen und Westpreußen verhaftet. Ein in der Nacht vom 2. zum 3. März von Kurnik aus gemachter Versuch zur Ueberrumpelung Posens mislang, und ebenso wurde in Russisch-Polen der zu Siedlce unternommene Revolutionsversuch vereitelt. Bedeutender schien sich der Aufstand in Krakau zu entwickeln, wo Tyssowski als Dictator die Leitung der Dinge übernommen hatte. Doch sahen sich die Insurgenten schon nach zehn Tagen genöthigt, die Stadt in der Nacht vom 2. zum 3. März zu verlassen, und tags darauf ergaben sie sich den Preußen. Höchst tragisch gestaltete sich der Aufstand in Galizien. Statt sich vom Adel zum Aufstande fortreißen zu lassen, erhob sich das durch die Fronen gedrückte ruthenische Landvolk gegen die Edelleute selbst. Es rotteten sich in den Kreisen Tarnow, Jaslo, Sandecz und Rzeszow große Haufen von Bauern unter Führung des Jakob Szela zusammen, überfielen die Edelhöfe, brannten und plünderten, und mordeten Hunderte von adelichen Gutsbesitzern. Krakau verlor infolge des Aufstandes, vermöge einer Veradredung der östl. Mächte, seine Unabhängigkeit und ging im Nov. 1846 an Oesterreich über.

Durch die Revolution von 1848 erhielt die kaum beschwichtigte Bewegung in P. einen neuen Anstoß. Die poln. Emigration verflocht sich aufs innigste in die revolutionären Erschütterungen dieses Jahres. In Frankreich, Deutschland, Italien, überall tauchten poln. Revolutionäre auf und führten ihren Rachekrieg gegen die bestehende Ordnung. Auch im poln. Lande selbst schien eine neue Zeit anzubrechen. Sogar in Russisch-Polen, wo die Regierung am besten gegen einen gewaltsamen Schlag gerüstet war und mächtige Militärmassen vereinigt standen, regten sich die alten Wünsche, und es ging, freilich vergeblich, eine Deputation nach Petersburg, um die Wiederherstellung des Zustandes von 1815 zu verlangen. In Krakau ward gleich nach dem Ausbruch der wiener Märzrevolution von 1848 eine Amnestie verkündigt. Rasch strömten nun Emissare und Ausgewanderte nach dem österreichischen P. herein, und als die Behörden dem weitern Zuströmen wehren wollten, brach 26. April eine Bewegung los, die nur nach heftigem

Kampf unterdrückt ward. Die Regierung ſuchte durch das Verſprechen, die Roboten auf Staatskoſten abzulöſen, und durch Verkündigung einer neuen Amneſtie die Beruhigung herzuſtellen. In Preußen waren infolge der Berliner Märzrevolution die gefangenen Führer der Polenverſchwörung von 1846 befreit worden, und eine poln. Deputation, die um nationale Reorganiſation Poſens petitionirte, erhielt die Verheißung, daß ihr Verlangen erfüllt werden ſollte. Kaum war dieſe der deutſchen Bevölkerung nichts weniger als erwünſchte Verheißung gemacht, als ſich gleichwol im öſtl. Theile des Großherzogthums bewaffnete poln. Haufen ſammelten und an verſchiedenen Orten Widerſtand gegen die preuß. Behörden und Truppen verſuchten. Die preuß. Regierung ſandte nun den General Williſen als Commiſſar nach Poſen, der ein Abkommen mit den Aufſtändiſchen traf, wonach die Wünſche nationaler Reorganiſation erfüllt, aber auch der bewaffnete Widerſtand ſofort aufgegeben werden ſollte. Doch die Polen fuhren fort, ſich zu bewaffnen; die deutſche Bevölkerung aber widerſtrebte mit allen legalen Mitteln und großem Eifer dem poln. Reorganiſationsprojecte. Eine königl. Cabinetsordre vom 26. April 1848 ſchied das Gebiet des Großherzogthums in ein zur poln. Reorganiſation beſtimmtes, welches eigene conſtitutionelle Verfaſſung, nationalen Schulunterricht, Gerichtsverfaſſung und Adminiſtration erhalten ſollte, und in ein anderes (den ehemaligen Netzediſtrict, die Kreiſe Birnbaum, Meſeritz, Bomſt, Frauſtadt, Samter, Buck, die weſtl. Theile von Obornik und Poſen ſammt der Feſtung Poſen, die ſüdl. Theile von Kröben und Krotoſchin, außerdem die Stadt Kempen), welches zur Aufnahme in den Deutſchen Bund beſtimmt war. Indeſſen dauerten die aufrühreriſchen Bewegungen fort und die in mächtigen Zügen herbeikommenden Emigranten ſchürten das Feuer. Endlich ward General Pfuel mit unbeſchränkten Vollmachten hingeſandt. Derſelbe verhängte den Kriegszuſtand, zerſprengte die einzelnen Haufen, nahm Mieroſlawſki ſelbſt gefangen und machte, Mitte Mai 1848, dem Aufſtande ein Ende. Die nationale Reorganiſation ward indeſſen nicht aufgegeben. Eine Demarcationslinie, die ſpäter der General von Schäffer als Reichscommiſſar definitiv feſtſetzte und die deutſche Nationalverſammlung zu Frankfurt (Febr. 1849) genehmigte, ſchied das dem Deutſchen Bund einverleibte Poſen von dem zur nationalen Selbſtregierung beſtimmten, das in Kroſcewski den Chef einer poln. Verwaltung erhielt. Zugleich erfolgte eine Amneſtie wegen der aufſtändiſchen Bewegungen. Die Politik der Reſtauration, die mit dem J. 1850 allerwärts ihre Siege feierte, machte jedoch die Zugeſtändniſſe an die Polen wieder rückgängig. In Ruſſiſch-Polen ſchritt die Politik der Einverleibung rückſichtslos fort, und 1850 erfolgte die bedeutungsvolle Verfügung, daß die Zollinie zwiſchen P. und Rußland fallen ſolle. In Oeſterreich ward 1850 und 1851 die Geſammtſtaatspolitik auch auf Galizien angewandt und das Land auf öſterr. Fuß organiſirt. In Poſen wurde (Febr. 1850) die Demarcationslinie aufgehoben und damit die Wiederherſtellung der alten Zuſtände vorbereitet. Die poln. Emigration ſuchte und fand in den ungar. Kämpfen von 1848—49 einen neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit; aber im eigenen Heimatlande hatte das poln. Element überall an Terrain verloren.

Das nächſte Jahrzehnt war der poln. Nationalſache keineswegs günſtiger. Die Hoffnungen, welche die poln. Emigration an die Thronbeſteigung Napoleon's III. knüpften, erwieſen ſich ſchon während des Orientkriegs als trügeriſch. Im Großherzogthum Poſen ſchritt das Deutſchthum durch ſeine wirthſchaftliche Ueberlegenheit zwar langſam, aber unaufhaltſam vorwärts, und wenn es auch mit Hülfe der kath. Geiſtlichkeit gelang, fortwährend eine Anzahl poln. Abgeordneter auf den preuß. Landtag zu entſenden, ſo machten doch die Reden und Proteſte dieſer poln. Fraction keinen beſondern Eindruck mehr. (S. Preußen.) Im ruſſ. Königreich P., wo nach Paskewitſch's Tode der General Fürſt Michael Gortſchakow als Statthalter fungirte (Febr. 1856 bis Mai 1861), trat ſeit der Thronbeſteigung Alexander's II. eine weſentliche Milderung des Regierungsſyſtems ein. Bei einem Beſuche in Warſchau im April 1856 verſprach der Kaiſer Amneſtie für die Emigranten und Reformen in der Verwaltung, betonte aber zugleich, daß die beſtehende Ordnung aufrecht erhalten werden ſolle, und warnte ſtreng vor fernern «Träumereien». Zunächſt concentrirte ſich das öffentliche Leben P.s in dem großen landwirthſchaftlichen Vereine zu Warſchau unter Vorſitz des Grafen Andreas Zamoyſki, der an 5000 Mitglieder zählte und eine lebhafte Thätigkeit entfaltete. Insbeſondere beſchäftigte ſich dieſer Verein mit der Hebung des Bauernſtandes. Die Bauern hatten zur Zeit des Herzogthums Warſchau durch die Napoleoniſche Geſetzgebung allerdings die perſönliche Freiheit erhalten, aber durch das Verhältniß der Zeitpacht mit Frondienſten waren ſie ganz von dem Grundadel abhängig geblieben. Während der Revolution von 1830—31 hatte der Abgeordnete Szaniecki vorgeſchlagen, die Bauern zu Grundeigenthümern zu machen und ihnen durch Geſetz

den Besitz ihrer Pachtgüter zu verleihen; aber der Antrag war damals vom Reichstage kalt aufgenommen und in einem Ausschusse begraben worden. Jetzt, wo auch in Rußland selbst die Aufhebung der Leibeigenschaft verhandelt wurde, nahm der landwirthschaftliche Verein die Frage wieder auf und suchte die wohlwollenden Absichten des Kaisers Alexander II. noch zu überbieten. Diese Verhandlungen veranlaßten jedoch eine neue Aufregung im Königreich P., welche die russ. Behörden mit Mistrauen beobachteten, und die poln. Emigration schürte das Feuer. Dazu kam, daß in Galizien durch das österr. Octoberdiplom von 1860 neue Hoffnungen geweckt waren. Die Polen in Galizien forderten geradezu eine fast vollständige Autonomie und national-poln. Reorganisation dieses österr. Kronlandes, wogegen jedoch die ruthenische Bevölkerung von Ostgalizien entschieden remonstrirte. Zwar wurden die Forderungen der Polen in Galizien nicht erfüllt; aber unter dem spätern österr. Ministerium Belcredi gewann das poln. Element vollständig das Uebergewicht, und mit Hülfe des kaiserl. Statthalters Goluchowski konnten sogar die galiz. Polen einen Sprachzwang gegen ihre ruthenischen Landsleute geltend machen. (S. Oesterreich.)

Im Königreich P. machte die nationale Opposition sich zu Ende des J. 1860 bemerkbar. Nachdem die Bevölkerung von Warschau gegenüber der Zusammenkunft der drei Souveräne von Rußland, Oesterreich und Preußen (22. bis 26. Oct.) ein eisiges Stillschweigen gezeigt, begannen am Jahrestage der Revolution von 1830 die revolutionären Kundgebungen. Bei einem Trauergottesdienst im Karmeliterkloster 29. Nov. 1860 stimmte die Volksmenge einen religiös-patriotischen Hymnus an, in dem die Befreiung des Vaterlandes erfleht ward. Diese Demonstration fand im ganzen Lande Nachahmung und wiederholte sich immer häufiger, obwol die Polizei dagegen einschritt. Dazu sprach sich jetzt der landwirthschaftliche Verein einstimmig dafür aus, daß den Bauern förmliches Grundeigenthum zu gewähren sei (24. Febr. 1861). Am 25. Febr. 1861, als dem Jahrestag der Schlacht bei Grochow, ward in Warschau eine großartige Procession veranstaltet. Bei dieser Gelegenheit und ebenso 27. Febr. kam es zu Conflicten, wobei das russ. Militär einschritt und mehrere Todte auf dem Platze blieben. Um die Aufregung zu beschwichtigen, versprach der Statthalter Gortschakow eine strenge Untersuchung und bewilligte die Einsetzung eines Sicherheitsausschusses unter Vorsitz des Grafen Andreas Zamoyski. Das Militär ward in die Kasernen zurückgezogen und die Ausübung der städtischen Polizei den Bürgern und Studenten anvertraut. Gleichzeitig nahm Gortschakow eine an den Kaiser gerichtete Adresse entgegen, worin die Wünsche des Landes nach Wiederherstellung seiner Nationalität und seiner freien Institutionen ausgesprochen waren. Die Regierung in Petersburg misbilligte jedoch diese Schwäche des Statthalters. Es wurden zwar durch kaiserl. Ukas vom 26. März verschiedene Reformen für P. versprochen, namentlich die Einsetzung eines besondern Staatsraths und einer Commission für Cultus und Unterrichtswesen in Warschau sowie auch die Errichtung von wählbaren Gubernial-, Kreis- und Municipalräthen. Aber auf die warschauer Adresse erfolgte eine streng abweisende Antwort, der Sicherheitsausschuß und die bürgerliche Polizeiwache wurden beseitigt, und auch der landwirthschaftliche Verein, dessen Organisation man als die Seele der Bewegung ansah, ward 6. April unterdrückt. Darauf fanden 7. und 8. April vor dem warschauer Schlosse lärmende Volksdemonstrationen statt, bis das russ. Militär, nicht ohne Blutvergießen, den Schloßplatz säuberte. Gortschakow erhielt jetzt Urlaub und starb bald nachher (30. Mai), worauf General Suchozanet die Statthalterschaft übernahm, der aber noch im Laufe des Jahres durch General Lambert und dieser wieder durch General Lüders (s. d.) ersetzt wurde. Obschon nunmehr ein strenges Militärregiment eintrat, dauerten doch die Demonstrationen fort, und die Bewegung verpflanzte sich sogar über die poln. Grenze, sodaß auch im Gubernium Wilna der Belagerungszustand erklärt wurde. Die Bewegungspartei schrieb ein Verbrüderungsfest zur Erneuerung der alten Union zwischen P. und Litauen nach der Stadt Horodlo am Bug auf den 10. Oct. aus. Trotz des Verbots der Regierung versammelten sich auch daselbst zahlreiche Pilgerzüge, denen man aber den Eintritt in die Stadt verwehrte, sodaß sie sich auf einen Gottesdienst unter freiem Himmel beschränken mußten. Auch die Geistlichkeit nahm jetzt offen für die Nationalsache Partei und forderte in einer Adresse die Wiedereinsetzung der kath. und griechisch-unirten Kirche in ihre vormaligen Rechte. Der Statthalter weigerte sich indeß, diese Adresse entgegenzunehmen. Am Todestage Kosciuszko's, 15. Oct. 1861, wurden in Warschau die Kirchen vorsichtshalber mit Soldaten umstellt. Die Bevölkerung ließ sich aber dadurch nicht von einem sehr zahlreichen Besuch abhalten; man sang die verbotenen Lieder und weigerte sich auseinanderzugehen. Endlich drang das russ. Militär ein, räumte die Kirchen mit Gewalt, und an 2000 Personen wurden gefangen

nach der Citadelle abgeführt. Der Administrator des Erzbisthums Warschau, Bialobrzewski, erklärte dies für eine Entweihung und verfügte die Schließung sämmtlicher kath. Kirchen der Stadt; die prot. und jüd. Geistlichen folgten diesem Beispiel. Aber nun schritt General Lüders energisch ein. Bialobrzewski wurde vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt und in eine russ. Festung eingesperrt. Mehrere Tausende aus allen Ständen, die sich bei der Bewegung hervorgethan, wurden eingekerkert oder in das innere Rußland und Sibirien deportirt. Der Belagerungszustand ward mit größter Strenge gehandhabt. Dennoch dauerte die Widersetzlichkeit mit den religiös-patriotischen Demonstrationen fort; auch enthielten sich die Polen fortwährend des Besuchs der Theater und aller öffentlichen Lustbarkeiten. Das Kapitel zu Warschau weigerte sich, für den gefangenen Administrator eine Neuwahl vorzunehmen, und erst der neuernannte Erzbischof Felinski ließ im Febr. 1862 die Kirchen wieder öffnen. Am Geburtstag des Kaisers, 29. April, wurde eine theilweise Amnestie verkündigt; aber die Stimmung in P. besserte sich nicht und nur zu bald gab es zahlreiche neue Conflicte und Verhaftungen.

Unterdeß hatte Kaiser Alexander II. sich zu einer versöhnlichen Systemsveränderung entschlossen, wobei die Rathschläge des poln. Marquis Wielopolski maßgebend waren. Am 8. Juni 1862 wurde der Bruder des Kaisers, Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, zum Statthalter des Königreichs P. ernannt, welcher 2. Juli in Warschau eintraf. Ihm war Wielopolski als Chef der Civilverwaltung und Vicepräsident des poln. Staatsraths zur Seite gestellt. Zugleich wurden in sämmtlichen fünf poln. Gubernien geborene Polen zu Gouverneurs ernannt. Es war die energische Durchführung der (26. März 1861) zugesagten Reformen, und zugleich beabsichtigte man eine Reorganisation sämmtlicher Behörden im Sinne der Decentralisation. Die Emancipation der Juden ward gesetzlich ausgesprochen, auch die Erleichterung des Bauernstandes durch ein Ablösungsgesetz, unter Aufhebung der drückenden Froudienste, angebahnt. Der kath. Geistlichkeit wurde eine wohlwollende Prüfung ihrer Beschwerden zugesagt und endlich sogar die Universität Warschau mit lauter nationalen Lehrkräften wiederhergestellt. Aber der nationale Fanatismus in P. war schon aufs höchste gesteigert und äußerte sich sogar in Attentaten. Am 27. Juni wurde General Lüders durch einen Meuchelmörder schwer verwundet; 3. Juli fand ein Mordversuch gegen den Großfürsten Konstantin, 7. und 15. Aug. desgleichen gegen Wielopolski statt, welche jedoch mislangen. Die russ. Zugeständnisse wurden zurückgewiesen, und eine vom Grafen Andreas Zamoyski veranstaltete Adelsversammlung, 13. Sept., erklärte in einer Adresse, daß man nur dann die Regierung mit Vertrauen unterstützen könne, wenn es eine nationale poln. Regierung sei, und wenn unter freien Gesetzen alle Provinzen des poln. Vaterlandes wieder vereint sein würden. Zamoyski ward sofort zur Verantwortung nach Petersburg abgeführt und später verbannt; aber nun wurden dieselben Wünsche auch in den altpoln. Provinzen Rußlands laut. Die Adelsversammlung von Podolien, 1. Oct., beschloß einstimmig, den Kaiser um Wiederherstellung der administrativen Einheit P.s und Einverleibung der westl. Provinzen in das Königreich zu bitten. Im Dec. schloß sich die Adelsversammlung von Minsk dieser Bitte an. Es war jetzt klar, daß man es mit einer großartigen poln. Adelsvereinigung zu thun hatte, die bis nach Galizien und Posen hinüberreichte. Schon machten sich geheime Comités bemerkbar, die gegen alle, welche sich der Bewegung nicht anschließen wollten, einen beispiellosen Terrorismus ausübten, und deren Befehle daher überall unbedingten Gehorsam fanden.

Der offene Ausbruch einer neuen poln. Insurrection ward durch eine verhängnißvolle Maßregel beschleunigt. Seit dem Pariser Frieden von 1856 hatte im ganzen russ. Reiche keine Rekrutirung stattgefunden, um dem erschöpften Lande Erholung zu gönnen; erst im Sept. 1862 war endlich der Befehl zu einer neuen Aushebung ergangen. Die warschauer Regierung erließ nunmehr eine geheime Instruction an die Behörden, worin es hieß, daß die Hauptaufgabe dieser Rekrutirung darin bestehen müsse, «sich jenes Theils der Bevölkerung zu entledigen, welcher durch sein Verhalten zur Störung der öffentlichen Ordnung beigetragen habe»; vorzugsweise seien solche Leute heranzuziehen, die aus Anlaß der letzten Unruhen «schlecht notirt» seien; die übliche Befreiung der Studenten u. dgl. sollte für diesmal nicht gelten und die Städte mit einem verhältnißmäßig größern Contingent in Anspruch genommen werden. Die Absicht war also, vorzugsweise die Jugend der gebildeten Stände zu treffen, welche am eifrigsten für die poln. Nationalsache begeistert war. Demgemäß ward die Aushebung in Warschau 15. Jan. 1863 in den Morgenstunden von 1—8 Uhr vollstreckt. Die willkürlich bestimmten Rekruten wurden in üblicher Weise von Soldaten aus den Häusern geholt und zur Armee abgeführt; ähnlich erging es in ganz P. Aber schon zuvor waren viele Jünglinge, um diesem Schicksal zu entgehen, geflüchtet und hatten sich in den Wäldern verborgen, wo die Nachbarn ihnen erst

Speise und Kleidung, dann Waffen und Munition zutrugen. Schon in der nächsten Woche kam es zu blutigen Gefechten zwischen diesen bewaffneten Haufen und dem russ. Militär, und bald ward der Kampf allgemein. Das geheime warschauer Centralcomité trat jetzt als provisorische Nationalregierung auf und rief durch Proclamation vom 22. Jan. das poln. Volk zu den Waffen. Ein Decret von demselben Tage verlieh den Bauern ihre Pachthöfe zu freiem Eigenthum; ein zweites Decret versprach den besitzlosen Häuslern, Tagelöhnern u. s. w., welche im Nationalheere kämpfen würden, die spätere Verleihung eines kleinen Grundbesitzes aus der Nationaldomäne. Diese glänzenden Verheißungen übten indeß wenig Anziehungskraft, und der Bauernstand bewahrte im ganzen Zurückhaltung. Nur der Adel mit seinem Anhange, die Geistlichkeit und die städtische Bevölkerung stellte sich auf Seite der Insurrection. Alle unbesoldeten Mitglieder des poln. Staatsraths nahmen ihre Entlassung, darunter auch der Erzbischof Felinski. In einem Schreiben an den Kaiser, 15. März, erklärte dieser Prälat geradezu, «daß P. sich nicht mit einer administrativen Autonomie begnügen werde, sondern ein polit. Leben bedürfe; darum möge der Kaiser P. wieder zu einer selbständigen Nation machen, die mit Rußland nur durch Personalunion verknüpft sei». Unterdeß breitete die Insurrection sich immer weiter aus, namentlich längs der österr.-preuß. Grenze. Die Nationalregierung erklärte, daß es in Galizien und Posen nicht zum Aufstand kommen dürfe, da P. alle seine Kräfte gegen Rußland brauche; dafür legte sie den Bewohnern jener Provinzen die Pflicht auf, Geld, Waffen und Mannschaft für die Nationalsache zu liefern. Dieser Aufforderung ward bereitwillig entsprochen, wobei sich in Posen Graf Dzialynski hervorthat. Auch die poln. Emigration in Paris war sehr thätig, und Franzosen, Italiener u. s. w. kamen herbei, um als Freiwillige in den Reihen der Polen zu kämpfen. Uebrigens bildete sich niemals ein stärkeres, festorganisirtes Insurgentencorps, sondern jede Freischar operirte für sich auf eigene Hand, sodaß trotz der größten Tapferkeit keine entscheidenden Erfolge gegen die Russen erfochten werden konnten. Anfangs sollte Mieroslawski (s. d.) als Dictator die militärische Oberleitung führen. Derselbe traf aber erst Mitte Febr. auf dem Kriegsschauplatze ein, und schon wenige Tage darauf mußte er nach einem unglücklichen Gefechte wieder über die Grenze flüchten. Dann erklärte sich (10. März) ein Freischarenführer, Langiewicz (s. d.), zum Obergeneral und Dictator; aber auch dieser sah sich schon 19. März genöthigt, eine Zuflucht in Galizien zu suchen. Nunmehr übernahm die provisorische Nationalregierung in Warschau wieder die alleinige Leitung der Insurrection und erklärte jede fernere Dictatur für Hochverrath. Das Treiben dieser geheimen Regierung, welche sich 10. Mai definitiv als Nationalregierung für P., Litauen und Rothrußland constituirte, war höchst merkwürdig. Alle Bemühungen der russ. Behörden, den Sitz derselben zu entdecken, blieben erfolglos, und doch gab sich diese geheime Gewalt in Warschau jeden Augenblick kund. Ihre Erlasse wurden öffentlich bekannt gemacht; ein förmliches Regierungsblatt, das heimlich in den Klöstern gedruckt wurde, erläuterte dieselben. Ihre Verbindungen und Agenten reichten durch alle Kreise der Gesellschaft und ihren Befehlen wurde unbedingt gehorcht. Als der Kaiser 13. April eine Amnestie für alle Aufständischen, die binnen Monatsfrist die Waffen niederlegen würden, verkündigte, erklärte die geheime Regierung, daß P. jede Gnade verwerfe, und beim Ablauf des Termins ergab sich, daß kein Pole von der Amnestie Gebrauch gemacht hatte. Um dieselbe Zeit verbot die geheime Regierung jede fernere Steuerzahlung an die russ. Behörden und organisirte dagegen ihr eigenes Steuerwesen. Das Land ward in 23 Kreise getheilt, und jeder Kreis hatte sein eigenes Zweigcomité, das mit der Steuererhebung, Rekrutirung und Handhabung der Strafgesetze beauftragt war. Diese Strafgesetze wurden 2. Juni veröffentlicht und erklärten «jede That, welche geeignet sei, die Thatkraft der Nationalregierung zu hemmen, den revolutionären Impuls zu schwächen oder überhaupt der Nationalsache zu schaden», für ein Staatsverbrechen. Ein zweites Decret von demselben Tage setzte in allen Kreisen eigene Revolutionstribunale ein. Die Urtheile dieser geheimen Gerichte wurden durch sog. Hängegensdarmen meuchlerisch vollstreckt, und obwol man manche von diesen auf frischer That ergriff, drängten sich doch immer wieder andere zu dem grausamen Dienste. Fast noch größeres Aufsehen machte es, als die geheime Regierung aus der poln. Staatskasse eine Summe von über 22 Mill. poln. Gulden durch Finanzbeamte entwenden ließ (Juni 1863). So war, obwol P. von russ. Bajonneten starrte, die Nationalregierung mit ihrer geheimen Organisation längere Zeit mindestens ebenso einflußreich und gefürchtet wie die russ. Regierung in Warschau. Weniger bedeutend waren die Erfolge der Polen im offenen Felde. In Litauen und Rothrußland wollte die Insurrection gar nicht recht Fuß fassen, da sich das russ. Landvolk gegen den poln. Grundadel und für die russ. Regierung erklärte. Im Königreich P. verstärkte sich die russ.

Militärmacht durch frischen Zuzug immer mehr, sodaß sie alle größern Städte in Unterwerfung erhalten und jede Organisation stärkerer Insurgentenmassen verhindern konnte. Zwar zogen noch immer kleinere Freischaren hin und her und machten das offene Land unsicher, aber sie vermochten nichts Entscheidendes zu unternehmen. Die Unterdrückung des Aufstandes war nur eine Frage der Zeit, zumal Preußen die Grenzbewachung immer strenger handhabte und jede Zufuhr möglichst verhinderte.

Je länger der Kampf währte, um so mehr überwogen im Rath Alexander's II. diejenigen Stimmen, welche eine Rückkehr zu dem strengen Repressivsystem des Kaisers Nikolaus befürworteten. Schon Ende März 1863 wurde General Graf Berg zum Adlatus des Großfürsten-Statthalters und nach dem Rücktritt Wielopolski's, 7. Juli, zum Vicepräsidenten des poln. Staatsraths bestellt. Auch der Großfürst Konstantin, nachdem er bis aufs äußerste an der versöhnlichen Politik festgehalten, verzweifelte endlich am Erfolge und verließ 25. Aug. 1863 Warschau, um nach Petersburg zurückzukehren. Am 31. Oct. ward er sodann auf Ansuchen seines Amts enthoben, worauf Berg definitiv zum Statthalter und Oberbefehlshaber in P. ernannt wurde. Dieser schritt mit äußerster Energie ein, ward aber noch weit überboten durch die grausame Strenge, welche der Militärgouverneur von Litauen, General Michael Murawiew (s. d.), dort gegen den poln. Adel entwickelte. Großen Eindruck machte es, daß Erzbischof Felinski, weil er gegen die Hinrichtung eines Priesters protestirt (Juni 1863), nach Petersburg berufen und in Rußland internirt wurde. Ueberhaupt waren Verhaftungen, Deportationen und Hinrichtungen, außerordentliche Contributionen und Beschlagnahmen an der Tagesordnung; auch erfolgten die strengsten Verbote und Strafen, als die Polen in demonstrativer Weise Trauerkleidung anlegten. Der poln. Beamtenstand, der sich allerdings unzuverlässig gezeigt, wurde epurirt, und man besetzte wenigstens alle höhern und wichtigern Aemter wieder mit Russen. Entscheidend aber für den Ausgang der Insurrection war, daß es der russ. Regierung gelang, den Bauernstand vollends auf ihre Seite zu ziehen. Zuerst in Litauen (13. März 1863), dann in Rothrußland (12. Aug. 1863) und endlich im Königreich P. (2. März 1864) erhielten die Bauern durch kaiserl. Ukas ihre bisherigen Pachthöfe zu freiem Eigenthum verliehen; sie wurden von allen bisherigen Leistungen an die Gutsbesitzer befreit und sollten nur eine verhältnißmäßig geringe Grundsteuer an die Staatskasse bezahlen. Dagegen übernahm der Staat, die Grundbesitzer zu entschädigen, wodurch diese in finanzieller Hinsicht von dem guten Willen der russ. Behörden abhängig gemacht wurden. Die ländliche Bevölkerung nahm diese freilich sehr radicale und gewaltsame Maßregel mit Freude und Dankbarkeit auf, und bereitwillig ließen sich die Bauern als eine Art Polizeiwache oder Landsturm organisiren und verfolgten eifrig die herumirrenden Insurgentenhaufen. So konnte Murawiew schon 15. Oct. 1863 öffentlich erklären, daß der Aufstand in seinem Bezirk unterdrückt sei. Zu Anfang 1864 war die Insurrection auch in P. im ganzen erloschen, und die geheime Nationalregierung stellte seit Febr. ihre Thätigkeit allmählich ein. Die Untersuchung und Bestrafung der Compromittirten zog sich noch lange hin; auch entflohen viele ins Ausland, um die Reihen der poln. Emigration zu verstärken. Doch ergingen aus verschiedenen Städten auch wieder Loyalitätsadressen an Kaiser Alexander II. Mit ganz besondern Prunk ward in Petersburg 19. April 1864 eine Deputation von 73 Bauern aus den Kreisen Warschau und Radom empfangen, welche dem Kaiser ihren Dank für den Emancipations-Ukas vom 2. März aussprach. Bald folgten weitere Bauerndeputationen; auch die Geistlichkeit und der Adel entschlossen sich nach und nach zu ähnlichen Schritten. Aber das russ. Cabinet war fest entschlossen, die regierungsfeindlichen Elemente in P. gründlich zu Boden zu werfen. Nachdem der schon während der Insurrection hart mitgenommene Adel durch den Ukas vom 2. März 1864 schwer getroffen worden, kam nunmehr die Reihe an den kath. Klerus. Ein Ukas vom 8. Nov. 1864 verfügte die Aufhebung aller röm.-kath. Klöster, welche offen und erwiesenen Antheil am Aufstand genommen, sowie auch derjenigen, in denen sich weniger als die kanonisch bestimmte Anzahl von acht Mitgliedern befänden. Diese Maßregel ward in der Nacht vom 27. auf den 28. Nov. überall im Königreich P. zur Ausführung gebracht. Demgemäß wurden 71 Mönchs- und 4 Nonnenklöster mit 318 Insassen wegen unzureichender Mitgliederzahl und weitere 39 Klöster mit 674 Mönchen wegen Betheiligung an der Insurrection geräumt und geschlossen und ihre bisherigen Bewohner theils in andere Klöster, theils über die Grenze transportirt. Auch vier griech.-unirte Basilianerklöster und die Congregation der Felicianerinnen in Warschau hatten dasselbe Schicksal (16. Dec. 1864). Noch eingreifender war ein zweiter Ukas vom 26. Dec. 1865, wonach das gesammte Eigenthum der kath. Kirche in die Verwaltung des Staats überging und die Geistlichkeit auf

feste Staatsbesoldung gesetzt wurde. Damit gerieth auch der Klerus in Abhängigkeit von der russ. Regierung. Gleichzeitig wurden Litauen und Rothrußland vollends russificirt. Der Gebrauch der poln. Sprache im amtlichen Verkehr daselbst ward verboten, das Schulwesen der Aufsicht des russ.-griech. Klerus unterstellt und der Einfluß der kath. Kirche möglichst beschränkt. Die Bauern, meistentheils von russ. Abstammung und griech. Religion, waren damit wohlzufrieden, und den poln. Adel in diesen Provinzen, dessen Reihen schon während der Insurrection stark gelichtet, suchte man grundsätzlich ganz zu verdrängen. Am 22. Dec. 1865 ward sogar durch kaiserl. Erlaß für die neun westruss. Gubernien bis weiter allen Personen poln. Herkunft verboten, daselbst Güter neu zu erwerben, außer auf dem Wege gesetzlicher Erbschoft. Auch sollten die wegen Theilnahme am Aufstand ausgewiesenen poln. Gutsbesitzer ihre Güter nur an Russen griech. oder prot. Confession verkaufen und vertauschen dürfen. Somit hatte die poln. Nationalität infolge der Insurrection von 1863 abermals an Boden verloren, und die Hoffnungen auf eine polit. Wiederherstellung P.s waren allem Anschein nach auf immer vernichtet.

Das heutige Königreich P. oder Russisch-P. wird im N. von der preuß. Provinz Preußen und dem russ. Gouvernement Kowno, im O. von den Gouvernements Wilna, Grodno und Volhynien, im S. von dem österr. Kronland Galizien nebst Krakau, im W. von den preuß. Provinzen Schlesien und Posen begrenzt und hat seine größte Länge von 77,14 M. zwischen Kowno und Michalowiec unweit Krakau, seine größte Breite von 51,43 M. zwischen Kalisch und Brzesc-Litewski. Das Land umfaßt 2318 Q.-M. (nach frühern officiellen Angaben 2331,26 und 2257,81 Q.-M.). Die Bevölkerungszahl war von 1829—31 infolge des Revolutionskriegs von 4,137634 auf 3,762003 gefallen, dann bis 1846 wieder bis zu 4,867124 gestiegen, betrug aber 1850 nur 4,810735, 1855 sogar nur 4,673869, 1860 wieder 4,840466. Eine im Febr. 1865 veranstaltete Zählung ergab eine ständige Bevölkerung von 5,336210, eine nicht ständige von 206962 Individuen (zeitweise in P. sich aufhaltende Arbeiter und Geschäftsleute aus Preußen u. s. w.). Seit 1845 war das Land, statt der frühern 8, in 5 Civilgouvernements mit zusammen 39 Kreisen eingetheilt, nämlich: Gouvernement Warschau (sonst Kalisch und Warschau) mit 672 Q.-M. und 1,728090 E. (1860) in 12 Kreisen; Radom (sonst Sandomir und Kielce) mit 438 Q.-M. und 946737 E. in 8 Kreisen; Plock mit 303 Q.-M. und 561903 E. in 6 Kreisen; Lublin (sonst Podlachien und Lublin) mit 563 Q.-M. und 967205 E. in 8 Kreisen; Augustowo (Hauptort Suwalki) mit 342 Q.-M. und 636531 E. in 5 Kreisen. 1866 ordnete man wieder die Eintheilung in acht Gouvernements an und errichtete die drei neuen Gouvernements Kalisch mit 755136, Kielce mit 454000 und Siedlce (Podlachien) mit 415475 E., über deren Arealgröße und Kreiseintheilung 1867 nichts Officielles vorlag. 1860 kamen 2088 E. auf 1 Q.-M. P. gehört also im Vergleich mit andern europ. Staaten zu den Ländern mittlerer Volksdichtigkeit, im Vergleich zu dem übrigen russ. Reiche aber zu dessen volksdichtesten Theilen. Doch ist das Königreich nicht überall gleichmäßig stark bevölkert. Im Gouvernement Warschau (ohne die Hauptstadt) rechnete man 1860 2314, im Gouvernement Lublin nur 1718 E., dort im Kreise Lenczica 2825, hier im Kreise Radzyn nur 1435 E. auf 1 Q.-M. Im allgemeinen hat sich die Bevölkerung in den industriellsten Theilen des Gouvernements Warschau, die an der preuß. Grenze liegen, des Gouvernements Radom, die an Galizien grenzen, und im nordöstl. Theile des Gouvernements Augustowo am stärksten angesammelt. Die städtische Bevölkerung belief sich 1860 auf 1,195701, die ländliche auf 3,644765 E., jene also auf 24,7 Proc., diese auf 75,3 Proc. der Gesammtbevölkerung. Von den 453 Städten waren nur 255 selbständig, die übrigen 228 gehörten Privatpersonen. Die städtische Bevölkerung ist sehr ungleich vertheilt. Von den 22613 ländlichen Ortschaften gehörten 1860 nicht weniger als 78,9 Proc. Privatpersonen, 15,3 Proc. der Krone, 3,7 Proc. zu Majoraten, 1,3 Proc. der Geistlichkeit, 0,3 Proc. verschiedenen Anstalten und 0,3 Proc. den Städten. Die Bevölkerung des Königreichs entspricht in Bezug auf Abstammung bei weitem nicht der Nationalitätseinheit, welche wir mit dem allgemeinen Namen «Polen» zu bezeichnen gewohnt sind. 1860 zählte man 3,699091 Slawen (76,7 Proc.), darunter mit Einschluß der Masuren etwa 3,200000 Polen (66 Proc.) und 500000 Russen (10—11 Proc.); ferner 254069 Litauer (5,2 Proc.), 612098 Juden (12,3 Proc.), 269548 Deutsche (5,5 Proc.), 2909 getaufte Juden, 1296 Franzosen, 634 Griechen, 295 Zigeuner, 294 Tataren, 110 Italiener, 72 Holländer und 50 Engländer. Die Russen sind am zahlreichsten im Gouvernement Lublin, wo zwei Drittel der christl. Bevölkerung der südruss. Nationalität angehören; die Litauer wohnen größtentheils (215000) im Gouvernement Augustowo. Die Juden leben im ganzen Königreiche zerstreut, bilden aber vorzüglich die städtische Bevölkerung, von welcher sie den dritten

Theil ausmachen. Sie ließen sich im 11. Jahrh. in P. nieder, sprechen jüdisch-deutsch, verstehen aber alle auch polnisch und haben ihre Nationaltracht beibehalten. Ihre Beschäftigung ist Handel, Gewerbe, Schenkwirthschaft, Fuhrwesen, ganz besonders aber Factorei. Ihre Zahl betrug 1816 angeblich nur 212944 und hatte sich bis 1860 fast um das Dreifache vermehrt. 1863 zählte man bereits 653505 und im Febr. 1865 sogar 719112 angesiedelte und 40656 vorübergehend in P. sich aufhaltende, im ganzen also 759768 Juden. Von den etwa 270000 Deutschen im J. 1860 lebte der größte Theil (über 184000) im Gouvernement Warschau. Sie sind Colonisten, Landbauern, Handwerker und Fabrikarbeiter; wie denn das Fabrikwesen im Königreiche sich hauptsächlich in ihren Händen befindet. Nach den Religionsbekenntnissen wurden 1860 unterschieden: 4,227779 Christen (87,4 Proc.) und 612687 Nichtchristen (12,6 Proc.), nämlich außer den 612098 Juden noch 294 Mohammedaner und 295 Zigeuner. Unter den Christen zählte man Römisch-Katholische 3,708219 (76,6 Proc.), 218928 Griechisch-Unirte, 5016 Griechisch-Orthodoxe, 3893 Altgläubige oder Roskolniken, 469 Gleichgläubige oder Edinowerzy (zusammen 4,7 Proc.), dann 281748 Evangelisch-Lutherische, 6018 Reformirte, 1922 Mährische Brüder, 1556 Mennoniten (zusammen 6,1 Proc.). Römisch-Katholische sind fast alle Polen, fast alle Litauer und zwei Drittel der Südrussen oder Lublianer. Die poln. Katholiken zeichnen sich durch glühende Religiosität aus, besonders die niedere Geistlichkeit und das weibliche Geschlecht. Der kath. Klerus hat zwar nicht mehr wie früher einen unbeschränkten, aber immer noch einen sehr großen Einfluß auf die Bevölkerung. 1860 zählte man 2218 kath. Weltgeistliche und 1628 Kirchen, außerdem 1808 Mönche und 521 Nonnen, welche zu 18 verschiedenen Orden gehörten und in 148 Mönchs- und 38 Nonnenklöstern untergebracht waren. 1864 wurden jedoch 110 Klöster mit 992 Insassen aufgehoben. Die Griechisch-Unirten hatten 218 Geistliche, 391 Kirchen und 5 Klöster mit 19 Mönchen; die wenigen Griechisch-Orthodoxen 106 Geistliche, 40 Kirchen und 23 Mönche; die Lutheraner 62 Geistliche, 66 Kirchen und 557 Bethäuser, die Reformirten 7 Geistliche und 19 Kirchen und Bethäuser. Die Herrnhuter wohnen nur im Kreise Lenczico, wo sie ihr Bethaus zu Nowosełza haben; die Mennoniten besitzen ein Bethaus im Dorfe Kosun. Die Juden hatten 1860 294 Rabbiner mit 523 Gehülfen, 880 Synagogen und Bethäuser. Die Mohammedaner in Augustowo und Lublin unterhielten in jedem dieser Gouvernements eine Moschee. Nach den Ständen zählte man 1860 in P. 77343 Adeliche, 6481 Geistliche, Kaufleute und Bürger etwa 1,150000, Bauern u. s. w. ungefähr 3,600000. Nach der Beschäftigung zählte man 3,146264 Landbautreibende (65 Proc.), Handwerk- und Gewerbtreibende 808601 (16,7 Proc.), Kaufleute und Handeltreibende 242933 (5,1 Proc.), darunter nur 66 Kaufleute erster und 225 zweiter Gilde, die übrigen dritter Gilde und Krämer, größtentheils Juden, endlich Dienstboten und Geschäfte Treibende 642668 (13,2 Proc.).

Das Land, größtentheils zum Gebiet der Weichsel, geringerntheils im Westen dem der Oder und im Nordosten dem des Njemen angehörig, ist vorherrschend Ebene. Nur die südl. Theile desselben haben eine wellige, zum Theil bergige Oberfläche, indem sich, durch das Weichselthal von dem galiz. Plateau geschieden, Ausläufer der Karpathen zwischen dem San und Bug bis zu den Niederungen der Pilica und des Wieprz hinziehen. Man unterscheidet in dem bergigen Theile die Sandomirsche und die Krakauer Hochebene, jene zwischen Weichsel, Pilica und Nida, diese, eine Verlängerung des oberschles. Plateau, zwischen Pilica und Warthe. Die Sandomirsche Hochebene erreicht ihre größte Höhe im mittlern Theile des bisherigen Gouvernements Radom. Die Centralmasse bilden dort die Höhen links von der Chaussee, die von Kielce nach Suchodnew führt, wo das Land 1278 par. F. hoch ist. Die durch ihre markirten Formen ausgezeichnete, mit Wald bedeckte Hauptkette Łysa-Góra (d. h. Kahlenberg) trägt die höchsten Punkte des Königreichs, vor allen den 2007 F. hohen Łysiza-Góra. Der südl. Theil dieser sandomirschen Erhebung ist theils mit Hügeln bedeckt, theils von vielen Tiefen und steilen Schluchten und Hohlwegen durchschnitten, infolge dessen der Verkehr, besonders bei Regenzeit, äußerst schwierig, oft unmöglich ist. Das Krakausche Plateau erhebt sich gegen 900 F. hoch, in einzelnen Partien bis 1125, ja 1500 F., am höchsten an den Quellen der Pilica. Eine Reihe einzelner Höhen zieht sich von Krakau an über Skala, Wolbrom, Pilica, Ogrodzience und Kromolow. Auf diesem Wege finden sich die malerischsten Gegenden, reich an majestätischen Felsen und tiefen Steilschluchten. Die Thäler im höchsten Theile des Plateau erscheinen als tiefe und weite Bergspalten, deren Ränder bald massive Wände, bald zerklüftete, schroffe Felsen darstellen, mit dem Ansehen von Säulen, Thürmen und Pyramiden. Die schönste Gegend, das Prondnikowsche Thal und seine Umgebung, heißt die Polnische Schweiz. Die vielfachen Zerklüftungen des Terrains, die zahlreichen Schluchten und Hohlwege, die Waldungen und sumpfigen Flußthäler

bilden hier sowie auch in dem südl. Theile des Gouvernements Lublin eine ununterbrochene Reihe von Defileen, welche dem Verkehr große Schwierigkeiten, der Führung des Kleinen Kriegs aber, wie dies die Geschichte P.s mehrfach und noch 1863 gezeigt hat, große Vortheile bieten. Im übrigen ist das Land leicht gewellt oder ganz flach, enthält ausgedehnte Wälder, guten Weizenboden, in den häufig überschwemmten Flußthälern weite Sumpfstrecken, aber auch vortreffliche Wiesen. Die Bewässerung P.s ist im ganzen eine reichliche. Seen sind im Norden sehr zahlreich, aber nirgends von bedeutendem Umfang. Die Weichsel, von deren 144½ M. langem Gesammtlaufe eine Strecke von 71½ M. zu P. gehört, wird schon bei ihrem Eintritt in das Land schiffbar, theilt dasselbe mit ihrem großen Bogen in fast zwei gleichgroße Hälften und nimmt rechts den San, Wieprz und Bug-Narew, links die Nida, Kamionna, Pilica und Bzura auf. Die Warthe mit der Prosna im Westen und der Njemen an der Nordostgrenze bringen als Wasserstraßen dem Lande für den Binnen- und den auswärtigen Handelsverkehr bedeutenden Nutzen. Von den Zuflüssen des Njemen ist der Czarna-Hanſza von Wichtigkeit, weil er die Verbindung mit der Weichsel durch den Augustowokanal vermittelt, dessen Ausführung 1,643837 S.-Rubel gekostet. Die jetzt auch mit den Dampfbooten und Remorqueurs der warschauer Actiengesellschaft von oberhalb Warschau bis Danzig befahrene Weichsel bildet nicht nur für den Productentransport das natürlichste und wohlfeilste Communicationsmittel zwischen dem südlichen P. und der Ostsee, sondern sie bietet auch als Grundbasis der Kriegführung alle Vortheile eines schiffbaren Stroms, der mit den innern Theilen des Reichs in Verbindung steht und wohlgeschützte Stapelplätze besitzt. Als Vertheidigungslinie vermag sie indessen russ. Heeren nur auf die kurze Strecke zwischen der Wieprz- und Narewmündung zu dienen, sodaß sie also von zwei Seiten umgangen werden kann. Um die russ. Macht in strategischer Hinsicht auf der Weichsel zu sichern, sind die Alexandrowsche Citadelle in Warschau, 2 M. weiter unterhalb die Festung Nowogeorgiewsk oder Modlin (s. d.) an der Mündung des Bug-Narew, und die Festung Iwangorod (früher Dablin) an der Mündung des Wieprz angelegt, an dessen oberm Laufe die Festung Zamosc die Hauptverbindungen mit der Festung Brzesc-Litewski deckt, welche ihrerseits den Schlüssel zur Verproviantirung, zur Verbindung und für den Rückzug einer in P. operirenden russ. Armee bildet. Die gewöhnlichen Wege des Landes befinden sich wegen der zahlreichen örtlichen Hindernisse des Bodens in schlechtem Zustande. Dagegen gibt es jetzt ausgezeichnete Chausseen, welche von Warschau aus, dem Mittelpunkte des Handels und der Industrie, das Land nach allen Richtungen durchkreuzen, und zwar solche erster Ordnung von 309 M. und zweiter Ordnung von 234 M., zusammen von 543 M. Länge. An Eisenbahnen stehen in Betrieb die Petersburg-Warschau-Krakau-Wiener-Bahn, die Petersburg-Wirballen-Berliner- und die Warschau-Bromberger-Bahn, von denen zu P. selbst bezüglich 61, 11½ und 30½ M. gehören. Dazu kommt die 19. Nov. 1865 vollendete, aber erst 1866 dem öffentlichen Verkehr übergebene 3,57 M. lange Bahn, welche von Kolufzi, einer Station der Warschau-Wiener-Bahn, nach der Fabrikstadt Lodz führt und künftig direct nach Breslau fortgesetzt werden soll. Die ganze Länge der in P. eröffneten Bahnen beträgt sonach 106,57 M. Im Bau begriffen war 1867 eine Bahn von Warschau ostwärts über Siedlce und Biala nach Terespol am Bug; projectirt eine Bahn von Lodz über Lenczica, Kolo, Konin und Slupca nach Posen.

Das Königreich P. ist hauptsächlich ein ackerbautreibendes Land und auch die Waldwirthschaft ist von großer Bedeutung. Neben den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft haben sich jedoch infolge örtlicher Eigenthümlichkeiten in mehrern Landestheilen auch der Manufactur- und Bergwerksbetrieb entfaltet. Etwa ein Viertel der gesammten Bodenfläche kommt auf Ackerland, ein Drittel auf Wiesen und Weiden, ein Drittel auf Waldung. Die Bodencultur ist in steigender Entwickelung begriffen, besonders seitdem die nach der Revolution von 1830 confiscirten Güter mit thätigen Colonisten besiedelt worden, deren Methoden und Verbesserung auch bei den großen Gutsbesitzern Nachahmung fanden. Außerdem förderte auch die Bank von Warschau durch ihre Vorschüsse den Landbau auf mannichfache Weise. Man gewinnt vortrefflichen Weizen in den hügeligen Gegenden, sonst hauptsächlich Roggen, Gerste, Hafer und Buchweizen. Auch Flachs, Hanf und Taback liefert das Land über den Bedarf. Von großer Wichtigkeit ist im Süden der Anbau der Runkelrüben zur Zuckerfabrikation. Gartenbau wird fast nirgends gewerbmäßig betrieben. Auch die Viehzucht hat sich bedeutend gehoben, namentlich aber die Schafzucht. Die Wolle ist von guter Beschaffenheit und wird nicht nur in den heimischen Fabriken verarbeitet, sondern auch ins Ausland geführt. In früherer Zeit war P. berühmt durch seine undurchdringlichen Wälder, die jedoch infolge schlechter Wirthschaft beträchtlich gelichtet worden sind. Doch ist das Land noch immer reich an Waldungen und das Forstwesen besonders

in den Kronwäldern in einem beſſern Zuſtande als früher. Die größten und meiſten Forſten liegen im Norden, in Auguſtowo und Plock, wo ſie meiſt aus Fichten und Tannen beſtehen. In den ſüdlichern Strichen kommen auch Lärchen, Buchen und Eichen vor, die gutes Bau- und Schiffsholz liefern. Der Holzhandel nach den Nachbarländern iſt ſehr bedeutend, beſonders wird viel Holz auf der Warthe und Weichſel, dem Bug und Njemen nach Preußen verflößt. Auch Theer und Pech wird viel erzeugt. Die Bienenzucht mit dem berühmten poln. Honig ſtand früher hoch, iſt aber in Verfall gerathen. Nur noch einige Gegenden, namentlich im Lubliniſchen, liefern noch bedeutende Mengen Honig und Wachs. Auch der Wildſtand hat infolge der Jagdwillkür ſehr abgenommen. Raubwild, wie Bären, Wölfe und Luchſe, finden in den großen Wäldern hinreichenden Schutz. Die Mineralſchätze des Königreichs liegen im bisherigen Gouvernement Radom ſowie im ſüdl. Theile des Gouvernements Warſchau, und zwar in zwei Hauptgruppen. In der nordöſtl. Gruppe, welche die Kreiſe Opoczno, Kielce und Opatow nebſt Theilen der Kreiſe Stopniec und Sandomir umfaßt, finden ſich vorzugsweiſe Eiſenerze nebſt etwas Kupfer, Zinn und Zink. Die ſüdweſtl. Gruppe, zu welcher der Kreis Olkusz und der angrenzende Theil des Gouvernements Warſchau gehört, hat auch viel Eiſenerz, außerdem Zinn, Zink und ganz beſonders auch Steinkohlen. Die Eiſenbergwerke der Krone ſind viel zahlreicher als die Privatwerke und erzeugen in den Hüttenwerken Stabeiſen, Gußeiſen und Geräthſchaften. In den Bergwerksgegenden ſind auch Marmorbrüche und Marmorſchleifereien vorhanden, Kalkſteinbrüche und Kalkbrennereien an vielen Orten. Die poln. Steinkohlenſchicht, eine Fortſetzung der ſchleſiſchen, liegt im ſüdweſtl. Winkel des Gouvernements Radom und zieht ſich faſt längs der preuß. und öſterr. Grenze in der Nähe der Eiſenbahn hin. Die Hauptkohlengruben befinden ſich zwiſchen Siewiecz, Bendzin und Slawkow.

Die Landesinduſtrie hat infolge der ſtrengen Abſperrung gegen das Ausland einen ungemeinen Aufſchwung genommen, namentlich die meiſt von Deutſchen betriebene Fabrikthätigkeit, und zwar beſonders ſeitdem im Jan. 1851 die Zollſchranken gegen Rußland gefallen. Die Fabrikthätigkeit iſt vorzüglich in der Stadt und im Gouvernement Warſchau, im weſtl. Radom und in einem Theile von Lublin concentrirt. 1860 beſchäftigten die Fabriken 74653 Arbeiter und lieferten für 32,129763 S.-Rubel Erzeugniſſe: aus vegetabiliſchen Producten für etwa 19,515000, aus thieriſchen für 6,689000 und aus mineraliſchen für 5,916000 Rubel. Die Textilinduſtrie hat namentlich im Gouvernement Warſchau eine bedeutende Entwickelung erlangt, wo eine Menge Städte und Flecken faſt ausſchließlich mit Verfertigung von wollenen und baumwollenen Stoffen beſchäftigt ſind. Beſonders bekannt ſind durch ihre Erzeugniſſe die Stadt Lodz (ſ. d.) und der Flecken Zdunska-wola. 1860 lieferten die Spinnfabriken für Wolle mit 9901 Arbeitern für 4,354572, die für Baumwolle mit 17044 Arbeitern für 8,091443, die für Flachs mit 9663 Arbeitern für 1,247569, die für Seide mit 100 Arbeitern für 56250, alſo zuſammen für 13,749834 S.-Rubel Erzeugniſſe. Die Woll-, beſonders die Tuchfabriken verſorgen nicht nur den einheimiſchen Bedarf, ſondern halten auch die Concurrenz der ausländiſchen Fabrikate aus. Die poln. Tuche haben den Vorzug vor den ruſſiſchen, beſonders die feinern Sorten. Die Baumwollfabriken vermehren ſich, während die Flachs verarbeitenden abnehmen. Vegetabiliſche Stoffe verarbeiteten 1860 außerdem noch 346 Fabriken mit 14549 Arbeitern, deren Geſammtproduction den Werth von 9,698007 S.-Rubel hatten. Darunter lieferten 49 Zuckerfabriken (faſt drei Viertel derſelben im Gouvernement Warſchau) mit 10594 Arbeitern für 6,148817 Rubel Waare. Dazu kamen, ungerechnet die ſehr zahlreichen Branntweinbrennereien, Wind- und Waſſermühlen, 41 Porter- und Bierbrauereien, 58 Rum- und Liqueurfabriken, 44 Eſſigfabriken, 69 Oelpreſſen, 39 Schreibpapier-, 4 Tapeten-, 30 Cichorien-, 9 Tabacksfabriken und 12 Dampf- und amerik. Mühlen. Die animaliſche Stoffe verarbeitenden 1762 Fabriketabliſſements mit 5426 Arbeitern producirten für 2,277706 Rubel Waaren: die 882 Gerbereien für 1,235441, 54 Wachs- und Stearinfabriken für 973325, 802 Fabriken für Erzeugniſſe aus Pferdehaaren (beſonders im lubliniſchen Flecken Bilgoraj) für 39172, 24 Fabriken für Leim, Saiten u. ſ. w. für 29768 Rubel. Von den Fabriken für Mineralproducte ſind die Berg- und Hüttenwerke die wichtigſten. 1860 gab es deren 422 mit 6019 Arbeitern und einer Production im Werth von 1,865873 Rubel, darunter 358 Eiſenbergwerke und Eiſengießereien mit 4343 Arbeitern und einer Werthproduction von 1,777562 Rubel, ferner 15 Kupfer-, 11 Zink- und Galmeiwerke, 33 Gießereien und Maſchinenfabriken und 5 Chemikalienfabriken. Außerdem beſtanden 38 Glas-, 25 Fayence- und Steingut-, 56 Blech- und Bronzewaaren-, 21 Draht- und Nähnadelfabriken, 5 Fabriken für plattirte Silber- und Nickelwaaren (ſog. polniſches Silber); ferner 266 Kalkbrennereien und Kalkſteinbrüche und wenigſtens

735 Ziegelbrennereien; 46 Equipagefabriken, namentlich in Warschau berühmt, lieferten für 266000 Rubel Erzeugnisse. Der Handwerksbetrieb ist in den zahlreichen Städten in steter Entwickelung begriffen, und 1860 verarbeiteten 90853 Personen für 7,890600 Rubel Material und lieferten für 15,451858 Rubel Waaren. Der Handelsverkehr P.s ist ganz bedeutend. Der Binnenhandel wird, abgesehen von den gewöhnlichen Wochenmärkten, vorzüglich auf den Jahrmärkten zu Lenczica, Lowicz, Czerst, Widawa, Zdunska-wola, Kaleszyn, Skrzyrno, Jendrzejow, Ciechanow u. s. w., sowie auf den jährlichen Wollmärkten zu Warschau und Kalisch betrieben. Der Gesammtumsatz der Jahrmärkte belief sich 1860 auf 6,801500 Rubel an zugeführter und auf 4,217000 Rubel an verkauften Waaren. Die Billigkeit des Wassertransports macht es nächst der vortrefflichen Qualität des poln. Weizens möglich, auf allen Getreidemärkten die Concurrenz mit dem südruss. Erzeugniß auszuhalten. Aber auch die übrigen Landesproducte werden durch die Wohlfeilheit der Wasserfracht zu Gegenständen der Ausfuhr. Danzig, in der Nähe der Weichselmündung, ist daher der Hauptstapelplatz des poln. Ausfuhr-, aber auch des Einfuhrhandels, weshalb der Verkehr mit Preußen den mit Rußland und Oesterreich, der fast ganz auf Benutzung des Landtransports angewiesen ist, bedeutend überwiegt. Im J. 1850 betrug die Gesammteinfuhr 10,161991 S.-Rubel (davon 5,957502 allein aus Preußen, 2,773590 aus Rußland, 1,450899 aus Oesterreich), die Ausfuhr dagegen nur 5,249804 S.-Rubel (wovon 3,858138 nach Preußen, 960620 nach Rußland, 431001 nach Oesterreich). Die Zolleinkünfte beliefen sich auf 1,407039, die über Polen stattfindende russ. Ausfuhr auf 4,852226, die Einfuhr auf 9,015372 S.-Rubel. Seitdem 1851 die Zollschranken gegen Rußland gefallen, liegen über die Handelsbeziehungen mit demselben keine speciellen Berichte mehr vor. Es besteht dieser russ. Handel vorzüglich im Austausch von russ. Rohproducten und Thee gegen poln. Fabrikate und Roherzeugnisse. 1860 belief sich, abgesehen von Rußland, der ganze auswärtige Handel des Königreichs auf 35,841290 S.-Rubel, wovon auf die preuß. Einfuhr 16,134477, auf die österreichische nur 2,818543, auf die Ausfuhr nach Preußen 15,718699, auf die nach Oesterreich nur 1,169571 entfielen. Für 1865 wird, jedoch mit theilweiser Zurechnung der im Transit über Polen nach Rußland gehenden Waaren, der Totalwerth des auswärtigen Handels zu 91,777737 S.-Rubel angegeben, nämlich Preußen gegenüber die Einfuhr zu 42,204071, die Ausfuhr zu 46,455409, im ganzen 88,659480 Rubel, dagegen Oesterreich gegenüber die Einfuhr zu 2,460788, die Ausfuhr zu 657469, zusammen 3,118257 S.-Rubel. Zur Ausfuhr kommen hauptsächlich Getreide, Holz, Oelsämereien, Vieh, Wolle, Borsten, Roßhaare und Häute; zur Einfuhr Colonialwaaren, Färbestoffe und Farbe, Baumwolle und Baumwollzeuge, Rohseide und Seidenstoffe, Chemikalien, Maschinen, Metalle, Metallwaaren, Wein und Kochsalz.

Das Unterrichtswesen ist gegenwärtig im Königreich P. in großem Verfall. Die russ. Regierung hat, besonders seit der Bewegung von 1846, den Unterricht noch mehr als früher beschränkt. Der Besuch der Gymnasien ist nur den Söhnen der höhern Stände gestattet. Wer eine Staatsanstellung sucht, muß seine akademische Bildung auf einer russ. Universität erwerben. Die russ. Sprache, zur Gerichts- und Geschäftssprache erklärt, muß in allen Schulen gelehrt werden. Die Verbreitung der Schulbildung ist äußerst gering. 1860 zählte man Personen von höherer Erziehung und Bildung nur 137417 (28 pro Mille); Personen, die lesen und schreiben konnten, 825470 (170 pro Mille); solche, die keins von beiden vermochten, 3,877579 (802 pro Mille), oder über vier Fünftel der Gesammtbevölkerung des Landes. Ein kaiserl. Rescript vom 11. Sept. 1864 ordnete die Reorganisation des Schulwesens, die Errichtung einer Universität, eines russ. und eines deutsch-evang. Gymnasiums in Warschau an. Nach den Berichten von 1861 gab es 80378 Lernende, darunter 70 Proc. Knaben und 30 Proc. Mädchen, in 1381 Schulen, darunter 119 Special- und 1262 allgemeine und Elementarschulen, jene mit 246 Lehrern und Beamten und 11364 Lernenden, diese mit 1787 Lehrern und Beamten und 69014 Lernenden. Zu den Specialschulen gehören die kaiserl. medico-chirurg. Akademie in Warschau, die Vorbereitungsklassen für die Hauptschule daselbst, die Kunstschule ebenda und das 1816 gegründete Institut für Landwirthschaft und Forstwesen in Marimont unweit Warschau, das Realgymnasium zu Warschau (1861/62 mit 1115 Schülern), wozu das 22. Aug. 1866 eröffnete Realgymnasium zu Lodz kam (statt der bisherigen Realkreisschule), die 8 Realkreisschulen, wovon 3 in Warschau und je eine zu Plock, Wraclawek, Petrikau, Radom und Lublin, ferner das Institut für Bildung von Elementarlehrern zu Rucziwin, 4 landwirthschaftliche Schulen, die warschauer Sonntagscommerzschule und die Sonntagsgewerbschulen. Zu

den allgemeinen Schulen gehören die 6 Gymnasien zu Warschau, Plock, Petrikau, Radom, Lublin und Suwalki mit 122 Lehrern und Beamten und 2172 Schülern, sowie 17 philol. Kreisschulen mit 169 Lehrern und Beamten und 2856 Schülern. Elementarschulen, theils vom Staat, theils von Privatleuten unterhalten, gab es 1860: 1020 mit 56679 Schülern; jüd. Schulen 8 mit 718 Schülern; Privatschulen 211 mit 6589 Schülern. Als Hülfsinstitute für die allgemeine Bildung sind die in Warschau befindlichen zu erwähnen: die Hauptbibliothek mit Münz- und Medaillensammlung, das physik., mineralog., zoolog. Cabinet, die Sammlungen von Gipsabgüssen und Seltenheiten, die Sternwarte und der Botanische Garten. Wohlthätigkeitsanstalten gab es 1860 im ganzen 125 (35 in der Stadt und 33 im Gouvernement Warschau), darunter 68 Krankenhäuser, 15 Versorgungsanstalten für alte Leute und Invaliden, 4 Erziehungshäuser für arme Kinder, Waisen, Blinde und Taubstumme, 29 Kinderbewahranstalten, 2 Versorgungs- und Besserungsanstalten und 7 versuchsweise errichtete philanthropische Anstalten in Warschau. Außer diesen Anstalten bestanden noch das Findelhaus und die Winterherbergen beim warschauer Hospital «des Kindes Jesu», 250 Kirchenversorgungshäuser. An Privat-Wohlthätigkeitsvereinen gab es 9. Im allgemeinen haben die Wohlthätigkeitsbestrebungen in P., besonders unter dem weiblichen Geschlecht der höhern Stände, viele Anhänger. Die röm.-kath. Kirche steht unter dem Erzbischof von Warschau und den Bischöfen von Kalisch, Ludlin, Sandomir, Podlachien (zu Janow) und den bischöfl. Administratoren zu Kielce, Plock und Augustowo. Die griech.-unirte Kirche steht unter dem Bischof von Chelm, die griechisch-orthodoxe unter dem Erzbischof von Warschau, die evangelisch-lutherische und die reformirte unter je einem Consistorium. Die russ. Regierung läßt sich die Ausbreitung der griech.-orthodoxen Kirche sehr angelegen sein, erfährt aber dabei von seiten des kath. Klerus den hartnäckigsten Widerstand.

Nachdem der russ. Kaiser die constitutionelle Verfassung vom 27. Nov. 1815 infolge der Revolution von 1830—31 aufgehoben, wurde P. durch das «Organische Statut» zu einer russ. Provinz mit eigener Verwaltung unter einem vom Kaiser ernannten Statthalter (Namiestnik) erklärt. Dieser steht an der Spitze der ganzen Staatsverwaltung als Chef des, anstatt des frühern General-Kriegsgouvernements, 1862 gebildeten Militärdezirks Warschau und als Präsident des ihm zur Seite stehenden Verwaltungsraths sowie des (zwar 18. Sept. 1841 aufgehobenen, aber durch Ukas vom 14./26. März 1861 wiederhergestellten) Staatsraths. Der Statthalter kann die Beschlüsse des Verwaltungsraths suspendiren, hat jedoch darüber an den Kaiser zu berichten. Von ihm gehen alle Ernennungen zu höhern Posten aus und die Beamten können aus allen Unterthanen des russ. Reichs ohne Unterschied gewählt werden. Mit der Oberleitung der Geheimen Kanzlei für die poln. Angelegenheiten ist ein Minister-Staatssecretär zu Petersburg beauftragt, der die Gesetze und Decrete contrasignirt. Den Verwaltungsrath bilden der Generalcontroleur und Präsident des Rechnungshofs, die zwei Präsidenten der Bank von P. und der Liquidationscommission, die vier Generaldirectoren und Präsidenten der Commissionen der Finanzen und des Schatzes, der Justiz, des öffentlichen Unterrichts, der Culte, der Director der Posten und der Generalpolizeimeister des Königreichs, verschiedene Mitglieder des Organisationscomités und ein Staatssecretär. Der Staatsrath zerfällt in die vier Departements der Proceß-, der Schatz-, der Administrations- und der Beschwerden-(Petitions-)Abtheilung und besteht aus den Staatsräthen dieser vier Departements, einer Anzahl permanenter und der Mitglieder des Verwaltungsraths sowie aus einem besondern Staatssecretär. Außerdem befinden sich in Warschau das 9. und 10. Departement des dirigirenden Senats von Rußland. Die einzelnen Gouvernements stehen unter Civilgouverneurs, deren jedem eine Verwaltungscommission beigeordnet, und denen 17. Febr. 1866 mit gewissen Ausnahmen auch die Militär-Polizeiverwaltung wieder übertragen worden ist, die ihnen während des Kriegszustandes nicht zukam.

Die Finanzverhältnisse des Landes waren zur Zeit der «polnischen Wirthschaft» die kläglichsten, und die Regelung derselben bildete eine Hauptaufgabe Alexander's I. und Nikolaus' I. Als letzterer 1825 König von P. wurde, waren die Staatseinkünfte beinahe schon auf 60 Mill. poln. Gulden (10 Mill. preuß. Thlr.) angewachsen und ihnen gegenüber hatten die Ausgaben ihre Ausgleichung gefunden. Gleichwol betrug die Schuldenlast noch über 300 Mill. poln. Gulden (50 Mill. preuß. Thlr.). Dadurch indessen, daß Oesterreich und Preußen ihren Antheil an der Nationalschuld vertragsmäßig übernahmen, minderte sich dieselbe erheblich, und sie betrug 1832 nur noch 200 Mill. poln. Gulden (33⅓ Mill. preuß. Thlr.). In neuerer Zeit ist ihr Bestand durch vermehrte Revenuen und Amortisationen noch mehr zusammengeschmolzen. Nur durch die Insurrection von 1863 wuchs sie wieder an und wurde 1866 zu etwa 44⅔ Mill. Rubel angegeben. Nach officiellen Angaben betrug 1860 die wirkliche Staatseinnahme (mit

Einrechnung der Rückſtände) 18,272112 Rubel, die Ausgabe nur 15,949826 Rubel. Dies ergab bereits einen Ueberſchuß der Einnahmen von 2,322286 Rubel. Im ruſſ. Budget war der Ueberſchuß für 1862 mit 3,174862 und für 1863 mit 3,150000 Rubel aufgeführt. Der Aufſtand von 1863 wirkte natürlich wie auf die Handels- und Verkehrsverhältniſſe, ſo auch auf die Finanzen zerrüttend ein. Das amtlich publicirte Budget für 1866 ſchloß in Einnahme und Ausgabe gleichmäßig mit 24,525294 Rubel.

Außer den Originalwerken von Naruſzewicz, Niemcewicz, Bandtke, Lelewel, Mickiewicz, Chodzko, Schmitt, Szujski und andern vgl. Rulhière, «Histoire de l'anarchie de P. et du démembrement de cette république» (4 Bde., Par. 1807); Oginski's «Mémoires sur la P. et les Polonais depuis 1788—1815» (4 Bde., Par. 1826) und deſſelben «Observations sur la P. et les Polonais pour servir d'introduction aux Mémoires etc.» (Par. 1827); Roepell und Coro, «Geſchichte von P.» (Bd. 1 u. 2, Hamb. und Gotha 1840—63); Spazier, «Geſchichte des Aufſtandes des poln. Volks in den J. 1830—31» (3 Bde., Altenb. 1832); Soltyk, «La Pologne; précis historique, politique et militaire de sa révolution etc.» (2 Bde., Par. 1833); Brzozowski, «La guerre de P. en 1831» (Lpz. 1833); Solowjew, «Geſchichte des Falles von P.» (deutſch von Spörer, Gotha 1865); Janſſen, «Zur Geneſis der erſten Theilung P.s» (Freiburg i. Br. 1865); Solo, «Geſchichte des poln. Aufſtandes vom J. 1846» (Wien 1867); Edwards, «The private history of a polish insurrection» (Lond. 1865); Ferrand, «Les trois démembrements de la Pologne» (3 Bde., Par. 1864); Adler, «Studien zur Culturgeſchichte P.s» (Bd. 1, Berl. 1866). Ueberwiegend geogr.-ſtatiſt. Werke ſind: Chodzko, «Tableau de la Pologne ancienne et moderne» (2 Bde., Par. 1830); Andree, «P. in geogr., ſtatiſt. und culturhiſtor. Hinſicht» (Lpz. 1831); Friederich, «Hiſtor.-geogr. Darſtellung Alt- und Neupolens» (Berl. 1839); Poſſart, Lukaſzewicz und Mulkowski, «Das Königreich P. und der Freiſtaat Krakau» (Stuttg. 1840); «Das Königreich P., topogr. und ſtatiſt. Skizzen» (Lpz. 1864).

Polniſche Sprache und Literatur. Die poln. Sprache iſt einer der ausgebreitetſten Zweige des ſlaw. Sprachſtamms und wird von Dobrowsky nebſt der böhm. Sprache für den weſtlich-ſlaw. Hauptdialekt angeſehen. Faſt alle andern ſlaw. Mundarten übertrifft ſie an Reichthum und Biegſamkeit, ſowie ſie an treffender Kürze ſchwerlich von einer andern Sprache übertroffen wird. Sie hat, wie jene, ohne ſich des Artikels zu bedienen, eine ganz ausgebildete Declination in ſieben Caſus, nämlich außer den fünf ſchon aus der lat. Sprache bekannten noch einen beſondern Caſus Inſtrumentalis und einen Localis; ebenſo ausgebildet iſt die Conjugation, die viele der deutſchen Sprache fremde Uebergänge und feine Nuancen in den Zeit- und Geſchlechtsverhältniſſen ſowie in den Modis durch beſondere Formen auszudrücken vermag. Ungemein reich iſt auch die Wortbildung. Zwar hat die poln. Sprache eine Menge harter Mitlauter, wodurch ſie ſich auffallend von ihrer öſtl. Schweſter, der ruſſ. Sprache, unterſcheidet, aber durch die Verſchmelzung dieſer Conſonanten in der Ausſprache bewahrt ſie einen gewiſſen Wohllaut. Sie allein von allen ſlaw. Dialekten, mit Ausnahme der altſlow. Kirchenſprache, hat Naſalvocale, ą (wie das franz. on) und ę (wie das franz. in). Eigenthümlich iſt ihr auch das ſehr breite ſchnarrende geſtrichene l (ł). Vermöge der genannten Vorzüge, wozu noch die freie Wortſtellung kommt, kann die poln. Sprache die Feinheiten der claſſiſchen Proſa leicht nachahmen; ſchwerer wird ihr die Nachahmung der poetiſchen Werke, da der Accent faſt immer auf die vorletzte Silbe des Worts fällt. Die Proſodie liegt auch im Polniſchen in dem Wortaccent (vgl. Królikowski, «Prozodya polska», Poſ. 1821); doch haben die Dichter bis auf die neueſte Zeit herab, nach Vorgang der Franzoſen, die Silben nur gezählt, nicht auf den Tonverhalt geachtet.

Schon in ſehr früher Zeit ſonderte ſich die poln. Sprache von dem gemeinſamen ſlow. Stamme ab; am nächſten verwandt war ſie anfangs der böhm. Sprache. Nach der Einführung des Chriſtenthums unter den Polen war die lat. Sprache von bedeutendem Einfluß auf deren Bau und Ausbildung. Mit deutſchen Wörtern wurde ſie, beſonders im Gebiete der Induſtrie und Kunſt, infolge des Einwanderns deutſcher Coloniſten und Handwerker ſchon ſeit dem 14. Jahrh. vermiſcht. Erſt ſeit dem 16. Jahrh. Bücherſprache, entwickelte ſie ſich raſch zu einem hohen Grade der Blüte, worauf es ihr auch gelang, die lat. Sprache, die bis dahin die Staatsſprache und die aller Gebildeten in Polen geweſen war, zu verdrängen. Doch ſchon im 17. Jahrh. verfiel ſie wieder. Im 18. Jahrh. wurde ſie durch die in Europa herrſchende franz. Sprache nicht immer zu ihrem Vortheil bereichert. Einen neuen kräftigen Aufſchwung nahm ſie unter Stanislaus Auguſt. Auch ließ ſie ſich ſelbſt durch die nachfolgenden polit. Umwandlungen des poln. Staats in ihrer Ausbildung nicht aufhalten; insbeſondere iſt ſie in den drei letzten Jahrzehnten

mächtig gefördert worden. Die gegenwärtig in der Sprache des gemeinen Lebens merklich hervortretenden poln. Dialekte ſind: der großpolniſche in Poſen; der maſuriſche in Maſovien; der kleinpolniſche, der die Schriftſprache bildet, der wohlklingendſte von allen, im Königreich und in Galizien; der litauiſche, der geſangreichſte, und der durch Germanismen entſtellte preußiſche und ſchleſiſche. Vgl. Kaulfuß, «Ueber den Geiſt der poln. Sprache» (Halle 1804). Unter den poln. Sprachlehren ſind nach der des Piariſten Kopczyński (geſt. 1817) die von Mrongovius (3. Aufl., Danz. 1827) und Vater (Halle 1807), vorzüglich aber die von Bandtke (neue Aufl., Bresl. 1824), Mrozinſki (Warſch. 1822), Poplinſki (Liſſa 1829), Muczkowſki (Krak. 1845), Sierocinſki (Warſch. 1858), Malecki (Lemb. 1863) u. a. zu erwähnen. In die Tiefe der Sprache ſuchte zu dringen Szreniawa («Wortforſchungslehre der poln. Sprache», deutſch, 2 Bde., Lemb. 1842). Das umfaſſendſte poln. Wörterbuch iſt das von Linde (ſ. d.). Unter den ältern poln.-deutſchen Wörterbüchern iſt das von Trotz (Lpz. 1779; neue Aufl., Bresl. 1831) und unter den neuern die von Bandtke (2 Bde., Bresl. 1806), Mrongovius (neu bearbeitet von Wyſzomierſki, Königsb. 1854) und Booch-Arkoſſy (Lpz. 1866) zu nennen. Am brauchbarſten ſind die poln.-deutſchen und deutſch-poln. Wörterbücher von Trojanſki (4 Bde., Poſ. 1835—46) und das deutſch-poln. Handlexikon von Liebkind (Warſch. 1855).

Das ganze Feld der poln. Literaturgeſchichte läßt ſich in fünf ziemlich ſcharf voneinander geſchiedene Abſchnitte theilen. Die Anfänge der poln. Literatur reichen bis in die vorchriſtl. Zeit hinauf, nämlich in den echt ſlaw. Elementen, welche in Sprichwörtern, Volksliedern und Volksſagen aufbewahrt ſind. Auf die große Bedeutung dieſer Ueberreſte der volksthümlichen Geiſtesthätigkeit, welche Jahrhunderte hindurch von dem verachteten poln. Landvolke treu bewahrt wurden, ſind aber die Polen erſt in neueſter Zeit aufmerkſam geworden. Sorgfältige Sammlungen der Volkslieder veranſtalteten Wojcicki in Warſchau («Pieśni Biało-Chrobatów», 2 Bde., Warſch. 1836), Waclaw («Pieśni polskie i ruskie ludu galicyjskiego», Lemb. 1833), Pauli, Lipinſki, Roger (ſchleſ.-poln. Volkslieder, Bresl. 1863) u. a.; ebenſo wurden die Volksſagen von Wojcicki («Ktechdy», 2 Bde., Warſch. 1837; deutſch von Leveſtam, Berl. 1839) geſammelt. Eine eigenthümliche Form des poln. Volksliedes iſt der Krakowiak. Zu den älteſten Denkmälern der poln. Literatur rechnet man das dem heil. Adalbert zugeſchriebene Lobgedicht auf die Maria: «Boga rodzica», das aber, da der Ausdruck deſſelben als eines Schlachtliedes ſich mit den Generationen erneuert haben mag, in der auf uns gekommenen Faſſung ſicher erſt aus dem 14. oder 15. Jahrh. ſtammt. Bevor dieſe Keime, die auf wirklich poln. Grund und Boden entſproſſen waren und die ſchon früh eine ſelbſtändige Lebens- und Entwickelungsfähigkeit zu bethätigen anfingen, auf naturgemäßem Wege zu einer eigentlichen Literatur erwachſen konnten, wurde von außen her, zuerſt durch Einführung des Chriſtenthums im 10. Jahrh., ein anderer literariſcher Sproß nach Polen verpflanzt, durch deſſen üppigen Aufwuchs ſie zwar nicht gänzlich erſtickt, doch auf lange Zeit in weiterer Ausbildung aufgehalten wurden. Ein lat. Element trat an die Stelle des ſlawiſchen, und nur auf jenem erſtand für eine lange Zeit das wiſſenſchaftliche und literariſche Leben der Polen. Die erſten Ergebniſſe dieſer lat.-poln. Literatur waren die aus dem 12. und 13. Jahrh. herrührenden, in lat. Sprache abgefaßten Chroniken von Martin Gallus (der wahrſcheinlich eigentlich Kurek, d. i. Hahn, hieß und zwiſchen 1110—35 lebte), von Wincenty Kadlubek (ſ. d.) und Boguphal, Biſchof von Poſen, geſt. 1253, welche ſämmtlich in der Sammlung Mizler's (Warſch. 1761) abgedruckt ſind; ferner das «Chronicon summorum pontificum et imperatorum Romanorum» (Baſ. 1559) von Marcin Strzębſki oder Polonus, der Beichtvater des Papſtes Nikolaus' III. war und 1279 ſtarb. Nach geraumem Stillſtande war es König Kaſimir III. (ſ. d.), der auch der Literatur eine beſſere Zeit vorbereitete. Derſelbe erbaute nicht nur viele Städte und begünſtigte den Ackerbau und die Gewerbe, ſondern ließ auch 1347 ein eigenes Geſetzbuch, das berühmte Statut von Wiſlica, abfaſſen und ſtiftete in demſelben Jahre die Univerſität zu Krakau, die aber erſt von Wladiſlaw Jagiello 1400, nach erlangter päpſtl. Beſtätigung, vollſtändig eingerichtet wurde, nun raſch zu hoher Blüte ſich erhob und lange Zeit der Mittelpunkt des wiſſenſchaftlichen Lebens in Polen blieb. Vor allem blühten daſelbſt die mathem. Wiſſenſchaften, und es gehören ein Johannes Glogovienſis, geſt. 1507, und insbeſondere Wojciech Brudzewſki, geſt. 1497, der der Lehrer des Kopernicus und Verfaſſer mehrerer aſtron. Werke war, zu den berühmteſten Gelehrten jener Zeit. Auch der in Böhmen damals auftauchende Huſſitismus, welcher in Polen zahlreiche Anhänger fand, trug nicht wenig zu geiſtiger Belebung bei, während zugleich der von Kaſimir ausgeſtreute Samen langſam und ſtill fortkeimte. Das Vorwärtsſchreiten der Bildung wurde ſichtbarer bei Jan Dlugoſz (ſ. d.) und durch die wahrſcheinlich von Haller um 1490 begründete erſte polu.

Druckerei in Krakau. Das älteſte noch vorhandene Document poln. Schriftweſens iſt das in dem St.-Florianskloſter bei Linz im Manuſcript befindliche Pſalterium der Königin Margarethe, erſten Gemahlin Ludwig's I. von Polen und Ungarn (herausg. von Dunin Borkowſki, Wien 1834), das älteſte Druckwerk eine Ueberſetzung des «Ecclesiastes» von Hieronymus Wielunſki (Krak. 1521).

Während die frühern literariſchen Erzeugniſſe der Polen hauptſächlich in lat. Sprache abgefaßt geweſen waren, wurde die poln. Sprache in der nun folgenden zweiten Periode zur Schriftſprache erhoben und erreichte in derſelben einen verhältnißmäßig bedeutenden Grad von Kraft, Selbſtändigkeit und Ausbildung. Dieſe Periode umfaßt das 16. Jahrh. Es war die glorreiche Zeit der Könige Sigismund I., 1507—48, und Sigismund's II. Auguſt, 1548—72, und ſie wird als das goldene Zeitalter der poln. Literatur bezeichnet. Die Wiſſenſchaften überhaupt, insbeſondere das griech. und röm. Alterthum, erfreuten ſich einer ungemeinen Pflege und Begünſtigung. Sigismund I. erhob 1535 den ganzen Lehrerſtand der krakauer Akademie zu Adelichen und Stephan Bathori legte in Wilna eine Akademie an. Dem Beiſpiele der Fürſten folgten die Magnaten, wie Jan Zamojſki, der 1594 in Zamosc eine Akademie ſtiftete. Andere begaben ſich behufs ihrer Ausbildung ins Ausland, beſonders nach Italien und Deutſchland. Die Reformation, die unter ſtillſchweigender Begünſtigung der Regierung raſchen und allgemeinen Eingang fand, trug außerdem viel zum geiſtigen Aufſchwunge der Polen bei. Die Poeſie trat jetzt plötzlich in einer Vollendung auf, von der man vorher keine Ahnung gehabt hatte. Die Bahn brach Nikolaus Rej aus Naglowic, gewöhnlich der Vater der poln. Dichtkunſt genannt, geb. 1515 in Zorawno in der Ukraine, gebildet in Lemberg und Krakau, der als poln. Adelicher, der Reformation zugethan, am Hofe der beiden Könige Sigismund lebte und um 1568 ſtarb. Seine oft ſehr ſcharfen und witzigen ſatiriſchen Gedichte «Wizerunek żywota człowieka poczciwego» (Krak. 1560) und «Apophthegmata» (Krak. 1568) ſind in einer derben, kraftvollen, aber rauhen Sprache abgefaßt und bekunden ein heiteres, echt dichteriſches Gemüth. Auf höchſter Stufe ſtand nach ihm Jan Kochanowſki mit ſeinem Bruder Piotr Kochanowſki. Unter den vielen Nachfolgern derſelben verdienen beſondere Auszeichnung: Jan Rybinſki, der 1589 Lehrer in Danzig war und ſich auch in lat. Verſen verſuchte; Sęp Szarzyński, geſt. 1581, deſſen treffliche Gedichte durch Muczkowſki (Poſ. 1827) herausgegeben wurden; Kaspar Miaſkowſki in Großpolen, um 1610; Staniſlaw Grochowſki, geſt. 1612, von dem viele geiſtliche Lieder voll Innigkeit herrühren, und Samuel de Skrzypna Twardowſki (geſt. um 1660), der eine Sendung in die Türkei, an der er Theil hatte, in Verſen beſchrieb. Zu nennen iſt ferner Szymon Szymonowicz, genannt Simonides, geſt. 1629, der durch ſeine lat. Oden ſich den Namen des lat. Pindar erwarb und deſſen poln. Idyllen («Sielanki», neue Ausg., Lpz. 1837) nach dem Muſter Theokrit's noch jetzt durch einfache natürliche Reize gefallen. Sein Nachahmer und Freund war Szymon Zimorowicz, geſt. 1629, der in ſeinen Idyllen («Sielanki», neue Ausg., Lpz. 1836) ihn, wenn nicht an Anmuth, doch an Originalität übertraf. Sebaſtian Klonowicz, genannt Acernus, 1551—1608, Rathsherr in Lublin, iſt ausgezeichnet in der Satire und der beſchreibenden Poeſie. Außer den poln. Gedichten «Flis» und «Worek Judaszów» (neu gedruckt, Krak. 1829 und Lpz. 1836) hat man von ihm ein großes lat. Lehrgedicht voller Sarkasmen auf die kath. Geiſtlichkeit unter dem Titel «Victoria Deorum» (1600).

Die Verbreitung der Reformation veranlaßte ſehr bald das Bedürfniß kirchlicher Geſangbücher in poln. Sprache ſowie Bibelüberſetzungen, deren es ſieben beſondere gab. Walenty Brzozowſki, geſt. um 1570 als Confenior der krakauer Diöceſe, war der erſte, der böhm. Geſänge in poln. Sprache herausgab (Königsb. 1554). Eine andere wichtige Sammlung der Art veranſtaltete Artomius. Schon 1551 erſchien zu Königsberg die erſte Ueberſetzung des Neuen Teſtaments für Proteſtanten von Jan Seklucyan, den Herzog Albrecht als Prediger von Poſen nach Königsberg berufen hatte. Auf Koſten des Fürſten Nikolaus Radziwill erſchien zu Brzesc 1563 die für ſocinianiſch erklärte Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, an der auch Jan Laſki theilhatte. Die ganze Bibel für Katholiken wurde zuerſt von Jan Leopolita (Krak. 1561) überſetzt, dann von Jak. Wujek (geb. 1540, ſeit 1565 Jeſuit, geſt. 1597), einem der gelehrteſten Theologen der Zeit, welcher einer der kräftigſten Bekämpfer der Reformation war. Seine Bibelüberſetzung (Krak. 1593 u. öfter), welche bis heute noch für die beſte gilt und die einzige iſt, die von Rom aus als echt anerkannt wird, hat in ihrer kernhaften Sprache Aehnlichkeit mit der Luther'ſchen. In den theol. Kämpfen der Zeit machte ſich außerdem Piotr Skarga berühmt, der nach ſeinem Eintritte in den Jeſuitenorden Hofprediger des poln. Königs wurde und 1612 ſtarb. Seine Predigten, die freilich häufig in die heftigſte Polemik gegen die Evangeliſchen ausarten, gelten in Rückſicht auf die Sprache als Muſter der Beredſamkeit. Unter den evang. Theo-

logen machten ſich durch viele Schriften bekannt Jak. Niemojewſki, Theophil Turnowſki, geſt. 1608 als Secretär der Böhmiſchen Brüder in Polen, und Andr. Wolan, geſt. 1610, der lange Zeit reform. Prediger in Wilna war.

Die Geſchichte erſchien jetzt in vaterländiſchem Gewande zuerſt in Marcin und Joachim Bielſki's «Kronika» (Krak. 1597). Ihnen folgte Lukaſz Górnicki, 1535—91, der Staroſt und Secretär Sigismund Auguſt's war und ſchon damals in ſeiner Geſchichte der Krone Polen («Dzieje w koronie polskiéj», Krak. 1637; zuletzt Warſch. 1804), welche die Zeit von 1538—72 umfaßt, und in einigen andern Werken die Gebrechen der Verfaſſung Polens mit Freimüthigkeit aufdeckte. Maciej Stryikowſki, 1547—82, Archidiakonus von Livland, hinterließ eine «Chronik Litauens» (Königsb. 1582), in welcher treffliche Quellen benutzt ſind, die aber auch viel Fabelhaftes enthält. Barthol. Paprocki, geſt. 1614, verfaßte mehrere große genealog. und heraldiſche Werke, größtentheils in Verſen. Sein Hauptwerk iſt die «Herby rycerstwa polskiego» (Krak. 1584). Dagegen ſchrieb Marcin Cromer ſeine Geſchichte Polens in lat. Sprache (Baſ. 1555). Auch Stanislaw Orzechowſki, einer der berühmteſten Redner ſeiner Zeit, der 1551 als Kanoniker von Przemyśl ſich verheirathete und vielfach das röm. Cölibat bekämpfte, ſchrieb in lat. Sprache die «Annales Poloniae» (Dobromil 1611), welche die J. 1548—52 umfaſſen. Als Naturforſcher erwarb ſich Simon Syrenius, um 1590 Profeſſor der Medicin an der krakauer Univerſität und Verfaſſer einer ſprachlich ſehr wichtigen poln. Botanik, weiten Ruhm, ferner als Lehrer der Phyſik an der Univerſität und Arzt zu Krakau Sebaſtian Petrycy, der auch wegen ſeiner poln. Ueberſetzung und Erklärung Ariſtoteliſcher Schriften zu nennen iſt.

Die auf dieſe Glanzperiode folgende dritte Periode der poln. Literaturgeſchichte, die etwa von 1621—1750 reicht, iſt die der Jeſuitenherrſchaft, infolge welcher ein allgemeiner Verfall der Literatur und Wiſſenſchaften eintrat. Der Cardinal Hoſius (ſ. d.) hatte auf dem Tridentiner Concil die Statuten der Jeſuiten kennen gelernt und ſich bald überzeugt, daß dieſe allein im Stande wären, jegliche kirchliche Reformation in Polen aufzuhalten. Er führte daher den Jeſuitenorden in Polen ein und ſtiftete 1566 das erſte Collegium in Braunsberg. Die Jeſuiten nahmen bald überhand, insbeſondere unter Sigismund III., 1587—1632, der ſich ganz ihrer Leitung hingab. Sie bemächtigten ſich der Bildungsanſtalten. Ein ſtarres, prunkhaftes Gelehrtenthum trat an die Stelle lebendiger Wiſſenſchaft. Durch Vermiſchung mit barbariſchem Latein verlor die poln. Sprache ihre Reinheit und die Geſchichte ſank zu lächerlicher Lobrednerei, die Poeſie zu leerem Wortſchwall herab und erzeugte faſt nur geſchmackloſe, mit lat. Floskeln und dunkeln Anſpielungen auf Mythologie und Geſchichte durchflochtene Panegyriken. Anfangs vermochten zwar einige kräftige Geiſter, wie der Krongroßfeldherr Zamojſki, den Verfall noch einigermaßen aufzuhalten; allgemein aber begann der Niedergang geiſtiger und literariſcher Bildung, als es 1622 den Jeſuiten gelang, das Anſehen und die Wirkſamkeit der krakauer Akademie, der einzigen Pflegerin der Wiſſenſchaft in dieſer Zeit, zu lähmen. Auch während der unglücklichen Kriege und Verwirrungen der Folgezeit war jeder Aufſchwung unmöglich.

Unter den Dichtern dieſer Zeit ſteht der Jeſuit Kazimierz Sarbiewſki obenan, 1595—1640, der jedoch nur in lat. Sprache dichtete. In Wespaſian Kochowſki, geſt. um 1700, der Hiſtoriograph des Königs Johann Sobieſki war, mit dem er auch 1683 vor Wien ſich befand, zeigen ſich ſchon neben poetiſcher Wärme die Verderbniß der Sprache und die Geſchmackloſigkeit der Zeit. Neben ihm ſind zu nennen Krzyſtof Opalinſki, ein angeſehener Hofmann und Wojwode von Poſen, geſt. 1655, der «Satyry» (1652) voll ſcharfer Charakteriſtik, doch in ganz verderbtem Stile ſchrieb; Waclaw Potocki, Alan Bardzinſki, Chrościnſki, der Ueberſetzer des Lucan, Uſtrzycki, Morsztyn, der Ueberſetzer des Corneille, und Elżbieta Druzbacka, geſt. 1760, die, ganz aus ſich ſelbſt gebildet, durch ihre einfache und natürliche Poeſie beſonders für jene Zeit ſich bemerklich machte. Der Jeſuit Nagurczewſki, 1719—1811, überſetzte Homer's «Ilias» und Virgil's «Eklogen». Unter den Hiſtorikern ſind zu erwähnen Pawel Piaſecki, Szymon Starowolſki, geſt. als Kanoniker in Krakau 1656, der mehrere wichtige literariſch-hiſtor. Werke und eine ausgezeichnete Statiſtik («Polonia, sive status regni Poloniae descriptio», beſte Ausg., Wolfenbüttel 1656) ſchrieb; Wijuk Kojalowicz, Jeſuit, geſt. 1677, nach Schlözer's Urtheil einer der beſten Hiſtoriker des 17. Jahrh., der eine Geſchichte von Litauen, «Historia Lituaniae» (Bd. 1, Danz. 1650; Bd. 2, Antw. 1669), verfaßte, die in der Fortſetzung der «Allgemeinen Welthiſtorie» (Bd. 50) überſetzt iſt; Paſſek, deſſen Memoiren Raczynſki herausgegeben hat; Jędrzey Wegierſki, geſt. 1649 als evang. Senior in Lublin, der in ſeinem Werke «Slavonia reformata» (Amſterd. 1679) eine ausführliche Geſchichte der diſſidentirenden Kirche gab und auch für die Literaturgeſchichte von größter Wichtigkeit iſt. Daſſelbe gilt von Lubieniecki's (Lubie-

niecius Rolitsius, geſt. 1675 in Hamburg) «Historia reformationis Poloniae» (Freiſtadt 1685). Kaspar Nieſiecki, Jeſuit, geſt. 1743, lieferte das wichtigſte Werk über poln. Heraldik: «Korona polska» (4 Bde., Lemb. 1728—43). Józef Zaluſki, noch dieſer Periode angehörig, trug ſchon zur Entwickelung der folgenden bei.

Eine neue Richtung erhielt die poln. Literatur während der folgenden vierten Periode, ſeit der Mitte des 18. Jahrh., theils durch den Einfluß der franz. Literatur aus Ludwig's XIV. Zeit, mit welcher die Polen auf ihren Reiſen und an dem Hofe des Staniſlaw Leſczynſki (ſ. d.), der viele ſeiner Landsleute in Lothringen um ſich verſammelte, bekannt geworden waren, theils durch die Begünſtigung, die eine geſchmackvollere Wiſſenſchaft bei dem Könige Stanislaus Auguſt, den Fürſten Czartoryſki (ſ. d.), Jablonowski (ſ. d.) und andern Magnaten fand, beſonders aber durch die Thätigkeit Staniſlaw Konarski's. Letzterer, geb. 1700, war frühzeitig in den Piariſtenorden getreten, hatte Italien und Frankreich durchreiſt und, als er nach ſeiner Rückkehr den Verfall ſeines Vaterlandes erkannt, beſchloſſen, die Bahn zum Beſſern zu brechen. Zuerſt verſuchte er durch Reformation ſeines Ordens eine beſſere Erziehungsmethode einzuführen und ſtiftete, um beſonders auf den Adel, als die eigentlichen Staatsbürger Polens, zu wirken, ein Collegium Nobilium in Warſchau, welches nicht zu berechnende Früchte trug und zugleich die Folge hatte, daß ſehr bald die Erziehung nicht mehr den Mönchsorden überlaſſen, ſondern als ein Staatsintereſſe erkannt und daß unter Stanislaus Auguſt eine beſondere Educationscommiſſion aus den tüchtigſten und gelehrteſten Männern gebildet wurde. Er ſuchte ferner das Studium der claſſiſchen und alten poln. Literatur zu beleben, veranlaßte viele Ausgaben älterer Schriftſteller, veranſtaltete ſelbſt eine Sammlung ſämmtlicher poln. Conſtitutionen und Statuten (6 Bde., Warſch. 1739) und verfaßte eine große Anzahl pädagogiſcher, religiöſer und oratoriſcher Schriften, die ſich durch Klarheit und Gelehrſamkeit auszeichnen. Da er in dem Theater ein Mittel erblickte, den geſunden Geſchmack zu heben, ſo überſetzte er franz. Schauſpiele ins Polniſche und ließ ſie ſtatt der bei den Piariſten gewöhnlichen Schuldramen aufführen. Auch mag er das Seinige dazu beigetragen haben, daß Warſchau ſeit 1765 ein ſtehendes poln. Theater erhielt, weshalb man ihn, obſchon es ſeit dem 15. Jahrh. mannichfache dramatiſche Verſuche in Polen gab, als den Vater des poln. Dramas betrachtet. Er ſtarb 1773. Ausgezeichnete Männer förderten das von ihm begonnene Werk. Unter ſeinen Schülern ſind zu nennen: der gründlich gelehrte Onufry Kopczyński, 1735—1817, welcher zuerſt eine grammatiſche Begründung der Sprache in ſeiner «Grammatyka narodowa» (Warſch. 1778) verſuchte, Grzegorz Piramowicz, geſt. 1801, Verfaſſer vieler Schulſchriften; der Jeſuit Franc. Bohomolec, der zahlreiche Theaterſtücke aus dem Franzöſiſchen überſetzte (5 Bde., Warſch. 1775); vor allem aber Adam Staniſlaw Naruſzewicz, der treffliche Ueberſetzer des Tacitus, und Ignaz Krasicki, der Träger und Mittelpunkt der ganzen poln. Literatur ſeiner Zeit. Als Dichter ſind in dieſer Periode bemerkenswerth: Staniſlaw Trembecki, Kammerherr Stanislaus Auguſt's, geſt. 1812, der als Lyriker gerühmt wird, aber oft nur rhetoriſch iſt. Sein Hauptwerk «Zofiówka» (Lpz. 1806) enthält eine poetiſche Beſchreibung eines Gartens der Gräfin Sophia Potocka. Eine Sammlung ſeiner «Poezye» erſchien zu Warſchau (2 Bde., 1819; neue Ausg., Lpz. 1836). Höher ſtand Franc. Kniaźnin. Kajetan Węgierski, geb. 1755, wurde wegen ſeiner beißenden Verſe genöthigt, ſein Vaterland zu verlaſſen, durchreiſte Frankreich und Italien, beſchrieb ſeine Reiſe in trefflichem Franzöſiſch und ſtarb 1787 zu Marſeille. Seinem Hauptwerk «Organy» (Warſch. 1803) liegt Boileau's komiſches Gedicht «Le lutrin» zu Grunde. Seine «Poezye» erſchienen geſammelt zu Leipzig 1837. Cyprian Godebski, ein witziger, geſchmackvoller Dichter, blieb 1809 als Oberſt in der Schlacht bei Raſzyn. Franc. Wężyk erwarb ſich einen Ruf durch ſeine poetiſche Beſchreibung der Umgegend Krakaus («Okolice Krakowa», Krak. 1833), ſowie durch einige Romane und Dramen. Die zu ihrer Zeit ſehr gerühmten dramatiſchen Dichter dieſer Periode: Aloyzy Feliński, geb. 1771 in Luck in Volhynien, geſt. 1820 als Director des Lyceums zu Krzemieniec, der Verfaſſer der Tragödie «Barbara Radziwillówna»; ferner der General Ludwik Kropiński, geſt. 1844 in Volhynien, der Dichter der «Ludgarda»; Ludwik Oſiński, der Ueberſetzer des Corneille, von 1818—31 Profeſſor der poln. Literatur an der warſchauer Univerſität, geſt. 1838, haben meiſt ihren Ruf überlebt, da ſie in ihren Tragödien, ohne natürliches Leben, nur in franz. Regelrechtigkeit pomphaft einherſchreiten. Neben ihnen ſuchte Boguſlawski das Volksthümliche feſtzuhalten, was ihm beſonders in dem ſehr beliebten Drama «Die Krakauer und die Goralen» gelang.

Die Blüte, welche unter der Regierung Stanislaus Auguſt's für die poln. Literatur hervorgebrochen war, konnte auch durch die folgenden Stürme nicht ganz zerſtört werden und viele Geiſter ſuchten nun in den Wiſſenſchaften Troſt bei dem Unglück des Vaterlandes. Noch 1801

ſtifteten der Hiſtoriker Tadeusz Czacki, Franciſzek Dmóchowſki und der Biſchof Jan Albertrandy die Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften in Warſchau, die beſonders unter dem Staatsrathe Staſzyc reiche Früchte trug, bis ſie 1832 aufgehoben und ihre Bibliothek von 50000 Bänden nach Petersburg gebracht wurde. Kräftig wirkten damals auch Jozef Maximilian Offalinſki, Hugo Kolontaj und Staniſlaw Potocki durch Schrift und Wort zur Förderniß des Gemeinſinns. Somit ſchlummerte denn in Polen auch nach dem Untergange der polit. Selbſtändigkeit die literariſche Thätigkeit nicht, ja während der Unterjochung erſt hat ſie ſich zu europ. Bedeutſamkeit erhoben. Den Uebergang zu dieſer höchſten Stufe, welche wir in der fünften Periode finden, bilden Karpiński, Woronicz, Niemcewicz und Kazimierz Brodzinſki, in denen zuerſt das Nationale auch im Gedichte wieder hervortrat. In Wilna, das ſeit 1815 zum Mittelpunkte der poln. Literatur ſich emporſchwang und alle Feuergeiſter Polens verſammelte, vereinigten ſich mehrere junge Männer, Mickiewicz (ſ. d.) an der Spitze, die, gebildet durch die Engländer und die neuere deutſche Dichterſchule, mit Wort und That gegen den bisherigen Gang der Literatur ſich erhoben. Sie verwarfen die Claſſicität, die ſich durch die franz. Regelrichtigkeit binden ließ, und löſten den Polen die Feſſeln, von denen die Deutſchen Leſſing befreite. Sie wieſen darauf hin, daß die Dichter Polens mit geringer Ausnahme nicht national ſeien; denn nur mit poln. Worten hatten ſie geſchrieben, dagegen in aufgenommenen franz. und röm. Gedanken und Gefühlen geſchwelgt. Es entſtand ein heftiger Streit zwiſchen Claſſikern und Romantikern, aus dem Mickiewicz und die romantiſche Schule als vollkommene Sieger hervorgingen. Als Genoſſen und Nachfolger Mickiewicz's ſind zuvörderſt zu nennen Antoni Malczeſki, Seweryn Goſzczyński, Bohdan Zaleſki und Tomasz Padura, welcher, in der Ukraine geboren, von 1817—20 eine Reiſe nach dem Orient machte und in ſeinen lebensvollen Gedichten des reizenden ruſſiniſchen Dialekts ſich bediente («Pienia», Lemb. 1842); ferner Antoni Edward Odyniec, aus einer altlitauiſchen Familie entſproſſen, der außer mehrern Balladen und hiſtor. Dramen, worunter auch eine «Barbara Radziwillówna» (1858), von Byron's «Braut von Abydos», Walter Scott's «Jungfrau vom See» und Schiller's «Jungfrau von Orleans» (1843) treffliche Ueberſetzungen geliefert hat; Julian Korſak (geſt. 1855), lyriſcher und elegiſcher Dichter, der ſich beſonders nach engl. Muſtern bildete («Poezye», Poſ. 1833; «Nowe Poezye», 2 Bde., Wilna 1840); Alex. Chodzko, der Nachfolger Mickiewicz's im Lehrſtuhl der ſlaw. Sprachen zu Paris und Ueberſetzer vieler orient. Gedichte, die er auf ſeinen Reiſen kennen gelernt («Poezye», Petersb. 1829); Alex. Groza («Poezye», Wilna 1843); Lucyan Siemieński, geb. 1809 in Galizien, bekannt durch ſeine ſchönen Gedichte (Lpz. 1863), trefflichen Novellen und als Ueberſetzer der Königinhofer Handſchrift; Auguſtin Bielowſki, geb. 1806 in Pokutien, lyriſcher Dichter und Ueberſetzer von «Igor's Zug gegen die Polowzer» (Lemb. 1833); Antoni Gorecki, der ſich beſonders durch ſeine an Sarkasmen reichen Fabeln beliebt machte («Bajki i poezje nowe», Par. 1839); Stefan Garczyński, der mit Rybiński Polen verließ, 1833 in Avignon ſtarb und einen epiſchen Geſang ſowie manches feurige Kriegslied gedichtet hat («Pisma», Lpz. 1863); Juliuſz Slowacki (ſ. d.), gleich ausgezeichnet als lyriſcher und dramatiſcher Dichter. Die meiſten derſelben gehören der poln. Emigration in Frankreich an, unter der ſich die neueſte Dichterſchule am freieſten entwickelt hat und in der auch Zygmunt Kraſinſki's (ſ. d.) tiefſinniges Gedicht «Iridion in Rom» (deutſch, Berl. 1845) und deſſen «Ungöttliche Komödie» (Par. 1837) entſtanden ſind. Derſelben gehören an: Narwid, Goſtawſki, Zmorſki, Ujejſki, Berwinſki, Gaſzyński, Zaleſki u. ſ. w. Zu den Emigranten zählt ebenfalls der aus der Ukraine gebürtige Czajkowſki (ſ. d.), einer der talentvollſten poln. Romanſchreiber. Vor ihm galten Graf Friedr. Skarbek und F. Bernatowicz («Nalencz», deutſch von Schnaaſe, Lpz. 1834; «Pojata», deutſch, Lpz. 1834) als die beſten Romanſchreiber. Bernatowicz und A. Bronikowſki ſind vielfach mit Walter Scott verglichen worden. Lange Zeit war Henryk Rzewuſki, der Verfaſſer von «Soplicy» (Par. 1842) und «Listopad», ein Liebling des Publikums, doch zog er ſich durch ſeine ſpätern Werke, beſonders die «Pamiętniki Michałowskiego» (Warſch. 1857) den Haß ſeiner Landsleute zu. Mit ihm wetteiferten M. Gradowſki (ſ. d.), Teofil Lenartowicz, J. Korzeniowſki, Zygmunt Kaczkowſki (unter anderm in dem Romancyklus «Ostatni z Nieczujów», 6 Bde., Petersb. 1853) und Ignacy Chodzko. Poetiſche Erzählungen ſchrieben außerdem der pſeudonyme Wladiſlaw Syrokomla (Ludwig Kondratowicz, geſt. 1862), der durch ſein «Pieśn o ziemi naszej» volksthümlich gewordene Vincenty Pol und Guſtav Zielinſki («Kirgiz» und «Stepy», deutſch, Lpz. 1858). Als Improviſatrice glänzte Jadwiga Luſzczewſka, bekannter unter dem Namen Deotyma. Der vielſeitigſte und fruchtbarſte Schriftſteller neuerer Zeit iſt Józef Ignacy Kraſzewſki (ſ. d.), von dem ſowol größere epiſche Gedichte als auch viele Erzählungen, Romane, Theaterſtücke und hiſtor. Werke herrühren. Noch

ſind als dramatiſche Dichter Jan Nepomucyn Kamińſki (geſt. 1855), Director des lemberger Theaters und Ueberſetzer Schiller'ſcher und Calderon'ſcher Dramen, Graf Alex. Fredro in Lemberg, der Verfaſſer mehrerer an Laune und Handlung reicher Komödien («Komedye», 2. Aufl., 5 Bde., Lemb. 1839), Józef Szujſki und Józef Korzeniowſki (geſt. 1863 in Dresden), welcher außer ſeinen Romanen und Novellen treffliche Dramen und Komödien verfaßte, zu erwähnen. Dominik Magnuſzewſki, geb. 1810, erregte durch ſeine Dramen große Erwartungen, ſtarb aber ſchon 1845 in Lemberg. Eine ſelbſtändige Ueberſetzung Shakſpeare's lieferte J. Kefalinſki (3 Bde., Wilna 1843—50).

Die zuerſt auf dem Boden der Poeſie ſich offenbarende neue Richtung fing bald auch an, in andern Zweigen ſich wirkſam zu zeigen. So wurde Lelewel (ſ. d.) der vornehmlichſte eigentlich poln. Geſchichtſchreiber, neben und nach dem Bandtke, Maciejowſki, Bartoſzewicz, Graf Edward Raczyńſki, Graf Plater und Graf Dzialyńſki als Schriftſteller und Beförderer der hiſtor. und geogr. Kenntniſſe Polens hervortraten. Narbutt in Wilna verfaßte eine ſehr umfangreiche und gründliche Geſchichte von Litauen (9 Bde., Wilna 1835—41); Balinſki gab Unterſuchungen über poln. Alterthümer («Starozytna polska», 3 Bde., Warſch. 1844—46); Lukaſzewicz in Poſen trat mit mehrern ſehr wichtigen, aus den Quellen geſchöpften Beiträgen zur Reformationsgeſchichte Polens auf. Surowiecki, geſt. 1827 als Rath im Miniſterium der öffentlichen Aufklärung zu Warſchau, iſt der Herausgeber vieler ſtatiſt. Schriften; Golebiowſki lieferte wichtige, aus den Quellen geſchöpfte Beiträge zur Sittengeſchichte Polens; der als Propſt von Jaroſlaw verſtorbene Franc. Siarczyńſki hinterließ zwei bedeutende, zur Geſchichte Sigismund's III. gehörige Werke (Lemb. 1828 und Poſ. 1843; Warſch. 1847); Chodakowſki und Graf Tyſzkiewicz waren eifrige Erforſcher der ſlaw. Vorzeit. Szajnocha ſchilderte dann die Zeiten Boleſlaw des Tapfern, Jagiello's und Joh. Sobieſki's, Szulc beſchrieb das Leben des Kopernicus, Zdanowicz hielt der Jugend die großen Vorbilder ihrer Ahnen als Muſter vor und Tomaſz Dziekonſki machte ſie mit der Geſchichte Englands, Frankreichs und Spaniens bekannt. Ueber die Revolution von 1830 haben die Emigranten in Frankreich zahlreiche Mittheilungen drucken laſſen; wir nennen nur Mochnacki, Wrotnowſki, Karl Alex. Hoffmann, Wyſocki und Mieroſlawſki. Aermer iſt das Fach der Reiſebeſchreibung, obwol es an intereſſanten Skizzen und Reiſebildern, wie von Przezdziecki, Ignacy Chodzko, Eva Felinſka, Lucya Rautenſtrauch, Tripplin, Krafzewſki u. ſ. w., nicht fehlt. Als Philoſophen haben die Polen wenig Eigenthümliches geleiſtet; doch ſind zu erwähnen Sniadecki, ferner Goluchowſki, ein Schüler Schelling's und Verfaſſer des deutſchen Werks «Die Philoſophie im Verhältniß zu dem Leben ganzer Völker und einzelner Menſchen» (Erl. 1828) ſowie des polniſchen «Dumania nad najwyższemi zagadnieniami człowieka» (2 Bde., Wilna 1861), Karl Libelt, Joſef Kremer, Schüler Hegel's, von dem er ſich aber im «Wykład systematyczny filizofji» (Wilna 1852) ſehr weit entfernte, und Cieſzkowſki, der die deutſchen Schriften «Prolegomena zur Hiſtoriſophie» (Berl. 1838) und «Gott und Patingeneſie» und eine polniſche «Ojcze nasz» (Par. 1848) verfaßt hat. Trentowſki hat in mehrern deutſchen Werken die neueſte deutſche Philoſophie ſelbſtändig zu verarbeiten geſucht; ſein bedeutendſtes poln. Werk iſt eine Erziehungslehre: «Chowanna» (2. Aufl., Poſ. 1846). Eine beachtenswerthe Schrift über ſociale Philoſophie iſt von Leopold Jakutowſki veröffentlicht worden. Hier iſt auch als pädagogiſche Schriftſtellerin Clementine Hoffmann mit Auszeichnung zu nennen. Die philol. Studien konnten unter den Polen keine ſelbſtändige Geſtalt gewinnen, weil alle eigenthümlichen Lehranſtalten fehlen; doch wurde den Beſtrebungen eines Grodek, der als Profeſſor in Wilna ſtarb, Trojanſki, Wannowſki u. a. auch bei deutſchen Philologen Anerkennung zutheil. Von einem Fortſchreiten der theol. Wiſſenſchaften kann in Polen bei dem ſtreng kath. Standpunkte nicht die Rede ſein. Als Kanzelredner werden Trynkowſki, Gawinſki, Kajſiewicz und Antoniewicz gerühmt. Unter den Naturforſchern haben Jarocki als Zoolog, Graf Tyzenhaus als Ornitholog, Czerniakowſki als Botaniker, Zejſzner als Geolog den meiſten Ruf erlangt. Ueber Landwirthſchaft ſchrieben Oczapowſki, Strumillo und Kurowſki, über Bergbau Labęcki. Die Grundſätze der Nationalökonomie entwickelten Graf Skarbek und Supinſki («Skola gospodarstwa narodowa» (2 Bde., Lpz. 1865). Falkenhagen-Zaleſki gab treffliche Flugſchriften über Banken, Creditweſen u. ſ. w. heraus; Goluchowſki (1849), Graf Uruſki und Fürſt Lubomirſki beſprachen die Bauernemancipation. Von den Zeitſchriften, deren gegen 70 zu bemerken, ſind der poſener «Tygodnik literacki» und «Rok», ferner in Krakau der «Kwartalnik» und «Przegląd polski», die «Biblioteka Warszawska» und das früher von Kraſzewſki in Wilna redigirte «Atheneum» die bedeutendſten geweſen. Die zahlreichen Zeitſchriften der Emigranten dienten meiſt den Zwiſtigkeiten der Parteien. Ueber die poln. Literaturgeſchichte ſelbſt hat Muczkowſki ſehr dankenswerthe

Schriften nach den Archiven der krokauer Universitätsbibliothek veröffentlicht. Unter den ältern Werken zur poln. Literaturgeschichte sind zu erwähnen die von Bentkowski, «Historya literatury polskiéj» (2 Bde., Warsch. 1814); Ossolinski, «Wiadomości historyczno-krytyczne do dziejów literatury polskiéj» (4 Bde., Krak. 1819—21); Jusjynski, «Dykcyonarz poetów polskich» (Krak. 1820); Chodynicki, «Dykcyonarz uczonych Polaków» (3 Bde., Lemb. 1833); unter den neuern das sehr weitläufige von Wiszniewski («Historya literatury polskiéj», 10 Bde., Krak. 1840—57); die «Historya literatury polskiéj w zarysach» von Wojcicki, ein fleißiges Sammelwerk (neue Aufl., 4 Bde., Warsch. 1859—61); ferner Maciejewski, «Pismiennistwo polske do końca 1830 roku» (3 Bde., Warsch. 1851—53); Majorkiewicz, «Historja, literatura i krytyka» (Warsch. 1850); Kondratowicz, «Dzieje literatury w Polsce od pierwiartkowych do naszych czasów» (2 Bde., Wilna 1852). Monographien zur Geschichte der poln. Literatur findet man in Mecherzyński's «Historya wymowy w Polsce» (Krak. 1856—60), Wojcicki's «Teatr starożytny w Polsce» (2 Bde., Warsch. 1841), Grabowski's «Literatura i krytyka» (3 Bde., Wilna 1837—40), dessen «Korrespondencya literacka» (2 Bde., Wilna 1842—43) und «Artykuły literackie, krytyczne, artystyczne» (Warsch. 1849) und den treffenden Charakteristiken, welche Kraszewski in den «Studja literackie» (Wilna 1842) und «Nowe studja literackie» (2 Bde., Warsch. 1843) gezeichnet hat. Adam Jocher lieferte ein «Obraz bibliograficzno-historyczny literaturiy nauk w Polsce» (3 Bde., Wilna 1856—59).

Polenta (ital.), auch Polenda, heißt eins der gewöhnlichsten Nahrungsmittel südeurop. Völker, das aus einem Brei von Maismehl besteht, oft mit zerriebenem Käse gewürzt. In Savoyen, Calabrien, Sicilien u. s. w. wird die P. auch aus gekochten Kastanien zubereitet.

Polewoi (Nikolai Alexejewitsch), russ. Schriftsteller, der Sohn eines Kaufmanns, geb. 22. Juni 1796 in Sibirien, kam, nachdem er schon seit dem 10. J. poetische Versuche gemacht, 1811 in Handelsgeschäften seines Vaters nach Moskau, wo er den Vorlesungen Mersljakow's, Strachow's, Heim's und Katschenowskij's beiwohnte. Von 1812—15 lebte er abwechselnd in Petersburg, Kursk und am Don, worauf er 1815 nach Irkutsk zurückkehrte. Diese frühzeitigen Reisen und Erfahrungen hatten ihn bereits zu einem tüchtigen Geschäftsmanne herangebildet; allein er fand in seinem kaufmännischen Berufe wenig Befriedigung und widmete sich daher mit Eifer wissenschaftlichen Studien. Als er die Elemente des Französischen und Deutschen erlernt, begab er sich 1816 wieder nach Kursk, wo er seine Studien unter Entbehrungen und Nachtwachen fortsetzte. 1820 siedelte er nach Moskau über und begann einige Jahre darauf den «Moskauer Telegraph» (1825—34) herauszugeben, eine Zeitschrift, die sich durch Frische, Lebendigkeit und Wahrheit auszeichnete und ihrem Herausgeber den Namen eines Begründers der neuern russ. Journalistik erwarb, aber schließlich ihrer freisinnigen Tendenzen halber unterdrückt wurde. Seit 1838 lebte P. in Petersburg, wo er zwei Jahre hindurch das Journal «Der Sohn des Vaterlandes», seit 1841 aber den «Russkij Wjestnik» redigirte und 22. Febr. 1846 starb. P.'s dramatische Stücke (gesammelt in 4 Bdn., Petersb. 1842—43) sind zwar ohne bleibenden Werth, wurden aber zu ihrer Zeit mit vielem Beifall gegeben; einige derselben, wie «Parascha», «Ugolino», seine Uebersetzung des «Hamlet» (1837) haben sich auf dem Repertoire erhalten. Von seinen histor. Arbeiten ist besonders die unbeendigte «Geschichte des russ. Volks» (6 Bde., Mosk. 1829—33) hervorzuheben; eine einzelne Episode aus derselben behandelte er im «Fall und Ende Menschikow's». Auch verfaßte er eine Biographie Suworow's (deutsch von de la Croix, Riga 1850) und «Lebensbeschreibungen der russ. Feldherren» (Petersb. 1845). Unter seinen kritischen Schriften werden die über Derschawin, Shukowskij und Puschkin am meisten geschätzt. P.'s Bruder, Xenophont Alexejewitsch P., eine Zeit lang Buchhändler in Moskau, hat sich gleichfalls in der russ. Literatur, namentlich durch ein Werk über Lomonossow (Mosk. 1836) und die neue Ausgabe von Golikow's bändereicher «Geschichte Peter's d. Gr.» (Mosk. 1837—40), bekannt gemacht. Katharina Alexejewna Awdejew, die Schwester der beiden vorigen, geb. 1789 in Kursk, gest. 21. Juli (a. St.) 1865 in Dorpat, gehörte ebenfalls zu den einflußreichsten Schriftstellerinnen der neuern russ. Nationalliteratur. — Peter P., ein Sohn Nikolai's, ist als Schriftsteller in Petersburg thätig und lieferte unter anderm die Biographie Shakspeare's für die von Nekrassow und Gerbel besorgte Uebersetzung der Gesammtwerke des großen engl. Dichters (4 Bde., Petersb. 1866—67).

Polianthes L., eine zur 6. Klasse, 1. Ordnung, und zur natürlichen Familie der Liliengewächse gehörende Gattung schönblühender amerik. Pflanzen, welche ein sechstheiliges, stehenbleibendes Perigon, gebartete Staubfäden und eine dreifächerige Kapsel mit lanzettförmigen, an beiden

Enden in einen Faden auslaufenden Samen beſitzen und bei uns nur im warmen und temperirten Gewächshauſe gezogen werden können. Hierher gehört die Tuberoſe (P. tuberosa L.), eine beliebte Zierpflanze aus Mexico, mit knolligem Wurzelſtocke, lineal-lanzettlichen Blättern und weißen, in Aehren geſtellten, ſehr wohlriechenden Blumen, welche oft monſtrös gefüllt ſind.

Police oder Polize heißt die Urkunde über einen Verſicherungscontract, welche der Verſicherer ausſtellt. Sie enthält alle Clauſeln und Bedingungen, unter welchen der Verſicherer den Werth des verſicherten Gegenſtandes zahlen will.

Policinell, ſ. Pulcinella.

Polidoro da Caravaggio, ſ. Caldara (Polidoro).

Polignac, ein franz. Geſchlecht, das ſeinen Namen von einem alten Schloſſe in der Gegend von Puy-en-Velay, im Depart. Oberloire, herleitet. Name und Beſitzthum des alten Geſchlechts gingen 1385 mit dem Erlöſchen des Mannsſtammes durch Heirath in die Familie Guillaume's von Chalençon über, deſſen Nachkommen lange Zeit in Dunkelheit lebten. Armand XVI. von P. hinterließ aus ſeiner Ehe mit Jacqueline van Grimaard zwei Söhne, welche zuerſt die Familie zu einiger Bedeutung erhoben. — Der jüngere, Melchiar de P., geb. zu Puy-en-Velay 11. Oct. 1661, trat in den geiſtlichen Stand. Als Abbé zeigte er an der Seite des Cardinals Bouillon in den Verhandlungen Ludwig's XIV. mit dem Papſte Alexander VIII. große Gewandtheit, ſodaß ihn der König 1693 als franz. Botſchafter nach Polen ſendete. Hier ſollte er Johann Sobieſki zu einem Bündniſſe mit Frankreich gegen Oeſterreich bewegen und nach Sobieſki's Tode die poln. Königswahl auf den franz. Prinzen Conti leiten, was er jedoch nicht vermochte. 1706 ſchickte ihn der König nach Rom, und ſpäter mußte er ſich bei dem Friedensgeſchäfte zu Utrecht betheiligen. Zur Belohnung erhielt P. die Cardinalswürde und mehrere Pfründen. Als Anhänger des alten Hofs verwickelte er ſich während der Regentſchaft des Herzogs von Orleans in die Verſchwörung des Fürſten Cellamare. 1725 durfte er auf ſein Verlangen als Geſandter nach Rom gehen, wo er ſich durch Sinn für Wiſſenſchaft, Kunſt und Alterthumskunde ſehr beliebt machte. Er kehrte 1732 nach Frankreich in ſein Erzbisthum Auch zurück, das er 1726 erhalten, und ſtarb 20. Nov. 1741. P. hinterließ ein ſeinerzeit ſehr gerühmtes, die Philoſophie der Alten widerlegendes Gedicht, den «Anti-Lucretius, sive de Deo et natura» (2 Bde., Par. 1747 u. öfter). — Sein älterer Bruder, Scipion de P., wurde zum Marquis erhoben, war Generallieutenant und Gouverneur von Puy und ſtarb 1739. — Sein Enkel, Jules de P., der erſt Graf und 1780 Herzog wurde, heirathete 1767 Gabriele Yolande Martine von Polaſtron. Dieſelbe war 1749 geboren, kam acht Jahre nach ihrer Vermählung durch Diane, die ältere Schweſter P.'s, an den Hof und wurde hier die innigſte Vertraute der Königin Marie Antainette und ſpäter Gouvernante der königl. Kinder. Die Familie gelangte hiermit zu Reichthum, Anſehen und großem Einfluß. Im Verein mit dem Grafen Artois bildeten die Polignacs um die Königin einen engen Kreis, aus welchem die Cabalen gegen die Reformbeſtrebungen Ludwig's XVI. hervorgingen. Auch ſchrieb ihnen das Volk die Verſchwendungen der Königin zu. Beim Ausbruche der Revolution verließ die Familie P., mit dem Grafen Artois und dem Prinzen Condé, ſchon im Juli 1789, trotz aller Bitten der Königin, Frankreich. Nachdem die Herzogin 9. Dec. 1793 zu Wien geſtorben, ging ihr Gemahl mit ſeiner Tochter, der Herzogin von Guiche, und ſeinen drei Söhnen, Armand, Jules und Camille, nach Rußland, wo ihnen der Hof bedeutende Ländereien ſchenkte. Nach dem Frieden von Amiens begaben ſie ſich in die Nähe der Bourbons nach England. Von hier aus ging die Herzogin van Guiche 1803 über den Kanal, um bei der Gemahlin des Erſten Conſuls für die Reſtauration der Bourbons zu wirken, mußte aber ſogleich Frankreich wieder verlaſſen. Nach der Reſtauration erhielt der Herzog von Ludwig XVIII. die erbliche Pairswürde, blieb jedoch in Rußland und ſtarb daſelbſt 21. Sept. 1817. — Armand Jules Marie Héraclius, Herzog von P., geb. 17. Jan. 1771, der älteſte Sohn des vorigen, trat mit ſeinem Bruder Jules der Verſchwörung Cadoudal's (ſ. d.) und Pichegru's (ſ. d.) gegen das Leben Bonaparte's bei und wurde im Febr. 1804 zu Paris ebenfalls verhaftet. Die Specialcommiſſion verurtheilte ihn zum Tode, aber ſeine Gemahlin, eine Holländerin aus Batavia, erwirkte durch die Kaiſerin Joſephine die Verwandlung der Strafe in Gefangenſchaft bis zum Frieden. Armand ſaß mit ſeinem Bruder erſt zu Ham und wurde dann, ungeachtet der Friede eingetreten, in den Temple, endlich nach Vincennes gebracht. Nach der zweiten Vermählung Napoleon's wurden die Brüder in ein Detentionshaus zu Paris gebracht. Hier ſollen ſie ſich 1812 bei der Verſchwörung Mallet's (ſ. d.) betheiligt haben. Als die Verbündeten 1814 in Frankreich eindrangen, wußten ſich beide ihrer Haft zu entledigen, ſuchten den Grafen Artois zu Veſoul auf und gingen dann mit geheimen Inſtructionen nach Paris, wo ſie zuerſt 31. März

die Forbe der Bourbons aufſteckten. Nach der Reſtouration zeigte ſich Armand, gleich ſeinen Brüdern, als einen der heftigſten Ultroroyaliſten. 1815 trat er als Deputirter des Depart. Oberloire in die Kammer und wurde Adjutant des Grafen Artois, nach deſſen Thronbeſteigung aber Großſtallmeiſter. Von ſeinem Vater erbte er 1817 die Pairswürde. Nach der Julirevolution begleitete er Karl X. ins Exil. Der König von Baiern erhob ihn 1838 in den erblichen Fürſtenſtand. Er ſtarb 2. März 1847. — Jules Auguſte Armand Marie, erſt Graf, dann Fürſt von P., geb. 14. Mai 1780, der zweite Sohn des Herzogs Jules von P., erlangte beſonders als Miniſterpräſident Karl's X. eine verhängnißvolle Berühmtheit. Wegen Theilnahme an der Verſchwörung Cadoudal's erhielt er, wie ſein Bruder, erſt 1814 die Freiheit, wurde nach der Reſtouration Maréchal-de-Camp und bewies ſich als entſchiedener Ultra. Als ihn Ludwig XVIII. im März 1816 zum Pair ernannte, verweigerte er, angeblich von ſeinem Gewiſſen beſchwert, den conſtitutionellen Eid, ſodaß erſt der Papſt ſeine Scrupel heben mußte. Letzterer belohnte auch 1820 ſeine eifrigen Bemühungen für den Katholicismus durch die Erhebung zum röm. Fürſten. Einer ganz beſondern Gunſt erfreute ſich P. beim Grafen Artois, der ein inniger Freund ſeiner Mutter, der Herzogin von P., geweſen war. Derſelbe verſuchte ſeinen Schützling ins Miniſterium zu bringen, was Ludwig XVIII. entſchieden ausſchlug. Dagegen übertrug ihm der König ſeit 1823 den Geſandtſchaftspoſten am Hofe zu London. Nachdem Artois als Karl X. den Thron beſtiegen, wagte dieſer anfangs ſelbſt nicht, ſeinem Günſtlinge ein Portefeuille anzuvertrauen. Erſt nach Antritt des Miniſteriums Mortignac wurde P. das Miniſterium des Auswärtigen zugedacht. Zu Anfange des Jan. 1829 ließ ihn deshalb der König aus London herbeirufen; allein die Miniſter wie die öffentliche Meinung erklärten ſich ſo heftig gegen ihn, daß er auf das Amt verzichten mußte. Als das Miniſterium Mortignac im Juli 1829 ſeiner Auflöſung entgegenging, erſchien P. abermals zu Paris und übernahm endlich 8. Aug. die Verwaltung des Auswärtigen mit der Leitung des neuen Cabinets. In dieſer Stellung betrieb und unterzeichnete er die Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, welche die Revolution und den Sturz der alten Dynaſtie nach ſich zogen. P. begleitete Karl X. nach Cherbourg, kehrte aber um und wurde 15. Aug. 1830 in der Kleidung eines Bedienten zu St.-Lô unter großem Tumult verhaftet und nach Vincennes abgeführt. Bei Eröffnung des Proceſſes gegen ihn und ſeine Collegen vor der Pairskammer brachte man ihn in das Gefängniß des Luxembourg. Obſchon ihn ſein edler Gegner Mortignac als Hauptangeklagten mit großem Geſchick vertheidigte, wurde er doch 21. Dec. zu ewigem Gefängniß und bürgerlichem Tode verurtheilt. Er trat die Strafe mit ſeinen Schickſalsgenoſſen Peyronnet, Chantelauze und Guernon de Ranville zu Ham an, wo er ſich ſeiner Familie und den Wiſſenſchaften widmete. Nachdem er ſeine Freiheit durch die Amneſtie vom 29. Nov. 1836 zurückerhalten, ließ er ſich in England nieder. 1816 verheirathete er ſich mit Miß Campbell, nachdem er dieſelbe durch den Tod verloren, mit der Marquiſe von Choiſeul. Während ſeiner Gefangenſchaft ſchrieb er «Considérations politiques» (Par. 1832). Er ſtarb 29. März 1847. — Sein Sohn und gegenwärtiges Haupt der Familie, Jules Armand Jean Melchior, Herzog von P. und röm. Prinz, geb. 12. Aug. 1817, iſt Hauptmann in der bair. Armee und lebt zu Wildthurn in Baiern. Aus ſeiner Ehe mit einer Marquiſe von Crillon entſprangen vier Kinder. — Camille Henri Melchior, Graf von P., der dritte Sohn des Herzogs, geb. 27. Dec. 1781, theilte in der Revolution und der Kaiſerzeit das Schickſal ſeiner Familie. Nach der Reſtauration erhielt er den Grad eines Oberſt, ſpäter den des Maréchal-de-Camp. Beim Ausbruche der Julirevolution war er Kammerherr des Dauphin und Gouverneur von Fontainebleau. Er ging nach dem Sturze Karl's X. ins Ausland und ſtarb 2. Febr. 1855, eine Witwe und Kinder hinterlaſſend.

Poliklinik, ſ. Klinik.

Poliren nennt man das Verfahren, mittels deſſen man einer Fläche den höchſt möglichen Glanz verleiht. Dieſes P. iſt je nach der Härte der Oberfläche verſchieden, und es gilt die Regel, daß die härteſten Oberflächen auch die höchſte Politur annehmen. Zuerſt muß der Gegenſtand geſchliffen werden. Weichere Körper (Holz, Alabaſter, Elfenbein) ſchleift man mit Bimsſtein, Schachtelhalm, Glaspapier; Metalle mit Schmirgel, Bimsſtein, verſchiedenen Schleifſteinen; Glas mit Sand, Schmirgel; Edelſteine mit Schmirgel. Iſt der Gegenſtand geſchliffen und demſelben eine gleichförmige Oberfläche gegeben, ſo beginnt das eigentliche P. Bei Holz beſteht daſſelbe im Aufreiben einer weingeiſtigen Schellackauflöſung. Bei Metallen werden die kleinen Unebenheiten mit dem Polirſtahle oder Blutſteine niedergedrückt, oder mit Polirſcheiben von Holz, welche mit Leder überzogen ſind, und worauf man gepulverten Tripel, Kalk, Zinnaſche, Engliſchroth u. ſ. w. bringt, weggeſchafft. Beim Glaſe und den edeln Steinen geſchieht das P.

mit Zinnasche und bleiernen Rädern; bei Marmor mit Zinnasche, Englischroth; bei Granit und andern sehr harten Steinen mit Englischroth oder ungelöschtem Kalk.

Politik ist im allgemeinen der Name für alle Thätigkeiten, welche sich auf das Staatswesen im großen und ganzen beziehen, im Gegensatz zu den blos privatrechtlichen Functionen im Staate. P. als Wissenschaft ist die Naturlehre des Staats, welche ihn, seine Elemente und seine Bedingungen, die sich in ihm bewegenden Kräfte, den Charakter der Institute und der Verhältnisse mit Bezug auf Zweck und Leben des Staats zu erkennen und daraus die Gesetze des polit. Wirkens abzuleiten trachtet. Die Zahl der Werke ist nicht groß, in denen sie in diesem Sinne behandelt worden. Das erste derartige Werk ist die «Politik» des Aristoteles. Außerdem ist von den Geschichtschreibern der Alten, die im polit. Geiste schrieben, namentlich von Thucydides, Polybius, Tacitus, sowie von ihren Rednern, dann aus der Geschichte der bewegtern Staaten der mittlern und neuern Zeit das meiste für die P. zu lernen; so von Gibbon, Hume, Robertson, Johannes von Müller, Schlözer, Spittler, von Gagern, nach gewissen Seiten hin auch von Gentz. Macchiavelli (s. d.) kannte vortrefflich die im Staatsleben wirksamen Kräfte, die Natur des Menschen, besonders ihre Schwächen. Doch ist seine einseitige und durchaus verwerfliche Art, wie er die Benutzung dieser Schwächen zur Begründung einer unumschränkten Herrschaft über sie anräth, von verderblichem Einflusse gewesen. Im einzelnen öfters oberflächlich, den rechten Weg und das rechte Ziel aber trefflich zeigend, ist Montesquieu der Vater der neuern P. geworden. K. S. Zachariä verfuhr im Geiste Montesquieu's. Dahlmann ist in der letzten Grundlegung und der Verfassungspolitik des constitutionellen Staats vortrefflich; ebenso Bluntschli. Vielfach werthvoll sind auch die Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik von Türkheim. Im übrigen hat man zwischen der äußern und innern P. oder der P. des äußern und innern Staatslebens zu unterscheiden. Die innere P. zerfällt in Verfassungs- und Verwaltungspolitik. Auf die Verfassungspolitik beschränken sich die meisten neuern Bearbeitungen. Die allgemeine Verwaltungspolitik ist von Malchus («Die P. der innern Staatsverwaltung», 3 Bde., Heidelb. 1823) und Bülau («Die Behörden in Staat und Gemeinde», Lpz. 1836) bearbeitet worden. Die P. der einzelnen Verwaltungszweige hat sich zum Theil zu eigenen Wissenschaften erweitert. Es gibt eine P. der Justizpflege, um die sich Beccaria, Filangieri, Bentham, Zachariä, Mittermaier Verdienste erwarben, eine P. der Polizei (Polizeiwissenschaft), namentlich von K. Mohl bearbeitet, eine bisher selbständig noch gar nicht bearbeitete Culturpolitik, eine Wirthschaftspolitik (Volkswirthschaftspflege), eine Finanzpolitik (Finanzwissenschaft) und eine P. der Militärverwaltung.

Politisches Gleichgewicht. Die Idee des polit. Gleichgewichts gehört der neuern Staatengeschichte an. Sie entwickelte sich, als einzelne Staaten die übrigen mit ihrer Uebermacht und ihren Vergrößerungsplanen zu bedrohen anfingen. Kaiser Karl's V. ungeheuere, durch Heirathen und Erbschaften in Eine Hand gekommene Macht und dessen ehrgeizige Plane regten zuerst solche Befürchtungen an und verursachten Gegenbestrebungen, welche auf der Idee des polit. Gleichgewichts, d. h. der Abwehr jener drohenden Uebermacht eines einzelnen Staats, fußten. So jene Bestrebungen Frankreichs und des Papstes, die Wahl Karl's zum deutschen Kaiser zu hintertreiben, später das Bündniß Frankreichs mit Moritz von Sachsen gegen Karl. Am entschiedensten trat aber die Idee des polit. Gleichgewichts in den Vordergrund bei jenen Einigungen, welche England, Holland, Oesterreich, Brandenburg und andere Mächte abwechselnd und wiederholt gegen Ludwig's XIV. drohende Plane einer Universalherrschaft über Europa schlossen. Die Idee des polit. Gleichgewichts war es aber auch wieder, welche die für Ludwig gefährlichste dieser Einigungen sprengte und diesen vor einer entschiedenen Niederlage rettete, indem im Spanischen Erbfolgekriege England von der Coalition gegen Ludwig zurücktrat, als durch den Tod Joseph's I. der habsburgische Prätendent auf die span. Krone Beherrscher von Oesterreich und Kaiser von Deutschland wurde und somit eine abermalige Vereinigung der gesammten span.-burgund.-österr.-deutschen Macht in Einer Hand das europ. Gleichgewicht zu bedrohen schien. Nach dem Sturze Napoleon's, dessen gewaltige Eroberungspolitik abermals im Namen des polit. Gleichgewichts fast alle Mächte in den Kampf rief, verkörperte sich die Idee des polit. Gleichgewichts in den fünf Großmächten, die sich gegenseitig zu überwachen suchten, damit keine von ihnen ihren Macht- und Gebietsumfang über das im Verhältniß zu dem der andern stehende Maß hinaus erweitere. Beinahe 40 J. hindurch wurde durch die gegenseitige Eifersucht der fünf Mächte der Weltfrieden bewahrt, indem sich keine einzelne derselben stark genug fühlte, mit Gewalt gegen die zu befürchtende Coalition der andern Plane der Eroberung und Uebermacht durchzusetzen. Erst der offenbare Versuch Rußlands, die Türkei, wenn nicht

territorial, ſa doch palitiſch ſich zu unterwerfen, führte 1854 zu dem merkwürdigen Bündniſſe der Weſtmächte und dem Orientkriege, der mit dem Pariſer Frieden von 1856 endete. Der eigentliche Zweck des Kriegs, die Löſung der ſog. Orientaliſchen Frage, wurde zwar nicht erreicht, Rußland jedoch auf langehin in ſeiner Macht geſchwächt. Der Druck, welchen die Herrſchaft und der polit. Einfluß Oeſterreichs in Italien auf die natianalen und liberalen Beſtrebungen übte, brachte mit Hülfe Frankreichs, das freilich nur die Beſeitigung des öſterr. Einfluſſes in der Apenniniſchen Halbinſel bezweckte, ſeit 1860 den Nationalſtaat Italien zu Wege, deſſen Exiſtenz ſich im europ. Staatenſyſtem mehr und mehr geltend macht, dem wahren europ. Gleichgewichte aber eher zum Vortheile als zum Schaden gereichen wird. Auch die Folgen des deutſchen Kriegs von 1866, der den Deutſchen Bund auflöſte, Oeſterreich aus Deutſchland ausſchloß und Preußen theils unmittelbar, theils mittelbar an die Spitze Deutſchlands brachte, müſſen das polit. Gleichgewicht Europas vielmehr ſtärken als bedrohen, inſofern daraus die Einigung und Feſtigung der deutſchen Nationalmacht hervorgeht. Nicht eine mechaniſch gleichmäßige Vertheilung der Staatskräfte, auch nicht die Aufrechthaltung der beſtehenden Anzahl der Staaten iſt die Grundlage des wahren völkerrechtlichen Gleichgewichts, ſondern, wie Gentz trefflich erklärt, «diejenige Verfaſſung nebeneinander beſtehender und mehr oder weniger miteinander verbundener Staaten, vermöge deren keiner unter ihnen die Unabhängigkeit oder die weſentlichen Rechte eines andern ohne wirkſamen Widerſtand von irgendeiner Seite und folglich ohne Gefahr für ſich ſelbſt beſchädigen kann». Vgl. Gentz, «Fragmente aus der neueſten Geſchichte des polit. Gleichgewichts» in deſſen «Ausgewählten Schriften», herausg. von Weick (Bd. 4, Lpz. 1838).

Politiſche Poeſie. Obgleich viele nach der Anſicht huldigen mögen, daß ein «palitiſch Lied» ein «garſtig Lied» ſei, kann doch vernünftigerweiſe über die Berechtigung der polit. Poeſie *kein* Streit ſein. Iſt die Poeſie überhaupt der tiefſte und innigſte Ausdruck der Empfindungen und Bewegungen des menſchlichen Gemüthslebens, ſo darf ſie ſich auch an den großen Kämpfen und Anliegen des öffentlichen Lebens betheiligen. Polit. Poeſie hat es daher immer und überall gegeben, wo fortſchreitendes polit. Leben iſt und denkende und empfindende Geiſter ſich an demſelben mit ihrem Hoffen und Fürchten betheiligen. Es iſt nicht ſchwer, den großen polit. Zug in Aeſchylus, Sophokles und Ariſtophanes nachzuweiſen; und wenn verhältnißmäßig wenig von polit. Poeſie der Römer berichtet werden kann, ſa kamut dies nur daher, daß die Blüte der röm. Literatur erſt in die röm. Kaiſerzeit fällt. Dante iſt durch und durch ein palit. Dichter, und auch die neuern ital. Dichter, von Alfieri an, ſind vorwaltend von polit. Geiſte getragen. Shakeſpeare's Dramen aus der engl. Geſchichte ſind die dichteriſche Darſtellung des Weſens und des Verfalls des mittelalterlichen Feudalſtaats und die Verherrlichung der madernen Staatsidee, wie ſie unter der jungfräulichen Königin Eliſabeth geſchichtliche Thatſache gewarden. Carneille, unter der neuen Staatsgeſtaltung Richelieu's und Ludwig's XIV. ſchaffend und wirkend, ſteht mit freudigſter Begeiſterung im Dienſte des Königthums, das aus der Frande ſiegreich hervorgegangen und gegen dieſelbe allerdings ein ſegensreicher geſchichtlicher Fartſchritt war. Er ſchildert am liebſten den Sieg der Alleinherrſchaft über die ſinkende republikaniſche Größe, den glücklichen Krieg eines nach Weltmacht ſtrebenden Reichs gegen verweichlichte oder barbariſche Völker. Von und während der Franzöſiſchen Revolutian wurden Drama und Lyrik lebendige Mitkämpfer der großen weltbewegenden Thaten und Ereigniſſe. Beſonders auch in Deutſchland hat die polit. Poeſie von jeher eine ſehr hervarragende Stellung eingenommen. Schan Walther von der Vogelweide muß als ein polit. Dichter gelten. Insbeſondere reich an polit. Dichtung aber war das Zeitalter der Reformation (Ulrich von Hutten), die Zeit des Schmalkaldiſchen Kriegs und des Dreißigjährigen Kriegs. Vgl. von Liliencron, «Die hiſtor. Volkslieder der Deutſchen» (Bd. 1, Lpz. 1865). Gleim ward der Tyrtäus Friedrich's d. Gr. Darauf kam die große Zeit der Freiheitskriege mit den unſterblichen Liedern Arndt's, Theodor Körner's, Schenkendorf's, Rückert's, und mit dem polit. Drama Heinrich von Kleiſt's. In den vierziger Jahren dieſes Jahrhunderts traten vor dem Ausbruche der Revalution von 1848 hervor die polit. Gedichte Anaſtaſius Grün's, Herwegh's, Freiligrath's, Dingelſtedt's, Hoffmann's von Fallersleben, Prutz' und vieler anderer. Wenn es trotz alledem noch Gegner der polit. Poeſie gibt, und zwar auch ſolche, die nicht aus politiſchen, ſondern aus rein äſthetiſchen Gründen dieſelbe bekämpfen, ſo beruht dies in dem Umſtande, daß allerdings die polit. Poeſie leicht in Verirrungen fällt, denen Dichtungen ruhigern und in ſich abgeſchloſſenern Inhalts nicht in gleicher Weiſe ausgeſetzt ſind. Die polit. Poeſie verirrt ſich leicht in die Abart der ſog. Tendenzdichtung, d. h. ſie geht, ſtatt ſich rein und unbefangen von ihrem Gehalt zu erfüllen und denſelben künſtleriſch zu geſtalten, auf ganz unmittelbare, ſpecifiſche polit. Wirkung. Der

Eifer der Propaganda überwächſt die innere Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit des Motivs: die Poeſie wird Rhetorik. Man ſieht die Abſicht, und «man wird verſtimmt». Die kleinen Dichtungen, welche Goethe gegen die Franzöſiſche Revolution ſchrieb, leiden an dieſem Fehler ebenſo ſehr wie die Dramen von Prutz, welche die Träger des vormärzlichen Liberalismus waren. Aber auch hier faſſ man des Abwegs halber nicht die Sache ſelbſt verdammen.

Politiſche Verbrechen und Vergehen nennt man diejenigen Handlungen, welche den Staat, die beſtehende Staatsordnung aber deren Vertreter, das Staatsoberhaupt und die Regierung, auf geſetzwidrige Weiſe angreifen. Es gehören dahin Staats- oder Landesverrath, Hochverrath, Majeſtätsbeleidigung, Aufreizung gegen die Regierung, Beleidigung der Bevollmächtigten des Regenten, Störung der öffentlichen Ruhe, Aufruhr u. ſ. w. Den polit. gegenüber ſtehen die gemeinen Verbrechen, welche gegen Individuen begangen werden, und bei denen der Staat nur indirect wegen der dadurch gefährdeten allgemeinen Sicherheit betheiligt iſt. Die öffentliche Meinung beurtheilt jene in der Regel milder, weil ſie erfahrungsmäßig keineswegs immer aus einer gemeinen, ſondern oft ſogar aus einer ſehr uneigennützigen, ſelbſtverleugnenden Geſinnung hervorgehen, die ſich nur entweder in ihren Zwecken oder wenigſtens in den Mitteln vergriff, indem ſie ſtatt der geſetzlichen ungeſetzliche wählte; theils weil ſogar dieſe Ungeſetzlichkeit bisweilen durch Ungeſetzlichkeiten der die Strafgewalt beſitzenden, deshalb aber frei ausgehenden Machthaber herausgefordert wird und auf dem geſchichtlichen Standpunkte nur als formales Unrecht erſcheint; endlich auch wol, weil die polit. Verbrechen, wenn ſie ſchon den Beſtand einer gewiſſen Staatsordnung gefährden, doch nicht in gleichem Maße die Grundlagen der Geſellſchaft ſelbſt antaſten, wie dies z. B. die Verbrechen gegen das Eigenthum oder das Leben thun. Doch gibt es polit. Verbrechen, auf welche dieſe mildere Beurtheilung keine Anwendung findet. Dahin gehört namentlich der Landesverrath, der zu allen Zeiten als eins der ſchwerſten und ſchmachvollſten Verbrechen angeſehen worden iſt. Die Unterſcheidung zwiſchen polit. Verbrechen und polit. Vergehen richtet ſich nach der allgemeinen Unterſcheidung von Verbrechen und Vergehen, welche nicht in allen Geſetzgebungen die gleiche iſt, wennſchon im allgemeinen unter jenen die ſchwerern, unter dieſen die leichtern Geſetzesübertretungen verſtanden werden.

Politiſche Vereine ſind die Frucht eines kräftigen, auf die Selbſtthätigkeit und allgemeine Theilnahme des Volks begründeten öffentlichen Lebens. Sie ſind das natürliche Mittel, durch welches dieſe Theilnahme ſich äußerlich zu bethätigen und einen Einfluß auf die Geſammtangelegenheiten zu gewinnen ſucht; ſie bilden den ergänzenden realen Factor zu der nur idealen Thätigkeit der Preſſe. Die polit. Vergeſellſchaftung erzeugt compacte, in wahrnehmbarer Form hervortretende, nach ihrem Zwecke, ihrem Anhange im Volke und ihrer Beharrlichkeit meß- und wägbare Parteien, die dann durch die gebotenen conſtitutionellen Mittel der Wahlen, Collectivpetitionen u. dgl. auf die parlamentariſchen Gewalten und die Regierungen einzuwirken ſuchen, oder auf welche die letztern auch von ſelbſt die gebührende Rückſicht nehmen. Damit jedoch das polit. Vereinsweſen in dieſem Sinne ſich organiſch dem Staatsleben einordne, nicht ſtörend oder gar zerſtörend auf daſſelbe wirke, iſt zweierlei nothwendig. Erſtens muß jeder polit. Verein ſeine Thätigkeit auf einen ganz beſtimmten Zweck und nur auf dieſen concentriren, muß daher auch ſeine Wirkſamkeit einſtellen, ſobald dieſer Zweck erreicht iſt. So machten es in England ſeinerzeit die Vereine für Reform des Wahlgeſetzes, ſo die Anti-Cornlaw-League u. ſ. w. Polit. Vereine, welche nicht für einen genau begrenzten Zweck wirken, ſondern ihre Thätigkeit über das ganze Staatsleben verbreiten und für alle Zeiten in alles eingreifen wollen, haben den doppelten Nachtheil, daß ſie die Wirkſamkeit der Staatsgewalten ſtören und unter Umſtänden ganz lähmen (ſ. Jakobiner), den Volksgeiſt aber durch eine übertriebene und fortgeſetzte Anſpannung zuletzt in Abſpannung und Apathie verſetzen. Zweitens dürfen derartige Vereine niemals darauf Anſpruch machen, das ganze Volk vorzuſtellen und in deſſen Namen zu ſprechen. Vielmehr müſſen ſie in ihren Berathungen, Beſchlüſſen und äußern Kundgebungen ſtreng die Thatſache feſthalten, daß ſie eben nur einen Bruchtheil des Volks und eine einzelne von mehrern polit. Richtungen ausmachen. Daher dürfen namentlich auch die von ſolchen Vereinen an die Staatsgewalten gerichteten Petitionen niemals ſchlechthin im Namen einer ſo unbeſtimmten Größe, wie ein derartiger Verein iſt, abgefaßt und unterzeichnet ſein, ſondern müſſen ganz ſpeciell die Namen der einzelnen Mitglieder aufführen, welche ſich daran betheiligt haben. In England geſchieht dies ſtets, und es ſollte allerwärts als Regel feſtgeſtellt werden, nur ſolche perſönlich unterzeichnete Collectivpetitionen anzunehmen und zu beachten. Wenn dies geſchieht, und wenn in Betreff des erſterwähnten Punktes die allgemeine Sitte und eine längere Praxis des öffentlichen Lebens das Richtige zur Geltung gebracht hat, ſo kann der Staat das polit. Vereinsweſen

frei gewähren lassen und seine Controle darauf beschränken, etwaige Uebertretungen strafgesetzlicher Bestimmungen, wenn sie seitens der Vereine vorkommen, an den Urhebern derselben oder den verantwortlichen Leitern der Vereine zu ahnden. Zur Zeit beharren jedoch die continentalen Gesetzgebungen meist noch auf dem Systeme der polizeilichen Ueberwachung des Vereinswesens.

Pölitz (Karl Heinr. Ludwig), ein im Fache der Geschichte, Politik und deutschen Sprache sehr fruchtbarer Schriftsteller, geb. 17. Aug. 1772 zu Ernstthal im Schönburgischen, wo sein Vater Prediger war, besuchte seit 1786 das Gymnasium in Chemnitz und studirte seit 1791 in Leipzig Philosophie, Geschichte und später Theologie. Er habilitirte sich 1794 und entwickelte nun sofort eine ungemeine schriftstellerische Thätigkeit. Um 1795 wurde er auf Reinhard's Empfehlung zum Professor der Moral und Geschichte an der Ritterakademie zu Dresden ernannt. In größter Schnelle ließ er eine Reihe Elementarlehrbücher über Geschichte und deutsche Sprache erscheinen. Auf Reinhard's Veranlassung, dem P.' natürlicher Beruf für das akademische Leben nicht entging, kehrte er 1803 als außerord. Professor der Philosophie nach Leipzig zurück, wurde aber noch in demselben Jahre als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Wittenberg versetzt, wo er 1808 als Schröckh's Nachfolger das Lehramt der Geschichte und das Directorium des akademischen Seminariums erhielt. Nach der Aufhebung der Universität kam er 1815 als Prof. der sächs. Geschichte und Statistik wieder nach Leipzig, wo er 1820 Professor der Politik und Staatswissenschaften wurde. Er starb 27. Febr. 1838. Als akademischer Lehrer zeigte P. eine seltene Fertigkeit des freien Vortrags. Als Historiker und staatswissenschaftlicher Schriftsteller behauptete er mitten in dem Kampfe der alten und neuen Systeme eine neutrale Stellung. Seine wissenschaftlichen Werke haben das Verdienst zweckmäßiger Anordnung und klarer Darstellung. Als seine vorzüglichsten histor. Schriften sind anzuführen: «Handbuch der Weltgeschichte» (3 Bde., Lpz. 1805; 7. Aufl., durchgesehen von Bülau und Zimmer, 4 Bde., 1851—53); «Geschichte und Statistik des Königreichs Sachsen und des Herzogthums Warschau» (3 Bde., Lpz. 1808—10); «Handbuch der Geschichte der souveränen Staaten des Rheinbundes» (2 Bde., Lpz. 1811); «Handbuch der Geschichte der souveränen Staaten des Deutschen Bundes» (Bd. 1 in 2 Abth., Lpz. 1817—18); «Geschichte des Königreichs Sachsen» (Lpz. 1817); «Geschichte Friedrich August's, Königs von Sachsen» (2 Bde., Lpz. 1830). Unter seinen staatswissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit» (5 Bde., Lpz. 1823; neue Aufl. 1827), sein Hauptwerk; «Grundriß für encyklopäd. Vorträge über die gesammten Staatswissenschaften» (Lpz. 1825); «Vermischte Schriften aus dem Kreise der Geschichte und der Staatswissenschaften» (2 Bde., Meiß. 1831); «Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Leser in constitutionellen Staaten» (3 Bde., Lpz. 1831—33). Ein höchst verdienstliches Unternehmen war die Herausgabe des Werks «Die europ. Verfassungen seit 1789» (4 Bde., Lpz. 1817—25; 2. Aufl., 3 Bde., 1833—34; Bd. 4 in 3 Abth. von Bülau, 1847). Zu seinen jetzt freilich bereits veralteten Leistungen im Gebiete der deutschen Sprache gehören: «Die Sprache der Deutschen philosophisch und geschichtlich dargestellt» (Lpz. 1820); «Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache» (4 Bde., Lpz. 1825) und «Praktisches Handbuch zur statarischen und cursorischen Erklärung der deutschen Classiker» (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1828). Außerdem war er der Herausgeber vieler geschichtlicher Werke anderer Verfasser, wie Posselt's, Schröckh's, Heinrich's u. s. w. 1828 unternahm er die «Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst», die von Bülau fortgesetzt wurden. Seine an 30000 Bände starke Bibliothek vermachte er unter der Bedingung gesonderter Aufstellung und Verwaltung, wozu er die nöthigen Fonds legirte, dem Magistrate der Stadt Leipzig, in dessen Hände er auch den größten und wichtigsten Theil seines erworbenen und zu Stipendien und Freitischen für Studirende bestimmten Eigenthums niederlegte. Der Katalog seiner Bibliothek wurde nach seiner testamentarischen Verfügung gedruckt.

Polizei (vom lat. politia, die Staatsverwaltung) heißt die Thätigkeit der Staatsgewalt zur Entfernung der Hindernisse und Uebelstände, welche als äußere Zufälle oder als Folge menschlicher Böswilligkeit und Unvollkommenheit einer Verwirklichung der Staats- sowie der erlaubten Privatzwecke entgegentreten und weder durch die Kräfte der einzelnen noch durch die verfassungsmäßige Wirksamkeit anderer Behörden zu beseitigen sind. Während der Justiz die Tilgung des bereits vollzogenen Unrechts und die möglichste Wiederherstellung gestörter oder verletzter Rechte nach genau festgestellten Normen zugewiesen, ferner den Nationalwirthschafts- und Bildungsbehörden eine positive Förderung der materiellen und geistigen Interessen anheimgegeben ist, kommt der P. die mehr negative Aufgabe zu, störende Einwirkungen auf das Wohl des Ganzen und der einzelnen fern zu halten oder wenigstens in ihren Folgen zu beschränken. In Erfüllung

dieſer Obliegenheiten wird die P. zur Gehülfin faſt aller andern Staatsanſtalten, ohne jedoch ihre Beihülfe in eine Mitwirkung oder gar in eine ausſchließende Beſtimmung verwandeln zu dürfen. Da ihr Beiſtand meiſtens ein ſchleuniger ſein muß, ſo rechtfertigt ſich ihre Ausrüſtung mit einer außerordentlichen Gewalt und die theilweiſe Entbindung von den Beſchränkungen, welchen ſich die Juſtizbehörden in Wahrnehmung der bürgerlichen Freiheit und zur Erreichung eines gerechten und umſichtigen Geſchäftsbetriebs zu unterwerfen haben. Die Polizeigewalt ſchließt zugleich mit die Befugniß ein, wegen jedes ſelbſt nicht verbrecheriſchen Gebahrens gegen polizeiliche Veranſtaltungen (Polizeivergehen) mit Strafen und ſonſtigen Maßregeln zu verfahren, woraus ſich die Zuſtändigkeit der ſog. Polizeigerichte von ſelbſt ergibt. Zufolge beſonderer Eigenheiten der Behördenverfaſſung und aus Zweckmäßigkeitsgründen iſt jedoch vielfach der P. ſelbſt die Aburtheilung wirklicher, wiewol geringfügiger Vergehen (ſo der bloßen Uebertretungen den franz. tribunaux de police), ferner die Behandlung gewiſſer Civilanſprüche (z. B. aus dem Dienſtvertrage zwiſchen Herrſchaft und Geſinde), desgleichen die alleinige Verwendung der Gensdarmerie zur Erforſchung begangener Verbrechen (gerichtliche P.) und die erſte Einleitung von Unterſuchungen überlaſſen: eine Ausdehnung der Amtsbefugniſſe, gegen die ſich viele Bedenken erheben. Auf die franz. Zuchtpolizeigerichte (ſ. d.) findet jedoch dieſer Tadel keine Anwendung, da ſie nur unpaſſend benannte Criminalbehörden ſind. Die ſtaatswiſſenſchaftliche Ausmittelung des Begriffs der P. und ihrer allgemein nothwendigen Wirkſamkeit wird der Polizeiwiſſenſchaft, die ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der einſchlagenden, für einen beſtimmten Staat gültigen Geſetze und Gewohnheiten dem Polizeirechte zugetheilt. Je nachdem die P. der böſen Abſicht und Gemeingefährlichkeit gewiſſer Menſchen begegnen oder Uebelſtände anderer Art beſeitigen ſoll, charakteriſirt man ſie als Sicherheits- oder Wohlfahrtspolizei. Doch hat dieſe Trennung ſo wenig eine allgemeine Billigung und Durchführung gefunden als die Auffaſſung der Sicherheitspolizei unter dem Geſichtspunkte einer ſog. Präventivjuſtiz. Ueberhaupt iſt kein Theil der Rechtswiſſenſchaft durch die Theorie und Geſetzgebung mit einem wechſelvollern Durcheinander von Beſtimmungen bedacht worden wie gerade das Polizeirecht. Es hat namentlich früher dem ſtaatswiſſenſchaftlichen Dilettantismus zum Tummelplatze dienen und bei der Unklarheit über die vernünftigen Grenzen der öffentlichen Gewalt die wunderlichſten und ſelbſt gefährlichſten Anordnungen in ſich aufnehmen müſſen. Die Praxis fügte dem zu zeiten noch den Anſpruch auf eine wahrhaft dictatoriſche Ungebundenheit und die Behauptung hinzu, daß die P. in der Wahl ihrer Mittel unbeſchränkt und zum Beſten ihrer Zwecke nöthigenfalls berechtigt ſei, ſich mit dem Rechte und der öffentlichen Moral in Widerſpruch zu verſetzen. Unverantwortliche Willkürmaßregeln ſind als die letzten Ergebniſſe einer ſolchen Anſchauungsweiſe zu bezeichnen. Ihren Höhepunkt erreichte dieſe Rechtsverirrung in der Geheimen P., die beſonders in Frankreich unter Ludwig XIV. ſeit Argenſon (1697—1718), aber auch während der Regierung Napoleon's I. unter Fouché ihr Netz der Spionage über das ganze Reich ausdehnte, Verbrechen ſelbſt erſt anſtiftete (agents provocateurs), alle Geſelligkeit untergrub, die Regierung durch ihre Verbindung mit ehrloſen, wieder euer geheimen Gegenpolizei (contre-police) unterſtellten Subjecten entwürdigte und trotz ihrer unverhältnißmäßigen Koſtſpieligkeit wenig Nutzen gewährte. Die Wiſſenſchaft der Neuzeit hat ſich hier durch eingehende Berichtigungen ein Verdienſt erworben, und dieſe Läuterung der Anſichten iſt wenigſtens nicht ohne Einfluß auf die Geſetzgebung geblieben. Vgl. Mohl, «Die Polizeiwiſſenſchaft nach den Grundſätzen des Rechtsſtaats» (2. Aufl., 3 Bde., Tüding. 1844—45); Zimmermann, «Die deutſche P. im 19. Jahrh.» (3 Bde., Hannov. 1845—49).

Poliziano (Angelo), lat. gewöhnlich Angelus Politianus genannt, einer der vorzüglichſten Wiederherſteller der claſſiſchen Literatur im 15. Jahrh., geb. 1454 in der kleinen ital. Stadt Monte-Pulciano, war einer der geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit, der durch eine vielſeitig gelehrte Bildung ſich auszeichnete und als trefflicher Lehrer, Ueberſetzer, Kritiker und Stiliſt glänzte. Schon in früher Jugend ſuchte er in den «Stanze per la giostra di Giuliano de' Medici» (beſte Ausg., Pad. 1728), worin er den von Giuliano Mediei in einem Turniere gewonnenen Preis beſang, eine in ſeinem Vaterlande noch wenig behandelte Versart, die Ottave, zu bearbeiten und bahnte durch die harmoniſche Ausbildung derſelben dem Arioſto und Taſſo den Weg in dieſer Gattung. Obgleich er das begonnene Unternehmen wieder aufgab, da er ſich in der Folge einer mehr gelehrten und ſtreng wiſſenſchaftlichen Thätigkeit zuwendete, ſo verdienen doch die ſchöne Erfindung, die Zierlichkeit der Schreibart und die Fülle der Bilder Anerkennung. Lorenzo Medici ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft, nahm ihn in ſein Haus auf und übergab ihm

die Erziehung ſeines Bruders und ſeiner drei Kinder. Hier überließ ſich P., umgeben von den Schätzen des Alterthums, mit ganzer Seele dem Studium der Alten und ſetzte daſſelbe mit gleicher Begeiſterung fort, als er 1480 den Lehrſtuhl der griech. und röm. Literatur an dem Lyceum zu Florenz erhielt. Er wußte denſelben mit ſo großem Beifalle zu behaupten, daß aus allen Ländern Europas, in denen die Wiſſenſchaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuſtrömten, ja ſelbſt die gelehrteſten Männer ſeiner Zeit unter ſeinen Schülern Platz nahmen. Doch hatten die vielen Anfeindungen und Verleumdungen, welche ihm der Ruf ſeiner gelehrten Wirkſamkeit und die Auszeichnungen von ſeiten Lorenzo's zuzogen, in ihm einen hohen Grad von Trübſinn und Lebensüberdruß erzeugt, die nach dem Tode ſeines Beſchützers Lorenzo und ſeines Freundes Pico von Mirandola, dem er ſeine philoſ. Bildung verdankte, auch ſeinem Leben 1494 ein Ende machten. Seine philol. Beſchäftigungen erſtreckten ſich theils auf Erklärung und Wiederherſtellung der Alten, wohin beſonders ſeine «Miscellanea» (Flor. 1489) und ſeine handſchriftlichen Vergleichungen der «Scriptores rei rusticae» gehören, theils auf lat. Ueberſetzung mehrerer griech. Dichter und Proſaiker, namentlich des Kallimachus, die zuerſt Baudini in ſeiner Ausgabe dieſes Dichters (Flor. 1764) bekannt machte, und des Geſchichtſchreibers Herodian (zuerſt Rom 1493). Auch verfertigte er lat. Oden, Elegien und Epigramme, die ſich durch Leichtigkeit und Anmuth empfehlen. Ebenſo bereicherte er ſeine Mutterſprache, obwol nur beiläufig, mit einigen trefflichen Gedichten (herausg. Flor. 1513; 2 Bde., 1816, und von Affò, Bened. 1819), wohin vor allen ſein in Zeit von zwei Tagen verfertigtes kleines Drama «Orfeo» (beſte Ausg., Pad. 1749; von Affò, Bened. 1776) gehört. Seine gedrängte Geſchichte der Verſchwörung der Pazzi, «Pactianae conjurationis commentariolum» (Flor. 1478; von Adimar, Neap. 1769; Piſa 1800) kann als Muſter hiſtor. Darſtellung und reiner Latinität gelten; doch iſt ſein Urtheil über die Sache ſelbſt nicht unbefangen. Noch größeres Verdienſt erwarb er ſich aber um die Behandlung des röm. Rechts, indem er antiquariſche und hiſtor. Unterſuchungen über die einzelnen Geſetze anſtellte. Eine Sammlung ſeiner Schriften erſchien zu Baſel 1653. Eine kritiſche Ausgabe ſeiner «Stanze, l'Orfeo e le rime» (Flor. 1864) beſorgte Carducci. Vgl. Mencken, «Historia vitae Ang. P.» (Lpz. 1736); Seraſſi, «La vita di Ang. P.» vor deſſen Ausgabe der «Stanze» des P. (Pad. 1751); Bonaſus, «De Ang. P. vita et operibus» (Par. 1845); Mähly, «Angelus Politianus» (Lpz. 1864).

Polk (James Knox), der elfte Präſident der Vereinigten Staaten von Amerika, geb. 2. Nov. 1795 bei Charlotte in Mecklenburg-County im Staate Nordcarolina, zog im Alter von 11 J. mit ſeinen Aeltern nach Tenneſſee, bildete ſich in Naſhville zum Advocaten aus und ließ ſich als ſolcher 1820 in Columbia nieder. 1823 trat er in die Legislatur ſeines Staats ein und trug in dieſer Stellung viel dazu bei, daß General Jackſon zum Vereinigte-Staaten-Senator erwählt wurde, ein Dienſt, den ihm dieſer ſpäter als Präſident nie vergaß. 1825 in den Congreß nach Waſhington gewählt, gehörte P. dem Repräſentantenhauſe 14 J. lang an und nahm nun in demſelben die hervorragendſten Stellungen ein, wie 1827 als Vorſitzender des Ausſchuſſes für auswärtige Angelegenheiten, 1829—35 als Vorſitzender des wichtigen Finanzausſchuſſes und 1835—39 als Sprecher. P. war einer der entſchiedenſten und einflußreichſten Anhänger Jackſon's, leiſtete dieſem weſentliche Hülfe in dem Kampfe gegen die Vereinigte-Staaten-Bank und galt ſchon damals als eine der feſteſten Stützen der Jackſon'ſchen Partei. Nach ſeiner Rückkehr nach Naſhville wurde er zum Gouverneur von Tenneſſee gewählt, ward aber nach Ablauf ſeines Amtstermins 1841 von dem Whigeandidaten geſchlagen. Dagegen erhielt er im Mai 1844 auf dem Convente der demokratiſchen Partei in Baltimore die Ernennung zum Präſidentſchaftscandidaten. Es handelte ſich damals für jene Partei um die Annexion von Texas. M. van Buren, der Candidat des nördl. Flügels der Demokraten, galt den entſchiedenen Südländern wie auch Calhoun, dem damals allmächtigen Führer, in dieſer Frage nicht für zuverläſſig. P. hatte ſich kurz zuvor entſchieden für die Annexion im Intereſſe des Südens ausgeſprochen, und Calhoun, der in ihm das geeignete Werkzeug für Durchführung ſeiner Plane erkannte, ſetzte ſeine Nomination durch. Bei der im Nov. 1844 ſtattfindenden Wahl erhielt P. 170 Electoralſtimmen; ſein Gegencandidat, Henry Clay, dagegen nur 105. Am 4. März 1845, vier Tage nach der vom Congreß beſchloſſenen Annectirung von Texas, wurde P. als Präſident eingeſetzt. Die Hauptereigniſſe ſeiner Verwaltung waren der glückliche Krieg mit Mexico, den er übrigens durch ſeine Maßregeln hervorrief und dann im Widerſpruche mit dem Wortlaute der Verfaſſung, welche nur dem Congreſſe dieſe Befugniß einräumt, erklärte, ſowie die Beilegung der Oregongrenzfrage, in welcher er von ſeiner urſprünglichen Forderung («Ganz Oregon oder nichts!») mehr als fünf Breitengrade aufgab, indem die Vereinigten Staaten von England nur den 49°

ſtatt des verlangten 54° 40′ als nordweſtl. Grenze zugeſtanden erhielten. Uebrigens brachte der mit Energie und Erfolg geführte mexican. Krieg den Vereinigten Staaten das reiche Goldland Californien und die wichtige Provinz Neu-Mexico ein. P. ſtarb ſchon drei Monate nach ſeinem Rücktritte vom Amte, 15. Juni 1849, in Naſhville. In ſeinem Privatcharakter war er tadellos.

Polka, ein in neueſter Zeit allgemein beliebt gewordener Geſellſchaftstanz, welcher ſeinen Namen nach einigen von ſeiner vermeintlichen urſprünglichen Heimat Polen, nach andern aber wegen des in ihm waltenden Halbſchritts vom böhm. Worte pulka, d. i. Hälfte, erhalten haben ſoll. Iſt auch letztere Ableitung noch zweifelhaft, ſo hat ſich der Tanz ſelbſt doch von Böhmen aus und zwar zunächſt aus der Gegend von Gitſchin weiter verbreitet. Um 1835 fand derſelbe in Prag Eingang; 1839 wurde er durch eine Abtheilung des Muſikchors der prager Scharfſchützen unter Leitung des Muſikdirectors Pergler nach Wien gebracht, wo Muſik und Tanz außerordentlichen Beifall fanden. 1840 tanzte zuerſt Raab, ſtändiſcher Tanzlehrer in Prag, dieſe böhm. Polka auf dem Odéontheater zu Paris mit größtem Erfolg, worauf derſelben mit unglaublicher Schnelligkeit in den Salons und Ballſälen von Paris der Eingang geſtattet wurde. Wie alle Dinge der Mode verbreitete ſich der lebhafte und aufregende Tanz von hier aus, wenn auch mannichfach modificirt, über alle Länder der civiliſirten Welt, erſchien zwar zuerſt nur auf Theatern und in den höhern geſellſchaftlichen Kreiſen, wurde aber bald auch auf den Ballſälen und Tanzlocalen größerer Städte, beſonders Deutſchlands, heimiſch. In ihrer gegenwärtigen Geſtalt gleicht die P. ſehr dem Ecoſſaiſenwalzer (ſog. Schottiſch), nur daß die Pas ſchärfer markirt werden und der Tänzer den Fuß in die Höhe zieht und hörbar, faſt ſtampfend wieder niederſetzt. Die Muſik iſt ſehr einfach und im Zweivierteltakt geſetzt. Durch Aufnahme einzelner Pas aus andern ſlaw. Tänzen, wie durch die Bemühungen der franz. Tanzlehrer und Balletmeiſter ſind einige Abarten der P. entſtanden, wie z. B. die Polka-Maſurka, die Polka hongroise, Polka bohémienne, Polka nationale (im Volksmunde auch wol Hippelpolka genannt), die Tirolienne u. ſ. w., welche meiſt von Paris aus ihre weitere Verbreitung gefunden haben.

Polkwitz, ein Städtchen im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schleſien, liegt 2½ M. ſüdlich von der Kreisſtadt Glogau, an der Berliner Kunſtſtraße, zählt 2608 E. (einſchließlich der Garniſon) und hat einige Induſtrie. Die Bevölkerung ſteht im Volksmunde, wie Schilda, Scheppenſtädt u. ſ. w., aber ganz ungerechtfertigt, im Rufe einfältiger Streiche.

Pollen, ſ. Staubgefäße.

Pollio (Cajus Aſinius), ein Römer aus plebejiſchem, von Teate im Marrucinerlande ſtammendem Geſchlechte, geb. 75 v. Chr., iſt bekannt durch den Antheil, den er an den polit. Begebenheiten ſeiner Zeit nahm, noch mehr durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und Liebe zu literariſcher Bildung. In Rom trefflich erzogen, trat er zuerſt im J. 54 öffentlich hervor. Im bürgerlichen Kriege ſchloß er ſich 49 v. Chr. an Julius Cäſar an, den er, nachdem er aus der Niederlage des Cajus Curio in Afrika glücklich entkommen war, nach Pharſalus, dann in den Afrikaniſchen und Spaniſchen Krieg begleitete. Von ihm wurde er 45 zum Prätor ernannt und erhielt hierauf das jenſeitige Spanien zur Verwaltung, wo er ſich, als Cäſar ermordet wurde, befand. Gegen Sextus Pompejus focht er hier ohne Glück. Als Lepidus und Antonius ſich 43 verſöhnten, ſtieß er mit drei Legionen zu ihnen und verwaltete dann als des letztern Legat das transpadaniſche Gallien, wo er ſich Virgil's zuerſt freundlich annahm. Nach dem Peruſiniſchen Kriege half er den Vergleich von Brundiſium (40) vermitteln. Nachdem er für eine kurze Zeit das Conſulat erhalten, kämpfte er als des Antonius Legat in Illyrien und Dalmatien gegen die Parthiner, deren Stadt Solonä er eroberte und über die er 39 triumphirte. Seitdem lebte er vorzugsweiſe den Studien, doch auch als Senator und Sachwalter noch thätig, bis zum J. 5 n. Chr., wo er 80 J. alt auf ſeiner tusculaniſchen Villa ſtarb. Seine ſchriftſtelleriſchen Werke, Reden, Tragödien und eine Geſchichte des Bürgerkriegs in 17 Büchern, die in großem Anſehen ſtanden, ſind verloren. Neigung zum Alterthümlichen und republikaniſcher, rückſichtsloſer Freimuth zeigten ſich in ihnen wie in ſeiner Beurtheilung der gleichzeitigen Literatur. Die wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Beſtrebungen ſeiner Zeitgenoſſen ſuchte er auf alle Weiſe zu fördern, unter anderm auch dadurch, daß er zuerſt eine öffentliche Bibliothek in Rom anlegte und praktiſche Uebungen in der Beredſamkeit (Declamation) begründete. Perſönlich eine ſittlich tüchtige Natur, war er voller Selbſtgefühl, in ſeiner Weiſe rauh und abſtoßend, in ſeiner Rede witzig und bis zur Derbheit freimüthig. — Sein Sohn, Cajus Aſinius P. (Gallus Saloninus zubenannt), war 8 v. Chr. Conſul. Er ſchrieb eine verloren gegangene Schrift, in der er Cicero's und ſeines Vaters Beredſamkeit zum Nachtheile des erſtern verglich und ſtand 33 n. Chr. ſeinen Tod

durch Tiberius, der ihn nicht nur wegen seines Freimuths, sondern auch als den Gatten seiner ersten, von ihm geliebten Frau Vipsania Agrippina haßte, von der er sich nach dem Willen des Augustus und der Livia hatte scheiden müssen.

Pöllnitz (Karl Ludw., Freiherr von), bekannt als Memoirenschriftsteller, geb. zu Issomin im Erzstifte Köln 25. Febr. 1692, der zweite Sohn des kurbrandenburg. Staatsministers und Generalmajors, Gerh. Bernh. von P., zeichnete sich schon früh durch Talente und Kenntnisse aus, war aber ein Mann ohne allen Charakter. Unstet und flüchtig durchreiste er, nachdem er sein Vermögen verschwendet, oft in großer Noth den größten Theil Europas, indem er fast an allen Höfen wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften Zutritt fand. Er nahm in Oesterreich, im Kirchenstaate und in Spanien Kriegsdienste, konnte aber doch nirgends eine feste Anstellung finden, bis König Friedrich d. Gr., der in ihm den Mann von Geist wohl erkannte, ihn zu seinem Vorleser erwählte. P. hatte allerdings in dieser Stellung viel von den Launen des Königs zu erdulden; er fiel wiederholt in Ungnade, wußte sich indeß immer wieder in Gunst zu setzen und erhielt endlich sogar die Stelle als Theaterdirector. Nachdem er seines Vortheils wegen zweimal zur kath. Kirche übergetreten und zweimal wieder in die reformirte zurückgekehrt war, wurde er zum dritten mal katholisch und starb 23. Juni 1775. Seiner Beobachtungsgeist und Witz charakterisiren seine «Lettres et mémoires, avec nouveaux mémoires de sa vie et la relation de ses premiers voyages» (angeblich Amsterd. 1735), die lange Zeit sehr eifrig gelesen wurden. Auch sein «État abrégé de Saxe sous la règne d'Auguste III, roi de Pologne» (Frankf. 1734) erregte in damaliger Zeit großes Aufsehen. Am berühmtesten aber wurde er als angeblicher Verfasser des Werks «La Saxe galante», das einige jedoch ihm absprechen. Mit vieler Wahrscheinlichkeit hält man ihn auch für den Verfasser der «Histoire secrète de la duchesse d'Hanovre, épouse de George I, roi de la Grande-Bretagne» (Lond. 1732). Nach P.'s Tode gab Brunn dessen «Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, royale de Prusse» (2 Bde., Berl. 1792) heraus. Alle seine Schriften wurden wiederholt aufgelegt, auch entstellt nachgedruckt und mehrmals ins Deutsche übersetzt.

Pollok (Robert), engl. Dichter, geb. 1799 zu Muirhause in der schott. Grafschaft Renfrew, bezog, nachdem er den gewöhnlichen Elementarunterricht genossen, die Universität Glasgow, wo er fünf Jahre Theologie studirte und einige Erzählungen in Prosa unter dem Titel «Tales of the covenanters» (7. Aufl., Edinb. 1861) schrieb, welche anonym erschienen. Von zartem Körperbau und poetischer Reizbarkeit des Gemüths, legte er durch den anhaltenden Fleiß, mit dem er seinen Studien oblag, den Grund zu einer Brustkrankheit, und bald nachdem er im Frühjahr 1827 die Weihen empfangen, zeigte es sich nur zu deutlich, daß seine Gesundheit für immer untergraben sei. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, die letzte Hand an sein Gedicht «The course of time» zu legen, welches von dem edinburgher Verleger Blackwood herausgegeben wurde (23. Aufl., Edinb. 1863; deutsch von W. Hey, Hamb. 1830) und namentlich in religiösen Kreisen großes Aufsehen erregte. P. gewann dadurch zahlreiche Verehrer, die es ihm möglich machten, eine Reise nach Italien anzutreten, welche ihm als einzige Aussicht, sein Leben zu erhalten, von den Aerzten angerathen wurden. Er kam jedoch nur bis Southampton, wo er 17. Sept. 1827 starb. Sein Gedicht, welches seinem Namen ein ehrenvolles Andenken in der poetischen Literatur Englands sichert, ist in einem Stil geschrieben, der zuweilen an die Erhabenheit Milton's, zuweilen an die elegische Schwermuth Young's und Cowper's erinnert und trotz mancher Härten und der trüben Lebensanschauung, die aus den streng calvinistischen Ansichten des Verfassers hervorgeht, durch kräftige Sprache und einen Reichthum an glänzenden Bildern anzieht. Interessante biographische Nachrichten über ihn erschienen 1843 zu Edinburgh.

Pollutionen (vom lat. pollutio, Befleckung) heißen die unwillkürlichen, mit üppigen Empfindungen verbundenen Samenergüsse, die bei jedem geschlechtsreifen, im Geschlechtsgenusse enthaltsamen Manne stattfinden. Sie treten normalerweise nur nachts im Schlafe ein und werden oft hervorgerufen, wenn die zwischen Harnblase und Mastdarm liegende Vorsteherdrüse, in deren Nachbarschaft sich die Samenbehälter (Samenbläschen) befinden, bei starker Füllung dieser Höhlen gedrückt wird. Krankhaft sind die P., wenn sie auch am Tage oder nachts zu oft (wöchentlich mehr als einmal und zwar längere Zeit) eintreten; sie können dann eine Erschöpfung des Körpers herbeiführen. Von dem Samenabflusse (Spermatorrhöe) unterscheiden sich die P. dadurch, daß bei jenem der Fluß ganz allmählich und ohne geschlechtliche Aufregung vor sich geht. Treten die P. zu oft auf, so müssen sie beschränkt werden durch eine nüchterne Lebensweise, durch Fernhalten gewisser Vorstellungen, namentlich aber dadurch, daß man vor dem Schlafengehen für Entleerung des Darms und der Blase sorgt, und schon vorher nicht viel Flüssigkeit aufnimmt.

Pollux, s. Dioskuren.

Pollux (Julius), ein bekannter griech. Grammatiker und Lexikograph, aus Naukratis in Aegypten, um 180 n. Chr., war der Lehrer des Kaisers Commodus, durch den er auch den Lehrstuhl der Rhetorik zu Athen erhielt. Er verfaßte unter dem Titel «Onomasticon» ein griech. Wörterbuch in zehn Büchern, das, nach gewissen Gegenständen eingetheilt, besonders wichtig ist für die Erklärung und richtige Bestimmung der synonymen Wörter und Redensarten. Die beste, mit einem reichhaltigen Commentar versehene Ausgabe besitzen wir von Lederlin und Hemsterhuis (2 Bde., Amsterd. 1706), die später von W. Dindorf, mit neuen Zusätzen vermehrt (5 Bde., Lpz. 1824), wiederholt wurde. Eine neue Textrecension gab J. Bekker (Berl. 1846). — Außerdem ist von einem gewissen Julius P., einem christl. Schriftsteller aus ungewissem Zeitalter, unter dem Namen «Historia physica» oder «Historia sacra» ein in griech. Sprache geschriebenes Geschichtswerk auf uns gekommen, welches die Ereignisse vom Ursprunge der Welt bis auf die Regierung des Kaisers Valens umfaßt. Es wurde zuerst von Bianconi (Bologna 1779), dann von Hardt (Lpz. 1792) herausgegeben.

Polo (Marco), ein Venetianer, der das große Verdienst besitzt, Europa zuerst über das innere Asien zu einer Zeit aufgeklärt zu haben, wo Reisen in so ferne Länder fast gar nicht unternommen wurden. Nicht ohne scheinbaren Grund hat man von ihm behauptet, daß er die erste Anregung zur Entdeckung des Schießpulvers, des Kompasses, der Buchdruckerkunst, des Astrolabiums u. s. w. gegeben, insofern seine Mittheilungen über diese Dinge, die er im innern Asien gesehen hatte, Gelegenheit zu weiterm Nachdenken gaben. Erst zum Theil in neuern Zeiten hat man Dinge bestätigt gefunden, die, von ihm erzählt, jahrhundertelang als Märchen und Erzeugnisse der Leichtgläubigkeit galten. Sorgfältig unterscheidet P. das, was er selbst gesehen und deshalb genau schildert, von dem, was ihm blos erzählt worden. Er war der Enkel eines Patriciers in Venedig, der zwei Söhne, Nicolo und Maffio, hatte, welche zusammen wahrscheinlich 1254 eine Reise nach Konstantinopel unternahmen. Als sie hier erfuhren, daß sich an der Wolga ein mächtiges Reich der Tataren gebildet, reisten sie dorthin und machten nach verschiedenen Abenteuern und Reisen nach Bakhara und nach Kara-Korum in der Mongolei mit dem Großkhan Chubilai (s. Mongolen) Bekanntschaft, der sie aufforderte, ihm bei dem Papste in Rom die Zusendung einiger christl. Missionare auszuwirken. Demzufolge kehrten sie 1269 nach Italien zurück. Nicolo P. fand daheim sein Weib todt, den Sohn aber, mit dem sie bei seiner Abreise schwanger gewesen, 15 oder 16 J. alt. Papst Clemens IV. war gestorben, und die Wahl eines Nachfolgers zog sich dergestalt in die Länge, daß die beiden Brüder 1271 beschlossen, unverrichteter Sache nach dem Morgenlande zurückzukehren. Der junge Marco, Nicolo's Sohn, wurde mitgenommen. In Palästina erfuhren sie, daß Tebaldo Visconti, der sich dort aufhielt, zum Papste gewählt worden war; sie wendeten sich daher an diesen und erhielten von ihm die gewünschten Geistlichen, in deren Begleitung sie über Armenien, Iran, Badakschan, Turfan u. s. w. zu Chubilai zurückkehrten. Der junge Marco P. gewann die Gunst des Großkhans in hohem Grade, machte in dessen Angelegenheiten Reisen im chines. Reiche und in den entferntesten Gegenden und wurde sogar Statthalter der Provinz Kiang-Nan. Ungern entließ ihn der Khan nebst seinem Vater und Oheim, als die Sehnsucht sie endlich nach dem Vaterlande zurückzog. 1295, nach 24jähriger Abwesenheit, langten sie, mit Schätzen beladen, über Sumatra, Ceylon, Ormus, Täbris, Trapezunt glücklich in Italien wieder an. Alle diese Umstände lassen sich aus Marco P.'s Reise entnehmen. Was seine fernern Schicksale anlangt, so sind sie mehr auf Erzählungen und Sagen anderer gegründet, die Ramusio, der 250 J. später lebte, zusammenstellte; doch spricht für mehrere Angaben die Wahrscheinlichkeit. Die Stadt Venedig hatte kaum erfahren, daß die Pali wieder angelangt, als sich alles um ihre Freundschaft bewarb. Marco P., der Sohn, erhielt wegen seines großen Reichthums den Beinamen Messer Marco Millioni, und sein Palast hieß noch 250 J. hernach Il corte del Millioni. Auch auswärts stand Marco P. in hohem Ansehen. Als er in dem Seetreffen bei Curzola von den Genuesern gefangen wurde, behandelte man ihn sehr mild, und hier setzte er, um des unaufhörlichen Erzählens sich überhoben zu sehen, seine Reisebeschreibung auf. Nachdem er die Freiheit zurückerlangt, starb er als Mitglied des Hohen Raths seiner Vaterstadt 1323 in Venedig, sieben Jahre nach dem Tode seines Vaters Nicolo. Sein Testament wird in der St.-Marcusbibliothek aufbewahrt. Man hat behauptet, daß P. bei seinen Zeitgenossen keinen Glauben gefunden und erst im 15. Jahrh. Einfluß auf das abendländ. Wissen gewannen hat. Wenn man etwas an seinen Berichten bezweifelte, so waren es die hohen Ziffern für die Bevölkerung, den Städtenumfang und die Kroneinkünfte der mongol. Kaiser. Wie begierig aber

ſeine Nachrichten über das ferne Morgenland aufgenommen wurden, zeigen ſchon die Zweifel, ob ſein Bericht urſprünglich lateiniſch, altfranzöſiſch oder in der ital. Volksſprache geſchrieben worden, ſodaß alſo jedenfalls zwei Ueberſetzungen von gleichem Alter ſich verbreiteten. Andererſeits hat man vielfach vermuthet, P. habe Ländergemälde von Oſtaſien nach Europa gebracht. Aber keine der bisher veröffentlichten oder beſchriebenen alten Karten trägt ſichere Merkmale, daß der darſtellende Geograph ein echtes Bild des aſiat. Oſtrandes vor ſich gehabt habe. Sicher iſt nur, daß ſchon der Verfaſſer der Catalaniſchen Karte von 1375 P.'s Schriften benutzt, und daß der Venetianer Fra Mauro im 15. Jahrh. auf ſeiner Weltkarte China genau nach ſeines Landsmanns Berichten dargeſtellt hat. Gegenwärtig iſt auch der alte Streit über die Sprache entſchieden, in welcher P.'s Reiſebericht zuerſt verfaßt wurde. Nach Ramuſio war es die lateiniſche, nach Baldelli Boni die franzöſiſche, nach andern der venet. oder gemeſ. Dialekt. Nach der eingehenden Forſchung des gelehrten Orientaliſten Pauthier dictirte P. 1298 ſeinen erſten Reiſebericht zu Genua dem gelehrten Ruſciano de Piſa in die Feder, und zwar, um in weitern Kreiſen verſtändlich zu ſein, in franz. Sprache. Dieſe primitive Redaction wurde aus dem pariſer Codex 1824 auf Veranſtaltung der Geographiſchen Geſellſchaft gedruckt. Aber P. ſelbſt revidirte und verbeſſerte dieſelbe 1307 und machte ſie durch Vermittelung des Geſandten Thiébaud de Cépoy dem Prinzen Karl von Valois, Sohn Philipp's III. von Frankreich, zum Geſchenk. Dieſe verbeſſerte Originalredaction hat Pauthier nebſt geogr. und hiſtor. Commentaren herausgegeben unter dem Titel «Le livre de Marco P.» (2 Bde., Par. 1865). Daß es frühzeitig ital. Redactionen gegeben, iſt unzweifelhaft. Erſt neuerdings iſt wieder ein ital. Auszug aus dem Reiſewerke aufgefunden worden, der vielleicht noch bei P.'s Lebzeiten abgefaßt wurde. Die erſte gedruckte Ausgabe des Werks iſt nach A. von Humboldt die der deutſchen Ueberſetzung, welche 1477 zu Wien herauskam. Der erſte Druck in ital. Sprache erſchien zu Venedig 1496 und einen Abdruck deſſelben veranſtaltete Ramuſio in den «Navigazioni e viaggi» (2 Bde., Veneb. 1559). Die erſte kritiſche Ausgabe, nach dem Texte der Crusca in der Bibliothek Magliabecchi, beſorgte Graf Baldelli Boni (4 Bde., Flor. 1827); eine neue ital. Ausgabe erſchien von Bartoli (Flor. 1864). Im ganzen zählt man 60 Editionen in ital., franz., engl., deutſcher, ſpan., portug. und holländ. Sprache. Eine deutſche Ueberſetzung lieferte Bürck (mit Zuſätzen von Neumann, Lpz. 1846). Vgl. Zurla, «Di Marco P. e degli altri viaggiatori veneziani» (2 Bde., Veneb. 1818—19); Bianconi, «Degli scritti di Marco P.» (Bologna 1862).

Polock oder Polozk, eine Stadt im ruſſ. Gouvernement Witebsk, an der Düna, in die hier die Polota fällt, mit 11740 E. (1863), iſt Sitz eines griechiſch-unirten Erzbiſchofs, hat einen Kreml, eine Kreisſchule für Adeliche, mehrere griech. und kath. Kirchen und treibt ziemlich bedeutenden Handel. Früher war es die Hauptſtadt eines beſondern, zu Weißrußland gerechneten Herzogthums, das ſich zu beiden Seiten der Düna hinzog. Zuerſt eroberten es die Tataren, darauf 1564 die Ruſſen, denen es 1579 Stephan Bathori entriß. Später war P. als Hauptſtadt einer zu Litauen gehörigen Wojwodſchaft polniſch, bis es 1772 an Rußland zurückfiel. Es war im 14. und 16. Jahrh. mehrfach Kriegsſchauplatz ſowie auch wiederholt im Feldzuge von 1812.

Polonaiſe, auch (ital.) Polacca genannt, heißt ein poln. Nationaltanz, der ſich über ganz Europa verbreitet, dabei aber auch manche Abänderung erfahren hat. Die Muſik iſt ſtets eine Melodie im Dreivierteltakt, beſtehend aus zwei Wiederholungen von 6, 8 oder 10 Takten; ſpäter hat man ihr noch ein Trio von ebenſo viel Theilen, ja auch zwei Trios und Coda angehängt. In der Bewegung hat die P. etwas Charakteriſtiſches, was ſich beſonders in der Accentuirung des ſchlechten Takttheils am Anfange und am Schluſſe der Sätze zeigt, weshalb auch die kleinern Einſchnitte in die Mitte des Takts, die größern auf das letzte Viertel des Takts fallen. Die echte Nationalpolonaiſe fängt ſtets mit dem Niederſchlage an, woran ſich aber die deutſche P. nicht bindet. Der Charakter der P. iſt feierlicher Ernſt und ihre Bewegung noch langſamer als bei der Menuet. Berühmt iſt die ſog. Koſciuſzko-P. («Auf zur Rach', ihr Brüder»); andere ausgezeichnete P. hat man vom Fürſten Mich. Kleophas Oginſki. Auch wird die Polonaiſenbewegung (alla Polacca genannt) bei Inſtrumentalſtücken von brillantem Charakter, in den variirten P. und Concertpolonaiſen, ja ſogar bei Geſangſtücken und in Opern mannichfaltig angewendet, wie z. B. von Spohr in ſeinem «Fauſt».

Polterabend heißt der Abend vor der Hochzeit, der in vielen Gegenden mit Schmauſereien und Tanz begangen wird und Bekannten und Freunden, zugleich aber auch der muthwilligen Jugend Veranlaſſung gibt, ihre Theilnahme gegen das Brautpaar möglichſt laut und polternd, hauptſächlich durch ſehr geräuſchvolles Zerſchlagen von Töpfen zu erkennen zu geben. Dieſer letztere Gebrauch iſt ſehr alt und unſtreitig ſlaw. Urſprungs.

Polyänus, ein griech. Rhetor aus Macedonien, der in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. lebte, schrieb unter dem Titel «Strategematica» oder «Strategemata» ein Werk über die Kriegslisten in acht Büchern, das er den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus widmete, wovon aber das sechste und siebente Buch nicht mehr vollständig sind. Dasselbe hat für den Historiker einen nicht unbedeutenden Werth, ist in einem ziemlich guten Stile geschrieben und wurde am besten von Koraïs (1809) und Wölfflin (Lpz. 1860), deutsch von Seybold (2 Bde., Frankf. 1793—94) und Blume (2 Bde., Stuttg. 1834) herausgegeben.

Polybius, einer der vorzüglichsten griech. Geschichtschreiber, geb. um 204 v. Chr. zu Megalapolis in Arkadien, wurde von seinem Vater Lykortas, dem vertrauten Freunde des Philopömen (s. d.) und nach dessen Tode Strategen des Achäischen Bundes, für die Waffen und Staatsgeschäfte erzogen und schon im J. 181 zum Mitglied einer Gesandtschaft an Ptolemäus Epiphanes, die aber unterblieb, gewählt. Als der Krieg zwischen dem König Perseus von Macedonien und den Römern ausbrach (171 v. Chr.), erhielt P. eine Sendung an den röm. Consul Marcius Philippus, um ihm den Entschluß der Achäer, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu stoßen, anzukündigen. Als Marcius dieses Anerbieten mit Dank ablehnte, blieb er einige Zeit im röm. Lager und kehrte dann nach dem Peloponnes zurück, vom Consul beauftragt, sich der von dem Befehlshaber Appius an die Achäer gestellten Forderung, Hülfsvölker nach Epirus zu schicken, zu widersetzen. Als nach des Perseus Bestegung (167 v. Chr.) die Römer Gewaltmaßregeln gegen den Achäischen Bund ergriffen, befand er sich unter den 1000 Geiseln, welche die Achäer nach Rom schicken mußten. Seine Kenntnisse, Tugenden und Talente erwarben ihm bald die Gunst einiger der ausgezeichnetsten Senatoren, vornehmlich der beiden Söhne des Aemilius Paulus. Erst nach 16 J. wurden die Geiseln, soviel ihrer noch am Leben waren, entlassen, P. aber, der seinem Vaterlande zunächst nichts nützen zu können glaubte, begleitete den Scipio Aemilianus auf seinem Zuge nach Afrika. Unmittelbar nach der Zerstörung Korinths kam er nach Griechenland zurück und war nun unausgesetzt thätig, das traurige Geschick seines Vaterlandes, soweit es in seiner Macht stand, zu mildern und die innern Verhältnisse desselben zu ordnen, Bestrebungen, welche durch zahlreiche Ehrenbezeigungen von seiten der Griechen wie auch der Römer anerkannt wurden. Behufs der Ausarbeitung seines Geschichtswerks unternahm er Reisen nach Rhodus, Kleinasien, Aegypten, Gallien und Spanien und starb nach Beendigung derselben in seiner Heimat, 82 J. alt, infolge eines Sturzes vom Pferde. Außer einigen verloren gegangenen Werken verfaßte er eine «Universalgeschichte» in 40 Büchern, worin er in ausführlicher Darstellung die Geschichte Roms, der Griechen und des Orients von 220—146 v. Chr. nebst einleitender Uebersicht der Begebenheiten vom Beginn des ersten Punischen Kriegs an (Buch 1 und 2) behandelte. Von dieser trefflichen Arbeit besitzen wir nur noch die fünf ersten Bücher in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit, von den übrigen zahlreiche und zum Theil bedeutende Bruchstücke. Der Verlust der untergegangenen Stücke ist sehr zu beklagen, da P. in Genauigkeit und Treue der Erzählung sowie im Umfange polit. und militärischer Kenntniß von keinem Geschichtschreiber des Alterthums übertroffen wird. Auch begründete er wol zuerst den didaktischen Pragmatismus in der Geschichte, d. h. diejenige Geschichtsbehandlung, die durch zergliedernde Darstellung der Ursachen und Folgen der einzelnen Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeschäften geben will. Daher hat sich auch Livius an ihn als Hauptführer in der histor. Darstellung angeschlossen. Die Kunst der sprachlichen Darstellung tritt bei ihm ganz hinter dem Interesse für seinen Gegenstand zurück. Daher ist sein Stil ohne Anmuth, auch, infolge seines langen Aufenthalts in Rom, nicht ganz frei von Latinismen. Unter den zahlreichen Ausgaben der sämmtlichen Ueberreste des Werkes sind die von J. Bekker (2 Bde., Berl. 1844) und von L. Dindorf (2 Bde., Lpz. 1866) hervorzuheben. Unter den Uebersetzungen ist vor allen die französische von Thuillier mit den in Hinsicht des kriegswissenschaftlichen Theils sehr wichtigen Erläuterungen von Folard (6 Bde., Par. 1727—30; spätere Ausg., 7 Bde., Amsterd. 1777) zu erwähnen. Deutsche Uebertragungen lieferten Oelsnitz und Trossel, mit den Anmerkungen Folard's und Guischart's (7 Bde., Bresl. und Berl. 1755—69), Seybold, mit Auszügen aus Folard (4 Bde., Lemgo 1779—83), Benicken, mit Anmerkungen und bildlichen Darstellungen (Weim. 1820), Haakh und Lampe. Vgl. über die Darstellungsweise, Glaubwürdigkeit und das Leben des P.: Brandstäter, «Bemerkungen über das Geschichtswerk des P.» (Danz. 1843); derselbe, «Geschichte des ätolischen Landes, Volks und Bundes, nebst einer historiograph. Abhandlung über P.» (Berl. 1844); Nitzsch, «Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie» (Kiel 1842); La-Roche, «Charakteristik des P.» (Lpz. 1857); Markhauser, «P., seine Weltanschauung und Staatslehre» (Münch. 1858).

Polychromie, d. h. Vielfarbigkeit, nennt man in der Kunſtgeſchichte die Verzierung der Werke der Architektur und Plaſtik durch bunten Farbenſchmuck, welcher theils ganze große Flächen bedeckt, theils die Ornamente an architektaniſchen, einzelne Theile des Körpers und der Bekleidung an plaſtiſchen Werken in beſtimmter und charakteriſtiſcher Weiſe hervortreten läßt. Was zunächſt die Architektur anlangt, ſo finden wir ſchon in Aegypten ſowol die großen Wandflächen als auch die Säulen der Tempel faſt durchgängig theils mit buntgefärbten Reliefs (Figuren und Hieroglyphen), theils mit eigentlichen Malereien überzogen. Der babylaniſch-aſſyr. Palaſtbau erreichte eine ähnliche Wirkung hauptſächlich durch einen Ueberzug der Wandflächen mit bunten glaſirten Ziegeln, die phöniz. Baukunſt durch Verkleidung der Wände und anderer Architekturtheile mit glänzenden Metallplatten, ein Verfahren, das auch van den Griechen des ſog. heraiſchen Zeitalters, offenbar unter Einfluß orient. Barbilder, in ihren Palaſt-, Tempel- und Grabanlagen vielfach angewandt worden iſt. In der helleniſchen Architektur hat ſich frühzeitig, wenigſtens für den dariſchen Tempelbau, ein vollſtändiges Syſtem einer ebenſo reichen und glänzenden als durchaus harmaniſchen und geſchmackvollen Bemalung ausgebildet, von welchem ſich noch an zahlreichen Manumenten deutliche, wenn auch dem Auge des flüchtigen Beſchauers aſt entgehende Spuren erhalten haben. Dieſe Spuren ſind am klarſten am Fries, wo die Triglyphen in der Regel blan, die Tropfen darüber und darunter vergoldet, die Metapen rath gefärbt ſind, am Dachkranz (Geiſan), der mit Blatt- und Rankenverzierungen in verſchiedenen Farben (hauptſächlich blau, roth, grün und gold) geſchmückt iſt, und in den dreieckigen Giebelfeldern, deren Hintergrund theils roth, theils blau erſcheint; unſicherer ſind ſie an den Außenwänden der Cella (deren innere Wände, nach beſtimmten Nachrichten bei alten Schriftſtellern, häufig mit großen hiſtor. Wandgemälden geſchmückt waren), am Architrav (an dem bisweilen vergaldete Schilde aber ähnlicher Metallſchmuck angebracht war) und an den Schäften und Capitälen der Säulen. Danach haben einige neuere Kunſtforſcher, wie Kugler und Hettner, während ſie für die aus Tuff- aber Kalkſtein erbauten Tempel einen vollſtändigen Ueberzug mit farbigem Stuck zugeſtehen, bei den Marmartempeln die Bemalung auf den Oberbau (Fries und Dachkranz) und deſſen architektaniſche Ornamente beſchränken wallen, eine Anſicht, die ebenſo aus äſthetiſchen wie aus techniſchen Gründen völlig unhaltbar und mit der durch die Natur des griech. Landes bedingten Vorliebe der Griechen für glänzende, geſättigte Farben im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Es iſt daher vollkommen der namentlich von Hittorf und Semper vertretenen Anſicht beizuſtimmen, daß auch bei den Marmortempeln die Bemalung ſich gleichmäßig über alle Theile des Bauwerks erſtreckte. In der röm. Architektur wird wenigſtens beim Außenbau die Bemalung durch die bis ins kleinſte Detail gehende plaſtiſche Ausführung der Ornamente, wie wir ſie ſchan bei den Griechen am karinth. Säulencapitäl wahrnehmen, in den Hintergrund gedrängt; aber überall, wa Stuck zur Bekleidung der Wände, Decken, Säulen und Pfeiler zur Anwendung kammt, alſa namentlich beim Innenbau der Thermen, Paläſte und Privathäuſer, da tritt auch die P. wieder in ihr Recht ein; mit ihr hängt eng zuſammen die Anwendung großer, farbenreicher Moſaikcompoſitianen für die Fußböden, die beſanders von Alexandria und Pergamum ausgegangen, bei den Römern auch auf die Bekleidung von Säulen und Wänden ausgedehnt worden iſt, ferner die große Verbreitung der Decoratiansmalerei, die mit ihren leichten und anmuthigen, wenn auch meiſt etwas handwerksmäßig ausgeführten Compoſitianen (theils mythalag. Seenen, theils Genrebildern und phantaſtiſchen Architekturſtücken, nicht ſelten mit landſchaftlichem Hintergrunde) die Wände namentlich der Thermen und Privathäuſer ſchmückt, wovon uns Pampeji (ſ. d.) zahlreiche Beiſpiele liefert. In der Architektur des Mittelalters finden wir im roman. Stil eine reiche Bemalung der architektaniſchen Glieder und Ornamente, der Säulen, Capitäle, Geſimſe, Gewölbrippen; die Hauptfarben ſind rath und blau mit hinzugefügter Vergoldung; dazu kam die Ausſchmückung der größern Wandflächen, wie ſie der raman. Kirchenbau darbat, mit Wandmalereien, Darſtellungen heiliger Perſanen und Geſchichten. Im gath. Stil wird die Bemalung der architektaniſchen Glieder durch die plaſtiſche Ausführung derſelben, ähnlich wie in der korinth.-röm. Architektur, etwas zurückgedrängt; nur an den Capitälen findet man in der Regel vergoldetes Blattwerk auf rathem Grunde und in den Gewölbkappen goldene Sterne auf blauem Grunde aber figürliche Darſtellungen. Auch die Wandmalerei tritt infolge des Mangels größerer ruhiger Wandflächen in den Hintergrund; dafür wird aber eine ſehr reiche polychrame Wirkung durch die Anwendung der Glasmalerei (ſ. d.) in den zahlreichen Fenſtern erzielt.

Was die Plaſtik anlangt, ſa iſt es zunächſt ſelbſtverſtändlich, daß überall, wo dieſelbe im Dienſte der palychromen Architektur erſcheint, eine mehr aber weniger ausgedehnte Färbung der Bildwerke ſtattfinden mußte. Dies wird auch durch zahlreiche Farbenſpuren beſtätigt, welche

ſich an ägypt., aſſyr. und griech. Reliefs, die zum Schmuck architektoniſcher Werke dienten, und an den Statuengruppen, welche in den Giebelfeldern griech. Tempel des doriſchen Stils aufgeſtellt waren (wie z. B. an denen des Athenetempels auf Aegina), gefunden haben. Aber auch für die von der Architektur ganz unabhängigen ſtatuariſchen Bildungen wenigſtens der griech.-röm. Kunſt iſt eine theils vollſtändige, theils partielle Bemalung ſowol durch ſchriftliche Zeugniſſe als durch unverkennbare Spuren an noch erhaltenen Statuen bezeugt. Die älteſten Cultbilder der Griechen waren bekanntlich aus Holz und wurden wie große Puppen oder Mannequins mit Kleidern und Goldſchmuck behängt: die unbekleideten Theile waren durchgängig meiſt mit grellem Roth oder Braunroth, bei weiblichen Götterbildern auch mit Weiß bemalt, die Haare meiſt vergoldet. Auch die älteſten Cultbilder der Römer und Etrusker, die meiſt aus gebranntem Thon gefertigt waren, wurden in der Regel mit rother Farbe (Mennige) überſtrichen, und den gleichen Farbenüberzug finden wir noch an zahlreichen Terracotta-Statuetten der ausgebildeten griech. Kunſt. Die großartigen und koſtbaren Götterſtatuen aus Gold- und Elfenbein (chryſelephantine Statuen), deren Anfertigung eine Hauptaufgabe der bedeutendſten griech. Künſtler, eines Phidias (ſ. d.) und Polykletos (ſ. d.) bildete, brachten ſchon durch die Verbindung dieſer beiden Stoffe eine polychrome Wirkung hervor, die aber noch durch Färbung des Elfenbeins und durch Emaillirung der Goldgewänder geſteigert wurde. Bei den Marmorſtatuen wurden nicht nur die Gewänder, Fußbekleidung, Waffen und ſonſtiger Schmuck, ſondern auch die Haare, Lippen, Augen und die hervortretenden Theile der Wangen regelmäßig durch eine freilich mehr conventionelle als naturaliſtiſche Färbung (meiſt Roth in verſchiedenen Nuancen) und Vergoldung hervorgehoben, nicht ſelten auch einzelne Stücke, beſonders des Waffenſchmucks, in Bronze angefügt. Ja ſogar an Erzſtatuen ſollen einige alte Künſtler durch Beimiſchung anderer Metalle (reines Kupfer, Eiſen und Silber) zu der Erzmaſſe farbige Effecte erzielt haben, wobei freilich das techniſche Verfahren noch nicht völlig aufgeklärt iſt. Einen ſehr großen Spielraum fand die P. in der Holz- und Steinſkulptur des Mittelalters, und zwar ging man hier bei der Bemalung der Gewänder ſowol als der unbekleideten Körpertheile weſentlich auf Illuſion in Nachahmung der Wirklichkeit aus. Die Renaiſſance dagegen verſchmäht in der Sculptur ebenſo wie in der monumentalen Architektur (abgeſehen von ſelbſtändigen Wandgemälden) die farbige Wirkung völlig, und erſt in der neueſten Zeit haben einige Künſtler, vom Studium der Antike ausgehend, die P. in beiden Kunſtzweigen wieder in ihr Recht einzuſetzen verſucht, Verſuche, die auf dem Gebiete der Architektur bisher ungleich beſſer gelungen ſind als auf dem der Marmorſculptur.

Polydōrus, der jüngſte Sohn des Priamos und der Laothoë, wurde von Achilles getödtet. Nach Spätern war er ein Sohn der Hekabe und wurde von ſeinem Vater, als Ilios ſich zu ſeinem Falle neigte, mit großen Schätzen zu Polymeſtor, König in Thrazien, geſchickt. Dieſer, um ſich jener Schätze zu bemächtigen, tödtete nach dem Fall von Ilios den P. und warf ihn ins Meer. Der Leichnam wurde endlich an das Ufer angetrieben, wo ihn Hekabe fand und erkannte. Aus Rache tödtete letztere die beiden Kinder des Polymeſtor, ihn ſelbſt aber blendete ſie. Andere erzählen, er ſei ſeiner Schweſter Ilione, der Gemahlin des Polymeſtor, zur Erziehung übergeben worden, und dieſe habe ihn als ihren eigenen Sohn erzogen, ihren wirklichen Sohn aber, Deïphilos (Deïphylos), für den P. ausgegeben. Die Hellenen, um den Stamm des Priamos zu vertilgen, hätten dem Polymeſtor die Elektra zum Weibe und große Geldſummen verheißen, wenn er den P. tödte. Aber wegen der Vertauſchung deſſelben mit dem Sohne des Polymeſtor ſei er dem Geſchick entgangen, Deïphilos hingegen vom eigenen Vater umgebracht worden.

Polyëder iſt ein von ebenen Flächen eingeſchloſſener oder eckiger Körper. Polyedralzahlen heißen die Zahlen der Punkte, die ſich auf den Ecken, Seitenlinien und Seitenflächen regelmäßiger Körper in gleichen Entfernungen voneinander ſtellen laſſen.

Polygāla, Name einer zur 17. Klaſſe, 2. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems gehörenden Pflanzengattung, Hauptgattung der nach ihr benannten Familie der Polygalaceen. Ihre zahlreichen, durch die warme und gemäßigte Zone beider Hemiſphären verbreiteten, zum großen Theil am Cap der guten Hoffnung heimiſchen Arten ſind theils Kräuter, theils Sträucher und Halbſträucher. Sie haben abwechſelnde oder gegenſtändige, ganze und ganzrandige, oft lederartige und ausdauernde Blätter und verſchieden angeordnete unregelmäßige Blüten, welche aus einem blumenkronenartigen, fünfblätterigen Kelche, drei bis fünf mit den beiden Staubfadenbündeln verwachſenen Blumenblättern, von denen das vordere helmartig geformt und gefranſt iſt, acht nach oben in eine Röhre verwachſenen Staubgefäßen und einem oberſtändigen, zweiſchneidigen, umgekehrt herzförmigen Fruchtknoten mit einem Griffel zuſammengeſetzt ſind, woraus ſich eine zweifächerige, mehrſamige Kapſel entwickelt. Unter den einheimiſchen Arten iſt P.

vulgaris L., das gemeine Kreuz- oder Natterblümchen, die verbreitetste. Bei dieser niedlichen, überall auf trockenen Wiesen und Triften wachsenden Pflanze, welche niedergestreckte, mit lanzettlichen Blättern besetzte Stengel besitzt, sind, wie auch bei den übrigen einheimischen Arten, die meist dunkelblau, doch auch roth und weiß gefärbten Blüten in dichte, ährige Trauben gestellt. Ihre Wurzel, wie auch diejenige der in Sümpfen wachsenden P. amara L., welche sich durch kleinere Blüten und ausfallend große, in eine Rosette gestellte Grundblätter unterscheidet, ist das Kraut als Herba Polygalae amarae officinell. Es schmeckt bitter und wurde früher besonders gegen Schwindsucht angewendet. Der bittere Geschmack rührt von einem eigenthümlichen, krystallinischen Stoffe her, dem Polygamorin, welcher als ein grünliches Pulver dargestellt werden kann und intensiv bitter schmeckt. Eine viel wichtigere Drogue ist die Wurzel der nordamerikanischen P. Senega L. (Senegawurzel). Unter den zahlreichen ausländischen Arten sind namentlich P. venutora L. von den griech. Inseln und P. speciosa Sims. vom Cap, zwei prächtige Sträucher mit immergrüner Belaubung und großen purpurnen Blumen, welche zu den schönsten Zierden unserer temperirten Gewächshäuser gehören, hervorzuheben.

Polygämie oder Vielweiberei heißt die eheliche Verbindung eines Mannes mit mehrern Frauen, Polyandrie oder Vielmännerei die einer Frau mit mehrern Männern. Letztere ist schon dem sittlichen Gefühle des Menschen so zuwider, daß sie als rechtmäßige Form der Familie wol nirgends besteht. Die erstere ist zwar bei ältern und neuern orient. Völkern gesetzlich; doch wird sie von der höhern Civilisation verworfen.

Polyglotte (griech.) nennt man ein Werk, das einen und denselben Inhalt (z. B. das Vaterunser) in mehrern Sprachen enthält. Vorzugsweise hat man das Wort schon früh von den Ausgaben der Heiligen Schrift gebraucht, in denen zwei, drei oder mehr Uebersetzungen mit oder ohne den Grundtext zusammengestellt wurden. Das erste größere Unternehmen derart war die berühmte Complutensische Bibel, welche auf Veranstaltung des Cardinals Ximenes mit ungeheurem Aufwande für die Anschaffung alter Handschriften des Textes und der Uebersetzungen von mehrern angesehenen Gelehrten bearbeitet wurde. Sie erschien in sechs prächtig gedruckten Foliobänden 1514—17 in Alcala de Henares, lat. Complutum, weshalb sie den Namen Complutensische Bibel erhielt, und enthält neben dem hebr. Texte des Alten Testaments die altlat. (Vulgata), die griech.-alexandrinische (Septuaginta) nebst einer buchstäblichen lat. Uebersetzung und eine chaldäische Paraphrase, die ebenfalls eine wörtliche lat. Uebersetzung zur Seite hat. — Eine andere berühmte ist die Antwerpener P., auch die Königliche Bibel genannt, weil König Philipp II. von Spanien einen Theil der Kosten trug. Dieselbe wurde unter Aufsicht des gelehrten span. Theologen Benedict Arias Montanus und mit Unterstützung anderer Gelehrten bearbeitet, erschien zu Antwerpen von 1569—72 in acht Foliobänden und enthält, außer dem hebr. Texte, die Vulgata, die Septuaginta mit einer lat. wörtlichen Uebersetzung, mehrere chaldäische Paraphrasen, ebenfalls mit lat. Uebersetzung, und was das Neue Testament anlangt, den griech. Grundtext mit der Vulgata, eine syr. Uebersetzung in zwei Reihen mit syr. und hebr. Lettern und mit einer lat. Uebersetzung. — Noch vorzüglicher ist die Pariser P., welche hauptsächlich unter Leitung des Parlamentsadvocaten Guy Michael le Jay, der sein ganzes Vermögen darauf verwendete, von mehrern Orientalisten und Exegeten besorgt wurde und 1645 in zehn Foliobänden erschien. Sie übertrifft die antwerpener, weil sie nicht nur diese ganz enthält, sondern auch noch eine syr. und eine arab. Uebersetzung und eine sie begleitende lat. Uebersetzung sowie den sog. samaritanischen Pentateuch und im Neuen Testament ebenfalls eine arab. und eine dieser folgende lat. Version. — Die vollständigste P. ist die Walton'sche oder Londoner P. in zehn Sprachen (6 Bde., 1657, und 2 Supplementbände, 1669), die hauptsächlich unter Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Brian Walton, bearbeitet wurde und sich der Unterstützung Cromwell's zu erfreuen hatte. Sie enthält den Grundtext nach verschiedenen Exemplaren und nächst allen den Uebersetzungen der Pariser P. auch noch eine äthiop. und eine pers. und zu diesen gehörige lat. Uebersetzungen. Eine Polyglottenbibel für den Handgebrauch (hebr., griech., lat. und deutsch) hat Theile (5 Bde., Bielef. 1847—54) besorgt.

Polygnōtos, der bedeutendste Meister der ältern griech. Malerei, ein Sohn und Schüler des Malers Aglaophon, kam um 480 v. Chr. als junger Mann aus seiner Heimat, der Insel Thasos, nach Athen, wo er der besondern Gunst des Cimon sich erfreute und in dessen Auftrage, in Verbindung mit den Malern Mikon und Panänos, mehrere öffentliche Gebäude, wie die Pöcile (s. d.), die Tempel der Dioskuren und des Theseus mit Wandgemälden ausschmückte. Auch in der erst unter Perikles erbauten Pinakothek im nördl. Flügel der Propyläen (s. d.) waren einige Gemälde von seiner Hand (diese wol Tafelgemälde a tempera oder in der sog. enkaustis-

ſchen Technik, nicht wie ſeine größern und berühmten Werke Wandgemälde al fresco) zu ſehen. Unter den außerhalb Athens von ihm ausgeführten Werken waren die beiden großen Wandgemälde in der Lesche (Verſammlungshalle) der Knidier in Delphi, die Abfahrt der Griechen nach der Eroberung von Troja nebſt Scenen aus dieſer Eroberung ſelbſt und das Hinabſteigen des Odyſſeus in die Unterwelt darſtellend, die berühmteſten. Auch die böotiſchen Städte Thespiä und Platää hatten Wandgemälde von ihm aufzuweiſen. Die Verdienſte, durch welche er eine ſo bedeutende Stelle in der Entwickelung der griech. Malerei einnimmt, beziehen ſich hauptſächlich auf die Verbeſſerung der Zeichnung, gegen welche die maleriſche Wirkung ſeiner Gemälde in den Hintergrund trat. Er gab zuerſt den Figuren mehr Leben und Bewegung, er erſetzte die alte Strenge und Starrheit der Geſichtszüge durch größere Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und wußte mit ſeiner Charakteriſtik das innere Weſen der dargeſtellten Figuren in ihrer äußern Erſcheinung auszuprägen. Auch die Gewänder behandelte er kunſtvoller und mannichfaltiger als ſeine Vorgänger, denen er aber in der alterthümlich-einfachen, mehr reliefartigen als maleriſchen Weiſe der Compoſition und der Vertheilung ein und derſelben Darſtellung in mehrere übereinander hinlaufende Streifen noch nahe ſtand. In der Wahl der Gegenſtände für ſeine Darſtellungen zeigt er durchaus einen hohen, auf das Bedeutende und Großartige gerichteten Sinn und bewährt ſich dadurch als Hauptrepräſentant der ernſten, mehr großartigen als anmuthigen Hiſtorienmalerei. Vgl. Brunn, «Geſchichte der griech. Künſtler» (Bd. 2, Stuttg. 1859).

Polygon heißt in der Mathematik ſo viel als Vieleck, im militäriſchen Sinne eigentlich eine vielſeitige Schanze. In einigen Armeen bezeichnet man damit dasjenige Werk, nach welchem die Schießübungen der Artillerie ſtattfinden, abgeſehen von ſeiner Conſtruction und Seitenzahl. — Das Polygonalſyſtem in der Befeſtigungskunſt beruht nicht ſowol auf dem Begriff eines Vielecks, deſſen Spitzen durch Baſtionen oder andere Werke vertheidigt werden, wie z. B. bei Vauban und andern, ſondern auf dem Princip der zurückgezogenen Vertheidigung vorliegender Werke durch einen einfach geführten Hauptwall. Man nennt deshalb daſſelbe auch à la mézalectre oder la défense du milieu. Montalembert hat bei ſeinen Befeſtigungen dieſen Zweck vorzugsweiſe im Auge behalten. In neuern Zeiten iſt dieſelbe bei den Befeſtigungen von Koblenz, Poſen u. ſ. w. mit der nöthigen Berückſichtigung des Terrains und der einfließenden Umſtände angewendet worden. — Polygonalzahlen heißen ſolche arithmetiſche Reihen zweiter Ordnung, welche entſtehen, wenn man eine einfache arithmetiſche Progreſſion oder Reihe (erſter Ordnung) ſummirt, die 1 zum erſten Gliede und irgendeine ganze Zahl zur Differenz hat. Je nachdem dieſe Differenz 1, 2, 3, 4 u. ſ. w. beträgt, heißen ſie Trigonal- oder Triangularzahlen, Quadratzahlen u. ſ. w. (S. Figurirte Zahlen.)

Polygónum, ſ. Knöterich.

Polyhiſtor (griech., d. i. Vielwiſſer) nennt man einen Gelehrten von ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen in den verſchiedenſten Gebieten der Wiſſenſchaften, namentlich in der Geſchichte und Literatur. Es war dies ſonſt viel eher möglich als bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wiſſenſchaften, wo es nur auf Koſten der Gründlichkeit ſtattfinden kann. Im beſten Sinne führten dieſen Namen Joſ. Juſt. Scaliger, Iſ. Caſaubonus, Salmaſius, Morhof u. ſ. w.

Polyhymnia oder Polymnia, d. i. die Geſangreiche, eine der neun Muſen (ſ. d.), die Erfinderin der Lyra und von Oeagros Mutter des Orpheus, erſcheint bei den Spätern meiſt als Vorſteherin der ernſten, dem Cultus dienenden Dichtkunſt. Dargeſtellt wird ſie gewöhnlich in ſinnender Stellung, mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem Munde.

Polykarpos, der Sage nach ein Schüler des Apoſtels Johannes, ſoll einer der erſten Biſchöfe von Smyrna geweſen ſein. Er wurde bei einer Chriſtenverfolgung ums J. 165 n. Chr. verhaftet und ſtarb als Märtyrer auf dem Scheiterhaufen. Als ſeinen Gedächtnißtag feiert die kath. Kirche den 26. Jan. Die Sage über ſeinen Tod, daß die Flamme gleich einem geblähten Segel ſich um ihn gelegt, und als hierauf ein Kriegsknecht mit dem Schwerte ihn durchbohrt, plötzlich eine weiße Taube aufgeflogen ſei, hat Herder ſehr ſchön wiedererzählt. Sein Brief an die Gemeinde zu Philippi, welcher theilweiſe nur in lat. Ueberſetzung noch erhalten iſt, läßt ihn nicht gerade als eine bedeutende Perſönlichkeit erſcheinen. Die Echtheit deſſelben iſt wol mit Unrecht beſtritten worden, dagegen ſcheint er nicht frei von ſpätern Interpolationen zu ſein.

Polykletus (griech. Polykleitos) aus Sikyon (oder Argos), Schüler des argiviſchen Bildhauers Ageladas, ein wol etwas jüngerer Zeitgenoſſe des Phidias, war der bedeutendſte Meiſter der ältern argiviſchen Bildnerſchule, aber auch als Architekt von Bedeutung, wie zwei von ihm im Heiligthum des Asklepios bei Epidauros ausgeführte Bauwerke, ein Theater und eine Tholos (Rundbau mit Kuppeldach), bezeugten. Seine ſtatuariſchen Werke waren, mit Ausnahme des

kolossalen Bildes der Hera aus Gold und Elfenbein, welches er für das nach dem Brande im J. 423 v. Chr. neu aufgebaute Heräon bei Argos arbeitete, durchaus Erzbilder, und zwar war sein eigentliches Gebiet, auf dem er unerreicht oder doch unübertroffen dastand, nicht die Götter-, sondern die Menschenbildung, vorzugsweise die Darstellung jugendlicher, durch die Gymnastik zu regelmäßiger Schönheit und kräftiger Anmuth entwickelter Gestalten. Die berühmtesten unter seinen Werken waren der Diadumenos, d. h. ein Jüngling, der sich eine Binde als Siegeszeichen ums Haupt legt; der Doryphoros, d. h. ein Jüngling in ruhiger Stellung mit einer Lanze in der Hand; der sog. Kanon, wahrscheinlich eine Art akademischer Musterfigur ohne besondere Attribute; die Astragalizontes, d. i. Knaben mit Knöcheln spielend, und die Statue einer Amazone, durch welche er über mehrere seiner bedeutendsten Zeitgenossen, darunter den Phidias, den Preis davon getragen haben soll. Alle seine Werke zeichneten sich durch große Sorgfalt und durch edeln Anstand in Haltung und maßvoller Bewegung aus. Während seine Zeitgenossen die Proportionen seiner Gestalten als durchaus mustergültig anerkannten, fand man später, verwöhnt durch die effectvolle Schlankheit Lysippischer Gestalten, dieselben zu kräftig und untersetzt und warf seinen Werken eine gewisse Einförmigkeit vor. In Bezug auf die Stellung seiner Figuren führte er zuerst den Grundsatz durch, die Last des Körpers auf Einem Beine ruhen zu lassen und dem andern statt der tragenden eine blos regulirende Function zu geben. In der Bildung von Göttergestalten gelang es ihm nicht, die Erhabenheit und Würde des göttlichen Wesens zum vollen Ausdruck zu bringen. — Von dem ältern ist der jüngere P. zu unterscheiden, ebenfalls ein argivischer Bildhauer und vorzugsweise Erzbildner, Schüler des Naukydes von Argos. Vgl. Brunn, «Geschichte der griech. Künstler» (Bd. 1, Braunschw. 1853).

Polykotyledonen oder vielsamenlappige Pflanzen wurden von Gärtner diejenigen Gewächse genannt, deren Keimling mehr als zwei Samenlappen oder Kotyledonen besitzt. (S. Kotyledonen und Dikotyledonen.) Dergleichen Gewächse sind die meisten Coniferen (Nadelbäume); so hat die Gattung Pinus drei bis zwölf Samenlappen. Diese Samenlappen stehen quirl- oder wirtelförmig und haben in ihrer Mitte das Federchen oder Knöspchen des Keimlings. Eine besondere Abtheilung der Samenpflanzen können aber die Coniferen blos wegen dieses Merkmals nicht ausmachen, denn es gibt unter ihnen einzelne Arten (z. B. den Lärchenbaum), welche nur zwei Kotyledonen haben. Man hat daher die Unterscheidung einer besondern polykotylen Pflanzengruppe längst aufgegeben und rechnet die Nadelhölzer gewöhnlich zu den Dikotyledonen, obwol sie sich von diesen sowol durch ihren anatom. Bau als durch die Bildung ihrer Fortpflanzungsorgane und die Entwickelung ihres Keims sehr wesentlich unterscheiden. (S. Gymnospermen und Nadelhölzer.)

Polykrates, Tyrann der Insel Samos, deren Herrschaft er von 540—523 v. Chr. mit Gewalt zu behaupten wußte, hatte nach der Erzählung des Herodot bei allen Unternehmungen ein so außerordentliches Glück und erwarb sich so unermeßliche Schätze, daß der ägypt. König Amasis, mit dem er in einem Freundschaftsbündnisse stand, ihn aufforderte, den Göttern bei so ungewöhnlicher Gunst des Schicksals ein freiwilliges Opfer der Demuth darzubringen. Diesen Rath befolgte P. und warf sein liebstes Kleinod, einen kostbaren Siegelring, ins Meer. Allein zum Erstaunen aller fand man schon nach wenigen Tagen denselben in dem Bauche eines Fisches wieder, der ihm wegen seiner seltenen Größe von einem Fischer zum Geschenke dargebracht worden war. Als Amasis dies erfuhr, feudete er sofort einen Herold nach Samos mit der Erklärung, daß er das zwischen ihnen bestehende Recht der Gastfreundschaft auflöse, weil er überzeugt sei, daß irgendein schweres Unglück den P. treffen würde und er dann nicht wegen eines Gastfreundes sich betrüben wolle. Diese Ahnung ging einige Jahre nachher auch wirklich in Erfüllung. Denn als P. im Begriff stand, sich zum Herrn Joniens und der benachbarten Inseln zu machen, lockte ihn der pers. Satrap Orontes hinterlistig zu sich und ließ ihn ans Kreuz schlagen. In dem Gedicht «Der Ring des P.» hat Schiller den Gegenstand poetisch behandelt.

Polynesien, s. Australien.

Polynices (griech. Polyneikes), Sohn des Oedipus und der Jokaste, regierte mit seinem Bruder Eteokles gemeinschaftlich Theben, ward aber von dem Bruder vertrieben und floh deshalb zu seinem nachmaligen Schwiegervater Adrastus, der zur Herstellung der Rechte des P. den berühmten Zug nach Theben unternahm.

Polynom oder vieltheilige Größe heißt in der Mathematik eine Größe, die aus mehr als zwei durch die Zeichen + oder — verbundenen Gliedern oder Theilen zusammengesetzt ist, z. B. a + b — c + d, und Polynomischer Lehrsatz diejenige Regel oder Formel, welche das Gesetz der Zusammensetzung oder Entwickelung einer Potenz einer vieltheiligen Größe darstellt.

Die verſchiedenen Ausdrucksweiſen derſelben rühren von Leibniz, Moivre und Euler her. In der neuern Zeit hat ſich vorzüglich Hindenburg um den Polynomiſchen Lehrſatz verdient gemacht.

Polypen hat man ſehr verſchiedene Weſen genannt. Urſprünglich wurde der griech. Name, der Vielfuß bedeutet, für die Cephalopoden oder Kopffüßler verwendet, meerbewohnende Weichthiere, deren Körper eine Art Sack bildet, welcher die Eingeweide enthält, während an dem vor dem Sacke befindlichen Kopfe ſeitlich die Augen und vorn in der Mitte der mit einem Hornſchnabel bewaffnete Mund angebracht ſind. Im Kreiſe um den Mund ſtehen acht bis zehn lange Arme, welche äußerſt contractil und beweglich und meiſt mit Saugnäpfen und zuweilen noch mit Haken zum Anklammern bewaffnet ſind. Zu dieſen Cephalopoden, die in allen Meeren häufig vorkommen und von denen einige Arten Mannslänge erreichen, ja zu rieſiger Größe anwachſen, gehörten in den vorweltlichen Schöpfungen die Ammonshörner (ſ. d.), Belemniten, in den heutigen Meeren die Argonauta, der Nautilus, die Sepia und der eigentliche Seepolyp oder Pulpe (Octopus) mit acht Armen von faſt gleicher Länge, doppelreihigen Saugnäpfen, ſackförmigem, weichem Körper, der ſich von Fiſchen nährt und zuweilen den Badenden durch Anfangen gefährlich wird. Sein Fleiſch wird, meiſt geröſtet, gegeſſen. Außerdem nennt man P. die Thiere der Korallen (ſ. d.) ſowie ferner die Hydra-P., als deren Typus der Süßwaſſerpolyp (Hydra) dient, deſſen Arten ſich in allen ſüßen Gewäſſern, vorzugsweiſe gern an den Wurzeln der Waſſerlinſen finden. Dieſe Thiere ſtellen gewiſſermaßen einen Magenſchlauch vor, an deſſen vorderm Mundende mehrere Arme in wechſelnder Zahl im Kreiſe ſtehen, die ganz eingezogen werden können und mit eigenthümlichen Neſſelorganen bewaffnet ſind. Durch letztere werden kleine Waſſerthiere, Flohkrebſe u. ſ. w. gefangen und getödtet, die dann in dem Magenſchlauche zur Verdauung gelangen. Die Reproductionskraft dieſer winzigen Thiere, welche zuſammengezogen wie ein kaum linſengroßes Schleimtröpfchen ausſehen, iſt außerordentlich; jedes abgeſchnittene Stück wächſt unter günſtigen Verhältniſſen zu einem ganzen Thiere aus. Sie pflanzen ſich durch Sproſſen und Eier fort. Im Meere gibt es eine Menge ähnlicher Organismen, welche zu den Quallen (ſ. d.) in eigenthümlicher Beziehung ſtehen.

Polypen nennt man in der Medicin auf eine kleine Stelle beſchränkte Wucherungen der Schleimhäute, die bald nur flache Hügel darſtellen, bald ſtärker hervorragen oder ſelbſt von birnförmiger Geſtalt und dann geſtielt ſind. Eingetheilt werden ſie hauptſächlich ihrer Structur nach in weiche oder Blaſen- oder Schleimpolypen und in feſte oder Fleiſchpolypen. Im allgemeinen ſind ſolche P. ſo gutartig wie die Warzen auf der äußern Haut und unterſcheiden ſich hierdurch von den krebsartigen Wucherungen, erlangen auch meiſt nur durch die Stelle, an welcher ſie ſitzen, Bedeutung. Die in der Naſenhöhle befindlichen erſchweren das Athmen durch die Naſe und entſtellen die Sprache. Die in der Kieferhöhle ſitzenden können dieſe auftreiben und die Geſichtsknochen in ſelbſt lebensgefährlicher Weiſe auseinanderdrängen. Die P. in der Nähe des Kehlkopfs oder in demſelben machen die Stimme klanglos und können den Durchtritt der Luft ſelbſt völlig verhindern (Erſtickungsgefahr). Der Sitz derſelben in der Gebärmutter bedingt Unfruchtbarkeit und oft erſchöpfende Blutungen. Der Polyp muß, wenn er Störungen und Beſchwerden hervorruft, durch eine Operation entfernt werden, die je nach dem Sitze, der Geſtalt u. ſ. w. deſſelben verſchieden iſt (z. B. Abſchneiden, Abbinden, Abdrehen, Brennen, Aetzen). Manchmal entſtehen die P. wieder, nachdem ſie ausgerottet worden ſind.

Polyphem (griech. Polyphemos), der Sohn des Poſeidon und der Nymphe Thooſa, ein ungeheuerer einäugiger Rieſe, war der berühmteſte unter den Cyklopen (ſ. d.), in deſſen Höhle Odyſſeus, als er an der Weſtküſte Siciliens landete, mit zwölf Gefährten kam, von denen P. ſechs nach und nach verzehrte. Den übrigen ſtand daſſelbe Schickſal bevor. Allein Odyſſeus berauſchte das Ungeheuer, brannte ihm dann im trunkenen Zuſtande mit einem glühenden Pfahle ſein Auge aus, verſteckte ſich und ſeine noch übrigen Gefährten unter die Bäuche der Rieſenſchafe, als ſie P. aus der Höhle auf die Weide gehen ließ, und entkam ſo der Gefahr. Dieſe Sage liegt im ganzen dem ſatiriſchen Drama des Euripides, welches Kyklops genannt wird, zum Grunde. Von ſpätern Dichtern wird oft die Liebe des P. zur Galatea (ſ. d.) erwähnt.

Polypodium L., Name einer der artenreichſten Gattungen von Farnkräutern, welche ſich durch nackte (ſchleierloſe) runde Fruchthäufchen auszeichnet und den Typus der größten Abtheilung der Farrn, der Polypodiaceen, bildet. Die große Mehrheit ihrer Arten wächſt innerhalb der Wendekreiſe und gibt es unter dieſen viele durch Größe und Schönheit ausgezeichnete (z. B. P. aureum L. in Weſtindien, mit koloſſalen fiederſpaltigen Wedeln). Unter den wenigen in Deutſchland heimiſchen Arten, welche im allgemeinen Tüpfelfarrn genannt zu werden pflegen, verdient namentlich das gemeine P. oder das Engelſüß (P. vulgare) hervorgehoben zu werden.

Dieſes in Fels- und Mauerſpalten, ſeltener an Baumſtämmen wachſende Farrnkraut hat einen kriechenden, dicht mit roſtbraunen Schuppen (Spreublättern) bedeckten, verzweigten Wurzelſtock und etwa fußlange, geſtielte Wedel mit fiedertheiliger Blattfläche, an deren untern Seite die großen runden, ſchön roſtgelben Fruchthäufchen reihenweiſe ſtehen. Der ekelhaft ſüß ſchmeckende Wurzelſtock wird als Radix Polypodii oder Filiculae dulcis in der Heilkunde als auflöſendes Mittel bei Huſten und Heiſerkeit angewendet. In Laub-, namentlich Buchenwäldern, kommen zwei andere Arten häufig vor: P. Dryoptĕris L. und P. Phegoptĕris L. Erſtere, in haubaren Buchenbeſtänden und Buchenbeſamungsſchlägen den Boden oft maſſenhaft bedeckend, hat im Umriß dreieckige, dreitheilige und zugleich doppelt- bis dreifach-fiedertheilige Wedel, die zweite Art im Umriß lanzettförmige, lang zugeſpitzte, doppelt-fiedertheilige Wedel. Beide Arten ſind höchſt zierliche Farrnkräuter.

Polyporus L., Löcherpilz, eine artenreiche Gattung von Hutpilzen oder Hymenomyceten (ſ. Pilze), welche ſich dadurch auszeichnet, daß der die Sporen enthaltende Apparat aus an der Unterſeite des Huts ſenkrecht nebeneinander geſtellten Röhren beſteht, deren Innenwand von den Baſidien, welche an ihrer Spitze je vier Sporen tragen, ausgekleidet wird. Von Boletus unterſcheidet ſich dieſe Gattung außer andern Merkmalen durch die harte, holzige Beſchaffenheit des bald geſtielten, bald ungeſtielten Huts, weshalb die Löcherpilze oft ein bedeutendes Alter erreichen. Dann vergrößert ſich der Hut jedes Jahr und zeigt auf ſeiner Oberfläche ebenſo viele concentriſche Furchen als er Jahre zählt. Die meiſten Arten wachſen an Baumſtämmen. Unter dieſen verdienen eine beſondere Erwähnung: der Lärchenſchwamm (P. officinalis Fr., Boletus Laricis Jacqu.) und die beiden Arten, aus denen der früher allgemein gebräuchliche Feuer- oder Zündſchwamm bereitet wird (P. igniārius L., an Weiden und Obſtbäumen häufig, und P. fomentārius L., vorzüglich an Buchenſtämmen). Um dieſe harten, holzigen Pilze in Zunderſchwamm umzuwandeln, kocht man dieſelben in Lauge, trocknet ſie, klopft ſie und ſiedet ſie nochmals, aber in Salpeterſäure. Der Buchenlöcherpilz wird vorzugsweiſe zur Bereitung des Feuerſchwamms verwendet.

Polyptōton (griech.) heißt eine rhetoriſche Figur, die in der nachdrücklichen Wiederholung deſſelben Subſtantivs oder Zeitworts in verſchiedenen Caſus oder Perſonen und Tempora beſteht.

Polyſperchon, ein berühmter Feldherr Alexander's d. Gr., von Geburt ein Aetolier, wurde von Antipater (ſ. d.) bei deſſen Tode 318 v. Chr. zum Vormund über die Kinder Alexander's und zugleich zum Reichsverweſer ernannt. Der Sohn des Antipater, Kaſſander, welcher mit wildem Haſſe gegen das macedon. Königshaus erfüllt war, fühlte ſich dadurch zurückgeſetzt und begann in Verbindung mit Antigonus (ſ. d.) einen Kampf um die Reichsverweſung, während P. den Eumenes (ſ. d.) für ſich gewann. Der Ausgang war für letztere unglücklich, da Eumenes in Aſien durch Treuloſigkeit und Verrath unterging, P. aber in Europa ſein Ende fand.

Polyſyndēton heißt im Gegenſatze zu dem Aſyndeton (ſ. d.) eine Redefigur, vermöge deren die Verbindungspartikeln der Sätze gegen den gewöhnlichen Gebrauch gehäuft werden, entweder um den Unterſchied einzelner Vorſtellungen ſtärker hervorzuheben, wie in Schiller's Worten: «Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht», oder um die Allmählichkeit des Fortſchritts von einem Zuſtande oder einer Handlung zu andern lebendiger zu veranſchaulichen, oder um den allzu raſchen Gang der Vorſtellungen zu hemmen, oder endlich, um die Sätze durch mehrere Partikeln auf das genaueſte zu verbinden.

Polytechnik iſt der jetzt übliche Name für den Inbegriff aller zur Ausübung der verſchiedenen Künſte und Gewerbe erforderlichen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, meiſt mit dem Nebenbegriff der Zurückführung auf ihre mathem. und naturwiſſenſchaftliche Baſis. Man nennt daher Polytechniſche Schulen oder Inſtitute im Gegenſatze zu den Gewerbſchulen diejenigen höhern Lehrinſtitute, welche ſich die Bildung wiſſenſchaftlicher Techniker in jeder Richtung zur Aufgabe machen. Polytechniſche Vereine und Geſellſchaften haben den gewöhnlichen Gewerbvereinen gegenüber beſonders die Richtung auf Vermittelung zwiſchen Wiſſenſchaft und Gewerben. Polytechniſche Journale wollen nicht blos alle Richtungen der Technik umfaſſen, ſondern auch der reinen Empirik gegenüber das wiſſenſchaftliche Element feſthalten. Die neueſte Zeit indeſſen, welche alles mit hochtrabenden Namen zu belegen liebt, wendet das Beiwort polytechniſch ſehr oft auf Inſtitute viel niederer Gattung an. Es iſt gar nicht zu leugnen, daß die ungeheuere Entwickelung der Induſtrie in England den Anſtoß zur Entwickelung der P. auf dem Continente und der darauf bezüglichen Regierungsthätigkeit gegeben hat. Die Art der Ausführung iſt aber dem Continent angemeſſen. Während nämlich jeder Engländer ſehr wohl den Einfluß wiſſenſchaftlicher Fortſchritte auf die Technik begreift, ohne jedoch ſeine In-

ſtruction gerade auf dem Wege ſyſtematiſcher Schulbildung zu ſuchen, während ganz von ſelbſt in London, Mancheſter u. ſ. w. durch die bloße Privatthätigkeit engl. Aſſociationsgeiſtes ſog. Mechanics institutions entſtanden, die namentlich mit Apparaten und Modellen, zum Theil der prachtvollſten, ſtets aber der inſtructivſten Art reichlich verſehen ſind, und in denen von gelehrten Technikern einzelne, an dieſe vorhandenen Lehrmittel angeknüpfte Vorträge und kleine Curſe gehalten werden, iſt auf dem Continent das alles von oben herab in ſyſtematiſcher Weiſe eingerichtet worden. Die Theorie fordert im allgemeinen in jedem polytechniſchen Inſtitute vollſtändige Vorträge über Mathematik, Phyſik und Mechanik, Chemie mit praktiſchen Arbeiten im Laboratorium, Maſchinenlehre, und zwar mathematiſche ſowol als Lehre von den Maſchinentheilen und der Conſtruction, und Maſchinenzeichnen; praktiſche Geometrie mit Planzeichnen, Bauwiſſenſchaften, Sprachen und kaufmänniſche Lehren. Die berühmteſte iſt die Polytechniſche Schule zu Paris, die 1795 nach Monge's Plan gegründet und 1816 neu organiſirt wurde. Die ganz militäriſch eingerichtete und unter dem Kriegsminiſterium ſtehende, gleichwol durch einen merkwürdigen Republikanismus der Schüler und ſelbſt der Lehrer ſich auszeichnende Anſtalt iſt zunächſt für die Vorbildung der Artillerie- und Genieoffiziere, der Straßenbau- und Bergingenieure, der Seeleute, alſo für den Staatsdienſt beſtimmt, und verhältnißmäßig werden ſehr wenig andere Zöglinge von ihr gebildet. Nach beendigtem Curſus der Polytechniſchen Schule treten die Eleven in die Specialſchulen, wie die École du génie, de la marine, des mines und des ponts et chaussées über und von da in den Staatsdienſt. Die Anſtalt leiſtet für ihren Zweck Außerordentliches, und man kann nirgends beſſer beſetzte techniſche Corps im Staatsdienſte treffen als in Frankreich. Für die Privatinduſtrie thut ſie indeſſen ſehr wenig; denn ſolche Zöglinge ſind auf die mehr dem allgemeinen Plane folgende École centrale des arts et manufactures angewieſen, welche ebenfalls vortreffliche Profeſſoren und Sammlungen beſitzt. In Deutſchland ſteht der Zeit nach das 1801 gegründete Techniſche Inſtitut in Prag voran, welches noch gegenwärtig Tüchtiges leiſtet; das 1815 in Wien unter Prechtl's Direction gegründete Polytechniſche Inſtitut hat das Verdienſt, daß ſich eine beſſere Behandlungsart der Technologie von ihm aus Bahn brach. Außerdem beſtehen polytechniſche Schulen in Brünn, Gratz, München, Dresden, Hannover, Stuttgart, Karlsruhe, Braunſchweig. Die Gewerbeakademie zu Berlin iſt eine polytechniſche Schule mit der Beſchränkung des Plans, daß die Baufächer davon ausgeſchloſſen und an eine beſondere Bauakademie verwieſen ſind. Eine polytechniſche Schule zu Aachen war 1867 im Entſtehen begriffen. Die Schweiz beſitzt ſeit 1855 das treffliche eidgenöſſiſche Polytechnicum in Zürich.

Polytheismus oder Vielgötterei heißt, im Gegenſatze zu dem Monotheismus (ſ. d.) oder dem Glauben an Einen Gott, der Glaube an viele Götter und die Verehrung derſelben als verſchiedener voneinander unabhängiger Weſen. Die Naturreligion geſtaltet ſich, ſobald ſie über ihre erſten roheſten Anfänge im Fetiſchismus (ſ. d.) hinausgeſchritten iſt, nothwendig polytheiſtiſch, wie umgekehrt der P. ſelbſt in dem Maße als er geiſtigen Inhalt gewinnt einen monotheiſtiſchen Zug zeigt. Die Götter des polytheiſtiſchen Volksglaubens ſind zunächſt Perſonificationen von hervorragenden Mächten und Erſcheinungen des Naturlebens; mit der ſteigenden Culturentwickelung erfüllen ſich dann die mythолog. Göttergeſtalten mit geiſtigem und ſittlichem Gehalt, ein Proceß, der freilich als ſeine nothwendige Conſequenz die fortſchreitende innere Auflöſung der polytheiſtiſchen Religionen mit ſich führt. Eine eigenthümliche Form des P. iſt der Dualismus (ſ. d.), welcher ebenfalls zuerſt von der Naturreligion ausgeht, in ſeiner ausgebildeten Geſtalt aber, wie er im Zoroaſter'ſchen Parſismus vorliegt, auf dem ethiſchen Gegenſatze eines guten und eines böſen Princips ruht.

Polytrichum L., Name einer Gattung der akrokarpiſchen Laubmooſe, welche ſich beſonders dadurch auszeichnet, daß die Mütze der bald runden, bald vierkantigen Büchſe zottig behaart iſt und ſich innerhalb des aus 32 oder 64 Zähnen beſtehenden Mundbeſatzes eine trommelfellartige Haut befindet. Die Arten dieſer Gattung ſind perennirend, haben einfache oder wenig verzweigte, mit dichtgedrängten, lineallanzettlichen, ſtarren, ſtarknervigen Blättern beſetzte Stengel und langgeſtielte Früchte. Sie ſind noch dadurch ſehr merkwürdig, daß die männlichen und weiblichen Geſchlechtsorgane auf verſchiedenen Individuen ſich befinden und daß erſtere auf einer an der Spitze des Stengels befindlichen zierlichen Roſette rothgefärbter Blätter, die wirklich wie eine kleine Blume ausſieht, ſtehen. Nach der Blütezeit wächſt häufig der Stengel durch die Roſette hindurch. Die verbreitetſte und gemeinſte Art iſt das unter den Namen Goldhaar und Widerthee bekannte Moos (P. commune L.), welches überall auf Heide- und Torfboden, in Waldbächen, an naſſen Waldſtellen, auf feuchten Wieſen wächſt, und deſſen Stengel bisweilen

eine Länge von mehrern Fußen erreichen. Daſſelbe bildet dicke, ſchwellende Polſter und trägt mit zur Torfbildung bei. Seine Büchſe iſt vierkantig, die Mütze roſtgelb. Früher wurde dies Moos unter dem Namen Herba Adianti aurei oder musci capillarei bei Bruſtleiden und bei zu ſtark menſtruirenden Frauenzimmern als ſchweiß- und harntreibendes Mittel angewendet.

Polyxĕna, die Tochter des Priamos und der Hekabe, wurde vom Achilles geliebt und ſpäter vom Neoptolemos auf dem Grabe deſſelben geopfert, als den Hellenen, die zur Rückkehr Anſtalt trafen, der Schatten des Helden erſchien und P. zum Opfer forderte. Die nach ihr benannten Tragödien des Sophokles und Euripides, die ihr Schickſal behandelten, ſind verloren gegangen.

Pomacĕen heißen im natürlichen Pflanzenſyſtem alle Laubholzgewächſe, welche eine Apfelfrucht (pomum) zur Frucht haben. (S. Apfelfrucht.) Je nachdem dieſelbe Kapſeln oder Steinkerne enthält, zerfallen die P. in kapſelfrüchtige (P. capsuligerae) und ſteinfrüchtige (P. putaminatae). Zu erſtern gehören die Gattungen Pyrus, Sorbus und Cydonia, alſo auch unſere ſämmtlichen Kernobſtſorten, zu letztern die Gattungen Mespilus, Crataegus und Cotoneaster. Die P. ſind theils Bäume, theils Sträucher, manche mit dornſpitzigen Zweigen (z. B. der wilde Birnbaum) oder mit Dornen (Crataegus) verſehen. Die abwechſelnd geſtellten Blätter ſind, außer bei Sorbus, welche Gattung unpaarig-gefiederte Blätter beſitzt, einfach und meiſt ganz, am Grunde des Stiels mit abfallenden oder ſtehenbleibenden Nebenblättern verſehen. Die ſtets regelmäßig geformten, verſchiedenartig angeordneten Blüten haben einen unterſtändigen Scheinfruchtknoten mit fünf angewachſenen Kelchblättern, eine fünfblätterige, meiſt weiße, ſelten roſenrothe oder rothe Blumenkrone, zahlreiche Staubgefäße, ſammt den Blumenblättern in perigyniſcher Stellung und einen oder mehrere Griffel. Nach dem Linné'ſchen Syſtem gehören alle P. in die 12. Klaſſe. Die P. ſind noch ausgezeichnet durch die große Menge von Kurztrieben, welche ſie entwickeln, und an deren Ende die Blüten zu ſtehen pflegen.

Pomade oder Pommade (franz. pommade, ital. pomata, abgeleitet vom lat. pomum, Obſtfrucht) nennt man im allgemeinen eine zu kosmetiſchen wie zu therapeutiſchen Zwecken verwendete Maſſe, deren Grundbeſtandtheil in der Regel ein Fett bildet, gewöhnlich reines Schweinefett (axungia porci), dem man je nach dem Grade der Conſiſtenz, welche die P. haben ſoll, irgendein fettes Oel (Olivenöl, Ricinusöl), Harz oder Wachs zuſetzt. Gewöhnlich iſt das Fett der Träger eines in Form von ätheriſchen Oelen u. ſ. w. zugeſetzten Parfums. Die oft beliebte Rothfärbung der P. geſchieht durch den in Fetten löslichen, rothen Farbeſtoff der Alkannawurzel. Das Geſchmeidighalten beſonders trockenen Haupthaars durch mäßige Anwendung von P. iſt rathſam, dagegen der übermäßige Gebrauch namentlich von ſtark parfumirten P. unſauber, unſchön, ja ſchädlich. P. mit Zuſatz vorgeblich therapeutiſch wirkſamer Mittel zur Wiederbelebung des Haarwuchſes aus kahlgewordenen Stellen des Kopfes ſind nur Erzeugniſſe der Charlatanerie. Das Geſchmeidighalten trockener, aufgeſprungener Haut geſchieht am beſten durch Einreibungen mit reinem, nicht ranzig gewordenen Schweins- oder Rindstalg.

Pomare (Königin), ſ. Otaheiti.

Pombal (Sebaſtião Joſe de Carvalho e Mello, Graf von Oeyras und Marquis von), portug. Staatsmann, geb. 13. Mai 1699 in Soure bei Coimbra als der Sohn eines wenig begüterten Landedelmanns, ſtudirte die Rechte in Coimbra, nahm darauf Militärdienſte, zog ſich aber bald wieder in ſeine Heimat zurück, wo er mehrere Jahre lang wiſſenſchaftlichen Studien oblag. 1739 übertrug König Johann V. ihm den Geſandtſchaftspoſten in London. Zwar wurde er 1745 wieder abberufen, doch die Königin Maria Anna (von Oeſterreich), P.'s Gönnerin, vermittelte, daß man ihn als Geſandten nach Wien ſchickte, wo er großes Anſehen gewann und ſich (zum zweiten mal) mit einer Gräfin Daun vermählte. Der Sohn und Nachfolger Johann's V., König Joſeph I., ernannte auf Empfehlung der Königin-Mutter im Sommer 1750 P. zum Miniſter des Auswärtigen und 1756 zum Premierminiſter. Auch erhielt er die Titel eines Grafen von Oeyras und (1770) eines Marquis von P. In dieſer Stellung bewährte er ſich als der entſchiedenſte Vertreter des aufgeklärten Despotismus und ſtrebte durch tiefeingreifende Reformen das zerrüttete und verſchuldete Portugal wieder zu heben. Er beförderte Ackerbau, Induſtrie und Handel, ſorgte für das Unterrichtsweſen, beſchränkte die Macht des Inquiſitionstribunals, ſchaffte die Misbräuche in Verwaltung und Rechtspflege ab u. ſ. w. Als das furchtbare Erdbeben vom 1. Nov. 1755 Liſſabon verwüſtete, bewährte er ſich als Retter in der Noth und entfaltete die größte Energie, ſodaß die Stadt aus ihren Ruinen bald wieder ſchöner erſtand. Das portug. Volk hat ihm deshalb ein dankbares Andenken bewahret und bezeichnet ihn noch heutigentags ſchlechtweg als den «großen Marquis» (o gran marquez). Dagegen zeigte ſich der hohe Adel erbittert über die Verletzung ſeiner Privilegien

und über die Schonungslosigkeit, mit der P. die verschleuderten Krongüter und Lehnsherrschaften wieder für die Krone einzog. Noch feindseliger erwies sich dem Minister die Gesellschaft Jesu, welche bisher in Staat und Kirche Portugals allmächtig gewesen war. Als in Südamerika eine Grenzregulirung zwischen den span. und portug. Besitzungen durchgeführt werden sollte, widersetzte sich die Bevölkerung der Jesuitenmissionen (s. Paraguay) zuletzt gar mit bewaffneter Hand, und erst nach blutigen Kämpfen wurde der Aufstand 1755 unterdrückt. Im Sept. 1757 gelang es P., die Jesuiten ganz vom portug. Hofe zu entfernen, und auch Papst Benedict XIV. ließ sich bewegen, eine Visitation des Ordens in Portugal anzuordnen (Juni 1758). Bald darauf geschah ein Mordversuch gegen König Joseph, indem dieser in der Nacht vom 3. bis 4. Sept. 1758, als er durch die Straßen Lissabons fuhr, durch zwei Schüsse leicht verwundet wurde. Die Untersuchung ergab, daß zwei hervorragende Familien des portug. Adels dies Attentat angestiftet hatten, und bereits 13. Jan. 1759 wurde der Marquis von Tavora mit seiner Gattin und seinen Söhnen sowie der Herzog von Aveiro nebst ihren Helfershelfern vor dem Schlosse von Belem grausam hingerichtet. Auch die Jesuiten wurden der Mitschuld bezichtigt und viele derselben, besonders der berühmte Pater Malagrida (s. d.), ins Gefängniß geworfen. Schon 19. Jan. 1759 ließ P. das Vermögen des Ordens mit Beschlag belegen, und trotz aller Proteste des Papstes Clemens XIII. erfolgte am Jahrestage des Attentats, 3. Sept. 1759, ein königl. Decret, wodurch die Jesuiten als Verräther und Rebellen auf ewige Zeiten aus dem portug. Reiche verbannt wurden. Man vollstreckte das Decret mit größter Strenge und deportirte sämmtliche Jesuiten zu Schiffe nach dem Kirchenstaate. Im Juli 1760 ward auch der päpstl. Nuntius, weil er sich feindselig benahm, mit Dragonern über die Grenze gebracht, und im Sept. 1761 erfolgte die Hinrichtung des Paters Malagrida. Infolge davon trat eine äußerste Spannung in dem Verhältnisse zum päpstl. Stuhle ein. Erst nach der Erhebung Clemens' XIV. fand eine vollständige Wiederaussöhnung statt, ohne daß P. irgendwelche Concessionen machte. Seitdem war P. unumschränkter Herr und konnte ungestört seiner reformatorischen Wirksamkeit nachgehen. Während des kurzen Kriegs, in den Portugal, als Englands Bundesgenosse, mit Spanien sich verwickelt sah (1762—63), übertrug P. auf engl. Empfehlung das Obercommando dem Reichsgrafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der das portug. Heer vollständig reorganisirte, aber schon 1764 nach Deutschland zurückkehrte. Auch die Flotte ward wieder in guten Stand gesetzt, und die überseeischen Colonien fühlten gleichfalls die gewaltige Hand des Reformators. Als aber 24. Febr. 1777 König Joseph I. starb und dessen Tochter Maria, P.'s heftigste Feindin, auf dem Throne folgte, mußte P. schon 5. März 1777 seine Entlassung nehmen, und die meisten seiner Einrichtungen wurden wieder aufgehoben. Er hatte der jungen Königin einen Schatz von angeblich 78 Mill. Cruſaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Doch der Haß seiner Feinde war mächtiger als sein Verdienst, und die Großen versuchten alles, ihn auf das Blutgerüst zu bringen. Die Königin ließ den Proceß der Königsmörder untersuchen, und P. rettete sich nur dadurch, daß er die Originalbeweise jener Verschwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht waren, vorlegte. In der Zurückgezogenheit starb er im Flecken Pombal, 8. Mai 1782. Seine Lebensgeschichte wurde von dem Parteigeiste sehr entstellt; so namentlich von seinem ital. Biographen, einem Exjesuiten, und in den «Anecdotes du ministère de P.» (Warsch. 1784). P.'s eigene Vertheidigungsschrift in Dohm's «Materialien zur Statistik» beweist wenigstens, daß er sich als Minister nicht bereichert hatte. Vgl. «L'administration du Marquis de P.» (4 Bde., Amsterd. 1788); Smith; «Memoirs of P.» (2 Bde., Lond. 1843).

Pomeranzen heißen die Früchte derjenigen Varietät des Orangenbaums (Citrus Aurantium L., s. Citrus), welche man als die ursprüngliche Form dieses Baumes betrachtet. Sie unterscheiden sich von den Apfelsinen (s. d.), denen sie sehr ähnlich sehen, fast nur durch ihr überaus bitter schmeckendes Fleisch, weshalb man sie auch in Spanien bittere Orangen, im Gegensatz zu den Apfelsinen, den süßen, nennt. Bezüglich der Blätter und Blüten findet gar kein Unterschied zwischen dem Pomeranzen- und Apfelsinenbaume statt. Die Blüten werden gleich denjenigen der übrigen Orangeriegewächse als Riechmittel und zur Bereitung des Pomeranzenblütenöls (Oleum Neroli) benutzt; aus den Fruchtschalen, welche als Cortices Aurantiorum auch in der Heilkunde vielfältige Verwendung finden, bereitet man das Pomeranzenschalenöl (Oleum Aurantii corticum) sowie köstliche, das Verdauungssystem wohlthätig anregende Liqueure, unter denen der auf Curaçao aus den Schalen der dort gebauten, besonders aromatischen P. (Cortices Aurantiorum curassaviensium) weltberühmt ist. Die P. sind

in der Regel kleiner als die Apfelsinen. Uebrigens gibt es eine große Anzahl von Spielarten. Bei uns wird der Pomeranzenbaum von allen Orangeriegewächsen am häufigsten cultivirt (namentlich auch als Topfpflanze), weil er am wenigsten empfindlich ist und auch bei geringer oder vernachlässigter Pflege noch leidlich gedeiht.

Pomerellen (Pomerania parva) hieß früher der Landstrich des jetzigen Westpreußen, der zwischen dem linken Ufer der Weichsel, Pommern, dem Großherzogthum Posen und der Ostsee liegt, mit den Städten Schwetz, Konitz, Stargard und Dirschau. Das Land hatte früher eigene Fürsten, fiel aber schon 1290 an Polen, das wegen desselben viele Kämpfe mit den Pommern, den Markgrafen von Brandenburg und dem Deutschen Orden bestand. 1310 eroberten es die Deutschen Ritter, die es aber 1466 wieder an Polen abtreten mußten, bei dem es bis zur ersten Theilung Polens 1772 verblieb.

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preuß. Monarchie gehöriges Herzogthum, begrenzt im W. von Mecklenburg, im S. von Brandenburg, im O. von Westpreußen und im N. von der Ostsee, ist durch die Oder in Vor- und Hinterpommern getheilt. Jenes liegt westlich, dieses östlich des Flusses. Gegenwärtig bildet P. in Vereinigung mit einigen Theilen der vormaligen Neumark und einigen Orten Westpreußens die preuß. gleichnamige Provinz, die in drei Regierungsbezirke (Stettin, Köslin und Stralsund) und, abgesehen von der Hauptstadt Stettin (s. d.), in 26 landräthliche Kreise getheilt ist und (eingerechnet die Wasserfläche der Haffe, Bodden und Wieke, 27,94 Q.-M.) ein Areal von 574,83 Q.-M. mit einer Bevölkerung (Census 1864) von 1,437375 E. (wobei 18654 Militärs) hat. Die Wasserflächen abgerechnet entfallen demnach 2628 Bewohner auf 1 Q.-M., weniger als in irgendeiner andern preuß. Provinz. Von der Bevölkerung waren 1864: 1,365292 Deutsche und 72083 Nichtdeutsche (Kassuben, Juden u. s. w.), nach der Religion 1,401485 Evangelische, 15131 Römisch- und 34 Griechisch-Katholische, 37 Mennoniten, 7507 Dissidenten, 13181 Juden und 10 anderer Religion Angehörige. Die Provinz hat 72 Städte mit 439580 E. (einschließlich des Militärs), 8 Flecken und 2438 Dörfer. Sie enthält zwar weite Strecken niedrigen Flachlandes, ist aber keineswegs durchweg einförmig. Vorpommern, vorherrschend flach, hat überaus zerrissene Küsten (s. Bodden) und malerische Gegenden auf den Inseln Rügen, Usedom und Wollin. Hinterpommern hat eine niedrige Küste mit Sandhügeln und Dünen, die sich durch Stürme oft verändern, hier und da von Strandseen unterbrochen. Weiter landeinwärts erheben sich der isolirte, 615 F. hohe Muttrinberg zwischen Lupow und Stolpe, der 792 F. hohe Hollenberg und der 840 F. hohe Heiligenberg in der pittoresken Gegend von Pollnow an der Grabow, in einem zerrissenen Berglande mit steilen Schluchten, Seen und Mooren. Hinter diesem vorgeschobenen Hochländchen steigt eine zusammenhängendere, compactere Masse auf, die Pommersche Seenplatte, ein aus Westpreußen (Pomerellen) eintretendes und gegen Südwesten zur Oder streichendes niedriges Plateau mit aufgesetzten Hügelreihen und Hügelgruppen, unzähligen Seen und Wasserläufen, die sich nordwärts als Küstenflüsse, theils schiffbar, theils flößbar, in die Ostsee ergießen, wie die Leba, Lupow, Stolpe, Wipper mit Grabow, Persante und Rega, oder südwärts der Weichsel und Netze zufließen. Es beginnt dieser merkwürdige Höhenzug, der theilweise den entschiedenen Charakter des Berglands trägt, mit dem Dombrowaberg, östlich von Lauenburg, der sich unter vielen andern wenig niedrigern Kuppen 652 F. erhebt. Dann folgt gegen Südwesten die 526 F. hohe Hochebene von Rummelsburg, die ödeste Gegend P.s, von allen Seiten von höhern kahlen Bergkuppen umgeben, mit Moorgründen, tiefen Seen und zahlreichen Geschieben bedeckt. Hieran schließen sich die überaus seenreiche Neustettiner Platte mit dem 678 F. hohen Spitzberg im Norden von Tempelburg, weiterhin dem 757 F. hohen Ratzenberg bei Ratzebuhr und das unter dem Namen der Pommerschen Schweiz bekannte anmuthige Bergländchen von Polzin im Süden von Belgard. Die 914 stehenden Wasser und die 52 Landseen der hinterpommerschen Seenplatte, unter welchen der Vilmsee, der Dratziger-, Pielborg-, Lubbe-, Plön- und Madüesee die bedeutendsten sind, nehmen 12,73 Q.-M. ein. Der Hauptfluß ist die Oder (s. d.), welche unterhalb Stettin den 1 Q.-M. großen Dammschen See, dann das Stettiner oder Pommersche Haff bildet, welches durch die drei Ausflüsse Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee in Verbindung steht. Der Boden Hinterpommerns ist meist lehmiger Sand, der selten reichen Kornertrag bringt, während die Küstenstrecken großentheils vortrefflichen Boden haben, besonders bei Stolp. In Vorpommern ist der Boden milder und wärmer und besteht aus Lehm und mergelhaltigem Untergrund. Die häufigen Brüche und Moore liefern meist schlechte, saure Gräser, enthalten aber sehr reiche Torflager. Es ist im ganzen der geringe und Mittelboden vorherrschend. Guter Weizen- und Gerstenboden findet sich nur im Kreise Pyritz, im Oderthal, in den Kreisen Ran-

dow, Ukermünde (bei Pasewalk) und Demmin an der Peene. Die Insel Rügen hat mit Ausnahme der Westküste fetten, schweren Boden von vorzüglicher Güte mit Untergrund von Kreide und Feuerstein. Von der Bodenfläche der Provinz sind Ackerland 52 Prac., Gartenland 0,3, Wiesen 9,7, Weiden 8,4, Wald 18, uncultivirtes Land 11,6 Proc. Von letzterm kommen 22,78 Q.-M. auf Oedland und 44,2 Q.-M. auf sämmtliche Binnen- und Strandseen, Haffe, Bodden, Flüsse und andere Wasserflächen.

Der Ackerbau ist fast durchweg tüchtig, sodaß das Land in guten Jahren über den Bedarf, ganz besonders Roggen, erzeugt. Meist sind die Güter sehr groß, werden aber in alter Weise bewirthschaftet, indem man das Land, wie in Mecklenburg, drei von sieben Jahren brach liegen läßt. Die wichtigsten Bodenerzeugnisse sind außer dem Getreide Buchweizen, Kartoffeln im Ueberfluß (viel zur Sprit- und Stärkefabrikation benutzt), Flachs, Hanf, Rübsen, Raps, Taback, neuerdings auch Runkelrüben. Die gutbetriebene Waldwirthschaft liefert viel Holz, auch Schiffbauholz, nach dem Auslande. Die Viehzucht, besonders die Schafzucht, ist bedeutend. 1864 zählte man 445747 Rinder, 178677 Pferde, 289079 Schweine, 42510 Ziegen und 3,428522 Schafe, darunter 2,554570 Merinos, mehr als in irgendeiner andern preuß. Provinz. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Korn, Holz, fettes Rindvieh, feine Wolle, Butter, Gänse und Federn, Spickgänse, Schinken und andere Fleischwaaren, pommersche Muränen (jährlich 30000 Stück aus dem Madüesee), Lachse, Neunaugen, Aale, Flundern und Pöklinge sowie Heringe, deren Vorpommern jährlich 20000 Tonnen liefert. An Mineralien ist das Land arm. Doch gewinnt man Sumpferz bei Polzin (wo auch eine Eisenquelle) und bei Torgelow (Kreis Ukermünde), wo seit 1755 eine Eisenhütte besteht, ferner Salz in den Salinen von Greifswald, Kolberg, Sülz und Richtenberg, Bernstein vorzüglich bei Stolp, Kalk, Mergel und Torf. Mineralquellen von Bedeutung sind nicht vorhanden, dagegen besuchte Seebäder in Menge, wie Swinemünde mit Heringsdorf, Misdroi auf Wollin, Divenow, Putbus, Stralsund, Reval (Dorf zwischen Kammin und Treptow), Kolberg, Rügenwalde, Stolpmünde und Leba. Die gewerbliche Production ist in P. von keiner großen Bedeutung, doch wird gute Leinwand verfertigt, und es gibt mancherlei Manufacturen. 1862 zählte man 15 Papierfabriken, 20 Gerbereien, 440 Destillationen, 27 Eisenwerke, 10 Maschinenfabriken, 15 Glashütten, 53 Tabacksfabriken, 196 Bierbrauereien, 20 Stearin-, Licht- und Seifefabriken, 12 chem. Fabriken, 179 Oelmühlen und Oelraffinerien, 71 Lohmühlen, 15 Färbereien und 17 Druckereien, 27 Wollspinnereien, 3 Tuchfabriken u. s. w. Die Zahl der Dampfmaschinen war 363, wovon der Regierungsbezirk Stettin allein 274 hatte. Ansehnlich ist an der Küste der Schiffbau und von großer Wichtigkeit der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils zu Land mit den benachbarten preuß. Provinzen unterhalten wird. Außer der Berlin-Stettiner Eisenbahn sind vorhanden die Linien Stettin-Stargard-Posen, Stargard-Köslin und Kolberg, Stettin-Pasewalk-Stralsund mit der Zweigbahn nach Wolgast. Hauptsitz des Handels ist Stettin mit dem Hafen Swinemünde. Kleinere Hafenplätze sind Stolp, Rügenwalde, Köslin, Kolberg, Kammin, Usedom, Jasenitz und Pölitz, Ziegenort, Alt- und Neuwarp, Anklam, Jarmen, Wolgast, Greifswald, Loitz, Stralsund, Barth, Damgarten. Ende 1865 besaß die Provinz 21 Seedampfer von 2590 Last, 696 größere und 388 kleinere Segelschiffe von 118596 Last, zusammen 1102 Schiffe von 121186 Last, mehr als irgendeine andere preuß. Provinz, auch Schleswig-Holstein und Hannover mitgerechnet. Die in Stettin befindliche ritterschaftliche Privatbank P.s wurde 1821 gegründet. Der Bankcredit wird durch das ritterschaftliche Landschaftsinstitut geschützt. Von der pommerschen General-Landschaftsdirection ressortiren die Landschafts-Departementsdirectionen in Anklam, Stargard, Treptow und Stolp. Provinzialstände traten in P. 1823 ins Leben. Ihr Verband umfaßt die jetzigen drei Regierungsbezirke mit Ausnahme der früher zur Ukermark gehörigen Theile der Kreise Randow, Regenwalde und Saatzig (7,8 Q.-M.) im Regierungsbezirk Stettin und der Kreise Dramburg und Schievelbein (9,5 Q.-M.) im Regierungsbezirk Köslin, die sämmtlich zum Verband von Brandenburg gehören. Die Provinz hat 1 Universität, Greifswald (s. d.), mit der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Eldena, 13 Gymnasien (Stettin, Anklam, Greifswald, Stargard, Pyritz, Treptow an der Rega, Köslin, Kolberg, Neustettin, Stolp, Stralsund, Greifswald, Putbus), ferner 1 Progymnasium zu Demmin, 3 Realschulen erster Ordnung zu Stettin, Kolberg und Stralsund, 1 Realschule zweiter Ordnung zu Wolgast, 2 vom Ministerium anerkannte und 5 städtische höhere Bürgerschulen, 2 Provinzialgewerbschulen zu Stettin und Stralsund, 25 höhere Töchterschulen, 6 Schullehrerseminare zu Kammin, Pölitz, Pyritz, Franzburg, Köslin und Bütow, 2 Taubstummenlehranstalten zu Stettin

und Stralsund, 2 Blindenlehranstalten zu Stettin. 1824 wurde eine Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde gestiftet, die seit 1832 «Baltische Studien» herausgibt. Vgl. Berghaus, «Landbuch von P.» (Bd. 1—4, Anklam 1863—67); Grasso, «Topogr.-statist. Handbuch von Neuvorpommern und Rügen» (Stralf. 1859).

In ältester Zeit wohnten celt., dann deutsche Stämme in P. Noch findet man Hünengräber, Burgwälle, Waffen, Ringe u. s. w. Im 6. Jahrh. wanderten Wenden ein, die das Land Po-More, d. i. «am Meere» nannten und urkundlich selbst unter dem Namen Pomoren und Pomorjanen (Pomerani) vorkommen. Schon damals hatte das Land blühende Handelsplätze. Auf Wollin lag Julin, das fabelhafte Vineta (s. d.). Später ein Haupttheil des alten wendischen Königreichs, hatte P. von 1062 an eigene Herzoge, als deren Ahnherr Swantibor (gest. 1107) gilt. Schon seit dem 9. Jahrh. machte man von verschiedenen Seiten Versuche, die Pommern zum Christenthum zu bekehren. Der eigentliche Apostel des Landes war der Bischof Otto von Bamberg, der, von dem poln. Herzoge Boleslaw II. zur Bekehrung der Pommern aufgefordert und von deren Herzoge Wratislaw empfohlen, auf zwei Missionsreisen (1124—25 und 1128) mit Weisheit und Milde das Christenthum pflanzte. Am 15. Juni 1124 vollzog er die Taufe von 7000 Pommern am Ottobrunnen bei Pyritz, wo ihm 1824 König Friedrich Wilhelm III. ein Denkmal setzen ließ. Zu Julin wurde das erste Bisthum gegründet, später aber nach Kammin verlegt. Mit der Einführung des Christenthums begann durch Klöster und niedersächs. Ansiedler aus dem Braunschweigischen, Westfalen und Ostfriesland die Germanisirung des Landes. Des erwähnten Herzogs Swantibor Söhne stifteten mehrere Linien und waren ganz unabhängige Fürsten. Die Einfälle der Dänen, Polen und Rugier machten jedoch den Pommern den Anschluß an ein mächtiges Reich wünschenswerth. Kaiser Friedrich I. belehnte die Fürsten Bogislaw und Kasimir im Einverständniß mit Waldemar von Dänemark 1181 im Lager vor Lübeck als Herzoge des Deutschen Reichs mit der Fahne. Das damalige weitausgedehnte Herzogthum umfaßte das Land zwischen der Oder, Warthe, Netze, Weichsel und Ostsee. Hernach unterschied man das eigentliche P. oder Slawien und Pomerellen (das jetzige nördl. Westpreußen bis zur Weichsel). Auch die Ukermark, ein Theil der Neumark und das «Land Stargard» (etwa das jetzige Mecklenburg-Strelitz) gehörten einst zu P. Seit der Verbindung mit Deutschland machte die Germanisirung des Landes große Fortschritte. Zum Ersatz für das 1310 an den Deutschen Orden abgetretene Pomerellen nebst Danzig vereinigte 1325 Fürst Wratislaw IV. die Insel Rügen mit P. Seit 1295 war die dauernde Trennung des Fürstenhauses in die beiden herzogl. Linien Stettin und Wolgast erfolgt. Kämpfe mit den Nachbarstaaten, insbesondere Brandenburg, und Streitigkeiten mit den Städten, namentlich mit dem zur Hansa gehörigen Stralsund, füllen die mittelalterliche Geschichte P.s aus. 1464 erlosch die Linie Stettin. Ihr Besitz ging, trotz der von Brandenburg erhobenen Berufung auf einen Erbvertrag, an die Linie Wolgast über. Doch wurde die Anwartschaft zur Erbfolge dem Kurfürsten Johann Cicero im Vertrage zu Pyritz 1493 ausdrücklich bestätigt. Die letzte Theilung des Landes in die Herzogthümer Stettin und Wolgast 1531 war nicht von langer Dauer. Barnim XI. von Stettin und Philipp I. von Wolgast führten die Reformation und die von Bugenhagen verfaßte Kirchenordnung in ihren Landen ein, die 1534 auf dem Landtage zu Treptow auch von den Ständen angenommen wurde. 1625 erlosch das Haus Wolgast, und 10. März 1637 starb mit Bogislaw XIV. das alte Herzogthum im Mannsstamme aus. In Gemäßheit bestehender Erbverbrüderung hätte nun das Kurhaus Brandenburg das ganze Land in Besitz nehmen sollen. Da aber während des Dreißigjährigen Kriegs P. die Schweden besetzt hielten, so mußte sich das Kurhaus im Westfälischen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Insel Rügen aber an Schweden überlassen. Als jedoch Karl XII. im Nordischen Kriege auch den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Stettin nur bis zum Frieden besetzt halten wollte, zum Kriege reizte, mußte Schweden an Preußen im Frieden zu Stockholm 1720 den größten Theil Vorpommerns sammt den Inseln Wollin und Usedom abtreten. Damals behielt Schweden blos das Stück zwischen Mecklenburg, der Ostsee und dem Peenefluß nebst der Insel Rügen. Durch den Vertrag vom 4. Juni 1815 kam Preußen auch in Besitz von Schwedisch-P. Schweden hatte nämlich infolge der Besitznahme Norwegens seinen Antheil von P. an Dänemark abgetreten; von diesem tauschte Preußen es gegen das Lauenburgische und eine Summe von 2,600000 Thlrn. ein. Ueberdies zahlte Preußen noch an Schweden $3\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. und vergütete den schwed. Donatarien jährlich 43000 Thlr. Vgl. Kantzow, «Pomerania», eine der besten ältern deutschen Chroniken, herausgegeben von Kosegarten (2 Bde., Greifsw. 1816—17) und von Böhmer (Stettin 1835); Sell, «Geschichte des Herzogthums P.» (bis 1648, 3 Bde., Berl. 1819—20); Barthold, «Geschichte von Rügen und P.» (4 Bde.,

Hamb. 1839—44); Kosegarten, «Pommersche und rügische Geschichtsdenkmäler» (Bd. 1, Greifsw. 1834); Bohlen, «Die Erwerbung P.s durch die Hohenzollern» (Berl. 1865).

Pomologie, s. Obst und Obstbaumzucht.

Pomona, eine in Latium einheimische Göttin alles dessen, was in Gärten an Gewächsen und Baumfrüchten gezogen und erzeugt wird, hatte in Rom einen eigenen Priester, Flamen Pomonalis genannt. Ihr Gemahl war Vertumnus, der sich anfangs umsonst unter tausend verschiedenen Gestalten bemüht hatte, sich ihr zu nähern, bis er endlich als altes Mütterchen seinen Zweck erreichte und sich dann als schönen Jüngling zeigte. Dargestellt wurde sie mit einem Fruchtkörbchen oder mit Früchten auf dem Schofse, mit einem Fruchtkranze in den Haaren und mit dem Gartenmesser in der rechten Hand.

Pomörium hieß in Rom der jeder menschlichen Benutzung entzogene geheiligte Raum, der längs beider Seiten der Stadtmauer hinlief und durch Markſteine (cippi) begrenzt war. Die sog. städtischen Auspicien (auspicia urbana) mußten innerhalb des P. angestellt werden, das zugleich die Grenze des städtischen Friedens war, daher in den Centuriatcomitien die Bürger sich außerhalb desselben versammelten.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de), eine durch ihren polit. Einfluß berüchtigte Maitresse Ludwig's XV. von Frankreich, geb. 29. Dec. 1721 zu Paris, war die natürliche Tochter eines franz. Unterbeamten bei der Armeeverwaltung. Ein reicher Generalpächter, der mit ihrer Mutter lebte, nahm sie in sein Haus und ließ sie sehr gut erziehen. Das Mädchen verrieth viel Talent für Gesang und Malerei, war schön und klug und erlangte im Hause des Pflegevaters Gewandtheit und gesellige Bildung. 1741 vermählte sie sich mit dem Unterfinanzpächter Lenormand d'Etoiles, der alle Eigenschaften besaß, um sie glücklich zu machen. Die junge Frau faßte jedoch, von ihrer Mutter angeregt, den Plan, durch den Kammerdiener Ludwig's XV., Namens Binet, die Bekanntschaft des Königs zu machen. Sehr anziehend gekleidet, mußte sie während der Jagd im Holze von Senar beim Könige vorüberfahren, wodurch sie auch ihren Zweck mit Hülfe Binet's erreichte. Weil sich Ludwig XV. zuvor seiner alten Geliebten, der Frau von Chateauroux, entledigen wollte, konnte er die neue Bekanntschaft nicht sogleich zu sich nehmen. Erst 1745 erschien sie bei Hofe und empfing zugleich den Titel einer Marquise von P. Ihr Gemahl, der sich nicht zufrieden geben wollte, wurde verwiesen, durfte aber bald zurückkehren und erhielt die Stelle eines Generalpächters der Finanzen, dann der Posten. Die Marquise genoß vom Anfange an bei Hofe großes Ansehen, befaßte sich aber zunächst gar nicht mit Politik, sondern spielte die Rolle einer Beschützerin von Kunst und Wissenschaft. Schon nach einigen Jahren erkaltete die Neigung des Königs, die nie groß war, und sie suchte sich nun denselben unentbehrlich zu machen, indem sie ihm unablässig durch allerlei Spielereien die Zeit vertrieb und für neue Gegenstände seiner Begierden sorgte. Zugleich entschädigte sie sich durch einen unglaublichen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. In ihrem glänzenden Palaste zu Versailles wurde der Staats- und Ministerrath gehalten, und nur ihre Günstlinge erhielten die wichtigen Aemter. Die Theilnahme Frankreichs am Kriege gegen Friedrich II. soll hauptsächlich ihr Werk gewesen sein, indem sie die Kaiserin Maria Theresia durch ein eigenhändiges Schreiben zu gewinnen suchte. Auch entfernte sie den Cardinal Bernis, der mit Ludwig XV. den Frieden wünschte, vom Ministerposten und brachte Choiseul (s. d.) an dessen Stelle. Ihr Einfluß erstreckte sich sogar auf die Ernennung der Feldherren. So ließ sie den Marschall d'Estrées im Augenblicke seiner Siege absetzen und gab ihm eine Reihe unfähiger Nachfolger. Ihr Bruder wurde zum Marquis von Marigny und Surintendanten der öffentlichen Bauten ernannt. Die Marquise starb 15. April 1764, von dem abgestumpften Könige kaum bedauert, von der Nation verabscheut und verspottet. Die «Mémoires» und die «Lettres», die (Lond. 1758) unter ihrem Namen erschienen, sollen von dem jüngern Crébillon sein. Vgl. Capefigue, «Madame de P.» (Par. 1858); De Goncourt, «Les maîtresses de Louis XV» (2 Bde., Par. 1861).

Pompeji (lat. Pompei), eine ursprünglich jedenfalls unmittelbar am Meere (das jetzt durch Erweiterung der Küste etwas zurückgedrängt ist) in der Nähe der Mündung des Flusses Sarnus gelegene oskische Stadt Campaniens, 5 St. von Neapel nahe dem südöstl. Fuße des Vesuv, die in der ältern Zeit als Stapelplatz für die weiter landeinwärts gelegenen Ortschaften der Umgegend von Bedeutung war. Mit der Unterwerfung der Samniten kam auch P. unter röm. Herrschaft und wurde allmählich unter Zurückdrängung des oskischen Elements romanisirt, besonders da es durch Augustus zum Municipium, durch Nero zur röm. Colonie erhoben worden war. Im J. 63 n. Chr. wurde die Stadt wie die ganze Umgegend durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht, welches die meisten öffentlichen Gebäude mehr oder weniger beschädigte, sodaß be-

deutende Neubauten nothwendig wurden. Dieſe waren zum größten Theil vollendet, als der furchtbare Ausbruch des Veſuv 79 n. Chr., durch welchen auch Herculaneum (ſ. d.) und einige kleinere Orte der Umgegend zerſtört und begraben wurden, P. mit einem Regen von Aſche und Bimsſteinbrocken überſchüttete. Seitdem lag die Stadt über 16½ Jahrh. lang unter dieſer gegen 20 F. hohen Decke, die im Laufe der Zeit mit Feldern und Weingärten überzogen worden war, begraben und vergeſſen. Erſt 1748 begann unter König Karl III. von Neapel die Aufdeckung derſelben, die unter den folgenden Regierungen, freilich in ſehr verſchiedenem Maßſtabe (am eifrigſten unter Murat) fortgeſetzt, in der letzten Zeit der Bourbonenherrſchaft faſt ganz ſiſtirt, nach dem Anſchluſſe Neapels an das Königreich Italien mit rühmlichſtem Eifer und in methodiſcher Weiſe unter Fiorelli's Leitung wieder aufgenommen worden iſt. Vgl. Fiorelli, «Pompeianarum antiquitatum historia» (2 Bde., Neap. 1861—63) und das von denſelben Gelehrten herausgegebene, aber bald wieder eingegangene «Giornale degli scavi di Pompei». Der bisjetzt aufgedeckte Theil, etwa die Hälfte des ganzen Stadtraumes, enthält mehrere öffentliche Plätze, darunter das an drei Seiten von Säulenhallen umgebene, mit Marmorplatten gepflaſterte große Forum, verſchiedene Tempel (des Jupiter, der Venus, der Iſis, der Fortuna, des Hercules u. ſ. w.), öffentliche Gebäude (Baſilica, Curien, Senaculum u. a.), zwei große Anlagen für öffentliche Bäder (Thermen), ein Amphitheater, zwei Theater, eine Kaſerne für Gladiatoren und ſehr zahlreiche Läden und Privathäuſer, die durch ihre zum größten Theil erhaltene innere Einrichtung das anſchaulichſte Bild des antiken Privatlebens gewähren und durch die Malereien, welche die Wände der meiſten Zimmer bedecken, ſowie durch die künſtleriſche Behandlung der häuslichen Geräthſchaften einen hohen Begriff von dem alles verſchönernden Kunſtbedürfniß, der Veredlung der Erzeugniſſe des Handwerks durch das Kunſtgefühl der Alten geben. Es geſchieht dies um ſo mehr, als uns dieſe Fülle von zierlichen und anmuthigen Kunſtwerken in einer einfachen Provinzialſtadt entgegentritt. So iſt denn mit Recht P. ſeit Winckelmann's Zeit eine Art Wallfahrtsort für Alterthumsforſcher und Alterthumsfreunde geworden. Doch hat man die Bildſäulen, Geräthſchaften, Wandgemälde und Moſaiken von ihren Plätzen entfernt und im Muſeo Nazionale (dem ehemaligen Muſeo Borbonico im Palazzo degli Studj) in Neapel zu einer in ihrer Art einzigen Sammlung vereinigt. Von der ſehr zahlreichen Literatur über P. ſind nur zu nennen: Mazois, «Antiquités de Pompéi» (4 Bde., 1812—38), Gell und Gandy, «Pompejana» (Lond. 1817 fg.; Neue Serie 1830), und Overbeck, «Pompeji» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1866). Die vollſtändigſte Sammlung der in P. ſowie in Herculaneum gefundenen Geräthſchaften, Malereien und Moſaiken enthält das Werk von Roux und Barré, «Herculanum und P.» (deutſch von A. Kaiſer, 6 Bde., Hamb. 1841); eine Auswahl der ſchönſten Malereien enthalten die Prachtwerke von Zahn, «Die ſchönſten Ornamente und merkwürdigſten Gemälde aus P., Herculanum und Stabiä» (3 Serien zu je 100 Tafeln, Berl. 1828 fg.), von Ternite, «Wandgemälde aus P. und Herculanum» (mit Text von O. Müller und Welcker, 11 Lfgn., Berl. 1839—47) und von Rochette, «Choix de peintures de Pompéi» (Par. 1844).

Pompejus iſt der Name eines röm.-plebejiſchen Geſchlechts, das erſt nach der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. mit Quintus P. bedeutend wird. Derſelbe gelangte trotz des Widerſtandes der Nobilität zu conſulariſchen Würden, führte als Prätor den luſitaniſchen Krieg gegen Viriathus, als Conſul gegen Numantia in Spanien und bekleidete 131 die Cenſur. — Sein Enkel Quintus P. Rufus ſtand eifrig zur Sullaniſchen Partei und wurde 87, als er über das Heer des Cnejus P. Strabo den Oberbefehl übernommen hatte, erſchlagen. Der Letztgenannte focht mit Auszeichnung im Bundesgenoſſenkrieg (91—88 v. Chr.), ſtand aber politiſch im ſchlimmſten Rufe der Zweideutigkeit und tückiſchen Selbſtſucht, wie man ihm denn einen Antheil an der Ermordung des Obenerwähnten zuſchrieb. Nach Rom entboten, um die Stadt gegen Marius und ſeinen Anhang zu ſchützen, ſtarb er (87) vom Blitz erſchlagen. — Sein Sohn Cnejus P. mit dem Beinamen Magnus, geb. 29. Sept. 106 v. Chr., nachmals der berühmte Gegner Julius Cäſar's (ſ. d.), hat am meiſten zum Glanze des Geſchlechts beigetragen. Nachdem er ſchon als Jüngling an den Kämpfen unter ſeinem Vater theilgenommen und (83) in dem Augenblick, wo Sulla nach Italien zurückkehrte, mit Erfolg gegen die Marianiſche Partei ſich erhoben, ſtieg er raſch durch glückliche Waffenthaten und die Gunſt des allmächtigen Dictators. Gegen Papirius Carbo in Etrurien (82), gegen Cn. Domitius Ahenobarbus in Afrika (81) waren ſeine Waffen ſiegreich. Sulla, deſſen Stieftochter Aemilia er mit ſchmählicher Verſtoßung der eigenen Gattin Antiſtia geheirathet, bewies ſich dankbar, und der junge, glückliche und talentvolle Soldat ſchien der natürliche Erbe des Sullaniſchen Einfluſſes werden zu müſſen. Nach Sulla's Tode war es denn auch P., der gegen den Verſuch des Alt-

consuls M. Aemilius Lepidus die aristokratischen Einrichtungen Sulla's aufrecht hielt (77) und den begabtesten Vertreter der Marianischen Partei, Sertorius in Spanien, zwar lange Zeit ohne Erfolg bekämpfte, aber doch nach dessen schmählicher Ermordung die Früchte dieser Katastrophe geschickt erntete (71). Ebenso gelang es ihm, den Sklavenkrieg, nachdem Crassus das Schwerste gethan, glücklich zu beendigen, dann gegen die bestehende Ordnung, bevor er die Reihenfolge der übrigen Magistrate durchgemacht, das Consulat für das J. 70 zu erlangen. In dieser Stellung machte er zwar, herrschbegierig und popularitätssüchtig wie er war, der demokratischen Richtung Concessionen; aber er genoß doch auch damals noch die Unterstützung eines Theils der aristokratisch-senatorischen Parteien. Sein glänzendes militärisches Talent war für dieselben zu wichtig, als daß sie nicht dem mehr selbstgefällig-eiteln als großartig-ehrgeizigen Manne manches Opfer hätten bringen sollen. Der Bruch mit dem Senat aber trat ein, als mit Hülfe der Demagogie und des Drucks der Massen ihm in dem Kriege gegen die Seeräuber (67) eine unbeschränkte Vollmacht auf drei Jahre durch das Gabinische Gesetz ertheilt und, nachdem der Kampf beendigt, ihm auch in ähnlicher Weise durch das Manilische Gesetz der Oberbefehl gegen Mithridates übergeben wurde (66). Damit erreichte seine Machtstellung in der Republik ihren Höhepunkt. Es waren nicht blos große Siege, die er erfocht, denn höchst Wichtiges hatte der mit Undank entfernte aristokratische General Lucullus schon geleistet; aber sein unbeschränktes Ansehen, der Einfluß, den er nun besaß, und die Mittel, sich Creaturen und Anhang zu schaffen, galten in diesem Augenblick mehr, als es das Wesen einer republikanischen Staatsordnung vertrug. Indem die aristokratische Partei und die Patrioten, welche die republikanischen Formen zu erhalten suchten, durch dies Uebermaß von Macht aufs höchste besorgt wurden und ihre Wachsamkeit gegen P. schärften, trieben sie den durch Huldigungen und äußere Ehren verwöhnten Mann nur den Gegnern immer mehr in die Arme. Misvergnügt über die Zurückhaltung und das Mistrauen im Senat, das höchst empfindlich sich seit 61 v. Chr. gegen ihn kehrte, schloß er (60) mit Cäsar und Crassus das sog. Triumvirat, wobei Cäsar ihm wol einen Theil seiner Wünsche, die Ackervertheilung an die Veteranen und die Bestätigung der asiat. Einrichtungen, erfüllen half, aber doch zugleich den Einfluß des P. und den Reichthum des Crassus benutzte, um in dem Consulat vom J. 59 den Grund seiner eigenen Macht zu legen, die Sullanischen Einrichtungen aufzulösen, sich selbst die Provinz Gallien zu verschaffen und störende Einflüsse senatorischer Wortführer, wie Cicero war, zu beseitigen. P. erlangte allerdings bei der Erneuerung des Triumvirats 56 das Consulat und die Verwaltung Spaniens auf fünf Jahre; aber Cäsar schuf sich währenddem die Mittel künftiger Herrschaft und blieb den widerwärtigen Zerwürfnissen, deren Schauplatz Rom damals war, persönlich fern. Durch den Tod des Crassus 53 hörte das Triumvirat auf; auch ward durch den Tod der Julia, der an P. vermählten Tochter Cäsar's (54) der Bund beider sehr gelockert und löste sich allmählich. Sowol um gegen Cäsar's wachsende Macht eine Stütze zu gewinnen, als zur Schlichtung der furchtbaren innern Wirren, die in dem Streit zwischen Milo und Clodius ihren Höhepunkt erreichten, näherte sich die aristokratisch-conservative Partei wieder dem P. Er wurde (52) zum alleinigen Consul gewählt und begann nun im Sinne der Partei, mit der er sich wieder ausgesöhnt, zu wirken. Dies drängte zum Bruche mit Cäsar (49), obwol P. auf den Kampf, zu dem sich sein Gegner lange gerüstet, wenig vorbereitet war. P. mußte daher die westl. Länder preisgeben und den Krieg nach Osten spielen. Anfang 48 erschien Cäsar in Epirus. Die Gefechte, die P. in der Nähe von Dyrrhachium, seinem Hauptwaffenplatz, dem Cäsar lieferte, waren nachtheilig für diesen, der, in der Zufuhr behindert, sich nach Thessalien wendete. P. folgte ihm; aber seinem Plan, ihn hier durch Mangel aufzureiben, stellte sich der Uebermuth seiner Partei entgegen, die eine Schlacht wollte. So entschied sich 9. Aug. bei Pharsalus (s. d.) sein Schicksal. Auf der Flucht wandte er sich nach Aegypten, wo er wegen früherer Dienste auf Dank glaubte rechnen zu können; allein die Räthe des unmündigen Königs ließen ihn, bevor er landete, treulos ermorden, ohne sich damit den Dank des Siegers, der wenig Tage später ankam, zu erwerben. Von seinen Kindern überlebten ihn die, welche ihm seine dritte Gemahlin, Mucia, die er 62 wegen Untreue verstieß, geboren hatte: eine Tochter, **Pompeja**, die erst an Faustus Cornelius Sulla, dann an den Cinna, der sich gegen Augustus verschwor, verheirathet war, und zwei Söhne, Cnejus und Sextus. **Cnejus P.**, geb. um 78, setzte nach seines Vaters Tode den Kampf gegen Cäsar in Spanien fort, unterlag aber (45) in der Schlacht bei Munda und wurde auf der Flucht getödtet. **Sextus P.**, geb. 75, kämpfte erst in Afrika, dann mit seinem Bruder in Spanien gegen Cäsar. Nach der Niederlage von Munda sammelte er neue Kräfte und behauptete sich (44) im südl. Spanien. Er bemächtigte sich nach Cäsar's Ermordung

Siciliens, beunruhigte das Meer und die Küſten, beſetzte Carſica und Sardinien und nöthigte das zweite Triumvirat, ihn förmlich in dem Vertrage von Miſenum anzuerkennen (39 v. Chr.). Schon im folgenden Jahre wurde dieſer Vertrag gebrochen. Octavian bekriegte den Sextus eine Zeit lang ohne Glück, bis ihn Agrippa durch den Seeſieg bei Meſſana überwand. Er entflah mit dem Reſte der Flotte nach Lesbos. Bei dem Verſuch, ſich Kleinaſiens zu bemächtigen, fiel er in die Gewalt des Titius, eines Legaten des Antanius (35), der ihn hinrichten ließ.

Pompejusſäule heißt eine berühmte Säule zu Alexandria (ſ. d.) in Aegypten, die zu den wenigen Ueberreſten gehört, welche daſelbſt aus dem griech.-röm. Alterthume erhalten ſind. Nach im Mittelalter ſtand die Säule in einem Hofe in der Mitte von mehrern hundert kleinern Säulen, woher auch ihr arab. Name Amud-es-Sawari, d. h. Säule der Säulen. Der Schaft, ein Monolith dunkelrothen Granits von echt griech. Arbeit, wahrſcheinlich aus der Zeit der erſten Ptolemäer, hat 73 par. F. Höhe und im untern Durchmeſſer 8 F. Der Unterſatz und das Capitäl ſind ſehr rah aus Sandſtein ausgeführt und verrathen die ſpätere Kaiſerzeit. Der Kern des Unterbaues, worauf die ganze Laſt ruht, beſteht aus einem alten, verkehrt in die Erde geſteckten Obelisken mit dem hieraglyphiſchen Namen Pſammetich. Das Ganze iſt 98 F. 9 Zoll hoch und hat 29 F. 8 Zoll im Umfange. Die Säule iſt wahrſcheinlich bei einer der vielen Belagerungen im 3. Jahrh. n. Chr. umgeſtürzt, aber, wie die griech. Inſchrift am Fußgeſtell ſagt, unter dem Kaiſer Diocletian von dem ägypt. Statthalter Publius oder Poſidius wieder aufgerichtet worden, der den Fuß und das Capitäl hinzufügen ließ und zum Unterbau einen alten Obelisken benutzte. Die Säule ſteht vor dem ſüdl. Thore Alexandrias mitten unter Schutthügeln und elenden Lehmhütten von Arabern, welche vam Piedeſtale Steinſtückchen zum Verkauf an Reiſende abzubrechen pflegen und bereits den Unterban ausgehöhlt haben.

Pompelmuſe wird die Frucht eines zur Gattung Agrume (Citrus) gehörigen Baums genannt, der im Syſteme den Namen Pompelmusagrume (C. decumana L.) führt, dem Orangenbaume gleicht, durch ſtarkgeflügelte Blattſtiele und ſehr große Früchte ſich auszeichnet und beſonders in Oſt- und Weſtindien, aber auch in den wärmern Gegenden der übrigen Welttheile cultivirt wird. Die Früchte ſind kugelig, zuweilen 10—14 Pfd. ſchwer und von der Größe eines Menſchenkopfs, grünlich- aber blaßgelb, ihre Saftzellen nicht verwachſen, ſondern getrennt und die Schale ungemein dick. Im Wohlgeſchmacke gleichen ſie den beſten Orangen und werden deshalb in Oſtindien ſehr häufig roh gegeſſen, namentlich von den Brahmanen; mit Wein nnd Zucker eingemacht dienen ſie in der heißen Jahreszeit als angenehmes Erfriſchungsmittel, und in Zucker eingeſetzt ſind ſie unter dem Namen Citronat (ſ. d.) bekannt.

Pompiercorps, ſ. Feuerlöſchweſen.

Ponce de Leon (Fray Luis), einer der berühmteſten lyriſchen Dichter der Spanier, wurde 1527, wahrſcheinlich zu Granada, gebaren. Er trat 1544 zu Salamanca in den Orden des heil. Auguſtin und wurde an der Univerſität daſelbſt zum Doctor und Profeſſor der Theologie ernannt. Sein Ruf als einer der gelehrteſten Ausleger der Bibel veranlaßte ſeine Neider, ihn wegen einer gegen das Verbot der Kirche unternommenen Ueberſetzung des Hohen Liedes ins Spaniſche und Deutung des myſtiſchen Sinnes deſſelben anzuklagen und ſeine Rechtgläubigkeit bei dem Inquiſitionstribunal von Valladolid zu verdächtigen. Infolge davan hatte er fünf Jahre in den Kerkern dieſes Tribunals zu ſchmachten, bis es ihm gelang, ſeine Verleumder gänzlich zu widerlegen. Unter allgemeinem Jubel wurde er nicht nur in Freiheit, ſondern auch in ſeine vorigen Würden wieder eingeſetzt und zuletzt ſogar zum Pravinzial ſeines Ordens ernannt. Noch ehe er aber dieſe Würde angetreten hatte, ſtarb er zu Madrigal 23. Aug. 1591. Queveda gab 40 J. nach ſeinem Tode zuerſt ſeine Gedichte (Madr. 1631) heraus; die beſte Ausgabe aber davon erſchien zugleich mit ſeinen übrigen Werken in ſpan. Sprache (6 Bde., Madr. 1804—16). Spaniſch und deutſch wurden ſeine Gedichte von Schlüter und Storck (Münſt. 1853) herausgegeben. Sowol in ſeinen eigenen Gedichten als auch in ſeinen zahlreichen paetiſchen Uebertragungen altclaſſiſcher und bibliſcher Gedichte zeichnet er ſich durch eine ungemeine Correctheit der Sprache und einen bezaubernden Wahllaut der Verſification aus. Unter ſeinen proſaiſchen Schriften ſind die bekannteſten und durch eine muſterhafte Sprache ausgezeichnet ſeine aſcetiſchen Abhandlungen «De los nombres de Cristo» und «La perfecta Casada».

Pondichéry (engl. Pondicherry, indiſch Pudutſcheri), die Hauptſtadt der franz. Beſitzungen in Vorderindien (Établissements français dans l'Inde) auf der Küſte Karamandel, innerhalb des brit. Diſtricts Süd-Arcot in Karnatik, liegt 18,6 M. ſüdlich von Madras, unweit der Mündung des nur unbedeutende Fahrzeuge tragenden Dſchindſchi (Gingy) in den Bengaliſchen Meerbuſen, in dürrer Ebene. Die Stadt zerfällt in die Weiße Stadt der Europäer und die

Schwarze Stadt der Eingeborenen, die durch einen überbrückten Kanal getrennt sind. Die letztere besteht größtentheils nur aus Hütten. Die erstere hat schöne gerade Straßen, nach europ. Art gebaute Häuser, einen schönen Platz und hübsche mit Bäumen bepflanzte Boulevards, mehrere kath. Kirchen, ein Collége für die engl., Hindustani- und Malabar-Sprache, mehrere Freischulen für den Elementarunterricht aller Bekenntnisse und Kasten, ein Priesterseminar, öffentliche Werkstätten, eine Bibliothek, eine Buchdruckerei, ein Theater, einen Botanischen Garten. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: das Gouvernementshaus, die Missionskirche, die großen Bazars (1827 angelegt), der Leuchtthurm (1836 erbaut). Auch an Pagoden fehlt es nicht. P. ist Sitz des Gouverneurs von Französisch-Indien, eines Verwaltungsraths, eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz und eines Friedensgerichts, eines apostolischen Präfecten, einer Congregation der Missions étrangères de France. Die Stadt zählt etwa 51000 E., darunter 1000 Europäer. Es befinden sich hier eine vom Staate unterhaltene Musterspinnerei für Seide und Baumwolle, Hohöfen, eine Kupferschmelze, zahlreiche Indigofärbereien, Manufacturen für Tischleinwand und Baumwollgewebe, namentlich für sog. Guineastoff (blaues Zeug). Ein Hafen ist nicht vorhanden, nur eine offene Rhede, deren geringe Wassertiefe, verbunden mit der starken Brandung an der Küste, eine Landung nur mittels eigens dazu gebauter Flachboote zuläßt. Gleichwol ist der Ort der Mittelpunkt des indischen Handels der Franzosen. P. wurde 1672 (nach andern 1679) als Dorf nebst einem kleinen Gebiete vom Könige von Bedschapur (Wisiapur) an die Ostindische Compagnie (s. d.) der Franzosen abgetreten und sofort befestigt, 5. Sept. 1693 von den eifersüchtigen Holländern erobert, aber im Frieden zu Rijswick 1697 wieder zurückgegeben. Der Ort wuchs nun zu einer ansehnlichen Stadt empor, die 1761 über 70000 E. zählte und noch im Anfange des 19. Jahrh. von Lord Valentia als die schönste Stadt Indiens nächst Kalkutta bezeichnet wird. 1748 hielt sie unter Dupleix eine vierzehntägige Belagerung gegen die Engländer aus, wurde aber 16. Jan. 1761 (unter Lally) von den Engländern unter Coote erobert und zerstört, 1763 zurückgegeben, 17. Oct. 1778 abermals von den Briten unter Munro und Vernon erobert, 1783 im Frieden von Versailles aufs neue zurückgegeben, doch schon 23. Aug. 1793 vom Nabob von Karnatik in Verbindung mit den Briten wieder in Besitz genommen, worauf man die Festungswerke abtrug. Im Frieden von Amiens 1802 erhielt Frankreich zwar Stadt und Gebiet wieder zurück, aber bereits 11. Sept. 1803 besetzten sie die Engländer aufs neue und gaben sie erst infolge des Pariser Friedens von 1814 zurück, unter der Bedingung, keine Festungswerke mehr anzulegen. — Das Gouvernement P., der Rest der frühern franz. Besitzungen in Indien, umfaßt in seinen verschiedenen Gebietstheilen ein Areal von 8,89 Q.-M. mit 229533 E. und zerfällt in die fünf getrennten Territorien: P., Karikal, Yanaon, Mahé und Chandernagor (s. d.).

Poniatowski, eine fürstl. Familie in Polen, die ihren Ursprung von dem alten ital., von den Grafen von Guastalla und Montechiarugolo abstammenden Geschlechte der Torelli ableitet. Den Glanz des Geschlechts begründete Stanislaw P., geb. 1677, der während des Nordischen Kriegs sich an Stanislaw Leszczynski und Karl XII. anschloß, mit dem schwed. Heere nach Rußland zog und bei Pultawa wesentlich zur Lebensrettung Karl's XII. beitrug. Letzterer sendete ihn sodann von Bender aus nach Konstantinopel, wo er den Sultan zum Kriege gegen Rußland zu bewegen wußte. Im Auftrage Karl's XII. setzte er Stanislaw Leszczynski zum Fürsten in dem damals schwed. Zweibrücken ein. Nach Karl's Tode trat er zu August II. über, der ihn zum Wojwoden und Regimentarius erhob. Als nach dem Tode August's Leszczynski wieder in Polen als Kronprätendent auftrat, schloß sich ihm auch P. wieder an, wurde aber bei Danzig von den Russen gefangen genommen. Nach seiner Freilassung versöhnte er sich auf Leszczynski's Wunsch mit August III., bei dem er darauf in hohen Ehren stand. Er starb 3. Aug. 1762. — Von seiner zweiten Gemahlin, einer Fürstin Czartoryiska, hinterließ er mehrere Söhne, von welchen, nächst dem zum Könige von Polen erhobenen Stanislaus August (s. d.), zu erwähnen sind: Kazimierz P., geb. 1721, der in den Fürstenstand erhoben wurde, während der Regierung seines Bruders Großkämmerer der Krone war und 1800 starb; Andrzej P., der 1756 deutscher Reichsfürst wurde und 3. März 1773 zu Wien als österr. Generalfeldzeugmeister starb; Michal P., der jüngste der Brüder, der in den geistlichen Stand trat und bis zu der Würde eines Erzbischofs von Gnesen und Primas des Reichs aufstieg. Als er während des Aufstandes von 1794 in Warschau plötzlich starb, entstand die allgemeine Behauptung, daß er seiner Unpopularität wegen aus Furcht sich vergiftet habe. — Jozef Antoni, Fürst P., geb. 7. Mai 1762 zu Warschau, war der Sohn des erwähnten Andrzej und einer Gräfin Kinska. Er erwählte schon früh die militärische Laufbahn und nahm Dienste im österr. Heer, war jedoch auch

häufig in Warschau anwesend und wurde der Liebling seines Oheims, des Königs. 1789 gleich andern in fremden Diensten befindlichen Polen ins Vaterland zurückgerufen, trat er als Generalmajor ins poln. Heer über, dessen Organisation er eifrig und kräftig betrieb. Sein Oheim stellte ihn während des Feldzugs von 1792 an die Spitze des poln. Heeres und Kosciuszko und Wielhorski standen damals unter ihm. Nachdem der König der Conföderation von Targowiza beigetreten, nahm P. mit dem größten Theile der besten Offiziere seinen Abschied. Als indeß Kosciuszko zur Rettung des Vaterlandes 1794 in Krakau sich erhob, trat er sogleich und ohne Rücksicht darauf, daß Kosciuszko früher unter ihm gefochten hatte, unter dessen Commando als Freiwilliger ins poln. Heer wieder ein. Sein biederes Betragen erwarb ihm allgemeine Achtung und Liebe. Kosciuszko vertraute ihm eine Division an, mit welcher er während der beiden Belagerungen Warschaus wesentliche Dienste leistete. Bald nach der Uebergabe der Stadt ging er nach Wien. Er schlug die Anerbietungen Katharina's und Paul's aus, welcher letztere ihn zum Generallieutenant und zum Chef des kasanschen Cavalerieregiments ernannt hatte. Hierauf lebte er als Privatmann und preuß. Unterthan auf seinen Gütern bei Warschau, bis er nach Errichtung des Herzogthums Warschau das Kriegsministerium übernahm. 1809 befehligte er das poln. Heer gegen die zur Besetzung des Herzogthums Warschau bestimmten Oesterreicher unter dem Erzherzoge Ferdinand, wurde zwar 19. April bei Raszyn geschlagen, zwang aber trotzdem den Feind, mehr durch geschickte Bewegung als durch Waffengewalt, zur Räumung des Herzogthums, worauf er in Galizien bis Krakau vordrang. Nach dem Frieden lebte er seinem Berufe als Minister, bis 1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des poln. Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Kriegs theilgenommen und zuletzt in der Schlacht bei Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum franz. Marschall ernannte, oft hart bedrängt, die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er in Leipzig 19. Oct. den Befehl, den Rückzug der franz. Armee zu decken. Schon waren die Sieger in den Vorstädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andere Ufer der Elster geworfen, als der Fürst mit einem nicht zahlreichen Gefolge an diesem Flusse anlangte, dessen einzige Brücke von den Franzosen bereits gesprengt war. Der Augenblick drängte, und so ungünstig auch die steilen Ufer zu einem Uebergange waren, sprengte P., schon verwundet, mit seinem Pferde in den angeschwollenen Fluß, der Roß und Mann verschlang. Erst 24. Oct. wurde der Leichnam aufgefunden und am 26. mit den dem Range angemessenen Ehren beigesetzt, dann aber nach Warschau geführt, worauf 1816 der Kaiser Alexander seine Beisetzung in der Kirche zu Krakau erlaubte, wo die Könige und Helden Polens ruhen. Die Stelle, wo er ertrank, wurde später durch einen Denkstein bezeichnet. P. hatte einen natürlichen Sohn, Jozef P., geb. 1809, der 1828 von der Gräfin Tyszkiewicz, einer Schwester seines Vaters, adoptirt und dann in Frankreich naturalisirt wurde. Derselbe kämpfte 1831 in Polen, dann als franz. Offizier in Algier, wo er 1855 starb. Er vermählte sich mit einer Engländerin, die ihm 1844 einen Sohn gebar, der ebenfalls in der franz. Armee dient. — Der erwähnte Kazimierz P. hinterließ einen Sohn, Stanislaw P., geb. 23. Nov. 1757, welcher während der Regierung seines Oheims Großschatzmeister von Litauen, Staroſt von Podolien und General der poln. Kronarmee war und dann vom russ. Kaiser zum Wirkl. Geheimrath ernannt wurde. Seit 1804 lebte er in Wien, sodann längere Zeit in Rom, wo er 1826 seine schöne, an der Via-Flaminia gelegene Villa nebst allen darin befindlichen Werken alter Bildhauerkunst an den Engländer Sykes verkaufte. Er starb zu Florenz 13. Febr. 1833. Ein Sohn von ihm ist Fürst Jozef P., geb. 21. Febr. 1816 zu Rom. Derselbe erhielt seine Bildung zu Florenz, wo er sich frühzeitig den schönen Künsten, besonders der Musik und dem Gesange zuwandte. Vom Großherzog Leopold II. von Toscana 1848 naturalisirt, ward er im Dec. 1849 toscan. Gesandter in Brüssel und 1850—53 zugleich in London. 1854 siedelte er nach Frankreich über, wo ihn Napoleon III. zum Senator ernannte und auch mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwandte. P. hat eine Reihe von Opern componirt, wie «Giovanni di Procida», die 1840 zu Lucca mit Erfolg aufgeführt ward, ferner «Pierre de Medici» und die Operette «A travers le mur» (1861), welche in Paris zur Aufführung gelangten. — Eine andere Linie des Hauses P. ist in der Ukraine reich begütert. Stammvater derselben ist Ignaz P., ein Bruder des Stanislaus P., des Freundes Karl's XII., der General und Großreichsbannerträger war und ein ungewöhnlich hohes Alter (130 Jahre) erreichte. Noch in seinem 63. Lebensjahre vermählte er sich mit einer jungen Polin (gest. 1842 in Lemberg), die ihm zwei Söhne, Jozef und Johann, gebar. Jozef P. begann seine militärische Laufbahn unter Friedrich II. von Preußen und diente dann im poln. Heere, in dem er bis zum Obersten aufrückte.

Er lebte hierauf der Verwoltung seiner Güter, bis er 1845 zu Tohancza in der Ukraine starb. Mehrere seiner Söhne hoben ausgedehnten Grundbesitz in Volhynien, Podolien und den benochborten Theilen Rußlands.

Poninski, eine odeliche poln. Familie, ursprünglich in Großpalen ansässig, gegenwärtig nicht nur in diesem Landestheile, sondern auch in Schlesien und Russisch-Palen als Grosen, in Golizien als Fürsten vielsoch verzweigt und sehr begütert, kam eigentlich erst Ende des 17. Johrh., insolge ausgezeichneter Kriegsdienste einzelner Mitglieder, unter dem König Sobiesti zu höherm Ansehen im Lande. Innige Beziehungen zu dem mächtigen Orden der Gesellschoft Jesu und glückliche Heirathen mit hahen odelichen Familien bahnten ihr zuletzt den Weg zu den höchsten Staotswürden. Am bekanntesten wurde Antan P., Wajwode von Pasen und Senator des Reichs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Fost gleichzeitig thoten sich hervor Stephon P., gest. 1733, und Fronz P., die mehrere geistliche und theal. Schriften lateinisch verfaßten. Adam P., gest. 1732 als Costellan, war königl. Cammissar in der Thorner Angelegenheit; Franz P. folgte ihm in derselben Functian. Der Sahn des genannten Wajwoden, Jaseph P., gest. 1770, war viele Johre hindurch Gesondter an fremden Höfen. In der Zeit des Untergongs Polens war ein Anton P. der erste, welcher als Reichsmarscholl die erste Theilung Palens unterschrieb. In dem Unobhängigkeitskriege unter Kasciuszko wurde Adam P., General eines besondern Corps, durch sein Ausbleiben die Hauptveronlossung der verlorenen Schlocht bei Mociejawice und des dadurch herbeigeführten Untergongs Polens. Des Londesverraths van dem Reichstage ongeklogt und verurtheilt, konnte er auch van der falgenden Regierung seine cansiscirten Güter nicht wieder erlongen und storb im Elend. Wlodislow P., aus der schles., mit den Grosen Dahno verwandten gräfl. Familie, geb. 17. Febr. 1823, stond als Cavalerieaffizier im österr. Dienste, kömpfte im ungor. Unabhängigkeitskriege auf seiten der Insurgenten und flüchtete sich donn nach Piemant. Er lebt gegenwärtig ols itol. Generolmajar und Brigodier zu Ferrora. Das jetzige Haupt der fürstl. Linie ist Fürst Calixt Valentin P., geb. 14. Febr. 1824, der gröflichen Gros Eduard P., geb. 1. Dec. 1810, Besitzer der Herrschoft Wreschen und eine Zeit lang Deputirter auf dem preuß. Landtage zu Berlin. Der paln. Fürstenrang van 1774 wurde 1818 in Oesterreich bestätigt.

Pönitentiaranstalten, s. Gefängnißwesen.

Pönitenz, eigentlich Reue, nennt man in der röm.-koth. Kirche die konanischen Stroſen und Bußwerke, welche der Priester wegen begangener Vergehungen auserlegt, z. B. Rasenkronzbeten, Fosten, Wollsohrten u. s. w. (S. Buße.) In der olten Kirche, wa für gewisse Sünden eine sehr langwierige Buße vargeschrieben war, gab es einen besandern Pönitenzpriester. — Pönitenzpforre heißt noch gegenwörtig eine geringe Pforre, auf welche ein Pfarrer wegen Vergehens versetzt wird. — Pönitentiarius oder Großpönitentiar ist der Titel des Vorstehers der päpstl. Verwaltungsbehörde La Penitenziaria in Rom, welche Absalutianen und in besondern Gewissensfällen im Namen des Popstes Dispensationen ertheilt. Nur ein Cordinol konn diese Würde bekleiden. Auch führen diesen Titel Geistliche, welche van dem Bischofe bevollmächtigt sind, in gewissen vorgeschriebenen Fällen Absolutionen zu ertheilen.

Pons (Louis), ein berühmter Kometenentdecker, geb. 25. Dec. 1761 zu Peyre im Deport. Hocholpen, wurde 1789 Aufseher bei der Sternworte zu Marseille und dann Adjunct an derselben. Ein ungewöhnlich scharfes Auge und ein vartreffliches Gedächtniß unterstützten seine Beabochtungen. Ein Blick ouf einen Stern auch vam schwöchsten Lichte reichte bei ihm hin, um zu bestimmen, ob dieser Stern zu den bekonnten oder nach nie gesehenen gehöre. Seine Entdeckungen woren überroschend und sein Name längst einer der gefeierten unter den europ. Astranamen, ols er 1819 die Leitung der Sternwarte erhielt, welche die Erzherzagin Maria Luise von Parmo in Marlia einrichten ließ. Da er indeß hier nicht die nöthige Unterstützung fand, so übernahm er 1825 die Leitung der Sternworte des Museums zu Florenz. Er hotte in dem Zeitraume von 1801—27 nicht weniger als 37 Kometen entdeckt und viele davon berechnet; allein van dieser Zeit an verließ ihn sein Gesicht. Er storb zu Florenz 14. Oct. 1831.

Ponsard (Francis), franz. Theaterdichter, geb. 1. Juni 1814 zu Vienne im Deport. Isère, studirte, nachdem er zu Lyan seine Vorbildung erhalten, in Paris die Rechte und kehrte donn noch seiner Vaterstadt zurück, wa er sich zur Advacatur varbereitete. Nebenbei schrieb er ouch für Prawinzialblätter Gedichte, die ihm zwor zu keinem Namen, aber zu formeller Fertigkeit verholfen. Unter dem Einflusse der gegen die ramantische Dramatik beginnenden Reoction verfoßte er seine erste Tragödie, «Lucrèce», die van der Prüfungscammission des Théâtre-François zurückgewiesen, dagegen om Odéantheater angenammen und (1843) mit außerordentlichem Bei-

fall aufgeführt wurde. Der einfache und antike Gegenſtand, die bündige, kraftvolle Sprache, die ſcharfgezeichneten Charaktere, der ſtrenge metriſche Zuſchnitt bildeten in jeder Beziehung das Widerſpiel von Victor Hugo's ſhakſpeariſirender Richtung und bezeichneten ein Zurückgehen auf die Corneille'ſche Manier. Eine moderne Tragödie, «Agnès de Méranie» (1846 im Odéon aufgeführt), entſprach jedoch keineswegs den hohen Erwartungen, die man auf den Dichter geſetzt hatte. Auch ſeine «Charlotte Corday», ein fünfactiges Drama in Verſen, hauptſächlich von Lamartine's Geſchichte der Girondiſten und den bald darauffolgenden Ereigniſſen angeregt, machte 1850 im Théâtre-Français bei der Vorſtellung nicht ſo viel Glück als bei der Vorleſung. Dieſelbe Bühne gab von ihm noch zwei antikiſirende Stücke, «Horace et Lydie», Komödie in einem Act, und «Ulysse», Tragödie mit Chören, Prolog und Epilog, die ſich nicht lange auf dem Repertoire hielten (1851—52). Den glänzendſten Erfolg dagegen hatte ſeine fünfactige Komödie in metriſcher Form: «L'honneur de l'argent» (1853), eine energiſche Satire gegen die Schwächlinge, die ſchmählich erworbenen Reichthum ehrenhafter Armuth vorziehen. Das Werk machte P. ſo populär, daß die Franzöſiſche Akademie ihm (1855) ihre Pforten öffnete. Ein anderes großes Luſtſpiel in Verſen, «La bourse», fand ebenfalls eine ſehr günſtige Aufnahme. Nach einem mittelmäßigen Stücke, «Ce qui plaît aux femmes», das 1860 im Vaudevilletheater durchfiel, verſtummte P. lange Zeit. Er ſollte noch in reifen Jahren eine Sturm- und Drangperiode erleben, und erſt als die Kriſis glücklich überſtanden war, dichtete er ein neues hiſtor. Drama: «Le lion amoureux», ein Gemälde aus dem Leben der erſten franz. Revolution nach dem Thermidor, das bei der herrſchenden Stimmung des pariſer Publikums mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen und (1866) hundertmal nacheinander aufgeführt wurde. Ein anderes Drama, das er folgen ließ, «Galilée», iſt eigentlich nur eine metriſche Vorleſung über Aſtronomie, ohne Handlung, ohne Charakterconflicte, ohne irgendetwas Ergreifendes. Allein das anfängliche Verbot des Stückes und die voreiligen Angriffe der klerikaliſchen Tageblätter wirkten voraus zu ſeinen Gunſten, und die erſte Vorſtellung deſſelben (März 1867) war ein langer, rauſchender Triumph. P. ſtarb bald nach dieſem Erfolge, 7. Juli 1867. Von ſeinen ſämmtlichen Werken ſind mehrere Ausgaben vorhanden, die letzte unter dem Titel «Oeuvres complètes» (2 Bde., Par. 1866). P. ward von franz. Kritikern oft verächtlich das Haupt der «Schule des gemeinen Menſchenverſtandes» (École du bon sens) oder der neuclaſſiſchen Richtung genannt, ſtand aber an der Spitze keiner poetiſchen Schule und war auch kein Nachtreter Corneille's und Molière's, zu denen er zwar durch Wahlverwandtſchaft hingeführt ward, aber ſich doch unabhängig verhält. Das Bedeutende an ſeinen Werken iſt die moraliſche Perſönlichkeit. Er verdankt den Beifall, den er errang, ſeinem Charakter und Talente. Man hätte gern mehr Leben, Handlung und Bewegung in ſeinen dramatiſchen Compoſitionen, mag aber ſelbſt über weſentliche äſthetiſche Punkte nicht hadern mit einem Dichter, der in den Zuhörern nur den Sinn für das Edle und Gute zu wecken und zu ſtärken ſucht. In P.'s Werken zeigt ſich daher eine gänzliche Entfernung von Frivolität und Leichtfertigkeit; ein tiefer Ernſt und eine hochherzige Geſinnung bilden die Quelle, aus welcher die Perſonen ſeiner Dramen den Inhalt ihrer Reden ſchöpfen. Auch ſeine Komödien ſind ernſter Tendenz, gewürzt mit gelinder, honneter Satire und reich an Sentenzen und Reflexionen, die oft mehr moraliſch als poetiſch, aber ſchön ausgedrückt ſind. In formeller Hinſicht fehlt es ihm freilich an Einheit. Seine Sprache iſt ſehr ungleich und verſchiedenartig, bald modern praktiſch, von der Farbe des Tages, bald altfranzöſiſch, umſtändlich und weitſchichtig, oft ſchwerfällig und unpoetiſch. Doch vergütet er ſeine Mängel durch Stilvorzüge, wie ſie die Franzoſen ſchätzen: aushaltende Correctheit, ernſte Auffaſſung, nachdrückliche Stärke und beſonders die an ihren Claſſikern ſo ſehr gefeierte Geſchicklichkeit, eine ſchlichte Verſtandeswahrheit in einen Vers zu bringen, der als Maxime zugeſtutzt und von der Art iſt, daß er zum Sprichwort werden kann.

Ponſon Du Terrail (Pierre Alexis, Vicomte von), franz. Romandichter, geb. 8. Juli 1829 zu Montmaur bei Grenoble, war für den Seedienſt beſtimmt, verzichtete aber wegen ſeiner geringen Anlage zur Mathematik auf dieſe Laufbahn und trat 1848 zu Paris in die Mobilgarde, wo er zum Offizier gewählt wurde. Seine erſten literariſchen Verſuche erſchienen in der «Mode» und der «Opinion publique». Seit 1850 veröffentlichte er eine große Anzahl Romane, zuerſt im Feuilleton verſchiedener Journale, nachher in Bänden. So erſchien 1855 «La tour des Gerfauts» (4 Bde.), und «Diane de Lancy» (4 Bde., 1857), «La belle Provençale» (6 Bde.), «La Contessina» (5 Bde.) u. ſ. w. Allein in den J. 1858 und 1859 verzeichneten die pariſer Verlagskataloge von ihm mehr als 70 Bände. Später kamen noch neue bändereiche Romane in Menge hinzu, wie «Les chevaliers du clair de lune» (8 Bde.),

«Les Bohèmes de Paris» (7 Bde.), «Les drames de Paris», in mehrern elaſtiſchen Reihenfolgen als Feuilleton der «Patrie» veröffentlicht. Aus dieſem letztern Werke nahm er den Stoff zu ſeinem mit Auicet Bourgeois zuſammen gearbeiteten Drama «Rocambole» für das Ambigutheater. Außerdem lieferte er dazu noch mehrere Fortſetzungen, «La résurection de Rocambole» u. ſ. w. in dem «Petit Journal», das ihm hauptſächlich ſeine zahlloſen Abnehmer zu verdanken hat. P. gehört zu den bloßen Unterhaltungsſchriftſtellern. Er hat Talent, zumal eine unerſchöpfliche Erfindungsgabe, und es iſt kaum zu begreifen, wie ein einziger Menſch ſo viele Schauer- und Abenteuerlichkeiten ausſinnen kann. Seine modernen Sittengemälde ſowol als ſeine hiſtor. Lebensbilder ſind äſthetiſch und moraliſch rohe, ſtiliſtiſch orbinäre Productionen; aber er macht damit Glück. Seine Romane haben ein ungemein großes, wenn auch kein auserleſenes Publikum, werden vielfach überſetzt und tragen dem Verfaſſer fabelhafte Summen ein.

Pont-à-Mouſſon, eine Stadt im franz. Depart. Meurthe (Lothringen) an der Eiſenbahn in einem anmuthigen Thale an der Moſel, zählt 8115 E. (1861), hat fünf Kirchen, darunter eine ſchöne gothiſche aus dem 11. Jahrh., ein ſchönes Stadthaus, die große Abtei Ste.-Marie, in welcher ſich jetzt ein kleines Seminar befindet, großartige Cavalerieкaſernen auf der Stelle eines ehemaligen Schloſſes, ein guteingerichtetes Bürgerſpital, ſchöne Boulevards, ein Communal-Collége und in der Nähe vier Mineralquellen mit ziemlich ſtark beſuchten Bädern, ſowie die Ueberreſte einer röm. Waſſerleitung. Die Hauptnahrungszweige bilden Thonpfeifen-, Fayence-, Oel- und Eſſigfabrikation, Fertigung von Stickereien und Unterhaltung von Eiſenhütten und Hohöfen, ſowie Handel mit Getreide, Wein, Branntwein und Bretern, mit Eiſen- und Eiſenwaaren, Meſſern, Nägeln, Schrauben u. ſ. w. P. iſt ſehr alt und verdankt ſeinen Namen einer alten Bergfeſtung, die ſich nach der Oſtſeite erhob. Sie ward 1354 zu einem Marquiſat erhoben, erhielt den Titel einer Stadt 1444 und ward 1571 Sitz einer Univerſität, was ſie zwei Jahrhunderte lang blieb. Der Herzog Matthieu II. von Lothringen verbrannte ſie 1246, der Herzog von Burgund erſtürmte ſie 1475, und Ludwig XIII. bemächtigte ſich ihrer 1632.

Pontānus (Joh. Iſaak), ein namhafter holländ. Philolog und Geſchichtſchreiber, geb. 21. Jan. 1571 zu Helſingör in Dänemark, unterſtützte nach Vollendung ſeiner Studien eine Zeit lang den berühmten Tycho de Brahe bei ſeinen aſtron. Unterſuchungen und wurde dann Profeſſor der Phyſik und Mathematik zu Amſterdam, 1604 zu Harderwijk, wo er 6. Oct. 1639 ſtarb. Man beſitzt von ihm, außer einer damals ſehr geſchätzten Ausgabe des Macrobius (Leyd. 1597) und den «Analectorum libri tres» (Roſtock 1600), die ſich auf die Erklärung und Kritik des Plautus, Appulejus und Seneca erſtrecken, mehrere durch Fleiß, Treue und elegante Darſtellung ausgezeichnete hiſtor. Werke, beſonders «Rerum Danicarum libri novem» (Amſterd. 1631), «Historiae Geldricae libri XIV» (Harderwijk 1639), «Discussionum historicarum libri duo» (Harderwijk 1637) und «Historia urbis et rerum Amstelodamiensium» (Amſterd. 1611). — Zu unterſcheiden iſt von ihm Johann Jovianus P., ein bekannter ital. Geſchichtſchreiber, geb. 1426 zu Cerreto, geſt. 1503, der zu den höchſten Staatswürden in Neapel gelangte, dabei aber eifrig mit Philoſophie und beſonders mit Geſchichte ſich beſchäftigte. Am wichtigſten iſt ſeine mit großer Freimüthigkeit, nicht ſelten mit beißender Schärfe in einer claſſiſchen Latinität verfaßte «Historia Neapolitana» in ſechs Büchern (Neap. 1618; Dordrecht 1618), die auch in die Geſammtausgabe ſeiner Werke (4 Bde., Baſ. 1556) mit aufgenommen iſt. Vgl. Sarno, «Vita Pontani» (Neap. 1761).

Ponte (Jacopo da), ſ. Baſſano.

Ponte (Lorenzo da), ſ. Daponte.

Ponte-Corvo, eine Stadt in der ital. Provinz Caſerta (Terra di Lavaro), am Garigliano und an der Eiſenbahn von Rom nach Neapel, 4½ M. ſüdöſtlich von Froſinone, zählt (Ende 1861) 6686 und in ihrem ganzen Gemeindegebiete 9314 E. Vor 1860 bildete P. mit ſeinem Gebiete (etwa 2 Q.-M.) ein dem Papſte gehöriges Fürſtenthum, vom neapolit. Gebiete umſchloſſen. Es wurde von Papſt Julius II. an den Kirchenſtaat gebracht, war aber von 1806—10 im Beſitz des franz. Marſchalls Bernadotte, des ſpätern Königs von Schweden, der davon den Namen eines Fürſten von P. führte.

Pontifex, bei den Römern ein Prieſter, der zu dem von Numa eingeſetzten Collegium der Pontifices gehörte, an deſſen Spitze ein lebenslänglicher Pontifex Maximus ſtand. Der Name P., welcher eigentlich Brückenbauer bedeutet, ſoll ſich daher ſchreiben, weil die gedachte Körperſchaft die Brücke nach dem Janiculus gebaut und zu unterhalten hatte, um ſowol auf beiden Ufern des Tiber als über dem Fluſſe ſelbſt heilige Handlungen zu verrichten. Das Collegium zählte urſprünglich außer dem P. Maximus vier Mitglieder patriciſcher Abkunft, bis

300 v. Chr. das Ogulniſche Geſetz vier andere aus den Plebejern zu wählende hinzufügte, worauf 252 Tiberius Coruncanius der erſte plebejiſche P. Maximus war. Sulla ſteigerte die Zahl der Pontifices auf 15, Cäſar auf 16, und Vermehrungen noch Willkür fanden auch unter den Kaiſern ſtatt, die immer ſelbſt die Würde des P. Maximus annahmen und ſelbſt in der chriſtl. Zeit nach deſſen Titel fortführten, bis Gratianus, der 383 n. Chr. ſtarb, ihn ablegte. Die Pontifices waren nicht dem Opfer- aber anderm Dienſt einzelner Gottheiten, wie die Flamines, Salier u. ſ. w., nach der Befragung und Deutung des Götterwillens, wie die Augures, gewidmet, ſondern bildeten die oberſte geiſtliche Behörde, der die Aufrechterhaltung und Beaufſichtigung des geſammten Cultus, des geiſtlichen Rechts (jus pontificium), in welcher Hinſicht ſie auch unabhängige Rechtspflege übten, des Kalenderweſens und der in das röm. Staatsleben vielfach eingreifenden Ceremonien zuſtand. Sie hatten, wie die Magiſtrate, das Recht, für ihre Anordnungen Gehorſam durch Geldbußen und Pfändungen zu erzwingen; doch galt hierin auch gegen ſie Provocation an das Volk. Die dies alles betreffenden, dem Urſprunge nach auch auf Numa zurückgeführten Satzungen waren ſchriftlich aufgezeichnet in den Libri pontificii, auch indigitamenta genannt. Dem P. Maximus kam insbeſondere zu die Aufſicht über die Veſtalinnen und auch nach uralter, bis um das J. 130 v. Chr. beibehaltener Sitte die Aufzeichnung der wichtigen Begebenheiten des Jahres in den ſog. Annales maximi. Lange Zeit ergänzten ſich die Pontifices nur durch Cooptation, bis 104 der Volkstribun Cnejus Domitius Ahenobarbus durch ſein Geſetz die Prieſterwahlen überhaupt an die Verſammlungen des Volks brachte, für welchen Zweck aber nur 17 Tribus zuſammentraten. Das Domitiſche Geſetz wurde von Sulla abgeſchafft, 63 aber durch den Tribun Labienus erneuert, bis Auguſtus wieder die Cooptation einführte. Die Pontifices zerfielen, wahrſcheinlich nach der Reihenfolge ihres Eintritts, in majores und minores; letztere beſorgten die Aufzeichnung der ergehenden Entſcheidungen und überhaupt das Schreiberweſen.

Pontificat, im allgemeinen die prieſterliche Würde, bezeichnet hauptſächlich die Würde des Papſtes, der im Lateiniſchen den Titel Pontifex maximus führt. — Pontificalien (in pontificalibus) bezeichnet die prieſterliche Amtstracht, namentlich der Biſchöfe, und insbeſondere die Tracht, welche bei feſtlichen Gelegenheiten vorgeſchrieben iſt.

Pontiniſche Sümpfe (ital. Paludi Pontine; lat. Pomptinae paludes) iſt der Name des Moraſtes im Kirchenſtaate, ſüdlich von Rom, der ſich von Nettuna bis Terracino an der Meeresküſte hin erſtreckt und etwa 6 M. lang und 1—2 M. breit iſt. Der Urſprung dieſer Sümpfe, die nicht mit den Maremmen (ſ. d.) zu verwechſeln ſind, verliert ſich in das graueſte Alterthum. In den früheſten Zeiten der röm. Republik befanden ſich hier, wie Plinius nach dem Zeugniſſe älterer Geſchichtſchreiber verſichert, 33 Städte, die ſämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den ſchädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft, ſchon früh verſchwanden. Von der bedeutendſten unter ihnen, Pometio, ſollen die Sümpfe den Namen erhalten haben. Wahrſcheinlich machte Appius Claudius 312 v. Chr. den erſten Verſuch, dieſelben auszutrocknen, als er die nach ihm benannte Heerſtraße durch dieſe Gegend leitete. Ein Gleiches verſuchte der Conſul Cethegus. Julius Cäſar hatte den Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an deſſen Ausführung verhindert. Auguſtus begnügte ſich, mehrere Kanäle anzulegen. Unter den folgenden Kaiſern geriethen die Sicherungsanſtalten in Verfall, bis Nero das Werk wieder angriff. Trajan ſetzte daſſelbe zehn Jahre hindurch mit Eifer fort, ſodaß die ganze Strecke von Trepanti bis Terracina ausgetrocknet und die unter Waſſer geſetzte Appiſche Straße wiederhergeſtellt wurde. Während der Stürme, die das röm. Reich zu Grunde richteten, gewannen die Sümpfe wieder ihre frühere Ausdehnung. Unter dem goth. Könige Theodorich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geſchritten, aber ohne langen Erfolg. Unter den Päpſten war Bonifaz VIII., geſt. 1303, der erſte, der ſich mit der Austrocknung der Sümpfe beſchäftigte und einen großen Kanal ziehen ließ, wodurch die Gegenden um Sezze und Sermonetta trocken gelegt wurden. Martin V. ließ ſeit 1417 ebenfalls einen bedeutenden Kanal, den Ria-Martina, graben, an dem etwa nach 1 M. bis zum Meere fehlte, als durch den Tod des Papſtes die treffliche Anſtalt ins Stocken gerieth. Leo X. ſchenkte die ganze Gegend dem Giuliano dei Medici, mit der Bedingung, ſie austrocknen zu laſſen. Doch geſchah während des faſt 70jährigen Zeitraums, wo das Mediceiſche Haus ſie beſaß, wenig aber nichts für ihre Verbeſſerung. Sixtus V., geſt. 1590, ließ zwar einen großen Kanal, den Fiume Siſto, graben und mit Dämmen einfaſſen, doch bald nach ſeinem Tode verfielen dieſelben, ſodaß die ganze Gegend bald wieder ſo ſumpfig war wie vorher. Erſt Pius VI. richtete ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf die Pontiniſchen Sümpfe. Die Arbeiten begannen 1778; er ließ den großen nach ihm benannten Entwäſſerungsgraben

(Linea Pia) anlegen und 1788 war das Werk vollendet. Auch während der franz. Herrschaft wurden die Arbeiten fortgesetzt; dennoch scheint es beinahe, daß der alte Sumpfdaden den Zwang der Nutzbarmachung nicht ertragen walle. Die Luft ist, besonders zu manchen Zeiten des Jahres, noch immer sehr ungesund und nicht blos für die Bewahner höchst nachtheilig, sondern namentlich auch für die Fremden. Vgl. Prany, «Description hydrographique et historique des marais Pontins» (Par. 1823, mit Atlas).

Pontivy, s. Napoléonville.

Pontoise, eine industrielle und historisch merkwürdige Stadt im franz. Depart. Seine-Oise, Hauptart eines Arrondissements, 4 M. im NNW. van Paris, an der Nordbahn und am rechten Ufer der Oise, die hier die Vosne aufnimmt, und über die eine Steinbrücke von fünf Bogen zur Vorstadt Aumône führt, hat, an einem felsigen Hügel hinaufgebaut, meist enge, krumme, zum Theil steile Gassen, ist aber sonst gut bebaut und von zahlreichen Landhäusern umgeben. Ein großer Stadtgarten gewährt prachtvolle Panoramen. Die Stadt ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Friedensgerichts, hat ein Communalcollége und mehrere Erziehungsanstalten, eine öffentliche Bibliothek, eine Kammer und Gesellschaft für Ackerbau, ein Theater, ein großes Krankenhaus und zählt (1860) 6065 E., welche viele Mühlwerke und Gipsbrüche unterhalten, Mühlenapparate, Leder, Chemikalien, Weinessig, Strumpfwaaren und Seile fabriciren und einen sehr bedeutenden Handel mit Korn und Mehl (jährlich für 8—10 Mill. Frs.) und andern Cerealien (4—5 Mill. Frs.) sowie mit Vieh, Leder u. s. w. treiben. Der Martinimarkt, der jährlich 11. bis 13. Nov. auf einer großen Wiese an der Oise gehalten wird, ist einer der bedeutendsten in der Umgebung von Paris. Von den vielen Kirchen und Klöstern des Orts vor der Revolution sind noch zwei Kirchen und ein Hospital übrig. Auch sind Reste der frühern Ringmauer und eines alten festen Schlosses vorhanden, das einst von Richelieu bewohnt und verschönert, aber 1742 demolirt wurde. In geringer Entfernung von der Stadt liegt die 2022 E. zählende, früher als Vorstadt van P. geltende Commune Saint-Ouen l'Aumône mit einem schönen Schloß, Park und den Ruinen der berühmten Cistercienserabtei Maubuisson, die, 1236 von Blanca von Castilien, der Mutter Ludwig's IX., sechs Tage vor ihrem Tode gegründet, das Grab dieser Königin sowie vieler anderer fürstl. Personen enthielt, aber während der Unruhen der Fronde verlassen und in der Revolution zerstört wurde. P. hieß im Alterthum Briva (d. h. celtisch Brücke) Isarae (der Oise), im Mittelalter Pons Isarae, auch Pantisara und Pontesium und wurde 844 und wieder 885 durch ein festes Schloß gegen die Normannen gedeckt. Um 899 erhielt der Ort die oftgenannte Abtei St.-Mellon. Später war P. Hauptart von Vexin-Français, dessen Besitzer sich einst Grafen von P. nannten, hatte ein königl. Residenzschloß, warin Philipp I. und Papst Innacenz II., 1184 die geschiedene und verbannte erste Gemahlin Philipp's II., Isabella von Hennegau, wahnten, Ludwig IX. auf dem Krankenlager 1243 einen Kreuzzug gelobte, Karl V. von Frankreich mit Karl II. von Navarra 21. Aug. 1359 Friedensverhandlungen pflag und 22. Juli 1413 der Dauphin mit den übrigen Prinzen Frieden schloß. Als strategisch wichtiger Punkt hatte die Stadt viel durch Krieg zu leiden. Die Engländer eraberten sie 1419, wurden zwar 1423 vertrieben, nahmen sie aber wieder unter Talbot 1437. Karl VII. eraberte sie nach dreimonatlicher Belagerung 1441 und Heinrich IV. 1589. In P. wurde 1560 ein Reichstag gehalten. Während der Unruhen der Fronde nahm Ludwig XIV. hierher seine Zuflucht und 1672, 1720 und 1751 wurde das pariser Parlament hierher verwiesen.

Ponton bezeichnet ein kleines leichtes Schiff aus Holz, Blech, getheertem Segeltuch oder Leder und ist so eingerichtet, um durch Vereinigung einer größern Anzahl derselben mittels Balken, Tauen und Bretern eine Brücke zu bilden. Die P. werden namentlich für Kriegszwecke gebraucht, um den Uebergang über Flüsse an bestimmten Punkten für die Armee zu bilden. Dach nennt man auch zuweilen diejenigen Fahrzeuge P., welche zu stationären Uebergängen gebraucht werden. Sie müssen bei größter Tragfähigkeit die möglichste Leichtigkeit haben, um nebst dem übrigen zur Brücke erforderlichen Material, auf den sog. Haquets transportirt, der Armee folgen zu können. Die Einführung eigentlicher P. kann in den Anfang des 18. Jahrh. gesetzt werden, obgleich schan viel früher ähnliche Mittel zum Ueberschreiten der Flüsse angewendet worden sind. — Die Pontonniere sind theils selbständig formirt, theils mit dem Artillerie- aber mit dem Pianniercorps vereinigt.

Pontoppidan (Erik), der Aeltere, ein bekannter dän. Gelehrter, geb. auf der Insel Fünen 1616, gest. als Bischof von Drontheim 1678, machte sich besanders durch seine dänisch geschriebene «Grammatica Danica» (1668) verdient, die für histor. Sprachkritik von Wichtigkeit ist. — Ungleich berühmter und ein Gelehrter ersten Rangs wurde Erik P., der Jüngere, geb. in Aarhuus

24. Aug. 1698. Durch verſchiedene Reiſen und im Umgange mit berühmten Gelehrten gebildet, wurde er, nachdem er von 1723 an verſchiedene Kirchenämter im Schleswigſchen und auf Seeland bekleidet hatte, 1735 Hofprediger und bald darauf Profeſſor der Theologie in Kopenhagen, 1747 Biſchof in Bergen und endlich 1755 Kanzler an der Univerſität zu Kopenhagen, wa er 20. Dec. 1764 ſtarb. Als Theolog huldigte er dem Spener'ſchen Pietismus und einige ſeiner dahin einſchlagenden Schriften, namentlich der «Helle Glaubensſpiegel» (1727), ſind noch in den Händen des Volks. Sein «Menaza» (3 Bde., 1742 fg.), einer der erſten theol. Romane, iſt namentlich wegen der anziehenden Charakteriſtiken berühmter chriſtl. Zeitgenoſſen ſchätzbar. Die von ihm gelieferten kirchenhiſtor. Werke, wie die «Annales ecclesiae Daniae» (4 Bde., Kopenh. 1741—52), behaupten in gewiſſen Partien den Rang von Quellenſchriften, während ſie überhaupt als Sammelwerke unentbehrlich ſind. Ebenſo hat er durch eine Reihe höchſt fleißig geſchriebener hiſtor.-geogr. Werke, z. B. «Marmora Danica» (2 Bde., 1739—41), «Gesta et vestigia Danorum extra Daniam» (3 Bde., Lpz. 1740—41), «Origines Hafnienses» (1740), «Danſke Atlas» (7 Bde., Kopenh. 1763—81), nicht nur die vaterländiſche, ſondern auch die allgemeine Geſchichtskunde bereichert. Seine Gelehrſamkeit war eine durchaus umfaſſende, wie er denn auch zur Sprachforſchung in dem «Glossarium Norvagicum» (Bergen 1749) ſowie zur Naturgeſchichte und Landwirthſchaftslehre in der «Forſög til Norges naturlige Hiſtorie» (Kopenh. 1752—54) nicht unwichtige Beiträge geliefert hat.

Pontormo, florent. Maler, hieß eigentlich Giacomo Carrucci und war 1493 zu Pontorma geboren. Er hatte Andrea del Sarto zum Lehrer, der aber auf des Schülers Talent, das ſelbſt Rafael und Michel Angelo anerkannten, ſo eiferſüchtig war, daß er ihn durch widerwärtige Behandlung nöthigte, ſein Atelier zu verlaſſen. Uebrigens erfüllte P. die Beſorgniſſe ſeines Lehrers blos halb, indem er nur wenige hiſtor. Bilder malte, darunter die großartige Heimſuchung Mariä in der Vorhalle der Annunziata. Um ſo berühmter wurde er durch ſeine vortrefflich aufgefaßten, auch in der Färbung ſehr ſchönen und lebendigen Porträts, welche als die beſten der florent. Schule gelten. Er ſtarb 1556.

Pontremöli, die befeſtigte Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes in der ital. Provinz Maſſa und Carrara, theils am Abhange des Gebirgs, theils im Thale und am Fluſſe Magra, 9 M. ſüdweſtlich von Parma gelegen, der Sitz eines Biſchofs, einer Unterpräfectur und eines Tribunals erſter Inſtanz, hat außer einer Kathedrale mit großer Kuppel und der intereſſanten Auguſtinerkirche kein bemerkenswerthes Gebäude und zählt 2839, im ganzen Gemeindegebiete 11371 E. (Ende 1861), welche von Gerberei, Wein- und Seidenbau leben. Das Fort Bonnette beherrſcht den Paß von P. auf der Hauptſtraße, welche aus dem Parmeſaniſchen nach Toscana und Liguria führt und im Mittelalter Via Francesca oder Romea hieß. P. wird zum erſten male 1077 genannt, wo es mit andern Ortſchaften, als zur Grafſchaft Luneſe des Hauſes Eſte gehörig, dieſem vom Kaiſer Heinrich IV. beſtätigt wurde. Die Befeſtigungen rühren zum Theil von dem berühmten Caſtruccia her. 1650 kam die Stadt durch Kauf an Toscana, bei welchem es die Hauptſtadt der Provinz Lunigiana bildete. Als Lucca 1847 an Toscana fiel, trat dieſes P. mit dem größern Theile der Provinz Lunigiana an Parma ab. 1860 wurde P. dem Königreich Italien einverleibt.

Pontus (griech. Pontos, d. i. Meer), bezeichnet urſprünglich als Name eines Landes den an den Pontus Euxinus oder das Schwarze Meer ſtoßenden nördl. Theil von Kappadocien (ſ. d.) im öſtl. Kleinaſien, zwiſchen Paphlagonien im W., Kolchis und Armenien im O., und wurde von dem Binnenlande der Kappadocier oder Leucoſyrer zunächſt als Kappadocien am Pontus unterſchieden, dann kurzweg P. genannt. Je nachdem der Beſitz des Landes unter Satrapen und Herrſchern häufig wechſelte, waren auch ſeine Grenzen ſehr verſchieden. Unter der Perſerherrſchaft bildete es eine abgeſonderte Statthalterſchaft, die einem Sohne des Darius I., Artabazes, mit dem Rechte zufiel, ſie an ſeine Nachkommen zu vererben. Einem ſeiner Nachfolger, Mithridates, welcher die weſtl. Theile beſaß, trat Antipater, der Beherrſcher von Kleinarmenien, die Striche von Trapezunt bis an den Fluß Thermodon ab. Allein die Herrſchaft der Landesherren ſcheint gegenüber den verſchiedenen Völkerſchaften der pontiſchen Gebirge eine ſehr unſichere und lockere geweſen zu ſein. Wenigſtens waren dieſelben zu Xenophon's Zeit (400 v. Chr.) ſo gut wie unabhängig und lebten unter eigenen Stammhäuptern in häufiger Fehde mit den griech. Coloniſten, die ſich ſehr frühzeitig an der pontiſchen Küſte angeſiedelt und blühende Pflanzſtädte gegründet hatten. Da die einheimiſchen Dynaſten des weſtlich angrenzenden Paphlagonien (wie Korylas um 400 v. Chr.) ihre Herrſchaft auch über das Land P. ausgebreitet hatten und gegen die perſ. Macht aufrecht erhielten, ſo wurde das Ganze auch

unter dem Namen Paphlagonien begriffen. Während der unruhigen Regierungszeit des Perserkönigs Artaxerxes II. gelang es jedoch 363 dem Satrapen von Phrygien, Ariobarzanes, sich mehrere jener pontisch-paphlagonischen Völkerschaften zu unterwerfen und ein selbständiges Reich zu gründen, welches sein Sohn Mithridates II., ein Zeitgenosse Alexander's d. Gr., durch geschickte Benutzung der günstigen Zeitverhältnisse während der Kämpfe der Diadochen ansehnlich erweiterte, sodaß seine Nachfolger sich «Könige von Paphlagonien und Kappadocien am P.» nennen konnten. Auf ihn folgen Mithridates III. (302), Mithridates IV. (265), Pharnaces I. (184), Mithridates V. (157) und seit 124 v. Chr. Mithridates VI. oder der Große (s. d.), unter welchem das Reich P. seinen größten Umfang und seine höchste Blüte erreichte, aber auch in dem blutigen Kampfe mit den Römern seinen Untergang fand. Der Sieger Pompejus vereinigte 64 v. Chr. das Land westlich vom Flusse Iris (jetzt Jeschil Irmak) und im Innern bis zur Grenze von Kappadocien als einen Theil der Provinz Bithynien mit dem röm. Reiche, während er andere Theile an verschiedene Fürsten Asiens verschenkte. Der an die Provincia Bithynia et Pontus anstoßende Theil bis zum obern Halys fiel an Dejotarus von Galatia und hieß nun P.-Galaticus. Das Land der Kolchier (der jetzigen Lasen) und anderer benachbarter Völkerschaften an der Südostecke des Schwarzen Meeres erhielt einen eigenen König in der Person des Aristarchus. Der mittlere Theil des Landes vom Iris bis Pharnakia oder Kerasunt kam später durch den Triumvir Antonius an des großen Mithridates Enkel Polemo und erhielt den Namen P.-Polemoniacus, der dem Lande noch blieb, als es längst mit dem röm. Reiche vereinigt war. Mit der Hand von Polemo's Witwe, Pythodoris, kam der östl. Theil des Polemonischen Reichs in Besitz des Königs Archelaus von Kappadocien und hieß nun P.-Cappadocicus. Den Polemonischen P. selbst trat der Sohn der Pythodoris, Polemo II., freiwillig an Kaiser Nero ab, der 62 oder 63 n. Chr. P. zur röm. Provinz machte. Diese Provinz P. zerfiel unter Konstantin d. Gr. wieder in zwei Theile, von welchen der westliche, der ehemalige Galatische P., zu Ehren der Mutter des Kaisers Helenopontus genannt ward, der östliche aber, zu dem auch der P.-Cappadocicus geschlagen wurde, den Namen P.-Polemoniacus behielt. Als die Lateiner 1204 Konstantinopel wieder eroberten, stiftete Alexius Komnenus ein neues Reich in P., das Kaiserthum Trapezunt (s. d.), welches sich bis auf Mohammed II. erhielt, der es 1461 mit seinen großen Eroberungen vereinigte. Gegenwärtig entsprechen dem alten Lande P. im allgemeinen das türk. Ejalet Trapezunt (Tarabusun) und die angrenzenden Theile der Ejalete Siwas und Erzerum. Die dort befindlichen sehr zahlreichen Alterthümer sind in den Reisewerken über Kleinasien, besonders aber von Hamilton in den «Researches in Asia minor, P. and Armenia» (2 Bde., Lond. 1842; deutsch von Schomburgk, 2 Bde., Lpz. 1843) erläutert worden.

Pony (engl.), ein Pferd von sehr kleiner Statur, oft nur zwölf Hände hoch, also zwerghaft. Die Ponies bilden eigenthümliche Rassen und finden sich auf den Shetlandsinseln, den Inseln der Bretagne, Island, Norwegen, Öland und Corsica in den kleinsten Exemplaren. Größer schon sind die Ponyrassen von Wales, Galloway, Sardinien und der span. Gebirge. Nur halb zu ihnen gehören endlich die schon über Mittelhöhe großen sog. Doppelponies der Kosacken, Polens, der Ukraine, Litauens, Ungarns und Griechenlands. Die Ponies sind lebhafte und gelehrige Thiere. Wenn auch zu schwerem Dienst unbrauchbar, tragen sie doch leichte Reiter sicher und gehen gut im Wagen, weshalb sie auch vielfach aus Liebhaberei gehalten werden. Sie fehlen bei keiner Kunstreitergesellschaft und setzen durch ihre merkwürdige Gelehrigkeit und Beweglichkeit in Erstaunen, sind aber öfters tückisch und erfordern vorsichtige Behandlung.

Ponzainseln, eine im Tyrrhenischen Meere, der Rhede von Terracina und dem Vorgebirge Circello im Kirchenstaate südlich gegenüber liegende und zur ital. Provinz Terra di Lavoro (Caserta) gehörige Inselgruppe, bei den Alten Pontiae insulae, daher oder angeblich weil sie sich in der Nähe der Pontinischen Sümpfe befinden, Pontinische Inseln genannt, sind vulkanischen Ursprungs, mit Lava, Schlacken, Bimsstein, Tuff, Basalt und Asche bedeckt, meist aus nackten Felsen bestehend, wegen ihrer porösen Substanz fort und fort der Zertrümmerung durch die Meereswellen ausgesetzt und nur in geringem Maße angebaut. Sie bilden zusammen ein Mandamento, welches nach dem Census vom 31. Dec. 1861 3238 E. zählte. Die Hauptinsel Ponza, 4 Miglien lang, aber nur 600 Schritt breit, hat einen befestigten, nur für Kauffahrteischiffe brauchbaren Hafen, in Felsen gehauene Zellen für die Galerensklaven und eine Menge Felsengrotten; ihre Bevölkerung lebt in mehrern kleinen Ortschaften oder in Felsenhöhlen und treibt Landbau, Fischerei und Handel. Pontia war unter den Römern ein Verbannungsort, wo unter

andern Nero, Sohn des Germanicus, durch Tiberius, die Schwestern des Caligula durch diesen ihren Bruder, Flavia Domitillia durch Domitian ihren Tod fanden. Am 26. Febr. 1813 nahmen die Engländer die Insel weg, räumten sie aber 1814. Die Insel Ventotena, das alte Pandataria, wohin die berüchtigte Julia, die Tochter des Augustus, ferner Octavia durch Nero, Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, durch Tiberius verbannt waren, 2 Miglien lang und 500 Schritt breit, wie es scheint, der Ueberrest eines ungeheuern Kraters, ist ganz baumlos, jedoch zu Gemüse, Wein- und Kornbau benutzt. San-Stefano ist eine Lavamasse von 2 Miglien Umfang, einen alten Krater mit zwei Oeffnungen bildend, durch Felsbastionen geschützt. Zanone, nur 1 Miglie im Umfang messend, trägt auf dem Gipfel eines hohen Felsens die Trümmer eines alten Klosters. Palmarola, mit wildem, abschreckendem Charakter, gilt in der Volkssage als ein Sitz des Teufels.

Popayán, Hauptstadt und Bischofssitz des columbischen Föderativstaats Cáuca (s. d.) wie der frühern Provinz Popayán in der südamerik. Republik Neugranada, ¼ Legua vom linken Ufer des obern Rio-Cáuca in der großen Thalebene zwischen der Cordillera von Quindiu und Choco, am Fuße der Vulkane Purace und Sotará in einer der herrlichsten Gegenden der Erde gelegen und durch die reißenden Flüßchen Ejido und Rio-Molina mit trefflichem Trinkwasser versorgt, hat bei seiner Lage unter 2° 26′ 27″ nördl. Br. in 5465 oder 5640 F. Seehöhe ein sehr mildes Klima, sodaß in der Umgegend Weizen, Aepfel und Erdbeeren ebenso vorzüglich wie Kaffee und alle einheimische Culturpflanzen der gemäßigten Zone gedeihen. 1536 von Sebastian Benalcazar gegründet, ist P. eine der ältesten Städte Amerikas. Es wurde schon 1547 zum Bischofssitz erhoben, und blühte unter der span. Herrschaft durch seine Goldminen und als Stapelplatz an der großen Handelsstraße zwischen dem Magdalenenthale und Quito, ist aber durch den Verfall des Bergbaues und der Gewerbe und, weil jetzt jene Straße nur noch wenig benutzt wird, auch des Handels sowie infolge der Erdbeben (1827 und 1834) und der innern und äußern Kriege sehr herabgekommen. Gleichwol ist es noch immer eine der bedeutendsten Städte Neugranadas und gilt mit seinen breiten, regelmäßigen Straßen für den am besten gebauten Ort des Landes. Die alte Kathedrale am Hauptplatz liegt gänzlich in Ruinen. Statt ihrer dient die ehemalige Jesuitenkirche, einfach aber gut in ionischem Stile erbaut, als Hauptkirche. Gut erhalten ist noch die im dorischen Stile aufgeführte Kirche San-Francisco. Von den vielen ehemaligen Klöstern sind noch ein Franciscaner- und zwei Nonnenklöster (Erziehungsanstalten für Mädchen) vorhanden. Von sonstigen öffentlichen Gebäuden sind der Palast des Bischofs, das ehemalige Münzgebäude, vor allen aber die Cáucabrücke, eine der schönsten in Neugranada, bemerkenswerth, sowie von öffentlichen Anstalten ein Collegium, ein Priesterseminar und ein Hospital. Die Einwohner, etwa 20000 an der Zahl, leben, da der frühere Transit fast ganz aufgehört, hauptsächlich von Landwirthschaft und vom Handel mit den Bodenerzeugnissen.

Pope (Alexander), berühmter engl. Dichter, wurde zu London 22. Mai, nach andern 8. Juni 1688 geboren. Sein Vater, ein Leinwandhändler, war wohlhabend und gab bald nach des Sohnes Geburt sein Geschäft auf, um sich in Binfield bei Windsor niederzulassen. Er war Katholik und der junge P. erhielt seinen ersten Unterricht vom Hausgeistlichen. Vom achten Jahre an kam er ins kath. Seminar zu Twyford bei Wincheſter, mußte aber diese Anstalt bereits in seinem zwölften Jahre wegen eines Pasquills auf seinen Lehrer verlassen und besuchte fortan keine Schule mehr. Doch war er stets thätig, sich selbst fortzubilden. Seine Lieblingsbeschäftigung blieb die Poesie, für welche er schon sehr früh Anlage und Neigung gezeigt hatte. Nachdem er sich an Uebersetzungen versucht, dichtete er im 16. J. seine «Pastorals» (gedruckt 1709), die durch die Glätte und Schönheit des Versbaues und der Schreibart allgemeine Bewunderung erregten. 1711 erschien sein «Essay on criticism», der noch jetzt als eins der schönsten Lehrgedichte der Engländer betrachtet wird. Bald nachher schrieb er außer mehrern Kleinigkeiten den «Rape of the lock», ein satirisch-komisches Epos, veranlaßt durch einen an einer vornehmen Dame von ihrem Bräutigam verübten Lockenraub, der die Auflösung ihres Verhältnisses herbeiführte. P.'s Dichtertalent zeigte sich hier im höchsten Glanze, namentlich in der Verbindung der feinsten Satire mit der lebhaftesten Einbildungskraft. 1713 folgte das beschreibende Gedicht «Windsor forest», dessen größerer Theil bereits 1704 entstanden war und in welchem er sein Vorbild, Denham's «Cooper's Hill», bei weitem übertraf. Jetzt ging er an die Uebersetzung des Homer, die ihn 12 J. lang, von 1713—25, beschäftigte; die «Ilias» überfetzte er allein, die «Odyssee» in Verbindung mit Broome und Fenton. Von dem Ertrage dieser Arbeiten (über 8000 Pfd. St.) kaufte er ein Landgut zu Twickenham, das er nun mit seinen Aeltern bezog. Nicht in gleichem Maße, wie sein Vermögen, vermehrte sich sein Dichterruf durch die Ueber-

ſetzungen, in denen vom Alterthümlichen ſehr wenig übriggeblieben iſt. Die «Epistel from Eloisa to Abelard» (1716) fand deſto allgemeinere Anerkennung und wird mit für das beſte von ſeinen Gedichten gehalten. Die Ausgabe von Shakſpeare's Werken, die er bald darauf unternahm, brachte ihm wenig Ruhm und verwickelte ihn in einen heftigen Streit mit Theobald, einem andern Herausgeber Shakſpeare's. Dieſe und andere theils literariſche, theils perſönliche Feindſchaften, die P. meiſt erſt durch ſeine in Gemeinſchaft mit Swift herausgegebenen «Miscellanies» (3 Bde., Lond. 1727) veranlaßt hatte, drängten ihn mehr und mehr zur Satire hin, die von nun an faſt in allen ſeinen Schriften vorherrſcht. 1728 veröffentlichte er die drei erſten Bücher ſeiner «Dunciad», in der Theobald den erſten Platz unter den Dunſen einnehmen mußte (bei einer zweiten Auflage kam Colley Cibber an dieſe Stelle); das vierte Buch folgte erſt 1742. In der Zwiſchenzeit aber waren «Imitations of Horace», Epiſteln, Satiren und moraliſche Verſuche in ziemlicher Anzahl erſchienen. P.'s ſatiriſche Schriften zeugen von glänzendem Witz, aber einmal erbittert, ſcheute er ſich nicht, bis zur Gemeinheit herabzuſteigen. Nur ein einziges ſeiner ſpätern Gedichte gehört nicht oder wenigſtens nur theilweiſe der ſatiriſchen Gattung an, nämlich das 1733 erſchienene philoſ. Lehrgedicht «Essay on man», in welchem er von ſeinem Talente, philoſ. Anſichten in Verſe zu bringen, glänzende Beweiſe gab. Er ſtarb auf ſeinem Landgute 30. Mai 1744. Seine letzten Tage waren ihm noch durch das an alle Katholiken wegen der erwarteten Landung Karl Eduard Stuart's erlaſſene Verbot, ſich London auf 10 M. zu nähern, verbittert worden. Sein Charakter iſt mannichfach getadelt worden. Doch zeigt ſeine treue Anhänglichkeit an Swift und Gay, daß er der Freundſchaft wohl fähig war. Als Dichter nimmt er einen der erſten Plätze unter den engl. Dichtern zweiten Rangs ein; an Schönheit der Form aber iſt er von keinem engl. Schriftſteller übertroffen, von wenigen erreicht worden. Ausgaben ſeiner Werke beſorgten Warburton (Lond. 1751), Warton (1797), Bowles (10 Bde., 1806), Johnſon (10 Bde., 1812), Roscoe (8 Bde., 1846) und Carruthers (2 Bde., 1858); ſeine dichteriſchen Werke erſchienen in London 1804 und 1815 (3 Bde.), mit Anmerkungen von Dyce 1851, mit Biographie von Lupton 1867; eine deutſche Ueberſetzung lieferten Oelckers und Böttger (4 Bde., Lpz. 1842). Vgl. Carruthers, «The life of P.» (2. Aufl., Lond. 1857).

Pope, verwandt mit dem deutſchen Pfaffe (ſ. d.), iſt in der griech. Kirche der allgemeine Name des Weltgeiſtlichen; Protopopen heißen die höhern Prieſter, die in der alten Kirche Archipresbyter genannt wurden. Da, wie das deutſche Wort Pfaffe, der Name P. mit der Zeit eine etwas verächtliche Bedeutung erhalten hat, ſo werden in Rußland die Weltprieſter jetzt in der officiellen Sprache Jerei (vom griech. ἱερός) und Protoierei genannt; doch iſt die frühere Benennung noch allgemein gebräuchlich.

Poppelsdorf, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, ¼ St. von Bonn am Fuße des Kreuzbergs reizend gelegen, iſt mit dieſer Stadt durch eine prächtige Doppelallee von alten Kaſtanien, anmuthige Spaziergänge und ſtattliche Häuſerreihen verbunden, ſodaß es als eine Vorſtadt derſelben betrachtet werden kann. Im Orte, welcher 1674 E. zählt, befindet ſich ein altes kurfürſtl. Schloß, welches jetzt der Univerſität Bonn gehört und deren ſämmtliche naturhiſtor., chem. und technolog. Sammlungen ſowie die Räume zu Vorleſungen über die entſprechenden Disciplinen begreift. Dem Schloſſe gegenüber erheben ſich die Gebäude der mit der Univerſität verbundenen landwirthſchaftlichen Akademie. Auf der einen Seite des 1851 neu aufgeführten eigentlichen Akademiegebäudes liegt der muſterhaft eingerichtete Wirthſchaftshof nebſt Wirthſchaftsgebäuden, während auf der andern ein großer Neubau ſteht, der die Räumlichkeiten für den chem., phyſik. und pflanzenphyſiolog. Unterricht, pflanzenphyſiolog. Laboratorien und Sammlungen enthält. Hinter demſelben befinden ſich ausgedehnte botaniſch-ökonomiſche Gärten, Verſuchsfelder und Verſuchsſtälle. Die Akademie ſelbſt trat Oſtern 1847 unter Leitung Schweitzer's (ſ. d.) ins Leben, der 1851—56 den Landesökonomierath Weyhe zum Nachfolger hatte. Einen neuen Aufſchwung nahm dieſelbe ſeitdem unter der Direction Eduard Hartſtein's. Die Lehrer der Anſtalt gehören größtentheils auch der Univerſität Bonn an. Vgl. Hartſtein, «Die landwirthſchaftliche Akademie zu P.» (Bonn 1864).

Pöppig (Eduard), bekannter Reiſender und Naturforſcher, geb. 16. Juli 1798 zu Plauen im Voigtlande, beſuchte die Thomasſchule zu Leipzig, dann die Fürſtenſchule zu Grimma und widmete ſich ſeit 1815 naturwiſſenſchaftlichen und ärztlichen Studien auf der Univerſität Leipzig. Schon als Student bereiſte er die Ufer des Rhein, Oeſterreich, das ſüdl. Frankreich bis an die Pyrenäen, die Schweiz, Tirol und Kärnten. Den Glockner beſtieg er in Begleitung des nachmals durch ſeine botan. Reiſen in Norwegen bekannt gewordenen Karl Schubert. 1822

ſchiffte er ſich in Hamburg nach Cuba ein, wo er zwei Jahre mit wiſſenſchaftlichen Studien ſich beſchäftigte. Hierauf ging er nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er im Innern von Pennſylvanien ſeine Forſchungen fortſetzte und dann in Philadelphia zu einer Reiſe nach Südamerika ſich vorbereitete, die er 27. Nov. 1826 von Baltimore aus antrat. Er landete nach einer beſonders gefährlichen Umſegelung des Cap Hoorn in Valparaiſo, bereiſte die mittlern und ſüdl. Provinzen von Chile, erſtieg im Febr. 1829 zuerſt den Vulkan von Antuco, ging dann zur See nach Lima und weiter über die Cordillera nach den Urwäldern der Provinz Maynas, wo er in einſamen Indianerdörfern an zwei Jahre verlebte. Nur von Eingeborenen begleitet, fuhr er den Amazonas hinab und kam über Pará mit höchſt intereſſanten botan. und zoolog. Sammlungen gegen Ende 1832 in die Heimat zurück. Einen ausführlichen Bericht über ſeine Reiſe lieferte P. unter dem Titel «Reiſe in Chile, Peru und auf dem Amazonenſtrom» (2 Bde., Lpz. 1835, mit Atlas). Von der großen Menge neuentdeckter Pflanzen beſchrieb er eine Anzahl in «Nova genera ac species plantarum, quas in regno Chilensi, Peruviano et in terra Amazonica annis 1827—32 legit» (3 Bde., Lpz. 1835—45, mit 300 Kupfern), einem Werke, zu deſſen erſtem Theile Steph. Endlicher Beiträge lieferte. Einige zoolog. Ergebniſſe der Reiſe und anderweitige ſpecielle Forſchungen hat er in verſchiedenen gelehrten Zeitſchriften, in Erſch und Gruber's «Encyklopädie» u. ſ. w. niedergelegt. Seit 1833 wirkte er als außerord., ſeit 1845 als ord. Profeſſor der Zoologie an der Univerſität. Er hat ſich um die Begründung, Vermehrung und wiederholte Aufſtellung des Zoologiſchen Muſeums der letztern die entſchiedenſten Verdienſte erworben und mit einer ſeltenen Aufopferung und Uneigennützigkeit dieſe Sammlung nach allen Richtungen ſo gepflegt, daß ſie ſich mit ähnlichen Inſtituten anderer deutſcher Univerſitäten zu meſſen vermag.

Popularität hieß bei den Römern in polit. Hinſicht das auf Erlangung der Volksgunſt abzweckende Betragen, das in auffallender Herablaſſung und in einer oft bis an Verſchwendung grenzenden Freigebigkeit beſtand und in Rom namentlich von Amtsbewerbern ſowie bei dem Sinken der Republik von einzelnen Parteihäuptern meiſt auf unwürdige Weiſe als Mittel zum Zweck benutzt wurde. Verſchieden von dieſer politiſchen iſt die oratoriſche P., welche Schriftſteller und Redner ſich aneignen müſſen, die zu dem großen Publikum ſprechen wollen. Sie beſteht in der Kunſt, Begriffe, die dem geſunden, im wiſſenſchaftlichen Denken jedoch nicht geübten Verſtande erreichbar ſind, in einer allgemein verſtändlichen, der Vorſtellungsweiſe des Volks angemeſſenen Anordnung und Sprache vorzutragen. Die echte P. liebt einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck und vermeidet alle Worte, die an die Kunſtſprache einer philoſ. Schule erinnern, gelehrte Kenntniſſe vorausſetzen oder überhaupt der gewöhnlichen Umgangsſprache fremd ſind. Dagegen darf ſie aber auch nicht zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabſinken; denn wahrhaft Gebildete befleißigen ſich, wenn ſie zur Menge reden, der P. nicht, um ſich und ihre Ideen herabzuſpannen, ſondern um die Maſſen zu ſich heranzuziehen.

Population, ſ. Bevölkerung.

Pōpulus, die Pappel, iſt der Name einer Laubhölzergattung aus der 22. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems, welche ſich von der ihr verwandten Gattung der Weiden, mit welcher zuſammen ſie die Familie der Salicineen bildet, dadurch unterſcheidet, daß ihre männlichen und weiblichen Blüten von einem becherförmigen, honigabſondernden Organ umgeben ſind, die männlichen Blüten viele kurzgeſtielte Staubgefäße enthalten, männliche und weibliche Kätzchen gebüſchelt aus den Seitenknospen der vorjährigen Triebe entſpringen und die Kätzchenſchuppen zerſchlitzt oder gezähnt ſind. Die Pappeln ſind ſchnellwüchſige Bäume mit weichem, leichtem Holze und langgeſtielten, breiten, herzförmigen, eirunden, dreieckigen oder rautenförmigen Blättern. Die Blütenkätzchen entwickeln ſich lange vor dem Laubausbruch; die männlichen fallen gleich nach der Blütezeit ab, die weiblichen nach dem Aufplatzen der aus den Fruchtknoten ſich entwickelnden, zweiklappigen Kapſeln, deren zahlreiche Samen mit weißer Wolle beſetzt ſind. Nach der Beſchaffenheit der Rinde theilt man die Pappelarten, welche über Europa, Nordaſien und Nordamerika zerſtreut ſind, in glattrindige und rauhrindige ein. Zu erſtern gehören die Zitterpappel, Espe oder Aspe (P. tremula L.), die Silberpappel (P. alba L.) und die graublätterige Pappel (P. canescens Sw.), zu letztern die Schwarzpappel (P. nigra L.), die italieniſche P. (P. fastigiata Poir.), die canadiſche P. (P. canadensis L.), die Perlſchnurpappel (P. monilifera L.), die Balſampappel (P. balsamifera L.) u. a. Wirklich einheimiſch iſt in Deutſchland nur die Zitterpappel. Dieſer durch rundliche, am Rande ſeicht buchtig-gezähnte, beiderſeits kahle, wegen ihres langen Stils bei jedem Luftzug zitternde Blätter und grauwollige Kätzchen ausgezeichnete Baum wächſt überall in Wäldern, an Wald-

rändern und Bächen und erreicht in Norddeutſchland (Provinz Preußen) eine Höhe von mehr als 100 F. Sein Holz hat zwar geringen Brenn- und Nutzwerth, eignet ſich aber wegen ſeiner Leichtigkeit und Zähigkeit zu Dachſparren. Die durch ihre handförmig gelappten, unterſeits ſchneeweißfilzigen Blätter vor allen übrigen Pappeln ausgezeichnete Silberpappel findet ſich jetzt zwar wild in den Donauländern, dürfte aber dennoch aus dem Orient und Südeuropa, wo ſie mit Rüſtern und Schwarzpappeln die Auenwälder zuſammenſetzt, eingeführt ſein. Daſſelbe gilt von der Schwarzpappel, welche jedoch weiter nach Norden zu noch verwildert angetroffen wird. Beide Arten werden zu hohen Bäumen mit weitäſtiger, umfangreicher Krone und gehören gleich der grauen Pappel, welche ſich von der Silberpappel durch ihre rundlichen, buchtig gezähnten, unterſeits graufilzigen Blätter unterſcheidet, zu unſern ſchönſten Parkbäumen. Die Schwarzpappel hat eiförmig-dreieckige oder rautenförmige, kahle Blätter und hellrothe männliche Kätzchen. Ganz ähnlich ſind die Blätter der ital. Pappel, welche aus Perſien ſtammen ſoll und bei uns nur als männlicher Baum vorkommt, geſtaltet; und da ſich bisweilen Mittelformen zwiſchen beiden Arten finden, ſo wird die ital. Pappel von manchen Botanikern für eine bloße Varietät der Schwarzpappel gehalten. Unter allen Pappeln iſt die italieniſche die ſchnellwüchſigſte. Ihr Holz hat ſich neuerdings als das allerbeſte für die beim Eiſenbahnbetrieb nöthigen Bremshölzer erwieſen und iſt daher jetzt ein geſuchter und theuerer Artikel. Aus dem Stammholz der Schwarzpappel fertigt man Backtröge und Mulden, auch Sparren. Beide Pappeln werden oft zur Gewinnung von Brennreißig geköpft und geſchneidelt. Die übrigen genannten Pappelarten ſind nordamerikaniſche und finden ſich bei uns nur in Parken und Gärten angepflanzt. Alle Pappeln laſſen ſich durch Steckreiſer und Setzſtangen leicht vermehren, durch Samen ſchwierig, weil der meiſte Samen taub zu ſein pflegt, außerdem die Samen ſich vermöge ihrer Wolle zuſammenballen, wodurch das Keimen erſchwert wird. Die Samenwolle hat man wiederholt zu verſpinnen geſucht, jedoch ohne Erfolg. Die Rinde der Pappeln enthält einen eigenthümlichen, kryſtalliſirbaren Stoff, das Populin, welches ſchwach fiebervertreibende Kraft beſitzt.

Porcius iſt der Name eines röm. plebejiſchen Geſchlechts, das erſt im 3. Jahrh. v. Chr. erwähnt wird. Von den Familien, die deſſen Namen trugen, iſt die, welche den Beinamen Cato führte, bei weitem die berühmteſte durch den großen Cato Cenſorius (ſ. d.), der ſie in die Familien der Nobilität einführte, und ſeinen Urenkel Cato Uticenſis (ſ. d.). Eine Tochter des letztern von Atilia war Porcia, die Erbin der republikaniſchen Geſinnung ihres Vaters und durch reinen Wandel ausgezeichnet. Sie war zuerſt mit Marcus Bibulus, dem Conſul des J. 59, verheirathet, der 48 v. Chr. ſtarb. Im J. 45 vermählte ſie ſich mit Marcus Brutus. Das dem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verſchwörung gegen Cäſar bewahrte ſie treu, während er in Griechenland kämpfte. Auf die Nachricht von dem Verluſt der Schlacht bei Philippi, in der auch ihr jüngerer Bruder, Marcus Porcius Cato, nach tapferer Gegenwehr den Tod gefunden hatte, tödtete ſie ſich in Rom 42 v. Chr. durch Kohlendunſt.

Pordenone, eigentlich Giovanni Antonio Regillo Licinio, ein Maler der venet. Schule und Nebenbuhler des Tizian, geb. zu Pordenone 1484, malte ſehr viel für ſeine Vaterſtadt, auch einiges für Mantua, Vicenza und Genua; ſeine Hauptwerke aber führte er in Venedig aus. Hier malte er unter anderm die Kapelle des heil. Rochus und gemeinſchaftlich mit Tizian den Saal der Pregadi und die St.-Johanniskirche, wobei ein edler Wetteifer zwiſchen beiden ſich entzündete. Vom Herzoge Hercules II. nach Ferrara berufen, um die Cartons für die gewirkten flandr. Tapeten (arazzi) zu zeichnen, ſtarb er daſelbſt 1540, dem Gerüchte nach an Gift. Große, bewegte Compoſitionen ſind nicht P.'s ſtarke Seite; dafür iſt er den meiſten andern Venetianern überlegen und ſelbſt Tizian nicht untergeordnet in der außerordentlichen Schönheit und Glut der Farben und in der Mürbheit (morbidezza) des Nackten. Er malte beſonders gern mehrere Porträts auf einem und demſelben Bilde beiſammen.

Poren. Die Materie, aus der ein Körper beſteht, erfüllt den Raum nicht ſtetig, ſondern iſt von Zwiſchenräumen oder P. unterbrochen, die, wenn auch nicht abſolut leer, doch mit irgendetwas erfüllt ſind, das wir als zu ihrer Conſtitution unumgänglich nothwendig anzunehmen nicht gewöhnt ſind. Die Eigenſchaft aller Körper, P. zu beſitzen, wird Poroſität genannt. Man bemerkt an den Körpern theils größere, theils kleinere P. Bald ſchon mit bloßen Augen ſichtbar, zeigt namentlich das Mikroſkop in den feſten Subſtanzen aus dem Thier- und Pflanzenreiche in den Wandungen der Gefäße eine große Menge der feinſten P., die für den Lebensproceß dieſer Organismen von der größten Wichtigkeit ſind. Von dem Vorhandenſein von P. in dichten Hölzern überzeugt man ſich, wenn man Queckſilber unter Benutzung des Luftdrucks durch dieſelben hindurch preſſen kann. Viele Erſcheinungen zeigen, daß die ſcheinbar ſo dichten

thierischen Häute durch ihre P. Gasarten und tropfbaren Flüssigkeiten den Durchgang gestatten. Andere Erscheinungen, die man auf die Porosität von Flüssigkeiten zurückführt, sind die Verschluckung von Gasarten durch dieselben, Auflösung fester Körper in ihnen, Volumenverringerung beim Vermischen verschiedener Flüssigkeiten. Das Eindringen von Quecksilber in Gold, Silber, Zinn, Blei u. s. w., das Einsaugen des Wassers in Hydrophan unter Entwickelung von Luftblasen, das Durchdringen des Marmors von gefärbten harzigen Auflösungen lassen gleichfalls auf das Vorhandensein von P. in diesen Körpern schließen. Im engern Sinne versteht man unter P. die feinen Ausgangsmündungen der Schweißdrüsen in der Haut thierischer Körper.

Porphyr nennt man im weitern Sinne jedes Gestein, welches in einer dichten oder feinkörnigen Grundmasse rundum ausgebildete Krystalle irgendeines Minerals, z. B. Feldspat oder Quarz, enthält. Im engern Sinne versteht man aber darunter eruptive Gesteine mit Porphyrtextur, deren dichte Grundmasse vorherrschend aus Felsit besteht. Je nach der Natur der in diese Grundmasse eingestreuten Krystalle unterscheidet man unter den eigentlichen P. wieder: 1) Granitporphyr, mit Feldspat, Quarz- und Glimmerkrystallen. 2) Quarzporphyr, mit Feldspat- und Quarzkrystallen. Da dieser am häufigsten röthlich gefärbt ist, so wird er auch wol rother P. genannt. 3) Glimmerporphyr, mit Feldspat- und Glimmerkrystallen. 4) Hornblendeporphyr, mit Feldspat- und Hornblendekrystallen. 5) Feldspatporphyr, nur mit Feldspatkrystallen. Die letztern drei Varietäten werden zuweilen auch Porphyrite genannt, zum Unterschied von den quarzhaltigen. Außerdem werden noch nach Textur und Farbe mehrere Porphyrvarietäten unterschieden, z. B. Kugelporphyr (oder Pyromerid), Mühlsteinporphyr, Schalen- oder Bandporphyr u. s. w. Zu den porphyrartigen Gesteinen oder P. im weitern Sinne gehören z. B. Dioritporphyr, Aphanitporphyr oder Grünsteinporphyr, Augitporphyr, Leuzitporphyr u. s. w. Viele Porphyrarten haben von jeher Anwendung in der Architektur und selbst in der Bildhauerkunst gefunden, zu Säulenschäften, Postamenten, Vasen, Badewannen, Särgen und mancherlei Verzierungen, und dadurch sind eine Menge nichtwissenschaftlicher Unterscheidungen und Benennungen derselben entstanden, z. B. Porfido rosso, Porfido nero, Porfido bruno, Porfido verde, Mordiglione u. s. w. Die Römer verwendeten den P. in der Bildhauerei meist nur zu Gewändern, aus denen Köpfe von weißem Marmor hervorschauten. Die größten bekannten verarbeiteten Porphyrmassen sind zwei Sarkophage im Museo Pio Clementino aus dem Zeitalter Konstantin's. Ferner sind hier zu nennen die gewaltigen Schalen in der Rotunde desselben Museums und das große Gefäß aus der Halle des Pantheons, gegenwärtig am Grabmal Clemens' XII. in der Laterankirche. Daran reiht sich der Obelisk Sixtus' V. in Rom und die Säule der Sultan-Valide in der ehemaligen Sophienkirche in Konstantinopel, deren Schaft 40 F. mißt. Gegenwärtig findet man sehr große Porphyrmonolithen auch in Petersburg.

Porphyrius, ein neuplatonischer Philosoph, der enthusiastische Schüler des Plotin (s. d.), hieß eigentlich Malchos, geb. zu Batanea in Syrien 233 n. Chr. Er lebte meist in Rom, wo er nach Plotin's Tode Philosophie lehrte und 305 starb, und besaß eine viel ausgebreitetere Gelehrsamkeit als Plotin, erreichte ihn aber nicht an Tiefe. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: die «Vita Pythagorae», das erste Buch eines umfangreichern Werks über die Geschichte der Philosophen; die Abhandlung «De abstinentia ab esu animalium» und die «Epistola ad Marcellum» (alle drei herausg. von Nauck, Lpz. 1860); ferner «De philosophia ex oraculis haurienda» (herausg. von Wolff, Berl. 1856), «De antro nympharum» (herausg. von Göns, Utrecht 1765) und die «Epistola de diis, daemonibus etc. ad Anebonem» (mit Jamblichus herausg. von Gale, Oxf. 1678). Auch lieferte er eine Lebensbeschreibung Plotin's und ordnete dessen Schriften in sechs Enneaden. Gegen das Christenthum schrieb er (um 270) 15 Bücher, gelehrter und scharfsinniger als alle andern heidnischen Schriftsteller über diesen Gegenstand. Er wies Widersprüche in der Bibel nach und erklärte die Weissagungen des Daniel für Darstellungen früher geschehener Dinge. Auch bestritt er die Ewigkeit der Höllenstrafen als der ewigen Liebe Gottes widersprechend. Widerlegt wurde er vom Bischofe Methodius von Tyrus. Doch nicht blos des P. Werk, sondern auch die Widerlegung des Methodius, letztere wegen der für gefährlich geachteten Citate, hat der Eifer der christl. Kaiser Valentinian I. und Theodosius I. vernichtet. Das meiste daraus findet sich bei Hieronymus.

Porpora (Nicolo), berühmter ital. Singmeister und verdienter Componist, geb. zu Neapel 19. Aug. 1686, erhielt seine Bildung auf dem Conservatorium Sta.-Maria di Loreto, wo Gaëtano Greco, Gaëtano da Perugia und Francesco Manno seine Hauptlehrer waren, und begann seine Laufbahn als Componist mit der Oper «Basilio», der zunächst bis ins J. 1712 noch verschiedene andere nebst zahlreichen Kirchensachen folgten. Ungefähr um diese Zeit (1712)

gründete er in Neapel jene berühmte Singſchule, aus der viele der größten Sänger und Sängerinnen des vorigen Jahrh. (Farinelli, Caffarelli, Uberti [auch Porporino genannt], Salimbani, die Molteni u. ſ. w.) hervorgingen, und 1719, wo ſeine Oper «Faramondo» in Neapel einen glänzenden Erfolg hatte, wurde er als Maëſtro (Director) am dortigen Conſervatorium Degli Poveri di Geſù Criſto angeſtellt. Nachdem ſein Ruf durch Theater- und Kirchencompoſitionen ſowie als Tonſatz- und Geſanglehrer immer gewachſen, kam er 1726 als Maëſtro an das Conſervatorium Degli Incurabili nach Venedig, ging aber ſchon 1728 als Geſang- und Compoſitionslehrer der Kurfürſtin und als Hofkapellmeiſter nach Dresden. Von da reiſte er 1729 das erſte mal, und 1730, nachdem er ſeine Stelle in Dresden aufgegeben, ein zweites mal nach London, wo er dem durch Händel's (ſ. d.) Widerſacher ins Leben gerufenen Opernunternehmen vorgeſetzt wurde und mehrere Jahre blieb. Sodann hielt er ſich bis ins J. 1746 zumeiſt in Venedig auf und begleitete hierauf den Geſandten dieſer Republik nach Wien, wo er längere Zeit blieb und unter andern auch Haydn zum Schüler hatte. Gegen das J. 1760 übernahm P. wieder in Neapel die Stelle als Maëſtro am Conſervatorium Santo-Onofrio und als Kapellmeiſter an der Kathedrale. Er ſtarb in dieſen Aemtern im Febr. 1766 (nach andern 1767). Die Zahl ſeiner Opern beläuft ſich auf mehr als 50. Daran ſchließen ſich verſchiedene Oratorien und zahlreiche andere größere und kleinere Kirchenſachen, eine Unzahl von Kammercantaten und verſchiedene Sonaten für Violine und Baß, Streichtrios und Klavierſtücke. Der Stil in allen dieſen Productionen iſt würdevoll und correct, die Erfindung aber entbehrt der Genialität, Friſche und Mannichfaltigkeit.

Porré oder **Porrey** (franz. poireau oder porreau) iſt eine Art der Gattung Lauch (Allium), welche mit dem ſyſtematiſchen Namen A. Porrum L. und im gewöhnlichen Leben mit den Namen gemeiner Lauch, ſpan. Lauch, Aſchlauch oder Fleiſchlauch bezeichnet wird und ſich durch einen bis zur Mitte beblätterten und vor dem Aufblühen an der Spitze ringförmig zuſammengedrehten Stengel, flache breitlineale Blätter, eine kugelige Dolde langgeſtielter weißlicher Blüten und eine gehäufte Zwiebel unterſcheidet, deren eilängliche Zwiebelchen von einer Schale umhüllt ſind. Die Pflanze iſt im Orient einheimiſch, aber in ganz Europa häufig angebaut und jetzt auch im ſüdlichen verwildert. Sonſt dienten Wurzel, Kraut und Samen als Heilmittel, auch galten letztere für ein Aphrodiſiacum; jetzt iſt die Verwendung des P. nur auf die Küche beſchränkt. Eine Varietät dieſer Pflanze iſt der **Perlauch**, welcher viel ſchmälere Blätter beſitzt, ſehr ſelten blüht, dafür aber eine große Menge kugeliger Brutzwiebelchen im Boden entwickelt, die unter dem Namen **Perlzwiebeln** als feines Küchengewürz benutzt werden.

Porſenna war zur Zeit der Vertreibung des Königs Tarquinius aus Rom König der etruskiſchen Stadt Cluſium. Tarquinius ſuchte mit den Seinen bei ihm Schutz und P. zog 507 v. Chr. vor Rom, in das er eingedrungen wäre, wenn nicht, wie die röm. Sage erzählt, Horatius Cocles (ſ. d.) ihn aufgehalten hätte. Die Unerſchrockenheit des Mucius Scävola (ſ. d.) ſoll ihn bewogen haben, auf Unterhandlungen einzugehen, und als er die Treue der Römer aus der Auslieferung der Clölia, die mit andern zu Geiſeln gegebenen Jungfrauen ihm entflohen war, erkannt, ſoll er ſich freundlich gegen die Römer bewieſen, ihnen die Vorräthe ſeines Lagers überlaſſen, das Verlangen der Wiedereinſetzung des Tarquinius aufgegeben, ja ſogar das Gebiet, das ſie nach ſeinem Willen den Vejentern zurückgegeben hatten, ihnen wieder zugeſtellt und fortan treuen Frieden gehegt haben. Daß durch dieſe röm. Erzählung die Erniedrigung und das große Unglück, welches die Römer durch P. betraf, verbrämt worden ſeien, daß ſie dem P. ein Drittel ihres Gebiets abtreten, vielleicht ſogar für eine kurze Zeit etruriſche Beſatzung einnehmen mußten, hat namentlich Niebuhr gezeigt. Von einem wunderbaren etruskiſchen Bauwerke, dem Grabmale des P., gibt nach Varro Plinius in ſeiner «Historia naturalis» Nachricht.

Porſon (Richard), nächſt Bentley der größte engl. Kritiker, geb. zu Eaſt-Ruſton in Norfolk 25. Dec. 1759, erhielt ſeine Vorbildung in Eton und ging dann nach Cambridge, wo er Fellow wurde, gab jedoch dieſe Pfründe ſowie die Profeſſur der griech. Sprache wieder auf, da er die 39 Artikel, das Symbolum der engl. Kirche, nicht unterſchreiben wollte. Er wurde nachmals Oberbibliothekar der Royal-Inſtitution in London und ſtarb daſelbſt 25. Sept. 1808. Die Mannichfaltigkeit, Tiefe und Gründlichkeit ſeiner Gelehrſamkeit, ſein ſeltener kritiſcher Scharfſinn und die ſtaunenswürdige Kraft ſeines Gedächtniſſes laſſen es bedauern, daß eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunke ihn an anhaltender Thätigkeit hinderte und mit ſeinen geiſtigen zugleich ſeine körperlichen Kräfte zerſtörte. Man verdankt ihm eine Textrecenſion des Aeſchylus (Glasg. 1795; 2 Bde., Lond. 1806) und eine treffliche Bearbeitung von vier Tragödien des Euripides, nämlich der «Hecuba», dem «Oreſtes», den «Phö-

niſſen» und der «Medea» (Cambr. 1795), wovon Schäfer einen vermehrten Abdruck beſorgte (Lpz. 1807; 3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1824 und Lond. 1825). Auch hatte er Antheil an der auf Koſten der Brüder Grenville gedruckten Prachtausgabe des Homer (4 Bde., Oxf. 1800), indem er den Text kritiſch berichtigte und aus einer Handſchrift Harley's zur «Odyſſee» die Varianten hinzufügte, die Schäfer in ſeiner Handausgabe von Homer's «Odyſſee» (Bd. 3, Lpz. 1810) wieder abdrucken ließ. Viele Aufſätze und gelegentliche Bemerkungen von ihm finden ſich in der «Morning Chronicle», die ſein Schwager Perry herausgab. Nach ſeinem Tode wurden mehrere ſeiner kleinen Schriften von Kidd (Lond. 1815) und außerdem aus ſeinen Papieren von Monk und Blomfield «Adversaria» (Lond. 1812; wiederholt, Lpz. 1814), ferner von Dobree «Notae in Aristophanem» (Cambr. 1820), desgleichen ein berichtigter Text des Lexikons des Photius (2 Bde., Lond. 1822) und ſeine «Annotata ad Pausaniam» von Gaiſford in den «Lectiones Platonicae» (Oxf. 1820) bekannt gemacht. Vgl. Watſon, «Life of Richard P.» (Lond. 1861).

Port-au-Prince oder Le Port Républicain, die Hauptſtadt und der Haupthafen der Republik Hayti in Weſtindien, liegt an der Weſtküſte der Inſel, im Hintergrunde der nach ihr benannten Bai oder der ſüdöſtl. Bucht des großen Golfs von Gonaives, gegenüber der Inſel Gonave, in einer niedrigen und ungeſunden Marſchgegend, die von Bergen mit vielen Kaffeeplantagen umſchloſſen und beherrſcht iſt, und gewährt von der See her einen anziehenden Anblick, dem aber das Innere durchaus nicht entſpricht. Die Stadt hat breite und gerade, aber ungepflaſterte und ſchmuzige Straßen. Die Häuſer ſind größtentheils aus Holz, nur wenige aus Stein aufgeführt, faſt durchweg ein-, höchſtens zweiſtöckig und nur leicht gebaut wegen der Erdbeben, welche die erſt 1745 gegründete Stadt wiederholt (namentlich 1751, 1770, 1830 und 1842) heimgeſucht haben. Auch durch große Feuersbrünſte iſt ſie wiederholt (1791, 1843 und 1867) verheert worden. Die anſehnlichſten Gebäude ſind der Palaſt des Präſidenten am Paradeplatz und das Senatshaus. Vor der Revolution von 1843 zählte die Stadt gegen 30000 E., nachher etwa die Hälfte, gegenwärtig wieder 21000 E. Sie hat eine kath. Kirche, ein Lyceum, ein Collége, mehrere Lancaſterſchulen, ein Zollhaus, eine Münze und ein Hoſpital. Der Hafen iſt gut und mit Ausnahme von Aug. bis Nov., wo Orkane eintreten, ganz ſicher. Der Handel iſt zwar nicht mehr ſo bedeutend wie in frühern Zeiten, aber immer noch beträchtlich und bringt hauptſächlich Mahagoni- und Rothholz, Kaffee und Kokosnüſſe zur Ausfuhr. Die Hauptverkehrslinien ſind Nordamerika, England und Frankreich. Mit Liverpool ſteht der Hafen durch die Dampfboote der Liverpool-Aspinwall-Linie in regelmäßiger Verbindung.

Port-Mahon, ſ. Minorca.

Port-Natal, ſ. Natal.

Port-Royal-des-Champs, ein Ciſtercienſernonnenkloſter unweit Verſailles, 1233 geſtiftet, ſpielte in der Geſchichte des Janſenismus (ſ. Janſen) eine bedeutende Rolle. Schon 1626 hatte die Aebtiſſin Angelica, Ant. Arnauld's Schweſter, durch Anlegung eines Filials in der Vorſtadt St.-Jacques zu Paris, welches zum Unterſchiede von dem Mutterkloſter Port-Royal-de-Paris genannt wurde, ihr Kloſter in nähere Verbindung mit den pariſer Theologen geſetzt. Die Nonnen von P. bekannten ſich unter der Leitung ihres Beſchützers, des Abts von St.-Cyran, Jean Duvergier d'Hauranne, zu den Anſichten der Janſeniſten und beharrten auch darin, zumal da ſich um 1640 die beredteſten Theologen und Verfechter des Janſenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Lemaitre, bei ihrem Kloſter in einem beſondern Gebäude, Les Granges genannt, anſiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Kloſterſchule errichteten, die dem lockern Jeſuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienſtliche Verbeſſerungen in der Methode des Unterrichts entgegenſetzte. Die berühmte Anna von Bourbon-Condé, Herzogin von Longueville, zog ebenfalls in des Kloſters Nähe und wurde der Janſeniſten Beſchützerin; Boileau war ihr Freund und Racine, der auch eine Geſchichte von P. ſchrieb, ihr dankbarer Schüler. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrſamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit. Reuige Sünder aus allen Ständen ſchloſſen ſich an, und der Ruf der Heiligkeit der Geſellſchaft von P. ging durch die ganze kath. Welt. Stark durch dieſe Stützen, verweigerten die Nonnen die Unterſchrift der Bulle Alexander's VII. gegen Janſen's ſtreitige Sätze und erhielten ſich ſelbſt, als ihre Beſchützer vertrieben worden waren, infolge vorübergehender Demüthigungen unter die Befehle des Erzbiſchofs von Paris, bis ins 18. Jahrh., wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntniſſe des Janſenismus Aufhebung und völlige Zerſtörung ihres Kloſters durch die pariſer Polizei zur Folge hatte. Vgl. Reuchlin, «Geſchichte von Port-Royal» (2 Bde., Hamb. 1839—44); Sainte-Beuve, «Port-Royal» (5 Bde., Par. 1840—60).

Port-Said, ſ. Damiette.

Porta (Baccio della), ſ. Bartolommeo (Fra).

Porta Westphalica, die Weſtfäliſche Pforte, im Regierungsbezirk und Kreiſe Minden der preuß. Provinz Weſtfalen, heißt die Berglücke in der waldigen Weſerkette oder dem Nordrande des Weſergebirgs (ſ. d.), durch welche die Weſer aus dem letztern von Süden gegen Norden in das norddeutſche Flachland tritt. Obgleich Pforte und bei den Anwohnern die Scharte genannt, iſt dieſer Querdurchbruch nicht ein enges, zu beiden Seiten ſchroff und ſteil in den Strom abfallendes Felſenthor, ſondern ein ziemlich geräumiges, freundliches Thal, welches der Fluß, die Landſtraße am linken und die Köln-Mindener Eiſenbahn am rechten Ufer ausfüllen. Die beiden Eckpfeiler der Pforte ſind rechts der Jakobsberg, 528 F. über dem Meere, 400 F. über dem Weſerſpiegel bei Hausberge, der Anfangspunkt der eigentlichen Weſerkette, und links der Wittekindsberg, der Anfangspunkt der Mindenſchen Bergkette, 807 F. über dem Meere und 679 F. über dem Stromſpiegel, mit einem 75 F. hohen, zur Rundſchau erbauten Thurme und daneben der nur noch in den Umfaſſungsmauern, einem rohen Altar und Taufſtein erhaltenen Kapelle, der Margarethen-Cluſe, in welcher der Sachſenherzog Wittekind getauft worden ſein ſoll. Das Gebäude der Eiſenbahnſtation Porta, 0,7 M. von Minden, 1,3 M. von Rehme bei Oeynhauſen entfernt, drängt ſich hart an die Felswand des Jakobsberges und gleicht einer kleinen feſten Ritterburg. Die Schichtungen des Geſteins liegen großartig zu Tage, und es werden hier die ſchönen, braungeaderten Sandſteine, die Portaſteine, gebrochen, die mit den weltberühmten Steinen und Platten von Höxter, Oberkirchen und Blotho das Material zu den Neubauten in Minden, den Brückenbauten bei Marienburg und Dirſchau und der Befeſtigung des Jadebuſens geliefert. Auch iſt der Portacement ein unübertroffenes Erzeugniß dieſer Gegend, wofür in Hausberge, einem Marktflecken, der nahe oberhalb der Scharte rechts über der Weſer, inmitten von Obſthainen, 128 F. über dem Meere liegt und 1321 E. zählt, eine eigene Fabrik beſteht. Außerhalb der Scharte liegt am Fuße des Wittekindsberges das Dorf Barkhauſen mit 1055 E. und einem alten Steinkohlenbergwerk.

Portal (vom lat. porta, das Thor) nennt man den Haupteingang eines Gebäudes, ſobald er eine beſondere Ausſchmückung hat, namentlich wenn er vor der Hauptwand des Gebäudes vorſpringt. Das P. iſt derjenige Theil der Façade eines Gebäudes, auf welchen ſich, nach dem Ueberblicke des Ganzen, zuerſt das Augenmerk des Beſchauers wendet. Es muß ſich daher in der Anlage, Ausſchmückung und Ausführung deſſelben der Charakter des Gebäudes ausſprechen und daraus einigermaßen ein Schluß auf die Beſtimmung deſſelben ſich machen laſſen. Die Tempelportale des Alterthums geben uns hierin gute Muſter, namentlich aber ſind die P. der Kirchen des Mittelalters in dieſer Hinſicht ausgezeichnet.

Portălis (Jean Etienne Marie), ausgezeichneter franz. Juriſt und Cultusminiſter unter Napoleon I., geb. 1. April 1746 zu Bauſſet im Depart. Var, widmete ſich, nachdem er ſeine Studien bei den Oratoriern zu Toulouſe und Marſeille vollendet, dem Rechtsſtudium und ließ ſich 1765 zu Aix als Advocat nieder. Seine Kenntniſſe und ein großes Rednertalent verſchafften ihm bald Ruf und Clienten. Außerdem machte er ſich durch eine Schrift gegen den Klerus «Sur la distinction des deux puissances» und eine andere «Consultation sur la validité des mariages des protestants de France» (1770) ſehr vortheilhaft bekannt. Beim Ausbruche der Revolution von perſönlichen Feinden bedroht, zog er ſich erſt mit ſeiner Familie nach Lyon, dann nach Paris zurück, wo er jedoch verhaftet und bis zum Sturze der Schreckensherrſchaft eingeſperrt wurde. Sodann trat er in Paris als Advocat auf und gelangte 1795 als Abgeordneter der Hauptſtadt in den Rath der Alten. Er bekämpfte die Politik des Directoriums und wurde darum nach der Revolution vom 18. Fructidor zur Deportation nach Guiana verurtheilt, der er ſich aber durch die Flucht nach Deutſchland entzog. Bonaparte geſtattete ihm nach dem 18. Brumaire die Rückkehr und machte von ſeinen Talenten Gebrauch, indem er ihm mit Tronchet, Bigot de Préameneu und Maleville die Redaction des Civilgeſetzbuchs übertrug. Im Sept. 1801 erhielt er Sitz im Staatsrathe, wo er für die Begründung der monarchiſchen Ordnung ſehr thätig war. Nachdem er ſchon 1801 die Cultusangelegenheiten neu geordnet, auch 1803 Senator geworden, ernannte ihn Napoleon im Juli 1804 zum Cultusminiſter. Er ſtarb 25. Aug. 1807. Wichtig für die Geſchichte des 18. Jahrh. iſt ſein nachgelaſſenes Werk «De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique durant le 18me siècle» (2 Bde., Par. 1820; 3. Aufl. 1833). — Joſeph Marie, Graf von P., des vorigen Sohn, geb. 19. Febr. 1778 zu Aix, ſchlug die diplomatiſche Laufbahn ein und ging als Legationsſecretär mit dem General Andréoſſy erſt nach Berlin, dann nach London. 1804 wurde er als bevollmächtigter Miniſter

nach Regensburg geschickt. Hierauf trat er als Generalsecretär in das Ministerium seines Vaters, erhielt alsbald Sitz im Staatsrathe und übernahm auch das Directorium der kaiserl. Druckerei. 1811 aus der Hauptstadt verwiesen und seiner Aemter entsetzt, weil er im Interesse des röm. Hofs ein Cabinetsgeheimniß verrathen, kam er zwei Jahre nachher wieder in Gnade und wurde zum ersten Präsidenten am kaiserl. Gerichtshofe zu Angers ernannt. Wiewol er sich bei der ersten Restauration für die Bourbons erklärt hatte, ließ ihm Napoleon sein Amt auch während der Hundert Tage. Nach dem zweiten Sturze Napoleon's trat er in den Staatsrath, und Ludwig XVIII. verlieh ihm 1819 die Pairswürde. Präsident des Cassationshofs 1824, trat er nach dem Sturze Villèle's im Jan. 1828 mit ins Ministerium Martignac und erhielt das Portefeuille der Justiz, das er jedoch als Feind der Jesuiten mit dem des Auswärtigen vertauschen mußte. Er verfocht mit Talent vor den Kammern die verschiedenen Regierungsvorschläge und erhielt beim Austritt aus dem Ministerium zum Lohn für seine Dienste die unwiderrufliche Stelle des ersten Präsidenten am Cassationshofe, welches Amt er auch trotz der Revolutionen von 1830 und 1848 behauptete. Seit 1834 war P. Vicepräsident der Pairskammer, und ein kaiserl. Decret übertrug ihm 1852 dieselbe Stelle im Senate. Er starb 4. Aug. 1858, nachdem er längere Zeit vorher sein Amt am Cassationshofe niedergelegt. P. war Mitglied des Instituts, gelehrter Jurist, betrieb aber auch nicht ohne Erfolg andere Wissenschaften.

Portament (portamento di voce) ist im Gesange die Geschicklichkeit des Sängers, die einzelnen Töne einer Melodie so aneinanderzureihen, daß man keine Unterbrechung bemerkt, sondern daß die Töne gleichsam auf- und ineinander übergetragen werden. Die größte Kunst dabei besteht darin, daß man zur rechten Zeit Athem holt, um den Zusammenhang der Töne nicht zu stören. Von dem menschlichen Gesange ist die Benennung P. auch auf den Gesang der Instrumente übergegangen und man verlangt gegenwärtig auch ein portamento di voce (Tragen der Stimme oder des Tons) bei den Saiten- und Blasinstrumenten.

Portepée (franz.) heißt eine Quaste oder sonstige Zier, zuweilen in Eichelform, von Gold, Silber oder Wolle, die mittels eines schmalen Bandes, um das Degen- oder Säbelgefäß geschlungen, als Abzeichen der Offiziere getragen wird. Dies Band ist von gleichem Stoff oder bei der Cavalerie von gesticktem Leder. Die untern Chargen führen ähnliche Quasten von Wolle oder Leder, welche aber nicht P., sondern Säbeltroddeln oder Faustrieme genannt werden. Auch Militär- und Civilbeamte tragen das P., das sich aber vom militärischen meist unterscheidet.

Portefeuille (franz.), eine Tasche oder Mappe zur Aufbewahrung von Briefschaften und andern Papieren, wird in der polit. Sprache der constitutionellen Länder figürlich für Ministerposten gebraucht, weil die Minister mit dergleichen Mappen in den Kammern und vor dem Fürsten zu erscheinen pflegen, dort ihre an die Volksvertretung zu machenden Vorlagen, hier ihre Vorträge an den Monarchen darin mit sich tragend. Man spricht daher von einem Portefeuillewechsel, von angebotenen und angenommenen oder abgelehnten P., von einem P. des Innern, der Finanzen u. s. w. — In anderer Bedeutung kommt das Wort P. auf dem Gebiete des Geldverkehrs vor, als Bezeichnung für das Behältniß, worin öffentliche Geld- und Creditinstitute ihre Werthpapiere (Wechsel, Staatspapiere u. s. w.) aufbewahren. So heißt es z. B. in dem Rechnungsausweise einer Bank: die Bank habe so und so viel Millionen im P.

Porter, ein engl. schweres und dunkelbraunes Bier, welches seinen Namen davon erhielt, daß es im Anfange hauptsächlich von den londoner Lastträgern (porters) und Arbeitsleuten getrunken wurde. Es wird wie andere Biersorten aus Malz und Hopfen bearbeitet, und die verschiedenen Angaben über andere, zum Theil sogar gesundheitswidrige Beimischungen, deren man es verdächtig hielt, beruhen wol ohne Ausnahme auf Vorurtheil oder Misverständniß, wie unbefangene chem. Untersuchungen gezeigt haben. Ein ähnliches Bier wird von mehrern deutschen Brauereien geliefert und theils für englischen P. verkauft, theils ausdrücklich als «Deutscher P.» bezeichnet.

Portfolio (ital., so viel als Portefeuille) hieß eine zu London erst von dem Buchhändler Ridgway, dann von den Gebrüdern Shoberl ausgegebene Zeitschrift, die sich angeblich zur Aufgabe stellte, geheime Staatsacten aus der neuesten Geschichte zu veröffentlichen. Die erste Nummer erschien 28. Nov. 1835, die 45. und letzte 27. Mai 1837. Sowol die Enthüllungen wie die Räthsel, welche sich an diese literarische Erscheinung knüpften, setzten alsbald die öffentliche Meinung von Europa in Bewegung. Die wichtigsten Documente der Sammlung waren eine Reihe russ. Depeschen, meist aus den J. 1826—29. Dieselben gaben in den wichtigsten Angelegenheiten (namentlich in den deutschen und orientalischen) die Geheimnisse der russ. Politik preis und erschienen außerdem mit schneidenden Bemerkungen. Das Unternehmen konnte nichts

anderes bezwecken, als die Cabinete und Völker über die gefährlichen Entwürfe Rußlands aufzuklären und die öffentliche Meinung für eine Wendung in der Politik zu gewinnen. Nicht minder Aufsehen als die Sache selbst erregte der Umstand, daß weder Oesterreich noch Preußen, nach die übrigen deutschen Regierungen der Verbreitung des «Portfolio» entgegentraten. Es erschien zu Paris auch eine franz. Ausgabe. Von letzterer wurden die ersten 26 Nummern, die bedeutungsvollsten, unter sächs. Censur abgedruckt und ohne Anstoß («Le P., ou collection de documents politiques relatif à l'histoire contemporaine», 2 Bde., Hamb. 1836), veröffentlicht. Sogar eine deutsche Uebersetzung davon wurde besorgt. Dem Anscheine nach mußte die brit. Regierung bei der Veröffentlichung der Actenstücke ihre Hand im Spiele haben, und in der That fiel das Erscheinen des «Portfolio» mit dem angeblich durch Urquhart bei König Wilhelm IV. hervorgebrachten Bestreben zusammen, den östl. Planen Rußlands im Interesse der brit. Macht entschieden entgegenzutreten. Das Whigministerium folgte jedoch den Absichten des Königs nur für den Augenblick und mit Widerwillen. Lord Palmerston, damals Minister des Auswärtigen, ernannte zwar Urquhart (s. d.) zum Gesandtschaftssecretär des Lord Ponsanby in Konstantinopel, lenkte aber in den Beziehungen zu Rußland wieder in die alte Bahn ein, sodaß Urquhart zurücktrat und die Absicht Wilhelm's IV. als gescheitert erschien. Das «Portfolio» war hiermit seiner besten Quellen beraubt und begann ein kümmerliches Dasein zu fristen. Noch ehe die Redactoren zu dem Entschlusse gelangten, ihre Mittheilungen einzustellen, war daher das Interesse des Publikums schon erkaltet.

Portici, Flecken am Golf von Neapel und am Fuße des Vesuv, $1\frac{1}{2}$ M. südöstlich der Stadt Neapel an der Eisenbahn gelegen, mit 11288 E., ist besonders bekannt durch das großartige königl. Schloß mit reizenden Gartenanlagen und herrlicher Aussicht, durch dessen Hof die Straße von Neapel nach Salerno führt und dessen prächtige Façade dem Meere zugekehrt ist. Dasselbe wurde unter Karl III. 1736 im Bau begonnen und enthält im Erdgeschoß eine Kapelle und ein kleines Theater. Der Schloßpark zieht sich bis ans Meer, wo ein kleines Fort, Granatella, liegt. Bei dem Orte befindet sich eine Dampfmaschinenfabrik. Jenseit des Palastes beginnt der Flecken Resina (s. d.), unter welchem das alte Herculanum (s. d.) verschüttet liegt.

Porticus, eine Säulenhalle oder ein Bogengang, entsprechend der Stoa (s. d.) der Griechen, nannten die Römer eine auf zwei, bisweilen auch auf mehrern Reihen Säulen ruhende Galerie, dergleichen schon in den Städten des Orients und Griechenlands beliebt waren. Diese P. standen theils einzeln und frei, in welchem Falle man sie auch Peristylia nannte, theils waren sie mit Privat- und öffentlichen Gebäuden, wie den Tempeln, verbunden und entweder auf beiden Seiten offen, sodaß nur die Säulen die Wände bildeten, oder auf der einen geschlossen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu gewähren. Sie dienten zu Spaziergängen, die geschlossenen insbesondere zu Zusammenkünften, als Hörsäle, zu Gerichtssitzungen und andern Zwecken, weshalb sie zum Theil auch mit Sitzen versehen waren. Am berühmtesten war in Athen die Pöcile (s. d.). Aus dem P. entwickelte sich schon in Athen, dann auch in Rom die auf zwei bis vier Säulenreihen ruhende, durch Außenmauern abgeschlossene Basilika (s. d.).

Portiuncula, s. Assisi.

Portland, Haupthandelsstadt des nordamerik. Staats Maine in Nordamerika, liegt auf einer schmalen Landzunge an der Casco-bai, welche hier einen geräumigen und tiefen, das ganze Jahr hindurch offenen Hafen bildet, der durch die Forts Preble-Scammel und Georges geschützt wird. Die Stadt, welche 1860 26341 E. zählte, ist der südl. Endpunkt der Atlantic- und St.-Lorenz-Eisenbahn, durch welche sie in directer Verbindung mit Montreal steht, während die südlich von ihr auslaufende Eisenbahn ihren Verkehr mit Boston und dem Osten und Süden vermittelt. Zugleich unterhält die Stadt eine regelmäßige Dampferverbindung mit Boston, Bangor, St.-John und Neubraunschweig. P. hat 27 Kirchen, mehrere wissenschaftliche Anstalten, wie die Gesellschaft für Naturgeschichte mit einer seltenen Muschelsammlung, 30 öffentliche Schulen und 16 Zeitschriften, darunter 4 tägliche. Der Gehalt ihrer Schiffe beläuft sich auf 81399 Tonnen. Zucker und Melasse sind ihre hauptsächlichsten Einfuhrartikel; Bauholz, Fische, Schweinefleisch und Obst bilden die Hauptstapelartikel für die Ausfuhr. Letztere belief sich 1864 auf 3,824571, die Einfuhr auf 3,018063 Dollars. Schiffe wurden 1864 im ganzen 34 von 13600 Tonnen gebaut. Unter den Gebäuden zeichnet sich das Marinehospital aus. Ein großes Feuer zerstörte 4. Juli 1866 mehr als die Hälfte der Stadt, welche jedoch rasch wieder aufgebaut wurde. Im Winter unterhält P. eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Liverpool. Gegründet wurde die Stadt schon 1632 durch engl. Colonisten. — P. heißt auch der Haupthandelsplatz und die größte Stadt des Staats Oregon, am Willamethfluß, etwa $3\frac{1}{2}$ M. von

deſſen Mündung in den Stillen Ocean. Der Ort zählt etwa 5000 E., unterhält eine wöchentliche Dampfverbindung mit San-Francisco und hat mehrere Kirchen und Schulen, eine Irrenanſtalt und eine Bank. Es erſcheinen hier eine tägliche und zwei wöchentliche Zeitungen.

Portland-Vaſe nennt man gewöhnlich eine jetzt im Britiſchen Muſeum aufgeſtellte Vaſe, die mit Aſche angefüllt in einem gut gearbeiteten Sarkophag unter Papſt Urban VIII. (1623—1644) in einem röm. Grabmal entdeckt wurde. Der Sarkophag wurde in das Capitoliniſche Muſeum, wo er noch gegenwärtig ſteht, die Vaſe zunächſt in die Barberini'ſche Bibliothek zu Rom (daher ſie auch Barberini-Vaſe genannt wird) gebracht, von wo ſie ungefähr 100 J. ſpäter der Engländer Will. Hamilton durch Kauf erwarb und bald darauf der Herzogin von Portland zu London für ihr Muſeum überließ, bei deſſen Verſteigerung ſie an das Britiſche Muſeum gelangte. Sie beſteht aus einem blauen, durchſichtigen und darüber einem weißen, opaken Glasfluß und iſt mit kunſtvoll ausgeführten Reliefs verziert, welche von Winckelmann auf die Sage von Peleus und Thetis, von andern auf die Zurückführung der Alkeſtis aus der Unterwelt bezogen worden ſind. Dieſelben ſind am ſorgfältigſten abgebildet in Piraneſi's «Antichità romana» (Bd. 2) und in Millingen's «Ancient inedited monuments» (Bd. 1, Lond. 1823). 1845 wurde die Vaſe von einem gewiſſen William Lloyd von ihrem Poſtamente herabgeſtürzt und zertrümmert, aber mit gutem Erfolge wieder zuſammengeſetzt, ſodaß man die Spuren der Verletzungen nur wenig noch erkennt.

Porto, ſ. Oporto.

Porto-Alegre oder Portalegre, Hauptſtadt (ſeit 1773) und Haupthafen der Provinz São-Pedro do Sul oder Rio-Grande do Sul im ſüdl. Braſilien, 160 M. gegen SW. von Rio-Janeiro, 4 M. im S. von São-Leopoldo, liegt am öſtl. Ufer des 6 M. langen Aeſtuars des Jucuhy, das gegen Süden in einen 34 M. langen und bis 8 M. breiten Strandſee, die Lagoa dos Patos, ausläuft. Die Stadt, regelmäßig und gut gebaut, ſteht durch Dampfſchiffahrt auf dem Rio dos Sinos mit den deutſchen Colonien São-Leopoldo u. ſ. w. in Verbindung und iſt der Sitz des Präſidenten der Provinz, eines Gerichtshofs und eines Biſchofs. Sie hat eine Kathedrale, eine Lateinſchule, ein Hospital, einen Hafen mit Molo und Schiffswerften und zählt 14000 E., die nicht unanſehnlichen Handel treiben. Im Handelsjahre 1862/63 liefen im überſeeiſchen Handel 60 Schiffe von 10328 Tonnen, im Küſtenhandel 120 Schiffe von 20497 Tonnen aus und ein. Die Geſammteinfuhr betrug 723834 Milreis (gegen 1,100642 im Vorjahre), die Geſammtausfuhr 205237 Milreis (gegen 291775 im Vorjahre). Dagegen liefen 1863/64 im auswärtigen Handel nur 37 Schiffe von 6274 Tonnen aus und ein, deren Import ſich auf 456506, der Export auf 283039 Milreis belief.

Portobello, richtiger Puerto Belo, eigentlich San-Felipe de Puerto Belo, eine Stadt auf der Landenge von Panama, im NO. von Colon oder Aspinwall, in dem ehemaligen Generalcapitanat Guatemala, jetzt zum Depart. Colon des columbiſchen Freiſtaats Panama gehörig, wurde 1584 angelegt. Die Stadt iſt berühmt wegen ihres ſchönen Hafens, der, ſchon von Columbus 2. Nov. 1502 entdeckt und benannt, ſie ſonſt zum Stapelplatze der ſpan. Silberflotte machte, und berüchtigt wegen ihres mörderiſchen Klimas, das ihr den Namen des Grabes der Europäer zuzog und alle commerziellen Vortheile ihrer Lage am Ende vernichtete, ſodaß ſie jetzt aus einem wichtigen feſten Handelsplatze mit 15000 E. zu einem verfallenen Orte mit etwa 1190 Bewohnern, meiſt Negern und Mulatten, geworden iſt, die allein dem dortigen Klima einigermaßen Widerſtand leiſten können. P. beſteht aus einer langen, um die von einer Anhöhe umſchloſſenen Hafenbai herumlaufenden Hauptſtraße, einigen Quergaſſen und zwei Plätzen mit der Kirche und dem Schatzgebäude, die jedoch wie die Feſtungswerke, das Hospital und die Privatgebäude im Verfall begriffen ſind. Unter der ſpan. Herrſchaft war es ein Hauptemporium des Handels zwiſchen Spanien und Mittelamerika und hatte jährlich eine große Meſſe. Durch wiederholte Plünderungen ſeitens der Boucaniers, durch die Einäſcherung von ſeiten des engl. Admirals Vernon 1739 und zuletzt dadurch, daß ſeit dem Ende der ſpan. Herrſchaft Chagres als Haupthafen an der atlantiſchen Küſte des Iſthmus an ihre Stelle trat, ſank ſie immer mehr herab.

Portorico, eigentlich Puerto-Rico, die öſtlichſte und kleinſte der Großen Antillen, bildet mit den nahe öſtlich liegenden, zur Gruppe der Virginiſchen Inſeln gehörigen Eilanden Culebra, Culebrita und Vieques ein eigenes ſpan. Generalcapitanat von 169,15 Q.-M. Die Inſel wird durch die 15 M. breite Mona-Paſſage, in welcher das unbewohnte und herrenloſe Eiland Mona liegt, von Haïti getrennt und hat die Geſtalt eines Vierecks, das bis 22,6 M. lang und bis 8,6 M. breit iſt. Das Innere P.s wird von Weſten gegen Oſten von wald- und quellenreichen Bergmaſſen durchzogen, die im Durchſchnitt 1400 F. hoch ſind, im Culminationspunkte

jedoch 3451 F. erreichen, gut bewässerte und sehr fruchtbare Thäler enthalten und gegen 50 Flüßchen, zum Theil einige Stunden weit schiffbar, dem Meere zusenden. Doch finden sich im Innern auch ausgedehnte Savannen. Die Küsten sind theils von Klippen und Riffen, theils von Lagunen eingefaßt, im Norden oft sehr starker Brandung ausgesetzt, in verschiedenen Gegenden von stundenweiten, überaus ergiebigen Fruchtebenen eingenommen. Die einzigen zu allen Jahreszeiten sichern Häfen sind San-Juan, Hovas und Guanica. Das Klima, obgleich warm, ist im allgemeinen gesunder als auf den übrigen Antillen und zeigt sich in den höhern Gegenden zum Anbau europ. Getreidearten geeignet. Den Reichthum an tropischen Producten hat P. mit dem übrigen Westindien gemein. Vieh wird in großer Menge gezogen, und das Meer ist überaus fischreich. An mineralischen Producten finden sich Waschgold, Kupfer, Eisen und Blei, auch Kohlen. Salz wird in den Strandlagunen in großer Menge gewonnen. Die Bevölkerung belief sich 1800 auf 155426, 1834 auf 358836 und Ende 1860 auf 583308 Seelen, darunter 300406 Weiße (etwa 51½ Proc.), meist Creolen span. Abkunft. 1834 zählte man 53,8 Proc. Weiße, 35,1 Proc. freie Farbige (Neger und Mulatten), 11,1 Proc. Negersklaven, also Freie überhaupt etwa 89 Proc. Dieses günstige Verhältniß setzt die Insel weniger dem schwankenden Schicksale und der innern Demoralisation von Colonien mit überwiegender Negerbevölkerung aus, zumal da ein sehr großer Theil der Weißen selbst Ackerbau treibt, sodaß sich hier ein Mittelstand unter den weißen Grundbesitzern hat bilden können. Wie auf Cuba, so haben sich auch auf P. Landbau, vorzüglich auf Colonialproducte, insbesondere auf Zucker, Kaffee und Taback, und Handel ungemein gehoben, und die Insel hat sehr an Wohlhabenheit und Bedeutung gewonnen. Das Zuckerrohr gewährt hier im Verhältniß zu der mit ihm bebauten Bodenfläche viel reichere Ernten als im übrigen Westindien. Man berechnete 1859 die Jahresproduction an Rohzucker auf 116 Mill. Pfd. Die Tabacksproduction beläuft sich jährlich auf 70000 Ctr., die des Kaffees auf P. und Cuba zusammen auf 300000 Ctr. Ausfuhrproducte sind Zucker, Melasse, Rum, Kaffee, Taback, etwas Baumwolle, Häute und Vieh. Der Handel findet hauptsächlich mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Spanien statt. P. zerfällt in die sechs Departementos Aguadilla, Arecibo, Bayamon, Guayama, Humacáo, Mayaquez und Ponce. Die 1514 gegründete Hauptstadt San-Juan de Puerto Rico, auf einem durch eine Brücke mit P. verbundenen Eilande der Nordküste gelegen, mit einem geräumigen, sichern Hafen und starken Festungswerken, ist der Sitz der Centralbehörde der Insel und des Bischofs und zählt (1860) 18259 E., die sehr lebhaften und ausgebreiteten Seehandel treiben. Die Insel, ursprünglich Boriquen oder Burenquen genannt, wurde von Columbus auf dessen zweiter Reise 15. Nov. 1493 entdeckt und erhielt von ihm den Namen «Johannes des Täufers» (Isla de San Juan Bautista). Sie wurde vom Könige von Spanien 1509 unter die Verwaltung des Juan Ponce de Leon gestellt. Die Bedrückungen, denen die in den Goldwäschen beschäftigten eingeborenen Karaiben ausgesetzt waren, riefen eine allgemeine Empörung und jene blutigen Kämpfe hervor, in denen der durch seine Kraft und wunderbare Klugheit berühmte Hund Bezerillo den Spaniern wesentliche Dienste leistete. In dem grausamen Vertilgungskampfe weniger Jahre kam der größte Theil der Bevölkerung (angeblich 600000 Menschen) um, und der geringe Rest wurde durch die schwersten Arbeiten in den Bergwerken aufgerieben, sodaß die Urbevölkerung von Boriquen sehr bald verschwand. Bis auf die neueste Zeit sah sich P. vom Mutterlande wenig beachtet. Die Insel diente hauptsächlich als Verbannungsort von Verbrechern und kostete jährlich bedeutende Zuschüsse. Als diese Zuschüsse nach Losreißung der span. Colonien auf dem Festlande Amerikas vom Mutterlande aufhörten, wandte man sich dort der Ausbeutung der eigenen Schätze der Insel zu. Seitdem hoben sich die Bevölkerung und der Wohlstand, sodaß die Colonie dem Mutterlande jetzt, wie Cuba, jährlich einen Ueberschuß gewährt.

Porträt oder Bildniß nennt man die Abbildung eines wirklichen Menschen oder einer histor. Person unter besonderer Berücksichtigung ihrer individuellen Erscheinung. Das Porträtiren oder Abbilden findet sowol in plastischen Werken (Porträtstatuen oder Ikonische Statuen, Porträtbüsten und Porträtreliefs, letztere besonders als Medaillons behandelt) als in Gemälden statt. Doch sind viele Bildnisse berühmter Männer aus früherer Zeit blos Ideale einer spätern. Daher heißen P. im engern und eigentlichen Sinne die nach der Natur, d. i. nach der Ansicht eines wirklichen Individuums copirten Bildnisse, insbesondere die gemalten. Die Porträtmalerei ist eine eigene Gattung der Malerei. Sie stellt das Wesentliche, Bleibende, Bezeichnende an dem einzelnen Menschen dar. Auch das P. muß Charakterbild sein, wenn es nicht aus der Reihe ästhetischer Productionen ausgeschlossen sein soll. Sklavische Annäherung an das Urbild ist nur Treue für den Augenblick, da jeder Tag an dem Zufälligen der menschlichen Ge-

ſtalt ändert. Darum hat der Künſtler blos die bleibenden Hauptzüge aufzufaſſen und den phyſiognomiſchen Ausdruck, der jedem Zuge ſeine Bedeutung gibt. Das große Talent weiß nicht nur der Häßlichkeit, ſondern ſelbſt der Gemeinheit ihre intereſſanten Züge abzugewinnen, und gerade darin beſteht die Anforderung nach Idealiſirung, welche neben der nach Treue an jedes gute P. gemacht werden muß. Von den ital. Malern waren beſonders die Venetianer (Tizian), von den nordiſchen die Niederländer (van Dyck) und von den Spaniern die Schule von Madrid (Velasquez) groß im P. In der neuern Zeit werden P., welche die Naturwahrheit mit maleriſcher Bedeutſamkeit vereinigen, immer ſeltener, woran zum Theil auch das wenig geeignete Coſtüm der Gegenwart ſchuld iſt. Zu den P. gehören auch die Converſationsſtücke, welche in der Regel ſehr unpoetiſch ſind, während die hiſtor. Gemälde, welche man aus P. zuſammenſetzt, nicht ſelten an Steifheit leiden.

Portsmouth, Municipalſtadt und Parlamentsborough, ſtärkſte Feſtung und Hauptſeearſenal Englands mit dem größten und ſicherſten Hafen des Königreichs, liegt in der Grafſchaft Hampſhire gegen NNO. von der Inſel Wight, im ſüdweſtl. Theile der $3^1/_4$ geogr. M. im Umfang meſſenden flachen Inſel Portſea, an dem Eingange zu dem herrlichen Portsmouth-Harbour, der, an der ſüdl. Einfahrt nur $^3/_4$ engl. M. breit, ſich im Innern bis auf 3 M. erweitert, gegen alle Winde und Stürme geſchützt iſt und der ganzen engl. Kriegsflotte einen trefflichen Ankergrund bietet. P. beſteht eigentlich aus zwei Städten, aus P. im Süden und Portſea im Norden, das aus einer ehemaligen Vorſtadt erwachſen und bei weitem größer iſt. Beide haben zuſammen (1861) eine Bevölkerung von 94799 E. (gegen 72096 im J. 1851 und gegen 53058 im J. 1841), ungerechnet die 7789 E. von Gosport (ſ. d.), welches durch die Feſtungslinien mit in den Städtecomplex gezogen und durch eine fliegende Brücke mit ihm verbunden iſt. Mit den Vorſtädten haben P. und Portſea 42 Kirchen und Kapellen, eine Synagoge, zwei Lateinſchulen, das 1729 gegründete Marinecollege, eine Sternwarte (50° 48′ 3″ nördl. Br., 1° 5′ 58,5″ weſtl. von Greenwich), ſeit 1820 eine Schiffbauſchule, einen Philoſophiſchen Verein mit Muſeum, ein Athenäum, ein Handwerkerinſtitut und ein Theater. Von öffentlichen Anſtalten und Bauwerken ſind noch zu erwähnen die ausgedehnten Kaſernen, der Palaſt des Gouverneurs, das Stadthaus, das Gerichtshaus, das Zollamt, ein Stadtgefängniß, ein großes Arbeitshaus, verſchiedene Wohlthätigkeitsanſtalten und zwei koloſſale Waſſerwerke. Die Stadt P. ſelbſt iſt eng, winkelig und finſter, hat nur eine lange hübſche Straße, die High-Street, und an bemerkenswerthen Gebäuden das alte Gouvernementshaus (bis auf Heinrich VIII. eine Priorei) mit anſtoßender Garniſonskapelle und die ſehr alte Kirche St.-Thomas mit einem 120 F. hohen als Landmarke dienenden Thurme. Portſea iſt beſſer gebaut, bietet aber auch nur einen beſcheidenen Anblick. Schön ſind die beide Städte umziehenden Wälle mit ihren Ulmenalleen und intereſſanter Ausſicht auf das ganze Hafenleben, auf Wight und die nächſten Küſtenpunkte. Dem Glacis gegenüber ziehen ſich die Vorſtädte hin, die größer ſind als P. und Portſea zuſammen, mit reizenden Squares, hübſchen Gebäuden und Gärten, am ſchönſten die Vorſtadt Southſea, die in neueſter Zeit ein vielbeſuchter Badeort geworden. Dicht am Seeſtrande, nur durch das Glacis getrennt, liegen die berühmten Kingsrooms, eins der vorzüglichſten Seebäder Englands. Die Herrlichkeit P.s aber und der Stolz Englands beſteht in dem Seearſenal mit den größten Docks der Welt. In Portſea befinden ſich die königl. Schiffswerften, die einen ummauerten Raum von 120 Acres bedecken und alle Anſtalten für den Bau, die Ausbeſſerung und Verproviantirung von Kriegsſchiffen in großartigſtem Maßſtabe enthalten. Auch iſt hier das Zahlamt der Marine und die Reſidenz des Hafenadmirals. Südlich von den Docks liegt das Geſchützwerft oder Artilleriearſenal von 14 Acres Flächenraum, dem zu Woolwich zwar nachſtehend, aber doch auch ſehr bedeutend, mit einem Zeughauſe für kleine Waffen, einem Laboratorium, großen Oaais und ſchönen Offizierwohnungen. In und bei Gosport befinden ſich die Bäckerei, Brauerei und Proviantháuſer der Marine, die Böttcherei und das Pulvermagazin ſowie das großartige Haslar-Hospital für Seeleute (1746—62 erbaut), das 2000 Kranke aufnimmt. Die Befeſtigungen der beiden Städte und Gosports werden nach ihrer Vollendung mit 1115 Geſchützen bewaffnet ſein und bedürfen zu ihrer Vertheidigung einer Garniſon von 20000 Mann. Sie beſtehen zunächſt in einer Enceinte von 3 engl. M. Umfang mit 18 Baſtionen und Ravelins auf der Landſeite. Den Eingang in den Hafen vertheidigen Monckton-Caſtle ſüdlich von Gosport, und Southſea-Caſtle auf der Inſel Portſea, auf deren Südküſte außerdem noch die Forts Lumps, Eaſtney und Cumberland ſtehen, die mit den auf den Sandbänken noch zu erbauenden Forts die im Süden belegene Rhede Spithead, den gewöhnlichen Sammelplatz der zum Auslaufen, zu Manövern, Revuen u. ſ. w. beſtimmten Flotte, vollkommen decken. Ein zweite Enceinte bilden

in einer durchschnittlichen Entfernung von $^3/_4$ engl. M. westlich von Gosport die detachirten Forts Gomer, Grange, Rowner, Brockhurst und Elson, und wiederum 2 engl. M. westlich von Gosport entfernt liegen die Vorfesten Lee Farm, Foxbury und Blackhouse. Auf den im Norden der Hafenbai von Westen gegen Osten hinstreichenden Portsdown-Hügeln liegen acht durch bedeckte Gänge verbundene Forts und im Westen die Vorfeste Wallington. Endlich auf der Nordseite der Insel Portsea, die durch einen schmalen, überdrückten Meeresarm vom Festlande getrennt ist, befinden sich die Linien von Hilsea. Der Umfang sämmtlicher Befestigungen beträgt über 25 engl. M. Noch innerhalb der äußern Werke liegt an der Eisenbahn und an der Nordwestecke des Portsmouthhafens, noch für Schiffe von 300 Tons zugänglich, die Marktstadt Farcham mit 4011 E., Schiffswerfte, Seilerbahn, einer Markthalle, einem Literarischen Institut, einem Irrenhaus und Fabriken von Kutschen und groben irdenen Waaren. Die Industrie P.s, das zwei Mitglieder in das Parlament schickt, ist nur insoweit bedeutend, als sie unmittelbar mit den Marineetablissements in Verbindung steht. Nicht ohne Belang ist der Handel, namentlich der Küstenhandel. Es befinden sich hier Waarenspeicher aller Art, außer für Tabak. Mit Wight, Plymouth, Falmouth, Havre findet Dampfbootverbindung statt. 1860 besaß die Stadt 263 Schiffe von 12622 Tons. P. wird zuerst im Zeitalter der Angelsachsen erwähnt, die hier 501 bei «Portesmutha» landeten. Unter Alfred d. Gr. wurde im Hafen eine Flotille von neun Schiffen gegen die Dänen bemannt und vor dem Einfalle der Normannen (1066) eine Menge von Schiffen von hier aus gegen dieselben ausgeschickt. 1377 landeten die Franzosen und verbrannten einen großen Theil der Stadt, mußten aber schließlich mit großem Verluste abziehen. Unter Edward IV. wurden die Befestigungen begonnen und unter Richard III. vollendet. Erst unter Heinrich VIII. errichtete man zu P. das Hauptmarinearsenal Englands, und unter Edward VI. stationirte im Hafen die ganze Flotte des Königreichs, die freilich nur aus 53 Schiffen mit einer Besatzung von 7780 Mann bestand. Königin Elisabeth führte neue Befestigungen auf aus dem Gewinn der ersten Staatslotterie in England. Karl II. ließ neue Forts, Werfte u. s. w. anlegen, und seit Wilhelm III. wurde bis auf die neueste Zeit an der Befestigung fortgearbeitet, sodaß die bisher vollendeten formidabeln Linien von P. jedem Angriffe, auch von der Landseite, entgegensehen können. — P. heißt auch die Hauptstadt des nordamerik. Staats Neuhampshire (s. d.).

Portugal, ein Königreich und das südwestlichste Land Europas, zwischen dem Atlantischen Meere und Spanien gelegen, mit welchem es die Pyrenäische Halbinsel bildet, von 36° 58′ bis 42° 7′ nördl. Br. in einer Länge von $77^1/_2$ und einer Breite von 17—30 M. sich erstreckend, hat ein Areal von 1716,49 Q.-M. Abgesehen von den überseeischen Besitzungen, zerfällt es historisch in das eigentliche Königreich P. und das Königreich Algarve (s. d.) oder Algarbien, administrativ aber seit 1835 in 17 Verwaltungsdistricte, statt deren aber die frühere Eintheilung in 6 Provinzen noch im Volke selbst geläufig ist, nämlich: Minho (District Oporto, Vianna und Braga), Tras-os-Montes (Braganza und Villareal), Beira (Viseu, Aveiro, Coimbra, Guorda und Castello-Branco), Estremadura (s. d.) mit der Haupt- und Residenzstadt Lisboa oder Lissabon (s. d.) und drei Districten (Lisboa, Leiria und Santareno), Alemtejo (Evora, Portalegre und Beja) und Algarve (Faro). Die Districte zerfallen behufs der Corteswahlen in Distritos electoraes oder Wahldezirke, hinsichtlich der Gerichtsverwaltung in Comarcas oder Gerichtssprengel und Julgados oder Gerichtsämter, bezüglich der Civilverwaltung diese wieder in Concelhos oder Kreise (379), diese in Frequezias oder Kirchspiele. Städte oder Cidades zählt man 22, Villas 650, Dörfer 3800. Die Zahl der Bevölkerung wurde früher durchschnittlich nach den Feuerstellen berechnet. Die kopfweise Zählung 1841 ergab 3,412500, die vom J. 1851 auch nur 3,487027, die von 1861 aber 3,693362 und die von 1863 bereits 3,987861 E. Die bevölkertste Provinz ist Minho mit 6465 E. auf 1 Q.-M.; ihr zunächst steht Beira (3150 auf 1 Q.-M.); am schwächsten bevölkert ist Alemtejo (738 auf 1 Q.-M.). Die beiden Hauptconcentrationspunkte der Bevölkerung sind Lissabon mit 224063 E. und Oporto (s. d.), die bedeutendste Handelsstadt des Landes, mit 86257 E. Von den andern Städten erreicht keine die Bevölkerungszahl von 20000. Von den überseeischen Besitzungen sind gegenwärtig die Adjacenten, d. h. die dem Festlande am nächsten liegenden Inseln des Atlantischen Ocean, den europ. Besitzungen gleichgestellt und seit 1835 in die polit. Verwaltung derselben mit hineingezogen, sodaß ihre Bewohner, welche der Mehrzahl nach mit den Portugiesen von gleicher Abstammung, mit diesen auch gleiche polit. Rechte haben. Diese Inseln haben zusammen ein Areal von 69,74 Q.-M. mit 362105 E. und bilden vier der Verwaltungsdistricte P.s, nämlich: die Inseln Madeira (s. d.) und Porto-Santo den District Funchal (15,75 Q.-M. mit 112164 E.),

und die Gruppe der Azoren (s. d.) die drei Districte Angra (auf Terceira), Horta (auf Fayal) und Ponta-Delgada (auf San-Miguel), 53,99 Q.-M. mit 249941 E. umfassend. Die übrigen überseeischen Besitzungen oder Colonien, welche erst seit der Verfassung von 1838 zur vollständigen Theilnahme an den polit. Rechten gelangt und im Senate sowie in der Deputirtenkammer vertreten sind, haben gegenwärtig, ungeachtet ihres großen Umfangs und ihrer vortheilhaften Lage, doch nur geringe Bedeutung. Sie sind gegenwärtig in vier Generalgouvernements eingetheilt: 1) Die Capverdischen Inseln (s. d.), 77,82 Q.-M. mit 84191 E. (1864), dem das sog. Gouvernement Guinea, d. i. die senegambischen Handelsfactoreien und Niederlassungen theils auf dem Festlande, theils auf den Bissáoinseln, nach officieller Angabe 1687,50 Q.-M. mit nur 1095 E., untergeordnet ist; 2) die Guineainseln San-Thomé und Principe (21,36 Q.-M. mit 18369 E.); 3) Angola (s. d.) in Südguinea mit dem Hauptorte San-Paolo de Loanda und den Gouvernements von Benguela und Mossamedes, nach alter Angabe 9552,5 Q.-M. mit 2 Mill., nach neuern Ermittelungen (Behm) 14700 Q.-M. mit 9,057500 E.; 4) Mozambique (s. d.), angeblich 13500 Q.-M., aber nach dem beanspruchten Grenzumfang berechnet etwa 18000 Q.-M. mit etwa 300000 E., wovon auf den unmittelbaren Besitz nur 50 Q.-M. mit 50000 E. kommen sollen; 5) Indien, d. i. Goa (s. d.) mit Damao und Diu, jetzt nur noch 73,08 Q.-M. mit 527067 E. (1864); 6) Macao (s. d.) in China, 0,56 Q.-M. mit 29587 E.; 7) Timor, d. i. der nordöstlichste Theil der Sundainsel Timor (s. d.) mit dem nördlich vorliegenden Eilande Kambing, der Rest des frühern Gouvernements Dilli oder des Indischen Archipels, nach den Abtretungen an die Niederländer 1860 wol kaum 200 Q.-M. und vielleicht nur 150000 E. umfassend, während die officielle Zahl 850300 jedenfalls zu hoch gegriffen ist. Bei dieser Verschiedenheit der Angaben schwankt die Berechnung des gesammten, zur europ. Verwaltung nicht gehörigen Colonialbesitzes zwischen etwa 25100 und 34750, ja sogar 55300 Q.-M. und dessen Bevölkerung zwischen 1,110000 und 10,868000 E.

P. ist als ein Küstenland zu betrachten, von Spanien mehr durch polit. als durch natürliche Grenzen geschieden, indem seine Gebirge und größern Flüsse nur westl. Fortsetzungen des innern Terrassen- und Gebirgsbaues sowie der Stromadern jenes Landes bilden. Es ist vorherrschend Hochland. Seine Gebirgsmassen treten jedoch nur selten unmittelbar an das Meer, um an der im ganzen 108 M. langen Küste Vorgebirge zu bilden; vielmehr besteht fast das ganze Litorale aus flachen Strandgegenden, weshalb die Zahl der guten Hafenstellen auf die Mündungen der größern Flüsse beschränkt ist. Am höchsten erhebt sich P. in der Mitte, in der Fortsetzung des castilischen Scheidegebirgs, der Serra-Estrella, einem hohen Plateau, dessen Hauptmasse zwischen dem Mondego und Zezere. (S. Beira.) Dieses Gebirge erreicht an dem breiten Scheitel des Malhão de Serra die Höhe von 7200 F., steigt von Norden her aus kahlen, 2—3000 F. hohen Plateauflächen sanft, von Süden her steil auf, setzt sich durch Estremadura gegen Südwesten als niedriger, von isolirten, relativ unbedeutenden Felsenmassen überhöhter Plateauzug bis zum Meere fort, gegen welches es steil abstürzt, am steilsten in der Serra de Cintra und dem 1800 F. hohen Cap la Roca, der westlichsten Spitze des europ. Festlandes. Im äußersten Süden P.s steigt als westl. Fortsetzung des andalus. Scheidegebirgs das Grenzgebirge zwischen Alemtejo und Algarve (s. d.) oder die Serra de Monchique allmählich aus den hochliegenden wüsten Heidestrecken von Alemtejo bis zur Höhe von 3830 F. an. Das Gebirge besteht aus mehrern parallel von Osten gegen Westen laufenden Ketten, welche steil in immer tiefer und enger werdende Thäler hinabfallen, bis die letzte mit ihrem südl. Fuße die niedrige, heiße und sandige Küstenlandschaft Algarves selbst erreicht. Das Cabo de São-Vicente ist der letzte nur noch 360 F. hohe Vorsprung dieses Gebirgs, zugleich die südwestlichste Spitze von ganz Europa. Im Norden des Mondego liegt die Terrasse von Ober-Beira mit 2000 F. hohen, wenig bebauten, aber heerdenreichen Bergflächen, von zahlreichen tiefen, engen und fruchtbaren Thälern durchfurcht, deren Flüsse dem Duero (s. d.) oder (portug.) Douro zufließen. Am dichtesten zusammengedrängt sind die im Norden dieses Flusses hinziehenden Felsenkämme, Verzweigungen des Gebirgslandes von Leon und Galicien; dort steigt in der Serra de Suazo der Monte-Gavieiro angeblich bis 7380 F. empor. Die meisten Gebirge P.s sind nackt und felsig; keines erreicht die Grenze des ewigen Schnees. Die ausgedehntesten Ebenen befinden sich in Alemtejo, Estremadura und Beira, die größtentheils den Charakter von Campos oder Heideflächen haben. Die Hauptflüsse sind die Guadiana, welche zum Theil die südöstl. Grenze bildet, der Tajo (s. d.) oder (portug.) Tejo und der Douro, von denen jener erst bei Punhete, zwischen Abrantes und Santarem, dieser schon bei Torre de Moncorvo schiffbar, jener bis Vallada, dieser bis Oporto mit Hülfe der Flut von Seeschiffen befahren wird, endlich der Minho (s. d.) an der Nordgrenze.

Die wichtigsten Küstenflüsse sind die Lima und Vouga, der Mandega und der 6 M. weit schiffbare Sada. Landseen hat P. nicht, außer einigen Bergseen; dagegen gibt es zahlreiche, freilich meist schlecht benutzte Mineralquellen. Zu Bade- und Trinkcuren mit den erforderlichen Einrichtungen versehen sind im ganzen 70. Der Boden ist im ganzen leicht und überall ungemein fruchtbar, wo Bewässerung vorhanden; wo diese fehlt, wie in Hochflächen, besonders in Alemteja, bietet sich nur culturloses Weideland dar. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördl. gemäßigten Zone liegt, hat es doch bei weitem nicht die heiße Glut, welche im mittlern und südl. Spanien herrscht. Die Seewinde erfrischen die Küstengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nordwinde. Im Jan. beginnt der reizendste Frühling; vom März an wechseln Regen und Stürme mit trockener Hitze. Die Ernte ist im Juni; vom Ende des Juli bis zu Anfang des Sept. verwelkt der Pflanzenwuchs unter der Einwirkung der Sonne. Regen ist im Sommer selten, doch sind nach heißen Tagen die Abende und Nächte sehr kühl. Wenn gegen Ende des Sept. der erste Regen die Erde getränkt, wird sie aufs neue mit frischem Grün überzogen; es beginnt ein neuer Frühling und neue Blüten schmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Nov. eintretende Winter bringt heftige, von Stürmen begleitete Regengüsse, die aber mit heiterm Wetter abwechseln. Nur in den nördl. Gegenden herrscht dauernde Winterkälte, in den südlichen aber ist der Winter eine seltene Erscheinung. Gewitter finden nur im Herbst und Winter statt. Von solchem Klima begünstigt ist das Land reich an Producten, die im ganzen mit denen Spaniens übereinstimmen, aber hier noch weniger als dort ausgebeutet werden.

Die Stammverschiedenheit der portug. Bevölkerung erscheint in der Gegenwart sehr unbedeutend, da nur in der Hauptstadt und in den Handelsplätzen Fremde, namentlich Engländer, sich angesiedelt haben, neben denen Galicier, Neger, Farbige und Creolen vorzugsweise in den arbeitenden und dienenden Klassen vorkommen. Die portug. Juden, die früher als besonderer Stamm mit eigenthümlichem Dialekt und abweichendem religiösen Ceremoniell über das Land ausgebreitet waren, im 16. Jahrh. aber mit äußerster Härte verfolgt und ausgetrieben wurden und dann bis zur Besetzung des Landes durch die Franzosen von dauerndem Aufenthalte daselbst sich ausgeschlossen sahen, genießen seit 1820 wieder die gesetzliche Anerkennung des Rechts freien Aufenthalts und freier Religionsübung. Ihre Zahl beläuft sich nur auf einige Tausende. Auch die Zigeuner sind in P. weit weniger zahlreich als in Spanien. Die Portugiesen haben in Charakter und Sitten mit den Spaniern wenig gemein, und unterscheiden sich von diesen auch durch ihre Sprache. (S. Portugiesische Sprache und Literatur.) Sie zeichnen sich im allgemeinen durch große Höflichkeit gegen Fremde aus, desgleichen durch Gelehrigkeit, Unternehmungsgeist, Ausdauer, Tapferkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit, durch glühende Liebe zum Vaterland und Anhänglichkeit an ihre Religion. Neben diesen guten Eigenschaften wirft man ihnen aber auch Hochmuth, Prachtliebe, Eitelkeit, Schwatzhaftigkeit und Hang zu Uebertreibungen vor, die namentlich in den niedern Ständen hervortreten. Außerdem legt man diesen Rachsucht, Hinterlist, Blutgier und Grausamkeit bei, welche Fehler indeß keineswegs allgemein herrschen können, am allerwenigsten unter den sanftmüthigen Bewohnern der nördl. Provinzen. Die röm.-kath. Kirche ist die alleinige Landeskirche, daneben aber jedes Glaubensbekenntniß geduldet. Die portug. oder lusitan. Kirche steht nach der Bewilligung des Papstes Clemens XI. 1716 unter der besondern Oberaufsicht des Cardinal-Patriarchen von Lissabon, dessen Generalvicar den erzbischöfl. Titel führt. Unter ihm stehen elf Bischöfe, fünf in P. selbst, zwei auf Madeira und den Azoren und vier in den Colonien Capverde, S.-Thomé, Angola und Macao (Goa hat einen eigenen Erzbischof). Von den übrigen neun Bischöfen des Festlandes stehen sechs unter dem Erzbischof von Braga, der zugleich Primas des Reichs, und drei unter dem Erzbischof von Evora. Außerdem gibt es noch zehn von der bischöfl. Aufsicht befreite Stifter. Die früher sehr zahlreiche Klostergeistlichkeit ist seit 1834 durch Aufhebung der Mönchsklöster beseitigt. Nonnenklöster gab es 1850 noch 117, zusammen mit 1459 Nonnen.

Die physische Cultur P.s liegt noch sehr darnieder. Die Hälfte der Gesammtoberfläche besteht noch jetzt theils aus ganz unproductivem, theils aus blos zur Viehweide benutztem Terrain. Die Landwirthschaft befindet sich, einzelne Gegenden und Güter ausgenommen, auf einer tiefen Stufe. Dennoch hat P. seit der neuen Gesetzgebung von 1832 und 1833 nicht unbedeutende Fortschritte hinsichts der Bodencultur und Viehzucht gemacht, und namentlich ist in neuester Zeit sowol von seiten der Regierung als auch durch intelligente Grundbesitzer und Gesellschaften viel für die Hebung der Landwirthschaft gethan worden. Daß der Aufschwung nicht rascher vor sich geht, wird der Indolenz der portug. Bauern, der Milde des Klimas und der Frucht-

barkeit des Bodens, im höhern Grade dem Mangel einer guten Communication im Innern und mit den Häfen, dem ſchlechten Syſtem der Bewirthſchaftung (Brachen- und Weidenwirthſchaft, beſonders gebräuchlich in Alemtejo), endlich der überall üblichen Verpachtung der Ländereien auf ganz kurze Zeit, meiſtens nur auf ein Jahr, beigemeſſen. Der letztere Umſtand hat um ſo verderblicher gewirkt, als ſich die Hauptmaſſe des culturfähigen Bodens in den meiſten Provinzen bis auf die neuere Zeit in den Händen weniger großer Grundbeſitzer, die fern von ihren Gütern in Liſſabon oder im Auslande von ihren Renten lebten, oder im Beſitz der Klöſter, Kirchen und Stiftungen befand. Durch die Aufhebung der Mönchsklöſter, infolge deren Grund und Boden der Klöſter und Kirchen für Nationalgut erklärt, parcellirt und verkauft wurde, iſt ein weſentlicher Schritt zum Beſſern geſchehen, indem ſeitdem die Zahl der kleinen ſelbſtändigen Grundbeſitzer ſich gemehrt hat und die Wirthſchaft allmählich eine zweckmäßigere und intenſivere geworden iſt. In neueſter Zeit hat man auch zum Vortheile des Landbaues den Straßen-, Weg- und Eiſenbahnbau mit Energie zu betreiben begonnen. Außerdem bahnte man die Reform der agrariſchen Geſetzgebung an, und die Regierung führte Viehausſtellungen und Prämienvertheilungen ein. Endlich haben auch die Bildung einer Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues (Associação central da agricultura portugueza) zu Liſſabon, die dort ſeit 1852 beſtehende königl. Landwirthſchaftsſchule, die Gründung ähnlicher Anſtalten zu Vizeu und Evora ſowie die ſpäter entſtandenen Verſuchsanſtalten und Muſterwirthſchaften weſentlich zur Belebung der Bodencultur beigetragen. Am beſten wird die Landwirthſchaft in Minho, in einigen Gegenden von Beira und Eſtremadura und, beſonders die Fruchtbaumzucht, in Algarve betrieben. Man baut Weizen, Gerſte und Mais, im Süden auch Reis, Rispen- und Mohrhirſe, im Norden und in Gebirgsgegenden Roggen und Hafer. Während 1811 noch 366149 Moios (à 15 Alqueires oder Scheffel) Getreide vom Auslande eingeführt werden mußten, wurden 1849 bereits 30331 Moios Getreide exportirt. Seitdem verſchiffte man allein aus den beiden Häfen Vianna und Caminha (Provinz Minho) alljährlich im Durchſchnitt Getreide im Werth von 317 Mill. Reis (512484 preuß. Thlr.) nach dem Auslande. Nur in Theuerungsjahren, wie 1856 und 1859, war dies nicht der Fall. Außer Getreide baut man Bohnen, Puffbohnen, Kichererbſen, Linſen, Erbſen und Lupinen. Den Futterkräutern widmet man noch wenig Aufmerkſamkeit. Gemüſe- und Gartenbau in größerm Maßſtabe wird nur in den Umgebungen der größern Städte betrieben. Die Kartoffel wird in allen Diſtricten gebaut und jetzt ſogar ausgeführt. Auch der Runkelrübenbau hat neuerdings bedeutenden Aufſchwung genommen, beſonders in Eſtremadura, im Mondegothale und in Minho, wo man auch Rübenzuckerfabriken eingerichtet. Melonen, Kürbiſſe und Gurken werden allenthalben gezogen und im Süden als Feldfrüchte behandelt. Im Norden, namentlich um Oporto, findet die Erdbeerencultur in großem Maßſtabe ſtatt. Von Gewerbepflanzen baut man nur Flachs, beſonders in Minho, und Hanf in Traz-os-Montes und Eſtremadura. Esparto wächſt im Süden häufig wild und wird, wie Baſt und Blätter der Zwergpalme und die Gewebfaſern der Pita (Agave americana), zu allerhand Flechtwerk benutzt. Verbreitet, aber ohne Sorgfalt betrieben, iſt die Olivenbaumzucht. Der Weinbau, von alters her für P. von großer Wichtigkeit, hat ſeit 1853 den härteſten Schlag durch die Traubenkrankheit erhalten, namentlich auch im Weindiſtrict Alto-Douro (ſ. d.), welcher den eigentlichen Portwein (ſ. d.) liefert. Außer dieſem Diſtrict am obern Douro wird der Weinbau beſonders noch in Eſtremadura und Algarve in großem Maßſtabe betrieben. Die beſten Weinſorten, außer dem Portwein, ſind die Moscatels von Carcavellos und Setuval (Weißweine, auch unter dem Namen Liſſabon- und St.-Yveswein bekannt), die Rothweine von Torres-Vedras und Collares, die Weißweine von Faro und Sines (in Algarvien) u. ſ. w. In Algarbien wird aus dem Weine zum großen Theil Branntwein fabricirt. Im Durchſchnitt wurde vor der Traubenkrankheit die jährliche Geſammtproduction an Wein auf 800000 Pipen, deren Werth auf 8 Mill., die Rente des Bodens und die Koſten der Gewinnung auf je $2^2/_3$ Mill., der Reingewinn auf $3^1/_3$ Mill. Milreis (5,173333 Thlr.) veranſchlagt. Südfrüchte werden längs der Küſte und in den warmen Flußthälern ſelbſt des Nordens gezogen, in größter Maſſe aber in Algarbien, wo man beſonders Mandeln, Feigen, Johannisbrot allenthalben gewinnt. Die beſten Orangen zieht man um Setuval, Liſſabon und Coimbra, die beſten Obſtſorten und Walnüſſe in den Nordprovinzen und dem centralen Gebirge. In vielen Gegenden gibt es ganze Wälder von Kaſtanienbäumen. Im Süden und an der Weſtküſte gedeihen auch Granatbäume, indiſche Feigen und Dattelpalmen, in Algarbien ſogar Bananen. Die Forſtwirthſchaft hat nur in den königl. Waldungen geregelten Betrieb, im allgemeinen liegt ſie im argen. Die vorherrſchenden Waldbäume ſind Pinien, Eichen und Kaſtanien. Man treibt Köhlerei, aber von Holzinduſtrie iſt kaum die Rede.

Die Viehzucht, großentheils sehr vernachlässigt und gegen frühere Zeit im Verfall, hat erst neuerdings wieder mehr Aufmerksamkeit erfahren. Die Rindviehzucht ist vorzüglich in den Nordprovinzen zu Hause. Aus den Tejogegenden bezieht man die Stiere zu den auch in P. beliebten Kampfspielen. Gute Pferde werden nur in dem königl. Gestüte zu Mafra und in den Privatgestüten einiger Granden gezogen. Die Cavalerie ist fast durchgängig mit ausländischen Pferden beritten. Auch viele Maulthiere und Esel muß man aus Spanien einführen. Die meisten Schafe gibt es in Beira, Traz-os-Montes und Alemtejo. Die feinern Beiraschafe wandern gleich den span. Merinos umher und verbringen den Winter in den Ebenen von Alemtejo. Ziegenzucht ist in allen Gebirgsgegenden verbreitet. Die portug. Ziegen gehören der tibetanischen und Angorarasse an, die Schweine der chines. Rasse. Letztere werden in größtem Maßstabe in den ausgedehnten Eichen- und Kastanienwäldern von Alemtejo gezogen. Die Seidenraupenzucht wird besonders um Braganza, demnächst in Beira betrieben, die Bienenzucht namentlich in den großen Cistusheiden von Alemteja und Estremadura. Die Jagd ist in P. frei, aber von keinem großen Belang. Sehr wichtig dagegen ist die Fischerei. Das portug. Küstenmeer, namentlich das algarbische, wimmelt von Fischen aller Art; auch an Krebsen, Mollusken, Korallen u. s. w. ist kein Mangel. Man hat der Fischerei von jeher große Aufmerksamkeit gewidmet, und wenn dieselbe gegenwärtig auch lange nicht mehr die Bedeutung hat, wie im 14., 15. und 16. Jahrh., wo die Portugiesen alle Meere ausbeuteten und Spanien, die Levante sowie einen großen Theil von Nordafrika und Europa mit Fischen versahen, so bildet sie noch immer einen sehr wesentlichen Erwerbszweig und die Abgabe von ihrem Ertrag eine der Haupteinnahmen der Staatskasse. Der Bruttoertrag ist durchschnittlich im Jahr 1 Mill. Milreis oder etwa $1^3/_5$ Mill. Thlr., wovon der Staat 6 Proc. erhält. Dennoch genügt die Ausbeute noch lange nicht für den Bedarf des Landes. Es werden jährlich im Durchschnitt für 713158 Milreis Stockfische aus dem Norden eingeführt. 1854 waren 4800 Barken mit 25840 Apparaten und 28000 Fischern beschäftigt. Obgleich P. an Erzen aller Art ebenso reich ist wie Spanien, nimmt es doch die letzte Stelle hinsichtlich des Bergbaues und Hüttenwesens unter den Ländern Europas ein. Man gewinnt etwas Blei, Kupfer, Anthracit- und Braunkohlen; Eisen ist allenthalben vorhanden, aber nirgends ein Hohofen. Desto wichtiger und einträglicher sind die Salinen. Mit Ausnahme der Salzquelle von Ria-Major in Estremadura sind alle Salinen sog. Marinhas, d. h. Gruben zum Salzschlämmen in den Salzmorästen am Meere. Ihre Zahl ist sehr groß und ihre jährliche Gesammtproduction im Durchschnitt 390000 Moios (à 15 Scheffel); die Ausfuhr 162000 Moios zu 162000 Milreis. Das beste Seesalz wird in den Marinhas des Sado und in denen um Palmella und Alcacer da Sal gewannen und kommt unter dem Namen Salz von St.-Yves (Setuval) in den Handel. P. besitzt auch einen großen Reichthum an schönen Marmorarten, z. B. zu Estremaz, Mafra, Arrábida, an trefflichen Bau- und Lithographiesteinen, an Achat, der zu Zierathen verarbeitet wird. Im Grenzgebirge finden sich Amethyste, in der Serra-Estrella Granate, Hyacinthe und Bergkrystalle, viele Thon-, Mergel- und Sandlager aller Art, bei Oporto selbst Porzellanerde.

Ein erfreulicheres Bild als Bergbau, Ackerbau, Viehzucht und Forstwirthschaft bietet die Industrie P.s in ihrem gegenwärtigen Zustande dar, obschon sich ihr Markt nur erst auf das Land selbst und dessen Colonien sowie auf Brasilien beschränkt. Viel trug zu diesem Aufschwunge die Regierung bei, indem sie ihr gebräuchliches System, alle Privatunternehmen zu überwachen und von allen den größtmöglichsten Vortheil für die Staatskasse zu ziehen, wenigstens theilweise aufgab, Eingangszölle herabsetzte, industrielle Anstalten zu Lissabon und Oporto errichtete und nationale Industrieausstellungen (1849 zu Lissabon, 1855 und 1865 zu Oporto) veranstaltete. Früher sorgte, zu größtem Nachtheile des Landes, England für die Bedürfnisse der Portugiesen, das allein für 1 Mill. Pfd. St. Manufacturwaaren nach portug. Häfen versandte. Jetzt ist die einheimische Production in einigen Artikeln, z. B. in Wollwaaren, für den eigenen Bedarf ziemlich ausreichend, und die Industrie von Oporto hat sich fast ganz unabhängig von England zu machen gewußt. Die beiden Hauptcentren der portug. Industrie sind Oparto und Lissabon, die bedeutendsten übrigen Industriestädte Covilhão, Portalegre, Govea, Braga, Guimarães und Bragança. Am wichtigsten ist die Woll-, Seiden- und Baumwollindustrie. Sodann folgt, in P. uralt, die Fabrikation von Gold- und Silberwaaren sowie von Filigranarbeiten, ferner von Eisen- und Blechwaaren, blanken Waffen und Messern, von Töpfergeschirr und Steingut, von Stearinlichten, Seifen, chemischen Producten, Conserven, Papier, Glas, Hüten, Wachstuch, Segeltuch, Seilerwaaren und Tauwerk aller Art (besonders in Algarbien).

Sehr erheblich ist seit 1845 der Schiffbau, für den an 16 Orten Werften bestehen, die leichte, sehr elegante, dauerhafte und schnellsegelnde Schiffe liefern, während vor 1845 P. seine Schiffe meist im Auslande bauen ließ. Fabrikation und Verkauf von Taback und Schießpulver ist Monopol der Regierung; bis 1853 galt dies auch von der Seifenfabrikation. Für die Verfertigung von Cigarren, Rauch- und Schnupftaback ist eine einzige, sehr große königl. Fabrik zu Lissabon thätig. Es besteht jetzt in P. vollständige Gewerbefreiheit, und seit 1852 kann jedermann gegen Erlegung von 5000 Reis jährlich Patente auf Erfindungen erlangen. Auch haben sich in neuester Zeit Arbeiterassociationen gebildet.

Der äußere Handel P.s, einst der großartigste Welthandel, war im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts infolge der Napaleonischen Kriege tief gesunken und vermochte sich auch später wegen der unaufhörlichen Unruhen und Bürgerkriege lange nicht wieder zu erholen. Ueberdies benutzten die Engländer schlau die Lage des Landes, um nach und nach fast die ganze Ein- und Ausfuhr an sich zu reißen. Erst in neuester Zeit hat namentlich infolge heilsamer Reformen, insbesondere der durch die Gesetze vom 5. Aug. 1854, vom 3. Dec. 1856 und vom 23. Aug. 1860 angeordneten Ermäßigung des Ein- und Ausgangszolles vieler Artikel, der portug. Handel einen erfreulichen Aufschwung genommen. Doch ist, da die portug. Industrie der ausländischen noch nicht Concurrenz machen kann, der Importhandel immer noch weit beträchtlicher als das Exportgeschäft. Bei den officiellen Angaben über den Import kommt in Betracht, daß sich dieselben nur auf die amtlich durch die Zollregister gehenden Einfuhren beziehen, daß aber der Schmuggelhandel in P. im großartigsten Maßstab betrieben wird und an der span. Grenze der Contrebandetranspart förmlich arganisirt und assecurirt ist. Der äußere Handel P.s ist vorzugsweise Seehandel und concentrirt sich hauptsächlich auf Lissabon, Oporto und Setuval. Außerdem sind noch 16 kleinere Häfen, wie Aveiro, Vianna, Lagos, Faro u. s. w., zum directen Verkehr mit dem Auslande berechtigt und den fremden Nationen geöffnet. Doch liegen diese Häfen größtentheils versandet und befinden sich überhaupt in schlechtem Zustande. Die Handelsmarine besteht, abgesehen von kleinern Küstenfahrern, aus 6—700 Seeschiffen von 80—90000 Tonnen, darunter verhältnißmäßig wenige Dampfer. 1861 liefen, die Küstenfahrer mit eingerechnet, in sämmtlichen Häfen des Königreichs 9991 Schiffe von 100921 Tonnen ein und 10131 Schiffe von 1,153867 Tonnen aus. Unter ausländischer Flagge befanden sich unter den erstern 3257 (von 528196 Tonnen), unter den letztern 3454 (von 733237 Tonnen). Die Gesammteinfuhr betrug 26,634919, die Gesammtausfuhr nur 14,383187 Milreis, im ganzen 41,018106 Milreis (à 1 Thlr. 18½ Sgr.), gegen 24,446864 Milreis im J. 1851. Von größter Bedeutung sind als Ausfuhrartikel der Wein über Oparto und Setuval und das Seesalz über Setuval; daran schließen sich Südfrüchte, Oel, Kork und Walle. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Baumwolle (1854 blos in Lissabon für 2,119481 Milreis), Metalle und Colonialwaaren, nächstdem getrocknete Stock- und Klippfische, Fettwaaren, Häute und Felle, Chemikalien und Medicamente, Stabholz und anderes Holz, rohe Wolle und Seide, Leinen-, Woll- und Seidengewebe. Die Hauptländer des Import- und Exporthandels sind England und Brasilien. Längs der Küste wie auf den schiffbaren Flüssen sind neuerdings verschiedene Dampfbootlinien errichtet worden, wodurch alle Häfen des Landes miteinander in Verbindung stehen. Auch gehen die Dampfer der Companhia peninsular e oriental von Lissabon über Oparto und Vigo nach Southampton und über Gibraltar nach Cadix. Eine andere Linie geht von Lissabon über Antwerpen nach Hamburg, die brasilian. Linie von Southampton über Lissabon, Madeira und Teneriffa nach Brasilien, Montevideo und Buenos-Ayres. Zu diesen portug. Dampfern gesellen sich die engl., franz. und span. Boote, die in Oporto und Lissabon anlegen. Der Binnenhandel concentrirt sich hauptsächlich in Braga, Guimarães, Coimbra, Covilhão, Leiria, Santarem, Abrantes, Bragança, Elvas und Portalegre, in den drei letzten Plätzen wegen ihrer Lage in der Nähe der span. Grenze. Die Hauptverkehrswege sind zunächst der Douro und besonders der Teja. Obgleich P. hinsichtlich der Binnenschiffahrt viel günstiger gelegen als Spanien, befindet sich diese doch noch in sehr vernachlässigtem Zustande. Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, den Lauf der Flüsse Douro, Tejo, Guadiana und Mandego zu reguliren. Auch nahm man die streckenweise Kanalisation des Sado, Sor, Bouga, Lima, Cavado, Partimão vor und bewirkte die Verbindung des Tejo mit dem Sado durch Verlängerung des Alpiaçakanals und die des Tejo und Doura mittels Kanalisirung des Zezere und Caa. Landstraßen kannte man bis 1845 in P. fast gar nicht. Bis 1854 waren erst die Chausseen von Lissabon nach Cintra und von Oporto nach Braga vollendet, und sonst nur Bruchstücke von Kunststraßen ohne Zusammenhang vorhanden. Die Gesammtlänge der fertigen Straßen belief sich 1861 auf

1,104075 Meter oder 148,9 M. Seit 1852 war man in P. bedacht auf den Bau van Eiſenbahnen. Nach vielen Weiterungen ſchloß die Regierung 1859 mit dem ſpan. Bankier Salamanca einen Contract ab, wanach dieſer nicht allein die damals bereits großentheils vollendete Bahn von Liſſabon nach Santarem übernahm, ſondern auch die beiden Hauptlinien von Santarem nach Oporto (Nordbahn) und von Liſſabon nach Badajoz (Oſtbahn) zum Anſchluß an das ſpan. Eiſenbahnnetz. Außerdem wurde die Südbahn in Angriff genommen, für welche die Regierung Ende 1854 der Nationalcampagnie für Eiſenbahnen die Conceſſion ertheilte, die aber 1860 in den Beſitz einer engl. Geſellſchaft überging. 1860 waren im ganzen vollendet und im Betrieb erſt 19,14 M., 1866 beinahe 98 M. Unter den Creditanſtalten des Landes nimmt die portug. Bank (Banco nacional de Portugal) zu Liſſabon den erſten Rang ein, die ſchon 1822 gegründet, 1846 reorganiſirt wurde. Ferner gibt es zwei Banken zu Oporto: den Banco-Comercial und den Banca-Mercantil-Portuenſe. Zu Liſſabon beſteht ſeit 1858 ein Crédit-Mobilier, deſſen Operationen ſich auf induſtrielle Unternehmungen beſchränken. Außerdem ſind 7 Aſſecuranzgeſellſchaften vorhanden, 3 zu Liſſabon und 4 zu Oparta. Börſen, Handelskammern und Handelsſchulen beſtehen zu Liſſabon, Oporto, Vianna, Figueira und Setuval; Handelsgerichte ſind 27 vorhanden. Conſulate unterhält P. über 300. Handels- und Schiffahrtsverträge hat es mit faſt allen Staaten Europas und Amerikas abgeſchloſſen ſowie 1859 auch mit Siam und 1860 mit Japan.

Das Volksſchulweſen war bis auf die neuere Zeit ſehr vernachläſſigt. Der Miniſter Pombal erſt begann 1759 die Einführung der Elementarſchulen. 1772 gab es deren 400, im J. 1800 nur 873, dagegen 1854 auf dem Continent und den Inſeln bereits 1349 mit 77873 Schulkindern. Seit Einführung der conſtitutionellen Verfaſſung iſt der geſammte Unterricht, mit Ausnahme der theol. Facultät und der Prieſterſeminare, von der Kirche völlig getrennt und unabhängig. Auch beſteht in P. gegenwärtig Schulzwang, und Väter und Vormünder verlieren ihre polit. Rechte auf 5 J., wenn ihre Kinder oder Mündel bis zum 15. Lebensjahre nicht leſen und ſchreiben gelernt. Für den Secundärunterricht beſtimmt ſind die 17 Lyceen der Diſtrictshauptſtädte und die höhern oder Lateinſchulen (escolas majores), deren geſetzlich in den 120 größten, von der Hauptſtadt entfernteſten Ortſchaften beſtehen ſollen, aber bisjetzt noch nicht überall im Gange ſind. Zu den Anſtalten für den höhern Unterricht (instrucção superior) gehören die Univerſität zu Coimbra (ſ. d.), die einzige des Königreichs und eine der älteſten Europas, die königl. polytechniſche Schule zu Liſſabon, die palytechniſche Akademie zu Oparto, die medic.-chirurg. Akademien in der Hauptſtadt, zu Oporto und Funchal (Madeira). Specialſchulen ſind die Normalſchule für Elementarunterricht zu Liſſabon zur Heranbildung von Volksſchullehrern, die neun geiſtlichen Seminare, die Akademie der ſchönen Künſte zu Liſſabon, ebenda das königl. Conſervatorium für Muſik, Geſang, Declamation und Tanz, das Ackerbauinſtitut mit einer Thierarzneiſchule und einer Verſuchsſchule zu Bemposta. Hierzu geſellen ſich die Militärbildungsanſtalten, das königl. Cadettenhaus und die Heerſchule für Fortification und Artilleriewiſſenſchaften zu Liſſabon, wo auch die königl. Marineſchule ſich befindet. Oeffentliche Bibliotheken gibt es zwei zu Liſſabon und je eine zu Oporto, Braga, Villareal und Evora. Die bedeutendſte iſt die Nationalbibliothek zu Liſſabon. Auch unter den Archiven ſteht das königl. Staatsarchiv in der Hauptſtadt obenan. Botan. Gärten beſtehen zu Ajuda bei der Hauptſtadt, zu Cintra und Caimbra, eine Sternwarte und ein meteoralog. Obſervatorium zu Liſſabon. Nennenswerthe Kunſtſammlungen beſitzt P. nicht, und auch Bauwerke von gutem Geſchmack aus alter und neuer Zeit ſind nur wenige vorhanden. Unter den gelehrten Geſellſchaften iſt die königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Liſſabon, welche 1778 gegründet und 1851 reorganiſirt wurde, die wichtigſte. Neben ihr beſteht noch eine ähnliche Geſellſchaft, Gremio-Litterario genannt. Wahlthätigkeitsanſtalten gibt es in außerordentlicher Menge, die großartigſten zu Liſſabon, an welche ſich die Krankenhospitäler zu Oporta und im Badeort Caldas da Reinha anſchließen. Eine ſehr bedeutende und vorzügliche Irrenanſtalt befindet ſich im ehemaligen Kloſter Rilha-Folles in der Hauptſtadt. Ueber den ſittlichen Zuſtand des portug. Volks fehlt es an zuverläſſigen Angaben. Die Anzahl der Kinder, die 1858 in den Rodas oder Findelhäuſern (17 auf dem Continent, 4 auf den Inſeln) aufgenommen wurden, betrug nicht weniger als 37310. Darf man daraus einen Schluß ziehen, ſo ſcheint die Moralität des Volks ziemlich tief zu ſtehen. Die Strafrechtspflege, die Straf- und Beſſerungsanſtalten laſſen, ſowie auch die Geſundheitspflege, noch viel zu wünſchen übrig. Die ſchweren Verbrecher pflegen zu mehrjähriger oder lebenslänglicher Deportation nach den afrik. Colonien, namentlich nach Angola, verurtheilt zu werden. Die Zahl der Verbrechen gegen die Perſon bildet immer die Mehrzahl.

Die Staatsverfassung des Königreichs P. ist eine constitutionell-repräsentative und beruht auf der Carta constitucional Pedro's IV. von P. (Kaisers von Brasilien) vom 29. April 1826 und dem Acto addicional der Königin Maria II. vom 5. Juli 1852, durch den die Carta im Sinne der Septembristen revidirt und die königl. Gewalt sehr beschränkt wurde. Der regierende König oder die Königin und die Cortes (Cortes geraes) sind die Repräsentanten der Nation und vier polit. Gewalten im Staate anerkannt, die gesetzgebende, die leitende, die ausführende und die richterliche. Die gesetzgebende Gewalt gebührt den Cortes, die Bestätigung der Gesetze dem Könige. Die Cortes bestehen aus der Pairskammer (Cámara dos pares) und der Deputirtenkammer (Cámara dos deputados). Erstere ist gegenwärtig aus 133 erblichen oder auf Lebenszeit vom König ernannten, die Deputirtenkammer aus 179 durch directe Wahlen nach dem Gesetz von 1859 von der Nation in bestimmten Wahlkreisen gewählten Abgeordneten zusammengesetzt. Der Pairskammer, in welcher auch die königl. Prinzen Sitz und Stimme haben, präsidirt der Patriarch von Lissabon, der Deputirtenkammer ein vom König aus fünf von der Kammer vorgeschlagenen Candidaten ernannter Präsident. Die Cortes müssen alljährlich einberufen und vom König eröffnet werden. Jede Legislaturperiode dauert vier Jahre. Die leitende und ausführende Gewalt übt der König, der unverantwortlich und dessen Rechte heilig und unverletzlich sind. Die Minister sind verantwortlich und können von den Cortes (Deputirtenkammer) in Anklagezustand versetzt und (durch die Pairskammer) verurtheilt werden. Außer dem Ministerrath besteht noch ein Staatsrath, dessen Mitglieder der König auf Lebenszeit ernennt. Die richterliche Gewalt, die vollkommen unabhängig, üben die Richter und Geschworenen. Das Gerichtsverfahren im Civil- und Criminalproceß ist öffentlich und mündlich. An der Spitze der gesammten Jurisdiction steht der Oberste Gerichtshof zu Lissabon. Dem folgen drei Appellationsgerichte (Relações) zu Lissabon, Oporto und den Azoren, und ein Appellhof für Handelssachen, dem die Handelsgerichte zu Lissabon und Oporto unterstehen. Die Thronfolge ist sowol in männlicher als weiblicher Linie erblich. Die Minderjährigkeit des Königs, während welcher eine von den Cortes zu ernennende Regentschaft regiert, dauert bis zum zurückgelegten 18. Lebensjahr. Kein Portugiese darf ohne vorhergegangene Anklage und richterlichen Befehl verhaftet werden, und sein Haus ist ein unverletzliches Asyl. Jeder Portugiese kann bei erforderlicher Befähigung zu jedem bürgerlichen, politischen und militärischen Amte gelangen. Die Presse ist frei, das Briefgeheimniß unverletzlich, die Todesstrafe für polit. Verbrechen schon nach früherm Gesetze und seit 1864 überhaupt abgeschafft. Nach der Verfassung gilt zwar die römisch-katholische als Staatsreligion, doch ist den Fremden die freie Ausübung anderer Religionen im Hause oder in zu diesem Zweck bestimmten Gebäuden erlaubt; nur dürfen letztere im Aeußern nicht die Form einer Kirche haben. Kein Stand hat nach der Constitution besondere polit. Vorrechte, und alle (Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauern) sind vor dem Gesetze gleich. Der Adel theilt sich in Granden, Titulares, Fidalgos und die Nobreza. Der alte Adel ist großentheils sehr verschuldet, verarmt und herabgekommen; der neue, junge Adel dagegen wohlhabend. Die hohe Geistlichkeit bezieht hohe Jahresgehalte, die niedere ist oft sehr schlecht besoldet. Der Bürgerstand ist politisch noch ohne Bedeutung, aber im ganzen ziemlich wohlhabend, besonders der Kaufmannsstand. Fast alle große Handelshäuser sowie die meisten industriellen Etablissements befinden sich indeß in den Händen von Ausländern, namentlich Engländern, Franzosen und Deutschen. Der Bauernstand (meistens nur Pächter) lebt, mit Ausnahme der Provinz Minho, in sehr gedrückten Verhältnissen, indem er unter vielfachen Abgaben, die er an den Staat und den Grundherrn zu entrichten, beinahe erliegt.

Die finanzielle Lage des Staats war schon seit Jahrhunderten eine klägliche, hat sich zwar in neuester Zeit etwas gebessert, doch bleibt noch immer alljährlich ein Deficit und die Staatsschuld vermehrt sich von Jahr zu Jahr in großen Dimensionen. Im Finanzjahre 1860/61 beliefen sich die Einnahmen auf 11,982580, die Ausgaben auf 14,096951, das Deficit auf 2,114371 Milreis. Das Budget für 1866/67 wies eine Einnahme von 15,989379, dagegen eine Ausgabe von 21,106930 Milreis auf, und das Defieit betrug, nach Abzug von Gehalten unbesetzter Stellen, 4,777403 Milreis. Die Colonien haben ihr eigenes Budget, das ebenfalls ein Defieit aufweist. Nur die indischen Colonien gewähren Ueberschüsse (1863—64: 13657 und 1864—65: 5122 Milreis), während das Gesammtbudget aller Colonien für 1863/64 eine Einnahme von 1,032113,9, eine Ausgabe von 1,328801,5 Milreis, also ein Deficit von 296687,6 Milreis nachwies, welches sich für 1864/65 auf 336627 Milreis steigerte. Durch diese Ausfälle wird das Deficit des Staatsbudget noch erhöht. Infolge solcher finanziellen Misverhältnisse ist die Staatsschuld sehr beträchtlich angewachsen. 1835 belief sie sich auf

55,280990 Milreis, 1855 auf 93,314346, 1859 auf 131,574485 und 30. Juni 1865 ſogar auf 191,045054 Milreis. Dieſe geſammte Schuld zerfällt in die innere von 104436200 Milreis (für welche 1864 neue 3procentige Fonds etablirt wurden) und in die äußere von 19,792212 Pfd. St. oder (1 Milreis zu 55 Pence gerechnet) 186,366018 Milreis. Die rückſtändigen Zinſen beliefen ſich 30. Juni 1865 bezüglich der innern Schuld auf 575227, die bezüglich der äußern auf 1,438256 Milreis (329600 Pfd. St.), alſo im ganzen auf 2,013483 Milreis.

Die Vertheidigungskräfte P.s zu Land und zur See beruhen nicht auf der Unterhaltung einer bedeutenden eigenen Streitmacht, ſondern vielmehr auf ſeiner den Guerrillakrieg begünſtigenden Bodengeſtalt, ſeiner maritimen Lage und den polit. Verhältniſſen ſeiner mächtigen Bundesgenoſſen. Behufs der Militärverwaltung iſt das Feſtland in acht Militärdiſtricte eingetheilt (Liſſabon, Vizeu, Oporto, Braga, Chaves, Caſtello-Branco, Eſtremoz und Tavira), wozu noch die zwei Inſeldiſtricte Madeira und Angra (Azoren) kommen. Zum Reſſort der Commandanten dieſer Militärdiviſionen gehören auch die Feſtungen, deren es eine ſehr große Menge gibt, die aber meiſtens im Verfall und ohne Beſatzung. Die fünf wichtigſten und noch am beſten unterhaltenen ſind Elvas, Abrantes, Valença (die drei Hauptbollwerke gegen Spanien), das Fort São-Julião an der Mündung des Tejo und das Fort Peniche an der Weſtküſte. Außer dieſen wirklichen Feſtungen zählt man auf dem Feſtlande und den Inſeln 60—70 befeſtigte Punkte, meiſt nur Ortſchaften mit alten Mauern, Thürmen und Wällen. Von einiger militäriſcher Bedeutung ſind die Linien des Guadiana und Minho. In den Hintergrund tritt dagegen die Linie von Torres-Vedras bei Liſſabon, da dieſe einer Kriegsflotte den Eingang in den Hafen der Hauptſtadt, den einzigen Kriegshafen des Landes, nicht zu wehren im Stande iſt. Nach der Organiſation der Armee durch Geſetz vom 23. Juni 1864 umfaßt die Landmacht: 18 Infanterieregimenter; 9 Jägerbataillone; 2 Lanciers- und 6 reitende Jägerregimenter; 1 Feldartillerieregiment zu 6 Batterien; 3 Garniſons-Artillerieregimenter; 2 Bergbatterien und 1 fahrende Batterie; 3 Garniſons-Artilleriecompagnien auf den Inſeln. Dazu kommen 1 Bataillon Genie und 1 Compagnie Sanitätstruppen. Das Total dieſer activen Armee im Sollſtande zählt im Frieden, außer einem bedeutenden Generalſtabe, 1512, im Kriege 2408 Offiziere und bezüglich 30128 und 68450 Soldaten, mit 3128, bezüglich 6482 Pferden und 36, bezüglich 90 Geſchützen. Hierzu kommen noch Veteranen, Municipalgarden, Offiziere in Commiſſion, im Ruheſtand u. ſ. w. Die Flotte zählte 1866 im ganzen 36 Schiffe, zum Theil Dampfer, mit 330 Kanonen und einem Geſammtperſonal von 3278 Mann. Vgl. neben Murphy's, Link's, Chatelet's, Coſtigan's, Southey's und anderer Reiſebeſchreibungen: Balbi, «Essai statistique sur le royaume de P. et d'Algarve» (2 Bde., Par. 1822) und «Variétés politico-statistiques sur la monarchie portugalaise» (Par. 1822); von Eſchwege, «P., ein Staats- und Sittengemälde nach 30jährigen Beobachtungen und Erfahrungen» (Hamb. 1837); Heeringen, «Meine Reiſe nach P. im Frühjahr 1836» (2 Bde., Lpz. 1838); Kingſton, «Portug. Land- und Sittenbilder (überſetzt von Lindau, 2 Thle., Lpz. und Dresd. 1846); ferner außer den Schriften Willkomm's (ſ. d.): Minutoli, «P. und ſeine Colonien im J. 1854» (Stuttg. und Augsb. 1855); Vogel, «Le P. et ses colonies» (Par. 1861); «Diccionario abreviado de chorographia, topographia e archeologia dos cidades etc. de P.» (3 Bde., Liſſab. 1867).

Geſchichte. P. theilte bis zum 12. Jahrh. die Schickſale Spaniens (ſ. d.). Erſt von den Luſitaniern und andern Völkerſchaften iberiſchen und celtiſchen Stammes bewohnt, dann von den Römern erobert, zur Provinz (Luſitania) gemacht und romaniſirt, in den Zeiten der Völkerwanderung von Germanen, ſeit dem 8. Jahrh. von den Arabern überſchwemmt, gerieth um die Mitte des 11. Jahrh. das Land zwiſchen Minho und Duero unter die Herrſchaft Ferdinand's I. von Caſtilien. Deſſen Nachfolger Alfons VI. gab dem Grafen Heinrich von Burgund (einem Abkömmling des Königs Hugo Capet von Frankreich), der zum Kampfe gegen die Ungläubigen ins Land gekommen und des caſtiliſchen Königs natürliche Tochter Thereſe geheirathet, einen Theil des ſpätern portug. Gebiets als Lehn 1093 und 1107 das Erbrecht für ſeine Nachkommen. Um dieſelbe Zeit taucht der Name Portucale in einer weitern Bedeutung, nicht mehr blos als Name des Bezirks von Oporto auf. Graf Heinrich eroberte zu dem Gebiete zwiſchen Minho und Duero noch weitere Strecken und nannte ſich Graf und Herr von ganz P. Nach ſeinem Tode (1112) führte erſt Thereſe im Namen ihres zweijährigen Sohnes Alfons I. (ſ. d.) die Herrſchaft. Alfons I. entriß ihr (1128) die Gewalt und befeſtigte ſeinen Thron durch glückliche Züge gegen die Araber. Nach dem Siege bei Ourique (1139) vom Volke als König begrüßt und 1142 von Papſt Innocenz II. in dieſer Würde gegen einen jährlichen Zins anerkannt, wußte er ſeine Souveränetät gegen die Anſprüche der ſpan. Könige von Caſtilien und Leon zu

behaupten. Die Cortes von Lamego 1143 gaben dem Staate ſeine innere Organiſation, und 1147 entriß Alfons den Arabern auch die Hauptſtadt Liſſabon. Sein Nachfolger Sancho (1185—1211) ſetzte durch glückliche Kämpfe und durch wachſame Sorge für den Anbau und die Bevölkerung des Landes das begonnene Werk fort. Alfons II. (bis 1223) und Sancho II. (bis 1246) geriethen in heftige innere Streitigkeiten, namentlich mit dem mächtig emporgewachſenen Klerus, und Sancho II. ſah ſich genöthigt, nach der Entſcheidung des Papſtes den Thron mit dem Kloſter zu vertauſchen. Alfons III. (geſt. 1279) vollendete die Eroberung des arab. Königreichs Algarve 1253, und durch den Frieden mit Caſtilien 1263 erhielt P. im weſentlichen ſeine jetzigen Grenzen. Sein Nachfolger Dionyſius (bis 1325) ſchaffte auch gegenüber der Kirche dem Throne wieder ſein Anſehen, förderte die Wiſſenſchaften und legte den Grund zu der mercantilen und maritimen Blüte ſpäterer Zeiten. Wie er dem Uebermaß des geiſtlichen Beſitzſtandes, den Misbräuchen des Adels entgegentrat, ſo förderte er zugleich alle bürgerlichen Gewerbe und knüpfte durch den Handelsvertrag von 1308 zuerſt die Verbindung mit England an. Ihm folgten Alfons IV. (geſt. 1357) und Pedro I. (geſt. 1367), der Gemahl der Ines de Caſtro (ſ. d.). Mit Pedro's Sohn, Ferdinand I., erloſch 1383 der Mannsſtamm des burgund. Hauſes. Seine Tochter Beatrix, die mit dem Thronerben von Caſtilien, Johann, vermählt war, würde die rechtmäßige Königin geweſen ſein; aber die Portugieſen zeigten ſich einer Verbindung mit Caſtilien ſo abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfere Johann I., von den Ständen als König anerkannt wurde. Mit ihm beginnt die ſog. unechte burgund. Linie. Durch den Sieg bei Aljubarota (1385) befeſtigte ſich Johann gegen die Caſtilier auf dem Thron, führte den bis 1411 dauernden Krieg glücklich fort, ſtellte im Innern die Königsmacht von neuem feſt und begann auch zuerſt die portug. Macht nach außen auszubreiten. Es ward 1415 Ceuta erobert, und einer der Söhne des Königs, Heinrich der Seefahrer (ſ. d.), gab den erſten Anſtoß zu den auswärtigen Entdeckungsfahrten, welche die ſpätere Colonialmacht P.s begründet haben. 1418 und 1420 wurden die erſten Colonien Porto-Santo und Madeira in Beſitz genommen. Auf Johann I. (geſt. 1433) folgten deſſen Sohn Eduard (geſt. 1438), dann Johann's Enkel Alfons V. (geſt. 1481), unter welchem die Entdeckungen und Coloniſationen vorwärts gingen. Deſſen Sohn Johann II., 1481—95, trat der überwuchernden Macht des Adels gegenüber, zog die verſchleuderten Krongüter ein und überwältigte den verſchworenen Adel, deſſen Häupter, die Herzoge von Braganza und von Viſeu, mit dem Leben büßten. Indeſſen hatte Bartol. Diaz das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt, und ſeit Columbus, der ſich vergebens an den portug. Hof gewandt, ſeine Weltfahrten im Weſten begonnen, ließ auch König Johann II. ein Geſchwader ausrüſten, um Entdeckungen dort zu machen. Hierdurch entſtand ein Streit zwiſchen P. und Caſtilien, bis endlich durch den Vertrag von Tordeſillas 7. Juni 1494 eine Demarcationslinie feſtgeſtellt wurde, welche, 370 M. weſtlich von den Azoren und Capverdiſchen Inſeln laufend, die künftigen caſtiliſchen und portug. Eroberungen ſchied. P. war nun eine Weltmacht geworden und verlebte unter Johann's II. Nachfolger, Emanuel I. (ſ. d.), bis 1521, ſeine glänzendſte Periode. 1497 ward Vasco de Gama (ſ. d.) ausgeſandt und fand den Seeweg nach Oſtindien, deſſen Producte nun P. unermeßlichen Reichthum zuführten. Unter den Vicekönigen Almeida und Albuquerque wurde das portug. Colonialreich mit der Hauptſtadt Goa in Oſtindien begründet, Ceylon erobert, der Handel mit den Molukken begonnen, Verbindungen mit China angeknüpft. Indeſſen entdeckte eine andere Expedition unter Cabral Braſilien. Die Macht P.s ſtand nun auf ihrem Höhepunkte; Liſſabon war die erſte Handelsſtadt Europas; der mächtig angeſpornte Helden- und Unternehmungsgeiſt des Volks gab ſich in allen Gebieten des Lebens kund. Auch ward die Niederlaſſung in Guinea gegründet, aber im Norden von Afrika ſtand der Erfolg in keinem Verhältniß zu den an Geld und Menſchen gebrachten Opfern. Emanuel's Nachfolger, Johann III. (1521—57), neigte zu der klerikalen Politik, die in der nämlichen Zeit auch Spaniens Aufſchwung lähmte. Die Inquiſition, die Verfolgung der Juden, die zum chriſtl. Bekenntniß gezwungen werden ſollten, der Einfluß, den die Jeſuiten gewannen, das alles konnte auf die Bedingungen, unter denen ſich P.s materielle Blüte und die Betriebſamkeit des Volks entwickelt hatte, nur ſtörend zurückwirken. Statt der höchſten Anſpannung der Kräfte, die nöthig geweſen wäre, trat eine Erſchlaffung ein. Nach Johann's Tod folgte ihm ſein dreijähriger Enkel Sebaſtian (ſ. d.), anfangs unter Vormundſchaft. Von den Jeſuiten erzogen, ging dieſer mit blinder Einſeitigkeit dem Gedanken nach, der Bekehrer und Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, verlor aber (1578) in der unglücklichen Schlacht bei Alcazar ſein Leben. Nun folgte ihm ſein Großoheim, der Cardinal Heinrich, der ſchon 1580 ſtarb und die burgund. Linie beſchloß.

In dem Streite um den Thron gelang es Philipp II. (in P. Philipp I.), als Sohn der älteſten Schweſter Johann's III., ſich des Landes zu bemächtigen und die andern Kronprätendenten zu überwinden. Ohnedies ſchon im Verfall begriffen, ward P. unter Philipp und ſeinen beiden gleichnamigen Nachfolgern in den Ruin Spaniens verwickelt und mußte zum guten Theile die Koſten von Spaniens Niederlagen tragen. Die Holländer eroberten die Molukken und einen Theil von Braſilien, auch ſetzten ſie ſich auf Guinea feſt und entriſſen den Portugieſen allmählich alle Beſitzungen in Oſtindien, mit Ausnahme der Städte Goa und Diu. Im Innern ſaugte die Habſucht der Spanier das Land vollends aus. So kam es am Ende zu einer Revolution, welche 1. Dec. 1640 einen Abkömmling des alten Königsſtammes, den Herzog Johann von Braganza, als Johann IV. auf den portug. Thron brachte. Johann's Sohn und Nachfolger, Alfons VI., 1656—67, ward von ſeinem Bruder, Pedro II., 1667—1706, der Regierung entſetzt. Im Kriege gegen Spanien behauptete P., von England, Holland und Frankreich unterſtützt, ſeine Unabhängigkeit, die im Frieden von Liſſabon (13. Febr. 1668) anerkannt ward. Auch mit Holland wurde 1661 und 1669 unter engl. Vermittelung ein Friede geſchloſſen, wodurch wenigſtens Braſilien wieder dem Reiche P. zufiel. Die alte Größe war indeſſen nicht mehr herzuſtellen. Das Volk war tief herabgekommen, ſein Thätigkeitstrieb gelähmt. Handelsverträge wie namentlich der Methuenvertrag von 1703 brachten P. ſelbſt in das Verhältniß einer Handelscolonie zu England. Auch die polit. Verfaſſung des Landes verfiel; die Cortes wurden ſeit 1697 nicht mehr berufen. Auf Pedro II. folgte 1706 deſſen Sohn Johann V. (geſt. 1750), der durch ſeine mönchiſchen Liebhabereien, namentlich den Bau des Kloſters zu Maſra und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Liſſabon zu beſitzen, die Hülfsquellen des Landes auf lange erſchöpfte. Unter ſeinem Sohne und Nachfolger Joſeph I. (geſt. 1777) leitete Pombal (ſ. d.) die Staatsgeſchäfte. Derſelbe ſuchte mit eiſerner Strenge den alten Wuſt zu beſeitigen und das Land im Sinne der Aufklärung des 18. Jahrh. umzugeſtalten. Er bekämpfte den Adel und die Geiſtlichkeit, namentlich den Jeſuitenorden, und das Attentat gegen den König (1758) ward der Anlaß, den Orden mit ſchrankenloſer Härte zu verfolgen. Dagegen bewies P. ſeine Energie bei dem ſchrecklichen Erdbeben von 1755, das Liſſabon faſt dem Ruin preisgab, aufs allerrühmlichſte. Als Joſeph's älteſte Tochter Maria I., die ſich 1760 mit ihres Vaters Bruder, Dom Pedro III., vermählt hatte, 1777 auf dem Throne folgte, fiel Pombal und ſein Syſtem; doch war die Wirkung, die er geübt, nicht zu verwiſchen, wenn auch zunächſt die Gewalt wieder an Adel und Klerus zurückfiel. Als Maria 1792 in Gemüthskrankheit verfiel, wurde der Kronprinz Johann Regent. In die großen Kriege gegen Frankreich durch die alte Verbindung mit England verflochten, erlag P. der wachſenden Macht Napoleon's, mußte den Engländern die Häfen verſchließen und zahlloſe Mishandlungen und Chicanen ertragen. Als endlich der pariſer «Moniteur» die Abſetzung des Hauſes Braganza verkündigte, ſchiffte ſich der Regent mit ſeiner Familie 29. Nov. 1807 ein, um ſeinen Sitz zu Rio-Janeiro in Braſilien zu nehmen. Das Land wurde nun von den Franzoſen beſetzt und als ein erobertes behandelt; doch landete bald ein engl. Heer, und wie in Spanien erhob ſich auch in P. das Volk gegen die Fremden. Wellesley's (Wellington's) Siege und die 30. Aug. 1808 abgeſchloſſene Capitulation von Cintra hatten die Räumung des Landes durch die Franzoſen zur Folge. Rühmlich betheiligten ſich dann die Portugieſen an dem Freiheitskampfe der Pyrenäiſchen Halbinſel und drangen unter Wellesley, Beresford und Gomez Freyre als Hülfstruppen bis nach Südfrankreich vor. Die königl. Familie blieb unterdeſſen in Braſilien, wo der Regent nach dem Tode der Königin Maria I. (20. März 1816) als Johann VI. (ſ. d.) den Thron beſtieg.

Die Zeit des Kampfes hatte die Geiſter aufgeregt, der Ausgang ſie unbefriedigt gelaſſen. Der Hof fuhr fort, das Mutterland von Rio-Janeiro aus zu regieren, während die unmittelbare Gewalt an des Königs Statt Lord Beresford führte. Dies alles, die Entfernung des Hofs, die Fremdenregierung, die Fortdauer der alten Misbräuche und der neuangefachte öffentliche Geiſt in der Nation rief eine Gärung hervor, die ſich ſeit 1817 in Braſilien wie in P. kundgab, wenn auch die Ausbrüche noch unterdrückt wurden. Als dann in Spanien die Revolution begann, reiſte Beresford ſelbſt im April 1820 nach Braſilien, um einige Conceſſionen auszuwirken; aber ehe er zurückkam, brach 24. Aug. zu Oporto die Revolution aus. Die Bevölkerung der Stadt war mit den Behörden und der Beſatzung einverſtanden. Eine oberſte Junta übernahm die Regierung und erklärte in einem Aufrufe an die Nation die Berufung der Cortes und die Aufſtellung eines Staatsgrundgeſetzes für das einzige Rettungsmittel. Vergebens ſuchte die Regierung zu Liſſabon die Bewegung zu dämpfen. Schon 15. Sept. war ohne Blutvergießen die Hauptſtadt ſelbſt mit der zu Oporto begonnenen Revolution einverſtanden. Eine Proviſo-

riſche Regierung übernahm nun die Gewalt im Lande, und eine Deputation wurde nach Rio-Janeiro entſendet, um dem König Bericht zu geben und ihn zu bitten, daß er oder der Kronprinz nach Liſſabon zurückkehren möchte. Indeſſen war Beresford mit unumſchränkter Vollmacht aus Braſilien angelangt, aber die Junta ließ ihn nicht landen. Die von ihr einberufenen Cortes arbeiteten an der neuen Conſtitution, deren demokratiſcher Inhalt der ſpaniſchen von 1812 nicht unähnlich war. Jetzt entſchloß ſich der König zur Rückkehr nach P., während der Kronprinz Pedro als Regent in Braſilien zurückblieb. Als der König 3. Juli 1821 an der portug. Küſte ankam, verweigerte man ihm die Landung, bis er die Grundzüge der neuen Verfaſſung beſchworen hatte, welche dann 23. Sept. 1822 vollends zu Stande kam. Aber nun erſt begannen die Schwierigkeiten. Braſilien, deſſen Wünſche von den Cortes nicht gehört wurden, riß ſich (Herbſt 1822) von P. los und rief Pedro I. (ſ. d.) zum Kaiſer aus. In P. ſelbſt regten ſich die Anhänger des alten Zuſtandes und fanden ihre Stütze in der Königin Carlotta, Tochter Karl's IV. von Spanien, und ihrem jüngern Sohne, Dom Miguel (ſ. d.). Zwar mislangen die erſten Verſuche, eine Contrerevolution zu bewirken; aber am 27. Mai 1823 ſtellte ſich Dom Miguel ſelbſt an die Spitze und forderte die Nation auf, ſich gegen das anarchiſche Syſtem der Cortes unter der Fahne des Königthums zu ſammeln. Das Heer fiel ihm zu, und binnen wenig Tagen hatte die Contrerevolution überall geſiegt. Der König erklärte nun die Verfaſſung für aufgehoben. Die Klöſter erhielten ihre Güter zurück, die Cenſur ward wiederhergeſtellt, die Anhänger des conſtitutionellen Syſtems verfolgt. Doch ging Johann VI. der Königin und dem Prinzen Miguel zu langſam zu Werke, und dieſe beſchloſſen darum einen Staatsſtreich. Dom Miguel rief 30. April 1824 die Soldaten unter die Waffen, ließ viele, darunter mehrere Miniſter verhaften und ſchickte ſich an, ein rachſüchtiges Schreckensſyſtem ins Werk zu ſetzen. Der König ward in einer Art von Gefangenſchaft gehalten; doch entfloh er 9. Mai an Bord eines brit. Linienſchiffs, und durch das Einſchreiten der fremden Diplomatie kam er auch wieder in den Beſitz der Regierungsgewalt. Dom Miguel mußte ins Ausland gehen, während der König eine Amneſtie erließ und zugleich die alte ſtändiſche Verfaſſung des Landes, die ſog. Cortes von Lamego, wiederherſtellte, 4. Juni 1824. Mit Braſilien kam ein Vertrag zu Stande, der die Unabhängigkeit dieſes Kaiſerthums anerkannte, 29. Aug. 1825.

Am 10. März 1826 ſtarb Johann VI., nachdem er zuvor ſeine Tochter, die Infantin Iſabella, zur Regentin ernannt hatte, die ihre Beſchlüſſe im Namen ihres Bruders, des Kaiſers Pedro I. (als König von P. Pedro IV.), erließ. Dom Pedro gab ſofort dem Königreiche P. eine Conſtitution, die Carta de ley vom 26. April 1826, und erließ eine allgemeine Amneſtie. Dann verzichtete er 2. Mai 1826 auf die portug. Krone, übertrug dieſelbe auf ſeine Tochter Maria II. da Gloria (ſ. d.) und verpflichtete ſich, die Tochter mit ihrem Oheim Miguel zu vermählen. Von neuem erhob ſich indeſſen die abſolutiſtiſche Partei; doch wurde der Aufſtand noch vor Ankunft der zu Hülfe gerufenen engl. Truppen überwältigt. Dom Miguel, der ſich in Wien mit ſeiner Nichte verlobt, auch die Verfaſſung beſchworen hatte und darauf von Dom Pedro zum Regenten des Landes ernannt worden war (Juli 1827), traf im Febr. 1828 in Liſſabon ein und wiederholte vor den Cortes ſeinen Schwur. Kaum hatten ſich aber die engl. Truppen eingeſchifft, ſo brach Miguel ſeinen Eid, hob die Verfaſſung auf, ließ dieſen Gewaltſtreich durch die wiederberufenen alten Landſtände (Cortes von Lamego) gutheißen und ſich zum abſoluten König von P. ausrufen, 30. Juni 1828. Das Gewaltſyſtem, das der Uſurpator im Bunde mit einigen Adelichen, den Mönchen und dem Pöbel übte, erreichte ſeinen Höhepunkt, als ein Aufſtand der Conſtitutionellen überwunden war. Bald war nur noch die Inſel Terceira in der Azorengruppe der Königin Maria treu; in den übrigen Theilen der Monarchie ſetzte Miguel ſein wildes Treiben fort und ward dabei von Spanien offen unterſtützt. Die Verſchwörungen, die im Aug. und Sept. 1831 in Liſſabon und Oporto ausbrachen, wurden unterdrückt und ſtreng beſtraft. Indeſſen hatte Pedro I. die braſilian. Krone niedergelegt und rüſtete ſich nun, um ſeiner Tochter Maria II. da Gloria den portug. Thron wieder zu erkämpfen; auch ward dieſe nunmehr von England und Frankreich als rechtmäßige Königin von P. anerkannt. Nachdem zunächſt die Inſelgruppe der Azoren wiedererobert und Dom Pedro daſelbſt ſeine Rüſtungen beendigt, landete er mit ſeiner ganzen Macht an der Mündung des Duero. Oporto öffnete ihm 9. Juli 1832 ohne Widerſtand die Thore, und hier behauptete er ſich 13 Monate lang gegen alle Angriffe Dom Miguel's. Dann ſandte Pedro eine Expedition unter Graf Villaflor nach Algarve, welche dort mit Jubel aufgenommen wurde, während gleichzeitig Pedro's Admiral, Charles Napier, beim Cap St.-Vincent 3. Juli 1833 die Flotte Dom Miguel's beſiegte. Nun erhob ſich überall die conſtitutionelle Partei, und bereits 24. Juli capitulirte Liſſabon, wo

Maria II. 23. Sept. 1833 ihren feierlichen Einzug hielt. Infolge der Quadrupleallianz vom 22. April 1834 erſchien auch ein ſpan. Hülfsheer, um der Königin Maria beizuſtehen. Dom Miguel erlitt eine entſcheidende Niederlage bei Thomar 15. Mai und verſtand ſich darauf zu der Capitulation von Evora, 26. bis 29. Mai 1834, wonach er dem portug. Throne entſagte und ſich verpflichtete, das Land auf immer zu verlaſſen. Dom Pedro führte ſodann ſeine Verfaſſung vom April 1826 wieder in P. ein und ließ ſich von den Cortes in der Regentſchaft beſtätigen, ſtarb aber ſchon 24. Sept. 1834. Die junge Königin, welche kurz vorher für mündig erklärt worden, vermählte ſich darauf mit dem Herzog Auguſt von Leuchtenberg und nach deſſen baldigem Tode wieder mit dem Prinzen Ferdinand von Sachſen-Koburg-Gotha-Kohary.

Die Regierung der Königin Maria II. da Gloria iſt für P. als eine Vorſchule des Verfaſſungslebens zu betrachten, wobei es nicht an Schattenſeiten fehlte. Das Beiſpiel des benachbarten Spanien mit ſeinen Pronunciamentos und Militärrevolutionen fand auch hier Nachahmung, obſchon die Kämpfe einen weit mildern und weniger blutigen Charakter trugen. Eine wichtige Rolle im polit. Leben P.s ſpielten nach wie vor die geheimen Geſellſchaften, nach Art der Freimaurer organiſirt. Uebrigens waren es vorzugsweiſe die Perſönlichkeiten, welche ſich bekämpften, während die Principien nur zum Aushängeſchilde dienten. Die Ehrgeizigen ſtritten ſich um die Herrſchaft und benutzten die Gewalt, um ſich zu bereichern, wodurch die Finanzen und der Credit des Staats ſchwer erſchüttert wurden. Dem Namen nach bekämpften ſich vorzugsweiſe zwei Parteien. Gegenüber der beſtehenden Verfaſſung (Carta de ley) Dom Pedro's vom April 1826 holte die Oppoſition die ältere Verfaſſung Johann's VI. vom Sept. 1822 hervor, welche nach dem Muſter der ſpan. Conſtitution von 1812 abgefaßt und alſo weit mehr demokratiſch war. Unter anderm hatte letztere als Erſte Kammer einen gewählten Senat, die Charte Dom Pedro's aber eine erbliche Pairie. Man bezeichnete die Anhänger der Verfaſſung von 1826 als Pedriſten oder Cartiſten (Conſervative), die Anhänger der Verfaſſung von 1822 aber als Septembriſten (Radicale). Den letztern gelang es zuerſt durch die Schilderhebung vom 9. Sept. 1836 ans Staatsruder zu kommen; eine verſuchte Contrerevolution vom 5. Nov. 1836 und eine zweite vom Aug. 1837 ſchlugen fehl. Nun ſollte die Verfaſſung von 1822 wieder in Kraft geſetzt, jedoch zuvor revidirt werden. Um eine ſolche Reviſion zu verhindern, zettelten die äußerſten Radicalen einen Aufſtand des Arſenalbataillons in Liſſabon an, welcher aber mislang. Die Reviſion ward darauf 19. März 1838 vollendet und die revidirte Verfaſſung 4. April 1838 von der Königin und dem König-Gemahl Ferdinand beſchworen; eine allgemeine Amneſtie krönte das Werk. Seitdem behaupteten die Septembriſten mehrere Jahre lang die Obergewalt, bis ein Abtrünniger ihrer eigenen Partei ſie ſtürzte. Der Juſtizminiſter Coſta Cabral verſtändigte ſich nämlich mit der Gegenpartei und veranlaßte zu Oporto 27. Jan. 1842 eine Schilderhebung für die Charte von 1826, welche ſchnell und vollſtändig glückte. Bereits 10. Febr. ſtimmte Liſſabon zu; 19. Febr. 1842 zog Coſta Cabral im Triumphe dort ein und wurde nunmehr zum Grafen von Thomar ernannt. Ein cartiſtiſches Miniſterium wurde gebildet, in welchem er als Juſtizminiſter, ſpäter als Staatskanzler die eigentliche Seele war; auch ward die Charte von 1826 wiederhergeſtellt. Mehrere Aufſtände in den nächſten Jahren wurden glücklich gedämpft; aber nunmehr begann ein gefährliches Intriguenſpiel gegen Coſta Cabral. Ehrgeizige Parteigenoſſen beneideten ihn und ſuchten Hülfe bei den Septembriſten und ſogar bei den Anhängern Dom Miguel's. Beim Ausbruche der Revolution vom Mai 1846 ſah Coſta Cabral ſich demnach ganz verlaſſen und mußte aus dem Lande fliehen. Es war jedoch nur ein Perſonenwechſel, denn wieder kam ein cartiſtiſches Miniſterium unter dem Herzog von Palmella und dem Marſchall Herzog von Saldanha ans Ruder. Die Septembriſten erhoben ſich deshalb abermals unter General Bomfim 12. Oct. 1846 in Oporto. Zwar ſchlug Saldanha die Empörer bei Torres-Vedras 22. Dec. 1846, aber er verſtand den Sieg nicht zu benutzen. Die Empörung wuchs, und es wurden auch ſchon republikaniſche Tendenzen laut, während gleichzeitig die Migueliſten ſich regten. Dom Miguel ſelbſt ging damals nach England, um allenfalls bei der Hand zu ſein (Jan. 1847). Schon rückten die Inſurgenten gegen Liſſabon vor. Da entſchloß ſich die Königin, auf Grund der Quadrupleallianz von 1834, die Hülfe der alliirten Mächte anzurufen. Nachdem die aufſtändiſche Junta in Oporto die engl. Vermittelung abgelehnt, traf im Mai 1847 ein engl. Geſchwader an der portug. Küſte ein und nahm eine Expedition der Aufſtändiſchen, die von Oporto gegen Liſſabon ſegelte, gefangen. Ein ſpan. Hülfsheer unterdrückte die Inſurrection vollends und beſetzte 30. Juni 1847 Oporto. Dagegen mußte die Königin eine Amneſtie erlaſſen, welche ein Protokoll der Mächte gewährleiſtete. Bald nachher kehrte Coſta Cabral aus der Verbannung zurück, reorganiſirte die

cartiſtiſche Partei und gewann wieder großen Einfluß. Doch trat vorerſt Marſchall Saldanha im Dec. 1847 an die Spitze eines cartiſtiſchen Cabinets, mußte aber im Juli 1849 dem Coſta Cabral weichen. Die Folge war, daß nunmehr der ehrgeizige Saldanha ſich den Septembriſten näherte und eine Coalition aller oppoſitionellen Fractionen anzettelte. Am 8. April 1851 verſuchte er eine militäriſche Schilderhebung zu Cintra, ward aber geſchlagen und mußte flüchten. Jetzt aber empörte ſich Oporto und nahm den Flüchtling als Führer auf (27. April). Der Erfolg war ſchnell und vollſtändig, und Coſta Cabral entfloh nach England. Saldanha zog 15. Mai 1851 triumphirend in Liſſabon ein und wurde Generaliſſimus und Präſident des Miniſteriums, in welcher Stellung er mit dictatoriſcher Willkür herrſchte. Die Charte von 1826 blieb beſtehen, ward jedoch, den Septembriſten zu Gefallen, weſentlich modificirt durch die Additionalacte vom 9. Juli 1852. Uebrigens entfernte Saldanha allmählich die Septembriſten, welche er anfangs ins Cabinet aufgenommen hatte, und erſetzte dieſelben durch Männer von gemäßigt cartiſtiſcher Richtung. Als die Cortes ſich widerſpenſtig zeigten, erfolgte eine Auflöſung, und die Neuwahlen ſowie ein Pairsſchub ergaben eine fügſame Majorität, welche die zahlreichen (235) Ordonnanzen Saldanha's nachträglich (April 1853) ſanctionirte.

Am 15. Nov. 1853 ſtarb die Königin Maria II. da Gloria, und es ſuccedirte ihr älteſter Sohn Pedro V. (ſ. d.), der noch unmündig war. Deshalb übernahm ſein Vater, der Titularkönig Ferdinand, die Regentſchaft und führte dieſelbe, bis Pedro 16. Sept. 1855 zur Volljährigkeit gelangte. Während dieſer ganzen Zeit blieb Saldanha am Staatsruder. Doch hatte er wiederholt heftige parlamentariſche Kämpfe zu beſtehen, namentlich in der Pairskammer, wo jetzt Coſta Cabral wieder als Führer der Oppoſition auftrat. Allmählich verwiſchten ſich die alten Parteiunterſchiede immer mehr, wenn auch die Namen und die Traditionen ſich fortpflanzten. Am meiſten Schwierigkeiten machten die Finanzen. Das Budget hatte ein jährliches Deficit aufzuweiſen. Ueberdies war durch die willkürliche Reduction des Zinsfußes der ganzen Staatsſchuld auf 3 Proc. (18. Dec. 1852) der Credit P.s im Auslande ſchwer erſchüttert, und doch mußte man auswärts Anleihen ſuchen, um damit die beabſichtigten Eiſenbahnbauten zu beſtreiten. An dieſer finanziellen Frage ſcheiterte am Ende das Miniſterium Saldanha und trat im Juni 1857 zurück. Es folgte ein Cabinet von vormaligen Septembriſten unter Vorſitz des Marquis von Loulé, welches ſich aber ſchon während der nächſten Cortesſitzung in eine Art Coalitionsminiſterium umgeſtaltete, indem man mehrere gemäßigte Cartiſten, beſonders den Finanzminiſter d'Avila, aufnahm (14. März 1857). Die Lage des Landes war ziemlich ungünſtig. Die Traubenſäule zog ſchwere materielle Verluſte nach ſich, und mehrjährige Miſsernten veranlaßten eine Theuerung der Lebensmittel. Darüber kam es im Aug. 1856 zu Liſſabon und anderwärts zu Ruheſtörungen, die aber keinen polit. Charakter trugen und bald unterdrückt wurden. Im nächſten Jahre brach das gelbe Fieber in Liſſabon aus, wüthete daſelbſt vier Monate lang und raffte an 5000 Menſchen hinweg (Sept. bis Dec. 1857). König Pedro V., der ſonſt nach dem Rath und Beiſpiel ſeines Vaters ſich ſtreng auf ſeine conſtitutionelle Competenz beſchränkte, zeigte in dieſer Noth eine große Fürſorge und Energie, während viele hohe Beamte und Würdenträger von ihren Poſten entwichen. Am 20. Nov. 1857 nahm ein portug. Kreuzer an der Küſte von Mozambique ein franz. Schiff Charles-et-George, welches des Negerſklavenhandels verdächtig war. Dieſer Fall führte zu verdrießlichen Weiterungen, und am Ende ſah P. durch die drohende Haltung Frankreichs ſich gezwungen, das Schiff wieder herauszugeben und noch überdies eine Entſchädigung zu bezahlen (Oct. 1858). Die Ehe Pedro's V. mit der Prinzeſſin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen (18. Mai 1858) ward ſchon 17. Juli 1859 wieder durch den Tod der jungen Königin aufgelöſt. Unterdeſſen hatte das Miniſterium Loulé-d'Avila ſchwere parlamentariſche Kämpfe zu beſtehen, die durch eine Auflöſung der Cortes (Frühjahr 1858) nur für kurze Zeit unterbrochen wurden und mit dem Rücktritte des Cabinets endigten. Am 16. Mai 1859 wurde ein neues Miniſterium aus der ſog. Partei der Regeneration (Anhänger Saldanha's) gebildet, in welchem der Herzog von Terceira und nach deſſen Tode (26. April 1860) der Staatsrath d'Aguiar den Vorſitz führten. Allein ſchon 4. Juli 1860 mußte auch dies Cabinet vor einem Mistrauensvotum zurücktreten. Nunmehr gelangten Loulé, d'Avila und deren Anhänger abermals an das Staatsruder, mußten aber ſchon 27. März 1861 wieder zu einer Auflöſung der Cortes ſchreiten, um ſich im Amte zu halten. Im Herbſte deſſelben Jahres brach ein hitziges Fieber in die portug. Königsfamilie ein. Zuerſt ward der Prinz Ferdinand 6. Nov., dann König Pedro V. ſelbſt 11. Nov. und ſpäter noch Prinz Johann 27. Dec. dahingerafft; der vierte Bruder, Auguſt, genas nach ſchweren Leiden. Dieſe Todesfälle veranlaßten eine große Aufregung in Liſſabon, indem das Volk nicht an einen natürlichen Verlauf glauben wollte, und

25. und 26. Dec. 1861 kam es zu lärmenden Tumulten, die jedoch ohne weitere Folgen blieben. Pedro's nächſtälteſter Bruder, König Ludwig I. (ſ. d.), beſtieg den erledigten Thron. Er leiſtete 22. Dec. 1861 vor den verſammelten Cortes den Eid auf die Verfaſſung und vermählte ſich 6. Oct. 1862 mit der Prinzeſſin Maria Pia von Italien.

Auch unter König Ludwig I. behauptete ſich das Cabinet des Marquis, ſpäter Herzogs von Loulé, obſchon es wiederholt theilweiſe modificirt wurde. Sogar der Marſchall Saldanha ſöhnte ſich mit dem Miniſterpräſidenten aus und übernahm darauf eine wichtige Miſſion. Seit längern Jahren war nämlich eine Spannung mit dem röm. Stuhle eingetreten. Es handelte ſich dabei zunächſt um das Kirchenpatronat, welches die portug. Krone nach altem Herkommen in ihren oſtind. Beſitzungen ausübte. Nicht minder war die päpſtl. Curie misvergnügt über die allgemeinen Zuſtände der kath. Kirche in P. und die angeblichen Uebergriffe der Staatsgewalt. Die Mönchsklöſter waren ſchon ſeit 1833 und 1834 unterdrückt, und eine Colonie von franz. Barmherzigen Schweſtern und Lazariſten, die ſich in Oporto und Liſſabon niedergelaſſen hatten, wurde nach mehrjährigen Verhandlungen 1862 aus dem Lande entfernt. Ein Decret vom 2. Jan. 1862 verfügte ſogar, daß bei Beſetzung der Pfarren eine Concurrenz unter Aufſicht der weltlichen Obrigkeit ausgeſchrieben werden ſolle, wodurch die biſchöfl. Gewalt aufs äußerſte beſchränkt ward. Die Erbitterung in Rom war ſo groß, daß Papſt Pius IX. die übliche Todtenfeier für den verſtorbenen König Pedro V. verweigerte, worauf der portug. Geſandte ſofort abreiſte; doch als nunmehr die portug. Regierung drohte, auch den päpſtl. Nuntius aus Liſſabon wegzuweiſen, gab der Papſt nach. Auf dem Concil zu Rom, Mai bis Juni 1862, erſchien keiner der portug. Erzbiſchöfe und Biſchöfe. Der Papſt erhob darüber in ſeiner Allocution laute Beſchwerde und beklagte ſich über die Hinderniſſe, welche der Reiſe der Biſchöfe in den Weg gelegt worden. Dann richtete er, 3. Juli, einen Hirtenbrief an die kirchlichen Würdenträger P.s und ermahnte ſie zu größerer Wachſamkeit und Energie, da ſie bei dem notoriſch beklagenswerthen Zuſtande der portug. Kirche ſich viel zu lau und tolerant gezeigt hätten. Um jedem Ausbruch des Fanatismus vorzubeugen, erließ das portug. Juſtizminiſterium eine Verfügung vom 2. Aug., wodurch den Geiſtlichen bei Gefängnißſtrafe unterſagt ward, gegen die Regierung zu predigen. Vielleicht war nichtsdeſtoweniger eine ſofort unterdrückte Meuterei der Garniſon von Braga (15. Sept.) auf klerikalen Einfluß zurückzuführen. Unter ſolchen Verhältniſſen ging der Marſchall Saldanha im Nov. 1862 als Geſandter nach Rom, um eine Ausgleichung anzubahnen. Die Unterhandlungen blieben indeſſen erfolglos, und ſo wurde der Geſandte nach Verlauf von zwei Jahren (Dec. 1864) wieder abberufen. Im Innern gelang es dem Miniſterium Loulé, verſchiedene liberale Maßregeln durchzuführen. Ein Geſetz vom 19. Mai 1863 hob ſämmtliche Majorate auf, ausgenommen das Kronfideicommiß des Hauſes Braganza, und in derſelben Seſſion ward die Todesſtrafe, die ſchon ſeit 1852 für polit. Verbrechen abgeſtellt worden, vollends abgeſchafft. Auch materielle Reformen erfolgten. Namentlich ward das Tabacksmonopol 1864 aufgehoben, während die beabſichtigte Freigebung des Portweinhandels auf Widerſtand ſtieß. Am 27. März 1865 kam es zu einem Conflicte mit den im Tejo liegenden amerik. Kriegsſchiffen Niagara und Sacramento, die wegen vermeintlichen Bruchs der Neutralitätsgeſetze von Fort Belem aus ſcharf beſchoſſen wurden. Schon 7. April leiſtete indeſſen die portug. Regierung in üblicher Weiſe Satisfaction. Gleich darauf mußte das Miniſterium Loulé, das ſich vergebens zu reconſtruiren verſuchte, ſeinen Abſchied nehmen. Am 7. April kam ein neues Cabinet unter Marquis de Sá de Bandeira zu Stande, der mit einer Auflöſung der Cortes (12. Mai) begann. Die Neuwahlen fielen jedoch ungünſtig aus, und ſo trat Ende Aug. wieder eine Kriſis ein, aus welcher 4. Sept. 1865 ein Miniſterium unter Vorſitz des Staatsraths d'Aguiar hervorging. Unter dieſer Regierung war beſonders eine parlamentariſche Reſolution von principieller Wichtigkeit. Während des letzten Jahrzehnts hatten einzelne revolutionäre Parteiführer in Spanien wiederholt den Gedanken einer Vereinigung der Halbinſel unter der portug. Dynaſtie aufgeſtellt; aber dieſer Plan fand in P. keinen Beifall. Das portug. Volk, welches die harten Zeiten der ſpan. Herrſchaft noch nicht vergeſſen hatte, wollte nichts von der «Einheit Iberiens» wiſſen. Bei Gelegenheit des durch General Prim in Spanien angeſtifteten Aufſtandes ſprach ſich die portug. Kammer der Abgeordneten einſtimmig gegen eine etwa verſuchte Vereinigung Spaniens und P.s aus, und eine Interpellation deshalb ward 8. Jan. 1866 von der Regierung in gleichem Sinne beantwortet. Vgl. außer den Werken Herculano's (ſ. d.): Gebauer, «Portug. Geſchichte» (2 Bde., Lpz. 1759); Fortia d'Orbay und Mielle, «Histoire de P.» (10 Bde., Par. 1828—29); Schäfer, «Geſchichte von P.» (5 Bde., Hamb. und Gotha 1836—54); Rebello da Silva, «Historia de P. nos seculos XVII e XVIII» (Liſſab. 1860 fg.).

Portugiesische Sprache und Literatur. Auch das Portugiesische hat sich, wie alle seine roman. Schwestersprachen, aus einem röm. Provinzialdialekt, der Lingua Romana rustica, gebildet. Zu Portugal gehört sprachlich die ganze nordwestl. Küste der Pyrenäischen Halbinsel; der galicische Dialekt, der sich durch größere Annäherung an das Lateinische von dem eigentlich Portugiesischen unterscheidet, wurde früher mit Vorliebe von portug. und castil. Dichtern gebraucht. Das Portugiesische steht zwar dem Castilischen sehr nahe, hat mit ihm gemeinsame Quellen und daher auch fast gleichen Wortgehalt; doch unterscheidet es sich davon durch so wichtige grammatische Züge, daß es nicht blos in dem Verhältniß einer Mundart zu demselben steht, sondern auf Selbständigkeit Anspruch machen kann. Ueberdies sind die Mischverhältnisse im Portugiesischen mit andern Sprachen bedeutend von denen im Castilischen unterschieden; so findet sich im Portugiesischen eine viel bedeutendere Beimischung von franz. Wörtern, die man mit Recht der zahlreichen Begleitung des Stifters der portug. Monarchie, des Grafen Heinrich von Burgund, zuschreibt; dagegen hat es viel weniger arab. Beimischung. So hat das Portugiesische die dem Castilischen ganz fremden Nasallaute, vorzüglich in flexibeln Auslauten, und verwandelt dagegen durchgehends die castil. Kehllaute in sette, gelinde Zischlaute. Ferner unterscheidet sich das Portugiesische vom Castilischen durch noch größere Neigung zum Vocalismus, durch Brechung der Selbstlaute e und o in ei und ou und durch Erweichung und häufige Ausstoßung der Consonanten im In- und Auslaut, wodurch es zwar den Charakter des weichsten, süßesten, aber zugleich des unmännlichsten, kraftlosesten roman. Sprachzweigs erhalten hat. Einen speciellen Zug besitzt noch die portug. Grammatik in der echt verbalen Flexion des Infinitivs. Das Portugiesische ist auch über einen Theil von Ostindien, Westafrika und Südamerika (Brasilien) verbreitet. Die portug. Sprachproben geben den spanischen wenig an Alter nach; die älteste rein portug. Urkunde ist mit era 1230 = 1192 gezeichnet. Ein treffliches Hülfsmittel für das ältere Portugiesisch ist das von Santa-Rosa de Viterbo in linguistischer und sachlicher Beziehung gleich fleißig und verständig gearbeitete «Elucidario das palavras, que em Portugal antiguamente se usárão» (2 Bde., Lissab. 1798—99), dem eine kurze Geschichte der portug. Sprache vorausgeschickt ist. Von dem Wörterbuche der Akademie der Wissenschaften von Lissabon erschien blos ein Theil (Lissab. 1793), der nur den Buchstaben A enthält. Das vollständigste und beste Wörterbuch der portug. Sprache ist aber das von dem Brasilier Antonia de Moräes Silva (Lissab. 1789; 2 Bde., 1858). Ein kritisch-etymolog. Wörterbuch hat Franc. Salano Canstancio herausgegeben (Par. 1836), von dem auch eine gute Sprachlehre erschien («Grammatica portugueza», Par. 1831); die beste Grammatik ist aber die von Jeranyma Soares Barbaza («Grammatica philosophica da lingua portugueza», 2. Aufl., Lissab. 1830). Eine eigentlich wissenschaftlich-histor. Grammatik der portug. Sprache findet sich in Diez' trefflicher «Grammatik der roman. Sprachen». Für Deutsche ist noch die brauchbarste portug. Sprachlehre die von F. Pinheiro de Sausa (Lpz. 1851), das beste Wörterbuch das von Wollheim da Fonseca (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1856). Von den Mundarten des Portugiesischen sind als die eigenthümlichsten die von Beira und Minho zu erwähnen.

Trotz aller scheinbaren aber doch nur äußern Aehnlichkeit in der literarischen wie in der polit. Geschichte der Portugiesen und Spanier ist doch der Grundcharakter der beiden Nationen ein bedeutend verschiedener, und daher tritt auch der Unterschied zwischen der portug. und span. Literatur desto greller hervor, je mehr man ihre Principe, ihre innern Entwickelungsphasen, kurz ihre Wesenheiten mit kritischem Auge untersucht und vergleicht. Diese Verschiedenheiten in dem Charakter der beiden stammverwandten Hauptvölker der Pyrenäischen Halbinsel ist aber theils in den geogr., theils in ihren Mischungsverhältnissen mit fremden Nationalitäten begründet. Die Grundelemente beider Völker waren wol celtiberisch-romanische; beide wurden zunächst mit germanischen und dann auch mit arabischen gemischt; die celtisch-romanischen verschmolzen aber bei den Portugiesen (wenigstens den südlichern, in Beziehung auf Staat und Bildung mehr zu berücksichtigenden) nie so innig mit den germanischen wie bei den Spaniern, worunter man vorzugsweise die in polit. und literarischer Hinsicht herrschend gewordenen Castilier verstehen muß. In geogr. Hinsicht sind die Spanier ein Binnenvolk, die Portugiesen ein Küstenvolk. Aus diesen Ursachen wurde der span. Nationalcharakter ein abgeschlossener, zähe am Althergebrachten haltender, fremden Einflüssen schwer zugänglicher, der portugiesische hingegen ein leicht erregbarer, Veränderung liebender und nachahmungssüchtiger. Rechnet man noch dazu, daß Portugal wiederholt und lange in abhängigen polit. Verhältnissen zu Spanien stand, daß die Portugiesen noch vor der Entwickelung einer indigenen Volkspoesie eine fertige fremde Kunstpoesie überkamen, so ist es nicht zu verwundern, daß die portug. Literatur nie die

Originalität und Spontaneität der spanischen erreichte, mehr receptiv als productiv wurde und bei ihrer Nachahmungssucht des Ausländischen nur allzu oft ihre Volksthümlichkeit einbüßte. Daher ist die Geschichte der portug. Poesie beinahe ausschließend nur die einer kunstmäßigen, und man kann ihre Entwickelungsperioden vorzugsweise nach den sie bestimmenden fremden Einflüssen eintheilen. So bildete sie sich in der ersten Periode bis zum 14. Jahrh. unter dem Einflusse der provenzol. Kunstpoesie; in der zweiten, bis zu Anfang des 16. Jahrh., unter dem der spanischen; in der dritten, bis in die Hälfte des 18. Jahrh., nach classisch-ital. und span. Mustern, und in der vierten, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, nach dem Vorbilde der classisch-franz., der engl. und der modern-europ. Literatur überhaupt. Die charakteristischen Grundzüge der indigenen portug. Poesie sind die des Nationalcharakters: süßliche Weichheit, melancholische Vagheit, elegische Sentimentalität.

Daß auch in Portugal, wie überall, die Volkspoesie der Kunstpoesie vorausgegangen, liegt in der Natur der Sache; aber es haben sich davon nur viel spätere Umbildungen und Nachklänge erhalten. Heinrich von Burgund und sein Gefolge südfranz. Ritter, welche die staatliche und nationale Selbständigkeit der Portugiesen begründeten, brachten ihnen zugleich eine fertige höfische Kunstpoesie, die provenzolische, mit, welche die Portugiesen bei ihrem Nachahmungstrieb so bereitwillig aufnahmen und so ausschließend cultivirten, daß sie darüber ihre eigene, ohnehin noch sehr wenig entwickelte volksthümliche Poesie gänzlich vernachlässigten. Dieser frühe Einfluß einer fremden Kunstpoesie, noch bevor die volksthümliche so weit entwickelt war, um eine dauernde Basis zu bilden, ist für die portug. Nationalliteratur ein so entscheidendes Moment geworden, daß ihre volksmäßige Poesie, sich selbst überlassen, zum Bänkelgesang herabsank und ihre kunstmäßige, dadurch bodenlos geworden, nie viel über die Reproduction sich erhob, kurz ihre volksthümliche Entwickelung schon im Keime erstickt wurde. So begann die portug. Kunstpoesie, womit die Dichtungen anderer Nationen endeten: mit einer aus der Fremde stammenden Hofpoesie. Daher sind ihre ältesten echten Denkmäler die Liederbücher (Cancioneiros), d. i. Sammlungen höfischer Minnelieder, die bis ins 13. Jahrh. hinaufreichen und zuerst, sowol in Ton als Form, nach den Mustern der altprovenzal. oder Troubadourpoesie gebildet und in galicischer oder altportug. Sprache abgefaßt worden sind. Das älteste dieser Liederbücher ist das des Königs Dionys (1279—1325), den daher die Portugiesen als ihren ersten Kunstdichter ansehen («Cancioneiro d'el rei Dom Diniz», Par. und Lissab. 1847).

Auch in der zweiten Periode, im 14. und 15. Jahrh., behielt die portug. Poesie diesen Charakter einer höfischen Kunstlyrik; aber durch die damals auch galicisch dichtenden Spanier wurde sie wenigstens in formeller Hinsicht modificirt und mehr nationalisirt; denn diese, die eine Volkspoesie hatten, suchten durch ihre heimischen volksmäßigen Formen die künstlichen provenzalischen auch aus der höfischen Poesie zu verdrängen. Durch diese zugleich in castil. und galic. Mundart dichtenden Spanier wurden nicht nur die nationalen trochäischen kürzern Rhythmen (Redondilhas) und leichtern volksmäßigen Formen (Cántigas, Vilhancicos u. s. w.) auch in der portug. Poesie immer ausschließender herrschend, sondern selbst die Portugiesen begannen seit dem 14. Jahrh. auch in beiden Mundarten zu dichten, und der Gebrauch der span. Sprache nahm in den folgenden Jahrhunderten bei ihnen so sehr zu, daß die portug. Literatur in mehr als einer Beziehung nur der farblosere Wiederabdruck der spanischen wurde. Unter diesen in beiden Mundarten singenden und daher gewissermaßen beiden Literaturen angehörigen Hofdichtern ist der so berühmt gewordene Macias (s. d.) zu erwähnen.

Auch in dieser Periode blieb der königl. Hof das Centrum poetischer Bildung in Portugal, und nicht nur schlossen sich fast alle Dichter an diesen an, sondern die Mitglieder der königl. Familie selbst erschienen noch fortwährend als die Choragen dieses höfischen Sängerkreises, von welchem neben der Lyrik nur mitunter auch die Didoktik gepflegt wurde. Eine nationale Epik konnte in Portugal unter diesen Verhältnissen nicht gedeihen; histor. Lieder werden fortwährend in der portug. Poesie vermißt, und selbst der Name der Romanze ist bei den Portugiesen meist nur die Bezeichnung einer einfachen poetischen Erzählung von einem liebenden Hirtenpaar. Von den im 14. Jahrh. lebenden Söhnen des Königs Diniz, Affonso IV. und seinen Halbbrüdern, Affonso Sanchez, Grafen von Albuquerque, und Pedro, Grafen von Barcellos (dem Verfasser eines genealog. Werks, des ältesten portug. Nobiliario), wissen wir zwar, daß sie selbst gedichtet haben, aber es hat von erstern sich keine ihrer Poesien erhalten; von letzterm vermuthen einige, daß er der Verfasser des unter dem Namen «Cancioneiro do Real Collegio dos Nobres» bekannt gewordenen und jedenfalls dem 14. Jahrh. angehörigen Liederbuchs sei (am besten herausg. von Varnhagen, Madr. 1849); auch vom Könige Dom Pedro, dem Gemahl der Ines

de Castro, haben sich nur fünf seinen Namen tragende Lieder erhalten, wovon eins schon in span. Sprache abgefaßt ist. Vgl. Diez, «Ueber die erste portug. Kunst- und Hofpoesie» (Bonn 1863). Im 15. Jahrh. sind vor allen die Söhne und Enkel König Johann's I. nicht blos als Gönner der Dichtkunst, sondern auch als wirkende Kunstgenossen zu nennen, und die von dem ersten burgund. Fürstenhause nach Portugal mitgebrachte höfische Minnepoesie trieb durch den Schutz und die Pflege des zweiten, dessen Stifter Johann I. war, eine Nachblüte. Nicht minder waren die Könige Johann II. (1481—95) und Emanuel (1495—1521) große Freunde und Gönner der Dichtkunst, und wenn auch von ihnen nicht bekannt ist, daß sie sie selbst geübt hätten, so versammelten sie doch einen reichen Dichterhof um sich; denn unter ihre Regierung fällt die Glanzperiode der eigentlich portug. Hof- und Conversationspoesie, die an García de Resende, der selbst Dichter war, einen fleißigen Sammler und Ordner gefunden hat. Der von ihm angelegte und herausgegebene «Cancioneiro geral» (Lissab. 1516; herausg. von Kausler, 3 Bde., Stuttg. 1846—52) verdient in der That diesen Namen; denn er enthält Gedichte von fast allen bedeutenden portug. Dichtern aus der zweiten Hälfte des 15. und den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrh. und gibt daher ein vollständiges Bild von dem damaligen Zustande der portug. Poesie. Auch wird an diesen Liedern der durch die span. höfische Kunstlyrik vermittelte Einfluß der spätern catalonisch-provenzalischen, der Gaya sciensa de trobar von Toulouse, ersichtlich. Von allen in diesem Liederbuche vorkommenden Dichternamen sind aber nur zwei in der Geschichte der portug. Poeste epochemachend geworden. Es sind dies Bernardim Ribeiro, der durch seine Eklogen, die noch ganz nationale Formen und mehr als die meisten übrigen localvolksmäßige Färbung haben, und durch seinen sentimentalen, halb Schäfer-, halb *Ritterroman* in Prosa, bekannt unter dem Titel «Menina e moça» (Lissab. 1559; neue Aufl. *1785*), der Begründer dieser beiden, von den Portugiesen vorzugsweise cultivirten Dichtungsgattungen geworden ist; und Sá de Miranda, der in diesem Liederbuche zwar noch in den althergebrachten nationalen Formen sich bewegt, zugleich aber als Chorage der veränderten Geschmacksrichtung der nächsten Periode erscheint und daher als der Repräsentant des Uebergangs von der mittelalterlichen in die modern-classische Kunstpoesie der Portugiesen anzusehen ist. Vgl. Bellermann, «Die alten Liederbücher der Portugiesen» (Berl. 1840), und Wolf, «Studien zur Geschichte der span. und portug. Nationalliteratur» (Berl. 1859). Daß auch schon in diesen Perioden die Prosa in Portugal cultivirt wurde, beweisen, außer den genannten prosaischen Versuchen und dem freilich nur in der span. Bearbeitung auf uns gekommenen Amadis (s. d.) de Gaula, mehrere Chroniken aus dem 14. und 15. Jahrh. in Prosa, unter denen sich auch in stilistischer Hinsicht die von Fernam Lopes, Gomez Eannez de Azurara und Ruy de Pina auszeichnen.

Die dritte Periode der portug. Nationalliteratur beginnt mit der Einführung und Nachahmung des classisch-ital. Stils. Auch dies geschah zunächst durch Vermittelung und Rückwirkung der span. Literatur, in der gleichzeitig dieselbe Revolution vorgegangen war; wenn es aber in der spanischen eine Revolution war, die nur nach hartnäckigem Kampfe mit der Nationalpartei einen theilweisen und stets bestrittenen Sieg errang, so war es in der portugiesischen nur eine Evolution, eine Entwickelung derselben unter anderm, aber immer äußerm, fremdem Einfluß, dem man sich ebenso kampflos, ebenso bereitwillig wie bisher hingab, weil es hier an einer eigentlich volksthümlichen Partei und Richtung fehlte. Als daher zu Anfange des 16. Jahrh. durch das Wiederaufleben des Studiums der altclassischen Literaturen die modern-europäischen alle mehr oder minder von dieser humanistischen Zeitrichtung einen neuen Impuls erhielten, als insbesondere die Spanier durch ihre Eroberungen in Italien mit dieser Wiege des modernen Classicismus in engere und dauerndere Verbindungen traten, als Dichter wie Boscan und Garcilaso de la Vega die classisch-ital. Formen mit Glück und Geschick in die span. Literatur eingeführt hatten, nahmen die Portugiesen mit gewohnter Bereitwilligkeit und widerstandsunfähiger Gefügigkeit auch diese Neuerungen von ihren Nachbarn an, die für sie nicht einmal so unbedingte Neuerungen waren, da sie durch ihre frühere Nachahmung der provenzal. Formen diesen homogenen italischen bereits den Weg gebahnt hatten. Zudem trat an die Spitze dieser neuen Bewegung auch bei ihnen ein Mann von wirklich dichterischer Begabung, der erwähnte Sá de Miranda (s. d.), der freilich, obwol Portugiese, doch der Sprache seiner Werke nach mehr der span. Literatur angehört und in dieser nebst seinem Landsmanne Montemayor (s. d.) am meisten zur Verbreitung der Schäferpoesie beitrug, einer Dichtungsgattung, die, nachdem sie durch die classisch-ital. Schule einmal Mode geworden war, von den Portugiesen mit besonderer Vorliebe gepflegt und selbst mit eigenthümlicher Färbung ausgestattet wurde. Minder national als in seinen Eklogen ist Sá de Miranda in seinen übrigen Gedichten und in seinen in Prosa

geschriebenen Lustspielen, durch die er zwar einer der Väter der portug. Dramatik wurde, aber eben seiner fast sklavischen Nachahmung des Terenz und Plautus wegen doch ohne Einfluß auf die eigentliche Volksbühne blieb. Dem von Sá de Miranda gegebenen Impulse folgte mit noch weniger Selbständigkeit Antonio Ferreira, obwol er mit mehr äußerlichem Patriotismus nur in portug. Sprache schrieb und nur vaterländische Stoffe wählte; in seiner «Ines de Castro» gab er den Portugiesen die erste Tragödie im classischen Geschmack. Um diese beiden Professoren und Hofmänner bildete sich eine Schule von gelehrt-höfischen Dichtern auf der Universität von Coimbra und in der Residenz, unter welchen Pero d'Andrade Caminha, Diogo Bernardes und Jeronimo Corteral («Successo do segundo Cerco de Diu, poema», Lissab. 1574 und 1784) nennenswerth sind. Aber diese classische Schule blieb auf die Studirstube und den Salon beschränkt, für die sie berechnet war; das Volk wurde davon wenig berührt. Und doch war gerade damals eine Art von Nachheroenthum für die Nation eingetreten; durch ihre Entdeckungen, Siege und Eroberungen in Asien, Afrika und Amerika war ihr Selbstbewußtsein wieder erwacht und bis zur Begeisterung gesteigert worden; der Drang, dieses Selbstgefühl auch literarisch, auch poetisch auszusprechen, war zu lebhaft, um nicht Organe zu finden, und er fand sie auch. So wurde Gil Vicente (s. d.) zum Repräsentanten des Volksthums, Camoens (s. d.) zum begeisterten Sänger des nationalen Heroenthums. Unter den Königen Emanuel d. Gr. und Johann III. hatten die Portugiesen den Gipfelpunkt ihrer staatlichen Entwickelung, die größte Intensität ihrer Nationalkraft erreicht: unter den Dichtern Gil Vicente und Camoens entfaltete sich auch die portug. Poesie zu ihrer schönsten Blüte, zu ihrem eigenthümlichsten Leben. Nun genügten die subjective Lyrik und die Nachahmung fremder Kunstdichtung nicht mehr; des Volkes Leben und Treiben mußte sich in Gil Vicente's Dramen objectiviren, der Nation Heldenthaten drängten den Sänger der «Lusiaden» zur epischen Gestaltung. Doch schon mit der Niederlage der Portugiesen bei Alcazar erblich der Glanz ihres Heroenthums. Die Erinnerung an vergangene Herrlichkeit konnte höchstens noch einen Mann des Volks, den Schuhflicker Gonçalo Annes Bandarra, zu Prophezeiungen von dem Wiederaufleben nationaler Größe inspiriren («Trovas em ar de profecias», Nantes 1644). Die Heldengedichte, die nach dem schnellen Erbleichen jenes späten Heroenthums die Epigonen noch nachsangen, waren mehr elegische Klaggesänge als epische Siegeslieder, wie schon Dom Sebastian's Kampf- und Unglücksgenosse, der Sänger seines und des portug. Ruhms Untergangs bei Alcazar-Quivir, Luiz Pereira Brandam, sein Epos mit richtigem Gefühl «Elegiada» (Lissab. 1588 und 1785) nannte; oder sie wurden gemachte Epopöen gewöhnlichen Schlags ohne epische Begeisterung, in denen die elegischen Partien noch die meiste eigenthümliche, nationale Färbung haben, die eigentlich heroischen aber schon die epische Einfachheit durch den Bombast des auch in der portug. Poesie immer mehr einreißenden Gongorismus zu ersetzen suchen. Selbst Vasco Mouzinho de Quevedo e Castellobranco's «Afonso Africano» (Lissab. 1611; 1787), ein Heldengedicht, das seines glücklich gewählten nationalen Stoffs, gelungener Beschreibungen und Episoden und seines fließenden eleganten Stils wegen noch den «Lusiaden» am nächsten gestellt wird, ist nicht frei von Gongorismus.

So wuchs durch den Verlust der nationalen und polit. Selbständigkeit der Portugiesen unter der Herrschaft der drei Philippe von Spanien die Abhängigkeit der portug. Literatur von der spanischen bis zu dem Grade, daß die erstere der Schattenriß der letztern wurde, mit all ihren Schwächen und Manierirtheiten, ohne das originelle Colorit, ohne die in der Volkspoesie wurzelnde unverwüstliche Lebens- und Regenerationskraft derselben zu besitzen. Ja so groß war der Mangel an Selbständigkeit und Volksthümlichkeit bei den Portugiesen unter der span. Herrschaft geworden, daß sie das letzte Rettungsmittel einer unterjochten Nation, die Muttersprache, freiwillig aufgaben und die meisten ihrer Dichter und Schriftsteller jener Zeit es vorzogen, in span. Sprache zu schreiben. Nur in der Schäferpoesie haben auch in dieser Periode einige Dichter die nationelle Eigenthümlichkeit in Sprache, Ton und Färbung bewahrt; so Fernão Alœs de Oriente, geb. zu Goa um 1540, in seinem in Prosa und Versen verfaßten Schäferroman «Lusitania transformada» (Lissab. 1607 und 1781). Noch mehr ist dies der Fall in den ebenfalls in Prosa und Versen geschriebenen drei Schäferromanen des Francisco Rodriguez Lobo (geb. zu Leiria in Estremadura um 1550): «Primavera», «Pastor peregrino» und «O desenganado», die zu dem Besten gehören, was die Portugiesen in dieser von ihnen mit dem meisten Glück cultivirten bukolischen Gattung geleistet haben; durch seine Abhandlung über höfische Bildung: «Corte na aldea e Noites de inverno», ist er Begründer und Muster der rhetorischen Prosa in der portug. Literatur geworden. Daß aber ein so begabter Dichter, wie

Lobo, in ſeiner Epopöe «O Condestabre», worin er den portug. Cid, den Connetable Nuno Alvarez Pereira beſang, doch nur eine trockene Reimchronik zu Stande brachte, daß er in ſeinen ſpaniſch geſchriebenen moresken Romanzen (nur ein Paar Schäferromanzen hat er in portug. Sprache abgefaßt), die in ſtiliſtiſcher Hinſicht nicht ohne Verdienſt ſind, dieſe den Portugieſen fremd gewordene volksmäßige Dichtungsgattung überhaupt zu parodiren verſuchte und ſelbſt dazu ſich der ſpan. Sprache bediente, beweiſt, wie wenig heimiſch der echte volksthümlich-epiſche Geiſt bei den Portugieſen geworden war. Endlich verdienen noch die unter dem Titel «Laura de Amphriso» (Evora 1627) erſchienenen Schäfergedichte von dem unglücklichen Schwärmer Manoel da Veiga Tagarro (geb. zu Ende des 16. Jahrh.) erwähnt zu werden, der auch unter die ſieben gefeiertſten bukoliſchen Dichter der Portugieſen gerechnet wird.

Aber auch nach der Befreiung von der ſpan. Herrſchaft und der Wiedererlangung der polit. Selbſtändigkeit unter Johann IV. von Braganza blieb die portug. Literatur unter dem Einfluſſe der ſpaniſchen und theilte ihre Schickſale. So zeigen ſich in der portugieſiſchen alle Ausartungen des Marinismus und Gongorismus; auch in der portug. Poeſie riſſen die Allegorie, der gelehrte Pedantismus, das Spielen mit Concetti und vor allem die Sonettenwuth ein. Unter den Dichtern jener Zeit verdienen höchſtens Manoel de Faria y Souſa, Antonio Barboſa Bacellar, der Erfinder der ſog. «Saudades», d. i. elegiſcher Schilderungen verliebter Einſamkeit, und die Nonne Violante do Ceo genannt zu werden. Von den Gedichten jener Zeit gibt es ein paar Sammlungen, deren Titel allein ſchon die bombaſtiſche Geſchmackloſigkeit derſelben charakteriſiren: «A Fenix renascida» (5 Bde., 2. Aufl., Liſſab. 1746) und «Eccos que o clarim de Fama dà» (Liſſab. 1761); eine geſchmackvolle Auswahl portug. Sonette gab hingegen John Adamſon im erſten Theile ſeiner «Lusitania illustrata» (Newcaſtle 1842) heraus. Nur der als Proſaiſt ausgezeichnete Jacinto Freire de Andrade hatte Muth, Geſchmack und Witz genug, um dieſe portug. Gongoriſten auf ergötzliche Weiſe in ein paar parodiſchen Gedichten leider fruchtlos zu verſpotten. Hingegen herrſchten auf den Bühnen Portugals die großen ſpan. Dramatiker jener Zeit; ſelbſt die Portugieſen ſchrieben für das Theater in ſpan. Sprache, worunter einige namhafte ſind, wie Diamante, Matos Fragozo, Melo, und höchſtens wurden die eigentlichen Volksſchauſpiele, die Autos, Farsas und Entremeses, auch in portug. Sprache abgefaßt. So iſt die einzige nennenswerthe dramatiſche Production des 17. Jahrh. in portug. Sprache die Sammlung der Entremeses von Manoel Coelho Rebello, die unter dem Titel «A Musa entretenida de varios entremeses» (Coimbra 1658 und Liſſab. 1695) erſchien und zugleich die älteſten portug. Zwiſchenſpiele dieſes Namens enthält. Doch erzeugte die Einführung der ital. Opern am Hofe Johann's V. zu Anfange des 18. Jahrh., welche die ſpan. Comedia verdrängten, eine Art von portug. komiſchen Opern, unter denen einige von wirklichem Werthe, die von dem braſilian. Juden Antonio José da Silva herrühren, der bei dem Auto de Fé von 1739 verbrannt wurde. (S. Braſiliſche Literatur.)

Ungefähr denſelben Gang, wie die Poeſie in gebundener Rede, nahm die Nationalliteratur in ungebundener in dieſer Periode. Auch ſie war noch anfangs ganz in ritterlich-höfiſchen Formen; ſo die Ritterromane in der Manier des «Amadis» von Francisco de Moraes (geſt. 1572); «Palmeirim de Inglaterra» nach dem ſpan. Original des Luis Hurtado bearbeitet; «Triumfos de Sagramor» (Coimbra 1554), von Jorge Ferreira de Vasconcellos (geſt. 1585), von dem auch drei berühmt gewordene dramatiſche Novellen nach Art der «Celestina» exiſtiren («Comedia Euphrozina», Liſſab. 1616; «Comedia Olyssipo», Liſſab. 1618; «Comedia Aulegrafia» Liſſab. 1619). Selbſt der berühmteſte Geſchichtſchreiber jener Zeit, João de Barros (ſ. d.), debutirte noch mit einem Ritterroman «Chronica do Imperador Clarimundo» (Coimbra 1520). Damals aber begannen die abenteuerlich-heroiſchen Entdeckungszüge der Portugieſen die Phantaſie viel mächtiger aufzuregen als dieſe matten Nachklänge einer längſt ausgelebten Chevalerie, und dieſes Heroenthum, das die «Luſiaden», das einzige wahrhafte Epos der modernen Zeit, erzeugte, mußte auch zu einer Wiedererzählung begeiſtern, die, wenn ſie auch in Proſa und noch halb im Chronikenſtil geſchrieben war, doch von epiſchem Hauche durchweht wurde. So entſtanden die Decaden des João de Barros, des portug. Livius, freilich in viel matterm Geiſte fortgeſetzt von Diogo de Conto und Antonio Boccaro; ſo fühlte ſich der natürliche gleichnamige Sohn des großen Affonſo de Albuquerque berufen, des Vaters Heldenthaten in ſeinen «Commentarios» (4 Bde., Liſſab. 1557 und 1774) zu erzählen; ſo beſchreibt mit epiſcher Anſchaulichkeit der vielgereiſte Staatsmann und Reichshiſtoriograph Damian de Goes (geſt. 1560) das Leben Emanuel's d. Gr. (Liſſab. 1566; 3 Bde., Coimbra 1790); das des Königs Johann I. (Liſſab. 1567 und 1724); ſo ſammelte an Ort und Stelle als Gefährte der Eroberer Fernan

Lopes de Castanheda (gest. 1559) die Daten zu seiner «Historia do descobrimento da India pelos Portuguezes» (Coimbra 1551; 4 Bde., Lissab. 1833), worin er nur erzählt, «was er selbst gesehen und gehört». Aber nicht nur die Siege der Portugiesen fanden begeisterte Erzähler; auch die besiegten Indianer fallten einen Apostel der Humanität, einen portug. Las Casas, in dem größten Redner der Portugiesen, dem Jesuiten Antonio Vieira, geb. zu Lissabon 1608, gest. 1697, finden. Dieser Missionar brachte den größten Theil seines Lebens in dem portug. Amerika zu, machte 14000 M. zu Fuß in den einsamsten Capitanerien der Neuen Welt und schrieb Katechismen in sechs verschiedenen Sprachen der Indianer, um diese die Wahrheiten des Evangeliums zu lehren; er vertheidigte, an den Hof Johann's IV. zurückgekehrt, mit all dem Feuer seiner energischen Beredsamkeit die Menschenrechte der Eingebarenen gegen die Habsucht der Eraberer, er nahm sich mit solcher Wärme der Juden an, daß er zweimal wegen seiner allzu freien Kanzelreden und als des Judaismus verdächtig vor dem Tribunal der Inquisition angeklagt und nur auf Verwendung des Papstes freigesprochen wurde. Seine Predigten und Reden (15 Bde., Lissab. 1748) sind die vollendetsten Muster des prosaischen Stils und der Beredsamkeit in portug. Sprache. Die meisten übrigen Prosawerke jener Zeit, die unter dem span. Drucke entstanden, sind voll pedantischer Gelehrsamkeit und durch den Gongarismus entstellt; viele Portugiesen schrieben selbst nach wiedererlangter Selbständigkeit ihres Landes noch in span. Sprache. Daher sind nicht hier, sondern in der Geschichte der span. Literatur die Portugiesen Faria e Sousa, Mela u. s. w. zu erwähnen. Daher gehören mehr der Geschichte der Wissenschaften als der der Nationalliteratur die antiquarischen, histor. und ethnogr. Werke von Manoel Severim de Faria, den beiden Polyhistoren Maceda und Duarte Nunez de Lião u. a. an. Doch sind als rühmliche Ausnahmen zu nennen Bernarda de Brito, gest. 1617, der in seiner «Monarchia lusitana» (Alcobaça 1597 und Lissab. 1690, mit den Fortsetzungen von Brandam und Raphael de Jesus, 8 Bde.), die freilich von der Schöpfung der Welt anfängt und nur bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats reicht, ein Muster von patriotischer Gesinnung und von einer durch das Studium der Alten gebildeten correcten Einfachheit des Stils gab; Luiz de Sousa, gest. 1632, der selbst in seinen Biographien des heil. Dominicus und des Erzbischofs von Braga, Barthalamäus das Martyres, den Mönch gewordenen Ritter nicht verleugnen kann und doch durch die echt nationale Weichheit und Süßigkeit seines Stils einen solchen Reiz für die Portugiesen hat, daß sie ihn unter ihre classischen Prosaisten zählen; vor allen aber gilt als unübertreffenes Muster classischer Prosa die Lebensbeschreibung Joäo de Castro's, vierten Vicekönigs von Indien (beste Ausgabe von Santa-Luiz, Lissab. 1835), von dem oben erwähnten Jacinto Freire de Andrade, gest. 1657, der einen würdigen Gegenstand mit patriotischer Begeisterung ohne Schwulst behandelt hat. Sein Werk verdient in der That als das geeignetste zur Einführung in die portug. Sprache und Literatur empfohlen zu werden.

Die vierte Periode wird zwar auch in der portug. Nationalliteratur durch den Einfluß gekennzeichnet, den zu Anfang des 18. Jahrh. die franz.-classische Schule auf alle Literaturen des gebildeten Europa mehr oder minder zu üben begann; allein hier trat auch diese Evolution so widerstandslos, so blos äußerlich ein, daß sie mehr ein Vertauschen der geschmacklos gewordenen span. Moden mit den neu-fashionablen französischen war. Hier reichte es hin, daß ein hochgestellter Mann, aber sehr mittelmäßiger Dichter, der General Franz Xav. da Meneses, Graf von Ericeira, den Impuls dazu gab, der, nicht zufrieden, Boileau's «Art poétique» in portug. Verse zu übertragen, auch noch die nüchterne Lehre durch ein ebenso poesieloses Beispiel, seine «Henriqueida» (Lissab. 1741), eine langathmige, langweilige Epopöe auf die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich von Burgund, zu bethätigen suchte. Besser ist seine in Prosa geschriebene Geschichte der Restauration Portugals («O Portugal restaurado»). Ebenso wurde nach dem Muster der Französischen Akademie eine Academia Portugueza 1741 gestiftet, die aber ohne Erfolg blieb. Mehr wirkte ein nach der röm. Dichtergesellschaft der Arkadier gebildeter gleichnamiger Verein von aufstrebenden jungen portug. Dichtern, die mit der classisch-franz. Eleganz und Correctheit die Nachahmung der einheimischen Muster des 16. Jahrh., wenigstens in Hinsicht auf Sprachreinheit, zu verbinden suchten, und durch den «aufgeklärten Despotismus» des Marquis von Pombal wurden wenigstens die Schranken des alten Obscurantismus gebrochen, um den hellern Ansichten des Jahrhunderts auch in Portugal Eingang zu verschaffen. Doch wurde gerade eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der portug. Arkadier, Pedro Antonio Correa Garçäo, ein Opfer von Pombal's Despotismus, der ihn im Kerker verschmachten ließ. Er ahmte mit seinem Takt die Alten, besonders den Horaz nach und wird wegen seiner Glätte

und Geselligkeit der portug. Horaz genannt; auch das Theater suchte er durch seine Lustspiele in der Manier des Terenz zu reformiren («Obras poeticas», Lissab. 1778). Ein anderer Arkadier, Antonio Diniz da Cruz e Silva, ist weniger correct, hat aber mehr Feuer und Schwung und gilt für den besten anakreontischen Dichter der Portugiesen; auch seine Nachahmung von Boileau's «Lutrin», «O hyssope» («Der Sprengwedel»), wird für das beste heroisch-komische Gedicht der Portugiesen gehalten («Obras», Lissab. 1809). Domingos dos Reis Quita, der, obwol nur ein Friseur, die Arkadier in ihre Genossenschaft aufnahmen, hat sich mehr nach vaterländischen Mustern gebildet und daher vorzugsweise die bukolische Dichtungsgattung cultivirt, in der er für den ausgezeichnetsten unter den Neuern gilt; auch schrieb er nach franz. Mustern mehrere Tragödien («Obras», Lissab. 1781). Mehr durch sein kritisches Studium der portug. Classiker des 16. Jahrh. als durch seine eigenen Gedichte ist Francisco Diaz Gomez merkwürdig («Obras», Lissab. 1799). Immer mehr riß aber die Gallomanie ein bis zur geistlosen Nachahmung und selbst zum Schaden der Sprachreinheit, noch befördert durch die Menge von gewöhnlichen Uebersetzungen, wiewol man durch den zunehmenden polit. Einfluß Englands auch schon Werke dieses Landes anfing zu übertragen und mit dessen Literatur bekannter zu werden. Erst gegen Ende des Jahrhunderts erhielt die portug. Poesie vorzüglich durch zwei Männer einen neuen eigenthümlichen Glanz. Francisco Manoel do Nascimento, geb. zu Lissabon 1734, gest. 1819, noch aus der Schule der Arkadier und nach Garção und Diniz sich bildend, ist der Repräsentant des strengen classischen Stils, ausgezeichnet durch Sprachreinheit und elegante Correctheit, und leistete, vorzüglich in der Lyrik, was ein feingebildeter Geschmack und ein bedeutendes poetisches Talent ohne eigentlich geniale Schöpfungskraft zu leisten vermag; auch als Prosaist zeichnete er sich durch seine Uebersetzung von Osorio's classischer Geschichte *Emanuel's* d. Gr. aus. Der andere, Manoel Maria Barbosa de Bocage (s. d.), weithin der berühmteste und volksthümlichste unter allen neuern Dichtern Portugals, war allerdings minder streng geschult, hatte keinen so feingebildeten Geschmack und selbst nicht die musterhafte Reinheit des Stils und der Sprache Manoel's; aber er war ein geborener Dichter, feurig und leidenschaftlich bis zur Extravaganz. Wenn auch viele von seinen Gedichten nur als Inspirationen des Augenblicks Werth haben und seine Leichtigkeit im Versificiren ihn verleitete, sich in allen Gattungen zu versuchen und die nöthige Feile zu vernachlässigen, so hat er doch durch seine maritimen Idyllen, Fabeln, Epigramme und vorzüglich durch seine Sonette, die zu den schönsten in portug. Sprache gehören, eine bleibende ausgezeichnete Stelle errungen. Sein Ruhm verleitete mehrere, ihn nachzuahmen, die, ohne seinen Geist zu besitzen, nur seine Extravaganzen und seine spätere Manierirtheit noch zu überbieten suchten, und diesen hat er es zu danken, wenn er in der Geschichte der portug. Poesie als der Einführer eines neuen Gongorismus figurirte, den man nach seinem poetischen Namen (Elmano) Elmanismo nannte. Doch verdienen unter seinen Nachfolgern mit Auszeichnung genannt zu werden der Tragiker João Bapt. Gomes und J. M. da Costa e Silva, der Verfasser des anmuthigen Gedichts «O passeio». Hingegen folgten der classischen Schule des Manoel: Domingos Maximiano Torres, ausgezeichnet durch seine Idyllen und Canzonen; Antonio Ribeiro dos Santos, als Odendichter namhaft; der gutmüthige Satiriker Nicolau Tolentino de Almeida; der als Mathematiker berühmter gewordene philos. Dichter José Anastacio da Cunha u. a. Doch war durch diese Nachahmungssucht das Nationalgefühl so sehr unterdrückt worden, daß José Agostinho de Macedo es wagen durfte, mit Herostratischem Eifer den größten Dichter seines Volks in den Staub herabzuziehen, indem er in der Vorrede zu seinem Epos «O Oriente», das denselben Gegenstand wie die «Lusiaden» behandelt, zu beweisen sich bemühte, daß Camoens nichts selbständig producirt, sondern alles den alten und frühern Italienern und Spaniern abgeborgt habe; und dieser Mann galt in der That bei vielen Portugiesen für einen größern Dichter als Camoens; sein bestes Gedicht ist «A meditação».

In neuester Zeit haben die Befreiungskriege und die polit. Umwälzungen auch in den Portugiesen das nationale Selbstgefühl wieder mehr aufgeregt und erstarkt, und unter den *jüngsten* Dichtern sind doch einige, die sich von den fremden Fesseln mehr losgemacht und eine volksthümlichere Richtung eingeschlagen haben. So Mouzinho de Albuquerque, ein sehr fruchtbarer Dichter, vorzüglich durch seine «Georgicas portuguezas» bekannt geworden; Antonio Feliciano de Castilho; Alexandre Herculano (s. d.) de Carvalho; der Romanzendichter José Freire de Serpa. Almeida-Garret (s. d.) erregte als Dichter zuerst Aufmerksamkeit durch sein zu Paris 1825 anonym herausgegebenes Gedicht «Camões», worin er das Leben und den Tod des größten Dichters seiner Nation mit patriotischer Begeisterung besungen hat; ebenfalls noch zu Paris gab er ein satirisches Gedicht in sieben Gesängen, «Donna Branca, ou a conquista do Algarve»,

in Wieland'scher Manier heraus, das vorzüglich gegen die Mönche gerichtet ist; am merkwürdigsten ist aber sein Gedicht «Adozinda, romance» in vier Gesängen (Lond. 1828), da es mehr im romantischen Geiste und nach vaterländischen Volksliedern (chacras) verfaßt ist. Ein ganz besonderes Verdienst um die Literatur seines Vaterlands erwarb sich Almeida durch die Sammlung der portug. Volksromanzen, die im 14. und 15. Bande seiner Werke erschienen. Als Dichter der neuesten Zeit sind anzuführen der Lyriker und Dramatiker Luis Augusto Palmeirim (s. d.) und der Epiker Thomaz Antonio Ribeiro Ferreira, dessen Gedicht «D. Jayme» (Lissab. 1862) die Portugiesen außerordentlich hoch stellen. Wenn in diesen Werken ein Bestreben, den modern-europ. Zeitgeist mit altnationalen und sogar volksmäßigen Elementen zu verschmelzen, nicht zu verkennen ist, so hat dagegen die dramatische Poesie der Portugiesen das herkömmliche franz.-classische Gleis noch nicht zu verlassen gewagt; dem von der Gräfin Vimieiro eingeschlagenen Wege, deren Tragödie «Osmia» 1785 von der Akademie gekrönt wurde (deutsch, Halberst. 1824), folgten die wenigen neuesten dramatischen Dichter, etwa mit Ausnahme des etwas kühnern Gomes, wie Manoel Gaetano Pimenta de Aguiar, Verfasser vieler Tragödien, aber alle im franz.-classischen Geschmack, Pedro Nolasco und selbst Garrett; und trotz dem Bestreben Castilho's und Herculano's, das portug. Theater durch Uebersetzungen aus dem Deutschen und durch eigene Compositionen zu reformiren, fehlt es noch immer an einer portug. Nationalbühne. Erst in neuester Zeit hat sich auf dem Gebiete des Dramas eine sehr lebhafte Thätigkeit entwickelt; es sind hier zu nennen der bereits erwähnte Palmeirim, dann J. Mendes Leal der Jüngere, Ernesto Biester und Pereira da Cunha. Um die Cultur der Prosa und Beredsamkeit in dieser Periode machten sich vorzüglich einige Mitglieder der Akademie der Wissenschaften von Lissabon durch ihre kritisch-ästhetischen Abhandlungen in den «Memorias de literatura portugueza» verdient; unter den neuesten ausgezeichnetern Prosaisten sind die unter den Dichtern genannten Castilho, Herculano und Garrett wieder zu erwähnen. Die beiden letztern errangen insbesondere durch ihre histor. Romane große Erfolge; unter ihren Nachfolgern ist der bedeutendste Luis Augusto Rebello da Sylva, der durch seinen Roman aus der vaterländischen Geschichte: «A mocidade de D. João V.» (4 Bde., Lissab. 1851—53) schnell großen Ruf gewann. Garrett gab auch unter dem Titel «Parnaso lusitano» (5 Bde., Par. 1826) eine poetische Mustersammlung und dazu 1834 einen Supplementband, «Satyricos portuguezes», heraus; die dem «Parnaso» vorgesetzte historisch-kritische Einleitung gibt eine brauchbare Uebersicht der Geschichte der portug. Poesie. Vgl. über letztere auch außer den Werken von Bouterwek (s. d.) und Sismondi (s. d.) noch Denis, «Résumé de l'histoire littéraire du Portugal» (Par. 1826); derselbe, «Chefs-d'oeuvre du théâtre portugais» (Par. 1823); Pinheiro, «Curso de litteratura nacional» (Rio-de-Janeiro 1862); Lopes de Mendoça, «Memorias de literatura contemporanea» (Lissab. 1855).

Die wissenschaftliche Literatur wurde in früherer Zeit in einigen Zweigen von den Portugiesen nicht ohne Erfolg betrieben; so durch die ausgezeichneten Mathematiker Nuñez und da Cunha, durch ihre zahlreichen Reisenden, unter denen Magellan (s. d.) einen europ. Ruf hat; durch mehrere namhafte Gelehrte in den Naturwissenschaften und in den orient. Sprachen. Doch behielten bei ihnen die Wissenschaften bis in die neueste Zeit einen scholastischen Zuschnitt und nahmen erst durch die 1779 gestiftete Akademie die Wissenschaften einen freiern Aufschwung, unter deren thätigste Mitglieder der Mathematiker Garção-Stockler, der Natur- und Geschichtsforscher Correa de Serra, die Rechtsgelehrten Mello, Figueiredo und Ribeiro, die Literarhistoriker d'Arragão Morato, Alexandre Lobo und Trigozo und der Astronom Ferreira d'Arango gehören. Nach Balbi's «Essai statistique de Portugal» (2 Bde., Par. 1822) wurden in Portugal von 1801—19 ungefähr 1800 Werke gedruckt. Außerdem ließen noch die Akademie der Wissenschaften und die Universität zu Coimbra während derselben Zeit 116 Werke drucken. In neuester Zeit vermehrte sich besonders die Zahl der Journale, doch sind auch in mehrern Zweigen des Wissens nennenswerthe Werke erschienen, wie in den Rechts- und Staatswissenschaften das «Projecto do Codigo politico» von Silvestre Pinheiro-Ferreira (Par. 1839); in der Medicin die «Memorias para a historia da medicina lusitana» von José Maria Soares (Lissab. 1825); besonders reich sind die Fächer der Geographie und histor. Wissenschaften bedacht worden, wovon vorzüglich nennenswerth sind der «Tratado completo de cosmographia e geographia» von J. P. Cardoso Casado Giraldes (4 Bde., Par. 1825—28); «Memoria sobre a prioridade dos descobrimentos portuguezes na costa d'Africa occidental» von Visconde de Santarem (Par. 1841); «Bibliotheca historica politica diplomatica da nação portugueza» von Joaq. Ferreira de Freitas (Lond. 1830); Rebello da Silva, «Corpo diplomatico Portuguez» (Lissab. 1862); J. Ferreira Borges de Castro, «Collecção dos tratados

entre Portugal e as mais potenças» (8 Bde., Liſſab. 1856—58); die treffliche Bearbeitung der Nationalgeſchichte durch den erwähnten Herculano, u. ſ. w. In dem Zweige der Philologie ſind anzuführen «Arte China» von J. A. Gonçalves (Macao 1829) und deſſen «Diccionario portuguez-chino» (Macao 1831) und das «Magnum Lexicon novissimum Latinum et Lusitanum» van Em. Joſ. Ferreira (Par. 1843). Die Hauptquelle für die ältere Gelehrtengeſchichte Portugals iſt die «Bibliotheca Lusitana» von Barboſa Machado (4 Bde., Liſſab. 1741—52); noch vollſtändiger und bis auf die neueſte Zeit herabgeführt iſt das «Diccionario bibliografico Portuguez» (7 Bde., Liſſab. 1858—62) des Innocencio Franciſca da Silva.

Portulak (Portulaca L.) iſt der Name einer zur 12. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems gehörenden Pflanzengattung, die ſich durch einen zweiſpaltigen Kelch, vier bis ſechs Blumenblätter, acht bis ſechzehn Staubgefäße, einen drei- bis achtſpaltigen Griffel und eine rings umſchnittene Kapſel auszeichnet und der Typus einer beſondern Familie (der Portulaceaceen) geworden iſt. Die hierhergehörenden Arten ſind faſt ſämmtlich tropiſche Kräuter, mit fleiſchigen, breiten aber ſtielrunden Blättern und meiſtens ſitzenden Blüten, deren Blume bei dem Verblühen gallertartig ſich auflöſt. Bei uns wird der gemeine P. (P. oleracea L.), welcher auf bebauten und unbebauten Stellen und am Seeſtrande in Europa, Aſien, Afrika und Amerika wächſt, häufig als Gemüſepflanze gezogen. Seine verkehrt-eirunden, fleiſchigen Blätter wie auch die jungen Triebe der Pflanze werden gewöhnlich als Zuthat zu Salat und gekocht als Gemüſe und zur Suppe verſpeiſt. Früher wurden ſie auch als Herba Portulacae gegen Entzündungen und Verbrennungen angewendet. Die noch zarten Stengel macht man in Frankreich wie die Gurken ein, ißt ſie auch roh mit Eſſig, Oel und Pfeffer. Auf den Geſellſchaftsinſeln wird der gelbe P. (P. flava Forst.) auf gleiche Weiſe benutzt. Mehrere andere Arten werden wegen ihrer ſchönen großen weißen, gelben oder rothen Blüten auch in unſern Gärten als Zierpflanzen cultivirt, z. B. P. grandiflora Hook., welche halbwalzige Blätter und roſenähnlich geformte Blumen beſitzt. Sie ſtammt aus Südamerika.

Portwein heißt im Handel ein rother, feuriger, ſtarker Wein, der ſeinen Namen von der Stadt Porto oder Oparta (ſ. d.) in Portugal hat, von wo aus er allein verſchifft wird. Erbaut wird dieſer Wein nicht in unmittelbarer Nähe der Stadt, ſondern 13—14 M. aufwärts am Douro in einer gebirgigen Landſchaft, Cima de Dauro genannt. (S. Alto-Douro.) Die Rebe ſelbſt, welche auf Terraſſen an ſteilen, der vollen Kraft der Sonne ausgeſetzten Felswänden ohne alle Stützen angepflanzt wird, bedarf der ſorgſamſten Pflege. Die Ernte wechſelt von Anfang Sept. und Mitte Oct. und ſetzt die Hände von mehr als 10000 Portugieſen und 20000 Gallegos in Bewegung. Der reine P. erhält das ihm eigenthümliche Feuer erſt nach einigen Jahren, doch darf ſein Alter nicht gar zu hoch ſein. Der Färbeſtoff der Trauben, der ſich durch die Gärung entwickelt, variirt nach der Sorte, übt aber keinen Einfluß auf den Geruch des Weins. Die Farbe ſchwankt zwiſchen blaſſem Roſa und tiefem Purpur, iſt immer durchſichtig und ändert ſich mit der Zeit, indem ſich das Roſa ins Lahfarbene, das Purpur ins Granatfarbene zieht. Doch nur der geringſte Theil der zur Ausfuhr kommenden P. iſt vollkommen rein und ausgegoren. Zwei Drittel der Weine werden theils vor oder während der Gärung ſtark mit Branntwein verſetzt, um ihnen, da ſie ſonſt zur Verſendung noch zu jung ſein würden, das erforderliche Feuer und den Schein der Reife zu geben, theils durch Fliederbeeren oder Jeropiga (ein Präparat von getrockneten Fliederbeeren, Melaſſe, Traubenſaft und Sprit) gefärbt. Dieſes Verfahren erzeugt den bei den geringern Sarten meiſt ſehr wahrnehmbaren Arzneigeruch. Vom übrigen Drittel des ausgeführten P. bleibt nur ein geringer Theil ganz frei van einer Beimiſchung von Jeropiga, aber es iſt wenigſtens kein Zuſatz vor vollendeter Gärung gemacht. Man rechnet den P. gewöhnlich zu den ſchweren Weinen, aber er iſt zu dieſer Bezeichnung nur durch den beigemiſchten Branntwein gekommen. Die Hauptniederlage für die Ausfuhr befindet ſich zu Porto. Schon vor Pombal war der Weinhandel von Porto faſt ausſchließlich in den Händen engl. Kaufleute. Zur Hebung dieſer Weincultur wurde 1756 eine eigene Compagnie engl. Kaufleute gegründet, die das Monopol des Handels mit dem P. erhielt. Erſt 1834 hob Dom Pedro dieſes ſehr hinderliche Manopol auf, worauf ſich alsbald die Weincultur mächtig zu entwickeln begann. Allein 1838 wurde die Compagnie wieder eingeführt und 1848 neu organiſirt. Auch dieſe neue Compagnie hat ſich das Recht zu wahren gewußt, darüber zu beſtimmen, welche Weine ausgeführt werden dürfen, welche nicht. Die Ausfuhrweine werden Factorweine (vinhos de feitoria) genannt zum Unterſchiede von den geringern Sorten (vinhos de ramo), welche man im Lande conſumirt. Bis 1852 durften die Factorweine nur nach England ausgeführt werden. Dennoch wirken die Vorrechte der Compagnie,

die alles überwacht, insbesondere auch die Klassificirung der Weine, höchst lähmend auf die Weinproduction. Nach der Ernte entscheiden vereidete «Weinkoster» über die Güte der Weine. Das Kosten geschieht durch zwei Commissionen binnen wenigen Tagen in dem ganzen, beinahe 18 Quadratlegoas großen District des Alto-Douro, sodaß ein Weinkoster täglich 2—300 Fässer durchkosten muß. Die Willkürlichkeiten und Bestechungen, die dabei vorfallen, sind notorisch. Ueber die zur Ausfuhr geeignet befundenen Weine werden «Guias» (Begleitscheine) ausgestellt und die mit diesen legitimirten Fässer in den der Compagnie gehörenden Depositen von Villanova zur Verschiffung gelagert. Die Guias bilden einen förmlichen Handelsartikel, um nichtgeprüfte, für ungeeignet befundene oder gar nachgemachte P. als gute und beglaubigte verschiffen zu können. Die charakteristischen Merkmale des sog. guten P. beruhen auf der bestimmt vorgeschriebenen Mischung und Färbung mit altem P. und der Versetzung mit Portweinsprit. Seit Ausbruch der Traubenkrankheit, die seit 1853 in verheerender Weise grassirte und 1866 noch im Wachsen begriffen war, wurden auch der Gesundheit schädliche Zusätze, namentlich Bleiglätte, zugefügt, um den unangenehmen Beigeschmack, den der Wein infolge des Schwefelns der Trauben erhalten, zu entfernen. 1850 belief sich die Ausfuhr auf 39828, 1853 sogar auf 55811 Pipen, wovon 46834 nach England gingen. Seitdem sank sie, und 1858 wurden nur 16690 Pipen (11592 nach England) ausgeführt. Im ganzen belief sich der neunjährige Export von 1850—58 auf 318000 Pipen, also im Jahresdurchschnitt auf 35333 1/3 Pipen. Rechnet man den Preis pro Pipe nur zu 20 Pfd. St., so würde der Gesammtwerth dieses neunjährigen Exports 6,360000 Pfd. St. oder 44,520000 Thlr. betragen haben. Hiervon kamen etwa 75 Proc. auf England.

Porzellan heißt eine feste, dichte, mit Stahl nicht ritzbare, beim Anstoßen dauerhafte, im Temperaturwechsel haltbare Töpferwaare, die auf dem Bruche, obschon ein wenig körnig, ebenfalls, aber nur in geringem Maße, glimmerig, und stets mehr oder weniger durchscheinend ist, sich also wesentlich von allen sonst bekannten Erzeugnissen der Töpferkunst unterscheidet, indem sie mit größerer Feinheit, Härte und Dichtigkeit den Durchschein verbindet, welcher der Fayence, der Majolika und dem Steingut abgeht. Woher der Name kommt, ist ungewiß. Das Vaterland des P. scheint China zu sein. Die Forschungen des franz. Sinologen Stanislas Julien setzen die Erfindung des Porzellanmachens zwischen 185 vor und 87 nach Christi Geburt. Die Japaner, wie sie selbst gestehen, erhielten von den Chinesen die Geheimnisse einer Fabrikation, die sie mit ihren natürlichen Anlagen für Kunst und Industrie vollkommener ausbildeten. Das pers. und indische P. ist ebenfalls jünger als das chinesische. Wann dieses orient. Kunstfabrikat in Europa eingeführt worden, weiß man nicht bestimmt anzugeben. Der Venetianer Marco Polo, in seiner Reisebeschreibung (1295), reizte ungemein die Neugierde nach den von ihm gerühmten Töpfergeschirren; allein erst im 15. und 16. Jahrh. finden sich in den Inventarien der königl. oder fürstl. Schatzkammern Porzellanstücke deutlich erwähnt. Im 17. Jahrh. kamen von dieser beliebten Luxuswaare schon beträchtliche Vorräthe zu Schiff nach Holland, und um die Mitte des 18. Jahrh. war das chinesische und japanische P. in vollem Umlauf. Die außerordentlich gelungenen, großen oder seltenen Stücke sammelten die Kunstliebhaber für ihre Cabinete, und von den gewöhnlichen Sorten machten die wohlhabendern Stände einen so ausgedehnten Gebrauch, daß Fayence- und Zinngeschirre in gutbürgerlichen Haushaltungen beinahe ganz abgekommen waren. Die genauere Beschaffenheit des P. kannte man sehr lange nicht; von den Großen und Reichen sehr gesucht, war es nur zu hohem Preise zu haben, weshalb unterrichtete Töpfermeister und chemiekundige Gelehrte eifrigst nachforschten, wie es gemacht sei und wie es sich nachmachen lasse. Da aber die von Naturproducten hergenommenen Bestandtheile der orient. Porzellanmasse unbekannt blieben, so brachte man es nur zu künstlichem P., das mit seiner Weiße und glänzenden Glasur und später mit seinem Durchschein ganz das Ansehen von orientalischem P. und theilweise die Eigenschaften, aber keineswegs die Grundbestandtheile desselben hatte. Man ließ von Ostindienfahrern Rohstoffe mitbringen, aber sie waren schon in einem gewissen Verhältniß gemischt, und für die Zerlegung des Massevorsatzes fehlte der damaligen Chemie die nöthige Stärke; endlich erfand man 1709 in Sachsen die Kunst, das P. nachzumachen, das vorher nur aus China und Japan gekommen war. Bereits etliche Jahre früher hatte der Chemiker Böttger (s. d.) aus einem in der Nähe von Meißen gegrabenen Thon mit einem Zusatz von Gipsspat ein Halbporzellan von braunroth-jaspisartiger Farbe verfertigt, als der Zufall die weiße, beim Brennen durchscheinende Porzellanerde in seine Hände brachte. Nach diesem glücklichen Funde gründete man auf dem Schlosse zu Meißen eine Fabrik, wo man das chinesische P. so vollkommen nachmachte, daß es noch jetzt von dem sächsischen kaum zu

unterſcheiden iſt, wenn man nicht auf das bei letzterm angebrachte Fabrikzeichen der beiden gekreuzten Kurſchwerter Acht gibt. Trotz der ſtrengſten Vorſichtsmaßregeln von ſeiten der ſächſ. Regierung entſchlüpfte das Geheimniß der Porzellanfabrikation und verbreitete ſich über ganz Europa. In Wien, wo der meißener Werkſtattaufſeher Stölzel das Geheimniß hinbrachte, wurde ſchon 1720 eine Porzellanfabrik angelegt. Aehnliche Fabriken entſtanden 1740 zu Höchſt und Ilmenau, 1743 zu Fürſtenberg im Braunſchweigiſchen, 1751 zu Berlin, 1754 zu Frankenthal in Rheindaiern, 1756 zu Nymphenburg bei München, 1758 zu Ludwigsburg bei Stuttgart u. ſ. w. Im Auslande wurde 1750 die Fabrik in Kopenhagen und 1756 die in Petersburg errichtet. In Frankreich machte man während dieſer Zeit ſog. Frittenporzellan, auch «weiches P.» genannt; es iſt eine weiße, durchſcheinende Maſſe von ähnlichem Ausſehen wie das chineſiſche und ſächſiſche P., die aber keine zu hohe Temperatur, ohne zu zerſpringen, vertragen kann. Die Miſchung dieſer Maſſe und ihr Brennen waren bei weitem umſtändlicher und unzuverläſſiger als die Zubereitungen des echten P.; doch bei vielem und eifrigem Betrieb machte man reizende Sachen, die gegenwärtig einen beträchtlichen Zweig des franz. Kunſthandels bilden und unter dem Namen «altes Sèvres» (Vieux Sèvres) ſehr geſucht ſind, obwol die dortige erſt 1756 gegründete Fabrik nicht der Urſprung des weichen P. iſt. Derartiges P. wurde ſchon viel früher in Rouen, Lille, St.-Cloud, Chantilly fabricirt und wird jetzt noch an verſchiedenen Orten in der Provinz gemacht, von wo die pariſer Porzellanmaler, die falſches «altes Sèvres» für Nichtkenner verfertigen, ihre Vorräthe beziehen; auch in der kaiſerl. Manufactur von Sèvres iſt es neuerdings wieder Gegenſtand eines merklichen Betriebs. Erſt 1767, als man bei Alençon in der Normandie und bei St.-Yrieix im Limouſin die reichen Kaolingruben entdeckt hatte, fing man in Vincennes hartes oder echtes P. zu machen an; bald nachher war die Fabrikation deſſelben zu Sèvres und Paris im vollen Gange, und gegenwärtig iſt Limoges dafür ein Betriebscentrum erſten Ranges. In dortiger Gegend findet man den beſten Kaolin; daher die herrliche, gleichartige, durchſcheinende Maſſe, die weiße, dichte, reinglänzende Glaſur, wodurch das franzöſiſche und namentlich das limoger P. als Material vor dem aller übrigen Länder den Vorzug hat. In England, wo ſich bisher noch kein zur Porzellanbildung geeigneter Kaolin gefunden, iſt es den Fabrikanten durch beharrliches Probiren und Combiniren gelungen, ſtattliche Töpfergeſchirre hervorzubringen, die, mit welchem Namen man ſie auch ſchmücken mag, mehr oder minder feine Fayence ſind und nicht die Härte, Transparenz, Brillanz, kurz keine von den Eigenſchaften des P. an ſich haben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fabrizirte man in Chelſea weiches P., das jetzt ſehr ſelten iſt und bei den engl. Kunſtliebhabern in ebenſo ungemein hohem Anſehen und Preiſe ſteht als das «alte Sèvres» in Frankreich. In neueſter Zeit gaben die engl. Töpfer der Thonerde durch Beimiſchung von phosphorſauren Salzen (verkalkten Knochen) oder Kieſelmehl feſtern Zuſammenhang und größere Härte. Das Hinzuſetzen unvollkommener Porzellanthongattungen, wie man ſie in England antrifft, verſchaffte ihrem Maſſematerial eine dem Durchſchein des P. nahekommende Halbtransparenz, und das Hinzuthun von Borax zu dem Frittengemenge (Sand und Kalk in feinzerriebenem Zuſtande), welches die Grundlage ihrer Glaſur ausmachte, gab der letztern mehr Conſiſtenz und Haltigkeit gegen Meſſereinſchnitte. Von der Earthen-Ware, uneigentlich «undurchſichtiges P.» genannt, gelangten ſie zur China-Ware, die vollkommenes Porzellananſehen hat. Vermittels eines ſtarken Zuſatzes von Feldſpat zum Kaolin ſchufen ſie andererſeits ein neues, elfenbeinnachahmendes Product, das ſog. Parian, woraus ſie Statuetten und ſogar Statuen verfertigen.

Das echte P. wird aus der Verbindung zweier Erdarten bereitet, die etwas härter ſind als die gewöhnlichen Erdarten. Den Hauptbeſtandtheil der Porzellanmaſſe liefert die Porzellanerde oder Kaolin (ſ. d.); ſie iſt ſchneeweiß oder ſchwach-gelblich, brennt ſich völlig weiß und iſt im heftigſten Feuer unſchmelzbar. Man verwendet ſie entweder allein oder mit Töpferthon oder reiner Talkerde vermengt. Ein zweites ſchmelzbares Element wird vom Feldſpat ſelbſt oder von andern ſteinichten Mineralien, als kieſelhaltiger Sand, Kreide, Gips, geliefert. Die rohe Porzellanerde wird vorher geſchlämmt, um dieſelbe möglichſt rein und von allem unzerſetzten Feldſpat, Quarz und Glimmer geſäubert zu erhalten; die als Flußmittel dienenden Mineralien aber werden unter dem Pochwerke bis zu grobem Sand oder Pulver geſtoßen und ſodann auf beſonders dazu eingerichteten Mühlen fein gemahlen. Die Miſchungsverhältniſſe (Maſſeverſätze) ſind faſt überall verſchieden. Die Beſtandtheile werden in großen Kübeln, unter Zuguß von Waſſer, vermittels eines Flügelrades gemengt und beim Abziehen in große Kufen durch ein feines Haarſieb geſchlagen. Hat die Maſſe einige Tage geſtanden, ſo bringt man ſie in die Trockenung, um ihr ſo viel Waſſer zu entziehen, bis ſie aus breiartiger Dünnheit zu teigartiger Derbheit und Conſiſtenz gelangt iſt;

alsdann wird sie geballt und zur Gärung in feuchte Keller gestellt, wa sie desto besser wird, je länger sie lagern kann; nachher mit dem Streichmesser durchgearbeitet, erhält sie mehr Dichtigkeit und Zähigkeit, und wird endlich nach so lange geschlagen, bis sie die nöthige Geschmeidigkeit erlangt und zur Verarbeitung in die Farmerei kommt. Wenn die Stücke in der Anfertigung vollendet sind, so stellt man sie zur Trocknung zurück, bis sie ganz weiß geworden und alles Wasser verloren haben, das ihnen die freiwillige Verdünstung entziehen kann; hierauf werden sie im Glühofen dem Glühfeuer ausgesetzt, welches sie nicht gar brennt, aber im Wasser unaufweichbar macht und den «Parzellanscherben» bildet. Nach dem Glühbrande erfolgt die Glasur, wozu man den quarzhaltigen Feldspat bald allein, bald mit Gips vermischt, aber stets ohne Blei- oder Zinnversatz gebraucht. Die Glasurmasse wird fein gemahlen und in Wasser zu einer Brühe aufgeschlämmt, in welche man die geglühten Stücke eintaucht. Der poröse Scherben saugt das Wasser ein, und das Erdige der Glasurflüssigkeit legt sich sogleich fest auf die Oberfläche desselben. Sind die Stücke einigermaßen getrocknet, so werden sie verputzt, d. h. die Glasur wird an den Stellen, worauf die Geschirre in der Kapsel zu stehen kommen (der Fuß), oder wo die Deckel aufgebrennt werden müssen (der Kopf), und überhaupt an allen Stellen, die während des Brennens mit andern Flächen in Berührung blieben, abgeschabt und abgewischt. Nachdem alles zum Einsetzen in den Ofen vorbereitet ist, beginnt das Einfüllen, d. h. das Einstellen der Geschirre in Kapseln von völlig feuerfestem Thon, welche dazu dienen, die Gefäße gegen Berührung des freien Flammenfeuers und der darin herumfliegenden Kohlen- und Staubtheilchen zu schützen; sie werden möglichst genau aufeinander gepaßt, um gleiche Stöße bilden zu können, die man durch Zwischenstützen so verbindet, daß sie im starken Feuer einen festen, unverrückbaren Stand behalten. Der Brennofen ist cylindrisch, aus feuerfesten Steinen mit Zügen erbaut und hat mehrere Etagen, um den Gegenständen den ihnen passenden Hitzegrad geben zu können. Die oberste Etage dient zum Glühbrand. Die Feuerungsräume sind nicht im Ofen selbst, sondern an den Seiten vorgebaut, sodaß nur die Flammen in den Ofen schlagen. Ist der Ofen in allen Etagen beschickt, so mauert man ihn zu, gibt dann anfänglich leichtes Feuer, bis man die Rothglühhitze erlangt hat, dann steigert man die Hitze rasch bis zum Weißglühen und hält den Ofen so gewöhnlich 36 St. ununterbrochen. Im Verlaufe der Feuerung werden Proben gezogen. Dies sind Bruchstücke von derselben Masse wie die eingesetzten Geschirre und an verschiedene Stellen im Ofen vertheilt, wa man sie nach und nach herausnimmt, um die Fortschritte des Feuers zu beurtheilen und das Aufhören desselben zu bestimmen. Sobald der Garbrand beendigt ist, läßt man das Feuer abgehen, schließt den Ofen und läßt ihn vier Tage verkühlen, worauf man ihn austrägt. Die so gebrannten Gegenstände sind nun, wenn sie weiß bleiben sollen, fertig. Außerdem aber werden sie auch gemalt und vergoldet. Die Porzellanmalerei verwendet nur Farben, welche feuerbeständig (meist Metalloxyde) sind und, mit einem besondern Flußmittel gemengt, mit dem Pinsel und Spieköl aufgetragen werden. Die gemalten Gegenstände werden in Muffeln oder Kapseln von neuem der Rothglühhitze ausgesetzt, in welcher die Farben sich mittels des zugesetzten Flusses mit der Glasur mischen und einbrennen. Zu Vergoldungen und Versilberungen wird das Metall durch einen eigenthümlichen Proceß in feinen Staub verwandelt, mit Fluß gemengt und wie die Farben aufgetragen. Die Metalle erscheinen vor dem Brande grau, wenn sie aus dem Ofen kommen, matt metallfarbig und werden dann mit Achat oder Blutstein polirt. P., welches ohne Glasur gar gebrannt wird, heißt Bisquit. Man macht jetzt davon eine ebenso glückliche als vielfältige Anwendung, indem man das weiße Bisquit mit schmückender Bemalung verbindet oder dem Bisquit selbst verschiedene Farbentöne gibt.

Man unterscheidet nicht allein echtes und unechtes, sondern auch altes und neues P.; bei dem alten trennt man abermals das älteste von dem ältern und gibt beiden unbedingt den Vorzug vor dem jüngern. Schönheit und Feinkörnigkeit der Masse, Festigkeit und Vortrefflichkeit sind die charakteristischen Merkmale des orientalischen P., zumal des japanischen, das von dieser Seite dem chinesischen bei weitem den Rang abläuft und ihm auch im harmonischen und weichen Farbenschmelz überlegen ist; aber ausgezeichnet schöne Stücke lieferten die dortigen Manufacturen nur in den ersten Zeiten ihres Betriebs. Auch das altsächsische P. ist vor 1750 ungleich besser als nach diesem Datum. Man braucht nur Geschirre aus jenen zwei verschiedenen Zeiträumen nebeneinander zu halten, um sich zu überzeugen, daß bei den meisten jüngern Stücken die Behandlung unsorgsamer, die Zeichnung incorrecter, die Farben schlecht aufgetragen, schlecht verschmolzen und grell übertrieben sind. Die meißener Fabrik trachtete damals mehr nach Steigerung des Absatzes als nach Behauptung des großen Rufes, den sie sich durch Schönheit der Formen, Anmuthigkeit des Schmucks und Feinheit des Machwerks erworben hatte. Dasselbe gilt von dem

alten französischen P. Die jetzigen Arbeiten in Meißen und Sèvres kommen freilich in Hinsicht auf Material und Arbeit den früher daselbst gemachten Sachen gleich; letztere haben jedoch in Formengebung und Decorationsgeschmack noch viel voraus, wenn man auch seit einiger Zeit, wenigstens in Frankreich, in diesen Beziehungen wieder Fortschritte macht. Seitdem uns das schöne chinesische P. etwas besser bekannt ist, sind wir gezwungen zu gestehen, daß in China die Formen der Töpferkunst, obschon anders aufgefaßt, ebenso durchgebildet waren als bei den alten Griechen, und daß die chines. Töpfer in Erfindsamkeit und Mannichfaltigkeit die athenischen, wenn nicht übertrafen, zum mindesten erreichten. Was die Verzierung anlangt, so haben die Chinesen dafür den richtigen Sinn und Verstand. Anstatt Landschaften und Architekturen mit allen Farben der Wirklichkeit und Natürlichkeit auf ihren Gefäßen abzumalen, überstreuten sie dieselben meist nur mit Zeichnungen, die sich vielleicht wunderlich ausnehmen mögen, aber das große Verdienst haben, die Geschirre nicht zu verunstalten und sie blos mit glänzendem Schmuck zu bekleiden. Die chines. Ausschmückung berücksichtigt vorzüglich die Form des Geschirrs und hat kein Seitenstück zu den geschmacklosen Decorationen, die unsere Idealisten und Naturalisten zu Anfang des laufenden Jahrhunderts dem französischen und deutschen P. aufdrangen, indem sie histor. Vorgänge und allzu unphantastische Landschaften darauf abbildeten. Die Manufactur von Sèvres, nachdem sie lange Zeit jene verkehrten Principien befolgt und durch ihr Beispiel überall zur Geltung gebracht, fängt zu begreifen an, daß die Malerei auf P. keine Malerei auf Leinwand oder Velinpapier, sondern eine decorative Kunst ist, die zur Verzierung eines bestimmten Gegenstandes mitwirken soll und sich also vor allen Dingen nach der Form dieses Gegenstandes zu richten hat. Die alte, auf Stilisirung und Augentäuschung ausgehende Richtung tritt einigermaßen zurück vor derjenigen, welche entweder in schmucksinnigen Zeiten Anhalt und Vorbild sucht oder durch selbständiges Schaffen und richtigeres Verständniß der decorativen Bedingungen der Töpferkunst zu einem eigenthümlichen Resultat zu gelangen strebt. Die meißener Fabrik arbeitet zugleich im Rococogeschmack und nach dem bisher gangbaren malerischen Princip. Dasselbe Prineip herrscht in den Manufacturen von Wien und Prag, die gleichwol an einfachen, feinverzierten Formen ihre Kräfte versuchen. Von allen deutschen Anstalten aber schließt sich die berliner Fabrik der von Sèvres am nächsten an, obschon sie besser als diese die antiken Formen in ihrem P. und Bisquit nachbildet; ihrer düsterfarbigen Bemalung fehlt alle Heiterkeit. Dänemark und Spanien, von welchen das eine mit leidlichem Glück Sèvres und Meißen, das andere Limoges in seinen unschönen Fabrikaten nachahmt, beschließen die Reihe der Länder, die echtes P. verfertigen. Vgl. Demmin, «Guide de l'amateur de faïences et porcelaines» (2. Aufl., Par. 1863); Jacquemart und Le Blanc, «Histoire artistique, industrielle et commerciale de la porcelaine» (Par. 1862); Marryat, «History of pottery and porcelain» (2. Ausg., Lond. 1864; franz., mit Anmerkungen und Zusätzen vom Grafen Armaillé und Salvetat, 2 Bde., Par. 1866).

Posamentier (franz.), d. i. Bortenwirker, hießen ursprünglich diejenigen Handwerker, welche die zu Besätzen bestimmten Borten und Tressen wirkten oder webten. Später haben sie auch die Bandwebere und die Verfertigung von Schnüren, Flechtwerken aus letztern, Fransen, Crepinen, Quasten, Canetillen u. dgl. in ihren Bereich gezogen, sodaß sie jetzt fast die ganzen Aufputze auf gewebten Stoffen liefern. Die Arbeit besteht theils in Handarbeit, im Flechten und Klöppeln der Schnüre und Besätze, größtentheils aber in der Weberei. Der Bandwebestuhl oder Bortenwirkstuhl hat viel Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Webestuhle, und es sind daran alle die Verbesserungen angebracht, welche dieser in der neuesten Zeit erhalten hat. Der ältere, überaus künstliche Bortenwirkstuhl wurde zu Ende des 16. Jahrh. in Deutschland erfunden. Schon 1586 gab es in Danzig eine Bandmühle, deren Erfinder hingerichtet worden sein soll, weil der Rath befürchtete, daß durch diese Mühle viele Leute brotlos gemacht werden würden. In andern Ländern wurden sie ebenfalls verboten und in Hamburg 1676 öffentlich verbrannt. Sachsen verbot sie noch 1720. Nichtsdestoweniger zeigte sich doch ihr Nutzen so klar, daß sie immer mehr in Aufnahme kamen, und jetzt hat man Bandmühlen, welche durch Wasser oder Dampfkraft betrieben werden und gleichzeitig 50—60 Bänder oder Borten, oft mit den künstlichsten Mustern, weben. Uebrigens hat sich gegenwärtig die Bandfabrikation von dem Posamentierhandwerke getrennt, und der P. ist nur auf Schnüre, Borten und Flechtwerke, auf Fransenfabrikation und auf Crepinen und Quastenarbeit beschränkt, wozu theilweise wieder eigene Maschinen dienen.

Posaune (franz. Trombonne, ital. Trombone), ein Blasinstrument von Messing, besteht aus einer etwas weiter als beim Horn mensurirten Röhre ohne Tonlöcher, die am obern Mündungsende bis etwas über die Mitte der Höhe des Instruments abwärts, am entgegengesetzten

Mundſtückende bis ungefähr auf drei Viertel der Größe und nach der andern Seite hin aufwärts gebogen iſt. Die Röhre hat zwei Haupttheile, das Hauptſtück und den Zug oder Auszug. An dem aufwärts gebogenen Ende des Hauptſtücks befindet ſich das keſſelförmig ausgetiefte Mundſtück, während das entgegengeſetzte in einen weit ausladenden Schallbecher mündet. Das Mundſtück iſt ganz dem der Trompete und des Horns ähnlich, hat nur, nach Verhältniß der Größe der Tenor- oder Baßpoſaune, einen weitern Keſſel. Die doppelten Röhrenſchenkel ſind durch metallene Querſtäbe verbunden, damit ſie ſich nicht verbiegen und aus der Lage weichen können. Der unterhalb des Mundſtücks befindliche Doppelſchenkel aber iſt da, wo er die Biegung machen würde, abgeſchnitten, ſodaß zwei offene Röhrenenden entſtehen. An dieſe iſt der Zug oder Auszug, auch die Stangen genannt, angeſchoben. Dieſes zweite Stück beſteht ebenfalls aus einer zu einem Doppelſchenkel zuſammengebogenen, durch einen Querſtab verbundenen Röhre, welche um ſo viel weiter menſurirt iſt als die Röhre des Hauptſtücks, daß ſie luftdicht ſchließend über die erwähnten offenen Enden des letztern geſchoben und an denſelben, ähnlich den Auszügen eines Perſpectivs, auf- und abbewegt werden kann, wodurch die Länge des Rohrs ſich beliebig verändern und, ungeachtet die Tonlöcher fehlen, eine vollſtändige chromatiſche Scala ſich herausbringen läßt. Im Gebrauch ſind gegenwärtig drei Arten der P.: die Baß-, Tenor- und Altpoſaune, die zuſammen einen ſog. Chor ausmachen. Die Baßpoſaune hat einen Umfang vom Contra-B chromatiſch bis e der eingeſtrichenen Octave (auch etwas höher). Im Orcheſter darf man ihr nicht gut ſchnellere Bewegung als Achtel im mäßigen Allegro zumuthen, wenngleich einzelne Virtuoſen noch ſchnellere Figuren und Paſſagen ſehr wohl herausbringen. Lang ausgehaltene Töne darf man ihr nicht abverlangen, da dieſe zu viel Wind erfordern. Notirt wird für ſie ein Baßſchlüſſel, und es klingen die Töne mit der Notirung übereinſtimmend. Die Tenorpoſaune hat einen Umfang vom großen E bis zum eingeſtrichenen b (auch einige Töne höher). Ihre Beweglichkeit iſt bei weitem größer als die der Baßpoſaune. Dabei bläſt ſie ſich weniger anſtrengend, tritt daher nicht ſelten (in Frankreich meiſtentheils) an die Stelle der Baßpoſaune, ſodaß alſo der dreiſtimmige Poſaunenchor mit zwei Tenorpoſaunen und einer Altpoſaune beſetzt wird. Ihr Klang iſt, wie der der Baßpoſaune, voll und ſonor. Notirt wird ſie im Tenorſchlüſſel, und die Ausführung klingt mit der Notirung übereinkommend. Die Altpoſaune, greller an Klang, erreicht in der Tiefe zwar auch das große B, doch ſind die unterſten Töne ſchlecht. Ihre Höhe erſtreckt ſich bis zum zweigeſtrichenen e. Notirt wird ſie im Altſchlüſſel und klingt ebenfalls wie geſchrieben ſteht. Der Klangcharakter der P. überhaupt iſt prächtig und von markiger Sonorität, dabei edel, würdevoll und feierlich, daher ſie auch in der Kirchenmuſik eine bevorzugte Stellung einnimmt. Faſt ganz außer Gebrauch iſt die Discantpoſaune, mit einem Umfange vom kleinen es bis zweigeſtrichenem g. Ihr Klang iſt ſchreiend und gellend, ohne ſo hell zu ſein wie der der Trompete. Notirt wird ſie im Discantſchlüſſel. Auch die alten tiefern Arten der Quart- und Quintpoſaune ſind gegenwärtig außer Gebrauch. In neueſter Zeit hat man auch, an Stelle der Züge, das Syſtem der Ventile auf die P. angewendet. Die Ventilpoſaune, mit drei Ventilen und einem Umfang vom großen E bis zweigeſtrichenem c, hat jedoch keiner beſondern Beliebtheit ſich zu erfreuen. Ihr Klang iſt ſtumpf, gedeckt und dabei etwas hart, weitaus der Friſche und Kraft des wirklichen Poſaunenklangs entbehrend, daher ſie nur in Militärmuſiken, niemals aber im Concertorcheſter gebraucht wird. Bereits gegen Ende des 16. Jahrh. wurden in Nürnberg P. verfertigt, die unſern heutigen an Geſtalt und Erſcheinung ziemlich nahe kommen.

Pöſchelianer, eine ſchwärmeriſche Sekte, geſtiftet von Thomas Pöſchel (geb. 1769 zu Horiz in Böhmen), der in Linz zum kath. Weltprieſter ſich bildete und dann Beneficiat-Cooperator und Vorſteher der Stadtſchule zu Braunau war, wo er 1806 den Buchhändler Palm (ſ. d.) zum Tode bereitete. Schon früher an myſtiſche Anſchauungen hingegeben, verfiel er nach Palm's Hinrichtung in völlige Schwärmerei, und wurde deshalb von ſeinem Amte entfernt und ſpäter als Landkaplan nach Ampfelwang im Innkreis in Oberöſterreich verſetzt. Er hielt ſich für einen Märtyrer des Glaubens an den Chriſtus in uns, hatte Erſcheinungen und predigte nun zu Ampfelwang ſeine neue Offenbarung, die beſonders bei den Weibern Beifall fand. Wegen der Verbreitung ſeiner Lehre wurde er 1815 nach Salzburg in Verhaft gebracht. Allein ſeine Anhänger, dadurch noch mehr erhitzt, unterhielten eine geheime Verbindung mit ihm und verirrten ſich endlich gar bis zu der Meinung, daß der Herr die Ermordung der Unreinen gebieten könne. Im März 1817 wurden drei Perſonen von ihnen tödlich gemishandelt, und eine Magd, die ſich freiwillig zum Sühnopfer hingab, umgebracht, ſodaß die öſterr. Behörde militäriſch einſchreiten mußte und ſechs Strafbare feſtnehmen ließ. Pöſchel brachte man nach Wien, wo er im

Verhöre Geiſteszerrüttung verrieth, die Gewaltthaten ſeiner Anhänger aber misbilligte. Er wurde der geiſtlichen Aufſicht übergeben, ſpäter aber entlaſſen und ſtarb faſt gänzlich vergeſſen zu Linz 15. Nov. 1837. Von ſeinen Anhängern hat man auch nichts mehr gehört. Die Kloos'ſchen Andachtsſtunden in Sachſen und der 1818 von den Fiſcher'ſchen Eheleuten zu Beyersdorf bei Leisnig aus religiöſer Schwärmerei an dem alten Bergmann Flor verübte Mord ſtanden mit Pöſchel's Lehre in keinem erweislichen Zuſammenhange.

Poſeidon, ſ. Neptun.

Poſen, eine Provinz des preuß. Staats, gehörte früher zu Polen (ſ. d.) und bildete einen Theil Großpolens. Bei der erſten Theilung Polens 1772 kamen zunächſt die von der Netze nördlich liegenden Theile unter dem Namen Netzediſtrict (ſ. Netze), bei der zweiten Theilung 1793 auch das übrige an Preußen, und ſowol dieſer wie der ganze ſüdliche, von der Weichſel bis Warſchau hin 1795 bei der dritten Theilung von Preußen erworbene Landſtrich wurde nun Südpreußen (ſ. d.) benannt. Seit 1807 gehörte P. zu dem Herzogthume Warſchau, bis es, durch die Wiener-Congreß-Acte 1815 von Polen getrennt, unter dem Namen eines Großherzogthums an Preußen zurückfiel. Die Provinz grenzt an das ruſſ. Königreich Polen im O., die preuß. Provinzen Preußen im N., Brandenburg im W. und Schleſien im S., hat nach der neueſten Landesvermeſſung nicht 536,21, ſondern nur 525,44 Q.-M. und zählt (1864) mit Einſchluß von 17788 Militärangehörigen 1,523729 E. (gegen 1,485550 im J. 1861 und gegen 1,381745 im J. 1852), wonach auf 1 Q.-M. 2900 E. kommen. Von der Geſammtzahl leben (1864) in den 142 Städten 412079 (darunter 17543 Militärangehörige) und auf dem platten Lande (mit 5 Flecken und 3016 Dörfern) 1,111650. Außer den zahlreichen Juden iſt die Bevölkerung zum geringern Theile deutſch, zum größern Theile ſlawiſch (1861 zählte man 666082 Deutſche und 801372 Polen; letztere ſchätzte man 1867 auf 820600). Nach den Bekenntniſſen zählt man (1864) Evangeliſche 504578, Römiſch-Katholiſche 949952, Griechiſch-Katholiſche 22, Mennoniten 17, Diſſidenten 2152, Juden 70008. In adminiſtrativer Beziehung zerfällt die Provinz in die zwei Regierungsbezirke P. und Bromberg. Der Regierungsbezirk P. zählt auf 317,70 Q.-M. 978268 E., von denen 276130 in 90 Städten, 702138 auf dem platten Lande (mit 5 Flecken und 1937 Dörfern) wohnen. Er enthält außer dem Stadtkreiſe der Provinzialhauptſtadt Poſen (ſ. d.) die 17 landräthlichen Kreiſe Poſen, Wreſchen, Pleſchen, Schroda, Schrimm, Koſten, Buk, Obornik, Samter, Birnbaum, Meſeritz, Bomſt, Frauſtadt, Kröben, Krotoſchin, Adelnau und Schildberg. Von der Bevölkerung waren 1861 Deutſche 389914, 1864 Evangeliſche 268082, Katholiken 651094, Juden 45625. Die volkreichſten Städte der Provinz ſind Poſen mit 53383, Bromberg 24010, Liſſa 10003, Rawitſch 9493, Gneſen 8940, Krotoſchin 7917, Oſtrowo 6644 und Frauſtadt 6503 E. Die kleinſten Städte ſind Zydowo im Kreiſe Gneſen mit 400 und Rogowo mit 444 E. Ueberhaupt gibt es 23 Städte von 400—1000 E. Doch befinden ſich in den meiſten dieſer elenden Ortſchaften eine evang. und eine kath. Kirche.

Die Provinz iſt ein faſt ganz ebenes, einförmiges Flachland mit vielen ſumpfigen, ſandigen und waldigen Strecken; 500 Q.-M. gehören zum Oder-, faſt 25½ Q.-M. zum Weichſelgebiet. Guter und ſehr fruchtbarer Boden findet ſich in größerer Ausdehnung nur in den Niederungen der Warthe und Netze, wo indeſſen, wie auch im Odrabruch, die fruchtbarſten Felder noch mit Sumpf und Moor wechſeln. Von den großen Brüchen umfaßt das Odrabruch 114577 Morgen (5,31 Q.-M.), das Landgrabenbruch 28000, das Parchaniebruch bei Gniewkowo 10700, das Netzebruch ober- und unterhalb Labiſchin 22000 Morgen. Schon dieſe nehmen zuſammen 217077 Morgen oder 10,06 Q.-M. ein. Die Bruchfläche überhaupt iſt theils für die Cultur gewonnen, theils noch in Melioration begriffen. Die Seen, unter denen der Goplosee im Netzegebiet der größte, nehmen 5,08 Q.-M. ein. Die ganze Bodenfläche der Provinz enthält (nach der ältern Meſſung zu 536,21 Q.-M. angenommen) Ackerland 59,6 Proc., Gärten 0,3, Wieſen 8,3, Weiden 5,1, Waldung 21,6, uncultivirte Fläche 4,9 Proc. Im ganzen zeigt der gegenwärtige Culturzuſtand noch Merkmale jüngern Urſprungs, und die ſprichwörtlich gewordene «polniſche Wirthſchaft» iſt noch nicht vollſtändig überwunden. Ertragreichen Lehm- und Culturboden haben die Kreiſe Buk, Samter, Koſten, Schroda, Wreſchen und Pleſchen, wogegen in den nahe der poln. und neumärk. Grenze gelegenen Kreiſen, namentlich im Schildberger Kreiſe, leichter Sand vorherrſchend iſt. Im Regierungsbezirk Bromberg findet ſich der beſte Boden vorzüglich im Kreiſe Inowraclaw wie auch in den Kreiſen Schubin, Mogilno und Wirſitz, Gneſen, Wongrowitz und Chodzieſen. Im Norden und Nordweſten iſt durch deutſche Grundbeſitzer der Landbau weſentlich verbeſſert, im Oſten aber, wo die Polen ihre Güter gewöhnlich auf drei Jahre verpachten, wird

wegen dieſer kurzen Pachtzeit der Boden ungemein ausgeſogen. 1861 befanden ſich von den 2410 Ritter- und andern größern Landgütern von mindeſtens 500 Morgen Umfang 1123 in deutſchem und 1287 in poln. Beſitz. Der poln. Adel iſt in P. ſehr zahlreich, zum Theil ſehr begütert, oft aber auch ſehr arm. Die Provinz iſt ein ausgezeichnetes Getreideland und erzeugt namentlich zur Ausfuhr (z. B. auch nach Berlin) ſehr viel Weizen, nächſtdem Roggen, Hafer, Gerſte, auch Hülſenfrüchte und Flachs. Auch die Viehzucht iſt von Belang, namentlich aber die Schafzucht, die verhältnißmäßig bedeutender als in irgendeiner andern preuß. Provinz. 1864 entfielen in P. auf 1 Q.-M. 5589 Schafe, davon die meiſten veredelte. Der Handel mit Korn, Vieh, Wolle, Häuten, Talg, Honig, Wachs u. ſ. w. iſt bedeutend, auch die Holzausfuhr aus den 113½ Q.-M. einnehmenden Forſten ſehr anſehnlich und gefördert durch die ſchiffbare Warthe mit der Obra und Netze ſowie durch den von Friedrich II. angelegten Bromberger Kanal. Gute Chauſſeen verbinden P. mit den übrigen preuß. Landen. Auch durchziehen die Provinz drei Eiſenbahnen von zuſammen 56,1 M. Länge. Die Induſtrie des Landes iſt noch von untergeordneter Bedeutung. 1861 beſchäftigten ſich von der Bevölkerung mit Landwirthſchaft 55,70 Proc., mit Induſtrie 27,27 Proc., mit Handel und Verkehr 3,53 Proc. Die wichtigſten induſtriellen Etabliſſements beſtanden (1864) aus 303 Brauereien, 257 Brennereien und Deſtillationen, 13 Gerbereien und einigen Fabriken für Woll-, Baumwoll- und Leinenwaaren, die meiſten in den größern Städten. Mineraliſche Schätze bietet P. nur wenige dar. Bei Wronke im Kreiſe Samter des Regierungsbezirks Poſen befindet ſich ein Braunkohlenlager, und auch im Regierungsbezirk Bromberg ſind neuerdings dergleichen erſchloſſen worden. Wie zur Hebung der phyſiſchen Cultur und Belebung des Verkehrs, ſo ſind unter der preuß. Regierung auch zur Förderung der Volksbildung zahlreiche Anſtalten gegründet worden. Die Provinz beſitzt zwar keine Univerſität, auch keine Provinzialgewerbſchule, aber neun Gymnaſien (vier evangeliſche, zwei katholiſche und drei ſimultane) zu Poſen (zwei), Krotoſchin, Liſſa, Oſtrowo, Schrimm, Bromberg, Gneſen und Inowraclaw, zwei ſimultane Progymnaſien zu Rogaſen und Schneidemühl; ferner zu Nakel eine ſtädtiſche höhere Bürgerſchule, die auch als ſimultanes Progymnaſium gilt, ſeit 1866 zu Trzemeszno eine königl. höhere ſimultane Knabenſchule und ſeit 1852 zu Oſtrowo bei Filehne das Beheim-Schwarzbach'ſche Pädagogium; ſodann fünf Realſchulen erſter Ordnung zu Poſen, Frauſtadt, Meſeritz (1833 geſtiftet und 1867 im Begriff, ſich in ein Realgymnaſium umzugeſtalten), Rawitſch und Bromberg; außerdem eine ſtädtiſche Mittelſchule zu Poſen (ſeit 1858) und eine ſtädtiſche Bürgerſchule zu Bromberg (ſeit 1860), eine Taubſtummenlehranſtalt zu Poſen, eine Blindenunterrichtsanſtalt zu Wollſtein (Kreis Bomſt), dreizehn höhere Töchterſchulen, ein praktiſch-geiſtliches Seminar zu Gneſen, ſechs königl. Schullehrerſeminarien (zwei evangeliſche, drei katholiſche und ein ſimultanes) zu Poſen (zwei, davon ein ſimultanes für Lehrerinnen und Erzieherinnen mit Penſionat), Kozmin und Paradies (Kreis Meſeritz), zu Bromberg und Exin. Ackerbauſchulen gibt es zu Wtelno bei Bromberg, zu Chroſtowo (Kreis Chodzieſen) und zu Wielowies bei Krotoſchin, ein Hebammeninſtitut zu Poſen. An der Spitze der kath. Geiſtlichkeit ſteht der Erzbiſchof von P. und Gneſen, der ſeinen Sitz zu Poſen hat. Zur Erzdiöceſe deſſelben gehören das Großherzogthum Poſen, der weſtl. Theil des weſtpreuß. Regierungsbezirks Marienwerder (Dekanat Deutſch-Crone), ein Theil des pommerſchen Regierungsbezirks Köslin (Probſtei Tempelburg), zuſammen 790 Q.-M. Unter ihm ſteht das Bisthum Kulm, welches einen Theil des Regierungsbezirks Bromberg, Theile der Regierungsbezirke Danzig, Marienwerder und Köslin (Dekanat Lauenburg), zuſammen etwa 449 Q.-M. umfaßt. Die Provinzialſtände, gebildet von 48 Mitgliedern, nämlich 24 der Ritterſchaft, 16 der Städte und der übrigen Gutsbeſitzer, 8 der Bauern und Erbzinsmänner, halten ihre Verſammlungen zu Poſen. Ritterſchaftliche Creditvereine ſind die Poſenſche General-Landſchaftsdirection zu Poſen, von welcher die Provinzial-Landſchaftsdirection reſſortirt, und die Direction des Landſchaftlichen Creditvereins der Provinz P.; jedoch die Departements Bromberg und Schneidemühl reſſortiren von der weſtpreuß. General-Landſchaftsdirection zu Marienwerder. Ueber die Ereigniſſe, deren Schauplatz die Provinz in den J. 1846 und 1848 war, ſ. Preußen (Königreich). Vgl. Böck, «Die Provinz P. in geogr., ſtatiſt. und topogr. Beziehung» (Berl. 1847); «Statiſt. Handbuch der Provinz P.» (Poſen 1865); Wuttke, «Städtehandbuch des Landes P.» (Lpz. 1864; Nachträge, 1866).

Poſen, poln. Poznán, Feſtung erſten Ranges und Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Preußen ſowie einer der beiden Regierungsbezirke derſelben, liegt 33 M. öſtlich von Berlin, in ſandiger Gegend an der Warthe, die hier die Cybina aufnimmt, iſt Sitz des Oberpräſidiums der Provinz, des Generalcommandos des 5. Armeecorps, des Erzbiſchofs von

Gnesen und P., eines evang. Bischofs, eines Appellationsgerichts, eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts und anderer Behörden und zählte 1864 (einschließlich der 8240 Mann starken Garnison) 53383 E. Unter letzterer Summe befanden sich 24483 Katholiken, 20550 Protestanten und 7419 Juden. 1840 zählte man 31822, 1843 35713, 1849 37964, 1852 38209 und 1858 40253 Civileinwohner. P. ist eine der ältesten Städte Polens, erhielt im 10. Jahrh. bei der ersten Einführung des Christenthums in Polen ein Bisthum und war bis 1296 Residenz der paln. Herzoge. Im Mittelalter gehörte sie zur Hansa, und viele deutsche, engl. und schott. Kaufleute ließen sich daselbst nieder. Später gerieth die Stadt in Verfall, bis sie 1815 an Preußen kam. Seitdem hat sich P. bedeutend gehoben; ganze Straßen neuer, zum Theil palastähnlicher Gebäude sind besonders in den letzten Decennien entstanden, und man kann es jetzt zu den freundlichsten Städten des Königreichs rechnen. Am Marktplatz steht das Rathhaus, ein prächtiger goth. Bau aus dem 16. Jahrh. (1512—30) mit dem höchsten Thurme der Stadt. Unter den Kirchen zeichnen sich aus die St.-Stanislauskirche (die ehemalige Jesuitenkirche), ein Meisterstück ital. Baukunst, und der Dom (1725), ein neueres Gebäude in edler Einfachheit, in welchem die prächtige, hauptsächlich durch die Fürsorge des Grafen Raczynski eingerichtete Kapelle mit den von Rauch angefertigten Bildsäulen der im Dome ruhenden paln. Herzoge Mieczyslaw und Boleslaw sich befindet. Neben dem Dome steht der Palast des Erzbischofs. In dem weitläufigen Jesuitencollegium hat die Regierung ihren Sitz. Der Bazar ist ein großes, auf Kosten des paln. Adels erbautes Hotel. Am großen, stattlichen Wilhelmsplatze stehen das Stadttheater und die 1836 aufgeführte Raczynski'sche Bibliothek (20000 Bände stark) mit 24 gußeisernen korinth. Säulen, vom Erbauer der Stadt geschenkt. Eine architektanische Zierde der letztern ist das 1865 vom Kaufmann Berger aus eigenen Mitteln aufgeführte Gebäude der Realschule. Außer der letztern befinden sich in P. von höhern Unterrichtsanstalten noch zwei Gymnasien (ein katholisches und ein evangelisches), ein Seminar für kath. Geistliche, ein kath. Schullehrerseminar, ein königl. Seminar für Lehrerinnen und Erzieherinnen, eine königl. Mädchenschule und eine Hebammenschule. Der Handel, der sich meist in den Händen der Juden befindet, ist ziemlich bedeutend; Hauptgegenstände desselben sind Holz, Getreide, Walle, Tuch und Leinwand. Zu Johannis findet eine Art Messe statt, zu der früher der Adel der ganzen Provinz in P. zusammenströmte. Die wichtigsten Gegenstände des Fabrikbetriebs sind besonders Möbeln, dann Branntwein, Eisen, Wagen, kupferne Brennereigeräthe und Tabak. Verkehr und Handel unterstützen ein königl. Bankcamptoir, die Provinzialbank, die Realcreditbank und andere Institute. Durch die Stargard-Posener Bahn (seit 1848) ist P. mit Stettin, durch die Breslau-Posen-Glogauer (seit 1846) mit Breslau in directe Verbindung getreten. Der Bau der großartigen Festungswerke begann 1827; von der Citadelle, nach ihrem Erbauer Fort Winiary genannt, überblickt man die ganze Umgebung P.s am besten. Am 11. Dec. 1806 schloß Napoleon zu P. den Frieden mit Sachsen. Im Kreise P., der auf 20 Q.-M. 52463 E. zählt, liegen noch die Städtchen Schwersenz, mit 2889 E. und einigen Fabriken, und Stenschewo, mit 1424 E. (darunter nassau-dillenburg. Colonisten). Vgl. Lukaszewicz, «Obraz historyczno-statystyczny miasta Poznania» (2 Bde., Posen 1838); Oehlenschläger, «P. Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung» (Posen 1866).

Posidonius, ein stoischer Philosoph, der Rhodier genannt, weil er des Panätius von Rhodus Schüler war und später in Rhodus lehrte, war aus Apamea in Syrien gebürtig und um 103 v. Chr. geboren. Nach der Rückkehr von seinen Reisen trug er mit großem Beifall die stoische Philosophie vor, aber auf eine minder strenge, schon den Peripatetikern und Akademikern sich annähernde Weise. Er war zugleich Staatsmann und ging in seinem 50 J. als Gesandter nach Rom. Die ausgezeichnetsten Römer, wie Pompejus und Cicero, waren seine Schüler. Auch in die mathem.-astron. Wissenschaften scheint er für die damalige Zeit tief eingedrungen zu sein. Er maß die Größe der Erde, soll auch die Abhängigkeit der Erscheinungen der Ebbe und Flut von dem Monde gelehrt haben und gab die Höhe der Atmosphäre der Erde zu 400 Stadien und die Entfernung der Sonne von der Erde zu 13000 Erdhalbmessern an. Seine Schriften sind verloren gegangen; die Fragmente derselben hat Bake (Leyd. 1815) gesammelt.

Position (lat.), eigentlich Stellung, heißt in der Prosodie die Verlängerung eines von Natur kurzen Vocals durch das unmittelbar darauffolgende Zusammentreffen zweier oder mehrerer Consonanten. In gewissen Fällen bleibt jedoch die vorhergehende Silbe mittelzeitig, und man nennt dann diese P. die schwache, jene die starke. — Im Kriegswesen nennt man P. jede vortheilhafte Stellung von Truppen, in der sie den feindlichen Angriff mit Erfolg zurückweisen oder durch eine offensive Bewegung den Gegner selbst schlagen können. Ist das Terrain nicht überall

gleich günstig, so kommt man den schwachen, leicht angreifbaren Punkten durch Verschanzungen und mancherlei Annäherungshindernisse zu Hülfe, wodurch die Flügel gedeckt und die Umgehungen gehindert werden. In der Tanzkunst werden Positionen die (fünf) einfachen Hauptstellungen der Füße genannt, welche den verschiedenen Pas zu Grunde liegen. Auch in der Fechtkunst heißt die Grundstellung der Fechtenden die P., die nach der Art der Waffen eine verschiedene ist.

Positiv oder affirmativ bezeichnet im allgemeinen das, wodurch etwas bejahend gedacht wird, entgegengesetzt dem Negativen (s. d.), z. B. ein positiver Begriff, ein positives Urtheil u. s. w. Da die nächste Veranlassung, etwas bejahend zu denken, einfach anzuerkennen, in der Erfahrung liegt, die uns gewisse Facta aufdringt, so bezeichnet das Positive im Gegensatze zu dem, was durch das Denken, unabhängig von der Erfahrung, gefunden wird oder wenigstens eine verschiedene Auffassung im Denken gestattet, auch das factisch Gegebene, ferner das durch eine äußere Autorität Festgesetzte. So heißen z. B. positive Gesetze die Vorschriften, die durch eine äußere Autorität festgesetzt sind; positives Recht ist der Indegriff der positiven Gesetze, entgegengesetzt dem sog. natürlichen oder Vernunftrechte; positive Religion eine solche, die auf eine äußere Offenbarung sich stützt; positive Theologie entgegengesetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphilosophie u. s. w. — Ueber den P. in der Grammatik, s. Comparation.

Positivismus nennt man in der Philosophie eine jede Richtung, welche im Gegensatze zu einem bis auf die letzten Gründe zurückgehenden speculativen Verfahren sich an dem bereits Ausgemachten und Feststehenden (Positiven) genügen läßt und darüber nicht weiter hinausstrebt. Insbesondere gebrauchte der Franzose August Comte (s. d.) diesen Ausdruck von der durch ihn begründeten philos. und socialistischen Schule, welche mit Umgehung aller Metaphysik das menschliche Wissen in die Fächer der Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie und Biologie, mit einem Worte der positiven Wissenschaften, einschloß.

Posse, auch Burleske, Farce, ist die dramatische Gestaltung des sog. niedrig oder derb Komischen. Dieselbe zeigt nicht Irrungen des Herzens und Verstandes, sondern die komischen Zufälle und Verwickelungen des gewöhnlichen Lebens, nicht Charakterentwickelung, sondern Situationenwitz, und zwar Situationenwitz so hervorragend, daß die alten ital. Masken des Arlechino, Pierro, Pantaleone, der Colombine oft nur pantomimisch auftreten. Die P. muß daher durchaus im Naiven, derb Naturkräftigen, echt Volksthümlichen wurzeln; es gilt, das Urgesunde und das unverwüstliche Heitere einer Existenz darzustellen, in welcher noch gar kein Bruch zwischen Sinnlichem und Geistigem eingetreten ist, der nicht sofort wieder humoristisch aufgelöst werden könnte. Es ist ebenso eine Entartung der P., wenn sich in sie moralisirende Sentimentalitäten einmischen, wie es eine Entartung ist, wenn sie aus dem naiv Komischen in das Gemeine und Verlumpte fällt. Von jenem Fehler ist der treffliche Raimund (s. d.), von diesem die neueste wiener und berliner P. nicht freizusprechen. P. war das Satirspiel der Alten, ja P., freilich großartig durchgebildet, ist selbst die Komik des Aristophanes. P. sind die Fastnachtsschwänke des Mittelalters; in P. bewegten sich namentlich auch die Puppenspiele der Volkstheater. Am eigenartigsten und glänzendsten hat sich die P. auf dem Volkstheater der Italiener entfaltet. Besonders aber sind auch Molière und Holberg zu nennen.

Posselt (Ernst Ludw.), deutscher Historiker, geb. 22. Jan. 1763 zu Durlach in Baden, besuchte das Pädagogium seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Karlsruhe und studirte in Göttingen die Rechte, Politik und Diplomatik. Auch erwarb er sich eine gründliche Kenntniß des Englischen und Französischen. Nachdem er in Strasburg die juristische Doctorwürde erhalten, practicirte er als Advocat in Baden, ohne jedoch darin eine Befriedigung zu finden. Mit Freuden übernahm er daher 1784 die Stelle eines Professors der Geschichte und Beredsamkeit an dem Gymnasium zu Karlsruhe, wo er zugleich Privatsecretär des regierenden Markgrafen war. Hier gab er unter anderm das «Wissenschaftliche Magazin für Aufklärung» (1785—88) heraus. 1791 wurde er nach Gernsbach unweit Rastadt als Beamter versetzt, wo er Muße fand, sich histor. Studien zu widmen. In lat. Sprache beschrieb er unter dem Titel «Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios» (Gött. 1793) die Begebenheiten von 1792. Gleichzeitig begann er sein Hauptwerk, das «Histor. Taschenbuch für die neueste Geschichte», welches ihm den Ruhm eines trefflichen Annalisten erwarb. 1796 nahm er seine Entlassung aus dem Staatsdienste und lebte seitdem abwechselnd in Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Schon kränkelnd, infolge seines übermäßigen Arbeitens, nahm er sich den Proceß, in welchen Moreau, mit dem er in vertrauter Freundschaft stand, verwickelt wurde, so zu Herzen, daß eine Reise zu seiner Zerstreuung nothwendig wurde. Auf dem Rückwege starb er zu Heidelberg 11. Juni 1804 infolge eines Sturzes aus dem Fenster

der obern Etage. Er war weniger selbständiger Forscher als vielmehr ein ausgezeichneter Compilator und hatte die Sprache auf das vollkommenste in seiner Gewalt. Noch sind anzuführen seine «Geschichte der Deutschen» (2 Bde., Lpz. 1789—90; fortgesetzt von Pölitz, Bd. 3 u. 4, Lpz. 1805 und 1819); «Geschichte Karl's XII.» (Karlsr. 1791); «Geschichte Gustav's III.» (Karlsr. 1793); «Krieg der Franken» (Lpz. 1794); «Herzberg's Leben» (Tüb. 1798); die «Europ. Annalen», seit 1795, und die 1798 von ihm angefangene «Allgemeine Zeitung». Vgl. Gehres, «Lebensbeschreibung P.'s» (2 Bde., Manh. 1827).

Possevini (Antonio), ital. Gelehrter, geb. 1534 zu Mantua, wurde nach seinem Eintritt in den Jesuitenorden 1578 von Gregor XIII. an den schwed. König Johann entsendet, um diesen für die kath. Kirche zu gewinnen. Er bewog den König, insgeheim nach kath. Ritus zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Da jedoch der Papst auf des Königs Forderungen des Laienkelchs, der Priesterehe und der Messe in der Landessprache nicht einging, so mußte P. bei seiner zweiten Sendung nach Schweden das Land verlassen, ohne den König zum unbedingten Uebertritt zum Katholicismus bewogen zu haben. Zweimal erschien er darauf als päpstl. Legat in Rußland, zuletzt 1581, wo es ihm gelang, den Frieden zwischen dem poln. Könige Stephan Bathori und dem Zar Iwan II. Wassiljewitsch zu vermitteln, der für Iwan, welcher sich von dem poln. Könige hart bedrängt sah, noch ziemlich vortheilhaft ausfiel. Aber der Hauptzweck der Sendung P.'s, die gehoffte Vereinigung der russ. und der röm. Kirche herbeizuführen, blieb, so klug und gewandt P. auch verfuhr, unerfüllt, selbst nachdem er eine öffentliche theol. Disputation mit dem Zar bestanden hatte. Dieser erlaubte nicht einmal die Erbauung kath. Kirchen in Rußland. P. starb 26. Febr. 1611. Unter seinen zahlreichen theol. und histor. Schriften ist seine «Moscovia» (Wilna 1586 und Köln 1595) eine wichtige kirchenhistor. Quelle.

Postament, s. Piedestal.

Posten bezeichnet sowol den einzelnen Mann, dem die Bewachung eines besondern Punktes übergeben ist, als auch eine zu solchem Zweck aufgestellte Mannschaft; ebenso auch den Ort, wo diese Mannschaft steht. Jede Wache z. B. kann ein P. genannt werden, aber ebenso auch jede einzelne Schildwache. Der P. ist unverletzlich. Er hat die Pflicht und das Recht, jeden Unfug in seiner Nähe zu verbieten und im Weigerungsfalle den Schuldigen zu verhaften und festzuhalten, bis er von der Wache abgeholt wird. Thätliche Widersetzung gegen den P. wird überall sehr hart bestraft. Dagegen ist der auf P. stehende Mann auch zu besonderer Wachsamkeit, Nüchternheit und Beobachtung der ihm besonders aufgegebenen Functionen verpflichtet. Er darf sich von seinem eigentlichen Standpunkte nur etwa 30 Schritte entfernen, er darf ihn, ohne abgelöst zu sein, nie verlassen, und jede Vernachlässigung auf dem P. wird härter als außerdem bestraft. Man unterscheidet Ehren- und Wachposten, einfache und Doppelposten. Auch die Bedetten (s. d.) werden P. oder Feldposten genannt.

Poste restante, auch Bureau restante, ist die Bezeichnung für solche Correspondenzgegenstände und Postsendungen überhaupt, welche am Eingangsorte nicht zur Bestellung zu bringen, sondern im Postbureau bis zur Nachfrage und eigenen Abholung seitens des Adressaten niederzulegen sind.

Posthúmus oder Postumus (lat.) heißt ein Sohn, Posthuma eine Tochter, die erst nach des Vaters Tode geboren worden.

Postillen nannte man sonst Auslegungen und Sermone über die evangelischen und epistolischen Perikopen (s. d.), welche ursprünglich dazu bestimmt waren, nach diesen (post illa) verlesen zu werden, und daher der Name. Eine solche trug bereits Paulus Diakonus auf Befehl Karl's d. Gr. unter dem Titel «Homiliarium» aus den Kirchenvätern zusammen. Den größten Ruhm erwarben sich im 14. Jahrh. des Nikolaus von Lyra «Postillae perpetuae in Biblia» (5 Bde., Rom 1471), deren Verfasser vorzugsweise der Postillator hieß. Vielverbreitet im spätern Mittelalter war auch die «Postill» Joh. Geiler's von Kaisersberg. Am berühmtesten aber ist die «Kirchen- und Hauspostille» Luther's geworden.

Postulat (vom lat. postulatum, d. i. ein Verlangen, eine Forderung) nennt die Mathematik, namentlich die Geometrie, solche Aufgaben, deren Lösung ohne weitere Vermittelung möglich ist, z. B. zwischen zwei Punkten eine gerade Linie zu ziehen; während Probleme Aufgaben sind, deren Auflösung erst durch eine Reihe von Schlüssen möglich ist. In einem allgemeinern Sinne nennt man P. wol auch jede Voraussetzung, deren Erweis man dahingestellt sein läßt, daher man P. durch Heischesatz übersetzt hat. Unter Postulaten der praktischen Vernunft verstand die Kant'sche Philosophie die beiden Glaubenssätze vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Menschenseele, insofern dieselben sich im moralischen Bewußtsein der Menschheit

als unabweisliche Forderungen geltend machen, und hierdurch allein schon für den Menschen unerschütterlich feststehen, ohne dabei noch irgendeiner anderweitigen Stützung durch ein theoretisches Beweisverfahren weder bedürftig noch auch fähig zu sein. — Postulatlandtage hießen die alten Ständeversammlungen, insofern sie zur Bewilligung von Steueranträgen, welche die Regierung des Fürsten stellte, zusammentraten.

Postwesen. Die erste Post, als öffentliche Verkehrsanstalt, entstand in Deutschland im Zeitalter der Reformation. Alle frühern Beförderungsanstalten ähnlicher Art dienten besondern Zwecken, nicht dem gemeinen Nutzen. Bei den Alten waren diese Anstalten, wo sie überhaupt bestanden, nur für Angelegenheiten der Regierung oder der Regierenden berechnet. Dies bestätigen die gelegentlichen Notizen, die sich darüber bei Herodot, Xenophon, Diodor, Cäsar, Livius, Sueton u. s. w. finden. Die pers. Posten des Cyrus und Darius waren regelmäßige reitende Staatskuriere, wie heute noch zum Theil die Posttataren des türk. Sultans und des Kaisers von China. Ueber den Cursus Publicus der Römer ist ausreichendes Material vorhanden, um für eine unbefangene Prüfung die Ueberzeugung zu begründen, daß dieses mit einer gewissen Großartigkeit organisirte Institut doch wesentlich verschieden war von unserer mit dem Namen «Post» bezeichneten öffentlichen Verkehrsanstalt. Wie höchst mangelhaft im röm. Reich die Unterhaltung einer geistigen Verbindung in die Ferne beschaffen war, erhellt unter anderm aus vielen Stellen der Briefe Cicero's an Atticus. Von ähnlicher Art wie die bisher erwähnten Einrichtungen waren die Staatsbotenanstalten Karl's d. Gr., der maurischen Könige in Spanien, des Deutschen Ritterordens in Preußen u. s. w. In Frankreich wurden erst 1622, ein Jahrhundert später als in Deutschland, Posten im heutigen Sinne eingerichtet. In England bestand noch zu Elisabeth's Zeit keine Postanstalt für das Publikum. Erst 1635 unter Karl I. wurde hier eine solche errichtet; Cromwell ließ sich ihre Verbesserung besonders angelegen sein. Die Posten wurden in Großbritannien wie in Frankreich anfangs verpachtet. Botenanstalten, welche einzelnen Städten, Corporationen und Genossenschaften zugehörten, kamen zuerst im Mittelalter in Deutschland auf. Sie waren aber nicht für jedermann bestimmt. Hierhin gehören die Botenanstalten der Hansestädte, des Schwäbischen Bundes, der Universitäten u. s. w. Der Briefwechsel wurde auch durch die im Lande herumfahrenden Metzger, durch Pilger, wandernde Lautenspieler u. s. w. vermittelt. Die Fürsten in den verschiedenen deutschen Ländern hielten sich besondere Kanzleiboten, welche von dem Botenmeister in der Regel auf dem Schlosse abgefertigt wurden. Allen diesen Beförderungsarten hafteten viele Mängel an. Thomas Garzonus sagt in seinem «Allgemeinen Schauplatz»: «Beneben anderer Untreu, so offtermals bei den Boten gespühret wird, daß sie die Briefe auffbrechen, die Siegel verfälschen, Heimlichkeiten verrathen, sind sie auch meisterlich darauf abgerichtet, daß sie die Päck mit Geld aufmachen, verspielen, versauffen u. s. w.; in Kriegs- und Pestilentz-Läufften haben sie ihr größtes Fieber, sintemahl es dann nirgend mit ihnen fortwill, sondern werden überall auffgehalten, die Briefe und Geld genommen, die Haut voll geschlagen, und was dergleichen Unfälle mehr sind.»

Ein Vorfahr des fürstl. Thurn und Taxis'schen Hauses, Franz von Taxis, errichtete 1516 die erste wirkliche Post zwischen Wien und Brüssel. Das war damals ein schwieriges und gewagtes Unternehmen. «Jedermann hielte solche Anstalt vor mißlich» (sagt von Beust in seinem Werk über das deutsche Postregal [Jena 1748]), «und konnte sich niemand einbilden, daß der Kaufleute und anderer Menschen Briefe und Sachen so viel Postgeld abwerfen würden, davon Pferde, Wagen, Postillons und Postbediente zu unterhalten. Sobald aber die Teutschen Kaufleute gewahr wurden, wie selbige den Wechselcours, die Taxe und den Preis aller Waaren durch die Post für weniges Geld haben könnten, ohne deshalben nach Antwerpen, Brüssel u. s. w. zu reisen, so zog sich auf diese neue Taxis'sche Posten eine so unbeschreibliche Menge Briefe zusammen, u. s. w.»

Eine deutsche Anstalt, die erste ihrer Art, befördert die ersten gedruckten deutschen Bibeln, die von deutschen Gelehrten bearbeiteten Ausgaben der alten Classiker, die Lieder der Minnesänger und die ersten deutschen Zeitungen; sie übermittelt die Befehle der Kaiser, die Depeschen der Gesandten und die Acten der Gerichte mit gleicher Pünktlichkeit wie die Briefe, Wechsel und Gelder der Kaufleute. Die Taxis'schen Posten breiteten sich anfangs ungestört in den verschiedenen Reichslanden aus. Kaiser Rudolf II. ernannte Leonhard von Taxis, dessen Vorfahren nur Generalpostmeister in den burgund. Niederlanden gewesen waren, 1595 zum General-Reichspostmeister, und Kaiser Matthias belehnte 1615 Lamoral von Taxis und seine Descendenten mit dem Reichs-Generalpostmeisteramt. Es kam die Theorie auf, daß das Recht, Posten in ganz Deutschland anzulegen, ein kaiserl. Reservat sei. Hieraus entstand der fast zwei Jahrhunderte

hindurch fortgesetzte Streit über die staatsrechtliche Natur des Postregals, indem eine große Anzahl von Reichsfürsten behaupteten, das Recht, Posten anzulegen, sei Ausfluß der Landeshoheit, und der Kaiser könne ein solches Privilegium, wie das Haus Thurn und Taxis von ihm erhalten, zu Recht gar nicht verleihen. An dem fraglichen Streite betheiligten sich die namhaftesten Staatsrechtslehrer: Moser, Pütter, Lünig, Sam. Cocceji, Klüber u. a.; auf den Kreistagen wie am Reichstage, namentlich bei Berathung der Wahlcapitulationen, wurde darüber vielfach und nicht selten in gereizter Weise verhandelt. Die Entscheidung erfolgte inzwischen auf thatsächlichem Wege durch das energische Vorgehen des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Der Kurfürst hatte 1648 eigene Posten in seinen Landen anlegen lassen; er hatte in den Städten Danzig, Hamburg, Braunschweig und Hannover mit seinen Posten festen Fuß gefaßt und eine ununterbrochene Postlinie von Kleve bis nach Königsberg herstellen lassen, auf welcher der Dienst besser organisirt und die Taxe geringer war als auf den Reichsposten. Der Kaiser forderte infolge eines Antrags des Grafen von Taxis den Kurfürsten unterm 20. Dec. 1659 auf, seine Landesposten abzuschaffen und die Reichsposten in seinen Staaten zuzulassen. Der Kurfürst erwiederte mit einer Darstellung der ganzen Verhältnisse und schloß: «Gleichwie nun Ew. Kayserliche Majestätt aus diesem kurtzen gehorsambsten Bericht mein Recht und Befugniß abnehmen, undt dagegen des Graff Taxis Unfug undt unleidentliches vornehmen (darüber sich auch nebst andern die Fürstlichen Häuser Braunschweig und Hessen zum höchsten beschweren) leicht erkennen werden; Also ersuche Ew. Kayserl. Majestätt ich gantz gehorsamblich, Sie wollen dergleichen unziembliches beginnen dem Graff Taxis ernstlich verweisen, damit Er inskünfftige gegen die höhern Stände sich anders betrage, mit dem aus dem Heil. Röm. Reich zu ziehenden Vortheil sich vergnügen lasse, und zu keinem andern Nachdenken Ursach undt Anlaß gebe. Darauf verweiß Ew. Kayserl. Majestätt dasjenige, was Dero Allerhöchsten Kayserlichen Ampte gemäß, auch sonst recht und billig ist.» Brandenburg wurde hierauf nicht weiter behelligt. Nach diesem Vorgange richteten demnächst Braunschweig-Lüneburg und Sachsen, das schon früher geordnete Botenanstalten besessen hatte, eigene Landesposten ein. In Sachsen bildete sich während des 18. Jahrh. ein tüchtiges P. aus; die erste allgemeine Postordnung (1710), ein für die damalige Zeit sehr gutes Gesetz, datirt von Dresden. In den österr. Erblanden war das Erbland-Postmeisteramt dem Grafen von Paar anvertraut. In Preußen gedieh die Staatspostanstalt unter der speciellen Pflege der Herrscher schon früh zu einem gewissen Grade von Ausbildung und Tüchtigkeit. König Friedrich Wilhelm I. liebte nächst dem Militär die Postanstalt besonders und nahm an deren Verwaltung in eingehendster Weise Antheil. «Die Posten sind», sagte er einst im Geh. Staatsrath, «gleichsam das Oel vor die ganze Staatsmaschine». In seine Zeit fällt der Abschluß der ersten Postverträge mit Sachsen, den Niederlanden, Schweden und Rußland. In demselben Geiste wirkte die Verwaltung unter Friedrich II. weiter. «Das P. in Schlesien soll», heißt es in der Ordre des großen Königs vom 20. Juli 1741 an das Generalpostamt, «dem Interesse des Königs und des Volks, als welche Interessen dieselben sind, entsprechend organisirt und sollen dabei keine Mittel gespart werden; die üblich gewesene Verpachtung der Postämter soll ganz aufhören.» In allen Provinzen wurde das Netz der Postanlagen weiter ausgedehnt; in Westpreußen war die Post unter der poln. Regierung unbekannt geblieben. Im Siebenjährigen Kriege leisteten die Feldposten erhebliche Dienste. Ein Versuch, nach der Schlacht von Kollin Taxis'sche Posten in Preußen einzuführen, scheiterte. Nicht geringen Schaden richtete die von dem Könige 1766 eingesetzte franz. Regie im P. an, indem sie der Verwaltung einen ganz fiscalischen Charakter aufdrückte und ihre Einrichtungen mit einem dem deutschen Wesen verhaßten Spionir- und Denunciantensystem umgab. Ihr Wirken beim P. währte nur drei Jahre. Die feindliche Invasion in Deutschland in den Kriegsjahren 1805—12 warf fast die ganze Postverwaltung nieder; die franz. Generale und Intendanten rissen alle Einnahmen der Postämter an sich, ohne die Ausgaben zu bestreiten. Den Postdirectoren der wichtigsten Plätze wurde eine Militärcommission zur Eröffnung der Briefe beigegeben. Viele Personen wurden infolge der in ihren Briefen enthaltenen Aeußerungen verhaftet und einige nach Frankreich abgeführt. Alle Postcurse, welche keinen Ueberschuß lieferten, wurden aufgehoben. Hardenberg schrieb: «Bei der allgemeinen Störung unserer innern Verwaltung gehört wol das P. mit zu den Theilen, die am meisten gelitten haben; man wird alles anwenden müssen, diese wichtige Anstalt wiederherzustellen.» Zur Charakterisirung der franz. Postadministration in dem Königreiche Westfalen mag die Anführung genügen, daß die dortigen Einwohner an ihre Correspondenten mittels der fremden Zeitungen öffentliche Aufforderungen ergehen ließen, nicht an sie zu schreiben, da das Porto unerschwinglich sei. In Süddeutschland benutzten die Rheinbundsfürsten die erlangte Souve-

ränetät, um das Taxis'sche P. zu beseitigen und eigene Landesposten einzurichten. Die völkerrechtliche Basis der Thurn und Taxis'schen Postanstalt bildete demnächst der Art. 17 der Deutschen-Bundes-Acte: «Das Fürstliche Haus Thurn und Taxis bleibt in dem durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 oder spätere Verträge bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten so lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten. In jedem Fall werden demselben infolge des Art. 13 des erwähnten Reichsdeputationshauptschlusses seine auf Belastung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche versichert. Dieses soll auch da stattfinden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses bereits geschehen wäre, insofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist.» Mit den einzelnen Regierungen hatte das fürstl. Haus Thurn und Taxis Postlehnsverträge oder Zeitverträge abgeschlossen. Auch erlangte dasselbe die Posten in Würtemberg wieder, deren Ablösung erst 1851 der Regierung gegen Zahlung eines Kapitals von $1\frac{1}{2}$ Mill. Fl. gelang. «Das preußische P.», sagt Reden in seiner «Erwerbs- und Verkehrsstatistik», «erreichte den ersten Rang in Deutschland, ja in Europa», und ein bekannter franz. Schriftsteller erwähnt, daß in Preußen nächst der Schule die Post die ausgebreitetste Anstalt sei.

Das deutsche und das schweizerische P. haben sich von jeher vor den Postanstalten der westl. Staaten dadurch ausgezeichnet, daß außer der Beförderung der Briefpostgegenstände dem Publikum auch zum Transport von Geldern und Packeten sowie zum Reisen mittels der Staatsposten Gelegenheit geboten war. In Deutschland bestanden schon seit zwei Jahrhunderten fahrende Posten, als der Theaterdirector Palmer aus Bath 1784 die Ersetzung der bis dahin in England lediglich reitend beförderten Posten durch fahrende Posten vorschlug. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. war in England die Einrichtung, wonach die Postämter verpachtet wurden, beseitigt worden. Das englische P. war bei seiner Festhaltung am Alten noch bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrh. sehr zurückgeblieben, als Rowland Hill 1840 mit dem Vorschlage der Einführung eines einheitlichen, sehr niedrigen Portosatzes von 1 Penny durchdrang. Es darf jedoch bei aller Anerkennung nicht übersehen werden, daß in finanzieller Beziehung das Project Rowland Hill's den erregten Erwartungen bei weitem nicht entsprochen hat. Die Verhandlungen im brit. Parlament beim Sturze des Whigministeriums anfangs der vierziger Jahre zeigen, daß demselben namentlich auch die «unverständige und übertriebene Ermäßigung der Posttaxe», zum Vorwurf gemacht wurde. Die Post soll nicht wie ein Finanzinstitut verwaltet, aber es darf auch der Ueberschuß nicht preisgegeben werden, den sie nach Maßgabe des Budgets zum allgemeinen Staatshaushalt beizutragen verpflichtet ist. Der beste Beweis dafür ist, daß kein anderer Staat England in der plötzlichen, so bedeutenden Herabsetzung des Portos nachgeahmt hat. In Frankreich wurde der letzte Vertrag mit den Generalpächtern durch das Decret vom 12. Juni 1790 gelöst und die Postverwaltung vom Staat übernommen. Napoleon I. ließ die Administration, die bis dahin collegialisch gewesen und sehr langsam fungirt hatte, 1804 nach dem Bureausystem organisiren, infolge dessen dieselbe eine kräftige Wirksamkeit entfaltete. Fouché's Cabinet noir, in welchem zuletzt 128 Beamte thätig waren, verursachte indeß viel Unheil. Die franz. Postverwaltung hat manche vortreffliche Einrichtungen, steht aber in dem Rufe der Fiscalität. Das P. in den Niederlanden war schon früh für die Bedürfnisse des Handels zweckmäßig organisirt. In der Schweiz hat man erhebliche Fortschritte gemacht, seitdem 1849 dem Unwesen der einzelnen Cantonalpostanstalten ein Ziel gesetzt und das Postinstitut zur Bundesanstalt erhoben worden war. Einer bedeutenden Entwickelung ist in neuerer Zeit das P. Italiens, nach der hergestellten Einheit, durch die Fürsorge einer rührigen und intelligenten Verwaltung entgegengeführt worden, und es erhellt, daß sich vorzugsweise im P. die Vortheile der Staatseinheit fühlbar machen. Die Postverwaltung Rußlands, wo Peter d. Gr. die Keime des P. legte, hat bei der großen Ausdehnung des Reichs und den an China, Persien und die Türkei streifenden Grenzen mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gleichwol ist es derselben in der letzten Zeit gelungen, erhebliche Verbesserungen zur Ausführung zu bringen. In der Türkei bereitet die Regierung des Sultans Maßregeln vor, die Einmischung der in Konstantinopel befindlichen Postämter fremder Nationen (Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Rußlands) abzuwenden und ein Netz eigener Staatsposten über die europ. und asiat. Provinzen des Reichs zu Lande und zur See herzustellen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist das P. gut eingerichtet und sehr ausgebreitet; auch die mittel- und südamerik. Staaten haben ein eigenes P. Auf dem 1863 zu Paris abgehaltenen internationalen Postcongreß war sogar die Post-

verwaltung der Sandwichinſeln vertreten. Dieſer Congreß erzielte übrigens keine poſitiven Erfolge. Von größerer Wichtigkeit war die durch Preußen und Oeſterreich 1850 erfolgte Gründung des Deutſchen Poſtvereins. Viele Schwierigkeiten beim Aufſchwunge des deutſchen P. und bei den internationalen Verträgen verurſachte immer noch die Thurn und Taxis'ſche Poſt, welche ſich in verſchiedenen, zum Theil den blühendſten Gegenden Mittel- und Norddeutſchlands behauptet hatte. Vergebens war auf dem Wiener Congreſſe 1815 und ebenſo vergebens von der deutſchen Nationalverſammlung in Frankfurt a. M. 1848 der Verſuch gemacht worden, das Taxis'ſche P. ganz zu beſeitigen. Auch die Anſtrengungen einzelner Regierungen und Ständekammern, z. B. des vormaligen Herzogthums Naſſau, des Großherzogthums Heſſen, des Herzogthums Sachſen-Koburg-Gotha, dieſe feudale Inſtitution zu beſeitigen, waren erfolglos geblieben, bis es zufolge der Ereigniſſe des J. 1866 dem ebenſo energiſchen als umſichtigen Vorgehen der preuß. Regierung unter Ueberwindung vielſeitiger Schwierigkeiten in erfolgreichſter Weiſe gelang, das Thurn und Taxis'ſche P. durch Vertrag mit dem fürſtl. Hauſe vom 28. Jan. 1867 in allen Theilen Deutſchlands für immer zu beſeitigen. In der Nacht des 30. Juni 1867 hörte das Taxis'ſche Lehnspoſtweſen, nachdem es viertehalb Jahrhunderte beſtanden, auf, und es wurde dadurch die Hauptbedingung für die weitere Entwickelung des deutſchen P. erfüllt. Zugleich ſchloß Preußen mit den einzelnen Landesregierungen des frühern Taxis'ſchen Gebiets identiſche Poſtverträge, welche an Stelle der ſeitherigen Verwickelungen einfache Verhältniſſe ſchufen. Nachdem Preußen die frühern hannov., ſchlesw.-holſtein. und Taxis'ſchen Poſten übernommen, beſtehen zur Zeit in Norddeutſchland noch beſondere Landespoſten in Mecklenburg, Oldenburg, Braunſchweig, Sachſen und die Stadtpoſten der Hanſeſtädte. Die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes enthält die nöthigen Beſtimmungen, um die Einheitlichkeit des großen Verkehrsinſtituts in ganz Norddeutſchland noch mehr zu ſichern. Die Einnahmen der Poſt fallen zur Erfüllung der Bundeszwecke mit herangezogen werden. Der frühere Deutſche Poſtverein iſt als aufgelöſt anzuſehen. Mit den Poſtverwaltungen von Oeſterreich, Baiern, Würtemberg, Baden und eventuell Luxemburg war eine neue Regelung im Vertragswege nöthig, wozu Preußen die Initiative ergriff.

In den civiliſirten Ländern aller Welttheile iſt die Poſt eine Staatsanſtalt. Daß ſie als ſolche, zum Unterſchied von andern Verkehrsinſtituten, überall conſtituirt iſt, ergibt ſich aus ihrer überwiegenden Wichtigkeit für die mannichfaltigſten Intereſſen der Geſellſchaft wie für die geordnete Verwaltung des Staats; aus ihrer Pflicht, das öffentliche Vertrauen vorzugsweiſe anzuziehen und zu bewahren; aus ihrer über alle Welttheile verzweigten Gliederung; aus der Nothwendigkeit der ſtraffen Zuſammenfaſſung ausgedehnter Mittel zu einheitlichem Wirken; aus der Vielſeitigkeit ihrer internationalen Vertragsbeziehungen. Bei der heutigen Entwickelung der Verhältniſſe befaßt ſich die Staatspoſt im weſentlichen mit folgenden Geſchäften: a) Beförderung (incl. Beſtellung) von gewöhnlichen und recommandirten Briefen, von Sendungen und Waarenproben oder Muſtern, von gedruckten, lithographirten u. ſ. w. Sachen unter Band und von Zeitungen, d. i. die Briefpoſt im eigentlichen Sinne; b) Beförderung von Packeten, Geldern und Perſonen, d. i. die Fahrpoſt im eigentlichen Sinne; c) Vermittelung von Poſtgeldanweiſungen, Einziehung von Poſtvorſchüſſen, in einigen Ländern zur Briefpoſt, in andern zur Fahrpoſt gehörig; d) Vermittelung des Zeitungsdebits durch Annahme von Abonnements, Ausführung der Beſtellungen, Abrechnung mit den Verlegern u. ſ. w. Hierzu kommen noch gewiſſe Nebenverrichtungen, wie die Inſinuation gerichtlicher Verfügungen durch mehrere deutſche Poſtanſtalten, die Vermittelung von Sparkaſſengeſchäften durch die Poſtbureaux Englands (Post-office savingbanks), die Beſorgung des Extrapoſt- und Eſtaffettendienſtes, die Wahrnehmung von Telegraphengeſchäften. Die Staatspoſtanſtalt beſchränkt ſich auf die Briefpoſt in Großbritannien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Spanien, Portugal, Italien, den Vereinigten Staaten u. ſ. w. Sie erſtreckt ſich auf Brief- und Fahrpoſt in Deutſchland, der Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark, Rußland u. ſ. w. In den weſtl. Staaten bildeten ſich für den Fahrpoſtbetrieb frühzeitig Privatunternehmungen aus (Meſſagerien in Frankreich, Expreß-Companies in England, Poſtwagen-Ondernemingen in Holland, Empreſas in Spanien). Wenn einzelne derſelben auch Vorzügliches leiſten, ſo ſtehen ſie doch in der Geſammtheit, namentlich was die Transporte auf ausgedehnten Entfernungen und das Ineinandergreifen betrifft, den deutſchen und ſchweizer Staatsfahrpoſten bei weitem nach. Die Eiſenbahnen haben die Entlaſtung der Poſt von der Perſonenbeförderung und von den ſchweren, eigentlich zu den Frachtgütern gehörigen Verſendungen zum Theil bereits herbeigeführt. Bezüglich der kleinern Sendungen und der Gelder können ſie aber die Poſt nicht erſetzen, weil ihre Organiſation nicht ſo einheitlich, ihre Anlagen nicht ſo ausgebreitet, ihre Be-

triebseinrichtungen nicht so schnellwirkend sind. Ueberall aber gehört der Briefverkehr ausschließlich zur Post; die große Ausbreitung ihrer Anlagen ermöglicht die umfassendsten Leistungen. Die Zahl der Postbureaux in Großbritannien beträgt über 12000, in den Vereinigten Staaten gegen 36000, in Frankreich (mit Algerien) etwa 5500, im frühern Deutschen Postverein 9000, u. s. w.

Bei einem Postbureau kommen vornehmlich in Betracht: die Expeditions-, die Kassen- und Verwaltungsgeschäfte, der Dienst im Verkehr mit dem Publikum nebst der Gefällerhebung, der Betrieb des Postfuhrwesens (Pferde, Wagen, Postillon), der Gang der Posten, Eisenbahnzüge u. s. w. und die directen Verbindungen mit andern Postanstalten, ferner der Bestellungsdienst im Orte und in dem dazugehörigen Landbezirke. Für die Anlage neuer Postbureaux entscheidet, neben der Einwohnerzahl und der commerziellen oder administrativen Bedeutung des Orts selbst, hauptsächlich auch die Rücksicht auf zweckmäßige Vertheilung der Anlehnungspunkte für das vielverzweigte Netz der Postverbindungen und auf weitere Vorschiebung der Postverkehrsanlagen in das platte Land behufs Vermehrung und Verkleinerung der Reviere für das so wichtige Institut der Landbriefbestellung.

Von den stabilen Postanlagen, den Poststellen, breiten sich die mobilen Postanlagen, die eigentlichen Posten, über das Land. Unter «Posten» sind nicht nur die betreffenden Einrichtungen auf den gewöhnlichen Landstraßen, sondern auch die Posttransporte auf den Eisenbahnen zu verstehen, welche namentlich seit Errichtung der fahrenden Postämter (Bahnposten, Bureaux ambulants, Travelling post-offices, Spoorweg-expeditie-kantoors, Uffizi ambulanti) eine hervorragende Bedeutung erlangt haben. Die Regelung des Postenlaufs faßt man im allgemeinen unter dem Begriff des Postcurswesens zusammen. Es sind dabei einerseits die großen Strömungen des Verkehrs ins Auge zu fassen, die sich zwischen den Weltplätzen bewegen, und bei welchen es auf Herstellung schneller, durch Zwischenaufenthalt wenig unterbrochener Verbindungen und auf correcte Ineinanderfügung der in- und ausländischen Postlinien beim Ueberschreiten der Grenzen ankommt, andererseits aber auch die berechtigten Anforderungen der vielen mittlern und kleinern Orte nicht unberücksichtigt zu lassen, deren Verkehrsbewegung sich in engern, aber zahlreichen concentrischen Kreisen über ihre Nachbarschaft zu verbreiten pflegt, und die außerdem der Unterhaltung des geistigen und geschäftlichen Verbandes mit der Landes- und Provinzialhauptstadt bedürftig sind. Es ist eine genaue Kenntniß der Beschaffenheit der Straßen, Flußtrajecte, Gebirgsübergänge, Anbauverhältnisse u. s. w. erforderlich. Von unbedingter Nothwendigkeit ist auch, daß die Post über alle Transportgelegenheiten, namentlich auch über die Eisenbahnen und regelmäßigen Dampfschiffe in hinlänglichem Maße muß verfügen können. Demgemäß ist auch z. B. in den meisten Staaten der Postverwaltung durch die Gesetzgebung unter verschiedenen Formen die jederzeitige Benutzung der Eisenbahnen und ein bestimmender Einfluß auf den Gang der Züge gesichert.

In Betreff der Postdampfschiffe besteht in England (wo im Seedienst jetzt einschließlich der Offiziere 8000 Mann beschäftigt werden), ferner in Frankreich, Italien, Spanien, den Vereinigten Staaten u. s. w. das System der Subvention von Privatunternehmungen, denen dann die für den Postdienst (mail-service) nöthigen Bedingungen auferlegt werden. Preußen, Rußland, Dänemark, Belgien u. s. w. unterhalten die Postdampfschiff-Verbindungen unmittelbar für Staatsrechnung mittels Staats- oder gemietheter Schiffe. Die Postverwaltung muß darauf bedacht sein, stets die vollkommensten Transportmittel für den Dienst des Publikums in Benutzung zu stellen; sie muß den Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete mit Aufmerksamkeit folgen und die neuen Bewegungskräfte sich dienstbar machen. Dieses ist bezüglich der Eisenbahnen in zweckmäßigster Weise geschehen, indem man mittels der erwähnten fahrenden Postämter und deren Fangapparaten (exchanging apparatus, appareil à recevoir) eine Correspondenzverbindung auch mit solchen Orten herstellte, wo die Schnell- und Kurierzüge nicht anhalten. Auf den Postdampfschiffen namentlich in Norwegen, Dänemark und England befinden sich ebenfalls ambulante Postbureaux. Die pneumatische Beförderung, mittels deren man in London bereits Erfolge erzielt hat, unterliegt weiterer Erwägung. Auf den gewöhnlichen Landstraßen erfolgt die Beförderung der Posten durch Menschenkräfte (Fußposten, Botenposten, piétons, mail-messengers, pedoni) oder durch Zugthiere (Personposten, Güterposten, malle-postes; resp. reitend, Estafettenposten, correos a caballo), da die Verwendbarkeit der Straßenlocomotiven bisjetzt erst in untergeordnetem Maße erprobt ist. Bodenbeschaffenheit, klimatische Einflüsse, Landessitte u. s. w. bestimmen die Art der Fortschaffungsmittel. In den meisten europ. Ländern versieht das Pferd den Dienst; im gebirgigen Spanien wird vorzugsweise das Maulthier benutzt, in den polaren Regionen das Renthier. Die Pasttataren des Sultans und des Vicekönigs

von Aegypten bedienen sich für Wüstenstrecken des Dromedars, während für die russ. Narte (Postschlitten) im östl. Sibirien allgemein trefflich dressirte Ziehhunde verwendet werden.

Bei der weiten Ausbreitung der Postanstalten, den großen Massen der Versendungen in den bedeutenden Orten, der Menge von Kräften, die zur Bestreitung des Eisenbahnpostdienstes sowie zu den Orts- und Landbriefbestellungen erforderlich sind, ist es erklärlich, daß das Personal der Postverwaltung ein sehr zahlreiches sein muß. Dasjenige der preuß. Postverwaltung z. B. zählt (1867) etwa 30000 Köpfe. Die Leitung desselben, die Aufrechthaltung der Disciplin, die Regelung der Anstellungs-, Cautions-, Besoldungs-, Etats-, Pensions- und Witwenkassenverhältnisse, die Auswahl und Heranbildung der jüngern, zum Ersatz bestimmten Kräfte, die Abnahme der Examina u. s. w. erheischen unausgesetzte Thätigkeit und größte Umsicht der verwaltenden Organe. In Europa werden zur Zeit etwa 2300 Millionen Briefpostsendungen jährlich per Post befördert; hierzu kommen in den Ländern, wo die Fahrpost besteht, noch über 100 Mill. Stück Packet- und Geldsendungen. Der Geldversatz, den die Post, sei es durch den Transport von Geld, sei es durch das Postanweisungs- und Vorschußverfahren vermittelt, beläuft sich auf etwa 4000 Mill. Thlr. In Berlin werden am Sylvester- und Neujahrstage gegen 150000 Briefe von Straße zu Straße per Post befördert. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen im Durchschnitt in Preußen, Belgien, Frankreich jetzt gegen 14 Briefpostsendungen, in Oesterreich 5, in Italien 7; doch erscheinen in Frankreich und Belgien in der Poststatistik ungewöhnlich viel Kreuzbandsendungen. In Wirklichkeit kommt in Frankreich nicht die gleiche Anzahl Briefe auf den Kopf der Bevölkerung wie in Norddeutschland, weil es dort noch viele Schreibunkundige gibt. Die brit. Statistik ergibt gegen 21 Briefe auf den Kopf der Bevölkerung. Im allgemeinen ist hierbei zu bemerken, daß die Poststatistik nach verschiedenen Grundsätzen aufgestellt wird und zuverlässige Vergleichungen daher nicht ermöglicht, sowie daß der Einfluß der Postzwangsbestimmungen hierbei in Betracht kommt. Zeitungsexemplare wurden 1866 gegen 200 Mill. im Deutschen Postverein durch die Post debitirt.

Vergegenwärtigt man sich ein wenig die Wege, welche diese Millionen von Sendungen zurücklegen, von Dorf zu Dorf wie von Welttheil zu Welttheil, ununterbrochen bei Tag und Nacht, fest ihre Richtung verfolgend in dem Gewirre der Verbindungen und zur bestimmten Zeit eintreffend am nahen wie am fernen Ziele, so führt die Betrachtung auf die Aufgabe, welche das technische Expeditionsverfahren der Postanstalten zu erfüllen hat. Es kommt darauf an, die größtmögliche Schnelligkeit mit genauer Aufrechthaltung der Ordnung und nöthigen Sicherheit sowie mit bestimmter Abgrenzung der Verantwortlichkeit des einzelnen zu verbinden. In den gesetzlich unter Mitwirkung der constituirten Gewalten festgestellten Budgets der meisten europ. Staaten ist noch ein erheblicher Ueberschuß aus der Postverwaltung regelmäßig ausgebracht. Die Staatsfinanzen werden dieser Hülfsquelle nur dann entbehren können, wenn ein entsprechender Ersatz auf andere Weise, z. B. durch Erhöhung der bestehenden oder Einführung neuer Steuern gewährt wird. Bei der Zusammensetzung der Posttaxen sind sehr verschiedene Factoren in Berechnung zu ziehen, die in Kürze nicht erörtert werden können. Im allgemeinen müssen die Taxen möglichst billig, einfach, leicht anwendbar und dem Publikum verständlich sein; sie müssen ein rationelles Verhältniß zu der Leistung innehalten, die Erfüllung des Budgets sicherstellen (solange eben das Budget noch einen Ueberschuß von der Post verlangt) und, außer auf das allgemeine Bedürfniß des Verkehrs, soweit es angeht, auf specielle Verhältnisse desselben berechnet sein (z. B. niedriges Geldporto in den Ländern, wo die Bankanstalten noch der allgemeinern Ausbreitung und zugänglichern Einrichtungen entbehren; Specialtaxen für den Localverkehr unmittelbar benachbarter Ortschaften in bevölkerten Fabrikdistrieten, u. s. w.).

Die franz. Postverwaltung liefert zur Zeit verhältnißmäßig den größten Ueberschuß von allen Postverwaltungen; wie denn überhaupt bei den Postverwaltungen, wo nur die sehr ergiebige Briefpost betrieben wird, die Ueberschüsse größer sein müssen als in den Ländern, wo der Staat auch den Fahrpostverkehr besorgt, mit welchem erhebliche Ausgaben verbunden sind. Man fällt überhaupt in Irrthum, wenn man die Postüberschüsse nach den nackten Zahlen vergleicht, wie dies öfters geschieht. In den Vereinigten Staaten war das jährliche Defizit der Postverwaltung 1859 auf 6,996009 Dollars angewachsen. Dieses Ergebniß wurde auch dort als finanzielle Zerrüttung qualificirt, und man ergriff eine Reihe von Gegenmaßregeln. Die Finanzverwaltung des Postinstituts bietet manche Eigenthümlichkeiten dar. So ist z. B. die auf eine Anzahl von Millionen sich belaufende Einnahme im wesentlichen aus kleinen Erhebungen zusammengesetzt, und es bedarf daher einer wirksamen Controle, die zum Theil vermöge der Expeditions- und Rechnungsformen durch die Postanstalten gegenseitig ausgeübt, zum Theil

aber persönlich durch ambulante Revisoren bewirkt wird. Demnächst erheischen die Mittel des regulären Ausgabeetats, die bei der Post, wie bei allen Betriebsverwaltungen, von erheblichem Belange sind, eine sehr gewissenhafte, umsichtige und productive Verwendung.

Die Publication der Bestimmungen über das P. geschah in frühern Zeiten mittels der sog. Postordnungen, welche gesetzliche Vorschriften, reglementarische Festsetzungen und technische Instructionen durcheinander enthielten und zu weitläufigen, für das Publikum ungenießbaren Compendien anwuchsen. In neuerer Zeit hat man Gesetz, Reglement (für das Publikum) und Instruction (für die Postanstalten) voneinander geschieden. Der gesetzlichen Feststellung unterliegen in der Regel folgende Verhältnisse: a) das Briefgeheimniß, meist in den Staatsverfassungen gewährleistet; b) Beschlagnahme von Briefen und andern Postsendungen, Druckschriften in strafgerichtlichen Untersuchungen und in Kriegsfällen sowie z. B. auch bei Cancursen; c) Umfang des Postregals und des Postzwangs, z. B. ob nur Briefe oder auch Zeitungen, Gelder, Packete dem letztern unterworfen sind, und bis zu welchem Gewichte oder unter welchen andern Bedingungen; d) die Posttaxe für die verschiedenen Klassen von Sendungen, die besondern Leistungen u. s. w.; e) die Garantie oder Haftbarkeit der Post für die recommandirten Briefe, die Packet- und Geldsendungen, eine weitläufige Rechtsmaterie in den Ländern, wo eine Staatsfahrpost besteht, und wo auf einschlagende anderweite gesetzliche Bestimmungen (Handelsgesetzbuch) Rücksicht zu nehmen ist; f) die Verhältnisse zu den Eisenbahnen von ihrer staatsrechtlichen Seite; g) besondere Vorrechte der Posten, z. B. Befreiung von Chausseegeld und sonstigen Communicationsabgaben, ferner von der Pfändung, Ausweichen des andern Fuhrwerks, Befugniß zur Requirirung von Hülfsgespannen in außergewöhnlichen Bedarfsfällen, Befugniß zur executivischen Eintreibung unbezahlter Postgefälle u. s. w.; h) Portofreiheitswesen, Feststellung des allgemeinen Grundsatzes; i) Strafbestimmungen bei Post- und Portoübertretungen, administratives Strafverfahren u. s. w. Bei Vorbereitung der gesetzlichen und bei Erlaß der reglementarischen Bestimmungen seitens der obersten Postbehörde wird insbesondere auch von dem Gesichtspunkte auszugehen sein, daß die Staatspostanstalt den Verkehrsinteressen aller Lebenskreise gewidmet ist, daß ein so mitten in die Oeffentlichkeit gestelltes Institut mit seinen Grundsätzen und Verfahrungsweisen sich möglichst im Einklange mit der öffentlichen Meinung befinden und im Gleichschritt mit der allgemeinen Fortbewegung erhalten muß, sowie daß die Verwaltung andererseits für ihre Action sich die Mittel und den Nachdruck wahre, um die ihr obliegenden Pflichten gegen den Staat wie gegen die Gesellschaft in vollem Umfange erfüllen zu können.

Von besonderer Wichtigkeit sind die internationalen Beziehungen der Post. Schon in den ersten Anfängen des P. erwies es sich als nöthig, Uebereinkünfte mit fremden Regierungen (Postrecesse, wie der diplomatische Ausdruck damals lautete) abzuschließen. Diese Uebereinkünfte beschränkten sich aber auf die unmittelbar aneinander grenzenden Staaten, da für die nach dritten u. s. w. Ländern sich weiter bewegenden Sendungen für den Transitverkehr eine der benachbarten Verwaltungen die Vermittelung übernahm. In dieser Weise wurde der internationale Postverkehr von Land zu Land weiter geschoben, immer auf Grund der Abreden der unmittelbar aneinander grenzenden Staaten, in denen die größten Verschiedenheiten obwalteten, theils auch von der Grenze ab zurückgesandt. Man empfand letztern Nachtheil weniger, weil zu jener Zeit der Postverkehr sich nur selten auf ferne Länder erstreckte. In dieser Beziehung hat die Natur der Correspondenz bei dem heutigen Universalismus des Verkehrslebens eine völlige Aenderung erfahren. Zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden jährlich allein in directen Briefpacketen gegen 2 Mill. Briefe und 500000 Zeitungen gewechselt, auch der Postverkehr Deutschlands mit Brasilien und den La-Platastaaten, mit der Levante und Ostasien ist im Zunehmen begriffen. Es bestehen zwischen Europa und andern Welttheilen regelmäßige Postverbindungen auf Entfernungen bis zu 8000 engl. M. (England-Kalkutta), bis zu 9000 M. (Valparaisa), bis zu 11000 M. (Schanghai), bis zu 12000 M. (Melbourne, von London über Marseille nnnd Suez in 45 Tagen zu erreichen), ja, die längste auf Erden, bis zu 15000 M. (von Southampton nach Auckland, Neuseeland). Auf diese Entfernungen gehen directe Briefpackete in kolossalen Massen nach den Bedingungen und unter dem Schutze der Postverträge und kommen pünktlich und ordnungsmäßig an. Die Correspondenz mit dem Auslande betrifft vorzugsweise den Großhandel, die Rhederei, die Actien- und Effectengeschäfte u. s. w., oder sie ist polit. und diplomatischer Natur, oder sie bewegt sich zwischen wissenschaftlichen Instituten (Akademien, Sternwarten, Conservatorien), betrifft die Literatur und die Kunst. Da nun selbst zwischen entferntern Ländern, z. B. Deutschland und der Pyrenäischen Halbinsel, jährlich Hunderttausende von Briefen, Sendungen unter Band u. s. w. gewechselt werden und bei jedem Briefe

mindeſtens zwei Perſonen, oft aber eine weit größere Anzahl betheiligt ſind, ſo begreift man, wie es ſich bei Regelung der Poſtbeziehungen zum Auslande mittels der Staatspoſtverträge um zahlreiche und wichtige Intereſſen handelt. Solche Verträge betreffen im weſentlichen: die Regelung der Poſtverbindungen an den Grenzen (z. B. zwiſchen Preußen und Rußland, Frankreich, den Niederlanden u. ſ. w.), reſp. der Verbindungen zur See (z. B. Preußens mit Schweden und Dänemark); die Herſtellung des directen Austauſches von Brief-, reſp. Fahrpoſtkartenſchlüſſen zwiſchen einer beſtimmten Anzahl beiderſeitiger Poſtanſtalten, welche mit Rückſicht auf Speditions-, Expeditions- und Localverhältniſſe ausgewählt werden; die Anwendung der beiderſeitigen Münz-, Wegemaß- und Gewichtsſyſteme; die Beſtimmungen über die Erforderniſſe der Brief- und Fahrpoſtſendungen; die Taxe für die verſchiedenen Klaſſen von Sendungen unter Vereinbarung der für einige Kategorien, z. B. für Waarenproben, Correcturbogen, die Zeitungen und gedruckten Sachen u. ſ. w., anzuwendenden beſondern Bedingungen; die Beſtimmungen wegen der Recommandation, die Verſendung von Geldbriefen u. ſ. w. und wegen der daran ſich knüpfenden Erſatzverpflichtung; die Bedingungen der Verwendung von Poſtfreimarken; das Verhältniß, in welchem die Theilung der Einnahme zu erfolgen hat; die Bedingungen für den Tranſit ſowol von geſchloſſenen Briefpacketen als von einzeln auszuliefernden Sendungen; den Debit der Zeitungen; das Syſtem der Poſtgeldanweiſungen; ſodann den Modus der Expedition und Abrechnung, die Portofreiheiten, die Behandlung der zurückzuſendenden und nachzuſendenden Gegenſtände und ſonſtige mehr untergeordnete Punkte. Von großer Wichtigkeit für die Verträge ſind die Tranſitverhältniſſe. Beim Abſchluſſe eines Poſtvertrags zwiſchen zwei Staaten müſſen wegen des durchlaufenden Verkehrs in der Regel die ſämmtlichen übrigen Poſtverträge derſelben und auch die wichtigern Poſtverträge der zunächſt betheiligten dritten Staaten ins Auge gefaßt werden. Es kommt ferner darauf an, das Syſtem der Verträge in ſpeculativer und freiſinniger Weiſe auszubilden, neue directe Verbindungen zu ſchaffen, bewährten Erfahrungen und fruchtbaren Ideen auch im internationalen Poſtverkehr Bahn zu brechen und die natürlichen Vortheile einer günſtigen geogr. Poſition oder eines glücklichen Zuſammentreffens von Umſtänden in Wirkung zu ſetzen, hingegen Beeinträchtigungen anderer berechtigter Intereſſen und Anſprüche ſorgſam zu vermeiden, damit das Vertrauen und die Achtung bewahrt bleiben, ohne welche die vielſeitigen internationalen Beziehungen der Staatspoſtverwaltungen auf die Dauer nicht gedeihen können. Die neue Organiſation des P. in Deutſchland muß auch eine neue Regelung der internationalen poſtaliſchen Beziehungen mit den übrigen Staaten Europas und Amerikas nach ſich ziehen, welche ohne Zweifel dem Weltpoſtverkehr zum weitern Nutzen gereichen wird. Die Poſt hat ſich bereits faſt über die ganze Erde verbreitet, und namentlich haben ihr die Eiſenbahnen und Dampfſchiffe einen neuen großartigen Aufſchwung verliehen, ſodaß ſich ihr Cultureinfluß mehr und mehr in die weiteſten Lebenskreiſe ausgedehnt. Die Literatur über das P. war im 17. und 18. Jahrh., als der Streit über die ſtaatsrechtliche Natur des Reichspoſtregals ſchwebte, ziemlich ausgedehnt, aber dieſe ältere Literatur iſt jetzt, insbeſondere ſeit dem Untergange des Thurn und Taxis'ſchen P., nicht mehr von Intereſſe. Zu erwähnen ſind dagegen: Beuſt, «Ueber das deutſche Poſtregal» (3 Bde., Jena 1748); Matthias, «Ueber Poſten und Poſtregal» (2 Bde., Berl. 1832); Stängel, «Das deutſche P. in geſchichtlicher und rechtlicher Beziehung» (Stuttg. 1844); Hüttner, «Beiträge zur Kenntniß des deutſchen P.» (Lpz. 1849 fg.); Stephan, «Geſchichte der preuß. Poſt nach amtlichen Quellen» (Berl. 1858) und deſſen Artikel «Poſtweſen» in der dritten Auflage des «Staats-Lexikon» von Rotteck und Welcker (Bd. 11, Lpz. 1864).

Potemkin (Grigorij Alexandrowitſch, Fürſt), ruſſ. Feldmarſchall und der bekannteſte unter den Günſtlingen der Kaiſerin Katharina II. (ſ. d.), war ein Nachkomme Peter Iwanowitſch P.'s, Statthalters von Barowsk, welcher 1668 Botſchafter des Zaren Alexej Michailawitſch bei Karl II. von Spanien und Ludwig XIV. war, und deſſen merkwürdiger Geſandtſchaftsbericht in franz. Ueberſetzung unter dem Titel «La Russie du 17me siècle dans ses rappots avec l'Europe occidentale» (Par. 1855) erſchienen iſt. Im Sept. 1739 auf dem väterlichen Gute Tſchiſchewa im Gouvernement Smolensk geboren, kam der junge P. frühzeitig nach Petersburg, wo er in ein Garderegiment eintrat. Ein Zufall machte ihn der Kaiſerin bemerkbar. Als dieſe bald nach ihrer Thronbeſteigung (1762) über die Garde Revue hielt, zwar in Uniform und mit dem Degen, aber ohne Parteepée, bot ihr P., damals noch Fähnrich, das ſeinige an und zog dadurch zuerſt die Aufmerkſamkeit der Monarchin auf ſich, die ſeine kräftige und ſchöne Geſtalt mit Wohlgefallen bemerkte und den jungen Offizier bald in ihre nähere Umgebung zog. Es gelang ihm allmählich, ſeine Vorgänger, die Orlow, aus der Gunſt der Kaiſerin zu verdrängen, ſich durch geſchicktes Schmollen der Herrin nur werther zu machen und die Stelle eines erklärten

Günſtlings einzunehmen. Sein Einfluß dauerte fort, auch als er die Rolle des eigentlichen Geliebten nicht mehr führte; nur geſtattete er keinem ſeiner Nachfolger, aus der untergeordneten Stellung, in der er ihn haben wollte, herauszutreten. Die Kaiſerin ließ ſich P.'s Launen und Bizarrerien gefallen, theils weil ſie in ihrem Vertrauen zu weit gegangen, um ohne Gefahr mit ihm brechen zu können, wie ſie ſich denn auch heimlich mit ihm vermählt haben ſoll, theils weil P. ſie in dem Glauben zu erhalten wußte, er ſchütze ſie gegen die Gefahr der Thron- und Palaſtrevolutionen. So war P. nicht allein im Innern allmächtig, ſondern er leitete auch die auswärtigen Angelegenheiten und ward, bei ſeiner Herrſchaft über die Kaiſerin, ſeit dem Ende der ſiebziger Jahre der bedeutendſte Träger der ruſſ. Politik in Europa. Von Natur nicht über das Gewöhnliche begabt, aber ſchlau, geſchmeidig, mit allen Häſlingskünſten gerüſtet und auch großartiger Entwürfe nicht unfähig, nahm er gern das Anſehen eines außerordentlichen Menſchen an, während ihn im Grunde nur Glück und Gunſt auf die Höhe gehoben hatten. Obwol ohne Talent und Kenntniſſe, ward er doch an die Spitze der Armeen geſtellt, zum Feldmarſchall und Präſidenten des Kriegscollegiums ernannt und mit der Adminiſtration der wichtigſten Provinzen betraut. Während er der Kaiſerin trotzte und ſie oft durch Einſchüchterung beherrſchte, wußte er dagegen durch merkwürdige Künſte ſich bei ihr einzuſchmeicheln. So ließ er ihr bei der Reiſe nach Taurien 1787 durch theatraliſchen Aufzug Dörfer und Städte mit einer glücklichen Bevölkerung vorzaubern, wodurch er ſie in ihrer Eigenliebe ſowie in der Meinung von ſeiner Unentbehrlichkeit beſtärkte. Mit den einträglichſten Stellen bekleidet und von Katharina verſchwenderiſch mit Geld und Gütern bedacht, verſchmähte P. es nicht, ſein Einkommen auf Staatskoſten zu vermehren, Private zu kränken und ſich vom Auslande bezahlen zu laſſen. Die auswärtigen Mächte, ſelbſt Joſeph II. und Friedrich d. Gr., demüthigten ſich nicht nur durch Geſchenke und Penſionen, ſondern noch mehr dadurch, daß ſie ſich ſeinen hochmüthigen und abenteuerlichen Launen fügten. Joſeph wie Friedrich verachteten ihn, aber in dem Wettlauf um das ruſſ. Bündniß erhob ihn der erſtere zum Fürſten des Römiſchen Reichs und bot ihm der andere den Erwerb des Herzogthums Kurland an. Zum Theil ſeiner Eitelkeit zu Liebe ward 1787 die Pforte zum Krieg gereizt, in dem er dem Namen nach den Oberbefehl führte, während praktiſch tüchtigere Feldherren unter ihm die Operationen leiteten. Die freilich durch ungeheure Opfer erkaufte Erſtürmung von Otſchakow erwarb ihm das längſt erſehnte Großkreuz des Georgenordens, das nur nach einem Hauptſieg verliehen werden kann. Aber ehe noch der Friede geſchloſſen ward, raffte ihn während der Unterhandlungen auf der Reiſe von Jaſſy nach Nikolajew in Beſſarabien 16. Oct. 1791 der Tod hinweg. Seinem perſönlichen Vortheil und Ehrgeiz zu Liebe iſt er der Anreger und Schöpfer manches nützlichen und bleibenden Werks geworden. So veranlaßte er die Vereinigung der Krim mit Rußland, wegen der ihm der Ehrenname des «Tauriers» verliehen wurde, den Bau oder die Erneuerung von Cherſon, Kertſch, Nikolajew, Sewaſtopol u. ſ. w., die Erweiterung des Fabrikweſens, die Hebung der ruſſ. Marine auf dem Schwarzen Meere. Während Katharina II. Anſtalten traf, ihm ein rieſiges Mauſoleum zu gründen, ließ Paul I., als er 1796 die Regierung antrat, den Leichnam des verhaßten Günſtlings aus dem Grabe reißen und in den Feſtungsgraben werfen. Kaiſer Alexander ließ dann ſeine Gebeine anſtändig beſtatten. Erſt 1836 ward von der Stadt Cherſon eine Bildſäule P.'s aufgeſtellt, und noch ſpäter ließ ſeine Nichte, Gräfin Branicka, in deren Armen er verſchieden war, auf dem Wege von Skulani nach Kiſchinew, an der Stelle, wo er ſtarb, ihm einen Obelisk errichten. Vgl. Cérenville, «Vie du prince P.» (2. Aufl., Par. 1808); Lewſchin, «Shisn P.» (2 Bde., Petersb. 1811).

Potentilla, Fingerkraut, Name einer Pflanzengattung aus der 12. Klaſſe des Linnéſchen Syſtems und der Familie der Roſengewächſe. Ihre zahlreichen, namentlich in Europa, Aſien und Nordamerika heimiſchen Arten haben verſchieden geformte, am häufigſten fingerförmig zertheilte Blätter mit an den Stil angewachſenen Nebenblättern und meiſt trugdoldig, ſelten einzeln geſtellte Blüten, welche aus fünf mit dem ſcheibenförmigen Blütenboden verwachſenen Kelchblättern, fünf gelb, ſelten weiß oder roth gefärbten Blumenblättern, zahlreichen, mit den Blumenblättern perigyniſch eingefügten Staubgefäßen und ebenfalls zahlreichen kleinen Stempeln beſtehen, aus deren Fruchtknoten ſich einſamige Nüßchen entwickeln. An den ſcheibenförmigen Blütenboden ſind auswendig fünf mit den Kelchzipfeln abwechſelnde Deckblättchen angewachſen, welche einen ſog. Außenkelch bilden. Außer einer Menge wildwachſender, perennirender Arten, unter denen P. anserina L., der Gänſerich, das Gänſekraut, mit unterbrochen gefiederten, unterſeits ſilberglänzenden Blättern, und P. reptans L., mit langgeſtielten, fingerförmigen Blättern, deren Stengel fadenförmig, kriechend und wurzelnd ſind, und deren Blüten einzeln auf langen Stielen ſtehen, als Unkräuter auf Schutt, bebautem Boden, an Mauern und

Hecken auftreten, kommen auch einige aſiat. und amerik. Arten als Zierpflanzen in unſern Gärten vor, beſonders die mit prächtig dunkelrothen Blumen begabte P. atrosanguinea Lodd. und die mit großen purpurnen Blumen prangende P. Nepalensis Hook. aus Nepal, die gelbblühende P. pensylvanica L. u. a., welche alle im Freien aushalten, ohne beſondere Pflege gedeihen und ſich durch Zertheilung der Wurzelſtöcke leicht vermehren laſſen. Zu erwähnen iſt ferner P. fruticosa L., ein hübſcher, aufrechter Kleinſtrauch mit fiederſchnittigen Blättern und gelben Blumen, welcher in den Pyrenäen wächſt und häufig als Zierſtrauch cultivirt wird. Das Kraut von P. anserina und reptans war früher officinell.

Potenz oder Dignität bedeutet in der Mathematik ein Product aus gleichen Factoren, deren Anzahl der Exponent genannt wird. Nach dem letztern wird die P. benannt: zweite, dritte u. ſ. w.; diejenige Größe, welche mehrmals als Factor geſetzt oder auf eine P. erhoben wird, heißt die Grundzahl oder die Wurzel der P., auch wol der Dignand. Die erſte P. iſt keine eigentliche P., indem jede Zahl oder Größe als erſte P. ihrer ſelbſt betrachtet werden kann. Die zweite P. pflegt man Quadrat, die dritte Kubus oder Würfel, die vierte, aber ſelten, Biquadrat zu nennen. Will man eine P. nur andeuten, ſo ſetzt man den Exponenten rechts neben die Grundzahl, aber etwas erhöht, z. B. a^6. Nach der obigen Erklärung iſt der Exponent ſtets eine ganze und poſitive Zahl. Es gibt jedoch auch P. mit negativen und gebrochenen Exponenten, wiewol dieſe nur uneigentlich P. heißen können. — In der Mechanik verſteht man unter den mechaniſchen P. oder einfachen Maſchinen diejenigen Vorrichtungen, aus welchen alle eigentliche Maſchinen zuſammengeſetzt ſind, nämlich den Hebel und die ſchiefe Ebene. — In der Naturphiloſophie Schelling's wurde das Wort P. gebraucht, um eine gewiſſe Stellung zu bezeichnen, in welcher die beiden Factoren des abſoluten Weſens ſich befinden, um ein gewiſſes Naturweſen zu erzeugen. Die erſte P. in der Natur iſt die Schwere als ein Ueberwiegen des objectiven, die zweite das Licht als ein Ueberwiegen des ſubjectiven Factors und die dritte das organiſche Leben als Gleichgewicht der Factoren. Auch die veränderte Geſtalt, welche ſpäter Schelling dieſem ſeinem Grundgedanken gegeben hat, wird von ihm als Potenzenlehre oder auch als negative Philoſophie bezeichnet.

Potenza, neapolit. Provinz des Königreichs Italien, bisher Baſilicata genannt, zählt 193,9 Q.-M. und (nach dem Cenſus vom 31. Dec. 1861) 492959 E. Die Hauptſtadt P. mit 15777 E. liegt an der Straße von Salerno nach Tarent, iſt der Sitz der Präfectur, einer Section des Appellhofs in Neapel und eines Tribunals erſter Inſtanz ſowie einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine Kathedralkirche und ein Gymnaſiallyceum und ein Nationalconvict.

Potfiſch, ſ. Kaſchelot.

Pothier (Rob. Joſ.), berühmter franz. Rechtsgelehrter, war zu Orléans 9. Jan. 1699 geboren. Nachdem er bei den Jeſuiten ſeiner Vaterſtadt ſeine erſte Bildung erhalten hatte, umfaßte er mit großem Eifer das Rechtsſtudium, in welchem ſchon ſein Vater ſich hervorgethan hatte. In einem Alter von 21 J. war er bereits Rath beim Präſidialgericht zu Orléans. Sein Ruhm begann mit der Herausgabe ſeiner vortrefflichen «Pandectae Justinianeae in novum ordinem digestae» (3 Bde., Par. 1748—52; Leyd. 1782; neue Aufl. von Latruſſe Montmeylian, Par. 1818—21; franz. mit gegenüberſtehendem Text von Bréard de Neuville, 18 Bde., Par 1806 fg.). Dieſes Werk, welches dazu beſtimmt iſt, in die zerſtreuten Geſetzſtellen der Juſtinianiſchen Sammlung Einheit des Syſtems zu bringen, wurde dem Kanzler d'Agueſſeau dedicirt. Dieſer verlieh dafür dem Verfaſſer den Lehrſtuhl des franz. Rechts zu Orléans. Obgleich P. den Pflichten ſeines Amts aufs rühmlichſte nachkam und fortwährend literariſch thätig war, fand er doch noch Gelegenheit, als Rath bei der Chambre du domaine eine einflußreiche praktiſche Thätigkeit zu entfalten. Zu ſeinen bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Leiſtungen gehören noch, außer einer Bearbeitung der Coutume d'Orléans, einzelne civilrechtliche Abhandlungen und Verſuche, welche unter dem Titel «Traités sur différentes matières de droit civil» (8 Bde., Par. 1773) erſchienen und als deren Meiſterſtück der «Traité des obligations» (2 Bde., Par. 1781) gilt. Sein Verdienſt in dieſen Schriften beſteht weniger in antiquariſch-philol. Gelehrſamkeit als in der großen Klarheit und Conſequenz, womit er die Grundſätze des Rechts auf die Verhältniſſe und Geſchäfte anwendete. Er ſtarb 2. März 1772 zu Orléans, wo ihm 1859 ein Standbild errichtet wurde. Seine Werke erſchienen zuerſt als «Oeuvres complètes» (Par. 1810) in 25 Bänden. Von ſpätern Ausgaben ſind die von Siffrein (17 Bde., Par. 1821—23), Dupin (10 Bde., Par. 1824) und Buguet (10 Bde., Par. 1845—48) zu nennen. Lebensbeſchreibungen P.'s verfaßten Dupin (Par. 1827) und Frémont (Orleans 1859).

Potocki, eine poln. Familie, deren Stammſchloß Potok in der ehemaligen Wojwodſchaft

Krakau lag und der noch gegenwärtig sehr bedeutende Herrschaften, besonders in Galizien und der Ukraine, angehören. Vom 16. Jahrh. an bekleideten viele Mitglieder dieser Familie die höchsten Staats- und Kirchenwürden in Polen. — Graf Stanislaw Felix P., geb. 1745, Großfeldherr der poln. Artillerie, war ein verblendeter Aristokrat und hatte, durch seinen Reichthum vielvermögend, großen Antheil an den poln. Unruhen von 1788. Da er die Annahme der Verfassung vom 3. Mai 1791 nicht zu hindern vermochte, stiftete er zum Sturze derselben mit Gleichgesinnten die Targowizer Conföderation, welche den Beistand Rußlands anrief. Nach dem Auftreten Kosciuszko's 1794 floh er nach Petersburg. Das höchste Gericht der Republik machte ihm den Proceß und verurtheilte ihn als Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen wurde eingezogen und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. Suwarow's Siege vereitelten jedoch auch diese Beschlüsse, und Katharina ernannte P. 1795 zum russ. General-en-Chef. Doch lebte er meist auf seinen Gütern in der Ukraine, von Reue und Schmerz gequält über seines Vaterlandes Geschick, das er selbst heraufbeschworen. Er starb 1803. Von seinen Söhnen nahm Wladimir P., geb. 1789, voll Verlangen, des Vaters Schuld zu sühnen, 1809 im poln. Heere den ehrenvollsten Antheil an dem Feldzuge gegen die Oesterreicher und hatte große Hoffnungen erregt, als er 1811 als Oberst starb. Seine Bildsäule von Thorwaldsen steht in der krakauer Kathedrale. — Graf Ignocy P., geb. 1751, Großmarschall von Litauen, war einer der Begründer der Constitution vom 3. Mai 1791, für die er durch seine Entschlossenheit auch den König Stanislaus August zu gewinnen wußte. Als die russ. Truppen vordrangen, suchte er am berliner Hofe vergebens Hülfe zu erwirken. Er flüchtete dann nach Dresden und seine Güter wurden confiscirt. Der Aufstand Kosciuszko's 1794 rief ihn nach Warschau zurück, wo er mit der obersten Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt wurde. Im Vertrauen auf die mit Suworow abgeschlossene Capitulation von Warschau blieb er in der Stadt, wurde aber verhaftet und als Staatsgefangener nach Schlüsselburg abgeführt. Paul gab ihm 1796 die Freiheit wieder. Er zog sich hierauf nach Galizien zurück, wo er unter Aufsicht stand, bis er 1806, als Napoleon's Siege neue Hoffnungen weckten, wieder ins öffentliche Leben eintrat. Er hatte sich an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warschau zu Napoleon nach Wien begeben, als er 30. Aug. 1809 starb. — Graf Stanislaw Kostka P., des vorigen Bruder, geb. 1757, zeichnete sich durch seine Beredsamkeit schon auf den poln. Reichstagen von 1788 und 1792 aus. Er war General der Artillerie und ein Freund der Verfassung vom 3. Mai, zog sich aber, nachdem König Stanislaus der Targowizer Conföderation beigetreten war, nach Oesterreich zurück. Ohne weitern Antheil an den poln. Ereignissen widmete er sich dem Studium der Künste und den Wissenschaften, bis 1807 das Herzogthum Warschau errichtet wurde, worauf er sich wieder in sein Vaterland begab und als Mitglied und Präsident der Oberschul- und Erziehungsdirection unermüdet für die geistige Bildung seiner Nation wirkte. 1815 wurde er vom Kaiser Alexander zum Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts ernannt. Sein Haus in Warschau war eins der glänzendsten, seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin Ludomirska, eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen. Er starb 14. Sept. 1821. Seiner großen Rednertalente wegen hieß er princeps eloquentiae. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehört sein Werk über Beredsamkeit und Stil (4 Bde., Warsch. 1815); ferner eine treffliche, jedoch unvollendet gebliebene poln. Bearbeitung des Werks von Winckelmann über die Kunst der Alten (3 Bde., Warsch. 1815). — Graf Jan P., einer der ausgezeichnetsten slaw. Geschichtsforscher, war 1761 geboren. Schon früh faßte er den Entschluß, das dunkle Feld der slaw. Geschichte aufzuklären, bereitete sich dazu durch gründliches Sprachstudium vor und durchreiste die Länder der slaw. Völker. Dann hielt er sich bis 1812 in Petersburg, später auf dem Lande in Podolien und Volhynien auf und starb 1815. Seine vorzüglichsten Werke sind: «Voyage en Turquie et en Égypte fait en 1784» (Warsch. 1788); «Essai sur l'histoire universelle et recherches sur la Sarmatie» (5 Bde., Warsch. 1788); «Histoire primitive des peuples de la Russie» (Petersb. 1802); «Fragments historiques et géographiques sur la Scythie, la Sarmatie et les Slaves» (4 Bde., Braunschw. 1796); «Chroniques, mémoires et recherches pour servir à l'histoire de tous les peuples slaves» (Warsch. 1793); «Voyage de Basse-Saxe», mit Kupferstichen, die Prillwitzer Alterthümer enthaltend (Hamb. 1795); «Histoire des gouvernements de Volhynie, de Podolie et de Cherson» (Petersb. 1804—5). Alle diese Werke sind besonders wichtig als Materialiensammlungen. P. schrieb nur französisch, und von jedem seiner Werke sind nur 100 Exemplare abgedruckt. P.'s Tagebücher aus dem Kaukasus gab 1829 Klaproth heraus. — Claudyna Potocka, geborene Gräfin Dzialynska, die Gemahlin des Grafen Bernhard P., geb. 1802 zu Kurnik bei Posen, eilte nach dem Aus-

bruche der paln. Revolution von 1830 nach Warſchau und widmete ſich auf den Schlachtfeldern und in den Choleralazarethen der Pflege ihrer leidenden Landsleute mit einer Hingebung und einem Heroismus, daß ſie allgemeine Bewunderung erregte und überall wie ein Schutzengel erſchien. Sie theilte darauf das Exil und ſtarb zu Genf 8. Juni 1836, wo ihre Landsleute ihr einen ſchönen Denkſtein geſetzt haben.

Potoſi, die Hauptſtadt des gleichnamigen, durch ſeinen Reichthum an edeln Metallen berühmten Departements der ſüdamerik. Republik Bolivia, früher einer Intendentſchaft gleiches Namens in dem ſpan. Königreiche La-Plata, wurde in einer Seehöhe von 12500 F. auf der Nordſeite des ſilberreichen, 15150 F. hohen Gebirgsſtocks Cerra de P. 1545 von Juan Vilarel und Drego Centeno unter dem Namen Villa-Imperial gegründet, der jedoch bald dem indian. Namen des Berges (Jatum-Potachi) Platz machte. Eine der höchſten Städte der Erde, in kahler, öder Gegend, auf ſehr klippigem und ſchluchtenreichem Terrain angelegt, iſt die Stadt zwar etwas eng, doch regelmäßig gebaut. Die Häuſer ſind einfach aus Lehmſteinen (adoves) aufgeführt, im Centrum der Stadt zweiſtöckig, ſonſt einſtöckig, mit Ziegeln bedacht, weiß angeſtrichen, in den Parterreräumen meiſt von Magazinen, Kaufläden, Branntweinläden u. ſ. w. eingenommen und gegen plötzliches Eindringen bei Aufſtänden oder Revolutionen mit Vorrichtungen zur Verrammelung verſehen. Außer der Kathedrale, die 1809—37 ganz aus Quadern erbaut, 1858 reſtaurirt wurde und im Innern prachtvoll ausgeſtattet iſt, hat P. noch 33 andere reiche und ſchöne, aber meiſt verfallene Kirchen, Klöſter und Conventе. Andere bemerkenswerthe Gebäude ſind die Präfectur, die 1562 aufgeführte ſtattliche Münze von Bolivia, zugleich Feſtung; das Muſeum, welches jedoch wenig Sehenswerthes enthält. Oeſtlich von dem Hauptplatze, an dem die Kathedrale ſteht, befindet ſich auf einem kleinern Platze, der nur durch Säulen mit Rundbogen von jenem getrennt, die Unabhängigkeitsſäule. P. iſt der Sitz des Departementspräfecten und eines Biſchofs und zählte 1858 22850, nach neuern Reiſeberichten nur 15000 E., während zur Zeit der höchſten Blüte die Zählung von 1611 150000 E. ergab, die ausſchließlich vom Bergbau lebten, wie auch die heutige Bevölkerung. Außer der Münze, deren Maſchinen Maulthiere treiben, beſtehen etwa acht Amalgamirwerke mit Zubehör, eine Buchdruckerei, eine Bierbrauerei und Brennerei (beide von einem Schneider aus Naſſau angelegt), ferner die Nationalbank, ein Handels- und ein Civilgericht, ein Gymnaſium und einige Volks- und Privatſchulen. Das Klima iſt nicht ungeſund, aber rauh und kalt, die Gegend zu Cultur ungeeignet. Die Stadt iſt reichlich mit gutem Trinkwaſſer verſehen, das aus Sammelteichen auf der benachbarten Cordillera de Andacahua herbeigeführt wird. Die ſehr koſtſpieligen Waſſerleitungen wurden urſprünglich zur Betreibung der Erzmahlmühlen u. ſ. w. angelegt. Der Bruch eines der Sammelteiche 1622 verurſachte einen Verluſt von 26½ Mill. Thlrn. und 2000 Menſchenleben. Seit dieſer Zeit fall der Minenbetrieb in Verfall gekommen ſein. Der berühmte Cerra de P., ein Kegelberg von 2 Leguas Umfang, aus einem Quarz führenden, bröckeligen Trachyt beſtehend und ganz von Silberadern erfüllt, iſt durch mehr als 5000 theils verlaſſene, theils noch bearbeitete Stollen und Galerien ausgehöhlt. Die frühere fabelhafte Silberausbeute iſt jetzt bedeutend geſunken, ein neuer Aufſchwung auch kaum zu hoffen, da große Kapitalien erforderlich ſein würden, um die Gruben zu entwäſſern und die für größern Tiefbau nothwendigen Anſtalten aufzuführen. Dazu iſt die einſt weltberühmte Stadt, wie der Staat Bolivia überhaupt, durch den Unabhängigkeitskrieg und die Bürgerkriege viel zu ſehr verarmt. Die raſche Zunahme der Bevölkerung im alten P. lag in dem barbariſchen Geſetz (Mita), wonach die Indianer der damaligen Provinz Charcas gezwungen waren, in den Minen zu arbeiten. In den 27 J. nach der 1545 erfolgten Entdeckung des Cerro floſſen durch den Fünften (Quinte), alſo durch eine 20procentige Abgabe, 76 Mill. Realen oder 167,833333⅓ Thlr. in den königl. Schatz, obſchon ein großer Theil des Silbers ausgeſchmuggelt wurde. Ferner findet ſich die offizielle Angabe, daß dem königl. Aerar von 1556—1719 (ungerechnet die 11 J. von 1545—56) an Abgaben die Summe von 651,160123 Peſos oder 1437,978606 Thlrn. zufielen. Die geſammte Silberproduction mußte hiernach ſich auf 7—9000 Mill. Peſos belaufen haben. Von 1800—46 betrug die Production im ganzen Lande 106,205025 Pesos fuertes (à 8 Realen oder 1⅓ Thlr.), alſo 141,606700 Thlr. Trotz des ſchwachen Betriebs gaben 1846 die Gruben von P. 157054 Mark Silber und geben jetzt noch faſt die Hälfte der ganzen Production Bolivias. 1856 zog man aus dem Cerra noch ungefähr 900000 ordinäre Peſos (à 31 Sgr.), alſo 930000 Thlr. — Das Departement P. zählt (1858) auf 2553,76 Q.-M. 281229 E. und zerfällt in die fünf Provinzen P., Porea, Chayanta, Chichas und Lipez. — P. wird gewöhnlich auch der Staat und die Stadt San-Luis-Potoſi (ſ. d.) in Mexico genannt.

Potpourri ist der franz. Name für Olla potrida (s. d.) und wird nicht nur in derselben Bedeutung wie dieses gebraucht, sondern außerdem auch noch, besonders in musikalischer Beziehung, statt Quodlibet (s. d.).

Potsdam, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Brandenburg und zweite Residenz des Königs, liegt $3\frac{1}{2}$ M. südwestlich von Berlin in der schönsten Gegend der Mark, am Einflusse der Nuthe in die schiffbare Havel auf einer Insel von 4 M. Umfang (Potsdamer Werder), welche von der Havel, einigen Seen und einem Kanale gebildet wird. Die zum Theil schöngebaute Stadt besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das Holländische Revier gehören, und aus vier Vorstädten (Berliner, Nauener, Brandenburger und Teltower). Die Straßen sind breit, gerade, mit vielen palastähnlichen Häusern und, wie die Plätze, zum Theil mit Bäumen besetzt. Unter den Plätzen sind die vorzüglichsten: der Wilhelmsplatz mit dem von Kiß entworfenen Denkmale Friedrich Wilhelm's III.; der Bassinplatz mit einem Gebäude mitten im Bassin nach holländ. Art auf einer Insel, das als Friedrich Wilhelm's Tabackscollegium bezeichnet wird; der Lustgarten, aus dem Paradeplatz und Park bestehend, mit 14 Büsten berühmter preuß. Feldherren aus dem Befreiungskriege und einer des Kaisers Alexander I. von Rußland, 12 Marmorstatuen und 8 Kanonen aus verschiedenen Zeitaltern; endlich der Alte Markt am Schlosse, auf dessen Mitte ein Obelisk von rothem und weißem Marmor, 75 F. hoch, steht, dessen vier Seiten mit den Brustbildern Kurfürst Friedrich Wilhelm's und der Könige Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. geschmückt sind. Unter den sechs Kirchen (fünf protestantische und eine katholische) P.s sind bemerkenswerth: die Garnison- und Hofkirche mit schönem Glockenspiel auf dem 280 F. hohen Thurme und einer marmornen Kanzel, unter welcher in einem Gewölbe die Leichname Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. beigesetzt sind; die nach Schinkel's Entwürfen 1830—37 aufgeführte Stadtkirche zu St.-Nikolai, die 1843—50 noch mit einer prächtigen, 245 F. hohen Kuppel und vier Glockenthürmchen auf den Ecken geschmückt wurde; die Heilige-Geistkirche mit einem 286 F. hohen Thurme; die franz.-reform. Kirche, eine Rotunde, ähnlich dem Pantheon zu Rom, bildend; die Friedenskirche vor dem Brandenburger Thore am Eingange zum Garten von Sanssouci, 1845—50 in Form einer Basilika mit freistehendem Glockenthurm (nach St.-Clemente in Rom) aufgeführt. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden ist zuerst das königl. Schloß in der Altstadt zu nennen, das 1660—1701 erbaut wurde und ein längliches Viereck von drei Geschossen bildet. Einen schönen Effect bewirken die Colonnaden auf der Seite gegen die 350 F. lange, 1822—25 erbaute Havelbrücke, zwischen der Mitte des westl. Schloßflügels und dem königl. Reitpferdestalle; die erstere besteht aus 20, die andere aus 32 freistehenden korinth. Säulen mit dazwischen aufgestellten Kämpfergruppen. Sonst sind in architektonischer Hinsicht noch bemerkenswerth: das Rathhaus, welches Friedrich II. 1754 nach dem Muster des amsterdamer Rathhauses erbauen ließ; das Militärwaisenhaus an der Waisenstraße, 400 F. lang, vier Stock hoch, mit einem Thurme von 148 F. Höhe; das Schauspielhaus, das Casino (von Schinkel erbaut), das große Reit- und Exercirhaus, die Kasernen für die Husaren, Ulanen und das erste Garderegiment. P. ist der Sitz der Regierung, der Oberrechnungskammer und mehrerer anderer Behörden sowie auch der Märkischen Oekonomischen Gesellschaft. Auch bestehen daselbst ein Gymnasium, eine Realschule, eine Unteroffizierschule, ein Cadetteninstitut, eine Provinzialgewerbeschule und eine Kriegsschule, eine Gärtnerlehranstalt mit einer Landesbaumschule; ferner das Militärwaisenhaus mit 600 Zöglingen, das Civilwaisenhaus für Söhne unbemittelt verstorbener Staats- und Gemeindebeamten, eine Stiftung zur Ausstattung tugendhafter Mädchen unter dem Namen «Luisendenkmal».

Die Bevölkerung der Stadt hat verhältnißmäßig nur langsam zugenommen. Man zählte 1817 ohne Militär 23362, 1840 26943, 1849 31394, 1852 32878, 1858 33250, 1864 35030 E., wozu in letzterm Jahre noch eine Garnison von 7235 Mann kam. Handel und Industrie haben in neuerer Zeit einen neuen Aufschwung erhalten. 1861 zählte man 166 industrielle Anstalten der mannichfachsten Art, von denen 36 mit Dampfmaschinen arbeiteten. Unter denselben nehmen die Werkstätten der Eisenbahn und das Jacobs'sche Etablissement den ersten Rang ein. Die Mieth'sche Chocoladenfabrik war die erste, welche mit Dampfkraft arbeitete. Außerdem bestehen Fabriken für Taback, Baumwollwaaren, Seidenzeuge, Leder, Tuch, Wachsleinwand, Licht und Seife, Pappe u. s. w. Die großen Brauereien, besonders für bair. Bier, setzen ihr Product weithin ab. Auch ist die Kunstgärtnerei (unter anderm ausgedehnte Veilchenzucht im Winter) von Bedeutung. Handel und Verkehr sind durch die schiffbare Havel sowie durch die directen Eisenbahnverbindungen mit Berlin und Magdeburg sehr begünstigt.

Während eines Theils des Jahres, namentlich im Sommer, ist P. die Residenz des Königs und der Prinzen. Die Stadt mit ihren reizenden Umgebungen ist dann der Zielpunkt für viele Fremden. Vor den meisten Thoren findet man schöne Alleen und weiterhin, größtentheils an der Havel, Wälder, buschige Hügel und Weinberge. Durch das Brandenburger Thor, einen schönen, mit freistehenden korinth. Säulen gezierten Triumphbogen, nach dem Muster des Trajanischen in Rom, gelangt man nach dem königl. Lustschlosse Sanssouci (s. d.). Außerdem liegen in den Umgebungen von P. noch das königl. Lustschloß Charlottenhof, von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz angelegt, das im normann. Stil erbaute Schloß König Wilhelm's I. auf Babelsberg, mit schönem, bis Nowawes und Glienicke reichendem Park; die Villa des Prinzen Karl in Klein-Glienicke an der Havel, wo eine prachtvolle Brücke über den breiten Fluß führt; die Pfaueninsel in der Havel; die königl. Villa auf dem Pfingstberge; das Belvedere auf dem 271 F. hohen Brauhausberge mit schöner Aussicht über Stadt, Strom und weitere Umgebungen, das Jagdschloß Stern u. s. w. Die Stadt P. entstand um 1300 aus einem von Wenden bewohnten Fischerdorfe, welches die Stelle der jetzigen Burgstraße einnahm, während ein zweites auf dem heutigen Kiez stand. Der Große Kurfürst erhob dasselbe zuerst aus seiner Unbedeutendheit, indem er 1660—73 das königl. Schloß bauen und mehrere Straßen anlegen ließ. Friedrich Wilhelm I. umgab den Ort mit Mauern und gründete die Neustadt und den Wilhelmsplatz, und Friedrich II. verschönerte ihn durch viele Prachtgebäude, das Rathhaus, das Schloß Sanssouci, die Bildergalerie, das Cavalierhaus, das neue Palais u. s. w. Friedrich Wilhelm II. begann den Bau des Marmorpalais, und auch Friedrich Wilhelm III. fuhr fort, die Stadt durch Gebäude und Anlagen zu verschönern. Die Umgegend wurde besonders unter Friedrich Wilhelm IV. unter Leitung Lenné's (s. d.) und des Hofgärtners G. Meyer zu den herrlichsten Schöpfungen der Parkgärtnerei umgestaltet. Vgl. außer den Schriften des 1862 begründeten Vereins für P.s Geschichte: Schmidt, «Geschichte und Topographie der Residenzstadt P.» (Potsd. 1825); Grieben's «Wegweiser durch P.» (Berl. 1854 u. öfter). Der Regierungsbezirk P., welcher die westl. Hälfte der Provinz Brandenburg bildet, umfaßt ein Areal von 382,31 Q.-M., zählt 980267 E. (in 70 Städten, 14 Flecken und 1444 Dörfern) und zerfällt (außer dem Stadtbezirk Berlin) in die 15 Kreise: Ober- und Niederbarnim, Teltow, Stadt Potsdam, Ost- und Westhavelland, Stadt Brandenburg, Ruppin, Prenzlau, Templin, Angermünde, West- und Ostprignitz, Beeskow-Storkow, Jüterbogk-Luckenwalde und Zaucha-Belzig. Vgl. Böckh, «Ortschaftsstatistik des Regierungsbezirks P.» (Berl. 1861); Wald, «Statist. Nachrichten über den Regierungsbezirk P.» (Berl. 1864).

Pott (Aug. Friedr.), ausgezeichneter Sprachforscher, geb. zu Nettelrede im Hannoverschen 14. Nov. 1802, der Sohn eines Predigers, widmete sich, nachdem er in Hannover die Schule besucht, seit 1821 in Göttingen theol. und philol. Studien, wurde 1825 Collaborator am Gymnasium zu Celle, legte aber 1827 diese Stelle nieder und ging nach Berlin, wo er sich bei der Universität habilitirte. 1833 wurde er Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Halle, wo er seitdem durch Wort und Schrift ununterbrochen für die durch Bopp, Grimm und W. von Humboldt geschaffene neue Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung thätig gewesen ist. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er durch seine «Etymolog. Forschungen» (2 Bde., Lemgo 1833—36), welche nächst Bopp's «Vergleichender Grammatik» auf ihrem Gebiete bahnbrechend geworden sind. Während sich dieses Werk über die gesammten indogerman. Sprachen erstreckte, von denen er in dem vielbenutzten Artikel «Indogerman. Sprachstamm» in Ersch und Gruber's «Allgemeiner Encyklopädie» (Sect. 2, Bd. 18) eine vortreffliche Uebersicht gab, führte er theils in einzelnen Abhandlungen in Zeitschriften, wie besonders der halleschen «Allgemeinen Literaturzeitung», den «Halleschen Jahrbüchern», den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik», der «Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft», der «Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur» u. s. w., theils in einigen besondern Werken, wie «De Borussico-Lithuanicae tam in Slavicis quam Letticis linguis principatu» (2 Abhandlungen, Halle 1837—41) und «Die Zigeuner in Europa und Asien» (2 Bde., Halle 1844—45), die begonnenen Forschungen mit Bezug auf einzelne Sprachen und Sprachgruppen weiter fort. Für das letztgenannte Werk ertheilte ihm die pariser Akademie den Volney'schen Preis. Vortreffliche Arbeiten sind «Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile» (Halle 1847) und «Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten» (Lpz. 1853; 2. Ausg., mit Register, 1859), welche, wie auch seine übrigen Schriften, eine beinahe erdrückende Fülle des Stoffs enthalten und die staunenswertheste Kenntniß nicht blos der Sprachen indogerman., sondern auch anderer asiat., afrik., amerik.

Stämme bekunden. Dasselbe gilt auch von mehrern kleinern Schriften, wie «Die Ungleichheit der menschlichen Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte» (Lemga 1856), «Dappelung als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache» (Lemga 1862) und «Anti-Kanleu, aber mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen» (Lemga 1863), sowie von seinen zahlreichen Abhandlungen und Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken. Hervorzuheben sind unter diesen in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» die Studien über die südasrik. Sprachen, über die altpers. Eigennamen, über die Stellung des Japanischen, über die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft. Ferner sind nach aus diesen Arbeiten zu erwähnen der Artikel «Grammatisches Geschlecht» in Ersch und Gruber's «Allgemeiner Encyklapädie», eine Reihe von Untersuchungen über den Uebergang des Latein in das Romanische sowie über Gegenstände der vergleichenden Mythologie. Seit 1859 beschäftigte P. vorzugsweise die vollständige Umgestaltung und neue Bearbeitung der «Etymolog. Forschungen» (Bd. 1 u. 2, Abth. 1 u. 2, Lemga 1859—67), welche ebenfalls zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern sprachwissenschaftlichen Literatur gehört. Entfernt verwandt mit P. war der bekannte Theolag David Julius P., geb. 10. Oct. 1760 zu Nettelrede, gest. 18. Oct. 1838 als Professor und Obercansistorialrath zu Göttingen.

Pottasche ist ein im Handel varkammendes Salzgemenge, dessen Hauptbestandtheil kohlensaures Kali (s. d.) ist, welches aber außerdem noch schwefelsaures Kali und Chlarkalium, Kieselerde und einige Metalloxyde enthält. Man gewinnt die P. durch Auslaugen van Halzasche mit Wasser, Abdampfen der Lauge bis zur Trockniß und Glühen des Rückstandes in besandern Oefen, worauf dieselbe als Handelsartikel fertig ist. Die Menge der Asche, welche Bäume, Sträucher und krautartige Gewächse liefern, schwankt von $^1/_2$—15 Prac., übersteigt jedach in der Regel nicht 7 Prac. Der mittlere Gehalt der Holzaschen an kohlensaurem Kali ist etwa zu 45 Proc. zu veranschlagen. Man fabricirt die P. hauptsächlich in holzreichen Gegenden in Rußland, Ungarn, Amerika u. s. w. In neuerer Zeit stellt man sie auch aus der Runkelrübenzuckermelasse dar. So liefert die große Runkelrübenzuckerfabrik zu Waghäusel in Baden eine P. aus Rübenmelasse in den Handel, welche sich durch Reinheit und durch Weiße auszeichnet. Auch aus dem Meerwasser wird sie im südl. Frankreich gewonnen. Die P. stellt im allgemeinen eine feste, bröckelige Masse dar von weißer oder bläulicher Farbe, die aus der Luft Wasser anzieht und deshalb gut verwahrt werden muß. Unter den im Handel vorkommenden P. sind van Wichtigkeit die amerikanische P., die ungarische, die in Südfrankreich aus Weinhefen und Trestern bereitete sog. Perlasche (cendres gravelées), die russische und einige andere. Der Werth einer P. ist von ihrem Gehalt an kohlensaurem Kali abhängig. In neuerer Zeit wird die P. immer mehr und mehr von der wohlfeilern Sada verdrängt; sie wird aber immer noch benutzt zur Fabrikation des böhm. Glases, des Salpeters, des Schießpulvers, des Alauns, des Blutlaugensalzes und anderer chem. Präparate von geringerer Wichtigkeit.

Potter (Louis de), einer der Hauptanstifter der belg. Septemberrevolution van 1830, wurde zu Brügge 26. April 1786 geboren. Literarisch gebildet, reich und unabhängig, widmete er sich hauptsächlich während seines langen Aufenthalts in Italien kirchenhistar. Studien, die alle vom rein rationalistischen Standpunkte aus gemacht waren, und deren Ergebnisse er in mehrern Schriften, als «L'esprit de l'église» (8 Bde., Par. 1821) und «Vie de Scipion de Ricci, evêque de Pistoie» (3 Bde., Brüss. 1825; 3. Aufl. 1857; deutsch, Stuttg. 1827), niederlegte. Während der holländ. Regierung Belgiens trat er in die schärfste Oppasition gegen die Minister, zog sich 1828 eine Gefängnißstrafe van 18 Manaten und eine Geldbuße von 1000 Fl. zu und erwarb von da an eine außergewöhnliche Papularität. Im Gefängnisse begründete er die sog. Union der Katholiken und Liberalen, verflocht sich aber durch vielfache revolutianäre Pamphlete abermals in einen Hochverrathsprace̊ß, infolge dessen er 30. April 1830 zu achtjähriger Verbannung verurtheilt wurde. Nach der Julirevolution van 1830 nahm er seinen Wohnsitz in Paris und schrieb von da 2. Aug. einen Brief an den König der Niederlande mit der Aufforderung, sein Land zu retten, salange es nach Zeit sei. Nach den brüsseler Septembertagen zag er im Triumph in Brüssel ein, wurde Mitglied der Pravisorischen Regierung, entzweite sich aber bald mit seinen Collegen, die seine republikanischen Vorschläge zurückwiesen. Auch im Natianalcangreß, den er eröffnete, fanden seine Ansichten nur geringen Anklang. Er verzichtete deshalb auf seine Aemter und sah sich plötzlich alles polit. Einflusses beraubt. Seit jener Zeit lebte er im Privatstande, aufs neue histor. und philos. Studien huldigend, und trat van Zeit zu Zeit mit einer palit. Flugschrift oder einem Zeitungsartikel auf, deren abstruser, metaphysischer Stil wenig ansprechen konnte. Er starb in Brügge 22. Juli 1859. Als sein Hauptwerk verdient

Erwähnung die «Histoire du christianisme» (8 Bde., Par. 1836—37; Auszug, 2 Bde., Par. 1856), die ganz in antikirchlichem Sinne verfaßt ist. Sonst sind noch zu bemerken die «Souvenirs personnels» (2 Bde., Brüss. 1840).

Potter (Paul), einer der berühmtesten holländ. Maler, geb. zu Enkhuysen 1625, erhielt durch seinen Vater, Pieter P., einen mittelmäßigen Maler, den ersten Unterricht. Schon in seinem 15. J. lieferte er allgemein bewunderte Werke, und nachdem er sich im Haag niedergelassen, sah er sich mit so viel Aufträgen beehrt, daß er gar nicht alle übernehmen konnte. Besonders arbeitete er viel für den Prinzen von Oranien. Sein Fach war Thiermalerei und Landschaften, doch zeichnete er sich hauptsächlich in der erstern aus. Die Landschaften dienten ihm gewöhnlich nur, um die Kühe, Schafe, Ziegen, die seine Lieblingsgegenstände waren, im mannichfachsten Leben und in den abwechselndsten Gruppen zu zeigen. Sein Colorit ist ungemein glänzend, und so fein er auch alle einzelnen Theile ausführte, so wenig findet sich eine Spur von Zwang, Steifheit und Manier. Gewöhnlich arbeitete er nur Stücke von mäßigem Umfang. Eine Ausnahme hiervon machen die Bärenjagd im amsterdamer Museum, die große Ochsenheerde, die beim Transport nach Petersburg auf der See unterging, und sein Hirt mit einer Heerde in natürlicher Größe, gewöhnlich der junge Stier genannt, eines seiner ausgezeichnetsten Werke. Am berühmtesten wurde er durch seine pissende Kuh. Auch hat man geätzte Blätter von ihm, die in hohem Werthe stehen. Seine Spaziergänge waren immer nur dem Studium gewidmet; auf ihnen skizzirte er, was er in seinem Fache wahrnahm. Seine rastlose Thätigkeit ließ ihn kein hohes Alter erreichen; er starb 1654 zu Amsterdam, wohin er sich zwei Jahre vor seinem Tode begeben hatte. Cabinetsstücke von ihm werden unter allen holländ. Thierstücken am theuersten bezahlt. Seine pissende Kuh, welche aus der kasseler Galerie nach Paris geführt wurde, kaufte der Kaiser Alexander von Rußland 1814 in Paris aus der Galerie in Malmaison für 6000 Thlr. Sein Stier, der ursprünglich dem Prinzen von Oranien gehörte, wurde 1795 von den Franzosen weggeführt und war hierauf eine der vorzüglichsten Zierden des pariser Museums, bis er 1815 wieder nach dem Haag gebracht wurde. Außerdem finden sich Hauptbilder von ihm in Petersburg, London, Paris, Antwerpen, Scheveningen, Dresden, Wien und München. Theuer und höchst selten sind auch seine Handzeichnungen.

Potteries, d. h. Töpfereien, nennt man in England die Fabrikgegend im nordwestl. Theile der engl. Grafschaft Stafford, welche das berühmte engl. Steingut, Porzellan u. s. w. liefert. Der District umfaßt das Thal des obern Trent in einer Ausdehnung von 7—8 engl. M. und hat außer großem Reichthum an Eisenerz ein besonderes Kohlenlager und reichlichen Töpferthon, der jedoch für die hier betriebene Industrie noch ergänzt wird durch die feinsten Thonarten von Purbeck in Dorset, Seifenstein aus Cornwall, Feuerstein von Gravesend, aus Wales und Irland. Strom-, Kanal- und Eisenbahnverbindung erleichtern dem merkwürdigen Industriedistrict den Absatz seiner Erzeugnisse nach allen Richtungen. Auf einem nur beschränkten Raume enthält derselbe eine Reihe von Städten, Flecken und Dörfern, die einander allmählich so nahe gerückt sind, daß sie jetzt fast eine einzige Stadt bilden, von etwa 1830—50 allein um 60 Proc. an Bevölkerung zugenommen haben und jetzt über 110000 E. zählen. Die bedeutendsten Fabrikorte, meist an der Eisenbahn gelegen, sind: Stoke upon Trent, Marktstadt, Parlamentsborough und Hauptort der P., mit 11390 E., einem Stadthause, einer großartigen Eisenbahnstation, Fabriken für Porzellan und anderes Geschirr, und mit den Bildsäulen Wedgwood's und Minton's auf dem Bahnhofplatze; Newcastle under Lyme (etwas westlicher), Municipalstadt und Parlamentsborough mit 12938 E., einem Rathhause, einer Lateinschule, einem Versorgungshaus, Töpfereien und Fabriken für Hüte, Schuhe, Seide- und Baumwollwaaren; Etruria (2 engl. M. im SW. von Stoke), ein Dorf mit 783 E., Eisenwerken, Porzellan- und Dampfmaschinenfabriken; Fenton (nahe im SO. von Stoke), ein Flecken mit 7882 E.; Longton und Laneend (3 engl. M. im SO. von Stoke), ein unregelmäßig gebauter Ort mit den Vorstädten Gibraltar und Dresten, zusammen mit 16690 E., einem Athenäum, einem literarischen Institut, einer Bibliothek und vielen Fabriken; Hanley mit Shelton (1 engl. M. im N. von Stoke), Municipalstadt und Country-Parlamentsborough, mit 31953 E., breiten Straßen, großem Marktplatz, Markthalle, Porzellanfabriken, Töpfereien, Papiermühlen und Eisenwerken; Burslem (3 engl. M. im N. von Stoke), schlechtgebaute Marktstadt am Trent, der wichtigste Ort für die Industrie der P., mit 17821 E., einer Stadthalle, einer Markthalle, einem Handwerkerinstitut, einer Glashütte in der Vorstadt Longport und einem großen Krankenhause in der Nachbarschaft; Tunstall (4 engl. M. im N. von Stoke), eine Marktstadt mit 11207 E., einem Gerichtshofe, einer

Markthalle und, außer Töpfereien und Ziegelbrennereien, mit Kornmühlen und einer Chemikalienfabrik. Die genannten Orte haben zusammen 110668 E. Die Pottery gewährt ein eigenthümliches Ansehen. Sie besteht zum Theil aus einem verworrenen Haufen kunstloser Gebäude, die, durch bloße Feldwege verbunden, mitten unter Meiereien und Aeckern liegen, und ist stets mit einer dichten Rauchwolke bedeckt, die aus den Brennöfen aufsteigt. Ebenso eigenthümlich sind Leben, Sitten und Verfassung in diesem industriellen Freistaat. Es erscheint hier eine «Pottery gazette», und es hat sich sogar ein wissenschaftlicher Verein gebildet, der sich Philosophical society of the Pottery nennt. Die Pottery verdankt ihr Aufkommen dem Unternehmungsgeiste Wedgwood's, der 1760—95 hier wirkte, sowie dem Umstande, daß sich daselbst die ergiebigsten Steinkohlenminen und die Gruben des besten Thons befinden. Im Anfange des 18. Jahrh. war die Gegend nur von wenigen Landleuten bewohnt, die grobe Töpferwaaren verfertigten. Was Wedgwood in dem von ihm erbauten Dorfe Etruria, dem Schauplatze seiner Thätigkeit, in der Töpferkunst erfonnen und praktisch bewährt, wurde bald Gemeingut Englands und war der Impuls zu einer Gewerbthätigkeit, deren jährlicher Ertrag sich jetzt auf ungefähr 3 Mill. Pfd. St. beläuft. Davon kommen über zwei Drittel auf die Staffordshire-P., die «hohe Schule der Töpferei und Porzellanmanufactur für die ganze Welt», während die übrigen engl. Töpfereien zu Worcester, Derby, London (Lambeth), Colebrookdale nur für etwa 8—900000 Pfd. St. produciren. Der größte Theil der Waare wird im Inland verbraucht; der Rest geht hauptsächlich über Liverpool nach Amerika und verschiedenen Ländern Europas.

Poudrette heißt der zu einem trockenen Düngemehl verarbeitete Inhalt der städtischen Gruben oder Kloaken. Die Behandlung beschränkt sich einzig auf eine fortgesetzte Verdampfung an freier Luft, theilweise auch auf Hürden und in Trockenstuben. Die P. liefert einen sehr zweckmäßigen, ziemlich wirksamen Beidünger, wird aber gewöhnlich behufs rascherer Trocknung zu stark mit indifferenten Bestandtheilen, Erden u. s. w., vermischt. Auf ihre Darstellung und Verwendung gründet sich die Desinfection der Städte durch das Abfuhrsystem und der Ersatz der dem Boden entzogenen Pflanzennährstoffe für die Landwirthschaft. Eine besondere Art der P. ist der animalisirte Kalk (chaux animalisé) oder die Kalkpoudrette von Mosselmann in Paris, bei welcher Kalkhydrat (an der Luft gelöschter Kalk) zur Auffaugung und Geruchlosmachung der Fäcalstoffe verwendet wird. Die früher aus flüssigen Auswürfen dargestellte P. führte auch den Namen Urate; gegenwärtig ist diese nicht mehr üblich. Ein Zusatz von Eisenvitriol und andern Desinfectionsmitteln ist auf die Wirkung der P. ohne erheblichen Einfluß.

Pouillet (Claude Servais Mathias), ausgezeichneter franz. Physiker, geb. 16. Febr. 1791 zu Cuzance (Doubs), besuchte seit 1811 die Normalschule zu Paris, an welcher er bald darauf Repetent und Maître de Conférences wurde. Auch erhielt er den Lehrstuhl der Physik am Collége Bourbon (jetzt Bonaparte). 1827 wurde er mit dem physik. Unterricht des Herzogs von Chartres, später auch zweier anderer Söhne Ludwig Philipp's betraut. Inzwischen war P. 1829 zum zweiten Director des Conservatoriums der Künste und Gewerbe ernannt worden, an welchem er das Lehrfach der Physik übernahm. 1831 erhielt er die oberste Leitung dieser Anstalt. Als ein aufrichtiger Verehrer der Julidynastie, gehörte er auch als Deputirter zu den Vertretern der ministeriellen Politik. Nach der Februarrevolution von 1848 zog sich P. aus dem polit. Leben zurück. Als ihm bei Gelegenheit des Juniaufstandes von 1849 der Vorwurf gemacht wurde, daß er als Director der von ihm geleiteten Anstalt nicht energisch genug eingeschritten, vertheidigte er sich in würdiger Weise durch ein Memoire. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 legte P. seine Aemter nieder, da er Napoleon III. den Eid nicht leisten mochte. Seit Juli 1837 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. P.'s literarischer Ruf gründet sich auf seine trefflichen «Éléments de physique expérimentale et de météorologie» (2 Bde., 7. Aufl., Par. 1856), die sich in der Bearbeitung von J. Müller (s. d.) auch in Deutschland eingebürgert haben. Mit demselben Beifall wurden auch seine «Notions générales de physique et de météorologie» (3. Aufl., Par. 1859) aufgenommen. Seine übrigen Arbeiten betreffen besonders Gegenstände der Elektricitätslehre (Blitzableiter, Telegraphenapparate), der Optik, der Wärmelehre, der Thermoelektricität, der Elektrochemie u. s. w.

Poujoulat (Jean Joseph François), franz. Schriftsteller, geb. 26. Jan. 1808 zu Lasare (Depart. Rhönemündungen), machte seine Studien in Aix, kam 1826 nach Paris, trat in freundschaftlichen Verkehr mit Michaud und wurde dessen Mitarbeiter an der «Bibliothèque des Croisades». 1830 begleitete er Michaud nach dem Orient, bereiste mit diesem Griechenland, Konstantinopel, Kleinasien und Jerusalem und machte für seinen Theil speciellere Forschungen in

Judäa und Syrien. Bei ihrer Rückkehr ließen sie ein interessantes Werk, die «Correspondance d'Orient» (7 Bde., Par. 1833—35), erscheinen. Nachher veröffentlichten sie eine «Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIIIe siècle jusqu'à la fin du XVIIIme» (32 Bde., Par. 1836—38), die wichtige, bisher noch nicht bekannte Memoiren enthält. Bereits 1835 hatte P. den Roman «La Bédouine» (2 Bde., Par. 1840 u. öfter) geschrieben, der von der Französischen Akademie gekrönt wurde. Nach der Rückkehr von einer Reise nach Italien, wohin er Michaud begleitet hatte, ließ er «Toscane et Rome, correspondance d'Italie» (1839) erscheinen, besorgte auch, nach den letzten Arbeiten und Absichten seines Freundes, eine neue Ausgabe der «Histoire des Croisades» (6 Bde., Par. 1840—48), mit einem Vorbericht über das Leben des Verfassers. Außerdem verfaßte P. eine «Histoire de Jérusalem» (2 Bde., Par. 1841—42; 4. Aufl. 1856); die «Histoire de Saint-Augustin» (3 Bde., Par. 1844; 3. Aufl., 2 Bde., 1850), eine gekrönte Preisschrift und eins seiner Hauptwerke; ferner «Le cardinal Maury, sa vie et ses oeuvres» (Par. 1855, 2. Aufl. 1858) u. s. w. Für die «Quotidienne» lieferte er eine beträchtliche Anzahl literarischer Artikel, die theilweise wiederabgedruckt sind unter den Titeln: «Religion, histoire, poésie» (Par. 1843) und «Littérature contemporaine» (1856). Nach der Februarrevolution von 1848 wurde P. im Depart. Rhônemündungen zur Constituirenden Nationalversammlung abgeordnet und nachher auch in die Gesetzgebende Versammlung wiedergewählt, wo er mit der legitimistischen Rechten stimmte. Außerdem veröffentlichte er mehrere Gelegenheitsschriften, namentlich vier Broschüren über die politische und religiöse Lage im J. 1860.

Poularden heißen verschnittene Hühner, die sich, wie die Kapaunen, vorzüglich gut mästen lassen und ein noch besseres, zarteres Fleisch geben als diese. Anstalten, wo diese Zucht im großen geschieht, nennt man in Frankreich Poularderien. Neuerdings kommt das Verschneiden aber immer mehr ab, und man mästet mit größerm Vortheil die sog. Poules und Coqs vièrges, junge Thiere, welche bis zur Mastzeit völlig getrennt gehalten worden sind.

Pouqueville (François Charles Hugues Laurent), franz. Gelehrter, geb. 4. Nov. 1770 zu Merlerault im Orne-Departement, gest. zu Paris 28. Dec. 1838, widmete sich ursprünglich dem Studium der Medicin und erwarb sich durch seine Abhandlung über die orient. Pest, die er in Aegypten und Syrien beobachtet hatte, einen ehrenvollen Ruf. Nachdem er Mitglied der ägypt. Commission gewesen, dann eine Reise nach Konstantinopel und Griechenland unternommen hatte, sendete ihn Napoleon als Generalconsul zu Ali-Pascha nach Janina, bei dem er bis 1812 blieb, worauf er zum Generalconsul in Patras ernannt wurde. Aus Liebe für histor., geogr. und archäolog. Beschäftigungen widmete er sich der Erforschung Griechenlands. Zuerst erschien seine «Voyage en Morée, à Constantinople, en Albanie, etc.» (3 Bde., Par. 1805), dann die «Voyage de la Grèce» (5 Bde., Par. 1820—22; 2. Aufl., 6 Bde., 1826—27), zuletzt «La Grèce, histoire et description» (Par. 1835) für das «Univers pittoresque». Eine noch größere Verbreitung erlangte, trotz aller Schwulst und Parteilichkeit, seine «Histoire de la régénération de la Grèce, 1740—1824» (4 Bde., Par. 1824). Außerdem hat er als Mitglied der Akademie der Inschriften mehrere Mémoires, wie z. B. das «Mémoire historique et diplomatique sur le commerce et les établissements françaises au Levant» (1833), verfaßt. Die Forschungen P.'s verrathen oft Spuren großer Flüchtigkeit; großen Werth haben indeß seine eigenen Anschauungen.

Pourtalès, ein seit 1815 gräfl. Geschlecht, dessen bürgerliche Vorfahren nach Aufhebung des Edicts von Nantes aus dem südl. Frankreich nach der Schweiz auswanderten und sich zu Neuenburg niederließen, wo sie als fleißige Gewerbsleute lebten. Der erste dieser Bürgerfamilie, der aus der Dunkelheit hervortritt, ist der Kaufmann Jeremias P., dessen Thätigkeit und Gesinnung die Blicke Friedrich's d. Gr. auf ihn lenkten. Letzterer ertheilte ihm 14. Febr. 1750 den Adelsbrief. Der Sohn dieses Jeremias P. war Jakob Ludwig von P., der eigentliche Schöpfer jenes großartigen Vermögens, welchem seine Nachkommenschaft Rang und Stellung verdankt. Er war 9. Aug. 1722 zu Neuschâtel geboren, besuchte einige Jahre hindurch wissenschaftliche Bildungsanstalten, wählte aber, obgleich von seinem Vater zum Staatsdienste bestimmt, aus Neigung den Handelsstand. Mit einem Erbe von etwa 40000 Fr. eröffnete er 1753 sein Handelshaus in Neuenburg, das er binnen kurzer Zeit zu einem der geachtetsten in der Welt erhob. Sein rastloser Unternehmungsgeist hatte nicht nur ein Netz von Contoren und Geschäftsverbindungen über beide Hemisphären gezogen, sodaß er durch seine großen Handelsoperationen der glückliche Nebenbuhler des Hope'schen Hauses in Amsterdam wurde, sondern er begründete auch in seiner Heimat wie anderwärts industrielle Etablissements aller Art.

Ueberall war er gegenwärtig, wo die Speculation die großen Kaufleute der Welt zuſammenrief. Durch Einfachheit und Genügſamkeit der Lebensweiſe hatte er ſich zu allen Härten des Geſchäftslebens geſtählt. Seine ungemeine Sparſamkeit wußte er durch freigebige Großmuth zu adeln; für ſeine Mildthätigkeit ſpricht das Hospital für Kranke aus fremden Ländern, das er am Ende ſeiner Tage in ſeiner Vaterſtadt begründete. Er ſtarb, indem er ein Erbe von 40 Mill. Frs. hinterließ, plötzlich 20. März 1814. Zur Anerkennung ſeiner Verdienſte wurden ſeine drei Söhne 21. März 1815 vom König Friedrich Wilhelm III. in den preuß. Grafenſtand erhoben. Der jüngſte derſelben, der Graf Julius Heinrich Karl Friedrich von P., geb. 23. Febr. 1779, bekleidete bis 1853 den Poſten eines Oberceremonienmeiſters am preuß. Hofe und ſtarb 30. Jan. 1867 zu Clarenz bei Vevay am Genferſee. Von ſeinen beiden Söhnen war der ältere, Graf Albert von P., geb. 20. Sept. 1812, geſt. 18. Dec. 1861, ſeit März 1859 preuß. Geſandter zu Paris ſowie Mitglied des Herrenhauſes. Der zweite Sohn Jakob Ludwig's, der Graf James Alexander von P., geb. 28. Nov. 1776, geſt. 24. März 1855, nannte ſich nach ſeinem Beſitze, der Herrſchaft Gorgier im Neuenburgiſchen, P.-Gorgier. Er hinterließ vier Söhne, die Grafen: Heinrich, geb. 5. Febr. 1815; Karl, geb. 3. Mai 1816, preuß. Kammerherr und Ceremonienmeiſter; Jakob Robert, geb. 15. April 1821, und Edmund, geb. 6. April 1828. Die drei erſtern ſind vermählt und beſitzen männliche Nachkommenſchaft. Der älteſte Sohn Jakob Ludwig's endlich, Graf Ludwig von P., geb. 14. Mai 1773, geſt. 8. Mai 1848, war Präſident des Staatsraths im Fürſtenthum und Canton Neuenburg ſowie auch Oberinſpector der ſchweiz. Artillerie. Er hinterließ drei Söhne. Der Erſtgeborne, Graf Ludwig Auguſt von P., geb. 17. März 1796, preuß. außerordentlicher Staatsrath und Oberſtlieutenant der Artillerie im Fürſtenthum Neuenburg, vermählte ſich 1822 mit Eliſabeth Friederike von Sandoz-Rollin, weshalb ſich ſeine Linie P.-Sandoz nennt. Sein Bruder, Karl Friedrich von P., geb. 10. Juni 1799, ſeit 1824 mit der Freiin von Steiger-Wichtrach vermählt, war Oberinſpector der Milizen im Fürſtenthum Neuenburg. Beide Brüder ſuchten 3. Sept. 1856 an der Spitze der Royaliſten die königl. Regierung in Neuenburg (ſ. d.) wiederherzuſtellen. Graf Ludwig nahm das Schloß zu Neuenburg, während Graf Karl Friedrich nach Loele und Lachaux-de-Fonds zog. Beide wurden jedoch von ihren Gegnern gefangen genommen und erſt 26. Mai 1857 wieder in Freiheit geſetzt. Ein dritter Bruder, Graf Alexander Joſeph von P., geb. 9. Oct. 1810, war Major der Artillerie in Neuenburg. Das Haus P. iſt in Preußen, Böhmen, der Schweiz ſehr reich begütert, und mehrere Glieder haben zu dem bedeutenden Vermögen noch ſehr reiche Heirathen gemacht.

Pouſſin (Nicolas), Hiſtorien- und Landſchaftsmaler, geb. zu Andelys in der Normandie 1593, ſtammte aus einer edeln, aber ſehr armen Familie. Er machte ſeine erſten Studien in ſeiner Heimat und in Paris unter ſehr mittelmäßigen Meiſtern mit ausgezeichneten Fortſchritten. Sein Verdienſt war bereits anerkannt und verſchaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er, um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, 1624 nach Italien ging. In Rom trat der Dichter Marini mit ihm in ein freundſchaftliches Verhältniß und flößte ihm Geſchmack an den Dichtern Italiens ein, in denen P. reichen Stoff für ſeine Compoſitionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es P. an Unterſtützung und er ſah ſich genöthigt, ſeine Arbeiten zu ſehr niedrigen Preiſen zu verkaufen. Democh war er unabläſſig theils mit der Ausübung ſeiner Kunſt, theils mit den vielſeitigſten darauf bezüglichen Studien beſchäftigt. Für ſeine Figuren diente ihm die Antike zum Muſter. Er modellirte mit vielem Geſchick, und gewiß wäre er auch ein trefflicher Bildhauer geworden. Endlich fand er großmüthige Unterſtützung durch den Cardinal Franceſco Barberini und den Ritter Caſſiano del Puzzo, für welchen er die Sieben Sakramente malte. Durch dieſe treffliche Folge von Gemälden wurde P. auch in Frankreich berühmt und 1640 vom Cardinal Richelieu nach Paris berufen, um die Galerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. ernannte ihn zu ſeinem erſten Maler. Er erhielt in Paris viele Aufträge, fand aber auch zugleich eine Menge Widerſacher, namentlich an den Malern und Architekten, welche bereits die Decoration des Louvre begonnen hatten. Er ſah ſich genöthigt, damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten geradezu wegſchaffen ließ. Auch hatte er gegen die ganze Schule des von der Königin begünſtigten Simon Vouet zu kämpfen, und überdies gefielen ſeine Gemälde dem auf das Gläuzende und Blendende gerichteten Geſchmacke der Franzoſen weniger als den kunſtſinnigen Italienern. Unter ſolchen Verhältniſſen gab er ſchon im Sept. 1642 ſeine Stellung in Paris wieder auf und kehrte nach Rom zurück, wo er auch 19. Nov. 1665 ſtarb. Obgleich Ludwig XIV. ihm Titel und Gehalt gelaſſen hatte, ſo lebte P. doch immer in ſehr beſchränkten

Umſtänden, da er mehr für den Ruhm als für den Gewinn arbeitete. Am bedeutendſten war er im Fache der Landſchaft. Auf Grundlage des bisher von den Bologneſern und den in Rom wohnenden Niederländern Geleiſteten ſchuf er die ſog. heroiſche Landſchaft, welche nach den Geſetzen bedeutſamer Maſſenvertheilung angeordnet, in ihren ſanften und großen Formen den Schauplatz für ein goldenes, idylliſches Zeitalter darbieten ſollte. P. ſelbſt blieb dabei in der Färbung hart und kalt. — Viel weiter gelangte ſein Schwager und einziger Schüler Kaspar Dughet, gewöhnlich Gasparo P. genannt, geb. in Rom 1613, geſt. 1675, welcher das Element der Luft und des Lichts beifügte. Als Hiſtorienmaler wird P. meiſt überſchätzt, zumal wenn ihn ſeine Landsleute Rafael gleichſtellen. Er beſaß allerdings die tiefſte Wiſſenſchaft der Zeichnung und der Compoſition, welche letztere in Betreff der Gruppirung wie der Detailanordnung vollendet zu nennen iſt. Auch in der Zeichnung ſind ihm ein plaſtiſcher Ernſt und eine ſtrenge Beſtimmtheit des Stils nicht abzuſprechen. Allein es geht durch ſeine Bilder eine ſolche Kälte, durchgreifende Berechnung und Befangenheit, daß ſie auch den Beſchauer kalt laſſen und ihn ſogar oft durch Affectation abſtoßen. Dazu kommen noch die geringe Kraft des Ausdrucks und das trübe, blaſſe Colorit, in welchem man Mühe hat, die Studien nach Tizian wiederzuerkennen, welche P. gemacht haben ſoll. Immer aber bleibt ihm das Verdienſt, der Entartung und Willkür in der franz. Kunſt für einige Zeit Stillſtand geboten und ſie auf eine ſtrengere claſſiſche Bahn geleitet zu haben. Zu ſeinen berühmteſten hiſtor. Werken, die ſich meiſt im Louvre befinden, gehören die Sündflut, Germanicus, die Einnahme von Jeruſalem, das Abendmahl, die Peſt der Philiſter, Rebekka, die Ehebrecherin, Moſes als Knabe, Moſes, der mit ſeinem Stabe Waſſer aus dem Felſen ſchlägt, die Anbetung des Goldenen Kalbes, Johannes, welcher in der Wüſte tauft u. ſ. w. Nach ihm haben geſtochen Chateau, Poilly und am vorzüglichſten G. Audran, J. Pesne und Claudine Stella. Kaspar P. hat zehn Blatt Landſchaften ſelbſt geätzt, und nach ihm hat F. Vivares vortrefflich geſtochen. Vgl. Bouchitté, «Le P., sa vie et son oeuvre» (Par. 1858); Andreſen, «Nicolas P., Verzeichniß der nach ſeinen Gemälden gefertigten Kupferſtiche» (Lpz. 1863).

Pözl (Joſeph), bair. Staatsrechtslehrer und Abgeordneter, geb. 5. Nov. 1814 zu Pechtersreuth bei Waldſaſſen, beſuchte das Gymnaſium zu Amberg und widmete ſich dann juriſt. Studien zu München. Nachdem er 1842 ſeine letzte Prüfung mit Erfolg beſtanden, beabſichtigte er, ſich als Privatdocent an der münchener Univerſität zu habilitiren. Das damals herrſchende Abel'ſche Miniſterium geſtattete ihm jedoch blos die Wahl zwiſchen den Univerſitäten Erlangen und Würzburg. P. wählte die letztere und ſah bald einen anſehnlichen Zuhörerkreis um ſich verſammelt. Seine literariſche Thätigkeit war hauptſächlich darauf gerichtet, die Abel'ſche Theorie über Auslegung und Handhabung der Verfaſſung zu bekämpfen, zu welchem Behufe er ein Compendium des «Bair. Staatsverfaſſungsrechts» (Würzb. 1847) veröffentlichte. Seiner mannhaften Oppoſition wider das damals für allmächtig gehaltene Régime hatte er es hauptſächlich zu verdanken, daß er 1847 an Moy's Stelle als Profeſſor des bair. Staatsrechts nach München berufen und im folgenden Jahre (1848) von zwei bair. Wahlbezirken zum Parlament nach Frankfurt gewählt wurde. Nach ſeiner Rückkehr aus Frankfurt im März 1849 widmete er ſich wiederum ſeinem Lehrberufe und wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Als Ergebniſſe der letztern erſchienen das «Lehrbuch des bair. Verfaſſungsrechts» (Münch. 1851; 3. Aufl. 1860) und das «Lehrbuch des bair. Verwaltungsrechts» (Münch. 1856; 3. Aufl. 1867). Daneben veröffentlichte er zu mehrern neuern bair. Geſetzen Commentare, wie insbeſondere zu den Ablöſungsgeſetzen und zu den Waſſergeſetzen. Außerdem leitete P. ſeit 1853 eine kritiſche Zeitſchrift für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft, die anfänglich unter dem Titel «Kritiſche Ueberſchau» erſchien, denſelben aber 1859 in «Kritiſche Vierteljahrſchrift» abänderte. Neuerdings veröffentlichte er auch einen «Grundriß zu Vorleſungen über Polizei» (Münch. 1866). P.'s ſpätere polit. Thätigkeit gehörte ſeinem engern Vaterlande an. 1858 in die bair. Zweite Kammer gewählt, erwarb er ſich raſch das Vertrauen derſelben. Seine Referate über die kurheſſ. Frage und über die Gewerbegeſetzgebung erregten in ganz Deutſchland Intereſſe. Bereits in der nächſten Kammer (1863), in die ihn die Stadt München geſandt hatte, ward er zum zweiten, und ſpäter, als Graf Hegnenberg abtrat, zum erſten Präſidenten erwählt. Zu derſelben Function wurde er auch 1867 wieder berufen.

Pozzo di Borgo (Karl Andreas, Graf), einer der gewandteſten ruſſ. Diplomaten der neuern Zeit, wurde 8. März 1768 in Alata, einem Städtchen auf der Inſel Corſica, aus einer zwar alten, aber verarmten Familie geboren. Beim Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution einflußreicher Advocat in Corſica und eifrig den Grundſätzen der Revolution zugewandt, ward er

1791 in die Legislative Nationalversammlung gewählt, schloß sich dort den Girondisten an und stimmte eifrig mit der Kriegspartei. Doch verließ er Frankreich um seiner persönlichen Sicherheit willen und wandte sich seit Herbst 1792 Paoli (s. d.) zu. Er übernahm unter der engl. Herrschaft auf Corsica den Vorsitz des Staatsraths und schiffte sich beim Abzuge der Engländer mit diesen ein. Schon jetzt war P. in bitterm, echt corsischem Familienhasse mit den Bonapartes entzweit, und die polit. Lage führte ihn nun auch entschieden aus dem Lager der Revolution in das ihrer Gegner hinüber. Nachdem er in mehrern geheimen Sendungen, z. B. 1798 in Wien, für die Coalition thätig gewesen, trat er in russ. Dienste, ging 1805 zur engl.-neapolit. Armee als russ. Commissar und in gleicher Eigenschaft 1806 zum preuß. Heere. Der Bund Rußlands mit Napoleon bewog ihn, vorübergehend den russ. Dienst zu verlassen und 1809—10 in Oesterreich, dem Orient, Großbritannien seine unermüdete Thätigkeit gegen den verhaßten Landsmann zu entfalten. Mit der Katastrophe von 1812 begann der wichtigste Theil seines öffentlichen Wirkens. Er knüpfte den Bund mit Schweden, drängte Alexander zur Fortsetzung des Kriegs, suchte Bernadotte's bedächtiges Zögern zu überwinden, ging dann als russ. Commissar ins schwed. Lager und ward im Jan. 1814 nach England gesandt, um die brit. Politik zum entschiedenern Handeln gegen Napoleon zu bestimmen. Auf dem Congresse zu Chatillon, bei dem Abschlusse des Vertrags zu Chaumont, der Abdankung des franz. Kaisers u. s. w. gehörte er im diplomatischen Hauptquartiere zu den rührigsten und einflußreichsten Gegnern derer, die sich mit Napoleon friedlich vergleichen oder wenigstens seine Dynastie erhalten wollten. Auch war P. der Herstellung der Bourbons mit einer constitutionellen Einrichtung nicht fremd. Der Kaiser Alexander belohnte ihn mit dem Posten eines russ. Botschafters in Paris und nahm ihn mit auf den Wiener Congreß, wo er in demselben Geiste wie vorher thätig war. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba eilte er zu Ludwig XVIII. nach Gent, begab sich hierauf ins Hauptquartier Wellington's und wurde bei Waterloo leicht verwundet. Das Anerbieten, in franz. Dienste zu treten, lehnte er ab, blieb aber als russ. Gesandter einflußreicher Rathgeber der Bourbons. Er rieth zur Mäßigung, mahnte von Gewaltschritten ab und suchte auch der seit 1821 und 1822 immer schroffer hervortretenden Reactionspolitik mildernd entgegenzuwirken. Nach dem Ausbruche der Julirevolution von 1830, die er vorausgesagt, ward seine Stellung besonders schwierig. Obwol beim Kaiser Nikolaus in hohem Ansehen und von diesem 1826 in den russ. Grafenstand erhoben, stieß er in seinen Bemühungen, den Kaiser zur Annäherung an die Julidynastie zu bestimmen, auf großen Widerwillen. In Paris sah der Russenhaß in ihm den Repräsentanten der gegen Polen befolgten Politik, und es kam nach dem Falle Warschaus zu Demonstrationen, die den Kaiser bewogen, ihn im Frühjahr 1832 abzuberufen. Indessen ward er bereits nach einigen Monaten zur bessern Wahrung der russ. Interessen wieder nach Paris gesandt. Der Eintritt der Tories ins brit. Ministerium gab Anlaß, daß er 1834 zum Botschafter in London ernannt wurde. Auf diesem Posten blieb er bis 1839 und zog sich dann, seinen Abschied nehmend, als Privatmann wieder nach Paris zurück, wo er bis zu seinem Tode, 15. Febr. 1842, ein angesehenes Haus machte.

Pozzuŏli oder Pozzuolo (bei den Alten Dicaearchia, dann als röm. Colonie Puteoli genannt), eine Stadt mit 9823 E. (31. Dec. 1861, als Gemeinde mit 14752 E.), Hauptort des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Neapel und Sitz einer Unterpräfectur, in einer reizenden Gegend an einer Bucht des Meerbusens von Neapel, mit berühmten warmen Bädern, ist hauptsächlich merkwürdig wegen der Ueberreste röm. Bauwerke, bestehend in Ruinen eines Tempels des Augustus, der jetzt die Kathedrale des heil. Proculus bildet, eines Tempels des Jupiter Serapis, eines ehemaligen Amphitheaters, Colosseum genannt, und unterirdischer Substructionen, die den Namen des Labyrinths des Dädalus führen. In der Nähe der Stadt findet man die Puzzuolanerde, die zumeist aus reichhaltigem Eisensande besteht, der, durch Kalk verbunden, steinhart wird. Zwischen P. und Bajä liegt der Lucrinersee mit dem 1538 durch ein Erdbeben emporgestiegenen Monte-Nuovo, der Avernersee, die Ruinen mehrer Tempel und die Bäder des Nero. Ueberhaupt veranlaßten die reizende Lage dieser Gegend und ihr herrliches Klima die alten Römer, hier ihre Villen anzulegen, und die Kaiser, mit unendlichem Aufwande die riesenhaften Bauwerke aufzuführen, deren Ueberreste als Zeugen ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit Staunen erregen.

Präbende, s. Pfründe.

Präcipität, s. Niederschlag.

Präcipuum (lat.) bezeichnet das, was bei gleichmäßiger Vertheilung unter mehrere Personen einer oder der andern derselben von der zu vertheilenden Masse im voraus, d. h. ehe man

die Theilung vornimmt, gewährt wird. Solche Präcipua kamen früher namentlich bei Erbtheilungen vor und sind hier und da noch, wenn auch selten, gebräuchlich. So war es z. B. in manchen Gegenden üblich, daß der älteste Sohn bei der Vertheilung des Nachlasses in Grundstücken den Rittersitz mit Patrimonialgericht, Pfarrpatronat u. s. w., bei Vertheilung des Mobiliarnachlasses Wehr und Waffen, Bibliothek u. s. w. vorweg empfing. Auch bei kaufmännischen Societätsgeschäften kommen Präcipua insofern vor, als hier und da der eine Gesellschafter, welcher in irgendeiner Weise für das gemeinsame Unternehmen mehr leistet als die andern, vertragsmäßig eine bestimmte Summe aus dem sonst nach gleichen Theilen zu vertheilenden Gewinn vorweg nimmt. Am gebräuchlichsten ist der Ausdruck durch die Verträge hinsichtlich des Deutschen Zollvereins geworden. Nach denselben steht als Regel fest, daß an allen Zolleinkünften die Vereinsstaaten gleichmäßig nach Maßgabe ihrer alle drei Jahre durch Zählung festzustellenden Kopfzahl participiren. Nur hinsichtlich einiger Staaten, z. B. Frankfurt a. M., Hannover und Oldenburg, war ausbedungen, daß sie mit Rücksicht auf die größere Consumtion von verzollten Waaren durch ihre Bürger oder auch in Betracht anderer Verhältnisse etwas voraus empfangen sollten, also ein P., das auch neuerdings wieder von mehrern süddeutschen Staaten bei Gelegenheit der Abschaffung des Salzmonopols und der Einführung der Salzsteuer in Anspruch genommen worden ist. Natürlich sind Präcipua nur dann gerechtfertigt, wenn die ganz gleiche Theilung eine Ungerechtigkeit mit sich führen würde. Indeß müssen Präcipua mitunter auch zugestanden werden, wenn jemand in eine Gemeinschaft gezogen werden soll, der sich nur durch Gewährung eines besondern Vortheils dazu bereit finden läßt.

Präclusion (lat.). Zur Erlangung rechtlicher Gewißheiten, insbesondere um die Personen zu ermitteln, welchen Ansprüche auf Befriedigung aus einer Vermögensmasse oder Rechte an bestimmten Sachen zustehen, können von den Gerichten öffentliche Aufforderungen zur Geltendmachung solcher Ansprüche unter der Verwarnung ergehen, daß alle diejenigen, welche die Meldung binnen der deshalb gesetzten Frist unterlassen, präcludirt oder ausgeschlossen, d. h. so angesehen werden sollen, als wenn sie entweder gar kein Recht gehabt oder demselben entsagt hätten. In dieser Weise werden z. B. die zu einer Concursmasse, einer Erbschaft vorhandenen Gläubiger, die hinsichtlich verloren gegangener und durch Duplikate zu ersetzender Inhaberpapiere Berechtigten vorgeladen, und es wird dann gegen die Ausbleibenden ein Präclusions- oder Präclusivbescheid erlassen.

Prädestination, d. i. Vorherbestimmung, heißt in der Dogmatik der absolut freie Rathschluß Gottes, vermöge dessen aus der durch den Sündenfall verderbten Masse des Menschengeschlechts nicht alle zum Heile berufen werden und wiederum unter den Berufenen selbst nur die von Ewigkeit her persönlich dazu Erwählten zur Seligkeit wirklich gelangen. Der Ursprung der Lehre hängt mit dem religiösen Interesse zusammen, alles Heil des Menschen allein auf die freie göttliche Gnade zurückzuführen, mit welchem man die thatsächliche Erfahrung zusammenhielt, daß das christl. Heil verhältnißmäßig nur zu einem kleinen Theile der Menschen gelangt und auch unter diesen wieder nur von einem kleinen Theile ergriffen wird. Im Gegensatze gegen die Pelagianer (s. d.) stellte Augustinus zuerst diese Lehre auf, welche späterhin noch dahin geschärft wurde, daß man eine doppelte P. lehrte, die eine zur Verdammniß, die andere zur Seligkeit. Aber die dem sittlichen Bewußtsein anstößige Härte dieser Lehre ließ sie trotz des Ansehens des großen Kirchenvaters Augustin während des ganzen Mittelalters niemals zur Herrschaft gelangen. Schon im 9. Jahrh. wurde der Mönch Gottschalk zu Orbais um des Bekenntnisses zur P. willen grausam verfolgt und starb im Gefängnisse. Dennoch wurde sie von einzelnen ebenso religiös ernstgestimmten als durch consequentes Denken ausgezeichneten Geistern, wie im 14. Jahrh. von dem oxforder Theologen Thomas Bradwardine und nach ihm von Wicliffe (s. d.) vertheidigt. Während die röm. Kirche dabei geblieben ist, die Bestimmung zur Seligkeit oder Unseligkeit von dem durch Gott vorausgesehenen menschlichen Freiheitsgebrauche abhängig zu machen, traten die Reformatoren anfangs sämmtlich aufs entschiedenste für die Prädestinationslehre ein. Luther hat seine anfangs in schroffster Form vorgetragenen prädestinatinischen Anschauungen niemals zurückgenommen, und bis tief in die zweite Hälfte des 16. Jahrh. wurde die P. von den meisten namhaftern luth. Theologen gelehrt. Melanchthon, der seit 1535 allmählich von ihr zurücktrat, stand ziemlich isolirt, und seine Schüler lenkten später fast sämmtlich wieder in die verlassenen Bahnen zurück. Die Milderung der P., welche die Concordienformel von 1580 vorträgt, ist mehr scheinbar als wirklich, und ist durch innere Widersprüche zu theuer erkauft. Indessen gewöhnten sich die luth. Theologen schon seit dem Anfange des 17. Jahrh., die P. von dem göttlichen Vorherwissen abhängig zu machen, also wesentlich ebenso wie die röm. Katholiken zu lehren.

Dagegen hielten die Reformirten nicht nur an der P. unerſchütterlich feſt, ſondern prägten ſie unter dem Einfluſſe Calvin's mit eiſerner Folgerichtigkeit allſeitig aus. Die Milderungen, welche der niederländ. Theolog Arminius verſuchte, veranlaßte ihre ausdrückliche ſymboliſche Feſtſtellung auf der Synode zu Dordrecht (1618). Doch fehlte es auch nachmals bei den Reformirten nicht an Verſuchen, die Particularität der Gnadenwahl mit der Univerſalität des göttlichen Heilswillens zu vereinbaren, unter denen die geiſtreichen, aber widerſpruchsvollen Ausführungen von Moſes Amyrault und der Schule von Saumur am bekannteſten ſind. Im Laufe des 18. Jahrh. mußte auch die reform. Prädeſtinationslehre der rationaliſtiſchen Aufklärung weichen. Eine tiefſinnige, aber von der ältern Kirchenlehre weſentlich abweichende Begründung der P. hat Schleiermacher gegeben, welcher das Dogma im Sinne des philoſ. Determinismus deutete und gerade das dem ſittlichen Gefühl Anſtößigſte daran, die willkürliche Auswahl einer geringen Zahl aus der Maſſe der Verdammten, dadurch beſeitigte, daß er darunter nur eine in der geſchichtlichen Entwickelung des Reichs Gottes nothwendig begründete frühere oder ſpätere Berufung der Völker und der einzelnen zum Heile verſtand. In dieſem Sinne hat auch die moderne Theologie ſich vielfach wieder mit der P. befreundet.

Prädicamente, ſ. Kategorien.

Prädicat heißt in der Logik ein Begriff in Beziehung auf einen andern, das Subject, inſofern im Urtheil über die Verknüpfung oder Nichtverknüpfung des einen mit dem andern etwas ausgeſagt wird. Sobald Urtheile auf Gegenſtände bezogen werden, nennt man die Eigenſchaften der Dinge wol auch P. (beſonders in der Grammatik), und P. bezeichnet daher oft auch ſo viel wie einen Titel, den jemand erhält.

Pradier (James), franz. Bildhauer, geb. zu Genf 23. Mai 1792 von einer urſprünglich franz. Familie, war zum Berufe eines Münzſtempelſchneiders beſtimmt, ging aber 1809, da er auf Verwendung Denon's ein Jahrgehalt auf die kaiſerl. Privatkaſſe angewieſen erhielt, nach Paris und ſtudirte daſelbſt die Zeichenkunſt bei dem Maler Meynier und die Bildhauerei im Atelier des Bildhauers Lemot. 1812 erhielt er von der Akademie einen Ehrenpreis, und das Jahr darauf gewann er mit einem Basrelief, Philoktet und Ulyſſes, den erſten Hauptpreis der Bildhauerei, der ihm zu einer Freiſtelle in der franz. Akademie zu Rom verhalf. Hier vervollkommnete er ſein Talent durch Studium nach der Antike und kehrte dann nach Paris zurück mit zwei Marmorſtatuen von ſeiner Hand, einer Bacchantin und eines Niobiden. 1821 ging er zum zweiten mal nach Rom, wo er ſich bis gegen 1823 aufhielt. Diesmal brachte er eine hübſche Statue der Pſyche zurück, die aus dem Schaft einer in den Trümmern des alten Veji gefundenen antiken Marmorſäule gehauen iſt. Seitdem arbeitete er beſtändig in Paris und producirte eine Menge größerer und kleinerer Bildhauerwerke, wie eine Venus, die allerliebſte Gruppe der drei Grazien, das Modell der Statue des J. J. Rouſſeau, nach welchem das Gußwerk für Genf ausgeführt wurde; Cyparissus mit ſeinem Hirſch und eine Jägerin. Das Inſtitut nahm ihn 1827 unter ſeine Mitglieder auf, und ſeitdem entwickelte er als Akademiker eine neue Thätigkeit. Von 1827—40 verfertigte er unter anderm den Prometheus, den Faun und die Bacchantin, den Phidias, die Basreliefs am Fronton der Deputirtenkammer, die koloſſalen allegoriſchen Figuren der franz. Städte Lille und Strasburg auf dem Concordeplatz u. ſ. w. Hierzu kamen ſpäter die allegoriſchen Figuren um das Zifferblatt der Uhr im Giebelgefilde des neuen Flügels am Luxembourg, die beiden Muſen am Poſtament des Molièrebrunnens, eine Odaliske, die Phryne, die Induſtrie vor der Börſe, die Flora, welche P. ſelbſt für eins ſeiner gelungenſten Werke hielt, die zwölf koloſſalen Victorien am Grabdenkmal Napoleon's im Invalidenhotel, die Atalante in der Ausſtellung von 1851, endlich die Sappho, ausgeſtellt im Salon von 1852. P. ſtarb plötzlich 14. Juni 1852 auf einem Spaziergange bei Paris. Was die Ausführung anlangt, iſt er ein Bildhauer erſter Klaſſe; die Auffaſſung läßt jedoch oft zu wünſchen übrig, und viele ſeiner Werke verſtoßen gegen das vorwaltende Weſen der Bildhauerei, die Keuſchheit. Er hat eine große Anzahl Schüler gebildet, worunter mehrere von bedeutendem Verdienſt.

Pradt (Dominique Dufour de), franz. Publiciſt und Diplomat, geb. 23. April 1759 zu Allanches in Auvergne, war vor der Revolution Großvicar bei dem Cardinal-Erzbiſchof von Rouen, Larochefoucauld. Als Abgeordneter ſeines Standes trat er 1789 in die Nationalverſammlung, wo er ſich gegen die Reform erklärte. Nach Auflöſung der Conſtituirenden Verſammlung wanderte er nach Hamburg aus. Hier ließ er 1798 eine Schrift «Antidote au congrès de Rastadt» erſcheinen, worin er die Unterhandlungen der Mächte mit der Republik misbilligte. Zwei Jahre ſpäter veröffentlichte er, ebenfalls anonym, «La Prusse et sa neutralité», eine Kreuzzugspredigt gegen das republikaniſche Frankreich. Nach der Revolution vom

18. Brumaire wirkte er ſich die Erlaubniß zur Rückkehr aus. Mit ſeiner Schmeichelei wußte er Bonaparte ſo einzunehmen, daß ihn derſelbe zum Almoſenier wählte. Nach der Krönung ernannte ihn Napoleon zum Baron und erhob ihn zum Biſchof von Poitiers. Auch begleitete P. den Kaiſer nach Mailand und half dort deſſen Krönung als König von Italien vollziehen. 1808 wurde er in den Verhandlungen zu Bayonne benutzt. Bei der Entfernung der Bourbons vom ſpan. Throne leiſtete er dem Kaiſer ſo treffliche Dienſte, daß er 1809 das Erzbisthum Mecheln erhielt. 1811 hatte er die Verhandlungen mit dem Papſte zu Savona zu leiten, wobei er ſich jedoch den Abſichten des Kaiſers weniger geneigt zeigte. Er wurde deshalb in ſein Erzbisthum verwieſen, durfte aber ſchon nach einigen Monaten an den Hof zurückkehren. Die hohe Meinung von P.'s Treue und diplomatiſchen Talenten bewog Napoleon, denſelben bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 als franz. Geſandten nach Warſchau zu ſchicken. P. handelte hier mit Abſicht gegen das Intereſſe ſeines Herrn und zog ſich den Haß der Polen wie der franz. Generale zu. Bei Annäherung der Ruſſen verließ er Warſchau und begab ſich nach Paris, wo er in ſeine Diöceſe verwieſen wurde. Nach der erſten Reſtauration erſchien P. zu Paris und zeigte ſich offen als Anhänger der Bourbons. Er veröffentlichte zugleich einen «Récit historique sur la restauration de la royauté en France», worin er behauptete, daß ſeine Mittheilungen die Verbündeten zum gänzlichen Bruche mit Napoleon und zur Herſtellung der Bourbons bewogen hätten. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Kanzler der Ehrenlegion, ſetzte ihn aber ſehr bald einer Voreiligkeit wegen wieder ab. P. begab ſich nun auf ſeine Güter in Auvergne und verharrte daſelbſt auch während der Hundert Tage. Nach der zweiten Reſtauration gab er ſein Erzbisthum gegen eine Leibrente auf. Er widmete ſich nun ausſchließend der Feder und ſchrieb zuvörderſt eine «Histoire de l'ambassade dans le grand-duché de Varsovie en 1812» (Par. 1815), die maßloſen Skandal erregte und neunmal aufgelegt wurde. Seitdem veröffentlichte er «Du congrès de Vienne» (2 Bde., Par. 1815), «Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne à Bayonne» (1816), «Des colonies et de la révolution actuelle de l'Amérique» (2 Bde., 1817), «Des progrès du gouvernement représentatif en France» (1817), «Les quatre concordats» (3 Bde., 1818—20), «L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle» (1819), «Le congrès de Carlsbad» (1819), «De la Belgique depuis 1789 jusqu'en 1794» (1820). Dieſe und andere Arbeiten erwarben ihm durch ſchlagende Polemik, freimüthige Oppoſition und geiſtreiche Geſichtspunkte große Erfolge, wiewol ſie ſämmtlich leichtſinniges Urtheil zur Schau tragen. Später veröffentlichte er «Parallèle de la puissance anglaise et russe relativement à l'Europe» (1823), «Du jésuitisme ancien et moderne» (1825), «Le congrès de Panama» (1825) u. ſ. w. 1827 trat er als Abgeordneter von Clermont in die Kammer, wo er ſich zur Oppoſition geſellte. Nach der Julirevolution von 1830 ſuchte er ſich durch «Un chapitre sur la légitimité» aufs neue Bedeutung zu geben und ſandte noch eine Menge Flugblätter ins Publikum. P. ſtarb in Vergeſſenheit 18. März 1844 auf ſeinem Schloſſe Bebrine.

Präexiſtenz, d. h. die Annahme, daß die menſchliche Seele ſchon vor Erzeugung des gegenwärtigen Körpers vorhanden geweſen ſei, war ein in dem Oriente ſehr verbreitetes Philoſophem. Auch griech. Philoſophen, beſonders diejenigen, welche eine Seelenwanderung annahmen, z. B. die Pythagoräer, Empedokles und ſelbſt Plato, wenn die P. bei ihm nicht eine mythiſche Einkleidung iſt, bekannten ſich zu dieſer Anſicht. Unter den Chriſten war die Annahme einer ſolchen P. mit der Behauptung verbunden, daß Gott die Seelen vor der Welt erſchaffen habe und daß dieſe bei der Erzeugung oder Geburt mit den menſchlichen Leibern verbunden würden. Man nannte die Anhänger dieſer Meinung Präexiſtentianer oder Creatianer, und unterſchied ſie von den Traducianern, welche behaupteten, daß die Seele des künftigen Menſchen in den zeugenden Individuen ſchon vorhanden ſei.

Präfect (lat. Praefectus) war bei den Römern die Benennung für Vorgeſetzte der verſchiedenſten Art. So hießen Sklavenaufſeher, wenn ſie auch ſelbſt dem Sklavenſtande angehörten, Praefecti decuriae servorum, Zunft- und Innungsvorſtände Praefecti opificum, fabrorum. Außerdem kam dieſer Titel einer großen Anzahl von Oberoffizieren und Beamten zu. Praefecti sociorum waren die vom Conſul ernannten Befehlshaber der bei den Legionen dienenden Bundesgenoſſen, Praefecti alarum die Führer der Reitergeſchwader, Praefecti levis armaturae die der leichten Truppen, Praefecti legionum zur Kaiſerzeit die, welche unter den Legaten (ſ. d.) die einzelnen Legionen commandirten, Praefecti classis die Admirale, namentlich ſeit Auguſtus der beiden in Miſenum und Ravenna ſtationirten Flotten. Bei jeder Legion hatte ein Praefectus castrorum, vehiculorum die Aufſicht über die Lagergeräthſchaften und Kriegsmaſchinen, das Fuhrweſen und die Anſtalten zur Verpflegung von Kranken und Verwundeten. Prae-

fectus urbi hieß ſchon in der Königszeit der vom Rex (ſ. d.) in Abweſenheitsfällen zur Hütung der Stadt zurückgelaſſene Stellvertreter, ſeit Auguſtus aber der Polizeichef über Rom und deſſen Umgegend, welcher ſpäter auch die Strafgerichtsbarkeit handhabte. Auch für Konſtantinopel ward ein ſolcher durch Konſtantin 329 n. Chr. eingeſetzt. Die Befähigung zu dieſem Amte beſaßen eigentlich nur Conſularen, und die Berufung erfolgte ohne Zeitbeſchränkung. Unter dem Praefectus urbi ſtand, ebenfalls ſeit Auguſtus, ein Praefectus vigilum, dem die Feuer- und ſonſtige Sicherheitspolizei und die Leitung der ſieben Cohorten Scharwächter (vigiles) übertragen war. In ſolchen Gegenden, wo die Unſicherheit überhand genommen hatte, traten außerordentliche Commiſſare, Praefecti latrociniis arcendis, dem Diebs- und Räuberunweſen entgegen. Praefecti juri dicundo nannte man die von Rom aus ernannten Directoren ſolcher Städte, welche keine Selbſtverwaltung oder wenigſtens nicht die Rechtspflege hatten und deshalb «Präfecturen» hießen. Mit einzelnen Zweigen der Verwaltung waren noch beauftragt der Praefectus annonae und die Praefecti aerarii. Letztere führten ſeit Auguſtus anſtatt der Quäſtoren die Aufſicht über den öffentlichen Schatz und wurden anfangs aus den Prätoren durch den Senat, weiterhin durch das Los erwählt, zuletzt aber vom Kaiſer ernannt. Die Sorge für das Vorhandenſein von ausreichenden Getreidevorräthen (annona) in der Hauptſtadt lag eigentlich den Aedilen ob, erſchien aber mit der Zunahme der Stadt und des Proletariats als eine ſo wichtige Angelegenheit, daß deshalb die Kaiſer ſeit Auguſt einen beſtändigen, aus den Rittern zu wählenden Praefectus annonae einſetzten und auch mit der Strafgerichtsbarkeit gegen Getreidewucherer beauftragten. Höchſter Würdenträger war in den ſpätern Zeiten der Praefectus praetorio oder Oberbefehlshaber der Garden. (S. Prätorianer.) Zu der von Auguſtus ihm zugewieſenen Sorge für die Sicherheit des Kaiſers kamen allmählich die Oberleitung des geſammten Militärweſens, die Mitwirkung bei allen wichtigen Staatsgeſchäften und die Entſcheidung von Rechtsſachen auf deshalb eingelegte Berufung, ſodaß dieſer Präfectur heutzutage etwa nur das Amt des türk. Großveziers entſprechen würde. Bei der durchgängigen Trennung der Civil- und Militärgewalt, die Konſtantin vornahm, gelangte letztere an die Magistri militum oder Heermeiſter, für die erſtere aber wurden vier Praefecti praetorio erwählt, deren jeder einem der vier großen Gebiete oder Präfecturen vorſtand, in welche das Reich zerfiel.

In Frankreich heißen Präfecturen (préfectures) die oberſten Verwaltungsbehörden der Departements. Sie entſprechen den frühern Intendanturen, welche, nachdem Richelieu unter Ludwig XIII. das Syſtem völliger Centraliſation durchgeführt, lediglich den Willen des Miniſteriums zur Geltung brachten und damit jede Theilnahme ſelbſtändiger Corporationen am Staatsleben ausſchloſſen. Die Nationalverſammlung ſetzte daher durch Geſetz vom 22. Dec. 1789 für jedes Departement eine aus Gemeindewahlen hervorgehende Generalverwaltung ein, die durch ein ſtändiges Directorium und einen alljährlich zuſammentretenden Departementsrath gebildet ward. Bonaparte war jedoch kaum zum Conſulat gelangt, als er die alten Intendanten, wiewol unter dem weniger verhaßten Titel von Präfecten (préfets), wiederherſtellte. Mittels Geſetzes vom 28. Pluviôſe des J. VIII. (17. Febr. 1800) erhielt jedes Departement einen P., den das Staatsoberhaupt ernannte und auch entlaſſen konnte. Dem P. wurde als Verwaltungsinſtanz ein Präfecturrath (Conseil de préfecture) zur Seite geſetzt, deſſen drei bis fünf Mitglieder ihre Ernennung ebenfalls dem erſten Conſul verdankten, desgleichen ein Generalſecretär, um die Controle über alle Einzelheiten der Verwaltungsthätigkeit zu führen. Mit der vorbehaltenen Einberufung von allgemeinen Departementsräthen (Conseils généraux) ward erſt in der Reſtaurationsperiode verfahren, denſelben jedoch kein beſtimmender Einfluß geſtattet. Nach dieſer Einrichtung, welche noch gegenwärtig die Grundlage der franz. Landesregierung bildet, handhabt der vom Miniſterium völlig abhängige P. die geſammte, auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens und ſelbſt auf die Privatverhältniſſe einwirkende Verwaltung. Unter ihm handeln die Unterpräfecten (Souspréfets), welche den Arrondiſſements vorſtehen und ebenfalls von der Regierung gewählt werden. Rechtsſtreitigkeiten aus Verwaltungsacten entſcheidet der Präfecturrath, über welchem der Staatsrath als Recurs- und Beſchwerdeinſtanz ſteht. Beſchwerden über den P. ſelbſt können nur bei dem Miniſterium und nach dieſem beim Staatsoberhaupte angebracht werden. In Paris iſt die geſammte Polizei einem beſondern Préfet de police untergeben.

Prag, die Hauptſtadt Böhmens, faſt in der Mitte des Landes zu beiden Seiten der Moldau gelegen, gewährt ein überaus maleriſches und großartiges Bild, wie kaum eine andere Stadt Deutſchlands. Die überraſchendſten Anſichten über das von zahlreichen Thürmen überragte Ganze hat man von den beiden Terraſſen der alten und neuen Schloßſtiege, dem herrlich gelegenen Prämonſtratenſerſtift Strahow, dem noch höher anſteigenden Laurenzberge ſowie dem

steil nach der Moldau abstürzenden Belvedere. Die Stadt besteht aus fünf sog. Hauptvierteln: der Altstadt, der Neustadt, der Josephstadt (dem ehemaligen Ghetto), der Kleinseite und dem Hradschin. Die beiden letzten Viertel liegen am linken, die übrigen am rechten Moldauufer. Am bevölkertsten ist die Altstadt, in welcher sich Handel und Verkehr concentriren, während die Kleinseite das aristokratische Viertel, der Sitz der Behörden und des Beamtenthums ist. Außerhalb der Stadtmauern P.s liegen die Vorstädte: Karolinenthal, Smichow und die Bergfeste Wyschehrad. Die Verbindung zwischen beiden Ufern des Stromes stellen drei Brücken her. Die älteste und frequenteste ist die von Kaiser Karl IV. 1357 aus Quaderstücken erbaute und doppelt gewölbte, zu beiden Seiten mit 28 theils steinernen, theils ehernen Bildsäulen geschmückte Karlsbrücke. Sie hat eine Länge von 262 und eine Breite von 3½ Klafter. Von ihr führt eine geräumige Stiege von 58 Staffeln auf die mit ansehnlichen Häusern bebaute Insel Kampa herab. Zu dem auf dieser Brücke befindlichen Standbilde des heil. Johann von Nepomuk wallfahrten alljährlich am Johannisfeste (16. Mai) Tausende aus allen Gegenden Böhmens, Mährens und Schlesiens. Die zweite, 1841 in einiger Entfernung oberhalb der vorigen gebaute Brücke ist eine Kettenbrücke in einer Länge von 1455 F. und einer Breite von 29 F. Sie führt von dem kleinseitener aujezder Stadtthore durch eine neue, sehr symmetrisch und elegant gebaute Häuserreihe über die schöne Schützeninsel nach der Neustadt. Der gleichzeitig von dieser Brücke gegen die altstädter Mühlen erbaute herrliche Quai mit der schönen Ansicht des Schloß- und Laurenzbergs und über die breite Moldau hat eine Länge von 205 Klaftern und eine Breite von 12 Klaftern und ist mit einem schönen gußeisernen Gitter eingefaßt. In der Mitte dieses Quais, jedoch außerhalb seines innern Raums, steht in einer parkmäßigen Pflanzung die in Bronze gegossene Reiterstatue Kaiser Franz' I. (von Joseph Max) in einem aus *Sandstein* gemeißelten, 75 F. hohen goth. Brunnenaufsatz, welchen 17 Standsäulen, die allegorischen Figuren P.s und der ehemaligen 16 Landeskreise Böhmens, umgeben. Das schöne Monument wurde sammt dem Quai auf Kosten der Landstände hergestellt. Außer diesem prächtigen Quai führt von der Kettenbrücke noch ein zweiter, 30 Klafter langer und 6—7 Klafter breiter Quai auf die mit den mannichfachsten Blumenpartien, hohen Pappelalleen und herrlichen Saal- und Badehäusern geschmackvoll hergestellte Sophieninsel, den besuchtesten Belustigungsort innerhalb der Stadt, der sich in der Nähe auch noch die in der Mitte der Moldau gelegene schöne und baumreiche Schützeninsel mit stattlichen Gebäuden anschließt, auf welche von der Kettenbrücke eine zweiarmige, breite, mit Eisengittern versehene Treppe von 29 Staffeln herabführt. Die dritte Brücke, welche von der Altstadt zum Belvedere führt, war im Sommer 1867 noch nicht ganz vollendet. Ein riesiger Viaduct der Prag-Dresdner Bahn zieht beim Austritt aus dem Bahnhofe über die Vorstadt Karolinenthal hin und übersetzt dann die sich hier in fünf Arme theilende Moldau. Derselbe ist an 700 Klafter lang und ruht auf 87 Pfeilern mit Bogenspannweiten von 18—80 F.

Zu den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten P.s gehören auf dem hohen Hradschin die weitläufige königl. Burg mit zahlreichen Zimmern und großartigen Sälen, darunter insbesondere der böhm. Huldigungssaal und der span. Tanzsaal; dann das freundlich anliegende königl. Theresianische Damenstift mit der umfangreichsten Aussicht über P. und die weite Ferne nach Süden und Osten; die im byzant. Stile gebaute uralte Georgskirche; die prächtige Domkirche, voller Denkmäler, darunter das 30 Ctr. schwere silberne Grabmal des heil. Nepomuk, mit dem in älterer Zeit 506, jetzt aber noch 314 F. hohen Glockenthurme, im goth. Stile; vor der königl. Burg der große viereckige Platz mit den imposanten Palästen des Erzbischofs, des Fürsten zu Schwarzenberg und des Kaisers Ferdinand und dem stattlichen Gebäude der Bildergalerie; weiter aufwärts das Artilleriespital und die Lorettokirche mit ihren Schätzen; ihr gegenüber der seit 1851 zu einer Militärkaserne umgestaltete kolossale, vielsäulige, ehemals gräflich Czernin'sche Palast in einer Fronte von 76 Klaftern nebst Garten; noch höher das Prämonstratenserstift Strahow mit der schönen Stiftskirche und dem großen Bibliothekgebäude, und zuletzt auf dem Gipfel des kronartig mit einer zackigen hohen Mauer umfaßten Laurenzbergs die restaurirte Kirche St.-Laurenz mit dem freundlichen Vorplatze und der umfassendsten Aussicht über die Stadt und das weite Land. Unfern darunter, am östl. Abhange des Bergs liegt die Villa Hafenburg, von der man ebenfalls eine sehr schöne Aussicht hat. Auf der Kleinseite sind zu bemerken das große Statthaltereigebäude, die prächtige St.-Nikolaipfarrkirche, früher dem Jesuitenorden gehörig, das Landtagsgebäude mit dem Sitzungssaale für die 241 Landtagsabgeordneten des Königreichs Böhmen; ferner die Kajetaner-, Augustiner-, Karmeliter- und Malteserkirche nebst der Stiftskirche der Englischen Fräulein; das Landes-Militärcommandogebäude

(das ehemals gräflich Lebebur'sche Palais); die großartigen Paläste der Fürsten Fürstenberg, Windischgrätz, Lobkowitz und Rohan, dann der Grafen Nostitz, Morzin und Thun, insbesondere das weitläufige Palais des Grafen von Waldstein mit herrlichen Gartenpartien und Gewächshäusern; das schöne Gebäude des Blindeninstituts, daneben jenes der Militärmontirungs-Oekonomie-Commission und über ihm auf den hohen Stadtwällen die anmuthigen Baumpromenaden, der parkartige Volksgarten und das architektonisch merkwürdige, vom Kaiser Ferdinand I. erbaute Lustschloß mit seinen großen Galerien, in welchen auf Kosten der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde großartige Frescobilder aus der böhm. Geschichte ausgeführt werden; darunter die pittoreske Schlucht des Hirschgrabens mit der romantischen Ansicht des bethürmten hintern Schloßbezirks, mit den geschichtlich denkwürdigen Thurmgefängnissen des weißen und schwarzen Thurms; endlich die Militär- und Civilschwimmschulen in der Moldau, der kleinseitener Ring (seit 1858 mit dem prächtigen Denkmale Radetzky's), die beiden massiven altdeutschen Brückenthürme, die imponirenden Gebäude des kleinseitener Gymnasiums mit der Musterhauptschule und der Straßen- und Landesbaudirection; zuletzt noch die große Artilleriekaserne am aujezder Thore mit der schönen Chotekstraße an der Kettenbrücke. In der Altstadt sind besonders bemerkenswerth der mit geschichtlichen Emblemen gezierte Brückenthurm mit der Durchfahrt; ihm gegenüber der stattliche Wasserthurm; der freie Platz an der Karlsbrücke mit dem ehernen, durch Hähnel in Dresden angefertigten Standbilde des um P. und Böhmen verdienten Kaisers Karl IV., welches bei Gelegenheit des 500jährigen Jubiläums der prager Universität 1848 aufgestellt wurde; in der Nähe davon die prächtige Rotunde der Kreuzherrenkirche und die St.-Salvatorskirche mit dem riesenhaften Priesterseminar, den Universitäts- und Bibliotheksälen mit der hohen Sternwarte, dann die St.-Clemenskirche; ferner die herrlichen Paläste des Fürsten Colloredo-Mansfeld und des Grafen Clam-Gallas; der große altstädter Ring mit dem städtischen Rathhause im goth. Stile, dahinter die mehrthürmige, aber verschlossene Nikolaikirche; weiter vor auf dem Ringe das schöne fürstlich Kinsky'sche Palais und die hohe, alterthümliche Pfarrkirche im Thein mit ihren beiden hohen, in Pyramiden auslaufenden Glockenthürmen und den daselbst aufgestellten, von dem Kaiser Ferdinand geschenkten Marmorstatuen der beiden Slawenapostel Cyrill und Method von Emanuel Max; dahinter das alte Ungeld, für sich einen eigenen Platz bildend; auswärts die große Minoriten-Jakobskirche; ferner die Pfarrkirchen zu St.-Egidi und Galli, dabei das große Carolin-Universitätsgebäude mit schönen Hör- und Promotionssälen; weiterhin die Garnisonskirche mit der großen Königshofer Militärkaserne (ehemals ein königl. Palast); gegenüber das stattliche freiweltlich-adeliche Damenstift; bei der Garnisonskirche der merkwürdige Pulverthurm mit der Durchfahrt; das Landesgerichtsgebäude; der große Obstmarkt mit dem deutschen Landestheater, dann am Quai das czech. Theater; das Landespolytechnikum und das neue Sparkassengebäude in der Nähe der Kettenbrücke. In der Neustadt sind sehenswerth in der Nähe des Pulverthurms das weitläufige Gebäude der Hauptmauth; unfern davon die 1845 aufgeführten Bahnhöfe für die wiener und dresdener Eisenbahnen; vorwärts des Hauptmauthamts der geräumige St.-Josephsplatz und unter den schönen, langen und breiten Gassen die Schillings-, Hiberner-, Heinrichs- und Kolowratstraße, in welcher letztern sich das Nationalmuseum und das gräflich Albert Nostitz'sche Palais befinden. Durch Regelmäßigkeit und Perspective ausgezeichnet ist der 360 Klafter lange und 32 Klafter breite Wenzelsplatz (früher Roßmarkt). Nicht minder imposant sind die bogenartige Breite- und Brenntegasse, der 280 Klafter lange und 80 Klafter breite Karlsplatz (früher Viehmarkt), das mächtige Strafgerichts- und Inquisitorialgebäude mit seinem hohen Thurme, die schöne Ignatiuskirche mit dem in langer Fronte anstoßenden großen Garnisonsspital, einem ehemaligen Jesuitencollegium; ferner das großartige Allgemeine Krankenhaus und dahinter auf einer Höhe, dem sog. Windberge, das neue Irren- und Gebärhaus nebst den schönen Kirchengebäuden am Karlshofe mit dem Siechenhause und bei St.-Katharina mit dem schlanken, hohen Thurme; endlich am Karlsplatze das Taubstummeninstitut und dabei die schöne zweithürmige Kirche zu St.-Johann am Skalka, gegenüber die gleichfalls zweithürmige Stiftskirche in Emaus. Hinter dem Karlsplatze liegt vertieft das für weibliche Personen bestimmte Krankenhaus der Elisabethinerinnen, und im Hintergrunde erhebt sich die Bergfeste Wyschehrad auf einem steilen, nach drei Seiten abstürzenden Felsen mit der Collegiatkirche zu St.-Peter und Paul. Außerdem sind noch sehenswerth die Pfarrkirche St.-Trinitatis in der Brenntegasse, die sehr hohe Franciscanerkirche Maria-Schnee am Eingange der Breitengasse und die St.-Heinrichs- und St.-Peterpfarrkirche, letztere unfern des Spitalthors. Auch sind zu bemerken die prot. Kirchen und die berühmte alte Synagoge in der Josephstadt. Im ganzen zählt P. 57 kath. Kirchen und

Kapellen, 3 prot. Kirchen und 10 Synagogen. Die elegantesten Straßen sind die Große und Kleine Karlsgasse (früher Jesuitengasse), der Kleine und der Große altstädter Ring, die Zeltnergasse, die Kolowratstraße, das Brükl, die Bergmannsstraße, die Eisengasse, endlich die Obstgasse und die Brückengasse auf der Kleinseite. Im ganzen zählt man in P. 59 Plätze, 255 Straßen und Gassen und 3410 Häuser. Die beiden Vorstädte Karolinenthal und Smichow zeichnen sich hauptsächlich aus durch ihre Baumwollspinnereien, Kattun- und anderweite Fabriken und Manufacturen. Großartige Gebäude sind die Kaserne im Katharinenthale und das außerhalb dieser Vorstadt gelegene Invalidenhaus mit den Exercirplätzen. Die besuchtesten und anmuthigsten Spaziergänge innerhalb der Stadt sind die baumbepflanzten Wälle mit der Aussicht vom blinden Thore bis zum Spitalthore, der Volksgarten mit den bepflanzten Wällen auf der Marienschanze, der kaiserl. Lustgarten und der Haidische Blumen- und Obstgarten in der Nähe der Burg; dann die Sophien- und Schützeninsel in der Moldau. Außerhalb der Stadt bieten die Hetz- und Köpplische Insel am Karolinenthale, der Pstroß'sche und Zdekauer'sche Garten hinter dem Roßthore, dann die Gärten und Restaurationen zu Nußle und Podol, mit weitreichender Aussicht längs der Moldau gegen Königsaal, insbesondere aber der bubentscher Park mit dem landständischen Lustschlosse viele Annehmlichkeiten. Zu nennen sind überdies das pittoreske Scharkathal, der Sternwald auf dem Weißenberge und der fürstlich Kinsky'sche Park vor dem aujezder Thore.

Das wichtigste wissenschaftliche Institut der Stadt ist die Universität, die 1348 nach dem Muster der Universität zu Paris von Kaiser Karl IV. gestiftet und mit wichtigen Privilegien ausgestattet wurde. Sie zählte zu Anfange des 15. Jahrh. über 20000 Studirende. Als aber Kaiser Wenzel die nach Karl's IV. Tode entstandenen Streitigkeiten zwischen Ausländern und Inländern dahin entschied, daß die Polen, Baiern und Sachsen bei Wahlen und Besetzung von Collegiaturen zusammen nur eine, die Böhmen dagegen drei Stimmen haben sollten, zogen 1409 mehrere Tausend Ausländer, Lehrer wie Studirende, aus und veranlaßten die Gründung der Universitäten zu Leipzig, Ingolstadt, Rostock und Krakau. Seit dieser Zeit hat sich die Universität zu P. nie wieder zu ihrer frühern Höhe erheben können; sie verfiel vielmehr ganz und gar, bis Maria Theresia, Joseph II. und Franz II. sie durch besondere Unterstützung wieder erhoben. Die theol. und philos. Facultät haben ihren Sitz im Clementinum, die juristische und medicinische im Carolinum. 1867 lehrten an der Universität über 70 ord. und außerord. Professoren sowie mehrere Docenten; die Zahl der Studirenden betrug ungefähr 1800. Zur Universität gehören, außer der nicht unbedeutenden Bibliothek, ein mineralog. und ein zoolog. Cabinet, der botan. Garten (in Smichow), das physik. Cabinet, die numismatische Sammlung, das anatom. Theater, das patholog. Museum, das pharmakognost. Museum, das akolog. Cabinet, ein chem. Laboratorium, das zoochem. Institut, das physiolog. Institut, die reichausgestattete Sternwarte u. s. w. Die neuerdings vollständig reorganisirte Polytechnische Landesanstalt begreift eine deutsche und eine czech. Abtheilung und wird durch einen vom Professorencollegium erwählten Rector geleitet. Ein einflußreiches Institut ist das von dem ehemaligen Oberstburggrafen Grafen Kolowrat 1818 gestiftete Nationalmuseum mit reichen Sammlungen. Außerdem bestehen zu P. noch drei Gymnasien, eine deutsche und eine czech. Realschule, eine höhere Handelslehranstalt in der Altstadt. An Privatbibliotheken, Gemälde- und Kunstsammlungen, Vereinen und Instituten aller Art ist kein Mangel. P. besitzt ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut, ein Provinzialstrafhaus in der Nähe des Karlsplatzes und ein Zwangsarbeitshaus auf dem Hradschin. An Klöstern zählte die Stadt 1867 noch elf für Männer und fünf für Frauen.

P. ist Sitz der k. k. Statthalterei von Böhmen, des Landesgeneralcommandos, des Oberlandesgerichts, der Finanzlandesdirection für Böhmen, der Landesbaudirection, der Postdirection und anderer Behörden; ferner eines Erzbisthums mit einem erzbischöfl. Consistorium und einem Ehegerichte u. s. w. An der Spitze der städtischen Behörden steht der Bürgermeister mit dem aus 90 Gemeinderäthen gebildeten Stadtverordnetencollegium. P. ist die Hauptniederlage für die Landeserzeugnisse und zugleich der Knotenpunkt eines sich mehr und mehr erweiternden Eisenbahnnetzes. Handel und Verkehr sind daher in fortwährendem Aufblühen begriffen. Größere industrielle Etablissements für Maschinen und landwirthschaftliche Geräthe, für Leinwand-, Kattun- und Tücheldruck, Chemikalien, Oel, Rübenzucker, Leder u. s. w. finden sich besonders im Karolinenthal. Von bedeutendern Geldinstituten bestehen zu P. eine k. k. Filialbank, eine Creditanstalts-Filiale, die böhm. Escomptebank u. s. w. Nach der letzten officiellen Zählung (1857) hatte P. 142588 E. und war sonach die zweite Stadt des ganzen Kaiserstaats. Die Mehrzahl der Bewohner (etwa drei Fünftel) ist czechisch, doch befinden sich Kapital, Industrie und

Wissenschaft in deutschen Händen. Jeder Gebildete ist der deutschen Sprache mächtig. Auf der Altstadt in der Josephstadt, auf der Kleinseite haben die Deutschen, auf der Neustadt und am Hradschin die Czechen die Mehrheit. Das gesellschaftliche Leben cancentrirt sich in der adelichen und der kaufmännischen Ressource, dem deutschen Casino und der Bürgerressource (dem czech. Club). Polit. Blätter mit deutscher Tendenz sind die «Bohemia» und der «Tagesbote aus Böhmen», ferner die offizielle «Prager Zeitung»; in czech. Sprache erscheinen die «Narodni Listy»; deutsch geschrieben ist die «Politik», verfolgt aber czech. Interessen. In jüngster Zeit hat das czech. Element in Schule und Amt an Terrain gewannen und eine nicht geringe Zahl Bewohner deutscher Abstammung hat sich czechisirt.

Die Stadt soll muthmaßlich 722 von der Herzogin Libussa angelegt warden sein. Schon im 13. Jahrh. war sie zu solcher Bedeutung herangewachsen, daß sie van den in Böhmen einbrechenden Tataren nichts zu fürchten hatte. Ihren jetzigen Umfang scheint sie erst unter Kaiser Karl IV. erhalten zu haben. Durch die Hussiten, die 1420 an dem jetzt sog. Ziskaberge, östlich von dem Neuthare gelegen, unter ihrem Anführer Ziska den Kaiser Sigismund schlugen, wurde sie 1424 erabert und damals im Innern sehr verwüstet, jedach, nachdem sie 1433 dem Kaiser sich unterwarfen, desto regelmäßiger wieder aufgebaut. Aus den Fenstern des Schlosses wurden 1618 die kaiserl. Räthe herabgewarfen. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Am 8. Nov. 1620 kam es bei dem 1 St. westlich von P. gelegenen Weißen Berge zur Schlacht zwischen dem Könige Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz und dem Kaiser Ferdinand II., die jenem die Krane kostete und die Stadt in die Hände des Kaisers brachte. 1631 wurde P. van den Sachsen erobert, wenige Manate nachher aber durch Wallenstein ihnen wieder entrissen. Am 10. Mai 1635 kam es hier zwischen dem Kaiser und Kursachsen zum Frieden. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege wurde die Stadt 26. Oct. 1742 von den Franzasen und Baiern genammen. An Friedrich d. Gr. übergab sie sich im Sept. 1744 durch Capitulation. Im Siebenjährigen Kriege, 6. Mai 1757, schlug Friedrich d. Gr. am Ziskaberge den Prinzen van Lathringen. Im Juli und Aug. 1813 fanden zu P. die Verhandlungen zur Vermittelung des Friedens zwischen Oesterreich, Preußen und England mit Frankreich statt. Die van ihrer ehemaligen Größe so sehr herabgekommene Stadt hat sich in neuerer Zeit mehr und mehr wieder gehaben, und ihre Volkszahl ist in dem Verlaufe van 60 J. fast auf das Doppelte der frühern Bevölkerung angewachsen. 1848 war P. namentlich der Schauplatz der natianalen Kämpfe zwischen Deutschen und Czechen. Zu Ende Mai des genannten Jahres trat hier ein allgemeiner Slawencongreß zusammen, der bei dem mittlerweile 11. Juni ausgebrochenen slawisch-demokratischen Aufstande auseinandergesprengt wurde. Die Altstadt und Neustadt wurden bei dieser Gelegenheit durch den Fürsten Windischgrätz zwei Tage hindurch beschossen. Seit 1860 steigert sich die czech. Agitation von Tag zu Tag, wie namentlich die Wahlen für den Landtag, den Gemeinderath und die Handelskammer bekunden. 1862 trat in P. zum ersten mal der böhm. Landtag in seiner neuen Organisation auf Grundlage des Patentes vom 26. Febr. 1861 zusammen. Während des preuß.-österr. Kriegs wurde die Stadt von den Preußen occupirt und bis nach Abschluß des Prager Friedens (s. Norddeutscher Bund) vam 23. Aug. 1866 besetzt gehalten. Vgl. Tamek, «Geschichte der Stadt P.» (deutsch, Prag 1856 fg.); derselbe, «Geschichte der prager Universität» (Prag 1849); die Führer van Merklas, Klutschak u. a.; Ambros, «Der Dam zu P.» (Prag 1858); Kühne, «P. Böhmisch-deutsch und czechisch» (Lpz. 1857).

Praga, eine am rechten Weichselufer gelegene, fast nur von Kleinbürgern und Arbeitern bewohnte Vorstadt Warschaus, zählt gegen 15000 E. und ist mit der Hauptstadt durch eine prachtvalle eiserne Brücke verbunden. An ihren Namen knüpft sich eine verhängnißvolle Katastrophe der paln. Geschichte. Nach der Schlacht bei Maciejowice (s. d.), 10. Oct. 1794, zog Suworow gegen P., den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die 20000 Mann stark, darunter 5000 Mann Reiterei und einige tausend Sensenträger nebst 48 Kananen, unter Makranowski zum Theil in wilder Flucht sich hineingeworfen hatten. Zajonczek erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30000 Mann starke Besatzung, die ein befestigtes Lager vor P. innehatte. Nachdem die Russen 2. Nav. 1794 gegen P. vorgerückt, brachen sie am Morgen des 4. Nov. in sieben Calonnen zum Sturme auf. Zwei Calonnen schnitten, nachdem sie die poln. Reiterei zurückgedrängt, die Besatzung von P. van der Brücke und der Verbindung mit Warschau ab, während die andern Calannen sich der Bastianen und der innern Werke bemächtigten. Ein Pulver- und Bambenvorrathslager wurde in die Luft gesprengt. Unter blutigem Kampfe van Straße zu Straße drangen die Russen in die Stadt bis auf die Marktplätze vor, und nach vierstündigem Widerstande um 9 Uhr früh war das dreifach verschanzte P. von 22000

Ruſſen erſtürmt. Es wurde der Plünderung preisgegeben. Gegen 13000 Polen lagen auf dem Wahlplatze; mehr als 2000 waren in der Weichſel ertrunken und 14680 gefangen. Eine große Zahl Landleute, die ſich mit ihren Familien nach P. geflüchtet, angeblich 15000, hatten in dem Gemetzel und bei der Plünderung das Leben verloren. Am Abende entſtand noch eine große Feuersbrunſt, die einen großen Theil von P. einäſcherte. Der Commandant von Warſchau, Wawrzecki, hatte die Brücke nach Warſchau abbrennen laſſen; doch unterwarf ſich die Hauptſtadt ſchon 8. Nov.

Prägen heißt im allgemeinen das Verfahren, einem Körper durch Druck oder Stoß eine vorausbeſtimmte Geſtalt zu geben, ſofern es mittels einer Maſchine (Prägmaſchine) und mit Hülfe entſprechend vertieft gravirter, regelmäßig ſtählerner Formen (Prägſtempel) geſchieht. In den meiſten Fällen iſt hierbei die Abſicht, auf plattenförmigen oder ähnlichen flachen Gegenſtänden Reliefzeichnungen, Aufſchriften u. dgl. hervorzubringen; manchmal aber erzeugt man durch P. ſelbſt die ganze Geſtalt eines Gegenſtandes, wie z. B. bei der fabrikmäßigen Herſtellung ſilberner, neuſilberner und ſtählerner Gabeln der Fall iſt. Seine Hauptanwendung findet das P. in der Verarbeitung der Metalle, aber auch Papier (zu Viſitenkarten, verziertem Briefpapier), Leder (zu Tapeten und Bücherein bänden) u. ſ. w. werden geprägt. Eins der bekannteſten Erzeugniſſe der Prägkunſt ſind die Geldſtücke, Jetons und Medaillen. (S. Münze.) Die Prägmaſchinen ſind weſentlich von viererlei Art: das Fallwerk, in welchem ein ſchwerer Eiſenblock durch freien Fall von etwas großer Höhe die erforderliche Kraft ausübt; das Stoßwerk oder Spindelwerk, beſtehend in einer ſtarken Schraubenpreſſe, deren Wirkung durch eigenthümliche Beſchaffenheit der Schraube und Verbindung derſelben mit einem langen Schwengel und Schwunggewichten geſteigert wird; Hebelprägwerke mit ſog. Kniehebel (wie das ſehr verbreitete Uhlhorn'ſche Prägwerk), wobei die Wirkung nicht ſtoßweiſe, ſondern durch einen höchſt kraftvollen Druck ausgeübt wird; endlich ein Walzwerk, deſſen zwei Cylinder die Prägſtempel tragen oder, ſelbſt mit der Gravirung verſehen, die Stelle der Prägſtempel vertreten und bei ihrer Umdrehung den Druck auf die zwiſchen ihnen durchgehende Metallplatte ausüben. Das Fallwerk eignet ſich zum P. der Münzen nicht; für Medaillen mit hohem Gepräge wird ausſchließlich das Stoßwerk angewendet. Vom Walzwerke hat man im 17. Jahrh. zum P. der Münzen Gebrauch gemacht; gegenwärtig findet es hauptſächlich in Silberwaarenfabriken, und ſelbſt hier nur in beſchränktem Maße, Anwendung. Prägring heißt der ſtählerne Ring, innerhalb deſſen die Münzplatten während des P. eingeſchloſſen ſind, um völlig runde Geſtalt, die genaue Größe und eine regelmäßig glatte oder verzierte Randfläche zu erhalten.

Prägeſchatz, ſ. Münze und Münzweſen.

Pragmatiſch (vom griech. pragma, Handlung, Geſchäft, Sache) bezeichnet überhaupt das, was zum Handeln und zur Betreibung der Geſchäfte gehört. Eine beſondere Bedeutung erhält das Wort in der Geſchichtſchreibung, wo man diejenige Darſtellungsweiſe, welche die Begebenheiten nach ihrem urſachlichen Zuſammenhange entwickelt und ſomit die Geſchichte für das Leben und Handeln lehrreicher macht, die pragmatiſche Darſtellung (den hiſtoriſchen Pragmatismus) nennt. Ferner bedeutet pragmatiſch ſo viel als klug, erfahren, in Geſchäften gewandt, und man ſpricht demnach von einem pragmatiſchen Kopfe, einem pragmatiſchen Genie oder von pragmatiſchen Regeln, d. h. Rathſchlägen der Klugheit, die von den moraliſchen Grundſätzen verſchieden ſind. Eine Dienſtpragmatik iſt eine Verordnung, welche die Regeln für die Betreibung der öffentlichen Geſchäfte enthält.

Pragmatiſche Sanction (Sanctio pragmatica) heißt im allgemeinen ein Staatsvertrag, ein über eine wichtige Staatsangelegenheit von dem Landesherrn feſtgeſtelltes Grundgeſetz, das unverletzlich ſein und für ewige Zeiten in Kraft bleiben ſoll. Die wichtigſte der mit dieſem Namen vorzugsweiſe bezeichneten öffentlichen Urkunden iſt das Geſetz, durch welches Kaiſer Karl VI., da er ohne männliche Nachkommen war, die Nachfolge unter ſeinen weiblichen Nachkommen ordnete. In dieſem Geſetze war beſtimmt, daß die geſammten öſterr. Staaten immer ungetheilt beiſammen bleiben und zunächſt auf die männlichen Nachkommen des regierenden Kaiſers, in deren Ermangelung auf ſeine weiblichen Nachkommen, bei deren Abgange auf die Töchter ſeines Bruders Joſeph und deren männliche und weibliche Nachkommenſchaft jederzeit nach dem Rechte der Erſtgeburt fallen ſollten. Um die Gewährleiſtung ſowol des Deutſchen Reichs als der auswärtigen Mächte wurden keine Bemühungen und Opfer geſcheut, ja es ließ ſogar Karl VI. zur größern Sicherſtellung die beiden Joſephiniſchen Erzherzoginnen, die als Töchter des ältern Bruders die nächſten Erbrechte hatten, bei ihrer Vermählung mit dem Kurprinzen von Sachſen und dem von Baiern auf die Erbfolge in Oeſterreich eidlich Verzicht leiſten. Trotz dieſer Vor-

kehrungen wurde diese Pragmatische Sanction doch nach Karl's VI. Tode die Ursache zu dem Oesterreichischen Erbfolgekrieg (s. d.) mit Maria Theresia, indem namentlich Baiern infolge seines verwandtschaftlichen Verhältnisses Ansprüche auf einen Theil der österr. Erbländer machte. — Pragmatische Sanction (Sanction pragmatique) heißt ferner das vom Könige Karl VII. von Frankreich 1438 zu Bourges nach den Beschlüssen des Baseler Concils gegebene Grundgesetz, auf welchem die Freiheit der Gallikanischen Kirche (s. d.) beruht; ebenso der Beschluß des deutschen Reichstags zu Mainz von 1439 in Betreff der Annahme derselben Beschlüsse, durch welche beiden Grundgesetze die Macht des Papstes beschränkt wurde, die aber nachmals zu Gunsten des röm. Hofs durch Concordate wieder abgeändert wurden; endlich auch das vom Könige Karl III. von Spanien, als er 1759 den Thron beider Sicilien seinem dritten Sohne und dessen Nachkommen abtrat, erlassene Erbfolgegesetz.

Prahm, ein flaches, niedriges Fahrzeug, das in Seehäfen und auf Flüssen zum Fortschaffen schwerer Lasten dient und je nach seiner Bestimmung verschiedene Namen, z. B. Fährprahm, Kanonenprahm u. s. w., erhält.

Prairien (franz. und engl. Prairies, d. h. eigentlich Wiesen) ist der von den Angloamerikanern aus dem Französischen entnommene Name für Ebenen, die eine einförmige, in der Regel gleichmäßige Pflanzendecke tragen, und die im ehemals span. Nordamerika sowie in Guiana Savannen, in Südamerika Llanos und Pampas, in Westasien und Südrußland Steppen, in Mitteleuropa Heiden genannt werden. Die ausgedehntesten und bedeutendsten P. sind in dem mittlern Theile des großen Mississippibeckens, vornehmlich am rechten oder westl. Ufer des Mississippistroms. Man unterscheidet hier nach der Bodenbeschaffenheit nasse (wet), trockene (dry) und buschige oder heidige (bushy or heathy) P. Die nassen P. sind theils tiefe, von Sümpfen und Morästen (sloughs und swales) erfüllte höchst ungesunde und meist uncultivirbare Wiesengründe, theils fettes, urbares, aber oft überschwemmtes und deshalb ebenfalls ungesundes Marschland in tiefeingeschnittenen, von waldigen Rändern (bluffs) begrenzten Flußthälern oder Bottoms. Manche dieser nassen P. lassen sich durch Gräben mäßiger Tiefe trocken legen und bieten dann eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit dar. Die trockenen oder «eigentlichen» P., bei weitem die ausgedehntesten, sind theils völlig eben, größtentheils aber wellenförmig und heißen dann «rollende» P. (rolling prairies). Obschon es in den trockenen P. auch wohlbewässerte, mit fettem Boden ausgestattete Striche gibt, bestehen sie doch ihrer größten Ausdehnung nach aus holz- und wasserleeren Flächen mit einer auf Graswuchs beschränkten Vegetation, wo der Horizont auf allen Seiten in einem Grasmeere untertaucht, das, vom Winde bewegt, wie in Wogen auf- und niedersteigt. Selten zieht sich im Zickzack ein Bach hin, mit Erlen- oder Haselsträuchern, mit wildem Wein und andern Schlinggewächsen umsäumt. Auch vereinzelte Baumgruppen und Waldstreifen treten auf. Die Busch- oder Heideprairien halten die Mitte zwischen dem Prairieland und den mit Gebüsch und Gestrüpp bewachsenen Barrens (d. h. wörtlich unfruchtbares Land). Dieselben sind keineswegs mit Heidekraut (Erica) bewachsen, welches in diesen Ländern überhaupt nicht zu finden, sondern mit niedrigem Buschwerk, insbesondere mit Haselstauden. Die Buschprairien, fast immer zum Anbau wohlgeeignet, haben die Neigung, sich mit der Zeit in Waldland zu verwandeln, und sind als der gegen die offene P. hin fortschreitende Wald zu betrachten. Im «fernen Westen» bildet der vom Missouri umflossene, von der Sierra de Texas und dem Ozarkgebirge begrenzte Raum ein niedriges und hügeliges Tafelland, von dem die «wüstenartigen Hochprairien» fast 2000 Q.-M. einnehmen, meist wasser- und baumlose, ganz ebene Flächen (mesas, d. h. Tische). Vor allen furchtbar ist für die von Texas nach Sta.-Fé in Neumexico ziehenden Karavanen das Wüstenplateau der «abgepfählten Ebene». (S. Llanos.) Viele meinen, die P. seien mit Wald bestanden gewesen, dieser aber durch Brand zerstört worden; wahrscheinlich aber waren sie niemals Waldgrund. Die ersten Entdecker des Mississippithals vom Wisconsin bis zur Ohiomündung hin fanden sogar die Flußufer unbewaldet, und auch die Wälder der Flußränder sind demnach verhältnißmäßig neuern Ursprungs. Daß die P. waldlos blieben, wird theils den durch die Indianer fortwährend angestifteten Prairiebränden, die den jungen Baumwuchs durchaus vernichteten, theils den zahlreichen Büffelheerden zugeschrieben, die große Strecken weit jede Vegetation vertilgen. Diese Ansichten finden in der Thatsache ihre Bestätigung, daß sich mit Vertreibung der Indianer und der Büffel aus den P. der natürliche Baumwuchs sogleich von den Flußrändern aus weiter ins Land hinein verbreitet. Die Prairiebrände, welche durch theils zufälliges, theils absichtliches Anzünden des dürren Prairiegrases von seiten der Indianer entstehen, sind nicht so gefährlich, wie man häufig behauptet hat. Das Feuer schreitet in einer langen Linie, aber nicht mit übergroßer

Schnelligkeit vorwärts, ſteigt bis zu einer Höhe von 20 F. an und gibt eine ſehr intenſive Hitze. Jedes Pflanzenleben, mit Ausnahme der Wurzeln des Prairiegrafes, die bald wieder ausſchlagen, wird durch das Feuer vernichtet. Ein ſchmaler, grasloſer Bodenſtreif, z. B. ein befahrener Weg, bildet indeß für das Feuer ſchon eine unüberſteigliche Schranke. Der Prairieboden zeichnet ſich durch den auffallend feinzertheilten Zuſtand des Erdreichs aus und iſt im allgemeinen frei von Steinen, obwol ſich hier und da Geſchiebe oder Felsſtücke an der Oberfläche und im Innern vertheilt finden. Die große Gleichförmigkeit der zoolog. Grundlage und Bodenbildung bedingt auch die Einförmigkeit der Flora und Fauna der Prairieregion. In den tiefern Gegenden wächſt das Gras ſehr üppig und hoch, beſonders in den Bottoms, während es in den höhern und trockenern Strichen feiner und der Raſen dichter iſt. Im Sommer erſcheinen zwiſchen dem Grafe vielerlei Blumen, namentlich aus der Familie der Compoſiten, darunter die Dahlia oder Georgine. Nur wo Boden und Feuchtigkeit günſtig genug ſind, finden ſich Bäume und Baumgruppen (Haine oder Inſeln genannt). Außer den Büffeln, die ſich namentlich früher in zahlreichen Heerden in den weiten Räumen umhertrieben, ſind charakteriſtiſche Thiere der P. der Prairiewolf und der Prairiehund, der Gapſer oder Goffer, eine Art großer Maulwurf mit Backentaſchen, das Zieſel und das Murmelthier, von Vögeln das Rebhuhn, das Prairiehuhn, das Cupidohuhn und das Salbeihuhn.

Präjudiz (praejudicium), eigentlich eine vorgefaßte Meinung oder ein Vorurtheil, heißt in der Rechtslehre die nachtheilige Folge, welche einer Partei daraus erwächſt, daß ſie einer geſetzlichen Vorſchrift oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leiſtet. Ein Wechſel iſt präjudicirt, wenn der Inhaber denſelben nicht zur rechten Zeit dem Wechſelſchuldner vorlegt, alſo der Bedingung nicht genügt, unter welcher der Ausſteller und ſämmtliche Indoſſanten das Eingehen der Wechſelzahlung verbürgt haben. Auch bezeichnet man mit P. die Entſcheidung einer Rechtsfrage, wonach man ſich bei künftigen ähnlichen Fällen richtet.

Praktiſch (vom griech. Praxis) heißt im Unterſchiede vom Theoretiſchen alles das, was ſich auf das Thun und Handeln bezieht. (S. Praxis und Theorie.) Während rein theoretiſche Wiſſenſchaften keinen andern Zweck haben als die Erkenntniß ſelbſt, heißen praktiſche Wiſſenſchaften diejenigen, welche entweder über die Zwecke des Handelns oder über die Mittel zur Erreichung beſtimmter Zwecke etwas feſtſtellen. P. in dem erſtern Sinne, wo es auf die Feſtſtellung der Zwecke des Handelns ankommt, iſt vor allem die Ethik (ſ. d.), überhaupt jede Unterſuchung, die ein Muſterbild für das Handeln aufſtellt. In der zweiten Beziehung, wo es ſich um die Mittel für gewiſſe durch die Bedürfniſſe des Lebens aufgedrungene Zwecke handelt, heißt praktiſch alles das, was als Mittel für die Erreichung jener Zwecke dient; es iſt dann etwas um ſo mehr praktiſch, je einfacher, bequemer, ſicherer, wohlfeiler u. ſ. w. dadurch der Zweck erreicht wird. Hierher gehört namentlich das ganze Gebiet des Techniſch-Praktiſchen, und man nennt dann beſonders ſolche Wiſſenſchaften praktiſch, deren Lehren eine mannichfaltige Anwendbarkeit auf die Erreichung ſolcher von den Bedürfniſſen und Neigungen vorgezeichneter Zwecke geſtatten. Einen praktiſchen Vortrag einer Wiſſenſchaft nennt man einen ſolchen, der auf die Anwendbarkeit ihrer Lehren für beſtimmte Zwecke vorzugsweiſe Rückſicht nimmt. Inſofern endlich die Wahl der Mittel für gewiſſe Zwecke von der Erfahrung geleitet wird und einzelne Individuen ein beſonderes Talent haben, ihre Weiſungen zu bemerken und zu verfolgen, ſpricht man von praktiſchem Blick; auch die Individuen ſelbſt nennt man häufig praktiſch, Praktiker oder Praktikus, inſofern ſie vorzugsweiſe mit der Ausübung einer Wiſſenſchaft beſchäftigt ſind (prakticiren). — Praktik (practica) iſt die Ausübung oder Anwendung einer Kunſt oder Wiſſenſchaft; dann nennt man ſo das den gewöhnlichen Kalendern angehängte Prognoſtikon über Witterung, Planetenlauf u. ſ. w. — Praktikant pflegt ein zur Beihülfe oder zur Einübung des praktiſchen Dienſtes bei einer Behörde u. ſ. w. Angeſtellter genannt zu werden. Wird ein Schiff aus der Quarantäne entlaſſen, ſo nennt man dies, ihm die Pratika (libera pratica) ertheilen, d. h. die Freiheit, ſeinem Zwecke nachzugehen.

Prälaten heißen diejenigen Beamten der kath. Kirche, welche eine Jurisdiction im eigenen Namen auszuüben haben. Dieſes waren urſprünglich nur die Biſchöfe, Erzbiſchöfe, die Patriarchen und der Papſt. Später erhielten auch die Cardinäle und Legaten, die Aebte und Vorſteher der Klöſter durch Privilegien und Herkommen eine gewiſſe Jurisdiction, und dann wurde auch den höhern Stellen in den Domkapiteln der Prälatentitel zutheil. In Deutſchland gab es bis zur Säculariſation zahlreiche P., welche, frei von der Landeshoheit, unmittelbar unter dem Reiche ſtanden. Viele hatten auch weltliche Regierungsrechte, ſelbſt die fürſtl. Würde und Sitz und Stimme auf den Reichstagen. In England, Schweden und Dänemark hat ſich die Prälatur

auch nach der Reformation erhalten; in dem prot. Deutschland blieb nur der Name in den Domstiftern und in den landschaftlichen Verfassungen, wo der Prälatenstand zuweilen durch die Universitäten repräsentirt wurde.

Präliminarien (neulat.), das Vorhergehende, Vorläufige, nennt man insbesondere solche Vereinbarungen, welche die fernere Verhandlung einleiten und ermöglichen. Bei dem Vorhaben eines Friedensschlusses bestimmen die P. den Ort der Besprechung, die dabei zuzulassenden Mächte und diejenigen Zugeständnisse, von welchen der eine oder andere Theil das Eingehen auf Weiteres abhängig gemacht hat. Ueber Präliminarfrieden s. Friede. Als P. oder Antecedentien einer Persönlichkeit bezeichnet man wol auch deren moralische Vergangenheit.

Präludium, s. Vorspiel.

Pram (Christen Henriksen), dän. Dichter und staatsökonomischer Schriftsteller, geb. in Gudbrandsdalen in Norwegen 1756, war seit 1781 beim Oekonomie- und Commerzcollegium angestellt, bis er 1815 bei Aufhebung dieses Departements seinen Abschied erhielt. In staatsökonomischer Beziehung bereiste er 1798 Bornholm und 1804—6 zur Untersuchung des Zustandes der Fischereien Norwegen. Er redigirte die Handelszeitung 1782—87 und lieferte mehrere auf staatswissenschaftliche Gegenstände bezügliche Preisschriften, z. B. über die Nationaltracht (1798) und über die Anlegung einer Universität in Norwegen (1796). Als Dichter begründete er seinen Ruhm durch das romantische Epos «Stärkodder» (1785); auch seine dramatischen Stücke und eine Reihe kleiner Erzählungen bekunden viel Lebensfrische und Humor. Mit Rahbek unternahm er 1785 die Zeitschrift «Minerva», welche auf die Gestaltung der dän. Literatur damals einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt hat. Um die Schulden, in welche er allmählich gerathen, mit dem Ueberreste eines sehr einträglichen Gehalts bezahlen zu können, ging er 1819 als Zollverwalter nach der westind. Insel St.-Thomas, wo er aber schon 25. Nov. 1821 dem Einflusse des Klimas unterlag. Seine schönwissenschaftlichen Werke gab Rahbek heraus (mit Biographie, 6 Bde., Kopenh. 1824—29).

Prämie (lat. praemium) bezeichnet eine besondere Belohnung für verdienstliche Leistungen. P. werden bei vielen Gelegenheiten gewährt, z. B. Schülern in Form von Büchern und andern Dingen für bewiesenen Fleiß und gutes Betragen, Arbeitern für ausgezeichnete Leistungen, kleinere Erfindungen und Abkürzungen des Verfahrens bei der Arbeit, Landwirthen für Zucht bester Hausthiere, guter Getreide- und Obstsorten sowie für Cultur bisher unbenutzter Ländereien u. s. w. Ferner gibt es P. für Tödtung schädlicher Thiere, namentlich der eigentlichen Raubthiere, für Erzeugung ausgezeichneter Producte, Herstellung von Fabrikaten in guter Qualität oder großen Quantitäten, für Einfuhr von Getreide bei Theuerung oder von neuen Rohstoffen, für Acclimatisation von Thieren und Pflanzen, bei Ausstellungen aller Art u. dgl. Bekannt sind die Ausfuhrprämien, welche denjenigen gewährt werden, die gewisse gewerbliche und andere Producte des Landes ausführen. In der Regel bestehen dieselben in der Erstattung der Zölle und Abgaben, welche von den bei der Production verwendeten Rohstoffen erhoben wurden. Bei Anleihen werden oft denjenigen P. gewährt, welche die gezeichnete Summe vor der bestimmten Zeit einzahlen. Außerdem gibt es Prämienanleihen, die sich von den übrigen Anleihen dadurch unterscheiden, daß sie denjenigen, welche sich bei ihnen betheiligen, neben einem mäßigen Zins noch P., die unter sämmtlichen Zeichnern verlost werden, in Aussicht stellen. Solche Prämienanleihen zählen zu den Lotterieanleihen, welche indeß in der Regel keinen Zins, sondern nur einen früher oder später eintretenden Lotteriegewinn zusichern. Beim Versicherungsgeschäfte heißen P. (Versicherungsprämie) die Beiträge, welche die Versicherten an die Versicherungsgesellschaften für die Uebernahme des Risico zahlen.

Verzeichniß

der im elften Bande enthaltenen Artikel.

O.

Occupation. 1.
Ocean, ſ. Meer.
Oceanus. 1.
Ocellus Lucanus. 1.
Ocher. 2.
Ochlokratie. 2.
Ochotsk. 2.
Ochs. 3.
Ochſenzunge, ſ. Anchusa.
Ockenheim (Johannes). 3.
O'Connell (Daniel; Maurice; John). 3.
O'Connor (Feargus Edward; Arthur; Familie; Denis). 5.
Octaëder. 6.
Octave. 6.
Octavia. 7.
Octavius (röm. Geſchlecht). 7.
October. 8.
Octroi. 8.
Ocular. 8.
Oculi; ſ. Sonntag.
Oculiren. 9.
Oczakow. 9.
Od. 9.
Odaliske. 10.
Ode. 10.
Oedem, ſ. Anaſarca und Waſſerſucht.
Oedenburg. 11.
Odenſe. 11.
Odenwald. 12.
Oder. 13.
Oderberg. 14.
Odermennig. 14.
Odeſſa. 14.
Odeum. 15.
Odilon-Barrot, ſ. Barrot (Camille Hyacinthe Odilon).
Odin. 16.
Oedipus. 16.
Odoacker. 17.
O'Donnell (Familie; Karl, Graf von Tyrconnel; Franz, Graf; Moritz, Graf von Tyrconnel; Maximil. Karl Lamoral, Graf von Tyrconnel; Joſeph Heinrich, Graf von Abispal; Sir Richard Annesley). 18.
O'Donnell (Don Leopoldo). 18.
Odyſſeus. 19.
Oeil-de-Boeuf. 20.
Oeynhauſen. 21.
Ofen (der). 21.
Ofen (Stadt). 22.
Offenbach (Stadt). 23.
Offenbach (Jakob). 23.
Offenbarung. 24.
Offenbarung des Johannes, ſ. Johannes, der Evangeliſt.
Offenburg. 26.
Offenſive. 27.
Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege. 27.
Offertorium. 28.
Official. 28.
Officiell. 28.
Officinell. 28.
Offizier. 28.
Ofterdingen (Heinrich von). 29.
Og. 29.
Oggione (Marco d'). 29.
Oginski (Familie; Michael Kaſimir; Michael Kleophas). 29.
Oglio. 30.
Ogyges. 30.
Ohio (Fluß). 30.
Ohio (Stadt). 31.
Oehlenſchläger (Adam Gottlob). 31.
Ohlmüller (Joſ. Dan.). 32.
Ohm (Maß). 33.
Ohm (Martin; Georg Simon). 33.
Ohnmacht. 33.
Ohr. 34.
Ohrenbeichte, ſ. Beichte.
Ohrenkrankheiten. 34.
Oehringen. 35.
Oehrling. 35.
Oidium, ſ. Traubenſäule.
Oiſe. 36.
Oka. 36.
Okeanos, ſ. Oceanus.
Oken (Lorenz). 36.
Oekolampadius (Joh.). 37.
Oekonomie. 37.
Oekumeniſch. 38.
Oel; Oelhandel. 38.
Olaf (Tryggvaſon; der Heilige). 39.
Öland. 39.
Oelbaum. 39.
Oelberg. 40.
Olbers (Heinr. Wilh. Matthäus). 41.
Oldenbarneveldt (Jan van; Wilhelm; René). 41.
Oldenburg (Großherzogth.). 41.
Oldenburg (Stadt). 47.
Oldenburger Haus. 48.
Oleander. 49.
Olearius (Adam; Gottfried; Johann; Johann Chriſtoph). 49.
Ole Bull, ſ. Bull (Ole Bornemann).
Oleïn. 49.
Oléron. 50.
Oelfarben. 50.
Olga. 50.
Oligarchie. 50.
Oliphant (Lawrence). 51.
Oliva (Marktflecken). 51.
Oliva (Maeſtro Fernan Perez de). 51.
Olivarez (Don Gasparo de Guzman, Graf von). 52.
Oliven. 52.
Olivier (Louis Heinr. Ferd.). 52.
Olivier (Heinr. von; Ferdinand von; Friedrich von). 53.
Olla potrida. 53.
Ollech (Karl Rudolf von). 54.
Ollivier (Olivier Emile; Démoſthènes). 55.

Olm. 55.
Oelmalerei. 55.
Olmütz. 56.
Olonez. 57.
Olaron. 57.
Olazaga (Don Saluſtiano de). 58.
Oelpalme. 58.
Oelpflanzen. 59.
Oels. 59.
Olshauſen (Herm.). 60.
Olshauſen (Juſtus). 60.
Olshauſen (Theodor). 60.
Oelung. 61.
Olymp. 61.
Olympia. 62.
Olympiade. 62.
Olympias. 62.
Olympiadorus. 63.
Olympiſche Spiele. 63.
Olympos, ſ. Olymp.
Olynthas. 64.
Omajjaden. 64.
Omar, ſ. Khalif.
O'Meara (Barry Edward). 65.
Omen. 66.
Omer-Paſcha. 66.
Omnibus. 67.
Omphale. 67.
Onanie. 68.
Oenanthe. 68.
Onegoſee; Onega (Fluß; Stadt). 68
Oeneus. 69.
Ongaro (Francesco Dall'). 69.
Oenologie. 69.
Onomalritos. 69.
Onomaſtikon. 70.
Onomatopöie. 70.
Onoſander. 70.
Oenothera. 70.
Onotrer. 71.
Onslow (George). 71.
Onuarioſee. 71.
Ontologie; Ontologiſcher Beweis. 72.
Onyx. 72.
Oort (Adam van). 72.
Oost (Jakob van; Jakob van, der Jüngere). 72.
Opal. 73.
Oper. 73.
Opera supererogationis. 75.
Operation (medic.). 76.
Operationen (militäriſch). 76.
Operette, ſ. Oper.
Operment, ſ. Auripigment.
Opfer. 76.
Ophiasleide. 78.
Ophiglossum. 78.
Ophir. 78.
Ophiten. 79.
Ophthalmiatrik. 79.
Ophthalmie. 79.
Opiate, ſ. Opium.
Opitz (Martin). 80.
Opium. 81.
Opodeldoc. 81.
Oporin (Joh.). 81.
Oporto. 81.
Opoſſum. 83.
Oppeln. 83.
Oppenheim. 84.
Oppert (Julius). 84.
Oppianus. 85.
Oppolzer (Johann; Theodor). 85.
Oppoſition. 86.
Optativ. 86.
Optik. 86.
Optimates und Populares. 86.
Optimismus. 87.
Optiſche Täuſchung. 87.
Optometer. 87.
Opuntia. 88.
Opus operatum. 88.
Opzoomer (Karl Wilh.). 89.
Orakel. 89.
Oran. 90.
Orange, Orangenbaum, ſ. Citrus.
Orange. 90.
Orangelogen. 91.
Orangerie. 92.
Orang-Utang. 92.
Oranien. 92.
Oranienbaum. 93.
Oranjefluß. 93.
Oranje-Rivier-Republik. 94.
Oratorium (kirchlich). 94.
Oratorium (Muſik). 95.
Orbilius Pupillus. 96.
Orbis pictus. 96.
Orcagna (Andrea). 96.
Orcheſter. 96.
Orcheſtik, ſ. Tanzkunſt.
Orchideen. 97.
Orchis. 97.
Orchomenos. 98.
Orcus, ſ. Unterwelt.
Ordalien. 98.
Orden (weltliche). 99.
Orden (geiſtliche). 100.
Ordinaten. 102.
Ordination. 102.
Ordnung. 103.
Ordonnanz. 103.
Ordonnanzen. 103.
Ordre de bataille. 104.
Oreaden, ſ. Nymphen.
Orebra. 104.
Oregon. 104.
Orel. 105.
Orelli (Joh. Kaspar; Konrad). 105.
Orenburg. 106.
Orenſe. 107.
Oreodoxa. 108.
Oreſtes. 108.
Orfila (Matthieu Joſ. Bonaventure). 109.
Organ; organiſch. 109.
Orgel. 110.
Orgien. 112.
Oriani (Barnabé). 112.
Oribaſius. 112.
Orient. 112.
Orientaliſche Literatur und Sprachen. 113.
Orientiren. 116.
Orientkrieg. 116.
Oriflamme. 120.
Origanum. 120.
Origenes. 121.
Originalität. 122.
Orihuela. 122.
Orinoco. 122.
Orion. 123.
Oriſſa. 123.
Orizaba. 124.
Orkadiſche Inſeln. 124.
Orkan. 125.
Orkney-Inſeln, ſ. Orkadiſche Inſeln.
Orlamünde. 125.
Orlean. 126.
Orléans (Stadt). 126.
Orléans (Jungfrau von), ſ. Jeanne d'Arc.
Orléans (Haus). 127.
Orléans (Jean Baptiſte Gaſton, Herzog von). 131.
Orléans (Philipp II., Herzog von). 132.
Orléans (Louis Phil. Joſ., Herzog von). 133.
Orley (Bernhard van). 135.
Orlow (Familie; Iwan; Grigorij; Grigorij; Alexei; Iwan; Fedor; Wladimir; Graf Grigorij Wladimirowitſch; Michael; Alexei; Fürſt Nikolai Alexejewitſch); Graf Wladimir O.-Dawydow; Graf Waſſilji O.-Deniſſow; Graf Fedor Waſſiljewitſch O.-Deniſſaw. 135.
Ormus. 138.
Ormuzd. 138.
Ornament. 138.
Ornat. 139.
Orne. 139.
Ornithologie. 140.
Ornithopus. 140.
Orobanche. 140.
Orographie. 140.
Orontes. 140.
Oroſius (Paulus). 141.
Orpheus. 141.
Orſeille. 142.
Orſini (Geſchlecht). 142.
Orſini (Felice). 143.
Orſova. 143.
Oerſted (Anders Sandöe). 144.
Oerſted (Hans Chriſtian). 144.
Oertel (Philipp Friedr. Wilh.). 145.
Orthodoxie. 146.
Orthoëpie. 146.
Orthographie. 146.
Orthopädie. 148.
Orthopteren. 149
Ortlesalpen. 149.
Ortolan. 149.
Oruro. 150.
Orvieto. 150.

Oryktognoſie. 151.
Os (Jan van; Pieter Gerardus van; Georg Jakob Johannes van). 151.
Oſagen. 151.
Oſaka. 151.
Oſann (Emil; Gottfried Wilhelm; Friedr. Gotthilf). 152.
Osborne, ſ. Wight (Inſel).
Oſchatz. 152.
Oſcillation, ſ. Schwingung.
Oeſel. 153.
Oſenbrüggen (Eduard). 153.
Oeſer (Adam Friedr.). 154.
Oſerow (Wladiſlaw Alexandrowitſch). 154.
Oſiander (Andreas; Lukas, der Aeltere; Lukas, der Jüngere). 154.
Oſinſki (Ludw.). 155.
Oſiris. 155.
Oskar (Köaig von Schweden). 156.
Oeſer. 157.
Osmaniſches Reich. 157.
Osmazom. 179.
Osmium. 179.
Osmunda. 179.
Osnabrück. 179.
Osrhoeniſches Reich, ſ. Edeſſa.
Oſſa. 181.
Oſſegk. 181.
Oſſenbeek (Jan). 181.
Oſſeten. 181.
Oſſian. 182.
Oſſolinſki (Jerzy; Jozef Maximilian). 183.
Oſt, ſ. Morgen.
Oſtade (Adrian van; Iſaak van). 183.
Oſtende. 184.
Oſteologie. 184.
Oſterinſel. 184.
Oſterland. 184.
Oeſterley (Karl). 185.
Oſterluzei, ſ. Aristolochia.
Oſtermann (Heinr. Joh. Friedr., Graf); Graf Alexander Iwanowitſch O.-Tolſtoi. 185.
Oſtern. 186.
Oſterode. 187.
Oeſterreich (Erzherzogthum). 187.
Oeſterreich (Kaiſerthum, geographiſch-ſtatiſtiſch; geſchichtlich). 191.
Oeſterreich. Erbfolgekrieg. 230.
Oſtfalen. 231.
Oſtfriesland. 231.
Oſtgothen, ſ. Gothen.
Oſtheim. 232.
Oſtia. 232.
Oſtindien. 233.
Oſtindiſche Compagnien. 252.
Oſtjaken. 255.
Oſtpreußen. 256.
Oſtracismus. 257.
Oeſtreich, ſ. Oeſterreich.
Oſtrog (Fürſten von). 257.
Oſtrolenka. 257.
Oſtrömiſches Reich, ſ. Byzantiniſches Reich.
Oſtrowſki (Criſtinus; Tomaſz, Graf; Antoni; Wladiſlaw; Teodor). 257.
Oſtſee. 258.
Oſtſeeprovinzen. 259.
Oſuna (Stadt). 260.
Oſuna (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von). 260.
Oswald (der Heilige). 261.
Oswego. 261.
Oswiecym, ſ. Auſchwitz.
Oſymandyas. 261.
Oeta. 262.
Otaheiti. 262.
Otfried. 263.
Otho (Marcus Salvius). 264.
Otranto. 264.
Ottava rima. 264.
Ottawa. 264.
Ottenſen. 265.
Otter, ſ. Viper.
Oettingen (Grafſch.; Geſchlecht). 265.
Oettingen-Wallerſtein (Ludwig Kraft Ernſt, Fürſt von). 266.
Oettinger (Eduard Maria). 266.
Ottmer (Karl Theodor). 267.
Otto I. (röm.-deutſcher Kaiſer). 267.
Otto II. (röm.-deutſcher Kaiſer). 269.
Otto III. (röm.-deutſcher Kaiſer). 269.
Otto IV. (röm.-deutſcher Kaiſer). 270.
Otto (Markgraf zu Meißen). 271.
Otto von Wittelsbach. 271.
Otto I. (König von Griechenland). 272.
Otto von Freiſingen. 273.
Otto (Friedr. Julius). 273.
Ottokar II. (König von Böhmen). 273.
Ottokar von Steiermark. 274.
Otway (Thom.). 275.
Oetzthal. 275.
Oude. 276.
Oudenaarde. 277.
Oudendorp (Franz von). 278.
Oudinot (Charles Nicolas; Nicolas Charles Victor). 278.
Oudry (Jean Baptiſte). 279.
Ouverture. 279.
Oval. 280.
Ovation, ſ. Triumph.
Overbeck (Friedr.). 280.
Overbeck (Johannes Adolf). 281.
Overſton (Thomas). 282.
Overweg (Adolf). 282.
Ovidius (Publius). 282.
Oviedo. 283.
Owen (John; John). 284.
Owen (Richard). 284.
Owen (Robert; Robert Dale; David Dale). 285.
Oxalis. 287.
Oxenſtierna (Axel, Graf von). 287.
Oxford (Grafſchaft; Stadt). 288.
Oxford (Robert Harley, Graf von; Edward Graf von). 290.
Oxhoft. 291.
Oxus, ſ. Amu.
Oxyd. 291.
Oxygen, ſ. Sauerſtoff.
Oybin. 291.
Ozanam (Antoine Frédéric). 291.
Ozon. 292.

P.

P (Buchſtabe). 293.
Paalzow (Henriette von). 293.
Päan (mythol.). 293.
Päan (Dichtart). 293.
Pabſt (Heinr. Wilh.). 294.
Pacca (Bartholomäus). 294.
Paccanariſten. 295.
Pache (Jean Nicolas). 295.
Pachomius. 296.
Pacht. 296.
Pachydermen, ſ. Dickhäuter.
Pacific-Ocean, ſ. Südſee.
Pacini (Giovanni). 297.
Packetboot. 297.
Packſong. 297.
Pact, ſ. Vertrag.
Pacuvius (Marcus). 297.
Pädagog. 298.
Päderaſtie. 298.
Paderborn. 298.
Padilla (Juan de, el Cartujano; Pedro de). 299.
Padiſchah. 300.
Padua (Stadt). 300.
Padua (Herzog von), ſ. Arrighi di Caſanova.
Paelinck (Joſ.). 301.
Paër (Ferdinando). 301.
Paëz (Joſe Antonio). 301.
Paganini (Nicola). 303.
Paganismus. 303.
Page. 303.
Pagoden. 304.
Pahlen (Geſchlecht; Johann von der; Georg von der; Johann von der; Graf Peter von der; Graf Peter von der; Graf Paul von der; Graf Friedrich von der; Baron Magnus van der). 304.
Pailon. 305.
Paine (Thomas). 305.

Paix. 306.
Paiſiello (Giovanni). 309.
Paisley. 309.
Paixhans (Henri Joſ.). 310.
Pakington (Sir John Somerſet). 310.
Palacky (Franz; Johann). 310.
Paladin. 311.
Palafox y Melzi (Don Joſé de). 311.
Palais-Royal. 312.
Palamedes. 313.
Palanlin. 313.
Paläographie. 313.
Paläologen. 314.
Paläontologie, ſ. Petrefacten.
Paläphatus. 314.
Palaprat (Jean). 314.
Paläſtina. 314.
Paläſtra. 316.
Palatiniſcher Berg. 316.
Palatinus; Palatinat. 316.
Paleario (Aonio). 317.
Palembang. 317.
Palencia. 317.
Palenque (San-Domingo del). 318.
Palermo. 318.
Paleſtrina (Stadt). 320.
Paleſtrina (Giovanni Pietro Aloiſio da). 321.
Palette. 322.
Pálffy von Erdöd (Geſchlecht). 322.
Pálffy (Albert). 322.
Palgrave (Sir Francis). 323.
Páli. 323.
Palikaren. 324.
Palimpſeſten. 324.
Palindromon. 324.
Palingeneſie. 324.
Palinodie. 325.
Palinurus. 325.
Paliſſaden. 325.
Paliſſanderholz, ſ. Jacarandaholz.
Paliſſot de Montenoy (Charles). 325.
Paliſſy (Bernard de). 326.
Palla. 326.
Palladio (Andrea). 326.
Palladium (Bild). 327.
Palladium (Metall). 327.
Palladius (Rutilius Taurus Aemilianus). 327.
Pallas Athene, ſ. Minerva.
Pallas (Pet. Simon). 327.
Palleske (Emil). 328.
Palliativ. 329.
Pallium. 329.
Palm (Maß). 329.
Palm (Joh. Phil.). 330.
Palma (Inſel). 331.
Palma (Hauptſtadt von Mallorca). 331.
Palma (Städte in Italien). 331.
Palma (Jacopo, Il Vecchio; Jacopo, Il Giovane). 332.
Palmarum, ſ. Palmſonntag.
Palmblad (Wilh. Fredrik). 332.
Palmeirim (Luis Auguſto). 332.
Palmella (Don Pedro de Souſa-Holſtein, Herzog von). 333.
Palmen. 334.
Palmenorden, ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft.
Palmer (Chriſtian von). 336.
Palmerſton (Henry John Temple, Viscount). 336.
Palmöl. 337.
Palmſonntag. 338.
Palmwein. 338.
Palmyra. 338.
Palomino de Velasco (Don Antonio). 338.
Paludan-Müller (Frederik; Kaspar Peter). 339.
Pampa. 339.
Pamphlet. 340.
Pamphylien. 340.
Pamplona (Provinz). 340.
Pamplona (Stadt). 341.
Pan. 341.
Panacea. 342.
Panamá (Landenge). 342.
Panamá (Stadt; Staat). 343.
Panard (Charles François). 344.
Panathenäen. 344.
Pancoucke (André Joſ.; Charles Joſeph; Charles Louis Fleury; Erneſte). 344.
Pancratius. 345.
Pancſova. 345.
Pandämonium. 345.
Pandanus. 345.
Pandekten. 345.
Pandora. 346.
Panduren. 346.
Panegyricus. 346.
Panin (Nikita Iwanowitſch, Graf; Graf Peter Iwanowitſch; Graf Nikito Petrowitſch; Graf Victor Nilititſch). 347.
Panisbrief. 347.
Paniſcher Schrecken, ſ. Pan.
Panizzi (Antonio). 347.
Pankration. 348.
Pankreas, ſ. Bauchſpeicheldrüſe.
Pannartz (Arnold). 348.
Pannonia. 349.
Panoſka (Theodor). 350.
Panorama. 351.
Panſlawismus. 351.
Pantalone. 352.
Pantellaria. 352.
Pantheismus. 353.
Pantheon. 353.
Panther. 355.
Pantoffelblume, ſ. Calceolaria.
Pantograph, ſ. Storchſchnabel.
Pantomime. 355.
Panvini (Onofrio). 355.
Panyaſis. 355.
Panzer (der). 356.
Panzer (Georg Wolfgang; Georg Wolfgang Franz; Joh. Friedrich Heinrich). 356.
Panzerſchiffe. 356.
Panzerthiere. 357.
Paoli (Pascal). 357.
Paolo. 358.
Paolo Veroneſe; Benedetto Cagliari; Gabbriello Cagliari; Carlo Cagliari. 358.
Päon. 358.
Päonie. 359.
Papa (Titel). 359.
Pápa (Marktflecken). 359.
Papagai. 359.
Papantla. 360.
Papebroek (Dan.). 360.
Papenburg. 360.
Paphlagonien. 360.
Paphos. 361.
Papias. 361.
Papier. 361.
Papiergeld. 365.
Papiermaché. 365.
Papilionaceen, ſ. Schmetterlingsblütler.
Papin (Dionys). 365.
Papinianus (Aemilius). 366.
Papirius (röm. Geſchlecht). 366.
Pappe. 367.
Pappel, ſ. Populus.
Pappenheim (Geſchlecht; Wolfgang Adam von; Graf Karl Theodor Friedrich von; Graf Albert von; Graf Ludwig Ferdinand Friedrich Haupt von; Grafſchaft). 367.
Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf zu). 368.
Paprica, ſ. Capsicum.
Papſt. 369.
Papuas. 373.
Papyrus. 374.
Papyrusrollen. 374.
Para (Münze). 375.
Pará (Provinz; Stadt). 375.
Parabaſe. 376.
Parabel (Gleichniß). 376.
Parabel (mathematiſch); Paraboloïd. 376.
Paracelſus (Philippus Aureolus). 376.
Parade. 377.
Paradies. 377.
Paradiesapfel, ſ. Solanum.
Paradiesvogel. 378.
Paradigma. 378
Paradox. 378.
Paraffin. 378.
Paragium, ſ. Apanage.
Paragoge. 378.
Paragraph. 378.
Paraguay (Fluß). 379.
Paraguay (Staat). 380.
Paraguaythee. 384.
Parahyba. 385.
Paraklet. 385.
Paralipomena. 385.
Paralipſis. 385.
Parallaxe. 386.
Parallel. 386.
Parallelen. 387.
Parallelkreiſe. 387.

Parallelogramm. 387.
Paralyſis, ſ. Lähmung.
Paramaribo. 387.
Paramente. 388.
Parameter. 388.
Paramythie. 388.
Paraná (Fluß). 388.
Paraná (Provinz). 389.
Paräneſe. 390.
Paranuß, ſ. Bertholletia.
Paraphraſe. 390.
Paraſit. 390.
Paraſiten (botan.). 390.
Paraſiten (zoolog.). 392.
Parchim. 392.
Pardeſſus (Jean Marie). 392.
Pardan. 393.
Pardubitz. 393.
Paré (Ambroiſe). 393.
Parentalien. 393.
Parentel. 394.
Parentheſe. 394.
Parere. 394.
Parforcejagd, ſ. Jagd.
Parfums. 394.
Parga. 395.
Pari, ſ. Al pari.
Parias. 395.
Parini (Giuſeppe). 395.
Paris (Alexandras). 396.
Paris (Stadt; Schlachten; Friedensſchlüſſe). 396.
Paris (Graf von), ſ. Orléans (Haus).
Pariſienne. 411.
Paritätiſch. 411.
Park (Anlage). 411.
Park (militär.). 411.
Park (Munga). 411.
Parker (Familie; Sir Hyde; Sir Hyde; Sir William; Sir Peter; Sir George; Sir William; Hyde; Hyde). 412.
Parker (Theador). 413.
Parlament. 414.
Parlamentär. 417.
Parma (Herzogthum). 417.
Parma (Stadt). 419.
Parma (Herzog von), ſ. Cambacérès (Jean Jacques Régis).
Parmegiano, ſ. Mazzola (Francesco).
Parmenides. 419.
Parmentier (Antoine Auguſtin). 420.
Parmeſankäſe. 420.
Parmaß. 420.
Parny (Evariſte Déſiré Desfarges, Vicomte de). 420.
Parochie. 421.
Paradie. 421.
Parole. 422.
Parömie. 422.
Paronomaſie, ſ. Annomination.
Parapamiſus, ſ. Hindukuh.
Paros. 422.
Paraxysmus. 422.
Parquet. 422.
Parrhaſios. 423.
Parrheſie. 423.
Parricidium. 423.
Parrot (Joh. Jak. Friedr. Wilh.). 423.
Parry (Sir William Edward). 423.
Parſen. 424.
Partei. 424.
Parteigänger. 425.
Partenkirchen. 426.
Parterre. 426.
Parthenium. 426.
Parthenius. 426.
Parthenogeneſis. 427.
Parthenon. 427.
Parthenope. 427.
Parthenopeiſche Republik. 427.
Parthien. 428.
Participium. 428.
Particular. 429.
Partikeln. 429.
Partirerei. 429.
Partiſan, ſ. Parteigänger.
Partiſane. 429.
Partitur. 429.
Parzen. 429.
Parzival. 430.
Pas-de-Calais. 430.
Pascal (Blaiſe). 430.
Paſcha. 431.
Paſchalik. 432.
Paſchalis (Päpſte). 432.
Paſchaſius Radbertus. 432.
Paſigraphie. 432.
Paſiphaë. 432.
Paskewitſch (Iwan Fedorowitſch; Fedor). 433.
Pasquier (Etienne). 434.
Pasquier (Etienne Denis, Herzog von). 434.
Pasquill. 434.
Paß (Zeugniß). 435.
Paß (im Gebirge). 435.
Paſſage. 435.
Paſſageninſtrument. 435.
Paſſaglia (Carlo). 435.
Paſſah. 436.
Paſſarowitz. 436.
Paſſatſtaub. 436.
Paſſatwinde. 437.
Paſſau. 437.
Paſſavant (Joh. Dav.). 438.
Paſſeyr. 438.
Paſſiou. 438.
Paſſionsblume. 439.
Paſſionsſpiele. 439.
Paſſirgewicht. 440.
Paſſiv, ſ. Activ.
Paſſaw (Franz Ludw. Karl Friedrich; Wilhelm Arthur). 440.
Paßwan-Oglu. 441.
Paſſy. 441.
Paſta (Giuditta). 441.
Paſte. 441.
Paſtellmalerei. 442.
Paſtete. 442.
Paſtinake. 442.
Paſtor. 442.
Paſtoralbriefe. 443.
Paſtorale. 443.
Paſtoraltheologie. 448.
Paſtoret (Claude Emmanuel Joſeph Pierre, Marquis de; Amédée David, Marquis de). 448.
Päſtum. 444.
Pataganien. 444.
Patchali. 445.
Patena. 445.
Patent. 445.
Patera. 445.
Paternoſter. 446.
Paternoſterwerk. 446.
Pathen. 446.
Pathologie. 446.
Pathos. 447.
Patina. 447.
Patkul (Joh. Reinhold von). 447.
Patmos. 448.
Patna. 448.
Patois. 449.
Patow (Erasmus Robert, Freiherr von). 449.
Patras. 450.
Patriarchen. 450.
Patricier. 451.
Patrick. 451.
Patrimonialgerichtsbarkeit. 452.
Patrimonium. 452.
Patriatismus. 452.
Patriſtik. 453.
Patrize. 453.
Patrallus. 453.
Patronat. 453.
Patrone. 454.
Patronus. 454.
Patrouille. 454.
Patti (Adelina Maria Clorinda; Carlotta). 454.
Pätus (Cäcina; Publius Thraſea). 455.
Pau. 455.
Pauke. 455.
Paul (Päpſte). 456.
Paul I. (Kaiſer von Rußland). 457.
Paul (Herzog von Würtemberg). 458.
Paul Veroneſe, ſ. Paolo Veroneſe.
Paulding (James Kirke). 458.
Pauli (Georg Reinhold). 459.
Paulicianer. 460.
Pauline (Chriſtiue Wilhelmine, Fürſtin zur Lippe). 460.
Pauliner, ſ. Minimen.
Paulinzelle. 460.
Paullini (Chriſtian Franz). 460.
Paulus (Apoſtel). 461.
Paulus Diakonus. 464.
Paulus van Santaſata. 465.
Paulus (Heinrich Eberh. Gottlob; Karoline; Emilie). 465.
Paumótu. 466.
Pauperismus. 466.
Pauſanias (König). 467.
Pauſanias (Perieget). 468.
Pauſe. 468.

Paufilippo. 468.
Pavia. 468.
Pavian. 469.
Pavillon. 469.
Pawlowsk. 469.
Pax vobiscum. 470.
Paro. 470.
Paxton (Sir Joseph). 470.
Payen (Anselme). 471.
Payssandú. 471.
Pazzi. 471.
Pecari, s. Bisamschwein.
Pech. 471.
Pechnelke, s. Lychnis.
Pecht (Friedrich). 472.
Pectinstoffe. 473.
Peculat. 473.
Peculium. 473.
Pedal. 473.
Pedant. 473.
Pedell. 473.
Pedianus (Quintus Asconius). 474.
Pedro I. (Kaiser von Brasilien). 474.
Pedro II. (Kaiser von Brasilien). 475.
Pedro V. (König von Portugal). 475.
Peebles. 475.
Peel (Sir Robert; Robert; Frederick; Sir William; Jonathan). 476.
Peene. 478.
Peer, s. Pairs.
Peerlkamp (Hofman Peter). 479.
Pegasus. 479.
Pegel. 479.
Pegnitz, s. Regnitz.
Pegnitzorden. 479.
Pegu. 480.
Pehlewi, s. Persische Sprache und Literatur.
Peiho. 480.
Peilen. 481.
Peipussee. 481.
Peitschenwurm. 481.
Peking. 481.
Pelagianer. 483.
Pelargonium. 484.
Pelasger. 484.
Peleus. 485.
Pelewinseln. 485.
Pelias. 485.
Pelikan. 486.
Pelion. 486.
Pélissier (Jean Jacques Aimable). 486.
Pella. 487.
Pellagra. 487.
Pellico (Silvio). 487.
Pellisson-Fontanier (Paul). 488.
Pelopidae. 489.
Pelopium. 489.
Peloponnes. 489.
Pelops. 490.
Peloton. 490.
Pelplin. 490.
Pelusium. 490.
Pelzwerk. 491.
Pembroke (Grafschaft). 491.
Pembroke (Grafen von). 492.
Pemmikan, s. Bison.
Penaten. 494.
Pencz (Georg). 494.
Pendel. 495.
Pendschâb. 496.
Penelope. 498.
Penetrabilität. 498.
Peneus. 498.
Peninische Alpen, s. Alpen.
Penn (William). 498.
Pennalismus. 499.
Pennisetum. 500.
Pennsylvanien. 500.
Pennsylvanisches System, s. Gefängnißwesen.
Penny. 501.
Pensa. 502.
Pensacola. 502.
Pension. 503.
Pensionär. 503.
Pentagramm, s. Drudenfuß und Fünf (Zahl).
Pentameter. 504.
Pentarchie. 504.
Pentateuch. 504.
Pentelikon. 504.
Pentheselea. 504.
Pentheus. 504.
Penthièvre (Grafschaft; Louis Jean Marie de Bourbon, Herzog von). 504.
Pepe (Gabriele; Florestano; Guglielmo). 505.
Peperino. 506.
Pépinièren. 506.
Peplos. 507.
Pepoli (Gioachino, Marchese). 507.
Pepsin. 507.
Perceptibilität. 508.
Perceval (Spencer). 508.
Perche. 508.
Percussion (physikalisch). 509.
Percussion (medicinisch). 509.
Percy (Geschlecht), s. Northumberland.
Percy (Thomas). 510.
Perdikkas. 510.
Perduellio. 510.
Peregrinus Proteus. 510.
Péreire (Emile; Isaac; Eugène). 511.
Perekop. 511.
Peremtorisch. 512.
Perennirend. 512.
Perez (Antonio). 512.
Perfectibilität. 513.
Perfectum, s. Präteritum.
Perforation. 513.
Pergament; Pergamentpapier. 513.
Pergamentdrucke. 513.
Pergamum. 514.
Pergolese (Giovanni Battista). 514.
Perhorrescenz. 515.
Periander. 515.
Periegesis. 515.
Périer (Casimir; Antoine Scipion). 515.
Perigäum. 516.
Perigon. 516.
Périgord. 516.
Périgueux. 516.
Perihelium, s. Aphelium.
Perikles. 517.
Perikopen. 518.
Perim, s. Bâb-el-Mandeb.
Perimeter, s. Peripherie.
Periode (chronol.). 518.
Periode (grammatisch). 519.
Peripatetische Philosophie. 520.
Peripetie. 520.
Peripherie. 520.
Periphrase. 520.
Peristaltisch. 520.
Peris. 520.
Peristyl. 520.
Perlen. 520.
Perlhuhn. 521.
Perlmutter. 521.
Perm. 522.
Permutiren, s. Combination.
Pernambuco (Provinz). 522.
Pernambuco (Stadt). 523.
Pernau. 524.
Pernice (Ludwig Wilh. Anton; Victor Anton Herbert). 524.
Péronne. 525.
Perowskij (Graf Wassilij Alexejewitsch; Graf Lew Alexejewitsch; Graf Boris Alexejewitsch). 525.
Perpendikel. 526.
Perpetuum-mobile. 526.
Perpignan. 526.
Perrault (Charles; Claude; Pierre; Nicolas). 527.
Perrücke. 527.
Perrückenbaum, s. Rhus.
Perry (Matthew Calbraith). 528.
Persano (Carlo, Graf Pellion di). 529.
Persephone, s. Proserpina.
Persepolis. 530.
Perseus (mythолog.). 530.
Perseus (König von Macedonien). 530.
Persien (geogr.-statist.; geschichtlich). 531.
Persischer Meerbusen. 540.
Persische Sprache und Literatur. 541.
Persigny (Jean Gilbert Victor Fialin, Herzog von). 544.
Persius (Aulus). 544.
Person. 545.
Personalsteuern. 545.
Personenrecht. 545.
Personification. 545.
Perspective. 546.
Perth. 546.
Perthes (Friedrich Christoph; Friedrich Matthias; Clemens Theodor; Andr. Hansa Tran-

gott; Johann Georg Juſtus; Wilhelm; Bernhard Wilhelm). 547.
Pertinax (Publius Helvius). 548.
Pertinenzien. 548.
Perturbationen. 549.
Perty (Joſeph Anton Maximilian). 549.
Pertz (Georg Heinr.; Karl Aug. Friedrich). 549.
Peru. 550.
Perugia. 558.
Perugino (Pietro). 559.
Peruvianiſcher Balſam. 559.
Peruzzi (Balthaſar; Giovanni Salluſtio). 560.
Peruzzi (Ubaldino). 560.
Pervigilium. 560.
Peſaro (Stadt). 561.
Peſaro (Simone da), ſ. Cantarini.
Peſcara (Fernando Franceſco Avalos, Marcheſe de); Alfonſa Avalos, Marcheſe de Guaſto. 561.
Peſchawer. 561.
Peſcherähs, ſ. Feuerland.
Peſchiera. 562.
Peſchito, ſ. Bibelüberſetzungen.
Peſo. 562.
Peſſimismus, ſ. Optimismus.
Peſt. 563.
Peſtalozzi (Joh. Heinr.). 563.
Peſth. 565.
Peſtilentiarius. 567.
Peſtwurz, ſ. Petasiſer.
Petarde. 567.
Petasiſer. 567.
Petavius (Denis). 567.
Petechien. 567.
Peter (der Grauſame, König von Caſtilien und Leon). 567.
Peter I. (Kaiſer von Rußland). 568.
Peter II. (Kaiſer von Rußland). 571.
Peter III. (Kaiſer von Rußland). 571.
Peter (Großherzog von Oldenburg). 571.
Peter von Amiens. 572.
Peterborough. 572.
Peterhof. 572.
Petermann (Auguſt). 573.
Peters (Wilhelm Karl Hartwig; Chriſtian Heinrich Friedrich). 573.
Peters (Chriſtian Aug. Friedr.). 574.
Petersberg. 574.
Petersburg. 575.
Peterſen (Frederik Chriſtian). 579.
Peterſen (Niels Matthias). 579.
Petersgroſchen. 580.
Peterſilie. 580.
Peterwardein. 581.
Pétion de Villeneuve (Jérôme). 581.
Petitio principii. 582.
Petition, Petitionsrecht. 582.
Petition of Rights. 582.
Petitorienklagen. 582.
Petöfi (Alexander). 583.
Petra. 583.
Petrarca (Franceſco). 584.
Petreſacten. 586.
Petrikau. 586.
Petrographie. 586.
Petroleum. 586.
Petronell. 587.
Petronius. 587.
Petropawlowsk. 587.
Petropolis. 588.
Petrus (Apoſtel). 588.
Petrus Lombardus, ſ. Lombardus.
Petrus de Vineis. 590.
Petſchenegen. 590.
Petſchoea. 591.
Pettenkofer (Max von). 591.
Petter (Anton). 592.
Pettrich (Franz; Ferdinand). 592.
Petunia. 593.
Petzholdt (Julius). 593.
Peucedanum. 593.
Peucer (Kaspar). 594.
Peucker (Eduard von). 594.
Peutinger (Konrad). 595.
Peyron (Amadeo). 595.
Peyronnet (Charles Ignace, Graf). 595.
Pfäfers. 596.
Pfaff (Chriſt. Heinrich; Johann Friedrich; Johann Wilhelm Andreas; Hans Heinr. Ulrich Vitalis; Alexius Burkhard Immanuel Friedrich). 597.
Pfaffe. 597.
Pfaffenhofen. 597.
Pfaffenhütchenſtrauch, ſ. Evonymus.
Pfahlbauten. 598.
Pfahlbürger; Pfahlgerichte. 599.
Pfalz; Pfalzgraf. 599.
Pfalz (Staaten). 600.
Pfälzer Weine. 601.
Pfalzgraf, ſ. Pfalz und Graf.
Pfand. 602.
Pfandbriefe. 603.
Pfandhaus, ſ. Lombard.
Pfändung. 603.
Pfanne. 603.
Pfarrer. 603.
Pfau. 604.
Pfeffel (Gottlieb Konrad). 604.
Pfeffer. 604.
Pfefferkraut, ſ. Satureja.
Pfefferkuchen. 605.
Pfefferküſte, ſ. Malabar.
Pfefferminze. 605.
Pfeifenſtrauch, ſ. Aristolochia und Philadelphus.
Pfeifer. 606.
Pfeifergericht. 606.
Pfeiffer (Burchard Wilh.). 607.
Pfeiffer (Louis Georg Karl). 607.
Pfeiffer (Franz). 608.
Pfeiffer (Ida). 609.
Pfeil. 609.
Pfeil (Wilh.). 609.
Pfeiler. 610.
Pfeilgift. 610.
Pfeilkraut, ſ. Sagittaria.
Pfennig. 610.
Pferch. 611.
Pferd. 611.
Pferdekraft. 612.
Pferdezucht. 612.
Pfingſten. 613.
Pfingſtroſe, ſ. Päonie.
Pfirſich. 614.
Pfiſter (Albrecht). 614.
Pfiſter (Joh. Chriſtian von). 615.
Pfizer (Guſtav). 615.
Pfizer (Paul Achatius). 616.
Pflanzen. 617.
Pflanzengeographie. 625.
Pflanzenkunde, ſ. Botanik.
Pflanzenthiere, ſ. Zoophyten.
Pflaſter. 626.
Pflaſterung. 626.
Pflaumen. 626.
Pflicht. 627.
Pflichttheil. 627.
Pflug. 628.
Pfordten (Ludwig Karl Heinrich von der). 629.
Pforr (Joh. Georg; Franz). 630.
Pforta. 631.
Pfortader. 631.
Pforte. 632.
Pforzheim. 632.
Pfriemen, ſ. Sarothamnus.
Pfriemengras, ſ. Stipa.
Pfropfen. 632.
Pfründe. 633.
Pfuel (Ernſt von). 633.
Pfund. 634.
Pfyffer (Ludwig; Franz Ludwig; Kaſimir; Eduard). 634.
Phäaken. 635.
Phädon. 635.
Phädra. 635.
Phädrus. 635.
Phaethon. 636.
Phalanx. 636.
Phalaris (Tyrann). 636.
Phalaris (Pflanze). 636.
Phallus (im Cultus). 637.
Phallus (Pilzgattung). 637.
Phanerogamen. 637.
Phänomen. 637.
Phantaſie (Einbildungskraft). 638.
Phantaſie (in der Muſik). 639.
Phantaſiren. 639.
Phantasmagorie. 639.
Phantaſtiſch. 639.
Phantaſus. 639.
Phantom. 639.
Pharao. 639.
Pharaonsratte, ſ. Ichneumon.
Phariſäer. 639.
Pharmacie, ſ. Apothekerkunſt.
Pharmakologie, ſ. Arzneimittel.
Phaemakopöe. 640.

Pharnabazus. 640.
Pharnaces (Könige von Pontus). 640.
Pharsalus. 641.
Pharus. 641.
Phasen. 641.
Phasis. 641.
Phenal. 642.
Pherä. 642.
Pherekrates. 642.
Pherekydes. 642.
Phidias. 643.
Philä. 644.
Philadelphen. 644.
Philadelphia (Stadt). 644.
Philadelphia (Jakob). 645.
Philadelphus. 646.
Philalethen. 646.
Philäni. 646.
Philanthropie. 647.
Philaret. 647.
Philemon (Dichter). 648.
Philemon und Baucis. 648.
Philetas. 648.
Philhellenen. 648.
Philidor (François André Danican, genannt). 648.
Philipp (Könige von Macedonien). 649.
Philipp II. (König von Spanien). 651.
Philipp V. (König von Sponien). 652.
Philipp II. (König von Frankreich). 652.
Philipp IV. (König von Frankreich). 653.
Philipp VI. (König von Frankreich). 655.
Philipp (der Kühne, Herzog von Burgund). 656.
Philipp I. (Landgraf von Heſſen). 657.
Philipp (Auguſt Friedrich, Landgraf von Heſſen-Homburg). 658.
Philipp von Neri, ſ. Oratorium.
Philippeville (in Belgien). 658.
Philippeville (in Algerien). 658.
Philippi. 659.
Philippiken. 659.
Philippinen. 659.
Philipponen. 660.
Philippopel. 661.
Philippsburg. 661.
Philippus. 661.
Philiſter. 662.
Phillips (Georg). 662.
Philo. 663.
Philo (aus Byblos); P. (Philoſoph); P. (aus Byzanz). 663.
Philodemus. 663.
Philoktetes. 664.
Philolaus. 664.
Philologie. 664.
Philomele. 673.
Philopömen. 673.
Philoſophie. 674.
Philoſtratus (Flavius). 677.
Philoxenus. 677.
Philtron, ſ. Liebestrank.
Phineus. 678.
Phiole. 678.
Phlegethon. 678.
Phlegma. 678.
Phlegon. 678.
Phleum. 678.
Phlius. 679.
Phlogiſtan. 679.
Phlox. 679.
Phöbe. 679.
Phöbos, ſ. Apollo
Phocian. 679.
Phocis. 680.
Phocylides. 680.
Phanetiſch. 680.
Phönix. 680.
Phänizien. 681.
Phanolith. 683.
Phormium. 683.
Phosphor. 683.
Phosphorescenz. 684.
Phosphorit. 685.
Photius. 685.
Photogen, ſ. Hydrocarbür.
Photographie. 685.
Photometer. 687.
Phraſeologie. 688.
Phreneſie. 688.
Phrenologie. 688.
Phrygien. 689.
Phryne. 689.
Phrynichus. 689.
Phtha. 690.
Phthiſis. 690.
Phull (Karl Ludwig, Baron von). 690.
Phyle. 690.
Physharmonica. 691.
Phyſik. 691.
Phyſikotheologie. 694.
Phyſiognomie. 694.
Phyſikratiſches Syſtem. 694.
Phyſiologie. 696.
Phytographie und Phytonomie, ſ. Botanik und Pflanzen.
Piacenza (Provinz; Stadt). 696.
Piacenza (Herzog von), ſ. Lebrun (Charles François).
Piano. 696.
Pianoforte. 697.
Piariſten. 698.
Piaſt. 699.
Piaſter. 699.
Piauhy. 699.
Piave. 700.
Piazzi (Giuſeppe). 700.
Pic. 701.
Picard (Louis Benoît). 701.
Picarden, ſ. Adamiten.
Picardie. 701.
Picart (Bernard). 701.
Piccini (Nicola; Luigi). 702.
Piccoloflöte, ſ. Flöte.
Piccolomini (Aeneas Sylvius; Octavia). 703.
Picenum. 703.
Pichegru (Charles). 704.
Pichler (Johann Anton; Johann von; Anton; Johann Joſeph; Johann Peter). 705.
Pichler (Karoline). 705.
Pickelhaube. 706.
Pico (Giovanni; Johann Franz P. von Mirandola). 706.
Picten. 706.
Pictet (Markus Auguſt; Charles; Franç. Jules; Adolphe). 706.
Piedeſtal. 707.
Piemont. 707.
Pierce (Franklin). 708.
Pierer (Joh. Friedrich; Heinrich Auguſt; Eugen; Victor; Alfred). 709.
Pieriden, ſ. Muſen.
Pierrot. 710.
Pietà. 710.
Pietiſten. 710.
Pigafetta (Antonio). 712.
Pigalle (Jean Baptiſte). 712.
Pigault-Lebrun (Charles Antoine Guillaume P. de l'Epinoy, genannt). 713.
Pigmente. 713.
Pigneral. 715.
Pike. 715.
Pikrinſäure. 715.
Pilaſter. 715.
Pilâtre de Rozier (Jean François). 716.
Pilatus (Pontius). 716.
Pilatus (Berg). 716.
Pilau. 717.
Pilger. 717.
Pillau. 717.
Pillen. 718.
Pillersdorf (Franz, Freiherr von). 718.
Pillnitz. 718.
Pilot. 719.
Piloty (Karl). 719.
Pilſen. 720.
Pilze. 720.
Piment, ſ. Eugenia.
Pimeria, ſ. Sonora.
Pimpernuß. 723.
Pimpinella. 724.
Pinakothek. 724.
Pincette. 724.
Pindar. 724.
Pindemonte (Giovanni, Marcheſe; Ippolito). 725.
Pindos. 725.
Pinel (Philippe). 725.
Pingré (Alex. Guy). 726.
Pinguine. 726.
Pinie, ſ. Kiefer.
Pinneberg. 726.
Pinte. 727.
Pinturicchio (Bernardino). 727.
Pinus. 727.
Pinzgau. 727.
Piombino. 727.
Piomba (Fra Sebaſtiano del). 728.
Pionniers. 728.
Pipe. 728.

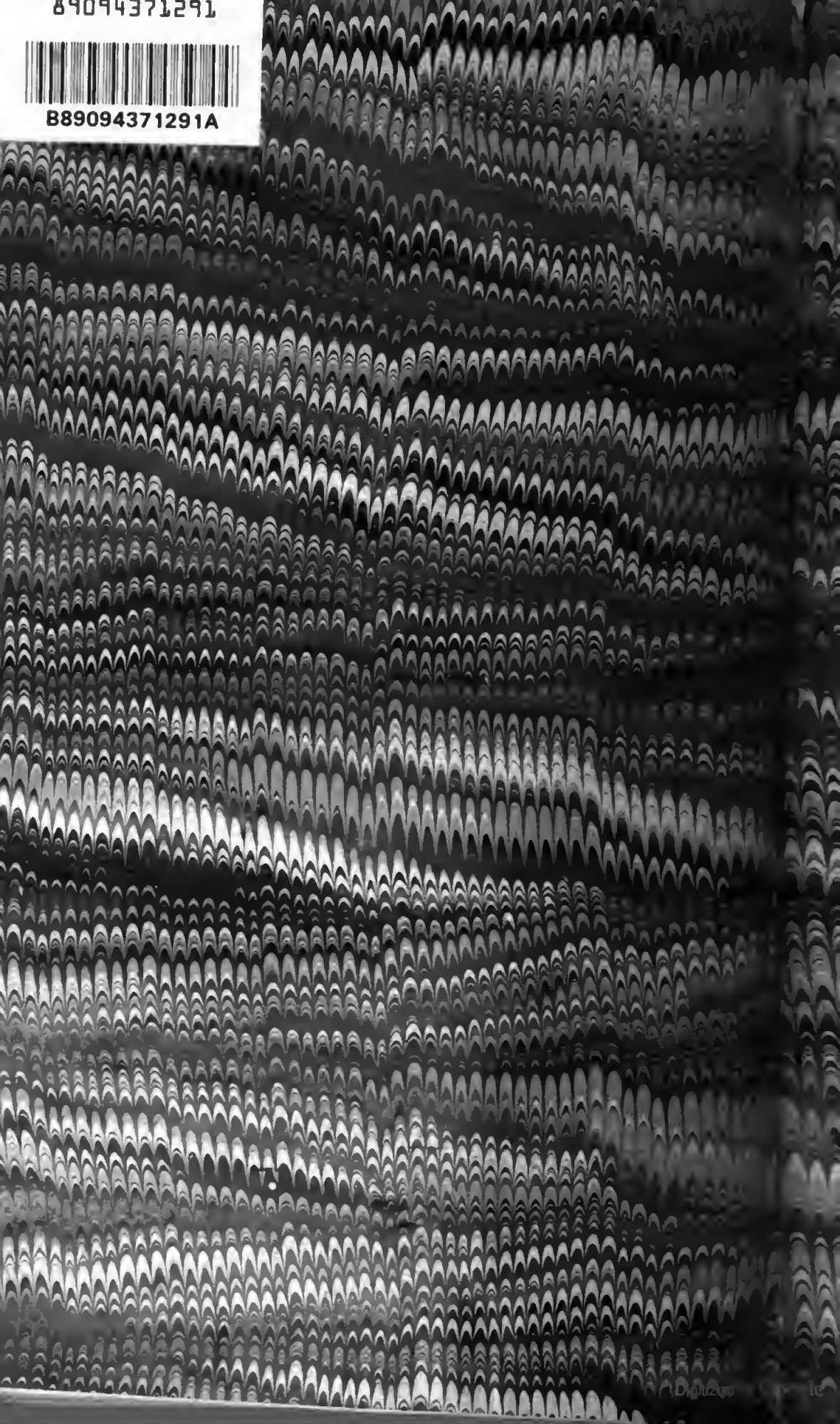
Pipin. 728.
Pippi, ſ. Giulio Romano.
Pips. 730.
Piqué. 730.
Piquet. 730.
Piquetſpiel. 730.
Piraneſi (Giambattiſta; Franceseo; Peter; Laura). 731.
Pirano. 731.
Piraten, ſ. Seeraub.
Piräus, ſ. Athen.
Pirithoos. 731.
Pirkheimer (Wilibald; Charitas). 731.
Pirmaſens. 732.
Pirna. 732.
Piroguen. 732.
Piral. 733.
Piron (Alexis). 733.
Pirouette. 733.
Piſa. 733.
Piſander. 735.
Piſang, ſ. Musa.
Piſano (Nicola; Giovanni; Andrea; Nino; Tammaſo; Victor). 735.
Piſé. 736.
Piſidien. 736.
Piſiſtratus. 736.
Piſo (Familie). 737.
Piſtacien. 738.
Piſtill, ſ. Stempel.
Piſtoja (Stadt). 738.
Piſtoja (Leonarda da). 739.
Piſtole (Waffe). 739.
Piſtole (Münze). 739.
Pitaval (François Gayat de). 739.
Pitcairn. 739.
Pithäus (Peter). 740.
Pitiscus (Bartholomäus). 740.
Pitt der Aeltere, ſ. Chatham (William Pitt, Graf von).
Pitt (William, der Jüngere). 741.
Pittakus. 742.
Pittoresk. 742.
Pittsburgh. 742.
Pityuſen, ſ. Balearen.
Pius (Päpſte). 743.
Pius II. (Papſt). 743.
Pius VI. (Papſt). 744.
Pius VII. (Papſt). 745.
Pius VIII. (Papſt). 746.
Pius IX. (Papſt). 747.
Piusverein. 748.
Pizarro (Francisco). 749.
Pizzicata. 750.
Pizzighettone. 750.
Pjatigorsk. 750.
Placat. 751.
Placet. 751.
Plaſond. 751.
Plagiarius. 752.
Plagium, ſ. Menſchenraub.
Plaid. 752.
Plaidiren. 752.
Plan. 752.
Planck (Gottlieb Jakob; Heinr. Ludwig). 752.
Planetarium. 753.
Planeten. 753.
Planiglobium. 755.
Planimeter. 755.
Planimetrie. 756.
Planiſphärium, ſ. Aſtrolabium.
Planta (Martin von). 756.
Plantage. 756.
Plantagenet. 756.
Plantago. 760.
Plänterwirthſchaft. 760.
Plantin (Chriſtoph). 760.
Planudes (Maximus). 761.
Plaſtik. 761.
Plaſtiſche Chirurgie. 761.
Pläswitz. 762.
Plata, ſ. La-Plata.
Platää. 762.
Platane. 762.
Platen (Geſchlecht; Franz Ernſt von; Hans Friedr. von; Dubislaw Friedrich von); P. zu Hallermund (Graf Georg von; Graf Guſtav von; Graf Julius von; Graf Adolf von). 763.
Platen-Hallermund (Aug., Graf von). 763.
Plater (Familie; Graf Ludwig; Graf Staniſlaw; Gräfin Emilie; Graf Cäſar; Graf Wladiſlaw; Graf Thaddäus; Michael; Lucian; Ferdinand; Graf Ignaz; Konſtantin). 764.
Platin. 765.
Platner (Ernſt; Ernſt Zacharias; Eduard). 766.
Plato (Philoſoph). 767.
Platon (Metropolit). 770.
Platoniſche Liebe. 770.
Platow (Matwei Iwanowitſch, Graf). 771.
Plattdeutſch. 771.
Plattenſee. 772.
Platterbſe, ſ. Lathyrus.
Plattform. 773.
Plattfuß. 773.
Plattiren. 773.
Plattmönch. 773.
Platzmajor. 774.
Plauen. 774.
Plauenſcher Grund. 774.
Plautus (Titus Maccius). 775.
Plebiscit. 775.
Plebs. 775.
Pleißnerland. 776.
Plejaden. 776.
Plektron. 777.
Plenum. 777.
Pleonasmus. 777.
Pleſiosaurus. 777.
Pleſtow. 777.
Pleß. 778.
Plethon (Georgius Gemiſthus). 778.
Plethora. 778.
Pleura. 778.
Pleyel (Ignaz; Camille; Marie Felicité). 778.
Plinius (Cajus Secundus, der Aeltere). 779.
Plinius (Cajus Cäcilius Secundus, der Jüngere). 779.
Plinth. 780.
Plock. 780.
Plomb; Plombiren. 780.
Plombières. 781.
Plön. 781.
Plötze. 782.
Plünderung. 782.
Plural, ſ. Numerus.
Plus. 782.
Plüſch. 782.
Plusquamperfectum, ſ. Präteritum.
Plutarch. 782.
Pluto. 783.
Plutoniſch. 784.
Plutos. 784.
Pluviale. 784.
Plymouth (in England). 784.
Plymouth (in Nordamerika). 785.
Pneuma. 785.
Pneumatiſch. 786.
Pneumanie, ſ. Lunge.
Pnyx. 786.
Po. 787.
Poa. 787.
Pocci (Franz, Graf). 787.
Pochwerke. 788.
Pöcile. 788.
Pocken, ſ. Blattern.
Pockenholz, ſ. Guajak.
Podagra. 788.
Podeſtà. 789.
Podiebrad und Kunſtat (Georg Boczko von). 789.
Podium. 789.
Podlachien. 790.
Podolien. 790.
Poe (Edgar Allan). 790.
Poelemburg (Cornelis). 791.
Poerio (Carlo, Baron; Aleſſandro). 791.
Poeſie. 792.
Poëta laureatus. 793.
Poetik. 793.
Poggendorff (Joh. Chriſtian). 793.
Pogodin (Michail Petrawitſch). 794.
Poinſinet (Ant. Alex. Henri). 794.
Point-de-Galle. 795.
Poiſſy. 795.
Poitiers (Stadt). 795.
Poitiers (Diane de, Herzogin von Valentinois). 796.
Poitou. 797.
Pökelfleiſch. 797.
Pola. 797.
Polareis. 798.
Polariſation des Lichts. 798.
Polarkreis. 799.
Polarländer. 799.
Polarſtern; Polhöhe. 799.
Polder. 799.
Pole; Polardiſtanz; Polarität. 800.

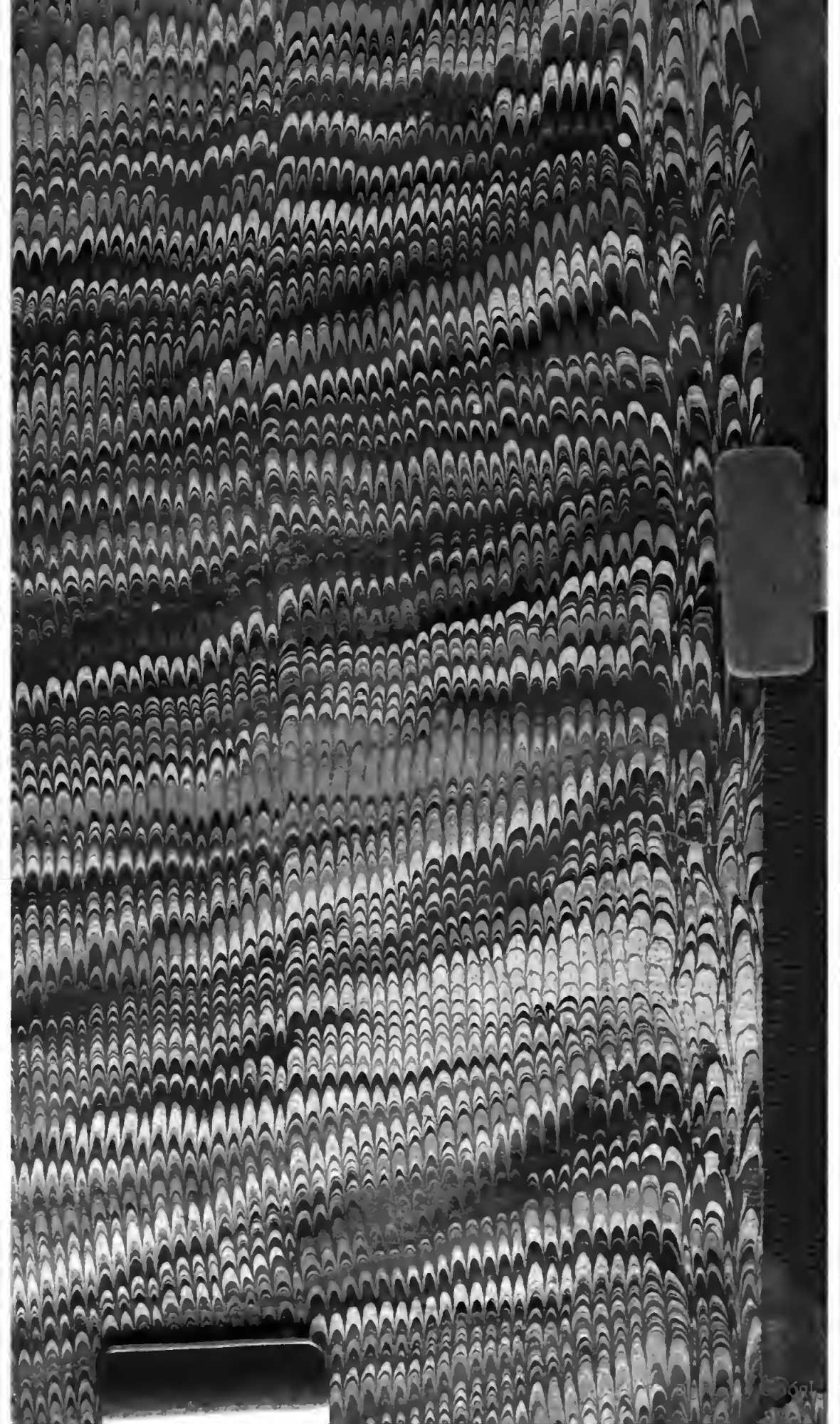
Polei. 800.
Polemik. 800.
Polemo. 801.
Polemonium. 801.
Polen (Geſchichte; Königreich). 801.
Polniſche Sprache und Literatur. 819.
Polenta. 826.
Polewoi (Nikolai Alexejewitſch; Xenophont Alexejewitſch; Katharina Alexejewna Awdejew; Peter). 826.
Polianthes. 826.
Police. 827.
Policinell, ſ. Pulcinella.
Polidoro da Caravaggio, ſ. Caldara (Polidoro).
Polignac (Geſchlecht; Melchior de; Scipion de; Jules de; Armand Jules Marie Héraclius, Herzog von; Jules Auguſte Armand Marie, Fürſt von; Jules Armand Jean Melchior, Herzog von; Camille Henri Melchior, Graf von). 827.
Poliklinik, ſ. Klinik.
Poliren. 828.
Politik. 829.
Politiſches Gleichgewicht. 829.
Politiſche Poeſie. 830.
Politiſche Verbrechen und Vergehen. 831.
Politiſche Vereine. 831.
Pölitz (Karl Heinr. Ludw.). 832.
Polizei. 832.
Poliziano (Angelo). 833.
Polk (James Knox). 834.
Polka. 835.
Polkwitz. 835.
Pollen, ſ. Standgefäße.
Pollio (Cajus Aſinius; Cajus Aſinius). 835.
Pöllnitz (Karl Ludwig, Freiherr von). 836.
Pollok (Robert). 836.
Pollutionen. 836.
Pollux, ſ. Dioskuren.
Pollux (Julius; Julius). 837.
Polo (Marco). 837.
Polock. 838.
Polonaiſe. 838.
Polterabend. 838.
Polyänus. 839.
Polybius. 839.
Polychromie. 840.
Polydorus. 841.
Polyeder. 841.
Polygala. 841.
Polygamie. 842.
Polyglotte. 842.
Polygnotos. 842.
Polygon; Polygonalſyſtem; Polygonalzahlen. 843.
Polygonum, ſ. Knöterich.
Polyhiſtor. 843.
Polyhymnia. 843.
Polykarpos. 843.
Polykletus. 843.
Polykotyledonen. 844.
Polykrates. 844.
Polyneſien, ſ. Auſtralien.
Polynices. 844.
Polynom. 844.
Polypen (zoolog.). 845.
Polypen (medic.). 845.
Polyphem. 845.
Polypodium. 845.
Polyporus. 846.
Polyptoton. 846.
Polyſyperchon. 846.
Polyſyndeton. 846.
Polytechnik. 846.
Polytheismus. 847.
Polytrichum. 847.
Polyxena. 848.
Pomaceen. 848.
Pomade. 848.
Pomare (Königin), ſ. Otaheiti.
Pombal (Sebaſtião Joſe de Carvalho e Mello, Graf v. Oeyras und Marquis von). 848.
Pomeranzen. 849.
Pomerellen. 850.
Pommern. 850.
Pomologie, ſ. Obſt und Obſtbaumzucht.
Pomona. 853.
Pomörium. 853.
Pompadour (Jeanne Antoinette Poiſſon, Marquiſe de). 853.
Pompeji. 853.
Pompejus (Geſchlecht; Quintus; Cnejus P. Strabo; Cnejus P. Magnus; Cnejus; Sextus). 854.
Pompejusſäule. 856.
Pompelmuſe. 856.
Pompiercorps, ſ. Feuerlöſchweſen.
Ponce de Leon (Fray Luis). 856.
Pondichéry. 856.
Poniatowſki (Familie; Stanislaw; Kazimierz; Andrzej; Michal; Jozef Antoni, Fürſt; Staniſlaw; Fürſt Jozef; Ignaz; Jozef). 857.
Poninſki (Familie; Anton; Stephan; Franz; Adam; Franz; Joſeph; Anton; Adam; Wladiſlaw; Fürſt Calixt Valentin; Graf Eduard). 859.
Pönitentiaranſtalten, ſ. Gefängnißweſen.
Pönitenz; Pönitenzpfarre; Pönitentiarius. 859.
Pons (Louis). 859.
Ponſard (Francis). 859.
Ponſon Du Terrail (Pierre Alexis, Vicomte von). 860.
Pont-à-Mouſſon. 861.
Pontanus (Joh. Iſaak; Johann Jovianus). 861.
Ponte (Jacopo da), ſ. Baſſano.
Ponte (Lorenzo da), ſ. Daponte.
Ponte-Corvo. 861.
Pontifex. 861.
Pontificat; Pontificalien. 862.
Pontiniſche Sümpfe. 862.
Pontivy, ſ. Napoléonville.
Pontoiſe. 863.
Ponton. 863.
Pontoppidan (Erik, der Aeltere; Erik, der Jüngere). 863.
Pontormo. 864.
Pontremoli. 864.
Pontus. 864.
Pony. 865.
Ponzainſeln. 865.
Popayán. 866.
Pope (Alexander). 866.
Pope (Geiſtlicher). 867.
Poppelsdorf. 867.
Pöppig (Eduard). 867.
Popularität. 868.
Population, ſ. Bevölkerung.
Populus. 868.
Poreius. 869.
Porbenone. 869.
Poren. 869.
Porphyr. 870.
Porphyrius. 870.
Porpora (Nicolo). 870.
Porré. 871.
Porſenna. 871.
Porſon (Richard). 871.
Port-au-Prince. 872.
Port-Mahon, ſ. Minorca.
Port-Natal, ſ. Natal.
Port-Royal-des-Champs. 872.
Port-Said, ſ. Damiette.
Porta (Baccio della), ſ. Bartolommeo (Fra).
Porta Westphalica. 873.
Portal. 873.
Portalis (Jean Etienne Marie; Joſeph Marie, Graf von). 873.
Portament. 874.
Porteépée. 874.
Portefeuille. 874.
Porter. 874.
Portfolio. 874.
Portici. 875.
Porticus. 875.
Portiuncula, ſ. Aſſiſi.
Portland. 875.
Portland-Baſe. 876.
Porto, ſ. Oporto.
Porto-Alegre. 876.
Portobello. 876.
Portorico. 876.
Porträt. 877.
Portsmouth. 878.
Portugal (geogr.-ſtatiſtiſch; geſchichtlich). 879.
Portugieſiſche Sprache und Literatur. 894.
Portulak. 902.
Portwein. 902.
Porzellan. 903.
Poſamentier. 906.
Poſaune. 906.
Pöſchelianer. 907.
Poſeidon, ſ. Neptun.
Poſen (Provinz). 908.
Poſen (Stadt). 909.
Poſidonius. 910.
Poſition. 910.

Positiv. 911.
Positivismus. 911.
Posse. 911.
Posselt (Ernst Ludw.). 911.
Possevini (Antonio). 912.
Postament, s. Piedestal.
Posten. 912.
Poste restante. 912.
Posthumus. 912.
Postillen. 912.
Postulat. 912.
Postwesen. 913.
Potemkin (Grigorij Alexandrowitsch, Fürst). 920.
Potentilla. 921.
Potenz. 922.
Potenza. 922.
Potfisch, s. Koschelot.
Pothier (Rob. Jos.). 922.
Potocki (Familie; Graf Stanislaw Felix; Wladimir; Graf Ignacy; Graf Stanisl. Kostka; Graf Jon; Claudyna). 922.
Potosi. 924.
Potpourri. 925.
Potsdam. 925.
Pott (Aug. Friedr.; David Julius). 926.
Pottasche. 927.
Potter (Louis de). 927.
Potter (Paul). 928.
Potteries. 928.
Poudrette. 929.
Pouillet (Claude Servais Mathias). 929.
Poujoulat (Jean Joseph François). 929.
Poularden. 930.
Pouqueville (François Charles Hugues Laurent). 930.
Pourtalès (Geschlecht). 930.
Poussin (Nicolas; Gasparo). 931.
Pözl (Joseph). 932.
Pozzo di Borgo (Karl Andreas, Graf). 932.
Pozzuoli. 933.
Präbende, s. Pfründe.
Präcipitat, s. Niederschlag.
Präcipuum. 933.
Präclusion. 934.
Prädestination. 934.
Prädicamente, s. Kategorien.
Prädicat. 935.
Prodier (James). 935.
Pradt (Dominique Dufour de). 935.
Präexistenz. 936.
Präfect. 936.
Prag. 937.
Praga. 941.
Prägen. 942.
Prägeschatz, s. Münze und Münzwesen.
Pragmatisch. 942.
Pragmatische Sanction. 942.
Prahm. 943.
Prairien. 943.
Präjudiz. 944.
Praktisch; Praktik; Praktikant. 944.
Prälaten. 944.
Präliminarien. 945.
Präludium, s. Vorspiel.
Pram (Christen Henriksen). 945.
Prämie. 945.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

B89094371291
B89094371291A





b89094371291
b89094371291a